This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

II
20
,W 375

Allgemeine Weltgeschichte.

Fünfzehnter Band.

Das Recht der englischen und französischen Uebersetzung behält sich der Verfasser vor.

18866
GENERAL LIBRARY
University of
MICHIGAN

Allgemeine
Weltgeschichte

mit besonderer Berücksichtigung

des

Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen

für die gebildeten Stände bearbeitet

von

Dr. Georg Weber.

Fünfzehnter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1880.

Geschichte

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. Georg Weber.

Zweite Abtheilung.

Von der Pariser Julirevolution bis zum Berliner Congreß und dessen Wirkungen.

GENERAL LIBRARY
University of
MICHIGAN

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1880.

Vorwort zum Schlußband.

Mit dem vorliegenden XV. Bande ist das Werk abgeschlossen, an dem ich fünfundzwanzig Jahre mit unermüdlichem Fleiße gearbeitet habe. Indem ich nunmehr Abschied nehme von einem Buche, das mir viele Mühe und Sorgen, aber auch eine Fülle von innerer Erhebung und Befriedigung gewährt hat, fühle ich mich gedrungen, meinen Dank auszusprechen für so manche Beweise von Theilnahme und Anerkennung, die mir im Laufe der Jahre von verschiedenen Seiten zugegangen sind, für so manche Winke und Berichtigungen, die mir stets Anlaß zu gewissenhafter Prüfung und Berücksichtigung gaben. Zugleich wiederhole ich die früher ausgesprochene Bitte um Nachsicht und Indemnität wegen Ueberschreitung der ursprünglich festgesetzten Bändezahl. Ich wurde dazu um so mehr ermuthigt, als man mich wohlwollend aufgefordert hat, die neueste Geschichte nicht kürzer zu behandeln. Ich habe dieser Aufforderung um so williger Gehör geschenkt, als sie mit meinen eigenen Ansichten übereinstimmte. Schon vor Jahren habe ich mich in dieser Beziehung dahin ausgesprochen: „Je mehr die Geschichtschreibung sich der Gegenwart nähert, desto mehr wird ein Verfahren am Platze sein, welches mit dem Gesammtbilde die Einzeldarstellung verbindet, welches neben den großen Weltbegebenheiten auch das Kleinleben der Geschichte beachtet, neben den mächtigen Herrschaften und Reichen auch den historischen Erlebnissen der Geringen und Schwachen Rechnung trägt." Dabei habe

ich zugleich bemerkt, daß es mein eifrigstes Anliegen sein werde, dem Grundsatze der gedrängten Darstellung möglichst treu zu bleiben, stets darauf bedacht zu sein, durch präzise Fassung und durch Vermeidung aller Abschweifungen, alles Ueberflüssigen, Unwichtigen und Nebensächlichen auch die neueren Ereignisse und Errungenschaften in ihrem historischen Entwickelungsgang erscheinen zu lassen, auch das geschichtliche Leben der jüngsten Vergangenheit im Ganzen wie im Einzelnen von solchen Seiten zu fassen und darzustellen, daß die „gebildeten Stände", für welche das Werk bestimmt ist, alles Bedeutsame darin finden werden, so sehr auch der geschichtliche Horizont sich nothwendig erweitert. Diesem Versprechen glaube ich nach Möglichkeit nachgekommen zu sein.

Der vorliegende XV. Band behandelt die Geschichte vom Jahre 1830 bis zur Gegenwart, also eine Periode, die ich selbst mit vollem Verständniß und geistiger Mannesreife durchlebt habe. Da ich schon vor dem Jahre 1848 mit universalhistorischen Arbeiten an die Oeffentlichkeit getreten war, so schrieb ich von diesem Zeitpunkte an alle geschichtlichen Begebenheiten und Tageserscheinungen nach den zuverlässigsten Quellen nieder mit der Absicht späterer Veröffentlichung. Diese Aufzeichnungen, in der Folge vielfach erweitert und correcter gefaßt, bilden die Unterlage für die Geschichte der letzten Jahrzehnte. Sie reflectiren somit die unmittelbaren Eindrücke eines aufmerksamen zeitgenössischen Beobachters und zeigen vielleicht noch Spuren der Frische und Wärme, welche jeder Schreibende bei Darstellungen empfindet, die ihn persönlich berühren, einen Hauch von jenem Pathos, welches unwillkürlich aus dem Herzen in die Feder strömt. Doch wird man nie die Gerechtigkeit und Humanität vermissen, die sich der Verfasser zum Wahrspruch gewählt, nie ihn mit Recht beschuldigen dürfen, daß er mit ungleichem Maßstabe gemessen.

Auf Seite 280 des Bandes habe ich dem Abschnitte: „Die Revolutionsbewegungen der Jahre 1848 bis 1851" folgende Bemerkung vorausgeschickt: „In so fieberhaft erregten Zeitläuften, wo das öffentliche Leben sich mehr als sonst auf Markt und

Straße, in Volksversammlungen und parlamentarischen Kämpfen abspielte und trotz der stürmischen Beweglichkeit eine gewisse Einförmigkeit und Gleichartigkeit herrschte, schien dem Universalhistoriker die Aufgabe gestellt, in den Wogen des hinbrausenden Völkerstromes die treibenden Gedanken und Tendenzen zu begreifen, die Ziele zu erforschen, denen der Volksinstinkt zustrebte, die späteren Errungenschaften in ihrem Werden zu errathen. — Was die Urtheile über einzelne Persönlichkeiten betrifft, so möchte jetzt nach mehr als dreißig Jahren bei objektiverer Betrachtung vielleicht die eine oder andere in einem etwas verschiedenen Lichte erscheinen. Dennoch hat es der Verfasser vorgezogen, auch in diesem Punkte die alten Eindrücke und Ansichten festzuhalten, sei es auch nur, um jeden Schein einer Sinnesänderung nach der Zeitströmung zu vermeiden. Sie sind der Ausdruck der öffentlichen Meinung jener Tage. Und wenn auch mancher damals hochgefeierte Name in der Folge erbleichte oder von dunkeln Schatten überzogen ward, so muß man bedenken, daß in bewegten Zeiten Keiner sich ausschließlich selbst angehört, daß er von der Umgebung und von der Atmosphäre, in der er sich bewegt, gehoben und getragen wird, und daß in solchen Lagen und Verhältnissen der Spruch des Dichters sich bewährt: Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken. Unsere Darstellung wird beweisen, daß wir allenthalben nach dem Grundsatze zu handeln suchten: Niemand zu lieb und Niemand zu leid."

Diese Bemerkung hat auch für die nachfolgenden Abschnitte ihre Gültigkeit. Stets hat der Verfasser gesucht, wie ein gewissenhafter Steuermann über die sturmbewegten Fluthen zu segeln, den Blick unverrückt auf die leuchtenden Sterne, auf die idealen Güter der Menschheit gerichtet; sich selbst treu bleiben ist ein sicherer Stab in den verschlungenen Gängen des Lebens.

Und so schließen wir denn mit den Worten, womit wir vor zwei Jahren die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts angekündigt und die wir bei der Ausarbeitung stets im Auge behalten haben: „Es liegt in der Natur des Menschen, die Vergangenheit in einem verklärten Lichte zu schauen, über die eigenen

Erlebnisse ein trübes Urtheil zu fällen. Von dieser pessimistischen Auffassung des Lebens und der Weltgeschichte ist der Verfasser von jeher frei gewesen. Schon vor Jahren hat er bei einer andern Gelegenheit sich geäußert: er habe den Glauben an den Fortschritt der Menschheit zum Besseren und Edleren stets in der Brust getragen und nicht muthlos das Haupt gesenkt, wenn da oder dort die Früchte nicht der Aussaat entsprachen; aus der Geschichte selbst habe er gelernt, daß das Echte und Wahre nie ganz verloren gehe, daß es oft nach jahrelangen Trübungen und Verkennungen wieder zur Geltung und zum Siege komme". Diesen Glauben habe ich niemals verloren; er hat mich in meinem historischen Urtheil geleitet und mich fern gehalten von der morosen Weltanschauung, die man dem Alter so häufig zum Vorwurf macht. Ich habe Lob und Tadel nicht nach persönlichen Neigungen oder Antipathien vertheilt, sondern stets einen höheren historischen oder philosophischen Standpunkt zu gewinnen gesucht.

Heidelberg, Ende November 1880.

Georg Weber.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

A. Das geschichtliche Leben zwischen zwei Revolutionen 1

I. Uebersicht und Allgemeines . . . . —

1. Die politische Weltlage und die Nationalitäten . . . . —
2. Gesellschaftliche Ungleichheit und socialistische Reformsysteme. Erste Periode 13
   Literatur . . . . —
3. Bewegungen auf dem Gebiete der Religion und Kirche 28
   Literatur. . . . . —
   A. Die katholische Kirche . . . . —
   B. Die protestantische Kirche 54
      a. Die protestantische Theologie in Deutschland . . . . —
      b. Wandlungen und Gegensätze in der evangelischen Kirche Deutschlands 66
      c. Das protestantische Ausland 81

II. Geschichtsleben in den Einzelstaaten 86

A. Erste Gruppe. Westen und Süden . . . . —
   Geschichtsliteratur . . . . —
   1. Frankreich unter Louis Philipp. 87
      a. Innere Geschichte . . . . —
         1. Die Julitegierung im Aufgang . . . . —
         2. Die Julitegierung im Niedergang 106
      b. Frankreichs Stellung nach Außen 115
         1. Italien und der Orient. . . . . —
         2. Algier und Tahiti. 132
   2. Die Pyrenäische Halbinsel 140
      a. Die letzten Regierungsjahre Ferdinand's VII. und das Thronfolgegesetz. . . . . —
      b. Carlisten und Christinos. 150
      c. Der Bürgerkrieg 157
      d. Innere Parteikämpfe 164
      e. Portugal 170

Seite
3. Großbritannien 174
a. Englands Staatsleben im Innern . . . . . —
b. Die öffentlichen Zustände in Irland 186
c. Beziehungen zum Ausland 193
B. Zweite Gruppe. Deutschland und der Osten 201
Zur Geschichtsliteratur . . . . . —
I. Deutsche Geschichte von der Julirevolution bis zur Februarrevolution . . —
1. Revolutionäre Bewegungen und Reaction . . . . . —
2. Nationale Regungen. Der Zollverein. Die schleswig-holsteinische Frage 214
3. Preußen 222
a. Das Rückschrittssystem unter Friedrich Wilhelm IV. . . . . . —
b. Die Verfassungsfrage und der vereinigte Landtag 229
4. Mittlere und kleinere Staaten Norddeutschlands 234
5. Die süddeutschen Staaten 242
II. Oesterreich 250
1. Das Metternich'sche System in der Agonie . . . . . —
2. Nationale Bewegungen in den österreichischen Nebenländern 254
III. Rußland unter Kaiser Nicolaus I. 260
1. Absolutismus und Kriegspolitik . . . . . —
2. Cultur und Literatur 269
B. Die Revolutionsbewegungen der Jahre 1848 bis 1851 279
Quellen und literarische Hülfsmittel . . . . . —
I. Die Vorboten 280
1. Italien . . . . . —
2. Deutschland und die Schweiz (Sonderbundskrieg) 288
II. Die Pariser Februarrevolution und die zweite Republik 295
III. Zug der Revolution durch Europa 305
1. Deutschland und die deutschen Großstaaten . . . . . —
2. Italiens Wechselfälle 315
IV. Die deutschen Verfassungskämpfe 329
1. Die constituirende Nationalversammlung in Frankfurt . . . . . —
2. Preußen und Frankfurt 336
3. Die constituirende Reichsversammlung in Berlin 340
4. Der österreichische Reichstag und die Wiener Zustände 345
5. Deutschland und Oesterreich 354
6. Die deutsche Reichsverfassung 360
7. Der Umschlag in Oesterreich und Preußen 368
8. Schleswig-Holstein 381
9. Die Bewegung zur Durchführung der deutschen Reichsverfassung . . . 384
10. Unterdrückung der Revolution im südwestlichen Deutschland 390
V. Ungarns Erhebung und Fall 400
1. Völker- und Racenkämpfe . . . . . —
2. Die Revolution siegreich 406
3. Umschlag und Niederlage 410

Seite

VI. Scheitern der deutschen Reformpläne und allgemeine Reaction . 415

1. Die letzten Constitutionsversuche . . . . —
2. „Das Trauerspiel in Kurhessen“ und Preußens Demüthigung 420
3. Herstellung des Bundestages und Preisgebung der Herzogthümer im Norden 425

VII. Republik und Bonapartischer Staatsstreich in Frankreich 428

C. Cultur- und Geistesleben in Deutschland 440

I. Die poetische Literatur nach Goethe . . . . —

1. Stellung der Literatur zu den Zeitrichtungen . . . . —
2. Börne und Heine. Das junge Deutschland 443
3. Die Dichter unter dem Einfluß politischer und socialer Zeitfragen . . . 451
4. Das literarische Oesterreich 459
5. Frauenliteratur 462

II. Die deutsche Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert 466

1. Wege und Ziele. —
2. Die deutsche Philosophie seit 1830 468
3. Philologie und Sprachwissenschaft 477
4. Geschichtschreibung 489
5. Rechtswissenschaft 497
6. Pädagogik 512
7. Naturwissenschaften und Mathematik 517
8. Digression auf das volkswirthschaftliche und socialpolitische Gebiet in der europäischen Staatenfamilie (Zweite Periode). 536
Literarische Hülfsmittel . . . . —
1) Das moderne Wirthschaftsleben . . . . —
2) Die Wissenschaft der Nationalökonomie 539
a. England . . . . —
b. Frankreich 544
c. Deutschland 546
3) Der neueste Socialismus und die Arbeiterbewegung 552
a. Die Schärfung der Klassengegensätze und die reformatorischen Bestrebungen von Schulze-Delitzsch . . . . —
b. Die Internationale 553
c. Die deutsche Socialdemokratie 558
d. Die Prinzipien des neuesten Socialismus 563
e. Der russische Nihilismus 565

III. Literarische Rundschau der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit 566

A. Süd- und Westdeutschland. . . . . —

1. Am Rhein 567
2. Schwaben 574
3. Franken 576
4. Baiern 577
5. Oesterreich 579

Seite

B. Mittel- und Norddeutschland . . . 581
1. Thüringen und Sachsen mit Leipzig . . . —
2. Preußen und Berlin . . . 584
3. Hannover . . . 589
4. Die Hansestädte . . . 591
5. Oldenburg und Mecklenburg . . . 592
6. Schleswig-Holstein . . . 593
7. Hessen . . . 594

IV. Die Kunst im neunzehnten Jahrhundert . . . 595
Kunstgeschichtliche Hülfsmittel . . . —

A. Die bildenden Künste . . . —
1. Künstlerische Zeitrichtungen . . . —
2. Malerei . . . 599
a. Deutschland . . . —
b. Die Malerkunst im Ausland . . . 619
3. Plastik . . . 632
4. Architectur . . . 638

B. Die Tonkunst im neunzehnten Jahrhundert . . . 642

D. Von der Errichtung des zweiten französischen Kaiserthums bis zum Frankfurter Frieden . . . 650
Politisch-historische Hülfsmittel . . . —

I. Die Westmächte und Rußland . . . 651
1. Frankreich und England in ihrer geschichtlichen Stellung . . . —
a. Das zweite französische Kaiserthum . . . —
b. Das Staatsleben Englands . . . 668
2. Die orientalischen Wirren und der Krimkrieg . . . 673
a. Lage und Zustände . . . —
b. Krieg an der Donau . . . 678
c. Der Völkerkrieg in der Krim . . . 684
d. Der Pariser Frieden und die politischen Zustände in der orientalischen Welt . . . 691
3. Rußland und Polen unter Alexander II. . . . 699

II. Deutschland und die deutschen Großmächte . . . 722
1. Die deutschen Bundesstaaten . . . —
a. Gang der deutschen Geschichte . . . —
b. Religiöse Erregung und Concordate . . . 728
c. Bundestag und Bundesstaaten in der Reactionszeit . . . 731
2. Die deutschen Großmächte . . . 738
a. Oesterreich . . . —
b. Preußen . . . 746
1) Friedrich Wilhelm's IV. letzte Regierungsjahre . . . —
2) Die neue Aera . . . 753
3. Schleswig-Holstein . . . 757
a. Der diplomatische Krieg . . . —
b. Der Waffengang . . . 761

Seite

III. Die Gründung des Königreichs Italien 773
1. Politische Gegensätze und der Kampf wider Oesterreich . . . . —
a. Lage und Parteistellung . . . . —
b. Magenta. Solferino. Villafranca 784
2. Durchführung des Einigungswerks. 796
a. Neapel und der Kirchenstaat . . . . —
b. Cavour und Garibaldi 805

IV. Die außereuropäischen Staaten 812
1. Die Empörung im indobritischen Reich . . . . —
2. Mexico 822
3. Die republicanischen Staaten von Mittel- und Südamerika 834
4. Die vereinigten Staaten Nordamerika's 853
a. Bundesverfassung und Sclavenfrage . . . . —
b. Bürgerkrieg und Umgestaltung der Unionsverfassung 864

V. Die geschichtlichen Begebenheiten der Jahre 1865 bis 1870 . . . 876
1. Preußen und Oesterreich bis zum Vertrag von Gastein . . . . —
2. Der Krieg vom Jahre 1866 885
a. Die Genesis des Kriegs. . . . . —
b. Der deutsche Bund und die neue Parteistellung 895
c. Die Waffengänge 899
d. Ausgang des Kriegs und Friedensschlüsse 912
e. Preußen und der norddeutsche Bund 923
f. Oesterreich-Ungarn, Frankreich und das neue Deutschland 931
3. Parteikämpfe und Revolution in Spanien. 937
4. Das ökumenische Concil im Vatican und der Fall des Kirchenstaats . . 947

VI. Der deutsch-französische Krieg von 1870 bis 1871 und das neue deutsche Reich 954
Quellen und Hülfsschriften . . . . —
1. Die Entstehung des Kriegs und die öffentliche Meinung 955
2. Die ersten Augusttage 969
3. Der Krieg um Metz 977
4. Die Katastrophe von Sedan und der Sturz des französischen Kaiserthums 992
5. Der Krieg gegen das republicanische Frankreich 1003
1) Die Deutschen vor Paris. Lage und Stimmung in Frankreich . . —
2) Der Belagerungskrieg vor Straßburg 1013
3) Die deutsche und französische Kriegführung und der Fall von Metz . 1019
4) Versailles und Paris. 1031
6. Der revolutionäre Terrorismus in Frankreich und die Winterfeldzüge . 1036
1) Der Festungskrieg und der südöstliche Kriegsschauplatz . . . . . —
2) Die Kämpfe an der Loire und Sarthe 1042
3) Zwischen Seine und Somme 1049
7. Das neue deutsche Reich und der Waffenstillstand 1054
8. Die Kämpfe im südöstlichen Frankreich und der Präliminarfrieden von Versailles 1065
9. Die Pariser Commune und der Frankfurter Frieden 1078

Seite
B. Mittel- und Norddeutschland . . . 581
1. Thüringen und Sachsen mit Leipzig . . . —
2. Preußen und Berlin . . . 584
3. Hannover . . . 589
4. Die Hansestädte . . . 591
5. Oldenburg und Mecklenburg . . . 592
6. Schleswig-Holstein . . . 593
7. Hessen . . . 594

IV. Die Kunst im neunzehnten Jahrhundert . . . 595
Kunstgeschichtliche Hülfsmittel . . . —

A. Die bildenden Künste . . . —
1. Künstlerische Zeitrichtungen . . . —
2. Malerei . . . 599
a. Deutschland . . . —
b. Die Malerkunst im Ausland . . . 619
3. Plastik . . . 632
4. Architectur . . . 638

B. Die Tonkunst im neunzehnten Jahrhundert . . . 642

D. Von der Errichtung des zweiten französischen Kaiserthums bis zum Frankfurter Frieden . . . 650
Politisch-historische Hülfsmittel . . . —

I. Die Westmächte und Rußland . . . 651
1. Frankreich und England in ihrer geschichtlichen Stellung . . . —
a. Das zweite französische Kaiserthum . . . —
b. Das Staatsleben Englands . . . 668
2. Die orientalischen Wirren und der Krimkrieg . . . 673
a. Lage und Zustände . . . —
b. Krieg an der Donau . . . 678
c. Der Völkerkrieg in der Krim . . . 684
d. Der Pariser Frieden und die politischen Zustände in der orientalischen Welt . . . 691
3. Rußland und Polen unter Alexander II. . . . 699

II. Deutschland und die deutschen Großmächte . . . 722
1. Die deutschen Bundesstaaten . . . —
a. Gang der deutschen Geschichte . . . —
b. Religiöse Erregung und Concordate . . . 728
c. Bundestag und Bundesstaaten in der Reactionszeit . . . 731
2. Die deutschen Großmächte . . . 738
a. Oesterreich . . . —
b. Preußen . . . 746
1) Friedrich Wilhelm's IV. letzte Regierungsjahre . . . —
2) Die neue Aera . . . 753
3. Schleswig-Holstein . . . 757
a. Der diplomatische Krieg . . . —
b. Der Waffengang . . . 761

Seite
III. Die Gründung des Königreichs Italien 773
1. Politische Gegensätze und der Kampf wider Oesterreich . . . . —
a. Lage und Parteistellung . . . . —
b. Magenta. Solferino. Villafranca 784
2. Durchführung des Einigungswerks 796
a. Neapel und der Kirchenstaat . . . . —
b. Cavour und Garibaldi 805
IV. Die außereuropäischen Staaten 812
1. Die Empörung im indobritischen Reich . . . . —
2. Mexico 822
3. Die republicanischen Staaten von Mittel- und Südamerika 834
4. Die vereinigten Staaten Nordamerika's 853
a. Bundesverfassung und Sclavenfrage . . . . —
b. Bürgerkrieg und Umgestaltung der Unionsverfassung 864
V. Die geschichtlichen Begebenheiten der Jahre 1865 bis 1870 . . . 876
1. Preußen und Oesterreich bis zum Vertrag von Gastein . . . . —
2. Der Krieg vom Jahre 1866 885
a. Die Genesis des Kriegs . . . . —
b. Der deutsche Bund und die neue Parteistellung 895
c. Die Waffengänge 899
d. Ausgang des Kriegs und Friedensschlüsse 912
e. Preußen und der norddeutsche Bund 923
f. Oesterreich-Ungarn, Frankreich und das neue Deutschland 931
3. Parteikämpfe und Revolution in Spanien 937
4. Das ökumenische Concil im Vatican und der Fall des Kirchenstaats . . 947
VI. Der deutsch-französische Krieg von 1870 bis 1871 und das neue deutsche Reich 954
Quellen und Hülfsschriften . . . . —
1. Die Entstehung des Kriegs und die öffentliche Meinung 955
2. Die ersten Augusttage 969
3. Der Krieg um Metz 977
4. Die Katastrophe von Sedan und der Sturz des französischen Kaiserthums 992
5. Der Krieg gegen das republicanische Frankreich 1003
1) Die Deutschen vor Paris. Lage und Stimmung in Frankreich . . —
2) Der Belagerungskrieg vor Straßburg 1013
3) Die deutsche und französische Kriegführung und der Fall von Metz . 1019
4) Versailles und Paris 1031
6. Der revolutionäre Terrorismus in Frankreich und die Winterfeldzüge . 1036
1) Der Festungskrieg und der südöstliche Kriegsschauplatz . . . . . . —
2) Die Kämpfe an der Loire und Sarthe 1042
3) Zwischen Seine und Somme 1049
7. Das neue deutsche Reich und der Waffenstillstand 1054
8. Die Kämpfe im südöstlichen Frankreich und der Präliminarfrieden von Versailles 1065
9. Die Pariser Commune und der Frankfurter Frieden 1078

Seite

E. Die neueste Zeitgeschichte in ihrem äußeren Verlaufe 1094

I. Das erste Lustrum nach dem Frankfurter Frieden . . . . —

1. Das deutsche Reich und Preußen . . . . —
2. Oesterreich und Rußland 1130
a. Oesterreich . . . . —
b. Rußland 1138
3. England und Holland 1142
4. Frankreich 1148
5. Die Schweiz und Italien 1164
6. Spanien 1170

II. Die Jahre 1875 bis 1880 in geschichtlichen Umrissen . . . . . . —

1. Das deutsche Reich und Preußen . . . . —
2. Das Ausland 1210
a. Oesterreich-Ungarn . . . . —
b. Frankreich 1215
c. England 1228
d. Die Schweiz und Italien 1234
e. Spanien 1238
3. Der orientalische Krieg und Rußland 1242
Schlußbetrachtungen 1277

A. Das geschichtliche Leben zwischen zwei Revolutionen.

I. Uebersicht und Allgemeines.

1. Die politische Weltlage und die Nationalitäten.

Wir haben im vorigen Bande erfahren, welche Bewegungen die Pariser Julirevolution in der politischen Welt hervorrief. Die Völker athmeten auf von dem schweren Druck, der die Geister gefesselt hielt, und forderten laut und vernehmlich ein Staatswesen, wie es freier und gebildeter Menschen würdig sei. In den höheren Regionen gerieth man in Bestürzung: man fürchtete eine neue revolutionäre Propaganda, die, mit den unruhigen und unzufriedenen Elementen des Auslandes vereinigt, die so mühsam geschaffenen und so sorgfältig bewahrten Ordnungen und öffentlichen Zustände wieder umstürzen würde, und traf kriegerische Vorbereitungen zur Abwehr, die man in Frankreich als Einleitung zu einer neuen Invasion deutete und durch Gründung eines patriotischen „Nationalvereins" zu bekämpfen gedachte. Als aber die Juliregierung so friedliebend auftrat, den politischen Schwarmgeistern so wenig Entgegenkommen zeigte und der aufgeregten öffentlichen Meinung kein weiteres Zugeständniß machte, als daß sie feierlich erklärte, kein fremdes Einschreiten dulden zu wollen, schöpfte man wieder Muth und Vertrauen, und als Paskiewitsch dem Zaren meldete: „Sire, Warschau liegt zu Ihren Füßen", und der französische Minister des Auswärtigen der Kammer die Mittheilung machte: „die Ruhe herrscht in Warschau", da lenkte man in den höheren Kreisen allmählich wieder in die gewohnten Bahnen ein und bekämpfte die Widerstrebenden mit den alten Waffen. Dank dieser Friedfertigkeit des Königs Louis Philipp hatte demnach die Julirevolution für das europäische Staatswesen und die öffentlichen Zustände nicht die erschütternden Folgen, die Anfangs einige sorgliche und schwarzsichtige Männer, wie der Historiker Niebuhr, befürchteten. Aber das politische System konnte doch nicht mehr mit der bisherigen Strenge und Unbefangenheit aufrecht erhalten werden; die heilige Allianz hatte ihren Zauberbann verloren; die Völker ließen sich nicht mehr durch gleißnerische Worte täuschen; die Romantik trat, wie in der Literatur

Wirkungen der Julirevolution.

und Kunst, so im gesammten öffentlichen Leben vor dem Realismus der Wirklichkeit zurück. Das künstliche und hohle Gebilde einer Verbrüderung der Nationen zu einer christlichen Völkerfamilie brach zusammen. Die monarchisch-legitimistische Assecuranzpolitik wich dem Grundsatze der Nichtintervention. Wie sehr sich Anfangs die Souveräne im Osten und Norden gegen das neue Völkerrecht sträubten, man überließ es den Fürsten, ihre Sache mit ihren Unterthanen allein auszufechten. Die ausgedehnten militärischen Rüstungen in Frankreich verliehen der neuen Politik Nachdruck. Nur die starre Eigenwilligkeit des Zaren von Rußland machte dem Zeitgeiste keine Concessionen. Nicolaus beharrte standhaft bei seinem Groll und Widerwillen gegen den illegitimen Vertr königin Paris.

Die Verfassungsstaaten Westeuropa's. Die Julirevolution trennte die europäischen Staaten in zwei Gruppen, in den constitutionellen Westen, unter dem Einfluß Frankreichs und Englands, und in den absoluten Osten, wo Oesterreich, Rußland und Preußen Gesetze vorschrieben. In den kleineren Staaten der Mitte, Scandinavien, Deutschland, Italien, huldigte die Mehrzahl des Volks dem liberalen Fortschritt und wandte die Sympathien England und Frankreich zu, aber die Regierungen und die Geburts- und Beamten-Aristokratien waren im Allgemeinen für monarchisches Selbstregiment und lehnten sich an Oesterreich und Rußland an; höchstens suchten sie durch Einführung beschränkter Landstände mit Hervorhebung der Standesinteressen die Forderungen der Völker zu beschwichtigen. Gleichartigkeit der innern Politik, das gemeinsame Streben, den liberalen Tendenzen in der europäischen Staatenfamilie einen starken Rückhalt zu geben, und die diplomatische Gewandtheit Talleyrand's, der als Botschafter in London ganz im Sinne und nach der persönlichen Politik Louis Philipp's handelte, knüpften das Bündniß zwischen der Juliregierung und dem Whigregiment in England; und wenn gleich im Laufe der Zeit die nationale Rivalität um den Vorrang in dem belgischen Grenzstaate, die Vorgänge in Nordafrika und allerlei andere politische Reibungen und Differenzen, die bei der Oeffentlichkeit der Kammerverhandlungen und der Presse kein Geheimniß blieben, das gute Einvernehmen vorübergehend störten, und der Rücktritt Talleyrand's von der Londoner Botschaft und sein bald darauf erfolgter Tod (Mai 1838) das Band lockerten: das beiderseitige Interesse und die Vorliebe Guizot's und seiner Gesinnungsgenossen für England, Brougham's u. A. für Frankreich ließen es nie zu einem dauernden Bruch kommen. Bei einem Besuche des Marschalls Soult in London gewann es der britische Nationalstolz Juni 1838. über sich, den „Helden von Toulouse" neben dem „Sieger von Waterloo" zu feiern. Als die Engländer in ihrem Eifer für die Unterdrückung des Sklavenhandels das Recht ansprachen, alle verdächtigen Schiffe untersuchen zu dürfen, und dann mit den absoluten Mächten zur Beilegung der orientalischen Verwickelungen und Kämpfe zwischen der ottomanischen Pforte und dem Vicekönig von Aegypten die Quadrupelallianz schlossen, da regte sich in dem französischen Volke

Eifersucht, Neid und Mißtrauen; die öffentliche Meinung erzwang die Auflösung des Vertrags über das Durchsuchungsrecht und dämpfte erst das Kriegsgeschrei, als die vier Mächte zur Erhaltung des Friedens Frankreich zur Theilnahme an dem „Meerengenvertrag" zuließen. Als die französische Regierung auf der Insel Otaheiti den englischen Protestantismus durch katholische Missionäre zu verdrängen und ein französisches Protectorat daselbst zu begründen suchte, als Spanien durch die Doppelheirath an das Orleans'sche Frankreich geknüpft 10. Octbr. 1846. ward, da fühlte sich der hochkirchliche Eifer Englands und der britische Stolz verletzt. Aber trotz dieser Reibungen erlitt der Bund der beiden parlamentarischen Rechtsstaaten keine dauernde Störung. Das einträchtige Zusammengehen der beiden Regierungen fand in dem „herzlichen Einvernehmen" ihrer Monarchen bei persönlichen Zusammenkünften in Eu und Windsor seinen Halt und Ausdruck. Durch diese »Entente cordiale« der zwei großen Verfassungsreiche wurde das constitutionelle Prinzip auch in den deutschen Bundesstaaten vor der Erstarrung bewahrt, welche die Nordostmächte ihm zu bereiten geneigt waren. Erst als die Juliregierung kurz vor ihrem Falle mehr und mehr in die Politik der heiligen Allianz einlenkte, in den bürgerlichen Kriegen der Nachbarländer die conservativen und reactionären Parteien begünstigte und mit dem Metternich'schen Oesterreich Hand in Hand ging, da schieden sich die Wege der beiden Westmächte, und England wurde wieder allein und ausschließlich der Hüter und Beschützer des Liberalismus und der constitutionellen Staatsformen.

Die absoluten Staaten.

Gleiches Interesse verband auch die drei absoluten Mächte zur Erhaltung der von Gott stammenden Herrschermacht gegen den revolutionären Grundsatz der Volkssouveränetät, zur Unterdrückung des aufstrebenden Demokratismus und zur Bewältigung der von den emigrirten Polen hervorgerufenen und geleiteten Verschwörungen und Umwälzungsversuche. Das gemüthliche Volk Oesterreichs, mehr auf Genuß, als auf Freiheit bedacht, ertrug mit großer Ergebung das patriarchalische Regiment, welches Fürst Metternich unter einem von volksthümlichen Sympathien getragenen Regentenhaus aufgerichtet hatte. Ausgeschlossen von deutschem Leben und deutscher Cultur und durch ein strenges Absperrungssystem getrennt von der Nation, mit der es ein Jahrtausend in trüben und fröhlichen Tagen zusammengehalten, wurde Oesterreich von den deutschen Zuständen und Interessen immer mehr abgewendet; und mit fremden Nationalitäten zu einem unnatürlichen Ganzen verbunden, merkte es nicht, daß sein Staatswesen einem „Schutt" entgegenging, wie er unter den ergreifenden Schilderungen seiner Dichter hervortritt. — Preußen schien zu vergessen, daß seine wahre Macht in seiner Volksthümlichkeit bestehe, daß Friedrich II. seine Siege nicht minder der Sympathie der Völker, als der Tapferkeit seiner Heere verdankte. Im Besitze der größten Intelligenz, des vortrefflichsten Kriegswesens, einer blühenden Industrie und beherrscht von einem glorreichen Fürstenhause, würde Preußen eine gebieterische Stellung unter den europäischen Staaten gewonnen haben, hätte es

sich dem übrigen Deutschland fest und innig angeschlossen, wäre die Regierung dem Freiheitsbedürfniß des Volks durch constitutionelle Staatsformen entgegengekommen, hätte der König seinen Stützpunkt mehr im liberalen und aufgeklärten Mittelstand, als in einer kleinen Zahl von Aristokraten, Strenggläubigen, Beamten und Gelehrten gesucht. Mit Deutschland zu einem Ganzen verbunden und die kleineren Staaten von Mitteleuropa unter seinen Schutz nehmend, würde ein constitutionelles Preußen mit Glaubens- und Lehrfreiheit die vermittelnde und gebietende Macht zwischen dem Osten und Westen gewesen sein, während es im Anschluß an den absoluten Osten und im Streben nach dem Range einer selbständigen Großmacht eine untergeordnete Stelle in der europäischen Politik einnahm. — Rußland, der Schrecken der Demokraten, die Stütze aller nach Absolutismus strebenden Regierungen, war durch seine autokratische Herrschermacht stark nach Innen, durch diplomatische Klugheit mächtig nach Außen. Kaiser Nicolaus, von dem Gedanken beseelt, „die russische Nationalität aus sich selbst heraus zu civilisiren und in dieselbe alle unterworfenen Volksstämme hineinzuziehen in der Sprache wie im Glauben", verletzte nicht selten in seinem Streben nach Uniformität Menschenrechte, Freiheit und Nationalität. Unbeschränkter Gebieter über Staat und Kirche, beherrschte er sein unermeßliches Reich durch die Macht seines starken, strengen Willens; der reiche Grundadel, die unwissende Geistlichkeit und das halbwilde, zum großen Theil aus Leibeigenen bestehende Landvolk wurden durch den Schrecken des Despotismus und durch die Gewalt des Säbels in gleicher Unterwürfigkeit gehalten. — Polen, einst durch einen ungerechten Gewaltstreich der drei absoluten Mächte aus der Reihe der Völker gestrichen, blieb noch in seinen zerstückelten Gliedmaßen ein drohendes Gespenst für die Staaten, die durch seinen Raub sich vergrößert. Seitdem das Königreich Polen den russischen Waffen erlegen, war die Hoffnung der Emigranten auf Krakau gerichtet, das, als Freistaat unter den Schutz der drei Nachbarstaaten gestellt, mit seinen altpolnischen Königsgräbern und seinen vaterländischen Erinnerungen als eine letzte Säule aus dem allgemeinen Ruin der Nation einen mächtigen Zauber auf die Flüchtlinge ausübte. Es wurden daher von der polnischen Propaganda mehrere Versuche gemacht, durch Verschwörung sich der Stadt zu bemächtigen und sie als Mittelpunkt einer Revolution zur Wiederbelebung des alten Polenreichs zu gebrauchen. Vergebens stellten die drei Theilungsmächte an die republikanische Regierung Krakau's die Forderung, die Flüchtlinge aus dem Gebiete zu entfernen und den conspiratorischen Umtrieben ein Ende zu machen; im Vertrauen auf Frankreich und England gaben die Be-
Febr. 1836. hörden eine ausweichende Antwort; dies hatte die Besetzung des Freistaats von Seiten der Schutzmächte zur Folge; Lord Palmerston legte Protest ein gegen den „Vertragsbruch", aber Frankreich schwieg. Nachdem durch die Mächte die gesetzgebende Versammlung Krakau's geschlossen und Aufsichtsbehörden ein-
Novbr. 1846. gerichtet worden, zogen die fremden Truppen ab. Als jedoch zehn Jahre später

der Versuch wiederholt und in der eingenommenen Stadt eine revolutionäre Regierung unter Tyssowski eingesetzt wurde, erfolgte nach Bewältigung des unbesonnenen Aufstandes die Einverleibung des Freistaates in die österreichische Monarchie. Die laue Protestation Englands und Frankreichs gegen die Verletzung der Wiener Verträge blieb ohne Erfolg. Ein gleichzeitiger Plan der polnischen Propaganda, Galizien zum Abfall von Oesterreich zu bringen, scheiterte an dem Hasse der Bauern gegen die Gutsherren. Statt dem Ruf des Adels zu folgen, fielen die Leibeigenen mit Dreschflegeln und Sensen über ihre Dränger her und erschlugen sie massenweise. Eine weitverzweigte Verschwörung in Posen, 1847.
angestiftet durch die polnische Propaganda in Paris und ihren Führer Mieroslawski, wurde durch Verrath und durch die Wachsamkeit und Energie der preußischen Regierung im Keime erstickt. Der Riesenprozeß in Berlin brachte das Treiben der emigrirten Polen, ihre opferwillige Vaterlandsliebe, aber auch die grenzenlose Selbsttäuschung und die jesuitischen und machiavellistischen Grundsätze ihrer Häupter zu Tage. Den ungebändigten Freiheitsdrang, die Selbstüberschätzung und die Uneinigkeit haben auch die jungen Geschlechter als Erbgut des alten Polens in die Emigration mitgenommen. Der Protest Palmerston's gegen den Bruch der internationalen Verträge vom Jahr 1815, und die kühle, durch den König selbst abgeschwächte Note Guizot's waren nur Formalitäten.

Die Staaten zweiten und dritten Ranges haben auf den äußern Gang der Völkergeschichte Europas geringen Einfluß geübt. (Die mittleren und kleineren Staaten.) **Deutschland**, ohne großes, gemeinsames Staatsleben, ohne äußere Kriege und Politik, sah seine geistige Lebensthätigkeit auf das Gebiet der Kirche und Literatur beschränkt, wo mächtige Kämpfe durchgefochten wurden. — **Spanien** und **Portugal**, durch Bürgerkriege und Verfassungskämpfe zerrissen, standen unter dem Einfluß Frankreichs und Englands. Als die Nordostmächte bei Gelegenheit einer Reise des Zaren nach Böhmen Miene machten durch die Münchengrätzer Union die heilige Allianz Septbr. 1833.
gegen die westlichen Verfassungsstaaten zu erneuern, schlossen England und Frankreich mit Portugal und Spanien einen „Quadrupelvertrag“ zur Erhaltung April 1834.
des constitutionellen Prinzips in der pyrenäischen Halbinsel gegenüber den Regierungen von Petersburg, Wien und Berlin, welche die absolutistischen Factionen begünstigten. Doch vermieden die beiden Großmächte jede direkte Intervention. Als Marie-Christine im Jahr 1835 die „Cooperation“ Frankreichs gegen die Carlisten anrief, begnügte sich Louis Philipp die Regierung seiner „guten Wünsche“ zu versichern. — Eben so hielten England und Frankreich fortwährend ihre schützende Hand über **Belgien**, das, eifrig bedacht, seine demokratische Freiheit gegen die Priestermacht zu wahren, unter seinem fremden constitutionellen Monarchen in Kunst und Betriebsamkeit fröhlich aufblühte, indeß **Holland** (Niederland), von einer drückenden Finanznoth schwer heimgesucht, zusehen mußte, wie sein angestammter König Wilhelm I. aus dem Hause Oranien, bei seiner Thronentsagung zu Gunsten seines Sohnes gleichen Namens, Millionen ins Ausland Octbr. 1840.

trug. Vor zehn Jahren hatte er Belgien durch klerikale Agitationen eingebüßt, und nun vermählte er sich in Berlin mit der streng katholischen Gräfin d'Oultremont.— Die scandinavischen Höfe zu Stockholm und Kopenhagen, mit Rußland befreundet, aber theils durch die alten Freiheiten und Rechte ihrer Völker, theils durch die Unsicherheit der Thronfolge in ihrer Herrschermacht gelähmt, übten keine bedeutende Einwirkung auf die europäische Politik.— In Italien, „das die Natur wie ein Opferthier geschmückt zu haben scheint", gingen die durch die Julirevolution geweckten Hoffnungen der Patrioten schnell zu Grabe. Die Aufstände in Bologna, Modena und Parma wurden durch österreichische Truppen bald unterdrückt und die aus beiden letztern Orten vertriebenen Regenten wieder in ihre Herrschermacht eingesetzt. Als aber die Ermahnung der europäischen Mächte an die Regierung Gregor's XVI., das Volk durch zeitgemäße Reformen zu beruhigen, wenig Gehör fand, da griffen die unter der Priesterherrschaft zur Verzweiflung gebrachten Bewohner der Legationen von Neuem zum Schwert. Nun wurden gegen die Aufständischen päpstliche Miethtruppen ausgesandt, die dergestalt wütheten, daß österreichisches Militär nöthig war, um die römische Regierung und ihr Land vor ihren eigenen Soldaten zu retten. Um nicht an Oesterreich allein die Macht über Italien kommen zu lassen, wurde eine französische Expe-
23. Febr. 1832. dition ausgesandt, welche in der Nacht des 23. Februar Ancona durch einen Handstreich nahm. Frankreich, auf alte Erinnerungen gestützt, und England, für seine Waaren einen reichen Markt suchend, verloren Italien nicht aus dem Auge und hielten die Hoffnungen der Liberalen aufrecht; aber Oesterreichs Nähe und Uebermacht, die Waffen der Schweizer Söldnertruppen in Neapel und Rom und die Vorliebe der einheimischen Fürsten für absolute Militärdespotie lähmten den Einfluß der Westmächte und ließen alle Erhebungen und Reformversuche scheitern. Ein bewaffneter Einfall, den eine Schaar Flüchtlinge verschiedener Nationen, Polen, Italiener, Deutsche, unter der Führung des aus Genua stammenden polnischen Generals Ramorino (XIV, 845) und nach den Weisungen des gewaltigsten Agitators und Verschwörers Mazzini von der Schweiz aus
1—3. Febr. 1834. nach Savoyen unternahm, in der Absicht, den sardinischen Thron zu stürzen und, mit dem „jungen Italien" verbunden, das ganze Land zur Revolution zu bringen, hatte einen kläglichen Ausgang. Er scheiterte an der Planlosigkeit der Führer, an der Wachsamkeit der sardinischen Behörden und an der Gleichgültigkeit der savoyischen Bevölkerung. Ramorino führte, von seiner eigenen Partei als Verräther ausgestoßen, ein Abenteurerleben, bis er fünfzehn Jahre später in Italien ein tragisches Ende fand.— Das Königreich Griechenland, eine unglückliche Schöpfung europäischer Diplomatie, konnte sich nicht zu der Höhe eines civilisirten Staates erheben, dessen Formen es angenommen, und stemmte sich doch zugleich gegen den Zustand der Barbarei und des Räuberlebens früherer Zeiten. Athen mit seinen Erinnerungen und Trümmern einer glorreichen Zeit ist zum Herrschersitz des neuen Königthums erkoren worden, und deutsche Bil-

dung ward berufen, von der jungen Hochschule aus Cultur und Humanität in ihre alten Ursitze zurückzuführen. Aber das Volk, eifersüchtig auf die Fremdlinge am Hofe, im Amt und Militär, warf durch eine neue Revolution im Septbr. 1843. Namen der Nationalfreiheit die Stützen deutscher Bildung von sich und vertrieb die Träger derselben, und der Staat, den abwechselnden Einflüssen Englands, Frankreichs, Rußlands und der Pforte blosgestellt, konnte sich trotz seiner constitutionellen Verfassung, seiner Religionsfreiheit und der übrigen Güter eines freien Volkes zu keiner selbständigen, achtunggebietenden Stellung aufschwingen. Eifersüchtig auf den französischen Einfluß, den der ehemalige Palikarenchef Koletti als langjähriger Gesandter in Paris, dann als Haupt des athenischen Ministeriums in Griechenland zu fördern bemüht war, und argwöhnisch auf die intrigante russische Diplomatie, übte Lord Palmerston eine ungroßmüthige politische Pression auf das schwache Königreich und die Regierung in Athen, um Englands Autorität zu wahren. Als das Haus eines portugiesischen Juden, Dom Pacifico, der unter britischem Schutz stand, von dem Pöbel geplündert und zerstört ward, erschien ein englisches Geschwader im Piräus und erzwang Frühjahr 1847. eine Entschädigungssumme und die Auszahlung der fälligen Zinsen der Staatsschuld. — Das **osmanische Reich**, durch die Einführung europäischer Einrichtungen mehr geschwächt als civilisirt, geht unaufhaltsam seinem Verfall entgegen, vor dem es bis jetzt nur die Eifersucht der Mächte gerettet hat. Mit der feierlichen Verkündigung des Hat-i-Scherif im Kiosk Gülhane (Rosenhaus), 3. Novbr. 1839. womit der „Reformminister" Reschid Pascha die Regierung des jungen Padischa Abdul-Medschid einweihte, sollte die Umwandlung des osmanischen Feudalreiches in einen Culturstaat nach dem Muster des Abendlandes vollendet werden, ein trügerisches Scheinbild ohne praktische Wirkungen.

Die **Schweiz**, die alte Föderativrepublik mit sehr lockerer Verbindung der Die Republiken. einzelnen Kantone, erlitt nach der Julirevolution große Erschütterungen im Innern, indem in den meisten Landschaften die aristokratischen Regierungen und Verfassungen durch demokratische verdrängt wurden (XIV, 819), und viele Anfechtungen von Außen, indem der Aufenthalt politischer Flüchtlinge und wandernder Arbeiter und Gesellen ihr viele Noten, Drohungen und Verbote von Seiten der benachbarten Mächte zuzog, weil die Tagsatzung die politischen Umtriebe ihrer Schützlinge nicht hindere und ruhig zusehe, wie das Asylrecht mißbraucht werde, um das Land zu einem „Heerd der Propaganda" zu machen. Zeitweise wurde von den benachbarten Regierungen Grenzsperre angeordnet. Einige Jahre nahm Frankreich die Eidgenossenschaft in Schutz, namentlich so lange der Herzog von Broglie, der als Schwiegersohn der Frau von Staël-Necker Sympathien für das Alpenland hegte, an der Spitze der Regierung stand; aber mit der Zeit, als Louis Philipp, der für sein ehemaliges Asyl kein Gedächtniß hatte, vorzugsweise seine dynastischen Interessen ins Auge faßte und den legitimen Mächten zu gefallen bemüht war, stimmte auch die Regierung der Tuilerien durch ihren

Gesandten Montebello in den feindseligen Ton gegen das neutrale Schutzland der politischen Flüchtlinge und der revolutionären Propaganda ein. Mit den Jahren erholten sich die Conservativen wieder, und indem sie ihre reactionären Tendenzen mit den Bestrebungen der strengkirchlichen Partei, der katholischen Ultramontanen wie der protestantischen Orthodoxie verbanden, gelangten sie von Neuem zu einer dominirenden Stellung, bis der Sonderbundskrieg den centralisirenden demokratischen Tendenzen wieder den Sieg verschaffte. — Das freie Nordamerika, die Hoffnung und Zuflucht der verfolgten Demokraten und Liberalen, die Auswanderungsstätte der Bedrängten, Nothleidenden und Gedrückten, nahm unter seiner politischen und religiösen Freiheit einen mächtigen materiellen Aufschwung. Die Regierungsgewalt, concentrirt in den Händen eines alle vier Jahre vom Gesammtvolke neu gewählten Präsidenten, und die gesetzgebende Macht, in ein Senatoren- und Repräsentanten-Haus geschieden, richteten ihre Thätigkeit hauptsächlich dem äußern Flor des jungen Freistaates zu, dem Handel, der Industrie, der Verkehrserleichterung durch Eisenbahnen und Kanäle, der Erweiterung des Staats durch Eroberung oder friedliche Erwerbung, dem aus geworbenen Truppen und Milizen bestehenden Heerwesen und der Rechtspflege; die innern Güter, Religion und Bildung und deren Träger, Kirchen und Schulanstalten gaben sie der Einsicht und dem guten Willen der Gemeinden anheim. Alle Religionen, Secten und Glaubensmeinungen, von der altgläubigsten Orthodoxie bis zum weitesten, flüchtigsten Vernunftglauben, fanden hier ihren Ausdruck, ihre Anhänger, ihre kirchlichen Gemeinschaften. Aber wie aufrichtig, abgesehen von einigen „fratzenhaften Erscheinungen“, die Frömmigkeit dieses Volks sich äußerte, noch hat die christliche Cultur nicht vermocht, „durch Verbreitung schöner Menschlichkeit den gemeinsten Egoismus und den Druck einer geistlosen Geldaristokratie zu brechen“, noch war sie nicht im Stande, die Sclaverei in allen Staaten aufzuheben. Der Volksunterricht, wenn auch noch jung und an einigen Orten erst im Beginne, gedieh mehr und mehr unter guter und humaner Pflege, und in Handel und Schiffahrt wetteiferte Amerika mit England, von dem der Kern seiner Bevölkerung ausgegangen und gegen das es immer noch alte Nationaleifersucht hegte, die bei Gelegenheit des Streits
1845. über den Besitz des Oregon-Gebiets am Columbia-Strom, mit der Pelzhandelniederlassung Astoria, von Neuem angefacht wurde. Lange war das unbevölkerte Land von Amerikanern wie von Engländern für den Pelzhandel ausgenutzt worden, ohne daß man fragte, welche von beiden Nationen Ansprüche auf den Besitz habe. Erst als sich die Bevölkerung vom Mississippithale nach dem obern Missouri ausdehnte und das Felsengebirg übersteigend den stillen Ocean berührte, erkannte man die vortheilhafte Lage des Küstenlandes für den Handel mit Asien. Die Vereinsstaaten und England erhoben Rechtsansprüche, nur der Mäßigung der britischen Regierung war es zu danken, daß es nicht zum offenen Krieg kam, sondern die Entscheidung der Waffen durch ein Compromiß

vermieden ward. In einer streitigen Geldforderung an Frankreich aus der Zeit der Continentalsperre erhielt die Union von der Julireregierung die verlangte Entschädigung. Als der Congreß mit dem früher zu Mexiko gehörigen, dann durch eine erfolgreiche Empörung unabhängig gewordenen Texas einen Vertrag schloß, in Folge dessen dieses sclavenhaltende Land den Vereinigten Staaten einverleibt ward, gerieth der nordamerikanische Freistaat mit der durch Parteiung und innere Kämpfe zerrütteten Republik Mexiko in einen blutigen Krieg, der 1847.
nach der Erstürmung der Hauptstadt Mexiko mit einer wichtigen Erweiterung des Vereinsgebiets gegen Westen endigte. Die ehemals spanischen Staaten Nordamerika's, die mit dem Mutterlande die Schlaffheit, Zerrissenheit und Unordnung gemein haben, wo bald Anarchie, bald dictatorische Gewalt (Santa Anna) herrschte, scheinen allmählich eine Beute des anglo-amerikanischen Freistaats werden zu sollen. Florida, Texas und Californien mit seinem neuentdeckten Goldstrom sind bereits gewonnen; und die in den südamerikanischen Freistaaten herrschende Gesetzlosigkeit, Parteiwuth und Empörungssucht, die durch fortwährende Bürgerkriege den Genuß gesetzlicher Freiheit und gesicherter Ordnung stören, geben Zeugniß von der Unfähigkeit des spanischen Volksstammes für ein republikanisches Selbstregiment.

Wie indessen auch die Regierungsweise eines Staates beschaffen sein mag, einer neuen Macht, die seit der Revolution in die Welt gekommen und mit der zunehmenden Civilisation und periodischen Literatur an Umfang und Bedeutung wuchs, konnte sich keine Obrigkeit ganz entziehen. Diese Macht ist die öffentliche Meinung, und sie fordert: politische Freiheit mit Anerkennung der Nationalitäten, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, Betheiligung des Volks am Staatsleben durch Volksvertretung und Achtung der individuellen Freiheit auf dem Gebiet des Glaubens und der Kirche, der Wissenschaft und des wirthschaftlichen Lebens.

Kampf der Nationalitäten.

Hatte die frühere Politik in den Staaten nur willkürlich gebildete Ländergebiete erblickt, Wesen und Charakter des Volksthums gering geachtet, bei Friedensschlüssen und Verträgen nur auf geographische Lage und Begrenzung, nicht auf Abstammung, Sprache und Nationalverschiedenheit Rücksicht genommen, so ging in neuerer Zeit das Verlangen der Völker auf Scheidung des Ungleichartigen, auf Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Nationalitäten und Volksstämme unter eigener Verwaltung, auf Pflege und Geltendmachung der Stammesunterschiede und Volkssprachen. Das immer offener hervortretende Streben der Regierungen, die fremdartigen Bewohner eroberter Ländergebiete mit dem herrschenden Volksstamme zu verschmelzen und durch allmähliche Verdrängung der Sprache, der Sitten, Einrichtungen und Nationaleigenthümlichkeiten der Besiegten mit der Zeit ein aus gleichartigen Bestandtheilen zusammengesetztes Staatsganze zu bilden, erzeugte bei den Unterdrückten einen Geist des

Widerspruchs, eine Vorliebe für die Sprache, die Sitten und Einrichtungen der Väter und das Streben, die nationalen Eigenthümlichkeiten nicht nur zu erhalten, sondern ihnen Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Das Uniformirungssystem der Regierenden weckte somit den Particularismus der beherrschten Völker, nationale Sympathien und Antipathien, woraus Kämpfe hervorgingen, die durch Leidenschaftlichkeit und Stammeshaß zu einer Heftigkeit gesteigert wurden, wie nur die früheren Religionskriege sie kannten. Die geschichtliche Zusammengehörigkeit wurde gelöst durch ein künstlich genährtes Nationalbewußtsein, Frankreich. durch Erweckung des Stammes- und Racegefühls. Frankreich allein hatte davon wenig zu leiden, theils weil die blutige Härte der großen Revolution den Particularismus und die Sonderinteressen der einzelnen Provinzen niedergedrückt hat und der Patriotismus und politische Tact der ganzen Nation, die wohl einsieht, daß die Größe des Staats auf der festen Einheit und Centralisation beruht, dem Absonderungsgeist keine Nahrung gibt, theils weil die deutsche Bevölkerung der östlichen Provinzen Lothringen und Elsaß mit nationaler Duldsamkeit und Fremdenliebe den Uniformitätsbestrebungen der Pariser Regierung keinen Widerstand entgegensetzte. Um so schärfer äußerte sich das National- Belgien. gefühl in Belgien, wo es nicht nur zur Losreißung von Holland wesentlich beigetragen hat, sondern auch jetzt noch die flämische Sprache und Literatur gegen die zunehmende Uebermacht und Herrschaft der französischen kräftig in Schutz Großbritannien. nimmt. In Großbritannien, wo verschiedene Nationen zu einem großen Ganzen verschmolzen sind, regt sich nur in Irland das weiche katholische Celtenthum gegen das strenge protestantische Germanenthum der „Sachsen"; indeß in Wales und in den schottischen Hochlanden die uralte (gaelische) Landessprache nur Gegenstand wissenschaftlicher Forschung ist und höchstens in Volksliedern oder als engabgeschlossener Dialekt einiger entlegenen Thäler fortlebt. Selbst Spanien. in dem räumlich und national abgeschlossenen Spanien verfocht das kräftige Bergvolk der Basken seine angestammten Freiheiten und Rechte gegen den übermächtigen Süden, und in Aragonien und Catalonien regte sich wieder die alte Nationaleifersucht und der Nachbarhaß gegen die Castilier.

Heftiger äußerte sich der Kampf der Nationalitäten in Mitteleuropa, na- Deutschland. mentlich in Deutschland und Italien. Das deutsche Element bedurfte des Schutzes: in Limburg gegen die niederländische Regierung, in den Ostseeprovinzen gegen Rußland und in dem Herzogthum Schleswig gegen dänische Gewaltthat, in jenem unglücklichen Schleswig, das seit vielen Jahren seine Nationalität und sein germanisches Wesen gegen dänische Herrschsucht mühsam vertheidigt hat und das seiner theuersten Hoffnungen, nach dem bevorstehenden Erlöschen des Kopenhagener Königshauses, zufolge alter Gerechtsame, als vereintes Schleswig-Holstein unter einem eigenen Fürsten (Augustenburg) 8. Juli 1846. dem deutschen Bunde beigefügt zu werden, durch den „offenen Brief" Christian's VIII. beraubt werden sollte. Für den in diesem Briefe angedrohten

Fortbestand der Union mit Dänemark gewährte das von Christian's Nachfolger Friedrich VII. (seit 23. Januar 1848) gebotene Geschenk einer freisinnigen gemeinsamen Verfassung mit Dänemark keinen genügenden Ersatz. In dem Apenninenlande gewann die schon unter der französischen Herrschaft durch den Carbonari-Bund verbreitete Idee eines einheitlichen Italiens immer mehr Anhänger und festern Bestand, namentlich seit der Gründung des „jungen Italiens", eines nationalen Vereins, der unter dem Einfluß des gewandten, kühnen Mazzini stand. Italiens Einheit, sei es als Monarchie unter einem eingebornen Fürsten, sei es als Bundesstaat mit republikanischer oder monarchischer Verfassung der Einzelstaaten, war die Losung des Tages und Haß gegen die „Deutschen" (Oesterreicher) der Inhalt aller Reden, das Ziel aller Demonstrationen. In den scandinavischen Reichen, Schweden, Norwegen, Dänemark, waren (außer den deutschen Schleswigern) keine fremden Elemente zu bekämpfen, dagegen rührte sich daselbst eine scandinavische Partei, die, aus Studenten und lebhaften jungen Männern bestehend, eine Vereinigung der Reiche zu einem großen Staatsganzen anstrebte.

Italien.

Scandinavien.

Die heftigsten Nationalkämpfe fanden im Osten statt, wo verjährtes Unrecht und jahrhundertelanger Druck die Leidenschaften reizte, wo nicht überall die Kraft der Civilisation die Ausbrüche einer derben Natur milderte und brach, wo seit den Tagen der großen Wanderzüge ein buntes Völkergemisch mehr streitlustig als friedfertig vereint und getrennt fortbesteht. Hier kämpfen drei Völkerstämme, Germanen, Slaven und Magyaren, theils um Herrschaft, theils um Fortdauer ihrer Existenz. Die ersten, in einigen Ländern des ehemaligen Polenreichs der herrschende Stamm, können nur mit Mühe ihr errungenes Uebergewicht gegen die widerspenstigen, conspirirenden Polen bewahren und müssen, der germanischen Natur zuwider, häufiger das Schwert der Selbsterhaltung gegen die Ueberwundenen ergreifen, als daß sie sich ihrer überlegenen Bildung zur Cultivirung derselben bedienen können. In Ungarn und Siebenbürgen müssen sie ihre deutschen Sitten, Sprache, Einrichtungen gegen die feindlichen Angriffe der herrschenden Magyaren schützen. Der slavische Volksstamm ist der verzweigteste in den östlichen Ländern, aber nur in Rußland besitzt er die Herrschaft. Das alte Polen ist als Opfer innerer Gesetzlosigkeit und äußerer Gewaltthat zu Grunde gegangen, und alle Versuche der rührigen Emigranten, durch Propaganda und Conspiration den zerstückelten Leichnam wieder zu beleben, sind bis jetzt gescheitert und werden so lange scheitern, als der polnische Adel nicht Selbstentsagung lernt und das polnische Volk nicht die Rechte und die Bildung freier Staatsbürger erlangt. Die übrigen Slaven leben unter verschiedenen Namen in der ganzen österreichischen Monarchie zerstreut, nirgends herrschend, an wenigen Orten frei und für die Güter der Civilisation geringe Empfänglichkeit zeigend. Nicht kräftig genug, um das Joch der fremden Stämme abzuschütteln, und nicht hingebend genug, um sich das Wesen und

Germanen.

Slaven.

vor der französischen Revolution, wo kühne Geister alles Bestehende ihrer zersetzenden Skepsis unterwarfen, tauchten Vorschläge und Systeme zur Verbesserung der menschlichen Gesellschaft, zur Begründung einer gerechteren und vernünftigeren Weltordnung auf. In einem Buche: „Grundgesetze der Natur“, dessen Verfasser nicht, wie man lange glaubte, Diderot, sondern der Abbé Morelley war, lagen alle Keime der späteren socialistischen Doctrinen verborgen: Beseitigung des Sonder-Eigenthums, Gemeinschaft der Güter, Arbeit für die Gesammtheit, öffentliche Erziehung und unterschiedslose Gleichheit Aller, Eintheilung der Nation nach Familien, Stämmen, Städten und Provinzen, gemeinsame Benutzung von Grund und Boden u. A. m. Alle diese und ähnliche Schriften, wie „die Prinzipien der Gesetzgebung“ von Mably, einem Bruder Condillac's, der das Privateigenthum für unvereinbar mit dem Begriff der bürgerlichen Gleichheit erklärte, waren Gewächse einer fruchtbaren ideenreichen Zeit, die nur eine ephemere Bedeutung hatten, Träume von einer platonischen Republik zur Heilung eines kranken reformbedürftigen Jahrhunderts. Allein wie man in der Folge im politischen Leben die Rousseau'schen Grundsätze zu verwirklichen suchte, so sollten auch im socialen die angeregten Fragen und Doctrinen nicht verloren gehen.

Die französische Revolution und die sociale Frage.

Die französische Revolution der neunziger Jahre war der Mutterschoß des modernen Socialismus und Communismus, der in Frankreich, dem Lande der Theorien und Systeme erwachsen, im Lauf der Jahre auch bei andern Völkern Eingang fand. Und diese Systeme einer neuen socialen Weltordnung traten in der gährenden Zeit aus der philosophischen Speculation heraus und strebten nach praktischer Verwirklichung. Es ist uns erinnerlich, wie in der Schreckenszeit die Häupter der Pariser Commune dem Grundsatze „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ praktische Anwendung zu geben, durch das „Egalitätsprinzip“ die Persönlichkeit als solche getrennt von dem Besitze zur Geltung zu bringen bestrebt waren (XIII, 901—905), wie unter der Herrschaft des Directoriums durch Gracchus Babeuf und den Bund der „Gleichen“ der Plan entworfen ward, Besitz und Vermögen zu theilen und eine Gütergleichheit herbeizuführen (XIII, 980 ff.). Denn wenn die Staatsgewalt das Eigenthum der privilegirten Stände einziehen und zu allgemeinen Zwecken verwenden konnte, so war es nur ein folgerichtiger Schritt, den Grundsatz auf das Gesammteigenthum auszudehnen. Aber in jenen fieberhaft erregten Jahren, wo Alles in Fluß und Gährung war, wo nur Saaten gestreut aber keine Ernten eingethan werden konnten, fanden solche und ähnliche Bestrebungen und Chimären keinen Boden zum Wachsthum. Unter den Stürmen des wirklichen Lebens zerrannen alle unpraktischen Gebilde und Theorien. Erst als nach dem Untergange der Republik und nach dem Sturze der Napoleonischen Militärherrschaft eine längere Friedenszeit anbrach, widmete man den socialen Zuständen größere Aufmerksamkeit. Und da fand man denn, daß die Wirklichkeit mit den hohen Prin-

zipien der Revolution einen grellen Contrast bildete, daß das goldene Zeitalter, das, wie man gehofft, aus den Ruinen des alten feudalen Regimes aufblühen sollte, sehr fern von der Erfüllung sei. Anstatt der erhofften Glückseligkeit erblickte man einen Abgrund von Noth und Elend.

Pauperismus und Proletariat.

Die große französische Revolution, nach praktischer Verwirklichung des Grundsatzes der Freiheit und Gleichheit strebend, hatte die Fesseln der Unfreiheit, welche die frühern Geschlechter dem Niedriggebornen, Armen und Geringen angelegt, zersprengt und damit die untern, auf Erwerb durch Handarbeit angewiesenen Klassen als vollberechtigt den höhern Ständen zur Seite gestellt. Die Lastträger der menschlichen Gesellschaft, die zu den schweren körperlichen Arbeiten und zu den niederen Geschäften des Lebens nothwendigen Menschen, die in den Republiken des Alterthums rechtlose Sclaven waren, im Mittelalter theils leibeigene Bauern, theils Gesellen und Knechte ohne politische Rechte, ohne Eigenthum, Besitz und persönliche Freiheit, traten nunmehr als gleichberechtigte Staatsbürger ins öffentliche Leben ein, mit den Ansprüchen auf das Recht der Existenz durch Arbeit und auf Gründung einer Familie durch Verheirathung, Ansprüche, die in frühern Zeiten unbeachtet geblieben und wesentlichen Beschränkungen unterworfen waren. Als die Stürme der Revolution vorüber gegangen, als Ackerbau und Gewerbfleiß wieder aufblühten und mit den Künsten des Friedens Wohlstand, Lebensgenuß und Luxus eingezogen, da zeigten sich bald die Folgen der Auflösung der frühern gesellschaftlichen Bande. Die unbegrenzte Theilbarkeit der Güter und die gleiche Erbberechtigung aller Kinder vermehrten den Stand der Grundbesitzer ins Unendliche und schufen einen freien Bauernstand von kleinem Grundeigenthum. Diese anfangs erfreuliche Erscheinung wurde die Quelle unsäglichen Elends. Durch die mit jeder Generation sich mehrenden Theilungen wurde der Grundbesitz dermaßen gespalten und vermindert, daß nur wenige Familien von dem Ertrag leben konnten; aus freien Bauern wurden daher allmählich Taglöhner, die viel nachtheiliger gestellt waren, als früher die Leibeigenen, denen der durch Feudalgesetze und Pietätsverhältnisse gebundene Gutsherr in den Zeiten der Noth oder bei Krankheiten und Unglücksfällen Hülfe und Unterstützung gewährte, während jetzt der selbständige Taglöhner lediglich auf die eigenen Kräfte angewiesen war und für sein Gütchen und seine Lehmhütte noch beträchtliche Steuern an den Staat zu leisten und zu Gemeindelasten beizutragen hatte, nicht zu gedenken der Zehnten und Feudalabgaben, die in manchen Ländern noch dazu kamen. Die Noth trieb zum Schuldenmachen; fiel der Bauer Wucherern und Juden in die Hände, so war er in wenigen Jahren um sein Eigenthum gebracht; im besten Falle schleppte er sein mühe- und sorgenvolles Leben bis zu einem mäßigen Alter und hinterließ dann eine darbende Familie. Noch schlimmer gestalteten sich die Zustände in den Städten. Die Aufhebung aller beschränkenden Zunft- und Innungsverhältnisse vermehrte den freien Handwerker- und Gewerbstand dergestalt, daß eine über-

vor der französischen Revolution, wo kühne Geister alles Bestehende ihrer zersetzenden Skepsis unterwarfen, tauchten Vorschläge und Systeme zur Verbesserung der menschlichen Gesellschaft, zur Begründung einer gerechteren und vernünftigeren Weltordnung auf. In einem Buche: „Grundgesetze der Natur", dessen Verfasser nicht, wie man lange glaubte, Diderot, sondern der Abbé Morelly war, lagen alle Keime der späteren socialistischen Doctrinen verborgen: Beseitigung des Sonder-Eigenthums, Gemeinschaft der Güter, Arbeit für die Gesammtheit, öffentliche Erziehung und unterschiedslose Gleichheit Aller, Eintheilung der Nation nach Familien, Stämmen, Städten und Provinzen, gemeinsame Benutzung von Grund und Boden u. A. m. Alle diese und ähnliche Schriften, wie „die Prinzipien der Gesetzgebung" von Mably, einem Bruder Condillac's, der das Privateigenthum für unvereinbar mit dem Begriff der bürgerlichen Gleichheit erklärte, waren Gewächse einer fruchtbaren ideenreichen Zeit, die nur eine ephemere Bedeutung hatten, Träume von einer platonischen Republik zur Heilung eines kranken reformbedürftigen Jahrhunderts. Allein wie man in der Folge im politischen Leben die Rousseau'schen Grundsätze zu verwirklichen suchte, so sollten auch im socialen die angeregten Fragen und Doctrinen nicht verloren gehen.

Die französische Revolution und die sociale Frage.

Die französische Revolution der neunziger Jahre war der Mutterschoß des modernen Socialismus und Communismus, der in Frankreich, dem Lande der Theorien und Systeme erwachsen, im Lauf der Jahre auch bei andern Völkern Eingang fand. Und diese Systeme einer neuen socialen Weltordnung traten in der gährenden Zeit aus der philosophischen Speculation heraus und strebten nach praktischer Verwirklichung. Es ist uns erinnerlich, wie in der Schreckenszeit die Häupter der Pariser Commune dem Grundsatze „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" praktische Anwendung zu geben, durch das „Egalitätsprinzip" die Persönlichkeit als solche getrennt von dem Besitze zur Geltung zu bringen bestrebt waren (XIII, 901—905), wie unter der Herrschaft des Directoriums durch Gracchus Babeuf und den Bund der „Gleichen" der Plan entworfen ward, Besitz und Vermögen zu theilen und eine Gütergleichheit herbeizuführen (XIII, 980 ff.). Denn wenn die Staatsgewalt das Eigenthum der privilegirten Stände einziehen und zu allgemeinen Zwecken verwenden konnte, so war es nur ein folgerichtiger Schritt, den Grundsatz auf das Gesammteigenthum auszudehnen. Aber in jenen fieberhaft erregten Jahren, wo Alles in Fluß und Gährung war, wo nur Saaten gestreut aber keine Ernten eingethan werden konnten, fanden solche und ähnliche Bestrebungen und Chimären keinen Boden zum Wachsthum. Unter den Stürmen des wirklichen Lebens zerrannen alle unpraktischen Gebilde und Theorien. Erst als nach dem Untergange der Republik und nach dem Sturze der Napoleonischen Militärherrschaft eine längere Friedenszeit anbrach, widmete man den socialen Zuständen größere Aufmerksamkeit. Und da fand man denn, daß die Wirklichkeit mit den hohen Prin-

zipien der Revolution einen grellen Contrast bildete, daß das goldene Zeitalter, das, wie man gehofft, aus den Ruinen des alten feudalen Regimes aufblühen sollte, sehr fern von der Erfüllung sei. Anstatt der erhofften Glückseligkeit erblickte man einen Abgrund von Noth und Elend.

Die große französische Revolution, nach praktischer Verwirklichung des Grundsatzes der Freiheit und Gleichheit strebend, hatte die Fesseln der Unfreiheit, welche die frühern Geschlechter dem Niedriggebornen, Armen und Geringen angelegt, zersprengt und damit die untern, auf Erwerb durch Handarbeit angewiesenen Klassen als vollberechtigt den höhern Ständen zur Seite gestellt. Die Lastträger der menschlichen Gesellschaft, die zu den schweren körperlichen Arbeiten und zu den niederen Geschäften des Lebens nothwendigen Menschen, die in den Republiken des Alterthums rechtlose Sclaven waren, im Mittelalter theils leibeigene Bauern, theils Gesellen und Knechte ohne politische Rechte, ohne Eigenthum, Besitz und persönliche Freiheit, traten nunmehr als gleichberechtigte Staatsbürger ins öffentliche Leben ein, mit den Ansprüchen auf das Recht der Existenz durch Arbeit und auf Gründung einer Familie durch Verheirathung, Ansprüche, die in frühern Zeiten unbeachtet geblieben und wesentlichen Beschränkungen unterworfen waren. Als die Stürme der Revolution vorüber gegangen, als Ackerbau und Gewerbfleiß wieder aufblühten und mit den Künsten des Friedens Wohlstand, Lebensgenuß und Luxus eingezogen, da zeigten sich bald die Folgen der Auflösung der frühern gesellschaftlichen Bande. Die unbegrenzte Theilbarkeit der Güter und die gleiche Erbberechtigung aller Kinder vermehrten den Stand der Grundbesitzer ins Unendliche und schufen einen freien Bauernstand von kleinem Grundeigenthum. Diese anfangs erfreuliche Erscheinung wurde die Quelle unsäglichen Elends. Durch die mit jeder Generation sich mehrenden Theilungen wurde der Grundbesitz dermaßen gespalten und vermindert, daß nur wenige Familien von dem Ertrag leben konnten; aus freien Bauern wurden daher allmählich Taglöhner, die viel nachtheiliger gestellt waren, als früher die Leibeigenen, denen der durch Feudalgesetze und Pietätsverhältnisse gebundene Gutsherr in den Zeiten der Noth oder bei Krankheiten und Unglücksfällen Hülfe und Unterstützung gewährte, während jetzt der selbständige Taglöhner lediglich auf die eigenen Kräfte angewiesen war und für sein Gütchen und seine Lehmhütte noch beträchtliche Steuern an den Staat zu leisten und zu Gemeindelasten beizutragen hatte, nicht zu gedenken der Zehnten und Feudalabgaben, die in manchen Ländern noch dazu kamen. Die Noth trieb zum Schuldenmachen; fiel der Bauer Wucherern und Juden in die Hände, so war er in wenigen Jahren um sein Eigenthum gebracht; im besten Falle schleppte er sein mühe- und sorgenvolles Leben bis zu einem mäßigen Alter und hinterließ dann eine darbende Familie. Noch schlimmer gestalteten sich die Zustände in den Städten. Die Aufhebung aller beschränkenden Zunft- und Innungsverhältnisse vermehrte den freien Handwerker- und Gewerbstand dergestalt, daß eine über-

Pauperismus und Proletariat.

mäßige Concurrenz eintrat, die, verbunden mit der größeren Wohlfeilheit der Fabrikerzeugnisse seit der Anwendung der Maschinen, den Absatz beeinträchtigte oder den Preis der Arbeit allzusehr herabdrückte und somit bewirkte, daß das Handwerk die Familie nicht mehr ernährte, daß es nicht nur seinen „goldenen Boden" verlor, sondern der ganze Stand durch den Andrang unbefähigter Geschäftsleute an seiner Ehre und an seinem alten soliden Ruf Schaden nahm. So wendete sich denn der größte Theil der Bevölkerung, sowohl die Besitzenden als die Nichtbesitzenden, der Groß- und Fabrikindustrie zu. Die geringen Handwerker und die große Menge selbständig und frei gewordener Gesellen traten nun, da diese Art der Industrie das Gebiet war, das eine unendliche Theilbarkeit der Arbeit zuließ und dem Geschickten ein einträglicheres Arbeitsfeld darbot, immer mehr in die Dienste reicher Fabrikherren, deren Zahl mit jedem Tag sich mehrte, da bei der zunehmenden Herrschaft des Geldes und der Verminderung der Standes- und grundherrlichen Rechte die höhern Stände ihr Vermögen vorzugsweise solchen Gewinn bringenden Unternehmungen zuwendeten. So gestaltete sich die Restauration zu einer Periode der Herrschaft der industriellen Gesellschaft mit dem immer greller hervortretenden Gegensatz von Kapital und Arbeit. Der Fabrikarbeiter, der von seinem täglichen Lohn sich und in den meisten Fällen eine Familie ernähren mußte, war nicht viel mehr als der Sclave des Fabrikherrn, dem er politisch gleichstand; kein Gesetz schützte ihn vor der willkürlichen Entlassung; nahmen seine physischen Kräfte ab, so minderte sich sein Lohn, traten Stockungen und Handelskrisen ein, so wurde ein großer Theil der Arbeiter brodlos. Das Kapital und die Großindustrie erlangten eine Herrschaft und eine despotische Macht, wie sie kein bevorrechteter Stand früher besaß. Dazu kam, daß durch das auf eine schwindelnde Höhe getriebene Creditwesen und Börsengeschäft der Werth des Geldes sich sehr verminderte, der Lohn des Taglöhners und Arbeiters mit dem Gewinn des Handels- und Fabrikherrn in keinem Verhältniß stand, daß der Preis der Lebensbedürfnisse und der gesteigerte Luxus die Kluft zwischen Reichen und Armen, zwischen den bevorzugten Ständen, die sich im Besitz von Kapital, Bildung und Talent befanden, und dem Arbeiterstande, der sich nur auf die physische Kraft stützte, immer auffallender zu Tage kehrte.

Sociale Mißstimmung und Gährung.

Diese socialen Mißstände nahmen während der langen Friedensjahre, die das Gebiet der Industrie, die Macht der Bildung und die Zahl der Bevölkerung unermeßlich erweiterten und steigerten, bedeutend zu und mehrten die Klagen über wachsende Verarmung (Pauperismus). Der Zustand der Freiheit und Gleichheit, für dessen Begründung Ströme von Blut geflossen, schien der Menschheit ferner als je gerückt. Was hat die Welt gewonnen, so fragte man, daß der dritte Stand, die Bourgeoisie, dem Adel und Klerus gleichberechtigt zur Seite trat, wenn nun die nämliche Bourgeoisie, mit einem Theil des Adels verschmolzen, den vierten Stand der besitzlosen Arbeiter (Proletarier) in größerer

Knechtschaft hält, als sie selbst sich je befunden, wenn statt der alten privilegirten Stände nun eine Klasse von Vermögenden die Herrschaft im Staat und in der Gesellschaft in Anspruch nimmt? Ist das Recht der Gleichheit ein begrenztes? Hat die Revolution der Kirche ihre Besitzungen, dem Klerus den Zehnten, dem Adel die grundherrlichen Einkünfte, die sie seit vielen Jahrhunderten als Eigenthum besessen, nur deshalb entrissen, damit das Eigenthum des Mittelstandes vermehrt werde und die arbeitende Klasse in größere Abhängigkeit und Dienstbarkeit gerathe? Man warf der Großindustrie vor, sie ginge darauf aus, die Personen als Betriebsmaterial, als rohe Arbeitskraft auszunutzen; durch die Gewerb- und Concurrenzfreiheit seien die Arbeiter zu „Sclaven des Kapitals" geworden; staatliche Garantie müßte die wirthschaftlichen Einzelexistenzen sicher stellen. So lange die kriegerischen Großthaten und die mächtigen geschichtlichen Ereignisse der Revolutionszeit und der Napoleonischen Herrschaft die Aufmerksamkeit der Völker fesselten und ihre Blicke nach Außen kehrten, hörte man wenig von solchen Klagen. Das Recht des persönlichen Eigenthums behauptete sich in allen Verfassungen der Revolution und des Imperiums. Das communistische System des republikanischen Schwärmers Babeuf (XIII, 980 ff.), das auf eine neue Ackervertheilung mit Gütergleichheit und auf eine materielle und geistige Gleichmachung aller Menschen hinausging, galt für eine der vielen unreifen Ideen, welche die aufgeregte Revolutionszeit geboren. Als aber die Friedensjahre und die damit beginnende fieberhafte Thätigkeit auf dem Felde der Industrie die Schäden der bürgerlichen Gesellschaft mehr und mehr zu Tage brachten und die weite Kluft aufdeckten, die den besitzlosen Stand, der nur Arbeitskraft als Kapital in der Gesellschaft geltend machen konnte, von dem besitzenden schied, welcher mit der Arbeitskraft auch Kapital und andere Erwerbsmittel verbindet, da wurden allmählich Stimmen laut, die eine Umgestaltung der socialen Zustände als gerecht und nothwendig darstellten, die Gründe dafür bald im Christenthum und der darin gelehrten brüderlichen Gleichheit und Menschenliebe, bald in philosophischer Weltanschauung und geschichtlichen Verhältnissen suchten und die Ausführbarkeit durch volkswirthschaftliche Berechnungen darzuthun sich bemühten. Eine gähnende Kluft schied die Klassen der Bevölkerung. Die Achtung und Ehrfurcht vor der bestehenden Staatsordnung schwand dahin; das Gesetz erschien den Benachtheiligten als eine tyrannische Gewalt, der man sich kraft des Gebotes der Nothwehr zu entledigen berechtigt sei. Man verkündete ein industrielles Weltbürgerthum, das an die Stelle der modernen Civilisation treten sollte.

Socialistische Systeme.

Frankreich, das den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit ins Leben eingeführt, hat auch die Systeme socialer Reformen erzeugt. Je nach den Mitteln der Abhülfe gingen diese Systeme, die alle auf dem vagen und vieldeutigen Begriff der „Egalité", der Gleichheit aller Menschen beruhten und die Begrün-

dung dieses Zustandes als Ziel anstrebten, nach zwei Richtungen auseinander, in eine socialistische, die ohne das individuelle Eigenthumsrecht geradezu anzutasten, durch bessere Organisation der Arbeit, durch Vereinigung physischer und geistiger Kräfte und durch Unterordnung des Privatvermögens unter das Gesammtwohl einen solchen gesteigerten Grad von Wohlstand und Prosperität in der menschlichen Gesellschaft zu erzeugen vermeint, daß dadurch alles Elend aus der Welt schwinden und auch der Aermste ein gewisses Maß von Glück und Lebensgenuß erlangen würde; und in eine communistische, die, das persönliche Eigenthum und dessen ungleichmäßige Vertheilung als den Grund alles Uebels ansehend, durch Aufhebung alles Privateigenthums und durch gemeinschaftliche Verwaltung und Vertheilung aller Erzeugnisse den Grundsatz der Gleichheit zu verwirklichen trachtet. Das Wort „Egalité" wurde das geheime Losungswort des Proletariats. „Es beginnt als eine Ahnung", sagt Stein, „setzt sich als Negation, erhebt den Kampf mit dem Bestehenden, breitet sich aus über Staat, Verwaltung, Recht, Kirche, Gesellschaft, Besitz; es selbst ist nur Bewegung und eine Bewegung, die ihr eigenes Ziel nicht zu erfassen vermag". Nicht zufrieden mit der idealen und rechtlichen Gleichheit der Person, suchte man die Verwirklichung dieses Egalitätsprinzipes im Materialismus. „Es entstand der Gedanke", heißt es bei Stein weiter, „daß die Bestimmung des Menschen inmitten der Materie eben der Besitz derselben, daß sie das höchste Gut der Erde und die Basis aller Gesellschaft sei. Auf diese Weise ordnete sie sich nicht blos alle Wissenschaft, sondern jede That der Menschheit unter; es erhob sich aus ihr der alte Gedanke Diderot's, daß das Interêt personel der eigentliche Mittelpunkt unseres irdischen Daseins sei, und der Nutzen ward das Maß für Alles, nicht blos für das Gute, sondern auch für das Schlechte". Diese Systeme, welche nicht den edeln Trieb der Selbsterhaltung, der zur Thätigkeit anspornt, damit man zu etwas komme, zur Unterlage haben, sondern auf dem engherzigen Gefühle des Egoismus, des Eigennutzes und des Neides, der mitgenießen will an dem Gute des Andern, aufgebaut sind und von Männern herrührten, bei denen die Phantasie über den Verstand herrschte, strebten in gänzlicher Mißkennung der Aufgabe des Staats und mit Vernichtung der individuellen Freiheit nach einem Ziele, das in seiner folgerichtigen Verwirklichung nicht die Gleichheit aller Individuen, sondern mit eisernem Zwang die unbegrenzteste Knechtschaft und einen Zustand der persönlichen Unfreiheit herbeiführen würde, gegen die ein russischer Despotismus und eine chinesische Polizei wünschenswerthe Zustände wären. Liegt dieses Prinzip der Selbstsucht und des rohen Genusses hauptsächlich dem Communismus zu Grunde, der im persönlichen Wohlbefinden und in der sinnlichen Glückseligkeit das Endziel des Lebens und der irdischen Bestimmung des Menschen erblickt, den besitzenden und besser gestellten Theil der Gesellschaft mit leidenschaftlichem Klassenhaß anfeindet, und nicht bedenkt oder nicht glauben will, daß eine Stufenfolge aller Wesen in der Natur begründet und die menschliche Un-

gleichheit eine göttliche Einrichtung sei: so trifft den Socialismus der Vorwurf, daß er die menschliche Natur von einem allzu idealistischen Standpunkte betrachtet und weder die moralische Schwachheit oder Verderbtheit, noch die bösen Leidenschaften und Begierden in Anschlag bringt und folglich in Zweck und Mittel nur eine fehlgegriffene Philanthropie ist, die alles, auch das selbstverschuldete Uebel aus der Welt entfernen will, ohne dessen Bedeutung für die sittliche Erziehung des Menschen zu begreifen oder zu würdigen. Diese Reformsysteme waren nur die Geistesgebilde Einzelner, aber sie fanden ihren Halt in der gesammten Zeitrichtung. „Denn das, was wir das innere Leben des Menschen nennen, ist eben der Reflex des allgemeinen Gedankens im individuellen Geiste, und gelingt es diesen wiederzugeben, so hat die Darstellung des Einzellebens ihren wahren Zweck vollendet“.

Die erste Social-Reform wurde angebahnt durch den Grafen Saint-Simon, einen Mann, der als geborner Pair von Frankreich und Grande von Spanien den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehörte, der, mit Gütern und Talenten in seltener Fülle ausgerüstet, als beneidetes Schooßkind des Glücks in die Welt trat, dann aber theils in Folge der Revolution, theils durch maßlose Verschwendung und unglückliche Speculationen seines Vermögens beraubt, in einem wechselvollen Leben alle Verhältnisse und Zustände der menschlichen Gesellschaft aus eigener Erfahrung kennen lernte, Jahre lang in der höchsten Noth und Entbehrung litt, nur darauf sinnend, wie die Menschheit aus der gesellschaftlichen Krisis gerettet werden möchte, und zuletzt in Folge eines versuchten Selbstmords im Kreise einiger Jünger endete (1825). Ausgehend von der historischen Anschauungsweise der Zeit, daß jede Organisation sich auf geschichtlichem Wege vollziehen müsse, glaubte St. Simon, daß das neunzehnte Jahrhundert die Aufgabe habe, gegenüber dem Alterthum und dem Mittelalter die Menschheit zu einer neuen vollkommneren Entwickelungsstufe zu führen, wozu es durch die geistigen Bewegungen der drei vorausgegangenen Jahrhunderte vorbereitet worden, daß die „organische Periode“ zur Errichtung eines neuen auf Wissenschaft und Industrie aufgebauten Gesellschaftssystems angebrochen sei. Die Wissenschaft, welche St. Simon als „Physicismus“, der Philosoph Aug. Comte, Anfangs sein Schüler, als „Positivismus“ bezeichnete, sollte die Natur und das Wesen des Menschen erforschen, damit diese gesellschaftliche Neugestaltung auf sicheren Grundlagen aufgebaut werden könne. St. Simon war der Erste, der den Gegensatz des arbeitenden, besitzlosen Standes, von ihm „Volk“ (peuple) genannt, zu dem wohlhabenden, besitzenden Mittelstand, Bourgeoisie, hervorhob und in der Versöhnung dieses Gegensatzes durch das christliche Gebot der Liebe und durch den Versuch, „mittelst Erhebung der Industrie zur höchsten gesellschaftlichen Berechtigung das Loos des Handarbeiters zu bessern“, die Aufgabe des „neuen Christenthums“ sah. In einer Menge von Schriften (Réorganisation de la société européenne; Système industriel; Catechisme des

Saint-Simonismus.
Saint-Simon 1760—1825.

Industriels), worin er die Industrie als den Mittelpunkt der Weltbewegung darstellte, suchte er die Doctrin zu begründen, „daß der Höhepunkt der Civilisation nur erreicht werden könne, wenn die arbeitende Klasse, auf welcher die Existenz der Gesellschaft beruhe, die Hauptstelle im Gemeinleben einnehme“. Die in diesen Schriften und in St. Simon's letztem Werk »Nouveau Christianisme« niedergelegten Ideen und Theorien von einem neuen Industriestaat und gesellschaftlichen Organismus, während der Restauration von seinem Lieblingsjünger Rodrigues. Olinde Rodrigues treu bewahrt, fanden in den Tagen der Aufregung nach der Julirevolution einen fruchtbaren Boden und zahlreiche Anhänger, welche die unklaren dunkeln Gedankenkeime des Meisters näher entwickelten und praktisch gestalteten. Die Zeitschrift »Le Producteur« mit dem Motto: „Das goldene Zeitalter, das eine blinde Tradition in die Vergangenheit versetzt hat, liegt vor uns“, war ihr Organ. Anfangs wenig beachtet, erging es nach Reybaud's Ausspruch dem in die Welt hinausgesandten Wort wie dem Samen, den der Wind von einer Zone zur andern trägt; er fliegt über die Meere und entkeimt Bazard 1791—1832. fern von dem Baume, der ihn erzeugt hat. Bazard, ein beredter, talentvoller, für Freiheit und Volksbeglückung begeisterter Mann, früher Haupt des Carbonaribundes in Frankreich, trug vor einer empfänglichen Zuhörerschaft die neue politisch-sociale Lehre vor, daß „die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“ aufhören müsse, daß durch eine gerechtere Ausgleichung des Eigenthums dem Zufall, der jetzt das Loos der Menschen lenke, abgeholfen werden solle, und daß zu dem Zweck das Erbrecht der Familie aufgehoben, das hinterlassene Vermögen in die Hand des Staates gelegt und vermittelst eines verzweigten Banksystems nach dem Grundsatze vertheilt werde: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit“, so daß die Stellung des Individuums nicht von dem Zufall seiner Geburt, sondern von seinem Verdienste abhänge. Bazard wurde der eigentliche Begründer der Schule. Er war der eifrige Jünger, welcher des Meisters Lehren mit dem Feuer begeisterter Ueberzeugung in sich aufnahm und in der Schrift: »Doctrine de St. Simon« die einzelnen Aussprüche und Sätze zu einem System verarbeitete. Das Tageblatt »Organisateur«, das nach der Julirevolution in dem größeren Journal »Le Globe« aufging, entwickelte und verbreitete die St. Simonistische Gesellschaftsorganisation nach dem Egalitätsprinzip mit Aufhebung aller Vorrechte der Geburt und alles Privaterbrechts.

Enfantin 1796—1864. Das Losungswort gab Barthélemy Prosper Enfantin in seiner »Économie politique« durch den Satz: „Die Gesellschaft besteht gegenwärtig nur aus Müßiggängern und Arbeitern, die Politik muß zum Ziele haben, das Loos der letzteren zu verbessern und die Klasse der ersteren aufzuheben. Dazu dient die Aufhebung des Erbrechts“. Zugleich verkündete Enfantin, ein unklarer, der Sinnlichkeit ergebener Schwärmer, das neue Evangelium der Harmonie des Fleisches und Geistes, und stellte der christlichen Lehre

von der Unterwerfung des Fleisches unter den Geist die Berechtigung aller menschlichen Triebe auf Befriedigung entgegen. Eine Priesterschaft, an ihrer Spitze ein Oberpriester oder Vater als das lebendige Gesetz, sollte die nach ihrer Beschäftigung in mehrere Ordnungen getheilte menschliche Familie wie eine gesellschaftliche Vorsehung in Liebe regieren. Durch Predigten, Missionen, Flugschriften fand diese theokratisch-industrielle Staatsordnung große Verbreitung und begeisterte Anhänger selbst unter den Notabilitäten der Literatur und Publicistik. Eine Saint-Simonistische Familie mit einer Menge von Werkstätten und mit sonntägigen Religionsversammlungen entstand in Paris als ein Bild der Welt im Kleinen. In ganz Frankreich bildeten sich Tochteranstalten mit Schulen und Werkstätten, worin über viertausend Arbeiter beschäftigt waren. Als aber Enfantin, phantastisch, eitel, genußsüchtig, aber von anziehender und gewinnender Persönlichkeit, seine Fürsorge vornehmlich auf die Frauen wandte, nicht blos ihre sociale Gleichstellung begehrte, sondern auch den Grundsatz der Weibergemeinschaft in der St. Simonistischen Familie aufstellte und somit die Lehre des Meisters in ein Muckerthum zu verkehren trachtete, da schied Bazard, eine offene edle Natur, aus der Familie. Der Schmerz über das Scheitern seiner menschenbeglückenden Hoffnungen brach ihm das Herz. Ihm folgten noch andere Jünger, unter ihnen Pierre Leroux, ein philosophischer Denker, der die alte mystisch-pantheistische Lehre von einem beseelten Weltorganismus in ein eigenes System mit Anklängen an die deutsche Identitätslehre brachte, und als nun Enfantin immer weiter auf dem schlüpfrigen Gebiet fortschritt, das freie Weib, das als Offenbarungsfrau, als weiblicher Messias mit dem Oberpriester, dem „Industriepapst", wie ihn die Spötter nannten, die Leitung der Familie übernehmen sollte, zu finden suchte und dazu thörichte und anstößige Mittel und Wege wählte, da trennten sich alle besonnenen und ernsten Männer von einer Schule, die sich von ihrer industriellen Mission so weit verirrt hatte. Ihr Vermögen schwand durch Aufwand und Luxus der Häupter, und als endlich die Regierung den Verein als ungesetzlich auflöste, den Saal schloß und die Mitglieder wegen Verbreitung sittengefährlicher Grundsätze vor Gericht stellte, trennte 13. Febr. 1832.
sich auch Rodrigues aus Widerwillen gegen die gänzliche Vernichtung der Familienbande. Enfantin zog sich hierauf mit wenigen Getreuen auf ein Landgut in Menilmontant in klösterliche Einsamkeit zurück, wo sie sich durch ihre Lebensweise, ihre sonderbare Tracht und ihre eigenthümliche mystische Sprache die Verachtung und den Spott der Welt zuzogen, bis ihre gerichtliche Verurtheilung sie mit einem unverdienten Märtyrerthum bedeckte. Enfantin, Mich. Chevalier und Duveyriers wurden zu einjährigem Gefängniß, die andern zu geringen Geldstrafen verurtheilt. Sie zogen in ferne Gegenden und manche von ihnen, wie Enfantin selbst, wie Chevalier Barrault, Fournel, haben sich in der Folge um Handel, Industrie, Geld- und Creditwesen anerkannte Verdienste erworben.

Fourier's Socialsystem. Fourier 1772—1837. Das genaueste, bis ins Einzelne durchgeführte System einer Umgestaltung der socialen Verhältnisse rührt von Karl Fourier aus Besançon her, einem wunderlichen Mann, der mit dem besten, für die leidende Menschheit warm fühlenden Herzen einen beschränkten, mit sonderbaren Grillen und Hirngespinnsten erfüllten Geist verband. Als Kaufmann erzogen und durch Unglück seines ererbten Vermögens verlustig, mußte er als Buchführer eines fremden Handelshauses mit untergeordneten Geschäften sein Leben fristen, wobei er seine freie Zeit zur Ausbildung seines, in dunkler Sprache und selbstgeschaffenen Terminologien verfaßten Socialsystems verwendete, das trotz vieler Thorheiten, Sonderbarkeiten und wunderlichen Träumereien große Aufmerksamkeit erregte. Von dem Grundsatze ausgehend, „jede Leidenschaft sei an und für sich gut und aus der freien Entfaltung sämmtlicher Leidenschaften gehe die vollkommene Harmonie des Weltalls hervor", theilte er mit metaphysischer Grübelei die Leidenschaften oder Triebe nach ihren Hauptrichtungen in verschiedene Klassen und Kategorien ein, um darauf einen neuen Gesellschaftsorganismus zu gründen. Nach ihm besteht das Heil der Welt in der Vereinigung (Association) der Kräfte und Individuen zu gemeinsamen Zwecken, oder in der socialen Harmonie, deren Herstellung die Aufgabe der Menschheit sei. Diese sociale Harmonie könne nur erzielt werden durch richtige Erkenntniß der menschlichen Triebe und Leidenschaften sowie durch zweckmäßige Vertheilung der Thätigkeiten und Verrichtungen nach diesen Trieben und Seelenanlagen. Das menschliche Glück, das Endziel alles irdischen Strebens, beruhe wesentlich auf Befriedigung der Neigungen sowohl in der Arbeit als im Genuß; diese Befriedigung könne aber nur durch Vereinigung vieler Individuen von verschiedener Natur, verschiedenem Alter und Geschlecht zu gemeinschaftlichem Haushalt erreicht werden. An die Stelle der getrennten Familienwirthschaften und des unzusammenhängenden Gemeindelebens sollte deshalb der vereinigte Haushalt der Phalanx in einem großen, 1200 bis 1800 Familien fassenden Gebäude (Phalanstère) treten mit einem entsprechenden Grundbesitz von etwa einer Quadratmeile, eine socialistische Kaserne, durch das allgemeine Weltgesetz der Attraction und die dadurch bewirkte unendliche Bewegung nach Befriedigung der Triebe gebildet und zusammengehalten. Die Kosten werden durch Actien gedeckt, die ein vererbbares Eigenthumsrecht auf den Grund und Boden sichern. Die Arbeit zerfällt nach ihrer Gattung in verschiedene Klassenserien oder Gruppen mit mancherlei Unterabtheilungen, als Haushalt, Bodencultur, Fabrikation, Erziehung, Wissenschaft, Kunst u. dgl., woran sich die Glieder der Phalanx je nach ihren Neigungen und Fähigkeiten betheiligen. Eben so solle auch bei der Consumtion der individuellen Neigung Rechnung getragen werden, so weit es der mit Rücksicht auf Einlagscapital, Arbeit und Talent berechnete Antheil eines Jeden am Gesammteinkommen zuläßt. Durch eine solche Einrichtung, welche Fourier in mehreren Werken (Théorie des quatre mouvements; le nouveau monde industriel u. a.) ins Einzelste entwickelte,

würden nach seiner Meinung im Laufe der Zeiten alle bösen Leidenschaften und Verbrechen aus der Welt verschwinden, nicht mehr die Selbstsucht und Selbsterhaltung, sondern die Naturtriebe und die Bruderliebe die Triebfedern der Handlungen bilden und durch die vereinten Kräfte und Neigungen alle Arbeit zu solcher Vollendung gebracht werden, daß aller Noth und allem Elend reichlich abgeholfen würde. Denn die producirende Gesellschaft gleiche dem organischen Leben des Leibes, wo für jede Leistung ein bestimmtes Organ vorhanden sei, das die zugewiesene Arbeit mit Lust und Vortrefflichkeit vollziehe. Ein gewählter Rath der Alten steht dem Ganzen vor. Fourier war überzeugt, daß es nur eines Beispiels bedürfe, um seinem System eine allgemeine Verwirklichung zu verschaffen. Er ließ daher eine öffentliche Aufforderung an einen Menschenfreund ergehen, ihn mit einer Million zu unterstützen, und ging zwölf Jahre lang täglich zu einer bestimmten Stunde an den bezeichneten Ort, um zu sehen, ob sich der Menschenfreund mit der Million nicht einstellen würde. Spätere Versuche, eine Phalanstère zu errichten, wozu der Abgeordnete Baudet-Dulary seine Besitzungen hergab, scheiterten an der Unzulänglichkeit der Mittel. Fourier's talentvollster Jünger war Victor Considérant. Dieser hat seines Meisters System von manchen Auswüchsen befreit, in Vorträgen und Schriften (destinée sociale; die Zeitschrift Phalange) die Lehre von der socialen Wiedergeburt erläutert und gegen viele Angriffe und Vorwürfe vertheidigt und mit Beredsamkeit den Grundsatz verfochten, daß die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes die wahre Aufgabe der Zeit sei.

Stein faßt am Schlusse seiner Darstellung des Fourierismus die Hauptresultate des Systems in folgenden allgemeinen Sätzen zusammen: 1. Fourier läßt mitten in seinem Socialismus das Recht des persönlichen Eigenthums bestehen, ja er räumt bei der Vertheilung des Erwerbes dem Kapital sogar mehr Antheil ein als dem Talent. Das Eigenthum wird der Arbeit nebengeordnet. „Die eigenthumslose Gesellschaft kennt Fourier nicht; er wagt nicht den Gedanken der Aufhebung des Eigenthums zu verfolgen, sondern er erdrückt das Eigenthum nur durch die imaginäre Ueberfülle der Production". 2. Dagegen wird die Ehe und die Familie aufgehoben zu Gunsten einer phalansteren Gemeinschaft mit völliger Gleichheit beider Geschlechter, also mit der Emancipation der Frauen. Da den »Attractions« ihr voller Spielraum werden muß, um die »destinée« zu erfüllen, so folgt nothwendig die prinzipiell ungebundene Freiheit der sinnlichen Triebe und die Verwerfung des bestehenden Ehezwanges. „Fourier ist der Ueberzeugung, daß, wo eine Gemeinschaft des engen Lebens in dem Herzen zweier Liebenden durch volle Uebereinstimmung der Neigung angedeutet ist, diese sich auch vollziehen kann und wird; daß andererseits aber da, wo diese Gemeinschaft innerlich nicht vorhanden ist, auch kein äußeres Band sie dauernd als eine blos äußerliche und deshalb unglückbringende erhalten soll. Er hat daher Recht in demselben Punkte, von dem aus unsere Zeit immer dringender die Scheidung der Ehe als eine zulässige und leichte fordert. Allein eben so entschieden hat er dem sinnlichen, ich möchte sagen thierischen Triebe einen Platz eingeräumt, von dem aus er das tiefste Wesen auch der wahren Ehe bedroht. Sein Irrthum ist genau der der St. Simonisten. Beide stellen die sinnlichen Triebe als gleichberechtigt neben das höhere

Bedürfniß der inneren Lebensgemeinschaft, deren äußere Erscheinung und Heiligung die Ehe ist. Diese gleiche Berechtigung des absolut Ungleichen untergräbt Alles, was die Treue und die Hingebung Veredelndes und Erhebendes für den Menschen hat". 3. Fourier war der erste, der die Arbeit an sich, den Begriff der Arbeit oder genauer des Arbeiters wissenschaftlich auffaßte. „Er zuerst hat die Arbeit nicht mehr als eine Thatsache des wirthschaftlichen Lebens hingestellt oder angenommen, wie dies in der Nationalökonomie fortwährend geschieht. Er hat sich ferner nicht damit begnügt, die Arbeit als eine theoretisch nothwendige Consequenz von Bedürfniß und Verzehrung aufzufassen; ja er ist nicht dabei stehen geblieben, die Arbeit als Bedingung der Entwickelung der Persönlichkeit, der Freiheit, des Glücks zu betrachten. Sondern er hat es zuerst versucht, die Arbeit an und für sich als eine Bestimmung des menschlichen Glückes, als eine Befriedigung der menschlichen Neigung, als ein Ziel der menschlichen Vollendung zu erfassen. Nur dann, wenn die Arbeit selber eine Erfüllung des Glückes sein kann, kann auch der Stand der Arbeiter glücklich werden. 4. Ein weiterer Hauptpunkt, den Fourier in eigenthümlicher Weise ausgebildet hat, ist der Begriff und die Aufgabe der Gesellschaftung, der Association. Fourier hat zuerst bewiesen, daß die allgemeine Gesellschaftung nicht blos von der allgemeinen Liebe geboten, sondern daß sie auch in hohem Grade nützlich und einträglich ist. Allerdings erstreckt sich seine Idee der Association nicht weit über die hauswirthschaftliche Gesellschaftung hinaus, allein schon hier hat er die hohe Bedeutung dieses, unserer Zeit vor allen anderen eigenthümlichen Gedankens mit ungemeiner Energie nachgewiesen".

Owen 1771—1858. Wie Fourier suchte auch der englische Fabrikherr Rob. **Owen**, nachdem er in der Maschinenspinnerei zu Neu-Lanark in Schottland durch verständige und humane Einrichtungen, durch umsichtige Fürsorge und Menschenfreundlichkeit seine eigenen Arbeiter sittlich und glücklich gemacht, durch Umgestaltung der socialen Zustände das menschliche Elend zu entfernen und den arbeitenden Klassen Antheil am Genuß der gesellschaftlichen Güter zu verschaffen. So lange er durch zweckmäßige Organisation der Industrie und durch Errichtung und Verbesserung von Schulen (Armenschulen, Kleinkinderschulen, Sonntagsschulen) die untern Klassen geistlich und sittlich zu heben und zu bilden bemüht war, und statt durch Belohnung und Strafe, die er verwarf, durch Erweckung des Gefühls für Ehre, Tugend, Pflicht und Recht zu wirken suchte, bewies ihm das englische Volk seine Theilnahme und Unterstützung. Als er aber in mehreren theoretischen Schriften eine völlige Umgestaltung der socialen Lebensverhältnisse bewirken wollte, Kapital und Arbeit in einen feindlichen Gegensatz stellte, Fabrikherrn und Arbeiterassociationen als Krieg führende und Verträge schließende Mächte behandelte und auf das Gebiet der Religion übergehend, die Erde als das Ziel alles menschlichen Strebens, den Himmel für eine Täuschung erklärte, als er an die Stelle des heiligen Instituts der Ehe die freie Wahlverwandtschaft, an die Stelle der Familie die Arbeitergemeinde setzen wollte, als er das christliche Dogma von der angebornen Sündhaftigkeit der Menschen durch die Lehre von der ursprünglichen Güte und Reinheit der durch die Verführungen der Armuth und Unwissenheit noch nicht verderbten Menschennatur verdrängte und durch Vorlesungen, Tractätchen und Missionare eine Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft

mittelst Vereine zu gemeinsamen Zwecken zu begründen trachtete, da wendete sich der gesunde Sinn des britischen Volks von ihm ab und es bedurfte kaum eines gänzlich mißlungenen Versuchs, in Indiana, einem der vereinigten Staaten, eine communistische Colonie, New-Harmony genannt, zu gründen, um seine 1824. Theorie alles Ansehens in England zu berauben. Aber die von ihm gegebene Anregung zur Selbsthülfe der Arbeiter mittelst Zwangsassociationen und Arbeitseinstellungen in Masse den Großindustriellen Ausgleichungsverträge abzunöthigen, hatte verhängnißvolle Folgen.

Mannichfaltiger und praktischer gestalteten sich die Systeme des Communismus, Communismus. die nach der Julirevolution dem aufgewühlten Boden Frankreichs entkeimten und in zahlreichen geheimen Gesellschaften ausgebildet und verbreitet wurden. Der Arbeiterstand, der in der großen Woche für die nationale Befreiung das Meiste gethan, konnte mit den Resultaten des blutigen Kampfes nicht zufrieden sein. Was nützte den Proletariern die Reform der Charte und die Erweiterung der politischen Freiheit, wenn sie selbst durch den Census von jeder Mitwirkung bei den Wahlen fern gehalten waren? Wir wissen, daß schon in den Tagen der Krisis eine demokratische Partei die Entscheidung über die künftige Staatsform einer neuen Volksvertretung anheimgeben wollte, daß sie die Befugniß einer unter ganz andern Verhältnissen gewählten Deputirtenkammer, das öffentliche Leben Frankreichs eigenmächtig zu bestimmen, mit Rechtsgründen anfocht. Diese mit den Ergebnissen der revolutionären Anstrengungen unzufriedene Partei nahm mit den Jahren an Zahl und Bedeutung zu. Die Mitglieder verfolgten republikanische Tendenzen und ihre Wortführer trugen kein Bedenken, die gewaltthätigsten Mittel zur Erreichung ihrer revolutionären Zwecke zu verkünden und zu empfehlen, den Königsmord als die ruhmreichste und verdienstvollste Heldenthat darzustellen. Bald war ganz Frankreich mit einem Netze von Geheimbünden überzogen, die, wie verschiedenartig ihre Formen und Theorien sein mochten, alle republikanische und communistische Ziele verfolgten, alle von dem Grundsatze ausgingen, daß die gegenwärtige Lage des Proletariats mit der Idee der Freiheit und Gleichheit im Widerspruch stehe, daß dieser Widerspruch seine Wurzeln im Privateigenthum und im Familienverband habe, und daß somit eine Neugestaltung des Staats und der Gesellschaft auf jede Weise begründet, der klaffende Gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden, zwischen „Volk" und „Bourgeoisie" beseitigt werden müsse. „Die Zeit naht", las man in dem communistischen Blatt L'homme libre, „wo das Volk mit bewaffneter Hand fordern wird, daß man ihm seine Güter zurückerstatte. Was der Reiche besitzt, ist meist nur die Frucht des Raubes. Die Erde muß Allen gehören. Die welche Nichts besitzen sind von denen, die besitzen, bestohlen worden". Wie uns bekannt (XIII, 983), gab die von Buonarotti, einem Genossen Babeuf's heraus- Babeufismus. gegebene „Geschichte der Verschwörung Babeuf's" den Anstoß zur Bildung communistischer Vereine mit Babeuf's Grundsätzen, nur daß sie nicht wie jener

ausschließlich der Landwirthschaft ihre Aufmerksamkeit zuwendeten und agrarische Gesetze und Reformen anstrebten, sondern mehr die Umgestaltung der industriellen Gesellschaft ins Auge faßten. Unter verschiedenen abwechselnden Namen (als Volksfreunde, Gesellschaft der Menschenrechte, der Jahreszeiten; zuletzt als Gesellschaft der Gleichheits-Arbeiter, Egalitaires) predigten sie in Reden und Zeitschriften einen rohen Communismus, der den Materialismus als höchstes Naturgesetz aufstellte, die Aufhebung des Eigenthums, der Familie, der Ehe als der wirksamsten Hindernisse der unbedingten Gleichheit und Brüderlichkeit forderte, die Civilisation und ihre Träger, die Städte, der Zerstörung preisgeben wollte und nur in völliger Gemeinschaft der Arbeit, der Güter und der Genüsse das Glück der menschlichen Gesellschaft erblickte.

Andere communistische Systeme. Diese aller Gesittung und Humanität Hohn sprechende Lehre, zu deren Verwirklichung die Mitglieder der geheimen Verbindung alle, auch die blutigsten und gewaltsamsten Mittel billigten und empfahlen und die sie durch eine demagogische Propaganda unter dem Arbeiterstande zu verbreiten bestrebt waren, schreckte die Bessern und Gemäßigtern endlich zurück und erzeugte Spaltungen, namentlich seitdem die Gerichtsverhandlungen bei Gelegenheit des Aufstandsversuchs im Jahr 1839 den ganzen Abgrund von Unsittlichkeit und Frevelmuth enthüllten. Es bil-

Reformisten. dete sich eine gemäßigte Communistenpartei, Reformisten genannt, die ihr Ziel in politischer Gleichheit und in gerechter Vertheilung der durch gemeinsame Arbeit erworbenen Erzeugnisse suchten, während die Babeufisten nach einer Revolution strebten, um unter einer demokratisch-republikanischen Staatsform die Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft nach ihren Grundsätzen zu bewirken. Andere schlossen sich dem religiösen Communismus Lamennais' an (XIV, 825), welcher das Recht des Eigenthums und der Familie im Namen der Religion der Liebe aufhob, um die Gemeinschaft der in Gott Gleichen und von Gott zum Glück Bestimmten an ihre Stelle zu setzen. Denn das Christenthum lehre, daß Gott das Glück der Menschen wolle, was also mit dem Glück im Widerspruch stehe, widerspreche auch dem Christenthum. Lamennais war der Fahnenträger der religiös-philosophischen Richtung des Communismus, die bald, wie bei Abbé Constant, ihre emancipationslustige Welt auf pantheistischer Basis aufbaute, bald, wie bei dem speculativen Pierre Leroux, zu einer mystischen Humanitätsreligion der Zukunft sich verstieg, in welcher die Idee der Menschheit sich verwirklichen und kein besonderer Staat, keine einzelne Familie, kein persönliches Eigenthum mehr bestehen werde. Es ist uns erinnerlich, welchen Einfluß der geniale Denker durch seine Schriften De l'Égalité und De l'humanité auf George Sand hatte. — Auf die unbestimmten Ansichten der Reformisten gründete der Advocat, Julikämpfer und Deputirte Etienne Cabet durch seine „Reise in Ikarien", die idyllische Schilderung eines communistischen Utopien, durch ge-

Ikarier (Cabet) 1788—1356. schichtliche Arbeiten und durch Flugschriften den ikarischen Communismus, der zwar auch völlige politische Gleichheit mit streng durchgeführter Volksou-

veränetät, demokratischer Selbstregierung und allgemeinem Stimmrecht und Gütergemeinschaft vermittelst einer Vertheilung der Erzeugnisse des Bodens und der Industrie verlangt, aber die Ehe und Familie bestehen läßt, dem krassen Materialismus des rohen Communismus den Glauben an ein höheres Wesen und eine socialistische Glaubenslehre, jedoch ohne Priesterschaft, entgegenstellt, und nicht durch Gewalt, sondern auf dem Wege der Belehrung und Ueberzeugung seine Grundsätze verwirklichen soll. Eine mit Hülfe einer durchgreifenden Wahlreform zu begründende demokratische Staatsform gilt ihm als Anfang, ein Uebergangsstaatsrecht mit allmählicher Verminderung der Ungleichheiten der Güter und Bildung, durch Abänderung der Erbrechte, durch progressive Besteuerungsweise, durch Einführung einer gemeinsamen und freien Erziehung u. a. als vermittelnde Periode zu der von Christus gelehrten brüderlichen Gleichheit und Liebe. Dieser keineswegs bedeutende „philosophische und sociale Roman" von einem Communistenstaat voll paradiesischer Glückseligkeit, den Cabet während eines Fluchtaufenthaltes in England nach dem Vorbilde von Thomas Morus verfaßte, galt vielen Arbeitern als Evangelium und erlangte große Verbreitung. Die neue Zeitschrift Le Populaire war viele Jahre hindurch das Organ der Ikarier, ihr „Communistisches Glaubensbekenntniß". — Einen eigenthümlichen Standpunkt behauptete der kritische Communismus des scharfen Dialektikers P. J. Proudhon aus Besançon, der in einer kritischen Untersuchung „über das Eigenthum" einerseits das Eigenthum als die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken bekämpfte („Eigenthum ist Diebstahl"), anderseits die Gütergemeinschaft für eine Ausbeutung des Starken durch den Schwachen erklärte, mit Aufhebung der Erblichkeit ein individuelles Eigenthum nach den Leistungen eines Jeden als die richtige Basis der Gesellschaft verlangte. Die Akademie von Besançon verdammte das Buch Proudhon's und entzog dem Verfasser die bisher genossene Studien-Unterstützung, und nur den energischen Vorstellungen seines Freundes und Gönners Blanqui hatte er es zu verdanken, daß er nicht gerichtlich verfolgt ward. Im Laufe seiner Argumentation kommt Proudhon zu einer Reihe von Negationen: kein Staat, keine Regierung, kein Eigenthum, kein Zins, kein Kapital, mit Einem Wort keine feststehende Einrichtung. Alle politischen und socialen Institute werden durch freien Vertrag zwischen Einzelnen ersetzt, der sich nur auf bestimmte Zwecke bezieht und nur diejenigen bindet, die sich ihm anschließen. Damit käme man zum nackten Faustrecht. Proudhon's Doctrinen stehen in manchen Punkten im Gegensatz zu dem Socialsystem, das Louis Blanc in der Zeitschrift Organisation du travail (1840) aufstellte und das sich in der Omnipotenz einer demokratischen Staatsgewalt zuspitzt: „Die Noth der arbeitenden Klassen liegt wesentlich in der gänzlich ungeordneten Concurrenz, in dem Kriege Aller gegen Alle, die die Arbeitslöhne zum Aeußersten herabdrücke und selbst das Capital aufreibe. Um diesen allgemeinen Kampf zu beseitigen, soll der Staat, als der

Proudhon 1809—1865.

Louis Blanc geb. 1813.

größte Capitalist, die industrielle Production an sich ziehen, wodurch die kleinen Capitale verschwinden und der Staat selbst die Feststellung des Arbeitslohns in die Hände bekommen würde. Hiemit soll zugleich eine demokratische Regelung der zur Staatsarbeit gewordenen Industrie eintreten und dabei im Allgemeinen als höchster Grundsatz gelten, daß Jeder nach seinen Kräften beschäftigt, Jedem aber auch nach seinem Bedürfniß gelohnt werde". Das Eigenthumsrecht tastete Louis Blanc nur insofern an, als er Beschränkung der Erbfolge zum Vortheil des Staates und der Nationalwerkstätten verlangt. Von Louis Blanc's gouvernementalem Socialismus werden wir in einem andern Zusammenhange die unglücklichen Versuche und Wirkungen kennen lernen.

3. Bewegungen auf dem Gebiete der Religion und Kirche *).

Literarische Hülfsmittel. L. Witte, Italien. Freienwalde 1878. — Pressel, Das Evangelium in Spanien. Ebend. 1877. — H. Schmid, Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis in die Gegenwart. 3 Abtheilungen. München 1872—74. — F. Nielsen, Die römische Kirche im neunzehnten Jahrhundert. I. Gotha 1878. — Die schon XIV, 846 erwähnten Werke: F. Ch. Baur, Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. 2. Aufl. Leipzig 1877 und F. Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. Elberfeld 1867. — A. Hausrath, D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit. Heidelberg 1876—78. — C. Schwarz, Zur Geschichte der neuesten Theologie. 5. Aufl. Leipzig 1870.

A. Die katholische Kirche.

Charakter und Ziele des Katholicismus. Zwar lassen sich auch in neuerer und neuester Zeit die Strömungen, welche das kirchliche Leben der Völker bedingen, nur schwer scheiden von denjenigen, welche das politische Gebiet beherrschen. Gleichwohl vertragen, ja verlangen die ersteren eine verhältnißmäßig gesonderte Darstellung insofern, als die Kirche, besonders die katholische, sich wie eine internationale Macht zu den staatlichen und gesellschaftlichen Vorgängen verhält, so daß von ihr auf die verschiedenen Völker gleichartige Impulse ausgehen und sie an verschiedenen Orten in einheitlicher Richtung wirksam ist. Ueberdies läßt sich die Beobachtung machen, daß kirchliche und politische Bewegungen sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit ablösen. Bei der lange Zeit obwaltenden Beschränkung der politischen Freiheit der Völker warfen sich die unruhigen Geister gern auf das Gebiet der Kirche, während umgekehrt in Zeiten politischer Erhebung, da die lebendigen Interessen der Völker ganz auf Ziele nationaler und politischer Art gerichtet waren, die Kirche wieder mehr darauf angewiesen war, es aber auch verstand, in der Stille Kräfte zu sammeln. Im Allgemeinen bildete aber die trotz aller Angriffe unerschütterte

*) Von Professor Dr. Holtzmann.

Autorität der katholischen Kirche und der in ihr herkömmliche Geist der Unwandelbarkeit und des Traditionalismus auch jetzt noch einen Damm gegen kecke Neuerungsversuche. Es war daher lange Zeit das gemeinsame Glaubensbekenntniß auch vieler protestantischen Staatsmänner, daß „am Felsen der Kirche das Narrenschiff unserer Zeit scheitern werde". Unter der Gunst einer solchen Stimmung ist der ganze Ertrag des Reactionsfiebers, welches sich auf jede Epoche der nationalen Erhebung oder des politischen Fortschrittes einzustellen pflegt, fast einzig und allein dem römischen Katholicismus zu Gute gekommen, welcher sein während der Revolutionsstürme in allen Fugen krachendes Kirchengebäude jetzt wieder nach unten zu stärken und nach oben auszubauen unternehmen konnte. Jenes gelang ihm dadurch, daß ein Netz katholischer Vereine und Genossenschaften allenthalben wie aus der Erde wuchs und in fortschreitendem Maße das gesellschaftliche Leben der Völker in allen seinen Schichten, Ständen und Stufen umfaßte und den kirchlichen Zwecken dienstbar machte, während zugleich eine wohl organisirte katholische Presse die öffentliche Meinung bearbeitete. Wohl hatte die Curie mit allen andern Errungenschaften des modernen Staates auch die Preßfreiheit verdammt. Gleichwohl verzichtete sie auf diese Waffe so wenig als auf irgend eine andere, die ihr das Zeughaus jenes Staats bieten konnte, und der Journalismus insonderheit ist für die Kirche unseres Jahrhunderts geworden, was für diejenige des späteren Mittelalters die Bettelorden waren. Das Andere aber, die eigentliche Krönung des Gebäudes, erfolgte, indem der Katholicismus sein sichtbares Oberhaupt für den unfehlbaren Mund Gottes erklärte. In dieser Richtung hat das laufende Jahrhundert Dinge erlebt von einer so überraschenden Tragweite, wie kein Prophet aus dem Zeitalter Voltaire's und Rousseau's oder Lessing's und Herder's es irgend voraussehen oder auch nur zu ahnen im Stande gewesen wäre. Die Hauptschuld an diesem unverhältnißmäßigen Erstarken der Priesterschaft trägt zweifelsohne eine, in kirchlichen Dingen unorientirte und widerspruchsvolle, bald mit dem Feuer spielende, bald unmäßig davor sich fürchtende Politik. Lange Zeit wiegte man sich in unbegreiflicher Sicherheit in der Meinung, es bedürfe erforderlichen Falles nur eines ganz leichten Druckes an der vortrefflich eingerichteten Staatsmaschine, um dem Klerus jede Lust zum Widerstande zu benehmen und seinen Einfluß völlig lahm zu legen. Wenn dann aber in den angenehmen Traum der Sorglosen einmal unliebsame Ahnungen hereinschwankten, als könne die Kirche vielleicht doch zu viel sich herausnehmen oder habe sich gar in Wirklichkeit der Herausforderungen und Uebergriffe schon allzuviele erlaubt, so trat an die Stelle der herkömmlichen halbwachen Unthätigkeit nicht selten ein plötzlich zufahrender und blind zuschlagender Eifer. Die Geißel des polizeilichen und gesetzgeberischen Einschreitens wurde erhoben und unter Begleitung kräftiger Ausdrücke nach irgend einer Seite hin, nicht immer nach der rechten, geschwungen — ohne Erfolg und vor Allem ohne nachhaltige Kraft. Denn nachdem man zuerst das religiöse Gefühl des Volkes

unnöthig verletzt und dadurch die Macht der Kirche an ihrer Wurzel gestärkt hatte, endigte der ganze Feldzug in der Regel mit übereilten Capitulationen und faulen, nicht selten auch wenig ehrenvollen Friedensschlüssen. Nach solchen verunglückten Versuchen des Staates, sich der Kirche gegenüber auf seine eigene Mission zu besinnen und seine Würde als selbständige Institution geltend zu machen, folgten dann regelmäßig und wie zur Strafe erhöhte Ansprüche kirchlicherseits und ihnen entsprechend weiter gehende Zugeständnisse und klägliche Rückzüge staatlicherseits. So steigerte denn eine beispiellose Reihe von Siegen, wie die römische Curie sie erfocht kraft der Consequenz ihrer Behauptungen sowohl als ihres rücksichtslosen praktischen Vorgehens seit der Wiederherstellung des Jesuitenordens bis zur Unfehlbarkeitserklärung, das Selbstbewußtsein ihrer Vertreter auf eine geradezu schwindelhafte Höhe.

In den eben erwähnten Jesuiten hat der Ultramontanismus des neunzehnten Jahrhunderts seine eigentlichen Triarier gefunden. Ueberall, wo große Erfolge erfochten werden, ist ihre geübte Hand im Spiele. Gegen sie brach daher auch, als die Februarrevolution die Geister entfesselte, ein allgemeines Gericht des Volksunwillens los. Allenthalben in Italien, auch in Rom, wie in Deutschland, wurden sie als die erklärtesten Feinde alles politischen Fortschritts und aller nationalen Ideen binnen wenig Wochen gänzlich hinweggefegt. Sobald aber der politische Umschwung eintrat, kamen sie aus den Schlupfwinkeln, worein sie sich vor der drohenden Gefahr zurückgezogen hatten, wieder hervor; bald hörte man von allen Seiten, daß die Jesuiten zurückkehrten und sich in den Besitz des Verlassenen setzten. Seit der Rückkehr des Papstes gewannen sie steigenden Einfluß auf die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, und jetzt arbeitete die kirchliche Reactionsmaschine mit einer Kraft, wie seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war. Nirgends konnte auch die politische Restauration der Beihülfe des Ordens entbehren, und sogar mit dem Volke wußte er sich durch den Eifer, mit welchem er seine Missionen im Innern betrieb, wieder zu versöhnen. Und dennoch liegt heute die Thatsache vor Augen, daß eben diese Jesuiten, welche dem Drachen der Revolution allein gewachsen zu sein schienen, in kürzester Frist fast jede Regierung zu Grunde gerichtet haben, welche sich auf sie stützte, und daß die Revolution in den Ländern, welche sich seit Jahrhunderten dem Einflusse des Ordens hingegeben hatten, geradezu chronisch geworden ist. Polen vollends hat seine jesuitische Vergangenheit mit Verlust seines politischen Daseins gesühnt.

Dies führt uns hinüber auf die Kehrseite zu all dem Glanz und Zauber, den das katholische Kirchenthum im neunzehnten Jahrhundert zu entfalten wußte. Thatsache ist, daß das Sträuben der Kirche gegen alle zeitgemäßen Reformen, ihre Huld und Nachsicht gegen mittelalterlichen Aberglauben und betrügerischen Wunderkram, ihre Opposition und Todfeindschaft gegen alle Errungenschaften der Revolution, der freien Forschung auf wissenschaftlichem und der

liberalen Bestrebungen auf bürgerlichem Gebiete, ihr die Aufgeklärten und Gebildeten im Volke immer dauernder entfremdet haben. Ja selbst in einem Theil des Priesterstandes rief der hartnäckige Trotz der irreformabeln Curie eine Gegenbewegung hervor, und es bildeten sich mancherlei freisinnige Richtungen, welche aber freilich bei den Regierungen selten die aufrichtige und nachhaltige Unterstützung fanden, deren sie bedurft hätten, um sich gegenüber der mit jedem Jahrzehent sich steigernden Wucht der kirchlichen Autorität zu behaupten. So haben weitherzige und aufgeklärte Tendenzen im katholischen Volke sich immer nur sporadisch und vorübergehend Raum zu schaffen vermocht, während die große Masse sich ins Schlepptau der Papisten und Ultramontanen begab. Mit diesen Namen bezeichnete man in verschiedenen Ländern die unbedingten Anhänger und Verfechter des Romanismus, wie sie jetzt je länger desto schroffer das mittelalterliche Kirchenthum mit aller seiner Sinnlichkeit, mit seiner ganzen Glaubenswuth und seinem vollen Ketzerhasse wieder in Scene zu setzen und jegliche Vernunft unter den Glaubensgehorsam gefangen zu nehmen trachteten. Indem sie so nur in unbedingter Hingebung unter die Aussprüche der Curie Heil und Glück hoffen lehrten, beuteten sie jenes Autoritätsbedürfniß, wie es als Rückschlag gegen die revolutionären Zeitbewegungen in der Masse sich geltend machte, allmählich bis auf das äußerste Maß aus und schufen mitten im Volksleben eine Kluft, die allmählich jedes Versuches einer Ausfüllung zu spotten scheint.

Die große Bewegung, welche im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts der katholischen Kirche eine immer unabhängigere Stellung gegenüber den Völkern und Staaten eintrug, während sie zugleich ihre Verfassung gründlich umgestaltete im Geiste des päpstlichen Absolutismus, hat gerade am Sitze des letzteren die wenigsten Siege zu verzeichnen, ist vielmehr in Italien von einer Reihe von Mißerfolgen begleitet gewesen. Der letzte Grund dieser merkwürdigen Erscheinung ist wohl darin zu suchen, daß Papstthum und Weltkirche selbst Schöpfungen des seiner alten Weltherrschaft eingedenk gebliebenen römischen und italienischen Volksgeistes gewesen sind, der daher auf der einen Seite ebenso sehr für die Erhaltung dieses seines Besitzthums interessirt ist, als er auf der anderen, in das Geheimniß seiner Entstehung eingeweiht, der unterwürfigen Ehrfurcht entwachsen ist, womit andere Völker an jenen Heiligthümern hinaufsehen. Naturgemäß treten Enttäuschungen da am unvermeidlichsten ein, wo man der Geburt von Wundern und Glaubenssätzen am nächsten steht, das Dasein der Halbgötter zu beobachten und die Segnungen ihres Regimentes am eigenen Fleisch und Blut zu erfahren Gelegenheit hat. Zwar hat es auch in Italien nicht an schwärmerischen Versuchen gefehlt, den Katholicismus im romantischen Zauberlicht zu betrachten, wie das in Frankreich durch Männer wie Lamennais, Montalembert, Ozanam erfolgreichst geschehen ist. Der Letztgenannte war selbst von Geburt Italiener. Insonderheit aber knüpfte die Schule Gioberti's an die Franzosen an durch Vermittelung von Silvio Pellico, Alessandro Manzoni und Cesare Balbo (XIV, 1001. 1004). In der feinfühligen und gebildeten Welt des norditalienischen Adels hielt die Hoffnung auf eine derartige Vereinigung von Vergangenheit und Zukunft lange vor, und noch Cavour's Losung, „freie Kirche im freien Staat", ist ein Nachklang davon. Und doch bedurfte es nicht einmal der großen Enttäuschung, welche Pius IX., in dem diese Richtung einst einen der Ihrigen begrüßt hatte, der Welt bereitete. Die gesammte Geschichte Italien.

des Papstthums seit der Restauration legt Zeugniß dafür ab, wie unverträglich mit seinem Wesen jedes dem Streben nach Freiheit etwa in einer schwachen Stunde gemachte Zugeständniß ist. Belehrend und ernüchternd mußte vornehmlich die Thatsache wirken, daß gerade diejenige Regierung, welche der Theorie nach die weiseste und segensreichste sein sollte, notorisch die heilloseste, demoralisirendste und verhaßteste, selbst allem äußern Wohlstande tödtlichste war, welche man in dem vielregierten und vielgequälten Italien auffinden konnte. Früher als irgend anderswo mußte darum im Bewußtsein dieses Volkes eine völlige Scheidung zwischen weltlichen und geistlichen, zwischen politischen und religiösen Interessen Platz greifen. Die Revolution zu Anfang der Regierung Gregors' XVI. war durch die Oesterreicher, die weit gefährlichere im Anfang der Regierung Pius' IX. durch die Franzosen unterdrückt worden. Seither hat der Glaube an die Möglichkeit eines liberalen päpstlichen Regiments nur fortgesetzte Einbußen erlitten, und der Reformator mit der Tiara selbst hat trotz späterer Unfehlbarkeit seine Fehler eingesehen und sich gründlich davon bekehrt. Die Sache des unabhängigen Italiens aber war jetzt von seiner Sache für immer getrennt. Zunächst wandten sich die Sympathien der Nation dem französischen Herrscher zu, welchem sie die Erfolge von 1859 verdankten. Gleichwohl wurde ihr, so lange er auf dem Throne saß, Rom noch vorbehalten. Er konnte sich nicht entschließen, dem ultramontanen Theil seiner Unterthanen den Schrecken der Preisgebung des Erbes St. Peters und zugleich der Einheit des jung aufstrebenden Königreichs einen definitiven Triumph zu bereiten.

Religiöse Reformbestrebungen. Diejenige Religion, welcher die große Masse der Italiener zugethan sein und bleiben soll, wird immer die nächste Verwandtschaft mit der phantastischen Naturreligion haben. Schwerlich dagegen werden sich einer mehr auf die Bildung des persönlichen Lebens abhebenden Religiosität große Erfolge versprechen lassen in einem Lande, wo die „sinnliche Gestalt des Heiligendienstes Bedürfniß ist“, wo „Illumination, Raketen und Kanonenschläge zum Gottesdienst, alljährlich wiederholte Wunder zur Festfreude gehören“, und wo „der Klerus im vielgeschäftigen süßen Nichtsthun nur der Gipfel des Volkslebens ist und in der Sicherheit seines Besitzes freundlich gesinnt“. Eben darum äußerte sich hier auch die kirchliche Reaction in nur harmloseren, dem Volke selbst sympathisch entgegenkommenden Formen, und bis zur Zeit der Gründung des einheitlichen Königreichs schienen die Bemühungen der liberalen Patrioten und des „jungen Italiens“, das Volk aus dem erschlaffenden Aberglauben und den Banden der Priesterschaft zu reißen und für nationale Selbständigkeit und freiheitliche Verfassung zu begeistern, nur von geringer Wirkung begleitet zu sein. Erst die Mazzini und Garibaldi sollten in dieser Richtung größere Erfolge feiern. Dagegen hatte vorher schon die akatholische Agitation einigen Boden gewonnen. Die vielfachen Handelsbeziehungen hatten deutsche und englische Gemeinden in verschiedenen Städten hervorgerufen, die in der Stille ihren abweichenden Cult übten; auf dem Capitol in Rom hatte die preußische Gesandtschaft einen deutsch-protestantischen Gottesdienst eingerichtet. Ueberall waren die Bibelgesellschaften thätig. Das Studium der Bibel entführte der römischen Kirche sogar einen hohen Würdenträger des Papstes in dem Priester Luigi Desanctis, welcher 1847 aus Rom entfloh und zu den Waldensern, den ältesten und berufensten Missionären Italiens, überging. Diese hatten kurz vor Ausbruch der Revolution Religionsfreiheit und bürgerliche Gleichberechtigung in Piemont erhalten. Jetzt erhob sich 1851 die erste protestantische Kirche in Turin und bildete sich um den Advokaten Bonaventura Mazzarella, das einzige protestantische Mitglied des piemontesischen Parlaments, eine aus Waldensern und übergetretenen Katholiken bestehende Gemeinde, welche nach der seit 1854 meist aus nationalen Motiven hervorgegangenen Trennung zwischen den italienischen Protestanten und den französisch

Luigi Desanctis 1808—1869.

redenden Waldensern, der Grundstock für die „freie evangelische Kirche" wurde, eine eigenthümlich italienische Form des Protestantismus, zunächst die Schöpfung der beiden Genannten. Als aber nach Niederwerfung der Revolution auch auf kirchlichem Gebiete wieder der Polizeistaat zu walten anfing, kam es besonders in Toscana zu neuen Verfolgungen. Nicht blos mußte der übergetretene Graf Pietro Guicciardini
Florenz verlassen, sondern es wurden die Eheleute Madiai zu mehrjähriger Gefäng- 1851.
nißhaft verurtheilt, weil sie die Bibel verbreitet und dadurch für den Protestantismus 1852.
gewirkt hatten Aber sofort erhob sich im protestantischen Europa, insbesondere in England, ein Schrei der Entrüstung, so daß der Großherzog, nachdem er dem Andringen der öffentlichen Meinung unter Berufung auf die Unabhängigkeit seiner Justiz und auf seine Pflicht, die Religion des Staates zu schützen, längere Zeit widerstanden hatte, endlich in Folge einer energischen Note Russel's gerathen fand, „sich der un-
bequemen Gefangenen durch Landesverweisung zu entledigen". Nicht so erfolgreich 15. März 1853.
war die öffentliche Meinung in Rom, als sich die Kunde verbreitete, der Judenknabe Mortara sei von der Geistlichkeit seinen Eltern entrissen worden, weil er in seiner
Kindheit während einer Krankheit von einer Wärterin die Nothtaufe empfangen und Juli 1858.
folglich durch das Sacrament der Kirche einverleibt worden sei.

Um so größer wurden die Verlegenheiten der Kirche seit dem Vollzug des nationalen Einigungswerkes. Zwar die von Cavour aufgebrachte Formel der „freien Kirche im freien Staate", hätte dem Romanismus nicht geschadet, zumal da die piemontesische Verfassung vom 8. Februar 1848, welche jetzt für ganz Italien galt, gleich im ersten Paragraphen den Katholicismus als Staatsreligion proclamirt. „Die übrigen jetzt bestehenden Culte werden nach Maßgabe der geltenden Gesetze geduldet". Aber trotz so unsicherer Rechtsbasis gewannen die Waldenser und die freie Kirche an Boden. Jene, zu welchen, um des in die letztere von Darbysten und anderen englischen Sectirern geworfenen Spiritualismus willen, 1864 auch Desanctis wieder zurückgekehrt war, besaßen seit 1861 in Florenz eine theologische Facultät, an deren Spitze Professor Geymonat trat. Die „freie Kirche" aber gab sich, nachdem die sectirerische Gefahr unter dem Einflusse des Garibaldischen Feldcaplans Alessandro Gavazzi beseitigt war, auf den Generalversammlungen zu Mailand 1870 und zu Florenz 1871 ein Glaubensbekenntniß und eine Verfassung. Hier und da brachen zwar von Seiten eines fanatisirten Pöbels, wie besonders 1866 in Barletta, blutige Verfolgungen über die kleinen Gemeinden der italienischen Protestanten herein. Nichtsdestoweniger existirten, als Pius IX. starb, etwa einhundertundsiebzig feste Gemeinden, und mehrten sich namentlich in Rom die protestantischen Cultusstätten in einer Weise, daß Leo XIII. die Römer mit Erneuerung der alten Bannflüche gegen jede Begünstigung der Ketzerei schrecken zu müssen glaubte.

Gefährlicher als der Protestantismus, welcher nie in der Gesammtheit der Nation Wurzeln schlagen wird, erwiesen sich für die Papstherrschaft die auch im Klerus weitverbreiteten nationalen Ideen, welche seit 1861 beredte Vertheidiger selbst in hochgestellten Klerikern fanden, wie in des apostolischen Protonotar Liverani gegen Antonelli's Politik gerichtetem Buch „Papstthum, Kaiserthum und das italienische Reich", in des Jesuitenpaters Passaglia Schrift „für die Sache Italiens an die katholischen Bischöfe", und in des einstigen Begründers der Civiltà cattolica, später aber aus dem Jesuitenorden gestoßenen Curci Rathschlägen zum Verzicht auf die weltliche Herrschaft. Die größere, von Neapel ausgehende Reformbewegung der „italienischen Nationalkirche" unter dem Priester Luigi Prota-Giurleo wurde aus politischen Motiven durch Ricasoli unterdrückt. Dennoch haben wohlmeinende Idealisten seit Gioberti, Rosmini und Mamiani den Glauben an eine, innerhalb der katho-

lischen Kirche sich vollziehende Reform nicht aufgegeben, während der Hegelianer Raffaele Mariano ebenso vergeblich bestrebt ist, seinen Landsleuten diesen Wahn auszutreiben und sie für eine philosophische Weltanschauung zu gewinnen („Die religiöse Frage in Italien", 1872).

Spanien und Portugal. Kein anderes Volk Europas war in so eminentem Sinne eine katholische Nation geworden wie das spanische. Kein anderes hatte so bittern Ernst mit der Lehre gemacht, daß das Gott wohlgefälligste Leben hinter Klostermauern gedeihe. Die gesammte Bevölkerung war umschlungen von einem Netze religiöser Orden und Brüderschaften. Die Inquisition, von allen Culturvölkern mit Widerwillen zurückgestoßen, war hier eine volksthümliche Einrichtung geworden. In ihren „Festen" hatte der düstere, leidenschaftliche Charakter der spanischen Frömmigkeit seinen entsprechenden Ausdruck gewonnen. Die Restauration von 1814 hatte zwar nicht die feierlichen Ketzerverbrennungen, wohl aber die Qualen der Gefängnisse und der Galeeren für alle Anhänger oder Begünstiger ketzerischer Lehren erneuert. Abermals wurde der Kampf gegen die Ketzerei das oberste Gesetz der spanischen Staatskunst. Und wie Politik, Justiz und Verwaltung, so bewegten sich auch Universitäten und Schulen durchaus in den Bahnen mönchischer Strenggläubigkeit. „Niemals hat eine Kirche in einem Lande so ungeheure Macht gehabt wie die katholische in dem habsburgischen Spanien. Seele und Leib des Volkes lag in ihrer Hand". Der Erfolg war gänzlicher Ruin gewesen. Das Sinnen und Denken der einst so kraftstrotzenden Nation war an der Wurzel vergiftet; die Spuren der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts konnten mit Leichtigkeit vertilgt werden; Gelübde, Prozessionen, Verzückungen und Anbetungen von Wundern bildeten wieder den wesentlichen Inhalt des Volkslebens, dessen wildeste Leidenschaften von Zeit zu Zeit in den Orgien explodirten, welche die für Thron und Altar fechtenden Glaubensbanden gegen den Liberalismus in Scene setzten. Je länger desto mehr waren es gerade die rohesten und die schlechtesten Elemente des spanischen Volkes, mit welchen die Hierarchie sich verbündet zeigte, und so mußte es allmählich zu einem Bruch des besseren Theiles mit der Kirche kommen. Da sich der apostolische Thron Ferdinands VII., ebenso wie in Portugal die absolute Königsgewalt Dom Miguels, hauptsächlich auf den entarteten Klerus, auf Mönche, Jesuiten und Inquisition stützte, so bewirkte der Sturz der unumschränkten Regierungsformen durch die liberale Cortesverfassung einen mächtigen Rückschlag auf die Kirche. Zur Zeit, als in Spanien der mattherzige, abergläubische Don Carlos im Bunde mit dem gesammten Pfaffenthum um den Thron kämpfte und seine Gegenpartei, Christine und ihre Tochter Isabelle, sich den Liberalen zuwenden und durch Einberufung der Cortes einen Halt in der Nation zu gewinnen suchen mußte, rächte sich das Volk, wie wir später erfahren werden, für die lange geistige Knechtschaft durch Zerstörung vieler Klöster, durch Ermordung von Priestern und besonders von Mönchen, die es, von Gerüchten über Vergiftung der
1835–37. Brunnen aufgeregt, für die Urheber der Cholera hielt. Gereizt durch das Widerstreben des Klerus gegen die demokratische Umgestaltung des spanischen Staatswesens, schritten endlich die Cortes zu Maßregeln, wie einst in den neunziger Jahren die französische Nationalversammlung. Sie zogen sämmtliche Klöster ein und verkauften die heiligen Geräthe, um der Noth des Staates zu wehren und die Kriegskosten zu bestreiten; sie hoben die Zehnten auf und erklärten das Kirchengut für Eigenthum der Nation; Inquisition und Jesuiten hörten auf; Verkehr und Schulwesen hoben sich. Umsonst erklärte der Papst die kirchenräuberischen Beschlüsse für ungültig. Espartero, zum
1840. Lohn seines Sieges über Don Carlos als Regent anerkannt, ließ den Nuntius über die Grenze bringen, drohte mit einer Aufhebung der päpstlichen Gerichtsbarkeit in Spanien und entsetzte oder verbannte alle Priester, die auf den Papst hörten. Seither ist in

Spanien der Riß zwischen Bildung und Kirche vollendet, und die große Masse der Nation schwankt unaufhörlich zwischen dem von jener gebotenen Staatsideal und der von dieser in Aussicht gestellten Glaubensseligkeit hin und her, um von beiden Seiten immer neue Enttäuschungen zu erleben.

Zunächst trug die Strenge gegen die gebeugte Kirche, für welche der Papst Gebete anstellen ließ, wesentlich zum Sturze des Regenten bei. Die jugendliche Königin Isabella II. und ihre dem römischen Stuhle ergebene Mutter bewirkten eine Aussöhnung mit Rom, wie auch in Portugal unter dem Regimente der Donna Maria da Gloria ein gleiches Ziel erreicht wurde. Jetzt kehrten die vertriebenen Priester zurück und der Verkauf des noch übrigen Kirchengutes wurde eingestellt. Auch Verfolgungen Andersgläubiger kamen wieder vor und fanden erst an der Intervention des entrüsteten Auslandes eine Schranke. Dies erinnert an ein neues, wenn auch äußerlich verschwindendes Element, welches gleichzeitig in das spanische Leben eingetreten. Ein spanischer Offizier, Manuel Matamoros, war Protestant geworden und hatte einige Gesinnungsgenossen gefunden. Sofort wurde die ganze Gesellschaft in die Kerker von Malaga und Granada geworfen. Eben sollten die Unglücklichen auf die Galeeren verurtheilt werden, da erlangte eine, aus Vertretern aller Nationen bestehende Deputation, um die sich besonders der Holländer Dr. Capadose verdient gemacht hatte, von der Regierung die Verwandlung der Strafe in Exil. Die Verbannten gründeten 20. Mai 1862.
nun in Pau, Genf, Lausanne Anstalten zur Evangelisation Spaniens, für welche sich, bald nach dem 1866 erfolgten Tode des Matamoros, in der That eine weite Thür aufthun sollte. Denn die Revolution von 1868 brachte wenigstens einen Segen, vollständige Cultusfreiheit. Die ganze liberale Presse nahm sich nun plötzlich der protestantischen Sache an, es kam zu protestantischen Gemeindebildungen. Drei Kirchen erstanden schon 1869 in Madrid, an welchen auch ein Deutscher, Fliedner, wirkte. Die erste protestantische Generalsynode tagte 1871 zu Sevilla. Aber dasselbe Jahr entriß dem spanischen Protestantismus in Carrasco auch seinen zweiten Hauptvertreter. Seit 1876 kam es unter der Regierung von Isabella's Sohn Alfons XII. wieder zu neuen Beschränkungen, ja auch Quälereien und Bedrückungen der Protestanten. Immerhin ist es von großer Bedeutung, daß selbst auf der pyrenäischen Halbinsel nicht blos die Reichthümer der Kirche und die Uebermacht des Klerus eine so bedeutende Einbuße erleiden, sondern sogar die Alleinherrschaft des katholischen Bekenntnisses einigermaßen in Frage gestellt werden konnte. Auch in Portugal hat die protestantische Propaganda von Lissabon aus vereinzelte Erfolge erzielt.

Seine eigentliche Kraft bezog der restaurirte Katholicismus dieser Periode Die französische Kirche.
nicht aus Italien und Spanien, sondern aus Frankreich. Hier hatten die Revolution und Napoleon dem alten vornehmen Gallicanismus die Wurzeln abgeschnitten, indem sie den Klerus seines Eigenthums beraubten. Zwar wirkten im Episcopat die gallikanischen Ideen noch längere Zeit nach. Aber das Schicksal der beeidigten Priester nach dem Concordat stand als drohende Warnungstafel gleich am Anfang des Jahrhunderts aufgerichtet, und ihre Inschrift ist zu jeder Zeit verstanden und beherzigt worden. Im Falle der Wahl zögerten die Bischöfe nicht, sich um die Fahne Roms zu schaaren, auch wenn dieselbe von den Jesuiten getragen wurde. Die eigentliche Initiative zu der religiösen Restauration ging in Frankreich freilich weder vom Klerus, noch von den Jesuiten aus; sie hängt vielmehr mit einer merkwürdigen Wendung des Volksgeistes selbst

zusammen. Der Ueberdruß an den so lange Zeit unablässig wiederholten Grundgedanken der Revolution, den „Prinzipien von 1789" u. s. w., gab den Anstoß zu einer neuen Richtung der Politik nicht blos, sondern auch der Literatur und Kunst, vor Allem aber des religiösen Lebens selbst. Zwar die Männer der Constituante und des Convents, des Directoriums und des Consulats hatten sich in ihren alten Tagen nur theilweise und in der Regel nur so zur Noth und halbwegs bekehrt, wie der alte Talleyrand, als er sich von seiner Nichte, der Herzogin von Dino, später auch von Dupanloup, ins Gebet nehmen ließ und einzusehen begann, daß es, wie er sagte, „kein weniger aristokratisches Gefühl gibt als den Unglauben". Um so heißblütiger und begeisterter zog die jung heranwachsende Generation in den Kreuzzug wider den Rationalismus und Individualismus des vorigen Jahrhunderts. Der leitende Gedanke, soweit von einem solchen die Rede sein konnte, bestand auch hier wie anderwärts in der Logik des Autoritätsbedürfnisses, in der Wiedereinsetzung der Geschichte und Ueberlieferung in ihre, durch die Revolution abgebrochenen Rechte, in der Wiederherstellung der verkümmerten, aber unverjährbaren Ansprüche des Glaubens, des kindlichen Gemüths, der frommen Phantasie gegenüber dem kurzsichtigen und nichtsdestoweniger so hochmüthig und zerstörerisch aufgetretenen Verstande. Begonnen hatte diese Arbeit an der Wiederaufnahme der Beziehungen zu einer, nur als fromm und heilig vorgestellten, Vergangenheit gleich unter den letzten Bourbonen. Und zwar geschah solches nicht etwa blos in der roh handwerksmäßigen Weise einer plumpen, royalistisch-pfäffischen Action (vgl. XIV, 578 f., 590 f., 768 f., 770 f., 774 f.), sondern auch die jetzt auftauchenden Schöpfer einer neuen Literatur, wie Lamartine, Victor Hugo u. A. schlugen zuerst den frommen Ton an (XIV, 928 f.), ja selbst der Philosoph Jouffroy (XIV, 919) verband in einem vielgelesenen Bericht von seinem Abfall vom Glauben (Comment les dogmes finissent) das ungläubige Selbstbekenntniß mit beredter Schilderung der Sehnsucht nach einem neuen Glauben, welcher in der gesammten Jugend lebe.

Aber erst nach der Julirevolution feierte die kirchlich rückläufige Strömung ihre glänzendsten und dauerndsten Triumphe. Zwar war jene Revolution selbst ebenso sehr gegen die zunehmende Macht des legitimistischen Klerus unter einer frömmelnden Königsfamilie, wie gegen die reactionäre Politik eines nach Unumschränktheit verlangenden Monarchen gerichtet gewesen, und der durch das große Ereigniß herbeigeführte Umschlag war in religiöser Beziehung nicht minder spürbar wie in politischer. An die Stelle des gesalbten, von Gott eingesetzten Königthums trat ein bürgerliches. Der erzbischöfliche Palast und einige Kirchen in Paris, welche politischen Zwecken dienten, wurden gestürmt, die Kreuze zugleich mit den Lilien abgenommen. Aus dem Oberhause wurden die Prälaten entfernt, ihre Gehalte wurden verkürzt, das Ministerium für geistliche Angelegenheiten abgeschafft, und der Katholicismus verlor das Privilegium der Staats-

religion (XIV, 813). Aber gerade jetzt, nachdem der Gegenstand des Hasses, die politische Machtstellung der Geistlichkeit, verschwunden war, verschwand auch der Haß selbst. Die Kirche ist immer am besten gefahren, wo der Klerus ganz nur auf seinen moralischen Einfluß angewiesen war. „Seit die Religion nichts mehr mit der Politik zu thun hat — schrieb 1835 Tocqueville — zeigt sich unter den jungen Leuten eine Frömmigkeit, die unbestimmt in ihren Zielen, aber sehr mächtig in ihren Wirkungen ist. Viele glauben, Alle möchten glauben".

Was aber diesem französischen Katholicismus der dreißiger Jahre seine ganz eigenthümliche Farbe, was ihm trotz aller Restaurationssucht und alles Cultus der Vergangenheit Lebensfrische, Zugkraft und neuen sinnlichen Reiz verlieh, das war die Mischung des Weihwasserduftes mit der acuten Atmosphäre der Revolution, die Verbindung der kirchlichen mit der demokratischen Anschauungsweise der Zeit. Hier faßte man jenen gleichmäßigen Einfluß, welchen das selbst nationalitätslos erscheinende Papstthum auf die einzelnen Staaten auszuüben vermag, im Sinne und Interesse der unterdrückten katholischen Nationalitäten, wie in Polen und Irland; man sah in ihm den Anwalt der Völker gegen Dynastie, Bureaukratie und jede Art von Despotie. Der eigentliche Prophet dieser Richtung war der uns schon bekannte Lamennais (XIV, 773, 925 f.). Die vornehmen Herren, welche bisher an der Spitze der conservativen Richtung gestanden hatten, waren doch meist noch Söhne des vorigen Jahrhunderts gewesen, die in der Religion eine Nothwendigkeit für das niedere Volk, in der Kirchenlehre zum mindesten einen populären, aber unvollkommenen Ausdruck der, im Grunde allein schon genügenden, Naturreligion sahen. Selbst Ludwig XVIII. hatte kaum je anders zu der Sache gestanden. Aber schon unter seinem Regimente war Lamennais' „Versuch über die religiöse Gleichgültigkeit" 1818—25.
erschienen, ein Werk, welches der Lauheit und Flauheit der am Hofe und an der „Universität" herrschenden Richtung den Krieg ankündigte, alle Philosophie seit Cartesius als Skepticismus, alle Zugeständnisse der Kirche an den Staat, insonderheit den bischöflichen Gallicanismus, als Verrath verdammte. Und wie er, so dachten die neuen Männer, welche jetzt unter der Julireigerung in der Religion nicht mehr die Sache der Bischöfe und der Staatsräson, sondern die Sache des Volkes und des, wie sie wähnten, unlösbar damit zusammenhängenden Papstthums vertraten. Hauptführer waren der später bei den Dominicanern eingetretene Pater Lacordaire und Graf Montalembert, welche Jean Baptiste Henri Lacordaire 1802—62.
sich freilich in manche Enttäuschungen zu schicken hatten, während ihr gemeinsamer Meister Lamennais, eine unbeugsame, herrische, auch im Irrthum große Charles Forbes de Tryon. Graf von Montalembert 1810—70.
Natur, mit der Macht des religiösen Genius die schlechte Wirklichkeit, die er vorfand, ohne sie irgend begreifen zu können, verwarf und von der Kirche sich trennte, sobald diese sich nicht bereit zeigte, die äußersten Folgerungen seiner Lehre anzunehmen. Letztere lief im Grunde auf die Anerkennung des Zeugnisses hinaus, welches im Gegensatz zur Vernunft des Einzelnen die Ueberlieferung

[illegible]

[illegible] Der Papst [illegible] Lamennais [illegible] der Encyklika Gregor's XVI., welche [illegible] Lehren des „Avenir“, namentlich die von der bürgerlichen, von der Preß- und von der Gewissensfreiheit, sowie auch von der [illegible]berechtigung unterdrückter Völker verdammte. Es war ihm überdies zugemuthet, sich nicht blos zu unterwerfen, sondern auch selbst Zeugniß gegen seine Ideen abzulegen, zerriß der letzte Faden, der den [illegible] Schriftsteller mit Rom verband. Einst der Verfechter der [illegible] einer [illegible] Kirche gegen den [illegible] der [illegible], machte er jetzt jene rapide Entwickelung durch, welche [illegible]. Lacordaire hatte sich schon in Rom, Montalembert nach dem Erscheinen der „Worte eines Gläubigen“, von ihm losgesagt. Aber daß der vom Papst als „Aufwiegler“ Verworfene, von der königlichen Regierung Verfolgte, von den Gerichten Verdammte dennoch eine Macht in Frankreich

blieb, war ein Zeichen, daß ein großer Theil der Nation in keinem inneren Zusammenhange mehr mit der römischen Kirche stand. Eine Ahnung dieser Thatsache hatte schon den Abbé Chatel verführt, sich als „Primas von Gallien" zu geberden und eine französisch-katholische Kirche im Sinne des radicalen Libe- 1831.
ralismus zu gründen, welche sich von Rom losmachte und anfangs einige Gemeinden sammelte, aber „in ihrem modernen, eiteln, politischen und negativen Wesen bald kümmerlich vegetirte, bis die Polizei sie schloß". Nur Lamennais 1842.
hatte mit der elementaren Gewalt einer religiösen Ueberzeugung zugleich den Seherblick für diejenige Stelle in der Entwickelung des französischen Volksgeistes besessen, wo angesetzt werden mußte, wenn die Massen in Gährung gebracht werden sollten. Aber im Ringen nach einer in sich unmöglichen Vereinigung des freien Geistes der Revolution mit der Unfehlbarkeit der Kirche war seine Kraft zersplittert. Die von ihm gestreute Saat suchten nunmehr Andere im Interesse der „freien Kirche" zu zeitigen. So vornehmlich der jetzt zu den Dominikanern übergehende Pater Lacordaire, welcher fortwährend die Religion mit einem 1840.
gewissen liberalen Schimmer zu umgeben verstand und gleich dem Jesuitenpater Ravignan auf der Kanzel von Notre-Dame in Paris die Traditionen der glorreichsten Epochen französischer Kanzelberedtsamkeit fortsetzte. In gleicher Richtung wirkte Montalembert durch seine zündenden Reden in der Pairskammer, der streitbare Abbé Dupanloup, später Bischof von Orleans, eine Zeit lang an der Sorbonne College des früh verstorbenen Professors Ozanam, welcher, Verfasser eines trefflichen Werkes über Dante, durch Gründung der Gesellschaft des St. Vincent von Paula der religiösen Propaganda einen mächtigen Hebel in den Kreisen der Gebildeten schuf. Dazu kam eine rührige Presse, geleitet vornehmlich von Louis Veuillot, einem bis jetzt ministeriellen Journalisten, welcher sich auf einer Osterreise nach Rom bekehrt hatte und seither als 1838.
Herausgeber des „Univers" einer der furchtbarsten Matadore des Ultramontanismus geworden ist.

Diese Männer vor Allem waren es, welche den entschiedenen Ultramontanismus allmählich zur Modesache in Frankreich zu erheben wußten. „Bald gehörte es zum guten Ton für die Frauen der höheren Gesellschaft fromm zu sein, und sogar die Männer fürchteten altmodisch zu erscheinen, wenn sie, wie in den zwanziger Jahren, ihre Voltairischen Gesinnungen zur Schau trügen". Die Bischöfe selbst gaben jetzt die unhaltbare Position des Gallicanismus auf und machten gemeinsame Sache mit der „freien Kirche". Am Hofe hatte die Königin, von Geburt Neapolitanerin, immer auf dieser Seite gestanden. Den König, wiewohl durchaus rationalistisch gesinnt, zogen Motive der äußeren wie der inneren Politik mit der Zeit herüber. Dort war der Einfluß Oesterreichs maßgebend, hier das Interesse, Adel und Klerus mit der Julimonarchie auszusöhnen und für die neue Dynastie zu gewinnen.

Dies waren die Bedingungen, unter welchen die Jesuiten in die Ernte der thörichten, aber edeln Begeisterung eintraten, womit die Schule Lamennais ihnen vorgearbeitet hatte. Die Niederlage des alten, gemäßigten Glaubens konnte überhaupt nur dazu führen, den französischen Katholicismus dem Jesuitismus in die Arme zu treiben. Schon unter Karl X. ausgewiesen, kehrten die Väter jetzt in aller Stille und unter mancherlei Verkappungen nach Frankreich zurück. Aus den zwölf Anstalten, welche die Jesuiten zur Zeit ihrer Ausweiweisung 1828 besessen hatten, waren 1843 ihrer siebenundvierzig geworden, wie denn auch sonst die Zahl der Klöster sich während der Julíregierung verdoppelt, die der Nonnen insonderheit sogar verdreifacht hat. Jetzt erst kam eine feste Taktik in die ultramontane Bewegung, und enthüllte sich als das bewußt angestrebte Ziel derselben, die Herstellung der von der Charte verheißenen „Unterrichtsfreiheit". Das war ein wohllautend in die Ohren des Volkes klingender Name, welchen diejenigen, die den Ruf erhoben, freilich nur in dem Sinne gewerblicher Freiheit verstanden. Was sie erstrebten, war die Beherrschung des Jugendunterrichtes, die Beseitigung des in dieser Beziehung unter dem Namen „Universität von Frankreich" bestehenden Staatsmonopols, die Unabhängigkeit erstlich der Volksschule, zweitens des Gymnasiums, drittens der Universität vom Staate. In der ersten Beziehung war das Ziel bereits thatsächtich erreicht; in der zweiten wurde es 1850, in der dritten 1873 erreicht, so daß allein die Richtung der ultramontanen Erfolge es ist, in welcher die Geschichte des modernen Frankreichs eine geradlinige Entwickelung darstellt.

Schon während der dreißiger Jahre thaten die Unterrichtsminister Guizot und Cousin diesen Bestrebungen, in welchen sie Verbündete der conservativen Interessen zu sehen glaubten, mancherlei Vorschub. Weiter gingen auf derselben
1841. Bahn Villemain, der durch Vorlage seines Unterrichtsgesetzes Gelegenheitsursache zum Ausbruch des Streites wurde, und Salvandy, der den Frieden durch Zugeständnisse an die Kirche zu erkaufen suchte. Je huldvoller sich aber die Regierung dem Klerus gegenüber erwies, desto höher stiegen die Ansprüche des letzteren. Der im Beichtstuhl und auf der Kanzel begonnene Kampf für Unterrichtsfreiheit ward in zahllosen Vereinen, Flugschriften, Journalen fortgesetzt und füllte die letzten zehn Jahre dieses Regiments fast völlig aus. Daß
März 1844. die Bischöfe, nachdem sie einen maßlosen Brief an den König erlassen, vor den Staatsrath citirt und wegen Amtsmißbrauches getadelt wurden, erwies sich sofort als eine inhaltlose Form, deren die Bestraften öffentlich spotten durften. Schon damals durfte sich die Kirche rühmen, von der Julirevolution nur Vortheil gezogen zu haben. Die Zahl der Geistlichen hatte zugenommen. Kirchgang, Beichte, Communion waren wieder zur allgemeinen Sitte geworden, welcher sich mit der Zeit selbst der König anschloß. Der Einfluß der Geistlichen war in hohen und in bürgerlichen Kreisen im Wachsthum, die gemischten Ehen in der Abnahme begriffen. Eine katholische Presse und eine fromme Unterhaltungslectüre

waren als neue Waffen der Kirche eingeführt worden und hatten sich im Kampfe bewährt. Um so kirchenfeindlicher zeigte sich freilich die Oppositionspartei, sowohl Liberale als Republikaner. Namhafte Gelehrte und talentvolle Schriftsteller, wie der Geschichtschreiber Michelet und der dichterische Philosoph Quinet, zogen gegen Kirchenthum und Jesuitismus zu Felde und setzten, unterstützt von dem liberalen Staatsmanne Thiers, einen Kammerbeschluß durch, wornach die Mai 1845.
Gesetze über unerlaubte Gesellschaften gegen die Jesuiten in Anwendung gebracht werden sollten. Bereits aber hatten diese in den regierenden Kreisen sich eine solche Stütze zu erwerben gewußt, daß der erwähnte Kammerbeschluß nur Veranlassung zu einem trügerischen Abkommen mit Rom gab, in Folge dessen eine Anzahl von Jesuiten das Land verließen, auch einige Jesuitenhäuser sich schlossen, die Ordensherren selbst aber ihr Wesen nur vorsichtiger fortsetzten. Dieses Resultat wurde zwar von der Regierungspresse als ein glänzender Triumph gefeiert, aber Jedermann erkannte das unwürdige Spiel, welches mit der Nation getrieben worden war, und noch höher stieg die Entrüstung, als Ludwig Philipp und sein Minister Guizot sich des Ordens sogar in der Schweiz, wo er Anlaß zum Sonderbundskrieg geworden war, annahmen. Kein Wunder daher, wenn die in Frankreich aufkommende republikanische Literatur mit der Zeit einen auflösenden Charakter annahm. In ihren Ausläufern suchte sie geradezu an die Stelle der großen sittlichen Vereine von Staat und Kirche künstlich herzustellende Genossenschaften mit weltlichen socialen Zwecken zu setzen und die himmlische Religion durch eine irdische Glückseligkeitslehre (Eudämonismus) zu verdrängen.

Das Land, in welchem die Ueberlegenheit der römischen Kirchenpolitik über den Belgien.
modernen Liberalismus in vorbildlicher Weise zur Erscheinung kommen sollte, ist Belgien. Hier hatte der ultramontane Klerus gegen die holländische Regierung, welche die Jesuiten vertrieb und dem Fanatismus der Geistlichkeit durch einen ihr zwangsweise auferlegten Bildungsgang entgegenarbeitete, mit den Liberalen gemeine Sache gemacht und dadurch die Trennung der beiden Königreiche herbeigeführt (XIV, 823 f.). Somit war erstmalig auch in der Praxis versucht worden, was sich später in Deutschland und anderswo wiederholen sollte, der Bund der Kirche mit der Revolution. Als dann Dank der errungenen Freizügigkeit für die geistlichen Orden und durch den freiesten Spielraum für die Missionswirksamkeit eine mehr als hinreichende und den geistlichen Führern ganz ergebene „päpstliche Armee" im Lande herangebildet war, konnte man auf das unnatürliche Bündniß mit dem Liberalismus wieder verzichten. Zu spät merkten die Liberalen, mit welchen gefährlichen Bundesgenossen sie sich eingelassen, als der belgische Klerus die Freiheit des Unterrichts sich zu Nutze machte, um die Erziehung der Jugend so gut wie vollständig nach seinen Grundsätzen einzurichten und somit die geistige Lebensthätigkeit der künftigen Geschlechter nach seinem Sinne zu bestimmen, und als Bischöfe ihre Macht zur Ausschließung freisinniger Geistlichen von Kirchenämtern mißbrauchten und den als „Freimaurer" bezeichneten aufgeklärten Liberalen die Absolution versagten. Der Traum einer freien Universität, der erst ein Menschenalter später die katholischen Generalversammlungeu für Deutschland lebhaft bewegte, fand in Belgien schon 1834 eine glänzende Erfüllung. Als Gegengewicht gegen das päpstliche

Collegium in Löwen gründeten die Liberalen aus eignen Mitteln die Universität zu Brüssel. Aber trotz des protestantischen Königs und der freien Institutionen des Landes hatte die klerikale Partei meistens die Oberhand, so daß auch in neuester Zeit die trefflichsten Minister, wenn sie den Interessen des Klerus zuwider handelten, sich nur kümmerlich, mit Hülfe einer äußerst zweifelhaften Majorität der Kammer, zu behaupten vermochten.

Irland. In Irland verlangte ein verzweifeltes Volk, welches durch die Unbarmherzigkeit Altenglands und durch die eigene Schlaffheit und Arbeitsscheu in einen Zustand gerathen, daß es „im eigenen Vaterlande bei einer ausländischen Hierarchie und Aristokratie zur Miethe wohnt und jeden Winter zu verhungern fürchtet", mit Drohen Erlösung aus seinem Elend durch kirchliche und politische Reformen. Im Bunde mit der Geistlichkeit hielt O'Connell, der „große Agitator", das katholische Volk in steter Aufregung, um den Forderungen durch den gedrohten Widerruf der Vereinigungsacte (Repeal) Nachdruck zu geben, während neben dem mit religiösen Waffen fechtenden Laien der Dominikaner-Mönch Mathew († 1356) durch einen Mäßigkeitsverein (teatotallers) Nüchternheit und eine auf Selbstachtung gegründete Sittlichkeit zu erzeugen bemüht war. Ganz Europa stand zu Ende der zwanziger und in den dreißiger Jahren unter dem Zauber dieser Männer, welche das erste glänzende Zeugniß gaben, wie die Freiheiten des modernen Staates zu Gunsten der mittelalterlichen Weltanschauung verwerthet und verwendet werden können. Aber wie sehr auch die Whigs im englischen Ministerium auf eine Reform der irischen Kirchenzustände drangen, sie konnten nur eine Umwandlung des Kirchenzehnten in einen ermäßigten Grundzins durchsetzen; jede weitere Reform scheiterte an der Engherzigkeit und dem Eifer der Hochkirchlichen.
1845. „Zur Versöhnung Irlands brachte das Ministerium Peel die Vermächtnißbill ein, welche der katholischen Kirche, doch mit Ausnahme der Orden, gestattet, unter eigenem Namen Eigenthum zu erwerben, und setzte für Maynooth, das Seminar zur Erziehung des katholischen Klerus, eine Dotation durch, nachdem bereits mit Regierungsunterstützung Volksschulen errichtet waren, welche den Unterschied der Kirchen zu umgehen suchten".

Schweiz. In der Schweiz allein erlebte der Ultramontanismus ganz entschiedene Mißerfolge. Schon seit seiner Restauration hatte sich der Jesuitenorden in den katholischen Kantonen festzusetzen versucht; Mittelpunkt der ultramontanen Bestrebungen wurde
1839. Luzern, besonders seit Joseph Leu von Ebersol auf Uebergabe der Lehranstalten an die Gesellschaft Jesu zu dringen angefangen hatte, was alsbald große Aufregung
1844. verursachte, nichtsdestoweniger aber durchgesetzt wurde. Schon zuvor hatten die jesuitischen Kantone einen Sonderbund unter sich abgeschlossen, durch welchen der eidgenössische Bund thatsächlich aufgelöst worden war. Endlich gelang es nach längerem Ringen
1847. den liberalen Kräften der anderen Kantone, die Auflösung des Sonderbundes und die Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz bei der Tagsatzung durchzusetzen; aber nur der Energie und Fürsorglichkeit der Tagsatzung ist es zuzuschreiben, daß ungeachtet der Unterstützungen, die Metternich und Ludwig Philipp dem Sonderbunde zu Theil werden ließen, doch das ganze Gebäude des Jesuitenthums noch vor Ende des Jahres 1847 zu Boden geworfen war.

Deutsche Kirchenkämpfe. Die oben gemachte Bemerkung, daß dem Mangel an einem großartigen und freien politischen Leben leicht eine Ueberfülle kirchlicher Bewegungen, ein überreiztes kirchliches Parteitreiben entspricht, bewährte sich vornehmlich in Deutschland, zumal da die natürliche Neigung des Volksgeistes, der Hang zum Ueber-

sinnlichen und die grübelnde Denkart, die ihn eigenthümlich kennzeichnen, eine solche Richtung der Lebensäußerung begünstigen mußten. Nirgends hat sich die strengkirchliche Partei in den romanischen Ländern so feste Bollwerke zu errichten vermocht, wie das den deutschen Ultramontanen in ihren Hauptsitzen Baiern und den Rheinlanden gelingen sollte. Selbst in Oesterreich, an welchem diese Partei ihren mächtigsten politischen Halt besaß, konnten mit der Zeit liberale Prinzipien den Kampf gegen den Ultramontanismus mit mehr Aussicht auf Erfolg aufnehmen, als dies an der alten „Pfaffenstraße" des Rheins, sowie in den westfälischen und bairischen Landen möglich war. Allenthalben aber ist diese Partei „im Gefühl, daß der Zeitgeist ihr tödtlich sei, in einen Kampf wider alle geistige Freiheit und unter den Fluch desselben gerathen". Als Gegenmittel wider Aufklärung und Bildung förderte sie im Volk jede Art von Obscurantismus, Aberglauben und phantastischer Wundersucht; sie setzte der kecken und auflösenden Philosophie des „jungen Deutschland" die durch poetische und künstlerische Verherrlichung aufgeputzte Gläubigkeit des Mittelalters entgegen und fuhr sich im Eifer für die katholische Kircheneinheit, welche der protestantischen Zerrissenheit recht anschaulich gegenübergestellt werden sollte, in einem jede Reform grundsätzlich ablehnenden, schlechthin wissenschafts-, bildungs- und zuletzt auch staatsfeindlichen Cultus der Vergangenheit fest. Ihr Hauptorgan fanden diese Bestrebungen an den „Historisch-politischen Blättern", gegründet von dem 1838.
kraft- und phantasievollen Münchener Professor **Jacob Joseph Görres**, Jacob Joseph Görres
einem Romantiker, der von freisinniger Opposition zum papistischen Absolutis- 1776–1848.
mus oder richtiger von jacobinischer zur ultramontanen Demagogie übergegangen war und als Haupt und Verfechter des Ultramontanismus die Schalen seines Zornes und Witzes unablässig über den modernen Beamtenstaat und seine bureaukratische Maschinerie ausgoß.

Noch aber dauerte es geraume Zeit, bis der neumodische Romanismus den besseren Geist verdrängte, welcher die katholische Kirche zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts belebt hatte. Besonders in den paritätischen Staaten Deutschlands begegnete die neue Richtung starkem Widerstande. Erst in den dreißiger und vierziger Jahren starb jenes Geschlecht von katholischen Geistlichen, die im Umgange mit Protestanten Duldung gelernt, auch mit ihren protestantischen Collegen in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, oder durch freiere Erziehung auf gemischten Universitäten von manchen Vorurtheilen geheilt worden waren, allmählich aus. Diesen Männern war es um eine wirkliche Reform der Kirche zu thun gewesen; sie drangen auf Landessynoden, um zeitgemäße Reformen zu erzielen, bekämpften das unnatürliche Gebot des Cölibats und verlangten ein dem Protestantismus sich annäherndes Kirchenwesen durch Gestattung der Landessprache beim Gottesdienst, durch Freigebung der heiligen Schrift, durch Abstellung der Werkheiligkeit mittelst eines aufklärenden Volksunterrichts und dergleichen mehr (vgl. **XIV, 570**).

Wessenberg 1774—1860

Im badischen Oberland fand diese Richtung viele Anhänger, und da man diese Erscheinung der Wirksamkeit des Freiherrn von Wessenberg, ohne Frage des liebenswürdigsten Typus der deutsch-nationalen antirömischen Richtung im Katholicismus, beimaß, so wurde er von der bischöflichen Verwaltung in Konstanz verdrängt, ein Beweis, „daß kein Verdienst um die Kirche groß genug sei, um für eine freie und deutsche Gesinnung in Rom Verzeihung zu finden". Auch dem in mildem Sinn auf Reformation innerhalb der Kirche bedachten Domcapitular Hirscher in Freiburg trugen seine freisinnigen Anschauungen und Forderungen nur Unannehmlichkeiten und Verdächtigungen ein. Während er sich unterwerfen mußte, nahm der ehrwürdige Kuhn in Tübingen länger eine für den Ultramontanismus unnahbare Stellung ein. In Regensburg, Ingolstadt, Landshut und überhaupt in Baiern übte der fromme Bischof von Regensburg, Sailer, besonders in seinen früheren Jahren eine segensreiche und nachhaltige Wirksamkeit. Er versammelte um sich einen Kreis von Jünglingen, „deren Christenthum Erlösung, deren Religion ein warmes Gefühlsleben war. Daher Geringachtung kirchlicher Werke, Empfehlung Fenelon's und Lavater's, Befreundung mit würtembergischen Pietisten. Von den Romanisten verfolgt, von den Liberalen verhöhnt, sind Einige aus diesem Kreise mit der Kirche zerfallen".

Johann Baptist Hirscher 1788—1865

Johann Michael Sailer 1751—1832

Der Streit über die gemischten Ehen.

An die Stelle des alten Geschlechts von Geistlichen, die ihre Hände durch keinerlei Aussaat des Unfriedens zwischen den confessionell getrennten Söhnen des deutschen Vaterlandes befleckt hatten, trat seit den dreißiger Jahren mehr und mehr ein neues, das patriotische Gesichtspunkte höchstens nur in sehr bedingter Weise gelten ließ und sich über das positive Recht des modernen Staates mit kühner Nichtachtung von dessen Existenz hinwegsetzte. Namentlich gehört es zu den charakteristischen Zügen dieses neuen, specifisch römischen, Katholicismus, daß er sein thatsächlich bestehendes Verhältniß zum Protestantismus im paritätischen Staat ignorirt und sich, ungeachtet ihm seine Alleinberechtigung schon dadurch entzogen ist, daß er den Protestantismus neben sich bestehen lassen muß, immer so beträgt, als wenn dieser neben ihm kein Existenzrecht, ja kaum wirkliche Existenz besäße. Erstmalig und typisch erwies sich diese Unverträglichkeit der ultramontanen Prinzipien mit den Grundlagen des Rechtsstaates, als, wie einen Apfel der Eris, der böse Feind den Streit über die gemischten Ehen in das gespaltene Deutschland warf, um dem Streben nach Einheit einen neuen Damm entgegenzustellen. Die katholische Kirche in Preußen, unwillig, daß sie einem protestantischen Staat unterworfen, vergalt dem frommen König Friedrich Wilhelm III. die Rücksichten, die er ihr durch Bereicherung ihres Klerus, durch Errichtung von Kirchen und Schulen, durch Wiederherstellung der Majorats- und anderer Herren-Rechte an den rheinisch-westfälischen Adel bethätigte, mit wenig Dank. Seit dem westfälischen Frieden war die Scheidewand, die jede Verbindung zwischen den beiden christlichen Confessionen gehindert hatte, verschwunden und die deutsche Volkssitte hatte, wenn auch nicht mit ausdrücklicher Einwilligung, so doch ohne Widerspruch der Kirche, gemischte Ehen zugelassen, wobei sich das Gewohnheitsrecht bildete, daß, wo nicht ausdrückliche Eheverträge anders bestimmten, die Kinder je nach dem Geschlechte dem Glauben der Eltern

folgten. Dieses Gewohnheitsrecht hatte in die Gesetzgebung verschiedener Länder von gemischter Bevölkerung, als dem Grundsatze der Rechtsgleichheit entsprechend, Eingang gefunden. Im Jahre 1825 wurde das preußische Gesetz, wonach bei Mischehen die Kinder sämmtlich im Glauben des Vaters erzogen werden sollten, wenn nicht der einmüthige Wille beider Eltern anders verfügte, auch auf Westfalen und die Rheinprovinz ausgedehnt. Da hier nun häufiger der Fall eintrat, daß protestantische Männer der ältern Provinzen sich mit katholischen Töchtern des Landes vermählten, als umgekehrt, so gerieth die Geistlichkeit in Besorgniß, die katholische Kirche möchte verkürzt werden. Die römischen Bischöfe holten in Rom Verhaltungsbefehle ein. Ein Breve des Papstes erklärte 25. März 1830.
gemischte Ehen für unerlaubt, doch für gesetzlich gültig, und gestattete die kirchliche Einsegnung nur unter der Bedingung, daß das Brautpaar die katholische Erziehung sämmtlicher Kinder vorher gelobe; sei dies nicht der Fall, so könne die Trauung zwar in Gegenwart des Geistlichen stattfinden, aber ohne alle kirchliche Feier. Eine mildere Praxis, wie sie sich früher von selbst gebildet hatte und von den deutschen Bischöfen gebilligt worden war, sollte also nunmehr, weil sie eine Folge der Annäherung beider Confessionen war, der strengsten weichen, und die Thatsache, daß sich Katholicismus und Protestantismus im modernen Staat als gleichberechtigt gegenüberstehen, wurde von der Curie, indem sie die gemischten Ehen schlechterdings für sich in Anspruch nahm, einfach als nicht vorhanden betrachtet. Zunächst zwar erwirkte die preußische Regierung durch Unterhandlungen mit den rheinischen Bischöfen eine stillschweigende Ermäßigung des Breve und erlangte, daß die meisten Mischehen auch ohne jene Vorbedingung eingesegnet wurden. Auch der bisherige Weihbischof von Münster, Freiherr Clemens Droste zu Vischering, ein strengkirchlicher, von ultramontanen Einflüssen geleiteter Mann, gab bei seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl zu Köln 1836.
das Versprechen, gemäß dieser Uebereinkunft zu verfahren. Aber nicht ohne Grund hatte der päpstliche Staatssecretär, als ihm Bunsen, der preußische Gesandte in Rom, die Mittheilung machte, welchen Mann das Ministerium zu Spiegel's Nachfolger ersehen hatte, ausgerufen: „Ist Ihre Regierung toll?" In der That war Droste kaum im Besitz seiner Würde, als er seiner Geistlichkeit gebot, sich genau an das Breve zu halten und die Trauung nur nach vorausgegangener Zusage katholischer Kindererziehung zu verrichten. Einflüsterungen im Beichtstuhl prägten den Frauen die Nothwendigkeit der kirchlichen Einsegnung zur Gültigkeit der Ehe und zum Seelenheil ein und verwirrten die Gewissen. Zu gleicher Zeit ließ sich der Erzbischof von seiner ultramontanen Umgebung zu einem strengen Verfahren wider die Hermesianer bewegen. Umsonst erinnerte die preußische Regierung an das Versprechen und drohte mit Amtsentsetzung; der Erzbischof beharrte auf seinem Sinne und erklärte, die Kirche sei dem Staate coordinirt, jede Beschränkung der Communication mit Rom unzulässig; nur ihm stehe das Recht zu, Professoren an der theologischen Facultät zu Bonn ein-

oder abzusetzen, und seiner ausschließlichen Competenz unterstehe die Bildung
20. Novbr. 1837. der Geistlichen. Da wurde er plötzlich verhaftet und nach der Festung Minden abgeführt, „weil er sein Wort gebrochen, die Gesetze untergraben und unter dem Einflusse revolutionärer Parteien die Gemüther aufgeregt habe". Dies gab das Signal zu einem heftigen Streite sowohl zwischen der preußischen Regierung und dem römischen Stuhle, der vor jeder Unterhandlung die Wiedereinsetzung des gefangenen „Märtyrers" verlangte, als zwischen den streitlustigen Gelehrten beider Confessionen. Die öffentliche Meinung war getheilt. Die Katholiken sahen in dem Verfahren eine Unterdrückung der Kirche durch den Beamtenstaat und erhoben den Ruf nach Unabhängigkeit der Kirche vom Staat; Görres
1838. verherrlichte in seinem „Athanasius" den Erzbischof als einen Märtyrer. Die Protestanten faßten den Streit auf als „Kampf deutscher Freiheit und römischer Herrschaft". Selbst Bunsen hatte die Macht seines Staates offenbar überschätzt; seine Abberufung aus Rom bedeutete den Anfang des Rückzugs. Die „kirchlichen Wirren" nahmen noch zu, als der Erzbischof Dunin von Gnesen und Posen ein ähnliches Verbot der kirchlichen Trauung von Mischehen ohne Zusicherung katholischer Erziehung ergehen ließ und, nach Berlin geladen, sich der ihm auferlegten Haft durch die Flucht entzog, dann aber nach der Festung Colberg abgeführt ward. Aber noch viel einmüthiger als in der Rheinprovinz stand die Bevölkerung Posens zu ihrem geistlichen Oberhaupte.

7. Juni 1840. Unter diesen Umständen bestieg Friedrich Wilhelm IV., unter dessen Einfluß schon die Wahl des Kölner Erzbischofs geschehen sein soll, den preußischen Thron und richtete seine ganze Sorgfalt auf die Beruhigung der Kirche. Er setzte den Erzbischof Dunin auf eine sehr zweideutige Zusage hin in Freiheit; er gestattete den unmittelbaren Verkehr mit Rom; er entließ den Erzbischof Droste seiner Haft und sprach ihn in einem ehrenvollen Briefe von aller Schuld an revolutionären Umtrieben frei, nachdem er mit dem Prälaten und dem römischen Stuhl übereingekommen, daß jener selbst wegen Kränklichkeit von einer Rückkehr nach Köln abstand und den Bischof von Speyer, Johannes Geißel, zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge annahm. Seine Ansichten „über den Frieden unter der
1843. Kirche und den Staaten" hat der alte Erzbischof noch kurz vor seinem Tode „unbehülflich und ehrlich" der Welt dargelegt. An seinen Namen knüpft sich ein Gedächtniß, ähnlich demjenigen von Canossa. Ein Kirchenfürst, der sich seiner dem Staate gegenüber übernommenen Verpflichtungen mit großer Gelassenheit selbst ledig gesprochen hatte, war zum Entsetzen aller Katholiken des Rheinlandes plötzlich aufgegriffen und auf die Festung abgeführt worden, nur um vier Jahre nachher die denkbar höchste Genugthuung zu empfangen und ehrenvoll auf freien Fuß gesetzt zu werden. Damit war jeder künftige Widerstand der Geistlichkeit zum voraus fromm gesprochen, jedes etwaige Einschreiten der Staatsgewalt zum voraus als Uebereilung und Vergewaltigung verurtheilt. Ohne irgendwie im Besitze eines großen Gedankens, einer die Völker bewegenden Idee zu sein, hatte

sich die Regierung in den Kampf mit einer Macht gewagt, welcher mit Cabinetsordren und mit Ministerialverfügungen, mit dem ganzen Mechanismus der Administration nicht beizukommen war; sie hatte sich die Auflösung eines Problems zur Aufgabe gestellt, welches gänzlich außerhalb eines bureaukratischen Gesichtskreises liegt. So urtheilten damals die Einsichtsvollen selbst unter ihren Freunden. Noch ganz andere Folgerungen zogen ihre Feinde aus dem Vorfall. Ihr Siegesgeschrei weissagte Zukunftskämpfe von weiter gehender Tragweite. Die bei jeder Gelegenheit sichtbare Nachgiebigkeit der protestantischen Regierungen gegen die Forderungen und Drohungen des Klerus erfüllte die katholische Kirche mit großem Selbstgefühl und kehrte die Schwäche des zerrissenen Protestantismus mehr und mehr zu Tag. Der seither immer lauter erschallende Ruf nach Trennung der Schule vom Staat und Unterordnung derselben unter die Kirche beweist es, daß der katholische Klerus von Deutschland sich dem nämlichen Selbstvertrauen hingab, wie der französische und belgische Priesterstand. Die mittelalterlichen Ideen, an denen mehrere gekrönte Häupter, namentlich die Könige von Preußen und Baiern, und viele Glieder des Adels und der Aristokratie Wohlgefallen fanden, waren dem ganzen Unternehmen sehr förderlich. Trotz vielfacher Beweise vom Gegentheil galt die römische Kirche als Trägerin des Conservatismus, und in den höhern Kreisen waren Ultramontane und Convertiten stets gut aufgenommen. In Baiern beurkundeten die Klöster und Kirchen, die sich aller Orten und Enden erhoben, die zunehmende Zahl der Mönche und die Beeinträchtigung und Beschränkung der Protestanten und des evangelischen Kirchenwesens die Herrschaft einer ultramontanen Priestermacht und eines von ihr geleiteten Ministeriums (Abel). Am meisten Aufsehen erregte eine Ordre des Kriegsministeriums, wodurch auch das protestantische Militär zur Kniebeugung vor der Hostie angehalten wurde. Erst nach siebenjährigem Kampfe gelang es, diese die protestantische Kirche entwürdigende Maßnahme rückgängig zu machen. Auch in Würtemberg wurde die erloschene Fackel confessioneller Zwietracht aufs Neue entzündet; der gesunde Sinn des Volkes ließ sie aber nicht recht zum Brennen kommen. Am Rhein, wo mehrere im gothischen Stil restaurirte Burgen Zeugniß ablegen von den romantisch ritterlichen Liebhabereien des preußischen Königs und des protestantischen wie katholischen Adels, suchte man den Ausbau des Kölner Doms statt zu einem Symbol deutscher Einheit und Kraft, zum Sieg und zur Verherrlichung der katholischen Kirche auszubeuten. Allenthalben aber wurde durch offene Begünstigung von Processionen, Wallfahrten, Reliquiendienst und jeglichem Aberglauben der Widerspruch der verständig und nüchtern, aber auch freiheitlich und patriotisch Gesinnten aufs Aeußerste gereizt. Durch nichts haben die Regierungen der Revolution von 1848 so direkt vorgearbeitet als durch die den modernen Staat entwürdigende Allianz mit dem handgreiflichsten und blödesten Aberglauben.

Kniebeugungsstreit 1838–45.

Dogmatische Kämpfe innerhalb der katholischen Kirche.

Gleichzeitig sollte eine andere Reihe von Kämpfen, welche gleichfalls mit einem in der rheinischen Kirche entbrannten Streit Eröffnung fand, der Welt darthun, wie [illegible] unvereinbar mit dem ausgebildeten kirchlichen System jedwedes, etwa in der Theologie erwachende, ernstliche wissenschaftliche Interesse ist, wie unvermeidlich dasselbe mit dem [illegible] in Conflict gerathen, wie hoffnungslos es ihm unterliegen muß. In den früheren Decennien des Jahrhunderts hatte eine gewisse Ebenbürtigkeit zwischen den Leistungen der katholischen und der protestantischen Theologie statt gehabt. Auch innerhalb der ersteren hatte man es versucht, den Ertrag der philosophischen Systeme von Kant und Fichte für die Glaubenslehre zu verwerthen, und auf dem Felde der biblischen Archäologie und Kritik lieferten Jahn und Hug Arbeiten, die ebenso gut auch von protestantischen Theologen jener Zeit hätten herrühren können. An der

Johann Adam Möhler 1796—1838.

protestantischen Theologie hatte sich selbst auch Möhler herangebildet, der, in Tübingen und München wirkend, als gewandter Apologet und Polemiker die Sache des Katholicismus in den dreißiger Jahren dem Protestantismus gegenüber führte. Es war ein Zeichen der Zeit, wenn gleichzeitig mit dem Aufsteigen einer katholischen Journalistik auch die im Gewande der Wissenschaft einhergehende polemische und apologetische Literatur einen neuen Aufschwung nahm. Das classische Muster lieferte in dieser Beziehung Möhler's seit 1832 in mehrfachen Ausgaben erschienene „Symbolik", in welcher derselbe die Errungenschaften der Theologie Schleiermacher's und die in derselben wirksamen Elemente moderner Bildung und Wissenschaft mit anerkennenswerther [illegible] für seinen Standpunkt zu verwerthen verstand. Seither ist es der Hauptgesichtspunkt der katholischen Polemik, wie sie auch von Möhler's Münchener Collegen Döllinger geübt wurde, geblieben, der Protestantismus sei nichts anderes als der sich selbst aufhebende Proceß der Willkür, die tolle und hoffnungslose [illegible] des von seiner allgemeinen Lebensgrundlage losgerissenen, auf eigene Faust [illegible] einzelnen Subjects. So sehr man glauben sollte, Protestantismus und Katholicismus hätten dem ganzen antidogmatischen Geist jener und der nachfolgenden Zeiten gegenüber gemeinsame Interessen zu verfechten, haben sich somit im Gegentheil die [illegible] Gegensätze nur wieder verschärft und zugespitzt. Dabei ist die [illegible] vernommene Rede „von der Selbstauflösung des Protestantismus" freilich mehr Wunsch und Hoffnung geblieben, als zur Wirklichkeit geworden.

Georg Hermes 1775—1831.

Gleichzeitig mit Möhler versuchte in Bonn Hermes im Anschlusse an [illegible] ein [illegible] der Glaubenslehre aufzubauen, welche mit einer gewissen [illegible] auf den Glauben führte. Er meinte damit dem [illegible], [illegible] den Zweifel zu erheben vermöge", zu Hülfe zu kommen und den [illegible] vom [illegible] eines Vernunftglaubens zu sichern, welcher dem Offenbarungsglauben zur [illegible] und Befestigung dienen sollte. In diesem Sinne zog er eine große Anzahl von Schülern heran, welche bald die theologischen und philosophischen Lehrstühle in Rheinland und Westfalen besetzten und seit 1833 über eine eigene Zeitschrift für Theologie und Philosophie verfügten. So lange der [illegible] Erzbischof von Köln lebte, blieb der sogenannte Hermesianismus unangefochten. Nach

1835. dessen Tode aber [illegible] die Gegner ein [illegible] päpstliches Breve, welches die Schriften des verstorbenen Hermes verdammte. Der neue Erzbischof, Droste-Vischering, [illegible] Seminaristen [illegible] behandelte, [illegible] Studirenden [illegible] die Hermesianer zu hören, und legte [illegible] Professoren [illegible] Sätze gegen die verdammte Lehre zur Unterschrift vor. Umsonst suchten sich die Hermesianer in Köln und in Rom zu rechtfertigen, umsonst reisten Braun und Elvenich nach Rom, um den heiligen Vater von der

1837. Rechtgläubigkeit ihres Meisters zu überzeugen und nachzuweisen, daß die Schrif-

seiner Schriften ungenau und ohne Kenntniß deutscher Sprache und Wissenschaft erfolgt sei. Das Verdammungsurtheil blieb in Kraft, die Verfolgungen dauerten fort, und die Professoren Braun und Achterfeldt zu Bonn wurden auf Betrieb des erz- 1844. bischöflichen Coadjutors Geißel ihres Lehramts enthoben. Die meisten Conflicte zwischen Staat und katholischer Kirche in Preußen vor 1848 haben in näherem oder fernerem Zusammenhang mit dem Hermesianismus gestanden. Merkwürdiger Weise erfolgte die Verdammung des Hermesianischen Vernunftglaubens zu gleicher Zeit als ein philosophischer Theologe Frankreichs, der Abbé Bautain, Widerruf leisten mußte für die entgegengesetzte Sünde, alle Fähigkeit der Vernunft Göttliches zu erkennen, sowie jedes Bedürfniß der Kirche nach vernünftiger Begründung ihrer Lehrsätze geleugnet zu haben. Auf beiden Seiten war es offenbar nur der wissenschaftliche Ernst, die Sache im Prinzip aufzufassen und mit Mitteln einer verständigen Dialektik zu erledigen, was die römische Curie zum Einschreiten und zur unbedingten Durchführung ihres Autoritätsprinzipes bewog. Demselben Prinzipe hat sich der Wiener Weltgeistliche Günther, der Begründer einer neuen, dualistisch aussehenden Speculation (vgl. Anton Günther XIV, 881) gutwillig unterworfen, sobald seine sämmtlichen Schriften auf den Index 1783—1863. gesetzt wurden. Anders verlief das belehrende Geschick des Breslauer Domcapitulars 1857. Balzer, welcher als Schüler von Hermes und Vertheidiger Günther's den Jesuiten Johann Baptist verdächtig wurde. Zunächst gab ihm der Fürstbischof Förster den väterlichen Rath, Balzer sich vom Lehramte zurückzuziehen, und besorgte ihm von Rom zwei eben dahin lau- 1803—71. tende Briefe Antonelli's. Als sich das Ehrgefühl des verdienten Mannes gegen eine solche Zumuthung sträubte, wurde ihm begreiflich zu machen versucht, daß er in seinem Widerstande nur dem Götzen des Hochmuths opfere. Jetzt rief Balzer den Schutz des preußischen Staates an, der ihn angestellt hatte und die unzweifelhaften Erfolge seiner Lehrthätigkeit kennen mußte. Aber von den Cultusministern Raumer, Bethmann-Hollweg und Mühler handelte Einer immer unbegreiflicher als der Andere. Man nöthigte ihn zum Gehorsam gegen die bischöfliche Anordnung, man ließ es zu, daß der Erzbischof ihm und seinem Gegner Bittner die Lehrbefugniß entzog, man un- 1860. tersagte ihm die Vorlesungen und setzte, weil er „freiwillig auf den Inhalt seines Amtes verzichtet habe", seinen Gehalt auf vierhundert Thaler herab. Erst der Umschwung nach dem französischen Krieg brachte ihm gerade noch vor seinem Ende eine späte Restitution. 1871. Wie er, so hatten sich einstweilen auch die Nachfolger der Hermesianer in Bonn gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit erklärt. Auch sie wurden jetzt aus der Kirche gedrängt sammt Döllinger und allen denjenigen, welche der ultramontanen Strömung bis auf den äußersten Punkt gefolgt waren, wo die jesuitischen Bestrebungen aller und jeder Wissenschaft, namentlich der deutschen Theologie, den sicheren Tod zu drohen begannen. Doch wird dieser letzte Act des Schauspiels später bei der Geschichte des Altkatholicismus noch eine gesonderte Behandlung zu erfahren haben. — Solches waren auf dem Gebiete der Schule und Wissenschaft die Früchte einer mit rücksichtsloser Keckheit durchgeführten Illusion, wie selbige ein mit seiner Kirche zerfallener Katholik, Carové, in seinen Schriften über „Die alleinseligmachende Kirche" (1826 und 1835) und „Was heißt römisch-katholische Kirche?" (1847) schlagend und nicht ganz erfolglos aufgedeckt und erklärt hat.

Zu einem förmlichen Schisma führte vor den Zeiten des Infallibilitäts- Der Deutschkatholicismus. streites nur eine einzige, ganz außerhalb der Schule und der Theologie entstandene Bewegung, die es gleich von vorn herein auf einen Bruch mit dem allzu straff gespannten Autoritätsprinzip abgesehen hatte. Speculirend auf die romantischen Gefühle, welche der Kölner Kirchenstreit in der rheinländischen Bevölkerung

wach gerufen hatte, wagte der rheinische Klerus zur Nachfeier des Kirchenstreits
18. Aug.— 6. Octbr. 1844. die Anordnung einer Wallfahrt nach dem ungenähten heiligen Rock in Trier. In der That erlebte die Kirche den Triumph, in kaum zwei Monaten über eine Million Pilger vor dem unter Glas und Rahmen ausgestellten Rock vorbeiziehen zu sehen. Dennoch war dadurch die Gläubigkeit des Volks auf eine bedenkliche Probe gestellt und geriethen viele aufgeklärte Katholiken in einen Zwiespalt mit der Kirche. Der Jubel über die Gottesfahrt wurde gestört durch ein Schreiben aus Laurahütte „gegen das Götzenfest zu Trier an den dasigen Bischof als den
1. Octbr. Tetzel des neunzehnten Jahrhunderts“. Das offene Schreiben kam von Johannes Ronge, einem jungen, wegen Ungehorsams von der kirchlichen Behörde suspendirten Priester aus Schlesien, also aus einer Gegend, wo schon früher eine frei-
Johann Anton Theiner 1799—1860. sinnige Partei, den gelehrten Theiner an der Spitze, gegen den römischen Kirchendruck angekämpft hatte. Dem Briefe folgten Flugschriften, die zur Gründung einer katholischen Nationalkirche aufforderten und bei der Aufregung der Gemüther ihren Eindruck nicht verfehlten. Bald sammelte sich um Ronge in Breslau eine Anzahl freidenkender Katholiken, die unter Führung des Professors des Kirchenrechts Regenbrecht eine von Rom und der bischöflichen Ge-
Febr. 1845. richtsbarkeit unabhängige Kirchengemeinde bildeten, nach dem ähnlichen Vorgange in dem preußisch-polnischen Städtchen Schneidemühl, wo der junge Vicar Johann Czerski, der ein polnisches Mädchen heirathen wollte, sich von der Kirche und mehreren ihrer Lehrsatzungen losgesagt und, ohne sein Priesteramt aufzugeben, mit einigen gleichgesinnten Gemeindegliedern eine christlich-apostolisch-katholische Gemeinde gegründet hatte. Nach dem Vorbilde von Breslau bildeten sich binnen Kurzem in vielen Städten des nördlichen, später auch des südlichen Deutschlands, besonders aber in Preußen und Sachsen, deutsch-katholische Gemeinden, die, mit Ronge durch Zustimmungsadressen verbunden, in der Aufstellung eines höchst einfachen und nüchternen Glaubensbekenntnisses und in der Forderung des freien Schriftgebrauchs und der Kirchengewalt für die Gemeinde einig waren. Die von Breslau ausgehende Richtung entsprach mehr dem demokratischen Zeitgeiste und fand unter den mit ihrer Kirche zerfallenen Katholiken mehr Anklang, als das Glaubensbekenntniß der von Czerski ausgegangenen christ-katholischen Gemeinde, die nicht nur an den Grundzügen altkirchlicher Orthodoxie, sondern auch an einigen römischen Satzungen festhielt. So trat mit dem Entstehen auch die Spaltung ein, die durch das um Ostern 1845 in Leipzig veranstaltete, von fünfzehn Gemeinden beschickte und unter den Auspicien von Robert Blum gehaltene Concil nicht gehoben ward. Das hier entworfene Glaubensbekenntniß enthielt außer der unbedingten Lossagung von der päpstlichen Hierarchie und der freien, vernunftgemäßen Auslegung der heiligen Schrift nur das verallgemeinerte apostolische Bekenntniß und hob die „Bethätigung des Glaubens durch Werke der Liebe“ hervor, während zugleich die Kirchenverfassung auf rein demokratischer Basis aufgebaut wurde. Seither sympathisirte der

Deutschkatholicismus mit allen radicalen Erscheinungen der Zeit, zumal in seiner scharf rationalistischen Gestalt. Während dagegen Czerski an dem unverkürzten apostolischen Symbol mit dem ausgesprochenen Glauben an die Gottheit Christi festhielt, wurde Ronge's Deutschkatholicismus an einigen Orten verstärkt durch den Beitritt Einzelner mit der Staatskirche zerfallener protestantischer „Lichtfreunde". Auf dem zweiten Concil, welches siebenzig Abgeordnete von einhun- 25. Mai 1847.
dertzweiundvierzig selbständigen Gemeinden in Berlin abhielten, kam es zur Absonderung der strengeren Richtung von der neuen Kirche. Diese zählte damals, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, etwa sechzigtausend Anhänger. — Die Regierungen zeigten sich den Deutschkatholiken abhold. In Baiern und Oesterreich wurden die katholischen „Dissidenten" — sogar der Name galt als unerlaubt — durch Verbote und Ausweisungen von den Grenzen ausgeschlossen; in Preußen und andern Staaten untersagte man ihnen den Gebrauch von Kirchen, entzog den Amtshandlungen ihrer Geistlichen die rechtliche Wirkung und hinderte ihre Verbreitung durch Entziehung der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit; in Kurhessen verweigerte man ihnen sogar ein ehrliches Begräbniß. Ueberall erhoben sich die zweiten Ständekammern für ihr Recht, aber in Baden führte der Antrag auf Religionsfreiheit die Auflösung des Landtags herbei. „Die protestantische Bevölkerung hat fast einmüthig der neuen Kirche den Mitgebrauch ihrer Kirchen, Geldhülfe und die Macht der Tagespresse gewährt, ohne Lust zum Herüberziehen, aber anfangs mit großen nationalen Hoffnungen". Nach einer vorübergehenden Anerkennung oder Duldung durch die bedrängten Regierungen in den Jahren 1848 und 1849 wurden später die mittlerweile zusammengeschwundenen deutsch-katholischen Gemeinden, welche sich mit den 1848 entstandenen „freien Gemeinden" auf dem zweiten Leipziger Concil vereinigten, in einigen Ländern 22. Mai 1850.
ihres religiösen und kirchlichen Charakters verlustig erklärt, den Gesetzen über politische und gesellschaftliche Vereine unterworfen und von der Polizei scharf überwacht. Seither haben sich die meisten Gemeinden aufgelöst. Erst die kirchlich bewegtere Zeit der sechsziger Jahre brachte auch hie und da in diese Bestrebungen wieder neues Leben. Aber die von Ronge, Ducat, Struve a. A. geleitete Generalversammlung der religiösen Reformvereine in Frankfurt a. M., bildete 24. 25. Octbr 1863.
fast das letzte Lebenszeichen der Bewegung. Dieselbe hatte sich von Anfang schon in einem unangemessenen Verhältnisse zum Protestantismus befunden, indem sie das, was längst da war und nur folgerichtig weiter geführt zu werden brauchte, im Widerspruch mit der Geschichte und mit Hülfe von zum Theil zweideutigen Mächten des Zeitgeistes von neuem anfangen wollte. Dazu kam das würdelose Betragen und eitle Declamiren des Hauptführers. Besaßen aber auch er und die übrigen Urheber und Leiter dieser kirchlichen Bewegung nicht die erforderlichen Kräfte und Eigenschaften, um dem Werke Leben und Bestand zu verleihen und die ihnen gestellte „Mission" zu erfüllen, ihr Auftreten war immerhin eine bedeutungsvolle Erscheinung und zerriß die Hülle kirchlicher Einheit, womit der Katho-

licismus bisher seine Schäden bedeckt hatte. Man bemerkte nun, daß in der katholischen Kirche nicht minder große Spaltungen und Zerrissenheit obwalten, als in der protestantischen; daß Tausende zu ihr gerechnet werden, die ihren Ansichten nach sehr ferne stehen, und daß auch hier alle Richtungen, vom Glauben an himmlische Erscheinungen und an die Wunderheilungen des Fürsten von Hohenlohe und des Schäfers aus dem Kölner Gebiet bis zum völligen Unglauben und Atheismus, ihre Anhänger zählen. Recht zu Tage trat diese innere Spaltung des Katholicismus allerdings erst in und nach den Tagen des vaticanischen Concils. Der aus Anlaß desselben entstandene „Altkatholicismus" hatte Gelegenheit, von den Fehlern zu lernen, welche die Deutschkatholiken zuerst durch Hereinziehung der gesammten dogmatischen Debatte, dann durch Betheiligung an den politischen Tagesfragen begangen hatten; und so ist denn die ältere Bewegung seither hinter der neueren und reiferen gänzlich zurückgetreten, ohne daß darum der letzteren ein durchschlagenderer Erfolg beschieden gewesen wäre.

Der Streit zwischen Kirche und Staat.

Auf die literarischen Plänkeleien und auf die diplomatischen Erfolge der Kirche sollte endlich auch ein „factisches Vorgehen" folgen, das mit einer Kühnheit vollzogen wurde, die für viele sorglose Protestanten im höchsten Maße überraschend war. So wenig auch die katholischen Bischöfe den Schein haben wollten, die revolutionären Tendenzen und politischen Agitationen des Jahres 1848 zu theilen, so wenig wollten sie in der Geltendmachung von Forderungen zurückbleiben, für deren Erfolg jetzt gerade die geeignete Zeit gekommen zu sein schien. So sympathisirten sie auf der einen Seite mit dem Liberalismus durch ihre auf Befreiung von der staatlichen Bevormundung gerichteten Forderungen, während sie sich auf der anderen Seite den Regierungen, falls diese die Forderungen bewilligen würden, zum voraus als wirksamste Bundesgenossen in der Bekämpfung aller liberalen und revolutionären Bestrebungen anboten. Und abermals erwies sich diese Taktik so glücklich, daß sich an das Jahr 1848, dessen Errungenschaften auf fast allen Gebieten wieder verloren gingen, die ergiebigste Restaurationsepoche gerade in kirchlicher Beziehung anschließen konnte. Den Anfang machte die Verhandlung deutscher Bischöfe und Erzbischöfe zu Würzburg im October, der bald Eingaben der österreichischen (April 1849) und der preußischen Bischöfe (Juli) an ihre Regierungen folgten, in welchen die kirchlichen Ansprüche auf Autonomie so weit als nur immer möglich getrieben waren. Nur allzu bereitwillig kam man diesen Forderungen fast allenthalben entgegen. Preußen vor Allem pflegte damals und erzog diejenigen Elemente, deren es sich dreißig Jahre später in krampfhaften aber vergeblichen Anstrengungen zu erwehren suchte. Die revidirte Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 sicherte im fünfzehnten Artikel die Selbstverwaltung der Kirche im Anschlusse an die Grundrechte. Aehnliches geschah in Oesterreich durch das Verfassungspatent vom 4. März 1849 und, nach Wiederaufhebung desselben, durch das Concordat vom 18. August 1855. Dieser in übler Stunde mit Rom geschlossene Ver-

trag bildete in jeder Beziehung das Gegenstück zu der josephinischen Gesetzgebung und machte so gut wie alle kaiserlichen Rechte gegenüber der Kirche illusorisch. Nicht lange dauerte es freilich, so zeigte es sich, daß das Concordat dem Kaiserstaat nur eine Kette von Verlegenheiten eintragen sollte. Es traten nämlich die Ansprüche des ultramontanen Klerus in einem solchen Umfange hervor, daß die österreichische Regierung wieder in neue Collisionen mit dem Episcopat gerathen konnte. Auch muß anerkannt werden, daß dieselbe Regierung, indem sie der katholischen Kirche ein so ausgedehntes Maß von Freiheit verlieh, zugleich der protestantischen gleichfalls ein bereitwilliges Entgegenkommen auf ihre Wünsche zugesagt und dieses Versprechen durch das ungarische Protestantenpatent vom 1. September 1859 und durch das, für die Kronländer bestimmte, Patent vom 8. April 1861 zum großen Theil gelöst hat. Forthin waren so schreiende Ungerechtigkeiten, wie die Vertreibung der vierhundert protestantisch gewordenen Zillerthäler aus Tirol im Jahr 1834, zur Unmöglichkeit geworden. Eben damit aber hatte das Concordat Vieles von seiner ursprünglichen Bedeutung verloren, und in den Erschütterungen, welche die großen Kriege der Folgezeit mit sich führten, ging es vollends in die Brüche.

Dagegen konnte man schon in Baiern, wo die im October 1850 gestellten Forderungen der Bischöfe noch immer ohne entscheidende Antwort geblieben waren, sehen, auf welchen Widerstand die klerikalen Forderungen in Staaten stoßen, in welchen schon längere Zeit constitutionelles Leben herrscht. Noch deutlicher zeigte sich dies in den Ländern, welche die oberrheinische Kirchenprovinz bilden. Dort trat seit 1851 der vom Papst eigenmächtig eingesetzte Bischof Ketteler von Mainz an die Spitze einer klerikalen Bewegung, die schon am 11. Februar 1852 zu förmlicher Aufkündigung des eidlich geleisteten Gehorsams gegen die landesherrlichen Verordnungen fortschritt für den Fall, daß man ganz extreme Forderungen nicht zu bewilligen gedenke. Wir werden später sehen, wie dies zunächst in Baden seit 1853 zu einem völligen Bruch zwischen Regierung und Erzbischof führte, dieser zur Agitation, Excommunication u. s. w., jene zu Gefängniß, Prozeß, Temporaliensperre griff, bis sie endlich, zwischen österreichischem und preußischem Einflusse schwankend, zu erlahmen anfing und sich zu Unterhandlungen mit Rom herbeiließ. Nun folgte auch hier eine, wenngleich zunächst nur kurze, Zeit der Triumphe für die päpstliche Politik. Hessen-Darmstadt schloß unterm 23. August 1854 mit dem Bischof von Mainz eine „vorläufige Uebereinkunft“, die so compromittirender Natur war, daß die Regierung sie sieben Jahre lang, d. h. so lange es überhaupt anging, zu verheimlichen für gut fand. Unmittelbar mit dem Papst capitulirten Württemberg und Baden durch die Conventionen vom 8. April 1857 und vom 28. Juni 1859, durch welche die Rechte der Krone, die Souveränetät des Staats und die Gleichstellung der andern Religionstheile in gleicher Weise außer Augen gesetzt waren. Damit aber hatten die Erfolge der Curie einen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Ein

7. April 1860. energischer Widerstand der Volksvertretung warf zunächst das Concordat in Baden über den Haufen, und die kirchlichen Angelegenheiten wurden im Wege der Landesgesetzgebung geordnet. Diesmal folgte auch Württemberg mit gleichem 16. März 1861. Vorgehen dem Nachbarstaat auf dem Fuße; in beiden Staaten wurden die geschlossenen Verträge wieder außer Kraft gesetzt; in der hessischen Kammer bildete sich eine starke Opposition gegen das, nunmehr mit seinen Thaten ans Licht rückende, Ministerium Dalwigk, und in Nassau wurde die Regierung von den Ständen zweimal dringend ersucht, von jeder Uebereinkunft mit dem Papst oder mit dem Bischof von Limburg absehen zu wollen. So war schon vor der Neugestaltung Deutschlands wenigstens die Concordatspolitik gebrochen.

B. Die protestantische Kirche.

a. Die protestantische Theologie in Deutschland.

Theologische Richtungen. Der zwischen Schleiermacher's Gefühlsreligion und Hegel's Begriffsseligkeit bestehende Gegensatz bildete den fruchtbaren Keim, daraus neue, das nächste Menschenalter füllende Gegensätze hervorgingen. Hegel hatte die Dogmatik philosophisch zurechtgelegt und bearbeitet in dem aufrichtigen Glauben, die Philosophie besitze in der höheren Form des Begriffes dasselbe, was der Religion in der untergeordneten Form der Vorstellung eignet. Somit war es für alle Denkfähigen strenge Nothwendigkeit, von der Vorstellung zum Begriff fortzuschreiten oder, wie jetzt David Friedrich Strauß zwar feindseliger, aber deutlicher sagte, aus der Gemeinde der Gläubigen in diejenige der Wissenden überzutreten. Obwohl nämlich die Schule, zu welcher auch er anfänglich gehörte, das Christenthum als absolute Religion gelten ließ, die, auf ihren Begriff zurückgeführt, die Vollendung des göttlichen Selbstbewußtseins in der Menschheit, die Versöhnung aller höchsten und letzten Gegensätze bedeute, so trug sie doch, was freilich die rechte Seite derselben gegenüber der linken lange bestritt, ein wesentlich pantheistisches Gepräge. Hatte sich so der erste Streit entsponnen um die Bedeutung der Persönlichkeit sowohl Gottes als des Menschen, welchem linkerseits die individuelle Fortdauer aberkannt werden wollte, so that sich bald ein noch klaffenderer Gegensatz bezüglich jenes Punktes auf, wo das Bewußtsein um die Einheit von Gottheit und Menschheit historisch geworden sein sollte. Insofern übte das „Leben Jesu" des genannten schwäbischen Theologen einen völlig zersetzenden Einfluß auf alle bisherige Theologie. Noch echt scholastisch von dem Schulsatze Hegel's ausgehend, daß es die Art der Idee nicht sei, ihren unendlichen Inhalt an ein einziges Individuum zu verschwenden, stieß er den Begriff des Gottmenschen, in welchem die speculative Philosophie die tiefste Bedeutung gefunden hatte, wenigstens insofern um, als diese Philosophie bisher gewohnt gewesen war, von dem zwischen der göttlichen und der menschlichen

Natur bestehenden Einheitsverhältnisse, kraft dessen diese die „Wirklichkeit“ jener, jene die „Wahrheit“ dieser sein sollte, ganz unbefangen auf die geschichtliche Person Jesu überzugehen, in welcher jene philosophisch construirte Einheit selbstverständlich vorliege. Statt dessen behandelte Strauß in meisterhafter und blendender Darstellung sämmtliche Bilder, welche die evangelische Geschichte aufrollt, als allmählich entstandene, den alttestamentlichen Inhalt im neuen Testamente wiederholende, Schöpfungen der ihren Herrn und Meister verehrenden und verherrlichenden Gemeinde. Nachdem so die Wahrheit der evangelischen Erzählungen von Jesu Leben und Lehre, Leiden und Auferstehen aufgelöst und als letzter, aus dem Nebel der „Mythen“ hervortretender, Rest von Geschichtlichkeit der religiöse Genius Christi und des Christenthums ans Licht getreten war, erhob sich auf theologischem und kirchlichem Gebiete eine Bewegung von längst nicht mehr dagewesener Lebhaftigkeit und Bedeutung, und die Reactionspartei wußte geschickt den Zustand der Verblüffung, in welchen angesichts der gewaltigen Aufregung der Gemüther die Regierungen geriethen, zu benutzen, um nach und nach fast überall ihre Parteigänger in den Sattel zu heben und auf die gesammte biblische Kritik und Geschichtswissenschaft den Verdacht grundstürzender Tendenzen und tiefgewurzelter Gottesfeindschaft zu wälzen. Da gleichzeitig der von dieser Wendung zunächst betroffene Verfasser des so großes Aergerniß bereitenden Buches nicht blos zum Rang eines vielbewunderten Schriftstellers der Nation emporgestiegen war, sondern in dieser seiner moralischen Machtstellung auch keine Gelegenheit versäumte, die Theologie als ein unehrliches Gewerbe zu behandeln, dessen Fortdauer sich nur aus dem Bestehen von Pfründevermögen, aus den Bedürfnissen des gemeinen Volkes und aus den egoistischen Speculationen der Staatsregierungen erklären lasse, so ward die theoretische und die praktische Stellung der Theologie seither eine oft mindestens sehr schwierige, und die geistlichen Handlanger der Reaction, welche sich in so großer Zahl in dem Stande finden ließen, der eben erst zu Schleiermacher's Zeiten in ehrenvollstem Ansehen gestanden hatte, trugen das Ihrige dazu bei, diesen Stand in einen Mißcredit zu bringen, welcher in schreiendem Mißverhältnisse zu seiner thatsächlichen Bedeutung für das Volksleben steht.

Zu demselben traurigen Resultate gedieh auch der Prozeß auf dem religions-philosophischen und dogmatischen Gebiet. Auch hier griff Strauß ein, indem er zwanzig Jahre nach Schleiermacher's Glaubenslehre ein gleiches Werk veröffentlichte, worin die christliche Dogmatik als ein innerer Bildungs- und Zerstörungsprozeß, als ein resultatloses Entstehen und Vergehen erscheint, auf der einen Seite also die Elemente des philosophischen oder religiösen Zeitbewußtseins, welche ihren Niederschlag im Dogma gefunden haben, auf der anderen aber auch alle Anzeichen der Rückbildung, die versteckten Widersprüche, die allmäliche Zernagung aller festen Fäden des Dogmas durch den Zweifel mit erschreckender Klarheit vorgeführt werden.

Das Werk von Strauß wo möglich noch zu überbieten, wurde zunächst das Ziel von literarischen Unternehmungen, wie die „Hallischen Jahrbücher", welche eingingen, nachdem sie eben das Christenthum für eingegangen erklärt hatten, und von einer Reihe dabei betheiligter negativer Geister, unter welchen wenigstens der in der Mitte der vierziger Jahre blühende Ludwig Feuerbach, der die Religion pathologisch als den welthistorischen Wahn des egoistischen, kranken Herzens auffassen lehrte, eines bleibenden Namens sicher ist. Jedenfalls aber dienten die jetzt sich häufenden Ueberschreitungen auch auf diesem Gebiete nur dazu, den Sieg der theologischen Reaction, welche ein förmliches Abschließungssystem gegen alle Wissenschaft mit steigendem Erfolg ins Werk setzte, zu beschleunigen. Ein solcher Verlauf der Dinge konnte auch dadurch nicht aufgehalten werden, daß mittlerweile die von Strauß angeregte Richtung innerhalb der Theologie selbst ihre gesunde Entwickelung in der sogenannten Tübinger Schule gefunden hatte, welche in F. Ch. Baur ihr berühmtes Haupt, in E. Zeller u. A. begabte Anhänger, in A. Ritschl u. A. gewandte Gegner und in R. A. Lipsius u. A. geschickte Fortbildner aufzuweisen hat. Die unter den Genannten geführten wissenschaftlichen Erörterungen haben in der That ein neues, zunächst vielfach überraschendes, aber im Wesentlichen den Eindruck der Wirklichkeit gewährendes Licht auf die Verhältnisse des Urchristenthums geworfen. Gleichzeitig erblühte unter der Pflege von Ewald und Hitzig eine dem Höhestand aller orientalischen Wissenschaften durchaus entsprechende alttestamentliche Philologie und Archäologie. Kirchengeschichtliche Forschungen haben Neander und Gieseler, Baur und Hase mit größtem Erfolge angeregt. Nennen wir noch die Wiederaufnahme der religionsphilosophischen uud dogmatischen Arbeiten, wie sie vom Standpunkte Schleiermacher's und Hegel's aus durch die Züricher Theologen Alexander Schweizer und Biedermann ins Werk gesetzt wurden, während gleichzeitig in Deutschland Lipsius jene, O. Pfleiderer diese Auffassung weiter bildete uud A. Ritschl auf Grundlage der Kant'schen Verknüpfung von Religion und Sittlichkeit eine neue Schule hervorrief, so haben wir beisammen, was den Stolz der heutigen Theologie ausmacht. Ist auch unter den Einflüssen der officiellen Ungunst die Zahl der Arbeiter mit der Zeit sehr zusammengeschmolzen, indem manche in andere Berufssphären gedrängt, anderen schon das Aufkommen unmöglich gemacht, fast alle mehr oder weniger zurückgesetzt wurden, so ist es doch gelungen, die Continuität der Wissenschaft zu wahren und vor Allem auf dem Gebiete der biblischen Kritik und Geschichte Leistungen hervorzubringen, welche den Vergleich auch mit solchen Wissenschaften auszuhalten vermögen, die unter günstigeren Bedingungen arbeiten und von den Sympathien der Zeit getragen werden.

Die Rechte und die Linke in Hegel's Schule.

Als das nächste große Datum in der Geschichte der deutschen Theologie nach Hegel's Tod begegnet uns der unerwartete Umschwung oder vielmehr die gänzliche Trennung, welche sich innerhalb seiner Schule vollzog. Mochte die Richtung des

Meisters noch so sehr wie den philosophischen, so auch den staatlichen Absolutismus begünstigen, die Jünger fanden nicht alle Grund, ihm gerade auf dieser Spur zu folgen. Mochte der Meister noch so sehr das Christenthum als die vollkommenste Entwickelungsform des zum Bewußtsein seiner selbst gelangenden Weltgeistes preisen, die Jünger zogen daraus andere Consequenzen. Mochten die Rechtgläubigen, welche aus der Schule hervorgegangen waren, den pantheistischen Grundcharakter des Systems noch so angelegentlich in Abrede stellen, die linkwärts Abschwenkenden bildeten gerade die Keime einer solchen Weltanschauung mit Vorliebe aus. So schieden sich über dem Grabe des Meisters die Jünger in eine „orthodoxe und heterodoxe Zunge". Die kühn vorgehenden, zerstörenden Geister, welche die letztere Sprache redeten, faßt man unter der gemeinsamen Bezeichnung der Junghegelischen Schule zusammen. Sie erst hoben den Gegensatz von Gottheit und Menschheit völlig auf und erklärten den in der Natur waltenden, im Menschen zum Lichte des Selbstbewußtseins erwachenden und die aufstrebende Entwickelung der Völker wie der Individuen bewirkenden Geist für die einzig wahre, lebendige Gottheit. Der nächste Streit drehte sich um die Unsterblichkeit der einzelnen Seelen, welche Friedrich Richter in seiner „Lehre von den letzten Dingen" 1833.
zuerst über Bord warf; der individuelle Geist habe in dem Allgemeinen, daraus er hervorgegangen, auch wieder zu verschwinden, wie die Welle im Ocean. Dies war das Vorspiel zu den endlosen Kämpfen über die Persönlichkeit Gottes und die Gottmenschheit Christi, welche indessen erst seit dem Auftreten von David Friedrich Strauß, auf welchen sich diese Richtung vielfach mit Vorliebe berief, recht in Fluß kamen. Junghegelianer.
Vorher wie nachher aber verkündigte der Junghegelianismus „als ein ewiges Leben in der Idee das Evangelium eines ewigen Todes, als die zur Vernunft gekommene Religion einen sich selbst anbetenden Gott und einen Gottmenschen, der nie als Individuum auf Erden gewandelt". Wie einst Voltaire und die Encyklopädisten als Vorboten der großen französischen Revolution Christenthum und Kirchenthum mit feindlichen Waffen anfielen, so richteten als Vorläufer der Welterschütterung von 1848 in den dreißiger und vierziger Jahren kecke und glänzende Schriftsteller, rücksichtslos vorstürmende Geister, die sich selbst als „moderne Titanen" erschienen, ihre zerstörenden Angriffe schonungslos gegen Religion und Christenthum, gegen den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, gegen das Jenseits in jeglichem Sinne. Darüber entstand im entgegengesetzten Lager nicht geringe Aufregung. Man sah die alte Religion, welche „die Menschheit achtzehn Jahrhunderte in ihren Schmerzen getröstet", durch „das neue Evangelium von der Wiedereinsetzung des Fleisches" verdrängt, als Priesterbetrug und Aberglauben verhöhnt und dafür den Menschen mit seinen Bedürfnissen, Leidenschaften und Wünschen lediglich auf die zweifelhaften Werthe dieser irdischen Welt und auf die, so bitter sich rächenden, sinnlichen Genüsse verwiesen. Wir werden eine Anzahl von Dichtern und Literaten, welche, noch ehe ihr jugendlicher Geist zur vollen Reife und Klärung gediehen war, in solchem Weltsturm sich versuchten, im Literaturabschnitte kennen lernen. Hier ist nur zu constatiren, daß derlei frivole Jugendpoesie zwar dem sittlichen Ernste des Volkes in Kurzem erliegen mußte, aber doch nicht ohne die Grundlagen der Religion und Sittlichkeit, welche meist unablösbar mit gewissen Vorstellungskreisen verbunden sind, in manchen Herzen erschüttert zu haben.

Die wissenschaftliche Debatte über alle diese Fragen hat ein Mann eingeleitet, der mit einem scharf theilenden Verstande ein künstlerisches Formtalent ersten Ranges, mit allen Vorzügen eines deutschen Gelehrten ein Sprachgefühl verband, das ihn zugleich zum classischen Schriftsteller des deutschen Volkes erhob. Seine literarische Wirksamkeit bildet den Rahmen, darin sich die Geschicke der modernen Theologie etwa in der Länge eines Menschenalters und darüber darstellen lassen. Geboren am 27. Januar 1808 David Friedrich Strauß 1808—1874.

in Ludwigsburg, studirte Strauß, meist in inniger Gemeinschaft mit seinem Freunde Christian Märklin, 1825—30 im Tübinger Stift, wo er einer der frühesten Schüler Baur's war, Theologie und nicht minder eifrig Philosophie, besonders die Werke Schleiermacher's und Hegel's. Um beide Männer auch persönlich kennen zu lernen,
1831. begab er sich nach dreivierteljährigem Vicarsdienst nach Berlin. Nach seiner Rückkehr als Repetent am Stift angestellt, arbeitete er, ohne zu ahnen, welchen Feuerbrand er in die Welt zu schleudern im Begriffe war, sein berühmtes Werk über „das Leben Jesu" aus. Von Büchern mit diesem verhängnißvollen Titel existirte außer den rationalistischen von Greiling (1813) und Paulus (XV, 894), damals nur das kleine Lehrbuch von Karl Hase von 1829. Im Gegensatze zu diesen und nicht minder auch zu den dem Verfasser bekannt gewordenen Vorträgen Schleiermacher's ist das neue Werk gehalten, dessen Eigenthümlichkeit in der Anwendung des auf dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaften entstandenen Begriffes des Mythus auf den Inhalt der Evangelien besteht. Da weder die buchstabengläubige Exegese, noch die rationalistische Umdeutung zu einer vollziehbaren Anschauung von den Vorgängen führt, die man unter dem Namen des Lebens Jesu zusammenfaßt, so wendet Strauß, um sich das Geheimniß der evangelischen Geschichte zu erschließen, einen Schlüssel an, welchen Schleiermacher und Hase, wenigstens bezüglich der wunderbaren Geburtsgeschichte, im Grunde auch der Erzählung von der Himmelfahrt, brauchbar gefunden hatten. Ja schon vorher hatte der fast unbeachtet gebliebene Greiling das runde Wort gesprochen: Die Geschichte Jesu beginnt mit Mythus und endet im Mythus. Strauß sah zu, ob nicht auch die Mitte Mythus sei, und glaubte Schritt für Schritt den Beweis dafür antreten zu können. Mit gleicher Virtuosität werden Exegese, Kritik und Dialektik zu diesem Behufe gehandhabt. Mit eben so viel Verstandesschärfe wie Gelehrsamkeit wird die evangelische Geschichte Stück für Stück examinirt, um schließlich als Product der „absichtslos dichtenden Sage", hervorgerufen durch die messianischen Erwartungen, wie sie vom Alten Testament an die Hand gegeben waren, gelten zu sollen. Mythus aber nicht Märchen oder Fabel, heißt diese Geschichte, weil sie Einkleidung einer Idee sei, der Idee vom Gottmenschen, vorstellungsmäßige Anschauung des göttlichen Weltprozesses, in welchem der absolute Geist bewußter menschlicher Geist wird. Was von der Menschheit als Gattung gilt, wird von einem Individuum ausgesagt, in einem Individuum vorgestellt; somit ist das Individuum Jesus auf diesem Standpunkte das vorzugsweise geeignete Anschauungsmittel, an welchem die höchste Weisheit des philosophischen Systems demonstrirt werden kann; keineswegs aber ist er selbst in irgendwie ausschließlicher Weise der Gottmensch, da es nicht die Weise der Idee sei, ihre ganze Fülle in ein einziges Exemplar auszugießen, gegen alle anderen aber zu kargen.

Das Leben Jesu von Strauß.

Das Buch hat zunächst auf den Lebenslauf des Verfassers einen verhängnißvollen
1835. Einfluß geübt. Kaum hatte es das Licht der Welt erblickt, so war es schon Gegenstand einer Anklageschrift geworden, welche der Studiendirector Flatt an das Ministerium des Innern richtete. Man wollte an dem Repetenten, der „aus seinem Cabinet heraus" eine solche Schrift zu veröffentlichen gewagt hatte, ein Exempel statuiren und versetzte ihn als Lehrer der classischen Sprachen nach seiner Geburtsstadt. Nach einem Jahre schon legte Strauß diese ihm nicht zusagende Beschäftigung nieder und lebte seither, unablässig schriftstellerisch thätig, abwechselnd in Stuttgart, München, Weimar, Köln, Heidelberg, Heilbronn, Darmstadt und zuletzt wieder in Ludwigsburg. Wir werden die bedeutenden Biographien, welche die Frucht dieser literarischen Muße waren, in dem literarhistorischen, sein letztes Bekenntniß in dem philosophischen Abschnitte kennen lernen. Daß ihn selbst diejenige Art von Existenz, zu welcher er sich durch das allgemeine Entsetzen der frommen Welt über sein erstes Buch auf Lebens

dauer verurtheilt sah, nicht befriedigte und auch seine Stimmung und Stellung zu Kirche und Theologie nicht eben milderte, wäre selbst bei einer weniger reizbaren Natur begreiflich genug gewesen. Nur um die Zeit, als es sich um seine Berufung auf einen theologischen Lehrstuhl der Universität Zürich handelte, welche die dortige freisinnige Regierung der sofort eintretenden, von der „Evangelischen Kirchenzeitung" aus Berlin unterstützten, Agitation zum Trotz ins Werk setzte, sehen wir ihn mildere Saiten aufziehen. 1839. So namentlich in der dritten Auflage des „Lebens Jesu", in welcher dem vierten Evangelium Concessionen gemacht werden, und in den „Friedlichen Blättern", in welchen Jesus als höchster „religiöser Genius", in dem das Bewußtsein der Einheit von Gottheit und Menschheit zum entscheidenden Durchbruch gekommen ist, gefeiert wird. Aber bei der schon lange bestehenden Eifersucht zwischen Stadt und Land Zürich war es leicht, das für den Bestand seines altväterlichen Glaubens ernstlich besorgte Landvolk gegen die Regierung ins Feld zu führen und diese zuerst zur Zurücknahme der Berufung und zur Pensionirung des Berufenen zu bestimmen, nachträglich aber auch noch vermittelst des „Züricher Putsches" zu stürzen. 6. Septbr. 1839. Der Ausgang des Anführers, Pfarrers Bernhard Hirzel, bewies in der Folge, daß die Bewegung einen trüben Ursprung hatte, während auf der anderen Seite die Berufung nachgewiesenermaßen als Einleitung zu einer Kirchenreform im Sinne des absoluten Radicalismus und keineswegs blos im Interesse der wissenschaftlichen Wahrheit geplant worden war. Kann man aber auch mindestens zweifelhaft darüber sein, inwiefern Strauß gerade dazu geeignet war, der Kirche zu dienen, so bleibt es doch eine höchst beklagenswerthe Thatsache, daß ein so eminentes Lehrtalent auf keinem deutschen Lehrstuhle der Philosophie, Literaturgeschichte oder Aesthetik eine Stelle finden konnte. Er selbst ist dadurch begreiflicher Weise in steigende Verbitterung hineingerathen, und diese Verbitterung hat sich, wenn sie ihm selbst auch keine Rosen eintrug, doch auch an dem Stande, welcher sich um die Aechtung seiner Person vorzugsweise bemüht hatte, und an der ganzen Kirche schwer gerächt. Denn „ihrem Verhalten gegen Strauß verdankt die Theologie nicht zum wenigsten das sittliche Mißtrauen, die Geringschätzung, die Unpopularität, unter der ihr Studium heute leidet. Es bedeutet etwas, wenn einer der ersten Schriftsteller der Nation unter seine Hauptzwecke rechnet, einen ohnehin unter schwierigen Verhältnissen arbeitenden Stand gänzlich zu discreditiren" (Hausrath).

Es war zunächst die unmittelbar auf die Niederlage in Zürich folgende „christliche Glaubenslehre", in welcher Strauß sich der Kirche wieder ganz so unversöhnlich gegenüberstellte, wie in der Schlußabhandlung zur ersten Auflage seines „Lebens Jesu", welche er nach seiner Versetzung von Tübingen nach Ludwigsburg abgefaßt hatte. Glaubenslehre von Strauß. 1840. Aber der Hand, welche das Werk geschrieben, spürt man nirgends die Erregung an. Mit derselben sicheren und kalten Ruhe, mit welcher schon in dem genannten Erstlingswerke „der Verfasser gleichsam zurücktritt von seinem Werk und nur der Rechenmeister ist, welcher die einzelnen Posten aufführt und zusammenzählt" (Schwarz), geht er auch hier sowohl der Entstehung als der Auflösung jedes einzelnen Dogmas Schritt für Schritt nach, so daß wir einen Naturprozeß chemischer Bildungen und Zersetzungen vor uns zu haben glauben. Es kommt ihm dabei speziell darauf an, den Abzug, welchen die Bildung und die Wissenschaft der beiden letzten Jahrhunderte an dem überlieferten Bestande der Glaubenssubstanz veranlaßt haben, genau abzuschätzen; er will der gewissenhafte Kaufmann sein, welcher die Bilanz zwischen Activa und Passiva des Glaubens zieht. Als Resultat wird der Bankrott verkündigt. Der Unterschied zwischen Wissen und Glauben sei ein unversöhnlicher und eine Möglichkeit gegenseitiger Verständigung für die Zukunft ausgeschlossen. Er selbst nennt dieses sein Verfahren im Unterschiede zu subjectiv willkürlichen Einsprachen gegen Einzelnes die objective Kritik.

„Die subjective Kritik des Einzelnen ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann: die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objectiv vollzieht, stürzt wie ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleußen und Dämme nichts vermögen".

Streit um das Leben Jesu. Es liegt uns nun noch ob, den Wirkungen beider Werke auf die Theologie nachzugehen, d. h. den historisch-kritischen Prozeß, welcher sich an das „Leben Jesu", und den dogmatisch-philosophischen, welcher sich an die „Glaubenslehre" anschloß, in den Hauptstadien seiner Entwickelung anzudeuten. Entscheidender und durchschlagender war immerhin der Erfolg des ersten Buches. „Ein elektrischer Schlag — sagt Karl Schwarz — durchzuckte die ganze deutsche Theologie. Seit den Wolfenbüttler Fragmenten und den Streitschriften ihres berühmten Herausgebers war die theologische Welt nicht in ähnliche Aufregung versetzt worden. Nicht nur die vier starken Auflagen des Lebens Jesu, die seit dem ersten Erscheinen binnen fünf Jahren nöthig wurden, noch mehr die ungeheure Zahl der Gegenschriften beweist die Erregung und Theilnahme von allen Seiten. Denn diese Gegenschriften bilden eine eigene starke Literatur, in der kaum Ein theologischer Name von einiger Bedeutung fehlt und in der viele bedeutungslose Pastoren aus allen Gegenden Deutschlands sich herbeidrängen, ihre Stimme abzugeben, die Löscheimer ihres Wissens zuzutragen bei dem ungeheuern Brand, der mit den geschichtlichen Grundlagen des Christenthums sie selbst und ihre Dorfkirche einzuäschern droht".

Das Gleichniß trifft zu; denn in der That glich das „Leben Jesu" einem zündenden Funken, durch welchen der schon lange zusammengehäufte Brennstoff in lichterlohe Flammen gerieth. Zur Rettung erschienen auf dem Platze sowohl die alte als die neue Orthodoxie, die frommen Anhänger Hegel's und die positiven Philosophen, die Vermittelungs- und die Pectoraltheologen; eine Fluth von Darstellungen des Lebens Jesu, dann auch des apostolischen Zeitalters und überhaupt der neutestamentlichen Geschichte folgte in den nächsten Jahrzehnten, zumal da man sich bei dem staatlichen und kirchlichen Regiment in der Regel nicht besser empfehlen konnte als durch apologetische Leistungen auf solchem Gebiete. Auch bei mangelnden Kräften rechtfertigte der gute Wille, und so ist das „Leben Jesu" zum Steigbügel geworden, welches einem Reiter nach dem andern in den Sattel half. Auch der nachher so einflußreiche Berliner Hofprediger Wilhelm Hoffmann verdiente sich hier Sporen. Aber selbst die besseren Gegenschriften, wie von Neander oder Ullmann, versäumten es, durch ein gründliches Eingehen auf die literarhistorische und kritische Seite an der Frage die wirkliche Schwäche des Buches zu berühren. „Der Eine bejaht die Quellen, der Andere verneint
1838. sie, aber untersucht hat sie Keiner". Erst das Buch von Christian Hermann Weiße ging in dieser Beziehung mit Erfolg auf Entdeckungsreisen aus, und seither ist, namentlich auch durch das Eingreifen des Orientalisten Heinrich Ewald, die Evangelienfrage in den lichtesten Vordergrund der theologischen Forschung getreten und mit steigender Gründlichkeit und Genauigkeit behandelt worden. Als daher ein Menschenalter nach dem ersten „Leben Jesu" von Strauß die ganze Angelegenheit in ein
1864. neues Stadium der Entwickelung trat in Folge der neuen Bearbeitungen desselben Gegenstandes von Strauß selbst, gleichzeitig aber auch von Renan, Schenkel, Weizsäcker und einer Reihe anderer, unter sich weit auseinandergehender Gelehrten,
Theodor Keim 1825—78. unter welchen Keim eine besonders ehrenvolle Stellung einnimmt, war es schon eher möglich, die Debatte in Bahnen zu lenken, welche das Ziel bestimmter Erträgnisse theils schon erkennen, theils wenigstens ahnen ließen.

Mittlerweile war freilich aus dem einen Anhaltspunkt, welchen die evangelische Geschichte dargeboten hatte, eine ganze Sturmlinie von weitester Ausdehnung geworden

Es war im Anschlusse an die „Glaubenslehre“ von Strauß und theilweise auch mit der bewußten Absicht, seine Halbheiten zu corrigiren, eine Literatur aufgetaucht, welche erst vollends ganze Arbeit zu machen und mit jeglichem Plunder auf dem religiösen wie auf dem politischen Boden aufzuräumen verhieß. Für die Verbreitung dieses Junghegelischen Radicalismus waren besonders die von Arnold Ruge und Echtermeyer herausgegebenen, aber bald von der Regierung unterdrückten, „Hallischen Jahrbücher“ thätig. Hallische Jahrbücher 1838—41. Der eigentliche Prophet dieser Jahrbücher aber ist nicht mehr Strauß, sondern Feuerbach, dessen Ideen über Religion und Christenthum damals wie ein längst ersehntes, lösendes Zauberwort, wie eine Offenbarung begrüßt wurden. Ludwig Feuerbach 1804—72. Strauß war noch aufgetreten in der schweren Waffenrüstung eines durch die Zeitphilosophie geschulten Idealisten; Feuerbach wirft den veralteten Harnisch, nachdem er ihn unbequem gefunden, ab und geht leicht geschürzt aber um so schlagfertiger in den Kampf. Mitten in dem ausgedörrten Idealismus, in der grauen Metaphysik, darin man sich auch in der radicalen Nachfolgerschaft Hegel's gefiel, verlieh er dem gleichwohl nicht erstorbenen Hunger nach Wirklichkeit und lebendigem, von keiner Blässe des Abstracten angekränkelten Dasein Ausdruck. Der Umschwung, welcher ihn von seinem ursprünglichen Glauben an die Substanz Spinoza's, wie sie bei Hegel jetzt Subject geworden war, zum reinen Humanismus und schließlich Naturalismus führte, ist im Grunde ein ganz einfacher und schnell vollzogener. Ist das Absolute die zum Subject werdende Substanz, so ist das Göttliche nicht sowohl im Prinzip des Prozesses, als vielmehr in seinem Resultate anzutreffen. Ist, wie Strauß lehrte, Gott nicht der persönliche, sondern der ins Unendliche sich personificirende, ohne Unterlaß persönliche Subjecte aus sich heraussetzende, so kommt der Anspruch Gott zu sein im Grunde nur diesen Letzteren zu. Also der Mensch ist das absolute Wesen selbst. Das Absolute hat seine Wirklichkeit nur in der Menschheit; was man sonst über die Gottheit sagen mag, ist werthlose Abstraction und kann ohne Schaden über Bord geworfen werden. Kühner und radicaler als Strauß, welcher bis dahin immer noch von der Idee gesprochen hatte, welche gleichsam über der Geschichte als ihr leitender Gedanke schwebt, machte Feuerbach dem Reden von reiner Idee, Ansichsein und Fürsichsein, absolutem Prozeß, Selbstbewegung des Begriffes u. s. w. ein Ende; er wies den illusorischen Charakter dieser Logik und Metaphysik nach, welche nur auf Verselbständigung von schemenhaften Abstractionen beruht, die als solche keine Existenz haben. Anstatt dieser krankhaften Doppelseherei, wie die Gelehrtenbrille der Philosophie sie erzeugt, fordert er Augen, welche sehen können was wirklich ist. Das ist aber der Mensch mit seiner ganzen Natur und Geschichte, nicht blos der Denker, sondern der ganze Mensch, nicht blos Vernunft, sondern auch Wille und Herz, nicht blos der geistige, sondern auch der sinnliche Mensch. Das Denken, hinter welchem bei Hegel auch die Persönlichkeit selbst zurückgetreten war, erscheint bei Feuerbach nur noch als eine Function des Menschen, welcher andere, darin der Mensch sein eigenes Wesen nicht minder kräftig empfindet, zur Seite gehen. Damit sind die Attribute des ehemaligen Absoluten einfach auf das Selbst- und Vollgefühl des sinnlich kräftigen, die Welt mit ihrem Willen bemeisternden und im Genuß aneignenden Menschen übergegangen. Was diesem, ganz auf sich selbst gestellten, Menschen noch die Religion sein solle, wäre in der That nicht abzusehen, und Feuerbach unternahm es daher, seine Nation von ihrem Wahn zu erlösen. So namentlich in seinen beiden Hauptschriften vom „Wesen des Christenthums“ (1841) und vom „Wesen der Religion“ (1845). Anstatt einfach an sich selbst zu glauben, steigert der Mensch phantastisch das eigene Wesen ins Unendliche, stellt es sich als Gott gegenüber und erwartet als Gegenleistung für die Knechtsdienste, die er seinem Gott erweist, von ihm Hülfe und Rettung, Gnade und Seligkeit. Somit wäre die Religion nichts als die

ewige Selbsttäuschung des kranken Gehirns, das Product des Gefühlsluxus und der über jedes gesunde Maß gesteigerten Bedürfnisse des leidenden Herzens, welches es sich nun einmal nicht eingestehen will, daß es mit allen seinen übernatürlichen Wünschen nur sich selbst meint. Man braucht aber nur einfach keine übernatürlichen Wünsche mehr zu hegen, um auch keinen Gott als deren Erfüller mehr nöthig zu haben und der welthistorischen Selbsttäuschung wenigstens für die eigene Person ledig zu sein. Erwachend aus dem Traum des Geistes, welcher Religion heißt, zurückgekommen von der fixen Idee, welche man christlichen Glauben nennt, findet der Mensch immer nur sich selbst vor, und wenn er etwas Höheres will, daran er sich erhebe und erbaue, so ist es die Gattung oder es ist die Natur selbst, welche Gattung und Individuum erzeugt. Es gibt keinen Gott außer dem Menschen; es gibt also auch keine Theologie, sondern nur zwei Wissenschaften, Physik und Anthropologie, wie es nur zwei Realitäten gibt, Natur und Mensch. — So aus dem Idealismus in den Naturalismus und schließlich auch Materialismus („Der Mensch ist was er ißt") überspringend und dem Degenerationsprozeß, welchen die Entwickelung der Religion leider nur allzu oft darstellt, für ihr eigenstes, unveräußerliches Wesen nehmend, ist Feuerbach der Vorderſten Einer in der Reihe der negirenden Geister geworden, von dem auch Strauß bekennen mußte, er habe auf das von ihm geschriebene I erst den Punkt gesetzt. Jedenfalls gefiel Feuerbach's Kaltwassertaufe einer „mit Gott brouillirten" Jugend um so besser, als sie höchst einfach und ohne den Apparat irgend eines weiteren metaphysischen oder historischen Wissens zu appliciren war.

Bruno Bauer geb. 1809. Fast nicht minder gefeiert war in den Kreisen des radicalen Junghegelianismus eine Zeit lang der Name **Bruno Bauer's**, der, von der Rechten der Schule zur Linken übergegangen, nicht blos die herrschenden Anschauungen über das Verhältniß von Religion und Philosophie, von Kirche und Staat kritisirte, sondern überdies auch die Mythentheorie von Strauß durch eine Hypothese überbot, derzufolge die Evangelien als literarische Producte erschienen, welche auf dem Grunde des späteren Gemeindebewußtseins der Form wie dem Inhalte nach mit verschiedenem Glück und Geschick entstanden seien, während der zu dem ganzen literarischen Prozeß Veranlassung gebende Urevangelist seinen Stoff frei erzeugt habe, um daran die revolutionäre Erhebung des christlichen Geistes gegen und über das Gesetz zu veranschaulichen. Als diese Ansichten für unvereinbar mit der Stellung eines Privatdocenten der Theologie erklärt und Bauer von der Universität Bonn entfernt worden war, erfolgte seinerseits zwar die Enthüllung der „theologischen Schamlosigkeiten", mit der Zeit aber eine bedenkliche Wendung wenigstens des politischen Theils seiner Ueberzeugungen in der Richtung ihres ersten Ausgangspunktes. Ein negirender Geist ohne die nothwendige Grenzlinie und gesunde Mäßigung, ist er später der Lobredner russischer Absolutie und griechisch-katholischer Uniformität geworden und hat seine Feder den hochconservativen Parteien in Preußen zur Verfügung gestellt, um am letzten Ende doch wieder das Christenthum für eine gemeinsame Erfindung des jüdischen Alexandrinismus und des römischen Stoicismus, alle neutestamentlichen Schriften aber nach wie vor für untergeschoben zu erklären.

Theologische Politik der Regierungen. Die Entsetzungen, welche gegen Strauß und Bruno Bauer verfügt worden waren, die Unterdrückung der „Hallischen Jahrbücher" und einer ganzen Reihe ähnlicher Unternehmungen, beweisen allerdings die Besorgnisse der Regierungen gegenüber einer irreligiösen und kirchenfeindlichen Richtung des Zeitgeistes, welche in ihren Consequenzen die tiefsten geistigen und sittlichen Grundlagen aller bestehenden Ordnungen aufzulösen drohte. Statt nun aber für eine vernünftige Ausgleichung der Ansprüche beider feindlichen Gewalten Sorge zu tragen, kamen sie nur der bedrängten Rechtgläubigkeit zu Hülfe oder suchten vielmehr selbst ihren Schutz bei ihr, indem sie gleichzeitig der

himmelstürmenden Wissenschaft durch Maßregelung ihrer Jünger Meister zu werden suchten. Jedenfalls wurde das Ziel, welches man dabei im Auge hatte, nicht erreicht. Denn das unter solcherlei Fürsorge neu heranwachsende Geschlecht ist mindestens nicht innerlich gläubiger geworden als seine Väter waren. Das deutsche Volk, „überall in Opposition mit dem Polizeistaat" und seinen Absichten mißtrauend, horchte nur um so willfähriger auf jene Lehren. Damals war es, als Schelling nach Berlin berufen, um die Wirksamkeit der zerstörenden Geister zu brechen und „die vollkommene Einigung der Wissenschaft mit einer Johanneskirche der Zukunft" anzubahnen, seine religionsphilosophische Mystik in letzter Ausgabe preisgab. Vergeblich! Ein großer Theil des Volkes, jeder von oben in Scene gesetzten oder begünstigten Weisheit abgeneigt, erblickte in den zurückgesetzten Schriftstellern die Verkündiger und Märtyrer der Wahrheit, und gegen den altersschwachen Propheten in Berlin trat selbst der noch ältere Rationalismus in Paulus mit Erfolg in die Schranken (XIV, 880).

Ein neues Stadium in der Entwickelungsgeschichte der neueren Theologie beginnt mit dem Auftreten der sogenannten Tübinger Schule — insofern unter recht ungünstigen Constellationen, als die Staatsregierungen sich schon daran gewöhnt hatten, in jeder energischen Regung eines wissenschaftlichen Sinnes auf theologischem Gebiet eine Gefahr für die Gesellschaft, mit der Zeit sogar für Thron und Altar zu erblicken. Während die Kritik, die Strauß im Leben Jesu geübt hatte, fast ganz nur Kritik der in den Quellen berichteten Geschichte, nicht aber der Quellen selbst gewesen war, ergänzte diese Schule, voran ihr Haupt **Baur**, neben ihm seine Schüler **A. Schwegler**, **E. Zeller**, **K. R. Köstlin u. A.**, jenen Mangel, indem sie zugleich die Fortschritte der neueren Geschichtsbetrachtung und historischen Methode, wie sie in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts errungen worden sind, auch in die Theologie und die schon so lang anstehende Frage nach den Anfängen des Christenthums überleitete. Ihren Ausgangspunkt nahm diese Kritik nicht sowohl in einer kritischen Behandlung des Lebens Jesu, als vielmehr in dem Nachweise dafür, daß schon das apostolische Zeitalter durch den Gegensatz einer mehr jüdischen, gesetzlich gebundenen und einer gesetzesfreien, universalen Auffassung des Christenthums getheilt war. Diese Spannung füllt das Leben des Apostels Paulus, welchem das Christenthum das Bewußtsein seiner Weltmission wesentlich verdankt, noch vollkommen aus, gleicht sich überhaupt erst im Laufe des zweiten Jahrhunderts allmählich aus, um endlich in der katholischen Kirche und ihrer Dogmatik ihre Endschaft zu erreichen. Die Denkmale des Kampfes und der Vermittelungen, durch die er dem besagten Ziele entgegengeführt wurde, liegen vor in der kanonischen und außerkanonischen Literatur des ältesten Christenthums. In die eigentlich apostolische Zeit bis zur Zerstörung Jerusalems fallen aber nur die vier großen und echten Briefe des Paulus und die Offenbarung des Johannes; alle übrigen, zum Theil also mit dem Namen von Aposteln und Apostelschülern fälschlich geschmückten, Schriften gehören späteren Zeiten, meist sogar erst dem zweiten Jahrhundert an. So namentlich auch das Evangelium Johannes, welches als eine auf der Grundlage der drei großen Evangelien entstandene ideale Dichtung die neutestamentliche Literatur zum Abschlusse bringt. Diese Resultate sind später von anderen Schülern Baur's, wie **Hilgenfeld** und **Keim**, wesentlich gemildert, ihre allgemeinsten Umrisse aber selbst nach der zum Theil sehr gegründeten Einsprache, welche in schrofferer Weise **Heinrich Ewald** und **Albrecht Ritschl**, gemilderter auch der verdienstvolle Veteran der Wissenschaft in Straßburg, **Eduard Reuß** und Baur's Nachfolger Karl **Weizsäcker** in Tübingen dagegen erhoben, doch insofern nicht umgestoßen worden, als die Aechtheit des genannten Evangeliums und fast aller späteren Briefe im höchsten Grade fraglich geblieben, die Ableitung unserer gesammten neutestamentlichen Literatur aus

Die Tübinger Schule.

Ferdinand Christian Baur 1792—1860.

einer Auseinandersetzung, welche zwischen verschiedenen, zum Theil entgegengesetzten, am Ursprungspunkt des Christenthums arbeitenden, Factoren statt hatte, mit jedem neuen Stück Boden, welchen die Wissenschaft den fanatischen Vertheidigern der Ueberlieferung abgewann, bestätigt worden ist. Jedenfalls ist es in Folge des Anstoßes, welcher von der Tübinger Schule ausgegangen ist und namentlich auch in den Arbeiten von Lipsius, O. Pfleiderer, Overbeck, Holsten, Hausrath u. A. fortwirkt, gelungen, die Zustände und Entstehungsverhältnisse des Urchristenthums in ein wirklich historisches Licht zu stellen und die Gesetze und Methoden der entwickelten Geschichtswissenschaft auf dieses so spröde Gebiet mit Sicherheit und durchschlagendem Erfolge anzuwenden.

[illegible]theologie. Aber wenn auch die Ergebnisse dieser Forschungen allmählich in das Gemeinbewußtsein der Gebildeten übergegangen sind, so fehlte doch viel daran, daß sie in der Theologie selbst Boden gewonnen, ja der Mehrzahl der praktischen Vertreter derselben auch nur recht bekannt geworden wären. Dazu war die rückläufige Richtung auf diesem Gebiete viel zu stark geworden. Dieselbe verlief in mehreren, durch den Wärmegrad ihrer Fluthung charakteristisch verschiedenen Epochen. Zuerst wiegen die reinen wenn auch dunkeln Triebe des religiösen Gefühls noch entschieden vor. Demselben Drang der Zeit nach lebensvoller Auffassung des religiösen Verhältnisses folgend, welchem auf einem höheren Niveau auch die Theologie Schleiermacher's ihr Dasein verdankte, knüpfte man unbefangener als er und unbeirrter durch das, von der gleichzeitigen idealistischen Philosophie ja nicht minder ignorirte, Dareinreden der Kantianer und Rationalisten einfach an die alte Glaubenswelt an und suchte dieselbe mit der Innigkeit des seit den Befreiungskriegen mächtig erwachten religiösen Sinnes und Triebes neu zu beleben. Dies war die Phase des Gemüthes und der Phantasie, eines tieferen Verständnisses auch für eine so lange vernachläßigte Seite des Lebens, welcher freilich bald genug die des diplomatischen Lavirens und unaufrichtigen Kokettirens mit der Wissenschaft und endlich diejenige des nüchternen juristischen Räsonnements folgen sollten. Typisch für jenen älteren Pietismus, welcher noch an den Quellen der Religion selbst getrunken hatte, waren der Kirchenhistoriker August Neander, der speculative Theologe Richard Rothe, der Dogmatiker Isaak Dorner, auch „gläubige" Schriftausleger wie Hermann Olshausen und Rudolf Stier, vornehmlich aber der seit 1824 in Halle wirkende und den, bisher rationalistischen Charakter dieser Facultät umgestaltende August Tholuck, dessen phantasievolle Frömmigkeit freilich oft eine etwas bedenkliche Verwandtschaft mit modernem Esprit verrieth.

August Tholuck 1799–1877.

Die Vermittelungstheologie. Mit ihnen allen mehr oder weniger eng verbunden war die sogenannte Vermittelungstheologie, als deren wissenschaftlich tüchtigste Vertreter Schüler Schleiermacher's gelten müssen, wie die Exegeten Friedrich Lücke und Friedrich Bleek; auf dogmatischem Gebiete vertraten dieselbe Richtung die Begründer der sogenannten positiven bekenntnißmäßigen Union Karl Immanuel Nitzsch und Julius Müller, auf kirchenhistorischem Karl Ullmann. Aber mit so vielem Eifer und Geschick die Träger einer, von ihren Gegnern zur Rechten und zur Linken als „Schwebetheologie" bezeichneten, Richtung auch mit der Wissenschaft Fühlung zu gewinnen und zu erhalten bestrebt sein mochten, so fehlte es der ganzen Schule doch je länger desto mehr an Widerstandskraft gegen den unwissenschaftlichen Geist der modernen Kirchlichkeit und Rechtgläubigkeit. Wenn die letztere sich anfangs gern an die Häupter der Wissenschaft anschloß, um sich durch ihre Autorität bei denen, welche außerhalb der Zunft standen, zu empfehlen, so drehte sich das Verhältniß bald um, und die Männer der Schule sahen sich durch ihre Connexionen mit den Männern der Praxis an mehr als einem Orte in der Lage, mit dem Gewichte ihres Namens Unternehmungen unterstützen und

decken zu müssen, deren Gelingen den Tod aller Wissenschaft und aller freien Forschung bedeutet hätte.

Es muß sich noch zeigen, ob und inwiefern solches auch von der in den letzten Jahren einer zunehmenden Verbreitung sich erfreuenden Schule von Albrecht Ritschl gilt, deren Grundgedanke ist, daß das Sittliche jene Wirklichkeit sei, deren Anerkennung von jedem Menschen gefordert, die aber ohne die Welt des Glaubens auf keine Weise vollständig gedacht oder gar praktisch werden könne. Jedenfalls darf diese Richtung, welche man den kirchlichen Neukantianismus genannt hat, wenn sie auch der freien Theologie nicht immer freundlich entgegengekommen ist, zu den lebendigeren Zweigen an dem vielfach abgestorbenen Baum der theologischen Wissenschaft von heute gezählt werden. Aber mit der grundsatzmäßigen Trennung, welche diese Schule zwischen jeglichem Erkennen von Natur und Welt einerseits und dem auf übersinnliche, d. h. sittliche Güter gerichteten Glauben vollzieht, verstößt sie trotz aller Vorsicht, womit sonst Conflicte mit dem Gemeindeglauben vermieden werden, gegen die Grundvoraussetzung aller kirchlichen Lehrbildung, wonach das Dogma durchaus Anspruch auf den Werth eines entscheidenden Beitrages zur wirklichen Welterklärung erhebt. In diesem letzteren Sinne operiren jedenfalls heute noch ganz apologetische Zeitschriften und Theologen wie Luthardt, Delitzsch, Ebrard, Zöckler, Pfaff u. s. w., wenngleich ihre Bemühungen, den Schöpfungsbericht und andere Stücke der naiven althebräischen Weltanschauung mit dem modernen Naturerkennen in nothdürftigen Einklang zu setzen, thatsächlich immer nur auf solche Eindruck machen, welche zum voraus überzeugt oder geneigt sind sich überzeugen zu lassen. Im Großen und Ganzen dagegen erinnert diese ganze Art der Arbeit an die Aufgabe, welche die alte Scholastik sich gestellt und ein neuerer Schriftsteller treffend dahin formulirt hat, „das Kamel Dogma durch das Nadelöhr Vernunft zu treiben". Eben darum erfreut sich aber auch nur diese Art von Arbeitsleistung einer unbedingten Anerkennung überall da, wo als eigentliche Lebensaufgabe der Theologie die Wiederherstellung der Autorität der Bekenntnißschriften und der Weltanschauung des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, der „Theologie der Väter" erscheint, neben welcher jeder anderen Lehrweise das Recht auf Kanzel und Katheder abgesprochen wird.

Seit 1828 schon hatte Hengstenberg in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung", welche sich gleich damals hoher Protectionen, namentlich von Seiten des Kronprinzen, erfreute, nicht etwa blos die Kirche als altehrwürdige Anstalt der Sitte und des christlichen Lebens zu stärken gesucht, sondern auch mit zähester Beharrlichkeit auf Unterdrückung aller selbständigen und freien Wissenschaft hingearbeitet; seit den berüchtigten Denunciationen gegen Wegscheider und Gesenius in Halle war fast kein bedeutender Name in der Theologie, dem diese vielgeltende Zeitschrift nicht den Makel der Häresie anzuheften gewußt hätte; Jahr aus Jahr ein wurde hier Ketzergericht gehalten, und alle Personen und Erscheinungen der Zeit in affectirtem Prophetentone nach dem Maßstabe einer engherzigen Kirchlichkeit und Rechtgläubigkeit aufs schonungsloseste abgeurtheilt. Auf der Universität Leipzig wurde die neue Richtung unter Verleugnung der, von Winer und Anger achtungswürdigst vertretenen, freieren Theologie mit Luthardt eingeführt, dessen „Lutherische Kirchenzeitung" seit Hengstenberg's Tod in Deutschland die Rolle spielte, welche früher des Letztgenannten Organ eingenommen hatte. In ähnlichem Sinne wurden im Verlaufe des letzten Menschenalters die theologischen Facultäten in den meisten deutschen Bundesstaaten „reorganisirt". Nur wenige Facultäten Deutschlands, wie zuerst Jena, später auch Heidelberg, konnten sich kraft der günstigen Bedingungen, unter welchen das kirchliche Leben in den Kleinstaaten verlief, von solchen Einflüssen frei erhalten. Im Allgemeinen aber mündet hier

Die evangelische Kirchenzeitung.

die Geschichte der Theologie gänzlich in die Geschichte der kirchlichen Restaurations- und Reactionsbestrebungen ein, die wir sogleich kennen lernen werden: die natürliche Folge der von den kirchlichen Behörden und Parteiblättern befolgten Taktik, jede Frage der objectiven Wissenschaft sofort in die Arena der rein kirchenpolitischen Parteikämpfe herabzuziehen. Nichts hat so sehr beigetragen das Studium der Theologie im Verlaufe des letzten Menschenalters im öffentlichen Bewußtsein zu entwerthen, als die in immer größerem Umfange zunehmende Erfahrung, daß bei der Besetzung nicht etwa blos der kirchenregimentlichen Stellen, sondern auch der theologischen Lehrstühle weniger die wissenschaftlichen Leistungen als die kirchliche Richtung und die erprobte Bekenntnißmäßigkeit der Concurrenten in Frage gekommen sind. Auf diese Weise mußten dann freilich der ernst suchenden und strebenden Gemüther immer weniger werden, die noch Lust verspürten, sich einer vielleicht zweideutig werdenden Laufbahn zu widmen.

b. Wandlungen und Gegensätze in der protestantischen Kirche.

Die kirchliche Reaction in Deutschland.

Das Geheimniß der neueren Kirchengeschichte des Protestantismus besteht vorzugsweise in der Erkenntniß, daß sie meist nur das Echo jener stärkeren Wellenschläge hören läßt, welche gleichzeitig das Leben der katholischen Kirche bewegen. So ist namentlich der Umschwung innerhalb der protestantischen Kirche Deutschlands nur das schwächere Nachbild jener großen Veränderung, welche innerhalb der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf dem Gebiete der katholischen Kirche sich vollzogen hat. Eine rückläufige Bewegung ist es darum, welche sich auch in den meisten und auffälligsten Lebensäußerungen der protestantischen Landeskirchen ausspricht. Aber sie verhält sich zu dem großen Rückschlag, welchen die Geschichte der katholischen Kirche darstellt, nur wie eine nach dem Gesetze der Trägheit erfolgende Fort- und Nachwirkung eines anders woher kommenden Impulses. Dort die ins Große gehende Entfaltung eines Kirchenthums, welches bald vor keiner Consequenz der mittelalterlichen Theorie und Praxis mehr zurückschreckt; hier das Schauspiel einer oft recht kleinlichen Kirchenthümelei, dabei es sich meist nur um die Herrschaft einzelner, von Landesfürsten und Regierungen begünstigter theologischen Coterien handelt, das Ziel aber in der Wiederherstellung desjenigen religiösen Bewußtseins, wie es im siebenzehnten Jahrhundert, in Deutschlands traurigster Zeit, gestaltet war, nieder genug gesteckt ist. So fährt jetzt nicht gerade im Schlepptau der großen jesuitischen Reaction, aber doch in dem durch sie geschaffenen Fahrwasser das mit seinem alterthümlichen Geflagge wieder aufgeputzte, auch nothdürftig restaurirte lutherische Kirchenschiff einher, welchem eine lange Reihe von Jahren hindurch dieselben Winde günstig in die Segel bliesen, welche auch den Siegeslauf der ultramontanen Bestrebungen bedingt hatten. Wo daher diese Winde umzuschlagen drohen, da fühlen sich bei allem relativen Gegensatze sofort beide Lager bedroht. Für die protestantische Theologie und confessionelle Kirchlichkeit aber stellt sich die Versuchung ein, für die eigene, auf schwächlicheren Grundlagen erbaute Existenz einen Rückhalt an dem älteren Mauerwerk der Schwesterkirche zu suchen, welches dem kleineren

Anbau zugleich als Wand dienen sollte. Im richtigen Gefühl dieser precären Wohnungsverhältnisse haben Führer des neuen Lutherthums wie Kahnis und Luthardt, in den kirchlich-staatlichen Conflicten ihre Stellung auf Seiten der katholischen Ansprüche genommen; sie bedachten, daß mit jedem Stück Katholicismus auch ein Stück des eigenen Dogmatismus hinfällig wird. Aber schon im Laufe der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte die berühmte Losung von der „Solidarität aller conservativen Interessen" katholische und protestantische Reactionäre immer fester zusammen geschlossen, und „der christlich-germanische Staat", wie ihn Stahl, Leo, von Gerlach u. A. als eine romantische Erbschaft cultivirten und in die Wirklichkeit einzuführen strebten, war fast ganz der mittelalterliche Staat des kanonischen Rechts gewesen. Nicht nur in dem Preußen Friedrich Wilhelm's IV., im Welfenstaat und in Kursachsen, sondern mehr oder weniger auch in den übrigen deutschen Staaten erwuchs jetzt im Gegensatze zu dem der Kirche abholden Zeitgeist unter der schützenden Aegide des in den Händen der Fürsten ruhenden Kirchenregimentes eine strenggläubige, bald mehr pietistisch, bald mehr confessionell gefärbte Partei, welche mit der ultramontanen Richtung im Katholicismus die Gunst der, durch den wachsenden Geist der Verneinung bedrohten, höheren Stände und den Ruf der Loyalität theilte. Mit der Anerkennung des göttlichen Rechtes der Dynastien, dem sogenannten Gottesgnadenthum, nahmen es diese lutherisch-conservativen Richtungen ohnehin genauer, als die Ultramontanen. Gleich fremd dagegen war beiden Verbündeten jede Ahnung von dem Ernst und der Würde einer unabhängigen Wissenschaft, jede Erfahrung von der innerlich befreienden und erhebenden Macht wahrer Bildung. Was für Andere Quelle echter Aufklärung und gesunder Lebensansichten war, darin sahen, fürchteten, haßten sie nur den Krater, daraus der Geist der Revolution und Empörung wider göttliche und menschliche Hoheit seine Flammen spie, während doch in Wirklichkeit sie selbst es waren, die in ihrer fruchtlosen Opposition gegen die Bildungsideale des Kernes der Nation gemeinsame Sache mit ihren sonstigen Gegenfüßlern, den Propheten der Zerstörung und der Auflösung des Bestehenden, machten. Unter solchen Auspicien ist jenes, unserer gesunden Durchschnittsbildung so widerwärtige, nach Oben schielende Frommthun erwachsen, welches in den Zeiten der Reaction alsbald auch mit der rechtsverachtenden Gewalt gefährliche Blicke wechselte; so überhaupt zum unsäglichen Schaden der wahren Religiosität und Sittlichkeit jener verhängnißvolle Bund zwischen Thron und Altar in Deutschland geschlossen worden, welcher ein Hauptärgerniß unserer öffentlichen Zustände bildet.

Die Gerechtigkeit erfordert freilich auch der eigenthümlichen Schwierigkeiten zu gedenken, welche die dreißigerlei Landeskirchen Deutschlands darboten, die Verlegenheiten zu erwägen, in welche viele deutsche Fürsten, die sich auch beim redlichsten Willen auf religiösem Gebiete nicht jene besondere Mission zuschreiben mochten, an welche man z. B. in Preußen glaubte, dadurch versetzt waren, daß

sie auch immer zugleich „Landesbischöfe" sein sollten und, wie die Dinge einmal lagen, im Interesse der Kirche sogar sein mußten. Was sollten sie unternehmen auf einem Gebiete, wo rein sachgemäße Orientirung so schwer zu erlangen ist, weil die eigentlichen Sachverständigen, die Theologen, unter sich stets entgegengesetzter Meinung sind? Wo war sicheres Land in dem Strudel der sich gegenseitig verschlingenden theologischen Zeitströmungen? Nur ausnahmsweise drang einmal die Erwägung durch, daß ein allzu schroffes Mißverhältniß dessen, was von wegen der Kirche geglaubt und geübt werden soll, zu dem in der Schule zu erlernenden und im Leben unwiderstehlich sich aufdrängenden weltlichen Wissensstoff nur verwirrend auf das Bewußtsein des Volkes wirken könne. Einfacher schien es, die alten Symbole und Liturgien wieder aufzugraben und als sichere, handgreifliche Rechtsgrundlagen für die kirchliche Autorität zu benutzen. So kam es zu dem bureaukratischen Kirchenbau des modernen Deutschlands. Darin war von der religiösen Begeisterung, wie sie einst in den Jahren der Befreiungskriege erwärmt und erleuchtet hatte, nicht mehr viel zu verspüren; aber auch das Interesse der Wahrheit fand nur kümmerlichen Raum, und Bestrebungen, welche bald mit, bald ohne Sachkenntniß auf Herstellung eines freundlichen Verhältnisses zwischen dem religiösen und dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit gerichtet waren, stießen in der Regel und je länger desto mehr bei Hofe und in den leitenden Kreisen nur auf Argwohn, Vorurtheil und Widerstand. So blieben zuletzt auf religiösem Gebiete von der kräftigen Erhebung der Zeit der Freiheitskriege nur recht schwächliche und ungesunde Schöpfungen übrig, und es fiel den Enkeln schwer, in der ebenso herrschsüchtigen wie innerlich ohnmächtigen Polizeikirche, welche man in jedem Duodezstaate aufgebaut hatte, das Heiligthum zu erkennen, welches, wie ihnen gepredigt wurde, einst ihre Väter mit ihrem Blute erstritten hatten. Daher die gründliche und oft grimmige Verachtung, womit der Kirche wie von katholischen, so auch von protestantischen Patrioten der dreißiger und vierziger Jahre begegnet wurde. Sie vermochten eben in ihr nur die unheilvolle Stätte zu sehen, da das Morphium gebraut wurde, womit der Geist des Volkes eingeschläfert oder wenigstens ein gesundes Denken ihm verleidet werden sollte.

Aber erst seit der großen Reactionsperiode, welche auf 1848 folgte, begannen die fetten Jahre des politisch conservativen und unter hoher Protection nach Alleinherrschaft strebenden Hochkirchenthums in Deutschland. Von jetzt ab gehört jenes, oben (S. 64) geschilderte, erste und harmlosere Stadium der religiösen Restauration definitiv der Vergangenheit an. Hatten einst die „Stillen im Lande" noch wesentlich vom Gegensatz zur Welt gelebt, so bildet zwischen der neumodischen Kirchlichkeit auf protestantischem und der entsprechenden Richtung auf katholischem Boden auch die ausgesprochen zu Tage tretende Weltlichkeit der Bestrebungen ein charakteristisches Band der Einheit. Beiderorts beeinflußt man durch Hofprediger und Beichtväter die höchsten und maßgebenden Persönlich-

keiten; beiderseits prägt sich das gleiche Bewußtsein schlechthin allein berechtigter Existenz aus; beiderseits endlich bedeutet die „kirchliche Freiheit“, unter deren Panier und für deren vollkommene Herstellung man kämpft, ganz das Gleiche: nicht etwa die unbehinderte Möglichkeit, neben Anderen zu stehen und zu gehen, sondern das Privilegium, allein aufrecht stehen und gehen, Andersmeinende aber unter die Füße treten zu dürfen.

Friedrich Wilhelm IV. u. die Union.

Wir haben schon mehrfach (XIV, 571, 687, 901) die von Friedrich Wilhelm III. gestiftete Union berührt. Dieselbe entsprach zunächst einer schon seit lange zu den Hohenzollern'schen Traditionen gehörigen, durchaus wohlthätigen Tendenz auf Zusammenfassung aller protestantischen Kräfte. Dann durfte aber gerade der freie, wissenschaftliche Protestantismus nicht grundsätzlich ausgeschlossen sein. Aber eben dazu ließ man sich fortreißen, vielleicht verleitet auch durch einzelne von letzterer Seite ausgegangene Provocationen und Excesse. So hatte Bruno Bauer die Union als die zur That und zum Gesetz gewordene Aufklärung, als die in der Kirche vollendete Revolution proclamirt. Die un- (1840.) umgängliche Voraussetzung der Union sei nämlich die, daß die beiden sich ausschließenden Lehrbestimmungen sich selbst aufgegeben haben; denn so lange sie gelten, schließen sie sich nur aus, und nur so lange sie sich ausschließen, gelten sie. In der That lag die Besorgniß, daß die Union die Gefahr des Indifferentismus in sich schließen möchte, von Anfang an allen kirchlich Gesinnten nahe genug. Der Widerstand gegen sie wuchs daher in demselben Maße, als das Kirchenthum überhaupt wieder eine Macht wurde. An die Spitze der streng lutherischen Partei, die sich in Breslau bildete, waren Scheibel, Huschke, Steffens getreten, der Erste ein Theologe, der Zweite ein Jurist, der Dritte ein Philosoph (XIV, 880). Nach mehrfachen staatlichen Zwangsmaßregeln erging wieder einmal eine Cabinetsordre, welche die Union von der Agende (28. Febr. 1834.) trennte; der Beitritt zur Union sollte auch ferner Sache der freien Entschließung sein, die Annahme der Agende aber wurde zur Unterthanenpflicht gemacht. Nun erfolgten in Schlesien Scenen, die einen unaustilgbaren Flecken in der preußischen Kirchengeschichte bilden. Geistliche wurden abgesetzt; in den Kirchen erschien Militär; Widerspenstige wurden durch Einquartirung geschmeidig gemacht, und überhaupt ein solcher Druck ausgeübt, daß viele Geistliche und Gemeindeglieder nach Amerika auswanderten. Das bitterste für die lutherische Partei war aber, daß angesehene Theologen, die bis jetzt zu ihr gehalten und in ihren kirchlichen Ansichten und Grundsätzen ganz mit ihr verwachsen waren, jetzt von ihr abfielen und sich auf die Seite der Regierung stellten; so Olshausen und Hahn. Auch Hengstenberg selbst glaubte, sobald die Staatsgewalt gegen das Altlutherthum eingeschritten war, aus christlicher Unterthanenpflicht Partei dawider ergreifen zu müssen, während er übrigens so gut wie die eben Genannten dieselben Bestrebungen innerhalb der Landeskirche nach Kräften fortsetzte. Gelang es nun aber auch auf solchem Wege der Regierung, die Union durch-

zusetzen und ihre charaktervolleren Gegner, wie den Professor Guericke in Halle, auf dem Wege von Zwangsmaßregeln zum Schweigen zu bringen, so konnte sie doch aus dem Widerspruch nicht herauskommen, womit ihre Position von Haus aus behaftet war. Auf der einen Seite waren durch die Union die Unterschiede der Bekenntnisse aufgehoben; auf der andern glaubte man ohne Bekenntniß nicht leben, ohne Bekenntniß keinen „Grund" finden zu können. Alle Erklärungen, welche die Regierung über Sinn und Zweck der Union zum Besten gab, enthielten sich selbst aufhebende Bestimmungen. Die Cabinetsordre vom 28. Februar 1834 meinte, die Union bedeute kein Aufgeben des bisherigen Glaubensstandes; durch den Beitritt zu ihr werde vielmehr nur der Geist der Milde und Mäßigung ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der anderen Confession nicht mehr als Grund gelten lasse, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen — ein Standpunkt, welcher zwar den richtigen Gedanken vertritt, daß die Union nur ein Prinzip bedeuten kann, im Uebrigen aber die verschiedenartigste Auslegung und Ausbeutung erfahren konnte und erfahren hat. In ein neues Stadium trat die Unionssache mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV., welcher alsbald die Zwangsmaßregeln gegen die Lutheraner einstellte, so daß schon 1841 sich neben der Staatskirche eine lutherische Kirchengemeinschaft constituiren konnte, welche es freilich niemals über das Maß einer sectenartigen Existenz hinauszubringen vermochte und überdies seit 1862 wieder in sich selbst zerfiel, indem die „Immanuel-Synode" der doppelt separirten Lutheraner sich von dem Breslauer Kirchenregiment unabhängig machte. Die erste Schöpfung des für Kirchenthum und Orthodoxie begeisterten Königs, von welchem die gläubige Richtung ein neues goldenes Zeitalter erwartete, war der anglo-preußische Bischofssitz in Jerusalem; beide Nationalkirchen sollten — so war der zu Grunde liegende, mit der Königin von England vereinbarte Gedanke — über dem Grab des Erlösers eine Gemeinschaft stiften, die schnell Allgemeinheit erlangen werde; in der That aber war die Bisthumsstiftung rein im englisch-hochkirchlichen Sinne aufgefaßt und gereichte der deutsch-evangelischen Kirche geradezu zur Herabwürdigung. Mit aller Entrüstung des deutschen Nationalbewußtseins protestirten Schneckenburger und Hundeshagen gegen jede Anglicanisirung der evangelischen Kirche Deutschlands und gegen die Einführung englisch-katholischer Begriffe vom Episcopat. Der König seinerseits fuhr fort, als „Romantiker auf dem Throne" zu erscheinen, wenn er den Prinzen von Wales aus der Taufe hob, sich bei der Dombaufeier in Köln am katholischen Pracht-Cultus erbaute, den Schwanenorden stiftete und überhaupt jede Regung begünstigte, welche auf dem Boden der Gläubigkeit und Kirchlichkeit ihre Wurzeln hatte oder suchte. Um übrigens auch reelle Erfolge zu erreichen, wurde die preußische Kirchenverfassungsfrage wieder aufgenommen. Man beschloß die Synoden wieder ins Leben zu rufen und begann 1843 mit Kreissynoden, denen 1844 Provinzialsynoden folgten; den ganzen Bau sollte

vollenden die Generalsynode, noch bevor es aber zu dieser kam, aber auch die Vereinigung der deutschen Landeskirchen angebahnt werden. Als Prolog zu letzterem Unternehmen erschien 1845 ein von Ullmann mit gewohnter Glätte für die fürstlichen Leser aufgesetztes, „für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands“ überschriebenes, „Wort an ihre Schirmherrn und Freunde“. Die also Angeredeten sandten hierauf zu Anfang 1846 ihre Abgeordneten nach Berlin, wo dieselben anderthalb Monate lang tagten, ohne die angestrebte Einigung der Kirchenregimente zu Stande zu bringen. Die Resultate der Verhandlungen wurden geheim gehalten. Hierauf berief der König auf Pfingsten desselben Jahres die Generalsynode ein, die unter dem Vorsitz des Cultusministers Eichhorn, welchen ein böses Geschick von den Finanzen an die Spitze der kirchlichen Angelegenheiten geführt hatte, über Bekenntniß, Union und Verfassung „berathen“ sollte. Die Hälfte der Mitglieder bestand zwar aus Laien, aber keineswegs aus solchen, die aus freier Wahl der Gemeinden hervorgegangen waren; unter den Theologen herrschte noch der Geist der sogenannten Vermittelungstheologie. Karl Immanuel Nitzsch referirte über den Bekenntnißstand, Julius Müller über die Unionsfrage. Beider übereinstimmende Ansicht ging dahin, eine evangelische Union könne ihr einigendes Prinzip nur in der Einheit des Glaubens finden, und diese Glaubenseinheit müsse auch eine ausgesprochene sein; man müsse dieselbe in dem suchen, worin beide Bekenntnisse übereinstimmen. Auf solcher Grundlage erscheine dann die Union nicht als Stiftung einer dritten Kirche neben der reformirten und der lutherischen, sie habe auch nicht eine neue Bekenntnißgrundlage, sondern nehme blos die Trennung beider Kirchen als einen Irrthum zurück. Dies nannte man später die „positive Union“. Aber selbst dagegen ereiferten sich Lutheraner wie Stahl und die Professoren der Theologie, Consistorialrath Twesten und Hofprediger Strauß, die von dem Grundsatz ausgingen, daß nur der lutherische und der reformirte Lehrtypus auch in der Union berechtigt sein könnten, jede Vergleichgültigung beider Systeme aber der Aufstellung eines neuen gleich käme. Die Linke dagegen unter Anführung von Schleiermacher's hochangesehenem Schwiegersohn, dem Grafen Schwerin, wollte überhaupt jede Verpflichtung auf einen bestimmten Lehrgehalt von sich fern gehalten wissen. Resultat war, daß dem Antrag der Commission zufolge ein Mittelweg zwischen Lehrfreiheit und Symbolzwang eingeschlagen wurde, d. h. es sollte bei einer Hinweisung auf die Bekenntnisse gelegentlich der Ordination sein Bewenden haben; das Formular zu einem materiellen Bekenntniß aber sollte aus Worten der heiligen Schrift, nicht aus solchen der Symbole, bestehen, so daß wenigstens die anstößigsten Sätze des Apostolicums in Wegfall gerathen wären. Während aber die „Evangelische Kirchenzeitung“ gegen die neue „Räubersynode“ wüthete, fand man auf liberaler Seite den sich immer deutlicher aufdrängenden Wahrheiten kein Genüge gethan, daß die innerkirchlichen Gegensätze des Protestantismus sich im Bewußtsein der Zeit

überhaupt überlebt, daß sie in dem Entwickelungsprozeß, welchen sie in ihrem geschichtlichen Verlauf durchgemacht haben, sich gegenseitig an einander zerrieben haben, und daß schließlich das Wesen des Christenthums überhaupt nicht in einem symbolisch fixirten und systematisch ausgebildeten Lehrbegriff gesucht werden dürfe. Noch weniger gelangte die schon vor dem Schlusse vertagte Synode dazu, durch Begründung einer wirklichen Synodal- und Presbyterialverfassung die Gemeinden am kirchlichen Leben zu betheiligen. So war die einzige praktische Folge der Synode ein im Januar 1848 zusammentretendes Oberconsistorium, welches dann — seit 1850 in einen Oberkirchenrath verwandelt — die preußische Landeskirche nach Gutdünken regierte. Kein Wunder, wenn die mit so großen Hoffnungen begrüßte Generalsynode ohne Wirkung auf das preußische Volk blieb, es sei denn, daß sie dazu beigetragen hätte, jenen allgemeinen Pessimismus herbeizuführen, mit welchem man nunmehr ein Menschenalter lang den Gang der kirchlichen Dinge betrachtet hat.

Die Bewegung der Lichtfreunde. Wie unter der vorigen Regierung der Eifer, womit die Unionssache betrieben wurde, die Opposition der Altlutheraner hervorrief, so hatte unter der folgenden der ganze Geist, in welchem sie das Kirchenregiment handhabte, eine der orthodoxen Hof- und Consistorialkirche entgegengesetzte Bewegung zur Folge, an deren Spitze alte Rationalisten aus Wegscheider's Schule standen, welche, mit scharfer Witterung für die Dinge, die da kommen sollten, begabt, seit 1841 öffentliche Conferenzen veranstalteten und zur Beförderung eines vernunftgemäßen praktischen Christenthums nach den Forderungen des Zeitgeistes einen Verein „Protestantischer Freunde", auch „Lichtfreunde" genannt, bildeten, dessen Seele der sächsische Prediger Uhlich war, ein ebenso frommer und einfacher, wie freisinniger, in seiner Lebensführung und amtlichen Wirksamkeit selbst von fanatischen Gegnern anerkannter Mann. (Leberecht Uhlich 1799—1872.) Sein Panier war „der Rationalismus des gesunden Menschenverstandes", seine Stütze der Mittelstand und die mächtige „Partei des Fortschritts". Ein stürmischer und rascher vorwärts eilendes Element vertrat der Pfarrer Wislicenus zu Halle. (Gustav Adolf Wislicenus 1803—75.) Derselbe hielt auf einer von dreitausend Männern besuchten Versammlung in Köthen am 29. Mai 1844 einen Vortrag über das sogenannte formale Prinzip des Protestantismus, dessen Hauptmomente, in der Frage gipfelnd, ob Schrift, ob Geist, sehr lebhafte Verhandlungen veranlaßten. Was sonst dem Rationalisten seine Vernunft gewesen war, wurde hier, mit einem Anklang an die Philosophie Hegel's, die, seit kurzem in Preußen discreditirt, auch ihre Vertreter in jenen Zusammenkünften hatte, Geist genannt. Da aber hierdurch das Schriftprinzip umgestoßen erschien, brachte Guericke, der Altlutheraner von Halle, die Sache in der „Evangelischen Kirchenzeitung" vor und denuncirte die Lichtfreunde der Regierung wegen förmlichen Abfalls vom Christenthum. Darauf wurden die zu Volksversammlungen herangewachsenen Zusammenkünfte von der Regierung geschlossen und Demonstrationen von orthodoxer Seite in Scene gesetzt, die nur eine noch viel großartigere Protestbewegung auf der entgegengesetzten Seite zur Folge hatten, daran sich Alles betheiligte, was von Hengstenberg's Getriebe angewidert und abgestoßen war. Schließlich folgte noch, datirt vom 15. August 1845, eine besondere Erklärung, unterschrieben von siebenundachtzig Notabeln, meist der Schleiermacher'schen Schule angehörig. Darin wurde gleichfalls der „Evangelischen Kirchenzeitung" die Hauptschuld der herrschenden Zersplitterung beigemessen; ihre eigene Fassung des Christenthums aber formulirten die Unterzeichner dahin, daß zwar Christus der alleinige Grund des

Heils sei, die Lehrformel aber einer freien Entwickelung von Christus aus zu Christus hin angehöre; diese Entwickelung müsse man ungestört verlaufen lassen und allen Theilen das Recht freier Ueberzeugung sichern. Davon nahm sofort Hengstenberg Veranlassung, mit der Partei Schleiermacher's vollends zu brechen und zu diesem Zweck die Lehre des Meisters zu verketzern; der König aber zeigte durch ungnädige Aufnahme der wider Hengstenberg petitionirenden Stadtmagistrate deutlich genug, auf welcher Seite er stehe und wessen man sich von ihm zu versehen habe. Aufs äußerste beunruhigt durch den Anklang, welchen die freisinnige Richtung im Bürgerstande fand, und bange vor den Folgen des wachsenden Unglaubens und der mit ihm sympathisirenden politisch freisinnigen Bestrebungen, schritten Kirchen- und Staatsregiment mit Verboten ein, machten den Geistlichen das unbedingte Festhalten an den Worten der Schrift und am Buchstaben der Bekenntnisse zur Gewissenspflicht, gingen gegen die Opponenten mit Censuren, Suspensionen und Amtsentsetzungen vor und drängten sie auf diese Weise allmählich aus der Kirche hinaus. So kam es jetzt zu Austritten aus der Staatskirche nach der linken Seite hin, wie unter der vorigen Regierung solche nach rechts vorgekommen waren. Zunächst sammelten sich „Freie Gemeinden" in Königsberg und Halle 1846. um die abgesetzten Prediger Rupp und Wislicenus. Ihr Beispiel fand Nachahmung, und es tauchten Vereine dieser Art, welche alles Kirchliche als freie Sitte behandelten und das Christenthum in die allgemeine Idee der Humanität aufgehen ließen, sogar auch die Beibehaltung des Christennamens in Frage stellten, noch in anderen Gegenden Deutschlands auf. Es waren die Hetzereien Hengstenberg's und die gehässigen Maßregeln der Regierung, unter deren Einfluß sich der vertrauensselige und gemüthliche Rationalismus der „Lichtfreunde" allmählich in den Radicalismus der „Freien Gemeinden" umsetzte. Uhlich selbst, als Prediger und Seelsorger in Magdeburg einflußreich wirkend, wurde, weil er sich Abweichungen von der Agende erlaubte, von der unnachsichtigen Kirchenbehörde verwarnt, suspendirt und, als er trotz eines, zum Zweck der Säuberung der Kirche vom Rationalismus am Vorabend des Vereinigten Land- 30. März 1847. tags erlassenen Toleranzedictes, das den vom Staat anerkannten Secten bürgerliche Rechte zuerkannte, nicht aus der Landeskirche scheiden wollte, seines Amtes entsetzt, was auch dort die Gründung einer freien Gemeinde zur Folge hatte. Durch solche Erfahrungen vorwärts gedrängt und verbittert, hat sich Uhlich mehr und mehr einer unkirchlichen und den materialistischen Zeitideen verwandten Geistesrichtung genähert. Die freien Gemeinden aber wurden in den Tagen der politischen Reaction die beständige Zielscheibe aller kirchlichen und polizeilichen Chicanen; etwa ihrer vierzig erloschen unter dem Druck, und erst seit 1859 kehrten erträglichere Zeiten wieder.

Höhepunkt der Reaction und Umschwung.

Das Erste, was die Märzereignisse 1848 der Kirche brachten, war das Cultusministerium des Grafen Schwerin, welcher alsbald eine Landessynode auf dem Grunde von Urwahlen einberufen wollte, dann aber durch das ungeheure Gezeter der „Evangelischen Kirchenzeitung" und sämmtlicher Consistorien und Facultäten zurückgeschreckt wurde; es kam 1850 blos zum Entwurf einer Gemeindeordnung, welcher von Seiten Hengstenberg's demokratischer Tendenzen, von Seiten des Unionscomités, darin die neuen Führer der kirchlichen Opposition, die Schleiermacherianer Jonas, Sydow, Krause, das Wort führten, hierarchischer An- und Absichten beschuldigt wurde. Resultat aller Anstrengungen und Kämpfe blieb, daß das in der preußischen Staatsverfassung ausgesprochene Recht der Kirchen, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen und zu verwalten, nach der protestantischen Seite als darin zur thatsächlichen Anerkennung gekommen betrachtet wurde, daß der Oberkirchenrath im Namen des Königs und im Einverständniß mit den Cultusministern von Raumer und Mühler die Kirche regierte.

Zu gleicher Zeit erhielt, gestützt auf die politische Reaction, die kirchliche Richtung so entschieden das Uebergewicht, daß selbst der Fortbestand der Union in Frage gestellt und durch eine, den Wühlereien der „lutherischen Provinzialvereine" Rechnung tragende, Cabinetsordre vom 6. März 1852 im Oberkirchenrath selbst eine lutherische und eine reformirte Fraction geschaffen wurden, was dann wieder auf Seite der Unionsfreunde eine Bewegung hervorrief, zu deren Beschwichtigung eine neue Cabinetsordre vom 12. Juli 1853 erschien. Da nun aber hierdurch die den Confessionen kurz zuvor gemachten Zugeständnisse wieder zurückgenommen zu sein schienen, so versammelte sich im September 1853 eine Conferenz lutherischer Geistlichen in Wittenberg und reichte eine Vorstellung bei Hofe ein. Abermals äußerte sich nun der König schmerzlich bewegt, daß man seinen guten Willen, die Sonderbekenntnisse zu schützen, mißkenne. Damit waren die Geschicke der preußischen Landeskirche vollends in jene byzantinischen Geleise gerathen, die sie seither nicht wieder verlassen haben. Zunächst zwar wußte Niemand, woran man eigentlich sei, und die Verwirrung wurde erst recht groß, als Stahl in
1859. seinem Buch über „die lutherische Kirche und die Union" das lutherische Bekenntniß als die absolute Wahrheit, die reformirte Confession als eine Art von Antichristenthum, jede Union als etwas an sich Unmögliches darzustellen sich erlaubte. Deutlicher als in diesem Buche kann es nicht gesagt werden, daß in der lutherischen Kirche ein gleiches hierarchisches Prinzip waltet, wie in der katholischen. Was hat die Gemeinde, was haben Staat und Obrigkeit noch zu bedeuten, wenn in allen Fragen des Kirchenregimentes die höchste und einzige Entscheidung in den Händen des Lehramts ruht, wenn es allein ordiniren, absolviren, excommuniciren und regieren kann und soll? Dieser Zug erst vollendet den Charakter des neuen Lutherthums: es muß ein Priesterthum geben, welches vermittelnd zwischen Gott und der gemeinen Menschheit steht, weil es sonst kein göttlich geordnetes Kirchenregiment gäbe, und es muß ein wunderbares und gegenwärtiges Glaubensmysterium, wie das Abendmahl der lutherischen Kirche ist, geben, weil ja sonst kein specifischer Vorzug der lutherischen Kirche vor der reformirten wäre. Daß die letztere eine solche Art von Heilsvermittelung, wie der Lutheraner sie in seinem Sacrament anbetet, leugne, das beruhe eben auf dem verderblichen Glauben, als sei Gottes Heilswirkung nicht an geordnete Mittel und Werkzeuge gebunden, und dieser Glaube selbst beruhe wieder auf dem philosophischen Gedanken von der Alleinwirksamkeit Gottes, also auf einer Erfindung der menschlichen Vernunft. Daher jene Abwehr alles Geheimnißvollen, alles Glaubens an göttliche Kräfte in endlichen Ursachen, daher auch jenes abstrakte und demokratische Kirchenregiment, jener republikanische Trotz gegen alle irdische Majestät und Herrlichkeit, das Prinzip der Volkssouveränetät u. dgl. Dieß war das Bild der reformirten Confession, welches ein mit dem höchsten Vertrauen des Königs beehrtes Mitglied der obersten Kirchenbehörde der angeblich immer noch unirten Kirche Preußens entwerfen konnte.

Damit war man freilich bei einem Extrem angekommen, welches nicht auf die Dauer vorhalten konnte. Weder entsprach das Bekenntniß, welches Stahl im Namen der herrschenden „kleinen aber mächtigen Partei" ablegte, den Traditionen der Hohenzollern'schen Dynastie überhaupt, noch, da es alle Gewalt in die Hände des Klerus legte, speciell dem Ideal eines persönlich durch den König geübten Regimentes, wie es schon dem vorigen Könige vorgeschwebt hatte. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich zwar niemals einer ganz bestimmten theologischen Partei völlig hingegeben; er war eine zu geistreich bewegliche Natur, als daß nicht jede kirchliche Coterie, welche auf ihn zählen zu dürfen glaubte, von Zeit zu Zeit auch wieder Enttäuschungen zu erfahren gehabt hätte. Bei jeder Gelegenheit aber trat er nicht blos der flachen, unkirchlichen und auflösenden Richtung unmißverständlich schroff entgegen, sondern auch den wissenschaftlich

ernsten Bemühungen der freien Theologie. So kam es, daß im preußischen Staate bei Besetzung von Kirchen-, Schul- und Lehrämtern, vor Allem von theologischen Professuren, ja selbst bei Verwaltungs- und Richterstellen, immer ausschließlicher die kirchliche Gesinnungstüchtigkeit der Bewerber berücksichtigt ward, indem wie das Kirchenregiment so auch das Cultusministerium und andere hohe Behörden aus strenggläubigen Männern zusammengesetzt, den Sympathien des Monarchen folgten. Letzterer mochte bei solchem Streben von der Idee geleitet sein, der protestantischen Kirche als dem in Deutschland maßgebenden kirchlichen Elemente diejenige Einigkeit, Haltung und Festigkeit zu verleihen, die ihr zwischen dem streng organisirten Katholicismus Frankreichs und der griechischen Kirche Rußlands eine würdige Stellung sichern sollte. Aber dieser Gedanke scheiterte theils an den ungeschickten Operationen der Männer, welche der König als Rathgeber und Vollstrecker seiner Pläne gewählt hatte, theils an dem religiösen Freiheitsgefühl des deutschen Mittelstandes, welcher sich bei aller sonstigen Loyalität doch seinen Glauben nicht gern von oben dictiren läßt.

Eine Zeit lang schien freilich Alles anders werden zu sollen unter der „neuen Aera". Keine andere Seite des bisherigen Systems erfuhr in der Ansprache des Prinz- 8. Novbr. 1858.
Regenten an sein neues Ministerium eine so schonungslose Verurtheilung wie die kirchliche. „Eine der schwierigsten und zugleich zartesten Fragen — hieß es da — die ins Auge gefaßt werden muß, ist die kirchliche, da auf diesem Gebiete in der letzten Zeit viel vergriffen worden ist. Zunächst muß zwischen beiden christlichen Confessionen eine möglichste Parität walten. In beiden Kirchen muß aber mit vollem Ernst den Bestrebungen entgegengetreten werden, die dahin abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihren Grundanschauungen nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten, und wir sind nahe daran gewesen, sie zerfallen zu sehen. Die Aufrechthaltung derselben und ihre Weiterbeförderung ist mein fester Wille und Entschluß, mit aller billigen Berücksichtigung des confessionellen Standpunktes, wie dies die dahin einschlagenden Decrete vorschreiben. Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und theilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; das ist immer ins Auge zu fassen und von äußeren Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden".

In der That schieden jetzt Stahl aus dem Oberkirchenrath, Raumer aus dem Cultusministerium, beide kurz darauf aus dem Leben. Der wahren Beschaffenheit des scheinbaren Umschwungs sah gleichwohl schon jetzt Hengstenberg auf den Grund; sonst hätte dieser sonst so vorsichtig nach den Strömungen in höheren Regionen ausspähende Theologe es schwerlich gewagt, in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" der neuen Aera ganz offen zu spotten, an Salomo zu erinnern, der „sein Herz anderen Göttern zugeneigt", und die Acte und Erklärungen des neuen Cultusministers von Bethmann-Hollweg hinsichtlich des Ehe- und Dissidentenwesens mit der Verleugnung des Petrus und dem Verrath des Judas zu vergleichen. Immerhin wurde dadurch zwischen Kirchenregiment und „Evangelischer Kirchenzeitung" wenigstens eine Unterscheidung ermöglicht, wenn auch die Nachwirkungen der früheren Periode innerhalb der kurzen Herrschaft der „neuen Aera" nicht zu überwinden waren. Das Bedeutendste, was unter Bethmann-Hollweg geschehen ist, besteht in der Einführung von Gemeindekirchenräthen und Kreissynoden auch in allen Theilen der sechs östlichen Provinzen. Einst-

wellen war aber in Folge des vielen Unfugs, der mit religiösen Angelegenheiten während der Reactionsepoche getrieben worden war, das allgemeine Interesse an der Sache so erkaltet, daß die Wahlen nur unter geringer Betheiligung der Bevölkerung vor sich gingen. Bald darauf „traten jene Zerwürfnisse zwischen der Majorität des Abgeordnetenhauses und dem neuen Regimente ein, die dem vielgewandten Hofprediger Hoffmann Gelegenheit gaben, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen", und vollends im Verlaufe der siebziger Jahre sollte die kirchliche Reaction über Preußen in einer bis dahin nicht erlebten Stärke hereinbrechen. Freilich bot fortwährend auch ein großer Theil des übrigen Deutschlands dasselbe Schauspiel eines klaffenden Widerspruchs zwischen dem Geist, in welchem kirchlich regiert wird, und dem allgemeinen Bewußtsein der lebendigeren Theile des Volks. Blos Weimar, Coburg und Oldenburg blieben von der Reaction der fünfziger Jahre unberührt, und Baden, die baierische Pfalz und Hessen-Darmstadt haben sich wenigstens bald wieder aus den Fesseln einer rückläufigen Kirchlichkeit befreit und zum Theil kirchliche Verfassungsformen auf dem Boden des Gemeindeprinzips gewonnen.

Einschaltungsweise mag hier bemerkt werden, daß während der ganzen Periode seit 1830 auch der eigentliche Pietismus neben der frommen Kirchlichkeit sich erhielt. An ihn schloß sich ein mannigfach geartetes Sectenwesen an, und in einigen Gegenden nahm die neuerwachte christliche Gläubigkeit sogar eine krankhafte, die Sitten gefährdende Richtung. In Königsberg wurde in einem von vornehmen Personen besuchten, pietistischen (Mucker-)Kreise eine raffinirt süßliche Frömmigkeit gepflegt, die, durch unbegründete Nachreden der Gegner zu schamlosen Mysterien gesteigert, Anlaß zu gerichtlichen Untersuchungen und zur Absetzung zweier Prediger gab. In Sachsen sammelte
1835. der Pastor Stephan, ein durch populäre Beredsamkeit auf einfache, ungebildete Menschen wirkender Geistlicher von niedriger Denkart und geheimer Lasterhaftigkeit, eine ihm bis zum äußersten Fanatismus ergebene Gemeinde von Altlutheranern um sich. Mit Untersuchung bedroht, „befahl er die Auswanderung als göttliches Gebot" und zog
1838. mit etwa siebenhundert Gemeindegliedern nach Nordamerika. Als geistlicher und weltlicher Herrscher anerkannt, überließ er sich hier seinen sündhaften Lüsten, bis er von seiner zu spät enttäuschten Gemeinde abgesetzt und verjagt wurde. — Aehnliche Richtungen gaben sich in dem gläubigen Würtemberg kund, wo einzelne Separatistengemeinden sich mit Bewilligung und unter Aufsicht der Staatsbehörden eine eigenthümliche bürgerliche und kirchliche Verfassung gaben, andere nach dem sectenreichen Amerika auswanderten und als Harmoniten unweit Pittsburg ein Gemeindewesen mit patriarchalischen Einrichtungen und mit Gütergemeinschaft gründeten. Im Lande Schwaben selbst theilten sich die Frommen in sogenannte Michelianer- und in Anhänger des Pfarrers Pregizer. Taufgesinnte, Methodisten und Irvingianer haben an vielen Orten Deutschlands Proselyten gemacht. Auch in Schweden und den deutschen Kantonen der Schweiz kamen krankhafte Religionsschwärmereien zum Vorschein, dort in den „rufenden Stimmen" einiger jungen Leute beiderlei Geschlechts, die in leidenschaftlich gesprochenen biblischen Ausdrücken zur Buße aufforderten, hier, besonders im Kanton Zürich, in den Wildenspucher Schwärmereien als Nachwirkung des Aufenthalts der Frau v. Krüdener.

Werkthätiges Christenthum und kirchliche Vereine.

Während der deutsche Geist, ohne die ihm gebührende Beschäftigung im staatlichen Leben zu finden, sich in religiösen Extremen zu verzehren drohte, mangelte es doch auch nicht an wohlthätigen Wirkungen der auf dem Gebiete der Religion statt habenden Erregung und Bewegung. Die religiöse Innigkeit des bessern Pietismus, seine aufopfernde Thätigkeit auf dem Felde des praktischen

Christenthums (Armen- und Krankenpflege, Diakonissenhäuser, Rettungsanstalten verwahrloster Kinder u. dgl.), innere und äußere Missionen wirkten anregend auch auf Viele, denen seine sonstige Einseitigkeit, Engherzigkeit und Verfolgungssucht mißfielen und füllten das kirchliche Leben mit reichern und tiefern Interessen. In Deutschland sah unsere Zeitperiode neben der Union auch besondere Vereine entstehen, welche den Zweck hatten, das Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit in den verschiedenen Landeskirchen zu wecken und zu stärken. Bei dem regen Interesse des deutschen Volkes für Religion und Kirche fand der in Sachsen entstandene, durch einen Aufruf aus Darmstadt verbreitete Gedanke einer Gründung des Gustav-Adolf-Vereins „zur Aufrechterhaltung evangelischer Gemeinden, welche in katholischer Umgebung der Mittel zum kirchlichen Leben entbehren", also in Gefahr allmählicher Verkümmerung und Auflösung stehen, großen Anklang. Seit der Versammlung zu Frankfurt, wo die Statuten entworfen, ein Centralvorstand (in Leipzig) angeordnet und periodisch wiederkehrende Hauptversammlungen von Abgeordneten des in viele Zweigvereine gegliederten Bundes festgesetzt wurden, wuchs der Verein zu einer volksthümlichen Macht empor, als bedeutungsvoller Gegensatz zu dem aristokratischen Dombau-Verein zu Köln. Von der bairischen Regierung geächtet, von Preußen nur nach einigem Bedenken unterstützt, gewann der Verein desto größere Bedeutung durch die massenhafte Betheiligung des Volks, das an seiner freisinnigen Haltung Gefallen fand und darin „ein heiliges neutrales Gebiet für alle Parteien in der evangelischen Kirche" erkannte, „die sich hier wieder zum erstenmal als eine einzige Macht darstelle". Diese Ansicht erfuhr eine große Erschütterung, als auf der Berliner Generalversammlung der Abgeordnete des Königsberger Vereins, Rupp, zurückgewiesen wurde und der Grundsatz Geltung fand, daß 1846.
nur die Landeskirchen in ihrer Gesammtheit mit Ausschluß der Secten die in den Frankfurter Statuten bezeichnete evangelische Kirche bildeten. Ein lauter Schrei des Unwillens ging durch das protestantische Deutschland, ein Sturm von Protestationen erhob sich gegen diesen Beschluß, der den „freien Bund der Liebe zu einem Glaubensgericht" umgestaltete, ein lebhafter Schriftenwechsel und Zeitungskampf hielt alle Glieder in Aufregung. Die drohende Spaltung wurde jedoch durch den freiwilligen Rücktritt Rupp's und durch die versöhnenden Beschlüsse der nächsten Versammlung in Darmstadt vermieden. Seither war der Verein in stetigem Wachsthum begriffen und zählt dermalen in Oesterreich, wo er am erfolgreichsten wirkte, den vierzehnten Theil der evangelischen Bevölkerung zu Mitgliedern. Weit unpopulärer als diese freie Vereinigung evangelischer Christen war die seit 1852 bestehende halboffizielle Eisenacher Kirchenconferenz, auf welcher meist Mecklenburger und Hannoveraner dominirten. Waren hier nur die Kirchenregierungen vertreten, so beabsichtigte dafür der seit 1848 bestehende, auf freier Vereinigung Gleichgesinnter beruhende, „Evangelische Kirchentag" von vornherein nichts Geringeres als das Kirchenregiment im

ganzen evangelischen Deutschland in seine Hände zu bringen. Da aber die Idee eines solchen „Kirchenbundes" höheren Ortes nicht immer günstig aufgenommen wurde, blieben die Kirchentage große, auch von Laien und Professoren besuchte Pastoralconferenzen, welche wie die Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins und der Missionsvereine hauptsächlich durch ihre Aufsehen erregende Oeffentlichkeit auf das kirchliche Bewußtsein einzuwirken und durch Kräftigung desselben gegen Alles zu reagiren suchten, was in den Zeitbestrebungen demselben nicht gemäß zu sein schien. In enger Beziehung zum Kirchentag steht die sogenannte innere Mission, zumeist eine Schöpfung des später in den preußischen Oberkirchenrath berufenen Wichern, die das sociale Leben auf den verschiedensten Punkten ins Auge faßte, um es im kirchlichen Geiste zu beeinflussen. In diesem Zusammenhang ist endlich auch noch die „Evangelische Allianz" zu erwähnen, welche die Gläubigen aller evangelischen Confessionen und Länder in sich vereinigen will und zuerst 1846 in London, zuletzt 1879 in Basel tagte, wo sie indessen gänzlich zu einem Bunde der Orthodoxen in den verschiedenen Kirchen wider die freie Theologie und den kirchlichen Liberalismus entartete. Solche Erscheinungen sind überhaupt für die neueste Zeit besonders charakteristisch. Die Kirche tritt hier in einer sehr regen Bewegung auf, sie hat den lebhaften Drang in sich, in die Oeffentlichkeit herauszutreten, thatkräftig in das Leben der Gegenwart einzugreifen und durch ihre Wirksamkeit für die verschiedenen Zwecke, die sie in einer sehr bestimmten Richtung verfolgt, ein Zeugniß ihres Daseins und ihrer Bedeutung abzulegen.

Das Neulutherthum. Aus allem Bisherigen geht hervor, wie bewußt sich die Kirche ihrer Macht in der Zeit ist, wie sehr es ihr um Erhöhung und Erweiterung dieser Macht zu thun ist, und wie dringend diese Seite des öffentlichen Lebens sich daher, um nicht auf ganz ungesunde Bahnen zu gerathen, der allgemeinen Aufmerksamkeit empfiehlt. Immer entschiedener und feindseliger trat diese nach Macht und Herrschaft trachtende Kirche daher auch gegen Alles auf, was ihren Zwecken entgegenzustehen schien. Namentlich war eine vom Glauben entfesselte Wissenschaft das Schreckenswort, womit man, seit den mit Strauß gemachten Erfahrungen, Eindruck auf die vornehmsten und auf die niedrigsten, beschränktesten Kreise zu üben verstand. Absichtlich faßte man immer nur die extremsten Verirrungen ins Auge, um daran einen Maßstab zu finden zur Beurtheilung alles Anderen, was irgend eine Verwandtschaft damit hatte. Ganz besonders war dies der Fall seit der großen Reaction, welche in den fünfziger Jahren auf die freiheitliche Bewegung des Jahres 1848 eingetreten war. Hatte bisher der Weizen der sogenannten Vermittelungstheologie geblüht, so gestalteten sich jetzt die Dinge ganz anders, als der wissenschaftliche Kampf meist hinter den neuerwachten kirchlichen Gegensätzen zurücktrat und die Restaurationstendenzen in der Theologie methodisch in den Dienst der politischen Reaction gezogen wurden. Jetzt empfingen die überall auftauchenden hochkirchlichen und confessionellen Bestrebungen die sorgfältigste Pflege, nicht selten von hochadligen und fürstlichen Händen. In Preußen kamen die Tage der inquisitorischen Kirchenvisitationen, der Denunciationen und Disciplinaruntersuchungen gegen freisinnige Geistliche, der Herabwürdigung der theologischen Prüfungen zu Glaubensgerichten. Unter den preußischen Cultusministern von Raumer und von Mühler arbeitete der

gesammte kirchliche Verwaltungsorganismus lediglich im Dienste der verfolgungssüchtigsten, engherzigsten Rechtgläubigkeit. Zugleich verstand es das durch Wilhelm Hoffmann zu einer Macht ersten Ranges erhobene Hofpredigerthum, den Bund zwischen Thron und Altar wieder zu beleben und die Kirchenlehre als den wirksamsten Schutz wider alle auflösenden, die Grundlagen des Bestehenden erschütternden Mächte an maßgebender Stelle zu empfehlen. Diese „Solidarität aller conservativen Interessen", welche jetzt den obersten und alleinigen Gesichtspunkt bei Behandlung der kirchlichen Dinge bildete, hatte natürlich für die eigentliche Theologie nur die traurigsten Folgen. Vermittelungstheologen wie Lücke und Dorner ernteten nur die Früchte ihrer eigenen Aussaat, als im Herbst 1857 etliche, zu Stade versammelte, hannoveranische Pastoren auch die theologische Facultät zu Göttingen in den Bereich ihrer Berathungen zogen und den Beschluß faßten, deren kirchliche Stellung als ein schreiendes Mißverhältniß zu bezeichnen; denn so weit die lutherische Kirche Hannovers reiche, müsse auch, die Universität eingeschlossen, Bekenntniß und Lehre rein lutherisch sein. Sehr bezeichnend erinnerte dieses „Neulutherthum" — wie es im Gegensatz zu dem blos auf die Defensive sich beschränkenden Altlutherthum Scheibel's u. A. genannt wurde — an die kryptocalvinistischen Professoren in Wittenberg, welche doch im sechszehnten Jahrhundert auch mit unerbittlicher Strenge verfolgt und vertrieben worden seien. So verlangte man schon damals, was zur vollen Herrlichkeit der wieder hergestellten Lutherkirche von 1580 noch zu fehlen schien, Professorenabsetzungen. Aber erst vier Jahre später sollte in einem anderen Lande, Mecklenburg, dieser letzte fromme Wunsch befriedigt werden, indem daselbst auf Kliefoth's Betreiben der zwar streng gläubige, aber doch kirchlich nicht botmäßige Michael Baumgarten abgesetzt wurde. Dagegen in Hannover siegten damals noch die Göttinger Theologen in Folge einer 1854 von ihnen veröffentlichten Denkschrift, in welcher sie sich auf die Würde und Bedeutung der protestantischen Wissenschaft und auf die Aufgabe der theologischen Faculäten beriefen, nicht blos Ueberlieferungsanstalten der kirchlichen Lehre zu sein, sondern auch als reinigendes und treibendes Ferment das gesunde Wachsthum der Kirche im Gange zu erhalten u. s. w. Daraufhin richtete Kliefoth, der unumschränkte Herr der mecklenburgischen Kirche, ein bemerkenswerthes Sendschreiben an die Göttinger, in welchem er ihnen vorhielt, wie sehr sie gegen das geschichtliche Leben der Kirche zurückgeblieben seien, sich nicht einmal mehr im Stande sehen, eine Schule zu bilden, die Richtung der jungen Generation in der Geistlichkeit zu bestimmen, wie letztere vielmehr, sobald sie aus den Hörsälen der Schwebetheologie in das praktische Leben trete, der großen Mehrzahl nach in das Lager des Lutherthums übergehe. Letztere Behauptung entspricht allerdings den thatsächlichen Verhältnissen, sofern sich die aus dem Auditorium der vermittelnden Theologie in das praktische Amt getretenen Geistlichen durch die mitgebrachten Theorien eher geschädigt als gefördert fanden und an dem Beispiele derjenigen Genossen, welche ohne einen solchen Umweg einfach zur alten Bekenntnißmäßigkeit zurückgekehrt waren, sehen konnten, wie wenig Kopfzerbrechen es koste, um mit dem alten Handwerkszeug fortarbeiten und Erfolge erzielen zu können. Brauchte man doch nur mit aller Festigkeit auf den Boden der Symbole zu treten, um sogar zum Regiment in der Kirche und zum Orakel in der Theologie gleich befähigt zu erscheinen. Wie sehr man mit diesem Prinzip sich wieder ganz auf den Standpunkt jener ehemaligen „todten Orthodoxie" zurückbegab, davon legt auch das Verhältniß, in welches diese kirchliche Partei zum Pietismus trat, ein neues Zeugniß ab. Schon 1840 hatte Hengstenberg dem Pietismus das Uebergewicht praktischer Frömmigkeit über dogmatische Kirchlichkeit in einer sehr einschneidenden Kritik vorgehalten; ein noch ganz anderes Gericht aber ließ jetzt das Neulutherthum ergehen über eine Richtung, durch welche zuerst die Herr-

lichkeit der lutherischen Kirche und ihrer reinen Lehre befleckt worden sei, deren consequente Fortsetzung der Rationalismus, deren Ende das Antichristenthum sei. Die Krone aller dieser, die neueste Kirchlichkeit bezeichnenden Bestrebungen ist es aber, daß man selbst Luther nicht lutherisch genug, daß man den Kirchenbegriff der Symbole mangelhaft, daß man die lutherische Lehre von den Sacramenten noch lange nicht würdig und heilig genug befand. Hengstenberg, Delitzsch, Münchmeyer u. A. sprachen es offen aus, nicht auf den Glauben, sondern auf das Sacrament sei die evangelische Kirche gebaut; die Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche sei Thorheit, nur durch die Sacramentsgemeinschaft bestimme sich die Zugehörigkeit zur Kirche. Das Hauptthema des Neulutherthums ist aber die Lehre vom „Amt". Um namentlich das frei subjective Element des protestantischen Gottesdienstes, die Predigt, unter das Sacrament herabzudrücken, wird das Predigtamt jetzt zum „Gnadenmittelamt" umgebildet, und der Prediger zum blos instrumentalen Vehikel der göttlichen Gnadensubstanz, zum Gnadenmittelamtmann umgestempelt. Alles soll sich von oben herab, nichts von unten auf bilden, damit den Geistlichen der Nimbus einer göttlichen Glorie umstrahle und so die Lutherkirche, in welcher von Anfang an so viele katholische Elemente haften geblieben waren, dem Katholicismus auch in der Erscheinung wieder möglichst nahe trete. Das Aeußerste in dieser Richtung und zugleich das Aeußerste in Untergrabung und Verhöhnung des Protestantismus leistete jedoch
1856. Vilmar in Kurhessen, der in seiner Schrift „Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik", die dogmatischen Machtsprüche, die phantastischen Einbildungen, die hierarchischen Anmaßungen, d. h. bei ihm die „Thatsachen", als das wahre Wesen der Theologie zu proclamiren, sämmtliche wissenschaftliche Methode und Disciplin dagegen als „Rhetorik" verächtlich und lächerlich zu machen unternahm.

Protestantenverein. An Gegenbestrebungen hat es freilich innerhalb der protestantischen Kirche noch weniger gefehlt, als innerhalb der katholischen, wenngleich hier wie dort diejenigen Kreise der gebildeten Gesellschaft, auf deren Beihülfe zumeist gezählt werden mußte, je länger desto interesseloser und apathischer zu werden drohten. Einer der Ersten, welche mannhaft und freimüthig dem immer höher anschwellenden Aergernisse der kirchlichen
1855. Restauration entgegentraten, war der Freiherr von Bunsen in seinen „Zeichen der Zeit". Da indessen die kirchliche Reactionsströmung nach einer, mit dem Rücktritt Friedrich Wilhelm's IV. von der Regierung nur vorübergehend und scheinbar eingetretenen Stauung nur um so stärker anwuchs und auch die Vermittelungstheologie mit der Zeit ganz in das kirchliche Lager überging, haben sich die entschieden freisinnigen Richtungen in eigenen Vereinen zu Schutz und Trutz constituirt. So in der Schweiz der „Reformverein", in Deutschland der „Protestantenverein", welcher, von begabten Männern geistlichen und weltlichen Standes, wie von R. Rothe, Schenkel, Bluntschli, von Holtzendorff, Zittel geleitet wurde und eine Zeit lang bedeutende Theilnahme im Volke und unter den Gebildeten fand, bis es den angestrengten Bemühungen der preußischen Hoftheologie gelang, ihn als regierungs- und staatsfeindlich zu verdächtigen und mit der ausgesprochensten Ungunst der fürstlichen Schirmherrn des Protestantismus zu belegen. Nur ganz vorübergehend hat der unter dem Präsidium von Bethmann-Hollweg, Mühler und Hoffmann sich versammelnde Kirchentag, welcher jetzt die herrschenden und maßgebenden theologischen und kirchenpolitischen Größen umfaßte, zuletzt unter Herrmann's Leitung seinen Beschlüssen einen milderen und versöhnlicheren Charakter zu verleihen gewußt. Doch hat auch die Union der christlichen Männer, welche als eine Art verjüngter Kirchentag nach dem französischen Kriege „auf Grund der kirchlichen Bekenntnisse" sowohl den radicalen wie den ultramontanen Bestrebungen entgegenzuwirken sich vorgenommen hatten, die Weitherzigkeit und den

Muth nicht finden können, den Männern des Protestantenvereins die Bruderhand zu gemeinsamem Handeln zu reichen; und seit der später zu schildernden Wendung der staatlichen und kirchlichen Geschicke Preußens, wie sie 1877 bis 1879 sich vollzog, ist der Ausschluß der Männer des Protestantenvereins aus der Kirche das offen ausgesprochene Ziel der zur Alleinherrschaft gelangten Partei geworden.

c. Das protestantische Ausland.

Auch in andern protestantischen Ländern kamen kirchliche Bewegungen zum Vorschein, wenn gleich in minderer Stärke, weil ein freies Staatsleben den unruhigen Geistern einen anderweitigen Kampfplatz gewährte. In England wurde das bunte „Gewirr" der Dissentergemeinden noch vermehrt durch die Darbysten und die Irvingianer, welche beide Richtungen wenigstens darin übereinstimmen, daß sie die Kirche seit dem Tode der Apostel in einem Degenerationsprozeß begriffen erachten und sich auf die baldige Wiederkunft Jesu vorbereiten. Während aber jene, auch Plymouth-Brüder genannt, sich zu diesem Behufe zu einer ganz freien Congregation ohne Predigtamt vereinigten, wollte die andere, von dem phantasievollen, mit alttestamentlicher Prophetensprache vertrauten, presbyterianischen Prediger Irving gestiftete und an sich nicht minder schwärmerische Secte die apostolischen Kirchenämter mit alttestamentlichen Ansprüchen erneuern und schuf sich zu diesem Behufe in den „Aposteln", „Propheten", „Evangelisten" und „Engeln" neue Vorsteher, während in den Gemeinden zugleich die Gabe der Weissagung wiedererwacht sein sollte. Viel intensiver wirkten nach wie vor die alten Secten, namentlich die Methodisten. Einen Redner wie den Baptistenprediger Spurgeon hat England seit Wesley's Tagen nicht mehr gehabt. Zu den Quäkern gehörte selbst der Staatsmann John Bright. Wissenschaftliche Theologie ist nur bei den Unitariern zu finden, an deren Spitze James Martineau steht. Alle diese Richtungen hält bis zu einem gewissen Grad das gemeinsame Interesse zusammen, der starren Staatskirche mit besserem Erfolg entgegentreten zu können. Und wirklich war selbst in dem glaubenssteifen England die öffentliche Meinung mächtig genug, den Dissenters eine freiere Stellung zu erwirken. Der Aufhebung der Testacte, die ihnen das Parlament öffnete, folgte die Entbindung ihrer Taufen und Trauungen von der bischöflichen Geistlichkeit und der Zutritt zu der freien Londoner Universität; dagegen blieben sie der Staatskirche steuerpflichtig, und die alten Landesuniversitäten mit ihren ausgelebten orthodoxen Formen wurden durch das Oberhaus noch bis 1871 vor ihrem Eindringen geschützt. An der Aufgabe, völlige Religionsgleichheit in England zu schaffen, arbeitet seit 1844 ein gegen die Staatskirche gerichteter Verein, und alljährlich fällt ein auf deren Abschaffung (disestablishment) gerichteter Antrag im Parlament durch. Mehr als andere Länder Europas ist seither England das Land der kirchlichen Mannichfaltigkeit. Bunt durcheinander gesät stehen in den großen Städten die Versammlungslocale

England. a) Dissenters.

Irving 1792—1834.

1836.

der verschiedenartigsten kirchlichen Gemeinschaften, deren berechtigte und unberechtigte Eigenthümlichkeiten zu verstehen keine leichte Aufgabe ist. Noch bekennt sich die Hälfte der Bevölkerung zur reich ausgestatteten Staatskirche, deren Bischöfe im Oberhaus sitzen und deren Geistliche auch auf der Mehrzahl der Lehrstühle an den Universitäten angetroffen werden. In allen Fragen der Philanthropie und christlichen Werkthätigkeit haben die Dissenters Großes geleistet. Die Namen Wilberforce, Buxton, Mrs. Fry sind mit allen Großthaten der Menschenliebe in Beziehung auf Kranken- und Armenpflege, auf Verbesserung der Strafanstalten und Gefängnisse, auf Sclavenbefreiung und Beschaffung eines menschenwürdigen Daseins für die Armen und Gedrückten, die Mühseligen und Beladenen verbunden. Doch haftet ihren Humanitätsbestrebungen nicht selten ein pietistischer Zug an, der sie von den höheren Regionen des Seelenlebens ausschließt. In allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, des Staatslebens schaffen und wirken die Anhänger und Bekenner des anglicanischen Kirchenverbandes, die auch in der Gesellschaft und in der Oeffentlichkeit als die Repräsentanten der Nation, als die Klassen der Ehrbarkeit und Respectabilität gelten.

b) Puseyismus. Während die Secten es meist auf Herstellung einer Gemeinschaft nicht von werdenden, sondern von fertigen Christen abgesehen haben, repräsentirt die Staatskirche eine Anstalt für die ersteren, an deren fortgesetzter Heiligung sie zu arbeiten berufen ist. Aber auch innerhalb dieser englischen Staatskirche selbst gab sich eine Spaltung kund zwischen der hochkirchlichen und der evangelischen Partei; jene, mehr das katholische Element der bischöflichen Kirche hervorhebend, sieht ihr Heil nur in der ununterbrochenen Continuität der anglo-katholischen Kirche mit der apostolischen und betrachtet die Reformation nur als einen Act der Selbstreinigung durch die legitimen Kirchenbehörden; diese, mehr das protestantische Element darstellend, legt größeres Gewicht auf die Uebereinstimmung des Kirchenglaubens mit der heiligen Schrift, eifert für Bibelverbreitung, Missionsarbeit, Sclavenbefreiung, während eine dritte Richtung, von der eben beschriebenen „niederkirchlichen“ als „breitkirchliche“ unterschieden, die Bestrebungen des Latitudinarismus fortsetzt und selbst die Fortbildung des Lehrbegriffs durch zeitgemäße Reformen für ein wesentliches Erforderniß hält. Das katholische Element steigerte sich in den Oxforder Gelehrten Newman und Pusey zu solcher Höhe, daß sie ihre, nach den Glaubenslehren der katholischen Kirche geformten religiösen Ansichten nur durch gezwungene sophistische Deutungen mit den neununddreißig Artikeln in Uebereinstimmung bringen konnten, was die ehrlichen unter den Puseyiten bewog, lieber zur katholischen Kirche überzutreten, als eine zweideutige Stellung voll Heuchelei einzunehmen. Die Zurückgebliebenen, wegen des Werthlegens auf das Ritual „Ritualisten“ genannt, verfolgten vor Allem den Zweck, den hochkirchlichen Gottesdienst durch Einführung katholischer Ceremonien und Cultusformen in größere Uebereinstimmung mit dem römischen zu setzen, von welchem sie namentlich den Glauben an die Wandlung und die

Meßliturgie angenommen haben. Diese Uebertritte zum Katholicismus, verbunden mit der immer offenkundiger werdenden Aehnlichkeit des Puseyismus mit dem römisch-katholischen Kirchenwesen und dem hoffnungsvollen Triumphgeschrei der Papisten, schärften das protestantische Bewußtsein in England und bewirkten, daß auch von den hochkirchlichen Bischöfen der Puseyismus als der wahre Ausdruck der anglo-katholischen Kirche nicht anerkannt ward. Durch Gründung neuer Bisthümer (z. B. Manchester) aus den Ersparnissen (ohne Mehrung der Sitze im Oberhause) suchten sich die Whigs die Gunst der hochkirchlichen Partei zu erwerben. Dennoch sind die Erfolge der katholischen Kirche in steter Zunahme begriffen. England hat über eine Million katholischer Einwohner, vierunddreißig katholische Pairs, ohne die irischen, und im Unterhause etwa vierzig katholische Abgeordnete. Als aber die römische Curie in Würdigung der katholischen Sympathien Englands den irischen Prälaten Wiseman zum Cardinal und Bischof 1850.
von Westminster ernannte, erwachte wieder der altenglische Religionseifer und namentlich innerhalb der sogenannten niederkirchlichen Partei der No-Popery-Ruf mit solcher Stärke, daß Regierung und Parlament, trotz des Widerspruchs der Katholiken und der Anhänger unbedingter Religionsfreiheit, durch ein Gesetz („Titelacte") diesen und ähnlichen Uebergriffen des kirchlichen Oberhaupts begegnen zu müssen glaubten. Eine eiternde Wunde am Körper der bischöflichen Kirche bildet ihre zwangsweise Aufrechterhaltung in Irland. Trotzdem daß ihr hier kaum der achte Theil der Bevölkerung angehört, wendet der Staat die Revenuen der früheren Kirchengüter ausschließlich dieser, als Staatskirche dem Volke sich aufdringenden, Minoritätskirche zu, deren officieller und exclusiver Charakter zugleich durch ihre Vertretung im Oberhause bestätigt wird. Zwar ist wie wir später erfahren werden, seit 1866 eine gewisse Milderung dieser Uebelstände eingetreten, aber die Aufhebung der irischen Staatskirche bildet noch immer einen auf Erfüllung hoffenden, berechtigten Theil der Forderungen Gladstone's.

In dem glaubenseifrigen Schottland erzeugte das wiedererwachte puri- Schottland.
tanische Unabhängigkeitsgefühl einen mächtigen Kampf gegen das 1690 abgeschaffte, seit 1711 durch weltliche Gewalt erneuerte Patronatsrecht, vermöge dessen es in der Macht der Patrone und der Regierung stand, den Gemeinden gegen ihren Willen Geistliche aufzudringen. Als das von der kirchlichen Generalversammlung angesprochene Verwerfungsrecht (Veto) der Gemeinde vor den 1834.
Gerichtshöfen keine Geltung fand und auch das Parlament die Patrone in ihrem Rechte schützte, trennten sich die Verfechter der Kirchenfreiheit (Nonintrusionists) von der herrschenden Kirche und gründeten von den freiwilligen Gaben des schottischen Volks die presbyterianische „Freikirche". Der trotzige 1843.
Sinn des demokratischen Knox lebte in seiner Kirche fort. Die kraftvolle, charakterfeste Geistlichkeit, den gemüthreichen Chalmers an der Spitze, entsagte ihren Einkünften und ihren Gotteshäusern, um nicht mit ihrem Gewissen in Zwiespalt zu kommen, und protestirte feierlich gegen die Schmach, „der Krone Christi an-

gethan durch die weltliche Macht". In Kurzem waren von dem glaubensstarken Volke Millionen aufgebracht für die Bedürfnisse der freien schottischen Nationalkirche, welcher selbst Peers und Parlamentsglieder beitraten. Die Mehrheit des Volkes verblieb in der dogmatisch von der Freikirche nicht zu unterscheidenden Staatskirche, welche zwar die Vetoacte aufgeben mußte, ihren wesentlichen Inhalt dagegen in der Aberdeensbill gesichert erhielt.

Waadtland. Im Waadtland und in andern Kantonen der französischen Schweiz hatte der religiösen Lauheit der Landeskirche gegenüber in höheren und niederen Regionen ein strenger Methodismus Boden gewonnen. Seine Anhänger, welche dort vom Volke spöttisch „Momiers", wie in Deutschland „Mucker" genannt sind, waren wegen des ihnen Schuld gegebenen geistlichen Hochmuthes verhaßt und bildeten lange Zeit den Gegenstand frechster Insulte seitens des Pöbels, während die Regierung ihnen nicht blos Anstellung eigener Geistlichen, sondern auch die erbaulichen Abendversammlungen verbot, in welchen sie ihre Andacht pflegten. Aber die rein weltliche und von wenig Verständniß für die religiösen Lebensinteressen zeugende Art, wie der Staat sich völlig des Kirchenregiments bemächtigte und dasselbe im Sinne eines exclusiven Liberalismus führte, wandte der freikirchlichen Bewegung immer mehr Sympathien zu, während zugleich Darbystische Elemente sich hineinwarfen und die religiöse Erregung steigerten. Als nun vollends die bisherige aristokratische Regierung wegen ihrer schiefen Stellung zur Jesuitenfrage gestürzt wurde und in der siegreichen radicalen Partei eine zügellose Demokratie zur Herrschaft kam, brach der Conflict los. Die Gebetstunden der Momiers wurden vom Pöbel bedroht, und auch den von nationalkirchlichen Geistlichen gehaltenen Versammlungen (oratoires) der Gläubigen erging es nicht besser. Die „Fanatiker" wurden aufgefordert, den von der Mehrheit des
14. Febr. 1845. Volkes gemißbilligten Versammlungen zu entsagen, den Landesgeistlichen wurde untersagt, an solchen Theil zu nehmen; wo sie es dennoch thaten, wurden sie suspendirt. Sie ihrerseits griffen nunmehr den „Communismus" und „Atheismus" der Regierung heftig an; ein Theil von ihnen suchte sogar eine Contrerevolution vorzubereiten. Als endlich die neue Verfassung ausgearbeitet war, benutzte die Regierung ein altes Recht des Staates, indem sie den Geistlichen befahl, eine die Verfassung empfehlende Publication nach Schluß der Predigt von der Kanzel zu verlesen. Empört über solchen Gewissenszwang, weigerten sich etwa vierzig Geistliche, sich und die Kirche zu einer solchen, die Religion nichts angehenden, Demonstration herzugeben. Deshalb vor Gericht gefordert und mit einjähriger Amtsenthebung bestraft, entsagte die Mehrzahl derselben ihrem Amt und ihrem Gehalt. Aber damals hatte besonders durch den geist-
Alexander Binet 1797–1847. vollen und überzeugungsmuthigen Theologen Alexander Vinet, welcher als Professor in Lausanne wirkte, entgegen der bisherigen Berner Ueberlieferung der Grundsatz von der Trennung der Kirche vom Staat Platz gegriffen. Unbedingte Selbständigkeit der Kirche war die Losung, unter welcher sich jetzt eine Separa-

tion vollzog, welche ganz ähnliche Motive hatte und ganz die gleichen Ziele verfolgte, wie zwei Jahre vorher in Schottland geschehen war. Nach einer zweitägigen Verhandlung in Lausanne traten etwa einhundertundfünfzig Geistliche 11. 12. Novbr. 1845. aus der Landeskirche aus und gründeten die freie Kirche (église libre évangélique) des Waadtlandes, die ihre Subsistenzmittel lediglich aus Beiträgen ihrer Angehörigen bezieht. Vielfach freilich waren diese Gemeinden auf fremde Beihülfe angewiesen, und vermochten die ausgetretenen Geistlichen ihren unabhängigen Sinn nur in den Conventikeln vornehmer Frömmigkeit fortzupflanzen. Die Unterstützungen von Seiten der protestantischen Kirche des Auslandes und ihrer fürstlichen Schirmherren entsprachen nicht den Erwartungen, und im eigentlichen Volk selbst fand die neue Kirche trotz aller Aufopferung ihrer Diener und trotz des Ansehens Vinet's nur geringen Anhalt. Andererseits hat sich auch die Staatskirche wieder bedeutend gehoben, und statt des früheren Gegensatzes hat sich mit der Zeit ein friedliches Nebeneinanderwirken eingestellt.

Wie im Waadtlande so kam es zur Bildung von Freikirchen auch in Genf, Neufchatel und Bern. Namentlich aber fanden Vinet's Grundsätze, denen zu Folge jede Verbindung von Staat und Kirche als geistlicher Ehebruch anzusehen wäre, Anklang im protestantischen Frankreich, wo die Führer der reformirten Orthodoxie, Graf Gasparin und Friedrich Monod, eine der schottischen 1848. und waadtländischen nachgebildete Freikirche gründeten, welche seitdem neben der reformirten Nationalkirche besteht und in Edmond de Pressensé einen bedeutenden Vorkämpfer hat. Die eigentliche Ursache des Austrittes war der Verdruß darüber gewesen, daß die Synode, um Spaltungen zu verhüten, die Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses abgelehnt hatte. Seither haben, namentlich durch Vermittelung der Straßburger Facultät, die Arbeiten der deutschen wissenschaftlichen Theologie ihre Freunde und Fortbildner auch innerhalb der reformirten Nationalkirche Frankreichs gefunden. Es bildete sich eine bedeutende liberale Partei, welche sich um Vater und Sohn Coquerel schaarte. Aber unter dem Kaiserreich bereitete der ehemalige Minister Guizot eine schwere Krisis für die reformirte Kirche seines Landes, indem er allen seinen Einfluß aufbot, um die liberale Richtung aus der Kirche zu drängen, und so entspann sich seit der Absetzung des jüngeren Coquerel ein, diese Kirche im Innersten aufwühlender Streit, welcher erst unter der dritten Republik in Folge des unparteiischen und auf Versöhnung hinarbeitenden Eintretens der Regierung an Heftigkeit nachzulassen begann.

Das mannichfaltigste Kirchen- und Sectenwesen findet sich in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo die unbeschränkteste Religionsfreiheit herrscht. Der Staat kümmert sich verfassungsmäßig um keine Kirche, erweist seinen christlichen Charakter blos durch ein Sabbathgesetz und gewährt Jedem, der an Einen Gott glaubt, volles Staatsbürgerrecht. „Jede Gemeinde ist für sich, doch streben Gemeinden desselben Bekenntnisses nach möglichst großen Sy-

nodalverbindungen". Aber bei aller Freiheit besteht in Amerika ein eifriger kirchlicher Sinn, meist gepaart „mit puritanischer Strenge und methodistischer Aufregung". Bildet doch das religiöse und kirchliche Interesse noch immer fast die einzige ideale Lebensrichtung und geistige Lebensäußerung des amerikanischen Mischvolks. Zwei Zeugen erster Größe hat die amerikanische Religiosität in William Ellery Channing und Theodor Parker hervorgebracht, welche den älteren inconsequenten und supernaturalistischen Unitarismus im Sinne der wissenschaftlichen und freien Theologie Deutschlands fortbildeten. Als widerwärtigstes und bizarrstes Extrem amerikanischer Zustände haben dagegen die Mormonen am Salzsee das Staunen und den Abscheu der Welt erregt. Langsam aber unaufhaltsam und gefahrdrohend schreiten endlich auch hier die Erfolge der katholischen Kirche voran, deren Kerntruppen die eingewanderten Iren bilden.

II. Geschichtsleben in den Einzelstaaten.

A. Erste Gruppe. Westen und Süden.

Geschichtsliteratur: Für die Staatengeschichte seit der Julirevolution reichen die meisten der XIV, 561 angeführten Bücher, denen noch nachträglich das umfassende Werk von Viel-Castel beizufügen ist (hist. de la restaurat. vol. 1—20. Paris 1860—78) auch in die folgende Periode hinein, wozu noch als Ergänzung die größeren Zeitungen dieser Jahre kommen. Von monographischen Werken über die westliche und südliche Staatengruppe mögen noch angeführt werden: 1. Für Frankreich: Capefigue, l'Europe depuis l'avenement de Louis Philippe. Par. 1845. 46. 10 voll. — Histoire de Louis Philippe par Crétineau-Joly (Par. 1862. 2 voll.). — Billaut de Gerainville (Par. 1870—76. 3 voll.). — Boudin (D. v. Große. Leipz. 1847. 48. 2 Bde.). — Nouvion, hist. du règne de L. Ph. (Par. 1858—61. 4 voll.). — Regnault, hist. de huit ans 1840—48. 2. Edit. Par. 1860. 3 voll.). — Guizot, mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Par. u. Leipz. 1858—68. 9 voll. — Mémoires de Dupin. Par. 1855—61. 4 voll. und d'Odilon-Barrot. 2. édit. Par. 1875. 76. 4 voll., so wie das deutsche Werk: Ludw. Phil. der Erste, König der Franzosen, von L. Birch (Stuttg. 1841—44. 3 Bde.) u. a. W. — 2. Für Italien: Außer Coppi, Reuchlin, Ruth: L. C. Farini, lo stato Romano dall' an. 1815 al 1850. 3. Ed. Firenze 1853. 4 voll. und stato d'Italia dal 1814 ai nostri giorni. Tor. 1854. (Fortsetzung von Botta's Geschichtswerk). — Gualterio: Gli ultimi rivolgimenti Italiani. Fir. 1852. — Ranalli, Le istorie Italiane dal 1846—53. Fir. 1855. — Rey, histoire de la renaissance politique de l'Italie 1814—61. Par. 1864. — Beaumont-Vassy, hist. des états Italiens depuis le congr. de Vienne. Brux. 1857. — Balbo, die Gesch. Italiens von 1814—31, übers. v. Moll. Pesth 1851. Von den Einzelstaaten Italiens mögen aus der großen Literatur nur hervorgehoben werden: Brofferio, storia de Piemonte dal 1814 ai giorni nostri. Tor. 1849—52. 3 voll. und history of Piedmont by Ant. Gallenga. Lond. 1855. 3 voll. — 3. Für Spanien und Portugal: Außer Lafuente u. Baumgarten:

Die Memoiren von Mimflores (Madrid 1843. 44. 2 voll. und von Gen. Llauder (Marquis de Rivas). Madr. 1844; Miguel, de la guerre civile d'Espagne Par. 1836, so wie die Aufzeichnungen der deutschen Offiziere im Carlistischen Heer: Lichnowski, Erinnerungen aus den Jahren 1837. 38. 39. Frankf. 1841 und: Portugal, Erinnerungen aus dem J. 1842. Mainz 1843. — A. v. Goeben, Vier Jahre in Spanien. Hannov. 1841. — v. Rhaden, Aus Spaniens Bürgerkrieg. Berl. 1851 und „Cabrera", Erinnerungen aus dem span. Bürgerkrieg. Frankf. 1840. — v. Schelhorn, Dom Pedro V. König von Port. Nürnb. 1866. — Résumé de l'histoire du Portugal au XIX siècle par le prince Romuald Giedroyc. Par. 1875. — 4. Für Großbritannien: Außer Pauli, May (const. hist.) und Miss Martineau: Alison, hist. of Europe from the fall of Napol. to the accession of Louis Napol. 1815—52. Ed. et Lond. 1854 ff. 8 voll. — Molesworth, hist. of Engl. from 1830—74. Lond. 1874. 3 voll. — Bagehot, the Engl. constit. Lond. 1867. Auch D. Berl. 1868. — Die biographischen Schriften über Sir Rob. Peel (Rob. Peel speeches etc. Lond. 1833. 4 voll. L. Peel, a sketch of the life and charact. of Sir R. P. Lond. 1860. Doubleday, the polit. life of Sir R. P. Lond. 1856. 2 voll. Guizot, Sir Rob. P. A. D. Berl. 1856.), über Lord Palmerston (the life of Visc. P. by H. L. Bulwer. 2 voll. Leipz. 1871. D. v. Arn. Ruge. by Ashley. Lond. 1876. 2 voll. par le comte Fiquelmont. Brux. 1852. 2 voll.), über Prinz Albert (Martin, life of Pr. Alb. L. 1876—79. 4 voll.) u. a. W. Hansards Parliamentary debates und Annual register in den betreffenden Jahrgängen.

1. Frankreich unter Louis Philipp.

a. Innere Geschichte.

1. Die Juliregierung im Anfang.

Die französische Revolution von 1789 hatte die mittelalterliche Scheidung der Stände vollends gelöst, dem Adel und der Geistlichkeit ihre Vorrechte entrissen und dem Mittelstande die Herrschaft verliehen. (Charakter der Juliregierung.) Die Bourbons erkannten dieses Resultat nur mit Widerstreben an und suchten die Zustände, wie sie vor der Revolution bestanden, wieder zurückzuführen. Thron und Altar schlossen einen innigen Bund; der Adel brüstete sich mit dem eiteln Ruhme seiner Vorfahren und pries die Großthaten und den Heldensinn der Kreuzfahrer, von denen er seinen Ursprung herleitete; der Mittelstand sollte wieder zurückkehren zu der alten Dienstbarkeit. Da erfolgte die Julirevolution und trieb die letzten Sprößlinge einer Familie, die mit allen Wurzeln an die französische Nation geknüpft war, abermals in die Fremde. Louis Philipp, Herzog von Orleans, erlangte als „König der Franzosen" die Krone. Die Häupter der liberalen Opposition, verbunden mit den aus der Verbannung heimgekehrten Anhängern der Napoleonischen Herrschaft, umgaben den neuen, auf den Boden der Volkssouveränetät gestellten Thron. Die Heldentage wurden auf alle Weise verherrlicht, die tapfern Julikämpfer belohnt und unterstützt, das Staatsgrundgesetz (Charte) im Sinne der Liberalen reformirt und seiner freiheitfeindlichen Bestimmungen entkleidet (XIV, 813), die Bürgermeistereien der zwölf hauptstädtischen Bezirke

durch geachtete Leute des Mittelstandes besetzt, der Gemeinderath neu gewählt, die Sicherheitswache hergestellt, patriotische Feste gefeiert. Diese rasche Gestaltung der neuen Ordnung war das Werk des Bürgerstandes, der, auf Erwerb und auf Besitz und Genuß des Erworbenen bedacht, nur in einer von freien Institutionen und liberaler Gesetzgebung getragenen, constitutionellen Monarchie sein Heil und Ziel finden kann und der daher eben sowohl die Bewegung einer von Parteiung und politischen Leidenschaften durchwühlten Republik, als den Stillstand einer auf Ständevorrechten und Militärgewalt aufgebauten, von aristokratischen und hierarchischen Einrichtungen umgebenen, absoluten Monarchie scheut. Die durch neue Mitglieder verstärkte Deputirtenkammer, wenn auch in verschiedene Gruppen und Fractionen nach ihren mehr conservativen oder mehr liberalen Ansichten getheilt, huldigten in der Mehrzahl den parlamentarisch-constitutionellen Staatsgrundsätzen, welche durch die Julirevolution zur Herrschaft gekommen und unterstützten das Ministerium Laffitte wie das vorausgegangene Broglie-Guizot. Zu den hervorragendsten Abgeordneten gehörten, besonders als B. Constant bald ins Grab sank, der hochbegabte Adolf Thiers, der auf die Entwickelung und den Ausgang der Julitage so großen Einfluß geübt und zum Lohn als Unterstaatssecretär ins Finanzministerium berufen worden war, sein Freund und Gesinnungsverwandter Graf Remusat, der Seinepräfect Odilon Barrot u. A. Die Leiter und Wortführer des neuen Regiments waren ehrenwerthe Männer voll Freiheitsgefühl, Vaterlandsliebe und Bürgertugend, aber gemäßigt constitutionell in ihren Ansichten und darum dem alten legitimistischen, wie dem neuen demokratischen Frankreich nicht nach dem Sinne. Verstimmt über diesen Ausgang, traten sowohl die Anhänger der Bourbons (Legitimisten, Karlisten) als die Republikaner, die in der Gesellschaft der „Volksfreunde“ und in den Genossen der socialistischen und communistischen Geheimbünde ihre Armee, und in den Straßendemagogen und den demokratischen Journalisten ihre Rufer zum Streit hatten, der neuen Ordnung feindlich entgegen, jene, indem sie sich vom Hof und von den Staatsämtern fern hielten und in legitimistischen Zeitungen alle Handlungen und Bestrebungen, alle Schritte und Pläne der Regierung verdächtigten und tadelten; diese, indem sie bald durch agitatorische Umtriebe und tumultuarische Scenen, wie bei dem Prozeß der gefangenen Minister (XIV, 808), bald durch wiederholte Aufstandsversuche in Paris, Lyon u. a. O., später auch durch Mordanfälle auf Louis Philipp, das „Bürgerthum“ zu stürzen suchten. Das erste Lustrum der neuen Dynastie war daher keineswegs eine Zeit der Herrlichkeit und Harmonie, sondern wie der neueste Geschichtschreiber sie bezeichnet, die „Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums“.

Der König und die Nationalvertretung.

So lange der König, ein kluger, gewandter und durch ein sturmbewegtes, wechselvolles Leben an Verstellung und diplomatische Ränke gewöhnter Fürst, den Grundsätzen der Julirevolution treu blieb und sich auf den Mittelstand

stützte, war seine Regierung sicher und fest. Selbst daß er bei der in ganz Europa herrschenden Aufregung und Parteiung nicht durch bewaffnete Intervention in Polen, Italien u. a. O. die Losung zu einem europäischen Kriege gab, sah ihm die Mehrheit der sonst so sehr nach Kriegsruhm strebenden Nation mit Freuden nach, da der Bürgerstand das Ziel seiner Lebensthätigkeit mehr bei friedlicher Entwickelung als in stürmischen Kriegszeiten erreichen konnte. Allein nur zu bald entfremdete sich Louis Philipp das Herz des Volkes, indem er sich in seiner Politik immer mehr den Grundsätzen der Bourbons und der alten Höfe näherte und Eigenschaften zu Tage kehrte, die ihm die Liebe und Achtung der Nation rauben mußten. Er fand kein Gefallen an einer wahrhaft parlamentarischen Monarchie mit einer echten Nationalrepräsentation als Unterlage. Statt durch freie Institutionen den Volksgeist für die neue Ordnung zu gewinnen und durch Ausdehnung des Wahlrechts den ganzen Mittelstand und alle Glieder der untern Volksklassen, die durch Fleiß, Regsamkeit und Ordnung in die Höhe kamen, am Staatsleben zu betheiligen, wurde durch das neue Wahlgesetz der Steuer-Census nur von dreihundert auf zweihundert Franken ermäßigt, wodurch die Zahl der wahlfähigen Bürger auf weniger als eine halbe Million beschränkt blieb. Nur der reiche Bürgerstand, die Kaufherren, die Bankiers, die Gutsbesitzer und Großindustriellen, die Geldaristokratie fanden Geltung; der Handwerker, der Bauer, der geringe Mann von kleinem Kapital sah sich zurückgesetzt und in Eine Linie gestoßen mit dem Arbeiter, mit dem Tagelöhner, mit dem besitzlosen Proletarier; er besaß kein Wahlrecht, seine Stimme verhallte unbemerkt. Die herrschende Klasse verstand es nicht, „sich durch neu zuströmendes Blut aus dem großen Körper der Nation jung zu erhalten. Das Interesse der Arbeiter und Bauern ward dem Interesse der Reichen geopfert, der Kleinbürger, wenn nicht an seinem Gute geschädigt, doch durch hochmüthiges Fernhalten aus den vornehmen Gesellschaftskreisen in seiner Eigenliebe verletzt; die aufstrebende talentvolle Jugend der gelehrten Stände in die abstrakte Opposition getrieben, anstatt zum praktischen Staatsdienst herangezogen zu werden".

Bei dieser Beschränkung war der Wahlbeherrschung und Wahlbestechung Thür und Thor geöffnet; durch Aemter, Versprechungen, materielle Vortheile gelang es der von Louis Philipp's „unwandelbarem Gedanken" geleiteten Regierung, stets eine willfährige Deputirten-Kammer im Palais Bourbon zu versammeln und unter dem vieljährigen Präsidium des ältern Dupin alle Vorhaben und Wünsche durchzusetzen. Sie war mehr das Abbild des Standes, der 1830 die Gewalt an sich gerissen hatte, als der Nation. Selbst die „dynastische Opposition" auf der Linken unter Führung von Odilon Barrot war stets dem herrschenden System zugethan, wenn sie auch auf eine Beschränkung der „persönlichen" Regierung hinarbeitete. Von der durch den König ernannten Pairskammer, die im Palais Luxembourg ihre Sitzungen abhielt, war als einem Organ der Gesetzgebung kaum die Rede; des Rechts der Erblichkeit beraubt und

Die Kammern.

ohne politische und moralische Autorität, war das Oberhaus der Julidynastie wie einst der kaiserliche Senat ein willenloses Werkzeug und diente der Regierung fast nur als außerordentlicher Gerichtshof für Staatsverbrechen.

Die Königsmacher entfernt. Im Vertrauen auf die Lenkbarkeit der Volksrepräsentanten begründete nunmehr Louis Philipp im Laufe der Jahre jenes System der Selbstsucht, des Eigennutzes, der Käuflichkeit und der moralischen Verderbniß, das man so vielfach als tiefe Staatsweisheit bewundert und gepriesen hat. Er entfernte sich immer mehr von den Urhebern der Julirevolution und umgab sich mit Leuten, die seinen Willen vollzogen, seine Pläne ausführten, seinen dynastischen Interessen dienten. Bei der Reorganisation der Bürgerwehr wurde die Abschaffung des Obercommandos über sämmtliche Nationalgarden Frankreichs beschlossen. Nur die Pariser Bürgerwehr sollte in Zukunft unter Lafayette's Befehl stehen. Dies kränkte den „Veteranen der Freiheit«, der noch kürzlich im Luxembourg den Gerichtshof und die angeklagten Bourbonischen Minister gegen die nach Rache schnaubende Volkswuth geschützt hatte, so sehr, daß er seine Entlassung einreichte (27. Septbr. 1830.) und von einer Stellung zurücktrat, welche die Geschichte mit seinem Namen unauflöslich verknüpft hatte. Dem „Patriarchen der Revolution", dem „Helden zweier Welten", der nur im Besitze der Macht und der Volksgunst sich wohl befand, ging dieser Fall so zu Herzen, daß er sich schmollend vom öffentlichen Leben zurückzog, verstimmt, daß die neue Ordnung, deren Begründer er gewesen, nicht mehr seine Autorität gelten lassen wollte. Dem König und der Regierung entfremdet und mit dem Gange der Politik unzufrieden, starb er am 20. Mai 1834, alt und lebensmüde, aber bis an sein Ende von der Volksgunst getragen. Nach Lafayette's Rücktritt vom Generalcommando der Nationalgarde legten mehrere Minister, fortschrittlicher oder republikanischer Richtung, darunter Dupont de l'Eure, ihre Stellen nieder, und bald sah sich auch Laffitte, dessen schwankende Haltung zwischen conservativen und liberalen Tendenzen gegenüber den wachsenden Schwierigkeiten der inneren und äußeren Lage nicht mehr genügte, dessen gesellschaftliches Ansehen durch die Zerrüttung seines Vermögens gesunken war und der den Volksbewegungen in Paris und der revolutionären Propaganda in den Grenzlanden nicht strenge genug entgegentrat, in die Nothwendigkeit gesetzt, seine Entlassung zu begehren (12. März 1831.). Die nächste Veranlassung zu seinem Rücktritt gab die Vorenthaltung einer wichtigen Depesche aus Wien über die italienischen Angelegenheiten durch den König und den Minister des Auswärtigen. Mit äußerlichem Bedauern aber frohen Herzens ertheilte Louis Philipp dem alten Freunde den Abschied. Laffitte aber rief in der Bitterkeit seines Herzens „Gott und die Menschen um Verzeihung an für die Mitschuld an der Gründung des neuen Königthums". Sein Nachfolger als verantwortlicher Ministerpräsident wurde Casimir Périer aus Grenoble, ein vaterländischer Mann von lebhaftem Temperament, festem Charakter und gemäßigter Gesinnung, dem Reichthum, Bildung und eine geachtete Familientradition in

Frankreich wie im Auslande Ansehen gaben. „Als Mann der „rechten Mitte“, wußte Périer dem constitutionellen Prinzip und dem Gesetze Geltung zu verschaffen sowohl gegenüber den retrograden Gelüsten des Monarchen als im Widerstande gegen die revolutionären Tendenzen der Fortschrittspartei und des „Nationalvereins“, welche die innere und die äußere Politik in die Bahnen des demokratischen Radicalismus zu leiten suchten“.

Louis Philipp wußte mit Geld trefflich zu wirthschaften. Den Bedrängnissen seines Ministers Laffitte, die doch hauptsächlich von den Ausgaben für die Julirevolution und von den daraus entstandenen Stockungen im Handel und Geldverkehr ihren Ursprung hatten, leistete er nur sehr geringe Abhülfe, und die ungünstigen Eindrücke, die bei seinem Regierungsantritt die Bestimmungen über sein Privatvermögen zu Gunsten seiner Familie und die Geltendmachung des verdächtigen Condé'schen Testaments für seinen Sohn (XIV, 817 f.) in der Nation hervorbrachten, wurden noch verschärft, als das Ministerium troß der schwierigen Finanzlage des Staats bei der Kammer eine Civilliste von achtzehn Millionen in Antrag bringen ließ, eine Summe, welche um ein Drittel höher war, als die Opposition bewilligen wollte. Statt der „wohlfeilen Regierung“, die man nach der Julikatastrophe in Aussicht gestellt, schwoll das Budget von Jahr zu Jahr an und überstieg die Ausgaben aller früheren Verwaltungen, und doch wurden von Zeit zu Zeit hohe Apanagen und Dotationen für die Söhne und Töchter des Königs von der Volksvertretung verlangt und gewährt. Daß bei dem hervorstechenden Charakterzug Louis Philipp's für den eigenen Vortheil, für die Sicherung und Vermehrung seines unermeßlichen Vermögens, der ihm schon vor der Thronbesteigung manchen Tadel und Vorwurf zugezogen, im Lauf der Zeit allerlei ungünstige Nachreden in Umlauf kamen, und die Zuneigung des Volks sich von ihm abwandte, war nur zu natürlich. Seine einfache bürgerliche Hofhaltung wurde ihm als Geiz ausgelegt; der Vicomte von Cormenin, ein von Karl X. geadelter Emporkömmling, der bei der großen Stellenvertheilung im August 1830 vergessen oder übergangen worden war, eiferte in heftigen Flug- und Schmähschriften gegen die übermäßigen Einkünfte des Staatsoberhauptes (XIV, 944). Der König kam in den Ruf gewinnsüchtiger Geldspeculationen im In- und Auslande; wo seine Kasse und das Interesse seines Hauses im Spiele war, scheute er nicht Neid, nicht bösen Leumund, nicht Spott. Als unter dem zweiten Ministerium Broglie im Jahre 1835 Regierung und Kammer, um einen Krieg mit Nordamerika zu vermeiden, den Vereinigten Staaten eine alte noch aus der Zeit der Continentalsperre herrührende Entschädigungsforderung von mehreren Millionen bewilligten, gegen welche die Volksmeinung sich sehr mißbilligend ausgesprochen hatte, sah man an den Schaufenstern von Paris das Bildniß des Königs mit der Unterschrift: „Wer seine Schulden bezahlt, mehrt sein Vermögen“. Die Anträge auf Apanagen nannte der Volkswitz die „Herzensgesetze“ des Königs. Um sie durchzusetzen, verschmähte er nicht sich persönlich um die

Oeconomischer Haushalt des Königs.

Stimme der äußersten Opposition zu bewerben. Die Rentenconversion, die der Finanzminister Humann im Jahre 1836 vorschlug, wurde, da sie hauptsächlich die großen Capitalisten betroffen hätte, von dem König und den hohen Finanzmännern hintertrieben und mit Hülfe des Oberhauses zu Fall gebracht, so sehr auch die öffentliche Meinung und die Mehrheit des Abgeordnetenhauses sich zu Gunsten einer der Staatskasse vortheilhaften Reduction der Zinsen der Staatsschuld aussprach. Wie bald waren die Tage der Vertrauensseligkeit und Unbefangenheit, da der König allein und unerkannt mit dem Regenschirm durch die Straßen von Paris ging, nach seiner Uebersiedelung vom Palais-Royal in die Tuilerien vorübergegangen! Daß er auf eigene Kosten in der glänzenden Residenz Ludwig's XIV. und XV. ein „jedwedem Ruhme Frankreichs" geweihtes Nationalmuseum gründete, dessen Bedeutung für die französische Kunstentwickelung wir später erfahren werden, blieb bei den herrschenden Vorurtheilen des Volks gegen den reichen und sparsamen Monarchen unberücksichtigt und ohne Anerkennung.

Louis Philipp und seine Räthe. Wir haben in früheren Blättern die Eigenschaften Louis Philipp's kennen gelernt (XIV, 816 ff.). Er hatte viele ehrbare Seiten in seinem Charakter, aber wenig Züge, die ein ritterliches Volk wie das französische anziehen oder fesseln konnten. Die bürgerliche prosaische Natur, die berechnende Ueberlegung und Weltklugheit, die sorgfältige Erwägung des eignen Vortheils und des Interesses seiner Dynastie traten zu unverhüllt zu Tage, als daß die Opposition nicht diese schwachen Seiten zu Angriffen gegen das ganze Regierungssystem hätte verwerthen sollen. Und allerdings kamen im Laufe der Zeit viele Anzeichen zu Tage, daß Selbstsucht und Egoismus die herrschenden Leidenschaften in den Kreisen der Staatslenker waren, daß die Rücksicht auf den eigenen Nutzen, welche die öffentliche Meinung so argwöhnisch bei dem Staatsoberhaupte voraussetzte, sehr häufig bei den Männern seiner Umgebung das Thun und Lassen bestimmte. Der alte Grundsatz eines englischen Staatsmannes, daß jeder Mensch seinen Preis habe, bewährte in Frankreich seine traurige Richtigkeit. Aemterhandel, Bestechung, erkaufte Concessionen, Actienbetheiligungen für erwirkte Zugeständnisse, Unterschleife und wie die Mittel und Wege schmählicher Gewinnsucht alle heißen, fanden immer mehr Eingang in die höhere Gesellschaft und verloren allmählich durch die Gewohnheit das Schmachvolle; die Schande der Münzverfälschung und Falschspielerei entehrte einige der ersten Familiennamen Frankreichs. Die Regierungsstellen wurden als Lohn für Dienstleistungen verliehen und die damit Betrauten benutzten sie zur Befriedigung ihres Eigennutzes und ihrer Genußsucht. Materielle Vortheile gingen über Ehre und guten Namen. Selbst mehrere Minister standen in dem Ruf der Gewinnsucht. Der langjährige Polizeipräfect Gisquet wurde des Mißbrauchs seines Amtes im eigenen Interesse und zum Vortheile seiner Verwandten beschuldigt. Als General Bugeaud nach dem für Frankreich so unrühmlichen Vertrag an der Tafna von

Abdel-Kader einhunderttausend Francs (Budschu) als „Ehrengeschenk" empfing, bezeichnete ihn der Volkswitz als Marschall Budschu. In den vierziger Jahren wurde der General und frühere Kriegsminister Cubières wegen Bestechlichkeit vor Gericht gestellt und der Minister Teste büßte die überwiesene Schuld im Kerker. Kein Wunder, wenn das Volk Alle, die an der Regierung theilhatten und aus dem Goldbrunnen schöpften, der von seiner Arbeit und von seinem Schweiß sich füllte, mit Mißtrauen betrachtete! — Louis Philipp, an Verstand, Klugheit und Menschenkenntniß Allen überlegen, umgab sich mit einem Kreis von Staatsmännern, die sich ihm fügten, und aus denen er abwechselnd seine Minister wählte. Thiers, der berühmte Verfasser der Geschichte der Revolution und der Napoleonischen Herrschaft, ein beweglicher, geistvoller und beredter Mann, der während der Scheinpräsidentschaft verbrauchter Celebritäten der Kaiserzeit, wie Soult, Gérard, Maret (Bassano), Mortier (Treviso) 1834 und 35 bis zum zweiten Ministerium Broglie der eigentliche Leiter des Cabinets war, noch ehe er im Februar 1836 selbst an die Spitze trat, wollte sich nicht unbedingt dem „persönlichen Regiment" unterordnen und stellte den Grundsatz auf, „der König herrscht, er regiert nicht", d. h. der constitutionelle Monarch dürfe nur König sein (regner), nicht das Ruder des Staats lenken (gouverner); allein auch er vermochte so wenig als die Andern eine dauernde Umgestaltung der Politik und Regierungsweise zu bewirken. Als Louis Philipp hinter seinem Rücken in die auswärtigen Angelegenheiten eingriff und jede thatkräftige Unterstützung der spanischen Cortesregierung von der Hand wies, begehrte der Minister seine Entlassung, die der König dem emporgekommenen Journalisten und „kleinen Bourgeois" gern bewilligte. In den Tagen, wo ihm die Hofgunst nicht leuchtete, hielt Thiers in seinem Organ, dem Constitutionel, an den Grundsätzen einer demokratisch-constitutionellen Monarchie und eines aufrichtigen parlamentarischen Regierungssystems fest. „Persönlich war Thiers der Nation angenehm, urtheilt Hillebrand. Jene „Heiterkeit des Geistes", welche Voltaire dem französischen Staatsmanne wünschte, weil „sie der Nation gefällt und alle Pflichten leichter macht", war ihm im vollsten Maße zu Theil geworden. Seine bezaubernde, wenn auch keineswegs unberechnete Schlichtheit, sein begeisterter Glaube an die Ueberlieferungen der großen Revolution und des Kaiserreichs, sein lebhaftes Nationalgefühl machten ihn außerhalb des Palais Bourbon ebenso populär, als die hervorragenden Eigenschaften seines Geistes und seine Beredsamkeit ihm Ansehen und Einfluß im Innern der Versammlung erwarben". Lenksamer als Thiers war Guizot, ein als Gelehrter und Geschichtschreiber verdienstvoller und in seinem Privatleben achtbarer Mann, der seinen Namen nicht durch den Makel schmutziger Gewinnsucht besudelt hat. Aber als willfähriger Diener seines Gebieters bewies er nicht die erforderliche Selbständigkeit und Charakterstärke und verleugnete die Grundsätze des Liberalismus, die ihn in die Höhe gebracht. Er huldigte immer mehr der Ansicht der heiligen Allianz: „Alles

6. Septbr. 1836

für das Volk, Nichts durch das Volk!" Die eigentlichen Staatsmänner nach dem Herzen des Königs waren jedoch Montalivet und Molé, allzeit dienstfertige Vollstrecker der Willensmeinung ihres Herrn, der sie daher so oft als möglich in seinen hohen Rath berief. — Louis Philipp liebte es, wenn man den Gang der französischen Ereignisse mit dem der englischen zusammenstellte und daraus die Folgerung zog, daß das Orleans'sche Regentenhaus auf gleiche Dauer rechnen könnte, wie das englische Königthum seit 1688; aber Wilhelm von Oranien hatte nicht wie Louis Philipp die Freiheit und die Gerechtsame seines Landes seinen dynastischen Interessen geopfert.

Justemilieu u. Opposition. Die Julireguerung dachte am sichersten das Staatsschiff durch die drohenden Stürme und gefährlichen Klippen lenken zu können, wenn sie keiner der großen Parteien, in die damals die europäischen Völker geschieden waren, sich anschließe, sondern einen Mittelweg wähle, auf dem dann die Gemäßigten von beiden Seiten sich vereinigen würden. Die leitenden Minister, an ihrer Spitze Casimir Périer, der Nachfolger Laffitte's, ein strenger Verfechter der Gesetzesautorität, bildeten daher das System der rechten Mitte (Justemilieu) aus und stellten es als Richtschnur ihres Handelns auf. Sie näherten sich den Grundsätzen der älteren Staatsmänner, die man schon während der Restauration als Doctrinäre bezeichnet hatte, und zogen sich den Vorwurf zu, daß ihre Staatsweisheit nicht auf dem wirklichen Leben und der praktischen Anschauung der Zeitverhältnisse, sondern auf selbstgeschaffenen Theorien, auf vorgefaßten Meinungen und Ansichten, auf berechneter Unterlage beruhe. Ihre Herrschaft fand bald Widerspruch und unternehmende Gegner. Zuerst regten sich die Legitimisten im Vertrauen auf die Macht des mit ihnen verbundenen Klerus. Aber noch war der Haß gegen die Bourbons zu frisch, als daß die Pariser Demokratie, die Arbeiter, die Studenten und Polytechniker, die revolutionslustige Menge eine solche öffentliche feindselige Kundgebung gegen die „große Woche" hätten ruhig geschehen lassen sollen. Das Aufpflanzen der weißen Fahne in der Kirche St. Germain l'Auxerrois am Todestage des Herzogs von Berry, erregte einen heftigen Aufstand, in Folge dessen nicht blos das Innere der Kirche mit allen Bildern, Geräthen, Ornamenten demolirt und wie in der Conventszeit Hohn mit den Priestergewändern und den kirchlichen Gegenständen getrieben ward, sondern auch der Palast und das Landhaus des Erzbischofs verwüstet und zerstört, das Hausgeräth in die Seine geworfen wurde.

Casimir Périer † 1832.

15. Febr. 1831.

Die Herzogin von Berry in der Vendée. Aber die Anhänger der alten Monarchie hielten an der Ueberzeugung fest, „daß auch die Freiheit nur dann in Frankreich blühen und den Stürmen trotzen könne, wenn sie aus dem kräftigen Stamm der geschichtlichen Ueberlieferung herauswachse, deren tiefe Wurzeln sich in der Erinnerung der Menschen verloren". Sie setzten ihr Vertrauen auf die getreue Vendée, die in früheren Jahren für die königliche Sache so viel gethan und gelitten hatte, und auf den Süden, wo einst die Royalisten im „weißen Schrecken" ihren Rachedurst gestillt. Die Seele des

beabsichtigten legitimistischen Handstreiches war die Herzogin von Berry, die lebhafte Südländerin, in deren zartem anmuthigen Körper eine erregbare Phantasie und ein beweglicher Geist lebte, die von den Impulsen des Augenblicks fortgerissen sich über alle Gefahren und Schwierigkeiten wegsetzte. Mit einem Documente ihres königlichen Schwiegervaters in Holyrood versehen, das ihr die Würde einer Regentin beilegte, und begleitet von dem alten Günstling Blacas, begab sie sich von London nach Rotterdam und rheinaufwärts über die Schweiz und Turin nach Massa, von dem König von Piemont und dem Herzog von Modena beschützt und gefördert. Nach kurzem Aufenthalte bei ihrem Bruder Ferdinand II. in Neapel, bestieg sie in derselben kleinen Küstenstadt 24. April 1832.
Massa den Dampfer „Carlo Alberto", der die Fürstin selbst und ihr adeliges Gefolge, darunter Bourmont, St. Priest, Kergorlay an Nizza vorbei in die Nähe von Marseille trug. Schon hier zählte man auf eine royalistische Schilderhebung. Als diese im Keime erstickt wurde, reiste die Herzogin zu Lande unter Verkleidung auf beschwerlichen Umwegen nach der Vendée, wo treue Anhänger des Hauses bereits das Volk auf die Ankunft der „Heldenmutter des Wunderkindes" vorbereitet hatten. Die abenteuerliche Reise von Hütte zu Hütte bis nach dem Schlosse La Preuille bei Montaigu und von da nach der Meierei Mesliers, erinnerte an die Irrfahrten des Prätendenten Karl Stuart. Unterdessen wurde der „Carlo Alberto" mit der vermeintlichen Gefangenen von einem französischen Kreuzer erreicht und nach Ajaccio geführt. Die Häupter der verschwornen Royalisten, darunter Chateaubriand, Berryer, Bourmont, Charette, Laroche-Jacquelein, hatten sich in den Träumen gewiegt, bei der Erscheinung der Herzogin würde sofort der ganze Süden und Westen unter die Waffen treten und die Regentin im Triumphe nach Paris führen. Als sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sahen, wurden sie in ihren Plänen und Entschlüssen irre. Man überlegte so lange, welche Schritte zu thun seien, und wechselte so oft in Befehlen und Gegenbefehlen, bis die Regierung sichere Kunde von dem Aufenthalt der Herzogin erhielt und die Gegend, wo sie weilte, in weiten Kreisen mit Militär umstellte. In mehreren kleinen Gefechten mit den aufständischen Bauern unter Charette und andern Sprößlingen altberühmter Familien, behauptete das Militär und die mit demselben verbundene Bürgerwehr der Städte den Sieg. Marie Caroline, in Männertracht gekleidet, die sie häufig wechselte, wurde von Getreuen von Gehöfte zu Gehöfte geführt und endlich unter zahllosen Gefahren nach Nantes gerettet und verborgen gehalten. Berryer und andere Theilnehmer 9. Juni 1832.
und Mitwisser des Aufruhrplanes wurden verhaftet und vor Gericht gestellt, doch größtentheils freigesprochen. Die Herzogin selbst entging mehrere Monate den Nachforschungen der Gendarmen, bis einer ihrer Vertrauten, ein Jude aus Köln, Namens Deutz, der in Rom zur katholischen Kirche übergetreten und der Fürstin von dem Papste empfohlen worden war, um eine hohe Geldsumme ihren Aufenthaltsort verrieth. Die Regierung ließ darauf die Gefangene nach dem 8. Novbr. 1832.

festen Schloß Blaye bei Bordeaux bringen, bis die Kammern über ihr Schicksal entschieden haben würden. Als aber nach einiger Zeit ihr körperlicher Zustand ein geheimes Ehebündniß zu Tage brachte, das sie in Italien mit dem sicilianischen Marchese Lucchesi-Palli geschlossen, da konnte die Regierung die Fürstin nach ihrer Entbindung von einer Tochter ohne Bedenken der Haft entlassen und 8. Juni 1833. alle politischen Verlegenheiten, welche die Gefangene der Julidynastie zu bereiten drohte, durch deren Einschiffung nach Palermo aus dem Wege räumen. Lange hatte die Parteiwuth der Bourbonisten die Thatsache der geheimen Ehe in Abrede gestellt, die Gegner der Verleumdung und Lüge beschuldigt. Duelle waren gefochten, Schmähreden ausgestoßen worden. Als aber die Wahrheit nicht mehr bezweifelt werden konnte, da verschwand allmählich der romantische Zauber, der an der verwiesenen Königsfamilie haftete. Die Legitimisten, an ihrer Spitze der greise Dichter Chateaubriand, gaben nunmehr die Hoffnung auf, ihren Auserwählten, den Herzog von Bordeaux, den sie mit dem prunkvollen Namen Henry-Quint schmückten, auf den Thron zu bringen, und zogen sich schmollend in die Vorstadt St. Germain zurück oder unterstützten die republikanischen Schilderhebungen mit ihrem Golde, von der eiteln Zuversicht gewiegt, daß bei einem Umsturz ihr Stern aufgehen würde.

Republikanische Aufstände. Gefährlicher für den Julithron waren die verwegenen Unternehmungen der Republikaner. Empört über die Maßregeln einer Regierung, die Polen preisgab, mit den alten Cabineten diplomatische Ränke schmiedete, die Liberalen in Deutschland und Italien der Rache ihrer Gegner opferte, die im Innern die republikanischen Zeitschriften unterdrückte, die Verbindungen und Vereine verbot, strenge Gesetze gegen Zusammenrottungen und politische Demonstrationen erließ, demagogische Redner und Journalisten wie Godefroy Cavaignac, Trélat, Guinard mit Prozessen verfolgte, suchten die unzufriedenen Patrioten und Demokraten durch wiederholte Volksaufstände in der Hauptstadt und in den Provinzen das Orleans'sche Königthum zu stürzen. Jede Gerichtsverhandlung, zumal wenn sie mit einer Freisprechung der Angeklagten endigte, wurde zu republikanischen Kundgebungen benutzt. Als im April auf dem Vendomeplatz ein solcher Auflauf stattfand, wendete der neue Commandant der Bürgergarde, Marschall Lobau (Mouton XIV, 336), ein eigenthümliches Mittel an, indem er die tumultuirende Menge mittelst Feuerspritzen auseinander treiben ließ. Auch der Jahrestag des Bastillesturmes wurde mit Straßenkämpfen eingeweiht. Noch heftiger loderten die Volksleidenschaften auf, als die Kunde von der Bedrängniß der Polen und dem Falle Warschaus einlief. In Paris wurde die Fahne des Aufruhrs geschwungen, um die Regierung zum bewaffneten Einschreiten zu zwingen. In Lyon, wo in Folge von Ueberproduction und Handelsstockung die städtische Arbeiterbevölkerung in große Noth gerathen war und die Regierung einem von einer gemischten Commission aufgestellten Lohntarif die amtliche Sanction versagte, trafen politische und sociale Gründe zusammen, um eine

furchtbare Empörung hervorzurufen. Die Republikaner und die Seidenweber Novbr. 1831.
der Arbeiterstadt Croix Rousse griffen zu den Waffen, zwangen das ungenügende Militär, da die Nationalgarde nach kurzem Widerstande vom Kampfe abließ, zu einem verlustvollen Abzug und hielten eine Woche lang die Stadt in ihrer Gewalt, bis der Kriegsminister Soult mit Heeresmacht die Unterwerfung erzwang. Ihr Fall schreckte ihre Meinungsgenossen in Paris und in den größeren Städten der Provinz nicht ab, Aehnliches zu wagen. Verschwörungen und Aufstände drängten einander und gaben zu aufregenden Gerichtsverhandlungen Anlaß. In Grenoble wurde eine von Jules Bastide geleitete revolutio- März 1832.
näre Bewegung mühsam durch Linienmilitär unterdrückt. Die Cholera, welche im Frühjahr und Sommer eine furchtbare Todesernte hielt und auch den Ministerpräsidenten Périer, der durch übermäßige Anstrengung seine Lebenskräfte vor der Zeit aufgebraucht hatte, dahinraffte, fachte die Leidenschaften noch 16. Mai 1832.
mehr an und füllte die Phantasie des Volks mit den schrecklichsten Bildern des Argwohns und der Verleumdung, welche die Beweise aufopfernder Liebe und philanthropischer Fürsorge von Seiten der Regierung und der höhern Stände nicht zu tilgen vermochten. Bald nach Périer starb auch General Lamarque, der mit Lafayette und Laffitte den Mittelpunkt der liberalen Opposition gebildet und durch seine heftige declamatorische Beredsamkeit sich die Gunst des Volkes in besonderem Grade erworben hatte. Die Abführung seiner Leiche 5. Juni 1832.
wurde von den Republikanern und allen Gegnern des Julikönigthums zu feindseligen Demonstrationen benutzt, die bald einen so aufrührerischen Charakter annahmen, daß Militär und Bürgerwehr einschritt, wodurch ein Straßenkampf mit Barrikaden sich entwickelte, der an den Anfang der Juliwoche erinnerte und den Verlust von tausend Todten und Verwundeten auf beiden Seiten zur Folge hatte. Der Aufstand wurde überwältigt; durch einen kurzen Belagerungszustand, durch Schließung der polytechnischen Schule, durch Haftnahme und gerichtliche Verfolgung der Urheber und Führer erlangte Louis Philipp, der bei dem revolutionären Ausschreiten Muth und Entschlossenheit gezeigt, größeres Ansehen als zuvor.

Nach dem Tode Périer's trat eine längere Ministerkrisis ein, weil Louis Das Ministerium vom
Philipp nicht wieder einen „Vicekönig" neben sich haben wollte. Man vereinigte 11. October.
sich endlich über ein Cabinet, in dem der alte Marschall Soult den Vorsitz hatte, 11. Octbr. 1832.
die Doctrinäre aus der Schule Royer-Collards, der Herzog von Broglie und der uns bekannte Staatsmann, Redner und Historiker Guizot die auswärtigen Angelegenheiten und das Unterrichtswesen leiteten, der fleißige Elsäßer Humann den Finanzen vorstand und der gewandte Meister der Feder und des Worts Thiers das Innere überwachte. Dieses „Ministerium vom 11. October" behauptete sich in seinen einflußreichsten Gliedern Guizot und Thiers vier Jahre im Regiment, und auch Broglie's Austritt war nur von kurzer Dauer, so wenig

auch der König den selbständigen charaktervollen aber mitunter schroffen und morosen Mann leiden mochte.

Die demokratisch-republikanische Opposition.

Von der Zeit an änderte die republikanische Partei ihren Kriegsplan; sie entsagte vorerst den gewaltsamen Umsturzversuchen und Aufständen, suchte aber durch journalistische Thätigkeit, durch Geheimbünde und innere Propaganda ihre Doctrinen zu verbreiten, für ihre Tendenzen eine schlagfertige Armee zu bilden. Der „National", in dem einst Thiers und Mignet ihre publicistische und politische Laufbahn eröffnet, nächst dem regierungsfreundlichen „Journal des Débats" und der legitimistischen „Gazette de France" das gebildetste und gewichtigste Organ der öffentlichen Meinung, ging offen zum Republikanismus über und erhielt in Armand Carrel, einem ehemaligen Militär, einen Redacteur, der charakterfest zu seiner Meinung stand und auch im heftigsten Kampfe stets die Regeln des Anstandes, der Ehre und der Ritterlichkeit beobachtete. Auch in den Reihen der Volksvertreter zählten die politischen Republikaner von dem Schlage Carrel's, God. Cavaignac's, Raspail's u. A. Genossen. Unter ihnen erlangte Garnier Pagès, ein talentvoller beweglicher Südländer von anmuthiger, einschmeichelnder Beredsamkeit, mit jedem Tage mehr Ansehen. Gerichtliche Anklagen und Bestrafungen erhöhten die Bedeutung des vielverfolgten Blattes und schärften den Ton der Polemik. Feindselige Angriffe gegen den König, die Minister, die Justiz, die Verfassung, den gesammten Staatsorganismus untergruben jede öffentliche Autorität. Mit den Journalen Hand in Hand gingen zahllose Pamphlete, welche als Organe der geheimen Gesellschaften von Ausrufern unter die Menge verbreitet wurden, und im Abgeordnetenhaus boten die Adreßberathungen, „die periodisch wiederkehrenden Feldschlachten des französischen Parlamentarismus" den Männern der Opposition eine stets begierig ergriffene Gelegenheit zu Verdächtigungen, Angriffen und Invectiven, die nicht selten zu Duellen führten, so im Januar 1834 zu einem Zweikampf zwischen General Bugeaud und dem Kammermitglied Dulong, welcher dem letzteren das Leben kostete. Die Regierung und die demokratische Widerstandspartei standen fortwährend auf dem Kriegsfuß. Jeder Gesetzentwurf, welcher die Ausschreitungen der Presse und die Verbreitung verbotener Druckschriften verhindern, das freie Vereinsrecht beschränken sollte, erzeugte stürmische Auftritte, tumultuarische Bewegungen, demonstrative Zusammenrottungen. Mit der Zeit kam es auch wieder zu Aufstandsversuchen.

Neue Aufstände in Lyon und Paris.

Im Frühjahr 1834 war die Rhonestadt Lyon zum zweitenmal der Schauplatz eines heftigen Aufruhrs und Straßenkrieges, der ergreifende Scenen von Blutvergießen und Grausamkeit zwischen den Insurgenten und den ergrimmten Soldaten im Gefolge hatte. Ausgehend von einer Arbeitseinstellung der Seidenwirker, nahm der Aufstand durch Betheiligung der „gegenseitigen Werkführergesellschaft" und des Zweigvereins der „Menschenrechte", unter den Demagogen Albert und Lagrange, bald einen politischen Charakter an: Emissäre aus Paris

9.—13. April 1834.

und politische Flüchtlinge schürten das Feuer. Erst nach fünftägigen hitzigen

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

Kämpfen in der inneren Stadt wie in den Vorstädten, wurde das von General Aymar befehligte Militär Meister der Volkserhebung. In ganz Südfrankreich zitterte die Bewegung nach und in Paris erfolgte abermals ein Barrikadenkampf, der nur durch das energische Eingreifen der Nationalgarde unter Lobau und der Linienregimenter unter Bugeaud niedergekämpft ward. Auch hier kam es zu gräuelhaften Mordscenen. Noch Jahre lang erzählte sich das Pariser Volk von dem „Blutbad der Rue Transnonain". Aber die Regierung erlangte einen vollständigen Sieg. Sie benutzte den Eindruck zur Erlassung eines Gesetzes gegen Waffenhehler, zur Auflösung der Deputirtenkammer und zur Einleitung eines umfassenden Gerichtsverfahrens gegen die Urheber der Aufstände in beiden Hauptstädten und gegen die gefangenen Insurgenten. Eine neue Aera des politischen Lebens stand in Aussicht, als Lafayette aus der Welt ging. „Mit ihm schwand das letzte Glied der Kette, welches die Freunde der gesetzlichen Freiheit an die Umsturzpartei gebunden. Wer ferner am politischen Kampfe Theil nehmen wollte, fand keine zweideutige Fahne mit glänzendem Namen mehr, unter die er sich und seine Halbheit flüchten konnte; es hieß: hie Welf, hie Waiblingen!" Einige Tage zuvor hatte der „Monstreprozeß" gegen die Theilnehmer der Aprilaufstände vor dem hohen Pairshof in einem eigens dazu errichteten Gebäude begonnen. Von zweitausend Gefangenen wurden nur einhunderteinundzwanzig in Anklagestand versetzt und in Verhör genommen. Die Weltgeschichte hat kaum ein anderes Gerichtsschauspiel aufzuweisen, bei dem solche Leidenschaftlichkeit, so viel Trotz und Widersetzlichkeit von Seiten der Angeklagten, so viele aufgeregte und tumultuarische Scenen in den Gefängnissen, im Gerichtssaale, auf der Straße zu Tage getreten wären. Oeffentlich wurde den Pairs der „Mord" des Marschalls Ney vorgeworfen. Lange Monate dauerte der Prozeß mit vielen Unterbrechungen und Störungen. Erst als die Hälfte der Gefangenen in St. Pélagie, unter ihnen die Haupträdelsführer G. Cavaignac, Marrast, Guinard ihrer Haft entflohen und das Attentat Morey-Fieschi die Aufmerksamkeit der Nation auf ein anderes Gerichtsdrama lenkte, erfolgte der Richterspruch, der sieben der Schuldigen zur Deportation, die übrigen zu Gefängnißstrafen von kürzerer oder längerer Dauer verurtheilte, einige auch in Freiheit setzte.

14. April 1834. — 25. Mai. — 20. Mai. — 5. Mai 1834. — 5. Decbr. 1835.

Spaltung der Republikaner u. Socialisten.

Schon während dieser Vorgänge war es deutlich zu Tage getreten, daß die republikanische Partei sich in mehrere Fractionen von sehr verschiedener Richtung getheilt und gespalten hatte. Während die ächten Anhänger republikanischer Staatsformen nur gegen die bestehende Verfassung ankämpften und in einer Umgestaltung des Staatswesens ihr Ziel suchten, schlugen Andere, wie Blanqui, Barbès und Genossen den Weg politischer Verschwörungen ein und gründeten Geheimbünde, („Gesellschaft der Menschenrechte", „Familiengesellschaft") u. a., die in viele Sectionen getheilt und über das ganze Land verzweigt von einer obersten Direction geleitet wurden; Andere, wie Proudhon, erklärten das Eigenthum für Diebstahl (S. 27) und drohten Krieg gegen alle Besitzenden, oder

sie schmeichelten, wie Louis Blanc, der Eigenliebe und dem Selbstgefühl der arbeitenden Klassen durch Ueberschätzung ihrer Leistungen und ihrer Bedeutung, predigten Ausgleichung von Kapital und Arbeit und forderten bessere Belohnung und Sicherstellung der letzteren mittelst einer vom Staat vorzunehmenden Organisation. Diese fanden ihr Heil nur in einer Umgestaltung der socialen Verhältnisse und eigneten sich die von einigen Schwärmern und verschrobenen Köpfen ausgesonnenen Systeme des Communismus und Socialismus an, deren Theorien und Tendenzen wir früher kennen gelernt haben. Louis Blanc sucht in seiner „Geschichte der Zehn Jahre" den Beweis zu liefern, daß die Herrschaft der Bourgeoisie Frankreich im Innern und nach Außen geschädigt habe. Durch Aufstellung des Census habe sie die Politik der Hauswirthschaft in die Verwaltung der Staaten übertragen, und durch das ängstliche Bemühen, alle Conflikte mit dem Auslande zu vermeiden, um keine Geschäftsstockung herbeizuführen, habe sie die Ehre und das Ansehen der Nation herabgewürdigt. Aber noch beschränkter war der Gesichtskreis der demokratisch-republikanischen Weltreformatoren. Ohne Einsicht in das großartige Räderwerk des Völkerverkehrs legten sie an die menschliche Gesellschaft den kleinen, engherzigen Maßstab der Werkstätte und der Clubs. Wuchernd verbreiteten sich die communistischen und socialistischen Ideen: in den Schleier des Verbotenen und Geheimnißvollen gehüllt erschienen sie beschränkten Köpfen und gedrückten Gemüthern als tiefe Weisheit und als Anker der Rettung; von den gebildeten Klassen wenig beachtet oder als Hirngespinnste verspottet, blieben sie unwiderlegt und wurden von böswilligen Volksverführern unkrautartig in allen Ländern ausgestreut. Die durch den langen Frieden bewirkte Blüthe des Handels, des Verkehrs, der Industrie, hob den Wohlstand der besitzenden Klassen; durch ein ausgedehntes, auf Wechseln und Papiergeld beruhendes Creditsystem wurde das Vermögen Einzelner ins Unberechenbare vermehrt; der dadurch herbeigeführte mit hoher Civilisation stets verbundene Glanz und Luxus der höhern Stände blendete die mittellose Masse und erzeugte in ihr den Wahn von unermeßlichen Schätzen, die in den Häusern der Reichen lägen, von unglaublichen Gewinnsten, welche die Kauf- und Fabrikherren aus dem Schweiß und der Mühsal darbender Arbeiter zögen. Diese Zustände wurden schlau benutzt, um die ungebildeten, beschränkten, oft arglosen Gemüther der untern, von materieller Noth gedrückten und durch die Zurücksetzung gekränkten Volksklassen mit einem sophistischen Truggewebe von Gleichheit und Brüderlichkeit zu bestricken. Die der Selbstsucht, der Schlaffheit wie der wirklichen Noth zusagenden Lehren der Agitatoren fanden bei dem zunehmenden Proletariat einen fruchtbaren Boden. Umsturz des Bestehenden, Ausgleichung des Besitzes und der Lebensbedürfnisse, Kampf gegen die höhern Klassen war das Ziel der geheimen Vereine; ihre offene Losung Wahlreform, Verfassungsänderung. Aufregende, den Haß gegen das Bürgerthum nährende Gedichte und ergreifende Schilderungen der socialen Verhältnisse und des menschlichen Elends steigerten

die Unzufriedenheit: unnatürliche, durch den Zwang der herrschenden Verkehrtheit und Verschrobenheit der bestehenden Zustände bewirkte Lagen und Verhältnisse bildeten den Lieblingsstoff der Literaten und Romanschreiber. Der Glaube an Unsterblichkeit und an eine Vergeltung im Jenseits wurde als ein Wahn hingestellt, wodurch man den um sein Glück betrogenen Armen auf den Himmel vertrösten und von seinen gerechten Ansprüchen auf irdische Glückseligkeit ablenken wolle; Regierung und Obrigkeit wurden als eine durch Gewalt begründete Ordnung geschildert, gegen die man keine Verpflichtung habe, und die nur so lange bestehe, als „das Volk“ sich seiner Kräfte nicht bewußt sei, oder sie nicht in Anwendung bringe.

Durch diese in Frankreich wurzelnden und nach allen Ländern verzweigten Attentate.
Lehren wurde allmählich der Boden, auf dem das Staatsgebäude ruhte, unterwühlt. Gährende Elemente, die von Jahr zu Jahr an Umfang, Ausdehnung und Organisation gewannen, drohten der ganzen bestehenden Weltordnung Umsturz und Verderben. Von der Ansicht geleitet, daß der französische Staatsorganismus nur durch die Gewandtheit und Klugheit des Oberhauptes zusammengehalten werde, trachteten die Glieder dieser geheimen Verbindungen dem König nach dem Leben, um in dem Augenblick der Verwirrung eine republikanische Staatsform zu begründen und alsdann rasch zu den socialen Reformen zu schreiten. Acht oder zehn Mordanschläge wurden auf Louis Philipp unternommen, aber allen entging er mit wunderbarem Glück. Der erste ereignete sich schon am 19. November 1832. Als der König zur Eröffnung des Parlaments mit stattlichem Gefolge aus den Tuilerien nach dem Palais-Bourbon fuhr, wurde am Pont Royal ein Schuß nach ihm abgefeuert. Der muthmaßliche Verbrecher, ein junger Mann Namens Bergeron, wurde vor das Schwurgericht gestellt, aber trotz seiner frechen Reden aus Ermangelung genügender Beweisgründe freigesprochen. In der Folge rühmte er sich vor Gesinnungsgenossen, daß er dennoch der Thäter gewesen sei. In den nächsten Jahren schwirrte die Luft von neuen Gerüchten über Anschläge gegen das Leben des Königs, welche die Polizei fortwährend in Athem hielten und gerichtliche Untersuchungen zur Folge hatten. Die Beweise waren nicht genügend, um eine Bestrafung zu erwirken, und so wurde in regierungsfeindlichen Kreisen die Behauptung aufgestellt und geglaubt, die angeblichen Verbrechen seien von Agenten der Polizei erfunden oder angestiftet, um dem monarchischen Despotismus als Unterlage zu dienen und rigorose Maßregeln zu rechtfertigen. Aber am 28. Juli 1835 28. Juli 1835.
trat ein Ereigniß von dämonischer Schrecklichkeit zu Tage, das ganz Europa mit Entsetzen füllte und die in der Tiefe der conspiratorischen Revolutionspartei lauernden Furien in ihrer ganzen Scheußlichkeit erblicken ließ. Als der König mit den Spitzen des Hofes, der Ministerien und der Armee zur Feier der Julitage eine große Musterung der Nationalgarden und Linientruppen abhielt, wurde auf dem Boulevard du Temple aus einer Reihe von zusammengefügten

Flintenröhren, die in der Fensteröffnung eines Hauses angebracht waren, eine große Anzahl von Kugeln auf die Vorüberziehenden abgefeuert, wodurch achtzehn Personen in der Umgebung des Königs, unter ihnen der greise Marschall Mortier, Herzog von Treviso, getödtet und eine noch größere Zahl mehr oder minder schwer verwundet wurden. Louis Philipp selbst blieb jedoch unverletzt und setzte den Ritt mit dem ihm eigenen standhaften Muthe fort. Das großartige Leichenbegängniß der Gefallenen im Invalidendome, dem die ganze königliche Familie und der Erzbischof von Paris anwohnten, zeugte von dem gewaltigen Eindruck der Schreckensthat. Der Verfertiger der neuen „Höllenmaschine" war der Korse Joseph Fieschi, einst Muratistischer Soldat, der während eines vieljährigen Strolchenlebens mehrfach wegen Diebstahls und anderer Vergehen bestraft worden war, eitel, prahlerisch, genußsüchtig und ohne jegliche Spur von Sittlichkeit und Gewissen. Sein Gehülfe war ein alter Arbeiter aus der Revolutionszeit Namens Morey, Mitglied der „Gesellschaft der Menschenrechte", decorirter Julikämpfer und fanatischer Feind des Königthums, und ein Gewürzkrämer Pepin, ein mißvergnügter Demokrat und Republikaner, der die nöthigen Geldmittel hergegeben. Nach einem mehrwöchigen Prozesse vor dem Pairshofe, wobei die ganze Verworfenheit des korsischen Abenteurers zu Tage kam, wurden die drei Hauptangeklagten zum Tode verurtheilt, zwej andere dagegen, Boireau und Nina Lassave, eine der Mätressen des ausschweifenden Wüstlings, freige-
19. Febr. 1836. lassen. Fieschi und seine beiden Mitschuldigen starben unter der Guillotine, verleugnet und verabscheut von den echten Republikanern, aber, wenigstens Morey und Pepin, von der demokratischen Masse und den socialistischen Geheimbündlern als Märtyrer gefeiert. Kein Wunder, wenn bei solcher politischen Ueberspanntheit die Mordversuche sich mehrten. Im Juni 1836 feuerte ein junger republikanischer Brutusschwärmer, Alibaud aus Nimes, unter dem Thorwege der Tuilerien auf den Wagen, der den König mit seiner Gemahlin und Schwe-
11. Juli 1836. ster nach Neuilly bringen sollte, und rühmte sich auf dem Schaffot, daß er sterbe „für die Freiheit, für das Menschenwohl, für die Ausrottung der niederträchtigen Monarchie". Der Drang nach Attentaten ergriff die republikanischen Fanatiker wie eine ansteckende Geisteskrankheit, so daß der König trotz seines persönlichen Muthes auf den Rath der Minister sich bei öffentlichen Festen nicht mehr betheiligte und man die größten Vorsichtsmaßregeln zu seiner Sicherheit anordnete.

Die Septembergesetze und die Repressivpolitik. Das Orleanistische Königthum erfreute sich keiner Sympathien. Die höheren Stände und ein großer Theil des niederen Bürgerthums sahen dem Treiben der Umsturzpartei, der republikanischen und socialistischen Verbindungen mit Gleichgültigkeit und Schadenfreude zu, ja sie leisteten wohl gar, verstimmt über die Schritte der Regierung, der von denselben ausgehenden Opposition Vorschub. Statt nämlich die Zeitverhältnisse richtig zu würdigen, durch zweckmäßige Reformen im liberalen Sinn, durch Rechtserweiterungen und volks-

thümliche Gesetze die Mittelklassen zu gewinnen und an das bestehende Staatswesen zu knüpfen, benutzte die Juliregierung jeden Aufstand, jeden Mordanfall, jede demokratische Regung zur Beschränkung der durch die Charte gewährleisteten Rechte und zur Schärfung der Repressivmaßregeln. Man buhlte um die Gunst der absolutistischen Continentalmächte, um sie mit der Dynastie Orleans auszusöhnen; man versagte der liberalen Regierung in Madrid die früher in Aussicht gestellte Unterstützung; man vernachlässigte den Bund mit England. Die in Folge des Fieschi-Attentats erlassenen Septembergesetze, welche die periodische 1835.
Presse durch hohe Cautionen fesselten und unter strengere Aufsicht stellten, durch Einführung geheimer Abstimmung bei den Schwurgerichten und durch Ausdehnung der Strafe auf die Abwesenden (in contumaciam) die richterlichen Erkenntnisse zu schärfen, durch Abkürzung der Procedur und andere Bestimmungen die Gewalt und Autorität der Justiz zu erhöhen suchten, bedrohten wie ein Damoklesschwert die Preßfreiheit und die persönliche Sicherheit. In der Vorstellung des Volkes galten sie wie im Anfang der Revolution das königliche Veto als Mittel und Werkzeuge einer unerträglichen Tyrannei. Vergebens widersetzte sich die von Odilon Barrot u. A. geleitete Linke, diesmal unterstützt durch die gewichtige Stimme des alten royalistischen Staatsmannes und Philosophen Royer-Collard, diesen retrograden Maßregeln; die ministerielle Mehrheit, von dem Wahne befangen, daß der aufstrebende Demokratismus nur durch Schrecken im Zaume gehalten werden könne, und daß die liberale Presse einzig und allein die in den untern Klassen herrschende Gährung und Unzufriedenheit erzeugt habe und nähre, billigte alle Beschränkungsgesetze. Im sichern Vertrauen auf die durch Wahlbeherrschung und Corruption bei jeder Kammererneuerung erlangte Majorität schritt die Regierung auf der betretenen Bahn fort und isolirte sich immer mehr von der Nation; durch ihre Einwirkung auf die Wahl der Geschwornen schwächte sie sogar das Vertrauen auf das volksthümliche Institut der Schwurgerichte. Die Staatsanwaltschaft wurde nicht müde immer neue Hochverrathsprozesse einzuleiten; Hunderte befanden sich in Untersuchungshaft, bis das Urtheil gefällt werden konnte. Oppositionsblätter, wie die „Tribune" und der „National" hatten zahllose Prozesse auszuhalten, die häufig genug Gefängniß oder Geldbußen über die Redacteure brachten. Kurz nachher fiel Armand Carrel im Zweikampfe mit Emil Girardin. An seiner Stelle übernahm Marrast 24. Juli 1836.
die Redaction des „National", ein Wechsel, wodurch die oppositionelle Haltung noch verschärft wurde. Der Charakter der Regierung wurde wenig geändert, als das Ministerium vom 11. October in Folge einer von dem Finanzminister Humann vorgeschlagenen, von den gesetzgebenden Körperschaften verworfenen Rentenreduction sich auflöste, die Häupter der Doctrinäre Broglie und Guizot austraten und Thiers die Bildung eines neuen Cabinets aus der Mittelpartei des Abgeordnetenhauses übernahm. Denn auch unter dem neuen Regiment wurde 22. Febr. 1836.

der Kampf gegen die Republikaner und die Umsturzpartei mit Energie und erfolgreich fortgesetzt.

Der Bonapartistenaufstand in Straßburg 30. Octbr. 1836. Nur in einem Falle erlitt die Regierung bei den Gerichten eine Niederlage. Im October 1836 machte der junge Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der dritte Sohn des vormaligen Königs Ludwig von Holland, unterstützt von einigen Anhängern seines Oheims, in Straßburg den Versuch, vermittelst eines Militäraufstandes den Julithron zu stürzen und den Bonapartistischen Kriegsadler wieder aufzupflanzen. Das unbesonnene Unternehmen mißlang. Der Prinz, der nicht wie sein Vertrauter und Rathgeber Persigny und fünf mitverschworene Offiziere die Flucht ergreifen wollte, wurde mit leichter Mühe überwältigt und als Gefangener nach Paris gebracht, von wo aus ihn gegen seinen Willen Louis Philipp auf einem französischen Schiff nach Amerika führen ließ, ohne daß der Prinz vor Gericht gestellt worden wäre. Diese willkürliche Begnadigung machte einen solchen Eindruck auf das Volk, daß bei den nächsten Assisen alle Mitschuldigen des Prinzen, meistens Offiziere, darunter Oberst Vaudrey, freigesprochen wurden, und als die Regierung, um für die Zukunft sicherer zu gehen, das sogenannte Trennungs- oder Disjunctionsgesetz vor die Kammern brachte, wonach bei Verschwörungen und Aufständen, an denen sich Civil- und März 1837. Militärpersonen betheiligt hatten, nur die ersteren den Schwurgerichten, die letztern aber den Kriegsgerichten überwiesen werden sollten, drang sie nicht durch.

Der Bonapartismus und die Julitregierung. Louis Philipp mochte hoffen, durch diesen Gnadenact, um den ihn des Prinzen Mutter Hortensia gebeten hatte, seiner Regierung die Volksgunst zu erwerben. War er doch von Anfang an beflissen in den Cultus der Nation für den Begründer des Kaiserthums einzutreten, im Gegensatz zu der Monarchie der Restauration die Napoleonischen Erinnerungen zu pflegen, den Julithron an der imperialistischen Ruhmeszeit Theil nehmen zu lassen. Thiers, der die Bewunderung für Napoleon nie verleugnete, ermunterte den König in diesem Bestreben, wodurch dem Julireich der Glanz eines wiederholten Empire verliehen werden sollte. Wir haben gesehen, welche Auszeichnung man in den Tuilerien den militärischen Notabilitäten der Kaiserzeit fort und fort erwies; die großen Denkmale der Kunst in Paris und Versailles wurden mit den Bildern der Ruhmesthaten Napoleon's geschmückt; der Triumphbogen de l'Etoile gestaltete sich zu einer Kaiserepopoe; auf der Ruhmessäule des Place-Vendome wurde die Statue des „kleinen Korporals" in dem volksthümlichen Gewand und Hütchen, wie er in der Phan- 1833. tasie des Volkes lebte, aufgerichtet und am Jahrestag der Julirevolution feierlich enthüllt. Plätze, Straßen, Brücken waren nach Napoleon's Siegen benannt; in dem Nationalmuseum zu Versailles wetteiferten alle Künste in der Verherrlichung seines Namens. Der Bonapartismus, durch Poesie und Sage verklärt, durch den tragischen Ausgang des Helden geweiht, war die politische Glaubenslehre, zu welcher sich weitaus die Mehrheit der französischen Nation bekannte. Das „Memorial de St. Helène" war in Aller Händen; in kriegerischen und

elegischen Gesängen erschallte sein Name. Aber es gab keine Bonapartistische Partei, stark genug, den Prinzen in die Tuilerien zu führen, wie einst der Oheim aus der Verbannung im Triumphe zurückgeführt worden war.

Dies zeigte sich bald bei einem neuen Versuch einer Bonapartistischen Schilderhebung. Louis Napoleon war nach kurzer Verbannung von Amerika aus an das Sterbelager seiner Mutter geeilt (Juli 1837) und hatte sich dann, um der Eidgenossenschaft keine Unannehmlichkeiten gegenüber der drohenden Haltung Frankreichs und der andern Großmächte zu bereiten, freiwillig nach London begeben, wo er sein prinzliches Prätendentenleben fortsetzte, „stets mit einem Fuß in der Welt der Eleganz und des vornehmen Sports, mit dem andern in carbonaristischen Verschwörungen". Als nun unter dem Ministerium Thiers die Verwickelungen im Orient, die wir später kennen lernen werden, in der französischen Nation kriegerische Regungen wach riefen, und Regierung und Gesetzgebung die Bonapartistischen Erinnerungen belebten, indem Thiers bei der englischen Nation die Erlaubniß auswirkte, die Asche Napoleon's von St. Helena nach Paris bringen zu lassen, da glaubte Louis Napoleon den günstigen Zeitpunkt gekommen, einen neuen Angriff gegen den Julithron zu unternehmen. Unter Beihülfe der Getreuen von Straßburg Vaudrey, Parquin und Persigny, denen sich noch General Montholon, des Kaisers Leidensgefährte, sowie die Obersten Voisin, Laborde u. A. anschlossen, und im geheimen Einverständniß mit einigen höheren Offizieren, wie Duff de Mésonan, verabschiedetem Major des Generalstabs, General Magnan, Befehlshaber in Lille, vielleicht sogar Marschall Clauzel, landete er an der Küste von Boulogne, wo sich eine Anzahl Verschworener um ihn sammelte, und machte den Versuch, Stadt und Kaserne in seine Gewalt zu bringen. Als er aber bei der Garnison wie bei der Bürgerschaft auf Widerstand stieß, flüchtete er sich mit seinen Begleitern von der Denksäule der „großen Armee" in ein Boot, um nach England zurückzukehren. Das Boot schlug um; die Bürgerwehr schoß auf die Schwimmenden; mehrere wurden verwundet, auch des Prinzen Uniform von drei Kugeln zerfetzt, schließlich alle gefangen eingebracht. Man stellte Louis Napoleon vor das Pairsgericht; er berief sich auf sein legitimes Erbrecht kraft der allgemeinen Volksabstimmung, die einst seinen Oheim auf den Kaiserthron berufen; aber weder seine eigenen Worte, noch die glänzende Vertheidigungsrede des von ihm zum Anwalt bestellten Berryer stimmten die Richter zur Nachsicht. Sie verurtheilten den Prinzen selbst zu lebenslänglicher Haft, seine Mitschuldigen zu längerer oder kürzerer Gefängnißstrafe oder Deportation. Darauf wurde Louis Napoleon nach der Festung Ham übergeführt und in derselben Zelle eingeschlossen, die vor ihm Polignac inne gehabt. Man hat damals viel gespottet über das thörichte Unternehmen des kaiserlichen Neffen, über das theatralische Auftreten bei der Landung mit einem lebendigen Adler auf dem Helm und über die hochtrabenden Proclamationen im Geiste seines Oheims. Allein er hatte doch gezeigt, daß

Zweite Bonapartistische Schilderhebung. Der Neffe und die Asche des Onkels.

6. Aug. 1840.

6. Octbr. 1840.

nicht nur der todte Imperator, dessen Gebeine um dieselbe Zeit von dem Prinzen von Joinville und den vier Verbannungsgenossen Bertrand, Gourgaud, Las Cases und Marchand auf einer französischen Fregatte über das Meer geführt wurden, um einige Monate nachher mit allem militärischen Pompe feierlich im Invalidendome beigesetzt zu werden, noch im Gedächtniß Aller war, sondern daß auch noch lebende Erben seines Namens in der Welt seien und daß die „Napoleonischen Ideen" in der Seele des Neffen wurzelten, wie er in einer während seines englischen Exils verfaßten Schrift bezeugt hatte.

15. Decbr. 1840.

Louis Napoleon entflieht nach London.

Beinahe sechs Jahre saß Louis Napoleon Bonaparte unter Schloß und Riegel. Vergebens bat er den König in einem höflichen Schreiben, der Haft entlassen zu werden, um seinen in Florenz im Sterben liegenden Vater zu besuchen. Man verlangte eine förmliche Unterwerfung, Bitte um Gnade, Versprechen für die Zukunft. Da gelang es ihm während einer Reparatur im Schlosse als Bauarbeiter verkleidet und mit Hülfe seines Leibarztes Conneau nach England zu entkommen.

Mai 1846.

2. Die Julireglerung im Niedergang.

Die Dynastie Orleans auf der Höhe.

Mit dem Jahre 1837 schien eine glücklichere Zeit für Louis Philipp anzubrechen. Kurz vor dem Schluß des vorhergehenden Jahres war ein neues Attentat, das ein junger geistig und körperlich verkommener Mensch Namens Meunier auf das Leben des Königs gemacht hatte, vereitelt und mit Verbannung des Verbrechers bestraft worden. Molé und Montalivet, die das Staatsoberhaupt am liebsten um sich hatte, waren die Leiter des Cabinets und Thiers hatte dem Monarchen das Wort gegeben, daß er als Führer des linken Centrums im Parlament ihnen ihr Amt nicht allzu schwer machen wolle. Zu Görz in Illyrien war der ehemalige König Karl X. aus dem Leben geschieden und im Juli des nächsten Jahres sank die Herzogin von St. Leu, deren Villa Arenenberg am Bodensee oft als Versammlungsort malcontenter Franzosen gedient hatte, ins Grab, während ihr Sohn, wie so eben erwähnt, ein Asyl in England suchte. Eine aus des Königs eigenem Antrieb erlassene Amnestie, wodurch eine Anzahl politischer Verbrecher außer Strafe gesetzt wurde, erzeugte auf einige Zeit eine versöhnlichere Stimmung unter den antimonarchischen Factionen. Und um dieselbe Zeit beförderte eines der drei Häupter des heiligen Bundes, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, die Heirath des französischen Thronerben mit einer Verwandten des Hohenzollernschen Hauses. Im Sommer 1836 hatten die beiden ältesten Söhne Louis Philipp's eine Reise nach Berlin gemacht und waren mit großer Auszeichnung aufgenommen worden. Wie der Minister Ancillon nach Paris meldete, wäre sein Herr sehr erfreut gewesen, „selber den Prinzen beweisen zu können, welche Achtung er für ihren Vater hege und wie hoch seine Bewunderung für die gewandte und weise Politik sei, mit welcher derselbe die Geschäfte unter so großen Schwierigkeiten leite". Mit mehr Zurückhaltung wurden die Söhne des „Barrikadenkönigs" in den vornehmen Kreisen der österreichischen Hauptstadt aufgenommen,

27. Decbr. 1836.

6. Novbr. 1836.

Juli 1837.

Mai 1837.

so sehr auch das persönliche Auftreten der schönen jungen Männer gefiel. In den Tuilerien hatte man gewünscht, der Thronerbe möchte eine Erzherzogin als Braut heimführen. Die Tochter des Helden von Aspern war dazu ausersehen. Graf St. Aulaire, persönlich beliebt in der Hofburg, sollte die Werbung vermitteln; die Erkorene selbst war der Verbindung nicht abgeneigt. Dennoch trug die legitimistische Opposition den Sieg davon. Das projectirte Ehebündniß mit einer Habsburger Fürstentochter kam nicht zu Stande. Desto erfolgreicher war die Werbung im Norden. Helene von Mecklenburg-Schwerin, die Nichte der verstorbenen Königin Louise von Preußen, eben so ausgezeichnet durch Bildung und persönliche Eigenschaften wie durch Geburt und Adel ihres Geschlechts, überwand die legitimistischen Vorurtheile und willigte, dem Unmuth und den Abmahnungen des verwandten Zarenhofes Trotz bietend, in die Heirath. Am 15. Mai verließ die Prinzessin die Heimath; in Fulda wurde sie von dem 15. Mai 1837. Herzog von Broglie mit stattlichem Gefolge empfangen und nach Fontainebleau geleitet, wo die bürgerliche und kirchliche Eheschließung vollzogen ward. Die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Erzbischof Quelen von Paris, war der Ehe mit einer protestantischen Fürstin nicht hold; aber der aufgeklärte und tolerante König und seine gleichgesinnte Umgebung nahmen daran keinen Anstoß und die öffentliche Meinung stand ihnen zur Seite. Glänzende Volksfeste wurden veranstaltet, das Museum in Versailles eröffnet, das den staunenden Beschauern „die Geschichte Frankreichs von den Künsten beschrieben“ zeigte; Stadt und Hof wetteiferten in verschwenderischer Pracht; noch nie erfreute sich das Julikönigthum solcher Popularität wie in den festlichen Sommertagen des Jahres 1837. „Der düstere Schatten, den der furchtbare Unfall auf dem Marsfelde, wo viele 14. Juni 1837. Schaulustige im Gedränge ihr Leben verloren, über die allgemeine Freude warf, war bald zerstreut“. Zwischen Thron und Nation herrschte Eintracht; der König schöpfte neue Hoffnung und Zuversicht. Diese freudige Stimmung wurde noch erhöht durch die bald darauf erfolgte Vermählung seiner talentvollen vielbewunderten Tochter Marie mit Herzog Alexander von Würtemberg. Die Dynastie 17. Octbr. Orleans war aufgenommen in den Kreis der legitimen Höfe und die europäische Politik fing an Glauben zu fassen in den Bestand der Dinge. Zwischen Belgien und Holland wurden die letzten Hindernisse eines dauernden Friedenszustandes weggeräumt, indem König Wilhelm die „Vierundzwanzig Artikel“ der Londoner Conferenz, welche den Besitzstand zwischen Belgien und Holland regelten, anzuerkennen beschloß. Aus Ancona und dem Kirchenstaat zogen die fremden Besatzungstruppen ab; vom Süden her verbreitete die Nachricht von der Eroberung Constantine's lang entbehrte Siegesfreude in Frankreich. Auch die Marine hatte Erfolge aufzuweisen: der Freistaat Hayti sah sich durch die Ankunft eines Geschwaders unter Dupetit-Thouars zur Entrichtung einer Entschädigungssumme an die ehemalige französische Colonie von St. Domingo genöthigt (XIV, 133) und ein anderes Geschwader unter dem Oberbefehl des Prinzen

von Joinville, bemächtigte sich der Festung San Juan d'Ulloa in Mexico und zwang die damalige Regierung der überseeischen Republik, die Forderungen französischer Staatsangehörigen zu befriedigen.

17. Decbr. 1838. Das Ministerium Molé und das Abgeordnetenhaus. Wohl legte das Abgeordnetenhaus, das im December eröffnet ward, dem Ministerium Molé, dem treuen Organ des Königs, manche Schwierigkeiten in den Weg. Saßen doch darin so viele hervorragende Redner und Staatsmänner der verschiedensten politischen Ansichten, daß Hillebrand diese Periode als „die Blüthezeit der parlamentarischen Monarchie" bezeichnen zu dürfen glaubte. Allein die Opposition, sowohl die legitimistische, wo Berryer (geb. 1790) sein oratorisches Talent mit wohllautender mächtiger Stimme und vornehmen Manieren entfaltete, als die radikale und republikanische, wo die Männer aus Lafayette's Schule, die Dupont (de l'Eure), Mauguin, Michel (de Bourges), Laffitte, Marschall Clauzel, Garnier Pagès, und nach dessen baldigem Hinscheiden Ledru Rollin die oppositionelle Sprache der Restauration gegen das „persönliche" Regiment Louis Philipp's anwandten, oder die „dynastische Linke", wo Odilon Barrot das große Wort führte, jenes gewandte Haupt der „verschämten Republikaner", dem einst Royer Collard zurief: „Ich kenne Sie schon seit vierzig Jahren, damals hießen Sie Pétion", diese ganze vielgestaltige Opposition, wozu auch noch in wichtigen Prinzipienfragen eine mittlere Gruppe unter der Führung von Thiers, dem „Theoretiker des Schattenkönigthums", Duvergier de Hauranne, Rémusat u. A. gehörte, ging in ihren Ansichten und Zielen so weit auseinander, daß die Regierungspartei, die dem geschäftskundigen praktischen Abkömmling des kühnen Parlamentsrathes Matthieu Molé aus der Zeit der Fronde zur Seite stand, stets die Majorität bildete, selbst wenn die Gruppe der um Guizot, Dupin, Dufaure, den Nationalöconomisten Passy geschaarten Fraction der Doctrine hie und da sich von der Heerde verlief, ihre eigene Meinung haben wollte. Vergebens schlossen die ehrgeizigen Männer der gemäßigten Widerstandspartei eine Coalition wider Molé's Regierungssystem; wie ein geschickter und muthiger Feldherr wußte der Ministerpräsident, der bei den stürmischen zwölftägigen Adreßdebatten einhundertundfünfunddreißigmal das Wort nahm, die Angriffe zurückzuschlagen. Aber er erfocht einen Pyrrhussieg; er ging mit zerfetzter Fahne aus dem Kampf. Verstimmt über die Kleinheit der Majorität
2. Febr. 1839. schritt er zur Auflösung der Kammer. Als aber die Oppositionspartei in verstärkter
8 März. Zahl aus den Neuwahlen hervorging, reichte Molé seine Entlassung ein. Dem König war es leid, den Mann nach seinem Herzen ziehen zu lassen. Aber der kluge Menschenkenner sah ein, daß aus den gegnerischen Gruppen kein einheitliches Ministerium gebildet werden könne, daß weder Thiers, der Verfechter der „parlamentarischen Allmacht", noch Guizot, der rechthaberische Doctrinär, ein nach festen Grundsätzen handelndes Cabinet zu bilden im Stande sei. Er übertrug daher wieder die Scheinpräsidentschaft dem Marschall Soult, um Zeit zu Transactionen zu gewinnen. Er unterhandelte mit Thiers, mit Guizot, mit

Dupin und sah es nicht ungern, daß alle nach kurzen Versuchen und Ueberlegungen den Antrag ablehnten. So blieb Louis Philipp Herr der Situation, eine Stellung, die sich auch nicht veränderte, als endlich ein Ministerium zu Stande kam, worin keines der Parteihäupter Platz hatte, sondern Männer zweiten Ranges, wie Teste, Duchâtel, Passy, Dufaure, Villemain unter Soult's Vorsitz die Geschäfte übernahmen. Zu dieser raschen Lösung drängte der Communistenaufstand vom 12. Mai. 12. Mai 1839.

Es ist ein bitterböser Ausspruch: „Die Geschichte der Neuzeit ist die Geschichte der geheimen Gesellschaften"; doch liegt darin ein Körnchen Wahrheit, namentlich wenn man Frankreich und die beiden südeuropäischen Halbinseln ins Auge faßt. Die glücklichen Tage des Jahres 1837 waren für Louis Philipp bald vorübergegangen. Schon im Frühling 1838 war ein neues Complot gegen das Leben des Königs vor der Ausführung entdeckt und die Urheber Hubert, der Schweizer Mechaniker Steuble, der den Plan zu einer neuen Höllenmaschine entworfen, und eine überspannte Republikanerin Namens Laure Grouvelle durch Deportation oder Gefängniß bestraft worden. Dies schreckte die Virtuosen in der Kunst des Conspirirens Blanqui, Barbès, Bernard nicht ab, in Flugschriften und Geheimbünden wie die „Familiengesellschaft", „die Jahreszeiten" u. a. den „Tyrannenmord" zu empfehlen, um mittelst eines Handstreiches die „sociale und radicale Revolution" zu begründen. Das unsichere Regiment während der Ministerkrisis erhöhte ihren Muth und ihre Zuversicht. Eine unter mysteriösen Namen verborgene Bande von Verschwörern bemächtigte sich durch einen bewaffneten Ueberfall des Justizpalastes und des Stadthauses, tödtete mehrere Wachposten, errichtete einige Barrikaden und proclamirte die Absetzung des Königs und die Republik. Aber bei der geringen Theilnahme des Pariser Stadtvolks hatte das Unternehmen keinen Fortgang. Nachdem in den Reihen der Aufständischen wie der Truppen einige der Kämpfenden getödtet oder verwundet worden, wurden die Schuldigen in Haft genommen und durch das Pairsgericht theils zum Tode, theils zur Deportation und Gefangenschaft verurtheilt. Doch wurde auch bei den Häuptern des Complots Barbès und Blanqui die Hinrichtung nicht vollzogen, sondern das Urtheil in lebenslängliche Haft verwandelt. Die Ereignisse der kommenden Jahre gaben ihnen die Freiheit zurück; aber das Conspiriren war ihnen so sehr zur andern Natur geworden, daß ihnen unter jeder geordneten Regierung immer wieder neue Haft und Deportation zuerkannt ward. Und doch waren beide keine unedlen Charaktere und insonderheit Armand Barbès in seinem Privatleben untadelig und fleckenlos, selbst nicht ohne ritterliche und religiöse Regungen. Unter dem zweiten Kaiserreich in Freiheit gesetzt, verschmähte der feurige Republikaner die Gnade des monarchischen Staatsoberhaupts und starb in freiwilliger Verbannung im Haag. Louis Aug. Blanqui, ein decorirter Julikämpfer und fanatischer Demokrat, war Meister im Organisiren

Der Communistenaufstand vom 3. 1839.

Mai 1838.

Barbès 1809—1870.

Blanqui geb. 1805.

von Verschwörungen, Geheimbünden und Aufständen, aber minder rein in seinen Motiven und Zwecken.

Ministerium Thiers und der „Krieg in Sicht“. Louis Philipp benutzte die Zusammensetzung des Cabinets aus lauter ihm ergebenen Männern, um das „persönliche Regiment“ noch fester zu begründen. Aber es sollte dem Lande nicht zum Vortheil gereichen. Wir werden später erfahren, wie er die Fäden der auswärtigen Politik in eine solche Verschlingung brachte, daß mehr als je „der Krieg in Sicht“ war und schließlich die orientalischen Angelegenheiten in einer Weise geregelt wurden, die Frankreichs Ansehen und Machtstellung nach Außen schwer schädigte. Die scharfen Debatten im Abgeordnetenhaus, welche der Antrag einer Jahresdotation von fünfhundertausend Franken für den zweiten Sohn des Königs, den Herzog von Nemours bei Gelegenheit seiner Verlobung mit einer deutschen Prinzessin aus dem Koburg'schen Hause hervorrief, und die zunehmenden Verwickelungen im Osten hatten die Auflösung des „Königsministeriums vom 12. Mai“ zur Folge und brachten Thiers an die Spitze des Cabinets. (1. März 1840.) Zugleich erhielt Guizot den Botschafterposten in London an Stelle des in den Tuilerien so beliebten Sebastiani. Mehr als je war damals der so lange bewahrte Weltfriede in Gefahr. Die öffentliche Meinung in Frankreich verlangte den Krieg; am Rhein, in Oberitalien, in Belgien erwartete man die Erneuerung der revolutionären Propaganda vom Jahre 1793, die Einen mit Furcht, die Andern mit Hoffnung. In Petersburg sehnte sich Zar Nicolaus nach dem Ausbruch eines allgemeinen Kriegsbrandes, „um die Revolution in ihrer Wiege zu ersticken“. Dem König wurde es unheimlich. Die Bonapartistischen Umsturzversuche, die wir früher kennen gelernt haben, und das neue Attentat des republikanischen Fanatikers Darmès, (15. Octbr. 1840.) das die in der Tiefe der Gesellschaft gährenden zerstörenden Elemente in ihrer furchtbaren Gestalt enthüllte, ließen ihn die Gefahren erkennen, die dem Julithron durch die Entfesselung der kriegerischen Leidenschaften des Volkes drohen würden. Er zog es vor, die orientalischen Angelegenheiten sich von selbst entwickeln zu lassen und durch einen Cabinetswechsel die Kriegswolken zu verscheuchen. Als Darmès seine verbrecherische That auf dem Schaffot büßte, (31. Mai 1841.) war Thiers nicht mehr Minister.

(29. Octbr. 1840.) Ministerium Soult-Guizot. Agitation für Wahlreform. An Thiers' Stelle leitete unter dem nominellen Präsidium des Marschalls Soult Guizot die auswärtigen Angelegenheiten, der während seines Botschafteramtes in London alle kriegerischen Gedanken und Oppositionsgelüste abgethan hatte. Das Ministerium vom 29. October war ganz nach dem Sinne Louis Philipp's und leistete ihm aufrichtigen Beistand, um die Verwickelungen des ottomanischen Reiches einem friedlichen Ausgang entgegenzuführen und die aufgeregten Gemüther der Nation zu beschwichtigen. Denn der Radicalismus und die Straßendemokratie, die unter dem Kriegslärm übermüthig ihr Haupt erhoben, machten dem König viele Sorgen. In beiden Tendenzen konnte die Regierung auf die Zustimmung der Kammermehrheit rechnen. Die Gutsbesitzer, Großindustriellen und aristokratischen Kaufherren, welche die Mehrheit der Ab-

geordneten ausmachten, fühlten weder für Krieg noch für revolutionäre Bewegungen Zuneigung. Daher gewannen denn auch die Agitationen für eine Reform des Abgeordnetenhauses immer größeren Umfang. In der Presse, in Versammlungen, in Petitionen mit zahllosen Unterschriften wurde eine Ausdehnung des Wahlrechts und die Beseitigung der engbegrenzten Wählbarkeit gefordert. Man verlangte Herabsetzung des Wahlcensus, Zulassung der geistigen Capacitäten und der Offiziere der Nationalgarde, auch wenn sie nicht die erforderliche Steuer von zweihundert Francs bezahlten. Ja die Radicalen und Socialisten drangen auf allgemeines Stimmrecht für alle Bürger, sei es mit einer Wahlreform in zwei Graden oder durch directe Volksabstimmung. Selbst im Unterhaus fand die Reformbewegung Vertreter in den Führern der Linken Garnier-Pagès, Arago, Laffitte, Dupont, Odilon Barrot u. A. In allen größeren Städten wurden agitatorische Bankette veranstaltet. „Es lebe die Reform!“ war die Parole des Tages. Lamennais, der sich von der päpstlichen Unfehlbarkeit zur Unfehlbarkeit der Demokratie bekehrt hatte, schleuderte eine aufrührerische Flugschrift gegen die „Optimatenherrschaft“ in die aufgeregte Nation. Auch Quinet stimmte in einer „Warnung an das Land“ in den demagogischen Ton ein. Handelsstockung, Arbeitseinstellungen, strengere Eintreibung der Steuern durch den Finanzminister Humann steigerten die Gährung und Unzufriedenheit. In einzelnen Städten kam es zu unruhigen Auftritten und zu Straßenkämpfen gegen das Militär. Dennoch wurden alle Anträge auf parlamentarische Wahlreform abgewiesen. Die Kammermehrheit wollte ihre bevorzugte Stellung nicht abschwächen lassen, und die Regierung des „Widerstandes“, wie sich das Ministerium vom 29. October gern nennen hörte, war mit dem Hofe der Meinung, die Bewegung sei das Werk einiger Malcontenten, die Agitation für Wahlreform verberge republikanische Zwecke in ihrem Schooß.

Energisches Vorgehen gegen demagogische Ausschreitungen.

Diese Auffassung war nicht ganz unbegründet. An die Ferse der antimonarchischen Fortschrittspartei hefteten sich die Geheimbünde mit socialistischen und communistischen Tendenzen. Wenn es gelang, mittelst einer Wahlreform den Grundsatz der Volkssouveränetät und das allgemeine Wahlrecht zur Geltung zu bringen, so konnte man schließlich zu einer demokratischen Republik übergehen und mittelst der Allgewalt des Staates zur Verwirklichung der socialistischen Ideen, der industriellen und agrarischen Systeme fortschreiten. Darum ging auch das Ministerium den agitatorischen Vorfechtern scharf zu Leibe. Lamennais wurde vom Schwurgericht zu einjähriger Gefängnißstrafe und zu einer Geldbuße verurtheilt; der Advocat Ledru-Rollin, der bei dem Tode Garnier-Pagès' (28. Juni 1841) an der Stelle dieses Oppositionsführers in die Kammer gewählt worden, mußte seine demagogische Candidatenrede mit viermonatlicher Haft und dreitausend Francs Strafe büßen; die Oppositionspresse hatte gerichtliche Verfolgungen zu erleiden. Neue Ereignisse steigerten die Aufregung der Gemüther und schärften den factiosen Geist. Als der Herzog

von Aumale bei seiner Heimkehr aus Afrika an der Spitze seines Regiments
13. Septbr. 1841. mit seinen zwei ältern Brüdern durch Paris ritt, wurde im Faubourg St. Antoine ein Schuß abgefeuert. Der Thäter, ein Arbeiter Quénisset, Theilnehmer
Decbr. 1841. eines Geheimbundes, wurde vom Pairsgericht zum Tode verurtheilt, ein Urtheil, das der König in lebenslängliche Haft verwandelte, und Dupoty, Redacteur des „Journal du Peuple", auf sehr ungenügende Beweise hin wegen „moralischer Mitschuld" mit fünfjähriger Gefängnißstrafe belegt.

Tod des Kronprinzen und Regentschaftsgesetz. Die trübe Stimmung, welche der Gang der Politik in den Gemüthern erzeugt hatte, wurde durch die Schreckensbotschaft von dem Tode des Kronprinzen auf den Gipfel getrieben. Der Herzog von Orleans, auf dessen Thronbesteigung die Nation ihre ganze Hoffnung gesetzt, sprang, als auf einer Fahrt nach Neuilly die Pferde durchgingen, aus dem Wagen und erlitt dabei eine so schwere Verletzung, daß er wenige Stunden darauf in dem benachbarten Hause eines Krä-
13. Juli 1842. mers verschied. Kein härterer Schlag hätte die königliche Familie treffen können; und wie wenig Sympathie sonst die Nation für Louis Philipp im Herzen trug, bei diesem Unglücksschlag war die Trauer eine allgemeine, tiefe und aufrichtige. Unter allen Söhnen des Königs war der Erstgeborene, der jetzt im zweiunddreißigsten Lebensjahre ein so tragisches Ende nahm, der beliebteste und populärste. Der Tag, an dem man die Leiche des Prinzen nach der Orleans'schen Familiengruft in St. Denis überführte, war ein Trauertag für ganz Frankreich. Da der dermalige Thronfolger, der Graf von Paris, noch ein Kind war, so mußte für den Fall, daß der König vor der Volljährigkeit des Enkels sterben sollte, ein Regentschaftsgesetz der Verfassung beigefügt werden. In der neuen Kammer, der die Regierung einen Entwurf vorlegte, nach welchem der Herzog von Nemours, der zweite Sohn Louis Philipp's, die Regentschaft führen, die Wittwe des Verstorbenen dagegen, Helene von Mecklenburg, die Erziehung der Kinder leiten und das Privatvermögen verwalten sollte, wurde das Regentschaftsgesetz nach vielem oratorischen Schaugepränge schließlich mit großer Majorität angenommen. Weder der Vorschlag, die verwittwete Fürstin, die sich der größten Hochachtung und Liebe bei dem Volke erfreute, in den Tuilerien jedoch stets mit zurückhaltender Kälte und mit Argwohn behandelt ward, als künftige Regentin aufzustellen, noch der Antrag Ledru-Rollin's, des neuen Volkstribunen auf der Linken, die Frage durch Volksabstimmung entscheiden zu lassen, fand viel
30. Aug. 1842. Unterstützung. Am 30. August konnte das Regentschaftsgesetz nach dem Regierungsentwurf verkündet werden.

Schwinden des Vertrauens in den Bestand der Dynastie. Aber wie treu immer die Kammermehrheit der Regierung zur Seite stand, Louis Philipp hatte seit dem Tode des Thronfolgers keinen rechten Glauben mehr an die Zukunft seiner Dynastie. Die ministeriellen Abgeordneten, von denen viele im Verdacht standen, daß sie ihre Stellung zu eigennützigen Zwecken für sich selbst oder ihre Verwandten und Freunde mißbrauchten, hatten wenig Vertrauen im Volke, indeß die Männer der Opposition, insbesondere Lamartine

und Ledru-Rollin, dessen Demokratismus unter dem Einflusse Louis Blanc's mehr und mehr mit socialistischen Doctrinen verquickt ward, als die wahren Vertreter des Volks betrachtet wurden, und die Tagespresse oder die Witzblätter, wie das „Charivari“, sich darin gefielen, alle staatliche Autorität zu untergraben. Ein neuer Mordversuch durch einen alten Förster Lecomte, der dem König im 16. April 1846. Walde von Fontainebleau aufgelauert hatte und von dem Pairshof zum Tode verurtheilt und hingerichtet ward, vermehrte die düstere Stimmung des Monarchen. Er verließ selten mehr die Tuilerien; aber selbst als er sich am Jahrestag der 29. Juli 1846. Julirevolution auf dem Balcon des Schlosses zeigte, wurden von einem halbverrückten Arbeiter zwei Pistolenschüsse nach ihm abgefeuert. Um sich und seine Dynastie gegen jedes unerwartete Ereigniß sicher zu stellen, hatte Louis Philipp die kriegerische Bewegung vom Jahr 1840 benutzt, um mit Hülfe des Ministerpräsidenten Thiers seinen Lieblingsplan durchzusetzen, ganz Paris mit Festungswerken einzuschließen, angeblich zum Schutz gegen den äußern Feind, in Wahrheit aber zur Unterdrückung demokratischer und republikanischer Bewegungen. Denn bei der strengen Centralisation, wodurch alle politische Lebensthätigkeit in Paris ihren Mittel- und Brennpunkt hat, ist der Beherrscher der Hauptstadt der unbestrittene Gebieter des ganzen Landes. Mit unermeßlichen Kosten, die hinreichend gewesen wären, Frankreich mit einem Netz von Eisenbahnen zu durchziehen, wurde das Werk ausgeführt, aber wenige Tage im Februar 1848 reichten hin um zu beweisen, wie eitel das Vertrauen auf Festungswerke und Militärgewalt ist, wenn nicht die Liebe und Anhänglichkeit des Volks den Thron stützt. Einige Arbeiterschaaren und etliche Barrikaden wären nicht im Stande gewesen, einen gänzlichen Umsturz der Dinge herbeizuführen, hätte sich die Regierung nicht immer mehr von den liberalen Grundsätzen der Julirevolution entfernt, Servile und Geldaristokraten begünstigt und den großen Mittelstand, den Kern des Volks, von sich abgestoßen. In dem immer wiederkehrenden Kampfe zwischen Universität und Kirche über Unterrichtsfreiheit und Staatsaufsicht, begnügte sich die Regierung, die von dem liberalen und intelligenten Theil der Nation geforderte Ausschließung der Jesuiten von den Lehranstalten durch eine 1845. Scheinausweisung illusorisch zu machen (S. 41).

Gleichgültig blickte man auf die Erneuerung der Kammer, denn wie Stimmung im Volke. konnte da ein großer Wechsel eintreten, wo nicht die Nation, sondern ein kleines reichbegütertes Bruchtheilchen die Abgeordneten wählte; theilnahmlos vernahm man die Nachrichten von einem Ministerwechsel; ob Guizot oder Molé das Ruder führte, der unveränderliche Gedanke lenkte doch die Staatsmaschine; und die Lob- und Schutzreden des „Journal des Débats“ blendeten nur die Wenigen, die von der Julíregierung Vortheil zogen; die Uebrigen lasen die Oppositionsblätter, die „Presse“ Girardin's, das Hauptorgan des schwungvollen Kammerredners Lamartine, den „National“ Armand Marrast's, wo die Altliberalen von der Farbe Arago's, Laffitte's, Dupont's ihre

Ansichten aussprachen, die „Gazette de France“, welche unter dem Einfluß zweier hervorragenden Kammerredner stand, Larochejacquelin's, des Erben der berühmten Vendéefamilie, und Berryer's des Meisters der oratorischen Kunst, die „Réforme“, die dem radicalen Republikanismus diente u. a., und bemerkten mit Schadenfreude, wie fast alle um Louis Philipp's Thron geschaarten Leute allmählich in der Achtung des Volks sanken und als „verbraucht“ beseitigt werden mußten; sie freuten sich über die fulminanten Flugblätter, die Lamennais, Cormenin u. A. gegen das System der Regierung in die Welt schleuderten, oder sie sogen arglos das Gift ein, das in schlüpfrigen und aufregenden Romanen, Theaterstücken und Sittenbildern dem Volke als geistige Nahrung geboten ward. „Frankreich langweilt sich“, hatte einst Lamartine in einer Kammerrede gesagt. Es war der richtige Ausdruck der Volksstimmung. Die oratorischen Schlachten im Abgeordnetenhaus, als bei Gelegenheit eines Besuches des Prätendenten von Chambord in London einige hundert französische Legitimisten ihrem „König Henry V.“ ihre Huldigungen und Loyalitätsversicherungen darbrachten und
Jan. 1844. dafür in einer Kammeradresse als „Gebrandmarkte“ bezeichnet wurden, vermochten diese Stimmung der Gleichgültigkeit und Langeweile nur vorübergehend zu verscheuchen. Man freute sich, daß während der Verhandlungen ein Sturm von Schmähungen und Vorwürfen von den Oppositionsbänken gegen Guizot losbrach, der einst den flüchtigen Königshof in Gent aufgesucht hatte, und die hochmüthige Aeußerung des Ministers, daß die Beleidigungen und Entrüstungen der Gegner nie die Höhe seiner Verachtung erreichen würden, blieben dem um die Gunst des Königs buhlenden Staatsmann unvergessen. Um die Zeit, da eine mangelhafte Ernte eine Vertheuerung aller Lebensmittel erzeugte und den ärmeren Theil des Volkes in Noth und Verzweiflung setzte, traten so viele Anzeichen von Corruption und Veruntreuung, so viele Beweise einer tiefen sittlichen Entartung in den Regierungs- und Deputirtenkreisen zu Tage, daß ein unheimliches Gefühl der Entrüstung alle Schichten der Gesellschaft durchdrang. Diesem Gefühle gab Girardin's „Presse“ den lebhaftesten Ausdruck. Es sollte deshalb eine gerichtliche Verfolgung von dem Pairshof gegen den kecken Zeitungsschreiber eingeleitet werden. Dazu war die Genehmigung des Abgeordnetenhauses erforderlich. Bei dieser Gelegenheit erhob Girardin so viele Beschuldigungen gegen die Regierung, daß die Opposition eine Untersuchung verlangte. Aber die Majorität der Kammer einigte sich in dem Beschluß, daß sie von den Gegenerklä-
Jan. 1847. rungen der Minister „befriedigt“ sei und ging zur Tagesordnung über, ein Beschluß, der die mißtrauische Meinung des Volkes mehr reizte als beruhigte. Mit Hohn züchtigte die Oppositionspresse die „Befriedigten“. Um diese Zeit schied
1. Jan. 1847. die Prinzessin Adelaide aus dem Leben, die kluge und getreue Rathgeberin des Königs, die Vertraute seiner Politik, der er seine geheimsten Gedanken mitzutheilen pflegte, und auf deren Stimme er das größte Gewicht legte, ein unersetzlicher Verlust für den Bruder, dem sie stets mit unwandelbarer Hingebung zu-

gethan gewesen. Sie hatte vierzig Jahre lang in kinderloser Ehe mit des Königs Adjutanten General Atthalin gelebt. Ihr Vermögen ging nun an die drei jüngeren Söhne Louis Philipp's über.

Damals schrieb Prinz Joinville, bei der Nachricht, daß sich Graf Bresson, der Vermittler der spanischen Heirathen in Neapel selbst den Tod gegeben, aus Erbitterung gegen den König einen merkwürdigen Brief an seinen Bruder Nemours, worin es heißt: „Der König ist unbeugsam; er hört keinen Rath mehr; sein Wille soll überall durchdringen. Es gibt keine Minister mehr, ihre Verantwortlichkeit ist null. Alles geht vom König aus. Er hat ein Alter, in dem man keine Gegenvorstellungen mehr annimmt. Unsere Lage ist keine gute. Im Inneren ist der Zustand unserer Finanzen nach siebenzehn Friedensjahren keineswegs glänzend, nach Außen, wo wir der nationalen Eigenliebe einige jener Befriedigungen hätten verschaffen können, welche für unser Land so werthvoll sind, und mit deren Hülfe man die Aufmerksamkeit desselben von ernstlichen Uebeln ablenken kann, stehen wir ebenso wenig glänzend da. Die Errichtung des Ministeriums Palmerston hat das leidenschaftliche Mißtrauen des Königs erregt, und uns dadurch zu der spanischen Unternehmung veranlaßt, die uns in den beklagenswerthen Ruf der Unredlichkeit gebracht. Von England getrennt in dem Augenblicke wo die Ereignisse in Italien eintraten, haben wir an denselben nicht jenen thätigen Antheil nehmen können, welcher das Herz Frankreichs erfreut haben, und der im Einklange mit jenen Prinzipien gewesen sein würde, die wir nun einmal nicht aufgeben können, weil wir vermöge derselben existiren. Wir haben es nicht gewagt uns gegen Oesterreich zu kehren, aus Furcht England möge eine neue heilige Allianz gegen uns anstiften. Wir treten vor die Kammern mit einer jämmerlichen innern Lage, und mit einer äußern, die nicht besser ist. Das Alles ist lediglich das Werk des Königs, die Folge des hohen Alters eines Königs welcher regieren will, dem aber die Kraft fehlt männliche Entschlüsse zu fassen". — „Ich will Alles kurz zusammenfassen: In Frankreich zerrüttete Finanzen, auswärts die Wahl zwischen Abbitte und Ehrenerklärung an Lord Palmerston wegen der spanischen Heirathen, und dem Entschlusse gemeinschaftliche Sache mit Oesterreich zu machen, um in der Schweiz den Gendarmen zu spielen, und in Italien gegen unsre Prinzipien und gegen unsre natürlichen Bundesgenossen zu kämpfen. Das Alles ist die Schuld des Königs, und allein des Königs, der unsre verfassungsmäßigen Einrichtungen verfälscht hat. Ich finde das Alles sehr ernst". *Prinz Joinville über die Lage.*

b. Frankreichs Stellung nach Außen.

1. Italien und der Orient.

Die Julirevolution war für die meisten Staaten des europäischen Festlandes ein elektrischer Schlag, der, verbunden mit der gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung Europa durchziehenden Cholera, Schrecken und Bekümmerniß über die Lenker der Staaten brachte und die höheren Klassen aus dem behaglichen Genuß des Lebens aufscheuchte. Ausgedehnte Kriegsrüstungen in allen Ländern gaben Zeugniß von der Besorgniß der Regierungen. In den Niederlanden, in Polen, in Deutschland, in Italien regte sich die mit den bestehenden Zuständen unzufriedene Partei der Liberalen und suchte im Vertrauen auf Frankreichs Unterstützung ein freieres Staatswesen und zeitgemäße Reformen zu erringen. Die *Frankreich und die europäische Lage.*

Scheu der europäischen Mächte vor einem Krieg, der bei der herrschenden Aufregung und Parteiung und bei der politischen Reife der Völker leicht in einen Prinzipienkampf und Bürgerkrieg übergehen konnte, bewog die Regierungen zu manchen Zugeständnissen, und würde sie zu noch größerer Nachgiebigkeit bewogen haben, hätten nicht auf der einen Seite die ungestümen, mit Drohungen, Verschwörungen und planlosen Aufständen verbundenen Forderungen und Bestrebungen der Liberalen die Lenker der Staaten zu gemeinsamem Widerstande ermuthigt und genöthigt, und hätte nicht sehr bald die friedfertige Gesinnung des Bürgerkönigs, der die Anerkennung seiner Thronberechtigung und Ebenbürtigkeit nicht wie einst Kaiser Napoleon mit dem Schwert, sondern als ein „Napoleon des Friedens", mit den Waffen der Politik und Diplomatie zu erwerben suchte, die Befürchtungen der Fürsten zerstreut. Wie laut sich auch im Anfang die nationale Mißstimmung über die verhaßten Verträge von 1815 in ganz Frankreich kund gab, wie sehr die revolutionäre Fortschrittspartei für die Ausdehnung der Grenzen am Rhein und in den Savoyer Alpen agitirte, dank der durch Talleyrand's diplomatische Thätigkeit bewirkten Allianz zwischen Frankreich und Großbritannien wurde ein europäischer Krieg vermieden, das politische Gleichgewicht der Staaten aufrecht erhalten. Es war für die Friedenspartei in Paris keine leichte Aufgabe, die aufgeregten Geister zu zähmen; die Gesellschaft der „Volksfreunde" sandte ein auf eigene Kosten ausgerüstetes Bataillon nach Brüssel; bei Gelegenheit der Kammerverhandlungen über die auswärtige Politik, wobei der Ministerpräsident Laffitte in einer berühmten Rede einen kriegerischen Ton anschlug, sprach General Lamark, ein volksbeliebter Abgeordneter: „Der Krieg ist ein so mächtiger Kitt, er wirft einen so glänzenden Strahlenschein um einen Thron, er gibt einer neuen Dynastie so tiefe Wurzeln, daß es politisch ist, ihn selbst ohne Beweggrund zu wollen". Selbst in London verfocht Talleyrand „wie ein Drache" die Ansprüche Frankreichs auf eine Grenzerweiterung gegen Belgien. Aber der bestimmte Ausspruch Palmerston's: „England wünsche lebhaft das beste Einvernehmen mit Frankreich zu pflegen und mit ihm in intimster Freundschaft zu verkehren, aber nur unter der Voraussetzung, daß Frankreich sich mit dem schönsten Gebiete Europas begnüge und nicht daran denke, ein neues Kapitel von Uebergreifungen und Eroberungen zu eröffnen", und die aufrichtige Friedensliebe des Königs, der durch seinen Gesandten Mortemart in St. Petersburg feierlich versichern ließ, er werde allen revolutionären Kriegsleidenschaften widerstehen, dämpfte in Paris die Kriegslust und den Ruf nach bewaffneten Interventionen zu Gunsten der aufständischen Völker. Die Unabhängigkeit des Königreichs Belgien nebst der Schleifung einiger Grenzfestungen war das einzige gelungene Ereigniß, das nach jahrelangen Unterhandlungen auf der Minister-Conferenz zu London aus der Julirevolution hervorging. Oft sah es während dieses diplomatischen Feldzugs stürmisch und kriegerisch genug aus. Aber die feste Erklärung des Ministers Palmerston, daß die Aufrechterhaltung der fran-

(Randnotiz neben „freunde": 1. Decbr. 1830.)

zösischen Throncandidatur für Belgien, sei es in der Person des Herzogs von Nemours, des zweiten Sohnes von Louis Philipp, oder des neapolitanischen Prinzen, seines Neffen, das Zeichen zu einem Bruch und Krieg zwischen England und Frankreich sein würde, bewirkte, daß in Paris eine nachgiebigere Stimmung Platz griff und daß man den Gedanken, in dem neuen Königreich eine Orleans'sche Secundogenitur zu schaffen, aufgab. Louis Philipp begnügte sich mit der Entscheidung, daß durch die Vermählung seiner Tochter Louise mit dem belgischen Wahlkönig Leopold von Sachsen-Koburg dem französischen und englischen Interesse gleichmäßig Rechnung getragen ward, und das Ministerium Périer brach den Widerstand des holländischen Königs und seiner siegreichen Armee durch die Absendung eines französischen Hülfsheeres, das als „Executionstruppen der Conferenz" die Durchführung der Londoner Abmachungen ermöglichte (XIV, 837). Auch in Portugal ließ es das englische Ministerium ruhig geschehen, daß Frankreich den despotischen Priesterknecht Dom Miguel, der einige Franzosen in Lissabon und Coimbra in brutaler Weise hatte verurtheilen und bestrafen lassen, zur strengsten Genugthuung zwang, und ging dann mit der Juli 1831. Julireegierung Hand in Hand, als es sich darum handelte den wortbrüchigen Usurpator seiner angemaßten Herrschaft zu berauben (XIV, 656 f.). Polen dagegen wurde seinem Schicksal überlassen. Weder die Bemühungen des Pariser Cabinets, durch diplomatische Vermittelung die „politische und nationale Existenz" der Polen zu retten, noch die Sympathien der Völker aller Länder, die sich in Paris zu lärmenden Kundgebungen und Straßentumulten steigerten, vermochten das unglückliche Volk vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren. Man gewährte den Flüchtlingen Unterstützung aus Staatsmitteln und die ganze französische Nation beeiferte sich, durch Sammlungen und Hülfsvereine dem Nothstande derselben nach Kräften abzuhelfen; auch die Kammer versäumte keine Gelegenheit, Wünsche für die Erhaltung der alten polnischen Nationalität auszusprechen, die aber wenig Beachtung fanden, zumal als die große Zahl unbeschäftigter revolutionslustiger Leute der Julireegierung manche Verlegenheiten schuf. Sie verstärkten die Reihen der demokratischen Bewegungspartei im Innern und schürten in den Nachbarländern das aufrührerische Feuer. Aber alle Verschwörungen und Aufstandsversuche, die in der Folge von den über alle Länder zerstreuten und durch eine geheime Propaganda für Wiederbelebung ihrer Nationalität wirkenden polnischen Emigranten veranstaltet wurden, endeten zu ihrem Schaden und füllten die Kerker und Verbannungsorte mit neuen „Märtyrern". Die deutschen Fürsten, dem Gelüsten der Franzosen nach der Rheingrenze mißtrauend, buhlten um die Gunst des in seiner Selbstherrlichkeit sich stark fühlenden Rußland, wiesen die Rheinbundsgedanken, die man von Paris aus zu beleben bemüht war, von der Hand und beförderten das Streben des Zaren, vermittelst Ehebündnissen und Verwandtschaftsbanden über die meisten deutschen Höfe ein Netz zu werfen. Der schroffe herausfordernde Ton, den der Ministerpräsident

Broglie im Gefühle seiner „Tugend und Gerechtigkeit" bei allen europäischen Verwickelungen gegenüber Preußen und Oesterreich anschlug, kam den Bestrebungen des russischen Kaisers, Deutschland und die Nordostmächte enger zu einer solidarischen Erhaltungspolitik zu verbinden, sehr zu Statten. Wenn auch hie und da die Juliregierung, gedrängt durch die liberale Opposition und die öffentliche Volksstimmung in Frankreich diplomatische Vorstellungen machen ließ, auch wohl zeitweise Neigung zeigte, die freisinnigen Regungen in den kleineren Staaten des deutschen Bundes zu beschützen, die constitutionellen Regierungen unter Frankreichs Protectorat gegen die absoluten Mächte des Nordens und Ostens zu vereinigen, so waren das nur vorübergehende Anwandlungen, die durch Louis Philipp's friedfertiges Bemühen, alle Unebenheiten und Verstimmungen der Cabinete auszugleichen, bald abgeschwächt wurden und keinen dauernden Nachdruck auf das politische Leben rechts vom Rhein zu üben vermochten.

Die Julirevolution und die italienischen Patrioten.

Wenn in Belgien die französische Hofpolitik wenigstens einige Erfolge zu verzeichnen hatte, so brachte dagegen in Italien die unsichere und schwankende Haltung der Regierung dem Julikönigthum eine moralische Niederlage. Seit dem Scheitern der revolutionären Erhebungen in Neapel und Piemont waren die Hoffnungen der italienischen Patrioten auf Frankreich gerichtet. Wie viele Flüchtlinge hatten bei der stammverwandten Nation Schutz gesucht gegen die Schrecken der Kriegsgerichte und Kerker, welche der österreichische wie der einheimische Despotismus über die Halbinsel verhängte! Italienische Ausgewanderte und Verbannte hatten während der Regierung Karl's X. die Franzosen in die „Kunst der Complotte" eingeweiht und zugleich das Feuer conspiratorischer Geheimbünde in der Heimath unterhalten. Alle Fäden dieser Geheimbünde liefen in den Händen Lafayette's und einiger Gesinnungsgenossen wie Dupont de l'Eure und Mauguin zusammen. In Paris bestand ein Comité italienischer Exulanten, die mit den Patrioten der Halbinsel in fortwährender Fühlung waren und die Parole ausgaben. Die Seele derselben war Giuseppe Mazzini aus Genua, ein Mann von einnehmendem Wesen, von hohem literarisch-publicistischen Talente, von rastloser Thätigkeit und wunderbarer Organisationsgabe, der das Conspiriren und Complottiren mit dem glühenden Eifer eines Apostels und Missionärs betrieb. Was war natürlicher, als daß die Nachricht von der Julirevolution bei dem heißblütigen südländischen Volke die größte Aufregung erzeugte, die Regierungen mit Befürchtungen, die Patrioten mit Erwartungen und Zuversicht füllend! Wir wissen (XIV, 820), daß ganz Mittelitalien von einer tiefen Gährung ergriffen ward. In Bologna, wo sich eine provisorische Regierung bildete, deren Präsident Vicini das Oberhaupt der Kirche daran erinnerte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, las man in einem Anschlag, „die dankbare Nachwelt werde die drei Pariser Julitage neben die sechs Schöpfungstage stellen". Die Romagna, die Marken, die meisten Städte des östlichen Kirchenstaats bis nach Ancona fielen in die Gewalt der Aufständischen; nur mit

Mühe wurde in Rom selbst die Engelsburg durch Trasteveraner Freiwillige und päpstliche Truppen der geistlichen Herrschaft erhalten. Vom Po bis zum Faro waren Verschworene und alte Carbonari in Bewegung; der reiche und ehrgeizige Herzog Franz IV. von Modena, der einst mit österreichischer Hülfe die Nachfolge in Piemont zu erlangen getrachtet, hielt es jetzt für möglich, durch die Revolutionspartei und das liberale Frankreich eine Königskrone zu erringen. Er benahm sich so, daß die Geheimbündler ihn zu den Ihrigen rechneten, ihn als Führer und Werkzeug für ihre Umsturzpläne zu gebrauchen gedachten, während er zu gleicher Zeit sich den Rückweg zu Oesterreich offen hielt. „Alles war Verstellung, und jeder betrog den Andern". Auch Bonapartisten und Muratisten gehörten zu den Eingeweihten. Die beiden Söhne der Hortensia, der ehemaligen Königin von Holland, waren in die Conspiration verflochten; der älteste derselben sollte sie nicht überleben. Mit dem zweiten, dem das Schicksal eine glänzende Zukunft bestimmt hatte, hielt sich die Mutter eine Zeitlang in Ancona auf.

So lange Lafayette und Laffitte noch die Politik bestimmten, betonte man in Paris auch dem Apenninenlande gegenüber das Prinzip der Nichteinmischung. Im Gegensatz zu der heiligen Allianz, sagte der Minister des Auswärtigen im Abgeordnetenhaus, werden wir die freiheitlichen Bestrebungen, wo sie sich auch regen mögen, schützen und ihnen Entwickelung und kräftiges Leben sichern. Durch diplomatische Unterhandlungen suchte man auch in Wien und bei den italienischen Höfen jeden Interventionsgedanken niederzuschlagen. Jeder Staat sollte sich selbst überlassen bleiben. Sogar der provisorischen Regierung in Bologna wurde das neue Staatsrecht aufgenöthigt. Sie ging darauf ein, im sichern Glauben an die Macht der revolutionären Propaganda und an das Zusammenwirken aller Italiener für ein nationales Staatswesen. Aber die Patrioten sollten bitter getäuscht werden. Die freiheitlichen Sympathien, die man aus Rücksicht auf die liberale Zeitströmung in Paris zur Schau trug, waren weder tief noch aufrichtig. Die bedrängten Regierungen schöpften daher frischen Muth. In Turin richtete man seine Blicke wieder der Hofburg zu; Franz von Modena zerriß die Insurrectionspläne der Verschwornen in seiner Hauptstadt durch rasches Einschreiten gegen die in Menotti's Haus versammelten Führer. Und als er sich mit seinen Beamten vor dem von Bologna aus drohenden Sturme nach dem Venetianischen zurückzog, führte er, wie uns erinnerlich, den betrogenen Revolutionsmann, der bei dem Ueberfall verwundet in seine Hände gerathen war, mit sich fort, um ihn einige Zeit nachher einem ehrlosen Tode zu überantworten (XIV, 820), und sühnte seine liberale Anwandlung oder Heuchelei durch ein tyrannisches Schreckensregiment. Er versagte dem Julikönig die Anerkennung und vermählte in der Folge seine Tochter mit dem Grafen Chambord, dem legitimistischen Prätendenten. Der neue Papst Gregor XVI., der in mönchischer Unbehülflichkeit dem Aufruhr in den Provinzen rathlos gegen-

Das Prinzip der Nichtintervention.

überstand, wandte sich, als die öffentlichen Gebete und Reliquienausstellungen keine Wunder bewirkten, an Oesterreich um Hülfe. Nach einigem Bedenken beschloß Metternich dem Hülferuf des heiligen Vaters und der geflüchteten Regenten von Modena und Parma zu willfahren, selbst auf die Gefahr hin, daß auch Frankreich das Prinzip der Nichtintervention zu Gunsten der Aufständischen geltend machen würde.

Frankreich und Oesterreich gegenüber dem aufständischen Italien.

In Paris wurden von Périer und von dem Minister des Auswärtigen tapfere Reden geführt; aber der österreichische Staatskanzler hatte bereits die geheime Gesinnung des französischen Königs durchschaut. Er wagte es das neue staatsrechtliche Dogma, das selbst von der provisorischen Unionsregierung gegenüber den Insurgenten von Parma und Modena für heilig erklärt wurde, durch thatsächliches Vorgehen zu verletzen. Oesterreichische Regimenter rückten unter General Frimont in die aufständischen Provinzen ein. (März 1831.) Sie besetzten Modena, Parma, Ferrara. Die Insurgenten, unter sich uneinig und nach verschiedenen Zielen strebend, leisteten nirgends Widerstand und schalten einander Verräther. Vergebens suchte General Zucchi, ein ehemaliger österreichischer Offizier, den die revolutionäre Regierung an die Spitze der Patriotenarmee gestellt, den Vormarsch der Kaiserlichen zu verhindern; er wurde in der Nähe von Rimini zurückgeworfen und das aufständische Land von Bologna bis Ancona von österreichischen Truppen besetzt. Bald waren die Häupter der Liberalen wie vor zehn Jahren auf der Flucht oder in Gefangenschaft. Die provisorische Regierung von Bologna, welche aus Rücksicht auf das Nichtinterventionsprinzip den Aufständischen in Modena und Parma jede Unterstützung versagt, welche aus Schonung der dynastischen Eifersucht des Hauses Orleans die Bonapartischen Prinzen zurückgewiesen und in Forli internirt hatte, wo der älteste nach einigen Tagen an den Masern starb, (17. März 1831.) rief umsonst die Hülfe Frankreichs zur Wahrung des Grundsatzes der „Nichteinmischung“ an. Louis Philipp und sein Vertrauter Sebastiani wiesen jede Verbindung mit der Revolution von der Hand. Die Versicherung Metternich's, daß die italienischen Aufstände nur das Werk Bonapartistischer und Carbonarischer Wühlereien seien, deren Niederwerfung sowohl Frankreichs als Oesterreichs Sicherheit und Interesse erheische, machten Eindruck an der Seine. Das schonende Auftreten der österreichischen Truppen in Ancona und die beruhigenden Manifeste von Seiten der Curie, welche durchgreifende Reformen und Amnestie verhießen, erleichterten der französischen Regierung die friedfertige Haltung. Oesterreichische Besatzungstruppen sollten nur so lange in einigen der insurgirten Städte verbleiben, bis es der Landesregierung gelungen sein würde die Ruhe und Sicherheit herzustellen. „Nie werden wir uns einer lebhaften Theilnahme an den Fortschritten der europäischen Völker erwehren“, sagte der Ministerpräsident Périer in seiner ersten Kammerrede, „aber ihre Geschicke liegen in ihrer eigenen Hand, die Freiheit muß stets national sein; jede fremde Provocation schadet ihr und compromittirt sie“.

Unterdessen sollten Bevollmächtigte der fünf Großmächte in Rom zu einer Conferenz zusammentreten, um der päpstlichen Regierung die Reformvorschläge in Betreff der Verwaltung, des Steuer- und Finanzwesens, der Gerichtsorganisation vorzulegen, welche die europäischen Regierungen als nothwendig für die öffentliche Ordnung des Kirchenstaates erachteten. Am 21. Mai wurde dem Staatssecretär Cardinal Bernetti eine von dem preußischen Gesandten Bunsen verfaßte Denkschrift überreicht und von dem französischen Botschafter, dem feingebildeten liberalen und dabei religiös gesinnten Grafen St. Aulaire aufs Dringlichste zur Annahme empfohlen. Die Curie zeigte aber wenig Neigung die verlangten Reformen einzuführen, die „neue Aera", die sie in der Noth in Aussicht gestellt, ernstlich zu begründen. Vielmehr benutzte sie ein Anlehn von drei Millionen Scudi, das sie mühsam in England und andern Ländern zusammenbrachte, zur Anwerbung einer päpstlichen Armee, welche die aus Ancona und den Legationen abziehenden österreichischen Schutzmannschaften ersetzen sollte. Die Provinzen weigerten sich, diese verwilderten, aus dem Abschaum aller Nationen zusammengelesenen, aus Banditen und Sträflingen ergänzten Truppen in ihren Städten aufzunehmen. Sie hielten mit der Steuerzahlung zurück, errichteten Bürgergarden, vertauschten die päpstlichen Farben mit der italienischen Tricolore. In Bologna berieth sich eine Delegirtenversammlung der ganzen Romagna über eine constitutionelle Verfassung. Die römische Regierung und die Sanfedisten, welche die alten Mißstände aufrecht erhalten wollten, geriethen in Wuth. Cardinal Albani zog mit den neuen Söldnern gegen die Rebellen. Aber so groß war der Volkshaß gegen die „Papalini", daß der Cardinal trotz eines siegreichen Gefechtes zwischen Rimini und Cesena sich nicht zu behaupten vermochte. Die verwilderten Soldaten und Banditen begingen in Forli und andern Städten empörende Grausamkeiten und schändliche Unthaten, wütheten gegen ruhige Ortschaften und heilige Stätten mit roher Zuchtlosigkeit und ungezügeltem Frevelmuth, so daß aufs Neue österreichisches Militär einrücken mußte, um die päpstliche Regierung und ihr Land vor den eigenen Soldaten zu retten. Die Bürgerschaft von Bologna empfing die Einziehenden wie Retter und Befreier.

Die päpstliche Regierung und die Insurgenten. — *Mai 1831.* — *24. Decbr. 1831.* — *28. Jan. 1832.*

In Paris sah man mit Eifersucht auf die neue Machtentfaltung des Kaiserstaats: War doch die Metternich'sche Politik von lange her auf die Erwerbung der Legationen gerichtet. Wenn es der Wiener Regierung gelang, zu den Sympathien der italienischen Höfe, die sie stets besessen, auch noch die Zuneigung der mißhandelten Völker zu gewinnen, wer wollte sie dann verhindern ihre Hegemonie und Schutzherrschaft über die ganze Halbinsel auszudehnen? Dies konnten Périer und die tonangebenden Männer an der Seine unmöglich zugeben. In aller Stille wurde von Toulon ein Geschwader mit Schiffsmannschaft abgeschickt, welches in der Nacht des 22. auf den 23. Februar die Stadt Ancona durch einen Handstreich nahm. Der päpstliche Commandant der Citadelle wurde gezwungen, die Besetzung mit den Eindringlingen zu theilen. Eine

Besetzung Ancona's durch Frankreich. — *22. Febr. 1832.*

Proclamation verkündete den Bewohnern der überraschten Seestadt, „Frankreich sei gekommen die Sache der Völker gegen den Despotismus zu führen und Oesterreich, welches unter lügnerischen Versprechungen seine alten und ewigen Vergrößerungsabsichten verfolge, aufzuhalten“. Zugleich wurde Milde und Schonung empfohlen, „damit die Freiheit nicht mit den Attributen der Eumeniden erscheine“. General Cubières, welcher von der päpstlichen Regierung die Einwilligung zur Ausschiffung der Truppen erwirken sollte, traf in Rom erst ein, als die Seestadt schon im Besitz der Franzosen war.

Louis Napoleon Bonaparte. Louis Napoleon Bonaparte, der erkrankt in Ancona weilte, entfloh mit seiner Mutter unter mancherlei Gefahren über Pisa und Nizza nach Paris. Louis Philipp empfing sie theilnehmend. Er eröffnete ihnen Aussicht auf einen bleibenden Aufenthalt in Frankreich, ja auf Eintritt des Prinzen in die königliche Armee, sofern er seinen Namen ablegen wollte. Aber der Sohn der Hortensia, auf den der Bruder bei seinem Sterben in Forli seine Ansprüche übertragen hatte und der bald darauf durch den Tod seines Vetters, des Herzogs von Reichstadt in Wien der Haupterbe der dynastischen Traditionen werden sollte, weigerte sich, die auf dem Namen Bonaparte ruhenden nationalen Sympathien und Erinnerungen von sich zu geben. Er ließ sich von seiner Mutter die Orte zeigen, die wie Boulogne und Malmaison in der Geschichte des kaiserlichen Oheims von hervorragender Bedeutung gewesen, und bezog dann mit ihr das bescheidene Schloß Arenenberg in der Schweiz, stets im Geist den Glauben an seinen künftigen Herrscherberuf hegend, zu dem er sich durch Studien wie durch körperliche Uebungen im Reiten, Fechten, Schwimmen fähig zu machen bemüht war. Er trat als Artillerieoffizier in die Thurgauer Miliz ein und unterhielt Verbindungen mit politischen Flüchtlingen und mit den Anhängern seines Hauses.

Die Franzosen in Ancona. Seit der Juliwoche hatte kein Ereigniß die europäische Welt in solche Aufregung versetzt wie die französische Occupation Ancona's. Mehr als je schien ein allgemeiner Krieg unvermeidlich. Nicht nur die Höfe von Wien, Petersburg und Berlin sprachen ihren Unwillen aus, selbst in London erging sich die Toryistische Opposition, Wellington an der Spitze, in heftigen Vorwürfen gegen die Whiggistische Regierung, die dem „herzlichen Einvernehmen“ zu Liebe die Unabhängigkeit des heiligen Vaters opfere und Italien dem Ehrgeize Frankreichs preisgebe. Der römische Staatssecretär Bernetti protestirte gegen die Eingriffe in die Souveränetät des Papstes, gegen die Verletzung des Völkerrechts. Selbst der französische König und sein Minister Sebastiani ließen sich gegenüber den fremden Botschaftern zu entschuldigenden Erklärungen herbei. Aber Périer sagte ruhig: „Frankreich werde die in Italien eingenommene Stellung nicht wieder verlassen, ehe die Oesterreicher die Legationen geräumt“. Und dabei blieb es. Kurz nachher streckte sich Périer auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder
† 16. Mai 1832. aufstand; aber die französische Besatzung wurde nicht eingezogen. Ancona ward dadurch zum Heerd und Stützpunkt des italienischen Liberalismus und eine Garantie gegen reactionäre Gewaltthat und österreichische Schutzherrschaft. Der Papst, erbittert über die feindseligen Kundgebungen der Patrioten in den Marken, belegte die Seestadt mit dem Interdicte, wußte aber endlich, als der Com-

mandant der Citadelle der päpstlichen Autorität keine Schwierigkeiten bereitete und der französische Gesandte in Rom die Sache seiner Regierung mit möglichster Schonung und Mäßigung führte, der Nothwendigkeit eine gute Seite abzugewinnen. Denn man wußte im Vatican recht gut, daß unter der Fürsorge der Wiener Hofburg für die Integrität und Sicherheit des Kirchenstaats auch egoistische Vergrößerungs- und Herrschaftsgedanken lauerten, und die französische Politik nahm im Laufe der Zeit einen so conservativen Charakter an, gab der neuerungssüchtigen Partei des Fortschritts in Italien so wenig Ermunterung, daß die Herrschaft des apostolischen Stuhles keinerlei Gefahr lief. Unter Beihülfe der beiden Schutzmächte setzte der despotische Cardinal Albani sein Bedrückungssystem ungehindert fort. Von der Einführung der verheißenen Reformen war keine Rede mehr. Mit Hülfe eines Freiwilligencorps, das in Centurionen getheilt über das unbotmäßige Land verbreitet wurde, suchte man durch Gewaltthat und Unterdrückung die „päpstliche Ordnung" aufrecht zu erhalten und die Unterthanen an Gehorsam zu gewöhnen. Unter solchen Umständen lebten die Geheimbünde und Verschwörungen von Neuem auf.

Sechs Jahre dauerte die Occupation. Erst als bei dem äußerlich ungestörten Friedensstand der Halbinsel die fremde Ueberwachung als überflüssig erachtet ward und Kaiser Ferdinand bei Gelegenheit seiner Krönung in Mailand eine Amnestie verkündete, verließen die österreichischen wie die französischen Truppen fast gleichzeitig das päpstliche Gebiet. Aber in den Gemüthern der Bevölkerung dauerte der Groll fort. Novbr. Decbr. 1838.
„Der Haß über die Wortbrüchigkeit der Curie", heißt es bei Ruth, „über die scheußliche Restauration durch Albani, die Grausamkeit der Sanfedisten und Centurionen, die Unterdrückung aller Bürger- und Menschenrechte und die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit einer Revolution als der einzigen möglichen Abwehr der kirchlichen Tyrannei, setzte sich immer fester. Ancona blieb auch nach der Räumung der Franzosen Centrum des Liberalismus". Im Pariser Abgeordnetenhaus wurde es scharf gerügt, daß man vor der Räumung keine Bürgschaften für Recht und Freiheit der Unterthanen ausbedungen habe. Neun Jahre später gingen Guizot und Metternich Hand in Hand, um die „conservativen Interessen" zu wahren, als Papst Pius IX. die Fahne des politischen Fortschritts und der freiheitlichen Reform aufpflanzte und von den Alpen bis zum Faro der Liberalismus hoffnungsreich und thatenmuthig wieder seine Schwingen hob.

Die schonende und friedfertige Haltung der Juliregierung gegenüber den europäischen Staaten erregte bei dem französischen Volke viel Unzufriedenheit. Um so rathsamer erachtete man es in den Tuilerien, dem militärischen Geist der Nation in der Ferne einen Schauplatz für Thaten und Triumphe zu schaffen. Die kriegerischen Verwickelungen im Oriente zwischen der ottomanischen Pforte und Aegypten sowie die Behauptung und Colonisirung des kurz vor der Julirevolution eroberten Gebietes von Algier boten dazu die beste Gelegenheit. Beide Unternehmungen hatten einen inneren weltpolitischen Zusammenhang. Denn was den Franzosen den Besitz des nordafrikanischen Küstenlandes so wichtig macht, ist der dadurch bedingte Antheil an der Herrschaft über das Mittelmeer

Kriegerisches Vorgehen in der Ferne.

und der Einfluß auf die Entwickelung der orientalischen Angelegenheiten. Doch waren die Erfolge auf beiden Kriegsschauplätzen ungleich. So manche Trophäen die französischen Waffen in Algier erfochten, wie wir sogleich erfahren werden, so dürftig waren die Früchte, welche die Kriegspolitik des Ministeriums Thiers aus den Gewässern der Levante heimbrachte.

Mehemet Ali in Aegypten.

Es ist eine altüberlieferte Politik aller französischen Regierungen, mit den mohammedanischen Staaten des Morgenlandes in gutem Vernehmen zu stehen und sich einen Einfluß auf die Gestaltung der dortigen Dinge zu bewahren, namentlich verlieren sie nie das seit Napoleon's denkwürdiger Unternehmung ihnen näher gerückte Aegypten aus den Augen. Sollte einst das morsche Reich der Pforte, das durch die Umwandlung der altislamischen Feudal- und Janitscharenmacht in einen europäischen Beamten- und Militärstaat mehr geschwächt als verjüngt worden war, zusammenstürzen, so wünscht Frankreich auch seinen Antheil an der Beute zu haben, und was könnte ihm dann gelegener sein als das fruchtbare Nilland, das, mit Algerien verbunden und durch weitere Eroberungen vergrößert, ein Reich bilden würde, welches an Bedeutung mit dem englischen Ostindien wetteifern könnte? Dieser noch im Dunkel der Zukunft verborgene Plan mag der Beweggrund gewesen sein, daß Louis Philipp und seine Minister den hartherzigen, tyrannischen Pascha Mehemet Ali und dessen kriegerischen Sohn Ibrahim so warm in ihre Freundschaft einschlossen. Wir haben die beiden Männer schon früher kennen gelernt (XIV, 741 f.). Mehemet Ali, ein Makedonier von geringer Abkunft, hatte sich, wie uns bekannt, nach einer wechselvollen Jugend zum Pascha von Aegypten emporgeschwungen. Hier vernichtete er zuerst durch Hinterlist, Mord und Gewaltthat die Macht der Mameluken und tödtete ihre Führer; dann begründete er mit Hülfe europäischer, namentlich französischer Rathgeber ein Regierungssystem, wobei abendländische Civilisation mit morgenländischem Despotismus in einer gräuelvollen Mischung gepaart war. Durch einen furchtbaren Steuerdruck und durch die Verfügung, daß alle Bodenerzeugnisse zu einem festgesetzten Preis an ihn abgeliefert werden müßten und alle fremden Lebensbedürfnisse nur durch ihn bezogen werden dürften, brachte er die grundbesitzenden Bauern (Fellahs) zur Verzweiflung, so daß diese es vorzogen, ihr steuerbares Eigenthum dem Tyrannen zu übertragen und als dessen Tagelöhner und Sklaven es zu bebauen, wodurch fast ganz Aegypten in ein großes Herrengut des Pascha umgeschaffen wurde. Nun führte er europäische Industrie ein, die ihn selbst immer reicher, das Volk dagegen immer ärmer machte, ließ das ganze Land mit Baumwolle anpflanzen, deren Handelsbetrieb ihm allein zustand, und nahm von europäischen Einrichtungen gerade diejenigen an, die, wie die Polizei und das Conscriptionssystem, das Volk in immer drückendere Fesseln schlugen, oder die, wie die Anfertigung eines neuen Gesetzbuches nach französischem Muster, die Gründung einer höhern

Lehranstalt, einer Druckrei, einer Zeitung u. dgl. dem Staat den Anstrich eines civilisirten verleihen und das Ausland blenden sollten.

Im Vertrauen auf seine bedeutende, nach französischem Muster eingerichtete und geübte Militär- und Seemacht versagte Mehemet Ali dem türkischen Sultan, der seit seinen gewaltthätigen Reformen im Heerwesen und in der Staatsverwaltung (XIV, 759 f.) in den Augen der strenggläubigen Osmanli als ein Verleugner des Koran und der altislamischen Traditionen galt, den schuldigen Tribut und dehnte sein Reich nach allen Seiten aus. Er unterwarf Nubien und Kordofan, wo er den Negerhandel auf die empörendste Weise betreiben ließ, und bekriegte durch seinen sieggewohnten Sohn Ibrahim den Pascha von Akka, der im Auftrage seines Gebieters in Konstantinopel die Macht des ägyptischen Vicekönigs zu beschränken oder zu brechen suchte, zu Land und zur See. Ibrahim eroberte Akka und Damascus, warf die Vorhut des türkischen Heeres bei Homs zurück und drang, nachdem er sich Aleppo's bemächtigt und im Engpaß von Beylan die entmuthigte Armee des Sultans aufs Haupt geschlagen, bis in die Nähe von Adana, der Hauptstadt Ciliciens vor, überall von der Bevölkerung freudig begrüßt. Unbekümmert um die von der Pforte ausgesprochene Achtserklärung gegen Mehemet Ali, unterwarf sich Ibrahim ganz Palästina und Syrien, erfocht bei Koniah (Iconium) in Kleinasien einen neuen Sieg über den Großwesier Reschid Mehemet und richtete seinen Marsch nordwärts gegen Brussa und Scutari, den Padischa in seiner eigenen Hauptstadt bedrohend. Die europäischen Großmächte geriethen in Unruhe und suchten durch diplomatische Unterhandlungen sowohl in Konstantinopel und Alexandria, als unter einander eine Ausgleichung des Streits und die Erhaltung des Friedens zu bewirken. Es war ein schwieriges Werk bei den getheilten Interessen und verschiedenartigen Tendenzen der einzelnen Regierungen. Denn während Rußland bereit war die von Sultan Mahmud erbetene Hülfeleistung durch Absendung eines Landheeres und einer Flotte zu gewähren, um die Pforte zu unterwerfen, indem man sie rettete, trat Frankreich, nach einigem Schwanken zwischen den alten politischen Traditionen und der von der öffentlichen Meinung geforderten Bundesgenossenschaft mit dem Vicekönig, auf Seite des letzteren und suchte zu Gunsten Mehemet Ali's und Ibrahim's zu vermitteln. Dank der Neigung der Regierungen für das Nichtinterventionsprinzip, gelang es dem französischen Bevollmächtigten Admiral Roussin die türkisch-ägyptischen Streitigkeiten durch einen Vertrag zu lösen. Zum Gelingen der Vermittelung trug die Furcht des Divan vor der russischen Hülfeleistung nicht wenig bei. Kraft des Präliminarfriedens von Kutahyeh sollte Mehemet Ali die Statthalterschaft über ganz Syrien unter der Hoheit der Pforte erhalten, Adana an Ibrahim überlassen werden. Mit welchem Aerger empfing der stolze Zar von Petersburg den Dank Mahmud's für seine Willfährigkeit, zugleich mit dem festen Ersuchen, die russische Flotte von den Gewässern des Bosporus abzurufen! Daß das liberale Frankreich außer Ancona

Aegyptischer Eroberungskrieg und diplomatische Vermittelung.

30. Jul 1832.

21. Decbr. 1832.

5. Mai 1834.

und Antwerpen nun auch noch die Lösung der orientalischen Frage zu seinen Erfolgen rechnen konnte, war dem Selbstherrscher aller Reußen ein Dolchstoß ins Herz. Als aber die übrigen Mächte mit dem Abkommen einverstanden waren, sah er sich genöthigt den Befehl zum Rückzug der Flotte und des Heeres zu ertheilen. Nachdem alle Schwierigkeiten, die sich noch einstellten, aus dem Wege geräumt waren, wurde am 5. Mai der Frieden unterzeichnet.

Vertrag von Hunkiar Iskelessi. Sollte aber Rußland für die guten Dienste, die es der Pforte geleistet, keinerlei Vortheil ziehen? Das war nicht nach dem Sinne des Kaisers Nicolaus und entsprach nicht der traditionellen Politik des Petersburger Hofes. Ehe Graf Orloff, der Vertraute des Zaren, in dessen Hände der Oberbefehl über die Land- und Seemacht am Bosporus und die Leitung der diplomatischen Geschäfte gelegt war, den Rückzug antrat, schloß er mit Mahmud den „Defensivvertrag" von 8. Juli 1833. Hunkiar Iskelessi, worin sich Rußland verpflichtete der Türkei bei jeder drohenden Gefahr auf ihr Verlangen bewaffnete Hülfe zu leisten, die Pforte dagegen die Zusicherung gab, die Meerenge der Dardanellen zu schließen, d. h. den fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in dieselben unter keinerlei Vorwand zu erlauben. Vergebens erhoben die Westmächte Einsprache gegen eine Uebereinkunft, durch welche Rußland allein das Vorrecht erhielt, neben der Pforte und mit ausdrücklicher Ermächtigung derselben die Gewässer von Konstantinopel zu beherrschen; in Petersburg kehrte man sich nicht an die Verwahrung der Westmächte, zumal als man der Beistimmung von Oesterreich und Preußen versichert war. Zu einem Kriege konnte man sich aber in Paris und London nicht entschließen. So blieb denn der Vertrag von Hunkiar Iskelessi in Kraft. Kaiser Nicolaus freute sich, der Einmischung des liberalen Juliregiments in die orientalischen Angelegenheiten einen Riegel vorgeschoben zu haben, und beharrte nun um so standhafter bei seiner Antipathie gegen den Revolutionskönig, die er selbst im Verkehr mit den französischen Gesandten in Petersburg offen zu erkennen gab.

Die orientalische Frage und die Cabinete. Das Abkommen von Kutahyeh war nur ein Waffenstillstand; die Mißhelligkeiten zwischen dem Sultan und dem Vicekönig dauerten fort und nahmen durch die Einmischung der europäischen Diplomatie mehr und mehr einen gereizten Charakter an. Mehemet Ali strebte nach einer von der Pforte unabhängigen Erbmonarchie, die Aegypten, Syrien, Kreta und andere eroberte Landschaften umfassen und dereinst auf seinen Lieblingssohn Ibrahim übergehen sollte. Das Anerbieten Mahmud's, die Erblichkeit für Aegypten dem Lehnsfürsten zu gestatten, war dem herrschsüchtigen Vasallen nicht genügend. Der Großwesier Chosrew und der junge ehrgeizige Minister Reschid Pascha, ein Staatsmann von europäischer Bildung, gossen Oel in die Flamme. England blickte grollend und eifersüchtig auf den Beherrscher des Nillandes, der von allen fremden Waaren Zoll erhob und dem indischen Handel alle möglichen Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg legte. Nur die Befürchtung, Rußland

möchte im Falle eines Krieges die ihm durch den Vertrag von Hunkiar Iskelessi zugefallene Beschützerrolle gegenüber der Türkei zur Erweiterung seiner eigenen Machtsphäre im Bosporus und in der Hämushalbinsel ausnutzen, bewog das britische Cabinet für Erhaltung des Friedens zu wirken, zugleich aber für die Integrität und Unabhängigkeit der Türkei einzutreten. Zu dem Zweck suchte Lord Palmerston das „herzliche Einvernehmen" mit Frankreich zu befestigen und Louis Philipp, dem damals das Interims-Ministerium Soult willfährig zur Seite stand, begünstigte diese Friedenspolitik, die ganz nach seinem Sinne war. Die öffentliche Meinung sprach sich mehr für eine kriegerische Action aus. Die Deputirtenkammer, wo Lamartine, Graf Al. Laborde, Guizot die orientalische Frage mit Beredsamkeit und Sachkenntniß auseinander setzten, genehmigte die verlangte Creditforderung von zehn Millionen für den Fall einer bewaffneten Einmischung, jedoch unter der Voraussetzung, daß die Regierung eine Frankreichs würdige Politik treibe. Denn man hatte das Gefühl, daß das Ministerium bei dem frühern Auftreten kein festes Ziel im Auge gehabt und daher von keiner Seite Dank oder Lohn geerntet habe. Sommer 1839.

Mittlerweile wurde in Kleinasien die Entscheidung durch das Schwert getroffen. Jahrelang waren die türkischen und ägyptischen Truppen in der Nähe des Euphrat einander gegenüber gelagert. Da ging dem heftigen jähzornigen Padischa Mahmud die Geduld aus und er befahl seinem Feldherrn Hafiz Pascha, den Grenzstrom zu überschreiten und Ibrahim aus Syrien zu vertreiben. Aber das ägyptische Heer war in besserem Stande als das türkische. Bei Nisibis wurde Hafiz Pascha aufs Haupt geschlagen; 12,000 Gefangene, 162 Kanonen und das gesammte Lager fielen in die Hände des Siegers. Noch ehe die Nachricht von diesem Schlag in Konstantinopel eintraf, war Sultan Mahmud, der sich in den letzten Jahren immer mehr der Trunksucht und einem ausschweifenden Leben hingegeben, ins Grab gesunken und ein Knabe, der sechzehnjährige Abdul-Medschid, hatte den Thron bestiegen. In dieser rathlosen Lage faßte der Großadmiral Achmed Pascha den Plan, mit der gesammten türkischen Flotte zu Mehemet Ali überzugehen, mit dessen Hülfe den im Divan gebietenden Chosrew zu stürzen und den ägyptischen Herrscher zum Regenten während der Minderjährigkeit des neuen Sultans auszurufen. Auch in Paris glaubte man in einer Uebertragung der Regierungsgewalt an den Vicekönig die beste Lösung der orientalischen Wirren zu finden. Jetzt, wo das Osmanische Reich ohne Heer, ohne Regierung, ohne Flotte war, schien eine solche Lösung, die Mehemet Ali in seinem herrschsüchtigen Ehrgeize eifrig anstrebte, sich von selbst darzubieten. Unerwartete Katastrophe. 24. Juni 1839. 1. Juli. 5. Juli.

In Petersburg überlegte man, ob man die Pforte veranlassen sollte, kraft des Schutz- und Trutzbündnisses von Hunkiar Iskelessi die Intervention des Zaren anzurufen. Aber die nothwendige Folge einer solchen aggressiven Politik wäre ein Weltkrieg gewesen; und zu einem solchen Wagniß hielt der russische Divergirende Tendenzen.

Selbstherrscher den Zeitpunkt nicht geeignet. Dazu reichten die vorhandenen Streitkräfte nicht hin. In Frankreich trieb die öffentliche Meinung immer schärfer zu einem Anschluß an Mehemet Ali. Durch eine solche Allianz wäre Aegypten in eine Art Clientelverhältniß zu Frankreich gekommen, eine Eventualität, die dem Nationalstolz schmeichelte. Bei der Eifersucht des französischen Volkes auf das „perfide Albion" würde auch ein Zusammengehen mit Rußland die Zustimmung der Nation gefunden haben. Dadurch wäre ja die Herstellung der Rheingrenze, in den Augen der Franzosen ein unerschütterliches Dogma, eine praktische Möglichkeit geworden. Einem derartigen Bündniß stand aber die gegenseitige Abneigung der beiden Herrscher an der Newa und an der Seine im Wege. Zar Nicolaus konnte seinen Widerwillen gegen den „Barrikadenkönig" nicht verwinden und Louis Philipp wollte sich rächen für so viele Demüthigungen, die ihm und seinen Botschaftern von Seiten des hochmüthigen Selbstherrschers aller Reussen zu Theil geworden. So wurde aus persönlichen Motiven eine Politik vereitelt, welche leicht hätte dahin führen können, daß die Türkei unter das Protectorat Rußlands gekommen und am Nil Frankreichs Einfluß vorherrschend geworden wäre. Und nun wurde in Konstantinopel und in Alexandrien bald offen, bald versteckt ein diplomatischer Krieg eingeleitet, wie er seitdem so oft im Orient in Scene gesetzt ward. Zunächst handelte es sich darum, den Sieger von Nisibis vom Verfolgen seiner kriegerischen Action abzuhalten. England suchte dieses Ziel dadurch zu erreichen, daß es im Falle eines weiteren Vorgehens Ibrahim's mit einer bewaffneten Intervention Europa's drohte, während Frankreich dem Vicekönig die Bestätigung seiner unabhängigen Herrschaft in dem ganzen von ihm begehrten Umfange als Preis seiner Mäßigung in Aussicht stellte. Im Vertrauen auf diese Zusage hemmte Mehemet Ali den Siegeslauf des Sohnes. Es war eine zweideutige Politik, die zunächst das französisch-englische Einverständniß lockerte und dann vollständige Vereinzelung Frankreichs herbeiführte. Denn der russische Machthaber und sein gewandter Botschafter Brunnow in London verstanden es trefflich, den Keil in die Spalte einzutreiben, die das Cabinet von St. James und die Julíregierung trennte, und so das verhaßte westmächtliche Bündniß zu sprengen.

Mehemet Ali u. Frankreich. Je mehr sich nun England und Rußland näherten, um im Bunde mit den beiden deutschen Großmächten die Integrität des ottomanischen Reiches gegenüber den anmaßenden Forderungen des Aegypters zu schützen, desto eifriger verfocht man in Frankreich die Sache des Vicekönigs. Die Bewunderung, die der schlaue Machthaber dem Andenken Napoleon's zollte, die geflissentliche Bevorzugung der Franzosen bei der Durchführung seiner „civilisatorischen" Unternehmungen, die Aufmerksamkeit und Sympathie, die er den Söhnen der „großen Nation" bei jeder Gelegenheit zuwandte, hatte ihm alle französischen Herzen gewonnen; er war der Lieblingsheld der öffentlichen Meinung. Nur Wenige sahen ein, daß es ein schlechtes Civilisationsmittel sei, „ein Land wie eine Coloniepflanzung

auszubeuten". Man machte geltend, daß es eine Ehrenpflicht für Frankreich sei, den Vicekönig zu unterstützen; denn nur im Vertrauen auf die Zusagen des französischen Gesandten sei der siegreiche Ibrahim abgehalten worden, den Taurus zu überschreiten.

Das Ministerium Thiers und der Hattischerif von Gülhane.

In dieser schwierigen Lage übernahm Thiers die Leitung der Staatsgeschäfte, entschlossen die Dinge im Osten zu einer der französischen Regierung würdigen Entscheidung zu führen. Auf der Londoner Conferenz, zu der auch ein Bevollmächtigter der Pforte zugelassen wurde, trat nunmehr eines jener erregten wechselvollen Diplomatenspiele in Scene, von deren Ausgang Krieg und Frieden abhängt. Thiers suchte seinem Schutzbefohlenen möglichst große Zugeständnisse zu erwirken, Palmerston wollte unter keiner Bedingung zugeben, daß der herrschsüchtige Gebieter des Nillandes in den erblichen Besitz von Syrien käme, von wo aus er die englisch-indischen Handelswege verlegen oder erschweren könnte. Rußland bemühte sich, die Pacification des Osmanenreichs durch ein Schiedsgericht der europäischen Großmächte vollziehen zu lassen, während Frankreich die Ausgleichung den beiden streitenden Parteien zuweisen wollte; Oesterreich und Preußen wetteiferten in Versöhnungs- und Vermittelungsvorschlägen, um den drohenden Weltkrieg zu vermeiden. Da man den Vicekönig wegen seiner Bemühungen um die Civilisirung seines ägyptisch-syrischen Reiches pries und die öffentliche Meinung in Frankreich und anderwärts ihn darum als den rechten Mann hinstellte, welcher die Türkei zu regeneriren und aus ihrem Verfall aufzurichten vermöchte, so wurde nun durch die andern Mächte ein Reformationsplan ins Werk gesetzt, wie er seitdem bei allen Verwickelungen aufgetaucht aber nie zur Ausführung gelangt ist. Dazu schien Niemand geeigneter als der ehrgeizige mit einigen Fetzen europäischer Cultur ausgestattete Reschid Pascha, der über Chosrew und Mehemet Ali hinweg das Regiment in Konstantinopel in seine Hand zu bringen gedachte als Großwesier des unreifen Sultan Abdul Medschid. So wurde denn der Hattischerif von Gülhane verkündigt, der (3. Novbr. 1839) die Wiedergeburt des ottomanischen Reiches mittelst durchgreifender Reformen der Verwaltung, der Rechtspflege, des Besteuerungswesens, der Gesetzgebung nach europäischem Vorbilde verhieß, ein Reformplan, der Alles weit in Schatten stellte, was man dem Aegypter nachrühmte. Gleichstellung der Unterthanen, „welcher Religion oder Secte sie angehören mögen", Sicherheit des Lebens, der Ehre, des Eigenthums aller Einwohner und viele andere schöne Dinge wurden freigebig dargeboten. Damit begann das Spiel mit reformatorischen Experimenten, wodurch die Pforte die europäischen Mächte von jeder durchgreifenden Einmischungs-Action in ihr verlottertes Staatswesen abzuhalten und die Diplomaten zu beschäftigen beflissen war, Experimente und Entwürfe, die theils an der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der Ausführung, theils an dem Mangel an aufrichtigem Willen scheiterten. Es waren illusorische Verheißungen.

Die Londoner Quadrupelallianz und der Krieg in Sicht.

Dennoch sollten die Waffen entscheiden. Als Mehemet Ali nach dem Sturze seines Feindes Chosrew Pascha auf den Rath der französischen Regierung mit der Pforte directe Verhandlungen anzuknüpfen suchte, um die Intervention Europas zu hintertreiben, brachte Lord Palmerston Rußland und die zwei deutschen Großmächte zu einem Gesammtvertrag, (11. Juli 1840.) worin sie sich verbindlich machten, die Pacification des Orients im Sinne der englischen Politik mit gemeinsamen Kräften zu bewirken, ohne Frankreich zur Theilnahme aufzufordern. Louis Philipp sowohl als Thiers geriethen über dieses eigenmächtige Vorgehen der Großstaaten in die heftigste Aufregung; der Abschluß der Londoner „Quadrupelallianz" schien die seit zehn Jahren so mühsam behauptete europäische Friedenspolitik mit einem gewaltigen Stoße umstürzen zu sollen. Und nicht blos in den herrschenden Kreisen war man voll Grimm und Unwillen; die ganze Nation stieß in die Kriegsposaune. Als die Gedenksäule an die große Woche auf dem Bastilleplatz enthüllt und die Gebeine der Julikämpfer beigesetzt wurden, (28. Juli 1840.) erscholl zum ersten Male wieder die Marseillaise, „und ihre wilden Töne erregten die nie eingeschlummerten Gluthen des alten Hasses gegen England zu hellen Flammen". Hunderttausend Nationalgarden zogen Krieg fordernd an den Tuilerien vorbei. Man dachte dabei weniger an Aegypten und den Orient: die Zeitungen sprachen offen von der Wiederherstellung der Rheingrenze und frischten die Traditionen der Revolutionsjahre wieder auf. In Deutschland erzeugte das laute Kriegsgeschrei des eroberungssüchtigen Nachbars einen nationalen Widerhall, der in Becker's Rheinlied seinen Ausdruck fand. Wir wissen, daß auf den Ruf: Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein! der französische Dichter A. de Musset antwortete: Was man einmal gehabt habe, könne man wieder erlangen.

Man lenkt ein.

Bald gingen die Wogen höher als dem König lieb war. Wohl hatte Louis Philipp im Aerger über die Großmächte, die doch der französischen Friedenspolitik die Sicherheit ihrer Throne zu verdanken hätten, ausgerufen, ob sie denn durchaus wollten, daß er die rothe Mütze aufsetze, und in seiner aufgeregten Redseligkeit manche bedrohliche Worte ausgestoßen; und Thiers zeigte durch den Eifer, womit er Heer und Flotte verstärken und alle Vorbereitungen zum Krieg treffen ließ, daß ihm die Möglichkeit eines neuen Weltkampfes vor Augen schwebte. Nach und nach faßte man jedoch die Sache ruhiger auf, namentlich als auch jenseits des Kanals eine versöhnlichere Stimmung zu Tage trat. Die englische Presse suchte zu beschwichtigen; die Oppositionspartei im Parlament bekämpfte die Kriegspolitik Palmerston's; man fand es unrecht, Frankreich aus dem europäischen Concert hinausdrängen, die Beilegung der orientalischen Zerwürfnisse ohne das Tuileriencabinet ordnen zu wollen. Und als nun in Konstantinopel die dem Aegypter feindlich gesinnte Partei die Oberhand erhielt, als (14. Septbr. 1840.) im Divan die Vermittelungsvorschläge des französischen Gesandten Walewski zurückgewiesen wurden, Mehemet Ali aller seiner Würden entsetzt ward, als

Rußland Miene machte seine Heere zum Schutze der bedrängten Pforte in das türkische Gebiet einrücken zu lassen, da wurde man auch an der Themse über die Folgen der Palmerston'schen Kriegspolitik besorgt und suchte wieder eine Annäherung an die Tuilerien. Man wollte dem Vicekönig die Erblichkeit Aegyptens und die lebenslängliche Belehnung mit Syrien gewähren. Thiers glaubte der öffentlichen Meinung der französischen Nation entsprechend bei der kriegdrohenden Haltung beharren zu müssen. Die Rüstungen wurden fortgesetzt, der Flotte in Toulon der Befehl zum Auslaufen ertheilt, Mehemet Ali zum Widerstand ermuthigt und ihm die Hülfe Frankreichs in Aussicht gestellt. Ein Angriff auf Alexandrien und ein Einmarsch der Russen gegen Konstantinopel, erklärte die Pariser Regierung, würde das Signal zum Einschreiten Frankreichs sein.

Thiers hielt die Kriegsmacht und Widerstandskraft des Vicekönigs von Aegypten für bedeutender als sie sich in Wirklichkeit erwiesen. Denn als die syrischen Völker, voran die kriegerischen Drusen und die christlichen Maroniten gegen die verhaßte Herrschaft des ägyptischen Pascha sich in Waffen erhoben und in ihrem Aufstande zu Lande von türkischen Truppen, zur See von der britischen Flotte, der sich auch österreichische Schiffe angeschlossen, unterstützt wurden, kam das Heer Ibrahim's bald in eine mißliche Lage. Die gepreßten Soldaten wurden zurückgedrängt und desertirten in Masse. Die englisch-österreichische Flotte bombardirte Beirut, das sich nach schwacher Vertheidigung ergab, und bemächtigte sich unter der Leitung des Commodore Sir Ch. Napier, des tüchtigsten britischen Seemannes, der Städte Saida (Sidon) und Byblos. Auch Tyrus und Tripolis wurden zur Unterwerfung gezwungen, und während Ibrahim nur darauf dachte seine Rückzugslinie nach Aegypten zu decken und die Trümmer seines Heeres um Damascus zusammenzog, brachten die Engländer Akka mit seiner unüberwindlichen Festung in ihre Gewalt und die Aufständischen bezwangen Joppe und Jerusalem.

Ibrahim aus Syrien gedrängt.

26. Septbr. 1840.

Octbr. und Novbr. 1840.

Sollte nun, wie Mehemet Ali erwartete, die französische Seemacht nach dem südöstlichen Mittelmeer segeln und dem Aegypter Beistand leisten? Die Mehrheit der Nation wünschte es; die kriegerischen Kundgebungen wurden immer lauter; die Demokraten, die radicale Kammeropposition, die revolutionäre Menge, die republikanischen Gesellschaften forderten den Krieg. Aber gerade diese Kundgebungen schreckten den König ab und führten ihn wieder der Friedenspolitik entgegen, zu der er sich zehn Jahre lang bekannt. Ein neues Ministerium Soult-Guizot erhielt die Aufgabe, die Zerwürfnisse im Orient in einer Weise beizulegen, daß Mehemet Ali möglichst geschont, die Ehre und politische Machtstellung Frankreichs nicht geschädigt würde. Diese Aufgabe wurde der Regierung erleichtert sowohl von Seiten der Kammermehrheit, deren Interesse auf Erhaltung des Friedens wies, als von Seiten des britischen Cabinets, Oesterreich's und der deutschen Staaten, welche nicht wünschten, daß Frank-

Ministerwechsel und Friedenstendenzen.

29. Octbr. 1840.

reich aus der Reihe der vermittelnden Großmächte ausgestrichen und Rußlands Protectorat über die Türkei verstärkt und befestigt würde.

Die Pacification. Noch war Alles in der Schwebe, als Napier mit seiner Flotte im Angesichte von Alexandrien erschien und den Vicekönig aufforderte, durch die Rückerstattung der türkischen Schiffe die Pforte zu versöhnen und dem Krieg ein Ende
27. Novbr. 1840. zu machen. Mehemet Ali schloß mit dem englischen Flottenführer eine Convention ab, die als Basis einer Pacification dienen sollte und troß des Widerstrebens des Divan und der Bedenklichkeiten der europäischen Cabinete allmählich
6. Decbr. 1840. von allen Seiten als gültig anerkannt ward. Nach den Friedensbedingungen der Mächte wurde dem Vicekönig und seinen Nachkommen Aegypten mit Nubien als erbliche Statthalterschaft gegen Entrichtung eines Tributs an den Padischa zugesichert, wogegen er auf Syrien und Kreta verzichten und in die Auslieferung
14. Jan. 1841. der Flotte willigen sollte. Als die türkischen Schiffe im Bosporus erschienen, erfolgte die Belehnung, aber mit so vielen Klauseln und Einschränkungen, daß Mehemet Ali die Annahme verweigerte. Nur der vermittelnden und ausgleichenden Thätigkeit der deutschen Mächte gelang es endlich alle Schwierigkeiten
13. Juli 1841. aus dem Wege zu räumen. Nach Unterzeichnung des Londoner Protocolls durch die fünf europäischen Großmächte wurde Mehemet Ali als erblicher Vicekönig bedingungslos von der Pforte anerkannt und das schwierige pacificatorische Werk der „Herstellung des Ptolemäerreichs" nach unendlichen Verhandlungen, Noten und Protocollen endgültig abgeschlossen. Guizot hielt mit der Zustimmung Frankreichs nur so lange zurück, als nöthig war, um den Schein der Ehre zu retten. Aber in der Nation blieb das Gefühl haften, daß Frankreich die Wiederaufnahme in die europäische Staatengesellschaft durch einen wenig ruhmvollen Rückzug erkauft habe. Nach dem Londoner Pacifications-Protocoll sollten die Dardanellen und der Bosporus für die Kriegsschiffe aller Nationen geschlossen, dagegen das rothe Meer und der persische Golf der freien Schiffahrt geöffnet bleiben. Die Integrität und Unabhängigkeit des ottomanischen Reiches wurde gewährleistet und dasselbe als europäische Macht anerkannt, unter der Voraussetzung, daß der Divan, aus dem während der Verhandlungen Reschid Pascha ausgeschieden, den Vertrag von Gülhane ausführe und den christlichen Völkerschaften Syriens freie Religionsübung zugestehe. Aber nach zwölf Jahren war die Türkei noch in derselben Lage wie im Juli 1841. Einzelne Veränderungen in Syrien, wo auf Anordnungen des wieder in den Divan berufenen Reschid Pascha die christlichen Maroniten gegen die heidnischen Drusen
1845. in Schutz genommen wurden, konnten den anarchischen Zustand des Reiches nur vorübergehend an einigen Orten mildern.

2. Algier und Tahiti.

Die Behauptung Algeriens beschlossen. Wenn im Orient den Franzosen keine Gelegenheit zur Erneuerung ihres militärischen Ruhmes geboten ward, so erlangten sie desto glänzendere Trophäen

in Algier. Wir wissen, wie kühl einst die Kammeropposition die kriegerischen Erfolge des Bourbon'schen Königs jenseits des Mittelmeers aufnahm; dennoch glaubte die Julireregierung die Errungenschaft der französischen Waffen nicht aufgeben zu dürfen. Daher wurden sogleich Anstalten zur Befestigung und Ausdehnung der Eroberungen und zur Colonisirung des überseeischen Landes getroffen. Nicht ohne Bedenken schritt man zu der Ausführung einer colonisatorischen Aufgabe, von deren Umfang und Schwierigkeit man keinen Begriff hatte. Aber militärische und politische Gründe sprachen für das Unternehmen, und Louis Philipp begünstigte dasselbe, um die unruhigen Geister in die Ferne zu lenken. „Was liegt daran", läßt ihn Louis Blanc sagen, „wenn man hunderttausend Schüsse in Afrika abfeuert, Europa hört sie ja nicht". So wurde denn ein großartiger Eroberungs- und Colonisationsplan in Angriff genommen, der Ruhm und Waffenehre brachte, wenn gleich der Werth des Besitzes dem Aufwand von Kraft, Geld und Anstrengung nicht gleichkam.

Unter den nordafrikanischen Vasallenstaaten der Pforte, so beschreibt Hillebrand das Land und die Völkerstämme, mit denen die Franzosen in ihrer Occupations- und Colonisationsarbeit zusammenstießen, war Algerien nach Aegypten der mächtigste. Von Marokko gegenüber der spanischen Küste bis zu Tunis gegenüber der sicilianischen, dehnte es sich auf etwa hundert Meilen in die Länge, etwa zehn in die Tiefe aus. Es war in vier große Provinzen getheilt, eine westliche mit der Hauptstadt Oran, eine mittlere, deren Mittelpunkt Algier selber war, eine östliche, welche die Festung Constantine beherrschte, und eine südliche, jenseits der ersten Atlaskette gelegene, Tittery genannt, mit der Hauptstadt Mediah. Zwischen der ausgedehnten, aber meist felsigen Küste, welche sehr wenig gute Hafenplätze bietet, und dem hohen Gebirge erstreckt sich ein hügeliges, terrassenförmig aufsteigendes Weide- und Ackerland, durch die vom Nordabhange des Atlas niederströmenden Bergflüßchen in zahlreiche Thäler gespalten, hie und da von ausgedehnteren Ebenen unterbrochen. Das Gebirge selber mit seinen zwei der Küste fast parallel laufenden, unter sich durch weite Hochebenen verbundenen Hauptkämmen, bildet einen breiten Wall, der das Küstenland von der Sahara-Wüste trennt. — Das nicht unfruchtbare Land, dessen Klima durch seine Höhe beträchtlich ermäßigt ist, war von verschiedenen Völkerstämmen, zusammen nicht ganz drei Millionen Seelen bewohnt. In den Städten hauste das wenig zahlreiche Krieger- und Herrschervolk der Türken. Ihnen dienten die eigenen, mit den eingebornen Frauen erzeugten Bastarde, die Kuluglis, als Hülfstruppen. Der Handel und das Gewerbe waren in der Hand der Juden und der Mauren, eines Mischvolkes aus Arabern und eingebornen Numiden. Letztere beiden Stämme bildeten noch immer neun Zehntel der Gesammtbevölkerung. Sie wohnten meist auf dem Lande, in den niederen Gegenden die ersten Eroberer, die nun selbst den Türken unterworfenen Araber, in den Bergen die eingebornen Kabylen oder Berbern. Erstere lebten meist als berittene Nomaden, von Jahr zu Jahr ihre leichten Hütten abbrechend oder ihre Zelte mit sich führend, sobald eine Strecke von ihren Heerden abgeweidet war, oder eine einmalige Ernte geliefert hatte. Die Kabylen, ein fleißiges und kräftiges Bergvolk, dagegen bauten Dörfer im Mittelpunkt der von ihnen bestellten Felder und regierten sich selber in ihren kleinen demokratischen Bauern-Republiken, während der Araber noch immer die patriarchalisch-aristokratische Regierungsform seiner Glanzzeit beibehalten hatte. Doch war die türkische Herrschaft über die Araber fester begründet als über die kabylischen Bauern und

Land und Bevölkerung von Algier.

beruhte auf einer militärischen Organisation, die Frankreich nachzuahmen freilich nicht die Möglichkeit hatte. Die fünfzehn- bis zwanzigtausend Kuluglis, auf welche die Türken zählen konnten, waren an strategisch wichtigen Punkten als Militärcolonien über das Land verstreut, und eine gewisse Anzahl ebenfalls zerstreuter Maghzen oder kriegerischer Araberstämme waren durch besondere Gunstbeweise, namentlich durch Steuerfreiheit gewonnen worden, so daß die dazwischen liegenden tribut- und steuerpflichtigen Bezirke stets in Ordnung und Unterwürfigkeit gehalten wurden, ohne daß die Beys der Provinzen sich nur in Bewegung zu setzen brauchten. Noch hatte aber, als die Franzosen in Afrika erschienen, der Kabyle den Haß gegen seinen Ueberwinder den Araber, hatte dieser den Haß gegen seinen Besieger, den Türken nicht vergessen. Die Gegenwart der Christen vereinigte sie bald alle im fanatischen Hasse des Mohammedaners gegen die Eindringlinge, welche ihrerseits freilich solche Gefühle in leichtsinniger Weise herausforderten.

Bedeutung des afrikanischen Kriegs.

Wie theuer immer der Besitz von Algerien, das nur durch eine große Kriegsmacht in Gehorsam gehalten werden konnte, die französische Nation auch zu stehen kam, und von welchen Gräueln und blutigen Kämpfen das unglückliche Land auch heimgesucht wurde — für Frankreich und für Louis Philipp gewährte der Eroberungskrieg in der Ferne unendliche Vortheile. Der hartnäckige Kampf mit den streitbaren, von religiösem Fanatismus angefeuerten Beduinen- und Kabylen-Stämmen hielt in der Nation Kriegsmuth und Kampflust wach und gab den Truppen Gelegenheit, sich im Gebrauch der Waffen zu üben und die durch langen Frieden erzeugte Erschlaffung und Scheu vor Kriegsnoth und Kriegsgefahr von sich fern zu halten. Das afrikanische Land bot der französischen Regierung einen geeigneten Schauplatz, um eine große Zahl Unzufriedener und Widerspenstiger von Frankreichs Boden zu entfernen und in der Fremde zu beschäftigen, oft zu ihrer eigenen Besserung und Bekehrung, immer zum Vortheil des Vaterlandes. Auch viele Revolutionsmänner anderer Länder, die nach dem Scheitern ihrer Umsturzversuche in der Heimath bei den Franzosen Schutz und Sicherheit gegen Verfolgung gesucht, zogen halb freiwillig, halb gezwungen über das Mittelmeer, um in der Fremdenlegion ihr Blut für fremde Eroberung auf fremder Erde zu verspritzen. Die Zuaven und berittenen Spahis waren fast lauter europäische Mobilgarden in afrikanischem Costüm, die in Verbindung mit den „afrikanischen Jägern" auf leichten Pferden die Eingebornen in der eigenen Kriegsweise bekämpften. Die Unterwerfung des Landes war keine leichte Aufgabe, und für Begründung eines mit Civilisirung verbundenen Colonialwesens haben die Franzosen kein Geschick.

Fortgang der Eroberungen.

Wohl wurden große Waffenthaten vollbracht und kühne Kriegszüge ausgeführt, aber die Besitznahme des entfernten Gebietes ging langsam vorwärts. Schon im November 1830 überstieg General Clausel nach einer pomphaften Proclamation in Napoleonischem Stil von Blidah aus den kleinen Atlas, unterwarf Mediah in der Südprovinz Tittery, und setzte einen neuen Bey ein; aber Mangel an Lebensmitteln und die feindseligen Angriffe der Einwohner nöthigten

ihn bald zur Rückkehr nach Algier. Im folgenden Jahr wiederholte Clausel's Nachfolger General Barthezène den Zug, erlitt aber auf dem Marsche durch die Juni 1831. Ueberfälle des Feindes in den Engpässen des Gebirges noch größeres Ungemach. Die Colonisationswirthschaften, welche General Clausel in der Ebene von Metidscha durch die Gründung eines Musterpachthofes mit dem „Viereckigen Hause" für bewaffnete Schutzmannschaften begonnen hatte, wurden zerstört, die Armee in der Hauptstadt selbst eingeschlossen. Savary, Duc de Rovigo, der an Barthezène's Stelle trat, glaubte durch strenge Polizei- und Militärmaßregeln, wie er sie unter Napoleon angewendet, zum Ziel zu kommen. Er errichtete befestigte Lager zum Schutze der Colonieanlagen, „arabische Bureaus" unter französischen Offizieren zum Verkehr mit den Eingebornen und strafte jeden Ungehorsam und Widerstand mit soldatischer Härte. Die Häuptlinge (Scheiks) aufständischer Stämme wurden nach Algier gelockt und enthauptet. Die Folge war eine Verbrüderung aller Mohammedaner der drei Provinzen gegen die Eindringlinge. Agenten des Kaisers von Marokko schürten den Religionshaß und die Kampfwuth gegen die Franzosen.

Und bald erhielten die Eingebornen ein fähiges Oberhaupt an dem „Sohne Abd-el-Kader. Mahiddins" Abd-el-Kader, der um diese Zeit von Aegypten und Mekka, wohin er einst von seiner Heimath Maskara geflohen war, zurückkehrte, von mehreren Stämmen als Sultan anerkannt wurde und den „Heiligen Krieg" gegen die Ungläubigen ankündigte. Als Savary seinen Abschied nahm und bald darauf starb, März 1833. und General Voirol die Stelle eines Oberbefehlshabers in Algier erhielt, wüthete ein leidenschaftlicher Racen- und Glaubenskrieg in allen Provinzen. Unter diesen Umständen konnte das Colonieland, wohin man unter lockenden Verheißungen Ansiedler aus allen Nationen und Gegenden, namentlich aus Deutschland, berief, zu keiner Blüthe gelangen. Wie sollte da Cultur und Wohlstand erstehen, wenn die französische Militärmacht nicht einmal im Stande war, die durch den Fleiß der Ansiedler bebauten Mais- und Kornfelder gegen die Anfälle und die Zerstörungswuth räuberischer Beduinenschwärme zu schützen? wenn die mühsam erbaute Hütte und der junge, emporstrebende Obstbaum bei dem nächsten Streifzug niedergebrannt wurden? Die Provinz Afrika, in der römischen Kaiserzeit eines der reichsten, blühendsten und cultivirtesten Länder mit herrlichen Städten, mit berühmten Lehranstalten, mit einer durch Handel und Betriebsamkeit wohlhabenden Bevölkerung, eine Kornkammer für Rom, vermochte sich unter den Händen der Franzosen nicht aus dem Zustand der Barbarei, in den sie durch die mohammedanischen Raubvölker gerathen, emporzuarbeiten. Freilich konnten die neuen Eroberer das Schwert keinen Augenblick in die Scheide stecken, indem sie an dem Emir Abd-el-Kader einen Gegner fanden, wie einst die Römer an Jugurtha. Schlau und unternehmend, reich an Plänen und Hülfsmitteln, als Priester (Marabut) und Heerführer mächtig durch sein unbegrenztes Ansehen bei den Eingebornen, und den Fremdlingen überlegen durch Kenntniß der Gegend

und der Natur der Bewohner, widerstand Abd-el-Kader lange Jahre mit Glück und Erfolg den französischen Heeren, und wenn in einem Jahr seine Macht gänzlich gebrochen schien, rückte er im nächsten mit vermehrten Streitkräften ins
26. Febr. 1834. Feld. Er nöthigte den General Desmichel zu einem Vertrag, den man in Frankreich als einen „Triumph schlauer Barbaren über unwissende Cultur" bezeichnete.

Wechselfälle und Unfälle.

Nun wurde die Behauptung und Fortführung des Colonisationswerkes zur Ehrensache für die Julireggierung, und diesmal hatte sie gegen die Opposition im Abgeordnetenhause die öffentliche Meinung auf ihrer Seite. Alle afrikanischen Besitzungen wurden einem vom Kriegsminister abhängigen Generalgouverneur unterstellt, dem die beiden Befehlshaber der Land- und Seetruppen, sowie alle Civilbeamte unterworfen waren. Graf Drouet d'Erlon wurde zuerst mit dem hohen Posten betraut. Aber der Anfang war nicht glücklich. General Trézel, der Nachfolger Desmichel's in der Provinz Oran, ließ sich, nachdem er mit den Gegnern Abd-el-Kader's den „Vertrag vom Feigenbaum" abgeschlossen, mit dem
28. Juni 1835. Emir in die Schlacht bei Makta ein, worin er eine vollständige Niederlage erlitt. Er verlor von 2500 Mann über 800 Todte und Verwundete nebst Gepäck und Munition. Die Frucht fünfjähriger Arbeit war vernichtet, wenn der Schlag nicht wieder gut gemacht wurde. Drouet d'Erlon ward abberufen und der mittlerweile zum Marschall ernannte Clausel zum zweitenmal nach Algier gesandt, jetzt als Generalstatthalter mit größerer Autorität und verstärkter Macht. Der Anfang war nicht ungünstig. Begleitet von dem jugendlichen Thronfolger, begann der Marschall von Oran aus den Kampf gegen Abd-el-Kader, um die Niederlage der französischen Waffen an der Makta zu rächen.
6. Decbr. 1835. Er zog mit dem Prinzen siegreich in Maskara, die Hauptstadt des Emirs, ein
Jan. 1836. und übergab sie den Flammen; er eroberte die Stadt Tlemsen, nahe an der Grenze von Marokko und sicherte die feste Citadelle durch eine französische Besatzung, und während er sich nach Paris begab, um für kräftigere Unterstützung zur völligen Beendigung des Kriegs zu wirken, erfocht General Bugeaud den
6. Juli. Sieg an der Sickack, einem Nebenflüßchen der Tafna, und glich dadurch die Verluste aus, welche das französische Heer einige Monate vorher an dem letzteren Fluß erlitten hatte. Aber bald trat ein Umschlag ein. Aufgestiftet durch einen italienischen Renegaten Jusuf, der den tunesischen Kriegsdienst mit dem französischen vertauscht hatte, unternahm Clausel mit ungenügenden Streitkräften
Novbr., Decbr. 1836. von Bona aus in der ungünstigsten Jahreszeit einen Feldzug gegen die Stadt Constantine (Massinissa's Cirta), wo der türkische Bey Achmet, der bisher mit den Franzosen in Frieden gelebt, über das Ostland mit starker Hand herrschte. Der Zug war mit unbeschreiblichen Mühseligkeiten und Beschwerden verknüpft; und als endlich die Armee krank und erschöpft vor den Mauern der Felsenstadt anlangte, stieß sie auf unüberwindliche Schwierigkeiten, welche eine Belagerung und Eroberung als aussichtslos erscheinen ließen. Nach zwei vergeblichen

Angriffen mußte man den Rückmarsch antreten, der unter der Verfolgung der ergrimmten Feinde zu einer furchtbaren Katastrophe ward. Ein großer Theil des Heeres erlag der Wuth der Muselmanen, den Entbehrungen und Strapazen, den Krankheiten. Nur dem besonnenen Muth des Majors Changarnier verdankte ein Theil der Nachhut die Rettung. „Siebenhundert Christenköpfe und zweihundert Paar Christenohren verkündeten vor den unerbrochenen Thoren Constantine's den Triumph der Moslems".

Das Ansehen der französischen Waffen in Afrika war vernichtet, wenn dieser Unfall nicht getilgt ward. Clausel wurde daher abberufen, von der öffentlichen Meinung hart beschuldigt, und in Algier die Generale Damremont und Valée, in Oran Bugeaud zu Befehlshabern ernannt. Der letztere sollte mit Abd-el-Kader sich verständigen, die andern mit verstärkten Streitkräften den jedes Abkommen trotzig zurückweisenden Türken Achmet Bey züchtigen. General Bugeaud knüpfte mit dem Emir, der sich von dem Schlage an der Sickack wieder erholt und seine Residenz Maskara von neuem aufgebaut hatte, Unterhandlungen an. Nach einer persönlichen Zusammenkunft beider Heerführer gelang es ihm den unternehmenden Häuptling durch den Vertrag an der Tafna zur Anerkennung der Oberherrlichkeit Frankreichs über die Regentschaft Algerien zu bewegen, wogegen die übrigen Landschaften seiner Herrschaft überlassen bleiben sollten. Rühmlicher als dieser viel angefochtene Friedensvertrag war der Ausgang des Feldzugs gegen Constantine. Begleitet von dem Herzog von Nemours, des Königs zweitem Sohn, unternahmen im October die beiden Heerführer von Bona aus aufs Neue den beschwerlichen Marsch, bemächtigten sich nach dreitägigen furchtbaren Stürmen der feindlichen Stadt und nöthigten den Bey mit einigen Getreuen sich in die Wälder zu flüchten. Es war ein theuer erkaufter Sieg, der dem General Damremont und vielen tapfern Offizieren und Soldaten das Leben kostete.

Marginalien: Tafna und Constantine. — 30. Mai 1837. — 14. Octbr. 1837.

Während nunmehr die Franzosen nach Erstürmung der Hauptstadt Constantine hauptsächlich ihre Streitkräfte nach der östlich gelegenen Provinz richteten und das Land allmählich unter der Leitung des zum Marschall erhobenen Valée bewältigten, unterwarf sich Abd-el-Kader alle arabischen Stämme südlich von seinem Gebiet bis zur Wüste und steigerte durch stramme Disciplin in Verwaltung und Justiz seine Macht zu einer furchtbaren Höhe. Einen von Valée und dem Kronprinzen nach dem Engpaß der „eisernen Thore" unternommenen Streifzug betrachtete der Emir als eine Verletzung des Vertrags von der Tafna, dessen unbestimmte Fassung verschiedene Deutungen zuließ, und begann von Neuem den „heiligen Krieg" gegen die christlichen Eindringlinge. Die Niederlassungen der Europäer auf dem offenen Lande wurden überfallen und verwüstet, auf der Metidscha-Ebene lagerten sich vierzigtausend Araber und streiften bis vor die Thore Algiers.

Marginalien: Abd-el-Kader im Süden. — Novbr. 1839.

Die Frucht aller Anstrengungen und Kämpfe schien verloren — da erhielt Bugeaud das Obercommando über das afrikanische Gebiet und die vermehrten

Marginalien: Bugeaud und Abd-el-Kader. Febr. 1841.

Streitkräfte. Unterstützt von dem tapfern General Lamoricière und andern umsichtigen Führern, wie Baraguay d'Hilliers, Canrobert, Macmahon, Pelissier,
1842. St. Arnaud, Cavaignac, Aumale u. A., gelang es ihm, die Macht Abd-el-Kaders zu brechen, indem er durch unaufhörliche Streif- und Beutezüge (Razzias), mittelst leicht beweglicher „fliegender Colonnen", und die bei den Arabern sehr wirksamen Künste der Bestechung die einzelnen Stämme zu ermüden und zum Abfall zu bringen suchte, zugleich auch durch größere Unternehmungen die Streitkräfte des Emirs aufzureiben und durch Zerstörung seiner Festungen und Stützpunkte im Innern (Saida und der Zeltstadt Smala durch den Herzog von Aumale) sein Ansehen zu untergraben und seine Hülfsquellen zu vernichten trachtete. Nach der zweiten Einnahme Maskara's fielen die meisten Kabylenstämme von Abd-el-Kader ab und unterwarfen sich den Franzosen, und der Emir selbst sah sich endlich zur Flucht auf das marokkanische Gebiet genöthigt. Nun konnte die colonisatorische Aufgabe mit mehr Erfolg und Methode in Angriff genommen werden. Die Einwanderungen nahmen zu; Dörfer wurden gegründet, Straßen angelegt, Militärcolonien errichtet, die „arabischen Aemter" vermehrt zur Erleichterung des innern Verkehrs. Bugeaud, ebenso tapfer als umsichtig, erhielt seiner Erfolge wegen den Marschallstab. Aber unerschöpflich an Hülfsmitteln und von rastloser Thätigkeit baute der Emir auf den Religionshaß der Mohammedaner und auf den Wankelmuth und die Treulosigkeit der Kabylenstämme
1844. frische Kriegspläne. Er erschien von Neuem am Saum der Wüste und reizte die Araber zum Abfall und zur Erneuerung des Kampfes gegen die Feinde des Islam. Zugleich wandte er bei dem Kaiser Abderrahman von Marokko, wie einst Jugurtha bei Bocchus von Mauretanien, alle Künste an, um den Beherrscher des nordwestlichen Afrika zu einem Krieg gegen Frankreich zu bewegen, und suchte durch Aufstachelung des Religions- und Nationalhasses alle Mohammedaner zu einem allgemeinen heiligen Krieg wider die christlichen Eindringlinge zu bewaffnen. Die Marokkaner zogen ins Feld um die Schmach zu rächen, die Bugeaud durch Anlegung eines Lagers auf dem Wallfahrtsort Lalla Magrania, dicht an der Grenze ihres Reiches ihnen zugefügt, erlitten aber trotz der fünffachen Ueberzahl ihres Heeres an dem Flüßchen Isly eine vollständige Niederlage, die
März 1845. sie zum Frieden von Tanger zwang. Davon erhielt der siegreiche Marschall den Titel eines Herzogs von Isly zum Lohn. Aus Rücksicht für England verlangte Frankreich von dem Marokkaner weder eine Gebietsabtretung, noch eine Geldentschädigung.

Ausgang des Kriegs. Um so strenger gingen die Franzosen gegen die eingebornen Stämme vor, die sich durch Abd-el-Kader und seine Agenten immer wieder zum Abfall und zur Schilderhebung verleiten ließen. Gereizt durch die wiederholten Treulosigkeiten, führten nunmehr die Franzosen den Krieg mit großer Grausamkeit und erkämpften sich den Boden für ihre Ansiedelungen mit Feuer und Schwert. Gab doch der Oberst Pelissier einen Araberstamm im Dara, der mit Weib und Kind in einer weiten

Höhle Schutz gesucht, durch Anzünden von Faschinen dem entsetzlichsten Erstickungstode preis. Eine allgemeine Stimme des Unwillens und Entsetzens 19. Juni 1845.
erhob sich in ganz Europa gegen dieses schreckliche Colonisationssystem, das nur in dem Kriegsminister, dem alten Marschall Soult, der in seinem ganzen Leben nie Schonung und Menschlichkeit gekannt und geübt hatte, einen Schutzredner fand. Aber allerdings hatte das System des Schreckens die Wirkung, daß zuletzt Abd-el-Kader, von allen verlassen und an Freiheit und Leben bedroht, den Franzosen sich unterwarf mit der Bedingung eines freien Abzugs nach Aegypten. Decbr. 1847.
General Lamoricière schloß die Uebereinkunft ab und der Herzog von Aumale, der Eroberer der Smala, der an Bugeaud's Stelle zum Generalgouverneur ernannt worden war, bestätigte dieselbe. Allein die Regierung der „civilisirten Nation" vollzog den von dem eigenen Sohn des Königs eingegangenen Vertrag nicht, sondern ließ Abd-el-Kader mit seiner Familie und seinem Gefolge nach Frankreich bringen, wo er mehrere Jahre lang zu Amboise in strenger Aufsicht gehalten ward, bis ihn Louis Napoleon, nach Erwerbung der Kaiserwürde, unter prunkenden Aufzügen nach Bursa im türkischen Klein-Asien entließ und ihm ein Jahrgehalt anwies gegen das eidliche Versprechen, nie mehr die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen.

Eine kleinliche, von dem Neid gegen England eingegebene Politik befolgte Tahiti.
Frankreich gegen Otaheite (Tahiti), eine der Gesellschaftsinseln. Das harmlose, früher im unschuldigen Naturzustande lebende Völkchen dieser reizenden und fruchtbaren Insel, der „Königin der Südsee", war durch den Verkehr mit Europäern sittlich und körperlich gesunken und ausgeartet; Krankheiten, Laster und ein gräuelvoller Gottesdienst schändeten die Bewohner, bis englische Missionare durch Einführung des Christenthums den Keim einer moralischen Erhebung legten, und die Begründung eines geordneten Staatswesens nach europäischen Begriffen den entschwundenen Naturzustand durch die Güter der Civilisation zu ersetzen anfing. In den zwanziger Jahren war Otaheite ein christlich-civilisirtes Land unter dem Einflusse Englands, aber frei und selbständig; und war auch der geistige Zustand, den ein von methodistischer Scheinheiligkeit und puritanischer Strenge erfülltes Christenthum hervorbrachte, für den vorurtheilsfreien Beobachter kein erfreulicher Anblick, so war er doch um Vieles besser als ein Zustand, in dem alle Laster der Civilisation mit der Rohheit und derben Sinnlichkeit wilder Völker gepaart erscheinen. Da zogen unter dem Schutze eines französischen Consuls katholische Missionare ins Land, suchten das protestantische Christenthum 1835.
durch den Papismus zu verdrängen und streuten den Samen des Unfriedens und religiöser Zwietracht. Umsonst vertrieb die den Engländern und 1836.
ihrem Glauben ergebene Königin Pomare die katholischen Sendboten von der Insel; zwei Jahre später führten einige französische Schiffe die Missionare zurück und erzwangen die Erlaubniß zur Erbauung katholischer Kirchen, und damit ihr Werk festern Bestand habe, suchten sie in Verbindung mit dem fran-

zösischen Consul die Insel unter Frankreichs Protectorat zu bringen. Der Admiral Du Petit Thouars, ein ehrgeiziger unruhiger Streber, schloß mit der
9. Septbr. 1842. Königin Pomare einen Vertrag, der die allmählige Occupation anbahnen sollte, in einem Augenblicke, da der englische Missionar Pritchard, der bisher ihr Rathgeber gewesen, abgereist war. Louis Philipp dachte kleinlich genug, auf das erschlichene Ansuchen einiger Häuptlinge um Frankreichs Schutzherrlichkeit einzugehen und das französische Protectorat ins Werk zu setzen. Auf Anregung
Novbr. 1843. des zurückgekehrten Pritchard erklärte darauf die Königin, daß der Vertrag, welcher die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der französischen Regierung übertragen, ihr abgezwungen worden sei, und ließ die französische Flagge wegnehmen. Darin erblickte der Admiral einen Vertragsbruch, wodurch Pomare alle ihre Regierungsrechte verwirkt habe, und erklärte Tahiti und die ganze Gruppe der Gesellschaftsinseln für unmittelbares Besitzthum Frankreichs. Von da an herrschte Zwietracht und Aufruhr im Lande. Die Königin, die sich auf eine andere Insel begeben, und die von englischen Missionaren angestifteten Einwohner beharrten im Widerstand gegen Frankreichs Schutzherrschaft. Nun ließ
März 1844. der französische Befehlshaber Pritchard verhaften und nach Amerika schaffen. In Paris gerieth man in Verlegenheit. Um den Unwillen Englands über die dem Consul und Missionar Pritchard zugefügte Unbill zu beschwichtigen, sprach Guizot in einer Note sein „aufrichtiges Bedauern“ über den Vorgang aus und bot eine Entschädigung an. Auf beiden Seiten des Kanals war die öffentliche Meinung sehr erregt. Sollte man aber wegen Herrn Pritchard und einer wilden Königin einen Weltkrieg entzünden? So wurde denn das Anerbieten angenommen; Königin Pomare kehrte nach zweijähriger Abwesenheit nach Tahiti zurück
1846. und übernahm die Herrschaft unter der Oberhoheit Frankreichs. England hatte am meisten Nachgiebigkeit geübt; dennoch eiferte die Opposition im Palais Bourbon gewaltig, daß die Regierung die Ehre Frankreichs nicht besser gewahrt habe.

2. Die Pyrenäische Halbinsel.

a. Die letzten Regierungsjahre Ferdinand's VII. und das Thronfolgegesetz.

Der Absolutismus in Spanien. Das spanische Volk ist aus den langen vielgestaltigen Kämpfen, die wir im vorigen Bande geschildert haben (XIV, 597 ff., 639 ff.) zerschlagen und zerknickt hervorgegangen. Der alte geschichtliche Bund der Nation mit dem Königthum und der Hierarchie hatte, seitdem der Klerus mit dem Despotismus Hand in Hand gegangen und sich von den nationalen Interessen abgewandt, einen empfindlichen Stoß erlitten. Der gebildete Mittelstand war dem traditionellen Katholicismus, der ehedem den Hauptcharakterzug der spanischen Nationalität

gebildet hatte, entfremdet worden. Seine Loyalität und sein monarchischer Glaube war erschüttert, seitdem König und Hofdienerschaft mit Hülfe der heiligen Allianz eine Gewaltherrschaft errungen, die sie zu Rachethaten und Rechtsverletzungen mißbrauchten. Wohl achttausend Patrioten lebten als Exulanten auf fremder Erde, in Frankreich, in Belgien, in England, mit leidenschaftlicher Seele den Tag der Rückkehr ersehnend und erlauernd und durch die Presse das schmachvolle und tyrannische Parteiregiment brandmarkend. Verfrühte Aufstandsversuche in Tarifa und andern Ortschaften des Südens schärften den Fa- Sommer 1824.
natismus der Apostolischen. „Der Galgen war jetzt buchstäblich das Emblem des katholischen Königthums, welches sich in diesen Tagen den scheußlichsten Orgien der Rachsucht überließ. Die Militärcommissionen usurpirten alle Justiz; die Polizei fertigte ein die ganze Nation umfassendes schwarzes Buch an, in dem nach den Aussagen der Mönche das Verhalten eines Jeden während der Revolutionsjahre verzeichnet wurde". Die Zwanziger Jahre waren in allen Ländern des europäischen Continents mit schlimmen Thaten der Reaction und Verfolgung befleckt; aber in Spanien stand der Terrorismus gegen alle freisinnigen Regungen oder Kundgebungen in der höchsten Blüthe. Durch die Minister Ca-
lomarde und Aimerich wurden „Reinigungscommissionen" eingesetzt, welche in März 1825.
der Beamtenwelt und in der Armee wie ein Sturmwind Alles wegfegten was dem herrschenden System im Wege stand oder verdächtig war, und den ganzen intelligenten Theil der Nation gewissermaßen außerhalb des Gesetzes stellten. Der König, unzuverlässig und treulos, ließ die ultraroyalistischen Heißsporne gewähren; nur wenn sie es zu arg trieben, hemmte er planlos und ziellos vorübergehend ihren terroristischen Eifer, nicht aus Grundsatz oder in einer Anwandlung von Milde und Menschlichkeit, sondern nur in der Furcht, die Ueberspannung des Bogens möchte zu Thaten der Verzweiflung führen. „Das war ja die eigenthümliche Stellung dieses Monarchen, daß er zwar den vollen Haß aller freieren und edleren Naturen zu gewinnen verstand, niemals aber denjenigen, mit welchen er gegen den bessern Theil seines Volkes wüthete, Achtung und Glauben einflößen konnte". Die Häupter der Apostolischen, die klerikalen Vorkämpfer und die verwegenen Bandenführer der Glaubensarmee warfen daher auch im Stillen ihre Blicke auf den Infanten Don Carlos, dessen fanatische Seele nie eine Spur von Toleranz, nie eine Rücksicht auf moderne Gesittung verrieth und dessen beschränkter Geist zwischen engen Grenzlinien dahin schlich, sich willig fügend unter die Autorität des Beichtvaters und den Einfluß seiner ehrgeizigen, herrschsüchtigen und bigoten Gemahlin Maria Francisca von Portugal, dabei aber voll Ehrfurcht für das legitime Thronrecht, mehr als der in die klerikalen Ränke eingesponnenen Schwester Dom Miguel's lieb war. Wie viele Intriguen wurden damals in Madrid und Lissabon geflochten, um die absolutistisch-ultramontane Fahne in den beiden Königreichen der iberischen Halbinsel unter den beiden Infanten Dom Miguel und Don Carlos, unter

den Segenswünschen Metternich's und der französischen Congreganisten hoch zu halten und zum Siege zu führen!

König und Minister. In dem Minister Calomarde, einem geriebenen Aragonier von geringer Abkunft, der ohne sittliche und politische Grundsätze mit allen Parteien ging, die gerade in der Höhe waren und seinen grenzenlosen Egoismus zu befriedigen geeignet schienen, erblickten die apostolischen Fanatiker die eigentliche Stütze ihrer Zukunft. Und doch war derselbe zu gleicher Zeit der Günstling Ferdinand's. Denn der Monarch und der Diener waren in ihren Eigenschaften so übereinstimmend, „daß Niemand hätte sagen können, welcher von beiden charakterloser, perfider, gemeiner aber auch schlauer und raffinirter gewesen wäre". Sie erkannten und durchschauten einander und umstrickten sich gegenseitig mit einem Netz von Ränken und Hinterlist. Wenn einer oder der andere der apostolischen Heißsporne sich zu weit vorwagte, so wurden sie durch gewaltsamen Tod beseitigt, wie die beiden Bandenführer Bessières und El Empecinado. Denn Calomarde wollte, wie Ferdinand, Herr der Situation bleiben. Darum wurden auch Febr. 1826. die Brüder Bazan, welche an der Küste von Alicante den Versuch machten, Spanien zur Herstellung der Cortesverfassung aufzurufen, mit ihrer ganzen Bande grausam niedergemacht. Der König glaubte am sichersten sein absolutes Regiment behaupten und befestigen zu können, wenn er sich abwechselnd der einen Partei gegen die andere bediente, selbst aber sich keiner unbedingt oder dauernd hingab. Vergebens betrieben die Ultras eine spanische Intervention in Portugal zur Unterdrückung der Verfassung Dom Pedro's; Ferdinand leistete unter der Hand den dortigen Absolutisten allen möglichen Vorschub (XIV, 653 f.); aber zu einer directen Einmischung, die ihn mit dem Ministerium Canning in Unannehmlichkeiten verwickelt hätte, ließ er sich nicht fortreißen.

Losgelassene Geister. Doch gelang es nicht immer die Schwarmgeister und Fanatiker zu bändigen. In Catalonien, wo das Landvolk, namentlich die Bewohner der unzugänglichen Bergschluchten von den Mönchen und den Führern der Glaubensbanden geleitet wurden und mit den wahren Weltverhältnissen unbekannt blieben, kam es zu Aufständen und bürgerlichen Kämpfen, die viele Gräuelthaten im Gefolge hatten. An dem heiligen Einsiedlerberg Montserrat sammelten sich die Apostolischen, um, wie man aussprengte, den König aus der Gewalt der Freimaurer zu retten. Eine schöne und reiche Dame, Josefina Camerford, die im Verkehr mit irischen und spanischen Mönchen und Priestern mit religiösem Fanatismus erfüllt worden war, wollte die Rolle des Mädchens von Saragossa wiederholen. In den Städten Barcelona, Lerida, Manresa, Tarragona zitterten alle Liberalen und Constitutionellen vor wilden Unthaten der Wuth und Verfolgung. Septbr. 1827. Da begab sich der König selbst mit Calomarde nach Tarragona, in die Mitte des tiefbewegten Landes, um, während General España mit dem Schwerte die Aufständischen und alle Unzufriedenen bändigte, die gegen ihn ausgestreuten Verleumdungen durch seine Gegenwart niederzuschlagen und die

Gemüther zu beruhigen. Auch in andern Landschaften regte sich die Parteiwuth mit neuer Heftigkeit und steigerte sich zur Anarchie.

Gegen Ende der zwanziger Jahre war die Lage Spaniens eine verzweifelte und hoffnungslose. In den Festungen lagen noch französische Besatzungen, um die Verfassungspartei und zugleich die ultraroyalistischen Factionen, insbesondere die sogenannten königlichen Freiwilligen niederzuhalten. Die Finanzen waren in einem Zustande der Zerrüttung, der einem Staatsbankerott nahe kam; der Credit war durch die Unzuverlässigkeit der Regierung so gesunken, daß die Capitalisten des Auslandes zu keinen Anleihen sich herbeiließen; Handel, Industrie und Ackerbau lagen völlig darnieder, seit durch den Abfall der Pflanzlande der einträglichste Markt geschlossen war. Die französischen Truppen mußten auf Kosten des Landes unterhalten und ihr endlicher Abzug durch einen Kriegskostenvertrag von dreihundert Millionen erkauft werden. Auch die englische Regierung machte Ansprüche auf Entschädigung britischer Kaufleute und nahm sich aus Eifersucht auf Frankreich der bedrängten Liberalen in Portugal an. Damals reichte Xavier de Burgos, ein vaterländischer Mann, der einst zu den Afrancesados gehört, dann während der Reaction sich mit wissenschaftlichen, besonders nationalökonomischen Studien beschäftigt hatte, dem König eine Denkschrift ein, worin er mit edlem Freimuth die Schäden des Landes aufdeckte und als Heilmittel empfahl: Amnestie, Reorganisation der Verwaltung, Einziehung geistlicher Güter, Erleichterung der Communication, Belebung der Intelligenz und Bildung, Beseitigung der politischen Zwietracht, welche die spanische Nation schon so lange zerfleische. Die Schrift durfte nicht gedruckt werden, wurde aber in zahllosen Abschriften verbreitet. Sie ward das Programm einer gemäßigten Mittelpartei, welche mit patriotischer Gesinnung auf eine Ausgleichung der Gegensätze hinwirkte.

Verzweifelte Lage.

Decbr. 1828.

Die apostolischen Ultras lebten der Hoffnung, der König, dessen einst starker Körper durch das Uebermaß der Lüste und Genüsse geschwächt und vor der Zeit gealtert war, würde ohne Leibeserben aus der Welt gehen, dann war Don Carlos der legitime Thronerbe, und es bedurfte keines revolutionären Gewaltstreiches, um ihrem System die unbestrittene Herrschaft zu verschaffen. Desto größer war ihr Schrecken, als die unfruchtbare Königin Amalie von Sachsen bedenklich erkrankte und trotz aller Reliquien, die man ihr zutrug, in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren starb. Denn bei dem Charakter des Königs war vorauszusehen, daß er nicht lange säumen werde, eine vierte Ehe zu schließen. Und in der That war schon nach zwei Monaten eine neue Gemahlin gefunden. Wie sehr die apostolischen Parteihäupter alle Hebel der Intrigue einsetzten, um die Wahl des Königs auf eine Prinzessin ihrer Gesinnung, sei es aus der portugiesischen oder der piemontesischen Dynastie zu lenken: der Einfluß von Ferdinand's Schwägerin, der Infantin Luise Carlota de Paula, welche dem Monarchen ihre jüngere Schwester Marie Christine von Neapel zu empfehlen

Neue Vermählung des Königs.

17. Mai 1829.

wußte, trug den Sieg davon. Die Werbung um die Hand der neapolitanischen Fürstentochter fand günstige Aufnahme. Marie Christine wurde dem König angetraut und bei ihrer Ankunft in Spanien von dem Volke mit Jubel begrüßt. Decbr. 1829. Ihre Reise von Barcelona nach Madrid war ein Triumphzug. Die feierliche Vermählung, der eine Reihe glänzender Festlichkeiten folgte, galt den Liberalen als der Anfang einer neuen Aera, als das Morgenroth besserer Tage für Spanien. Die Anmuth, Liebenswürdigkeit und Munterkeit der dreiundzwanzigjährigen Fürstin erhöhte die freudigen Erwartungen. Für die royalistischen und katholischen Ultras war dieses Hofereigniß eine schwere Niederlage. Denn die Königin und ihre Schwester neigten der Gegenpartei zu, theils aus Ueberzeugung, theils aus persönlichen Motiven. Die Niederlage wurde noch entscheidender, als die einzige Hoffnung, die Ehe werde kinderlos bleiben, im nächsten 10. Octbr. 1830. Jahre durch die Geburt der Infantin Isabella vereitelt ward, der dann ein Jahr 30. Jan. 1832. später die Prinzessin Luise folgte.

Die pragmatische Sanction. Zur Freude für die Apostolischen kam kein männlicher Sprößling zur Welt; denn da nach der Bourbon'schen Successionsordnung, welche Philipp V. im Jahre 1713 auch in Spanien eingeführt hatte, nur die Erbfolge im Mannstamme zulässig war, so blieb Don Carlos immer noch der rechtmäßige Thronfolger. Es war ihnen unbekannt, daß unter Karl IV. diese Aenderung des altcastilischen Successionsrechts mit Zustimmung der Cortes wieder aufgehoben und durch die „pragmatische Sanction" vom Jahr 1789 die seit unvordenklichen Zeiten nach Gesetz und Herkommen gültige Thronfolge hergestellt war, wonach „die Frauen der besseren Linie oder des besseren Grades in derselben Linie den Vorzug haben vor den Männern der schlechteren Linie". Denn diese „pragmatische Sanction" war von der damaligen Regierung aus Rücksicht auf die Bourbon'schen Höfe in Neapel und Frankreich geheim gehalten und niemals veröffentlicht worden. Selbst Don Carlos, obwohl bereits 1788 geboren, hatte keine Kenntniß von der Existenz eines solchen Gesetzes gehabt. Es mußte also das 3. April 1830. größte Aufsehen erregen, als in der Amtszeitung das wichtige Actenstück verkündet ward unter der Aufschrift: „Pragmatische Sanction, welche auf Bitten der Cortes des Jahres 1789 durch den König Karl IV. mit gesetzlicher Kraft decretirt und deren Publication durch Seine regierende Majestät zu immerwährender Beobachtung auf Grund der alten Landesgesetze befohlen ist". Es unterlag keinem Zweifel, daß der König zu diesem Schritt durch seine Gemahlin und ihre Schwester bewogen worden und daß Calomarde, der seit seiner feindseligen Haltung gegen die catalonischen Insurgenten in den Kreisen der Ultras schlecht angeschrieben wor, dabei mitgewirkt habe. Obwohl die Entbindung der Königin erst sechs Monate später erfolgte, wollte man doch allen Eventualitäten zuvorkommen.

Folgen der Julirevolution in Spanien. Die Pariser Julirevolution, die bald nachher losbrach, erzeugte am Madrider Hof einen Temperaturwechsel. Die freisinnigen Sympathien wurden

gemäßigt. War der französische Dynastiewechsel den königlichen Frauen widerwärtig, indem dadurch die Hoffnung einer Vermählung des Herzogs von Bordeaux mit der Tochter der Prinzessin von Paula vereitelt ward, so gerieth der König in Unruhe und Zorn, als die Liberalen sich wieder zu regen begannen und die Flüchtlinge und Geächteten massenhaft an der Pyrenäengrenze sich sammelten. Es ist uns erinnerlich, daß man in Madrid lange mit der Anerkennung Louis Philipp's zögerte und daß nur die entgegenkommende Haltung, welche die Julireglerung eine Zeitlang gegenüber den Emigranten zeigte, den Madrider Hof geschmeidiger machte (XIV, 816). Nun lenkte man auch in Paris ein. Die Freischaaren, die sich von Bayonne aus längs der Gebirgslinie aufgestellt und ein „provisorisches Directorium" gebildet hatten, erhielten keine Unterstützung. Wie sollten aber die ausgewanderten Spanier, die während ihres siebenjährigen Exils der Heimath entfremdet worden und in der Ferne die Zwietracht und das factiose Treiben, das ihre Sache ehedem geschädigt und zu Falle gebracht, nicht nur bewahrt, sondern noch geschärft hatten, ohne französische Hülfe einen revolutionären Umschwung bewirken können? Als sie hadernd und ohne Einverständniß, die Radicalen unter Oberst Valdes mit einigen polnischen, italienischen und französischen Freizüglern vermischt, die Gemäßigten unter dem tapfern Patrioten Mina und einigen liberalen Offizieren, in Navarra Octbr. 1830. einfielen, wurden sie durch die königlichen Truppen unter General Llauder mit leichter Mühe zurückgeschlagen und Mina nebst seinen Adjutanten in solche Noth und Gefahr gebracht, daß sie nur auf abenteuerlichen Wegen durch Wälder und Einöden vor ihren Verfolgern sich über die französische Grenze zu retten vermochten. In Frankreich wurden alle Flüchtlinge auf Befehl der Regierung internirt. Aber Mina, ein antiker Charakter von eiserner Festigkeit und unerschütterlicher Energie, gab die Hoffnung nicht auf, die Sache des Liberalismus in seiner Heimath doch noch siegen zu sehen. Er wußte, daß viele Gesinnungsgenossen sehnsüchtig der Stunde harrten, wo ein freier Luftzug das Priester- und Lakaienregiment wegfegen würde, und stand mit diesen Gleichgesinnten in ununterbrochener Verbindung. Unter ihnen war der junge Advocat Olozaga einer der kühnsten und unternehmendsten. Einen ähnlichen Ausgang wie die nördlichen Einfälle nahmen auch die Insurrectionsversuche im Süden. Die Flüchtlings- Febr. u. März 1831. schaaren, die unter General Torijos und dem ehemaligen Minister Manzanares von Gibraltar aus in Cadiz und Andalusien eindrangen, wurden bald übermannt. Einige entkamen, andere wie Manzanares fielen im Kampfe, wer in Gefangenschaft gerieth, büßte seine Verwegenheit am Galgen. Zu einer Schilderhebung waren die Gegner des herrschenden Systems noch nicht genügend vorbereitet oder organisirt.

So sehr auch die Apostolischen die revolutionären Bewegungen im Norden Marie Christine und Calomarde. und Süden in ihrem Sinne auszunutzen bemüht waren, um die Rückkehr zum System des Schreckens zu betreiben, so erfolgte doch keine dauernde Reaction.

Dafür wehte der Wind aus Frankreich noch zu scharf. Auch wollte die Königin ihre Popularität bei den Gemäßigten und Freisinnigen nicht aufs Spiel setzen. Vielmehr war sie bestrebt, einen festen Fuß in der Nation zu gewinnen. Durch ihren Einfluß wurde die Umgebung des Königs gesäubert. Die unwürdigen Günstlinge und Ohrenbläser, die Hofschranzen und Lakaien wurden entfernt, der hohe Adel herangezogen, dem ganzen Hofe ein anständigeres, gehobenes Ansehen verliehen. Die anmuthige junge und liebenswürdige Königin besaß alle Gaben, sich die Volksgunst zu erwerben. Besonders wußte sie das Heer mit Gefühlen der Hingebung und Neigung zu erfüllen. Die Nachreden der Apostolischen, die sie der Leichtfertigkeit, der Verschwendung, der Vergnügungssucht beschuldigten, vermochten ihre Popularität nicht zu untergraben. Sie suchte sogar ihren Gemahl für eine Amnestie zu gewinnen. Dies war aber nicht nach dem Sinne des allmächtigen Ministers Calomarde. Er fürchtete seinen Einfluß über Ferdinand zu verlieren und näherte sich von Neuem den Apostolischen, die ihn denn auch wieder mit offenen Armen in ihre Reihen aufnahmen. Um den König zu ängstigen und zur Herstellung der Militärcommissionen und anderer terroristischen Maßregeln willfährig zu machen, wurde der General Torijos, der sich nach Gibraltar gerettet hatte, durch teuflische Künste dahin gebracht, daß er
1. Decbr. 1831. einen neuen Einfall in Andalusien wagte. Von Hinterlist und Verrath umstrickt, fielen die Betrogenen in die Gewalt der Häscher des Gouverneurs Moreno, der den radicalen Führer mit zweiundfünfzig seiner Genossen auf den Richtplatz führen ließ. Zum Lohne beförderte ihn Calomarde zum Generalcapitän von Granada und Jaen. Das Volk aber nannte ihn den „Henker von Malaga". Calomarde war in Kurzem der einflußreichste Mann, der eigentliche Gebieter in Spanien. Nicht nur daß er den König mit seinen Netzen umstrickt hielt und die Apostolischen auf seiner Seite hatte, er wußte auch alle hohen Regierungsstellen in die Hände seiner Creaturen zu bringen, die Vertrauten der Königin, wie den neapolitanischen Gesandten Lucchesi zu entfernen, das Cabinet mit unbedeutenden oder ihm ganz ergebenen Leuten zu füllen.

Widerruf der pragmatischen Sanction. Septbr. 1832. Im Sommer 1832, als der Hof in der kühlen Residenz San Ildefonso weilte, befiel den König eine Krankheit, die bald so bedenkliche Symptome annahm, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte. Marie Christine wurde von großer Sorge für die Zukunft ihrer Kinder ergriffen. Calomarde sagte ihr, daß die pragmatische Sanction vom 29. März ohne die Zustimmung ihres Schwagers Don Carlos nicht zur Geltung kommen könne. Sie erbot sich zu einem Compromiß: der König solle sie durch ein Decret autorisiren, während seiner Krankheit mit den Ministern die Staatsgeschäfte zu erledigen, dafür wolle sie den Infanten zu ihrem Beirath erwählen. Auch über eine Theilung der Regentschaft im Falle des Ablebens des Königs oder eine künftige Vermählung der Prinzessin Isabella mit dem ältesten, damals vierzehnjährigen Sohne des Infanten soll verhandelt worden sein, falls das Successionsgesetz Ferdinand's

aufrecht erhalten werde. Don Carlos schwankte eine Zeitlang; aber durch die portugiesischen Prinzessinnen, durch einige fanatische Bischöfe und durch die Geschäftigkeit des österreichischen und sardinischen Gesandten wurde er zu der Erklärung gebracht, „seine Religion gestatte ihm nicht, die Rechte, die er durch die Geburt besitze und die er seinen Kindern schuldig sei, preiszugeben". Da 18. Septbr. 1832.
sprach Marie Christine, verlassen und bedrängt und von langen Nachtwachen erschöpft, dem Gemahl selbst den Wunsch aus, er möge die pragmatische Sanction zurückziehen. Calomarde, der Minister Alcudia und der Bischof von Leon, der königliche Beichtvater, unterstützten ihre Bitte. So geschah es, daß der todtkranke Monarch eine Art Codicill zu einer früher aufgesetzten letztwilligen Verfügung unterzeichnete, worin er aus Rücksicht für die Ruhe der Nation die pragmatische Sanction vom 29. März 1830 und seine testamentarischen Bestimmungen über die Regentschaft zurücknahm. Der Widerruf sollte bis zum Tode des Königs geheim gehalten werden; aber die Freude der Apostolischen war so groß, daß sie im Glauben, Ferdinand werde aus der tiefen Ohnmacht, die ihn nach der Unterzeichnung befiel, nicht wieder zum Leben erwachen, den *Infanten* bereits als König begrüßten.

Aber der Triumph war verfrüht; König Ferdinand erholte sich wieder; Umschlag.
und nun erfolgte ein bedeutungsvoller Umschlag. Das rücksichtslose Hervortreten der Ultras hatte deutlich ihre Absicht verrathen, den royalistisch-klerikalen Terrorismus von 1823 zurückzuführen. Diese Wahrnehmung führte alle freisinnigen und gemäßigten Elemente in der Bevölkerung und im Beamtenstand auf die Seite der Königin. Die Ankunft der energischen Prinzessin Luise Carlota, die auf die Kunde von dem gefährlichen Zustande ihres königlichen Schwagers aus den Seebädern von Cadiz zum Beistande ihrer Schwester nach San Ildefonso geeilt war, beschleunigte die Katastrophe. Calomarde wurde entlassen 1. Octbr. 1832.
und vierzig Meilen von der Hauptstadt verbannt und der Königin während der Krankheit ihres Gemahls die Leitung der Regierung übertragen. Die übrigen Minister, mit Ausnahme von Ballesteros, theilten das Schicksal ihres Chefs; in den höchsten militärischen und bürgerlichen Stellen fand ein tiefgreifender Wechsel statt; der blutdürstige Graf España wurde entfernt und Llauder zum Generalcapitän von Barcelona ernannt; eine weitgehende Amnestie wurde erlassen, eine Annäherung an die constitutionellen Westmächte angebahnt. Bald sah sich Marie Christine an der Spitze einer großen Partei, welche im Gegensatz zu den Absolutisten, der fanatischen Priesterschaft und dem von ihr geleiteten bigoten und abergläubischen Pöbel, alle Anhänger eines modernen Rechts- und Verfassungsstaates, alle Freunde der Aufklärung und geistigen Freiheit umfaßte. Damit trat Spanien in den großen Prinzipienkampf ein, der in jenen Tagen das ganze civilisirte Europa durchzog. Schon jetzt konnte man in den Bewegungen, die in einzelnen Städten und Provinzen sich zeigten, das Vorspiel der kommenden Dinge erkennen. Hatten doch die „Karlisten", wie man jetzt die

katholischen und royalistischen Ultras zu nennen begann, bereits im October eine Kriegserklärung in die Welt geschleudert in einem unter der Hand von Mönchen und Priestern verbreiteten Aufruf, der mit folgenden Worten schloß: „Erhebt euch, Geschlecht von Helden! Duldet nicht, daß zwei schwache, im weibischen Neapel aufgezogene Frauen über eine Nation verfügen, welche daran gewöhnt ist, der Schrecken Europas zu sein! Erhebt euch sofort, und zermalmt werden sie hinsinken. Eilt zu den Waffen! Laßt euch nicht durch leere Besorgnisse, lächerliche Scrupel aufhalten. Das Heil des Vaterlandes über Alles! Es lebe Karl V.“.

Ministerium Zea Bermudez und Wiederherstellung der pragmat. Sanction. Seit 27. Novbr. 1832. Daß nicht schon bei Lebzeiten Ferdinand's aufs Neue der Bürgerkrieg losbrach, war hauptsächlich dem neuen Ministerpäsidenten Zea Bermudez zu verdanken, welcher als Mann der Mitte zwischen den extremen Parteien sich bewegte und dabei von dem König selbst unterstützt ward. Neutralität in den auswärtigen Angelegenheiten, namentlich gegenüber den portugiesischen Parteikämpfen, und gemäßigte Reformen im Innern mit Aufrechthaltung der „pragmatischen Sanction“, war das Programm seines Cabinets. Um diesem Staatsact über alle Zweifel und Anfechtungen hinaus gesetzliche Autorität zu verleihen, 30. Decbr. 1832. berief Zea Bermudez die höchsten Würdenträger und Granden des Königreichs zu einer feierlichen Versammlung, wo in Anwesenheit des Königs und der Königin der Justizminister eine von Ferdinand eigenhändig abgefaßte Erklärung vorlas des Inhalts: das Decret vom 19. September, das er in den Aengsten seiner Krankheit unterzeichnet habe, sei ihm durch Ueberraschung und falsche Vorspiegelungen illoyaler Menschen entrissen worden und sei null und nichtig, weil zuwiderlaufend den Grundsätzen der Monarchie und den Verpflichtungen, welche er als König und als Vater seiner erhabenen Nachkommenschaft schulde.
1. Jan. 1833. Am ersten Tage des neuen Jahres veröffentlichte der Justizminister in der Amtszeitung die Darstellung des Actes und die königliche Erklärung. Nun war der Würfel gefallen; das weibliche Thronfolgerecht war auf Grund altspanischer Gesetze hergestellt, die Bourbonisch-Salische Successionsordnung durch die
4. Jan. „pragmatische Sanction“ ersetzt. Vier Tage nachher übernahm Ferdinand selbst wieder die Regierung, in einem huldvollen Schreiben an die Königin die Sorgfalt und Weisheit preisend, mit der sie die Geschäfte geleitet, und sie seines vollen Vertrauens versichernd.

Beschwörung des Successionsgesetzes u. Vorzeichen des Bürgerkriegs. Es war ein kluger Gedanke von Zea Bermudez, daß er den König zur Wiederaufnahme der Regierung bestimmte. Denn bei der bekannten Loyalität des Infanten Don Carlos gegenüber dem älteren Bruder wurde dadurch die Insurrection der Ultras, für die bereits durch heimlich verbreitete Aufrufe demagogischen Inhalts alle Vorbereitungen getroffen waren, gehemmt und hinausgezogen. Freilich so fanatische Häupter, wie der Bischof von Leon, Don Joaquin Abarca, dessen Seele von leidenschaftlicher Glut für das absolutistisch klerikale Prinzip und von wüthendem Hasse gegen alle Liberalen erfüllt war

und andere Gleichgesinnte, ließen sich nicht abhalten die reactionäre Propaganda bis zum Aufruhr zu treiben; allein ohne die Autorität des Königs hatten die Aufstandsversuche in Leon und einigen andern Orten keinen Fortgang. Selbst die königlichen Freiwilligen, die eigentliche Garde der Apostolischen, wollten nicht gegen die legitime Obrigkeit ins Feld ziehen. Bischof Abarca floh als Bauer Mitte Januar 1833.
verkleidet an die portugiesische Grenze. Mehrere hochgestellte Führer und Genossen der karlistischen Verschwörung wurden hinter Schloß und Riegel gebracht. Die Prinzessin von Beira, die eigentliche Aufstifterin der rebellischen Bewegung, erhielt den Befehl, sich zu ihrem Bruder Dom Miguel nach Portugal zu begeben; Don Carlos und seine Gemahlin durften sie dahin begleiten. Ihre Ab- 16. März 1833.
reise, die den Parteigängern als Verbannung galt, gab das Signal zu gewaltthätigen Auftritten zwischen Liberalen und Karlisten in den Straßen von Madrid. Auch in Saragossa, Sevilla, Granada brachen Unruhen aus. Jetzt forderte die Königin stärkere Maßregeln zum Schutze der Rechte ihrer Tochter, und wie wenig auch Zea Bermudez Neigung trug, aus seiner hinhaltenden und vermittelnden Politik herauszutreten; er mußte endlich einwilligen, daß die Cortes auf den 20. Juni einberufen wurden, damit sie nach alter Gewohnheit der Infantin 4. April 1833.
Doña Maria Isabel als Erbin des Thrones den Huldigungseid schwüren. Auch Don Carlos wurde von dem König aufgefordert die Infantin als Prin- 20. April 1833.
zessin von Asturien anzuerkennen und ihr Treue zu geloben. Aber er sandte einen Protest ein mit der Erklärung: „Da ich fest überzeugt bin von den legitimen Rechten, welche ich auf die spanische Krone habe, vorausgesetzt daß ich Ew. Maj. überlebe und sie keinen Sohn hinterläßt, so sage ich, daß weder mein Gewissen noch meine Ehre mir erlaubt, andere Rechte zu beschwören oder anzuerkennen". Die nächste Folge war, daß Ferdinand seinem Bruder schrieb, 6. Mai.
er möge sich mit seiner Familie nach Rom begeben. Allein Don Carlos verschob die Reise unter allerlei Vorwänden und blieb in Lissabon. Denn alle Welt hatte erkannt, daß die Sache der Karlisten und Miguelisten zusammenstehe und falle. An dem festgesetzten Tage fand dann in der feierlichen Cortesversamm- 20. Juni.
lung die Staatsaction des Schwures statt. Aber die Häupter der Karlisten hatten die Parole ausgegeben, „daß der Eid keinerlei Bedeutung habe und lediglich als ein Act des Gehorsams gegen den König zu betrachten sei, nach dessen Tod er zu nichts verpflichte". Unter ähnlichen Reservationen wohnten auch die fremden Gesandten der Ceremonie bei. Die Geltung der pragmatischen Sanction war somit in den Augen vieler Theilnehmer eine streitige Rechtsfrage, die erst durch den Gang der Ereignisse nach dem Tode Ferdinand's ihre endgültige Lösung und Entscheidung finden könne. Aber der Niedergang des Sterns Dom Miguel's in Portugal, wo zum großen Verdruß Zea Bermudez' und selbst des Königs durch englischen und französischen Beistand die liberale Verfassungspartei den Sieg davontrug, konnte als Vorzeichen eines ähnlichen Ausganges der politischen Lebensfrage in Spanien betrachtet werden.

Tod des Königs. 29. Septbr. 1833. Unter den Eindrücken dieser Ereignisse erlag König Ferdinand einem der Erstickungsanfälle, von denen er schon seit Monaten heimgesucht war. Die spanische Königsliste hat viele Namen aufzuweisen, die in der Geschichte als Tyrannen und Volksfeinde verzeichnet sind; aber wenige waren so sehr aller edleren Charakterzüge und Eigenschaften entkleidet wie König Ferdinand VII. Wir haben seine Persönlichkeit und sein Regiment in verschiedenen Perioden kennen gelernt. Jene war volksfeindlich, treulos, hinterlistig; dieses unheilvoll und verderblich für das Land. Als er dahinschied war die geistige Schwungkraft der Nation gelähmt, der materielle Wohlstand verschwunden, die Furie der Zwietracht entfesselt, das Vertrauen des Auslandes verscherzt, die Regierung ohne Achtung und Ansehen. Unter dem Jubel des Volkes war er einst in das Land seiner Väter zurückgekehrt, mit dem Fluche belastet sank er ins Grab. So rasch erfolgte seine Auflösung, daß er verschied ohne gebeichtet oder die Sterbsacramente empfangen zu haben, ein merkwürdiges Schicksal für einen Monarchen, der sein Leben so eifrig dem Dienste der Kirche und der Geistlichkeit gewidmet hatte.

b. Karlisten und Christinos.

Das Manifest der Königin Regentin. Es war zu erwarten, daß die Karlisten den Tod des Königs benutzen würden, um sich durch einen Handstreich den Besitz der Gewalt zu erobern. Diese Gefahr wendete Zea durch einen entschlossenen Schritt ab. Er berief die commandirenden Generale und die höchsten Beamten zu sich, begab sich mit ihnen in das Schloß und ließ sie dort in Gegenwart der trauererfüllten Königin und ihrer Kinder eine Erklärung unterzeichnen, daß sie als treue Soldaten und gute Spanier zu Marie Christine halten wollten. In der Ueberraschung kamen alle der Aufforderung nach, selbst diejenigen unter ihnen, die karlistisch gesinnt waren. Und um jede Spur von Mißtrauen zu verscheuchen, ließ der Minister, der alten
1. Octbr. 1833. Gewohnheit gemäß, die königlichen Freiwilligen die Schloßwache beziehen, eine Berufung an ihre Loyalität, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Es war die factische Anerkennung der pragmatischen Sanction und der Regentschaft Christinens, doch sollte ihr ein Regentschaftsrath zur Seite stehen, dessen einzelne Glieder der König vor seinem Tode aus sehr gemischten Elementen ernannt hatte. Dank diesem entschlossenen Auftreten behauptete sich der Ministerpräsident
4. Octbr. in seinem hohen Amte. An dem Tage, da der Leichnam des Königs im Pantheon des Escurial beigesetzt ward, erschien ein Manifest, worin die Königin ihre Absicht kundgab, die Regierung in der bisherigen Weise fortzuführen, die königliche Autorität und die unbefleckte Religion zu erhalten, zugleich aber zweckmäßige Reformen in allen Theilen des Staatslebens ins Dasein treten zu lassen.

Die Regierung und die Karlisten. Dieses Manifest genügte keiner Partei. Die „Christinos“, wie man fortan die Anhänger der Königin und des constitutionellen Prinzips nannte,

wollten nichts wissen von dem Fortbestehen eines Systems des „aufgeklärten Absolutismus", das nur die Laune und die Vorurtheile des verstorbenen Königs geschaffen und das charakterlos zwischen den großen politischen Lebensfragen des Tages hin und her schwankte, und die Karlisten hatten bereits in allen Provinzen die Parole ausgegeben, wie in der Franzosenzeit Junten zu bilden und Pronunciamientos zu erlassen, um die Feinde der Throne und Altäre vom Regimente fern zu halten und dem rechtmäßigen König Karl V. zur Herrschaft zu verhelfen. Die Reste der alten Glaubensbanden und die königlichen Freiwilligen, die an Zahl und Stärke das reguläre Militär übertrafen, schienen genügende Streitkräfte zu bieten. Es dauerte nicht lange, so sammelten sich bewaffnete Kriegsschaaren in Navarra, in Aragonien und Catalonien, in Altcastilien um einzelne Häuptlinge, die sich schon früher als fanatische Anhänger des Absolutismus bekannt gemacht hatten, wie der alte Ultraroyalist Santos Ladron, wie der Oberst Don Francisco Benito Eraso, wie der energische Landpfarrer **Merino** von Villoviado, der einst von einem Ziegenjungen zum Seelenhirten herangebildet, in der Franzosenzeit als streitbarer Guerillero ins Feld gezogen, dann als feuriger Absolutist gegen den Liberalismus hervorgetreten war, ein Mann von abenteuerlichem Wesen, dessen furchtbarer Charakter sich in der wilden erschreckenden Energie seiner Züge scharf ausprägte. Aber trotz ihrer großen Zahl war der Anfang der Insurrection den Karlisten ungünstig. Ohne einheitliche Organisation, ohne Disciplin und fähige Führung, wurden die vereinzelten Aufstände in den nördlichen Landschaften durch die regelmäßigen Truppen, welche General Sarsfield, ein schlauer, zweideutiger und intriganter Irländer wider sie in den Kampf führte, überwältigt und zersprengt. Santos Ladron ward in dem Festungsgraben von Pamplona erschossen; Eraso mußte 14. Octbr. 1833. über die Grenze fliehen; Merino vermochte trotz aller persönlichen Tapferkeit nur mit einem kleinen Häuflein Getreuer sich über die portugiesische Grenze zu Don Carlos zu flüchten. Günstiger wurde die Lage der Karlisten erst, als **Zumalacarregui**, ein Baske von Geburt, der seine Jugend- und Mannesjahre im Kampfe für die königliche Sache verbracht, aber als stolzer unabhängiger Mann, der sich nie zur Intrigue und Schmeichelei herabwürdigte, für seine Verdienste schlecht belohnt worden war, das Obercommando über die Karlisten- Novbr. 1833. banden seiner Heimath übernahm und aus den rauhen, abgehärteten Bergbewohnern ein streitbares Kriegsheer bildete.

Es ist von wissenschaftlichen Forschern wie von reisenden Romantikern viel Die Basken. über das merkwürdige Land in den Westpyrenäen geschrieben worden, dessen Bewohner durch Abstammung und Sprache, durch Sitten, Lebenseinrichtungen und Rechtsordnungen von dem übrigen Spanien geschieden seit fünfzig Jahren eine so hervorragende Rolle in den bürgerlichen Kämpfen der Halbinsel gespielt haben. Auch deutsche Offiziere, welche den spanischen Bürgerkrieg in den Reihen der Karlisten mitgemacht, wie Goeben, Rahden, Fürst Lichnowski, haben über

Land und Volk werthvolle Aufzeichnungen gemacht. In manchen Dingen erinnern die Zustände der Basken an die Vendée, nur daß die Feudalverhältnisse dieser Gegend in dem Baskenlande unbekannt waren. Vielmehr lebten die Völker der drei Landschaften, denen von der Natur die Hut der Westpyrenäen zugewiesen war, Vizcaya mit Bilbao, Alava mit Vitoria und der Ebene Rioda, Guipozcoa mit Tolosa, sowie der angrenzenden Districte von Navara in einer Art von republikanischem Bundesstaat, der den König von Castilien als seinen Schutzherrn und Gebieter, Señor verehrte, ihm freiwillige Gaben und Waffendienste gewährte, die inneren Angelegenheiten aber durch gewählte Ortsälteste besorgte, welche alljährlich unter der Eiche von Guernica Tagsatzung hielten und die eigentliche Volkshoheit repräsentirten. Die Basken besaßen uralte Gerechtsame, Fueros, die sie Jahrhunderte lang gegen alle Anfechtungen und Eingriffe zu wahren gewußt. Sie waren frei von dem Steuer- und Zollsystem der übrigen Reichslande, frei von der Militäraushebung und der Beamtenhierarchie, ein arbeitsames, kräftiges, genügsames Berg- und Bauernvolk, dessen Angehörige sämmtlich den „Adel des Bluts" in sich trugen. Aller Centralisation feindselig, widerstrebten sie mit hartnäckigem Particularismus jedem gesetzgeberischen Uniformitätsversuch, mochte er von der Regierung oder von den Reichsständen ausgehen. Aus früheren Erfahrungen wußten sie, daß die Cortes mit ihrem nivellirenden Liberalismus keine Sonderstellung einzelner Provinzen zulassen würden. Dies bot den geschäftigen Agenten des Don Carlos die Seite, wo sie ihre Hebel mit Erfolg einsetzen konnten. Nur König Karl V., führten sie den Basken zu Gemüthe, würde mit altcastilischer Treue und Pietät ihre alten Rechte und Freiheiten achten und heilig halten; ein liberales Cortesregiment würde mit einem radicalen Streicheisen alle ihre patriarchalischen Einrichtungen, alle ihre Privilegien und Erbeigenthümlichkeiten wegfegen. Von Priestern und Mönchen angefeuert, bildeten sie bewaffnete Banden und Junten und organisirten die Guerilla, den kleinen Schaarenkrieg, wie in den Tagen der französischen Invasion. Damals waren sie der Fahne des tapfern Basken Mina gefolgt; der hatte aber seitdem die Sache der Freiheit und der Cortesverfassung gewählt, darum betrachteten ihn seine alten Landsleute als Feind und stellten seinen ehemaligen Kameraden und Streitgenossen Zumalacarregui an ihre Spitze, einen Mann der That, nicht der Rede, standhaft, gerecht und von rechtschaffenem Sinn und Wandel. Die bisherigen Karlistenhäupter Iturralde und der heimgekehrte Eraso traten in die zweite Stelle.

Zumalacarregui. Es war eine schwere Aufgabe, mit einigen Bataillonen schlecht gekleideter und mangelhaft bewaffneter Krieger gegen die mit Artillerie und Reiterei versehenen Truppen Sarsfield's das Feld zu behaupten. Aber dem energischen Befehlshaber, der seine Soldaten durch Erweckung aller moralischen Kräfte, des Ehrgefühls, der Vaterlandsliebe, des religiösen Glaubenseifers an sich zu fesseln und durch eiserne Kriegszucht zur Ausdauer im Kampf anzufeuern verstand,

gelang es durch geschickte Bewegungen und einige erfolgreiche Gefechte das Vertrauen der Insurgenten in ihn und seine Führung zu beleben. Zu Anfang des neuen Jahres konnte er in einer Proclamation aussprechen, daß er mit Genugthuung auf die vergangenen Thaten der baskischen Krieger zurückblicke und größere Erfolge für die Zukunft voraussehe. Die bewegliche Guerilla vom Jahre 1809 lebte in dem baskisch-navarresischen Gebirgslande von Neuem auf. (1. Jan. 1834.)

(Das Ministerium Martinez de la Rosa und das königliche Statut.)

Dieses Anwachsen der karlistischen Sache schärfte die Parteigegensätze. Die Schuld davon wurde in erster Linie der schwankenden Haltung und den halben Maßregeln des Ministeriums beigemessen. Mochte immerhin der gemäßigte Royalist Burgos, der einsichtsvollste verständigste Staatsmann des damaligen Spaniens, durch treffliche Reformvorschläge in allen Zweigen des inneren Staatslebens und der Provinzialverwaltung einen bessern Zustand der öffentlichen Dinge vorbereiten und anbahnen; die Bedrängnisse der Gegenwart, der Mangel an den nöthigen Geldmitteln, die schwierige politische Zeitlage, die Zwietracht der Parteien ließen seine Pläne nicht zur Reife und Ausführung kommen. Wie sollten Organisationen, die erst in der Zukunft Früchte tragen konnten, große Resultate hervorbringen in einem Augenblick, da ein allgemeiner Bürgerkrieg das Land zu zerfleischen drohte? Der Hauptangriff richtete sich gegen Zea, der daher auch nicht lange mehr dem Sturme zu widerstehen vermochte. Er sah sich mit einigen andern Gliedern seines Cabinets zum Rücktritt genöthigt. Ein neues Ministerium, in welchem gemäßigte Royalisten wie Burgos mit gemäßigten Liberalen wie Martinez de la Rosa und Garely sich in die Geschäfte theilten, übernahm die schwierige Aufgabe, das Staatsschiff durch die brandenden Wogen zu retten. (14. Jan. 1834.) Es war zunächst ein Regiment des Ueberganges und der Vermittelung im Sinne der beiden einflußreichen Generalcapitäne Llauder von Catalonien und Quesada von Altcastilien, die durch Denkschriften an die Königin am meisten zur Entfernung Zea's beigetragen hatten. Aber schon tauchten Forderungen auf, die auf einen völligen Bruch mit dem Absolutismus und auf eine Rückkehr der Liberalen an das Staatsruder hinausliefen. Laut wurde die Einberufung der Cortes, die Amnestirung der Flüchtlinge vom Jahr 1823, eine constitutionelle Verfassung nach Art der französischen, die Errichtung einer Nationalgarde als Gegensatz zu den Königlich-Freiwilligen verlangt. Umsonst suchte Burgos durch wirthschaftliche und administrative Reformen nach dem Vorbilde anderer Culturstaaten die öffentliche Meinung für praktische Fragen innerer Entwickelung und Organisationsthätigkeit zu gewinnen; die geheimen Gesellschaften, die Presse, die zurückgekehrten Emigranten forderten ein rascheres Vorgehen, ein demokratisches Staatswesen auf Grund der Cortesverfassung vom Jahre zwölf. Die Regierung suchte die hochgehenden Wogen einzudämmen, indem sie den Forderungen des Zeitgeistes entgegenkam, aber in Beziehung auf die Nationalmiliz, die Preßfreiheit, die Anerkennung der einst von den liberalen Reichsständen contrahirten Staatsschulden, die Cortesver-

sammlung, die Amnestie Beschränkungen hinzufügte, die den Werth der Zugeständnisse sehr herabminderten. Selbst das königliche Statut vom 10. April, das behufs der Steuerbewilligung und Gesetzgebung die Einberufung allgemeiner Reichsstände anordnete, fand nur getheilten Beifall. Danach sollte der gesetzgebende Körper in zwei Arme oder Estamentos zerfallen, in das Haus der Proceres oder Pairs, bestehend aus Granden, Bischöfen, hohen Beamten und Würdenträgern und solchen Vertrauensmännern, die der König auf Lebenszeit ernennen würde, und in das Haus der Volksvertreter oder Procuradores, die durch eine doppelte Wahl aus den vermögenderen Klassen gewählt werden sollten, „da ein gewisser Besitz, ein mittlerer Wohlstand unentbehrlich sei für denjenigen, welcher sich, ohne dafür Sold oder Ersatz zu bekommen, mit den Staatsangelegenheiten befassen und während der Zeit seine häuslichen Geschäfte vernachlässigen müsse". Die Berathung und Beschlußfassung habe von Regierungsvorlagen auszugehen; eigene Anträge könnten nur in der Form von Petitionen vorgebracht werden.

10. April 1834.

Die Zeitrichtung.

War an diesem Statut nicht zu verkennen, „daß es zwischen den Extremen, von denen das Land in den letzten Decennien heimgesucht war, nicht ungeschickt einen Ausgangspunkt stetiger Entwickelung suchte, daß es im Vergleich mit dem regelmäßigen Zustande, der seit drei Jahrhunderten bestanden, einen großen Fortschritt bot", so stand es doch hinter dem stolzen Codex von Cadiz zu weit zurück, als daß es den Liberalen der Doctrin genügt hätte. Die heimgekehrten Emigranten, die in England wenig gelernt hatten, desto tiefer in die französische Zeitbildung eingedrungen waren, fühlten keine Sympathie mit einer Verfassung, die der Krone so große Macht einräumte, die Adel und Klerus als berechtigte Factoren des staatlichen Lebens aufstellte, die den Idealen von einer constitutionellen Staatsform so wenig Rechnung trug. Diese Ideale waren theils dem Verfassungswerk vom Jahr 1812, theils dem französischen Demokratismus entlehnt. In England, bemerkt Baumgarten, lebten die Emigranten ganz isolirt in ihren Träumen; „von der englischen Bildung, dem öffentlichen und privaten Leben empfingen sie keinerlei fruchtbare Anregung, die Sprache, die große Fremdartigkeit aller Anschauungen und Einrichtungen bildeten eine zu weite Kluft. Desto eifriger vertieften sich die Flüchtlinge in das französische Wesen, in den jungen Radicalismus der dortigen Literatur, in das Getriebe der geheimen Gesellschaften, in die brillante Leichtfertigkeit der Pariser Sitten. Schon lange, wissen wir, stand Spanien unter dem Einfluß der französischen Cultur. Aber bisher hatte es denselben noch immer in gewissen Schranken gehalten. Jetzt erst unterwarfen sich ihm Viele unbedingt und zwar so, daß sie vorzugsweise die üblen Richtungen des französischen Genius, seine Frivolität, seine leichtsinnige Emancipation von allen religiösen und moralischen Ueberlieferungen ins Herz schlossen, die energische Arbeit des Kopfes und der Hand, durch welche der Franzose jenen verderblichen Neigungen ein Gegengewicht schuf, zur Seite ließen".

Diese Schäden und Gebrechen der Zeit hat der junge talentvolle und kenntnißreiche Schriftsteller Mariano José de Larra, der selbst seine Bildung in Frankreich geschöpft, in seinem Blatte „Der kleine arme Plauderer“ und in andern literarischen Arbeiten mit Humor und Schärfe enthüllt, indem er „mit Murilloschem Realismus“ das Leben seines Volkes von allen Seiten darstellte. Aber die Krankheit der Zeit konnte nicht geheilt werden.

Dennoch war die Erscheinung des Estatuto Real und die Einberufung der Stände auf den 24. Juli der Anfang eines politischen und geistigen Aufschwungs. Martinez de la Rosa, ein Mann der Wissenschaft und der Literatur, der die Jahre seines Exils zur Mehrung seiner Kenntnisse benutzt hatte, war bemüht, die Bildung des Volkes zu heben und nach dem Sinne und Vorbilde seines Collegen Burgos, auch nachdem derselbe aus dem Cabinete ausgeschieden war, die geistigen und materiellen Interessen zu fördern. Auch Burgos' Nachfolger Moscoso de Altamira gehörte zu den Förderern freisinniger und aufgeklärter Ideen, und bald erhielt Rosa noch eine kräftigere Stütze an dem Grafen von Toreno, dem uns bekannten Staatsmann und Historiker. Der Reichstag, der sich einige Monate später in Madrid versammelte, schuf eine weite Arena für die Entfaltung intellectueller Kräfte. Saavedra, Herzog von Rivas, einst Mitglied der Cortes von Cadiz, dann als Flüchtling in England, Italien, Frankreich mit Studien und literarischen Arbeiten eifrig beschäftigt, Redner, Staatsmann und romantischer Dichter, glänzte als Führer der Opposition im Herrenhause, wie der talentvolle, beredte Joaquin Maria Lopez im Hause der Abgeordneten durch schwungvolle oratorische Leistungen. Und als es dem spanischen Gesandten in London, Miraflores gelang, die englische Regierung zu einem Vertrag zu bewegen, in dem sie die beiden minderjährigen Königinnen Maria da Gloria und Isabella gegen die rebellirenden Infanten Dom Miguel und Don Carlos zu unterstützen versprach, ein Vertrag, dem auch Frankreich nach einigem Bedenken zustimmte, da schien das constitutionelle System in der pyrenäischen Halbinsel für alle Zeit festen Boden zu gewinnen. Die „Quadrupelallianz“, wie man diesen Vertrag nannte, hat zwar, wie wir wissen, durch die Scheu der Juliregierung vor allen kriegerischen Verwickelungen und das eifersüchtige Mißtrauen gegen England nicht die Bedeutung gewonnen, die man sich in Madrid davon versprach; der König der Franzosen fürchtete den revolutionären Geist in Spanien mehr als den Prätendenten Don Carlos und hielt mit seiner Hülfe zurück. Dennoch war der Bund eine Stärkung des constitutionellen und liberalen Westens gegenüber dem absoluten Osten. Aber freilich bezeichnete er auch den Anfang leidenschaftlicher Parteikämpfe und Bürgerkriege, die in dem südlichen Lande ihren Heerd aufschlugen. Obwohl das spanische Volk der großen Mehrheit nach für ständische Staatseinrichtungen, für Communal- und Municipalwesen, für bürgerliche Ordnung wenig Sinn hat; obwohl es sich vermöge seiner sinnlichen Natur und seiner romantisch-ritterlichen Neigungen und

Spanien ein constitutioneller Staat.

17. April 1834.

31. Mai 1834.

Gewohnheiten eher für eine tapfere militärische Persönlichkeit, für einen kühnen Heerführer und Bandenhauptmann begeistert als für constitutionelle Staatsformen und parlamentarische Verhandlungen, und obwohl der mächtige Einfluß der Geistlichkeit und der Mönche auf das unwissende abergläubische und bigotte Volk einer freien politischen Entwickelung nicht förderlich ist: so fanden doch alle Formen des modernen Staatslebens, von der demokratischen Republik bis zum apostolischen Absolutismus unter der Fahne der heiligen Jungfrau, in der pyrenäischen Halbinsel ihre Anhänger und Verfechter. Die untern Volksklassen, namentlich die Land- und Bergbewohner, die ohne alle Einsicht, ohne Urtheil und politische Bildung ganz den Eingebungen der Priester und Mönche folgten, hielten an den alten hierarchischen und monarchischen Einrichtungen fest und dienten der Aristokratie und dem Klerus zur Erhaltung und Beschützung der verfaulten morschen Zustände der altspanischen und apostolischen Königsmacht gegen die Reformbestrebungen der „Liberalen"; während der aufgeklärte Mittelstand in den Städten, die studirte und gebildete Klasse und viele Offiziere der Armee den aus Frankreich überkommenen Ansichten huldigten, wonach das Königthum durch Betheiligung der Volksvertreter am Staatsleben und durch Verantwortlichkeit der Minister beschränkt sein sollte.

Flucht des Infanten Don Carlos. Die nächste Folge des Viermächtebundes war das Einrücken eines spanischen Heeres von 10,000 Mann unter dem energischen General Rodil über die portugiesische Grenze, wodurch Dom Miguel zum Verzicht auf seine Ansprüche
26. Mai 1834. und zum Verlassen seines Heimathlandes genöthigt ward (XIV, 656 f.). Nun war auch für den spanischen Prätendenten Portugal kein sicherer Aufenthaltsort mehr. General Rodil suchte ihn zum Gefangenen zu machen; allein durch die diplomatische Kunst des karlistischen Agenten de los Valles wurde der englische Admiral Parker beredet, den Infanten mit Familie und Gefolge auf dem Li-
1. Juni 1834. nienschiffe Donegal nach der Küste von England überzuführen. Diese Wendung trug für Spanien unheilvolle Früchte im Schooß. Mit der Gefangennehmung des Prätendenten wäre der Bürgerkrieg in Kurzem erloschen; seine Rettung fachte die Flamme von Neuem an. Denn vor seiner Einschiffung hatte Don Carlos die Basken zum treuen Ausharren ermahnt und versichert, daß er nie-
2. Juli. mals seinen Rechten und Ansprüchen entsagen werde. Einige Wochen nachher segelten zwei Reisende mit französischen Pässen versehen von Brighton nach Dieppe und eilten dann durch Paris, wo sie unerkannt an Louis Philipp und der königlichen Familie auf dem Wege von Neuilly vorbeifuhren, nach dem Süden. Es waren Don Carlos und Valles. Unter Beihülfe französischer Legitimisten gelangten sie unerkannt über die Pyrenäengrenze nach Navarra, wo der Prätendent eine Einladung an Zumalacarregui ergehen ließ, sich bei ihm
12. Juli. einzufinden. Am 12. Juli erschien der Karlistenführer vor dem Angesicht seines „Königs".

a. Der Bürgerkrieg.

Die englische Regierung hätte der Sache der Christinos keinen schlimmeren Dienst erweisen können, als dadurch daß sie die Flucht des Infanten nach dem Heerde der karlistischen Insurrection nicht verhinderte. Seit Monaten war der Krieg zwischen den königlichen Truppen unter Quesada und den Karlistenbanden Zumalacarregui's in den Bergen und Thälern von Vizcaya und Navarra fortgeführt worden, ohne entscheidende Action, aber mit steigender Wuth und Grausamkeit. Ließ doch der Karlistenchef einhundertzwanzig Gefangene, die bei einem Ueberfall auf Vitoria in seine Hände gefallen, mit kaltem Blute niederschießen, der Anfang einer barbarischen Kriegführung, die mehr und mehr den Charakter eines Vertilgungskampfes, einer Blutrache auf Leben und Tod annahm und in Verbindung mit der Cholera, die in Madrid und andern Städten wüthete, zahllose Menschenleben dahinraffte. Größere Treffen, wie das bei der Venta von Gulina, etliche Meilen nordwestlich von Pamplona, waren selten; desto ununterbrochener raste die Guerilla in den schwer zugänglichen Gebirgen und Thälern, eine Kriegsweise, die uns bereits aus der Napoleonischen Zeit bekannt ist, endlos und ohne Entscheidung. Da traf die Nachricht in die baskischen Berge, Don Carlos sei in der Mitte seiner Getreuen erschienen, um sein Volk selbst zu Kampf und Sieg zu führen, eine Botschaft, die rasch wie ein Blitzstrahl sich über das ganze Land verbreitete und allenthalben die Kriegsfurien weckte. Die Menschen geriethen in eine furchtbare Aufregung. Die Cholera wurde einer Brunnenvergiftung durch die Karlisten zugeschrieben. Man stürmte die Klöster in Madrid und mordete achtzig Mönche. Alle Leidenschaften waren aufgewühlt. In diesen Tagen der Gährung und der entfesselten Triebe wurden die Sitzungen der Cortes in der verpesteten Stadt eröffnet. Sie waren ein Abbild der erregten Volksstimmung. In den erhitzten Debatten bei Gelegenheit der Antwortsadresse auf die Thronrede konnte man schon die künftigen Stürme gegen das gemäßigte constitutionelle System des „Estatuto Real" voraussehen, namentlich als auch noch die alten Führer der Cortes von Cadiz, Galliano, Arguelles, Isturiz in das Abgeordnetenhaus eintraten. Man verlangte mit doctrinärem Eigensinn das höchste Maß von Freiheit und Volksrecht, während das Land in den Flammen des Bürgerkriegs stand und der Staat verschuldet und ohne genügende Einnahmen war. Nachdem durch Beschluß beider Parlamentshäuser der Infant Don Carlos sammt seiner ganzen Linie von der Succession ausgeschlossen worden, steigerte sich der Thronstreit zwischen dem Prätendenten und seiner Nichte Isabel II. zu einem leidenschaftlichen Bürgerkrieg und Prinzipienkampf. Die Karlisten kämpften für die altspanischen Einrichtungen, für Thron und Altar im alten freiheitgefährdenden Bunde, für Legitimität und Priesterherrschaft. Auf ihrer Seite standen die absoluten Mächte, Rom und die italienischen Höfe, die Anhänger Dom Miguel's in Portugal, die hohe Aristokratie aller Länder und

Nothlage und Parteiwuth.

16. März 1834.

18. Juni 1834.

24. Juli 1834.

8. Octbr. 1834.

die kleine Zahl romantischer Verehrer mittelalterlicher Zustände und eines unbeschränkten Königthums „von Gottes Gnaden". Die „Christinos" stritten für landständische Verfassung, bürgerliche Freiheit und Rechtsgleichheit, für die Errungenschaften der Revolution und für die Vernichtung der Priestermacht und des Camarilla-Regiments. Sie fanden Beschützer und indirecte Unterstützung an Frankreich und England, an Maria da Gloria von Portugal, an dem aufgeklärten Bürgerstand und an den Constitutionellen und Liberalen aller Länder Europa's.

Der Krieg und die Führer. So entbrannte ein siebenjähriger Bürgerkrieg, in dem Mord, Raub, Verwüstung und alle Gräuel, wozu politischer und religiöser Fanatismus, südliche Leidenschaftlichkeit und die Gluth spanischen Rachegefühls antreiben können, zum Vorschein kamen. Waren die Truppen der Königin an Zahl den Gegnern überlegen, so wurden diese mit fremdem Gelde desto reichlicher versehen und die aus verschiedenen Ländern ihnen zueilenden Freiwilligen brachten Ordnung und Kriegszucht in die Karlistenbanden. Auch stach die Thatkraft des heroischen Zumalacarregui, des kühnen Priesters Merino, der mit wunderbarer Schnelligkeit die Berge und Thäler durchflog, und bald mit dem Meßbuche, bald mit der Flinte in der Hand die Bauern und Hirten der Gebirgsdörfer für Thron und Altar entflammte, und des unermüdlichen Gomez, der durch romantische Züge die Phantasie der Zeitgenossen fesselte, mit seinen raschen Schaaren den Westen und den Süden durchstreifte und Madrid bedrohte, vortheilhaft ab gegen die Unfähigkeit, Nachlässigkeit und Rathlosigkeit der meisten Christinosführer. Vergebens suchten General Rodil, Quesada's Nachfolger und der tapfere Llauder die Flammen des Aufruhrs zu zertreten; die Beweglichkeit der rebellischen Schaaren trotzte aller Kriegskunst. Wurden sie an einem Orte geschlagen und zersprengt, so tauchten an einem andern Orte neue Haufen auf. Die Anwesenheit des Infanten, der mit seinen Schaaren alle Gefahren und Strapazen theilte, erhöhte die Kampflust der Karlisten. Vergebens wandte Rodil alle Mühe an, den Prätendenten als Gefangenen in seine Gewalt zu bekommen. Er entging allen Nachstellungen. Die Regierung gewann es über sich, den alten Guerillaführer Mina zu amnestiren und an die Spitze der Armee zu stellen.
30. Octbr. 1834. Aber er kam krank und körperlich gebrochen in Pamplona an, um den Oberbefehl über ein Heer zu übernehmen, das durch Mangel an Kriegsbedarf und schlaffe Führung allen Sinn für Disciplin und militärischen Gehorsam verloren hatte. Es waren schreckliche Wintermonate, die nun über Navarra und das Baskenland hereinbrachen. Man hörte nur von Kämpfen und Blutvergießen.
27. Octbr. Dabei wurde die Kriegführung immer grausamer. Nach dem Treffen bei Alegria ließ Zumalacarregui den feindlichen General O'Doyle und alle Offiziere erschießen, die gefangenen Gemeinen sämmtlich niederstoßen. Dies war ganz im Sinne des Prätendenten. Ueber Leichen und Verwüstung wollte er zur Herrschaft emporsteigen. Auch unter Mina gelang es den Christinos nicht, der

Rebellion Meister zu werden, da alle Vortheile auf Seiten der Karlisten waren und Zumala es verstand, seinen Leuten die äußerste Beweglichkeit zu geben.

„In der landesüblichen Hanfsandale, die den Schritt außerordentlich leicht und unhörbar macht", so schildert Baumgarten nach v. Göben's Darstellung diesen Gebirgskrieg, „in bequemster Kleidung, gegen die in diesen Gebirgen oft sehr vehementen Regengüsse, Schneestürme und Frostschauer durch die vortreffliche wollene Decke geschützt, nur mit einem Leinensack beschwert, in dem die nöthigste Wäsche und Nahrung, so flogen die behenden Basken mit unglaublicher Geschwindigkeit und Ausdauer über die heimischen Berge, in denen ihnen jeder Hirt ein Freund, jede Hütte ein gastliches Obdach war. Nicht selten wurden Märsche von sechzehn, achtzehn Stunden gemacht, mit den knappsten Rasten. Legten sie sich dann irgendwo hoch auf einem Paß in Hinterhalt, so trugen ihnen die Thalbewohner bereitwillig die nöthigste Nahrung und den kräftigen Landwein zu. Für die Christinos waren ähnliche Bewegungen mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden; denn ihnen schlossen sich die Häuser und die Hände; für sie hatten die Bergbewohner Kugeln statt eines Labetrunks, und sie mußten stets auf das Schlimmste gefaßt sein, sobald sie ihre compacten Massen lösten, um in langen dünnen Reihen über die Berge zu steigen".

Um die Verwirrung noch zu steigern, trat jetzt die radicale Opposition in den Cortes immer schärfer gegen das Ministerium in die Schranken. Sie beschuldigte insbesondere den royalisch gesinnten General Llauder, dem Rosa unter dem Einflusse der Königin-Mutter und der Regentschaft die Leitung der Kriegsangelegenheiten übertragen hatte, daß er aus Eifersucht und persönlichen Motiven den „berühmten Feldherrn" Mina nicht gehörig unterstütze. Die geheimen demokratischen Gesellschaften mehrten die Spaltungen und fanden sogar einen Weg zu den in der Hauptstadt befindlichen Truppen. Von ihnen aufgereizt beging ein Gardebataillon eine Meuterei, um die Constitution vom Jahr 1812 zu erzwingen, ein Act grober Insubordination, der durch die schwächliche und kopflose Haltung der Regierung zu einem Aufstand und Straßenkampf sich entwickelte, wobei der General Canterac das Leben verlor. Zur Strafe für ihren „vielleicht zu großen Eifer für die Freiheit", wie man im Abgeordnetenhaus entschuldigend aussprach, wurde das Bataillon auf den nördlichen Kriegsschauplatz geschickt; Llauder aber sah sich zum Rücktritt genöthigt. An seine Stelle trat Geronimo Valdes, ein Offizier von streng liberaler Gesinnung, der auch sofort, da Mina durch die Strapazen eines mühevollen Feldzugs im Thal Baztan vollends in seiner Gesundheit gebrochen seinen Abschied verlangte, das Commando der Nordarmee übernahm. Aber er hatte noch weniger Erfolg als seine Vorgänger. Anstatt wie er dem Grafen Harispa, dem Commandanten des französischen Grenzcordon zuversichtlich meldete, die Karlistenbanden über die Pyrenäenpässe zu jagen, sah er sich selbst bald in so schlimme Lage versetzt, daß er über den Ebro zurückweichen mußte. Und doch war sein Heer doppelt so stark wie das feindliche. Villafranca und Tolosa mußten sich ergeben, nachdem die Christinos unter dem sonst tüchtigen General Espartero durch einen nächt-

lichen Ueberfall zweitausend Mann eingebüßt hatten. Anfangs Juni waren die Karlisten Herren des ganzen Nordens bis unter die Wälle von Pamplona. Die Madrider Regierung überlegte, ob sie nicht die Hülfe des Auslandes anrufen sollte; aber die liberale Opposition widersetzte sich einem derartigen Vorhaben als unehrenhaft für die spanische Nation mit solcher Heftigkeit, daß man den Plan fallen ließ. Auch zeigte weder das englische Cabinet noch Louis Philipp Neigung zu einer Intervention. In den Tuilerien glaubte man genug zu thun, wenn man die Pyrenäen bewachen ließ, damit den Insurgenten keine Hülfe zugeführt werden könne, und das Londoner Cabinet begnügte sich einige Schiffe an der spanischen und portugiesischen Küste kreuzen zu lassen, den Christinos einigen Kriegsbedarf zu liefern und dem General Evans zu gestatten ein auf englischem Boden geworbenes Söldnerheer nach dem Kriegsschauplatz zu führen. Zugleich erhielt Lord Eliot den Auftrag, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln und der grausamen Kriegführung Einhalt zu thun. Daß die Madrider Regierung diese Mission durch einen Vertrag zuließ und damit die Karlisten als kriegführende Macht anerkannte, zog ihr von Seiten der radicalen Opposition heftige Vorwürfe zu, in welche die gereizte Bevölkerung der Hauptstadt
12. Mai 1835. einstimmte. Kaum daß Rosa den Dolchen der verschwornen Demokraten entging. Spanien stand in Gefahr die Beute der Karlisten oder der Anarchisten zu werden. Vergebens wandte sich jetzt die Regierung an die verbündeten Staaten um Hülfe. Louis Philipp scheute die Spuren nach der Löwengrube.

8. Juni 1835. Die Ablehnung einer Intervention von Seiten Frankreichs hatte den Rücktritt
Fortgang des Kriegs. des Ministeriums Rosa zur Folge. Zwei Wochen nachher empfing Zumalacarregui
24. Juni 1835. bei der Belagerung von Bilbao die Todeswunde. Er wäre statt des Marsches gen Bilbao lieber in Castilien eingerückt und gegen Madrid gezogen. Aber Don Carlos und seine Minister und Günstlinge hatten es anders beschlossen. Zumalacarregui war ein energischer scharfer Charakter, streng und einsilbig und von einer glühenden leidenschaftlichen Seele. „Der milde Hauch der Humanität hätte ihn nie berührt und die heitere Seite des Lebens war für ihn nicht da. Aber seine unbeugsame Gerechtigkeit, seine absolute Unbestechlichkeit, seine ganze selbstlose Hingebung an die Sache, seine glänzende Tapferkeit, die fortreißende Macht seiner Persönlichkeit, knüpfte trotz dieses finstern Grundzuges das Heer und das Land in jubelnder Begeisterung an ihn". Zumala's Tod kam den Christinos zu statten. Unter seinem Nachfolger Moreno, dem „Henker von Malaga", den die Gunst des Infanten zum Oberbefehlshaber ernannt hatte, erlebten die königlichen Truppen den lang entbehrten Vortheil eines Sieges. Bei Mendigorria wurden die Kar-
16. Juli. listen von General Cordoba in die Flucht geschlagen. Auch General Guergué vermochte die karlistische Sache nicht zu beleben, obwohl im Herbst und Winter, wie wir bald erfahren werden, die gemäßigt liberale Regierung und der Thron der Königin von radicalen und anarchistischen Stürmen umbraust waren. Aber auch die Christinos erlangten keine namhaften Erfolge. Der ganze Krieg war

nur eine Reihe von kleinen Gefechten und Ueberfällen, begleitet von Plünderung, Brand und Mord, von Grausamkeiten und Gewaltthaten, geeignet die schwachen Reste bürgerlicher Ordnung und menschlicher Bildung zu zerstören, welche das Regiment Ferdinand's VII. überdauert hatten. „Beide Theile versanken immer tiefer in abschreckende Barbarei", heißt es bei Baumgarten, „und während weder der Eine noch der Andere irgend etwas vollbrachte, das dieser blutigen Zerrüttung ein Ende verhieß, wurden sie wetteifernd immer geschickter, in unbarmherziger Verfolgung einander zu Grunde zu richten". In Barcelona wurden etliche hundert gefangene Karlisten, darunter General O'Donnell von der rasenden Volksmasse ermordet, ohne daß die Regierung und der Commandant die Unthat 4. Jan
verhindern konnten oder wollten. Zur Vergeltung wurde von nun an jeder Christino, der den Karlisten in die Hände fiel, dem sichern Tode geweiht. Als man in England und Frankreich die Ausrüstung von Fremdenlegionen für die Sache der Königin gestattete, erließ Don Carlos das berüchtigte Decret von Durango, das jeden gefangenen Fremden, der für die Usurpation gefochten, mit dem Tod bedrohte. Unter den Insurgentenführern ragte ein junger Mann aus Tortosa, Ramon Cabrera, der einst mit einigen Gefährten die Hochschule verlassen, um in den Bergen Aragonien's an der Guerilla Theil zu nehmen, durch Talent wie durch Grausamkeit hervor. Er ließ die Alcalden mehrerer Orte niederschießen, weil sie dem Feinde Kunde von seinen Bewegungen gegeben. 8. Febr
Da gebot Mina, den die Regierung zum Oberbefehlshaber der königlichen Truppen der nordöstlichen Landschaften ernannt, dem Gouverneur von Tortosa, die Mutter des Karlistenführers, eine fromme und tugendhafte Frau, erschießen zu lassen, „damit ein gerechtes Repressaliensystem die Excesse des blutdürstigen 16. Febr
Cabrera zügele". Diese schmähliche Rachethat erregte die Entrüstung von ganz Europa und füllte die leidenschaftliche Seele des Bandenchefs mit rasender Wuth. „Wehe dem, der mir noch von Mitleid und Barmherzigkeit redet!" rief er aus, und ließ zahllose Opfer bluten. Es waren schwere Zeiten für das spanische Volk. Während die südlichen und mittleren Provinzen von den Exaltados und Moderados nach zwei Richtungen in Bewegung gesetzt und die volkreichen Städte von Demagogen und Anarchisten in steter Unruhe gehalten wurden, hatte im Norden der Bandenkrieg seinen Fortgang und steigerte den religiösen und politischen Fanatismus, der von dem bigotten Hofe des Prätendenten und seiner geistlichen und apostolischen Umgebung genährt ward. Dabei Mangel und Noth auf beiden Seiten. Die Fortschritte der Revolutionspartei im Juli und August kamen der karlistischen Sache zu Statten; viele Moderados suchten Rettung vor den Anarchisten und Republikanern durch den Anschluß an den Prätendenten. Nur das fanatische Festhalten des Infanten an seinen katholisch-apostolischen Prinzipien verhinderte größere Erfolge. Alle Rathschläge befreundeter Höfe, durch ein versöhnliches Manifest und durch Concessionen im Sinne des aufgeklärten Zeitalters die Gemüther zu beruhigen, fielen auf unfruchtbaren Boden.

„In seiner Ignoranz, seinem Eigensinn und beherrscht von den Einflüsterungen der extremen Partei, wies er Alles zurück und forderte, daß sich ganz Spanien ihm zu Füßen werfe und das Messer küßte, mit dem er drohte. Im Hauptquartier Don Carlos' wurden die jüngsten Ereignisse lediglich als das Werk eines rächenden Engels dargestellt, der vom Himmel herabgestiegen, um die Köpfe der Freimaurer abzuschlagen. Die „Generalissima", die Jungfrau der Schmerzen sollte allein zum Sieg und Triumph führen". So dauerte der Krieg in der bisherigen Weise fort. Die Führer der Christinos, Rodil, Alaix u. A. konnten nicht verhindern, daß der rasche Gomez in Andalusien vordrang, Cor-
Septbr. 1836. dova besetzte und in den Landschaften des Südens den Guerillakrieg entzündete, daß Cabrera in Aragon und Valencia mit gebieterischer Uebermacht waltete, daß mehr als einmal Madrid in Angst und Schrecken gesetzt ward. Dagegen wurde das von den Karlistengeneralen Eguia und Villarreal hartbedrängte Bilbao durch die muthige Haltung und Ausdauer der Bürger und durch den rechtzei-
Weihnachten 1836. tigen Angriff des Generals Espartero gerettet und die Belagerungsarmee in die Flucht geschlagen. Um dieselbe Zeit schied der alte General Mina aus dem Leben; durch die Grausamkeit gegen die siebenzigjährige Mutter Cabrera's hatte er seinem Namen einen dunkeln Flecken angeheftet.

Die Siegeshoffnungen der Karlisten scheitern.

Mina's Tod fiel in eine Periode der Krisis. Wir werden bald erfahren, welche Gährung in Madrid und in den Provinzen alle Gemüther erfaßt hatte, als die constituirenden Cortes die Verfassung vom Jahr 1812 umarbeiteten. Die Karlisten glaubten mit Sicherheit, daß sich die Königin mit ihren Kindern nach Neapel flüchten, und „König Karl V." triumphirend in Madrid einziehen würde. Der Prätendent rechnete es sich als Großmuth an, wenn er den Gesandten des neapolitanischen Hofes versicherte, er werde den königlichen Damen Schutz und
Mai 1837. Sicherheit gewähren. Im Mai setzte sich der Infant mit seinen Ministern, seinem Hofstaat und einem Schwarm von Stellenjägern in Bewegung, um die Hauptstadt zu gewinnen. Aber die „königliche Expedition", an der auch mehrere deutsche Offiziere, Lichnowski, Rahden, Goeben Theil nahmen, scheiterte mehr an der Planlosigkeit des Zuges als an dem Widerstand der christinischen Feldherren. Nach unsäglichen Mühseligkeiten und Beschwerden und nach mehreren blutigen Gefechten gelangte der „König" mit seinem Gefolge an den Ebro und wurde dann sammt seinen Truppen durch die Geistesgegenwart Cabrera's in die
Juli 1837. fruchtbaren und schönen Gefilde Valencia's geführt. Der Einzug in Madrid war wie ein Traum zerronnen, und bald zwang die Ankunft des feindlichen Generals Oroa die „königliche Expedition" zum schleunigen, verlustvollen Rückzug über die catalonischen und aragonischen Gebirgslandschaften nach dem verarmten und verwüsteten Norden. Noch einmal leuchtete dem Infanten und seinem Neffen Sebastian, der ihm wacker zur Seite stand, ein Hoffnungsstern mit täu-
24. Aug. 1837. schendem Schimmer. Nach einem glücklichen Gefechte bei Villar de los Navarros, betraten die karlistischen Truppen abermals den castilischen Boden und

Don Carlos schaute von einer Höhe herab die Thürme von Madrid. Aber Espartero jagte die Feinde rasch in die Berge zurück. Wie Moses erblickte der Prätendent das Land seiner Sehnsucht aus der Ferne. Allein das Schicksal hatte ihm die Erfüllung seiner Wünsche versagt.

Von der Zeit an war Espartero, der jüngste Sohn einer kinderreichen Handwerkerfamilie aus der Mancha, der schon in dem Freiheitskriege gegen Napoleon als Anführer des sogenannten „heiligen Bataillons" sich durch patriotische Begeisterung hervorgethan und dann in den Kämpfen gegen die empörten Colonien Südamerika's in Peru Ruhm, Vermögen und Freunde erworben hatte, der bedeutendste Mann in der kriegerischen und politischen Geschichte Spaniens. Nach den erfolgreichen Kämpfen vor Bilbao zum Grafen von Luchana erhoben, betrat er eine Laufbahn, die ihn mit den Jahren in die Nähe des Thrones führte. Schon jetzt hatte er als Ministerpräsident und Oberbefehlshaber des Heeres die Entscheidung in seiner Hand, in einem Augenblick, als im karlistischen Heerlager Zerwürfnisse und Spaltungen eintraten, Don Carlos die getreuesten Stützen seiner Sache von sich stieß und sein Vertrauen bigotten Höflingen und Intriganten zuwandte. Nun ging die karlistische Sache rasch abwärts, wenn auch im Felde durch die Energie und das strategische Geschick Cabrera's die Guerilla sich noch eine Zeitlang am untern Ebro aufrecht erhielt. Die baskischen Insurgenten, unzufrieden über die Unfähigkeit, Charakterschwäche und fanatische Vornirtheit des Prätendenten Don Carlos und seiner fanatischen Umgebung, trennten ihre Sache von der seinigen und strebten nur nach Sicherstellung ihrer Fueros. Sie erhielten einen unternehmenden und verschlagenen Führer an *Maroto*, der trotz aller Kabalen und Verdächtigungen von Seiten der apostolischen Heißsporne und Höflinge sich das Vertrauen des finstern, argwöhnischen Infanten zu erhalten wußte. Er ließ vier der unversöhnlichen karlistischen Generale, darunter Garcia in Estella erschießen und knüpfte, um dem unglücklichen Lande den heißersehnten Frieden zu geben, mit Espartero, einst seinem Waffengefährten in Südamerika, geheime Unterhandlungen an. Indeß vertraute Agenten von einem Hauptquartier in das andere schlichen, wurde der Krieg vorsichtig und mehr zum Schein fortgeführt, um den Argwohn der apostolischen Hofpartei zu täuschen. Zugleich benutzte Espartero, den die Königin-Regentin während dieser Vorgänge zum Granden mit dem Range eines Herzogs von Vittoria ernannte, die Gelegenheit, sich der günstigen Positionen zu bemächtigen. Endlich kam es nach langen Unterhandlungen und Wechselfällen zwischen beiden Heerführern zu dem *Vertrag von Vergara*, in welchem von Seiten der Insurgenten Niederlegung der Waffen, von Seiten Espartero's Amnestie gelobt und Bestätigung der baskischen und navarresischen Fueros in Aussicht gestellt wurde. Umsonst erließ Don Carlos einen Aufruf, worin er Maroto für einen Verräther erklärte; sein Ansehen war dahin und das Vertrauen seiner Umgebung auf einen erfolgreichen Ausgang dermaßen geschwächt, daß die meisten seiner Offiziere und

gegen dreihundert Priester nach Frankreich flüchteten, worauf er selbst mit seiner Familie den Schutz der französischen Regierung ansprach. Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Bourges unter polizeilicher Aufsicht erhielt er, nach Abtretung
1845. seiner Ansprüche an seinen ältesten Sohn (Graf von Montemolin) die Erlaubniß, sich nach Italien zu begeben, wo er den Rest seines Lebens zubrachte. Am 10. März 1855 starb er in Triest. — In Catalonien und Valencia setzten die Karlisten den Kampf noch ein Jahr lang fort, aber Verrath und Meuterei lähmten ihren Arm. Der alte General España, der einst gegen Liberale wie gegen Royalisten gewüthet, wurde von den eigenen Banden grausam ermordet und in die Tiefe des Bergstromes Segre gestürzt. Von dem „Siegesherzog" in einem neuen Feldzug überwältigt, mußten auch hier die letzten Verfechter einer verlornen Sache auf französischem Gebiet Zuflucht suchen. Ueber fünftausend Karlisten überschritten mit ihrem Führer Cabrera die Pyrenäen, und sprachen, an Allem Mangel leidend, die Hülfe des Nachbarvolkes an. Damit war der Beweis geliefert, „daß den Vertretern des katholischen Spanien die Fähigkeit abging, sich unter den Bedingungen des modernen Lebens zu behaupten".

d. Innere Parteikämpfe.

Regierung und Cortes. Bald darauf wurde Espartero Herzog von Vittoria der Retter der spanischen Volksrechte gegen die Ränke des Hofs und die diplomatischen Künste der Rückschrittspartei. Christine nämlich, eine sinnliche, leidenschaftliche und selbstsüchtige Frau, war weit entfernt, dem Freiheitsbedürfniß des Volkes durch zeitgemäße Reformen Rechnung zu tragen. Sie bediente sich der Cortes nur, um die Ausschließung des Infanten Don Carlos und seiner ganzen Linie von der Erbfolge und die Einziehung seiner Güter verfügen zu lassen; im übrigen regierte sie, getreu den Lehren und dem Beispiele ihres Freundes und Verwandten Louis Philipp, nach dem alten System und beleidigte das Ehrgefühl des Volkes durch ihre rücksichtslose Hingebung an den schönen Kammerherrn Muñoz, mit dem sie sich zuletzt zur linken Hand trauen ließ. Es wurde erwähnt, wie sehr die schlaffe Haltung der Regierung gegenüber den Karlisten und den Intriguen des Hofes die Sache der Radicalen förderte und die Parteiwuth steigerte. Die geheimen Gesellschaften gossen Oel in die Flamme. In vielen
Juli 1835. Städten, insbesondere in Saragossa, in Reus, in Barcelona kam es zu unruhigen Auftritten; Klöster wurden zerstört, Mönche verfolgt und ermordet, Gräuel aller Art begangen. Wie eine Epidemie breiteten sich die Klosterbrände und Mönchsmorde über ganz Catalonien aus und sprangen von da nach Valencia und Murcia über. In Barcelona wurde General Bassa, als er dem anarchischen Treiben wehren wollte, von der wüthenden Menge erschossen. An vielen Orten machte die Miliz mit den anarchischen Haufen gemeine Sache. Man beschuldigte die Beamten und Heerführer des geheimen Einverständnisses mit

den Karlisten, des Verraths an Vaterland und Freiheit. Aehnliche Auftritte erfolgten in Andalusien und Granada. Der Ruf nach der Constitution vom Jahre Zwölf ertönte durch das ganze Land. Da und dort bildeten sich Junten, welche die städtischen Gemeinwesen fast in republikanischer Unabhängigkeit verwalteten. Alles erinnerte an die Revolutionserscheinungen der Napoleon'schen Zeit. Die Regierung in Madrid stand ohnmächtig den anarchistischen und karlistischen Insurrectionen gegenüber. Die Regentin suchte durch einen Ministerwechsel und durch verschiedene Zugeständnisse den Sturm zu beschwören. Toreno und die meisten Mitglieder des Cabinets traten zurück und Don Juan Alvarez y Mendi- 14. 183
zabal, der während seines Exils die Leitung eines großen Handelsgeschäftes übernommen und die liberale Sache in Portugal und Spanien eifrig gefördert hatte, erhielt den Auftrag zur Bildung eines neuen Cabinets. Die Aenderung galt als ein Sieg der englischen Politik über die französische. Mendizabal verkündete, daß er als seine Aufgabe betrachte, „die Sache des Thrones Isabels II. und die Grundgesetze, auf denen die einzige und wahre Freiheit ruht, zu vertheidigen und die bürgerliche Zwietracht lediglich mit den Kräften der Nation zu beseitigen". Von einer französischen Invasion sollte somit keine Rede mehr sein. Ein unternehmender Mann, voll Klugheit und Energie, schlug Mendizabal die Bahn eines verwegenen Spielers ein. Er suchte die Revolution zu beschwören, indem er die Liberalen und Emigranten der zwanziger Jahre in einflußreiche Stellungen berief, die Junten durch Zugeständnisse zu befriedigen und mit dem königlichen Statut zu versöhnen bedacht war. Zugleich versprach er durch Handelsverträge mit England und durch Finanzkünste die öffentlichen Einnahmen zu mehren und den Staatscredit herzustellen. Im Vertrauen auf die durch solche Thaten und Aussichten besänftigte Volksstimme wagte Mendizabal die Cortes wieder einzuberufen. Da mußte er denn bald die Erfahrung 16. 183
machen, daß die Abgeordneten seinen Wundergaben nicht trauten. Zwar ertheilten die beiden Häuser dem Minister ein Vertrauensvotum. Aber schon bei den Verhandlungen über ein neues Wahlgesetz zeigte sich die Opposition so mächtig, daß die Auflösung der Kammer beschlossen ward. Und nun griff 27. 183
Mendizabal zu einer schwindelhaften Finanzoperation. Ein Decret verkündigte: 8.
„In Erwägung, daß die Höhe der Staatsschuld große und wirksame Mittel erfordert, welche ohne Belastung des Volks und ohne Schmälerung der von dem inneren Kriege in Anspruch genommenen Kräfte gesucht werden müssen, wird verordnet: Es sind unterdrückt alle Klöster, Convente, Collegien, Congregationen und sonstige Häuser männlicher religiöser Gemeinschaft oder Institute." Die Nonnenklöster sollten auf eine geringe Zahl beschränkt und jeder fernere Eintritt von Novizen untersagt sein. Die Güter werden Eigenthum des Staats, der den ausscheidenden Religiosen bis zu ihrem Tod einen mäßigen Unterhalt gewährt. Es war eine revolutionäre Maßregel von größter Tragweite, die sich des Beifalls der Fortschrittspartei erfreute.

Politische Prinzipienkämpfe. Vierzehn Tage nachher trat der Reichstag wieder zusammen. Die Wahlen waren unter dem Eindruck des Klostergesetzes vor sich gegangen und daher der Mehrzahl nach radical ausgefallen. Sieben Städte, Madrid voran stritten sich um die Ehre, den großen Staatsmann an der Spitze des Ministeriums zu ihrem Vertreter zu haben. Die Exaltados oder Progressisten, wie man die äußerste Partei der Liberalen nannte, hatten im Abgeordnetenhause die Oberhand über die Moderados. Während diese auf dem Boden des Estatuto Real beharren und das Staatsleben durch allmähliche Reformen ausbauen wollten, verlangten jene die alte Verfassung vom Jahre 1812 oder constituirende Cortes behufs der Ausarbeitung einer neuen Constitution. Bald ging die demokratische Strömung so hoch, daß eine Spaltung unter den liberalen Abgeordneten eintrat, daß mehrere hervorragende Mitglieder, wie Isturiz und Galiano, die bisher zu Mendizabal gehalten, seine Fahne verließen und sich dem Hofe und den Moderados zuwandten. Besonders stark war die Opposition im Oberhaus gegen den Staatsmann, der sich auf die Extremen stützte. Dies gab der Königin-Regentin, die mehr zu Frankreich hinneigte und dem verwegenen Minister nicht gewogen war, den Muth, Mendizabal und die meisten seiner Collegen zu ent-
14. Mai 1836. lassen und ein neues Cabinet zu bilden, in welchem Isturiz, Alcala Galiano und der Herzog von Rivas die leitenden Persönlichkeiten waren. Die neuen Minister wurden von der radicalen Kammermehrheit mit einem Mißtrauensvotum begrüßt, von der Straßendemagogie geschmäht. Entrüstet über dieses Auftreten
23. Mai. löste die Königin die Cortesversammlung auf und rief in einem Manifest die Nation an, „den durch die zügellosen Leidenschaften der Einen und durch die offene Rebellion der Andern gefährdeten Staat zu retten". Die Progressisten suchten durch revolutionäre Bewegungen in einzelnen Städten einen Druck zu üben und die Rückkehr des Ministeriums Mendizabal herbeizuführen. Aber der Eifer erkaltete bald. In der Cortesversammlung, die im Juli gewählt ward, waren die Gemäßigten und die Anhänger der Regierung in der Mehrheit. Nun rafften aber die Radicalen alle Kräfte zusammen, um ihr Ideal, die Constitution
Ende Juli 1836. von 1812 zu retten. In Malaga, Sevilla, Cadiz bildeten sich demokratische Junten für die „vergötterte" Verfassung von Cadiz; Zaragossa, wo der Generalcapitän San Miguel, einst Adjutant Riego's und liberaler Minister, zu den Grundsätzen seiner Jugend zurückkehrte, und ganz Aragon ahmte das Beispiel des Südens nach. In Catalonien schloß sich Mina kurz vor seinem Tode seinem Freunde San Miguel an. Selbst in der Armee kamen revolutionäre Regungen zum Vorschein.

Die Katastrophe von La Granja. Um ähnlichen Auftritten in Madrid vorzubeugen, verhängte die Regierung den Belagerungszustand über die Hauptstadt, löste die Nationalgarde auf und
4. Aug. 1836. erließ ein scharfes Manifest gegen die Bewegung. Aber den kühnen Worten entsprachen keine kühnen Thaten. Anstatt in Madrid zu bleiben und die sichtbare Aufregung des Volkes durch standhafte Entschlossenheit niederzuhalten, schlug

die Königin ihre Residenz in dem schönen kühlen Schlosse von La Granja oder Ildefonso auf, wo sie in den Armen ihres Günstlings Muñoz, den sie zum Herzog von Rianzares erhoben, ein üppiges Lustleben führte, das viel Anstoß gab. Die Anzeichen einer rückläufigen Politik brachten die revolutionären Parteihäupter zu dem Entschluß, durch einen Handstreich das herrschende Regiment zu stürzen und die Exaltados ans Ruder zu bringen. Dazu bot der Aufenthalt des Hofes in der Granja die beste Gelegenheit. Ein großer Theil der Garnison, verstimmt über die Rückhaltung des Soldes und unzufrieden mit dem Commandanten San Roman, war durch demagogische Umtriebe für die Revolution gewonnen. In der Nacht drangen die meuterischen Bataillone ins Schloß und 12. A 1836. zwangen die Königin, durch ein Manifest die Constitution von 1812 zu verkündigen, „bis die in Cortes versammelte Nation ausdrücklich ihren Willen offenbart oder eine andere ihren Bedürfnissen angemessene Verfassung gibt". Am folgenden Tag forderten die Meuterer noch weiter, daß der Belagerungszustand aufgehoben, den Nationalgarden von Madrid ihre Waffen zurückgegeben, die Minister entlassen und alle Behörden und Truppen angehalten würden, die Verfassung von 1812 zu beschwören. Auch diesem Verlangen kam Maria Christine nach. Sie unterzeichnete die Decrete, welche Isturiz, Galiano, den Herzog von Rivas, die Commandanten San Roman und Quesada entsetzten, Calatrava und Gil de la Cuadra zu Ministern ernannten und das Commando der Truppen den Generalen Rodil und Seoane übertrugen. Die Abgesetzten suchten sich durch die Flucht zu retten. Quesada aber wurde von einigen nacheilenden Nationalgardisten ermordet und sein verstümmelter Leichnam durch die Straßen geschleppt. Einige Tage nachher hielt die Infantin ihren Einzug in ihre „sehr 17. A getreue" Hauptstadt, mehr eine Gefangene als eine Königin. Ihr folgten die „Helden von La Granja", jubelnd begrüßt von der demokratischen Masse.

So war denn das unglückliche Land in die verzweifelte Lage gesetzt, von Const rende u. der Versa zwei extremen Parteien, einer radical-revolutionären und einer fanatisch-katholischen zerrissen zu werden. Die Königin überlegte, ob sie sich nicht mit ihren Töchtern nach Neapel begeben sollte. Larra, der berühmte Schriftsteller und Publicist, gab sich in einem Anfall von Melancholie und Verzweiflung über die Zerfahrenheit der Zeit den Tod mit eigener Hand. In den wild genialen Gedichten des aus der Emigration heimgekehrten Exaltado José de Espronceda spiegelt sich, wie in seinem Vorbilde Byron, die Zerrissenheit und Ueberspanntheit der Geister. Aber die Heilung kam aus dem Volke selbst; der Radicalismus war mit den Excessen in der Granja und in Madrid an seiner Grenze angelangt; die Besonneneren unter den Exaltados lenkten ein und die ermattete und nach Ruhe und Ordnung dürstende Nation unterstützte sie in ihren vermittelnden und versöhnenden Bestrebungen. Wenn gleich in den constituirenden Cortes, die am 24. October eröffnet wurden, die Progressisten die Mehrheit bildeten, und 24. O 1836. in der Revisionscommission Männer wie Arguelles, der Vater der Verfassung

von 1812, Olozaga, Ferrer, Gonzalez die wichtigste Stimme hatten, so erlitt doch der „vergötterte Codex“ von Cadiz so viele Aenderungen und Modificationen, daß, wie Caballero, das Haupt der Opposition nachzuweisen suchte, kein Stein auf dem andern blieb. Die Erfahrungen und Kämpfe der Vergangenheit hatten den Volksvertretern die Augen geöffnet für die Bedürfnisse der Zeit. Mochten auch die Extremen in der Versammlung, in Vereinen und in der Presse heftig eifern, daß man die königliche Gewalt so maßlos auf Kosten der Volksrechte erweitere, daß man die Hoheit der Nation, die doch die Quelle aller Grundgesetze sei, in ihrer Machtfülle schwäche durch Bestimmungen, die man der französischen Charte entlehnt habe, durch Beschränkung der Wahlberechtigung, durch Abzweigung eines Senats oder Oberhauses, dessen Mitglieder von der Krone auf Lebenszeit ernannt wurden, durch ein königliches Veto und andere staatsrechtliche Festsetzungen von einschneidender Bedeutung, so erhielt dennoch der revidirte Ver-
8. Juni 1837. fassungsentwurf die Zustimmung des Hauses und wurde als neue Constitution sanctionirt. Nur in der religiösen Frage hielt man an der katholischen Ausschließlichkeit des alten Gesetzes fest gegen den Vorschlag der Regierung, die aus Rücksicht für England eine Abschwächung im Sinne der Toleranz und Gewissensfreiheit gewünscht hätte. Während die Liberalen gegen Klerus und Kirche vernichtende Schläge führten, wollten sie doch in den Augen des Volks als gute Katholiken gelten. Am 18. Juni leistete die Königin-Regentin, begleitet von ihrer siebenjährigen Tochter Isabella, den feierlichen Schwur auf die neue Verfassung. Als im folgenden Jahr die nach dem neuen Wahlgesetz gewählten
19. Novbr. 1838. Cortes in Madrid zusammentraten, hatten die Moderados in beiden Häusern die Majorität.

Rückläufige Tendenzen. Nun traten aber wieder reactionäre Tendenzen zu Tage. Es erwies sich bald, daß die Königin-Regentin trotz aller Zusagen wenig Lust hatte, in echt constitutionellem Sinne zu regieren. Sie ernannte Minister vom alten Schlag, die mit den absolutistischen Höfen des Ostens sich in Verbindung setzten. Es wurden Ansichten über das Steuerbewilligungsrecht der Stände ausgesprochen, „welche jede constitutionelle Controle in ein leeres Spiel verwandelten und dem Absolutismus nur noch einen durchsichtigen Schleier überwarfen“. Durch wiederholte Kammerauflösungen und Wahlumtriebe brachte die Regentin die Mode-
18. Febr. 1840. rados in die Cortes und in die Regierung und kündigte in der Thronrede eine Reihe wichtiger Gesetze an, welche alle den Zweck verfolgten, „die Progressisten unschädlich zu machen, ihnen die Herrschaft in den Städten zu entreißen, die Excesse der Presse zu brechen, den Klerus als Verbündeten der Moderados bis zu einem gewissen Grade zu restauriren“. Vor Allem suchte die herrschende Partei durch eine neue Gemeindeordnung die auf dem Prinzip der Selbstverwaltung beruhende Macht und Unabhängigkeit der Communen und der Gemeindevertretung (Ayuntamiento) zu brechen. Da bildeten sich in Madrid und in
Juli u. Novbr. 1839. verschiedenen Städten Aufstände und Junten, wodurch sich die Regentin genöthigt

sah, das Haupt der Exaltados, Espartero, zum Ministerpräsidenten zu ernennen und ihm die Bildung eines Cabinets zu übertragen. Am 16. September 1840 hielt der Herzog von Vittoria seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, und 16. Se 1840. stellte alsbald an die Königin die Forderung, das Gemeindegesetz zurückzunehmen, die Camarilla zu entfernen und die Cortes aufzulösen. Dadurch in ihrem Herrscherstolz gekränkt und doch außer Stande die Anmuthung zurückzuweisen, dankte Marie Christine ab und begab sich nach Frankreich, worauf Espartero Octbr. von der neugewählten Cortes-Versammlung zum Regenten ernannt ward. 7. Mai

Die Regierung des Herzogs-Regenten, vortheilhaft für Handel, Industrie Regierungswechsel und inneren Verkehr, war von kurzer Dauer. Die Intriguen der von Frank- Hof-Intriguen. reich unterstützten, mit unermeßlichen Schätzen versehenen Königin-Mutter, der Neid seiner mit jedem Tag sich mehrenden Gegner, und der Haß, den sich der englisch-gesinnte Herzog und seine als Anglo-Ayacuchos bezeichneten Anhänger durch die blutige Unterdrückung aller Aufstandsversuche und Pronunciamientos in Malaga, Barcelona, Madrid (Diego Leon) und andern Orten zugezogen, erschwerten ihm die Regierung und erzeugten, als er zuletzt auch noch mit dem Papst und der Geistlichkeit zerfiel (S. 34), eine solche Gährung im ganzen Lande, daß er sich nicht länger halten konnte. Als der von Christine gewonnene und mit Geld reichlich versehene General Narvaez, ein alter Gegner des Sieges-Herzogs, in Valencia landete und mit einem zahlreichen Heer auf die Hauptstadt losrückte, zog sich Espartero mit seinen Truppen nach der Sierra Morena und dann, als die Kunde von der Uebergabe Madrids zu ihm gelangte und die Soldaten zum großen Theil von ihm abfielen, nach Cadiz, von wo er sich nach England überschiffte. Der Fall des Regenten und die Verfolgung der Aya- 30. Jul cuchos war ein Sieg der französischen Politik über die englische. Bald nachher wurde die junge Königin Isabella für volljährig erklärt, Narvaez, nachdem er mehrere Aufstandsversuche strenge unterdrückt, zum Herzog von Valencia Novbr. und zum Ministerpräsidenten erhoben und Marie Christine nach Spanien zurückgerufen. Von der Zeit an herrschte der französische Einfluß in Madrid, und Louis Philipp's Klugheit umstrickte Spanien wie Frankreich mit den Netzen einer volksfeindlichen, freiheitgefährdenden Staatskunst. Die conservative Politik, unter deren Waltung Narvaez die Wunden des Landes zu heilen suchte, wurde bald durch höfische und hierarchische Einflüsse in eine reactionäre Strömung geleitet. Nach französischer Eingebung wurde durch Marie Christine und die wieder zur Herrschaft gelangten Moderados die Verfassung zu Gunsten der Königsmacht abgeändert, die Volkssouveränetät gestrichen, die Preßfreiheit beschränkt und wegen eines Concordats mit dem päpstlichen Stuhle Einleitungen getroffen. Die Krone setzte aber Louis Philipp seiner Politik durch die spanische Doppelheirath auf. Nachdem nämlich die europäische Diplomatie Jahre lang beschäftigt gewesen, der jungen Königin von Spanien einen passenden, die Interessen keiner der Großmächte gefährdenden Gemahl auszusuchen, und deshalb

bald einen neapolitanischen Prinzen (Prinz von Trapani), bald den Grafen von Montemolin, bald andere eingeborne und fremde Bewerber vorgeschlagen, brachte es Louis Philipp in Verbindung mit Marie Christine dahin, daß die verzogene, von ihrer Mutter sittlich und geistig verwahrloste Isabella mit ihrem Vetter Franz von Assis vermählt ward, dem sie zum voraus Widerwillen entgegenbrachte und der allgemein für zeugungsunfähig galt, und daß zu gleicher Zeit ihre jüngere Schwester, Louisa Fernanda, ihre Hand und damit die Anwartschaft auf den spanischen Thron dem Herzog von Montpensier, dem jüngsten Sohne Louis Philipp's, reichte. Dieses durch die Ränke des französischen Königs, des Ministers Guizot und der herzlosen Mutter Isabella's zu selbstsüchtigen Zwecken geschmiedete Ehebündniß erzeugte eine merkliche Spannung zwischen der englischen und französischen Regierung, die in offene Feindseligkeiten überzugehen drohte. In Paris suchte man die Schuld zu verhüllen und auf andere Schultern abzuwälzen. Graf Bresson, der Gesandte in Madrid, der sich besonders thätig bei der Sache bewiesen hatte, wurde abberufen und nach Neapel versetzt, wo er sich bald nachher aus Verdruß über seine Ungnade selbst den Tod gab. Aber die öffentliche Meinung von ganz Europa bezichtigte den König und seinen Minister Guizot des zweideutigen Spieles und des Wortbruchs. Auch in Spanien erwies sich das Ehebündniß nur zu bald als ein unheilvolles. Die junge Königin, von ihrer ausschweifenden, habsüchtigen Mutter nur auf Sinnengenüsse hingewiesen, aller höhern und edlern Ideen, Gefühle und Neigungen unfähig, wurde ihres körperlich und geistig schwachen Gemahls bald überdrüssig. Sie entfernte sich von ihm und wandte ihre Gunst dem General Serrano, einem Exaltado, zu. Palastintriguen und Ohrenbläsereien vergrößerten den Zwiespalt und die Abneigung; und wenn gleich Marie Christine es gerathen fand, sich dem Haß des spanischen Volkes zu entziehen und mit ihrem Gemahle sich nach Frankreich zu begeben, so dauerte doch das eheliche Mißverhältniß noch lange fort. Doch hatte die Entfernung der Königin Mutter zur Folge, daß sich das constitutionelle Regiment mehr und mehr befestigte und den Einfluß der Camarilla und der katholisch-absolutistischen Partei zurückdrängte.

e. Portugal.

Königin Maria II. und das Parteiwesen.

In Portugal nahmen, seitdem Dom Miguel das Land verlassen und Maria II. da Gloria mit Beiziehung der Cortes als constitutionelle Königin regierte, die Dinge einen ähnlichen Gang, wie in Spanien, nur daß hier nicht französischer, sondern englischer Einfluß vorherrschte. Auch das portugiesische Volk war in mehrere Parteien von den verschiedensten politischen Ansichten gespalten; Republikaner und Absolutisten bildeten die Minderheit, aber selbst die Constitutionellen huldigten bald mehr bald minder liberalen Ansichten; dabei herrschte, wie in Spanien, große Finanznoth und die Königin zeigte, wie

Christine, Vorliebe für das unbeschränkte Königthum und eine unverkennbare Abneigung gegen ständische Rechte und Volksrepräsentation, besonders seitdem nach dem schnellen Tod des volksbeliebten ersten Gemahls der Königin, des Prinzen August von Leuchtenberg, der zweite Gatte Ferdinand von Sachsen-Koburg aristokratische Grundsätze begünstigte und einigen Vertrauten, die man als „deutsche Camarilla" bezeichnete, zu viel Gehör schenkte. So bildete auch in Portugal die Regierung Maria's II. eine stürmische Vorschule für das Verfassungsleben, indem wie in dem größeren Nachbarreiche eine liberale und eine conservative Partei um die Herrschaft rangen, und die wühlerischen Elemente, sowohl die sogenannten „Freimaurer" der geheimen Gesellschaften, als die absolutistisch-klerikalen Miguelisten sich an die Rockschöße der Einen oder der Andern anhängten. Eine aus Frauen und Höflingen bestehende Camarilla versäumte auch nicht, ihren schlimmen Einfluß geltend zu machen. Schon hatten wiederholte Kammerauflösungen (namentlich wegen der Weigerung, dem königlichen Gemahl den Oberbefehl über das Heer zu übertragen) das Volk in Aufregung gesetzt, als die Kunde von den Vorgängen in La Granja ähnliche Auftritte in Portugal hervorrief. Am 9. September ertönte von Tausenden der verhängnißvolle Ruf: „Es lebe die Constitution von 1822!" (XIV, 610, 650 ff.). Bald sah sich Maria da Gloria genöthigt, dem Sturme nachzugeben, als die Truppen größtentheils zum Volke übergingen. Sie erkannte die demokratische Verfassung an und ernannte ein neues aus „Septembristen" zusammengesetztes Ministerium. Als sie aber bald nachher, von diplomatischen und aristokratischen Einflüssen verleitet, durch die Proclamation von Belem die Zugeständnisse wieder zurücknahm und sich an die minder liberale Charte Dom Pedro's halten zu wollen erklärte, griffen die Nationalgarden zu den Waffen und erzwangen die Einberufung einer constituirenden Cortes-Versammlung, welche dann die durch Einführung des Zweikammersystems und durch Verleihung eines absoluten Veto an die Krone ermäßigte Verfassung vom Jahre 1822 zum Staatsgrundgesetz erhob. Umsonst versuchte der Hof und die Aristokratie mit englischer Hülfe das neue Verfassungsgesetz umzustürzen; die von einigen ehrsüchtigen Parteiführern zu Gunsten der Charte Dom Pedro's erregten Volksbewegungen wurden unterdrückt und die Constitution, deren gemäßigte Form jedoch den Exaltados gleichfalls mißfiel, endlich angenommen und beschworen.

28. März 1836. — 9. Septbr. 1836. — Octbr. 1837. — 4. April 1838.

Aber noch immer gelangte die Nation zu keiner dauernden Ruhe. Nicht nur, daß die Absolutisten noch immer zahlreich und rührig waren, auch unter den Constitutionellen kämpften conservative Moderados (auch Cartisten oder Pedristen genannt) und radicale Exaltados oder Septembristen. Vier Jahre waren die letzteren am Ruder, als einer ihrer Führer, Costa Cabral, später zum Grafen von Thomar erhoben, die Fahne wechselte und zu den Gegnern übertrat. Im Jahre 1842 siegte unter Costa Cabral die Partei der Moderados und setzte ein Ministerium durch, das, den Marschall Villaflor, Herzog von

Cartisten und Septembristen.

Terceira an der Spitze, nach dem Staatsgrundgesetze Dom Pedro's regierte. Als Minister des Innern suchte nun Costa Cabral mit energischer Hand das Parteiwesen zu unterdrücken und den von politischen Stürmen so drohend umtobten Thron Maria's dauernd zu befestigen. Aber er hielt sich nicht immer in den Grenzen eines constitutionellen Rechtsstaats: er erhöhte die Steuern und Abgaben, ohne jedoch die verzweifelte Finanzlage gründlich heilen zu können, und zog durch eigenmächtige Veränderungen im Gerichts- und Verwaltungswesen, durch eine Umgestaltung der Nationalgarde und durch mancherlei Reformen im Geiste Pombal's den Haß aller Parteien auf sich. Die Unzufriedenheit wuchs, als die Regierung, um die Opposition der Septembristen niederzuschla-
1844. gen, zur Auflösung der Cortesversammlung schritt; und wenn auch die Militärrevolte, die General Bomfin in Torres Vedras erregte, nicht den beabsichtigten Zweck, den Sturz des Ministeriums erreichte, so war sie doch ein Symptom der unter allen Ständen herrschenden Mißstimmung und Erbitterung über das freiheitgefährdende Willkürregiment. Bald erzeugte der Druck der Regierung neue Unruhen und Aufstände. Von der Provinz Minho ging die Losung zum Aufruhr aus, der sich bald über den Süden verbreitete und von der Regierung nicht
Mai 1846. mehr bewältigt werden konnte. Costa Cabral wurde gestürzt und floh aus dem Lande. Aber der Rücktritt des verhaßten Ministers genügte nicht mehr die entfesselten Leidenschaften zu beruhigen. Die Revolution, die in Oporto ihren Hauptsitz aufgeschlagen, nahm einen so drohenden Charakter an, daß der Thron der Königin in Gefahr kam. Vergebens suchte Maria durch einen Ministerwechsel die losgelassenen Geister zu beschwören, indem sie den Herzog von Palmella und den Marschall Saldanha in das Cabinet berief; die Aufständischen ließen sich durch eine Veränderung, die nur einen Wechsel der Personen, nicht des Systems bedeutete, nicht beschwichtigen; die Septembristen wollten Leute aus ihrer Mitte an der Spitze der Regierung haben. So dauerten die anarchischen Bestrebungen fort. Ueberall bildeten sich Junten nach dem Beispiel von Oporto; die Armee war gespalten und die Insurgentenhaufen rückten unter dem Grafen das Antas und dem aus Spanien zurückgekehrten General Bomfin auf die Hauptstadt los. Wohl gelang es dem Marschall Saldanha mit den
22. Decbr. 1846. treu gebliebenen Truppen die Aufständischen bei Torres Vedras zu schlagen und Lissabon zu retten; aber in Oporto behauptete sich die Revolution und machte nach allen Seiten hin Propaganda. Die Miguelisten regten sich von Neuem, um mit Hülfe der Radicalen für ihre Sache Vortheil zu ziehen; der Infant
Jan. 1847. reiste nach England, um zur rechten Zeit bei der Hand zu sein. Die Königin, beherrscht von Leidenschaft und Vorurtheilen und geleitet von den Einflüsterungen einer aristokratischen Umgebung, verschmähte es mit den Aufständischen zu unterhandeln und das demokratisch-constitutionelle Regierungssystem der Septembristen anzunehmen; vielmehr entschloß sie sich auf Grund der Quadrupelallianz vom Jahre 1834 die Hülfe der Bundesmächte anzurufen. Sie wurde gewährt.

Nachdem die revolutionäre Junta in Oporto die angebotene Vermittelung Englands von der Hand gewiesen, erschien ein englisches Geschwader an der Küste Mai 18
von Portugal, nahm die Schiffe der Insurgenten weg und schloß die Stadt von der Seeseite ein. Zugleich rückte ein spanisches Hülfsheer über die Grenze und bedrängte in Verbindung mit den königlichen Truppen Saldanha's den Hauptsitz der revolutionären Empörung. Von jeder Verbindung abgeschlossen und von der feindlichen Uebermacht bedroht, mußte endlich die Junta in ihre Auflösung und in die Abschließung eines Capitulationsvertrags willigen, worin 30. Jun 1847.
den Septembristen nach dem Vorschlage der Verbündeten Amnestie, Einberufung der Cortes und ein Ministerium aus gemäßigten neutralen Mitgliedern verheißen ward.

Der Friede war jedoch nicht von Dauer. Auf den Rath des Franzosen- Minist Saldan Regier wechsel.
königs Louis Philipp, der seit den spanischen Heirathen mit England entzweit, allenthalben den reactionären und absolutistischen Bestrebungen Vorschub leistete, setzte sich Maria über die Capitulationsbedingungen weg. Sie stellte thatsächlich das Königreich unter die Militärdictatur des Marschalls Saldanha und brachte die Cortes zum Schweigen. Aber die Gewaltherrschaft hatte keine sittliche Unterlage und konnte nicht lange bestehen. Nach einiger Zeit wiederholte sich das alte Intriguenspiel, diesmal weniger durch den Hof als durch den Ehrgeiz einiger Parteiführer hervorgerufen. Aus Neid auf Costa Cabral, das Haupt der Cartisten, der nach seiner Rückkehr aus der Verbannung sein altes Ränkespiel wieder begann, mit Begünstigung des Hofes alle retrograden Elemente unter seiner Fahne sammelte und von der Königin abermals mit der Leitung 1849.
der Staatsgeschäfte betraut ward, stellte sich der herrschsüchtige Marschall Saldanha an die Spitze der Septembristen und erzwang sich, indem er eine Coalition aller mit dem Willkürregiment des hochfahrenden Grafen unzufriedenen Elemente zu Stande brachte und die Besatzungstruppen in Cintra und Oporto Mai 18
gewann, den Vorsitz im Ministerium und eine dictatorische Gewalt. Während Costa Cabral ein Asyl in England suchte, wurde in Lissabon durch Saldanha eine constitutionelle Regierung auf Grund eines neuen aus beiden Verfassungsurkunden modificirten Staatsgrundgesetzes eingeführt. In dieser gebieterischen 1852.
Stellung befand sich noch der Marschall, als Maria da Gloria im blühenden 15. Nov 1853.
Alter starb. Ihr Nachfolger war ihr Sohn Dom Pedro (V.), über welchen Pedro 1853—
Anfangs, da er noch minderjährig war, sein Vater „König" Ferdinand die Regentschaft führte. Auch unter diesem blieb Saldanha noch vier Jahre am Ruder und wahrte kräftig das Ansehen der Regierung gegenüber der parlamentarischen Opposition, die besonders im Oberhause an dem wieder heimgekehrten Grafen von Thomar einen scharfen Führer hatte. Mit der Zeit legten sich die Parteileidenschaften, die politischen Kämpfe traten vor den Schwierigkeiten der Finanzlage und vor den durch Mißernten und Traubenfäule erzeugten Nothständen zurück. Noch vollständiger wurde die Ausgleichung der politischen Gegensätze,

als unter dem friedliebenden verfassungstreuen jungen König Pedro V. Sal-
1857. danha's Nachfolger, der Marquis von Loulé, ein Cabinet bildete, in welchem die verschiedenen Parteien vertreten waren. Die bedeutendste Capacität dieses Coalitions-Cabinets war der Finanzminister d'Avila, der sich um die materielle Wohlfahrt des Landes durch Anlegung von Eisenbahnen und Verbesserung der Verkehrswege große Verdienste erwarb. Doch fehlte es auch jetzt nicht an parlamentarischen Stürmen, welche Wechsel und Modificationen im Ministerium herbeiführten. Die durch die politischen Unruhen verursachten Uebelstände wurden indeß weit überholt durch traurige Naturereignisse. Im September 1857 wurde durch ein mit Baumwolle beladenes Schiff aus Brasilien das gelbe Fieber eingeschleppt, welches mit einer solchen Heftigkeit wüthete, daß im Laufe von vier Monaten fünfzehntausend Menschen an der Epidemie erkrankten und über fünftausend davon starben. Kaum war das Land von dieser schrecklichen Heimsuchung erlöst, als die Königsfamilie selbst von schweren Schicksalsschlägen betroffen ward. Nachdem Pedro seine junge Gemahlin Stephanie von Hohenzol-
17. Juli 1859. lern-Sigmaringen nach vierjähriger Ehe verloren und der Herzog von Terceira, der im vorhergehenden Jahr den Vorsitz im Ministerium übernommen und des
26. April 1860. Monarchen besonderes Vertrauen besaß, ins Grab gesunken war, wurde der
11. Novbr. 1861. junge König selbst nebst zweien seiner Brüder von einem hitzigen Fieber dahin gerafft. Die Todesfälle erzeugten in Lissabon große Aufregung, indem das Volk nicht an einen natürlichen Verlauf glauben wollte. Nun bestieg Pedro's zweiter
Ludwig seit 1861. Bruder Ludwig den portugiesischen Thron. Er leistete vor den versammelten
1862. Cortes den Eid auf die Verfassung und vermählte sich im nächsten Jahr mit der Prinzessin Maria Pia von Italien. Der Marquis (später Herzog) von Loulé blieb im Amte und suchte durch liberale Gesetze und Reformen im Geiste der Zeit das Königreich von den Mißständen vergangener Tage zu heilen. Saldanha übernahm zur Ausgleichung eines Streites, der zwischen der portugiesischen Regierung und der Curie sich erhoben, eine Mission nach Rom, die indessen wenig Erfolg hatte.

3. Großbritannien.

a. Englands Staatsleben im Innern.

Thron- und Minister-wechsel. 26. Juni 1830. Die Julirevolution, die fast gleichzeitig mit der Thronbesteigung des freisinnigen Königs Wilhelm IV. eintrat (XIV, 730), blieb nicht ohne große Einwirkung auf England. In Folge des bestehenden alten Wahlgesetzes befanden sich die Parlamentsmandate fast ausschließlich in den Händen der Aristokratie. Auf dem Lande (in den Grafschaften) beherrschten die Edelleute, als die alleinigen Grundbesitzer und Inhaber wichtiger Ehrenämter, durch ihre Macht und ihren Einfluß die Wahlen ganz unbedingt, so daß sie stets die jüngern Söhne

hoher Familien oder Anhänger und Verfechter ihrer Grundsätze ins Parlament brachten. Bei der Vertretung der Städte bestanden Uebelstände anderer Art. Orte, die mit der Zeit zu geringen („verrotteten") Burgflecken herabgesunken waren und sich in der Gewalt des Adels befanden, besaßen das alte Recht, einen oder mehrere Abgeordnete ins Parlament zu schicken, indeß andere Orte und darunter die bedeutendsten Städte des Landes entweder das Recht der Absendung von Deputirten gar nicht besaßen, weil sie zu der Zeit, als die Privilegien ertheilt wurden, noch nicht existirten, oder in solcher Beschränkung besaßen, daß die Zahl ihrer Parlamentsglieder mit der gegenwärtigen Bevölkerung im größten Mißverhältniß stand. Von liberaler Seite war schon seit längerer Zeit eine Reform der Volksvertretung durch Erweiterung des Wahlrechts angestrebt worden; allein die festgeschlossene Phalanx der Aristokraten beider Häuser, gegen welche die Regierung kein anderes Correctivmittel als die Corruption besaß, wußte alle derartigen Vorschläge und Intentionen zu vereiteln. Erst als in Folge der Julirevolution, die von dem englischen Volke mit begeistertem Beifall begrüßt ward, die freisinnigen und fortschrittlichen Ideen auch in dem Inselreiche zündeten, wurde der Plan von Neuem in Angriff genommen. Während noch die Gemüther von den Ereignissen der großen Juliwoche in Erregung waren, das Landvolk durch rohe Excesse gegen die Kornspeicher und Vorrathshäuser der Gutsherren seinen Ingrimm über seine gedrückte Lage kund gab, die radicalen Blätter eines Hunt und Cobbett die städtische Masse zur Nachahmung der Pariser Vorgänge aufstachelten, fanden die neuen Parlamentswahlen statt. Das Ministerium Wellington-Peel, das noch am Ruder war, schien nicht abgeneigt zu einem Compromiß mit den Häuptern der Whigs und der Canningiten. Huskisson (XIV, 730), einer der hervorragendsten Parteiführer, war im Begriff bei Eröffnung der Manchester-Liverpooler Eisenbahn, die hauptsächlich sein Werk war, dem Herzog die Hand zur Verständigung zu reichen, als er von der Locomotive erfaßt und zu Tode verwundet ward. Sechs Wochen nachher wurde das Parlament eröffnet. Schon bei den ersten Sitzungen erkannten die Minister, daß nicht die Mehrheit des Hauses auf ihrer Seite stehen würde. Concessionen an den Volkswillen waren dem eisernen Feldmarschall in der Seele zuwider. So reichten denn die Tories ihre Entlassung ein und König Wilhelm, der seine Popularität nicht aufs Spiel setzen wollte, gewährte ihr Gesuch. Nun übernahmen die Whigs das Regiment. Graf Grey, ein liberaler Staatsmann und Redner von achtungswerthem Charakter, trat an die Spitze des Cabinets, Brougham, das angebetete Haupt des reformlustigen Volks nahm als Peer und Lordkanzler seinen Sitz auf dem Wollsack des Oberhauses und Palmerston erhielt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

15. Septbr. 1830.

22. Novbr. 1830.

Die Parlamentsreform.

Damit begann eine Periode fruchtbarer Reformen im englischen Staatsleben. Um der wilden Zerstörungswuth im eigenen Lande und der Repealagitation O'Connell's in Irland einen Damm entgegenzuwerfen, beschloß die

Regierung, die Volksvertretung mit dem Zeitgeiste mehr in Uebereinstimmung
1. März 1831. zu setzen. Es war ein denkwürdiger Tag in der Geschichte Englands, als John Russell im Namen des Ministeriums das Unterhaus ersuchte, eine Bill „wegen Verbesserung der Repräsentation von England und Wales" einbringen zu dürfen. Darin war eine Parlaments-Reform beantragt, wonach den „verrotteten Flecken" ihr bisheriges Privilegium entrissen, die Parlamentswahlen den veränderten Verhältnissen entsprechend neu geordnet und das Einkommen (der Census) für die Wahlberechtigung ermäßigt werden sollte. Diese Reform-Bill, die mehr als hundert Orte ihres so lange geübten Wahlrechts ganz oder theilweise zu Gunsten der größeren Städte beraubte, stieß auf den hartnäckigsten Widerstand bei der Aristokratie, die dadurch ihren politischen Einfluß, ja den Werth ihres Eigenthums vermindert, die solide Grundlage Altenglands erschüttert sah. Nach einer siebentägigen Redeschlacht, worin der junge Macaulay seine ersten oratorischen Triumphe feierte und selbst O'Connell für das Ministerium eintrat, wurde der Antrag in dritter Lesung verworfen. Aber die Whiglords im Cabinet blieben standhaft, und es gelang ihnen den König für ihre Sache zu gewinnen. Wilhelm IV. war trotz seiner liberalen Gesinnung durch die Einflüsse seiner toryſtischen Umgebung und seiner deutschen Gemahlin Adelheid (XIV, 730) bedenklich geworden. Man hatte ihm vorgespiegelt, daß die Stärkung des demokratischen Elements im Parlament die Prärogative der Krone schädigen würde. Aber die Entschlossenheit und Standhaftigkeit Brougham's und Grey's besiegten
22. April 1831. seine Bedenklichkeiten und brachten ihn dahin, daß er das Haus auflöste und neue Wahlen anordnete. Der Eindruck dieser Vorgänge war so überwältigend, daß das ganze Land in Aufregung versetzt ward und in London tumultuarische Auftritte erfolgten. Apsley-House, die Residenz Wellington's, wurde verwüstet, während die jüngst verstorbene Herzogin noch auf der Bahre lag; toryſtisch gesinnte Lords wurden insultirt und bedroht. Im Juni eröffnete der König das neugewählte Parlament mit einer Thronrede, worin er versicherte, daß er vertrauensvoll einer Neuordnung der Nationalvertretung auf Grund der anerkannten Prinzipien der Verfassung entgegensehe, „durch welche die Prärogative der Krone, die Autorität beider Häuser des Parlaments und die Rechte und Freiheiten des Volkes gleichmäßig gesichert werden". Nach vielen erregten Sitzungen
21. Aug. nahm das Unterhaus die Vorlage an mit einer Majorität von mehr als hundert Stimmen und übermittelte die Bill an das Oberhaus, wo sie Anfangs October
8. Septbr. zur Berathung kam. Man hätte die Krönungsfeier, die im September stattfand, zu zahlreichen Erhebungen zur Pairswürde benutzen können, aber man wollte Vertrauen in den gesunden Sinn der Lords zeigen. Dieses Vertrauen sollte jedoch getäuscht werden. Trotz der eindringlichen Reden Grey's und Brougham's stieß der Reformplan auf den heftigsten Widerstand bei den hohen Herren, die sich als die gebornen Wächter des Staats ansahen. Die Torylords der alten Geschlechter, frühere Großbeamte und Würdenträger, Wellington an

ihrer Spitze und fast sämmtliche Bischöfe stimmten dagegen. Sie meinten, der Versuch, die Monarchie mit der Demokratie zu vereinen, führe zur Revolution, zum Umsturz der altenglischen Staatsverfassung. Man fürchtete den Rücktritt des Ministeriums. Um diesen Schritt zu verhüten, ertheilte das Unterhaus auf den Antrag Macaulay's ein Vertrauensvotum. Bald darauf vertagte der König das Parlament mit der Ankündigung, daß die Reformbill der Versammlung nochmals vorgelegt werden würde, „um dem Volke den vollen Genuß seiner Rechte zu sichern". „Es ist unmöglich", hatte John Russell in der vorhergehenden Sitzung geäußert, „daß das Geflüster einer Faction etwas gegen die Stimme einer Nation vermöchte". Die allgemeine Aufregung der Gemüther über die Verwerfung der Bill machte sich wieder in aufrührerischen Scenen Luft. In Bristol entstand bei der Rückkehr des Abgeordneten Wetherell ein Volkstumult, der mit Brand, Verwüstung und Blutvergießen endigte. In London schlossen die Demokraten politische Unionen, an deren Spitze Sir Francis Burdett, damals das Haupt der Radicalen stand; die Cholera, die auch in England ihre Opfer forderte, vermehrte die Aufregung. Das gegen Ende des Jahres wieder versammelte Parlament beschäftigte sich zum dritten Male mit der wichtigen Angelegenheit, und wie sehr immer Rob. Peel und seine Gesinnungsgenossen mit allen Waffen der Beredsamkeit die in einzelnen unwesentlichen Punkten modificirte Bill nochmals bekämpften; die Abstimmung zeigte eine beträchtliche Mehrheit zu Gunsten der Regierung. Wird nun aber auch das Oberhaus seine Zustimmung geben? Diese Frage schwebte auf allen Lippen. Anfangs hatte es den Anschein, daß man auch hier den Forderungen der Nation nachgeben würde, da mehrere geistliche und weltliche Herren von der schroffen Opposition zurücktraten. Der Ausgang bewies jedoch, daß diese Annahme trügerisch war. Die Majorität verwarf die Bill nochmals.

7. Octbr. 1831. — 20. Octbr. — 19. März 1832. — 7. Mai.

Dies war ein kritischer Moment in der Verfassungsgeschichte Englands. Am Hofe wurde die Frage erwogen, ob man durch einen umfassenden Pairsschub eine ministerielle Mehrheit erzeugen oder ein Tory-Ministerium berufen und von dem Reformplan abstehen sollte? Der erstere Ausweg widerstrebte dem immer bedenklicher werdenden König; der zweite führte nicht zum Ziel. Wohl versuchte Wilhelm IV., als das Cabinet Grey seine Entlassung begehrte, ein Ministerium Wellington-Lyndhurst-Peel zu bilden, das eine neue Reformvorlage ausarbeiten sollte; allein die drohende Haltung des Volks, die heftige Sprache der dem Reformplan günstigen Presse, das entschiedene Auftreten der sich täglich mehrenden politischen Vereine, Volksversammlungen (Meetings) und Adressen, der immer lauter hervortretende Ruf nach einer Steuerverweigerung hatten unter allen Klassen eine so tiefe Bewegung erzeugt, daß die drei Lords eine so schwere Verantwortlichkeit nicht auf ihre Schultern nehmen wollten. So mußten denn die alten Minister wieder eintreten. Und damit das Werk nicht länger verschoben würde und die bürgerlichen Unruhen nicht noch weiter um sich

Die Reformbill durchgesetzt.

griffen, wurde unter Vermittelung des Königs ein Compromiß geschlossen. Um die Ernennung neuer Mitglieder des Oberhauses zu verhüten, brachte der Herzog gegen hundert Peers zu der Erklärung, ihren weiteren Widerstand gegen die Reformbill fallen zu lassen. So kam denn nach so vielen heftigen Kämpfen das 7. Juni 1832. große Werk zu Stande. Am 7. Juni erhielt die englische Reformbill durch die Unterzeichnung mehrerer zu dem Behufe aus dem Geheimen Rath ernannten Commissare die königliche Sanction und damit Gesetzeskraft. Einige Zeit nachher 13. Juli. 7. Aug. wurde die Reformbill auch für Schottland und Irland rechtsgültig, nicht ohne heftigen Widerspruch der Conservativen des nördlichen Landes, wo bei einer Bevölkerung von drittehalb Millionen Einwohnern fünftausend Wahlberechtigte waren, welche nach eigenem Interesse und nach den Weisungen des Ministers für Schottland fünfundvierzig Abgeordnete ins Parlament sandten, und in der westlichen Insel von Seiten der O'Connelliten, welche eine größere Ausdehnung des Wahlrechts auf die katholische Landbevölkerung zu erzielen suchten.

Das Whigregiment und die Opposition.

Aber die aufgeregten Gemüther kamen nicht sofort zur Ruhe; die Sturmfluth, die so lange gebrandet, bedurfte Zeit, um wieder abzufließen. Wellington wurde am Jahrestag der Schlacht von Waterloo bei einem Ritt durch die City insultirt, mißhandelt, bedroht, dem sonst so beliebten König schleuderte, als er mit seiner Gemahlin von Windsor nach dem Wettrennen von Ascot fuhr, ein 19. Juni 1832. ehemaliger Matrose einen Stein an die Stirn; die politischen Associationen dauerten fort, obwohl ein öffentlicher Erlaß der Regierung sie für unverfassungsmäßig und gesetzwidrig erklärt hatte. Ein unbehagliches Gefühl der Unsicherheit bemächtigte sich der höheren Stände und machte sie für ihr Eigenthum besorgt. Bei den Wahlen, die nach dem neuen Gesetz im December vorgenommen wurden, trat die Volksmasse an manchen Orten so lärmend auf, daß die Aufruhracte verlesen werden mußte. In Irland trieben Demagogen und Priester die Wähler in hellen Haufen an den Wahlort. Uebrigens bewies das Resultat die Zweckmäßigkeit der neuen Wahlordnung. Wurden auch viele der alten Uebelstände und Mißbräuche keineswegs gänzlich beseitigt, hatte auch die Corruption und Wahlbeherrschung immer noch ein weites Feld, so war doch das neue Parlament ein wahrerer und gerechterer Ausdruck der nationalen Gesinnung. Die liberale Partei erlangte die Oberhand über die conservative, wie man nach festländischer Bezeichnung der politischen Richtungen die Reformfreunde und Reformfeinde von nun an zu nennen begann, ein Ergebniß, welches die Fortdauer des Whigregiments auf Jahre hinaus sicher stellte. Der Radicalismus hatte nur wenige seiner Führer, darunter Cobbett und Jos. Hume, durchzusetzen vermocht. Francis Burdett fing schon an, einen Uebergang zu suchen. Dagegen standen die irischen Abgeordneten wie Ein Mann zu ihrem Fahnenträger O'Connell, der dem Reformministerium, insbesondere Stanley, dem Regierungssecretär für Irland, mit allen Waffen seiner oratorischen Fechtkunst zu Leibe ging. Er warf dem Whigcabinet vor, daß es gegen die unglückliche

Nachbarinsel noch feindseliger gesinnt sei, als vormals die Tories. Wir werden bald die dortigen Zustände und Conflicte näher kennen lernen. Die Veteranen des Parlaments wußten jedoch dem sprudelnden Redeschwall der Neulinge wie den von den Demagogen fortwährend in Scene gesetzten Petitions- und Adressenstürmen durch eine verständige Geschäftsordnung Schranken zu setzen. Die Reformminister mußten um so behutsamer vorgehen, als den Whigs nicht die Geschäftserfahrung beiwohnte, welche die Tories durch den langen Besitz der Regierungsgewalt sich erworben hatten, und als die Kleinbürger und Arbeiter von der Parlamentsreform eine neue wirthschaftliche und politische Aera erwarteten. Es genügte nicht, daß das Ministerium Grey auf alle Weise bemüht war, durch Ersparungen, durch Beseitigung von Sinecuren, durch Abschaffung einzelner drückenden Abgaben die öffentlichen Lasten zu erleichtern; die Opposition und die darbende Menge verlangten Abschaffung von Steuern, die, wie die Haus- und Fenstersteuer, der Staatskasse unentbehrlich waren.

Muthig und verständig suchten die Whigs den Schwierigkeiten zu begegnen, und das öffentliche Vertrauen lohnte ihren Fleiß und ihr redliches Bemühen. Im Mai wurde der Freibrief der Bank von England erneuert und durch zweckmäßige Bestimmungen das großartige Institut, der Stolz und die solide Grundlage der britischen Handelswelt, noch fester gegründet und gegen Unfälle und Mißbräuche geschützt. Auch die Verhältnisse des indischen Reiches wurden bei der erneuerten Bestätigung der ostindischen Compagnie auf weitere zwanzig Jahre mit den Forderungen der Gegenwart mehr in Uebereinstimmung gesetzt. Die politischen und administrativen Privilegien der Gesellschaft unter Oberaufsicht des Mutterstaates blieben erhalten, dagegen wurde das bisherige Handelsmonopol, wurden die alten commerciellen Vorrechte der Compagnie aufgehoben und den neuen Ideen von Handelsfreiheit und freier Concurrenz Raum zur Entfaltung gegeben. Zugleich legte die Regierung den Grund zu einem gerechteren und humaneren Verwaltungssystem. Man ertheilte den Eingebornen „als Unterthanen des Königs in Indien" das Recht auf Anstellung in der Verwaltung wie in der Justiz, ohne Unterschied der Religion, der Abstammung oder der Farbe, und traf Einleitung zur Abstellung der Sclaverei wo dieselbe noch bestand.

Neue Reformgesetze.

Mai 1833.

Ostindische Bill.

Juli.

Die größte That aber der neuen Männer, welche durch die Parlamentsreform zur Leitung des Staats und der Gesetzgebung berufen wurden, war die Sclavenemancipation in den englischen Pflanzlanden Westindiens. Es wurde schon erwähnt (XIV, 730), wie sehr seit Jahrzehnten die Thätigkeit der Philanthropen, eines Wilberforce und Thom. Fowell Buxton sowie die humanitaren Bestrebungen eines Brougham, Macintosh und anderer Staatsmänner und Parlamentarier auf das hohe Ziel der Sclavenbefreiung gerichtet waren. Ihre Bemühungen waren nicht ganz fruchtlos geblieben. Schon im Jahre 1807 wurde ein Verbot gegen den Sclavenhandel erlassen und

Sclavenemancipation.

im November 1831 wurden offizielle Sclavenhüter bestellt, welche für menschliche Behandlung der Neger, für Abstellung von Mißbräuchen und Ueberanstrengung von Seiten der Pflanzer einzustehen hatten. Auch wirkten Missionsprediger, insbesondere Baptisten und Wesleyaner im Sinne der Christen- und Menschenliebe. Selbst einzelne Sclavenaufstände, wodurch viele Plantagen mit Gräuelscenen und Verwüstung heimgesucht wurden, hielten die Abolitionisten nicht ab, ihr edles Ziel unverrückt zu verfolgen, die schändlichen Mittel und Wege zu brandmarken, womit der Eigennutz, die Gewinnsucht, der Speculationstrieb alle Schutzmaßregeln der Obrigkeit zu umgehen wußten. Das Zeitalter und die moderne Weltanschauung forderte die Beseitigung des die Menschheit befleckenden Instituts, und wie sehr immer die Conservativen und die hohe Handels- und Industriewelt vor einer Maßregel warnten, welche den Ruin der Colonien begründen, den Umsatz der Waaren mit den einträglichen Zöllen gefährden, die Schwarzen selbst einem Zustand entgegenführen würde, den sie vermöge ihrer Natur, ihrer angebornen Trägheit, ihres Mangels an Umsicht und verständigem Wirken nicht zu ertragen oder zu verwerthen im Stande seien: die Bill der Sclavenemancipation wurde von Stanley eingebracht und empfohlen
Ende Juli 1833. und nach lebhaften Verhandlungen zum Gesetz erhoben. Gewarnt durch das stürmische Vorgehen des Pariser Nationalconvents im Februar 1794 (XIV, 131), welches die Pflanzer von San Domingo dem Verderben preisgab, ging die parlamentarische Regierung Englands mit Vorsicht und Besonnenheit zu Werke. Um die Neger zur Freiheit heranzubilden, wurde nicht die sofortige Freilassung, sondern eine stufenweise Ermäßigung der Knechtschaft beschlossen. Zwölf Jahre lang sollte das Band in der Weise fortbestehen, daß den Sclaven jedes Jahr eine weitere Tagesstunde zu freier Benutzung zugestanden würde, eine „Lehrzeit“, die jedoch schon nach vier Jahren durch die völlige Lösung des Bandes beendigt wurde. Den Plantagenbesitzern sollte eine Entschädigung von zwanzig Millionen Pfund Sterling aus der Staatskasse gewährt werden. Wilberforce erlebte noch den Abschluß des „großen und guten Werks“, dem er seine ganze
29. Juli 1833. Manneskraft gewidmet. Am Tage der zweiten Lesung der Bill erlag er einer Krankheit. Auf Antigua, wo die Pflanzer den Verlauf der „Lehrjahre“ nicht abwarteten, sondern ihre Sclaven sogleich in Freiheit setzten, wie auf Jamaica und den andern Inseln, wurde die Emancipationsacte mit Gebet und kirchlichen Dankfesten gefeiert. Aber die Folgezeit bewies, daß die düstern Weissagungen und Warnungen der conservativen Gegner nicht unbegründet waren. „In Jamaica hat der Neger die großentheils werthlos gewordenen Güter, die verwüsteten Zucker- und Kaffeefelder nur weiter verfallen lassen und, bequem von den Geschenken der üppigen Wildniß lebend, keinen Ersatz für die zu Grunde gegangenen Culturen geschaffen“. Doch zeigten sich an manchen Orten auch andere Erscheinungen, auf welche die Philanthropie und die christliche Bruderliebe mit Genugthuung hinweisen konnte. Jedenfalls hat die durch die Reformacte

gehobene britische Nation sich den Ruhm erworben, in der Gleichberechtigung der Menschen den übrigen Völkern vorangegangen zu sein und einen folgeschweren Kampf aus hohen uneigennützigen Prinzipien siegreich mit geistigen Waffen durchgekämpft zu haben. Aus ähnlichem Geiste ging auch das Gesetz über die Verwendung von Kindern in Fabriken hervor, das für Unerwachsene Abkürzung der Arbeitszeit und Schulunterricht festsetzte und von Staatswegen Fabrikinspectoren aufstellte, um das Arbeiterproletariat vor Härte und Mißbräuchen zu schützen, ein Gesetz, das bei dem eifersüchtigen Festhalten des Engländers an seiner individuellen Freiheit und seinem unbegrenzten Familienrecht gleichfalls großen Widerstand zu überwinden hatte. Fabrikarbeitergesetz. 1. Jan. 1834.

Mit umsichtiger Thätigkeit suchte die Whigregierung auf allen Gebieten des inneren Staatslebens alte Mißbräuche zu beseitigen, durch Reformen, wobei sie Humanität mit Gerechtigkeit und Billigkeit walten ließ, das Gemeinwohl zu fördern, alle öffentlichen Einrichtungen im Geiste staatsbürgerlicher Gleichberechtigung zu prüfen. Eine sorgfältige Staatshaushaltung ermöglichte eine Herabsetzung der Haussteuer, ein Armengesetz suchte der unverschuldeten Noth zu wehren und zugleich eingerissenen Mißbräuchen abzuhelfen; und wenn die Bemühungen der Regierung um Herstellung eines geordneten und befriedigenden Zustandes in Irland, die wir im Zusammenhang kennen lernen werden, nicht zu dem erstrebten Ziele führten, so lag die Schuld an dem Widerstand der O'Connelliten und der Tories. Am meisten Anerkennung verdiente die Bemühung um Verbesserung der Armenverwaltung. Durch den wirthschaftlichen Humanismus des vorigen Jahrhunderts war die Fürsorge für die Armen und Nothleidenden in einer Weise regulirt worden, daß die Gemeindelasten in Folge der steigenden Armentaxe mit jedem Jahre anwuchsen, Laster und Trägheit gehegt und den wahrhaft Bedürftigen nur ungenügend Hülfe gewährt ward. Nun wurde, nachdem man die Lage der Dinge durch sachverständige Commissarien hatte erforschen lassen, eine Armenbill berathen und trotz heftigen Widerspruchs durchgeführt. Danach sollte nur den Arbeitsunfähigen die Unterstützung der Kirchspiele zukommen, den Arbeitsfähigen dagegen Gelegenheit zur Arbeit und zu geregelter Lebensweise in öffentlichen Werkhäusern verschafft und das Ganze der Leitung von Armenräthen unter Oberaufsicht einer Centralbehörde unterstellt werden. Aber auch dieses Gesetz stieß trotz der wohlthätigen Absichten auf heftigen Widerspruch von Seiten der Peers. „Ein Centralamt mit absoluter Gewalt erschien diesen Herren zugleich als verfassungsfeindlich und überflüssig, eine gleichartige Aufbringung der Armensteuer, die Vollmacht mehrerer Gemeinden zur Errichtung kostbarer Arbeitshäuser als unausführbar; das Verbot von Zuschüssen zu dem Arbeitslohn sei eine Grausamkeit, die Trennung von Eltern und Kindern, um jene arbeiten, diese unterweisen zu lassen, die Zumuthung, daß die Mutter für die illegitimen Sprossen aufkommen sollte, sei wider das göttliche Gebot". Auch von anderer Seite fand das Gesetz viel Tadel, insbesondere wegen der harten

Charakter der Whigregierung. Armengesetz.

14. Aug. 1834.

Bestimmung, daß die zu unterstützenden Familien getrennt und abgesondert werden sollten; das raubte den Whigs die Liebe und die Sympathie des Volks. Viele Zeitungen, an ihrer Spitze die „Times", sprachen von „mißhandelter Menschlichkeit und Verkennung wahrer Freiheit".

Eine Tory-Episode. 16. Octbr. 1834. Wir werden im nächsten Abschnitt erfahren, daß kurz nach dem Brand des Parlamentsgebäudes in Westminster der König das Whigministerium Melbourne-Brougham entließ, und daß bis zur Rückkunft Peel's aus Italien der Herzog von Wellington fast in dictatorischer Weise die öffentlichen Angelegenheiten leitete. Daß man diese „Tory-Episode" wagte und daß in dem neugewählten Unterhause eine große Zahl der Abgeordneten auf die Seite des conservativen Cabinets trat und in manchen Fragen mit der Regierung stimmte, gab Zeugniß, wie sehr die Unzufriedenheit selbst in die bürgerlichen Kreise gedrungen und die Tories mit kühnen Hoffnungen erfüllt hatte. (24. Febr. 1835.) Aber das Tory-Regiment unter Sir Robert Peel war von kurzer Dauer; es zerschellte an der irischen Kirchen- und Zehntenfrage. Als der Antrag John Russell's, „daß jeder Ueberschuß vom Kirchengut in Irland, der nicht von den geistlichen Bedürfnissen selber in Anspruch genommen werde, der religiösen und sittlichen Unterweisung aller Klassen der Bevölkerung ohne Unterschied des Bekenntnisses zuzuwenden sei", (8. April 1835.) die Majorität des Hauses erhielt, legte der Staatsmann sein Amt nieder, mit so viel Würde und Ehrenhaftigkeit, daß sein Name und Charakter nur an Ansehen und Achtung stieg. Nun wurde ein neues Whigcabinet gebildet, in welchem unter Melbourne's Vorsitz Lord John Russell das Innere und Palmerston die auswärtigen Angelegenheiten leitete, Lord Brougham aber, dessen glänzende advocatorische Beredsamkeit doch manchmal über das Ziel hinausschoß, keine Verwendung fand. Um so erfolgreicher wirkte er im Oberhaus für die große Frage der Nationalerziehung, für die Einsetzung eines obersten Schulrathes zur Verbesserung des Volksunterrichts.

Die neue Städteordnung. Diesem zweiten Whigministerium, Melbourne-Russell-Palmerston, war es vorbehalten, die Parlamentsreform durch eine Municipalbill zu ergänzen, welche die städtischen Corporationen in England und Wales in bessere Ordnung brachte, indem sie eine neue Städteordnung und eine den realen Verhältnissen entsprechende Gemeindevertretung und Gemeindeverwaltung schuf. An die Stelle der alten Municipalität mit Stadträthen und Aldermen, die sich selbst ergänzten, willkürlich und ohne Verantwortlichkeit über die städtischen Einkünfte verfügten, meistens im Interesse einer bevorzugten Klasse von „Freibürgern", wurde nun eine Gemeindeordnung aufgerichtet, kraft deren „das Stadtregiment unter volksthümliche Controle gestellt und die Verwaltung ihres Vermögens so wie die Wahl ihrer Beamten in die Hand der Bürger gelegt ward". Auch diese auf dem Prinzip der bürgerlichen Selbstverwaltung aufgebaute Municipalordnung stieß auf heftigen Widerstand. Peel, Wetherell und die ehemaligen Minister Stanley und Graham, welche von den Whigs in das Lager der Tories übergetreten

waren, kämpften mit allen Kräften gegen die „Confiscation" alter Rechte und Freibriefe; und im Oberhause wurden durch Lyndhurst und die Hochtories so heftige Schläge gegen einzelne Bestimmungen des Gesetzes geführt, daß die vorgeschlagene Municipalreform nur mit wesentlichen Abänderungen durchgeführt werden konnte und in dieser abgeschwächten Form durch die königliche Sanction Gesetzeskraft erhielt. Dennoch war auch in dieser Gestalt die neue Gemeindeordnung ein bedeutender Fortschritt zur bürgerlichen Rechtsgleichheit. 9. Septbr. 1835.

König Wilhelm's Ausgang. Und auch auf andern Gebieten wurden trotz des Widerstandes der Conservativen gegen alle Neuerungen manche heilsame Reformen begründet. Man verbesserte die Gefängnisse und Strafanstalten, man gründete Rettungshäuser für die verwahrloste Proletarierjugend und suchte die Sträflinge durch Unterricht und Arbeit zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen; man befreite die Dissenters von den unbilligen Verpflichtungen gegen die Staatskirche, indem man ihnen durch Einführung bürgerlicher Standesbücher in Beziehung auf Geburten, Trauungen und Begräbnisse selbständige Rechte verlieh; man minderte die Stempel- und Papiersteuer, um die Presse und die Herstellung literarischer Erzeugnisse zu erleichtern. Diese segensreiche Reformthätigkeit hatte auch ihren Fortgang, als König Wilhelm IV. aus dem Leben schied und seine Nichte Victoria, eine jungfräuliche Prinzessin von achtzehn Jahren (geb. 24. Mai 1819) den Thron bestieg. War auch der Verstorbene weder in geistiger noch in politischer Beziehung eine bedeutende Persönlichkeit, so folgte ihm doch die Liebe des Volkes und die Anerkennung aller Parteien ins Grab. Er war ein einfacher gerader Mann, der die Verfassung heilig hielt und das parlamentarische Leben sich frei entfalten ließ auch in solchen Fragen, die mit seinen persönlichen Ansichten nicht in Uebereinstimmung waren. An seinen Namen knüpft sich die Parlamentsreform, die den tiefsten Einschnitt in den Staatsorganismus machte. 20. Juni 1837.

Die Chartisten. Diese Parlamentsreform und als Ergänzung dazu die neue Städteordnung mit freier Wahl der Gemeindevertreter, war ein Sieg der Whigs über die Tories, des wohlhabenden Mittelstandes über die Aristokratie, der modernen Staatsidee über das historische Recht. Aber den Siegern entstand bald eine neue Opposition in den niedern, von schwerer Noth und Armuth gedrückten Volksklassen, die auf eine radicale Umgestaltung und völlige Demokratisirung des Unterhauses drangen, indem sie allgemeines Wahlrecht (ohne Census), jährliche Parlamente, geheime Abstimmung, Diäten für die Mitglieder u. dgl. mehr verlangten. Im Lauf der Zeit verbanden die Radicalen, die bis zum Jahr 1835 in dem geistreichen Journalisten William Cobbett (XIV, 724) einen talentvollen Führer hatten, mit den politischen Reformen auch sociale, und legten ihre Grundsätze in einer Volkscharte nieder, welche die arbeitenden Klassen in Stand setzen sollte, durch Einwirkung auf die Gesetzgebung ihre ökonomische Lage zu verbessern. Davon erhielten sie den Namen Chartisten; ihre einflußreichsten Führer waren der excentrische, später in Geisteskrankheit verfallene Advocat

Feargus O'Connor, ein Irländer, der talentvolle in Deutschland erzogene Ernest Jones und der Friedensrichter John Frost. Ueber den großen Staatsangelegenheiten der nächsten Jahre und dem Thronwechsel, der die jugendliche Prinzessin Victoria zur Herrschaft führte, trat diese innere sociale Bewegung nicht in
28. Juli 1838. ihrer ganzen Bedeutung in die Oeffentlichkeit. Aber nachdem der Krönungstag, der wie ein Nationalfest von dem englischen Volke aller Klassen gefeiert ward, vorüber und das Staatsleben wieder in seinen alten Gang eingelenkt war, nahmen die demokratischen Bestrebungen mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Regierung und der gesetzgebenden Gewalten in Anspruch. Hatte doch schon kurz vor der Krönung ein Irrsinniger, der sich Sir William Courtnay nannte und eine neue Landvertheilung und Aufhebung des Pachtschillings verkündigte, unter der unwissenden und abergläubischen Bevölkerung von Kent eine Bewegung hervorgerufen, die nur durch bewaffnetes Einschreiten des Militärs und den dadurch herbeigeführten Tod des neuen Messias erstickt werden konnte. Dieser kentische Aufruhr mit religiös-fanatischem Hintergrund, war der Vorbote größerer agitatorischer Bewegungen, die von Demagogen in Volksversammlungen meistens zur Nachtzeit bei Fackelschein angefeuert, die Durchführung der Charte, Verbesserung der Lage der Arbeiter, Aufhebung der Armengesetze u. A. zum Zweck hatten.
14. Juni 1839. Eine Riesenpetition mit mehr als einer Million Unterschriften in das Parlament gerollt sollte den Forderungen Nachdruck geben.

Abschaffung der Kornzölle.

Mag es auch noch lange dauern, bis die Grundsätze der Chartisten in dem aristokratischen, plutokratischen und am Alten festhaltenden England den Sieg erringen und die Verfassung, auf welcher der Ruhm und die Größe Altenglands beruht, umgestalten, so ist ihre Einwirkung auf den Gang der parlamentarischen Thätigkeit doch nicht ohne Einfluß geblieben. Namentlich ist die wichtige Reform der Getreidegesetze als ihr Werk anzusehen. Das alte strenge Korngesetz, welches die Einfuhr fremden Getreides sehr erschwerte, indem es den Zoll je nach den Bedürfnissen nach einer wechselnden Preisscala (sliding scale) bald erhöhte
1842. bald erniedrigte, wurde in Folge heftiger Anti-Korngesetz-Agitationen gemildert,
1846. bis es endlich ganz abgeschafft und der Kornhandel freigegeben wurde. Die Aristokratie hatte sich lange aus allen Kräften der Neuerung widersetzt, damit das inländische Getreide seinen hohen Preis behaupte; da nun zugleich die unermeßliche Nationalschuld die drückendsten Zölle auf die eingeführten Nahrungsmittel nothwendig machte, so waren dadurch die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu einer für den Armen unerschwinglichen Höhe gestiegen.

Die erste Regierungszeit Victoria's.

Die Regierung war eifrig bedacht, durch zeitgemäße Reformen den verjährten Mißständen möglichst abzuhelfen. In demselben Jahr als die Vermäh-
10. Febr. 1840. lung der Königin mit Prinz Albert von Sachsen-Coburg gefeiert ward, wurde durch die Reduction des Briefporto mittelst der Penny-Post eine tief in das Verkehrsleben eingreifende Reform geschaffen, die mit der Zeit auch in die übrigen Staaten Europas Eingang fand. Die gewissenhafte Verfassungstreue

der Königin und ihres Gemahls kam jeder besonnenen Reformthätigkeit fördernd entgegen und hielt zugleich Uebertreibungen fern. Die Nation vergalt diese Treue mit aufrichtiger Hingebung. Als ein junger Mensch Namens Eduard Oxford ein Pistol auf die Königin und den Prinzen bei einer Fahrt durch Hyde Park abfeuerte, suchte das ganze Volk durch begeisterte Huldigungen und Loyalitätsbezeugungen den Schandfleck auszutilgen. Bei der gerichtlichen Untersuchung stellte sich denn auch das Verbrechen als das Werk eines Irrsinnigen heraus, das der Thäter durch lebenslängliche Haft in Bedlam zu verbüßen hatte. Zwei Jahre später unternahm ein verkommener Mensch, John Francis, ein ähnliches Attentat in der Nähe des Buckingham Palastes, das dem Verbrecher Deportation nach einer Strafcolonie zuzog. — Selbst die Conservativen konnten die immer dringender hervortretenden Forderungen der Nation nach zeitgemäßen Reformen, nach Beseitigung aller Monopole und Privilegien, nach gleichmäßiger Vertheilung der Rechte und Staatslasten nicht von der Hand weisen. Dies zeigte sich, als bei Gelegenheit der wichtigen Frage über Schutzzölle und Handelsfreiheit die Mehrzahl des neugewählten Parlaments gegen die Regierung stimmte und die Whigs sich genöthigt sahen, das lange besessene Regiment aufzugeben und einem gemäßigten Toryministerium unter Robert Peel's Leitung Platz zu machen, in welchem bewährte Parlamentarier wie die Lords Lyndhurst, Stanley, Ellenborough, der sich, wie Gladstone, später der liberalen Partei zuwandte, die Geschäfte führten. Mit schwerem Herzen trennte sich die Königin von den Männern ihres Vertrauens und von ihrem weiblichen Hofstaat, der gleichfalls diesem Wechsel zum Opfer fiel.

10. Juni 1840.

Sommer 1841.

Aber auch dieses Cabinet mußte in die Bahnen des liberalen Fortschritts und der Reformen einlenken. Um den aus der Minderung des Getreidezolls hervorgehenden Ausfall in dem Staatshaushalt zu decken, wurde unter dem Ministerium Sir Robert Peel's eine, hauptsächlich die Wohlhabenden treffende Einkommensteuer von drei Procent eingeführt. Zugleich suchte man dem Handel, dem Nerv des Volks, durch Abänderung des bisherigen Zollsystems und Beseitigung der alten Schifffahrtsacte einen neuen Schwung zu geben und machte die große Idee des freien Handels zur Losung des Tages. Für ihre Durchführung wirkte in erster Reihe Richard Cobden, das Haupt der „Manchesterschule", sowohl in England selbst als auf einer propagandistischen Rundreise durch Europa. Ein praktisches, besonnenes Volk, widerstreben die Engländer jedem gewaltsamen Umsturz; aber zeitgemäße Reformen werden durch die Beharrlichkeit der Nation stets durchgesetzt. Ein Gesetzesantrag auf Zulassung der Juden zu städtischen Aemtern und in das Parlament ohne die christliche Eidesleistung, wurde lange von dem hochkirchlichen Oberhause hartnäckig bekämpft und verworfen, bis er nach mehrmaliger Wiederholung endlich in einer beschränkenden Form durchging und somit die Pforten des Unterhauses jetzt auch den Juden

Einkommensteuer und andere Gesetze.

1842.

1845—1847.

geöffnet sind. Ein großer Verlust war der durch einen Pferdesturz herbeigeführte
1850. plötzliche Tod des großen Staatsmannes Sir Robert Peel.

Schlußbemerkung. Das englische Volk besserte von Jahr zu Jahr, aber mit Umsicht, an seinem staatlichen Verfassungsbau, damit er stets den Anforderungen der Zeit entspreche, und gelangte so auf dem besonnenen Wege der Reform zu einer Freiheit, wie sie allein in einem geordneten, durch geschichtliche Entwicklung bedingten Staatswesen möglich ist. Durch die Gesetze in seiner persönlichen Freiheit, in seinem Eigenthum, in seinem Rechte geschützt und im sichern Bewußtsein, daß seine Vertreter des Landes Wohl nach Kräften wahren und fördern, wendet das Volk seine ganze Thatkraft dem Ackerbau, der Gewerbthätigkeit, dem Handel, der Schifffahrt zu; die Nation erwirbt sich Reichthum im Innern, Macht und Ansehen nach Außen; ferne Colonien, mit dem Mutterlande in Verbindung, bieten der überfluthenden Bevölkerung Gelegenheit zur Auswanderung und zum Erwerb. Der wohlhabende und gebildete Mittelstand ist der Schwerpunkt der Nation.

b. Die öffentlichen Zustände in Irland.

O'Connell und die Repeal-Agitation. Seitdem die Emancipation der Katholiken dem irischen Volke gestattete Stimmführer seines eignen Bluts und Glaubens ins englische Parlament zu schicken, verhallten seine Klagen nicht mehr so erfolglos wie früher, besonders als der große Volksmann, Redner und Demagog Daniel O'Connell (XIV, 725 ff.), der mit einem „Schweif" von vierzig und mehr gleichgesinnten und gleichstimmenden Irländern ins Parlament einzog, den Klagen durch die Drohung eines Widerrufs der Union (Repeal), einer Trennung Irlands von der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit der „Sachsen", Nachdruck verschaffte. Nicht zufrieden mit der religiösen Gleichberechtigung, suchte er auch die nationale Unabhängigkeit zu begründen. Die glücklich vollbrachte Lostrennung Belgiens von Holland sollte in dem britischen Inselreiche nachgeahmt werden. Die Irländer, in dem trotz der zahlreichen Auswanderung nach Amerika übermäßig bevölkerten Insellande allein auf Ackerbau unter ungünstigen Pachtverhältnissen angewiesen und von der Tuchfabrikation und dem Handel ausgeschlossen, waren in Noth und Armuth gerathen, die mit jedem Jahre wuchs. Die zunehmende Verarmung, die bei mangelhafter Kartoffelernte Hungerseuchen erzeugte, verlangte dringend Abhülfe der kirchlichen und politischen Mißstände. Denn diese wurden von O'Connell als die Quelle alles Elendes dargestellt, die Selbstschuld durch Trägheit, Leichtsinn und schlechte Wirthschaft blieb unbeachtet. Bei der Reizbarkeit und beweglichen Natur der Irländer fiel es einem so hochbegabten und mit allen demagogischen Künsten vertrauten Manne wie O'Connell nicht schwer, das Land in steter Gährung zu halten und durch das Losungswort „Repeal" die ganze Kraft des Volks nach Einem Ziele zu lenken. Irland sollte ein eigenes Staatswesen mit selbständigem Parlament bilden und höchstens durch Personal-

Union mit der Krone England verbunden sein. Aller Orten und Enden bildeten sich offen oder unter anderen Namen versteckt Repeal-Vereine mit Unionskassen zur Förderung der Zwecke O'Connell's; die katholische Geistlichkeit, die über das unwissende Volk eine unbedingte Herrschaft übte, stand im Dienst des Demagogen; sein Wort gebot über Irland, aber vorsichtig und gewandt mißbrauchte er nie seine Gewalt zu ungesetzlichen Schritten, die ihm hätten verderblich werden können; gehaßt und gefürchtet von den Engländern als der „große Agitator" Irlands, hielt er das aufgeregte und in Bewegung gebrachte Volk doch meist in den Schranken des Gesetzes, wenn gleich die von ihm veranstalteten Riesen-Versammlungen (Monstre-Meetings) bisweilen von hunderttausend Menschen besucht waren. Man hat oft den Zweifel erhoben, ob er es mit dem Widerruf der Union ernst und aufrichtig gemeint habe, oder ob er mit der Parole nur die Leidenschaften des Volkes aufstacheln und den englischen Staatsmännern Schrecken einjagen wollte, um sie für Zugeständnisse geneigt zu machen. Denn einem so klugen Manne konnte es doch nicht entgehen, wie wenig die irische Nation zur Selbstverwaltung reif und geeignet war. Ein irisches Parlament würde zum „Bärenzwinger" werden für die gewaltthätigsten Factionskämpfe. O'Connell hatte seine Advocatenstelle aufgegeben, um sich ausschließlich der politischen Thätigkeit zu widmen. Seinen Lebensunterhalt bestritt er durch eine Rente, welche seine Anhänger zusammensteuerten. So war die politische Agitation für ihn Lebensberuf. Es war ein Fehler, daß die Staatslenker in London aus Antipathie den redefertigen Mann nicht durch ein Amt auf ihre Seite zu ziehen suchten.

Wie sehr immer die englische Regierung beflissen war, durch Anlegung von Straßen, durch Urbarmachung wüsten Landes, durch Regulirung der Ströme, insbesondere des gewaltigen Shannon den Nothständen abzuhelfen, durch Errichtung gemeinsamer Schulen das Volk aufzuklären und für eine geordnete Lebensweise zu erziehen, ihre Bemühungen fanden keine Anerkennung. Blieb doch die Hauptquelle der Unzufriedenheit, der geistliche Zehnten, unangetastet. Wohl war öfters von Regierung und Parlament die Frage angeregt worden, ob man nicht diese dem wirthschaftlichen Geist des Zeitalters widersprechende Besteuerungsweise in Naturallieferungen durch eine Geldrente ersetzen sollte: die Bischöfe wollten von dem Herkommen nicht lassen; sie fürchteten, die Umwandlung sei der erste Schritt zur Abschaffung. Das Schicksal der gallikanischen Kirche während der Revolution stand ihnen als Schreckbild vor Augen. Zehntvögte durchzogen das Land, um die Abgaben oft unter Flintenschüssen einzutreiben. Aufhebung des an die anglikanische Geistlichkeit in Irland zu entrichtenden Zehnten war daher die erste Forderung des irischen Volkes nach der Reformbill. Als man im englischen Parlament den Bitten und Beschwerden der Irländer nicht Rechnung trug, weigerten die Pächter den Zehnten und hinderten die Pfändung; und als die Engländer Gewalt anwendeten, setzten sie ihnen Gewalt entgegen. Schaaren bewaffneter Banden, von einem Abzeichen, das sie trugen, Weißfüße

Kampf gegen den Kirchenzehnten.

genannt, durchzogen das Land, ihren Weg mit Blut und Brand bezeichnend. Mordthaten, Brandstiftungen, Tumulte waren an der Tagesordnung. Durch terroristische Einschüchterung der Richter und Anwälte, der Zeugen und Geschwornen wurde die Thätigkeit der Tribunale außer Kraft gesetzt. Die Kosten der Eintreibung überstiegen weit den Ertrag des Zehnten; die anglikanische Geistlichkeit gerieth in die höchste Noth. Alles mahnte dringend, „dem revolutionären, ausgehungerten Irland, dem Lande der Leidenschaften und des Elends", die größte Sorgfalt zuzuwenden.

Kirchenbill u. Zwangsbill. Zwei Gesetzesvorschläge, die irische Kirchenbill und die irische Zwangsbill, schienen dem englischen Ministerium die geeigneten Maßregeln zur Herstellung der Ruhe und Ordnung in dem tiefbewegten Lande. Die erstere verminderte die Zahl der anglikanischen Bisthümer und Pfründen, schaffte die Abgaben für Kirchenbauten ab, ersetzte die fast ertraglos gewordenen Zehnten durch eine Einkommensteuer, die von 200 bis 1200 Pfund Sterling mit aufsteigender Zunahme des Procentsatzes von den Grundherren erhoben werden sollte, ordnete an, daß die den Bisthümern gehörenden Ländereien gegen ein mäßiges Ankaufsgeld von sechs Jahren in Erbpacht ausgethan werden sollten, und deckte die rückständigen Zehnten durch Vorschüsse aus der Staatskasse. Durch die sogenannte „Appropriationsclausel" wurde ferner festgestellt, daß alle in Folge dieser neuen Einnahmen gewonnenen Ueberschüsse als Staatsgut zur Unterhaltung der Kirchen, dann aber auch zu andern nichtkirchlichen Zwecken, namentlich zur Hebung des Unterrichts und Errichtung von Schulen für Katholiken wie für Protestanten zu verwenden seien. Die zweite Bill ermächtigte den Lordstatthalter, alle Versammlungen und Vereine, die er der öffentlichen Ruhe für nachtheilig erachte, zu unterdrücken und jeden aufrührerischen District unter das Kriegsgericht zu stellen. Beide Vorschläge fanden heftigen Widerstand; jener an der hochkirchlichen Partei, welche die Verwendung des Kirchenguts zu nichtkirchlichen Zwecken als einen Raub am Altare bezeichnete und sich der Appropriationsclausel mit solcher Macht widersetzte, daß man diesen Zusatz von der Kirchenbill zu trennen beschloß; der andere an O'Connell und seinem Anhange, der ihn eine „Saat von Drachenzähnen nannte", aus welcher bewaffnete Männer hervorgehen würden. Dennoch wurden beide Gesetzesentwürfe nach vielen parlamentarischen Kämpfen und Transactionen im Unterhause und im Oberhause durchgeführt, nachdem inzwischen Stanley, der unversöhnlichste Gegner O'Connell's, und der zum „Earl" erhobene Lord Durham, Grey's Schwiegersohn, ein entschiedener Mann des Fortschritts, aus dem Cabinete ausgeschieden waren. Zuerst wurde die „Coercionsbill" zur Wiederherstellung der Staatsgewalt in
2. April 1833. Irland mit Gesetzeskraft versehen; einige Monate später kam auch die Kirchen-
28. Aug. bill behufs einer Pacification der Insel zur Annahme.

Die Ausführung bekämpft. Aber die Ausführung stieß auf heftigen Widerstand. Die irischen Abgeordneten, die „Haustruppen" O'Connells, unter ihnen der redefertige Sheil und der

demokratische Feargus O'Connor waren mit der „Abschlagszahlung" der Kirchenbill nicht zufrieden und bekämpften die Verlängerung des Zwangsgesetzes, kraft dessen die politischen Versammlungen verhindert werden konnten, aus allen Kräften. So lange die Whigs das Ruder des Staats führten, bildeten die irischen Angelegenheiten den Hauptgegenstand der parlamentarischen Thätigkeit. Fort und fort bekämpften O'Connell und seine Genossen die Union, die nach ihrer parteiischen Darstellung an allem Elende der Insel schuld sei. In den Sitzungen des Unterhauses, die am 4. Februar eröffnet wurden, nahmen ihre Reden mehrere Wochen 4. Febr. 1834.
in Anspruch. Die Repealagitation kam wohl, wie bemerkt, nicht aus innerer Ueberzeugung; denn O'Connell und seine Genossen wußten recht gut, wie viele Vortheile das verarmte und unwissende Volk von Grün Erin aus der Verbindung mit England zog. Sie sollte nur als Mittel dienen, um von dem Kirchengut dem Anglicanismus so viel als möglich zu entreißen. Dabei rechnete der Agitator auf den Beistand der Dissenters, der Indifferentisten, der liberalen Doctrinäre in England selbst. So war denn fast das ganze Jahr hindurch das Haus in Westminster an der Themse das große Schlachtfeld über die Frage, wie den Nothständen und Beschwerden der Irländer durch Verbesserung der Einrichtungen in Beziehung auf Kirchenvermögen und Kirchenbesteuerung abgeholfen werden möchte. Das Whigministerium trat darüber auf kurze Zeit aus dem Amte; das Parlamentshaus ging darüber in Flammen auf; aber eine aufrichtige Versöhnung wurde nicht erzielt. Je mehr die Gegner der Hochkirche die Frage in Betreff der Zehnten und der Ansprüche auf staatliche Verfügung über kirchliches Eigenthum zum Agitationsmittel machten, desto schwieriger wurde die Lage des Whigministeriums, desto schroffer zeigte sich die Opposition der Conservativen und Tories. Die Räthe der Krone selbst geriethen in Zwiespalt. Als der Abgeordnete Ward den Antrag stellte, die weltlichen Besitzungen der Kirche in Irland herabzusetzen, verlangten einige Minister, die diese „Säcularisation" und „Spoliation" mit ihrem Gewissen nicht vereinigen konnten, ihre Entlassung. Die bedrängte Geistlichkeit der irländischen Episcopalkirche sandte durch einige Bischöfe Hülferufe ein, die bei dem König und den Peers große Theilnahme erregten. Die Hochkirchlichen wetteiferten in agitatorischer Thätigkeit mit den Irländern und Radicalen in entgegengesetztem Sinne. Es half nichts, daß das Ministerium der rechten Mitte, um Zeit zu gewinnen, eine aus sachkundigen Laien zusammengesetzte Untersuchungs-Commission ernannte, welche den Stand der Dinge erforschen und über die statistischen Verhältnisse der Confessionen und die wirklichen Bedürfnisse der englisch-irischen Kirche Auskunft geben sollte; bei den prinzipiellen Gegensätzen der Parteien war keine friedliche Ausgleichung, keine Beilegung der Streitfrage möglich. Vergebens suchte man die O'Connell'sche Faction zu besänftigen, indem nach dem Rücktritt des Grafen Grey sein Nach- 8. Juli 1834.
folger Lord Melbourne die Coercionsbill durch einige Abschwächungen in Betreff der politischen Versammlungen milderte; das irische Parteihaupt nahm

das Zugeständniß, gegen welches eine Anzahl Peers ihren Protest zu Protocoll schrieben, als Siegespreis hin, ohne jedoch in der Kirchenfrage nachzugeben.

Die religiöse Erregung im Wachsen. Auch in der Kirchenfrage hatte es eine Zeitlang das Ansehen, als ob der irische „Liberator" zum Ziele gelangen würde. In der Kirchenbill, wie sie durch das Haus der Gemeinen ging, war eine Reihe lästiger Bestimmungen gestrichen und der Naturalzehnten, dessen Eintreibung von den gehässigsten und kostspieligsten Zwangsmitteln unzertrennlich war, ganz beseitigt worden. Er sollte in eine ermäßigte, an die Krone zu entrichtende und von dieser an die Berechtigten zu vertheilende, binnen fünf Jahren ablösbare Grundsteuer verwandelt werden.

11. Aug. 1834. Aber das Oberhaus verwarf die ganze Bill. Wellington hatte die Hochtories und Bischöfe zu gemeinsamem Widerstand vereinigt. Denn da zu gleicher Zeit auch die englischen Dissenters die Gleichberechtigung mit den Episcopalen anstrebten, auf Trennung von Staat und Kirche lossteuerten, die Entfernung der Prälaten aus dem Oberhaus verlangten u. dgl. m., so regte sich bei den Conservativen das confessionelle Bewußtsein mit aller Stärke. Als nun die Regierung durch Begünstigung des Gesetzesvorschlags, wonach die englischen Dissenters zu den akademischen Würden der Universitäten Oxford und Cambridge zugelassen werden sollten, den Religionseifer der hochkirchlichen Partei noch mehr schärfte, und zu der Anklage, daß sie die Kirche gefährde, Veranlassung gab, so erhob sich ein mächtiger Sturm gegen die Whigs. Nicht nur daß die im Unterhause angenommene Bill für Beschränkung des Corporationswesens auf den hochkirchlichen Lehranstalten an dem Widerstande der Peers zerschellte, die anglicanische Geistlichkeit und die große Partei der blinden Verehrer „Altenglands", mit dem Wahlspruch: „König und Kirche!" forderten laut einen Wechsel der Regierung und wirkten durch den alt-nationalen No-Popery-Ruf im Interesse der Tories. Auch der Hof und namentlich die von deutsch-aristokratischen Ideen erfüllte Königin arbeiteten in diesem Sinne. König Wilhelm, schon lange in seinem Gewissen über die Angriffe gegen die Kirche beunruhigt, gab den Vorstellungen

10. Novbr. 1834. und Einflüsterungen Gehör. Als durch den Eintritt des bisherigen Finanzministers Althorp als Graf Spencer in das Oberhaus eine Veränderung in dem Cabinet nöthig ward, benutzte der König die Gelegenheit, das Whigministerium Melbourne zu entlassen und es mit den Tories zu versuchen. Er berief, auf den Rath des alten Herzogs von Wellington, den talentvollen Sir Robert

10. Decbr. 1834. Peel, „den Sohn des Wollspinners von Tamworth", der durch seine Herkunft den mittleren Ständen näher stand und durch seinen ehrenwerthen Charakter und seinen gemäßigten Conservatismus bei der ganzen Nation sich Anerkennung erworben, an die Spitze der Regierung. Aber wie sehr auch der kluge Staatsmann, der nach seiner Rückkehr von einer italienischen Reise die Bildung eines conservativen Kabinets mit Wellington, Lyndhurst, Goulburn u. A. übernahm, in dem neugewählten Parlament durch den Grundsatz „Erhaltung mit progressiver Verbesserung" beide Parteien zu versöhnen strebte: seine neue irische

Zehntenbill ohne Verwendung des Kircheneigenthums zu andern als kirchlichen Zwecken erlag einem von Lord John Russell gestellten Gegenantrag, „die Ueberschüsse des irischen Kircheneinkommens zur allgemeinen Verbesserung des Erziehungswesens in Irland zu verwenden", d. h. die Zehntenbill nur mit der Appropriationsclausel anzunehmen, was zur Folge hatte, daß die Tories abdankten und das Whigcabinet unter Melbourne's Vorsitz wiederhergestellt wurde. 8. April 1835.

Orangisten-verbindung. Schärfung der Gegensätze.

Aber je eifriger das Unterhaus und die Whigregierung auf Reformirung der kirchlichen Mißstände, auf Milderung der drückenden Lage und auf Hebung des Volks in Irland drangen, um so heftiger und entschiedener war der Widerstand des Oberhauses und der Tories. Während die Whigregierung darauf bedacht war, die zwischen den Irländern und Briten bestehende nationale und kirchliche Feindschaft zu mildern, riefen die Tories und die Eiferer für anglicanisches Kirchenthum die sogenannten Orangelogen ins Leben, eine über das ganze Reich verbreitete geheime Verbrüderung, die das Fortbestehen und die Stärkung dieser kirchlichen Feindschaft und die Erhaltung und Hebung des protestantischen Uebergewichts in Irland zum Zweck hatte und Thron und Kirche gegen die freiheitlichen Tendenzen des Liberalismus schützen sollte. Diese mit jedem Jahre zunehmenden und unter die Oberleitung des Herzogs von Cumberland, des „Imperialen Großmeisters" gestellten Orangistenverbindungen, die unter allen Ständen und namentlich in der Armee ihre Mitglieder zählten, erreichten zuletzt eine solche die Ordnung, Ruhe und alles Vertrauen gefährdende Macht, daß endlich das Parlament gegen diese conspiratorischen verfassungsfeindlichen Umtriebe einzuschreiten für nöthig fand. Febr. 1836. Alle Versuche der englischen Liberalen und namentlich des humanen, als Verfechter volksthümlicher Freiheit bekannten Lord-Statthalters Mulgrave (Marquis von Normanby), Irland von dem Joch, das die religiöse Unduldsamkeit einer harten, verfolgungssüchtigen Zeit dem Volke aufgeladen zu befreien, durch Errichtung besserer Erziehungsanstalten Bildung, Gesittung und Sinn für Ordnung und Fleiß zu erzeugen, durch zeitgemäße Reformen im Gemeinde- und Municipalwesen und durch Ausdehnung der Wahlberechtigung das katholische Volk zur Theilnahme am öffentlichen Leben heranzuziehen, durch Einführung von Armengesetzen nach dem Vorbilde Englands das agrarische Elend zu mindern, alle diese Versuche scheiterten einestheils an der Indolenz, der Trägheit und dem Stumpfsinn der Irländer selbst, anderntheils an der kirchlichen und aristokratischen Engherzigkeit der Tories, an den Vorurtheilen und Aengsten der conservativen Lords, an der Intoleranz des anglicanischen Klerus. Die Zehntenbill konnte nur nach Aufhebung der Appropriationsclausel durchgesetzt werden, Mai 1838. und die von den Whigs beantragte liberale Gemeindeordnung (Municipalreformbill), die, nach den Grundsätzen der im Jahre 1835 in England eingeführten Städteordnung entworfen, mit den entsprechenden Modificationen auch in Irland in Anwendung kommen sollte, wurde von dem Ober-

hause so verstümmelt zurückgeschickt, daß die Regierung für gut fand, das ganze Gesetz, das den ärmern katholischen Bürgern Zutritt zu den städtischen Wahlen und Aemtern gestattet hätte, fallen zu lassen. Kein Wunder, wenn die Ansicht in immer weitere Kreise drang, man müsse die Parlamentsreform durch Umgestaltung des Hauses der Lords in eine Wahlkörperschaft vervollständigen, in beiden Organen der Gesetzgebung den Volkswillen zur Geltung bringen.

Irland unter der Königin Victoria. Als die Whigs, die das volle Vertrauen der in liberalen Grundsätzen erzogenen Königin Victoria besaßen und bei der frischen Begeisterung der Nation über ihre jugendliche Monarchin auf dem Throne auch über ein williges Parlament verfügten, im Anfange der vierziger Jahre den Tories weichen mußten, sank die Hoffnung des katholischen Irlands, auf dem Wege der Reform aus seiner schweren Lage befreit zu werden. O'Connell erneuerte daher seine Repealbewegungen; in riesenmäßigen Volksversammlungen reizte er den Nationalhaß der celtischen Iren gegen die „sächsischen" Engländer, der gedrückten Katholiken gegen die hartherzigen Anglicaner, der bedrängten Pächter gegen die übermüthigen, unbarmherzigen Gutsherren und stellte Auflösung der Union als das einzige Rettungsmittel des unglücklichen Landes dar. Eine gewaltige Bewegung ergriff das ganze Volk; die Pächter verweigerten Zins und Abgaben und stellten ihren hartherzigen Grundherren nach dem Leben; bewaffnete Schaaren durchzogen abermals die grüne Insel und trugen Mord und Brand in die Landgüter und Schlösser der Reichen, die ihre Einkünfte größtentheils im Auslande verzehrten. Alle Mittel, welche die Tories in Anwendung brachten: Erneuerung der Zwangsbill, Verbot der Volksversammlungen, strenge Ueberwachung der Stimmberechtigung bei Parlamentswahlen, Anklage und kurze 1843. 1844. Verhaftung des „Agitators" und mehrerer seiner Anhänger, waren nicht im Stande, mehr als eine vorübergehende Stille zu erzeugen; selbst die Armen- und Werkhäuser waren bei der allgemeinen Armuth und Arbeitsscheu des Volks mehr verderblich als nützlich, und die Bessern des Landes wollten nicht Mitleid und Almosen, sondern Gerechtigkeit und freie Institutionen; es half nichts, daß England bei der harten Hungersnoth, die in Folge der Mißernte im Jahr 1846 eintrat, öffentlich und durch Privatmildthätigkeit die größten Opfer brachte; die Irländer, die in den Engländern die Urheber ihrer Armuth und ihres Elends erblickten, sprachen diese Mildthätigkeit als Pflicht und kleine Abschlagszahlung 15. Mai 1847. an und setzten ihre Repealbewegungen fort. Der Tod des großen Agitators, der auf einer Reise nach Rom in Genua dahingerafft ward, raubte zwar diesen Bewegungen Nerv und Halt und führte Spaltungen im Heerlager der Repealmänner herbei; allein die französische Februarrevolution warf einen neuen Feuerbrand in die entzündliche Masse und erzeugte einen Zustand von Gesetzlosigkeit, Anarchie und Faustrecht, der endlich in einen revolutionären Aufstand überging. Und wenn es auch dem englischen Militär nicht schwer fiel, die ungeordneten, schlechtbewehrten und kraftlosen Schaaren irländischer Arbeiter, Bauern und Pächter,

die von unfähigen Volksführern, wie O'Brien u. A., geleitet wurden, zu bewältigen und die Bewegung niederzuhalten, dauernde Ruhe und ein geordneter Zustand wird nur durch gründliche Verbesserung der kirchlichen, politischen und socialen Mißstände bewirkt werden. O'Brien, ein sonderbarer Charakter, in dem hochherzige und ritterliche Bestrebungen und ehrenwerthe Eigenschaften mit donquixotischen Verkehrtheiten versetzt waren, wurde als Hochverräther nach Australien deportirt, schloß aber, von der Regierung in der Folge begnadigt. sein Leben in der Heimath. Er starb 1864.

c. Beziehungen zum Ausland.

Auch in den auswärtigen Angelegenheiten trat das Whigministerium in Gegensatz zu den Tories, den Bundesgenossen der heiligen Allianz. Wir haben früher erfahren, wie die Julireregierung Frankreichs und das Reformcabinet Englands rasch die Gleichheit und Uebereinstimmnng ihrer Interessen erkannten und bei allen entscheidenden Fragen der europäischen Politik Hand in Hand mit einander gingen. Durch die Julirevolution und durch die Reformacte war auf beiden Seiten des Kanals der liberale Mittelstand zur Herrschaft gekommen; König Wilhelm IV. konnte in gewissem Sinne so gut als „Bürgerkönig" gelten wie Louis Philipp; Earl Grey und Lord Palmerston, der Erbe und Jünger Canning's, fühlten mehr Sympathie mit den Périer, Thiers, Guizot als mit den Regierungen, die unter der Aegide Metternich's die auf dem Wiener Congreß geschaffenen legitimen Ordnungen unverrückt festhalten wollten. Es ist uns erinnerlich, daß in den kriegerischen Bewegungen der Niederlande die beiden constitutionellen Mächte diesseits und jenseits des Kanals gemeinschaftliche Wege gingen, und sich trotz mancher entgegengesetzten Interessen und Zwecke über die Errichtung des Königreichs Belgien einigten; daß in Portugal und Spanien die Regierungen von England und Frankreich für das constitutionelle Prinzip gegenüber den klerikal-absolutistischen Prätendenten in die Schranken traten; daß das Pariser Cabinet nur im Vertrauen auf das „herzliche Einverständniß" mit Großbritannien sich in Italien der Liberalen und Patrioten gegen Oesterreich und das Papstthum anzunehmen wagte; daß selbst die verschiedene Parteistellung der beiden Westmächte in den Wirrnissen und Conflicten des Orients zwischen der hohen Pforte und Aegypten keine dauernde Entzweiung herbeizuführen vermochte. Erst als Louis Philipp und Guizot mit den spanischen Heirathen mehr und mehr zu dem System Ludwig's XIV. einlenkten, mit Oesterreich gemeinsame Sache machten, in Italien und in der Schweiz die liberalen Bewegungen niederzuhalten suchten, da trennten sich beide Staaten in ihren Tendenzen. Die Whigs, sowohl in ihrer ersten Periode unter Grey und Melbourne, als bei der zweiten Uebernahme der Regierungsgeschäfte unter Lord John Russell im Sommer 1847, befolgten in den Verwickelungen des Auslandes eine con- Die Whig-regierung und das Ausland.

sequente und erfolgreiche Politik. Sie stellten sich in den beiden Halbinseln Südeuropas und in dem Alpenlande auf die Seite des Fortschritts und begünstigten das Streben der Völker nach einem freien constitutionellen Staatswesen im Geiste der Zeit, während das Tuileriencabinet als Beschützer der „conservativen Interessen" auftrat und im Geiste der heiligen Allianz die nationalen und liberalen Regungen zur Erzielung politischer Reformen niederzuhalten bemüht war. Und trotz seiner abgeschlossenen Lage konnte das Inselreich auch auf dem europäischen Continente den liberalen Ideen Vorschub leisten. Im Besitz einer überlegenen Seemacht und eines streng disciplinirten, nach dem alten Werbesystem, nicht durch Conscription gebildeten Landheeres, war die englische Nation im Stande, der von ihren umsichtigen, klugen und die Zeitverhältnisse richtig bemessenden Staatsmännern verfolgten Politik Kraft und Nachdruck zu verleihen. Wo in den europäischen Staatsverhältnissen eine Störung und Verwickelung eintrat, wurde Englands Vermittelung und Schiedsrichteramt angerufen oder angenommen, und nichts Bedeutendes konnte ohne seine Mitwissenschaft und Mitwirkung unternommen und ausgeführt werden. Hauptsächlich auf Hebung des Handels, der Industrie, des friedlichen Völkerverkehrs bedacht, damit der Absatz der englischen Waaren keine Stockung erleide, suchte die britische Regierung in Europa den Friedenszustand auf jede Weise aufrecht zu erhalten und sich das Vertrauen der Regierungen und die Sympathien der Völker zu erwerben; in den außereuropäischen Gebieten richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf Stärkung und Vergrößerung der englischen Besitzungen und Territorien, auf Erweiterung und Hebung des Colonialwesens und auf Befestigung der britischen Herrschaft.

Canada. 1. Die Landschaften am Lorenzstrom und an den großen nordischen Seen, die einst im Frieden von Versailles 1763 an England gefallen und über ein Jahrzehnt von einem Gouverneur und einer Toryoligarchie nach englischen Gesetzen in absolutistischer Weise regiert worden waren, hatten, damit sie sich nicht den aufständischen Colonien Nordamerika's anschließen möchten, durch die Quebek-Acte vom Jahre 1774 manche ihrer alten Rechte und eine beschränkte constitutionelle Staatsform erhalten. Im Jahre 1791 hatte dann die englische Regierung das Land in Ober- und Unter-Canada getheilt, jede Provinz unter einen eigenen Gouverneur mit einem Verwaltungsrath gestellt und ihnen eine parlamentarische Verfassung mit Ober- und Unterhaus verliehen. Aber im Laufe der Zeit waren in dem einst zu Frankreich gehörenden und größtentheils von französischen Pflanzern bewohnten Unter-Canada viele Beschwerden über Druck der Regierung, über Beeinträchtigung der nationalen Einrichtungen und Sitten, der Sprache und Religion, über Bevorzugung der englischen Ansiedler und ihrer Interessen vor den altfranzösischen laut geworden und hatten, besonders seitdem der talentvolle und rührige Papineau, der volksthümliche Anwalt französischer Herkunft, das Haupt der Oppositionspartei geworden, eine große Auf-

regung erzeugt. Aufgestiftet von den Nordamerikanern, die diese nördlichen Staaten ihrer Union beizufügen wünschten, verlangten die Canadier drei Punkte, 1837. die ihre nationale Selbständigkeit sicher stellen und den Weg zu einer demokratischen Selbstregierung bahnen sollten: Wählbarkeit des bisher von dem englischen Statthalter aus Beamten und Richtern ernannten Gesetzgebungs-Raths (Oberhauses); Ausdehnung des dem Hause der Gemeinen (Assembly) zustehenden Steuerbewilligungsrechts; Verantwortlichkeit des den Gouverneur umgebenden Verwaltungs-Raths gegenüber der gesetzgebenden Gewalt. Als diese Forderungen abgelehnt wurden, erfolgte von Seiten der untercanadischen Stände eine Steuerverweigerung. Das Beispiel und die Nähe der vereinigten Freistaaten, die, auf die Macht des meerbeherrschenden Englands stets eifersüchtig, leicht Hülfe leisten konnten, machte die Sache bedenklich. Schon waren an verschiedenen Orten Aufstände ausgebrochen und kleine Gefechte geliefert worden; amerikanische Freiwillige erhöhten den Muth der Kinder der Freiheit (Independenten); Englands Herrschaft über Canada schien zu wanken. Aber durch Klugheit und Energie schlug die britische Regierung die drohende Bewegung nieder. Sie nährte die Nationaleifersucht der britischen Bevölkerung gegen die französische und erzeugte dadurch Spaltung und Parteiung unter den Canadiern; sie nöthigte die Demagogen zur Flucht, verkündigte das Standrecht gegen bewaffnete Freizügler und nahm eine kriegerische Haltung gegen die Amerikaner an. Darauf schickte sie auf Russell's Antrag mit Zustimmung des Parlaments den kraft- Mai 1838. vollen, energischen Lord Durham, das Haupt der radicalen Whigs, der bisher als Botschafter in St. Petersburg großes staatsmännisches Geschick bewiesen, als General-Gouverneur mit dictatorischer Gewalt nach Canada, um, wie er selbst den Zweck seiner Mission auffaßte, die Herrschaft des Gesetzes wieder aufzurichten. Dieser stellte durch Kraft und Milde die Ordnung wieder her, und wenn gleich sein eigenmächtiges Vorgehen von der Opposition im Oberhaus und insbesondere von seinem alten Gegner Brougham heftig getadelt ward und das Ministerium seine Verfügungen mißbilligte, so daß er bald sein Amt niederlegte und nach England zurückkehrte (wo er kurze Zeit nachher, 28. Juli 1840, in Novbr. 1838 ein frühes Grab sank): so wurde doch die Ruhe nicht weiter gestört, nachdem ein neuer Versuch einer Schilderhebung durch Flüchtlinge und Freischärler bei Montreal niedergeworfen und einige Rädelsführer durch den Strang hingerichtet worden. Auf Grund einer von Durham bei seiner Rückkehr eingereichten Denkschrift wurden in den nächsten Jahren Einleitungen getroffen, sämmtliche britische Besitzungen in Nordamerika durch eine gemeinsame Repräsentativ-Verfassung zu einem Staatsganzen zu vereinigen, dem System der Selbstverwaltung Ausdruck zu geben und die nationalen Gegensätze so viel als möglich auszugleichen.

2. In **Ostindien**, dem die englische Handels- und Colonialpolitik in Ostindien. Afghanen-Kriege. erster Linie zugewandt war, dessen Sicherheit und Interessen, wie uns bekannt, die Londoner Regierung bei dem orientalischen Kriege vorzugsweise im Auge

sequente und erfolgreiche Politik. Sie stellten sich in den beiden Halbinseln Südeuropas und in dem Alpenlande auf die Seite des Fortschritts und begünstigten das Streben der Völker nach einem freien constitutionellen Staatswesen im Geiste der Zeit, während das Tuileriencabinet als Beschützer der „conservativen Interessen" auftrat und im Geiste der heiligen Allianz die nationalen und liberalen Regungen zur Erzielung politischer Reformen niederzuhalten bemüht war. Und trotz seiner abgeschlossenen Lage konnte das Inselreich auch auf dem europäischen Continente den liberalen Ideen Vorschub leisten. Im Besitz einer überlegenen Seemacht und eines streng disciplinirten, nach dem alten Werbesystem, nicht durch Conscription gebildeten Landheeres, war die englische Nation im Stande, der von ihren umsichtigen, klugen und die Zeitverhältnisse richtig bemessenden Staatsmännern verfolgten Politik Kraft und Nachdruck zu verleihen. Wo in den europäischen Staatsverhältnissen eine Störung und Verwickelung eintrat, wurde Englands Vermittelung und Schiedsrichteramt angerufen oder angenommen, und nichts Bedeutendes konnte ohne seine Mitwissenschaft und Mitwirkung unternommen und ausgeführt werden. Hauptsächlich auf Hebung des Handels, der Industrie, des friedlichen Völkerverkehrs bedacht, damit der Absatz der englischen Waaren keine Stockung erleide, suchte die britische Regierung in Europa den Friedenszustand auf jede Weise aufrecht zu erhalten und sich das Vertrauen der Regierungen und die Sympathien der Völker zu erwerben; in den außereuropäischen Gebieten richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf Stärkung und Vergrößerung der englischen Besitzungen und Territorien, auf Erweiterung und Hebung des Colonialwesens und auf Befestigung der britischen Herrschaft.

Canada. 1. Die Landschaften am Lorenzstrom und an den großen nordischen Seen, die einst im Frieden von Versailles 1763 an England gefallen und über ein Jahrzehnt von einem Gouverneur und einer Toryoligarchie nach englischen Gesetzen in absolutistischer Weise regiert worden waren, hatten, damit sie sich nicht den aufständischen Colonien Nordamerika's anschließen möchten, durch die Quebek-Acte vom Jahre 1774 manche ihrer alten Rechte und eine beschränkte constitutionelle Staatsform erhalten. Im Jahre 1791 hatte dann die englische Regierung das Land in Ober- und Unter-Canada getheilt, jede Provinz unter einen eigenen Gouverneur mit einem Verwaltungsrath gestellt und ihnen eine parlamentarische Verfassung mit Ober- und Unterhaus verliehen. Aber im Laufe der Zeit waren in dem einst zu Frankreich gehörenden und größtentheils von französischen Pflanzern bewohnten Unter-Canada viele Beschwerden über Druck der Regierung, über Beeinträchtigung der nationalen Einrichtungen und Sitten, der Sprache und Religion, über Bevorzugung der englischen Ansiedler und ihrer Interessen vor den altfranzösischen laut geworden und hatten, besonders seitdem der talentvolle und rührige Papineau, der volksthümliche Anwalt französischer Herkunft, das Haupt der Oppositionspartei geworden, eine große Auf-

Landes eingemischt hatte, wurde verrätherisch in einen Baumgarten gelockt und mit seinem Bruder und einigen Dienern von einem wüthenden Haufen mit Messerstichen getödtet. Der Durani-Fürst, Schah Schudschah, erlag dem Mordstahl der Gegner. Auf dem Rückzug durch den Khayberpaß fanden sowohl die Jan. 1842.
Soldaten als die große Menge von Frauen und Kindern, die sich in Kabul bereits häuslich eingerichtet hatten, meistentheils ihren Untergang, die Einen durch Hunger, Kälte und Erschöpfung, die Andern durch die Mordstreiche der fanatischen Bauern und der wilden Gildschi. Nur in Dschellalabad hielt sich der tapfere General Sale durch die heldenmüthigste Vertheidigung. Monate lang beharrte er in verzweifeltem heroischen Widerstand und zeigte der Welt, „was britische Entschlossenheit gegen Barbaren vermöge". Afghanistan war unhaltbar; aber die Niederlage und die beleidigte Nationalehre Englands forderte Rache. Darum unternahm der tapfere Gouverneur Ellenborough einen neuen Feldzug, um die britische Kriegsehre herzustellen und die Feinde zu züchtigen. Herbst 1842.
Die Generale Pollock und Nott drangen siegreich durch die Gebirgspässe, schlugen Akbar Khan in offener Feldschlacht und befreiten die Geißeln und Gefangenen. Istalif und Kabul gingen in Flammen auf und alles Land der Afghanen vom Indusufer bis an die riesigen Arme des Hindukuschgebirgs wurde mit Feuer und Schwert schwer heimgesucht. Die Pforten von Sandelholz, die einst Sultan Mahmud der Ghaznavide aus dem Tempel von Somnath im indischen Gudscherat als Trophäe weggeführt, wurden vom Grabmal des Eroberers abgenommen und der heiligen Stätte, der sie vor Jahrhunderten angehört, zurückgegeben, „den Hindu zum Frohlocken, den Moslim zur Warnung". Nachdem sie Dost Mohammed in Freiheit gesetzt, verließen die britischen Heere Afghanistan, um ihre Waffen gegen nähere Feinde zu kehren. Sind, ein großes Land am südlichen Indus, dessen Emire während des Krieges sich mit den Afghanen verbunden hatten, wurde von General Napier bekriegt und nach Eroberung der Hauptstadt Hyderabad dem englischen Gebiet beigefügt. Lord Ellenborough, dessen kriegerischer Sinn dem Handelsgeiste der englischen Compagnie nicht zusagte, wurde auf deren Betreiben zurückgerufen und durch Sir W. Hardinge ersetzt. Allein so friedfertig des letztern Instructionen waren, so konnte er doch einem blutigen, hartnäckigen Kriege mit den tapfern, abgehärteten Sikhs nicht ausweichen, einem Kriege, der nach vielen mörderischen Schlachten, wobei der tapfere Sale den Heldentod starb, mit dem Siege der britischen Waffen endigte. Die Sikhs, in ihrer kriegerischen Macht gebrochen und von einem lasterhaften Weib (Rani) regiert, mußten sich den Frieden von Lahore gefallen lassen, der 1846.
die Selbständigkeit ihres Reiches vernichtete. Zwei Fürsten regierten seitdem Lahore nebst dem reizenden Thale von Kaschmir unter der Oberhoheit der ostindischen Compagnie, die sich nebst dem ausschließlichen Handel noch andere bedeutende Hoheitsrechte vorbehielt. Umsonst versuchten die Unterworfenen zwei Jahre 1848—49.
später noch einmal das Glück der Waffen; nach einem wechselvollen Kriege

wurden sie von General Gough abermals besiegt, worauf der neue Gouverneur Lord Dalhousie dem Reiche der Sikhs ein Ende machte. Die unermeßlichen Schätze des alten Herrschers Rundschid Singh wurden die Beute der Engländer. Darunter befand sich der größte Diamant Kohinur (Lichtberg), welcher, nachdem er in der Londoner Ausstellung geprangt, dem britischen Kronschatz übergeben ward.

Hinterindien. 3. Auch über einen Theil **Hinterindiens** wurde die britische Herrschaft ausgedehnt durch den im Jahre 1825 begonnenen Krieg mit den Birmanen, einem starken und tapfern Volke, das Indien von dem „himmlischen Reiche" der Chinesen trennt. Schon im nächsten Jahr (1826) wurden die Birmanen durch Campbell und denselben Sale, der später in Afghanistan sich so tapfer gezeigt, als diese von Rangun aus den Irawaddy aufwärts zogen, die Verschanzungen durchbrachen und die Hauptstadt Ava bedrohten, genöthigt, die Landschaften Arakan und Assam abzutreten und eine hohe Summe Kriegskosten zu entrichten. Im Jahre 1852, als die parteiische Rechtspflege der Engländer einen neuen Aufstand hervorrief, fiel auch Pegu sammt dem Küstenreich in die Gewalt der europäischen Großmacht. Die innere Zwietracht zwischen Mohammedanern und Hindu, der Neid und die Feindschaften der eingebornen Fürsten unter einander und der Haß der gedrückten Völker gegen die einheimischen Despoten erleichterten den Engländern die Ausbreitung ihrer Herrschaft. Im Jahre 1856 entsetzte Dalhousie den König von Audh, der in Lahore seine Residenz hatte, des Thrones und fügte das Reich den britischen Besitzungen bei.

China. 4. Nicht minder wichtig und erfolgreich für die Ausbreitung der englischen Herrschaft und des englischen Handels war der Krieg mit **China**. Zwischen den Chinesen und der ostindischen Compagnie bestanden alte Handelsverbindungen, die von Canton und Macao aus unter Vermittelung der chinesischen Hong-Kaufleute (Mäkler) unterhalten wurden. So lange die ostindische Compagnie unbedingt in den östlichen Meeren herrschte, traten nur selten und vorübergehend einige Störungen der Handelsverhältnisse ein, indem die klugen Kaufherren dem kindischen Hochmuth und Nationaldünkel der Chinesen, die auf die fremden „rothhaarigen Barbaren" mit Verachtung herabsahen, nicht schroff entgegentraten. Als aber die englische Regierung das Handelsmonopol der Ge-
1834. sellschaft aufhob, die commercielle Politik im Osten unter ihre eigene Leitung nahm und dadurch zu dem Beherrscher des „himmlischen Reichs" in eine veränderte völkerrechtliche Beziehung trat, führten Handelsconflicte einen mehrjährigen Krieg zwischen den beiden Reichen herbei, der eine Vergrößerung der englischen Macht und eine Erschließung des chinesischen Weltreichs für den europäischen Verkehr zur Folge hatte. — Im Jahre 1836 erließ die chinesische Regierung, besorgt über die gefährliche Wirkung der wachsenden Opiumconsumtion unter dem entkräfteten Volke, ein strenges Verbot gegen den Verbrauch und Verkauf des narkotischen Reizmittels, eine Maßregel, welche dem Handel der Engländer, die aus der Einführung dieses Artikels unermeßliche Summen

zogen, schwere Wunden schlug. In Folge dieses Verbots verlangte der chinesische 1839.
Gouverneur Lin die Auslieferung alles in Canton vorräthigen Opiums und ließ, als sich die englischen Kaufleute außer Stand sahen, der Forderung zu widerstehen, achtundzwanzigtausend Kisten des Giftes, im Werthe von vier Millionen Pfd. St. vernichten. Dies war der Anfang von einer Reihe feindseliger Handlungen, die endlich einen Krieg zwischen England und China herbeiführten. Die britische Flotte befuhr die chinesischen Gewässer, um den Forderungen der Handelsherren auf Entschädigung Nachdruck zu geben. Da aber der Krieg aus Rücksicht für den Theehandel, der dadurch eine Störung erleiden konnte, von Seiten der Engländer anfangs schwankend und kraftlos geführt ward, so suchte die kaiserliche Regierung von Peking die feindliche Macht durch falsche, treulose Politik hinzuhalten und zu schwächen, indem sie stets über Friedensbedingungen unterhandeln, aber nie abschließen ließ. Endlich erkannte das Londoner Cabinet die fehlerhafte Politik und schritt zu energischen Maßregeln. Es fehlte nicht an Stimmen im Parlament, welche mit Strenge rügten, daß die englische Flagge, „die stets mit der Sache der Gerechtigkeit verbunden gewesen, mit Widerstand gegen Unterdrückung, mit Respect vor nationalen Rechten, mit ehrlicher commercieller Unternehmung“, jetzt zu gewinnsüchtigen Zwecken, zur Beschirmung eines „infamen Schmuggels“ mißbraucht werden solle; aber die kaufmännische Habgier war mächtiger als das Gefühl der nationalen Ehre. Die Engländer besetzten die Insel Tschusan, eroberten unter der Anführung von Gough und 5. Juli 1840
Parker eine bedeutende Handelsstadt am Yang-tse-kiang und dem Kaiserkanal und bedrohten endlich die wichtige Stadt Nanking. Dies brach den Widerstand der Chinesen, die während dieses Kriegs, wenn auch nicht Tapferkeit, doch Muth im Dulden und Ertragen, Anhänglichkeit an Vaterland und Nationalität, Treue gegen Kaiser und Reich bewiesen. Es kam ein Friede zu Stande, welcher den 11. Aug. 1842.
Engländern fünf chinesische Häfen eröffnete, einundzwanzig Millionen Dollars zusprach und die Insel Hong-Kong überließ. Der Opiumhandel bestand fort. „Die tiefe Immoralität von Seiten eines christlichen Volks trug den Sieg davon über die Tugend eines Heidenvolks“. Aber dem freien Handel war eine neue Laufbahn geöffnet und der hochmüthigsten aller Nationen das menschliche Gebot gleichmäßiger Umgangsformen aufgenöthigt. Mit der Zeit folgten noch weitere kriegerische Verwickelungen zwischen England und China, in welche auch Frankreich verflochten ward. Da diese Vorgänge im fernen Osten von Asien in den Gang der Weltgeschichte nur schwach eingriffen, so wollen wir sie gleich hier vorgreifend und übersichtlich anfügen.

China in den fünfziger und sechziger Jahren

Im Anfange der fünfziger Jahre wurde das „himmlische Reich der Mitte“ durch eine tiefgehende innere Bewegung in seinen Grundfesten erschüttert. Ein chinesischer Schriftgelehrter, der sich von einem Missionär einige christliche Glaubenslehren angeeignet und diese mit heidnischen Satzungen und Gebräuchen zu einem wunderlichen Religionssystem verbunden hatte, trat als Prophet auf, nannte Christus seinen „Bruder“, legte sich den Namen Tien-te, d. i. himmlische Tugend bei und rief das

chinesische Volk zum Aufstande wider die herrschenden Mandschu und ihre Mandarinen und Bonzen auf. Sein Glück mehrte die Zahl seiner Anhänger. Sie nannten sich Taiping, „Männer des Friedens", schnitten sich den Zopf ab und ließen ihre Haare wachsen. Wenn die Mandschu vertrieben würden, verkündete Tien-te, so würde eine Zeit ewigen Friedens anbrechen; dabei hielt er seine Gläubigen zur Sittlichkeit, Ordnung und Mäßigkeit an und verbot aufs Strengste den Genuß des Opiums und geistiger Getränke. Bald war der ganze Süden in der Gewalt der Taiping; sie erstürmten
März 1853. Nanking, zerstörten die Götzenbilder und suchten mit den Engländern in Verbindung zu treten. Selbst Canton wurde von ihnen bedroht und nur durch die Schreckensmaßregeln des Gouverneurs Yeh, der die zum Abfall neigenden Einwohner zu Tausenden hinrichten ließ, den Mandschu erhalten. Als aber Tien-te nach dem Norden vordringen wollte, scheiterte er an der Energie der kaiserlichen Partei. Er erlitt eine Niederlage, die sein Ansehen schwächte. Uneinigkeit unter den Führern lähmte seine ferneren Unternehmungen und brachte die Empörung ins Stocken; doch konnte sie nicht gänzlich unterdrückt werden. — Nun entstanden aber neue Streitigkeiten zwischen den Chinesen und Engländern. Die letzteren waren während des Aufruhrs in Canton gebieterisch aufgetreten und hatten die Landesgesetze verachtet. Dies wollte sich Yeh nicht gefallen lassen. Er ließ zwölf schuldige Chinesen, die sich auf ein englisches
1856. Schiff geflüchtet, von dort gewaltsam wegholen. Als er die Herausgabe weigerte, beschossen die Engländer Canton, zerstörten den Palast des Gouverneurs und versenkten mehrere chinesische Fahrzeuge. Dies war der Anfang eines Krieges, bei dem sich auch französische Schiffe betheiligten, indem Napoleon III. den Engländern seine Bundesgenossenschaft aufdrängte, um diesen die zu erwartenden Vortheile nicht allein zukommen zu lassen. Die Chinesen leisteten nur geringen Widerstand; Canton wurde eingenommen und Yeh als Gefangener nach Calcutta gebracht, wo er zwei Jahre später starb. Bald mischten sich auch die Russen und Amerikaner ein, um die bedrängte Lage der Chinesen zu Handelszwecken auszubeuten. Als der chinesische Kaiser den beiden letzteren günstige Verträge gewährte, die Engländer und Franzosen aber zurückwies, segelte die vereinigte Flotte derselben vor die Mündung des Peiho, erstürmte einige
Juni 1858. Festungswerke und erzwang einen Vertrag, worin die chinesische Regierung sich zu einer beträchtlichen Geldentschädigung verstand, Handelsfreiheit gewährte und Schonung der Christen im Reiche versprach. Aber bei der Ratification des Vertrages entstanden neue Verwickelungen, indem die Chinesen die englischen Bevollmächtigten, welche sich nach Peking begeben wollten, gewaltsam vom Einlaufen in den Peiho abhielten, wobei etliche Hundert von der Schiffsmannschaft getödtet oder verwundet, und etwa vierzig in Gefangenschaft nach Peking geführt wurden, wo die Hälfte durch Mord oder Mißhandlung zu Grunde ging. Diese Treulosigkeit forderte Rache. Abermals setzte die
Aug. 1860. englisch-französische Armee über den Peiho, zwang die Besatzung der Forts nach tapferer Vertheidigung zur Uebergabe und rückte, die überlegenen Truppen der Feinde in zwei Treffen besiegend, in die schöne Ebene vor Peking. Der prachtvolle Sommer-
7. Octbr. palast des Kaisers wurde besetzt, geplündert und einige Wochen nachher, als die Kunde von der grausamen Behandlung der Gefangenen eine gerechte Erbitterung unter den Europäern erzeugt, den Flammen übergeben. Der französische Befehlshaber Cousin de Montauban, der aus dem abgebrannten Kaiserpalast kostbare und interessante Geschenke nach Paris brachte, erhielt von Napoleon zum Andenken an die Schlachtstätte den Titel eines Grafen von Palikao. Nun entsank den chinesischen Machthabern der
25 Octbr. Muth. Die Verträge von Tien-tsin, welche China für den Handel mit dem Auslande offen stellten, wurden bestätigt und sowohl die gesteigerten Kriegskosten als die Entschädigungen für die Angehörigen der Gefangenen ohne Widerstand entrichtet. Noch

im October hielten die beiden Befehlshaber mit starker Bedeckung ihren Einzug in die Kaiserstadt Peking; und im nächsten Frühjahr nahmen europäische Gesandte daselbst ihren Wohnsitz. Nun war der Zaubergürtel, welcher die geheimnißvolle Wunderstadt im Osten so lange den Blicken der Europäer verhüllt hatte, gelöst. Der Kaiser Hien-fong überlebte die Demüthigung des Himmlischen Reiches durch eine Truppenmacht von 18,000 Mann, nicht lange. Er starb im folgenden Jahr zu Je-ho in der Mandschurei, einen sechsjährigen Sohn, Ki-tsiang, als Nachfolger hinterlassend. Der von dem Verstorbenen eingesetzte Regentschaftsrath von acht Mandarinen wurde durch eine Palastrevolution gestürzt; fünf davon wanderten in die Verbannung, drei verfielen dem Tod. Darauf übernahm der Oheim des jungen Kaisers, Prinz Kong, im Einverständniß mit der Kaiserin Mutter, das Regiment und stellte mit den Europäern, denen er als Friedensvermittler nahe getreten war, das gute Einvernehmen wieder her. Seitdem nahm, da auch die Japanesen sich herbeiließen, den Europäern den Zugang zu ihrem Inselreiche zu gestatten, der östliche Handel einen mächtigen Aufschwung, und der Industrie und dem Forschungsgeiste Europas wurde eine neue Welt erschlossen, namentlich als es der chinesischen Regierung gelang, mit englisch-französischer Hülfe den rebellischen Taipings die Stadt Schangai, den Mittelpunkt des östlichen Handels zu entreißen und sie durch einen dreijährigen wechselvollen Krieg zuletzt aus allen Positionen zu vertreiben. Endlich fiel auch Nanking nach tapferer Vertheidigung in die Gewalt des englisch-chinesischen Heeres, nachdem der Rebellenkaiser Tien-wang sich und seine Frauen den Flammen übergeben.

24. 25. Octbr. 1860.

22. Aug. 1861.

August 1864.

B. Zweite Gruppe. Deutschland und der Osten.

Zur Geschichtsliteratur: 1. Für Deutschland und Preußen. Außer den Band XIV, S. 561 f. angeführten Werken: Ed. Burckhardt, Allg. Gesch. der neuesten Zeit. — R. Prutz, Zehn Jahre Geschichte der neuesten Zeit. — J. G. A. Wirth, Geschichte der deutschen Staaten, fortges. von W. Zimmermann. — Die Darstellungen der neuesten Zeitgeschichte seit dem Wiener Congreß von H. Hermes, Fr. Bülau, K. Hagen, Const. Bulle, W. Menzel u. A. — Zur Geschichte des Zollvereins: Aegidi, Aus der Vorzeit des Zollv.; v. Treitschke, Die Anfänge des Zollv. (Preuß. Jahrb. 1872); Mucke, Zur Vorgesch. des Zollv. — K. Biedermann, Gesch. des ersten preuß. Reichstags, Leipz. 1847; R. Haym, Reden und Redner des ver. Landt. — Viele werthvolle Aufsätze in den Zeitschriften: „Vorwärts", „Gegenwart", „Preuß. Jahrbücher" u. a. — 2. Für Oesterreich: Außer dem angeführten Werk von A. Springer: Fr. Krones, Gesch. d. Neuzeit Oesterr. vom 18. Jahrh. bis auf die Gegenw. Berl. 1879. — M. Horvath, 25 Jahre aus der Gesch. Ung. (1823—48), und für die spätere Zeit: W. Rogge, Oest. v. Vilagos bis zur Gegenw. 3 Bde. Wien 1872. — 3. Für Rußland: Korff, Die Thronbesteigung des Kaisers Nic. I. v. Rußl. im J. 1825. (Deutsche Ausg. Berl. 1857). — Lacroix, Hist. de la vie et du règne de Nic. I. Par. 1864—73. 8 Bde. — Balleydier, Hist. de l'Empereur Nicol. Par. 1857. 2 Bde. — Jordan, Gesch. d. russ. Lit. Leipz. 1846. — Honegger, Russ. Lit. u. Cultur. Leipz. 1880. — Viele brauchbare Notizen in: Mackenzie Wallace, Rußland, übers. v. E. Röttger. Leipz. 1880. Andere Werke XIII, 493.

I. Deutsche Geschichte von der Julirevolution bis zur Februarrevolution.

1. Revolutionäre Bewegungen und Reaction.

Das deutsche Volk entschließt sich schwer zum eigenen politischen Handeln; der Anstoß dazu kommt in der Regel aus der Fremde, aus dem benachbarten

Wirkung der Julirevolution in Deutschland.

Frankreich. Als die Kunde von der Pariser Julirevolution am Rhein erscholl, als der Kanonendonner von Brüssel und Warschau her ertönte und das mühsam aufgerichtete Werk des Wiener Congresses in seinen Grundfesten erbebte, da kam die Unzufriedenheit mit den politischen, socialen und wirthschaftlichen Zuständen zum Ausbruch, und eine mächtige Bewegung ergriff die Geister. Der Moment schien gekommen, wo die kranken Zustände des Staatslebens geheilt werden könnten, wo die deutsche Nation zur Einheit, Freiheit und Größe zurückkehren werde. Aber mit dem allgemeinen Gefühl der Krankheit kam nicht auch zugleich die Erkenntniß der Heilmittel. Wie hätte eine seit Jahrhunderten politisch und kirchlich getrennte und zerrissene Nation, mit einem starken Gefühl der Stammverschiedenheit und der Sonderinteressen und ohne gemeinsame Volksrepräsentation und kräftiges Staatenband, plötzlich sich über allgemeine Nationalfragen, über einheitliche Staats- und Regierungsformen, über die Mittel und Wege einer raschen Verständigung und eines übereinstimmenden Handelns vereinigen sollen? Jeder Staat und jede Landschaft suchte daher zunächst Abstellung der eigenen Leiden und Nöthe, unbekümmert um den Nachbar, die nationale Bewegung verflüchtigte sich in kleinen lokalen Unruhen mit engbegrenzten Zwecken, und die Regierungen eilten, theils durch billige Zugeständnisse, theils durch rasche Anerkennung glücklich vollbrachter Umgestaltungen die Sonderinteressen wach zu halten und eine gemeinsame Verständigung zu hintertreiben. In verschiedenen deutschen Staaten, in Braunschweig, Sachsen, Hessen, Hannover brachen, wie wir noch näher erfahren werden, Aufstände und revolutionäre Zuckungen aus, welche die geängstigten Fürsten zur Gewährung der lange versagten Freiheiten veranlaßten und sowohl in der Verfassung als in der Verwaltung wesentliche Veränderungen und Reformen zur Folge hatten. Auch in den rheinischen Städten, in Aachen, Mainz, dann in Hamburg, Berlin, Breslau und vielen andern Orten kam es zu Unruhen, tumultuarischen Scenen, blutigen Kämpfen zwischen Volk und Militär. In den großen Industriestädten gaben die Arbeiter ihrer Mißstimmung über ihre gedrückte wirthschaftliche Lage in stürmischen Auftritten Ausdruck; auch die Judenhetze ließ sich wieder vernehmen. Als aber die Juliregierung einen so friedlichen Charakter annahm und zugleich die Bestrebungen der deutschen Liberalen nach einer kräftigen, einheitlichen Staatsform bestimmter und kühner hervortraten, da vereinigten sich die Regierungen zu gemeinsamen Maßregeln und traten den Neuerern mit den alten Polizeikünsten

21. Octbr. 1830. entgegen. Ein Bundestagsbeschluß verfügte, im Anschluß an eine Bestimmung der Wiener Schlußacte, daß jede deutsche Regierung verpflichtet sei, dem Nachbar auf sein Verlangen militärische Hülfe zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung zu gewähren; die Regierungen wurden aufgefordert bei der Aufsicht über die Presse „mit wachsendem Ernste" zu verfahren.

Verirrungen des süddeutschen Liberalismus. Der Fall von Warschau und die Auswanderung der polnischen Patrioten steigerten die Aufregung in Deutschland und verstärkten den Ruf nach Freiheit

und politischer Umgestaltung. Die flüchtigen Emigranten und Agitatoren aus Polen wurden mit überschwänglichen Huldigungen aufgenommen und predigten allenthalben Aufruhr und Empörung. Praktische staatsmännische Forderungen waren dieser dumpfen gährenden Bewegung ebenso fremd wie ein tieferes nationales Bewußtsein. Dem Liberalismus und dem ihn überflügelnden Radicalismus waren über seinen abstracten Freiheitsbegriffen und seiner weltbürgerlichen Schwärmerei die einfachen nationalen Ideen und die Forderungen einer gesunden realen patriotischen Politik mehr und mehr abhanden gekommen. In diesen Jahren befestigte sich Preußens Stellung in Deutschland durch die fortschreitende Zolleinigung in einer Weise und es trat der deutsche Beruf dieses Staates so klar hervor, daß die ganze Verblendung der politischen Begriffe jener Zeit dazu gehörte, um sich ein Deutschland ohne Preußen und im Widerstreit mit demselben vorzustellen zu können, und doch verschloß der deutsche Liberalismus, namentlich im Süden, die Augen vor der hohen nationalen und materiellen Bedeutung jener wirthschaftlichen Einigung. Der preußische Absolutismus war ein Schreckgespenst, das alle ruhigen Erwägungen verscheuchte. Während die liberalen Redehelden der süddeutschen Kammern den preußischen Einigungsbestrebungen ebenso hartnäckigen als kurzsichtigen Widerstand entgegensetzten, gründete man in den überspannten Kreisen des Radicalismus ernstliche Hoffnungen auf eine demokratische Republik Polen oder auf französische Unterstützung, und fühlte sich verlaufenen Polen, Franzosen und Italienern näher verwandt, als den nüchterneren kälteren Preußen, die man kaum als echte Deutsche gelten lassen wollte. Den trüben Dunstkreis dieses süddeutschen particularistischen Liberalismus, der sich im Besitze seiner constitutionellen Staatsformen unendlich über andere deutsche „Vaterländer“ erhaben fühlte, durchbrach mächtig der Schwabe Paul Pfizer, der in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen“ (1831) wieder einmal das nationale Banner aufpflanzte und den verirrten Köpfen die einfachen Wahrheiten einer gesunden Entwickelung der deutschen Dinge vorhielt.

Am lautesten äußerte sich der Liberalismus am Rhein, in Baden, Hessen und besonders in Rheinbaiern, wo die alten Erinnerungen an die Revolutionszeit, die mit manchem Leid auch Segen und Glück gebracht, wieder auftauchten. Hier wirkte Dr. Wirth aus Hof, ein feuriger, charakterfester, wenn gleich in Ueberspannung und wunderlichen Ideen befangener Mann, in Verbindung mit mehreren gleichgesinnten Advocaten, Beamten, Literaten und Bürgern durch Zeitungen („die deutsche Tribüne“), Flugschriften, Reden und Vereine für constitutionelles Staatswesen, für Volksfreiheit, für „Deutschlands Wiedergeburt“. Die aus der französischen Zeit geretteten freieren Institutionen des Landes gestatteten eine größere Wirksamkeit, eine ungehindertere Kraftentfaltung. Hier erhoben sich die Bestrebungen der Freiheitsfanatiker am meisten von dem Boden localer und materieller Beschwerden in die luftige Sphäre der hochpatriotischen Ideale; von dort erklang am lautesten der Ruf nach einer Wiedergeburt der

Die Vorgänge in der Rheinpfalz. Das Hambacher Fest.

gesammtdeutschen Nation, die man sich damals nur in Gestalt einer Föderativrepublik oder doch wenigstens eines Bundes der constitutionellen Staaten, der „mit ihren Völkern geeinigten Fürsten" gegen die absoluten Monarchien vorstellen konnte. Einen beredten und imposanten Ausdruck fand die gährende, durch eingewanderte und eingeborne Demagogen und Zeitungsschreiber genährte Bewegung in jenen mittelrheinischen Landschaften in einem großen Volksfeste,
26—28. Mai 1832. welches in den Maitagen 1832 auf der Schloßruine zu Hambach bei Neustadt a. d. H. zum Zwecke einer mächtigen politischen Demonstration veranstaltet und von einem überspannten früheren Beamten Dr. Siebenpfeiffer einberufen wurde. An dreißig- bis vierzigtausend Menschen waren auf dem Festplatz versammelt und lauschten den begeisternden aufreizenden Worten von Freiheit und Vaterland, vom heiligen Kampf gegen despotische Gewalt, vom herrlichen Völkermai, der trotz fürstlicher Selbstsucht endlich anbrechen müsse, von der Völkerverbrüderung gegen den Druck der Herrschenden. Vor der mächtigen zusammengeströmten Volksmenge, bei der sich auch Franzosen und Polen, die „Sturmvögel der Revolution", befanden, wurden feurige Reden voll „wogenden Freiheitsdranges" gehalten, die „Tyrannei" der Fürsten, die „Servilität" und „Despotie" der Beamten, die Brutalität des Militärs, der Aristokratismus der Vornehmen mit hochtönenden Worten und schwungvollen Redensarten bekämpft, besiegt, vernichtet; man geberdete sich, als ob der Feind schon bezwungen sei, als ob die den Männern der französischen Revolutionszeit abgelernten begeisterten Reden, glühenden Phrasen, heftigen Schmähworte Throne umzustürzen, Heere zu bewältigen im Stande wären. Dr. Wirth, ein Ehrenschwert in den Händen schwingend, brachte den vereinigten Freistaaten Deutschlands und dem conföderirten republikanischen Europa ein Hoch, den deutschen Fürsten einen dreimaligen Fluch, was in der erhitzten Versammlung den tollsten Jubel erregte. Aehnliche revolutionäre Feste wurden an vielen Orten Südwestdeutschlands gefeiert. Als aber Fürst Wrede in der Rheinpfalz erschien und die Agitatoren Wirth, Siebenpfeiffer u. A. verhaftet wurden, zeigte sich kein Widerstand. Auf dem Hambacher Fest wurde ein Vertrauensausschuß aus den bekanntesten Führern des deutschen Liberalismus gewählt; aber die Bewegung war über deren Absichten schon weit hinausgegangen. Die gefeierten parlamentarischen Vorkämpfer hielten sich fern; es war ein Fest des Radicalismus, der sich fortan immer mehr vordrängte; der gesetzlichen Opposition trat die Revolution und das Geheimbundwesen entgegen. Uebrigens wies Dr. Wirth den kosmopolitischen Zug, der durch diese Demokratie ging und durch die Anwesenheit der Franzosen, Polen und andern Fremden bei dem Feste nicht wenig gesteigert wurde, mit anerkennenswerther Entschiedenheit zurück, wenn er ausrief, um den Preis einer neuen Entehrung, nämlich der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, dürfe man selbst die Freiheit nicht erkaufen wollen; bei dem Versuche Frankreichs, eine Scholle deutschen Bodens zu erobern, müsse auf der Stelle

alle Opposition im Innern schweigen; die Befreiung unseres Vaterlandes müsse vielmehr die Zurückgewinnung von Elsaß-Lothringen im Gefolge haben, Worte, die in Paris böses Blut gegen die deutsche Demokratie erregten. Es lag viel Uebertreibung, viel Unverstand, viel hohles, eitles Wesen in dem Lärmen und Treiben, in dem Reden und Thun dieser Verfechter der Freiheit und ihr Können stand mit ihrem Wollen in einem fast lächerlichen Widerspruch, aber viele ihrer Klagen waren gerecht und das Regierungssystem, das sie bekämpften, trug große Gebrechen. Eine kräftige, die Interessen und die Wohlfahrt des Gesammtvolks beachtende Obrigkeit hätte die billigen Wünsche und Forderungen durch zeitgemäße Reformen befriedigen, dabei aber immerhin die Ungebührlichkeiten und Uebertreibungen energisch zurückweisen mögen. Statt aber diesen Weg der Vermittelung und Versöhnung einzuschlagen, vereinigten sich die meisten Regierungen unter der Aegide von Preußen und Oesterreich zu einem System des Widerstandes und der Versagung, ohne zu bedenken, daß die Mißstände, über die keine Klagen laut werden dürfen, nichtsdestoweniger vorhanden sind, und daß Verstimmung und Unzufriedenheit unter Druck und Despotismus unkrautartig zunimmt. „Das Hambacher Fest, wenn es gut benutzt wird, kann das Fest der Guten werden", schrieb Metternich jubelnd an das Bundespräsidium in Frankfurt.

Freilich kamen im Laufe dieses und des nächsten Jahres noch mehrere Umstände zusammen, die den Zorn der auf die drei östlichen Großmächte gestützten und vor Frankreichs Angriffen sichern Regierungen reizen mußten: Eine heftige, mit Talent, Geschicklichkeit und Kraft geführte Opposition, die theils in den süddeutschen Kammern laut ward, theils in den zahlreichen Journalen und Flugschriften, welche trotz des gesteigerten Preßzwangs in wuchernder Fülle auftauchten, sich kund gab; geheime Verbindungen (wie die von Dr. Wirth gestifteten Preßvereine), die, durch eine weitverzweigte Propaganda im Einverständniß gehalten, die kosmopolitisch-demokratischen Ideen verbreiteten und durch Verschwörungen und unbesonnene Aufstände die behagliche Ruhe des „Polizeistaats" störten, vor Allem aber das Wiedererwachen der burschenschaftlichen Verbrüderungen und des Demagogenwesens auf den Universitäten, das zu dem unbesonnenen Frankfurter Attentat führte. Von der Ansicht ausgehend, daß auf dem friedlichen Wege der Verständigung und des geistigen Kampfes keine durchgreifende Staatsreform erzielt werde, beschlossen nämlich einige jugendliche Brauseköpfe, Studenten, Literaten, polnische Flüchtlinge und schwärmende Freiheitsfreunde, einen gewaltsamen Umsturz zu versuchen und mit Frankfurt, dem Sitz des Bundestages, den Anfang zu machen. Eine Verschwörung, die der Stuttgarter Buchhändler Franckh und ein Lieutenant Koseritz in Würtemberg angezettelt, erhöhte den Muth der Unbesonnenen. Im Vertrauen auf einige Mitverschworene der Stadt und getäuscht durch lügenhafte Vorspiegelungen gewissenloser Verführer, die ihnen zahlreiche Zuzüge aus der Ferne und die sichere Hülfe des

Das Frankfurter Attentat.

3. April 1833.

umwohnenden Landvolks in Aussicht stellten, wagten die Verblendeten einen bewaffneten Angriff auf die Haupt- und die Constabler-Wache, tödteten einige Soldaten und riefen das Volk zur Freiheit und Republik auf. Unter den Theilnehmern waren der Göttinger Privatdocent v. Rauschenplatt, der Dr. Gärth, der Student v. Rochau aus Braunschweig u. A. Als aber die Frankfurter Bürgerschaft sich von ihrem Freiheitsruf nicht begeistern ließ, und die erwarteten Zuzüge ausblieben, wurden sie von dem anrückenden Militär nach tapferm Kampfe übermannt und, wer sich nicht durch schleunige Flucht zu retten vermochte, in Haft gebracht, aus der es den meisten mit der Zeit zu entkommen glückte.

Das System der Reaction. Dieses thörichte Unterfangen und sein kläglicher Ausgang versetzte dem Liberalismus eine tiefe Wunde und zog über seine Anhänger die schwere Hand der Verfolgung herab. (20. Juni 1833.) Eine neue Centraluntersuchungsbehörde über die revolutionären Versuche in ganz Deutschland wurde eingesetzt, diesmal in Frankfurt, die ihrer Vorgängerin in Mainz in nichts nachstand und sich fast ein Jahrzehnt lang abmühte, den geheimen politischen Verbindungen und rebellischen Complotten auf die Spur zu kommen. Zahllose Verhaftungen, gerichtliche Proceduren und Untersuchungen ohne Ende wurden über die Schuldigen und Verdächtigen verhängt; Kerker und Festungen füllten sich mit „politischen Verbrechern“ (Wirth, Behr, Eisenmann, Seidenstricker u. A.); auch Todesstrafe wurde in vielen Fällen gegen verirrte Jünglinge ausgesprochen, wenn auch aus Gnade in langwierige Gefängnißstrafen verwandelt; ein Opfer dieser Peinigungen, Fritz Reuter, hat uns mit selbsterworbener Anschaulichkeit in seiner „Festungstid“ ein ergreifendes Bild jener Verfolgungen entworfen. Ein ehrloses, Treue und Vertrauen aus der Menschenbrust tilgendes System von Angeberei, Spion- und Polizeiwesen ward geduldet oder begünstigt; Ausschreitungen des Militärs blieben ungeahndet; liberale Staatsdiener wurden versetzt, entlassen, gekränkt. Ein neues politisches Verbrechen, der Hochverrath am deutschen Bunde, wurde in den Strafcodex aufgenommen. Hessische Reiter überfielen eine Schaar Bauern, die zur Erhaltung der Ordnung und zum Schutz des Eigenthums gegen einen (1833.) aufrührerischen Volkshaufen ins Feld gezogen waren. Am Jahrestag des Hambacher Festes wurden einige Spaziergänger und Einwohner von Neustadt, die durch eine stille Nachfeier ihre liberale Gesinnung kundgaben, von Soldaten angefallen und selbst Greise, Weiber und Kinder verwundet und mißhandelt. Im Großherzogthum Baden, dem Heerd des Liberalismus, wo einige Zeit die Preßfreiheit waltete, wurden, nachdem durch das Edict vom 30. Juli 1832 auf Andrängen Oesterreichs und des Bundestags das Preßgesetz verfassungswidrig zurückgenommen und die Censur wieder eingeführt worden, die Professoren Rotteck und Welcker, die Herausgeber des „Freisinnigen“ und des „Staats-Lexikons“, ihres Lehramts entsetzt, ihre Zeitschrift unterdrückt und die Univer- (Aug. 1832.) sität Freiburg wegen eines kleinen Studentenkrawalls auf einige Zeit geschlossen. In Baiern kam man durch Polizei- und Cabinetsjustiz dem langsamen Rechts-

gang zu Hülfe, führte politische Gefangene zur Abbitte vor das Bildniß des
Königs und errichtete eine Art Staatsinquisition, der Niemand leicht entging,
namentlich da die Denuncianten mit Aemtern und Orden belohnt wurden. Im
Darmstädtischen endete der wegen Demagogie verhaftete, würdige und patrio-
tische Pfarrer Weidig nach langer Kerkerqual sein Leben im Gefängniß, aus 1837.
Verzweiflung über die Peinigung seines feindlich gesinnten, trunksüchtigen Un-
tersuchungsrichters Georgi, und in Folge gewissenloser Unterlassung ärztlicher
Hülfe. Volle Klarheit über diesen schauerlichen Vorgang, der ungeheure Ent-
rüstung erregte, ist nie verbreitet worden. Der Gefangene hat sich, wie es
scheint, mit Glasscherben selbst schwer verwundet; man wollte aber auch ge-
gründete Anzeichen haben, daß ihm die tödtliche Wunde von fremder Hand, des
rohen Richters oder des Gefangenenwärters, beigebracht worden, und an der
Leiche fand man die Spuren brutaler körperlicher Mißhandlungen. Georgi aber
erhielt ein Belobungsschreiben und ein hessisches Ritterkreuz. Im Kurfürsten-
thum Hessen wurde Professor Jordan von Marburg in Untersuchungshaft
gebracht und nach langen Gefängnißleiden, die seine Gesundheit untergruben,
auf Indicien hin verurtheilt „wegen Beihülfe zum versuchten Hochverrath durch
Nichtverhinderung hochverrätherischer Unternehmungen vermittelst der unterlasse-
nen Anzeige“, ein Richterspruch, der in ganz Deutschland einen Schrei der Ent-
rüstung hervorrief. Solche und ähnliche Vorgänge erfüllten die Liberalen mit
Schrecken und Besorgniß und bewirkten, daß die an den „hochverrätherischen
Umtrieben“ Betheiligten und Alle, die in den Vorderreihen gestanden und ge-
richtliche Verfolgungen zu fürchten hatten, sich ins Ausland flüchteten und in der
Schweiz oder Frankreich Schutz suchten, und daß Schaaren von Auswanderern
ihre Habe, ihren Fleiß und ihr deutsches Herz übers Meer trugen, um im
„Lande der Freiheit“ sich ein neues Dasein zu gründen. Auch im Auslande und
auf der Wanderung verfolgte die Verdächtigen der Haß und das Mißtrauen der
Machthaber. Die Schweiz galt als ein Hauptheerd revolutionärer Umtriebe;
den Studenten wurde daher der Besuch der Universitäten Zürich und Bern un-
tersagt, den Handwerksgesellen das Wandern nach verdächtigen Ländern und
Orten, alle Versammlungen und Verbindungen verboten. Die Gemäßigten und
Aengstlichen verließen entweder die Fahne des Liberalismus oder sie verschlossen
ihre Gesinnung in schweigsamer Brust. So gewannen die Regierungen den
Sieg. Aber durch die Art, wie man den Sieg gebrauchte, verletzte man das
Rechtsgefühl des Volks und schlug der öffentlichen Meinung, die bei der allge-
meinen Theilnahme am politischen Leben, bei der zunehmenden Reife und bei
der durch die Presse bewirkten größeren Einsicht in das Staatswesen eine bedeu-
tende Macht geworden war, ins Angesicht. Durch Zurücksetzung und Verfol-
gung der Liberalen und durch Begünstigung der „Loyalen“ zogen sich die Regie-
rungen den Vorwurf der Parteilichkeit zu und beluden ihr System mit dem gehäs-
sigen Schein der Rache und des Mißbrauchs der Gewalt zu persönlichen Zwecken.

Die Bundestagsbeschlüsse vom 3. 1832. Der von Oesterreich und Preußen geleitete Bundestag trat dem demokratischen Geiste, der sein Organ hauptsächlich in den Landtagen hatte, immer schärfer
27. Octbr. 1831. entgegen. Nachdem er die Einsendung von Vorstellungen oder Adressen untersagt, erfolgten (besonders auf Betreiben Preußens, das Fürst Metternich schlau vorzuschieben wußte, damit es den öffentlichen Haß allein zu tragen habe) die
1832. bekannten Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli „zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe". Das Präsidium wies hin auf „den krankhaften Zustand der öffentlichen Meinung, die Fluth revolutionärer Schriften, die enggeschlossene, am hellen Tage ungestört wirkende Propaganda, überhaupt auf die in Deutschland mit starken Schritten ihrer Reife entgegengehende Revolution, die rohe Gewalt aufgeregter Volkshaufen, die wilden Ausschweifungen einer alle Begriffe verwirrenden, nur auf Erschütterung und Umwälzung des Bestehenden gerichteten, das Höchste wie das Heiligste lästernden Preßfreiheit, die in das verfassungsmäßige Gewand ständischer Opposition gekleidete Anmaßung des demokratischen Geistes", und die Bundesversammlung beeilte sich unter dankbarer Anerkennung der bewährten Fürsorge der beiden Großmächte für das gemeine Beste, den neuen Unterdrückungsvorschlägen zuzustimmen. In diesen Beschlüssen ist ausgesprochen, daß die gesammte Staatsgewalt in dem Fürsten vereinigt sei; daß die Steuerverweigerung der Stände einem Aufruhr gleich komme; daß die Gesetzgebung der einzelnen Staaten dem Zwecke des Bundes oder den Bundespflichten nicht entgegen sein dürfe, folglich einzelne Landesgesetze vom Bunde cassirt werden könnten; daß eine Bundes-Commission stete Aufsicht über die Verhandlungen der Landstände führen solle; daß die Bundesregierungen sich verpflichteten, allen Angriffen auf den Bund in ständischen Versammlungen entgegenzutreten; daß die Auslegung der Bundesgesetze ausschließlich der Bundesversammlung zustehe. Die Beschlüsse vom 5. Juli betrafen die Presse, die Vereine und Volksversammlungen, die Universitäten und die Fremdenpolizei. Es wurde bestimmt, daß auswärtige Zeitungen und Schriften unter zwanzig Bogen nur mit Erlaubniß der Regierungen ausgegeben werden dürften; daß politische Vereine, sowie alle Abzeichen, Farben, Fahnen verboten seien, Volksversammlungen und Volksfeste nur mit höherer Genehmigung statthaben, alle Fremden, namentlich die verdächtigen Polen der genauesten polizeilichen Ueberwachung unterzogen, die Universitäten wieder unter die frühere strenge Aufsicht gestellt werden sollten und alle Bundesregierungen einander zu gegenseitigem schnellen militärischen Beistand bei Unruhen und zur Auslieferung aller politischen Verbrecher verpflichtet seien. In derselben Sitzung vom 5. Juli 1832, wo diese staatsrettenden Beschlüsse gefaßt wurden, wurde auch das badische Preßgesetz von Bundestags wegen aufgehoben. Die Regierungen nahmen diese tiefen Eingriffe in ihre Selbständigkeit, diese offene Kriegserklärung an ein freies constitutionelles System aus Angst vor der Revolution oder der Schwächung des „reinen monarchischen Prinzips" geduldig hin.

Den Schlußstein in dem Gebäude der Reaction bildete zwei Jahre später die geheime Ministerconferenz in Wien, welche den rettenden Damm aufführen sollte gegen die Gefahr, daß vor der Kühnheit einer zerstörenden Partei, welche vorzugsweise in den ständischen Kammern ihr Wesen treibe, in Kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Gewalt in den Händen mancher Regierungen zerfließe. Das Wiener Schlußprotocoll, das, trotzdem es geheim gehalten werden sollte, bald bekannt wurde, sollte, wenn es schon im Widerspruch mit allen gesetzlichen und geschäftlichen Formen zu Stande gekommen, den Charakter regelmäßiger Bundestagsbeschlüsse haben. Der Bundestag selbst erhob nie den geringsten Widerspruch dagegen, daß seine Zustimmung zu dem ganzen Ergebniß dieser Ministerialconferenz vorausgesetzt und von Bundeswegen danach gehandelt wurde. Die bezeichnendsten Paragraphen lauteten:

Die Ministerconferenz in Wien.

12. Juni 1834.

Die Regierungen werden eine mit den Souveränetätsrechten unvereinbare Erweiterung ständischer Befugnisse in keinem Falle zugestehen. Der Gang der Regierungen kann durch ständische Einsprüche, in welcher Form diese nur immerhin vorkommen mögen, nicht gestört werden. Die Regierungen werden nicht gestatten, daß die Stände über die Gültigkeit der Bundesbeschlüsse berathen und beschließen. Die Regierungen werden Ständeversammlungen, welche die zu den Bundespflichten nothwendigen Leistungen versagen oder eine gänzliche Steuerverweigerung beschließen, auflösen. Das Recht der Steuerbewilligung wurde nahezu illusorisch gemacht, das Recht, Bedingungen an die Steuerbewilligung zu knüpfen, den Ständen ganz abgesprochen. Man wird den Grundsatz festhalten, daß Staatsbeamte zu ihrem Eintritt in ständische Kammern der Genehmigung des Landesherrn bedürfen. Die Regierungen werden einer Beeidigung des Militärs auf die Verfassung nirgend und zu keiner Zeit stattgeben. Sollte eine Ständeversammlung Ausfälle einzelner Mitglieder gegen den Bund oder eine einzelne Bundesregierung billigen oder denselben nicht entgegentreten, so werden die Regierungen die Vertagung und selbst die Auflösung der Kammern beschließen. Von den Nachtheilen einer übermäßigen Anzahl politischer Tagblätter überzeugt, werden die Regierungen auf eine allmählich herbeizuführende Verminderung solcher Blätter Bedacht nehmen. Die Concession zur Herausgabe neuer politischer Tagblätter wird nur nach gewonnener Ueberzeugung von der Befähigung des Redacteurs und mit der Clausel völlig uneingeschränkter Widerruflichkeit ertheilt werden. Das in einem Bundesstaate ertheilte Imprimatur befreit eine Druckschrift nicht von den in andern Ländern bestehenden Aufsichtsregeln. Der Druck der ständischen Protocolle des Inlandes und des Auslandes in Zeitungen unterliegt der Censur. Den Privatdocenten wird die venia legendi nur mit Genehmigung der der Universität vorgesetzten Behörde und stets widerruflich ertheilt werden. Daran schloß sich eine weitere Regulirung der Verhältnisse der Universitäten und anderer Lehranstalten. Das ganze Leben und Lehren der Hochschulen wurde der Aufsicht von Regierungscommissaren unterstellt; gegen „staatsgefährliche Verbindungen" unter den Studirenden wurden die strengsten Strafandrohungen erlassen, die Professoren durch die stete Gefahr beliebiger Absetzung gefügig gemacht. Zur Untergrabung des gesammten Rechtszustandes und der Unabhängigkeit der Justiz konnten vieldeutige und dehnbare Bestimmungen dienen, wie die folgenden: Verordnungen, welche von der Regierung vermöge der Regierungsgewalt in verfassungsmäßiger Form erlassen worden sind, haben für die Unterthanen verbindliche Kraft; den etwa gegen solche Verordnungen gerichteten Competenzübergriffen der

Berichte werden die betreffenden Regierungen auf jede mit den Gesetzen vereinbare Weise standhaft begegnen; oder: die vertragsmäßige Verbindlichkeit zur Erfüllung der durch vorstehende Artikel eingegangenen Verpflichtungen kann durch Hindernisse, welche dem alsbaldigen Vollzuge der gemeinsamen Verabredungen durch bestehende Verfassungen oder bereits geltende gesetzliche Vorschriften im Wege stehen, nicht beeinträchtigt werden; es wird vielmehr auf Beseitigung dieser Hindernisse von den betreffenden Regierungen hingewirkt werden. Zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen wurde ein vom Bundestag einseitig angeordnetes Schiedsgericht bestellt, das, nur aus Bevollmächtigten der Regierungen bestehend, seinem Namen nicht entsprach und daher keine Wirksamkeit hatte.

Bedeutung dieser Beschlüsse. Es war der letzte Schlag, den das Metternich'sche System gegen die Entwicklung des verhaßten constitutionellen Wesens zu führen wußte, die letzte große That der verbündeten Regierungen, die damit den nicht mehr überschreitbaren Höhepunkt in der Kunst des geistigen Unterdrückens erreicht hatten. Es war damit den Regierungen gewissermaßen zur Bundespflicht gemacht, die beschworenen Verfassungen und Grundgesetze in jeder Entwicklungs- und Lebensfähigkeit zu hemmen und sie dadurch dem baldigen Untergang entgegenzuführen. Unter der Herrschaft dieser Beschlüsse mußte die repräsentative Verfassungsform zu einem Schein- und Schattenbild werden, an ihrer eigenen Nichtigkeit und Impotenz zu Grunde gehen. Mit Gewalt, Hinterlist und Rechtsbruch wollte man die freieren politischen Regungen, in denen man nur revolutionären Umsturz und wüste Anarchie witterte, vollends unterdrücken, trieb aber maßvolle Bestrebungen eben dadurch, daß sie keinen Abzug mehr fanden, in der That zu gewaltsamen Ausbrüchen und gefährlichen Irrwegen. Diese Politik, die eine angebliche revolutionäre Partei unterdrücken wollte, brachte es dahin, daß fast das ganze deutsche Volk revolutionär wurde. Der Bundestag versank nach dieser Kraftleistung immer mehr in vollkommene Bedeutungslosigkeit. Das deutsche Volk hatte sich längst entwöhnt irgend welche Hoffnungen auf diese nationale Instanz zu setzen, die sich selbst zur Polizeibehörde erniedrigt hatte, in allen, ein gemeinsames vaterländisches Interesse berührenden Fragen aber sich hinter den Einwand der Incompetenz verschanzte. Eine einzige wohlthätige
April 1835. Maßregel des Bundes war das Verbot des literarischen Nachdrucks. In den vierziger Jahren nahm man von dem Treiben des hohen Raths der deutschen Nation nur noch dann Notiz, wenn wieder einmal irgend ein empörender oder ärgernißerregender Vorgang die Blicke des Volks nach dem Bundespalast zu Frankfurt lenkte. Daß der Bund weder Fragen des materiellen Wohls fördern, gemeinsame wirthschaftliche Einrichtungen schaffen, noch irgend welche nationale und ideale Interessen zu befriedigen die Fähigkeit und den Willen hatte, stand längst über allen Zweifel hinaus fest.

Russischer Einfluß bei den Großmächten. Bei den deutschen Großmächten herrschte noch immer der russische Einfluß vor. Auf dem Congreß von Münchengrätz in Böhmen, wo die Kaiser
Septbr. 1833. von Rußland und Oesterreich und der Kronprinz von Preußen zusammenkamen,

wurde die Allianz der Ostmächte in den Fragen der großen europäischen Politik wie in dem System der innern Reaction befestigt. Das Lager von Kalisch, wo Kaiser Nicolaus die Garanten der polnischen Nationalität, Oesterreich und Preußen, zu einer Siegesfeier über dieses niedergetretene Volk einlud, bezeichnete den Höhepunkt der russischen Herrschaft über die deutschen Großmächte. Der König von Preußen und Erzherzog Johann fanden sich persönlich in Kalisch ein, um an dem rohen moskowitischen Prunkfest theilzunehmen und das übermüthige Auftreten der russischen Offiziere mit anzusehen. Immer mehr wurde es in den höfischen und militärischen Kreisen Berlins zum Grundsatz, daß es außerhalb der russischen Allianz kein Heil gebe; der mächtige Zar Nicolaus wurde als Schutzherr Preußens und der conservativen Interessen, die Brüderschaft beider Heere und beider Staaten als unumstößliche Grundlage der Politik angesehen; das preußische Heer galt fast als eine russische Avantgarde; die Freundschaft für Rußland wurde zum Erkennungszeichen wahrhaft conservativer und royalistischer Gesinnung in Preußen. Dieses demüthigende Verhältniß, das bis in die vierziger und fünfziger Jahre hinein fortdauerte, trug nicht wenig zur Abwendung der deutschen Nation von dem preußischen Staat bei, der sich zum Schleppträger einer despotischen halbbarbarischen Macht hergab. Wer sich ein Bild davon machen will, wie weit damals und noch lange nachher in den höfischen und militärischen Kreisen Berlins die Bewunderung und Verherrlichung des Russenthums ging, wie maßlos die Schwärmerei für diesen Hort gegen die Revolution getrieben wurde, der lese die unlängst erschienenen Memoiren des preußischen Hofvorlesers und Soldatenschriftstellers L. Schneider. Dabei liebäugelte die Petersburger Regierung stets mit den deutschen Klein- und Mittelstaaten und konnte sogar, um die öffentliche Meinung Deutschlands gegen Preußen und Oesterreich aufzustacheln, für den russischen Einfluß Propaganda zu machen und den Particularismus zu nähren, freisinnige Allüren annehmen, so in dem vielbesprochenen russisch-officiösen Buch „Die europäische Pentarchie“, und in der Denkschrift „Ueber die Gegenwart und Zukunft Deutschlands“ an die kleineren deutschen Höfe, worin diese vor den preußisch-österreichischen Vergrößerungsplänen gewarnt werden. Sommer 1835.

Durch die Beschlüsse der Wiener Conferenz wurde das constitutionelle Wesen in den deutschen Staaten verkümmert und herabgewürdigt, wie wir bald im Einzelnen erfahren werden. Die Minister führten ihr Amt fort, unbekümmert ob die Kammermehrheit sich gegen sie erklärte; kam ein mißfälliger Antrag mit einiger Aussicht auf Erfolg vor, so wurden die Kammern aufgelöst und vermittelst Wahlbeherrschung, Urlaubsverweigerungen, Bestechung eine willfährigere gebildet. In Baiern dehnte man die Staatsdienereigenschaft auf Advocaten, Aerzte und Magistratsbeamte aus, die daher nur mit höherer Erlaubniß ihre Repräsentantenpflicht ausüben durften. In Kurhessen bestritt man den Ständen die Befugniß, aus dem Gesammtvolke zu wählen, und verweigerte, Das constitutionelle Leben unter dem Einfluß der Wiener Conferenzbeschlüsse.

wie auch zum Theil in Baiern geschah, die Nachweisungen und die Rechenschaftsablage der Staatsausgaben; man stellte den Grundsatz auf, ein Steuerbewilligungsrecht begreife das Steuerverweigerungsrecht nicht in sich. Die schnöde Art, wie in Hannover das beschworene Staatsgrundgesetz über den Haufen geworfen wurde, werden wir bald kennen lernen. Allenthalben dieselben traurigen Erscheinungen der reactionären Staatskunst unter dem Einfluß des Metternich'schen Systems und der Bundestagspolitik; ein trübes Gemälde, dessen einzelne Züge die folgenden Blätter enthüllen werden. Von persönlichem Recht war nirgends die Rede; irgend eine Beschuldigung, irgend eine Denunciation, irgend ein Verdacht war hinreichend, um persönliche Haft zu verhängen; wenn keine gerichtliche Verurtheilung erfolgte, hielt man den Beschuldigten in jahrelangem Untersuchungsarrest oder stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht; gefällige Richter gaben statt eines freisprechenden Urtheils eine Instanz-Entbindung und beraubten den Angeklagten dadurch seines politischen Vollbürgerrechts. Dieser Mittel bediente man sich in Baiern, Kurhessen, Hannover, um unbeliebte Männer aus der Kammer fern zu halten. Schwer war der Druck, der auf der Presse lastete. Keine Schrift unter zwanzig Bogen durfte ohne Druckerlaubniß (Imprimatur) verlegt, keine Zeitung ohne Durchsicht eines dazu bestellten Beamten (Censors) verschickt werden; auswärtige Blätter unterlagen einer Nachcensur; innere Angelegenheiten durften in vielen Ländern gar nicht besprochen werden; Oppositionsblätter wurden durch Censurstrenge, Chicanen und Preßprozesse so lange verfolgt, bis sie eingingen; andern versagte man die Versendung durch die Staatsposten, noch andere unterdrückte man auf polizeilichem Wege. Selbst Bücher, welche die vorschriftsmäßige Censur überstanden hatten, waren nach einem vom Bundestag festgestellten Grundsatz hinterher keineswegs vor Strafen sicher. Da alle Verbote, Drohungen, Censurmaßregeln die „schlechte Presse" nicht zu unterdrücken vermochten, griff der Bundestag zu dem ungeheuerlichen Mittel, den Vertrieb sämmtlicher Verlagsartikel übel angeschriebener Buchhandlungen und literarische Producte, von denen man sich nichts Gutes versah, noch vor ihrem Erscheinen zu verbieten; sämmtliche Schriften des „Jungen Deutschland" z. B. wurden verboten, die vorhandenen sowohl als die künftigen.

Die politischen Folgen des reactionären Systems. Es war eine ungerechte und kurzsichtige Staatsweisheit, die damals allenthalben in Deutschland herrschte, eine Staatsweisheit, die den Regierungen augenblicklichen Erfolg und Befriedigung ihrer Wünsche brachte, die aber in dem Herzen des Volks Treue und Glauben erschütterte, die Begriffe von Recht verkehrte und verwirrte und die Fundamente des Staatsbaues untergrub. Während man, auf die von Berlin ausgehenden Lehren vom „historischen Recht" gestützt, alle verjährten Rechte und Privilegien, alle Befreiungen und Belastungen bestehen ließ und dadurch die höhern Stände auf Kosten der schwergedrückten niedern bevorzugte, trat man auf der andern Seite verbriefte und beschworne Verträge mit Füßen, umging die Volksrechte durch gezwungene Deutungen und

bewährte den alten Spruch, daß Gewalt über Recht gehe. Dadurch mußte der Glaube im Volke aufkommen, daß das Recht, das man ihm als ewig und heilig dargestellt, im Dienste der Vornehmen und Mächtigen stehe, und sich drehe und wende, wie es diesen vortheilhaft sei, und daß die öffentliche Treue, auf die man sich stets berief, nur von Seiten der Armen und Schwachen anerkannt werden solle. Diese Staatsweisheit schuf eine tiefe Kluft zwischen Volk und Regierung, zwischen „Unterthanen" und „Gouvernement", zwischen Nation und „Polizeistaat"; sie bewirkte, daß alle Gesetze, Anordnungen, Einrichtungen und Vorschläge, sofern sie von den Regierungen ausgingen, mit Mißtrauen betrachtet wurden. Durch Polizeimaßregeln konnte man leicht die Presse im Zaum halten, aber der Zwang war den Regierungen verderblicher, als die Preßfreiheit gewesen wäre; was in den censirten Zeitungen gepriesen war, fand keinen Glauben und kein Vertrauen; was darin gerügt war, wurde für noch schlimmer angesehen, als es war. Die Censorenwillkür bewirkte, daß sich die Wohlgesinnten und Stimmberechtigten von der Journalistik abwandten und diese daher in Hände gerieth, die selten das rechte Maß einzuhalten verstanden oder gewillt waren. Die Sitte, alle öffentliche Lebensthätigkeit durch amtliche Verordnungen zu regeln und durch Polizeimaßregeln zu überwachen, erzeugte einen heftigen Widerwillen gegen die Herrschaft der Schreibstube, gegen die „Bureaukratie" und den „Beamtendespotismus". Die Nation war in zwei mächtige Parteien gespalten, auf der einen Seite standen die auf Militär und Polizei sich stützenden Regierungen mit ihren „besoldeten Dienern", auf der andern das ganze übrige Volk aller Stände. So kam es, daß alle Anfechtungen des bestehenden Systems, aller Widerstand gegen Fürsten, Höfe und Beamten freudige Aufnahme und die in diesem Sinn verfaßten Schriften, Gedichte, Zeitungen einen großen Leserkreis fanden. Was Wunder, daß bei der deutschen Schreibseligkeit dieses Feld vorzugsweise bebaut wurde? Gab es früher Hofdichter, die sich die Schilderungen der Freuden und Festlichkeiten der Höfe zur Aufgabe stellten, so gab es jetzt Dichter, welche die Lumpen der Bettler und das Elend der Proletarier zum Gegenstand ihrer aufreizenden Poesie machten. Nur Oppositionsblätter konnten auf Dauer und Bestand und eine große Abonnentenzahl rechnen, conservative Zeitungen standen im Ruf der Käuflichkeit oder gingen bald unter. Selbst in der Wissenschaft und schönen Literatur, dem einzigen Felde, wo sich der deutsche Geist einigermaßen frei bewegen konnte, gewann die Opposition gegen das Bestehende einen immer breiteren Boden und verlieh den Erzeugnissen des Verstandes und der Phantasie jenen zersetzenden und auflösenden Charakter, der in der öffentlichen Stimme einen so mächtigen Anklang und Nachhall fand. Aus Abneigung gegen den von den Regierungen festgehaltenen starren „Positivismus" in Kirche und Staat förderte der seiner Natur nach conservative Mittelstand mit einer gewissen Schadenfreude alle destructiven Regungen und Tendenzen, mochten sie auch seinen heiligsten und theuersten Interessen einen furchtbaren Abgrund bereiten.

2. Nationale Regungen. Der Zollverein. Die schleswig-holsteinische Frage.

Die nationalen Bestrebungen und der Zollverein.

In der deutschen Nation erzeugte das herrschende politische System zugleich tiefe Verzagtheit, hoffnungslose Resignation und einen Pessimismus, der gänzlich daran verzweifelte, auf friedlichem Wege zu ersprießlichen Zuständen zu gelangen, zwischen Regierenden und Regierten jemals ein anderes Verhältniß eintreten zu sehen, als das eines unversöhnlichen Gegensatzes. Das Streben nach nationaler und politischer Einheit, nach einer Umgestaltung der zersplitterten Staatswesen zu einem großen Ganzen, nach einer ehrenvollen Stellung und festem Zusammenhalt gegen Außen, ging wohl noch durch die besten Köpfe und Herzen; aber nur Träumer und Schwärmer mochten daran glauben, daß diese nationalen Bestrebungen jemals verwirklicht werden könnten. Der tiefe Gegensatz zwischen den heißen Wünschen der Patrioten und dem, was vor Augen lag und erreichbar schien, wirkte so niederdrückend auf die Gemüther und trübend auf die Blicke der Vaterlandsfreunde, daß sie selbst da zweifelten und verkannten, wo wirklich einmal der Keim einer bessern Zukunft gelegt wurde. Dies zeigte sich bei der Gründung des Zollvereins, den die preußische Regierung mit patriotischer Ausdauer nicht nur gegen die Opposition des Particularismus, sondern auch gegen den kurzsichtigen Widerspruch liberaler und vaterländisch gesinnter Männer durchführte. In den trübsten Zeiten der neueren deutschen Geschichte und unter dem tiefsten Darniederliegen der nationalen Bestrebungen wurde der Grundstein der deutschen Einheit zunächst auf wirthschaftlichem Gebiet, aber mit dem Ausblick auf eine große Zukunft und mächtige Consequenzen im gesammten öffentlichen Leben der Nation in den Boden gesenkt. Der preußische Zollverein war der „Hauptnagel am Sarge des deutschen Bundes“. Von den Fesseln und Schranken, die eine kurzsichtige Verwaltung in den meisten deutschen Ländern dem Handelsverkehr auferlegte, von der Kleinlichkeit jener Mauthen und Grenzsperren auf wenigen Wegstunden, von den Chicanen und Plackereien, mit denen die Regierungen sich gegenseitig belästigten, von der Unsittlichkeit des üppig wuchernden und oft systematisch beförderten Schmuggels, von der ungeheuern Schädigung, welche das materielle und moralische Wohl der ganzen Nation durch alles das erlitt, hat unsere Zeit kaum mehr eine Vorstellung. In diesem Wust widersprechender kleinlicher Interessen, kurzsichtiger Beschränktheit, kleinstaatlichen Mißtrauens und Dünkels einen großen gesunden Gedanken allen Schwierigkeiten zum Trotz durchgeführt zu haben, ist ein dauerndes Verdienst der preußischen Staatskunst, die allein auf diesem Gebiete ihren nationalen Beruf erkannte und erfüllte. Rastlos wurde Stein auf Stein zum Bau der deutschen Handelseinheit beigetragen, unbekümmert um die gehässigen Gegenbemühungen Oesterreichs, um die feindseligen Ränke des Auslandes, um den verbissenen Widerstand des Particularismus, um die kurzsichtige Opposition des

deutschen Liberalismus, der aus Angst vor dem absoluten nordischen Staat mit Metternich im Verein über die preußischen Pläne sein Verdammungsurtheil aussprach. So wurde die national-politische Bedeutung der Zolleinigung von den Patrioten mehr als von den Gegnern unterschätzt.

Wir haben früher (XIV, 675) die Versuche der zwanziger Jahre in Kürze kennen gelernt, zu einem größere Gebiete zusammenfassenden Zoll- und Handelsverband zu gelangen. Mit unermüdlicher Ausdauer, mit außerordentlichem Geschick, mit seltener Einsicht in die Bedingungen materieller Wohlfahrt und mit vollster Begeisterung für die nationale Bedeutung des Werks, verfolgten die preußischen Staatsmänner, der Finanzminister von Klewitz und sein Nachfolger seit dem Jahr 1825, Motz, ein höchst begabter, thatkräftiger und unternehmender Mann, der Generalsteuerdirector Karl Georg Maaßen, der Geh. Rath Eichhorn, der spätere Cultusminister, damals im auswärtigen Amt, der Statistiker J. G. Hoffmann, Schritt für Schritt durch unendliche Schwierigkeiten ihr Ziel, einen größeren Verband herzustellen auf Grund des preußischen Zollgesetzes von 1818 (XIV, 686), welches die Zölle sämmtlich an die Grenze des Reichs verlegte, einen einfachen übersichtlichen Tarif, mäßige Schutzzölle und hohe Finanzzölle für Colonialwaaren, Freiheit der meisten Rohproducte feststellte. Nur den Transithandel besteuerte jenes Zollgesetz unverhältnißmäßig hoch; es war dies das einzige Mittel, die Zölle finanziell einträglich zu machen und zugleich einen Druck auf die widerspenstigen Mittel- und Kleinstaaten auszuüben. Bei der Zerrissenheit und Zusammenhangslosigkeit des preußischen Gebiets war eine Ausdehnung dieses Zollsystems auf benachbarte Länder eine Nothwendigkeit für den preußischen Staat; noch mehr aber mußte die Verkehrsfreiheit auf weiteren Gebieten im Interesse der kleineren Staaten liegen, die in ihrer Abgeschlossenheit wirthschaftlich trostlos verkümmerten. Und bei mehr als einer Gelegenheit hat Preußen gezeigt, daß es der großen Idee auch materielle Opfer zu bringen willens war. Allein die Beschränktheit des Gesichtskreises, der eitle Souveränetätsdünkel und der Argwohn, von Preußen auch politisch aufgesogen zu werden, bereiteten der Zolleinigung unsägliche Schwierigkeiten, die nur die schrittweise vorrückende Zähigkeit der preußischen Staatsmänner und der geradezu unerträgliche Zustand der Verkehrs- und Handelsverhältnisse in den meisten deutschen Staaten überwinden konnten. Den preußischen Staatsmännern, namentlich Eichhorn und Motz, darf der Ruhm, das große Werk zu Stande gebracht zu haben, nicht geschmälert werden. Hatten sie doch in der eigenen Regierung mit den Männern des Rückschritts, den Anhängern der österreichischen Stillstandspolitik, wie Wittgenstein und Schuckmann, zu kämpfen. Es ist doch nur sehr mit Vorbehalt anzuerkennen, wenn in dem müßigen Streit über die Väter des Zollvereins dieser Ruhm dem Nationalökonomen List oder dem badischen Staatsmann Nebenius zugesprochen wird. Jener phantastische ruhelose Projectenmacher, ein höchst begabter nnd vielverkannter Mann, der sich in einem Anfall von Trübsinn selbst das Leben nahm (1846), spann wohl in seinem „Zollvereinsblatt" seine vagen Ideen von allgemeinen Bundeszöllen aus, die bei der Beschaffenheit des Bundes ein Unding waren, für die praktischen preußischen Pläne aber hatte er kein Verständniß; der badische Staatsmann schrieb im Jahr 1819 eine beachtenswerthe Schrift über deutsche Handelspolitik, die ihm den Ruf eines Förderers der Zolleinigung eintrug, allein auch er hatte für das praktische Vorgehen Preußens keine Anerkennung, erwartete das Heil vom Bunde und wirkte für den zollpolitischen Anschluß Süddeutschlands an Preußen erst, als schon die Früchte der preußischen Politik handgreiflich vor Augen lagen. Die praktischen Folgen dieser Anregungen der süddeutschen Volkswirthe dürfen sonach jedenfalls nicht überschätzt werden.

Die Ursprünge des Zollvereins.

Zollpolitische Gruppentheilung. Die preußische Handelspolitik, die ihr verkehrerleichterndes Bestreben in den zwanziger Jahren auch durch eine Reihe von Schiffahrts- und Handelsverträgen mit auswärtigen Mächten an den Tag legte, fand am wenigsten Entgegenkommen bei den nächsten Nachbarn; der zäheste Widerstand erhob sich namentlich in den norddeutschen Mittelstaaten, in Kurhessen, Hannover und Sachsen, wobei weit weniger das wirthschaftliche Interesse die Triebfeder war als die politische Eifersucht. Im Kampf gegen den Haß und Argwohn der Mittel- und Kleinstaaten gingen fast die ganzen zwanziger Jahre hin, ohne daß ein anderer Erfolg als die mühselige und widerwillige Gewinnung einiger kleinen Enclaven und Länderfetzen zu verzeichnen gewesen wäre, fürwahr ein entmuthigendes Resultat, wobei nur das tröstlich war, daß die unermüdlich fortgesetzten süd- und mitteldeutschen Sonderbundsbestrebungen auch nicht viel bessern Erfolg hatten. Erst die beiden letzten zwanziger Jahre brachten jene größere Gruppentheilung zu Wege, die wir früher kennen gelernt. Auf der einen Seite schloß
14. Febr. 1828. Preußen jenen folgenreichen Vertrag mit Hessen-Darmstadt, der den Eintritt des süddeutschen, mit Preußen nur auf kurzer Strecke zusammenhängenden Großherzogthums in das preußische Zollsystem zum Inhalt hatte und das Fundament bildete, auf dem sich der Zollverein aufbaute; auf der andern Seite schlossen sich Baiern und Würtemberg zu einem Zoll- und Handelsverband zusammen. Trotzdem durch den preußisch-darmstädtischen Vertrag die wirthschaftliche Lage Kurhessens ganz unhaltbar geworden, widerstrebte der Souveränetätsdünkel und die Unvernunft des Kasseler Hofes doch noch lange der Anerkennung der thatsächlichen Nothwendigkeit. Unter österreichischer Befürwortung, auf Anstiften Sachsens, dem seine Lage zwischen der preußisch-darmstädtischen und der süddeutschen Gruppe immer unbehaglicher wurde und das hier eine schöne Gelegenheit erblickte, seinem alten Groll gegen Preußen Genüge zu thun,
24. Septbr. 1828. kam jener mitteldeutsche Handelsverein zu Stande, „eine der bösartigsten und unnatürlichsten Verschwörungen gegen das Vaterland". Wie ein Keil schob sich dieser, aus Sachsen, Hannover, Kurhessen, Oldenburg, Nassau, Braunschweig, den meisten thüringischen Fürstenthümern bestehende Verein zwischen die beiden Zollverbände hinein, zusammengehalten lediglich durch Angst und Neid gegen Preußen, ohne irgend welche gemeinsame Interessen, ohne Zolleinigung und erhebliche Verkehrserleichterungen, mit dem einzigen Sinn, die Erweiterung des preußischen Zollvereins zu hintertreiben. Die innern wirthschaftlichen Gegensätze, die Inhaltlosigkeit und Unhaltbarkeit dieses Vereins traten denn auch bald aufs schärffte hervor.

Ueberbrückung des Mains. Die preußische Handelspolitik verfolgte zur Sprengung dieses Bundes den richtigen Weg, über ihn hinweg dem Süden die Hand zu bieten, und der vereinsamte bedrängte süddeutsche Bund schlug ein. Er hatte nur die Wahl zwischen dem sächsisch-hannöver'schen und dem preußischen Verein, und schon der Argwohn gegen Oesterreich, das hinter jenem stand, noch mehr aber eine richtige wirthschaftliche Einsicht rieth zum Anschluß an den preußisch-darmstädtischen Verband. Von Anfang an hatte die preußische Handelspolitik in Süddeutschland mehr Einsicht und Unbefangenheit des Urtheils gefunden als bei den haßerfüllten mißtrauischen norddeutschen Nachbarn. Der bairische Minister Graf Armansperg und der Buchhändler Cotta haben sich um das Zustandekommen einer Verständigung große Verdienste erworben. So wurde der fol-
27. Mai 1829. genschwere, wenn auch zunächst nur lose und provisorische Vertrag zwischen der preußisch-darmstädtischen und der bairisch-würtembergischen Gruppe geschlossen, der den Main überbrückte. Die beiden Gruppen versprachen einander Zollfreiheit für alle inländischen Erzeugnisse, mit Ausnahme einer Anzahl von Fabrikwaaren, und eine möglichste Annäherung an die beiderseitigen Zollsysteme, deren volle Vereinigung für den Augenblick noch nicht möglich schien. Verträge mit Meiningen

und Gotha stellten die directe Verbindung zwischen den Bundesstaaten her und eröffneten einen neuen freien Straßenzug zwischen dem Norden und Süden, zwischen Hamburg und Nürnberg. Mit dieser Umgehung war der ohnehin lebensunfähige mitteldeutsche Handelsverein tödtlich getroffen. Es entwickelte sich in seinem Schooße durch den früher erwähnten Einbecker Vertrag ein neuer Sonderbund, dem Hannover, das ganz den englischen Handelsinteressen diente, Kurhessen, Oldenburg und Braunschweig angehörten, die Grundlage des späteren norddeutschen Steuervereins. Nach dem Tode des preußischen Finanzministers Motz führte sein Nachfolger Maaßen das Werk in gleichem Geiste fort. Die Julirevolution, die das alte System und den bureaukratischen Absolutismus in den meisten norddeutschen Staaten zu Fall brachte, kam dem Werke der deutschen Handelseinheit fördernd entgegen. Jetzt verstand sich endlich auch das bedrängte Holland zu der Rheinschiffahrtsconvention, welche den schnöden Vertragsbruch der Niederlande gegen die Wiener Congreßbestimmungen (XIV, 674) sühnte und den Rhein bis in die See der freien Schiffahrt eröffnete, nachdem die Regierung, welche wider die Verträge die Leck- und Waalmündung gesperrt, durch die Retorsionsmaßregel des Kölner Rheinstapels mürbe gemacht worden.

27. März 1830.
† 1830.
31. März 1831.

In den mitteldeutschen Staaten brach sich die Erkenntniß von der Unhaltbarkeit und dem unerträglichen Druck der wirthschaftlichen Lage immer mehr Bahn im Volke. In den Forderungen der Aufständischen spielte die Beseitigung der Mauthen eine große Rolle. So brach denn die traurige, längst unterwühlte Schöpfung des mitteldeutschen Handelsvereins zusammen. Das Kurfürstenthum Hessen sagte sich in der äußersten wirthschaftlichen Bedrängniß von dem Verein los und trat dem preußisch-darmstädtischen Zollsystem bei, wodurch für Preußen eine unmittelbare Verbindung zwischen seinen östlichen und westlichen Landestheilen hergestellt wurde, der kurhessischen Regierung aber eine Klage wegen Vertragsbruchs beim Bundestag erwuchs. Es verging darauf wieder eine längere Zeit voll unerquicklicher Verhandlungen, bis sich der preußisch-hessische und der würtembergisch-bairische Verband zu einem vollständigen einheitlichen Zoll- und Handelssystem vereinigten. Wenige Tage später führten auch die langwierigen Verhandlungen mit Sachsen endlich zum Ziel; das gewerbreiche Land trat dem Bunde bei, ebenso wenige Wochen später der Verein der thüringischen Staaten.

Sprengung des mitteldeutschen Handelsvereins.
25. Aug. 1831.
22. März 1833.
30. März.
11. Mai.

„Es kam", wie H. v. Treitschke sagt, „jene folgenschwere Neujahrsnacht des Jahres 1834, die auch den Massen das Nahen einer besseren Zeit verkündete. Auf allen Landstraßen Mitteldeutschlands harrten die Frachtwagen hochbeladen in langen Zügen vor den Mauthhäusern, umringt von fröhlich lärmenden Volkshaufen. Mit dem letzten Glockenschlage des alten Jahres hoben sich die Schlagbäume; die Rosse zogen an, unter Jubelruf und Peitschenknall ging es vorwärts durch das befreite Land". Bald darauf starb der treffliche Finanzminister Maaßen, der unter den „Vätern des Zollvereins" in erster Linie genannt werden muß. Sein, geistig nicht ganz ebenbürtiger, Nachfolger war Graf Alvensleben. Eine weitere Vergrößerung erfuhr der Zollverein durch den unter außerordentlichen Schwierigkeiten zustande gekommenen Anschluß Badens. Durch den Beitritt von Nassau und Frankfurt kam der Handelsbund vorläufig zum Abschluß; der unwiderstehliche Zwang der Verhältnisse führte endlich auch diese beiden störrischen und ganz in der Ergebenheit an Oesterreich aufgehenden Kleinstaaten in den Zollverein, nachdem sie sich noch in den letzten Jahren durch höchst unwürdige und lächerliche Verträge, jenes mit Frankreich, dieses mit England, selbst die Hände gebunden, um sich nur vor der preußischen Zollpolitik zu retten. So war der größte Theil Deutschlands zu einem gemeinsamen Zoll- und Handelssystem geeinigt, ohne Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangssteuern an den

Vorläufiger Abschluß des Zollvereins.
4. Novbr. 1834.
12. Mai 1835.
10. Decbr.
2. Jan. 1836

einzelnen Landesgrenzen, mit einem gemeinsamen Zolltarif nach Außen, mit der Aussicht auf ein gleichmäßiges Münz-, Maaß- und Gewichtssystem. Die Hegemonie Preußens, wenigstens auf diesem Gebiete, war allgemein und unwiderruflich anerkannt, und selbst der verbissenste Haß mußte zugestehen, daß die Berliner Regierung eine durchaus loyale gemeinnützige Politik befolgt. Die wohlthätigen Folgen des Bundes zeigten sich alsbald in einer allgemeinen Entfesselung und Belebung der Industrie und des Handels. Von einer Auflösung des immer nur auf eine Reihe von Jahren geschlossenen Vereins konnte kaum mehr die Rede sein. Gehässigkeiten und Kleinlichkeiten im Verkehr der deutschen Staaten kamen freilich auch unter der Herrschaft des Zoll-
1841. vereins noch vor. Ein berüchtigtes Beispiel ist der „Steinkrieg" zwischen Darmstadt und Nassau. Als die Wiesbadener Regierung Anstalten zur Verbesserung des Hafens von Biebrich traf, suchte man hessischerseits, um den Handel von Mainz besorgt, diesen Bemühungen dadurch entgegenzutreten, daß man Schiffe mit Steinladungen im Rhein versenkte, um das nassauische Ufer zu versanden. Es mußte erst der Bundestag angerufen werden, um Hessen zu veranlassen, die Steine wieder herauszuschaffen. Nur Oesterreich auf der einen Seite, die norddeutschen Küstenstaaten, Hannover, die Hansestädte, Oldenburg, Mecklenburg, auch Braunschweig auf der andern Seite, hielten sich noch abgesondert. Insbesondere war Hannover, so wenig es in der Lage war, eine selbständige Handelspolitik zu treiben, stets mit zähem Eifer bemüht, der preußischen Zolleinigung entgegenzuwirken. Wie das Welfenreich früher thätig an dem mitteldeutschen Handelsverein gearbeitet, so stiftete und erweiterte es in den dreißiger
1. Mai 1834. Jahren den niedersächsischen Steuerverein, dem Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe angehörten. In der Folge aber sah sich auch Hannover genöthigt, sein Widerstreben gegen den preußischen Zollbund aufzugeben und in
7. Septbr. 1851. dem Septembervertrag in eine Verschmelzung des Steuervereins mit dem Zollverein zu willigen. Diese weitere Periode des Zollvereins werden wir in der Folge noch kennen lernen.

Regungen des Nationalgefühls. Allein wenn auch die Vereinigung der Handelsinteressen ein Band um die deutschen Staaten schlang, das nicht mehr zu zerreißen war, so trat der politische und nationale Gewinn dieses Bundes doch nicht gleich in vollem Maaße hervor. Das enttäuschte und ermattete Geschlecht war in seinen nationalen Hoffnungen schon zu tief niedergedrückt, als daß es die größte positive Errungenschaft eines halben Jahrhunderts sofort richtig gewürdigt hätte. Und doch zeigte es sich bei einzelnen äußern Ereignissen, daß das schlaff gewordene Nationalgefühl, das unter den armseligen Verhältnissen des bundestägigen Deutschland wenig Nahrung fand, nur einer Erfrischung und Belebung bedurfte, um hell aufzuflammen. So wurde die Nation wach gerüttelt, als im Jahr 1840 die französische Kriegsgefahr am Rhein sehr bedrohlich auftrat (S. 110, 130). Die Regierungen veranstalteten energische Rüstungen, namentlich die preußische, um ihre Rheinlande besorgt. Am Bundestag wurde eine Reform der Kriegsverfassung durchgesetzt, die Bundesfestungen Mainz, Luxemburg, Ulm, Rastatt, wurden jetzt auszubauen begonnen. Zugleich hielten es die Regierungen auch für gerathen, wieder patriotische und nationale Saiten anklingen zu lassen. Preußen stellte in Wien die Nothwendigkeit einer Neugestaltung des Bundes, entsprechend den Bedürfnissen des Volks, vor. Damals dichtete Nicolaus Becker sein berühmtes Lied

vom freien deutschen Rhein, das wie ein Sturm durch das Land brauste und Gefühle wachrief, die einen wohlthuenden Gegensatz zu dem vaterlandslosen Weltbürgerthum und dem seichten Radicalismus der dreißiger Jahre bildeten. Es war dasselbe Jahr, da auch das vierhundertjährige Erinnerungsfest an die Erfindung der Buchdruckerkunst mit großer Begeisterung in einer Reihe deutscher Städte begangen und zu politisch-liberalen Demonstrationen benutzt wurde; freilich stand damit die gedrückte Lage der Presse in einem grellen Widerspruch und verschiedene Regierungen sahen sich auch veranlaßt, ein so bedenkliches Fest zu verbieten. Selbst durch die wissenschaftlichen Wanderversammlungen, die seit jener Zeit in Blüthe kamen, ging ein politisch-nationaler Zug, durch die Congresse der Naturforscher, der Philologen, der Germanisten; die Grundsteinlegung für den **Ausbau des Kölner Domes**, des herrlichsten kirchlichen Denkmals Septbr. 1842. des Mittelalters, gab Anlaß zu einer hochpatriotischen Festfeier, welcher der König von Preußen im Kreise mehrerer deutschen Fürsten anwohnte. Das stolze Bauwerk, das von da an erfolgreich seiner Vollendung entgegenstrebte, sollte werden ein Symbol der nationalen Einheit und des Brudersinns aller Deutschen, wie der König in einer Ansprache hervorhob. Der Trinkspruch des als Gast anwesenden Erzherzogs Johann im Brühler Schloß mit der angeblichen Schlußphrase: „Kein Preußen, kein Oesterreich, nur ein einziges Deutschland, fest und stark wie seine Berge!“ zündete begeisternd in der ganzen Nation und trug dem Erzherzog eine unermeßliche Popularität ein, die ihre Wirkung nachmals in der Paulskirche äußerte.

Ein frischer Zug nationaler Begeisterung erfüllte das deutsche Volk, als die schleswig-holsteinische Frage, das alte Denkmal deutscher Ohnmacht und Erniedrigung, in den Vordergrund trat. Unmittelbar nach der Julirevolution schon hatte der Landvogt **Lornsen** auf der Insel Sylt dem Verlangen der Herzogthümer nach einer sie beide umschlingenden Repräsentativverfassung und einer bloßen Personalunion mit dem Königreich öffentlichen Ausdruck gegeben, wofür er mit Amtsentsetzung und Festungshaft büßte. Mit dem Erwachen eines regeren politischen Lebens, namentlich auch mit der Einführung provinzialständischer Verfassungen, waren die Gegensätze zwischen Dänenthum und Deutschthum schroffer hervorgetreten. Die Versuche zur Einführung der dänischen Amtssprache im Verwaltungs- und Gerichtswesen erregten großen Unmuth; ein Antrag der jütischen Stände auf Vereinigung Schleswigs mit Jütland deutete auf das Bestreben hin, die Jahrhunderte lang bestehende Verbindung der Herzogthümer zu lösen, Schleswig seines Volksthums zu berauben und es als dänische Provinz dem Gesammtreich einzuverleiben. Schleswig war in den schlaffen dreißiger Jahren schon fast aufgegeben; selbst die deutsche Partei der „Neuholsteiner“ unter Olshausen war bereit, das nördliche Herzogthum preiszugeben, und begegnete sich dabei mit der Partei der „Eiderdänen“, die allenfalls Holstein eine selbständigere Stellung einräumen, Schleswig aber mit dem Königreich in

Wiederauftreten der schleswig-holsteinischen Frage. 1830. 1834.

einer Gesammtverfassung vereinigen wollte. Gegen diese Bestrebungen, die Herzogthümer zu trennen und ihrer Nationalität zu berauben, erhob sich der heftigste Widerstand nicht nur in den bedrohten Ländern, sondern es wurde auch die öffentliche Meinung in ganz Deutschland wach. Die Schleswig-Holsteiner forderten zunächst, als Ausdruck ihrer Zusammengehörigkeit, die Vereinigung ihrer getrennten Provinzialstände. Die Aufregung wurde durch die Unsicherheit der Erbfolge gesteigert.

Die Erbfolgefrage. Christian VIII. 1839—1848. Seit der Thronbesteigung des Königs Christian VIII. wurde die Successionsfrage immer brennender. Der bereits bejahrte Monarch besaß nur einen einzigen Sohn, den nachherigen König Friedrich VII., der kinderlos und schon aus zwei standesmäßigen Ehen geschieden, wenig Aussicht auf Nachkommen eröffnete, und noch weniger bot solche Aussichten des Königs einziger Bruder Ferdinand. In den Kronländern folgte nach dem „Königsgesetz" beim Erlöschen des Mannsstammes der Weiberstamm, in dem vorliegenden Falle die Nachkommenschaft der mit dem Prinzen Wilhelm von Hessen-Kassel vermählten Schwester Christian's VIII., Charlotte. In den Herzogthümern Schleswig und Holstein stand aber das deutsche Fürstensuccessionsrecht in Kraft, nach welchem der Mannsstamm der Nebenlinien den weiblichen Nachkommen in der Hauptlinie vorangeht; es mußte demnach beim Erlöschen des königlichen Mannsstammes die Erbfolge an die Nebenlinie Holstein-Sonderburg-Augustenburg fallen. Das war wenigstens die Auffassung der Deutschen und der Herzogthümer; dänische Staatsrechtslehrer aber glaubten nachweisen zu können, daß zum mindesten in Schleswig das dänische Erbfolgegesetz gültig sei.

Bewegung in den Herzogthümern. Der „Offene Brief". Angesichts der schwierigen, verwickelten und unsichern Erbfolgefrage und der Danisirungsversuche der Kopenhagener Regierung, entstand in den Herzogthümern eine mächtige Bewegung, die von dem Bruder des erbberechtigten Herzogs von Augustenburg, dem Prinzen von Noer, Statthalter und commandirenden General in jenen Landestheilen, insgeheim gefördert wurde. Holstein und Lauenburg gehörten dem deutschen Bunde an; die Stände von Schleswig verlangten ebenfalls den Beitritt zum Bunde, und die Ständeversammlungen der beiden Herzogthümer die Vereinigung mit einander. Während in den Herzogthümern die Aufrechterhaltung der schleswig-holsteinischen Staatseinheit und die Anerkennung der Erbfolge der jüngeren männlichen Linie des Königshauses
Octbr. 1844. als Recht gefordert wurde, beantragte auf der dänischen Provinzialversammlung zu Roeskild der Bürgermeister von Kopenhagen, Algreen Ussing, der König möge zur Kunde der Unterthanen bringen, daß die gesammte dänische Monarchie nach den Bestimmungen des Königsgesetzes zu ungetheiltem Erbe gehe. Gegen diese Bestrebungen protestirte eine von dem Grafen Reventlow auf Preetz beantragte
Decbr. 1844. Adresse der holsteinischen Ständeversammlung, welche die Forderung erhob und als berechtigt nachwies, daß die Herzogthümer selbständige und fest mit einander

verbundene Staaten seien, in denen der Mannsstamm herrsche. Diese Kundgebung fand kräftigen Widerhall nicht nur in den Herzogthümern, sondern in der ganzen Nation und in fast allen deutschen Landtagen, namentlich als der „Offene Brief" König Christian's VIII. die vielbestrittene Erbfolgefrage in 8. Juli 1846.
einer Weise löste, welche die Befürchtungen der Herzogthümer vollständig rechtfertigte. Für Schleswig und Lauenburg war darin die Gültigkeit des Königsgesetzes und der weiblichen Erbfolge als gar nicht fraglich hingestellt. Für Holstein war die Erbfolgefrage etwas zweifelhafter gelassen; doch war auch diesem Herzogthum gegenüber die Unverletzlichkeit des dänischen Gesammtstaats und die Untrennbarkeit der unter dem dänischen Scepter vereinigten Landestheile betont. Damit war die Hoffnung der Herzogthümer, bei dem bevorstehenden Aussterben der herrschenden Königslinie ein selbständiges staatliches Dasein zu erlangen, zerstört. Der Prinz von Noer erbat seine Entlassung als Statthalter; der verhaßte Baron Scheele übernahm die Verwaltung. Der Schmerz über diese Aussicht, bei dem bevorstehenden Erlöschen des dänischen Königsstammes die Herzogthümer ihre Selbständigkeit verlieren zu sehen, und die Begeisterung für die gerechte Sache des schwergeprüften Schleswig-Holstein, äußerten sich im deutschen Volke mit einer Kraft, die trotz viel Ueberschwänglichkeit und leeren Schaums doch von einem erfreulichen nationalen Geiste zeugte. Allenthalben ertönte jetzt das patriotische Lied: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen"; in Adressen, Petitionen, Protesten wurde von allen möglichen Körperschaften das gute Recht der Schleswig-Holsteiner verfochten; auch einzelne deutsche Regierungen erwärmten sich für die nationale Sache und selbst der Bundestag vermochte sich, als die Provinzialstände von Holstein-Lauenburg vor dieser Instanz ihr Recht verfochten, der Macht der öffentlichen Meinung nicht ganz zu entziehen, wenn er auch über einen ziemlich schwächlichen und nichtssagenden Beschluß nicht hinauskam. Unterdessen wurde die Bewegung in den Herzogthümern immer stärker und gab sich in großartigen Demonstrationen und Volksversammlungen, wie zu Neumünster und Nortorf, kund. Die schleswig'sche Ständeversammlung unter dem Vorsitz des Advocaten Wilh. Beseler erneuerte ihre Forderung auf Einverleibung des Landes in den deutschen Bund, verlangte gänzliche Trennung der Verwaltung der Herzogthümer von der des Königreichs, eine constitutionelle Verfassung für Schleswig-Holstein mit unbeschränktem Steuerbewilligungsrecht u. dgl. Ein gehässiges Verfolgungs- und Unterdrückungssystem sollte die Bewegung niederschlagen; Beseler, Olshausen und andere Führer der deutschen Partei wurden verhaftet und ihrer Aemter entsetzt. Die Gegensätze waren so auf die Spitze getrieben, daß ein gewaltsamer Zusammenstoß unvermeidlich war.

Noch ehe Christian VIII. die beabsichtigte gemeinsame Reichsverfassung Thronwechsel.
erlassen konnte, starb er. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. machte 20. Jan. 1848.
alsbald die Grundzüge einer gesammtdänischen Reichsverfassung bekannt, die 28. Januar.

zwar mancherlei freiheitliche Zugeständnisse gewährte, aber die nationalen Gegensätze zwischen Dänen und Deutschen nur verschärfte. Bald brachen die stürmischen Ereignisse aus, die wir in der Folge werden kennen lernen.

Preußische Bundesreformpläne. Die immer dringender, in den deutschen Landtagen, in der Presse, in Versammlungen sich kundgebenden Forderungen nach einer Reform der deutschen Bundesverhältnisse, nach einer Kräftigung der nationalen Bande erkannte auch König Friedrich Wilhelm IV. und die preußische Regierung als berechtigt an. Auch in den Kreisen der Staatslenker dämmerte allmählich die Ahnung auf, daß das bisherige System, die Mißachtung aller Forderungen der öffentlichen Meinung, zu einem gefährlichen Zusammenstoß führen könne, in welchem die Stützen des Staats sich als schwach und gebrechlich erweisen müßten. Zu wiederholten malen seit dem Jahr 1840 regte die preußische Regierung die Frage der Bundesreform an. Im Jahr 1847 beantragte sie beim Bundestag die Freigebung der Presse und überreichte in Wien eine von dem General und Staatsmann von Radowitz verfaßte Denkschrift über die Reform der deutschen Bundesverhältnisse, welche sehr tiefgreifende Vorschläge enthielt: die deutschen Armeen sollten in eine einheitliche Form gebracht werden; ein gemeinsames deutsches Bürgerrecht, volle Freizügigkeit, ein gemeinsames Handelsrecht und Strafgesetzbuch, ein oberstes Bundesgericht sollte ins Leben treten; der Zollverein sollte auf den ganzen Bund ausgedehnt, Einheit der Münze und des Maßes sollten hergestellt, Bundesconsulate errichtet, gemeinsame Bestimmungen über Eisenbahnen und Posten getroffen werden u. dgl. Ein deutscher Fürstencongreß sollte diese Vorschläge, die in den wichtigsten Fragen den nationalen Bedürfnissen entgegenkamen, in Berathung nehmen. Radowitz kam wiederholt nach Wien, um über diese Vorschläge zu unterhandeln; allein die österreichischen Staatsmänner legten die Denkschrift bei Seite und die Vorschläge kamen zu spät, um die Revolution noch aufzuhalten.

3. Preußen.

a. Das Rückschrittssystem unter Friedrich Wilhelm IV.

Tod Friedrich Wilhelm's III. In dem für die preußische Geschichte so bedeutungsvollen vierzigsten Jahr des Jahrhunderts starb der alte König Friedrich Wilhelm III. Genau vor zweihundert Jahren war der große Kurfürst, vor hundert Jahren Friedrich der Große zur Herrschaft gelangt. Kein Wunder, daß das Land auch jetzt einen entscheidenden Wendepunkt in der preußischen Geschichte erwartete. Das preußische Volk achtete in Friedrich Wilhelm III. die wohlmeinende landesväterliche Gesinnung, das stille Dulden so vielen Unglücks, eine aufrichtige Frömmigkeit, ein schlichtes, bescheidenes, fast schüchternes Wesen, und eine große Reihe anderer ehrenwerther Eigenschaften des Charakters und Herzens. Wenn man mit den politischen Zuständen unzufrieden war, so gab man den unerquicklichen Gang

der öffentlichen Dinge nicht dem König persönlich schuld, sondern seinen Rathgebern, die auch in der That ihren Herrn oft weiter fortrissen, als es in dessen Neigung lag. Das Volk freute sich, wenn der König in seiner schlichten Manier im unscheinbaren Wagen vorüberfuhr oder zu Fuße sich mitten unter den Spaziergängern bewegte. Unzählige liebenswürdige und volksthümliche Züge wußte man zu erzählen, wie sie in der Lebensbeschreibung des Königs von Eylert und in den geschwätzigen Tagebüchern Varnhagen's von Ense verzeichnet sind. Einiges Befremden erregte es nur, als sich der Monarch im Jahr 1824 mit der Gräfin Harrach (Fürstin von Liegnitz) zur linken Hand trauen ließ; man erblickte darin eine Entwürdigung des Andenkens an die hochverehrte Königin Luise. Die Fürstin wußte aber bald durch ihr anspruchsloses Wesen und ihre Zurückhaltung von politischen Angelegenheiten den Mißmuth des Volks zu verscheuchen. Die loyale Hingebung an den Monarchen wurde auch in den schlimmsten Zeiten des reactionären Druckes nicht erschüttert. Wenn der König in seinen letzten Jahren auch mehr und mehr in die pietistisch-mystischen Ideenkreise und die Metternich'sche Staatsweisheit einging und das Rückschrittssystem nicht milder handhabte als andere deutsche Fürsten, so erkaltete doch nicht die Liebe des Volks zu dem wohlmeinenden patriarchalischen Landesherrn, der in seiner dreiundvierzigjährigen Regierung so viele Schicksalsschläge erlebt und gottergeben getragen hatte. Friedrich Wilhelm III. wollte ein absoluter Herrscher im strengsten Sinn des Wortes sein und von dem göttlichen Recht seiner Krone nicht das geringste preisgeben; aber er wollte so regieren, daß das Volk nach einer verfassungsmäßigen Beschränkung des wohlwollend patriarchalischen Regiments sich nicht zu sehnen brauche. Es zog eine wahrhafte Trauer durch das Land, als die Kunde von dem Ableben des vielgeprüften Monarchen erscholl. Zugleich aber 7. Juni 1840. traten die Parteien des politischen Fortschritts, die sich bei Lebzeiten des alten Königs zurückgehalten, jetzt um so energischer hervor. Jetzt erhoben sich mit Macht die zurückgedrängten Wünsche und Hoffnungen auf politische Reformen und freiere Staatseinrichtungen, auf eine zeitgemäße Verfassung und Volksvertretung.

Friedrich Wilhelm IV. 1840—1858. geb. 1795. † 2. Jan. 1861.

Charakter des Königs und seiner Regierung.

Friedrich Wilhelm IV., der Sohn einer hochgebildeten Zeit und einer geistreichen Umgebung, in dessen empfänglicher Seele die Strahlen aller in Berlin, der „Metropole der Intelligenz" sorgfältig gepflegten Wissenschaften wie in einem Brennpunkte sich vereinigten, war eine romantisch angelegte Natur voll genialer Züge, voll geistigen Lebens und Feuers, und vielseitiger Begabung, voll Witz und Laune, von ungewöhnlicher Redegabe, dabei aber voll von Widersprüchen und Gegensätzen, voll wechselnder Eindrücke und Anwandlungen, leutselig, gewinnend und mit dem Nimbus eines gewissen Kronprinzenliberalismus umgeben, dabei aber auch wieder hocharistokratisch, absolutistisch, von mystischer Geistesrichtung und strengkirchlicher Gesinnung, von phantastischer Schwärmerei für die mittelalterliche Welt- und Gesellschaftsordnung, die er vergeblich in Ritterorden und Zünften neu zu beleben suchte, mit dem höchsten Bewußtsein von

seiner königlichen Würde erfüllt. Sein lebhafter Geist und sein rasches Wesen fand an dem ruhigen, gewohnten Gange der Staats- und Kirchenverwaltung kein Wohlgefallen; er wollte wirken und schaffen, aber nach eigener Einsicht; er wollte reformiren, aber nur so weit als sein Herrschersinn es für gut fand; daher das Schwanken zwischen Stillstand und Bewegung, das vielverspottete Schaukelsystem des „gehemmten Fortschritts". Viele große Gedanken und Pläne keimten in seiner Seele, aber die Ausführung scheiterte bald an seinem Königsstolze, der dem Zeitgeiste keine Zugeständnisse machen wollte, bald an seinen mittelalterlichen und aristokratischen Vorurtheilen, die am historischen Rechte festhielten und den reformirenden Liberalismus als ein Erzeugniß der Revolution haßten, bald an seiner Strenggläubigkeit, welche die Freiheit des religiösen Lebens und den kirchlichen Fortschritt nur in so weit gestatten wollte, als die symbolischen Bücher die Grundlage und Schranke bildeten. Das große Ziel aller volksthümlichen Staatskunst, Deutschlands Einheit, fand in dem patriotischen Sinne des Königs und vieler seiner Räthe Anklang und Halt; allein ein ernstes, energisches und auch opferwilliges Eingehen auf die Forderungen der öffentlichen Meinung, auf die Wünsche des gehaßten Liberalismus, ein klares und festes Erkennen der Bedürfnisse der Zeit war von einer so schwankenden, unsichern und widerspruchsvollen Regierung nicht zu erwarten. Nur aufflackernd kam dann und wann einmal das Bewußtsein von der nationalen Aufgabe Preußens zum Ausdruck, ohne im deutschen Volke viel Vertrauen zu finden. Bei allen Verordnungen und Einrichtungen merkte man in Friedrich Wilhelm IV. einen Kampf und ein stetes Schwanken zwischen hohen, freien Ideen und tiefwurzelnden Vorurtheilen; zwischen großartigem, edlem Streben und Mißkennung und Mißachtung der öffentlichen Meinung; zwischen Herrschergröße und Fürstenstolz; zwischen eifrigem Trachten nach Volksliebe und Volksgunst und einem selbstgefälligen Bewußtsein seiner Königswürde „von Gottes Gnaden" und seiner geheiligten Majestät.

Verheißungsreiche Anfänge der Regierung. Der königliche Umgangskreis in den Berliner Salons, bestehend aus Männern von hochreactionären Ansichten, wie der Minister des Innern von Rochow, ein starrer Bureaukrat, der Autor des berühmten Worts vom „beschränkten Unterthanenverstand", der General und Diplomat v. Radowitz, übrigens ein bedeutender und talentvoller Mann, Jarcke, der Begründer des Berliner politischen Wochenblatts, und sein Gesinnungsgenosse von Gerlach, Graf Brandenburg, der pietistische General v. d. Gröben u. A., konnte freilich nicht die Erwartung erwecken, als ob jetzt die Morgenröthe der Freiheit anbrechen werde. Und doch verließ der neue König theil- und stoßweise die Bahn des Vaters, allerdings um bald wieder in dieselbe einzulenken. Er that Anfangs manchen populären Schritt. Er lockerte, gegen die Vorstellungen Metternich's, die Fesseln, womit sein Vorgänger die Freiheit der Presse, der Rede und der Gedanken gebändigt.
24. Decbr. 1841. Ein Erlaß über die Grenzen der Censur, der eine mildere Handhabung derselben empfahl und das Bedürfniß einer freisinnigen anständigen Publicität anerkannte,

ging scheinbar auf die volksthümlichen Forderungen ein. Die Unmöglichkeit, das Publikum auf die von der Regierung gebilligte Lesekost zu beschränken, und die unglaublichen Mißgriffe ungeschickter Censoren, die z. B. einmal Dante's göttliche Comödie verboten, weil mit göttlichen Dingen nicht Comödie gespielt werden dürfe, ließen eine Milderung des gegen die Presse geübten Polizeisystems als dringendes Erforderniß erscheinen. Im folgenden Jahr befreite ein weiterer Erlaß alle Druckschriften, die über zwanzig Bogen stark waren, von der Censur. In Berlin wurde ein Obercensurgericht eingesetzt, welches über alle Beschwerden gegen die unteren Censoren zu entscheiden hatte und als eine Wohlthat für die gedrückte Presse empfunden wurde; auch die Bildercensur wurde eine Zeitlang aufgehoben. Verfolgte und zurückgesetzte Vaterlandsfreunde, wie Arndt, die beiden Grimm, Jahn, wurden wieder angestellt und in ihrer bürgerlichen Ehre anerkannt, Schön aufs neue zum Oberpräsidenten von Preußen und Staatsminister, der alte General v. Boyen zum zweitenmal zum Kriegsminister ernannt. Bald nach dem Regierungsantritt wurde auch der Geheimerath v. Tzschoppe entlassen, das brauchbarste und gehaßteste Werkzeug in den Demagogenverfolgungen der zwanziger und dreißiger Jahre, ein Fanatiker finsterer boshafter Inquisitionskünste, beladen mit dem Fluche von tausenden unglücklicher, mehr oder minder unschuldiger Opfer; bald nach seiner Entlassung verfiel er in Wahnsinn und das Volk erkannte darin eine schreckliche Nemesis. Eine allgemeine Amnestie für Hochverrath, Majestätsbeleidigungen und andere politische Verbrechen wurde erlassen und damit die Pforte des Kerkers hunderten von Männern geöffnet, die jugendliche Thorheiten und Unvorsichtigkeiten mit jahrelanger Haft und zerstörtem Lebensglück gebüßt hatten. Die sogenannte Ministerialcommission, welche das traurige Amt hatte, über die gute politische Gesinnung von Beamten zu wachen, wurde aufgehoben.

4. Octbr. 1842. — Febr. 1843. — 10. Aug. 1840.

Allein dies waren doch nur aufflackernde und bald erlöschende Regungen. In diesem widerspruchsvollen System kreuzten sich täglich populäre und gehässige, liberale und reactionäre Maßregeln. Schon auf dem Huldigungslandtag der preußischen Stände in Königsberg wies der König die Bitte um Ertheilung einer Constitution zurück, wenn auch in gnädiger Weise und mit Worten, die der Deutung Raum ließen, er gedenke allmählich zur Reichsverfassung vorzuschreiten. Noch bestimmter bewiesen die nachfolgenden Aeußerungen des Königs bei verschiedenen Gelegenheiten, daß er an dem alten absoluten patriarchalischen Regiment festhalten, und sich nur durch seine Pflichten gegen Gott und durch sein Gewissen, nicht durch „Versicherungen auf Pergament“ Schranken ziehen lassen wolle. Damals schrieb Schön seine berühmte Schrift: „Woher und Wohin?“, in der er freimüthig und überzeugend den Nutzen der Einberufung einer Volksvertretung für den Staat darlegte; die Reaction verketzerte ihn dafür maßlos, und er nahm bald seinen Abschied als Oberpräsident der Provinz Preußen. Noch mächtiger als diese Schrift zündeten die „Vier Fragen,

Rückfall in das reaction. System und oppositionelle Volksstimmung. — Septbr 1840. — Febr. 1841.

beantwortet von einem Ostpreußen", von dem Königsberger Arzt Johann Jacoby, ein Werk kühnsten Freimuths und klarster Verstandesschärfe, das aufs überzeugendste das Recht des Volks auf eine Nationalvertretung bewies. Gegen Jacoby wurde dafür eine Hochverrathsklage angestrengt und der kühne Publicist in erster Instanz zu dritthalbjähriger Festungshaft verurtheilt, vom Appellationssenat des Kammergerichts aber freigesprochen, was unermeßlichen Jubel in ganz Deutschland erregte. Der würdige Präsident dieses Gerichts, von Grolmann, erhielt dafür seinen Abschied. Als die Regierung merkte, wie mächtig der Flügelschlag einer auch nur halbgelösten Presse die freiheitdurstige Zeit aufregte, da wurden die Zügel rasch wieder straffer angezogen. Gleichzeitig mit den Censurermäßigungen ergingen gehässige Preßverfolgungen. Der Breslauer Professor Hoffmann von Fallersleben wurde für seine „Unpolitischen Lieder" seines Amtes entsetzt und der ganze Verlag der Campe'schen Buchhandlung in Hamburg, wo diese Lieder erschienen, in Preußen verboten. Die „Rheinische Zeitung", das Hauptorgan des Liberalismus, das rastlos auf eine Verfassung hinarbeitete, wurde wegen „Zügellosigkeit und bösartiger Tendenzen" unterdrückt, der Leipziger „Allgemeinen Zeitung" die Verbreitung in Preußen verboten, der Dichter Herwegh, der einen freimüthigen, aber freilich unklugen und tactlosen Offenen Brief an den König geschrieben, wurde ausgewiesen, ebenso die beiden liberalen badischen Abgeordneten von Itzstein und Hecker, als sie zu einem harmlosen Besuch nach Berlin kamen. Selbst so loyale Schriften wie die von Bülow-Cummerow über die preußische Verfassung und Verwaltung, wurden wegen ihres Freimuths mißliebig aufgenommen. Graf Arnim-Boitzenburg, der im Juni 1842 an Rochow's Stelle das Ministerium des Innern übernahm, stellte die allerstrengsten Censurverordnungen der vergangenen Jahre wieder her, und besser wurde es auch nicht, als er dem allgemeinen Sturm der Entrüstung weichen mußte, den die Ausweisung der beiden badischen Abgeordneten erregte, und sein Amt an Herrn v. Canitz abtrat.

Eichhorn Cultusminister. Die Reaction auf der Höhe.

Am herbsten wurden die Hoffnungen der Freisinnigeren enttäuscht durch die Berufung des pietistischen und engherzigen Eichhorn zur Leitung des Cultusministeriums an Stelle des verdienten Altenstein. Eichhorn, einst ein begeisterter Patriot der Freiheitskriege und, wie wir wissen, ein um die Gründung des Zollvereins hochverdienter Staatsmann, war jetzt mit Rochow der hauptsächlichste Träger des reactionären Systems. Eine seiner ersten Maßregeln war die Berufung des jüdischen Convertiten Stahl von Erlangen auf den Lehrstuhl des verstorbenen freisinnigen Rechtslehrers Eduard Gans. Stahl, ein scharfsinniger und geistvoller Mann, war seitdem der erste Apostel des Absolutismus, der Prediger vom wahrhaft christlichen Staat, der Verfechter des „ächten Königthums" gegen Constitutionalismus und Revolution, treu nach den Grundsätzen und Lehren Haller's. Die moralischen Schäden, welche die geächtete Philosophie Hegel's, des jetzt von den Frommen als Erzvater der Lüge Geschmähten, angerichtet,

mit angesehen, und als er in seiner Heimat angekommen war, sollte er bald ähnliche Auftritte erleben. Die Lehren der Julirevolution waren an dem harten Herzen dieses Fürsten verloren; den lauten Aeußerungen des Volksunwillens gegenüber vertraute er auf militärische Anstalten. Und doch hatte die Unzufriedenheit bereits alle Klassen der Gesellschaft ergriffen; zu den Malcontenten gehörte namentlich auch der Adel, der sich hinter Abenteurern, Emporkömmlingen

Septbr. 1830. und Wohldienern zurückgesetzt sah. Am Abend des 6. September brach der lange gährende Aufruhr los und setzte sich am folgenden Tage fort. Verständige und gemäßigte Rathgeber vermochten so viel über den Herzog, daß er seine Drohung, das Volk mit Geschütz zu zerstreuen, nicht wahrzumachen wagte. Die Aufrührer stürmten den fürstlichen Palast, während der Herzog sich flüchtete, und das stolze Gebäude ging in Flammen auf, die den Weg des fliehenden Landespeinigers beleuchteten. Sein Bruder und Nachfolger Wilhelm, der erst provisorisch, dann, als die Agnaten des Hauses Braunschweig den vertriebenen Herzog für regierungsunfähig erklärt hatten, definitiv die Regierung antrat, setzte ein volksfreundliches Ministerium ein und vereinbarte mit den Ständen

12. Octbr. 1832. eine neue Landschaftsordnung. Es begann eine rege fruchtbare Zeit reformatorischer Gesetzgebung in Braunschweig; doch fehlte es auch hier nicht an Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Liberalen des Landtags, an deren Spitze der Advocat Steinacker stand. Herzog Karl aber spann noch lange vergeblich vom Auslande aus seine Umtriebe gegen die neue Ordnung. Es strengte sich Niemand, weder im Herzogthum noch außerhalb, für den vertriebenen Landesvater an; selbst der Bundestag erklärte ihn seiner Regierungsrechte verlustig. Vergebens versprach er jetzt in Proclamationen die liberalsten Einrichtungen und versuchte gleichzeitig mit Gewalt seinen Thron wieder zu erlangen. Die Contrerevolution hatte nicht den geringsten Erfolg; nicht einmal bei den Offizieren hatte der Herzog Anhang. Ein Versuch, mit einem zusammengerafften Haufen sein Land wieder zu besetzen, mißlang gänzlich. Der vertriebene Herzog lebte noch lange Jahre in verschiedenen Orten des Auslandes, wegen seiner Schätze berühmt und durch seinen Lebenswandel und seine Sonderbarkeiten viel Anstoß erregend, bis er in der Stadt Genf, der er auch sein Vermögen vermacht, mit

† 1873. der Welt zerfallen, in hohem Alter starb. Mit dem Herzog Wilhelm, der unvermählt blieb, geht dieser Zweig des welfischen Hauses und aller Voraussicht nach auch die Selbständigkeit des Herzogthums Braunschweig zu Ende.

4) Kurhessen. Wilhelm's II. Ausgang und die Mitregentschaft Friedrich Wilhelm's I. Nirgends fand die Julirevolution reicheren Zündstoff vor als in Kurhessen, dessen jahrzehntelange Mißhandlung wir kennen gelernt haben (XIV, 691). Die Kunde von den Pariser Ereignissen erzeugte denn auch eine mächtige Aufregung im Lande, und daß dieselbe nicht noch gefährlicher anschwoll, war der loyalen ruhigen Sinnesart der Bevölkerung und dem Umstande zu danken, daß die Regierung sich rasch zu einigen Zugeständnissen herbeiließ. In Kassel

Septbr. Oct. 1830. und verschiedenen andern Städten kam es zu Zusammenrottungen, Tumulten,

womit ganz Deutschland die That der „Göttinger Sieben" begrüßte, und die Theilnahme, die sich in der ihnen angebotenen Unterstützung kundgab, bewies zum erstenmal die Macht der öffentlichen Meinung und den im Stillen gewachsenen Rechtssinn des Volks. Aber weder der Bundestag, noch die Regierungen ließen sich in ihrem Gange stören. Ohne auf die von Städten und Einzelnen ergangenen Protestationen zu achten, ließ der König die neuen Wahlen nach dem Gesetz von 1819 anordnen; und als sich die Stände nach einigem Schwanken für incompetent erklärten, die Abschaffung des Staatsgrundgesetzes von 1833 anzuerkennen, wurden sie vertagt. Umsonst wandten sich nun viele Ständemitglieder und Wahlcorporationen mit einer Beschwerde über Rechtsverletzung an den Bundestag; dieser erklärte den Streit für eine innere Landesangelegenheit und lehnte die Einmischung ab; er war wieder einmal incompetent, wo es einen schreienden Rechtsbruch zu ahnden galt. Umsonst erfolgten, gestützt auf die Gutachten der Juristenfacultäten von Jena, Heidelberg und Tübingen, einzelne Steuerverweigerungen; durch Auspfändung gelangte die Regierung zum Ziel. Als im nächsten Jahre viele Abgeordnete den Eintritt in die verfassungswidrig zusammengesetzte Kammer weigerten, und dadurch bewirkten, daß wegen Mangels der gesetzlichen Zahl kein gültiger Beschluß gefaßt werden konnte, wurden die Stellen der Ausgebliebenen durch Minoritätswahlen, wobei man sich allerlei ärgerlicher Maßregeln bediente, besetzt, bis man die nothwendige Zahl zur Steuerbewilligung zusammenbrachte. Im folgenden Jahr verfuhr die Regierung auf ähnliche Weise und erreichte dadurch nach wiederholten Vertagungen und Auflösungen der Kammern, ihren Zweck: die Annahme einer neuen, in aristokratischem, altständischem Sinne gehaltenen Verfassung. Alle Protestationen dagegen blieben unbeachtet. Die Verfassung von 1840 verkümmerte das Gesetzgebungsrecht der Stände zu einer bloßen Begutachtung, hob die Ministerverantwortlichkeit auf, nahm den ständischen Verhandlungen die Oeffentlichkeit, gab dem König die Domänen als Eigenthum zurück. Eine das Wahlgesetz ergänzende Verordnung bestimmte, daß jeder Deputirte bei Annahme der Wahl die Verfassung von 1840 als unbedingt rechtsverbindlich anzuerkennen habe, und entzog dadurch den Kämpfern für das alte Recht den Boden in der Ständeversammlung. Gegen die Führer der Opposition, den Bürgermeister Stüve von Osnabrück und seinen Stellvertreter Breusing, den Stadtdirector Rumann in Hannover u. A. wurden Untersuchungen und Strafmaßregeln verhängt, die neues Aergerniß erregten. Die Kraft der Opposition war seitdem gebrochen und das öffentliche Leben Hannovers gerieth in die trostloseste Versandung. In den deutschen Landtagen aber gab der hannöver'sche Verfassungsbruch jahrelang Stoff zu aufregenden Debatten und energischen Protesten.

25. Juni 1838. — 1839. — 6. Aug. 1840.

Zum heftigsten Ausbruch kam die durch lange Mißhandlung genährte Unzufriedenheit und Gährung in dem kleinen Herzogthum Braunschweig (XIV, 690). Herzog Karl hatte selbst in Paris den Sturz der Bourbonen 3) Braunschweig.

Wilhelm IV. (I.). 1830—1837. König Wilhelm IV. (I.) die Regierung angetreten. In Osterode, Göttingen u. a. O. brachen Unruhen aus, die militärisches Einschreiten und gerichtliche Verfolgungen nöthig machten. Graf Münster, der leitende Minister des englischen Königs für die hannöver'schen Angelegenheiten, wurde, um der allgemeinen Febr. 1831. Aufregung ein Opfer zu bringen, entlassen und der Herzog von Cambridge, der königliche Bruder, zum Vicekönig von Hannover ernannt. Es kam dann ein 26. Septbr. 1833. neues Staatsgrundgesetz zu Stande, das die ständischen Rechte bei Steuerbewilligung und Gesetzgebung wesentlich erweiterte, Glaubensfreiheit, Gleichheit vor Gericht, Ministerverantwortlichkeit gewährte, Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen und Preßfreiheit zusagte, und, wenn auch keineswegs alle Ansprüche befriedigt wurden, doch gegen die alte Verfassung von 1819 ein wichtiger Fortschritt war. Leider wurde versäumt, sich der Zustimmung des präsumtiven Thronerben, des Herzogs von Cumberland, des ältesten der königlichen Brüder, zu versichern. Das Staatsgrundgesetz machte u. A. auch die Domänen zum Staatseigenthum und gewährte dem König eine Civilliste; man wollte darin einen wesentlichen Grund erkennen, der den nachfolgenden Landesherrn zum Verfassungsbruch trieb. Denn dieser konnte hoffen, im Besitze der Domänen leichter sich seiner ungeheuern Schuldenlast zu entledigen.

† 19. Juni 1837. Der hannöver'sche Verfassungskampf. Im Jahre 1837, dem hundertsten Stiftungsjahre der ruhmreichen Universität Göttingen, starb Wilhelm IV. und hatte in England zur Nachfolgerin seine Nichte Victoria. Da nun nach deutschem Fürstenrecht weibliche Erbfolge unstatthaft ist, so fiel die Krone von Hannover an den Oheim der Königin, Ernst August 1837—1851. Ernst August, Herzog von Cumberland. Das ganze Land jubelte über die nach hundertjähriger Vereinigung gewonnene Selbständigkeit, aber die Freude verkehrte sich bald in Schmerz, als der neue König, ein starrsinniger stolzer Hoch-5. Juli 1837. tory, den Antritt seiner Regierung in einem Patent ankündigte, worin er das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 als den König weder in formeller noch materieller Weise bindend erklärte, „wegen mangelnder agnatischer Zustimmung und weil es eine wesentliche Verletzung der Regierungsrechte enthalte". Damit war die alte ständische Verfassung vom Jahre 1819 mit ihrer maßlosen Adels- und Beamtenprivilegienwirthschaft hergestellt. Ein gefügiges Werkzeug für Ausführung dieses offenen Verfassungsbruchs fand sich in dem neuernannten Minister v. Schele, der fortan der eigentliche Regent des Landes wurde. Alsbald erging an alle Beamte („königliche Diener") die Aufforderung zur Leistung eines neuen Dienst- und Huldigungseides. Manche Staatsdiener mögen dadurch mit ihrem Gewissen in Zwiespalt gerathen sein, aber sie kamen der Aufforderung nach. Nur sieben Professoren von Göttingen, Zierden deutscher Wissenschaft, weigerten 18. Novbr. 1837. den Eid. Es waren die beiden Brüder Grimm, Dahlmann, Gervinus, Ewald, der Jurist Albrecht, der Physiker Wilhelm Weber. Sie wurden ihrer Stellen entsetzt und drei von ihnen, Dahlmann, Jacob Grimm und Gervinus, weil sie ihre Protestation veröffentlicht, des Landes verwiesen. Die Anerkennung,

und auf der Festung Königstein so gepeinigt, daß sich beide in Verzweiflung den Tod gaben.

Auch als der mehr als achtzigjährige König Anton starb und der Prinz- 6. Juni 1836.
regent Friedrich August II. in eigenem Namen die Regierung antrat, war Friedrich August II. 1836—1854.
von politischem Fortschritt wenig genug zu spüren. Unter den liberalen Abgeordneten ragte lange Jahre der Rechtsanwalt Todt hervor, in der Kammer, wie Robert Blum und Biedermann in einer volksthümlichen Presse, ein energischer Ankläger der schädlichen und verwerflichen öffentlichen Einrichtungen Sachsens, namentlich auch in der Justiz. Damals trat Robert Blum, aus dürftigsten Verhältnissen in Köln stammend, Theatercassirer, dann Redacteur, ein selbstgemachter, höchst begabter Mann von einer Beredtsamkeit, die seine Freunde mit der Mirabeau's verglichen, zuerst im öffentlichen Leben hervor, um sich rasch einen in ganz Deutschland gefeierten Namen zu erwerben. Als der greise Minister Bernhard von Lindenau in den Ruhestand trat, wurde unter dem Ministerium Könneritz-Falkenstein das herrschende Reactionssystem auch in Sachsen durchgeführt; gegen Presse und Vereine, gegen freisinnige Regungen auf kirchlichem Gebiet, wie die deutschkatholische Bewegung, wurden strenge Verfolgungen verhängt. Peinliches Aufsehen erregte namentlich die Unterdrückung der „Deutschen Jahrbücher“ von Arnold Ruge. Man schrieb die Schuld an dem reactionären System zum großen Theil dem königlichen Bruder und Thronfolger, Prinz Johann, zu, der auch wegen der Unterdrückung des Deutschkatholicismus, die man ihm zur Last legte, verhaßt war. Bei einer Musterung der Bürgerwehr zu Leipzig durch den Prinzen kam es zu tumultuarischen Scenen. Erst 12. Aug. 1845.
sang das Volk vor dem Gasthof, wo der katholische Thronfolger abgestiegen war, das lutherische Glaubenslied; dann beging ein muthwilliger Pöbelhaufen allerlei Ungehörigkeiten; es wurden Drohrufe gegen die Jesuiten ausgestoßen, Fenster eingeworfen und anderer Unfug verübt. Nachdem aber der Tumult sich bereits gelegt hatte, gab eine Militärabtheilung ganz unnöthiger Weise, ohne Warnung, Feuer, und eine Anzahl unschuldiger Neugieriger fielen todt oder verwundet nieder. Eine furchtbare Entrüstung bemächtigte sich des Volkes, während der Prinz schleunigst die Stadt verließ. Daß es nicht zu offenem Aufruhr kam, war vorzugsweise der besonnenen Haltung des einflußreichen volksthümlichen Robert Blum zu danken. Anstatt aber der Entrüstung der Leipziger eine gewisse Berechtigung zuzugestehen und Genugthuung zu gewähren, schritt die Regierung mit Untersuchungen und Verfolgungen gegen die Theilnehmer an den Augustereignissen ein. Die liberale Oppositionsbewegung, deren Führer Blum und der gemäßigtere Biedermann waren, schöpfte aus den Vorgängen in Leipzig neue Nahrung; in dem schlaffen Landtag aber wußte die Regierung sich immer eine Mehrheit zu schaffen.

Zu den deutschen Ländern, in welchen die Wirkungen der Julirevolution 2) Hannover.
am merklichsten empfunden wurden, gehörte Hannover, wo in demselben Jahre

treten konnte; aber noch einmal schreckte man vor dem Schritt zurück, das eigene persönliche Belieben zu beschränken und dem öffentlichen Rechte in Preußen eine unerschütterliche gesetzliche Grundlage zu geben. „Die Romantik des ungeschriebenen Rechts“ bäumte sich in letzter Stunde noch einmal auf in ihrem Widerstande gegen das geschriebene Gesetz, „das Blatt Papier“ und verkannte, daß ein mündig gewordenes Volk durch Gesetze regiert sein will, daß das allgemein verbreitete Streben nach verfassungsmäßiger Begrenzung der Regierungsgewalt und selbstthätiger Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten kein vorübergehender Wahn, sondern der mächtigste Gedanke unserer Zeit und zugleich das geschichtlich berechtigteste Postulat des deutschen Volksgeistes ist“.

4. Mittlere und kleinere Staaten Norddeutschlands.

1) Sachsen. Im Königreich Sachsen hatte wie in andern deutschen Staaten, namentlich
in denjenigen, die am weitesten hinter den Forderungen der Zeit und der öffentlichen
Meinung zurückgeblieben waren, die Julirevolution aufrührerische Bewegungen
im Gefolge. Längst war ja die reactionäre Cabinetspolitik des Grafen Ein-
siedel, die alle Freiheiten unterdrückte und selbst die materielle Wohlfahrt
Septbr. 1830. traurig verkommen ließ, allgemein verhaßt. In den ersten Septembertagen
brachen in Leipzig Straßenunruhen aus, wobei die Wohnungen einiger miß-
liebigen Beamten demolirt wurden; die Communalgarde stellte jedoch bald die
Ruhe her. Aehnliche Auftritte fanden in Dresden statt, wo es zu bedenklichen
Excessen und ernstlichem Handgemenge mit dem Militär kam. Um die Auf-
regung zu beschwichtigen, nahm Graf Einsiedel seine Entlassung und machte dem
volksthümlicheren Bernh. von Lindenau Platz, einem Mann von wohlwollen-
den und gemäßigt freisinnigen Bestrebungen, der manche heilsame Reform ins
Leben rief. Der alte König Anton nahm seinen volksbeliebten Neffen Fried-
Septbr. 1830. rich August II. zum Mitregenten an und entschloß sich aus der alten patriarcha-
lischen Staatsordnung in constitutionelle Bahnen hinüberzulenken. Es wurde
4. Septbr. 1831. eine Verfassung errichtet, die freilich in wesentlichen Punkten hinter den berech-
tigten Forderungen zurückblieb, doch aber die alten landständischen Grundsätze
mit einigen Formen des modernen Repräsentativsystemes verband. Thatsächlich
wurde der patriarchalische Absolutismus wenig genug eingeschränkt, und na-
mentlich so lange König Anton lebte, machte sich eine katholische Propaganda,
deren Seele der apostolische Vicar Bischof Mauermann war, geltend, die das
protestantische Volk aufs höchste erbitterte und schon bei der Jubelfeier der Augs-
Juni 1830. burgischen Confession zu Unruhen geführt hatte. Die Verfassung stand vorerst
nur auf dem Papier; in den Kammern zeigte sich sehr wenig politischer Fort-
schritt; schon die Wahlart nach den gesonderten Ständen der Rittergutsbesitzer,
Stadtbürger, Bauern und Handelsleute verhinderte die Bildung einer wahren
Volksrepräsentation. Zwei Verfassungsfreunde und bekannte Führer der Libe-
ralen, der Rechtsanwalt Moßdorf und der Kaufmann Bertholdi in Dresden,
1833. wurden in einem empörenden Gerichtsverfahren zu langer Kerkerhaft verurtheilt

aufgegeben, dafür aber eine allgemeine Wahrung der erworbenen Rechte ausgesprochen wurde. In dieser Form gewann die Adresse eine große Majorität. Der König ertheilte eine gemäßigte deutungsfähige Antwort. Sie hielt zwar an dem Patent als einzigem „Rechtsboden" fest, erklärte diese Verfassung als unantastbar in ihren Grundlagen, deshalb aber doch nicht als abgeschlossen, sondern als fortbildungsfähig. Der König ertrug den Widerstand des Landtags sehr unwillig, wollte es aber doch nicht zum vollständigen Bruch kommen lassen. Und wie über die grundlegenden Rechtsfragen eine Verständigung nicht erzielt wurde, so kam es auch über die meisten Regierungsvorlagen nicht zu einer Vereinbarung, so daß der Landtag fast ohne thatsächliche Ergebnisse verlief. Die finanziellen Anforderungen der Regierung, so wohlthätig und verständig die Verwendungszwecke waren, wurden abgewiesen, so das Gesuch einer Zinsgarantie zur Errichtung von Landrentenbanken, welche den Bauern Vorschüsse zu der noch rückständigen Ablösung von Lasten an die Gutsherrn machen sollten, so die Aufnahme einer Anleihe für die preußische Ostbahn. Je mehr die Regierung der Versammlung die von ihr beanspruchten Rechte bestritt, desto energischer glaubte die letztere das geringe zugestandene Maß der Befugnisse anwenden zu müssen. Zu einer kritischen Situation kam es noch einmal am Schluß, als der König das Gesuch, auf die Bildung der vereinigten Ausschüsse zu verzichten, damit ablehnte, daß er zur Wahl für diese aufforderte. Es wurden darüber lange und heiße Redekämpfe ausgefochten; schließlich fand aber doch nur ein geringer Theil der Opposition den Muth, die Wahlen zu verweigern; die meisten wählten einfach oder fügten eine Verwahrung hinzu, daß die Ausschüsse die Rechte des Landtags nicht beeinträchtigen könnten. Mit ungnädigen Worten wurde der Landtag durch den Minister von Bodelschwingh entlassen.

Nicht in den positiven Resultaten lag die Bedeutung dieser Versammlung, sondern in der mächtigen Anregung, die eine zum erstenmal die staatliche Einheit darstellende, wenn auch noch so unvollkommene nationale Vertretung auf weite Kreise des Volks ausübte. Es rächte sich bitter, daß man es verschmähte, mit dieser loyalen und besonnenen Versammlung eine Verfassung zu vereinbaren, welche Königsmacht und Volksrecht in einen billigen Ausgleich und Einklang brachte. Die Wogen der Revolution wären schwerlich so stürmisch aufgebraust, die radicalen Elemente so zügellos hervorgetreten und das alte System so rathlos zusammengebrochen. Widerstrebend hatte der Landtag noch einmal die ständischen Ausschüsse gewählt, die in gewissem Sinne die Stellung einnahmen, die ihm selbst gebührte; sie traten im Januar 1848 zur Berathung eines Strafgesetzbuchs zusammen, und als der König sie entließ, geschah es mit versöhnlichen und verheißungsreichen Worten, in denen man schon die Wirkung des durch die Pariser Revolutionsstürme erzeugten Schreckens erkennen konnte. Aber es war zu spät. *Bedeutung des vereinigten Landtags.*

„Der vereinigte Landtag", heißt es in H. Schulze's preußischem Staatsrecht, „hatte in allen seinen Berathungen und Anträgen eine so patriotische und maßvolle Haltung gezeigt, er hatte sich als ein Feind alles Umsturzes, aber zugleich als ein entschiedener Vorkämpfer des besonnenen Fortschritts bewährt, daß man wohl einer solchen Versammlung und dem durch dieselbe vertretenen Volke mit Vertrauen den vollen Genuß freier Staatseinrichtungen hätte einräumen können. Jetzt war der Moment da, wo man durch einen hochherzigen Entschluß aus dem absoluten in den Verfassungsstaat hinüber-

die Grafen York und Dyhrn aus Schlesien, Graf Schwerin-Putzar aus Pommern, Graf Arnim-Boitzenburg aus der Mark, Alfred von Auerswald und v. Saucken aus Ostpreußen u. v. A.

Unzufriedenheit mit dem Patent. Die öffentliche Meinung in Deutschland, wie sie sich z. B. in den zündenden Flugschriften von Gervinus und Heinrich Simon („Annehmen oder Ablehnen?") kundgab, war entschieden für Verwerfung einer solchen Verfassung, die keineswegs eine volle nationale Vertretung aller Staatsbürger, sondern eine ganz unbillige Bevorzugung der Grundbesitzer, des Herren- und Ritterstandes, keine freigewählte Volksrepräsentation, sondern eine enge Klassenvertretung gewährte, keine regelmäßige Wiederkehr des Landtags zur Pflicht machte und statt des Beschlußrechtes ein bloßes Berathungsrecht einräumte. Wie wenig der König der Meinung war, mit dieser Verfassung in wahrhaft constitutionelle Bahnen einzulenken, bewies die Eröffnungsrede, in der er unter anderm erklärte, es solle keiner Macht der Erde gelingen, ihn zu bewegen, das Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein constitutionelles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde er zugeben, daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine Vorsehung eindränge; er würde die Stände nicht berufen haben, wenn sie ein Gelüst hätten nach der Rolle sogenannter Volksrepräsentanten.

Verhandlungen des vereinigten Landtags. Auch die Mehrheit des vereinigten Landtags war mit der Constitution vom 3. Februar keineswegs zufrieden und wollte darin eine Erfüllung der früheren Zusagen nicht erkennen. Die Opposition wurde namentlich von den ostpreußischen und den rheinischen Abgeordneten gebildet. Am Rhein herrschte längst eine hochgradige Verstimmung, eine heftige Opposition gegen das ganze System, in der kirchliche und politisch liberale Bestrebungen seltsam zusammenflossen. Manche Mißgriffe der Regierung, wie die Einführung der adeligen Majorate, die Feindseligkeiten gegen die französische Gesetzgebung, namentlich in Bezug auf das Recht, das Streben nach Uniformität und Centralisation steigerten die Mißstimmung, soviel auch zur wirthschaftlichen Hebung des reichen Landes geschah. Die Opposition verlangte vor Allem periodische Einberufung des vereinigten Landtags unter Wegfall der ständischen Ausschüsse, beschließende, nicht blos berathende Mitwirkung bei der Gesetzgebung, Antheil an der Verwaltung der Domänen und Regalien, Erweiterung des Petitionsrechts u. A. Viele Abgeordnete wollten gleich unter Protest wieder abreisen, ließen sich aber doch noch von der Unklugheit eines solchen Beginnens überzeugen. Man beschloß, die Thronrede mit einer Adresse zu beantworten und darin neben ehrerbietigen Dankesäußerungen für die gewährten Zugeständnisse die Bedenken gegen das Patent niederzulegen. Der Graf Schwerin stellte den Antrag auf Abfassung einer Adresse, zu welcher die Befugniß der Stände sehr zweifelhaft war; der Antrag wurde angenommen und von Beckerath eine Adresse entworfen, die in einer zweitägigen glänzenden Debatte, der ersten parlamentarischen Verhandlung Preußens im großen Stil, berathen wurde. Während die Regierung allein das Patent vom 3. Februar mit dem darin ertheilten Maaß ständischer Befugnisse als „Rechtsboden" gelten lassen wollte, sprach der Adreßentwurf für den Landtag alle jene Rechte an, welche der verstorbene König den künftigen Reichsständen zugesagt habe, und zählte sie einzeln auf. Nach heftigen Debatten wurde eine vermittelnde Fassung der Adresse angenommen, indem die Aufzählung jener Rechte im Einzelnen

Versprechungen entsagt, als zu allgemeiner Ueberraschung ein wichtiger neuer Schritt in der Verfassungsfrage geschah.

Den Schlußstein in dem Ausbau der provinzialständischen Verfassung bildete das am Jahrestag des „Aufrufs an mein Volk“ erlassene Patent über die ständischen Einrichtungen, das nach jahrelangen „Verfassungsmythen“ die preußische Constitution darstellte, aber keineswegs in dem Sinne, wie es die öffentliche Meinung verlangte, der letzte Versuch, das mittelalterliche Ständewesen am Leben zu erhalten, ehe es für immer zu Grabe getragen ward.

Das Patent über die Bildung des vereinigten Landtags. 3. Febr. 1847.

Dem königlichen Patent waren drei Verordnungen beigefügt, über die Bildung des vereinigten Landtags, über die periodische Zusammenberufung des vereinigten ständischen Ausschusses und dessen Befugnisse, und über die Bildung einer ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen. Der vereinigte ständische Ausschuß sollte in Zwischenräumen von längstens vier Jahren einberufen werden und alle Befugnisse des Gesammtlandtags, mit Ausnahme der Zustimmung zu Anleihen und neuen Steuern besitzen; ihm sollte hauptsächlich die fortlaufende Arbeit der Gesetzgebung obliegen. Nach dem Patent sollten sämmtliche Mitglieder der acht Provinziallandtage zu einem vereinigten Landtag zusammentreten, der in zwei Curien getheilt war, eine aus den Mitgliedern des Herrenstandes, die andere aus den Mitgliedern der drei andern Stände, Ritterschaft, Städten und Landgemeinden, gebildet, in gewissem Sinne eine Nachahmung des Zweikammersystems. Beide Curien sollten theils, bei Steuer- und Anleihesachen, vereinigt, theils abgesondert beschließen; eine periodische Einberufung war nur dem vereinigten Ausschuß, nicht dem vereinigten Landtag zugestanden. Es hieß nur in dem Patent, so oft die Bedürfnisse des Staates entweder neue Anleihen oder die Einführung neuer Steuern erfordern, wird der König jedesmal die Provinzialstände der Monarchie zu einem vereinigten Landtag um sich versammeln. Als die Gegenstände, welche dem vereinigten Landtag oder, wenn dieser nicht versammelt, dem Ausschuß unterbreitet werden sollten, bezeichnete das Patent: berathende Theilnahme an der Gesetzgebung, soweit diese durch das Gesetz vom 5. Juni 1823 bisher den Provinzialständen eingeräumt gewesen; Mitwirkung an der Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld gemäß des Gesetzes vom 17. Januar 1820; das Recht, der Staatsregierung Petitionen über innere Angelegenheiten vorzulegen, welche nicht blos das Interesse einzelner Provinzen betreffen.

Auf Grund dieser Verordnung trat der „erste preußische Reichstag“ zusammen, und es entfaltete sich trotz der mangelnden parlamentarischen Schulung eine Fülle glänzenden Talents, hoher staatsmännischer und rednerischer Begabung, so daß von dem vereinigten Landtag eine mächtige politische Wirkung über ganz Deutschland ausging, die nicht wenig dadurch gefördert wurde, daß die Versammlung die Befugniß erhielt, ihre Verhandlungen vollständig bekannt zu machen. Die mühsam zurückgehaltenen Kräfte und Bestrebungen eines regeren und freieren politischen Lebens fanden hier einen ersten, wenn auch noch sehr eingeengten Schauplatz. Unter den Mitgliedern dieses Landtags traten Männer auf, die in der parlamentarischen und politischen Geschichte der folgenden Jahre eine große Rolle spielten: Georg von Vincke aus Westfalen, Hermann von Beckerath, David Hansemann, Ludolf Camphausen, Mevissen vom Rhein,

11. April bis 26. Juni 1847. Zusammentritt des vereinigten Landtags.

Sämmtliche Ausschüsse sollten in Berlin zusammentreten, was wenigstens der Anfang zu einer einheitlichen Vertretung des Gesammtstaats war. Im Uebrigen aber schlug eine Körperschaft, die als Auszug der ganz unfähigen und auf verwitterten Grundlagen beruhenden Provinziallandtage erschien, den Begriffen einer wahren und treuen Volksrepräsentation aufs gröbste ins Gesicht. Im October 1842 traten die Ausschüsse zur Berathung einiger wirthschaftlichen Fragen, namentlich der Ausführung eines Eisenbahnnetzes, welches zwar der Privatindustrie überlassen, aber durch eine Zinsgarantie gefördert werden sollte, zum erstenmal in Berlin zusammen und dann erst wieder, zum letztenmal, im Januar 1848 zur Begutachtung des Strafgesetzentwurfs. Selbst in diesen machtlosen vereinigten Ausschüssen gab sich eine Opposition kund, die Oben mißfällig bemerkt wurde. Im Volke nahm man die karge Gabe mit stumpfer Gleichgültigkeit oder zurückweisendem Protest auf.

Die öffentliche Meinung gegenüber der Verfassungsfrage. Inzwischen nahm aber die populäre Bewegung nach einer wahrhaft repräsentativen Verfassung oder wenigstens einer weiteren Entwickelung der ständischen Institution, nach Verstärkung der städtischen und bäuerlichen Vertretung auf den Provinziallandtagen, nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, nach Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und des eximirten Gerichtsstandes, nach einem Preßgesetz, nach Oeffentlichkeit der Gemeindeverhandlungen u. dgl. immer weitere Dimensionen an. Auf den Landtagen von 1843 und 1845, von denen Anträge, Petitionen und Beschlüsse in dieser Richtung ausgingen, gab sich ein bewegtes Leben kund, namentlich auf dem rheinischen, ostpreußischen und posen'schen. Unter dem Titel „Preußen im Jahr 1845", erschien eine neue Denkschrift von Jacoby, die das herrschende System einer scharfen Kritik unterwarf und das „ceterum censeo" aller Freisinnigen, die Berufung der Reichsstände, eindringlich forderte. Allein der König wollte diese Stimmen der Zeit nicht verstehen. Als Antwort erfolgten ungnädige Bescheide, oder höchst dürftige Gewährungen; es wurde gedroht, die Provinzialstände nicht mehr einzuberufen; die Zusage von allgemeinen Reichsständen wurde für unverbindlich erklärt; die Publizirung der Landtagsverhandlungen wurde immer mehr eingeschränkt. Allen Vorstellungen und Bittgesuchen von Provinzialständen, städtischen Behörden, Corporationen und Privaten gegenüber erklärte der König beharrlich, über die Linie der provinzialständischen Verfassung nicht hinausgehen zu wollen. Ein Zwang für die Regierung, auf die reichsständische Frage immer wieder zurückzukommen, lag nur in dem Gesetz von 1820, welches für neue Staatsschulden die Zustimmung künftiger Reichsstände erforderte, und in dem Wunsche, ein preußisches Eisenbahnnetz auszubauen, was nicht ohne starke Anspannung des Staatscredits möglich war. Es sind denn auch in den vierziger Jahren zahlreiche Verfassungsentwürfe ausgearbeitet worden, u. A. von Bunsen, Radowitz, ohne daß diese Arbeiten ein praktisches Resultat gehabt hätten. Man hatte schon gänzlich jeder Hoffnung auf eine Einlösung der alten

Behandlung von Seiten der Brodherren, durch Absperrung der benachbarten Länder und die übermächtige Concurrenz, namentlich des großen Industriestaats England, um ihr Brod gekommen oder in eine jammervolle Lage gerathen. Unsägliches Elend breitete sich in diesen armen Gegenden aus, wo andere Nahrungszweige nur spärlich vorhanden sind, und trieb bald zu offenem Aufruhr und Landfriedensbruch. In Peterswaldau und Langenbielau wurden einigen reichen hartherzigen Großindustriellen die Häuser und Fabriken zerstört; es kam zu blutigen Zusammenstößen mit dem Militär, ehe die Ruhe gewaltthätig hergestellt werden konnte, ohne daß freilich den gerechten Ursachen dieser armen Bevölkerung zur Unzufriedenheit abgeholfen worden wäre. Aehnliche Auftritte fanden auch in dem benachbarten Böhmen statt, und es gährte noch lange nach in diesen Gegenden, eine Warnung an die Besitzenden vor dunkeln socialen Gefahren. Auch diese Ereignisse wurden, noch mehr als sie es verdienten, zu großen communistischen Verschwörungen aufgebauscht, um eine Rechtfertigung für die Reaction abzugeben. Allenthalben vermehrten Hungersnoth und Theuerung, Arbeitslosigkeit und Verarmung die tiefgährende Mißstimmung, die vernehmlich die Stürme des Jahres 1848 ankündigte.

b. Die Verfassungsfrage und der vereinigte Landtag.

Die Regierung Friedrich Wilhelm's III. war zu Ende gegangen, ohne daß in der reichsständischen Frage das alte Versprechen eingelöst worden, irgend ein Fortschritt über die dürftige Gabe der Provinzialstände hinaus geschehen wäre. Man hatte auch in dieser Beziehung viele Hoffnungen auf die neue Regierung gesetzt. Hatte doch der Kronprinz sich wiederholt für die Erweiterung der landständischen Rechte ausgesprochen und stets seine deutsch-nationale Gesinnung zur Schau getragen. Ganz Deutschland hatte von ihm den Aufbau der preußischen, die Umgestaltung der deutschen Verfassung erhofft. Aber diese Hoffnungen wurden bald getäuscht. Was geschah, war nur eine gewisse Fortbildung des provinzialständischen Instituts, keineswegs ein entscheidender Schritt zu einem wirklichen Verfassungsstaat und Repräsentativsystem. Ein leiser Fortschritt auf der constitutionellen Bahn konnte in der Verordnung über die Einrichtung der ständischen Ausschüsse der Provinziallandtage erblickt werden. Die Provinziallandtage delegirten danach je zwölf Ausschußmitglieder, zusammen also sechsundneunzig, von denen auf die vier Stände eine bestimmte Zahl kam, natürlich sehr zu Gunsten des Adels, auf Kosten der städtischen und ländlichen Vertretung. Auf diese Weise sollte auch während der Zeit, wo die Provinziallandtage nicht versammelt wären, ein ständisches Organ geschaffen werden, welches eine Ausgleichung der auf den verschiedenen Landtagen über gesetzgeberische Fragen hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten vermitteln und auch über andere, den Provinzialständen nicht vorgelegte Gesetze berathen sollte.

Bildung der ständischen Ausschüsse.

21. Juni. 1842.

bei den Vorgesetzten beliebt zu machen und als „gutgesinnt“ zu erscheinen, führte viele Richter auf Abwege. Von gar manchem wird berichtet, er habe sich Mühe gegeben, von seinen vorgesetzten Behörden die Untersuchung in einer Demagogensache zu erlangen, nur um seine loyale Gesinnung recht an den Tag legen zu können. Der Justizminister Mühler, der Vater des nachmaligen Cultusministers, nahm die Verantwortung für dieses Gesetz auf sich.

Januar 1842. Reisen des Königs nach England und Rußland.

Auf einer Reise nach England begeisterte sich der König für die Formen der anglicanischen Kirche und sog Eindrücke in sich ein, die sich in seinen Bestrebungen zur Reform der preußischen Landeskirche, zur Verschärfung der Sonntagsheiligung, zur Erschwerung der Ehescheidung u. dgl. deutlich kundgaben (S. 66 ff.). Mit noch größerem Mißtrauen sah man bald darauf den König nach Petersburg reisen; denn in dieser Fahrt erblickte man einen Ausdruck der Abhängigkeit Preußens von dem russischen Einfluß, eine neue Huldigung an den moskowitischen Absolutismus. Grenz- und Handelserleichterungen, auf die man sich vielfach Hoffnung gemacht, blieben denn auch aus oder waren ganz trügerisch; mit Entrüstung aber vernahm man aus einem Gnadenact des Zaren, daß preußische Unterthanen wegen Zollvergehen nach Sibirien transportirt worden. Je maßloser die conservativen Kreise den Russencultus trieben, um so mehr lehnte sich die öffentliche Meinung dagegen auf.

Sommer 1842.

Begünstigung des Adels. Tschech's Attentat.

Hand in Hand mit der Begünstigung der Strenggläubigen ging die Bevorzugung des Adels, dessen sociale und politische Stellung der König in mittelalterlichem Geist wieder zu beleben suchte; es gelang ihm auch, den adeligen Corpsgeist, namentlich im Heer, der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber aufs neue wachzurufen; aber eine wirkliche Aristokratie ließ sich aus dem unzulänglichen Stoff pommerscher und märkischer Junker nicht bilden. Des Königs romantische Neigungen ergingen sich in hochernsten Zeiten in Spielereien, wie der versuchten Wiederbelebung des Schwanenordens. Die liberalen Anschauungen kamen vollends in Verruf, als man sie für eine verbrecherische hochverrätherische That verantwortlich machen zu können meinte. Der Bürgermeister Tschech, ein Mann von überspannten radikalen Grundsätzen, gereizt über seine Abweisung bei Bewerbung um eine Staatsstelle, schoß aus unmittelbarer Nähe zwei Schüsse auf den König ab, der mit der Königin im Wagen vorüberfuhr. Tschech wurde hingerichtet und aus seiner That wurden neue Waffen gegen die freisinnigen Ideen geschmiedet.

26. Juli 1844.

Die Arbeiterunruhen in Schlesien. Juni 1844.

Zu der politischen Unzufriedenheit und Gährung gesellte sich an vielen Orten ein socialer und materieller Nothstand, wie er namentlich in den oberschlesischen Weberunruhen zum Ausbruch kam. Die Weber und Spinner des armen rauhen oberschlesischen Gebirgslandes, die früher weit und breit im Inland und Ausland ihre trefflichen Leinwandproducte abgesetzt hatten, waren durch das Aufkommen der Fabriken, durch gedrückte Löhne und hartherzige

sollte der zu gleicher Zeit nach Berlin berufene Schelling heilen. In das Obertribunal wurde Hassenpflug, der „Herr von Haß und Fluch“, wie ihn der Berliner Volkswitz nannte, berufen, der als kurhessischer Minister mit seinen Angriffen gegen die Landesverfassung sich in ganz Deutschland verhaßt gemacht. Ein finsteres gedrücktes System lagerte sich über Unterricht und Kirche; Pietismus und Mysticismus wurden überall begünstigt, frömmelnde Vereine, Missions- und Bibelgesellschaften auf alle Weise befördert. Wir kennen die Wirkungen dieses Systems des Denk- und Glaubenszwangs auf die kirchlichen Zustände. Immer strenger wurde aufs neue auch die Presse geknebelt; denn, wie Eichhorn sagte, „mit der Kirche und dem Staate, wie sie sein können und dürfen, sind Oeffentlichkeit und Redefreiheit unverträglich“. Mißliebigen Universitätslehrern wurden die Vorlesungen untersagt, Männer, wie die Philosophen Nauwerk und Hinrichs, der Theolog Schwarz, der Literarhistoriker R. Prutz und viele Andere hatten das Schicksal der wissenschaftlichen Censur. Dafür entstanden neue Orden und Klöster in Preußen. Nicht anders wurde mit den Volksschulen verfahren; Lehrer, Schulbücher, Methode wurden aufs strengste überwacht, ob sie dem herrschenden System dienten; civilversorgungsberechtigte Unteroffiziere wurden wieder wie in alten Zeiten in Lehrämtern untergebracht. Pietisten von der äußersten Richtung, wie der Generaladjutant von Thile, der Graf Stolberg-Wernigerode, wurden in das Cabinet berufen; auch der neue Justizminister v. Savigny, seit 1842 an Stelle des verrufenen Kamptz, und der Finanzminister von Bodelschwingh standen der kirchlichen Partei nahe. In die Gesetzgebungscommission wurde der Oberjustizrath von Gerlach berufen, ein typischer Repräsentant des herrschenden pietistisch-reactionären Geistes. Als verhältnißmäßig freisinnig konnte noch der Minister von Bülow gelten, der Schwiegersohn Wilhelm von Humboldt's, der im Jahre 1842 an Maltzahn's Stelle die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm.

Selbst die richterliche Unabhängigkeit wurde durch ein Gesetz angetastet, welches die bevorzugte Stellung der Richter aufhob, sie gleich den Verwaltungsbeamten einem Disciplinarhof unterstellte, das im Landrecht für jedes Einschreiten gegen einen Richter angeordnete gerichtliche Verfahren nur noch für gemeine und eigentliche Amtsverbrechen beibehielt. Pensionirung, Strafversetzung, Degradation von Justizbeamten fanden fortan auch ohne richterlichen Spruch statt und wurden gegen freisinnige, politisch mißliebige Richter mit schnödester Willkür und Härte angewendet; die zahlreichen freisprechenden Urtheile von Gerichten in politischen Prozessen erschienen dem Monarchen wie eine Auflehnung gegen seinen königlichen Willen und ließen ihn Hand anlegen an das kostbarste Gut eines Rechtsstaats, die Unabhängigkeit der Justiz. Ein lange nachwirkender Verfall des preußischen Richterstandes, Heuchelei, Liebedienerei und Streberthum waren die Folgen dieses Gesetzes. Die Versuchung, sich

29. März 1844. Die richterliche Unabhängigkeit angetastet.

Bildung von Bürgergarden, stürmischen Gesuchen um Einberufung der Stände. Der Landtag, nach den drei althessischen Curien, wurde denn auch einberufen und es kam eine neue Verfassung zu Stande, die den modernen constitutionellen Forderungen weite Rechnung trug und durch das Einkammersystem sich vor andern größeren Bundesstaaten vortheilhaft auszeichnete. Als die Rückkehr der Gräfin Reichenbach (Lessonitz) neue Unruhen erregte, schlug der Kurfürst Wilhelm II. seine Residenz in Hanau und Frankfurt auf und setzte den Kurprinzen Friedrich Wilhelm I. zum Mitregenten ein, was im Volke eine Befriedigung hervorrief, die sich bald genug als sehr wenig gerechtfertigt erwies. Kurfürst Wilhelm II. vermählte sich nach dem Tode der volksbeliebten Kurfürstin Auguste morganatisch mit der Gräfin Reichenbach und nach deren baldigem Tode mit der Tochter des Kasseler Stadtcommandanten, Karoline von Berlepsch (Baronin von Bergen). Am 20. November 1847 starb er in Frankfurt. Die in der kurfürstlichen Familie herkömmlichen häuslichen Zerrüttungen trübten auch die neue Regierung. Der Kurprinz vermählte sich morganatisch mit der geschiedenen Frau eines preußischen Offiziers, die den Titel einer Gräfin von Schaumburg und später einer Fürstin von Hanau erhielt, deren Söhne aber nicht succession sberechtigt waren.

5. Jan. 1831.

30. Septbr. 1831.

Das Regiment Hassenpflug's und Scheffer's.

Auch sonst schritt der Kurprinz-Mitregent auf der Bahn des Vaters fort, namentlich seitdem im Jahr 1832 Hassenpflug an die Spitze der Verwaltung trat, ein für die Geschicke des Kurstaats verhängnißvoller unseliger Mann. Fortan nahm der Streit zwischen Regierung und Ständen eine Schärfe an, die jeden Fortgang gesetzgeberischer Arbeiten hemmte und das Land der tiefsten Zerrüttung entgegenführte. Die kurhessische Verfassung war an sich so freisinnig wie nur eine in Deutschland, aber gegenüber einem despotischen Fürsten und einem gewaltthätigen rechtsverletzenden Minister hielt sie nicht Stand. Hassenpflug arbeitete erfolgreich daran, die Volksvertretung herabzuwürdigen, die Presse zu unterdrücken, die Beamten zu servilen Werkzeugen zu erniedrigen, die Rechtspflege zu beugen, thatsächlich den reinen Absolutismus durchzuführen, seiner Herrschsucht und Geldgier in vollem Maße fröhnend. Die Verfassung wurde zu unerhörten Interpretationskunststücken mißbraucht, jedes formale Recht bis zur äußersten Grenze ausgenützt oder auch völlig verdreht, durch Kammerauflösungen, Beamtenmaßregelungen, kleinliche Chicanen der ständischen Opposition entgegengearbeitet; zwei Anklagen gegen Hassenpflug wegen Verfassungsverletzung wurden vom Gericht abgewiesen. Dabei wurde der starrste Pietismus gefördert, selbst das Jubelfest der dreihundertjährigen Stiftung des Schmalkaldischen Bundes verboten. Auch in kleinlichen und lächerlichen Aeußerlichkeiten wurde das Muster der früheren Regierungen nachgeahmt, so in dem Verbot des Tragens von Schnurrbärten für alle Civilbeamte u. dgl. Als Hassenpflug aus Ursachen, die wenig bekannt geworden sind, hauptsächlich aber in rein persönlichen Zerwürfnissen mit dem Prinzregenten bestanden, plötzlich seinen Abschied

Juli 1837.

nahm, vollendeten seine Schüler die Untergrabung der Verfassung, die er erfolgreich eingeleitet. Männer wie Scheffer und von Hanstein suchten die verfassungsmäßigen Rechte der Landstände auf das niedrigste Maß herabzudrücken, fanden aber auch an den Führern der Opposition, Wippermann, Henkel, Schomburg, dem Bürgermeister von Kassel, energischen Widerstand. Das ständische Budgetrecht wurde aufs gröbste mißachtet. Jahrelang schleppte sich der Streit um die sogenannte Rothenburger Quart hin, die Besitzungen einer ausgestorbenen hessischen Nebenlinie, welche die Regierung für das kurfürstliche Hausvermögen, die Stände für den Staat in Anspruch nahmen. Scheffer, die eigentliche treibende Kraft dieses ultrareactionären Systems, verstieg sich bis zu Behauptungen, wie: die gesetzgebende Gewalt sei ein ausschließliches Recht des Landesherrn; wenn Etatssätze von den Ständen abgelehnt waren, pflegte er zu erklären, die Summen würden einfach doch ausgegeben werden. Dabei behandelte er die Stände mit einer Mißachtung und Rohheit, die in ganz Deutschland empörte; das System der Interpretirung und Verdrehung der Verfassung hatte er zu einer wahren Virtuosität ausgebildet.

„Hassenpflug", sagt Wippermann in der „Allgemeinen Zeitung", „ging bei aller moralischen Verwerflichkeit der Mittel, mit denen seine gewaltsamen Schritte begleitet zu sein pflegten, von weittragenden Ideen aus und war immerhin als ein Staatsmann zu bezeichnen; Scheffer aber, der ihn zu copiren suchte, regierte durchgehends in der kleinlichsten Weise. Er hatte jenem seinem Meister nur Aeußerlichkeiten abgesehen, hatte dessen Beispiel sich nur zum Sporn dienen lassen, sich in den äußersten Schroffheiten und Rücksichtslosigkeiten gegen die Landesvertretung zu ergehen. Ohne irgend höhere Ziele zu verrathen, war Scheffer der vollendetste Vertreter jener überaus traurigen Richtung einer kleinen Clique von Frömmlern, deren Gesichtskreis an den Grenzen des Kleinstaats ein Ende hatte. Diesem Fanatismus des Stillstands diente „die monarchische Regierung" des Kurfürsten in dem Sinn als Devise, daß damit der unberechtigt eingedrungene Constitutionalismus unvereinbar sei. Dabei schien aber Scheffer der Muth zu fehlen sich zum Feinde jegliches festen Verfassungszustandes zu erklären, sondern er schien es sich nur zur Lebensaufgabe zu machen, die seit Jahrhunderten bestehende, mit Fürst und Volk verwachsene, 1831 nur in neue Formen gebrachte Verfassung zu untergraben. Das erschien wohl als lockendes, reiches Feld für seine Advocaten-Natur, und es schmeichelte dies den Launen eines Fürsten, welchen alle vernünftigen Schranken genirten".

Früchte des Systems. Mit der politischen Reaction ging die kirchliche, sowohl katholischer als evangelischer Richtung, Hand in Hand; an der Spitze des evangelischen Pietismus standen der Gymnasialrector Vilmar in Marburg, Professor Bickel (nachher Justizminister) u. A. Die Mitglieder der kirchlichen Partei wurden überall bevorzugt; grimmige Verfolgungen ergingen auch über die Deutschkatholiken. Eine der schnödesten Thaten dieses Systems war das Verfahren gegen den Abgeordneten Jordan, Professor der Rechte in Marburg, einen hervorragenden Kämpfer der Opposition, einen freisinnigen und hochbegabten Mann, der einen von der Reaction in ganz Deutschland gefürchteten Namen hatte.
Juni 1839. Dieser Mann wurde vom Amte suspendirt und wegen versuchten Hochverraths

in Untersuchung gezogen, auf die nichtswürdigsten Indicien hin zu einem Haupt der Revolutionspartei gestempelt und in langer, seine Gesundheit zerrüttender Haft gehalten, ein wahrhaft empörender Prozeß, der das ungeheuerste Aufsehen in ganz Deutschland erregte. Nach vierjähriger Gefangenschaft wurde Jordan, der im Kerker sein schneidendes Buch: „Die Jesuiten und der Jesuitismus“ verfaßte, wegen „Nichtverhinderung hochverrätherischer Unternehmungen“ zu fünf Jahren Festung verurtheilt, vom Oberappellationsgericht aber freigesprochen. Der Prozeß trug mächtig dazu bei, den allgemeinen Ruf nach Reform des Gerichtsverfahrens, nach Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Schwurgerichten, nach Beseitigung der Cabinetsjustiz und des Inquisitionsverfahrens zu verstärken. Wiederholte Kammerauflösungen und strafgerichtliche Untersuchungen gegen Abgeordnete wegen ihrer Reden schüchterten Viele ein, so daß der Landtag sich die Scheffer'sche Wirthschaft meist gefallen ließ. Die hessischen Gerichte bewährten im Allgemeinen ehrenhafte Unparteiischkeit und Unabhängigkeit; dafür erhielten aber auch die Richter Verweise, Versetzungen und andere Strafen. Bei diesem System geschah für die geistigen und materiellen Interessen des Landes nicht das geringste; der einzige Zweck des Staates schien in dem kleinlichsten polizeilichen Treiben zu bestehen. Das ganze unwürdige System hat der vielverfolgte Wippermann in seinem Buch „Kurhessen seit dem Freiheitskrieg“, scharf gekennzeichnet. Als nach dem Tode Wilhelm's II. der Mitregent Friedrich Wilhelm I. die Regierung in eigenem Namen antrat, gab er die Absicht kund, Veränderungen in der Verfassung vorzunehmen; alleín der Landtag erklärte, daß der früher vom Kurprinzen auf die Constitution geleistete Eid für dessen ganze Lebensdauer verbindlich sei, und gegenüber dem allseitigen Widerstand, selbst bei dem Offiziercorps, das an seinem früheren Diensteid auf die Verfassung festhielt, scheiterte der Plan einer Abänderung des Grundgesetzes. Die Februarrevolution brachte dann auch in diesem schwergeprüften Lande bessere Zeiten, freilich nur von sehr kurzer Dauer. Novbr. 1847.

In **Mecklenburg** dauerte die Erstarrung des feudal-aristokratischen Staatswesens mit seinen mühsam aufrecht erhaltenen mittelalterlichen Einrichtungen, wie wir sie früher (XIV, 694) angedeutet, auch jetzt noch fort und das Adelsregiment bildete sich, wie wir später erfahren werden, zu immer größeren Härten und Mißbräuchen aus. 5) Mecklenburg.

Die **freien Reichsstädte** an der See gaben sich der Pflege ihres mächtigen Handelswesens hin, sonderten sich wirthschaftlich von Deutschland ab und nahmen an dem politischen Leben der Nation wenig Antheil; die heißersehnte Reform der Stadtverfassungen, die Erfrischung des engherzigen Patrizierregiments kam bei der herrschenden Zeitströmung auch auf diesem republikanischen Boden nicht zur Ausführung. Die erste Handelsstadt Deutschlands, **Hamburg**, erlitt in diesem Zeitraum einen furchtbaren Schlag durch eine Feuersbrunst, wie sie entsetzlicher kaum je eine Stadt betroffen. Ein Fünftel der ganzen Stadt ging in einem dreitägigen Brand in Flammen auf und noch wochenlang 6) Die Hansestädte. Der Hamburger Brand. 5—8. Mai 1842.

stiegen aus Schutt und Trümmern die Rauchsäulen empor. Erschütternd schildern die Augenzeugen das grausige Schauspiel, wie die Flammen die alte prächtige Nicolaikirche ergriffen, wie unter der Gluth des Feuers das Glockenspiel noch einmal zu ertönen begann und dann mit dumpfem Donner der gewaltige Thurm in sich zusammenstürzte, wie in den Canälen Oel und Sprit brennend dahinfloß und das Feuer von einem Ort zum andern trug. Die Börse, das Rathhaus, die Petrikirche, das Zuchthaus, im Ganzen siebenzehnhundert Gebäude wurden ein Raub des entfesselten Elements. Es gehörten die ganze Energie, der Reichthum und die glücklichen äußern Vorbedingungen dieser Handelsmetropole dazu, um die Stadt in kürzester Zeit schöner wieder auferstehen und das kaufmännische Geschäft kaum einen einzigen Tag ruhen zu lassen.

5. Die süddeutschen Staaten.

1) Baiern. Ministerium Schenk und Wallerstein.

Wir haben die Geschichte Baierns bis in die Anfänge der Regierung König Ludwig's I. kennen gelernt (XIV, 695 ff.). Der König lebte nach wie vor in seinen künstlerischen Interessen und brachte ihnen große Opfer; in politischer und kirchlicher Hinsicht aber lenkte die Regierung immer mehr in die Bahnen der Reaction, des Absolutismus und Ultramontanismus ein, und die Landtage rieben sich in nutzlosem Kampf gegen die übermächtige Gewalt eines nach voller Unumschränktheit strebenden Königthums und einer finstern Priesterpartei auf. Das Kloster- und Mönchswesen wurde wie im Mittelalter begünstigt, die Schule dem geistlichen Einfluß ausgeliefert. Die Demagogenverfolgung trieb hier ebenso üppige Blüthen wie anderwärts (Bürgermeister Behr, Dr. Eisenmann); die Abbitte vor dem Bildniß des Königs war eine bairische Erfindung und Einrichtung. Wegen eines geringfügigen Studentenunfugs wurde die Universität München zeitweilig geschlossen. Die Presse wurde eng geknebelt; selbst die Classiker reinigte man in Baiern von dem „Giftstoff politischer Ketzerei". Ein strenges Censuredict vom 28. Januar 1831 erregte viel Sturm und wurde von der Kammer als verfassungswidrig heftig angefochten; der Minister Schenk trat darüber vom Amte zurück. Es folgte das Ministerium des Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein, eines Mannes von nicht gewöhnlichem Talent und ehrenwerthem Charakter, der aber doch, schwankend zwischen Reaction und constitutionellem Regiment, nicht die richtige Stellung zu finden wußte. Immerhin aber suchte er der Partei des Absolutismus und des Priesterthums noch einigermaßen entgegenzuwirken und fiel als
Octbr. 1837. Opfer seines Widerstandes gegen die clericale Uebermacht, die nunmehr unter seinem Nachfolger zur unbestrittensten Herrschaft gelangte.

Ministerium Abel. 1837–1847.

Die kirchliche Partei und Metternich leiteten unter der Verwaltung von Abel und seinem Genossen Graf Seinsheim ohne Widerspruch die innere und die äußere Politik Baierns. Abel gab sich der Bigotterie und dem Ultramonta-

nismus mit dem ganzen fanatischen Eifer des Renegaten hin. Die Aufhebung der Censurfreiheit für Besprechung der innern Politik und die Einführung der Stockprügel bezeichneten seinen Amtsantritt. Die bairische Censur war bald ebenso berüchtigt wie die österreichische; denn die Presse, war Abel's Grundsatz, „ist eine feile Buhldirne, die Journalisten sind der Abschaum der Menschheit". Es kam vor, daß ein Censor ein Gedicht strich, das aus der eigenen Sammlung des Königs war, was jener freilich nicht wußte. Görres, der damals seine „historisch-politischen Blätter" herausgab und seine „christliche Mystik" schrieb, ein vielbesprochenes Buch voll des wunderlichsten und widerlichsten Mysticismus, das manche als Ausgeburt der Altersschwäche, manche als mephistophelischen Hohn auffaßten, hatte sein Haus in München zum Sammelplatz der ganzen europäischen ultramontanen Bewegung gemacht, die schon damals mitunter in demokratischem Gewande aufzutreten liebte. Die Jesuiten, unter dem Namen Redemptoristen, gegen deren Aufnahme sich König Ludwig lange gesträubt, kamen seit Ende der dreißiger Jahre zu immer größerer Macht, und mit ihnen ging der protestantische Pietismus unter dem Oberconsistorialpräsidenten Roth Hand in Hand. In den zehn Jahren der Abel'schen Regierung wurden die bairischen Klöster auf die ungeheure Zahl von einhundertzweiunddreißig vermehrt. Dem evangelischen Gottesdienst wurden trotz der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung der Confessionen oft genug Hindernisse bereitet, den protestantischen Soldaten das Kniebeugen vor der Monstranz auferlegt, ein Befehl, der einen Sturm des Unwillens in ganz Deutschland erregte (S. 47). Der Pfarrer Redenbacher, der hiergegen einen mannhaften Protest erließ, wurde mit einer Criminaluntersuchung und Gefängnißhaft gepeinigt. Im Jahre 1844 wurde der Gustav-Adolf-Verein verboten. Während für kirchliche und künstlerische Zwecke stets Geld genug vorhanden war, wurden productive Anlagen aufs äußerste vernachlässigt; die Beamten und Lehrer waren materiell unglaublich gedrückt und durch strenge Disciplin, letztere auch durch einen unwürdigen Studienplan, geistig gefesselt. Die Münchener Universität verkam wieder aufs traurigste; Männern wie Schelling und Franz v. Baader wurden die größten Schwierigkeiten in ihrer academischen Wirksamkeit bereitet. Auch für das Militärwesen hatte der König keinen Sinn; das bairische Heer stand an Ausrüstung und Kriegstüchtigkeit den meisten andern Contingenten nach.

Man hatte vielfach gefürchtet, Abel werde das Beispiel des Königs von Hannover befolgen und die Verfassung aufheben. Das geschah nun freilich nicht, aber es wurde doch in ganz unconstitutionellem Geist regiert. Der König war ein durchaus absolutistisch gesinnter Fürst, allein die äußeren constitutionellen Formen liebte er doch als Hülle seines autokratischen Regiments aufrecht zu halten. Er konnte dies um so eher, als er in den dreißiger und vierziger Jahren in seinen Kammern wenig Widerspruch fand. Die Stimmung war dumpf, gedrückt, resignirt. Die ohnehin gemäßigten und zahmen Kammern Das Abel'sche Regiment und die Kammern.

wurden durch Ausdehnung der Staatsdienereigenschaft auf Advocaten und selbst Aerzte und dann durch Urlaubsverweigerung an dieselben ihrer besten Kräfte beraubt. Eine solche Volksvertretung leistete den Gewaltmaßregeln Abel's wenig Widerstand. Ungescheut wurden Grundsätze vorgetragen, welche das ganze Budgetrecht des Landtags zu vernichten und die Verfassung zu einem unwürdigen Scheinconstitutionalismus zu erniedrigen drohten. In der Kammer der Reichsräthe führte Fürst Karl Wrede, ein Sohn des Feldmarschalls, einen heftigen und erfolgreichen Kampf gegen die kirchliche Partei und das Abel'sche System; in der Abgeordnetenkammer galt der Bürgermeister von Regensburg, Freih. von Thon-Dittmer, als Führer der Opposition. Viel Aufsehen erregte das ganz ungesetzliche Ausleihen bairischer Staatsgelder an das neue Königreich Griechenland, eine Angelegenheit, über die nie volle Klarheit gewonnen werden konnte und die sich bis in die Revolutionsjahre hinschleppte. Der Vergeudung bairischen Geldes, die in der griechischen Anleihefrage zu Tage trat, kam nur die Mißwirthschaft mit der bairischen Wehrkraft gleich, die in den Truppensendungen für das kurzlebige Königthum des wittelsbachischen Otto enthalten war.

Lola Montez. Das stagnirende politische Leben Baierns wurde mächtig aufgeregt und aufgewühlt durch ein Ereigniß, welches zunächst eine intime persönliche Angelegenheit des Königs war, bald aber einen tiefgehenden Einfluß auf den ganzen Gang des öffentlichen Lebens ausübte. Im October 1846 kam die spanische Tänzerin und Courtisane Lola Montez nach München, eine Abenteurerin von bezaubernder, wenn auch schon etwas verblühter Schönheit, von leidenschaftlichem Feuer und nicht gewöhnlichem Geist, herrschsüchtig, aber nicht geldgierig, die den liebebedürftigen und für Frauenschönheit so empfänglichen König bald ganz in ihre Netze zog. Die kirchliche Partei hatte sonst die Herzensangelegenheiten des Königs sehr tolerant behandelt und Vortheile für ihre Sache daraus zu ziehen gewußt. Die englisch-spanische Lola aber war Protestantin und hatte einen alten Haß gegen die Clericalen, deren Einflüssen sie auf alle Weise entgegenarbeitete. Die Gunst des Monarchen gestattete ihr bald die größte Macht auch in politischen Fragen. Der König war ohnedies des immer dreister auftretenden Treibens der Ultramontanen müde. Es wurde dem Einfluß der
Jan. 1847. Mätresse zugeschrieben, daß ein besonderes Ministerium für Kirchen- und Unterrichtswesen errichtet und dies Ressort dem Minister des Innern, Abel, der es bisher nebenbei verwaltet, entzogen wurde, ein schwerer Schlag für die kirchliche Partei.

Ministerium Maurer. Das ganze Ministerium Abel nahm über diesen Vorgängen seinen Abschied, nachdem es vergebens versucht, den Monarchen durch Unruhen und Pöbelexcesse zu ängstigen. Der König kam sich wie von einem Bann erlöst vor, als er das „Pfaffenregiment" entlassen. Der protestantische Staatsrath von Maurer bildete ein neues Cabinet. Die kirchliche Partei war auch ferner noch bemüht, das Volk, namentlich die Studenten, aufzuwiegeln und zu fanatisiren; Professor von Lasaulx, der Neffe von Görres, leistete dabei gute Dienste, wurde aber

bald seiner Stelle entsetzt, ebenso einige andere Professoren der kirchlichen Partei wie Sepp und Döllinger. Fanatisirte Pöbelhaufen insultirten die Mätresse und selbst den König; es kam wiederholt zu Straßenexcessen, die aber doch zunächst keine ernste Gestalt annahmen. Abel und seine Partei waren gefallen, und der Heiligenschein von Sittlichkeit und Ehre, mit dem sie sich heuchlerisch zu schmücken suchten, täuschte niemanden. „Lola hat Loyola besiegt", sprach der Volkswitz; die königliche Geliebte wurde zur Gräfin von Landsfeld erhoben und gab fortan noch unbeschränkter bei allen Aemterbesetzungen und politischen Fragen den Ausschlag. Das neue Ministerium hatte, schon um seiner Selbsterhaltung willen, den ehrlichen Vorsatz, möglichst constitutionell und freisinnig zu regieren. Aber das war freilich dem König, der sich an das scheinconstitutionelle Leben mit seinem ungeordneten Staatshaushalt und seinen „Erübrigungen", die alljährlich Millionen eintrugen, gewöhnt hatte, durchaus nicht nach dem Sinn. Das Ministerium Maurer hatte bald bei dem König und der Mätresse abgewirthschaftet.

Zweites Ministerium Wallerstein. Decbr. 1847. Unruhen in München.

Es wurde jetzt das „Lola- oder spanische Ministerium" eingesetzt mit dem Fürsten Ludwig Wallerstein an der Spitze, der seit seinem ersten Rücktritt von der Regierung dem Abel'schen Regiment im Reichsrath energisch Widerstand geleistet. Fürst Wallerstein war jetzt bestrebt, die freisinnigen Ideen der Neuzeit zum endgültigen Sieg über die kirchliche Reaction zu führen und damit die Stellung Baierns in der öffentlichen Meinung Deutschlands zu stärken. Es wurde Preßfreiheit gewährt, so weitgehend wie sie nirgends in Deutschland herrschte, damit aber auch der kirchlichen Partei ein Mittel in die Hand gegeben, den Haß und die Leidenschaft gegen das liberale Regiment zu schüren. Die königliche Geliebte, „die neue Dubarry", wurde immer herrischer; sie mischte sich immer mehr in die Staatsgeschäfte und trug ihren Einfluß ostentativ zur Schau; stundenlang verweilte sie auf dem Ministerium des Innern und traf ihre Anordnungen. Um so feindseliger stellte sich die kirchliche Partei der „maurischen Gräfin" gegenüber. Das langmüthige bairische Volk gerieth in Unruhe, als die strengkirchliche Geistlichkeit das sittenlose Leben des Königs enthüllte und den Widerstand der Frommen gegen das anstößige Treiben am Hof als die einzige Ursache ihres Falls darstellte; als die Mätresse mit schamloser Frechheit ihre Schmach und ihren Einfluß zur Schau trug; als die grenzenlose Schwachheit und Verblendung Ludwigs dem aus Gott stammenden Königthum und der Majestät des Throns den schirmenden Glanz raubte. Selbst die Aussicht auf längst gewünschte Reformen und auf ein zeitgemäßes Regierungssystem war nicht im Stande, die Mißstimmung des Volks zu zerstreuen, und die liberale Partei, die man zu gewinnen hoffte, zeigte keine Lust, ihre Sache durch Beförderung eines die Sitte und den Anstand verletzenden Verhältnisses zu beflecken und den Gegnern Gelegenheit zur Verunglimpfung zu geben. So herrschte unter allen Ständen, mit Ausnahme einiger servilen Hofleute und Beamten, eine trübe, mißvergnügte Stimmung; die Studentenschaft

war in bedenklichster Gährung, die sich bei dem Begräbniß des alten Görres in
Febr. 1848. wilden Tumulten äußerte. Am Vorabend der französischen Februarrevolution kam es zu einem offenen Aufstand, als der König, verdrießlich, daß die Studirenden, theils im sittlichen Unwillen, theils aus Anhänglichkeit an die gestürzten ultramontanen Führer, einer von der Mätresse begünstigten academischen Verbindung den Umgang versagten, die Universität auf einige Zeit schließen ließ und den Studenten die Abreise gebot. Nach einem kurzen Straßenkampf, den die Bürgerschaft, die Studenten und der Pöbel vereint gegen die Polizeimannschaft und das mild verfahrende Militär bestanden, sah sich der König zur Zurücknahme der Suspension der akademischen Vorlesungen und zur Entfernung der Gräfin aus München bewogen. Die weiteren Folgen dieser Vorgänge werden wir bald kennen lernen. Jeder Hoffnung einer Rückberufung nach München beraubt, begab sich Lola Montez nach America, wo sie noch viele Jahre ein ihrer bescholtenen Vergangenheit entsprechendes, fahrendes Leben führte, bis sie am 30. Juni 1861 in einem Krankenhause bei Neuyork starb.

2) Würtemberg. Verhältnißmäßig mild trat die Reaction in **Würtemberg** auf, wenn gleich auch hier das Ministerium **Schlayer** (seit August 1832) dem allgemein herrschenden Polizeisystem Vorschub genug leistete, das Vereins- und Preßwesen in engen Schranken hielt, demagogischen Umtrieben nachspürte, so wenig auch gerade in Würtemberg davon vorhanden war. Die Landtage der dreißiger und vierziger Jahre verliefen in ziemlichem Einvernehmen mit der Regierung, ohne große Stürme und ohne hervorragende Ergebnisse; es wurde rüstig an dem Fortbau der inneren Gesetzgebung, auf dem Gebiet der Verwaltung, der Justiz, der wirthschaftlichen Politik gearbeitet, ohne daß aus diesen gefügigen Ständeversammlungen, wo die Opposition meist eine bescheidene Rolle spielte, viel von allgemeinem Interesse oder von Fortschritt in freiheitlicher Richtung zu melden wäre. An der Spitze der liberalen Opposition standen gefeierte Namen, wie Paul Pfizer, Schott, Uhland u. a. Sie hatten einen schweren Stand gegenüber dem Staatsminister Schlayer, einem Manne von seltener Begabung aber bureaukratischer Eigenmächtigkeit, der vom Sohne eines Tübinger Handwerkers zur höchsten Stelle in seiner Heimath aufgestiegen war und jedem Widerspruch schroff entgegentrat. Rob. v. Mohl wurde wegen einer tadelnden Kritik des herrschenden
Septbr. 1845. Verwaltungssystems seiner Professur an der Universität Tübingen entsetzt.

3) Baden. Die politische Lage in den dreißiger Jahren. Ministerium Winter. Ungleich regeres politisches Leben zeigte sich in dem benachbarten **Baden**, dessen neuere Geschichte fortdauernd von der tiefgreifendsten Einwirkung auf die freiheitliche und constitutionelle Entwicklung des gesammten Deutschland war. Die Blicke der ganzen Nation waren auf die politischen Vorgänge in dem südwestlichen Grenzlande unter dem wohlwollenden Regiment des volksthümlichen
Leopold 1830—52. „bürgerfreundlichen" Großherzogs **Leopold** gerichtet, und die Führer der liberalen Opposition, Männer wie Rotteck, Welcker, Duttlinger, Mittermaier waren weithin populäre Namen. Auf das Drängen der liberalen Opposition wurde

in offenem Gegensatz gegen die Autorität des Bundes ein Gesetz erlassen, das 28. Decbr. 1831.
fast vollständige Preßfreiheit gewährte, und wenn dasselbe auch sehr bald auf
einen Beschluß des Bundestags zurückgenommen werden mußte, so erregte doch Juli 1832.
schon dieser Versuch, sich über die Zwangsmaßregeln des Bundes hinwegzusetzen,
das größte Aufsehen. Der Landtag von 1831, wo das Preßgesetz erlassen
wurde, war einer der glänzendsten in der ganzen deutschen Geschichte voll freiheitlicher Anregungen und politischen Lebens; damals stellte auch Welcker den in
ganz Deutschland zündenden Antrag, es möchten sämmtliche Bundesstaaten eine Octbr. 1831.
wahre repräsentative Verfassung erhalten und neben dem Bundestag eine deutsche
Nationalvertretung, ein Volksrath geschaffen werden. Soweit es Metternich und
der Bundestag zuließen, war das Land in den dreißiger Jahren unter dem Minister **Winter** verhältnißmäßig liberal regiert und auf verschiedenen Gebieten
des öffentlichen Lebens geschahen wesentliche Fortschritte. Freilich griff man auch
hier, um die Opposition niederzuhalten, zu Mitteln, wie der Schließung der
Universität Freiburg, wo sich eine besonders widersetzliche Stimmung kundgab, Septbr. 1832.
und zur Pensionirung der Professoren Rotteck und Welcker.

Erst als nach Winter's Tod der Freiherr v. **Blittersdorf** der leitende Minister wurde, zog auch in Baden die Reaction mit vollen Segeln ein. Blittersdorf war ein Mann von flachem Geist und von mäßigen Gaben, intrigant, hochmüthig, frömmelnd, ein dienstfertiges rücksichtsloses Werkzeug Metternich'scher
Pläne und innerlich ein Feind alles constitutionellen Wesens und aller Volksfreiheiten. Jetzt ergingen auch in Baden die bekannten Maßregeln einer repressiven
Staatskunst, maßlose Censur, Verweigerung des Urlaubs an Beamte behufs Eintritts in die Kammer, Wahlbeeinflussungen, Kammerauflösungen, Strafversetzungen und andere „Disciplinirungen", welche das Beamtenthum gleichzeitig einschüchterten und corrumpirten. Der lange Streit über das Recht der Urlaubsverweigerung führte im Jahre 1842 zur Auflösung der Kammer; ein System empörender Febr. 1842.
Wahlbeherrschung, zu dem die gesammte Beamtenschaft aufgeboten wurde, sollte
eine ministerielle Volksvertretung zu Stande bringen, und doch entsprachen die
neuen Wahlen keineswegs den Hoffnungen Blittersdorf's. Einer der ersten Beschlüsse der neuen Kammer war eine bittere Erklärung, in der die Beeinträchtigung
der verfassungsmäßigen Wahlfreiheit scharf verurtheilt wurde. Männer wie **Itzstein**, ein geborner Parteiführer von jakobinischen Anlagen, ein gewandter
Agitator und Dialektiker, der kenntnißreiche, gelehrte und charakterfeste **Welcker**,
der talentvolle geniale **Mathy**, der beredte, feurige, aber überstürzende, oft
unklare Friedrich **Hecker**, der bewußt auf einen gewaltsamen revolutionären
Umsturz hinarbeitete, Bassermann, Soiron u. A. waren auch jetzt die Führer
der Opposition. Der neue Landtag der Jahre 1843 und 1844 brachte einige
wichtige Reformen zu Stande, wie ein Strafproceßgesetz mit Oeffentlichkeit und
Mündlichkeit, eine Gerichtsverfassung, welche die Rechtspflege vollständig von
der Verwaltung trennte. Blittersdorf, der weder am Hof, noch bei den Be-

(Margin, beside the start of the second paragraph: † 1838. Ministerium Blittersdorf.)

amten, noch irgendwo sonst beliebt war, konnte sich angesichts des oppositionellen Ausfalls der Wahlen selbst nicht mehr verhehlen, daß er zu schroff vorgegangen.
Novbr. 1843. Er wurde der Schwierigkeiten nicht mehr Herr und erhielt seine Entlassung, worauf er wieder Bundestagsgesandter wurde. Er tauschte als Minister des Auswärtigen mit dem bisherigen badischen Bundestagsgesandten v. Dusch. Sein System aber blieb vorerst, wenn auch etwas gemildert bestehen.

März 1845. Ministerien Nebenius und Bekk. Nach verschiedenen Provisorien wurde Nebenius zum Ministerpräsidenten erhoben, ein wohlwollender und constitutionell gesinnter, aber schwacher und schwankender Staatsmann, unter dem der Ministerialdirector Rettig die eigentliche Herrschaft in Blittersdorf'schem Geist ausübte. Die heftige Bewegung, welche in Folge der deutschkatholischen Frage und eines Antrags auf volle freie und öffent-
Febr. 1846. liche Religionsübung entstand, führte abermals zur Kammerauflösung. Allein die Wahlen fielen noch oppositioneller aus, so daß selbst Blittersdorf zum Einlenken rieth. An die Spitze des Ministeriums wurde jetzt der gemäßigt liberale Bekk gestellt, im übrigen aber blieb das bisherige reactionäre Cabinet und auch Bekk vermochte dem eingewurzelten System gegenüber nicht durchzudringen. Die Halbheiten und Widersprüche erregten auf allen Seiten Mißstimmung.

Spaltung der Opposition in Liberale und Radicale. Was die Regierung erreichte, war nur eine Spaltung der bisherigen Opposition in Liberale und Radicale, „Halbe" und „Ganze", die letztern unter Hecker und Struve mit socialdemokratischen Bestrebungen. Der Versuch einer Einigung
29. Novbr. 1846. auf dem Durlacher Tage, wo auch die „deutsche Zeitung" unter der Redaction von Gervinus in Heidelberg ins Leben gerufen wurde, hatte keine dauernde Wirkung. Die „entschiedenen Verfassungsfreunde" unter Hecker und Struve
12. Septbr. 1847. hielten im nächsten Jahr eine Volksversammlung in Offenburg ab, wo schon die weitgehendsten Forderungen erhoben wurden, wie Abschaffung aller Vorrechte, progressive Einkommensteuer, Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Capital und Arbeit, Selbstregierung des Volks, Verwandlung des stehenden Heeres in eine volksthümliche Miliz, Vertretung des deutschen Volks beim Bundestag, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, u. dergl., das Programm der Revolutionspartei. Die Regierung leitete einen Hochverrathsprozeß gegen die
10. Octbr. 1847. Theilnehmer der Offenburger Versammlung ein. Einige Wochen später tagten die badischen Liberalen, vereinigt mit Abgeordneten anderer deutschen Staaten, zu Heppenheim an der Bergstraße; eine gesammt-deutsche Volksvertretung, sei es am Bunde, oder im Anschluß an den Zollverein, bildete den Mittelpunkt der hier gestellten Forderungen. Das Ministerium Bekk war inzwischen von einigen besonders unpopulären Elementen wie Rettig gereinigt worden und erfreute sich im wesentlichen der Unterstützung der gemäßigten Liberalen. Großes Aufsehen in ganz Deutschland erregte ein von Bassermann in der Kammer gestellter An-
5. Febr. 1848. trag: es möge durch Vertretung der deutschen Ständekammern am Bundestag ein sicheres Mittel zur Erzielung gemeinsamer deutscher Gesetzgebung und einheitlicher Nationaleinrichtungen geschaffen werden, ein dem früher von Welcker

gestellten ähnlicher Antrag, der an den Grundlagen der Bundesverfassung rüttelte und einem allgemeinen populären Verlangen entgegenkam. So kündigte sich in dem bewegten politischen Leben Badens schon die nahe bevorstehende Zeit der revolutionären Stürme an.

Bald nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Ludwig II. brachen in Hessen-Darmstadt Unruhen aus, wie sie die Julirevolution an verschiedenen Orten Deutschlands hervorrief. Es fielen kleine Aufstände und Tumulte vor, gegen die Militärmacht und Belagerungszustand aufgeboten werden mußten. Namentlich regten sich auch die Bauern gegen den Steuerdruck, die Beamtenwillkür, die Staats- und Herrschaftslasten; es kam zu ernsten Zusammenstößen mit dem Militär und bei dem Dorf Södel zu einer entsetzlichen Blutthat, die aus einem Mißverständniß noch nicht einmal die Rebellen, sondern loyal gesinnte Landleute traf. Die hessische Geschichte weist ähnliche Erscheinungen auf wie die der benachbarten Staaten, wenn auch in etwas milderen Formen. Auch hier sehen wir die Regierung unter dem reactionären Freiherrn du Thil in lebhaftem Streit mit der ständischen Opposition, der gemäßigten unter Ernst Emil Hoffmann und Heinrich von Gagern, der radicalen unter Wirth, über die die hessische Verfassung beeinträchtigenden Bundestagsbeschlüsse und andere politische Fragen; Beamte, die sich als Abgeordnete der Opposition angeschlossen, wurden ihrer Aemter entsetzt, liberale Blätter, Volksvereine und Volksfeste unterdrückt, wiederholte Kammerauflösungen vorgenommen. Der hauptsächliche Repräsentant der absolutistischen und katholischen Tendenzen war der Geh. Staatsrath v. Linde. Eine lebhafte Bewegung in Rheinhessen wurde durch die Aufhebung des dort noch geltenden französischen Civilrechts erzeugt. Wohlthätig wirkte die durchgreifende Entlastung des Grundbesitzes von Zehnten, Frohnden und anderen Bedrückungen.

Septbr. 1830. 4) Hessen-Darmstadt. Ludwig II. 1830—1848.

In Nassau sah das Volk ruhig zu, wie seine Vertretung und die Verfassung zu einem Blendwerk und Zerrbild herabgewürdigt, die Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen aufgehoben, ein ganz unsinniger Census für die Wählbarkeit eingeführt wurde. Der Herzog erklärte die Domänen des Landes ohne Unterschied ihrer Herkunft für sein Eigenthum, erwirkte sich bei den von beiden Kammern darüber geführten Verhandlungen eine künstliche Majorität, indem er die erste Kammer auf ungesetzliche Weise durch Glieder seiner Familie vergrößerte, die Stimmen derselben mit der ihm günstigen Minderheit der zweiten Kammer vereinigte und dann die widerstrebenden Mitglieder ausschließen, den siebenzigjährigen Präsidenten Herber aber wegen eines mißliebigen Zeitungsartikels zur Festungsstrafe verdammen ließ, von welcher ihn nur sein baldiger Tod befreite. Die Mehrheit der zweiten Kammer suspendirte selbst ihre Wirksamkeit, da eine solche ihr Eid auf die Verfassung nicht länger gestatte; ein Rumpfparlament von wenigen Mitgliedern fungirte fort, heillose verfassungswidrige Zustände.

5) Nassau. Herzog Adolf 1839—1866.

II. Oesterreich.

1. Das Metternich'sche System in der Agonie.

Oesterreich in den letzten Lebensjahren des Kaisers Franz. In dem Erhaltungs- und Stabilitätssystem des Kaisers Franz und Metternich's, das wir im vorigen Band (S. 707 ff.) in seinen einzelnen Zügen geschildert, brachte auch die Julirevolution wenig Aenderung hervor; noch war das Volk zu stumpf, leichtsinnig, alles öffentlichen Lebens entwöhnt, genügsam in seinem materiellen Wohlbefinden; gemeinsame Interessen kannte man in diesem vielgespaltenen Reiche kaum. Gegenüber den durch die Pariser Revolution in benachbarten Ländern erzeugten Bewegungen bestand auch jetzt die österreichische Politik nur im Niederhalten, Dämpfen und Unterdrücken. Die großen Fürstencongresse von Münchengrätz (1833) und Kalisch (1835) knüpften die Bande der heiligen Allianz gegen die Hydra der Revolution fester um die drei absoluten Monarchen des Ostens, und der alte Kaiser mochte auf seinem Todbette sein System bewährt und befestigt wähnen.

† 2. März 1835. Ferdinand I. 1835—1848. geb. 1793. Als Kaiser Franz gestorben, setzte man auf die neue Regierung manche Hoffnungen. Man kannte den damals zweiundvierzig Jahre alten Nachfolger **Ferdinand I.** als einen Fürsten voll Gutherzigkeit und Wohlwollen; freilich wußte man auch, daß er von geringen Geistesgaben, wenig Willenskraft und sehr schwächlicher, durch epileptische Anfälle zerrütteter Gesundheit war. Kaum fähig, die Pflichten der äußern Repräsentation, geschweige die Aufgaben eines autokratischen Herrschers zu erfüllen, mußte er in seiner harmlosen Gemüthsart jedem Mißbrauch ausgesetzt sein. Im Volk gab sich die unruhige Erwartung kund, die Traditionen des alten Regierungssystems würden jetzt durchbrochen, neue Männer mit neuen Grundsätzen zur Leitung des Staats berufen, insbesondere auch Metternich endlich entfernt werden. Zahlreiche Begnadigungen politischer Verbrecher schienen ein milderes Regiment anzukündigen. Allein der schwache lenksame Herr, der jetzt den Thron bestieg, besaß keinen eigenen Willen. Die Vertrauensmänner des verstorbenen Kaisers schalteten weiter im Namen des neuen Herrschers. Es wurde ein gefälschtes Testament des Kaisers Franz in Umlauf gesetzt, worin es hieß: „Verrücke nichts von den Grundlagen des Staatsgebäudes, verändere nichts. Vertraue ganz dem Fürsten Metternich, meinem besten Freunde und treuesten Diener.“ Das Volk gab denn auch bald die Hoffnung auf, daß in dem unabänderlichen Gang dieser Regierung ein Wandel eintreten werde.

Das System und seine Träger beibehalten. Das persönliche Regiment eines so unfähigen Monarchen konnte allerdings in dem alten Maßstab nicht mehr aufrechterhalten werden oder doch höchstens dem Schein und Namen nach. Wie aber die Regierung zu organisiren sei, darüber erhoben sich zwischen den leitenden Staatsmännern und ihrem bureaukratischen Anhang, den nach Herrschaft begierigen Erzherzogen, der militärisch-

aristokratischen Partei unter dem zum Generaladjutanten erhobenen Grafen Clam-Martinitz starke Differenzen. Es zeigte sich jetzt, wie sehr die ganze verrostete Staatsmaschine ins Stocken gerathen mußte, nachdem der persönliche Wille, der sie bisher gelenkt, dahingegangen war. In der allgemeinen Rathlosigkeit und Verwirrung verstand man sich selbst dazu, den Zaren Nicolaus, als den Schirmherrn der conservativ-monarchischen Prinzipien, zu Rathe zu ziehen und eine Zusammenkunft der beiden Kaiser zu Teplitz zu veranstalten. Septbr. 1835.
Eine Beseitigung der alten Rathgeber war von vornherein ausgeschlossen, schon weil sie den Gedanken hätte aufkommen lassen, daß auch eine Aenderung des Systems beabsichtigt sei. Metternich galt als Leiter der auswärtigen Politik für ganz unersetzlich; dem Kriegswesen stand Graf Clam-Martinitz vor und erwarb sich um dessen Reorganisation große Verdienste; an der Spitze der innern Verwaltung stand Graf Kolowrat, an der Spitze der Polizei dreißig Jahre lang Graf Sedlnitzki. Von der kaiserlichen Familie hatte der Erzherzog Ludwig, seinem Bruder, dem verstorbenen Kaiser an Gesinnungen und Neigungen sehr ähnlich, den meisten Einfluß und das hervortretendste Bestreben, sich in die Staatsgeschäfte zu mischen, ein Fürst, der in jeder Reform ein gefährliches Zugeständniß an die Revolution erblickte. Es wurde jetzt als eine Art von Regentschaft die sog. Staatsconferenz eingesetzt, bestehend aus zwei Erzherzögen, Metternich und Kolowrat, welche über ein Jahrzehnt die oberste Regierungsstelle bildete und unter den verschiedenen Behörden ein gemeinsames Zusammenwirken herstellen sollte, aber ohne feste Competenz und einheitlichen Willen nur die Verwirrung, Complicirtheit und Schwerfälligkeit der Behördenorganisation vermehrte.

„Das Alter“, sagt A. Springer, „war an der äußeren Erscheinung des Staatskanzlers großmüthig schonend vorübergegangen, hatte, mit Ausnahme einer harten Taubheit, kein auffallendes Gebrechen über ihn gebracht. Er bewahrte noch immer die gewinnenden eleganten Formen, das natürliche vornehme Wesen, und da beinahe Jedermann an ihn mit dem Vorurtheil herantrat, einen großen Staatsmann zu begrüßen, so galt er auch für einen solchen. Von seiner Geschmeidigkeit wußten schon ältere Generationen zu erzählen, er sollte aber jetzt auch toleranter, fremden Anschauungen zugänglicher geworden sein. Und in der That, er widersprach selten, weil er die Einreden nicht hörte, er beantwortete entgegengesetzte Meinungen mit achtungsvollem Stillschweigen, weil er nur den einmal angesponnenen Gesprächsfaden mechanisch fortsetzen konnte. Niemals ein scharfer Dialektiker, verstand er jetzt vollends nur noch in Monologen die Unterhaltung zu führen. Mitglieder des Hofes versicherten, die Lieblingslectüre des Fürsten wären unfreiwillig komische Amtserlasse, lächerliche Petitionen, durch Sprachschnitzer pikante Actenstücke, an denen namentlich in Böhmen und Ungarn niemals Mangel herrschte. Gewiß ist, daß sie eifrig für ihn gesammelt und selbst von Erzherzogen, um den Mentor bei guter Laune zu erhalten, an ihn gesendet wurden. Gewiß ist ferner, daß er seit 1840 nur noch Repräsentationskünste übte, die eigentliche Arbeitskraft verloren hatte, jede Anstrengung und Aufregung sorgfältig vermied“. Metternich im Alter.

Wirthschaftliche Politik. 1841. Eine rege Reformthätigkeit wenigstens auf finanziellem und wirthschaftlichem Gebiet erhoffte man von der Erhebung des Freiherrn von Kübeck zum Hofkammerpräsidenten, an Stelle des Rheinländers Eichhoff, ein Amt, mit dem namentlich die Leitung der Finanzen verbunden war. Ein Schneidersohn als Minister, wenn er auch schon seit Jahrzehnten auf höheren Verwaltungsposten seine Fähigkeiten bewiesen und durch ein Adelspatent seine geringe Geburt verhüllt hatte, war eine in dem hocharistokratischen Oesterreich unerhörte Erscheinung. Allein die an diese Erhebung geknüpften Hoffnungen auf eine gründliche Reorganisation der Verwaltung wurden doch zum größten Theil getäuscht. Ein in den alten Traditionen der Finanzpolitik ergrauter Mann konnte vollständig neue Reformwege nicht einschlagen. Das herkömmliche Deficit, die stete Vermehrung der schwebenden Schuld, die Agiotage und andere Uebel einer ungesunden Finanzwirthschaft wurden auch unter seiner Verwaltung nicht abgestellt. Die Vermehrung der Einnahmen, die Kübeck durch Entwicklung des indirecten Steuersystemes herbeiführte, konnte mit den stets wachsenden Bedürfnissen doch nicht Schritt halten. Der Krebsschaden des vormärzlichen Oesterreich, die Finanznoth, war unheilbar. Der Charakter eines Reformators, den ihm die öffentliche Meinung gewissermaßen aufgezwungen, wohnte dem Minister Kübeck nicht bei, höchstens in untergeordneteren und nebensächlichen Dingen wurde die bessernde Hand angelegt. In manchen Zweigen der wirthschaftlichen Politik geschah Anerkennenswerthes; so war Oesterreich die erste Regierung, welche ein ausgedehntes Eisenbahnnetz auf Staatskosten baute. Das erstarrte Zoll- und Steuersystem aber wurde wenig reformirt. Die in den ersten vierziger Jahren abgehaltenen Berathungen über Eintritt in den deutschen Zollverein, vor dessen gewaltiger wirthschaftlicher und politischer Bedeutung man sich doch nicht ganz verschließen konnte, oder über einen österreichisch-italienischen Zollverein, führten nicht zum Ziel. Die Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten durchgreifender Aenderungen schreckten diese träge unbewegliche Staatskunst nach kurzen Anläufen immer wieder von energischen Reformen zurück. Das eingewurzelte Prohibitiv- und Absperrungssystem mit seiner Fesselung der wirthschaftlichen Kräfte und seinem schmachvollen Schmuggel behauptete den Sieg; einzelne Zollermäßigungen änderten wenig an dem Organismus.

Oppositionelle Volksstimmung. Allgemein im Volk, im bürgerlichen Mittelstand und selbst im Adel und unter den Beamten wurde die Erkenntniß herrschend, daß das „System" in kürzester Zeit, unter dem ersten kräftigen Stoß zusammenbrechen müsse, daß es nicht die geringste nachhaltige Widerstandsfähigkeit besitze. Niemand hatte mehr Glauben an die Zukunft Oesterreichs; man lebte nur von einem Tag zum andern. Die Kritik und Opposition gegen alle öffentlichen Einrichtungen hatte auch bei den zahmen und „gemüthlichen" Oesterreichern seit dem Tode des alten Kaisers immer mehr Fortschritte gemacht. „Den Druck des Regierungssystems empfand allmählich jeder Einzelne als eine persönliche Ver-

letzung, welche die Leidenschaft herausforderte; der Haß gegen die Träger desselben gestaltete sich zu einer rückhaltlosen Empfindung. Zu dem dringenden Verlangen nach einer Aenderung der Zustände führte nicht mehr allein das Verstandesinteresse, dieser Wunsch erfüllte jede Nervenfaser und brach sich auf jedem möglichen Wege Bahn." Zwischen den staatlichen Einrichtungen und den Empfindungen und Bedürfnissen der gebildeten Gesellschaft erhob sich ein immer größerer Zwiespalt, und eine lang zurückgehaltene geistige Bewegung rang nach Entfaltung und Ausdruck. Durch die ganze österreichische Literatur ging der oppositionelle Zug und nur wer sich in Widerspruch mit dem „System" setzte, schlug populäre Saiten an und fand Beifall. Was vermochten die ärmlichen Künste der Censur gegen den allgemeinen Geist des Widerspruchs! Je maßloser und ungeheuerlicher die Censur und Bücherpolizei geworden, desto mehr verfehlte sie ihren Zweck. Der literarische Schmuggel wurde in großartigstem Maßstab, oft genug mit Wissen der Zollbehörden, betrieben. Man griff überhaupt nur noch nach der Lesekost, welche die Polizei verboten hatte; was die Censur passiren ließ, reizte niemanden mehr. Im Auslande wurde eine förmliche literarische Industrie gegründet, welche die österreichischen Leser mit verbotenen Früchten versah.

Aus der reichen publicistischen Flugschriftenliteratur, welche den Geist der Opposition wachrief und nährte, erregten ganz besonderes Aufsehen die Schriften des Deutschböhmen Schuselka und das Buch: „Oesterreich und dessen Zukunft"; als Verfasser wurde bald ein Mitglied des hohen Beamtenthums und Adels, Freiherr von Andrian-Warburg, bekannt, und er sprach nur die allgemeine Ansicht aus, wenn er sein Werk mit den Worten schloß: „So wie es jetzt ist, kann es in Oesterreich nicht bleiben, kann es kein Menschenalter mehr bleiben; von dieser Ueberzeugung ist daselbst Alles, die Regierten sowohl als die Regierer durchdrungen, und diese einzige Thatsache würde hinreichen, um die Umwälzung herbeizuführen, welche sicherlich und zwar binnen kurzer Zeit erfolgen muß". Er hatte richtig gesehen; das „vormärzliche" Oesterreich ging rasch seinem Untergang entgegen.

Den Geist der Neuerungssucht, des Widerspruchs, der Unzufriedenheit, den Drang nach geistiger Freiheit und Bildung vermochte auch die Kirche nicht mehr zu bezwingen. Gerade gegen sie, die das Erziehungswesen zum größten Theil in Händen hatte, richtete ja die Opposition ihre schärfsten Pfeile. Den kirchlichen Uebergriffen auf politisches Gebiet, der Beschränkung seiner absoluten Herrscherfülle durch ein clericales Nebenregiment hatte, wie uns bekannt (XIV, 713), Kaiser Franz stets starken Widerstand geleistet; er wollte seine Machtvollkommenheit selbst von dieser Seite nicht antasten lassen. Um so bereitwilliger hatte er der Priesterschaft die Schule ausgeliefert, schon um der Wohlfeilheit willen, und wenn die Staatsregierung in der Ertödtung und Erschlaffung aller freieren und selbständigeren Geisteskräfte ihre wichtigste Aufgabe erblickte, so stand ihr darin der katholische Clerus, insbesondere die Mönchsorden, durch die mechanische Art der Abrichtung der heranwachsenden Ge-

Stellung der katholischen Geistlichkeit.

schlechter, die Verwerfung aller edleren, Geist und Herz erhebenden Bildungsmittel eifrig zur Seite. Von der Opposition gegen das Staatssystem, das sich der besseren Kreise des Volkes bemächtigte, empfing denn auch die Kirche ihren gemessenen und wohlverdienten Antheil. Mit dem alten Oesterreich mußte auch die Machtherrschaft des Clerus untergehen. Nur in Tirol, dem gelobten Lande des Glaubensfanatismus und der harten Unduldsamkeit, feierte damals der Ultramontanismus noch einen Triumph, wie in den finstersten Zeiten des Mittelalters. Den Bauern im Zillerthal, die dem evangelischen Glauben zugefallen waren, einem tüchtigen loyalen Menschenschlag, wurde die Duldung und Uebung ihrer Religion verweigert und so viele Kränkung und Mißhandlung zugefügt, daß
1837. sie endlich nach dem preußischen Schlesien auswanderten, wo man sie gern willkommen hieß; alle Landesgesetze waren dabei den Tiroler Clericalen schnöde geopfert worden. Triumphirend zogen die Jesuiten, die seit dem Jahr 1820 unter dem Namen „Liguorianer“ oder „Redemtoristen“ in Oesterreich wieder Aufnahme gefunden, doch aber nicht recht zur Geltung gekommen, unter ihrem Gönner Graf Giovanelli in Tirol ein und übernahmen die Leitung des adeligen Erziehungsinstituts „Theresianum“ in Insbruck. Seitdem wurde das Alpenland das Asyl des finstersten Ultramontanismus.

2. Nationale Bewegungen in den österreichischen Nebenländern.

Erwachtes Nationalgefühl. Auch in den früher so harmlosen Landtagen der österreichischen Kronländer, wo das aristokratische Element doch fast allein zum Ausdruck kam, trat an Stelle der stumpfen Ruhe, die unter Franz geherrscht, mehr und mehr Bewegung und Opposition; Reformvorschläge, die den Männern der alten Schule Grauen bereiteten, drangen aus den Landtagsstuben hervor, und in den mit slavischen Bestandtheilen stark versetzten Provinzen traten immer kühner die nationalen Bestrebungen in den Vordergrund. In Böhmen namentlich zeigten sich, zunächst literarisch und als gelehrte Spielerei betrachtet, sehr bald aber auch mit gefährlichem politischen Hintergrund, die Ideen des Panslavismus, die an Männern wie dem Geschichtschreiber Palacky, dem Sprachforscher Schafarik, Graf Leo Thun begeisterte Anhänger fanden und von russischer Propaganda genährt wurden. Die Entdeckung der sogenannten Königinhofer Handschrift (1817), einer Sammlung angeblich altczechischer Heldenlieder aus dem dreizehnten Jahrhundert, deren Aechtheit bald stark bestritten wurde, war für die literarisch-politische Nationalitätsbewegung in Böhmen von epochemachender Bedeutung. Die nächste praktische Folge dieser Bewegung war die vermehrte Pflege der czechischen Sprache, die von der deutschen fast ganz verdrängt worden war, in politischer Hinsicht aber eine starke Agitation nach Erweiterung der ständischen Rechte Böhmens, nach administrativer Unabhängigkeit, nach Lockerung des Bandes mit Oesterreich. Die nationalslavische Bewegung, welche die Böhmen

gegen das deutsche Wesen zum Kampf aufrief, theilte sich auch den Südslaven, den Kroaten, Slavoniern, Serben mit, die in einen ebenso schroffen nationalen Gegensatz zu dem herrschenden Magyarenthum geriethen, wie die Slovaken im nördlichen Ungarn unter ihrem literarischen Vorkämpfer, dem Dichter Kollár. An der Spitze der nationalen Agitation Kroatiens, des „Illyrismus“, stand Ludwig Gaj mit seiner „illyrischen Nationalzeitung“. Diese in Wien nicht ungern gesehenen Bestrebungen, die ein Gegengewicht gegen den anspruchsvollen Geist der Ungarn bildeten, stachelten dann wieder die Magyaren auf, ihre Sprache und Nationalität schroffer hervorzukehren. Das barbarische Latein, das noch immer die ungarische Amts- und Gerichtssprache gewesen, mußte jetzt unter dem verschärften nationalen Bewußtsein dem heimischen Idiom weichen. Schon in den dreißiger Jahren, namentlich aber auf dem Reichstag von 1843 trat die Sprachenfrage in Ungarn mit großer Heftigkeit auf. Einer der energischsten Kämpfer für diese Bestrebungen war Franz Pulszky. Nachdem schon in früheren Jahren der officielle Gebrauch der ungarischen Sprache in Schule, Justiz, Verwaltung Schritt für Schritt weiter ausgedehnt und in der im Jahr 1825 gegründeten „ungarischen Academie“ ein Mittelpunkt für diese Bestrebungen geschaffen worden, beschloß die Ständetafel, im Reichstag ferner nur dieses Idiom zuzulassen. Das Sprachengesetz vom Jahr 1844 erhob das Magyarische zur Gesetz-, Regierungs- und Amtssprache; für die kroatisch-slavonische Sprache wurde nur eine sechsjährige Schutzfrist gewährt. Dagegen erhoben die Kroaten die am Latein festhalten wollten, lebhaften Widerspruch. Der nationale Gegensatz Ungarns und Kroatiens und die seltsame legislatorische und administrative Neben- und Unterordnung des letzteren Landes unter das erstere, führten in den vierziger Jahren zu wiederholten blutigen Scenen des Fanatismus und der Parteiwuth. Wie Ungarn sich von dem cisleithanischen Reich möglichst unabhängig zu stellen suchte, so Kroatien von der magyarischen Vorherrschaft. Die Kroaten ahmten dann das Beispiel der Magyaren nach und verlangten ihrerseits für das „dreieinige Königreich“ (Kroatien, Slavonien, Dalmatien) eine kroatische Amtssprache, und diese bis zu einem gewissen Grad berechtigten sprachlichen Bestrebungen drangen auch durch. Mit noch weit mehr Leidenschaft und Energie wehrte sich, wie wir auf andern Blättern dieses Werkes gesehen haben, der nationale Widerstand gegen die deutsche Vorherrschaft und die Zugehörigkeit zum österreichischen Staat in den italienischen Provinzen des Reichs.

Die Rathlosigkeit, Verlegenheit und Ohnmacht der österreichischen Regierung zeigte sich offen, sowie irgend eine politische Verwicklung, ein unvorhergesehenes Ereigniß, eine aufregende Begebenheit die todte Ruhe des alltäglichen Lebens durchbrach. So stürzte der galizische Aufstand den ganzen Staat und seine Leiter in die rathloseste Verwirrung. Seit Jahren schon waren deutliche Anzeichen von einer gefährlichen social-agrarischen Gährung in Galizien zu Tage getreten, ohne daß die Regierung auch nur den Versuch gemacht hätte, die Gährung in Galizien.

Ursachen der tiefen Mißstimmung zu beseitigen oder zu mildern. Der ruthenische Bauer, durch Abstammung, Sprache und Religion von dem polnischen Edelmann schroff getrennt, war durch Frohnden und Grundlasten, durch Aussaugung, Mißhandlung und Uebermuth von Seiten der herrschenden Race längst von Erbitterung und Verzweiflung erfüllt, von tödtlichem Haß, der sich in dem Schluß eines Volkslieds kundgibt: „Ins Verderben soll der stolze Pole stürzen". Dort lernte man die polnischen Freiheitshelden, die man im Abendlande als edle Opfer eines barbarischen Despotismus zu bewundern und zu feiern pflegte, von einer andern Seite kennen. Die Gährung in dem unterwühlten Lande wartete nur auf einen äußern Anlaß, um in einen blutigen socialen Kampf auszubrechen. Ein solcher Anlaß fand sich im Zusammenhang mit der neuen Schilderhebung der polnischen Revolution.

Die Agitation in dem Freistaat Krakau.

Die polnische Emigration, die in Paris ihren hauptsächlichsten Sitz hatte, war unausgesetzt an der Arbeit, den Boden für eine neue Schilderhebung vorzubereiten, durch Sendlinge und Flugschriften die Gemüther aufzuregen, die Zurüstungen zu einem neuen Befreiungskrieg zu treffen. Die despotische Hand des Zaren war aber noch so fühlbar in Erinnerung, daß man beschloß, diesmal nicht im russischen Polen den Anfang zu machen, sondern in den andern Theilen des zerstückelten Reichs, in Posen, Galizien und Krakau. Die letztere Stadt, der einzige Rest der polnischen Unabhängigkeit, bildete fortwährend den natürlichen Heerd revolutionärer Umtriebe, und die Stellung des kleinen Freistaats mußte schon wegen der Ruhe der benachbarten Großmächte längst als unhaltbar gelten. Die Theilungsmächte hatten es schon in den dreißiger Jahren nicht an Versuchen fehlen lassen, den Heerd dieser revolutionären Propaganda unschädlich zu machen. Im Jahr 1833 hatten sie eine Verfassungsrevision durchgesetzt, welche die freie Bewegung der Regierung zwar einschränkte, doch aber nicht verhindern konnte, daß die nationalen Umtriebe dort immer neue Nahrung fanden. Febr. 1836. Drei Jahre später besetzten Truppen der drei Mächte die Stadt und erzwangen eine Säuberung derselben von Revolutionären und Insurgenten, sowie eine Umformung der Verwaltung nach österreichischem Muster. Seitdem stand die Stadt unter österreichischer Polizeiüberwachung, was aber doch bei der ganzen Natur dieses selbständigen republikanischen Gemeinwesens nicht hindern konnte, daß die Bestrebungen der einheimischen und auswärtigen Agitatoren nach wie vor hier ihren Mittelpunkt hatten und kaum verheimlicht die Vorbereitungen zu einem neuen Insurrectionskrieg getroffen wurden.

Polnischer Aufstand. Febr. 1846.

Die thöricht angelegte abenteuerliche Erhebung sollte mit der Ueberrumpelung von Posen und Thorn beginnen; allein die preußische Regierung war auf der Hut; das unbesonnene Unternehmen wurde im Keim erstickt, nachdem zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden. Etwas gefährlicher schien sich die Sache in Krakau anlassen zu wollen. Als die Zeichen des beginnenden Aufruhrs offen zu Tage traten, nöthigten die Geschäftsträger der Schutzmächte den

ohnmächtigen Senat, die Hülfe des nächsten österreichischen Truppenkörpers anzurufen. Es zog auch unter dem Generalmajor Collin, einem tapferen, aber alt und unbehülflich gewordenen Offizier, ein Grenzbataillon in Krakau ein. 18. Febr. 1846.
Allein die schwachen, überdies zersplitterten und schlecht bewaffneten österreichischen Truppen, die man in der Eile bei der Hand hatte, waren selbst den dürftigen Insurgentenhaufen nicht gewachsen. In der Besorgniß, der Aufstand möchte weitere Dimensionen annehmen und durch Zuzug von außerhalb dem kleinen österreichischen Corps der Rückweg verlegt werden, angesichts der allgemeinen Flucht der Regierungsbehörden, der Geschäftsträger, der wohlhabenden Einwohner, gab Collin Befehl zum eiligen Rückzug nach Galizien. In Krakau schwang sich jetzt ein junger Arzt, Dr. Tyssowski, als Dictator an die Spitze einer provisorischen Regierung, rief durch pomphafte Manifeste die Bewohner des alten Polenreichs zur Freiheit auf und vergeudete die Zeit mit nutzlosen nationalen Demonstrationen.

In Galizien kamen die österreichischen Befehlshaber rasch wieder zur Besinnung und bewiesen mehr Umsicht, als die Hofburg und der Hofkriegsrath in Wien, die über diese Ereignisse in fassungslose Aufregung geriethen. Namentlich zeichnete sich Oberst Benedek durch rasche Entschlossenheit und Thatkraft aus. Die Insurrection hatte in Galizien wenig Anklang gefunden; der ruthenische Bauer hatte keine Lust, die Sache seiner Unterdrücker zu fördern. Landvolk und Militär gemeinsam schlugen die Krakauischen Insurgentenhaufen in mehreren Gefechten. Allein dabei blieb es nicht. Die Bauern ließen sich nicht nur nicht zum Eintritt in die Revolutionsarmee unter Führung ihrer Grundherren bewegen; sie begnügten sich nicht damit, die Behörden mit den Vorbereitungen zum Aufstand bekannt zu machen und ihnen bei der Unterdrückung desselben behülflich zu sein; sie glaubten jetzt auch die Zeit gekommen, blutige Rache an ihren Unterdrückern zu nehmen. Die ganze Unfähigkeit, Schwäche und Rathlosigkeit der Wiener Regierung und des „Systems", das in den Beamten jeden eigenen Gedanken und Entschluß absichtlich unterdrückt hatte, trat bei diesen galizischen Gräuelthaten zu Tage. Man hatte in den Bauern einen erwünschten Beistand zur Unterdrückung der Revolution erblickt und sie zur Selbsthülfe aufgerufen; nun sah man unthätig zu, wie sie diese Anweisung in ihrer Art befolgten. Der langverhaltene ingrimmige Haß machte sich jetzt in gräulichen Mordscenen Luft. Tagelang kühlten die Bauern ihre Rachsucht mit Morden, Brennen und Plündern an den polnischen Grundherren und Edelhöfen, namentlich im Tarnower Kreise, wo die Edelleute, mochten sie auch an der Insurrection gar nicht betheiligt sein, massenhaft mit kaltem Blut hingemordet wurden. Und nicht nur, daß die österreichische Regierung nichts that, diesen Gräueln Einhalt zu gebieten, daß sie die fanatisirten Bauern wie eine wilde Meute losgelassen: es ist ihr vorgeworfen und nie widerlegt worden, daß sie für die todt oder lebendig eingelieferten rebellischen Edelleute förmliche Prämien ausgesetzt hat.

Bauernkrieg in Galizien.

Zu spät wurde endlich das Standrecht verkündigt und die äußere Ruhe zurückgeführt, der fähige und energische Graf Franz Stadion an die Spitze der galizischen Verwaltung gestellt.

Eingreifende Reformen der bäuerlichen Verhältnisse verschoben. Innerlich aber gährte es noch lange, und die tieferen Gründe jener Gräuel, die agrarischen Mißverhältnisse zu beseitigen, fand die Regierung auch jetzt noch nicht Kraft und Muth. Die Robot, die Leistung der Unterthänigkeitsdienste an 13. April 1846. den Gutsherrn, wurde keineswegs aufgehoben; ein kaiserliches Patent erleichterte nur einige der drückendsten und verhaßtesten Lasten und ärgerte die Edelleute, ohne die Bauern zu befriedigen. Nachdem einmal in der einen Provinz an den Robotverhältnissen gerüttelt worden, konnte man auch den übrigen Ländern gegenüber, wo die bäuerlichen Zustände kaum minder unhaltbar und aufreizend waren, nicht mehr ganz in der alten unthätigen Bewegungslosigkeit verharren. Die Gefahr lag sonst nahe, daß anderwärts sich ähnliche Auftritte ereignen würden. Zu einer wirklich entscheidenden und gründlichen Reform aber ver- 18. Decbr. 1846. mochte man sich auch jetzt noch nicht aufzuschwingen. Ein allgemeines Robotpatent sprach nur den Grundsatz aus, daß alle unterthänigen Arbeitsleistungen abgelöst werden „können" und gewährte einige Erleichterungen, wenn ganze Gemeinden sich von der Robot loskaufen wollten. Wirksam helfen aber konnte nicht die, ohnehin auch früher nicht verwehrte, Erlaubniß zur Robotablösung, sondern nur die Verpflichtung zu dieser agrarischen Entlastung und die Anspannung des öffentlichen Credits zur Durchführung des Ablösungsgeschäftes. Das Robotpatent trug denn auch wenig praktische Früchte; nur wurde auch die conservative Landbevölkerung mehr und mehr von dem allgemeinen Gährungsstoff ergriffen und gleich den andern Volksbestandtheilen von dem Streben nach socialen und politischen Reformen erfüllt. Die Regelung der bäuerlichen Verhältnisse trat unter den Forderungen der folgenden Revolutionszeit als eine der drängendsten und gerechtesten auf.

Einverleibung Krakau's in Oesterreich. Inzwischen hatte sich auch das Schicksal des Freistaats Krakau erfüllt. Wenige Tage nach ihrem ersten unglücklichen Abzug waren die Oesterreicher ohne 3. März 1846. Widerstand wieder eingezogen; an demselben Tage folgten russische und wenige Tage später preußische Occupationstruppen. Die revolutionäre Herrlichkeit der Republik war zu Ende; die Führer der Bewegung stoben nach allen Winden auseinander; der Dictator Tyssowski wurde in Dresden verhaftet und dann nach Amerika entlassen. Metternich hatte die Occupation nur als eine vorübergehende militärische Maßregel betrachtet; Rußland aber wollte den Heerd immer wiederkehrender Unruhen an seiner Grenze auslöschen. So kamen die drei Ostmächte, trotz des Widerspruchs der öffentlichen Meinung und der Regierungen von Frankreich und England, bald überein, den letzten Rest der polnischen 6. Novbr. 1846. Selbständigkeit aufzuheben, die Stadt dem österreichischen Staat einzuverleiben und damit in die Wiener Congreßacte ein neues Loch zu stoßen.

In Ungarn zeigte sich in den dreißiger und vierziger Jahren ein immer Ungarn.
stärkeres Anwachsen der Reform- und Bewegungspartei, an deren Spitze der uns bekannte Graf Stephan Szechenyi (XIV, 719) stand, ein geistig höchst angeregter und strebsamer, für die großartigen politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse Englands eingenommener Reform-Aristokrat, dessen rastlos verfolgtes Ziel war, die Kräfte Ungarns zu erschließen und der Civilisation des Westens zu eröffnen; in demselben Maße ein immer weiteres Zurückweichen der Altconservativen, welche die überlieferte Adelsherrschaft und Privilegienwirthschaft erhalten wollten. Aufhebung der Zünfte, der Robot, der Zehnten, der Steuerfreiheit des Adels, Gleichheit der Rechte und Pflichten, Garantien für den Bestand der Verfassung, Besserung der wirthschaftlichen Zustände waren die stürmisch erhobenen Forderungen der Reformpartei. Auf dem sogenannten Operatenreichstag in Preßburg sollte eine Reihe wichtiger Verwaltungsreformen Decbr. 1832 bis März 1836.
vereinbart werden, wie Regelung der Verhältnisse zwischen Grundherren und Unterthanen (Urbarialgesetz), eine verbesserte Gerichtsordnung, Reformen in Handel und Industrie, Schul- und Kirchenwesen u. a. Allein zu sachlichen Verhandlungen über innere Reformen kam es kaum; immer wieder drängten sich die hochpolitischen staatsrechtlichen Fragen in den Vordergrund, namentlich auch die Sprachenfrage, in der die nationalen Bestrebungen einen stets stärkeren Ausdruck fanden. An der Spitze der radicalen Opposition, welche die aristokratische Reformpartei eines Szechenyi immer mehr überflügelte, stand seit der Mitte der dreißiger Jahre der beredte, ehrgeizige, volksthümliche Advocat und Journalist Ludwig Kossuth, ein Agitator und Demagog von stürmischer Leidenschaft und verzehrendem Feuer; schon trat neben ihm auch der größte ungarische Staatsmann der Folgezeit, Franz Deák, als hervorragendes Mitglied der Opposition auf, die auf den Reichstagen eine immer größere Majorität und auch in den Comitatsversammlungen immer mehr Boden gewann. Um die Comitatsverfassung, in welcher der Schwerpunkt der ganzen Verwaltung lag, ihres nationalen und oppositionellen Charakters zu berauben, suchte man das sogenannte Apponyi'sche Administratorensystem durchzuführen. Da der Obergespan, dem die Leitung des Comitats oblag, als reicher Magnat oft jahrelang in der Fremde weilte, fielen die Geschäfte den beiden gewählten Vicegespanen zu, die stets der nationalen Partei angehörten. Zur Beseitigung dieser Einrichtung suchte man ein altes Gesetz hervor, wonach an Stelle eines längere Zeit abwesenden Obergespans ein Administrator von der Regierung ernannt werden sollte, eine Maßregel, die in den national-oppositionellen Kreisen viel böses Blut erregte. Die Partei der Opposition und Reform wußte sich namentlich auch der materiellen Interessen zu bemächtigen; Vereine für alle möglichen wirthschaftlichen Zwecke, so vor Allem der Schutzverein für inländische Industrie, wurden gegründet und entfalteten eine lebhafte Wirksamkeit auch auf politischem Gebiet. Im Gegensatz zu dem demokratischen Radicalismus Kossuth's bildete sich eine gemäßigte jungconser-

vative Partei, unter deren Führern Graf Aurel Dezsöffy glänzte. Noch aufgeregter war die Stimmung in Siebenbürgen, als im Jahr 1834 nach jahrzehntelanger Unterbrechung wieder ein Landtag einberufen wurde. Die magyarischen Szekler, deren Führer Baron Nicolaus Wesselenyi war, ein Agitator von stürmischer Leidenschaft, die deutschen Sachsen und die Walachen standen hier in bitterem nationalen Gegensatz einander gegenüber. Der Tod des Erzherzogs Joseph, des Bruders des Kaisers Franz, der ein halbes Jahrhundert lang die Würde eines Reichspalatins bekleidet hatte, eines klugen und gemäßigten, beliebten und mit den Verhältnissen des Landes vertrauten Mannes, erhöhte die Schwierigkeiten, denen sein zum Nachfolger ernannter Sohn Erzherzog Stephan nicht gewachsen war. Auf dem Reichstag von 1847 trat die Regierung wieder mit einem Reformprogramm auf, das eine Reihe wichtiger Propositionen enthielt, wie die Ausdehnung des Stimmrechts der königlichen Freistädte, politische und administrative Reorganisation derselben, gleichmäßigere Vertheilung der Steuern, ein neues Strafgesetzbuch, Ablösung der bäuerlichen Lasten, Aufhebung der Zolllinie zwischen Ungarn und Oesterreich, Verbesserung der Verkehrsmittel u. dergl. Allein auf dem Reichstag erhob sich zunächst ein mächtiger Sturm gegen die Umgestaltung des Obergespaninstituts in eine abhängige Regierungsbehörde; die Reformpropositionen wurden kaum in Erwägung gezogen; die Regierung sah sich zu dem Versprechen genöthigt, die Administratoren allmählich zu entfernen. Stürmische Angriffe gegen das ganze Regierungssystem nahmen die Zeit des Reichstags in Anspruch. Ehe die Ruhe der Gemüther wiederhergestellt werden konnte, brachen die revolutionären Ereignisse aus, die rasch eine vollständige Umwandlung der ganzen Situation herbeiführten. Das war allmählich Jedem klar geworden, daß die ungarische Verfassung, gegründet auf das erdrückende Uebergewicht des Adels, mit einem Reichstag voll der unbilligsten Vertretung und gebunden an die Comitatsversammlungen, ein gänzlich morscher und unterwühlter Bau war. Der Zug der Revolution, der jetzt durch die Welt ging, fand in Ungarn einen nur zu günstigen Boden und brachte die schon lange sich regenden Bestrebungen nach völliger politischer Trennung von Oesterreich zum offenen Ausbruch.

Jan. 1847. — Novbr. 1847.

III. Rußland unter Kaiser Nicolaus I.

1. Absolutismus und Kriegspolitik.

24. Decbr. 1825. Regierungssystem des Kaisers Nicolaus. Nicolaus I. 1825—55.

Nach Bewältigung einer blutigen Militär-Revolution, deren Urheber theils auf dem Schaffot starben, theils in Sibiriens Bergwerken und Eisfeldern schmachten mußten, gelangte Kaiser Nicolaus zum ruhigen Besitz des mächtigsten Thrones (XIV, 754). Mit derselben Entschlossenheit, Kraft und Energie, womit er der weitverzweigten Verschwörung Meister geworden, führte er

seitdem die Zügel der Herrschaft nach Innen und Außen, gleich einem Imperator von altrömischer Kraft. Die liberalen Grundsätze Alexander's, welcher der Presse eine freie Bewegung gestattet, die Fesseln der Leibeigenschaft, so viel er vermochte, zu lösen gesucht und feierlich erklärt hatte: „die freisinnigen Prinzipien allein können das Glück der Völker begründen", diese Grundsätze fanden keine Gnade vor den Augen des neuen Machthabers. Wie Zar Nicolaus in der auswärtigen Politik sofort in andere Bahnen einlenkte, so suchte er auch im Innern die Spuren der Zerrüttung und Auflösung, welche durch Alexander's mildes, nachgiebiges und schwankendes Regierungssystem erzeugt worden, durch strenge militärische Disciplin zu verwischen und die absolute Herrscherautorität fester zu begründen. Er erhob den Absolutismus in seiner unmittelbarsten Gestalt zu seinem ausschließlichen Regierungsprinzip. Die alten Staatseinrichtungen, wie sie von den Vorgängern begründet worden, wurden beibehalten, aber manche Zweige weiter ausgebildet und manche Mißbräuche abgestellt. Die Commission für Codification der russischen Gesetze und Ukasen, die schon unter Katharina und Alexander bestanden, deren Thätigkeit aber noch wenig Frucht getragen hatte, erhielt neues Leben als Zar Nicolaus sie der kaiserlichen Kanzlei als eigene Abtheilung beifügte und den rechtskundigen Staatsmann Speransky, der nach dem französischen Krieg von Alexander wieder zu Gnaden angenommen war (XIV, 410 ff), an die Spitze stellte. Das Resultat ihrer sechsjährigen Arbeit war die vollständige Sammlung russischer Gesetze und 1827—1833.
Verordnungen, aus denen dann die noch in Kraft bestehenden als „Codex der Gesetze des russischen Reiches" abgesondert wurden, ein epochemachendes Werk für das gesammte Staats- und Rechtsleben der Nation. Es wurde schon oben (S. 4) als charakteristische Eigenthümlichkeit des Regierungssystems des Kaisers Nicolaus bezeichnet, die russische Nationalität aus sich selbst heraus zu civilisiren, die ureignen Einrichtungen und Institute zu erhalten und zu fördern, die moskowitische Welt als Inbegriff des Slaventhums gegenüber dem Germanenthum und dem Romanismus erscheinen zu lassen. Darum wurden die alten Ordnungen nicht nur aufrecht erhalten, sondern in ihrem ursprünglichen Geiste wieder belebt. Die unter Katharina eingeführten „Adelsversammlungen" in den verschiedenen Gouvernements, in die sich unter Alexander allerlei Neuerungen und Ungehörigkeiten eingeschlichen hatten, wurden in ihrer streng-aristokratischen Form in Beziehung auf Vermögen und Geburt hergestellt, eine kastenartige Begrenzung, die für die Fortentwickelung zu einem allgemeinen Repräsentativstaat, wie sie die öffentliche Meinung forderte und zu der diese corporative Institution die naturgemäße Unterlage hätte bilden können, ein großes Hinderniß war. Aus demselben Grunde ließ auch der Zar schon im zweiten Jahre seiner Regierung ausdrücklich in einem Manifeste ankündigen, 7. Juni 1826.
daß in Beziehung auf die bäuerliche Rechtsstellung die hergebrachte Ordnung festzuhalten sei. Damit sollte allen Gerüchten über bevorstehende Verände-

rungen in den Verhältnissen der Leibeigenschaft zum voraus entgegengetreten werden. In der Folge wurde nur in soweit der Humanität einige Rechnung getragen, daß es verboten ward, Leibeigene getrennt von ihrer Familie zu verkaufen, daß man den Gutsherren gestattete, ihren Bauern Grundbesitz gegen bestimmte Verpflichtungen zu eigen zu geben, und daß eine fünfzehnjährige Dienstzeit bei der Fahne frei machte. Eine ähnliche Tendenz hatte auch die Organisation einer Classe von bürgerlichen Notablen mit gewissen Privilegien in den größeren Stadtgemeinden.

Feindselige Haltung gegen Frankreich und Polen. Die Pariser Julíregierung und der Aufstand in Polen bestärkten den Zaren Nicolaus in seiner conservativen Politik und in seinem autokratischen Stolze. Wir wissen, welche feindselige Haltung er fortwährend gegen die Regierung der Tuilerien beobachtete. An ihm lag nicht die Schuld, wenn nicht wieder die drei Ostmächte, wie in den Tagen der heiligen Allianz zu einer bewaffneten Intervention in die revolutionären Staaten schritten. Eine Besprechung mit fürstlichen Persönlichkeiten und einflußreichen Staatsmännern bei Gelegenheit einer Reise des Zaren durch Deutschland im Jahre 1833 hatte ein Bundesverhältniß und Zusammengehen der monarchischen und conservativen Regierungen zum Zweck. Nur die Zurückhaltung Oesterreichs und Preußens ließ den Plan nicht zur Ausführung kommen und Louis Philipp zeigte zu große Geflissenheit, den guten Willen des russischen Selbstherrschers zu gewinnen, als daß man in St. Petersburg einen Anlaß zum Krieg hätte finden können. Wie sehr auch das liberale französische Volk für die Polen schwärmte, in den Tuilerien bewies man ihnen keine Sympathien. Der Zar trug den Polen sein Leben lang tiefen Groll und gab demselben bei jeder Gelegenheit oft in ungroßmüthigster Weise Ausdruck. Er verzieh der polnischen Armee nie den Abfall und Treubruch. Der Fahneneid sollte nach seiner Ansicht dem Soldaten über alle Nationalität, über alle Familien- und Humanitätsrücksichten gehen. Und doch hatten einst die legitimen Monarchen selbst bei Leipzig den Treubruch der Soldaten in offener Feldschlacht gutgeheißen und beglückwünscht! Als Nicolaus einige Jahre nach der Unterdrückung der polnischen
Septbr. 1835. Revolution durch Warschau reiste, um sich zu den Manövern von Kalisch zu begeben, sprach er zu einer städtischen Deputation die strengen Worte: „Wenn ihr beharret bei euren Träumen von einer eigenen Nationalität, von einem unabhängigen Polen und von andern derartigen Chimären, so werdet ihr großes Unheil auf euch herabziehen. Ich habe hier die Citadelle errichtet, und ich erkläre euch, daß bei der geringsten Emeute ich die Stadt beschießen lasse; ich werde Warschau zerstören und nicht ich werde es sein, der Warschau wieder
1843. aufbaut.“ Bei Gelegenheit einer andern Reise nach Berlin wurde in Posen ein Schuß nach dem kaiserlichen Wagen abgefeuert, ein Ereigniß das sowohl in Preußisch- als in Russisch-Polen neue Maßregeln der Strenge zur Folge hatte.
1846. Der Aufstand in Krakau, dessen wir früher Erwähnung gethan, steigerte den

Groll und das Mißtrauen des Zaren und führte eine Vermehrung der russischen Truppen in Polen herbei.

Da bei der polnischen Revolution neben den politischen auch nationale und religiöse Impulse mitwirkten, so betrieb Zar Nicolaus mit allen Mitteln den engeren Anschluß der fremden Nationalitäten und Confessionen an das moscowitisch-orthodoxe Volksthum. Der Cäsareopapismus, seit Peter dem Großen der Grundgedanke des russischen Kaiserthums, wurde von Nicolaus nach Innen und Außen mit aller Consequenz durchgeführt. Sein Bestreben ging dahin, zunächst „innerhalb des Reiches eine Propaganda der Orthodoxie zu organisiren, alle abweichenden Elemente mehr und mehr in der Staatskirche aufgehen zu lassen"; und sodann: „alle außerhalb Rußlands befindlichen Elemente der griechisch-orthodoxen Kirche an das Oberhaupt derselben in Rußland, also an den Zaren, zu ketten". Im Jahr 1839 wurden die zu einer Synode versammelten Bischöfe der katholisch-unirten Kirche veranlaßt, eine Bitte an den Kaiser zu richten, daß man sie mit der griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands vereinige. Die Bitte wurde gerne gewährt. Die nächste Folge war, daß in Litthauen, Volhynien, Podolien gegen zweihundert kirchliche Anstalten eingezogen und mit ihren priesterlichen Einwohnern der Staatskirche eingefügt wurden. Die lutherischen Bauern der Ostseeprovinzen wurden durch täuschende Versprechungen zum Uebertritt verlockt. Uniformitäts-Politik.

Freilich blieben noch immer die Völker und Zustände des russischen Weltreichs in kimmerische Nacht gehüllt, und die Oeffentlichkeit, die im übrigen Europa die Ruhe des Beamtenstaats und das patriarchalische Regiment der Fürsten so häufig störte, war noch nicht in Rußlands Verwaltung, Rechtspflege, Militärwesen und Staatsleben gedrungen: allein die wenigen Notizen, die neugierige Reisende wie der Marquis von Custine oder unzufriedene Edelleute und Beamte über russische Zustände der Welt mitgetheilt haben, ließen doch einen Blick thun in das Land, wo ein einziger Mann über Leben, Gut und Freiheit von Millionen unumschränkt und mit eiserner Hand gebot, wo nur die Stellung im kaiserlichen Dienst Rang und Würde bestimmte, aller persönliche Werth und alle Individualität in Nichts zerrann, alle Geschlechter und Stände sich in zitternder Unterwürfigkeit vor der Allmacht des Imperators beugten. Der Kaiser war das Oberhaupt des Staats und der Kirche, die Quelle aller Macht und Gesetzgebung; die Civil-, Justiz- und Militärbeamten waren kaiserliche Diener, die nur die höhern Befehle vollzogen, sich aber für die Knechtschaft, in der sie dienten, durch grenzenlosen Betrug, Unterschleif und Bestechlichkeit schadlos zu halten suchten. Der Adel war im Besitze unermeßlicher Güter und Reichthümer, blieb aber dem Kaiser gegenüber eben so rechtlos, wie der leibeigene Bauer gegenüber dem Edelmann; ja es war stets klugberechnete Politik, den Adel durch die Furcht vor den Leibeigenen in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten; deshalb durften alle Erleichterungen, die das Loos der Hörigkeit nach Russische Zustände.

wanski erhielt, in Armenien und sein Mitfeldherr Diebitsch am Balkan glänzende Waffenerfolge davontrugen (XIV, 766). Nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes verfolgte die russische Regierung die gleiche Kriegspolitik: Sie suchte die schwächern Staaten durch List und Drohung unter ihren Einfluß zu bringen, die mächtigern durch kluge diplomatische Künste, worin die Russen allen andern Nationen überlegen sind, zu bestricken. Es ist uns erinnerlich, welche Haltung Rußland in den orientalischen Verwickelungen der dreißiger Jahre angenommen hat. Die Folge davon war der „Defensiv-Tractat"
8. Juli 1833. von Hunkiar-Iskelessi, wodurch die Türkei ganz in das russische Interesse gezogen ward, indem die Pforte die Meerenge der Dardanellen allen fremden Kriegsschiffen zu schließen sich verpflichtete, der Zar einem Hülferuf des Sultans
17. Jan. 1834. jederzeit zu Land und zu Wasser nachzukommen versprach. Der Petersburger Vertrag vom nächsten Jahr brachte der russischen Provinz Georgien eine Grenzerweiterung und stellte in Beziehung auf die Donauländer Bedingungen fest, kraft deren die Moldau und Walachei zinspflichtige Wahlfürstenthümer unter russischem Schutz wurden, und die Wahl des Hospodars und somit der Charakter der Verwaltung durch russischen Einfluß geleitet und bestimmt ward.
13. Juli 1841. Auch der früher erwähnte „Meerengenvertrag", welcher die Dardanellen und den Bosporus allen fremden Kriegsschiffen in Friedenszeit verschloß, gereichte Rußland zum Vortheil, indem er der Suprematie des Zaren auf dem schwarzen Meer Vorschub leistete. Preußen ließ sich wiederholt zu einem der öffentlichen Meinung sehr widerstrebenden Cartelvertrag bewegen, während ein undurchdringlicher, von Kosaken bewachter Grenzcordon den Bewohnern der preußischen Ostländer jeden Verkehr abschnitt; die deutschen Fürsten wurden durch Ehebündnisse an den Petersburger Hof gekettet. Als durch den Vertrag von Turkmantschai der Frieden mit Persien hergestellt war und bald durch den Tod des präsumtiven Thronfolgers Abbas-Mirza (1833) und des Schah Feth-Ali
† 26. Octbr. 1834. selbst Unruhen im Innern ausbrachen, bediente sich die russische Diplomatie ihres Einflusses auf den neuen Schah Mohammed, den Sohn Abbas-Mirza's, welcher der Vermittelung Rußlands und Englands seine Erhebung verdankte, um die englischen Kolonien im Osten des persischen Reiches zu beunruhigen. Dafür versah dieses praktisch-kluge Inselvolk die streitbaren Bergbewohner des Kaukasus, die ihre Freiheit und nationale Selbständigkeit mit wunderbarer Tapferkeit und Ausdauer gegen den „nordischen Koloß" vertheidigten, mit Waffen und Kriegsbedarf. Als im Jahre 1837 russische Schiffe den englischen Schooner „Vixen" mit Mannschaft und Ladung wegfingen, erwartete man in Europa ein bewaffnetes Einschreiten von Seiten Englands: aber der Krieg ging über die Presse und diplomatische Noten nicht hinaus. Zu einem Bruche mit England über die orientalischen Angelegenheiten war die Zeit noch nicht
Juni 1844. gekommen. Machte doch der Zar einige Jahre nachher der Königin Victoria einen Besuch in London. Noch zwei Jahrzehnte versuchten die Russen ver-

gebens, das ritterliche Räubervolk der in verschiedene Stämme gespaltenen, unter patriarchalisch-feudalen Einrichtungen lebenden und größtentheils der Lehre Mohammeds folgenden Tscherkessen zur Unterwerfung und Huldigung zu bringen. Streitbare Fürsten, unter denen Schamyl (wie Abd-el-Kadér Priester und Stammhäuptling) sich den größten Namen erwarb, und ritterliche Familienhäupter mit zahlreichem Kriegsgefolge trotzten lange der ganzen russischen Militärmacht, die berühmte Generale wie Wiliaminow, Woronzow u. A. ins Feld führten, und ihren mit unermeßlichen Kosten errichteten Grenzfesten und Standplätzen. Die kriegerischen Heldenthaten und räuberischen Ueberfälle dieses kühnen, kräftigen und gewandten Bergvolks gaben Stoff zu romantischen Schilderungen und unterbrachen das eintönige Friedensleben der europäischen Culturstaaten. Die prahlerischen Siegesberichte der Russen, die so große Opfer an Geld und Streitkräften im erfolglosen Kampfe eingebüßt, fanden so wenig Glauben, wie einst Napoleons Bülletins. Sie lieferten vielmehr den Beweis, daß Rußlands Macht drohender erschien als sie wirklich war.

Das Werk von Mackenzie Wallace über Rußland, übersetzt von Röttger, bespricht im letzten Kapitel die stetige Gebietsausdehnung des russischen Reiches. Dieser Schriftsteller findet die erste Ursache in der landwirthschaftlichen Entwickelung, in dem Umstande, daß der Vorrath von Nahrungsmitteln nicht so rasch steige wie die Bevölkerung. „Der natürliche Zuwachs der Bevölkerung verlangt eine beständig wachsende Getreideproduction, während die primitiven Culturmethoden den Boden erschöpfen und seine Ertragsfähigkeit stetig verringern". — Nun lag nach Süden und Osten zu, so zu sagen hart vor den Thüren des Reiches, eine grenzenlose Fläche dünnbevölkerten jungfräulichen Bodens, welcher die Thätigkeit des Landmanns erwartete und bereit war, dieselbe auf das Freigebigste zu belohnen. Zu diesen wirthschaftlichen Ursachen gesellten sich noch andere Einflüsse, um die Ausdehnung zu beschleunigen, besonders während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. „Die vermehrte Anzahl von Beamten, die Erhöhung der Steuern, die unbarmherzigen Erpressungen der Wojewoden und ihrer Untergebenen, die Umwandlung der Bauern und der „freizügigen Leute" in Leibeigene, die kirchlichen Reformen und die aus ihnen hervorgehende Verfolgung der Schismatiker, die häufigen Recrutenaushebungen und gewaltsamen Reformen Peter's des Großen, diese und andere Arten von Bedrückung veranlaßten Tausende, von ihrem Wohnsitze zu fliehen und einen Zufluchtsort in dem freien Gebiete zu suchen, wo es keine Beamten, keine Steuereinnehmer und keine Gutsbesitzer gab. Aber der Staat mit seiner Armee von Steuereinnehmern und Beamten folgte den Flüchtigen dicht auf den Fersen nach, so daß diejenigen, welche ihre Freiheit zu bewahren wünschten, noch weiter vorgehen mußten. Trotz der Bemühungen der Behörden, die Bevölkerung in dem von ihr zur Zeit eingenommenen Gebiete zurückzuhalten, bewegte die Woge der Colonisation sich stetig vorwärts". Die Expansivpolitik Rußlands.

In der Waldregion nach Norden und Osten vollzog sich die Ansiedelung in friedlicher Weise; in dem südlichen Steppenland dagegen stießen die Colonisten auf nomadische Horden, die darauf ausgingen, die friedfertige ackerbautreibende Bevölkerung anzugreifen, zu plündern und als Sclaven fortzuführen. Um diese Einfälle der räuberischen Nomaden zu verhindern und die seßhafte ackerbautreibende Bevölkerung zu erhalten, war es für die moskowitischen Herrscher nothwendig, die Grenze durch einen

wanski erhielt, in Armenien und sein Mitfeldherr Diebitsch am Balkan glänzende Waffenerfolge davontrugen (XIV, 766). Nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes verfolgte die russische Regierung die gleiche Kriegspolitik: Sie suchte die schwächern Staaten durch List und Drohung unter ihren Einfluß zu bringen, die mächtigern durch kluge diplomatische Künste, worin die Russen allen andern Nationen überlegen sind, zu bestricken. Es ist uns erinnerlich, welche Haltung Rußland in den orientalischen Verwickelungen der dreißiger Jahre angenommen hat. Die Folge davon war der „Defensiv-Tractat“
8. Juli 1833. von Hunkiar-Iskelessi, wodurch die Türkei ganz in das russische Interesse gezogen ward, indem die Pforte die Meerenge der Dardanellen allen fremden Kriegsschiffen zu schließen sich verpflichtete, der Zar einem Hülferuf des Sultans
17. Jan. 1834. jederzeit zu Land und zu Wasser nachzukommen versprach. Der Petersburger Vertrag vom nächsten Jahr brachte der russischen Provinz Georgien eine Grenzerweiterung und stellte in Beziehung auf die Donauländer Bedingungen fest, kraft deren die Moldau und Walachei zinspflichtige Wahlfürstenthümer unter russischem Schutz wurden, und die Wahl des Hospodars und somit der Charakter der Verwaltung durch russischen Einfluß geleitet und bestimmt ward.
13. Juli 1841. Auch der früher erwähnte „Meerengenvertrag“, welcher die Dardanellen und den Bosporus allen fremden Kriegsschiffen in Friedenszeit verschloß, gereichte Rußland zum Vortheil, indem er der Suprematie des Zaren auf dem schwarzen Meer Vorschub leistete. Preußen ließ sich wiederholt zu einem der öffentlichen Meinung sehr widerstrebenden Cartelvertrag bewegen, während ein undurchdringlicher, von Kosaken bewachter Grenzcordon den Bewohnern der preußischen Ostländer jeden Verkehr abschnitt; die deutschen Fürsten wurden durch Ehebündnisse an den Petersburger Hof gekettet. Als durch den Vertrag von Turkmantschai der Frieden mit Persien hergestellt war und bald durch den Tod des präsumtiven Thronfolgers Abbas-Mirza (1833) und des Schah Feth-Ali
† 26. Octbr. 1834. selbst Unruhen im Innern ausbrachen, bediente sich die russische Diplomatie ihres Einflusses auf den neuen Schah Mohammed, den Sohn Abbas-Mirza's, welcher der Vermittelung Rußlands und Englands seine Erhebung verdankte, um die englischen Kolonien im Osten des persischen Reiches zu beunruhigen. Dafür versah dieses praktisch-kluge Inselvolk die streitbaren Bergbewohner des Kaukasus, die ihre Freiheit und nationale Selbständigkeit mit wunderbarer Tapferkeit und Ausdauer gegen den „nordischen Koloß“ vertheidigten, mit Waffen und Kriegsbedarf. Als im Jahre 1837 russische Schiffe den englischen Schooner „Vixen“ mit Mannschaft und Ladung wegfingen, erwartete man in Europa ein bewaffnetes Einschreiten von Seiten Englands: aber der Krieg ging über die Presse und diplomatische Noten nicht hinaus. Zu einem Bruche mit England über die orientalischen Angelegenheiten war die Zeit noch nicht
Juni 1844. gekommen. Machte doch der Zar einige Jahre nachher der Königin Victoria einen Besuch in London. Noch zwei Jahrzehnte versuchten die Russen ver-

gebens, das ritterliche Räubervolk der in verschiedene Stämme gespaltenen, unter patriarchalisch-feudalen Einrichtungen lebenden und größtentheils der Lehre Mohammeds folgenden Tscherkessen zur Unterwerfung und Huldigung zu bringen. Streitbare Fürsten, unter denen Schamyl (wie Abd-el-Kadér Priester und Stammhäuptling) sich den größten Namen erwarb, und ritterliche Familienhäupter mit zahlreichem Kriegsgefolge trotzten lange der ganzen russischen Militärmacht, die berühmte Generale wie Wiliaminow, Woronzow u. A. ins Feld führten, und ihren mit unermeßlichen Kosten errichteten Grenzfesten und Standplätzen. Die kriegerischen Heldenthaten und räuberischen Ueberfälle dieses kühnen, kräftigen und gewandten Bergvolks gaben Stoff zu romantischen Schilderungen und unterbrachen das eintönige Friedensleben der europäischen Culturstaaten. Die prahlerischen Siegesberichte der Russen, die so große Opfer an Geld und Streitkräften im erfolglosen Kampfe eingebüßt, fanden so wenig Glauben, wie einst Napoleons Bülletins. Sie lieferten vielmehr den Beweis, daß Rußlands Macht drohender erschien als sie wirklich war.

Das Werk von Mackenzie Wallace über Rußland, übersetzt von Röttger, bespricht im letzten Kapitel die stetige Gebietsausdehnung des russischen Reiches. Dieser Schriftsteller findet die erste Ursache in der landwirthschaftlichen Entwickelung, in dem Umstande, daß der Vorrath von Nahrungsmitteln nicht so rasch steige wie die Bevölkerung. „Der natürliche Zuwachs der Bevölkerung verlangt eine beständig wachsende Getreideproduction, während die primitiven Culturmethoden den Boden erschöpfen und seine Ertragsfähigkeit stetig verringern". — Nun lag nach Süden und Osten zu, so zu sagen hart vor den Thüren des Reiches, eine grenzenlose Fläche dünnbevölkerten jungfräulichen Bodens, welcher die Thätigkeit des Landmanns erwartete und bereit war, dieselbe auf das Freigebigste zu belohnen. Zu diesen wirthschaftlichen Ursachen gesellten sich noch andere Einflüsse, um die Ausdehnung zu beschleunigen, besonders während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. „Die vermehrte Anzahl von Beamten, die Erhöhung der Steuern, die unbarmherzigen Erpressungen der Wojewoden und ihrer Untergebenen, die Umwandlung der Bauern und der „freizügigen Leute" in Leibeigene, die kirchlichen Reformen und die aus ihnen hervorgehende Verfolgung der Schismatiker, die häufigen Recrutenaushebungen und gewaltsamen Reformen Peter's des Großen, diese und andere Arten von Bedrückung veranlaßten Tausende, von ihrem Wohnsitze zu fliehen und einen Zufluchtsort in dem freien Gebiete zu suchen, wo es keine Beamten, keine Steuereinnehmer und keine Gutsbesitzer gab. Aber der Staat mit seiner Armee von Steuereinnehmern und Beamten folgte den Flüchtigen dicht auf den Fersen nach, so daß diejenigen, welche ihre Freiheit zu bewahren wünschten, noch weiter vorgehen mußten. Trotz der Bemühungen der Behörden, die Bevölkerung in dem von ihr zur Zeit eingenommenen Gebiete zurückzuhalten, bewegte die Woge der Colonisation sich stetig vorwärts". Die Expansivpolitik Rußlands.

In der Waldregion nach Norden und Osten vollzog sich die Ansiedelung in friedlicher Weise; in dem südlichen Steppenland dagegen stießen die Colonisten auf nomadische Horden, die darauf ausgingen, die friedfertige ackerbautreibende Bevölkerung anzugreifen, zu plündern und als Sclaven fortzuführen. Um diese Einfälle der räuberischen Nomaden zu verhindern und die seßhafte ackerbautreibende Bevölkerung zu erhalten, war es für die moskowitischen Herrscher nothwendig, die Grenze durch einen

ausgedehnten Militärcordon und durch Standlager zu beschützen. Aber nur durch dauernde Unterwerfung der Herumstreifer konnte ein nachdrücklicher Schutz geschaffen werden und zu diesem mußte man schreiten. „Obgleich die Regierung seit lange erkannt hatte, daß die Erwerbung öder, dünn bevölkerter Steppen eher eine Last als ein Vortheil ist, so ist sie doch gezwungen worden, zum Zwecke der Selbstvertheidigung das Annectiren fortzusetzen". Dadurch nahm die Ausdehnung der Colonisation einen politischen Charakter an; das Einwanderungssystem wurde von der Regierung organisirt und geleitet. Zugleich suchte man die neuen Besitzungen den alten zu assimiliren, Gleichheit der Religion, der Sprache, der Verwaltung, der Wehrpflicht zu begründen. Zu diesen agrarischen Beweggründen der Gebietsausdehnung kamen noch andere Interessen: das allen großen Nationen eigene Streben nach Machtvergrößerung, das zur Eroberungspolitik treibt; der Wunsch nach Absatzwegen und Märkten für die eigenen Landes- und Kunstproducte, der die Zugänge zu den Meeren und den Besitz vortheilhaft gelegener Küsten zu erwerben trachtet. Und wie die agrarische Colonisation durch Militär und Festungswerke gedeckt wird, so die commercielle durch Zolllinien und Fernhaltung ausländischer Producte. Die Erwerbung von Konstantinopel bildet die Krone dieser Vergrößerungspolitik. Hier wirken commercielle und religiöse Ideen zusammen, um einen Kreuzzug gegen die heilige Stadt am Bosporus als Inbegriff aller Sympathien des russisch-orthodoxen Volkes erscheinen zu lassen. Und diese Sympathien fanden einen starken Widerhall in den Slavenstämmen der Hämushalbinsel, die in elegischen Liedern ihre Hoffnung und Zuversicht aussprachen, daß sie einst durch den Zaren von Moskau von der Tyrannei der Türken und der Ungarn erlöst werden würden. „Von der Weheklage einer unterdrückten Rasse, welche von ihrem alten Ruhme singt und sagt und mit verlangenden Blicken nach dem Anbruche eines helleren Tages ausschaut, gab es nur einen Schritt bis zu dem Gedanken an ein panslavisches Reich mit der Hauptstadt Konstantinopel".

Das Testament Peter's des Großen. Das angebliche Testament Peter's des Großen, wahrscheinlich ein Product machiavellistischer Staatsraison aus Napoleonischer Fabrik, erhob diese Gebietsausdehnung zur nationalen Pflicht und Herrscheraufgabe. Indem es aus dem Verlaufe der russischen Geschichte seit Peter I. die Resultate zusammenfaßte und als Vermächtniß des Gründers hinstellte, gab es den innersten Gedanken und Tendenzen der Nation den vollen Ausdruck. Danach hat das russische Volk die providentielle Mission, in der Zukunft die allgemeine Herrschaft über Europa zu erhalten. „Ich stütze diesen Gedanken darauf, daß die europäischen Nationen zum großen Theil auf einem Standpunkt des Alters, eines Genossen der Hinfälligkeit, angelangt sind oder mit großen Schritten dahin gehen. Daraus folgt, daß sie leicht und unzweifelhaft durch ein junges und frisches Volk besiegt werden müssen, wenn dieses alle seine Kraft und seine Reife erlangt haben wird. Ich betrachte die künftige Invasion in die Länder des Westens und des Orients durch den Norden wie eine periodische Bewegung, die in den Absichten der Vorsehung feststeht, die ebenso das römische Volk durch den Einfall fremder Völker regenerirt hat. Diese Auswanderung der Polarmänner ist wie die Strömung des Nils, der zu gewissen Epochen mit seinem Schlamm die vermagerten Länder Aegyptens befruchtet. . Ich habe Rußland als Bach gefunden, ich hinterlasse es als Fluß. Meine Nachfolger werden daraus ein großes Meer machen, bestimmt das verarmte Europa zu befruchten und es mit seinen Wogen trotz aller Deiche, welche ihnen schwache Hände entgegenwerfen mögen, zu überfluthen, sobald meine Nachfolger verstehen, seinen Lauf zu regeln". Die Lehren, die das Testament diesen Nachfolgern als Richtschnur und politischen Katechismus einprägt, sind die Schlußfolgerungen aus der politischen Geschichte Rußlands, wie sie sich seit Peter und Katharina vollzogen hat, um sie als

Stufen und berechnete Entwickelungsphasen zur künftigen Weltherrschaft erscheinen zu lassen.

2. Cultur und Literatur.

Kaiser Nicolaus war der Erbe der Regierungsgrundsätze und Herrscherziele seiner Großmutter Katharina II. und seines Bruders Alexander I. Denn wenn er auch an Charakter, Temperament und Ansichten von dem letzteren verschieden war, so hatte er doch mit demselben das Streben gemein, Rußland zu vergrößern und zu einer gebietenden Weltmacht zu erheben. Bei diesem Streben kamen ihm wie dem Vorgänger die politischen Zustände Europa's zu Statten. War Alexander das Haupt und der Führer der Völkerbewegung gegen die revolutionäre Machtherrschaft des französischen Imperators, so wurde Nicolaus durch die Zeitverhältnisse wie durch seine Ueberzeugung zum Hort der conservativen Prinzipien gegenüber den jüngeren Revolutionen bestimmt. Ein strammer militärischer Mann von beschränkten Gedankenkreisen und einfachen politischen Anschauungen imponirte er dem beweglichen Zeitalter durch die feste unwandelbare Haltung, die er wie ein von Stürmen gepeitschter Fels in den Wogen und Springfluthen der Revolution bewahrte. Die siegreiche Niederwerfung des Dekabristenaufstandes bei seiner Thronbesteigung hatte ihn mit dem stolzen Selbstgefühl eines triumphirenden Imperators erfüllt; die Willfährigkeit und der stumme Gehorsam der russischen Nation dem gewaltigen Herrscher gegenüber sowie die Huldigungen und Vertrauensbeweise, welche ihm die bedrängten europäischen Fürsten in ihren Nöthen darbrachten, stärkten und steigerten dieses autokratische Selbstgefühl. Er hielt sich und das russische Volk für das einzige feste Bollwerk, an dem die revolutionären Wogen zerschellen mußten, für den herkulischen Helden, der berufen sei die wachsenden Köpfe der Hydra abzuschlagen, ein Glaube der auch im Auslande Geltung fand und dem Zaren ein gebieterisches schiedsrichterliches Ansehen verschaffte, das er nicht selten in schroffster Weise ausübte. Wir haben gesehen, wie tief das Julikönigthum, wenn auch mit verbissenem Ingrimm, sich vor dem Kaiserhofe an der Newa beugte und selbst Insulte schweigend hinnahm. Wir werden sehen, wie der Zar die alten Herrscherhäuser an der Donau und Spree zugleich schützte und lehrmeisterte, wie er in den preußisch-österreichischen Zerwürfnissen um die Mitte des Jahrhunderts als schiedsrichterlicher Vermittler auftrat. Auch dem zweiten französischen Imperium setzte er sein schroffes legitimistisches Prinzip entgegen; und die Erfahrung, daß in der neugestalteten politischen Weltordnung seine Machtstellung im Schwinden sei, daß ein Fürsten- und Staatenbund der russischen Uebermacht entgegentrat, wie einst die heilige Allianz der Napoleonischen Zwingherrschaft, diese Erfahrung senkte den Todeskeim in seine Seele. Es war für den stolzen Selbstherrscher aller Reußen ein unerträglicher Gedanke, daß er, der dreißig Jahre lang im eigenen Reiche die Geister in enge Fesseln

Geschichtliche Stellung des Zaren Nicolaus.

geschlagen und nach Außen wie der antike Meergott die stürmischen Wogen zum Schweigen gezwungen, nun sich einer Coalition gegenüber sah, die dem heiligen Rußland die nicht zu überschreitende Grenzlinie vorzeichnen wollte.

Slavisches Nationalgefühl. Wie bitter man es in einigen Kreisen empfinden mochte, daß die russische Nation ausgeschlossen sei von den freiheitlichen Gütern und Rechtsformen, deren sich die westeuropäischen Culturvölker erfreuten, daß man im Ausland sagte, Rußland sei die Weltbühne für das Schauspiel „Herr und Sclave"; wie grell einzelne malcontente Geister mit hoffnungslosem Pessimismus die Entartung und Fäulniß der russischen Zustände enthüllten: so war dennoch die Regierungszeit des Zaren Nicolaus in den Augen der echten Russen eine Periode des Ruhmes und der nationalen Größe. Die gebieterische Machtstellung nach Außen schmeichelte dem moscowitischen Stolze; der slavische Unitarismus, nach dem Grundsatz „Ein Gesetz, Eine Sprache, Ein Glaube", den der Zar so offen und folgerichtig erstrebte, war ganz nach dem Herzen der jüngeren Generation, die sich emancipiren wollte von den fremdländischen Einflüssen, auf welche sie mit Neid und Eifersucht blickte. Selbst in der Zeitrechnung und im Kalenderwesen nimmt die griechisch-russische Staatskirche eine Ausnahmsstellung gegenüber dem katholischen und protestantischen Abendland ein. Der panslavistischen Partei, die ihren Hauptsitz in Moskau hatte, erschien die geistige Knechtung im Innern, erschien die militärische Disciplin, die auch das wissenschaftliche und literarische Leben in Zucht und Schranken hielt, weniger lästig und unwürdig, wenn damit zugleich die Herrschaft und Verbreitung des echtrussischen slavischen Wesens in die angrenzende stammverwandte Welt verbunden war. War doch der strenge Autokrat ihres eigenen Blutes und Stammes; war er doch das Haupt ihrer eigenen Religion, der orthodoxen Kirche. Wenn die auswärtige Cultur durch Censur und Polizeimaßregeln niedergehalten ward, so hatte die slavische Propaganda ein um so weiteres Feld fruchtbarer Wirksamkeit, so fanden die hochtönenden Phrasen einer „nationalitätswüthigen" Jugend desto größeren Anklang, so konnte man um so ungestörter für „urwüchsige Nationalität" schwärmen, so konnten die eifrigen Slavophilen ihre demokratisch-communistischen Ideen an die Volksüberlieferung und Racengemeinschaft anknüpfen und eine künstlich erzeugte slavische Weltanschauung aufbauen und ausbilden.

Russische Nationalliteratur. In der That erhielt die russische Literatur erst unter Nicolaus einen eigenthümlichen nationalen Charakter, gewann die russische Sprache in Poesie und Prosa einen Aufschwung und eine Ausbildung, die den literarischen Erzeugnissen nicht nur große Verbreitung im Innern verlieh, sondern auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zog. Jetzt erst wurde das Volksleben beobachtet und zur Unterlage einer fruchtbaren Roman- und Novellenschriftstellerei gemacht; jetzt erst wurde die Geschichte der zahllosen Völkerschaften erforscht und zu einem nationalen Gesammtbild verarbeitet; jetzt erst wurde die Dichtkunst,

insbesondere die Lyrik, das Volkslied und die Volksballade der Ausdruck für alle Gemüthsbewegungen, für alle Empfindungen der Seele in Freude und Traurigkeit. Erst seit Nicolaus nahm Rußland in Wissenschaft, Literatur und Kunst einen Rang ein, der den Erzeugnissen des Geistes und der Phantasie eine achtungswerthe Stellung in der Culturwelt anwies. Nicht als ob Zar Nicolaus ein besonderer Förderer der Künste und Wissenschaften gewesen wäre, vielmehr stand er in dieser Beziehung weit zurück hinter Katharina und Alexander. Es ist uns aus früheren Blättern erinnerlich, wie sehr die große Monarchin beflissen war dem russischen Reiche alle jene Güter des Geistes und der Phantasie zuzuführen, die der französischen Metropole in ihren Augen einen so hohen Reiz verliehen; wir wissen, wie empfänglich der Zar Alexander für die geistigen Genüsse war, die in den westlichen Culturländern ihm entgegengebracht wurden, und wie eifrig beide bedacht gewesen durch Mehrung der Erziehungsanstalten, der Universitäten und Academien und durch Beförderung wissenschaftlicher Studien und Literaturwerke die Bildung zu heben und zu verbreiten. Allein diese Bildung bestand meistens aus fremdländischen Elementen, war eine Pflanze, deren Wurzeln und Samen aus fremdem Boden stammten. Konnte doch noch im Jahr 1843 Jordan die Geschichte der russischen Literatur mit dem Satze einführen: „Die russische Literatur ist kein inländisches, sondern ein exotisches, aus dem Auslande herübergepflanztes Gewächs". Für eine innere nationale Cultur war keine Stätte vorhanden. Unter Nicolaus dagegen wurde das russische Reich gegen das Ausland abgeschlossen, und wie wenig auch im Allgemeinen dieses Absperrungssystem dem Lande zum Segen gereichte, für die Erweckung des Nationalrussischen, für das Sammeln und Pflegen des Eigenen, Heimischen, Naturwüchsigen war es vortheilhaft. Eine realistische Romantik auf nationalem Boden erwachsen stellte sich die Aufgabe, die russische Poesie und Kunst in die moderne Weltliteratur einzuführen. Die Eroberungen in den Grenzlanden hoben das nationale Selbstbewußtsein, und die ungestörte Ruhe im Innern gewährte Muße zur Selbstschau und Umschau. Wir werden bald erfahren, wie sehr die großartige Gebirgswelt des Kaukasus und die Kämpfe mit den Naturvölkern jener romantischen Gegenden die Phantasie der russischen Dichter, eines Puschkin, Lermotow, Bestuschew belebt und befruchtet und ihrem schöpferischen Talente anziehende und originelle Stoffe zugeführt haben. Hatte Karamsin (Karamsin 1765—1826.) in seiner weitverbreiteten und in mehrere fremde Sprachen übersetzten „Geschichte des russischen Reiches" (XIV, 412), seine europäische Bildung und sein reiches Talent dazu angewendet, dem russischen Volke zu zeigen, wie es durch Beschwerden und Anstrengungen, durch Leiden und Kämpfe aus geringen Anfängen zu dem größten Weltreich herangewachsen, ihm zu Gemüthe zu führen, daß nur der in der Autokratie des Zaren wurzelnde Absolutismus die Macht und Größe Rußlands begründet habe und zu erhalten vermöge, hatte er durch seine stilistische Darstellung mit rhetorisch-epischer Fülle Liebe und Begeisterung

für das Vaterländische, für die heimische Sprache, für die griechisch-orthodoxe Religion, für das slavische Stammgefühl geweckt, so galt es jetzt in der Geschichtschreibung, in der Sprachbildung, in der Dichtkunst auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten. Der Petersburger Professor Ustrialow suchte in seiner „Geschichte Rußlands", die in allen russischen Unterrichtsanstalten zur Einführung kam, die Ansicht zu begründen, daß das slavo-russische Reich durch die Gunst eines glücklichen Geschicks zu der Einheit und nationalen Conformität in Race, Religion, Sprache und Sitten gelangt sei, welche allein die Größe und Stärke einer Nation zu begründen vermöchte, daß somit das heilige Rußland von der göttlichen Vorsehung zu einer weltbeherrschenden Mission berufen sei. Auch die historiographische und publicistische Thätigkeit des productiven Mich. Pogodin († 1875), des gelehrten Kenners des russischen Alterthums, hatte patriotische und panslavistische Zwecke im Auge, so sehr er dabei auch bemüht war, die Literaturschätze des Auslandes durch Uebersetzungen seinen Landsleuten zugänglich zu machen. Denn die Einführung fremder Güter konnte ja nur beitragen, den siegreichen Gang der russischen Geschichte von der Barbarei und völkerschaftlichen Zersplitterung zur nationalen Einheit, Kraft und Größe um so deutlicher zu veranschaulichen, den eigenen Triumphzug um so glänzender erscheinen zu lassen. Doch trat neben der apologetischen Richtung auch eine polemisch-satirische hervor. Durch die gesammte moderne Literatur Rußlands zieht ein scharfer satirischer Luftzug gegen das Bestehende, Alte, Fremde. Es sollte Raum geschaffen werden für die neue volksthümliche Culturbildung.

Umschwung der russischen Literatur. Karamsin's Hauptverdienst lag auf dem sprachlichen Gebiete: Er war der erste Schriftsteller, welcher das russische Idiom befreite von der steifen sogenannten classischen Construction und Redeweise, die im achtzehnten Jahrhundert durch den Dichter und Polyhistor Lomonossow († 1765) und seinen Zeitgenossen, den Dramatiker Sumarokow († 1777) zur Herrschaft gelangt war, der erste, der die Schriftsprache der lebendigen natürlichen Volks- und Umgangssprache annäherte. Dadurch wurde Karamsin für die gesammte moderne Cultur- und Literaturgeschichte eben so epochemachend wie für die Historiographie. Der Fabeldichter Krylow (1768—1844), eben so bekannt und beliebt im russischen Volke wie Lafontaine bei den Franzosen, und der Lyriker Schukowski (1783—1852), dessen schwungvolle Soldatenlieder, „Der Sänger im Lager der russischen Krieger", im Munde des Volkes lebten, gehörten zu dem Freundeskreis Karamsin's. Jetzt erst wurden die literarischen Erzeugnisse, die bisher „in akademische Schnürstiefeln gezwängt", nur für die Hof- und Adelskreise berechnet waren, zum Gemeingut der Nation. Jetzt erst konnte eine poetische Literatur entstehen, die rasch ihren Weg in alle gebildeten Stände fand und das Geistes- und Seelenleben des russischen Volkes aus den eigenen Schätzen bereicherte. Wenn noch selbst bei den volksthümlichen Dichtern der vorhergehenden Jahrzehnte, einem Petrow († 1799), einem Derschawin († 1816), die ihre Poesie hauptsächlich zur Verherrlichung der großen Katharina anwandten, die Abhängigkeit vom Auslande, insbesondere von Frankreich und England deutlich hervortrat, so erhielt nunmehr das russische Volk einen echt nationalen Dichter

Puschkin 1799—1837. in Alex. Puschkin, dessen Poesien das russische Leben in allen seinen Erscheinungen abspiegelten, allen Gefühlen und Gemüthsstimmungen, dem Schmerz und der Freude,

der Vaterlandsliebe und dem Nationalstolz bald in elegischen, bald in humoristischen und satirischen Tönen Ausdruck gaben. Es ist oft bemerkt worden, daß Puschkin im Leben wie in der Poesie manche Aehnlichkeit mit Lord Byron hatte; und es ist nicht zu verkennen, daß der britische Dichter einen großen Einfluß auf den russischen Zeitgenossen geübt hat. Doch würde man ein unrichtiges Urtheil fällen, wollte man Puschkin einen Nachahmer Byron's nennen. Die ähnlichen Charakterzüge, Seelenstimmungen und Geistesrichtungen haben sich bei beiden in ähnlichen Kundgebungen geäußert, ohne daß darum die Originalität des russischen Dichters geläugnet werden dürfte. Beiden gemeinsam war das kurze rasche Leben, das in gesellschaftlichen Genüssen, in buntem Schicksalswechsel, in Liebesfreuden und Liebesschmerzen, in anstrengenden körperlichen Uebungen und Bewegungen wie in aufreibenden geistigen Arbeiten sich rastlos verzehrte und mit einem tragischen Ausgang in jungen Jahren endete. Puschkin wurde siebenunddreißig Jahre alt von einem Baron Hecqueren, der der schönen Frau des Dichters zärtliche Aufmerksamkeiten erwies, im Duell erschossen. Beiden gemeinsam war die epigrammatische und satirische Schärfe, die bittere Spottsucht, durch welche sie sich den Haß der vornehmen Welt zuzogen, so daß sie längere Zeit von den Hauptstädten ihrer Heimath ferne lebten, Byron in freiwilliger Verbannung, Puschkin in gezwungenem Exil in den Grenzlanden von Asien. Gemeinsam war auch beiden, daß sie einen Roman in Versen zum Träger und Spiegelbild ihrer Lebensanschauungen, ihrer Stimmungen, ihrer welt- und menschenverachtenden Empfindungen machten. Der „Eugeni Onegin", eine epische Erzählung in vierzehnzeiligen Strophen über acht Bücher vertheilt, ist „der Don Juan der russischen Sitten". Aber mit diesen äußerlichen Analogien und Aehnlichkeiten schließt die Parallele: in allen übrigen Dingen ist Puschkin der Sohn seines Landes, weit entfernt von dem großartigen Kosmopolitismus und Freiheitsdrang des genialen Briten. Schon die genannten Werke tragen den Stempel der gänzlichen Geistesverschiedenheit der beiden Dichter an sich: denn während der Held der Byron'schen Dichtung im Don Juan wie im Childe Harold stets ein anziehender interessanter Charakter bleibt, in dem sich die männliche Kraft und das stolze Selbstbewußtsein des britischen Edelmannes abspiegelt, ist der Puschkin'sche Eugen Onegin ein blasirter kraft- und saftloser Salonmensch der großen hauptstädtischen Welt, ein romantischer Fant ohne ideale Züge.

„Ein Roman in Versen", so urtheilt ein Literarhistoriker der Gegenwart über das Gedicht, „der für den Dichter selbst den Uebergang anzeigt von der subjectiv leidenschaftlichen Stimmung früherer Schöpfungen zur objectiv abgemessenen Lebensbetrachtung. Heiter und trübe durcheinander wogende Lebensanschauung von satirisch-humoristischem Zuschnitt spielt in allen Farben. Die Handlung ist sehr schwach, tritt ganz zurück vor den schildernd-betrachtenden Elementen. Wir schlendern herum in einer bunt beleuchteten Gallerie von Scenen und Situationen aus dem Natur- und Gesellschaftsleben, von Gestalten und Charakteren, von äußern Wahrnehmungen und innern Erfahrungen, sie alle bald in ausgespannten Gemälden, bald in rein lyrischen Ergüssen nach Art des Liedes, bald in epigrammatischen Strichen oder in allerlei Anspielungen und launigen Beziehungen zusammengeworfen".

Puschkin verdankte seine Popularität und seine literarische Wirksamkeit zum guten Theil der Wahl seiner Stoffe. Er griff mit sicherem Tact in das vaterländische Geschichts- und Volksleben hinein, wobei er bald wie bei seinem volksthümlichen dramatischen Gemälde „Boris Godunow" Shakespeare, bald wie bei seinen Novellen und erzählenden Gedichten Walter Scott vor Augen hatte. Schon sein Jugendgedicht „Ruslan und Ludmilla", ein Heldenmärchen in sechs Gesängen aus Rußlands Vorzeit in Kiew, erinnert an die poetischen Erzählungen des schottischen Dichters. Die Vor-

liebe für altrussische Sagen, Geschichten und Volkslieder, von denen um dieselbe Zeit mehrere Sammlungen veranstaltet wurden, erhöhte das Interesse für die vaterländische Heldenzeit. Auch Puschkin's übrige Erzählungen sowohl in Versen als in ungebundener Rede, wie „Die Räuberbrüder", „Die Quelle von Baktschisarai", ein orientalisches Haremsbild aus der Krim, „Der Gefangene im Kaukasus", „Die Zigeuner", das düstere Familienstück „Poltawa" mit der heroischen Gestalt des schrecklichen Kosakenhetman Mazeppa u. a. bewegen sich auf heimathlichem Boden. „Die Hauptmannstochter" ist eine reizende Novelle aus der „Geschichte der Verschwörung Pugatscheff's", welche Episode der russischen Geschichte Puschkin auch historiographisch behandelt hat.

Lermontow 1814–1841. Mit Puschkin hatte sein Verehrer Mich. Lermontow das wechselvolle Lebensgeschick und den tragischen Tod im Zweikampf in der Blüthe der Jahre gemein. Eine Klag- und Racheode auf den Tod des Gefallenen hatte eine Verbannung des jungen strebsamen Freundes nach dem Kaukasus zur Folge. Ein Dichter von tiefer subjectiver Empfindung und Gefühlswärme, versenkte sich nun Lermontow mit ganzer Seele und Leidenschaft in die großartige Gebirgswelt, die er während einer mehrjährigen Verbannung kennen und lieben lernte, und zog aus dem wildromantischen Natur- und Menschenleben jener fernen fremden Regionen den Stoff für seine genialsten Schöpfungen. Auch Lermontow trug wie Puschkin den pessimistischen Weltschmerz Byron's in seiner Seele und gab demselben Ausdruck in seinem interessanten Roman: „Der Held unserer Zeit. Kaukasische Lebensbilder", ein Werk voll tiefer Empfindungen und Herzensergießungen, bei dem der Contrast zwischen den großartigen Natureindrücken und der Selbstqual und Gemüthszerrissenheit des Helden aus der modernen Gesellschaft ergreifend und erschütternd wirkt. Das Gefühl, daß in der Menschenwelt Alles verkehrt, eitel und nichtig sei, daß das Leben keinen Werth und Aufschwung habe, zieht wie ein dämonischer Hauch durch die moderne Dichterschule Rußlands. Alle Genüsse sind nur momentane Affecte einer verwöhnten, blasirten Seele ohne Tiefe und Dauer. Eine trostlose pessimistische und nihilistische Stimmung ist der Grundton aller Reflexionen und Selbstbetrachtungen, die in einer kunstreichen Anatomie des innern Menschenlebens mit frivoler Offenherzigkeit und raffinirter Spitzfindigkeit analysirt und zergliedert werden. Neben dem Roman hat Lermontow auch in vielen lyrischen Gedichten diese Resignation der Verzweiflung und seinen Lebensüberdruß zum Ausdruck gebracht. Das bittere Gedicht „Dankbarkeit", die reflexive Selbstschau in „Duma" u. A. tragen denselben Charakter des Trübsinns, der Weltverachtung, der Zerrissenheit an sich, wie „Der Held unserer Zeit". Enthält diese Seelen- und Gefühlsmalerei Anklänge an die französische Socialliteratur jener Tage, so erinnert die farbenprächtige Schilderung des Natur- und Völkerlebens des Kaukasus mit seinen mächtigen Eindrücken und seiner ursprünglichen Kraft an den Schwung und die Phantasie der Byron-Shelley'schen Poesie. „Die Majestät des Elbrus, des Königs unter jenen Bergriesen, und die Verwegenheit der Tscherkessenhäupter, wilde Schönheit, Gluth des Orients, das Leben in Kampf und Liebe: das sind die Grundtöne, welche die Dichtungen Lermontow's durchziehen". Ein des Landes und der Bewohner jener großartigen Gebirgswelt kundiger deutscher Dichter, Fr. Bodenstedt, hat die epischen Erzählungen des russischen Sängers, in denen sowohl die landschaftlichen Erscheinungen als das Völkerleben in seiner ursprünglichen Naturkraft in Einzelbildern dargestellt sind, in verständnißvollen Uebersetzungen der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht. Alle diese erzählenden Gedichte bewegen sich auf einem dem Abendlande wenig bekannten Boden und in einer fremdartigen von der Tünche der Civilisation noch nicht berührten Gedanken- und Gefühlswelt, sind aber ausgezeichnet durch Schwung der Phantasie und durch Adel in Sprache und Darstel-

lung. Zu den hervorragendsten gehören: „Das Lied von dem Zaren Iwan Wassiljewitsch“, ein Bild aus dem Leben dieses leidenschaftlichen Autokraten, in dem eine Mischung von Willkür und Recht, Gnade und Grausamkeit in elementarer Naturgewalt vorgeführt wird. „Ismail Bey“, eine morgenländische Sage in drei Theilen, „ein Stück Poesie, in welchem kaukasisches Bergleben, Land und Leute mit wunderbar erschütternder Wahrheit aus allen Zügen athmet“. „Der Tscherkessenknabe“, rührende Trauerlaute eines aus seinem Berglande entführten Naturkindes, das an Heimweh verkommt. „Der Dämon“, die alte Sage von einem aus Liebe zu einer schönen Sterblichen gefallenen Engel, ein ergreifendes Seelengemälde in Trauertönen. „Die Gaben des Terek“, eine Verherrlichung der weiblichen Schönheit u. a. m.

Außer den epischen und lyrischen Gedichten Lermontow's hat Bodenstedt auch eine Sammlung klein-russischer Volkslieder, „Die poetische Ukraine“, herausgegeben, ein Spiegelbild des inneren Volkslebens in elegischer Grundstimmung und doch voll Kampflust und so züchtig, „daß die jungfräulichste Wange vor keinem zu erröthen braucht“. Aehnlich in Ton und Inhalt sind die Lieder des russischen Volksdichters Kolzow. Man hat mit Recht Alexei Wassiljewitsch **Kolzow** den russischen Burns genannt; denn nicht nur durch seine „Russischen Lieder“, sondern auch durch seinen Lebensgang, der ihn vom armen Hirtenjungen der Woronescher Steppen zum beliebten Volksdichter emporsteigen ließ, und durch die Bitterkeit der Armuth bis zu seinem frühen Hingang glich er dem schottischen Natursänger, und wie dieser war er ein treuer Dolmetscher der Gefühls- und Denkungsart seines Volkes voll Wahrheit und naiver Hingebung. Neben Kolzow hat auch sein Landsmann Iwan **Nikititsch** sich als Volksdichter einen Namen gemacht. Kolzow 1809—42.

Im Kaukasus und in Persien verbrachte auch der Dichter Alex. **Gribojedow** einen Theil seines kurzen Lebens. Wenn auch von geringer literarischer Productivität, so machte er sich doch einen berühmten Namen durch das dramatische Sittengemälde „Gore ot umá“ (etwa: „Mißgeschicke eines Verständigen“), worin er von der französischen Modebildung der vornehmen russischen Gesellschaft in witzigen und satirischen Charakterzeichnungen ein grelles Bild entwarf, in so drastischen Zügen, daß das Stück neun Jahre lang von der Censur zurückgehalten wurde, dafür aber in Abschriften desto gieriger gelesen ward. Erst nach dem gewaltsamen Tode des Dichters in Folge eines Volksaufstandes in Teheran, kam das Werk zum Druck und auf die Bühne und gewann dann eine solche Popularität, daß einige Personen zu typischen Gattungsbegriffen, einzelne Kernsätze sprichwörtlich wurden. Die dramatische Form ist nur der Rahmen für die einzelnen Charakterbilder; einheitliche Handlung und dramatische Anlage und Composition gehen dem Stücke ab. Gribojedow 1793—1829.

Wie in den Culturländern Westeuropa's, so nimmt auch in Rußland die Roman- und Novellenliteratur einen breiten Raum ein. Das Interesse für das Volksleben, für vaterländische Zustände, für landschaftliche Scenerie, für die Intriguen, Seelenstimmungen und Schicksalswege der höheren Gesellschaftskreise, für geschichtliche Persönlichkeiten und Katastrophen, für alle psychischen Vorgänge in der Menschenbrust, konnte in der schildernden, erzählenden Literaturgattung, in den zwanglosen Gemälden von Sitten und Lebensgängen, von Leidenschaften und Charakteren aus allen Ständen und Volksklassen, von Landeseigenthümlichkeiten, Naturanlagen, Raceneinflüssen am ersten geweckt und befriedigt werden. Auf diesem ausgedehnten Felde, wo keine strengen Formgesetze die künstlerische Freiheit oder Willkür einengten, den Flug der Phantasie hemmten, konnten auch untergeordnete Talente sich regen und in einzelnen Seiten der Darstellung, der Charakterzeichnung, der Composition eine gewisse Virtuosität erlangen. So wird bei Nic. **Pawlow** die correcte, wenn gleich mitunter übertriebene und verkünstelte Detail- Roman- und Novellenliteratur. Pawlow 1805—64.

malerei gerühmt, womit er in seinen Novellen („Der Maskenball“, „Der Namenstag“, „Eine Million“) die gesellschaftlichen Zustände, die Regungen, Triebe und Irrgänge des menschlichen Herzens in der hohen Gesellschaft vorführt. So hat Helena Hahn in „Dschelaladdin“ und „Utballa“ die leidenschaftliche Glut des Tatarenbluts mit ergreifender Lebendigkeit dargestellt. So hat der unter dem Namen Kosak Marlinski verborgene Schriftsteller Alex. Bestushew, Theilnehmer der Dekabristen-Verschwörung und Freund des in Folge dieses Militäraufstandes hingerichteten Rylejew (XIV, 752 ff.), in seinen Erzählungen „Ammalat-Beg“ und „Mullah-Nur“ u. a., aus dem Kriegs- und Soldatenleben der Kaukasusländer, die er durch langen Aufenthalt kennen gelernt, Bilder und Lebensschicksale vorgeführt, die ein großes descriptives Talent mit einem Anflug derben Humors verrathen. Der durch Uebersetzungen weitverbreitete Roman „Tarantaß“ des Schriftstellers und Staatsmannes Sollohub, schildert in der Form eines Reisebildes das Leben und Treiben im inneren Rußland, „wobei durch Nebeneinanderstellung patriarchalischer Einfalt und moderner Ueberbildung die frappantesten Contraste entstehen“, mit panslavistischen Hintergedanken. Gogol-Janowskij, ein begabter Schriftsteller von beweglicher Natur und wechselvollem Lebensgang, hat in einer Reihe literarischer Productionen verschiedener Art die sittlichen Zustände seines Vaterlandes in humoristischer Weise dargestellt. Ein Literarhistoriker der Gegenwart (Honegger) sucht in Gogol's dichterischer Entwickelung drei Stufenfolgen nachzuweisen. Zu der ersten Stufe rechnet er: „Abende auf dem Meierhof unweit Dikanka“, Schilderungen des kleinrussischen Lebens von ethnographischem Gehalt; zur zweiten „Mirgorod“, eine Reihe von Erzählungen voll Poesie und gelungener Charakterzeichnung, unter denen „Taraß Bulba“ den ersten Rang einnimmt. Die dritte Entwickelungsperiode beginnt mit dem Lustspiel „Revisor“, welches die Beschränktheit und Corruption der russischen Beamtenwelt veranschaulicht, und endigt mit dem satirisch-komischen Zeitgemälde „Die todten Seelen“, worin die Mißbräuche, die Vorurtheile, das rohe materielle Leben der Provinzbewohner und die damit verbundene Engherzigkeit derselben mit Wahrheit und getreu dargestellt sind. Von Rom nach Moskau zurückgekehrt, versank Gogol in religiöse Schwermuth, ein tragischer Lebensausgang. „Der genialste Humorist Rußlands war aus Verzweiflung über die Zustände, die er so unerbittlich verhöhnt und an den Pranger gestellt hatte, zum Anbeter des Despotismus, zum Verlästerer jeder freien Regung, zum religiösen Mystiker geworden, der ganze Tage im Gebet vor Heiligenbildern verbrachte, der von Petersburg nach Rom, von Rom nach Jerusalem pilgerte, um sein Gewissen zu beruhigen und Vergebung seiner Sünden zu finden“. Bei seinen Erzählungen hatte Gogol Walter Scott vor Augen; aber neben dem literarisch-ästhetischen Zweck verfolgte er bei seinen Schilderungen eine sittlich-vaterländische Tendenz: er wollte darthun, daß der russischen Nation eine vollständige Umgestaltung des Lebens Noth thue. Unter seinen humoristischen Schilderungen erkennt man den Schmerz, den der Verfasser über das sittliche Elend, über die Thorheiten und verkommenen Zustände des Volkes, des Adels, der Beamtenwelt und der höheren Stände empfindet.

Helena Hahn. — Bestushew 1795—1837. — Sollohub geb. 1814. — Gogol 1809—52.

Socialreformatorische Literatur.

Gogol war der Begründer der realistisch-humoristischen Socialliteratur, welche durch die getreue Schilderung des sittlichen Abgrundes die russische Nation zu heben und die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen des politischen und gesellschaftlichen Lebens und der verrotteten öffentlichen Zustände darzuthun suchte. In demselben Geiste wirkte der Publicist Alexander Herzen, der Herausgeber der „Glocke“ (Kolokol), eines einflußreichen Organs der öffentlichen Meinung, geschrieben im Auslande, wo der von einer deutschen Mutter abstammende Sprosse eines reichen vornehmen Hauses sich über dreißig Jahre aufhielt, berühmt und gefürchtet als talentvoller Schriftsteller, Journalist

Herzen 1812—70.

und politischer Agitator von patriotischer Gesinnung. Wie in seinen politischen Gelegenheitsschriften und seiner publicistischen Thätigkeit, so hatte Herzen auch in seinen Novellen und Romanen („Doctor Krupow", „Wer ist schuld") die Tendenz, „unter poetischer Form die erschreckenden Gebrechen des nationalen Lebens bloßzulegen, nackt, unbarmherzig, mit dem Endziel furchtbarer Geißelung". Eine ähnliche Tendenz verfolgte Saltikow, der unter dem Namen Schtschedrin „Skizzen aus dem russischen Provinzialleben" veröffentlichte, worin in satirisch-humoristischen Genrebildern die Culturzustände der russischen Gesellschaft und Beamtenwelt, die im öffentlichen Leben wie in den Volkssitten aller Stände herrschenden Mängel und Gebrechen mit scharfem aber feinem Sarkasmus geschildert sind, und mit derberem Realismus der Sittenschilderer und Satiriker Pisemski in dem vielbesprochenen Roman „Tausend Seelen", welcher an den Lebensschicksalen eines ehrgeizigen Strebers eine Welt voll Lug und Trug, voll Gemüthshärte, Gewissenlosigkeit und Intriguen enthüllt.

Saltikow geb. 1826.

Pisemski geb. 1820.

Auch in dem größten Skizzenzeichner und Erzähler Rußlands, dem Novellen- und Romanschriftsteller Iwan Turgenjew, der, um der Verbannung in die öden Grenzlande zu entgehen, den späteren Theil seines Lebens im Auslande verbrachte, traten die dunkeln Seiten des russischen Gesellschafts- und Volkslebens mit schneidender Schärfe zu Tage, doch ist der trübe Realismus noch durch einige idealistische Streiflichter aufgehellt, der Pessimismus der Wirklichkeit durch künstlerische und poetische Gestaltungskraft verklärt. Das Hauptübel des russischen Volkes sieht er in dem durch die Leibeigenschaft hervorgerufenen sittlichen und materiellen Elend; daher auch ein großer Theil seiner einschneidenden aggressiven Schriftstellerei diesen Krebsschaden der menschlichen Gesellschaft zum Kampfziel nahm. So gleich in seinem ersten Hauptwerke: „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers", welche eine Fülle von Charakterbildern aus dem Leben russischer Landedelleute, Bauern und Leibeigenen vorführen, Scenen und Personen von drastischem Realismus und markanter Originalität. So in „Mumu", einem mißhandelten taubstummen Leibeigenen; so im „Wirthshaus an der Heerstraße"; in „Punin und Bakunin" und andern Werken. In der Erzählung: „Die lebende Mumie" hat Turgenjew an dem Schicksale einer an unheilbarer Krankheit dahinsiechenden jungen Frau den Beweis geliefert, daß er auch einen spröden und abstoßenden Stoff mit einem künstlerischen poetischen Hauch zu beleben versteht. In der Erzählung „Faust", in Briefform, wird wie in Dante's Francesca da Rimini die verführerische Gewalt beschrieben, welche ein mit genialer Naturkraft gezeichnetes Liebesverhältniß auf ein unbewachtes naives Gemüth hervorzubringen vermag; ein Werk voll tiefer Einblicke in das psychische Leben. Die socialen Probleme, die sich um Liebe und Ehe drehen, ein in der modernen Romanliteratur so viel behandeltes Thema, liegen auch noch einigen anderen Erzählungen zu Grunde. Dazu gehören: „Erste Liebe", „Das adelige Nest", „Frühlingsfluthen", „Drei Portraits" und die ergreifende Novelle „Eine Unglückliche", die rührende Geschichte einer unter Druck und Mißhandlung lebenden Jungfrau, die endlich an gebrochenem Herzen stirbt, ein charakteristisches Nachtstück des russischen Familienlebens. Auf dem Boden des nihilistischen Radicalismus und Materialismus der Gegenwart, für den übrigens Turgenjew eben so wenig Sympathie zeigt wie für die Uebelstände des alten Absolutismus und Feudalismus und die verkehrte Modebildung der höheren Gesellschaft, bewegen sich mehrere seiner jüngsten Romane und Novellen. So „Väter und Söhne", „Dunst" (oder Rauch), „Visionen". worin das hohle, phrasenhafte, gespreizte Wesen und Treiben der neuen Weltstürmer, der demagogischen Studenten und emancipirten Frauen so trefflich gezeichnet ist, daß das junge, blasirte Herostratengeschlecht den Dichter mit dem Anathem belegt hat. „Ein König Lear des Dorfes" ist die wunderlichste Schöpfung des an Originalitäten

Turgenjew geb. 1818.

und Sonderbarkeiten Gefallen findenden Dichters, eine zwischen einem bärenhaft rohen Edelmann, zwei liederlichen Töchtern und einem nichtsnutzigen, übermüthigen Schwiegersohn sich abspielende Familiengeschichte voll physischer und psychischer Häßlichkeit, aber auch ein drastisches Charakterbild russischer Adelswirthschaft, so lange der Giftbaum der Leibeigenschaft noch blühte. Turgenjew's jüngstes Werk, „Neuland", oder wie man den russischen Titel auch übersetzt hat, „Die neue Generation", gehört zu den schwächsten Producten des talentvollen Sittenschilderers, und ist nur darum so viel besprochen worden, weil es sich auf dem social-politischen Gebiete der Gegenwart bewegt. Man gewinnt daraus den trostlosen Eindruck, daß bei solcher geistigen und sittlichen Untüchtigkeit der conspiratorischen Demagogen und des stumpfsinnigen Bauernvolks Rußland für rettende Thaten und reformatorische Erfolge wenig Aussicht bietet. Kein Wunder, wenn die junge reformdurstige und verschwörungslustige Generation den Romanschriftsteller haßte und schmähte.

B. Die Revolutionsbewegungen der Jahre 1848 bis 1851.

Quellen und literarische Hülfsmittel. Der nachfolgenden Darstellung liegen die Aufzeichnungen zum Grunde, welche der Verfasser von den Ereignissen, die er erlebte und beobachtete, im Laufe der Begebenheiten selbst gemacht hat mit der Absicht künftiger Veröffentlichung. Als Unterlage und Anhaltspunkte für die Thatsachen dienten ihm dabei die größeren Zeitungen, unter denen die „Deutsche Zeitung" als Organ der Frankfurter „Kaiserpartei" während ihrer kurzen Lebensdauer von besonderer Bedeutung war, die zahllosen Broschüren und Monographien, die Publicationen von Actenstücken, Denkschriften, Proclamationen und Aufrufen aller Art, verschiedene Ausführungen in periodischen Blättern, wie „Die Gegenwart"; „Unsere Zeit"; die Zusammenstellungen zeitgeschichtlicher Vorkommnisse in dem Annual register, und seit 1850 in dem Annuaire des deux mondes. — Für Deutschland insbesondere konnte zu dem Zweck Gebrauch gemacht werden von den „Stenographischen Berichten über die Verhandlungen der constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Herausgegeben von Frz. Wigard. Frankf. 1848. 49", und von dem „Stenograph. Bericht über die Verhandl. des Parl. zu Erfurt"; so wie von dem Buche von R. Haym, Die deutsche Nationalversammlung u. s. w. Frankf. 1848—50. 3 Bde. und von Jürgens, Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerks. Braunschw. 1850. 56. 2 Bde. In der Folge konnten noch Ergänzungen gewonnen werden aus dem „Staatsarchiv", von Aegidi und Klauhold. Hamb. 1861—77, nebst Beilagen; aus den Schriften von Häusser (Denkwürdigkeiten zur Gesch. der Bad. Revolution. Heidelb. 1851) und J. B. Bekk (Die Bewegung in Baden. Mannh. 1850); aus den biographischen Werken von A. Springer: Friedr. Christ. Dahlmann. Leipz. 1870. 72. 2 Bde. und Gust. Freytag: Karl Mathy, Geschichte seines Lebens. Leipz. 1870; aus einzelnen Aufsätzen in der „Historischen Zeitschrift" und den „Preußischen Jahrbüchern". — Auf den Sonderbundskrieg in der Schweiz werfen die Memoiren von Guizot, die „Erlebnisse" des Bernh. Ritter von Meyer (Wien 1875. 2 Bde.), die Schrift von Siegwart-Müller, „Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in d. Schw. Eidgenossensch." Zür. 1863—68. 3 Bde., und das Buch von Ranke, „Aus dem Briefw. Fr. W. IV. mit Bunsen". Leipz. 1873, viel interessantes Licht. — Für die Geschichte Italiens während der Revolution von 1848. 49 boten, außer den schon früher erwähnten Geschichtswerken von Farini, Coppi, Reuchlin, Ruth, besonders die „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Krieg" (v. Schönhals) Stuttg. 1852, manche Belehrung über die politischen und militärischen Vorgänge, freilich vom Standpunkt eines österreichischen Offiziers. — Ueber Louis Napoleon's Präsidentschaft und Staatsstreich: Kinglake, The invasion of the Crimea. Leipz. 1863—75. 10 voll., und das anonyme Schriftchen: Der Staatsstreich vom 2. Decbr. 1851 und seine Rückwirkung auf Europa. Leipz. 1870. — An den Thatsachen, sowie in der Anordnung des historischen Stoffes und an der pragmatischen

Zusammenstellung der Ereignisse fand der Verf. bei nochmaliger Durchsicht und Prüfung seiner Aufzeichnungen in den auf Deutschland und die deutschen Großstaaten sich beziehenden Abschnitten wenig zu ändern. In so fieberhaft erregten Zeitläuften, wo das öffentliche Leben sich mehr als sonst auf Markt und Straße, in Volksversammlungen und parlamentarischen Kämpfen abspielte und trotz der stürmischen Beweglichkeit eine gewisse Einförmigkeit und Gleichartigkeit herrschte, schien dem Universalhistoriker die Aufgabe gestellt, in den Wogen des hinbrausenden Völkerstromes die treibenden Gedanken und Tendenzen zu begreifen, die Ziele zu erforschen, denen der Volksinstinct zustrebte, die späteren Errungenschaften in ihrem Werden zu errathen. Daher wurden die Aufzeichnungen jener Jahre als unmittelbare Eindrücke eines zeitgenössischen Beobachters ohne wesentliche Umarbeitung zum Abdruck gebracht. Dagegen wurden die Abschnitte über die Vorgänge in der Schweiz, in Italien, in Frankreich vielfach verändert und erweitert. Was die Urtheile über einzelne Persönlichkeiten betrifft, so möchte jetzt nach mehr als dreißig Jahren bei objectiverer Betrachtung vielleicht die eine oder andere in einem etwas verschiedenen Lichte erscheinen. Dennoch hat es der Verfasser vorgezogen, auch in diesem Punkte die alten Eindrücke und Ansichten festzuhalten, sei es auch nur, um jeden Schein einer Sinnesänderung nach der Zeitströmung zu vermeiden. Sie sind der Ausdruck der öffentlichen Meinung jener Tage. Und wenn auch mancher damals hochgefeierte Name in der Folge erbleichte oder von dunkeln Schatten überzogen ward, so muß man bedenken, daß in bewegten Zeiten Keiner sich ausschließlich selbst angehört, daß er von der Umgebung und von der Atmosphäre, in der er sich bewegt, gehoben und getragen wird, und daß in solchen Lagen und Verhältnissen der Spruch des Dichters sich bewährt: Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken. Unsere Darstellung wird beweisen, daß wir allenthalben nach dem Grundsatze zu handeln suchten: „Niemand zu lieb und Niemand zu leid“.

I. Die Vorboten.

1. Italien.

Der italienische Volksgeist.

Zweimal waren die Versuche der italienischen Patrioten, die apenninische Halbinsel aus der politischen Zerrissenheit und Versumpfung zu retten und zu nationaler Freiheit und Einheit zu erheben, durch innere und äußere Feinde niedergeworfen worden. In allen Gefängnissen schmachteten politische Sträflinge, in allen Ländern Europa's harrten Flüchtlinge und Verbannte auf die Stunde der Erlösung und der Rückkehr in die Heimath; ein Netz von conspiratorischen Geheimbünden, mit denen die Exulanten in ununterbrochener Fühlung standen, zog sich durch das ganze Land. Ein neuer weitverzweigter Verein, das „junge Italien“ genannt, das Werk des Genuesen Mazzini, nahm die alten Carbonari und die andern patriotischen und freiheitlichen Brüderschaften in seinen Schooß auf. Eine demokratisch-republikanische Propaganda entfaltete eine eifrige Thätigkeit, um für ihre Freiheitsideen Genossen zu werben. Seit dem Abzug der Franzosen und Oesterreicher aus dem Kirchenstaat war besonders das mittlere und untere Italien, wo die öffentlichen Uebelstände am schreiendsten und die Widerstandskräfte der Regierungen am schwächsten waren, der Schauplatz der agitatorischen Bewegungen. Verschiedene Aufstände wurden in Blut erstickt und

brachten Trübsal und Trauer über einzelne Orte und Familien; aber sie hielten die Geister wach und dienten als Vorschule für künftige günstigere Zeiten. Bei der allgemeinen Aufregung, die in den vierziger Jahren alle europäischen Staaten durchzog, war vorauszusehen, daß bald irgend ein Ereigniß eintreten würde, das auch auf Italien rückwirken könnte. Dann wollte man nicht unvorbereitet und wehrlos erfunden werden. Vor Allem war der tragische Ausgang der Brüder Bandiera, der hochherzigen Söhne eines österreichischen Admirals, ein Ereigniß, von dem sogleich die Rede sein wird, von nachhaltiger Wirkung. Einer politischen Partei, die mit solcher Todesverachtung eine Schilderhebung wagte, konnte die schwache päpstliche und neapolitanische Regierung nicht beikommen; die abgeschlagenen Köpfe der Schlange wurden durch neue ersetzt und kein Hercules war zur Bändigung vorhanden. Gleichzeitig traten geistige und literarische Bestrebungen zu Tage, die, wenn auch frei von den radicalen Umsturztendenzen des „jungen Italiens“, dennoch demselben national-politischen Ziele zustrebten, einem freien nationalen Einheitsstaat im Bunde mit der römischen Kirche.

Es wurde schon oben (S. 31) auf die Wechselbeziehungen zwischen der katholisch-politischen Opposition Frankreichs und Italiens hingewiesen. Mehrere als Märtyrer des Despotismus gefeierte Namen, wie Silvio Pellico, waren zugleich feurige Anhänger und Propheten des Papstthums. Wenn die früheren patriotischen Geheimbünde als „Freimaurer“ verdächtigt wurden und das Mißtrauen und die Abneigung der Gläubigen auf sich luden, so traten ihnen nunmehr Kräfte und Bestrebungen zur Seite, die das katholische Bewußtsein des Volkes nicht nur nicht verletzten, sondern aufstachelten und stärkten. Und was für die künftige Entwickelung der Dinge von Bedeutung werden mußte, die Hauptträger dieser neuen Ideen lebten und wirkten in Piemont, das bisher als das italienische Böotien gegolten hatte. Schon der Philosoph Rosmini aus Roveredo, der Begründer der Genossenschaft der „Brüder und Schwestern der Liebe“, ein Fürsprecher eines reformatorischen Kirchenthums im Gegensatz zu dem Jesuitismus, stand mit dem sardinischen Königshause in Beziehung; aber das eigentliche Haupt der neuen patriotisch-katholischen Doctrin war Vincenzo Gioberti aus Turin, ein fruchtbarer philosophisch-politischer Schriftsteller, der bald wegen Theilnahme am „jungen Italien“ als geächteter Flüchtling in Paris und Brüssel ein elendes Verbannungsleben führte, bald als Abgeordneter und Staatsmann in seiner Heimath einflußreiche Stellungen einnahm. Unter seinen zahlreichen Schriften, die er meistens im Exil verfaßte, erregte zuerst das Buch „Del Sopranaturale“ einiges Aufsehen. In demselben suchte er zu beweisen, „daß die moderne Civilisation dahin gerichtet sei, in der Uebergabe aller socialen Functionen das Prinzip der Wahl statt das der Erbfolge geltend zu machen, und daß darauf die wahre Demokratie beruhe“. Was Gioberti aber zum eigentlichen Parteiführer der neuen nationalen und reformatorisch-katholischen Richtung machte, war das Buch „Del Primato morale e civile degli Italiani“. In diesem vielgefeierten und weitverbreiteten Werke ist der Grundgedanke durchgeführt, daß die Wiederherstellung der Größe und Macht Italiens nur im Bunde mit dem Papstthum erzielt werden könne; daß unter der Leitung Roms, „der Personification des civilisirenden und harmonisirenden Prinzips und Vermögens“ und einer regenerirten Hierarchie die Geschicke Italiens sich erfüllen würden, das dreifache Strebeziel: nationale Einheit, Unabhängigkeit und bürgerliche Freiheit erreicht werden könnte. Die beiden ersten, Einheit und Unabhängigkeit, könne der Papst dadurch schaffen, daß er an

Das neue Guelfenthum in der Literatur.

Rosmini 1797–1855.

Gioberti 1801–1852.

Zusammenstellung der Ereignisse fand der Verf. bei nochmaliger Durchsicht und Prüfung seiner Aufzeichnungen in den auf Deutschland und die deutschen Großstaaten sich beziehenden Abschnitten wenig zu ändern. In so fieberhaft erregten Zeitläuften, wo das öffentliche Leben sich mehr als sonst auf Markt und Straße, in Volksversammlungen und parlamentarischen Kämpfen abspielte und trotz der stürmischen Beweglichkeit eine gewisse Einförmigkeit und Gleichartigkeit herrschte, schien dem Universalhistoriker die Aufgabe gestellt, in den Wogen des hinbrausenden Völkerstromes die treibenden Gedanken und Tendenzen zu begreifen, die Ziele zu erforschen, denen der Volksinstinct zustrebte, die späteren Errungenschaften in ihrem Werden zu errathen. Daher wurden die Aufzeichnungen jener Jahre als unmittelbare Eindrücke eines zeitgenössischen Beobachters ohne wesentliche Umarbeitung zum Abdruck gebracht. Dagegen wurden die Abschnitte über die Vorgänge in der Schweiz, in Italien, in Frankreich vielfach verändert und erweitert. Was die Urtheile über einzelne Persönlichkeiten betrifft, so möchte jetzt nach mehr als dreißig Jahren bei objectiverer Betrachtung vielleicht die eine oder andere in einem etwas verschiedenen Lichte erscheinen. Dennoch hat es der Verfasser vorgezogen, auch in diesem Punkte die alten Eindrücke und Ansichten festzuhalten, sei es auch nur, um jeden Schein einer Sinnesänderung nach der Zeitströmung zu vermeiden. Sie sind der Ausdruck der öffentlichen Meinung jener Tage. Und wenn auch mancher damals hochgefeierte Name in der Folge erbleichte oder von dunkeln Schatten überzogen ward, so muß man bedenken, daß in bewegten Zeiten Keiner sich ausschließlich selbst angehört, daß er von der Umgebung und von der Atmosphäre, in der er sich bewegt, gehoben und getragen wird, und daß in solchen Lagen und Verhältnissen der Spruch des Dichters sich bewährt: Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken. Unsere Darstellung wird beweisen, daß wir allenthalben nach dem Grundsatze zu handeln suchten: „Niemand zu lieb und Niemand zu leid".

I. Die Vorboten.

1. Italien.

Der italienische Volksgeist. Zweimal waren die Versuche der italienischen Patrioten, die apenninische Halbinsel aus der politischen Zerrissenheit und Versumpfung zu retten und zu nationaler Freiheit und Einheit zu erheben, durch innere und äußere Feinde niedergeworfen worden. In allen Gefängnissen schmachteten politische Sträflinge, in allen Ländern Europa's harrten Flüchtlinge und Verbannte auf die Stunde der Erlösung und der Rückkehr in die Heimath; ein Netz von conspiratorischen Geheimbünden, mit denen die Exulanten in ununterbrochener Fühlung standen, zog sich durch das ganze Land. Ein neuer weitverzweigter Verein, das „junge Italien" genannt, das Werk des Genuesen Mazzini, nahm die alten Carbonari und die andern patriotischen und freiheitlichen Brüderschaften in seinen Schooß auf. Eine demokratisch-republikanische Propaganda entfaltete eine eifrige Thätigkeit, um für ihre Freiheitsideen Genossen zu werben. Seit dem Abzug der Franzosen und Oesterreicher aus dem Kirchenstaat war besonders das mittlere und untere Italien, wo die öffentlichen Uebelstände am schreiendsten und die Widerstandskräfte der Regierungen am schwächsten waren, der Schauplatz der agitatorischen Bewegungen. Verschiedene Aufstände wurden in Blut erstickt und

brachten Trübsal und Trauer über einzelne Orte und Familien; aber sie hielten die Geister wach und dienten als Vorschule für künftige günstigere Zeiten. Bei der allgemeinen Aufregung, die in den vierziger Jahren alle europäischen Staaten durchzog, war vorauszusehen, daß bald irgend ein Ereigniß eintreten würde, das auch auf Italien rückwirken könnte. Dann wollte man nicht unvorbereitet und wehrlos erfunden werden. Vor Allem war der tragische Ausgang der Brüder Bandiera, der hochherzigen Söhne eines österreichischen Admirals, ein Ereigniß, von dem sogleich die Rede sein wird, von nachhaltiger Wirkung. Einer politischen Partei, die mit solcher Todesverachtung eine Schilderhebung wagte, konnte die schwache päpstliche und neapolitanische Regierung nicht beikommen; die abgeschlagenen Köpfe der Schlange wurden durch neue ersetzt und kein Hercules war zur Bändigung vorhanden. Gleichzeitig traten geistige und literarische Bestrebungen zu Tage, die, wenn auch frei von den radicalen Umsturztendenzen des „jungen Italiens", dennoch demselben national-politischen Ziele zustrebten, einem freien nationalen Einheitsstaat im Bunde mit der römischen Kirche.

Es wurde schon oben (S. 31) auf die Wechselbeziehungen zwischen der katholisch-politischen Opposition Frankreichs und Italiens hingewiesen. Mehrere als Märtyrer des Despotismus gefeierte Namen, wie Silvio Pellico, waren zugleich feurige Anhänger und Propheten des Papstthums. Wenn die früheren patriotischen Geheimbünde als „Freimaurer" verdächtigt wurden und das Mißtrauen und die Abneigung der Gläubigen auf sich luden, so traten ihnen nunmehr Kräfte und Bestrebungen zur Seite, die das katholische Bewußtsein des Volkes nicht nur nicht verletzten, sondern aufstachelten und stärkten. Und was für die künftige Entwickelung der Dinge von Bedeutung werden mußte, die Hauptträger dieser neuen Ideen lebten und wirkten in Piemont, das bisher als das italienische Böotien gegolten hatte. Schon der Philosoph Rosmini aus Roveredo, der Begründer der Genossenschaft der „Brüder und Schwestern der Liebe", ein Fürsprecher eines reformatorischen Kirchenthums im Gegensatz zu dem Jesuitismus, stand mit dem sardinischen Königshause in Beziehung; aber das eigentliche Haupt der neuen patriotisch-katholischen Doctrin war Vincenzo Gioberti aus Turin, ein fruchtbarer philosophisch-politischer Schriftsteller, der bald wegen Theilnahme am „jungen Italien" als geächteter Flüchtling in Paris und Brüssel ein elendes Verbannungsleben führte, bald als Abgeordneter und Staatsmann in seiner Heimath einflußreiche Stellungen einnahm. Unter seinen zahlreichen Schriften, die er meistens im Exil verfaßte, erregte zuerst das Buch „Del Sopranaturale" einiges Aufsehen. In demselben suchte er zu beweisen, „daß die moderne Civilisation dahin gerichtet sei, in der Uebergabe aller socialen Functionen das Prinzip der Wahl statt das der Erbfolge geltend zu machen, und daß darauf die wahre Demokratie beruhe". Was Gioberti aber zum eigentlichen Parteiführer der neuen nationalen und reformatorisch-katholischen Richtung machte, war das Buch „Del Primato morale e civile degli Italiani". In diesem vielgefeierten und weitverbreiteten Werke ist der Grundgedanke durchgeführt, daß die Wiederherstellung der Größe und Macht Italiens nur im Bunde mit dem Papstthum erzielt werden könne; daß unter der Leitung Roms, „der Personification des civilisirenden und harmonisirenden Prinzips und Vermögens" und einer regenerirten Hierarchie die Geschicke Italiens sich erfüllen würden, das dreifache Strebeziel: nationale Einheit, Unabhängigkeit und bürgerliche Freiheit erreicht werden könnte. Die beiden ersten, Einheit und Unabhängigkeit, könne der Papst dadurch schaffen, daß er an

Das neue Guelfenthum in der Literatur.

Rosmini 1797—1855.

Gioberti 1801—1852.

die Spitze eines italienischen Staatenbundes trete, das dritte, die Freiheit, dadurch, daß er kraft eines höchsten Schiedsrichteramtes die Fürsten und Völker zu wohlthätigen und friedlichen Reformen im öffentlichen Staatsleben bewege. Der „Primato" ist ein Phantasiegebilde von einem idealen Italien, einem idealen Papstthum und einer siegreichen und triumphirenden katholischen Weltkirche, eine Traumvision, wie sie vor und zu Dante's Zeit entstehen konnte. „Gioberti hat mit seinem Primat das Gute bewirkt", bemerkt Ruth, „daß er eine öffentliche Discussion über die allgemeinen Interessen erweckte, daß er ein System einheitlicher Bestrebungen gegen den Feind und versöhnlicher Politik zwischen Staaten, Fürsten und Völkern aufstellte und die unitarischen Träume der Giovine Italia bekämpfte, freilich mit andern Träumen. Er war auch der Erste, der den Italienern im Keim die Idee eines italienischen Staatenbundes mit ihren Fürsten zeigte, als den Anfang eines einigen und unabhängigen Italiens". Gioberti's Buch, das einen nationalen Bundesstaat unter dem Ehrenprotectorate des Papstes verkündigte, Piemont als das Schwert Italiens pries und die katholische Kirche als die Mutter aller Civilisation verherrlichte, war ein prophetischer Mahnruf. Die österreichische Regierung ließ ein Verbot dawider ausgehen, das aber nur die Verbreitung förderte. Die Jesuiten begingen die Unvorsichtigkeit, Gioberti's Buch anzugreifen und luden dadurch den Zorn des in seiner Eitelkeit verletzten Verfassers auf sich. Ehedem aus Neid auf Rosmini mit dem Orden verbunden, verfaßte er jetzt das mehrbändige Werk „Il Gesuita moderno", ein polemischer Angriff, in welchem die Leidenschaft zur beredten Anklage sich aufschwingt. Es war die Zeit, da in der Schweiz der Sonderbundskrieg sich vorbereitete und Eugen Sue's „Juif errant" gelesen ward. War es da zu verwundern, daß der „Moderne Jesuite" bald in alle Welt ausging und in alle Sprachen übersetzt ward?

Gioberti's neuguelfische Doctrin und katholisch-politische Begeisterung fand einen hochbegabten und reichgebildeten Anhänger und Mitstreiter in dem Grafen Cesare Balbo 1789—1853. Balbo aus Turin. Ein Mann von gemäßigt liberalen Grundsätzen, hatte auch er in der Zeit der Reaction sein piemontesisches Vaterland verlassen müssen. Gereift durch ernste historische Studien, denen er in Paris eifrig oblag, kehrte er zurück und verlebte seine Mannesjahre in der Heimath, anfangs sich ausschließlich geschichtlichen Arbeiten widmend („Geschichte Italiens von 476—774"; »Meditazione storiche«, eine Art Philosophie der Geschichte; „Leben Dante's"); später als Minister und Staatsmann des ihm befreundeten Königs Carlo Alberto vielfach verwendet. Angeregt von dem Werke Gioberti's schrieb er seine „Speranze d'Italia", gleichsam als Ergänzung des „Primato" seines Landsmannes und eine „Summarische Geschichte Italiens". Auch er hielt einen italienischen Staatenbund unter der Aegide der Kirche zur Verwirklichung der katholischen Civilisation für die Grundbasis aller italienischen Politik, erkannte in der österreichischen Fremdherrschaft das stärkste Hinderniß der nationalen Unabhängigkeit und empfahl einträchtiges Zusammengehen der Fürsten und Völker in einem constitutionellen Staatsleben. Oesterreich sollte sich für die Verluste in Italien durch Eroberung der unteren Donauländer entschädigen. Aehnliche Ansichten entwickelte der Piemontese Giacomo Durando, ein Altliberaler, der lange im Exil gelebt hatte, in der politischen Schrift „Von der italienischen Nationalität". Auch der Marchese Massimo d'Azeglio, der Sprößling einer angesehenen piemontesischen Adelsfamilie, den wir schon früher als Schwiegersohn Manzoni's und Verfasser historisch-politischer Tendenzromane kennen gelernt haben (XIV, 1003), gleich hervorragend als Künstler und Schriftsteller wie als Staatsmann und Militär, suchte in dem gehaltvollen, von patriotischer Gesinnung durchwehten Schriftchen »Gli ultimi casi di Romagna« das Nationalgefühl durch den moralischen Muth der öffentlichen Meinung zu stärken. Frei

von den Traumgebilden und Phantasien eines Gioberti, der eine neue katholische Weltordnung aus der Schöpferhand des Papstes erwartete, wie von den republikanischen Idealen des jungen Italiens, das in eiteln Verschwörungen und Aufständen seine Kraft verzettelte und sein edles Blut opferte, wie soeben in Rimini, drang Azeglio auf eine praktische Politik, auf vertrauensvolles Zusammenwirken der Fürsten und Völker Italiens, auf Kräftigung des sittlichen Gefühls durch bessere Erziehung und auf Reformen im Kirchenstaat, darin hoffnungsvoller als sein ehrwürdiger hochgebildeter Freund Gino Capponi aus Florenz, der eine Besserung des geistlichen Regiments für unmöglich hielt, „da in einem schon verwesenden Körper sich die Heilmittel in Gift verwandeln". Wie Balbo sieht auch d'Azeglio die Rettung Italiens im engen Anschluß an das piemontesische Fürstenhaus, die älteste italienische Dynastie. Diese Schriften, wozu auch noch die publicistischen Aufsätze des Grafen Terenzio Mamiani aus Pesaro zu rechnen sind, hatten eine große Wirkung auf die öffentliche Meinung und auf den Gang der politischen Anschauungen. Sie bewiesen, sagt Farini, daß der Mensch freisinnig sein könne, ohne irreligiös zu sein, daß er das Vaterland lieben und für dessen Bestes wirken könne, ohne die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit zu verletzen, oder sich in beständige Gefahren zu stürzen; daß er an die Wiedergeburt Italiens glauben könne, ohne die Vernunft zu verleugnen oder dem blinden Zufall zu vertrauen.

Im Juni 1846 starb Papst Gregor XVI., ein Mann von einfacher, strenger Sitte, aber ein Feind der neuen politischen und religiösen Bildung und ohne Sorgfalt für die Wohlfahrt seines Staats und das Glück der Völker. Ihm folgte in rüstigem Mannesalter Mastai Ferretti als Pius IX., ein Mann des Fortschritts, zu einer Zeit, da ein frischer nationaler Luftzug durch das Apenninenland wehte, da Schriftsteller wie Gioberti, Balbo, d'Azeglio die Hoffnung aussprachen, der heilige Vater werde in Zukunft die Führerschaft der volksthümlichen patriotischen Unabhängigkeitsbewegungen übernehmen, um, wie einst die großen Päpste des Mittelalters in ihren Kämpfen mit den deutschen Kaisern, das Primat Italiens dem heiligen Stuhle zurückzuerobern. Der neue Kirchenfürst, von beweglicher Natur und empfänglicher Seele, wurde durch den Enthusiasmus des römischen Volks einerseits, durch den Gegensatz, der sich wider ihn regte, anderseits, „zum Gefühle einer göttlichen Bestimmung als Reformator und Retter des Kirchenstaats erhoben". Vertrauensvoll ließ er sich von den schmeichelnden Wogen der Volksgunst emportragen. Vier Wochen nach seiner Inthronisation gab er durch ein Amnestiedecret allen wegen politischer Vergehen Gefangenen und Verbannten die Freiheit und frühere Rechtsstellung zurück. Seine Milde und Leutseligkeit gewann ihm die Herzen des Volks; seine raschen Reformen erweckten kühne Hoffnungen. „Er begann die Ersparnisse am eigenen Haushalte, gestattete der Presse eine freiere Bewegung, verstärkte die vorgefundenen Commissionen für Gesetzbücher und Gerichtsverfahren mit Männern des öffentlichen Vertrauens, genehmigte den Bau von Eisenbahnen, öffnete den Laien den Weg zu höhern Staatsämtern, beschloß eine Besteuerung der Klöster des Kirchenstaats, berief aus den Provinzen erwählte Notablen zu seinem Staatsrathe, gab der Stadt Rom eine freisinnige Municipalverfassung und traf

1. Juni 1846. Pio nono und der Kirchenstaat.

Pius IX. 1792—1878.

16. Juli 1846.

Einleitung zu einem italienischen Zollverein und Staatenbunde". Um die Opposition zu bewältigen, welche Oesterreich und die bedrohten Fürsten der italienischen Halbinsel offen und geheim gegen den „verzehrenden Keim und Chef des jungen Italiens" nährten, schuf er eine neue Bürgerwehr, und als Oesterreich das ihm auf dem Wiener Congreß zugestandene Besatzungsrecht in der Citadelle von Ferrara auch auf die Stadt ausdehnte, die Thore und die Hauptwache
Aug. 1847. besetzte, erhob Pius energischen Protest gegen diesen Eingriff in die nationale Selbständigkeit. So stellte sich Pius IX. an die Spitze der Nationalbewegung und machte das Papstthum wieder zum „politischen Mittelpunkt Italiens". Römische Demagogen, an ihrer Spitze der stattliche eitle Vetturino Brunetti, Ciceruachio genannt, erhoben den Papst zum Fahnenträger der nationalen Freiheit und warfen sich zugleich zu seinem Beschützer auf. Die Tiberstadt schwelgte in Freudenfesten. Man sah den „Capopopolo" Ciceruachio hinter dem Papst auf dem Staatswagen einherfahren eine Fahne schwingend mit der Inschrift: „Vertrauen zum Volk!" Eine mächtige Aufregung gab sich alsbald in dem ganzen von der Natur so gesegneten, von Militärdespotismus und Pfaffenthum so gedrückten und mißhandelten Lande kund. Pio nono! war der laute Ruf des Tages, die Losung der Liberalen, die Hoffnung der Patrioten; ein Evviva auf den Papst galt in Neapel, in Modena, in der Lombardei für revolutionär. Daß von der Stätte aus, wo bisher alle liberalen und nationalen Regungen so unbarmherzig bekämpft und unterdrückt worden, nunmehr der Impuls zu freiheitlichen Institutionen gegeben ward, daß der Hohepriester selbst die geprüften Völker ins Land der Freiheit und des politischen Fortschritts zu führen verhieß, war eine so neue Erscheinung, daß begreiflicherweise die erregbare italienische Nation dem Nachfolger Petri aus voller Brust zujauchzte, daß Pio nono als der Messias einer neuen Weltordnung gepriesen ward. Lord Minto, Palmerston's Freund und Agent, durchreiste die Halbinsel und förderte die reformatorischen und nationalen Bestrebungen. Der italienische Klerus feierte den Bund der Kirche mit der Freiheit, und selbst von Andersgläubigen wurde dem Nachfolger des Apostelfürsten Lob und Beifall gespendet. Der Pater Ventura verkündigte an heiliger Stätte: „Der Despotismus ist das heidnische Element, die Freiheit vor Allem das christliche. Wenn die Souveräne Europas, diese Nachfolger alter Barbarenhäuptlinge, in einer widerreligiösen Despotie verharren, so wird der Klerus sich der Demokratie zuzuwenden wissen, er wird diese wildschüchterne Matrone weihen und sprechen: herrsche! und sie wird herrschen". Die Vertreter des Gustav-Adolf-Vereins brachten dem heiligen Vater ein Hoch aus. Ein Gesandter des Sultans erschien in Rom, „wie einst die Königin von Saba zur Begrüßung Salomo's kam" und versprach besonderen Schutz für die Katholiken im türkischen Reich, „da die Wunder und erhabenen Thaten Sr. Heiligkeit die Welt erfülleten".

Farini, der in den Tagen der italienischen Erhebung um die Person des Papstes war und ihn zu beobachten Gelegenheit hatte, fällt nachstehendes Urtheil über dessen Persönlichkeit: „Pius hatte die Reform des Staates nicht sowohl darum angefaßt, weil das Bewußtsein des rechtschaffenen Mannes oder des besonders gewissenhaften Fürsten es ihm gebot, als weil das hohe Gefühl der Papstwürde ihm rieth, die zeitliche Macht zum Vortheil der geistlichen Autorität zu benutzen. Ein milder Mann und gütiger Fürst, war Pius IX. ein im strengen Sinn stolzer Papst. Als nicht blos fromme, sondern mystische Seele, bezog er Alles auf Gott und achtete und verehrte seine eigene Person als Stellvertreterin Gottes; er glaubte die zeitliche Souveränetät der Kirche eifersüchtig bewahren zu müssen, weil er sie für unentbehrlich für die Aufrechterhaltung und für das Apostolat des Glaubens hielt. Indem er als Feind jedes Lasters und jedes Lasterhaften die von der Gerechtigkeit und der öffentlichen Meinung geheischten Reformen machte, hoffte er damit dem Papstthum Glanz zu geben, wodurch dann der Glaube ausgebreitet und befestigt würde, und dem Klerus jenen Credit zu verschaffen, welcher einen guten Theil der Würde der Religion ausmacht und die wirksame Ursache der Ehrerbietung der Völker ist. — In den geheimen Gegensätzen und Kämpfen der Seele dominirte das Bewußtsein des Papstes und Priesters immer über das des Fürsten und Bürgers. Da nun aber sein Bewußtsein (Gewissen) ein sehr ängstliches war, so mußten diese inneren Gegensätze häufig, die Unsicherheiten natürlich sein, es mußte oft geschehen, daß er seine Entschlüsse auch über zeitliche Geschäfte mehr durch religiöse Intuition und Inspiration als durch menschliches Urtheil faßte. Dazu kommt, daß er keiner festen Gesundheit genoß und immer noch, zumal in aufgeregten Zeiten, an den Nerven litt".

Die Wirkungen der päpstlichen Politik zeigten sich bald in der ganzen Halbinsel. Gegen Oesterreich machte man die Idee der nationalen Unabhängigkeit zur Losung des Tages; von den einheimischen Fürsten forderte man bürgerliche Freiheit und liberales Regiment. Im Königreich Neapel und Sicilien, wo fremde Miethtruppen, ein verweichlichter Hof und eine reiche Beamtenaristokratie vom Marke des Landes zehrten, wo ein zahlreicher Klerus und eine träge, ignorante Klostergeistlichkeit im Besitz unermeßlicher Güter und Reichthümer war und das Volk in Unwissenheit und Aberglauben erhielt, wo die Polizei und ein zur Parade dienendes Heer die Provinzen nicht gegen Raubgesindel und Banditen zu schützen vermochte, da wurde der Ruf nach Reformen und einem freien Staatswesen immer lauter und drohender. König Ferdinand II. hatte der Insel Sicilien die letzten Reste von Autonomie und Selbstverwaltung entrissen, die Union im gesammten politischen Leben durchgeführt und die Gesetze des festländischen Theiles des Doppelkönigreiches auch auf den insularischen Theil ausgedehnt. Als unter dem Einfluß von Jung-Italien eine Bande Verschworner, an ihrer Spitze die Brüder Bandiera, Seeoffiziere in der österreichischen Marine, bei Cosenza landete, um Calabrien in Aufruhr zu setzen, wurden sie übermannt und erschossen. Von da an verschärfte sich der eiserne Despotismus, aber auch der Haß des Volkes. Eine gährende Stimmung politischer Unzufriedenheit durchzog das vereinigte Königreich. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um das glimmende Feuer in helle Flammen auflodern zu lassen. Diesen gab die

Reformatorische und revolutionäre Bewegungen.

Neapel und Sicilien.

Juni 1844.

reformatorische Luft, die von Rom aus das Apenninenland durchzog. Sie machte sich zunächst an dem südlichsten Ende der Halbinsel fühlbar, auf Sicilien, welches unter drohenden Kundgebungen und Aufständen die Constitution vom Jahre 1812 (XIV, 390), eigenes Parlament und Autonomie in Verwaltung und Gesetzgebung verlangte, und als König Ferdinand auf den Rath der absoluten Mächte die Forderungen abwies, sich von der Herrschaft Neapels lossagte, die Besatzungstruppen von Palermo zum Abzug nöthigte und das erste Beispiel eines erfolgreichen Befreiungskrieges aufstellte. Seitdem die gedrückte, verarmte Insel, wo eine aus den verschiedensten Volksstämmen gemischte heißblütige Bevölkerung unter den Trümmern antiker Herrlichkeit die Luft der Freiheit einathmete, die Kette zerriß, die sie mit Neapel zusammengefesselt, und im Vertrauen auf englische Hülfe die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzte, ging die revolutionäre Gluth, welche durch die Literatur, durch die geheimen Gesellschaften, durch den europäischen Zeitgeist lange vorbereitet war, durch die gesammte italienische Welt. Als Sicilien mit einem Muth, mit einer Todesverachtung und mit einer Ausdauer, wie sie Niemand von dem so lange geknechteten Volke erwartet hatte, sich von Neapel frei machte und lieber seine reichste Handelsstadt Messina von der unüberwindlichen Citadelle aus bombardiren ließ, als mit Neapel den angebotenen Vertrag abschloß, der die Verbindung, wenn auch in loserer Form, erhalten hätte, da erzeugte die Bewunderung vor der fremden Tapferkeit auch in Neapel einen Aufstand, in Folge dessen der König dem drohenden Volke „aus freiem Willen" eine landständische Verfassung nach französischem Vorbild zu gewähren versprach und ein liberales Ministerium berief.

12. Jan. 1848. *29. Jan.*

Toscana und Piemont.

Diesem Beispiele folgten, freiwillig oder gezwungen, **Leopold**, Großherzog von **Toscana**, der ungeachtet seiner österreichischen Abkunft und Verwandtschaft lange die Liebe und Achtung des Volks besessen und sein gesegnetes Land zu dem glücklichsten in Italien gemacht hatte, und **Karl Albert**, König von **Piemont** und Sardinien, der seine frühere Verbindung mit den Liberalen durch strenges Regiment im alten Sinn, durch Theilnahme an dem Feldzuge der Franzosen in Spanien und durch Begünstigung des Jesuitismus und der Reaction bei den Fürsten in Vergessenheit zu bringen gesucht hatte, nun aber durch eine zweite Sinnesänderung im Geiste der Zeit die Zuneigung der italienischen Völker sich zu gewinnen strebte. Hatte Karl Albert früher die Herzogin von Berry auf ihrer Agitationsreise nach der Vendée gegen die liberale Juliregierung unterstützt (S. 94) und die Freundschaft Metternich's trotz seiner tiefen inneren Antipathie gegen den übermüthigen Staatskanzler in ostentativer Weise gepflegt, während das ganze Land mit verständlicher Demonstration die Wiederkehr des Tages feierte, an dem vor hundert Jahren Genua die Oesterreicher aus seinen Mauern getrieben (XIII, 48 ff.), und Mazzini, ein Sohn dieser Seestadt, durch die „Giovine Italia" ein weites Verschwörungsnetz über die ganze Halbinsel schlang: so begrüßte der König von Piemont jetzt mit patriotischer Begeisterung

die Reformbestrebungen des Papstes, förderte frohen Herzens das Bündniß der nationalen Freiheit mit der Kirche und ertheilte durch das „Fundamental-Statut“ eine freisinnige Verfassung. Da Karl Albert zugleich für die Herstellung 8. Febr. 1848. einer tüchtigen Armee bedacht war, so betrachtete man in den Reihen der Patrioten Piemont als das „Schwert Italiens“ und gründete darauf hochfliegende vaterländische Hoffnungen. Vorsichtig barg Carlo Alberto seine vaterländisch-nationale Gesinnung in schweigsamer Brust, um bei den Mächtigen keinen Verdacht zu erregen. Aber zu dem Schriftsteller d'Azeglio, einem der thätigsten Führer und Redner der Patrioten, erschloß er einst seine innersten Gedanken: „Lassen Sie die Männer wissen, daß sie ruhig sein und sich nicht regen mögen, da für jetzt nichts zu thun ist. Aber sie mögen versichert sein, daß sobald sich die Gelegenheit bietet, mein Leben, das Leben meiner Söhne, meine Waffen, meine Schätze, mein Heer — Alles für die Sache Italiens geopfert werden wird“. Und er hielt Wort. Ehrgeizig und auf seine militärische Geschicklichkeit vertrauend, hoffte der König zum Beherrscher eines einigen und unabhängigen Italiens erhoben zu werden. Herzog Franz V. von Modena, wie sein am 21. Januar Modena und Parma. 1846 gestorbener Vater ein eifriger Verfechter der aus Gott stammenden Fürstenrechte und Legitimität, stellte sich durch einen Vertrag zu Schutz und Trutz unter die Macht Oesterreichs und entzog sich im folgenden Jahr dem revolutionären Geiste seiner Unterthanen durch die Flucht; der Tod der wenig ge- † 18. Decbr. 1847. liebten und wenig geachteten Maria Luise von Parma, die für ihr großes Schicksal keine Empfänglichkeit gezeigt und in einer zweiten unebenbürtigen Ehe den Kaiser Napoleon und sein verhängnißvolles Geschick vergessen zu haben schien, steigerte die Hoffnungen des italienischen Volks auf nationale Einheit unter eingeborenen Fürsten und auf freiere politische Zustände. Marie Luisens Nachfolger, Karl II. Ludwig von Bourbon, der gedrückt von dem Hasse des Volks über das despotische Regiment seines englischen Günstlings Ward sein bisheriges Herzogthum Lucca vertragsmäßig an Toscana abgetreten hatte, förderte durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen alle Volkswünsche wider seinen Willen die Zwecke und Bestrebungen der Patrioten.

Nur zwei Mächte, eine geistliche und eine weltliche, schienen der Erreichung Die Stimmung im Lande. dieses Ziels im Wege zu stehen, die Jesuiten und die Oesterreicher. Gegen beide richtete sich daher der glühende Haß der Italiener. Evviva's für Gioberti, den Jesuitenfeind, und „Tod den Deutschen“ (Tedeschi) gegen Oesterreich, mischten sich in das Jubelgeschrei für Pio nono. Reibungen und Händel zwischen Italienern und Oesterreichern in Padua, Mailand und ganz Oberitalien, Verspottungen, Neckereien, höhnende Lieder und Drohworte wider die „Deutschen“, Verbindungen zur Enthaltung vom Taback und Lotteriespiel, um die österreichischen Einkünfte zu schmälern, feindselige Demonstrationen und kränkende Uebereinkünfte steigerten die Erbitterung und den Groll der beiden Nationen zu einer solchen Höhe, daß die österreichischen Soldaten in den Städten des lombardisch-venetianischen Königreichs

wie in Feindesland lebten, daß Tumulte und insultirende Auftritte zwischen Volkshaufen und rauchendem Militär in blutige Scenen ausliefen und daß endlich die österreichische Regierung die Lombardei in Kriegszustand erklärte, um durch Strenge die Bewegung und Aufregung niederzuschlagen. Der Marchese Giorgio Pallavicino Trivulzio, der nach seiner Befreiung vom Spielberg, wo er bis zum Tode des Kaisers Franz, vierzehn Jahre lang geschmachtet hatte, „ein Grab aber ohne den Frieden der Todten" (XIV, 639), auf seinem Landsitz San Fiorano bei Piacenza über den künstlerischen und literarischen Interessen niemals den Zweck seines Lebens, die Befreiung seines heißgeliebten Vaterlandes aus dem Auge verloren, siedelte mit andern Patrioten nach Turin über. Dafür wurden später seine Güter im Mailändischen von der österreichischen Regierung mit Beschlag belegt.

22. Febr. 1848.

2. Deutschland und die Schweiz (Sonderbundskrieg).

Der vereinigte Landtag in Preußen.

Die Bewegungen und Kämpfe des Jahres 1847 waren die Vorboten der gewaltigen Erschütterungen und Umwälzungen vom Jahre 1848. Als König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sich entschloß, der öffentlichen Meinung reformatorische Zugeständnisse zu machen, und nach Gestattung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei Gerichten und einer begrenzten Religionsfreiheit in dem Toleranzedict, durch das Patent vom 3. Februar, dessen Inhalt und Bedeutung wir früher kennen gelernt haben (S. 231 ff.), die „Vereinigten Stände" nach Berlin berief, bezeichnete die allgemeine Stimme diese mit einer beziehungsvollen Anspielung als „Notablenversammlung", ohne zu ahnen, daß diese Bezeichnung durch die Ereignisse selbst bald ihre Bestätigung erhalten würde. Wir wissen, wie wenig Anklang das Patent in der Oeffentlichkeit fand, wie wenig ein altgermanischer monarchisch-ständischer Staat, wie Friedrich Wilhelm ihn wollte, und ein christliches Königthum von Gottes Gnaden mit den Zeitideen in Uebereinstimmung war. Manche sprachen von „Ablehnen" einer Verfassung, die so weit hinter den früheren Verheißungen und den jetzigen Anforderungen zurückblieb, die nicht einen durch freie Volkswahl gebildeten Reichstag gewährte, sondern nur eine Vereinigung der ständisch gegliederten, aus einer engen Wahlform hervorgegangenen Provinzialstände, die, ohne festgesetzte Periodicität, Zeit und Ort des Zusammentritts der Stände der jedesmaligen Bestimmung der Regierung anheimgab, die das Recht der Gesetzgebung und Steuerbewilligung durch eine Menge von Ausnahmen zu einem leeren Schein machte, die das Petitionsrecht beschränkte und durch Aufstellung eines ständischen Ausschusses die künftige Einberufung des vereinigten Landtags in Frage stellte. Aber trotz aller beengenden Formen gab sich in der Versammlung eine so mächtige, von den bedeutendsten Männern aller Stände gebildete Opposition kund, wurde so nachdrücklich auf

die früheren Verheißungen zurückgewiesen, so beredt der gerechte Anspruch gebildeter Männer auf Preßfreiheit und die andern Güter eines freien Staatswesens dargethan, daß die Vertreter der Regierung nur einen schwachen Widerstand zu leisten vermochten und die Unhaltbarkeit des alten Systems jedem unbefangenen Beobachter einleuchtend ward, wenn gleich der König in der Thronrede nochmals feierlich erklärte, daß ihn keine Macht der Erde zur Ertheilung einer papiernen Constitution bringen werde. Zwar siegte des Königs Wille über die Opposition und die vereinigten Stände hatten keinen wesentlichen praktischen Erfolg; desto größer war die moralische Wirkung der Reden und der Verhandlungen auf die Nation, die mit Stolz dem Gang einer Versammlung folgte, wo sich glänzende Rednertalente und eine Fülle von Einsicht und Geist kundgaben.

Während die Gebildeten und Wohlhabenden mit gespanntem Interesse die inneren Kämpfe auf dem Gebiete des Staats und der Kirche verfolgten und mit ängstlicher Besorgniß auf die großen Erschütterungen in der Handelswelt blickten, wo in Folge eines übermäßig gesteigerten Credit- und Wechselwesens eine Reihe von Fallimenten eintrat, die Tausende um Hab und Gut brachten, ertönte in den Hütten das Nothgeschrei der Hungernden, die bei der wachsenden Theuerung der durch zwei unergiebige Jahre verminderten Nahrungsmittel ihre Lebensbedürfnisse nicht genügend befriedigen konnten. Berichte über furchtbaren Mangel, der in Oberschlesien Hungerseuchen erzeugt und in vielen Fabrik- und Gewerbegegenden irische Nothscenen hervorgebracht habe, riefen, verbunden mit der aufreizenden Proletarierliteratur und dem überall herrschenden Elend, eine große Aufregung hervor, die zuletzt in Berlin, Stuttgart, München und andern Städten Aufstände zur Folge hatte. Diese wurden zwar durch Militär und Polizei unterdrückt, und die Mildthätigkeit der Wohlhabenden und ein reicher Erntesegen brachten bald Erlösung aus der augenblicklichen Noth, aber die zunehmende Verarmung und die große Ungleichheit des Besitzes und der Lebensgenüsse kamen dabei zum erstenmal in ihrer vollen Höhe zum Vorschein. Man erblickte einen Abgrund von Jammer und Elend, in dem sich der Proletarierstand befand und aus welchem Verderben über die ganze bürgerliche Gesellschaft drohte, und die Nothwendigkeit einer Abhülfe durch politische und sociale Reformen wurde immer fühlbarer. Was half es, daß jedes Jahr Tausende nach Amerika führte, wenn nicht durch vereinte Thätigkeit der Regierungen, Gemeinden und Privaten auch den Mittellosen die Möglichkeit einer Uebersiedelung gegeben und außerdem die Quelle der Verarmung und Entsittlichung verstopft ward! Ein drückendes, ein banges Gefühl des Unbehagens gab sich allenthalben kund, der gegenwärtige Zustand schien auf die Dauer unhaltbar, um so mehr, als es durch die Regierungen dahin gekommen war, daß den mangelhaften politischen Zuständen die meiste, wo nicht alle Schuld an den herrschenden Nothständen beigemessen wurde. Und wie sehr man auch durch Censur und Ueberwachung der Presse solche Ansichten niederzuhalten suchte, sie drangen doch ins Volk und wirkten durch die

Die Noth der Zeit.

Heimlichkeit um so stärker. Die gleichzeitigen Vorgänge in Baiern, wo ein Volksaufstand die Entfernung der königlichen Mätresse Lola Montez erzwang, die Mißregierung in Kurhessen, die Unzufriedenheit in Hannover über die Aufhebung der Verfassung, diese und andere Erscheinungen, die uns aus früheren Blättern bekannt sind, hatten die Wirkung, daß eine allgemeine Gährung die deutschen Lande durchzog, die tiefe politische Bewegungen in Bälde erwarten ließ. Schloß doch ein Gedicht Herwegh's mit dem Ausruf: „Die Fahne der Empörung trägt der Poet voran!"

Confessionelle Spaltung in der Schweiz. Gleichzeitig mit diesen Erscheinungen warfen die Vorgänge in der Schweiz einen mächtigen Zündstoff in die aufgeregten Gemüther. Ueber ein Jahrtausend war die katholische Schweiz an das Bisthum Constanz geknüpft gewesen. Bei der neuen Gestaltung der Dinge nach Napoleon's Sturz wurde sie unter einen vom Papst unmittelbar ernannten Generalvicar gestellt, der bald in Luzern, bald in Schwyz seinen Sitz hatte und in dessen Gefolge die Jesuiten in Freiburg und Wallis einzogen und vielbesuchte Erziehungsanstalten gründeten. Die Julirevolution verkümmerte den Ultramontanen den Sieg; die demokratischen Verfassungsänderungen, welche die Conservativen aus ihrer bisherigen Machtstellung drängten, waren auch der Hierarchie entgegen. Auf der Conferenz zu 1834. Baden beschloß die Partei des Fortschritts, die in den meisten Kantonen die Oberhand hatte, daß die Kirche unter die Aufsicht des Staats gestellt, freie Nationalerziehung eingeführt und die Klöster zu gemeinnützigen frommen Zwecken beigezogen werden sollten. Selbst das katholische Luzern, wo die Liberalen im Regiment saßen, stimmte für die Beschlüsse. Ungeachtet der Protestation der römischen Partei gegen die Badener Uebereinkunft, nahmen nun mehrere gemischte Kantone, namentlich die radicale Regierung des Aargau, die Verwaltung des Klosterguts in die eigene Hand, und als deshalb im letzteren Kantone die katholische Partei einen Aufstand erhob, um die im Sinne der Badener Artikel abgeänderte Verfassung umzustürzen, benutzte die Regierung diese Gelegenheit, die acht Klöster, darunter das reiche Muri, die Stiftung des Hauses 20. Jan. 1841. Habsburg, „als Sammelplatz des Aufruhrs", durch einen Beschluß des großen Rathes „für allgemeine Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit" in Beschlag zu nehmen. Den Mönchen und Nonnen wurden Leibrenten auf Lebenszeit zugesichert. Dieses Vorgehen der Radicalen im Aargau reizte den confessionellen Eifer der Römischkatholischen. In Luzern bildete sich unter der Leitung eines reichen Bauers, Leu von Ebersol, ein Verein von Ultramontanen zu dem Zweck, der Fortschrittspartei die Herrschaft zu entreißen. Die Seele des Vereins war Siegwart-Müller, ein vom Radicalismus abgefallener studirter Mann von Talent und vielseitigen Kenntnissen. Ihm zur Seite stand Bernhard Meyer, ein kluger Gesinnungsgenosse mit staatsmännischen Anlagen. Durch demagogische Umtriebe unter der Landbevölkerung gelang es ihnen, in Mai 1841. Luzern eine Verfassungsrevision durchzusetzen, wodurch die liberale Regierung

gestürzt und der Kanton in eine klerikale Demokratie umgeschaffen wurde. Zwei Jahre zuvor war auch in Zürich, einem andern der drei Vororte, durch eine revolutionäre Erhebung des Landvolks bei Gelegenheit der Berufung des Dr. Strauß auf den theologischen Lehrstuhl der Universität die Obrigkeit im conservativen Sinne geändert worden (S. 59). Nun spitzten sich in der ganzen Eidgenossenschaft die politischen und religiösen Gegensätze immer mehr zu. Im Aargau, in Wallis und an andern Orten traten die Parteien einander kampfbereit gegenüber. Ohne Rücksicht auf die Protestationen der katholischen Kantone und Oesterreichs gegen den „kirchenräuberischen" Act der Klostereinziehung zu nehmen, blieb die aargauische Regierung im Besitz des Klosterguts und erlangte unter der angebotenen Bedingung der Wiederherstellung dreier Frauenklöster die Zustimmung und Bestätigung der Tagsatzung. Dagegen wurde in Wallis die „junge Schweiz", die radicale Partei des unteren Rhonethales, von der Priesterpartei des oberen Landes unter der Führung Wilhelm's von Kalbermatten eines Söldlings des Papstes, in einem mörderischen Treffen überwältigt, und dann die Regierung im Sinne der Sieger neu eingerichtet unter häßlichen Thaten der Rache und Verfolgung. Luzern, das als Vorort hätte neutral bleiben sollen, leistete dabei hülfreiche Hand.

Septbr. 1839. 1843. Mai 1844.

Von der Zeit an war die Schweiz in zwei Heerlager gespalten, in Radicale und Conservative. Den Kern der letzteren bildeten die sieben katholischen Kantone: die drei Waldstädte Schwyz, Uri, Unterwalden, sodann Luzern, wo seit der erwähnten Verfassungs-Revision die ultramontane Partei mit Hülfe des Landvolks die Oberhand bekommen hatte, Zug, Freiburg und Wallis. Mittlerweile waren aber auch die liberalen Elemente in Zürich, St. Gallen u. a. O. wieder erstarkt und widerstandsfähig. Bei der wachsenden Parteiwuth und Meinungsspaltung glaubten die Luzerner Conservativen ihrer Sache für alle Zeit den Sieg zu verschaffen, wenn sie die Jesuiten, die nach alten Bundesgesetzen von der Eidgenossenschaft ausgeschlossen sein sollten, zur Leitung des Jugendunterrichts in den Kanton beriefen. Nach harten Kämpfen wurde der Antrag durch die überwiegenden Stimmen des Landvolks durchgesetzt. Da suchte die freisinnige Partei der Luzerner Hülfe bei ihren Gesinnungsgenossen anderer Kantone, um durch einen bewaffneten Handstreich den Jesuiten und ihren Anhängern die Herrschaft zu entreißen. Aber der übel geleitete Freischaarenzug wurde durch die Rathlosigkeit der Führer Ulrich Ochsenbein und Robert Steiger und die „Banner der Urkantone" auseinander gesprengt, worauf die rachsüchtige Regierung in Luzern ein Regiment des Schreckens errichtete, Landesverweisungen und Gütereinziehungen in Menge verhängte und durch strenge Justiz jedem künftigen Widerstand vorzubeugen suchte.

Freischaaren und Sonderbund. März 1845.

Nun gestaltete sich der Kampf zu einem leidenschaftlichen Ringen zwischen Jesuitismus und Radicalismus. Die Partei des Fortschritts, von Luzerner Flüchtlingen aufgestachelt, veranstaltete da und dort Volksversammlungen und

Erfolge des Radicalismus.

verlangte die Austreibung der Gesellschaft Jesu. Die sieben katholischen Kantone forderten Bestrafung der Freischaaren, gesetzlichen Schutz gegen ähnliche Unternehmungen und Wiederherstellung der Aargauer Klöster und schlossen, als ihrem Verlangen nicht mit der gewünschten Bereitwilligkeit entsprochen wurde, auf Grund der kantonalen Souveränetät einen „Sonderbund" zu gegenseitiger Abwehr äußerer Ueberfälle und innerer Unruhen.

Juni 1845. Die Ermordung Leu's, des Hauptes der Glaubenspartei, bei nächtlicher Weile in seinem Bette, wurde der Rache eines Radicalen zugeschrieben und steigerte die Wuth der Jesuitenfreunde. Nur mit Mühe wurde der gefangene Dr. Steiger durch seine Gesinnungsgenossen aus seiner Haft befreit und von der über ihn ausgesprochenen Todesstrafe gerettet. Dagegen suchten die Männer der Bewegung durch einen Handstreich („Putsch") die Regierungen der noch übrigen conservativen Kantone zu stürzen, um auf der nächsten Tagsatzung der Majorität sicher zu sein. In Waadt und Genf glückte der Anschlag. Unter Führung des Staatsraths Druey, der sich bisher zu den conservativen Grundsätzen bekannt, dann aber angesichts der Separationsgelüste der katholischen Kantone sich der Fortschrittspartei zugewendet hatte, gelang es den Radicalen eine Verfassungsrevision zu erzwingen, kraft deren die gemäßigt-aristokratische Regierung in Lausanne und

Aug. 1845. die mit ihr verbundenen Methodisten (S. 84) gestürzt wurden. Ein ähnliches Schicksal traf im nächsten Jahr die Regierung in Genf. Die ehrwürdige Stadt

Octbr. 1846. Calvin's, die auf dem Wiener Congreß ein unheilbringendes Geschenk in einigen katholischen Ortschaften erhalten hatte, gerieth, unter Mitwirkung der letzteren und mit Hülfe der Waadtländischen Propaganda in die Gewalt einer ultraradicalen Partei, an deren Spitze der redegewandte Demagog James Fazy stand. Dieser Schlag und seine moralische Rückwirkung auf die andern Kantone sicherte den Liberalen und den Radicalen das Uebergewicht, zog ihnen aber die Abneigung Guizot's zu, der für das alte Genf, wo er einen Theil seiner Jugendjahre zugebracht, eine große Vorliebe hatte. Kurz zuvor war auch in Bern, dem da-

Febr. 1846. maligen Vorort, eine Umgestaltung des Gemeinwesen's vor sich gegangen, das conservative Regiment Neuhaus-Blösch durch einen Verwaltungsrath Ochsenbein, Stämpfli u. A. ersetzt und die Verfassung im demokratischen Sinne verändert worden.

Tagsatzung u. Sonderbund. Die Bewegungspartei forderte nun allgemeine Ausweisung der Jesuiten als nothwendig zum Frieden der Eidgenossenschaft und erwirkte auf der Tag-

Juli 1847. satzung in Bern einen Beschluß, der den Sonderbund als unverträglich mit dem Bundesvertrag der Eidgenossenschaft auflöste und die Entfernung der Jesuiten anordnete. Pius IX. mahnte zum Frieden, wagte aber nicht durch Abberufung der Ordensbrüder den Gegnern den Sieg zuzugestehen, und da auch die Glieder des Sonderbunds, durch den Einfluß einer kleinen fanatischen Partei in Luzern geleitet, dem Beschlusse der Tagsatzung nicht Folge leisteten, so sollte das Schwert entscheiden.

Siegwart-Müller, das intrigante Haupt dieser jesuitisch-ultramontanen Heißsporne in Luzern, zählte auf eine bewaffnete Intervention der Großmächte, die er um Hülfe angegangen und die, wie er wußte, gegen die Schweizer Liberalen die größte Antipathie hegten. In dieser Gesinnung waren die drei nächstbetheiligten Staaten, Oesterreich, Preußen und Frankreich ganz einverstanden. Guizot sprach von den Radicalen, die doch die Mehrheit des Volkes und der Regierungen bildeten, stets mit den gehässigsten und verächtlichsten Ausdrücken. Louis Philipp war seiner Abneigung, die er schon früher kundgegeben, treu geblieben, und sein Gesandter Graf Bois-le-Comte war ein eifriger Ultramontaner. Wie König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der wegen des Fürstenthums und Kantons Wälsch-Neuenburg ein persönliches Interesse an dem Gange der Dinge nahm, über die Bewegung in der Schweiz dachte, ließ sich bei den romantisch-conservativen Grundsätzen dieses Monarchen leicht durchschauen. In einem Briefe an Bunsen sprach er sein verdammendes Urtheil in der schroffsten Weise aus. „In der Schweiz handelt's sich für uns, für die Großmächte, ganz und gar nicht um Recht oder Unrecht in der Eidgenossenschaft, gar nicht um Jesuiten und Protestanten, gar nicht um Verhütung des Bürgerkrieges an sich, sondern allein darum: ob die Seuche des Radicalismus, das heißt einer Secte, welche wissentlich von Christenthum, von Gott, von jedem Rechte das besteht, von göttlichen und menschlichen Gesetzen abgefallen, los und ledig ist, ob diese Secte die Herrschaft in der Schweiz, durch Mord, Blut und Thränen erringen und so ganz Europa gefährden soll oder nicht. Für mich ist es jedes Beweises entbehrlich, daß der Sieg der gott- und rechtlosen Secte, deren Anhang sich mit jedem Tage (wie der Koth auf der Gasse beim Regen) und namentlich in Deutschland und Deutschlands Städten mehrt, daß dieser Sieg, sag' ich, einen mächtigen Heerd des Verderbens für Deutschland, Italien, Frankreich abgeben wird, einen Heerd der Ansteckung, dessen Wirksamkeit unberechenbar und erschrecklich sein wird, darum halte ich das feste Vorhaben und Bestehen auf der Nonintervention für eine Thorheit, ja geradezu für dasselbe, was das Segelstreichen vor dem Seetreffen, das Kapituliren vor der Berennung ist". Wie mußte sich der Staatskanzler in Wien über eine solche Wiederbelebung der alten Congreßpolitik freuen! Es war das letzte Aufflackern eines Systems, dem er seit vielen Jahren seine ganze staatsmännische Thätigkeit gewidmet hatte, eines Systems, das in seinen Augen eine ewige Weltordnung war. Nun hatte er die Genugthuung, auch das Julikönigthum zu den Verbündeten der auferstandenen heiligen Allianz rechnen zu dürfen. Er hatte keine Ahnung, daß dieses letzte Aufflackern einer veralteten politischen Weltanschauung auch für ihn der Anfang vom Ende sei. In einem Punkte stimmten die liberalen Gesetzgeber der Berner Tagsatzung mit dem preußischen König überein: auch ihnen war die religiöse Frage nur Nebensache, sie wollten die volksthümliche Bewegung gegen den Jesuitismus benutzen, um einen kräftigen Bundesstaat mit einer lebensfähigen

Haltung der Großmächte.

Verfassung zu schaffen und alle künftigen Sonderbundsbestrebungen und Auflösungstendenzen unmöglich zu machen. War es doch kein Geheimniß, daß von den Congreßmächten die Frage einer Theilung der Schweiz, wie sie einst in der Republik Polen in Scene gesetzt worden, in Ueberlegung genommen ward, ein Gedanke, dem der vaterlandslose Ultramontanismus „zur größeren Ehre Gottes“ Vorschub zu leisten bereit schien.

Der Sonderbundskrieg. 4. Novbr. — 1. Decbr. 1847. Gegen alle Erwartung und gegen die sonstige Art eines Bürger- und Religionskriegs war der Kampf schnell vorüber. Eine Bundesarmee von 100,000 Mann mit 260 Geschützen, unter dem Oberbefehl des erprobten Generals Dufour von Genf, eines allgemein geachteten wissenschaftlich gebildeten Militärs von gemäßigten Grundsätzen und vaterländischer Gesinnung, eroberte unter geringem Widerstand zuerst Freiburg, und alsdann, nach einem glücklichen Gefechte gegen das verschanzte Lager des Obersten Ulrich von Salis-Soglio bei Meyerskappel und Gislikon, auch die Stadt Luzern, worauf die andern Kantone sich freiwillig unterwarfen und sich den Beschlüssen der Tagsatzung fügten. Die Uebernahme der Kriegskosten und die Aenderung der Kantonalregierungen waren nebst der Auflösung des Sonderbundes und der Ausweisung der Jesuiten die wichtigsten Friedensbedingungen. Dieser rasche Ausgang machte die drei Großmächte, Oesterreich, Frankreich und Preußen, die schon über eine gemeinsame Vermittelung oder Intervention übereingekommen waren und zum Theil heimlich die Verbündeten mit Geld und Waffen unterstützt hatten, nicht wenig betroffen. Sie hatten sich die Widerstandskräfte der sieben Kantone viel beträchtlicher vorgestellt als sie in Wirklichkeit waren. Auch mochte das Bewußtsein, gegen die rechtmäßige Obrigkeit die Waffen ergriffen zu haben, die Thatkraft und Entschlossenheit der Aufständischen lähmen. Guizot's Courier fand den Sonderbund, dem er Depeschen überbringen sollte, bereits gesprengt und die Häupter desselben auf der Flucht nach Italien. Er eilte ihnen über die Alpen nach und gab dadurch den Gegnern reichen Stoff zum Witz und Spott. Diese Politik Guizot's, der bei Besetzung Krakau's erklärt hatte, daß er die Wiener Verträge für vernichtet ansehe, und der jetzt dennoch dieselben Wiener Verträge zu Gunsten des Jesuitismus gegen die Liberalen und Radicalen geltend machte, war das Grab des Julikönigthums. Nur England befolgte in der Schweiz wie in Italien eine volksthümliche Politik. Lord Palmerston zeigte sich zwar nicht abgeneigt, einem in London abzuhaltenden Congreß der Großmächte die Vermittelung anheimzugeben, aber er protestirte von vornherein, daß man das Beispiel von Krakau in der Schweiz wiederhole, und erklärte, daß „die vollständige Entfernung der Jesuiten von allen Theilen des eidgenössischen Gebietes“ die Grundlage jeder Vermittelung bilden müsse. Als der englische Gesandte in Bern, der jüngere Robert Peel, seinen Wünschen nicht ganz entsprach, beauftragte er den erfahrenen Staatsmann Sir Stratford Canning bei dessen Rückkehr nach dem Orient durch die Schweiz zu reisen und der eidgenössischen Regierung mit

seinem Rathe beizustehen. Auf sein Zureden vermieden die Schweizer jede Verbindung mit Flüchtlingen und Freischaaren, um den Nachbarstaaten keine Veranlassung zur Einmischung zu geben.

Nach vollendetem Sieg traf die Tagsatzung Anstalten zu einer Verfassungs-Revision, wonach an die Stelle der bisherigen Vertretung der Kantonalregierungen in der Tagsatzung eine mit größerer Macht ausgerüstete Föderativ-Verfassung trat. Ein von einer zahlreichen Commission aus allen Kantonen ausgearbeitetes Staatsgrundgesetz theilte die Hoheit des Bundesstaats und die höchste Gewalt zwei Räthen zu, einem Nationalrath, der die Vertretung des Volks in seiner Gesammtheit, und einem Ständerath, der die Vertretung der einzelnen Kantone als selbständiger Staaten vorstellen sollte. Beide Körperschaften vereinigt ernannten den Bundesrath, eine eidgenössische Vollziehungsbehörde, die in Bern ihren ständigen Sitz hat und die oberste Regierungsgewalt im Namen der Bundesrepublik übt, und bestellten ein Bundesgericht zur Ausübung der hohen Justiz. Zugleich wurden Maßregeln zur Begründung einer größeren Centralisation und nationalen Einheit der Eidgenossenschaft in Beziehung auf Militärwesen (Volksheer), Münze, Maaß und Gewicht u. a. getroffen. Dieser zeitgemäßen Verfassungsreform verdankte die eidgenössische Schweiz einen langen Friedenszustand, während ganz Europa in revolutionärer und kriegerischer Bewegung war. Als das Werk durch allgemeine Volksabstimmung angenommen und zum Staatsgrundgesetz erhoben war, „riefen Feuer auf den Bergen der Vergangenheit ein Lebewohl, der Zukunft ein hoffnungsreiches Willkommen“. So war Guizot, nach dem Zeugniß eines englischen Beobachters, wider seinen Willen der wahre Gründer des Schweizer Nationalstaats geworden, und das Ergebniß seiner Ränke war, daß er die Schweiz und die Sache des Radicalismus im Allgemeinen mehr gestärkt hat, als irgend ein Schweizer Patriot oder Fortschrittsmann je hätte hoffen können zu thun. Die in den siebenziger Jahren von der Bundesregierung im Einvernehmen mit den beiden Räthen beschlossene „Revision der Bundesverfassung“ war nur eine Weiterbildung auf der im Jahre 1848 gelegten Basis im Sinne größerer Einheit und Gleichförmigkeit und zur Erhöhung der eidgenössischen Regierungsgewalt. Anfangs durch die Coalition der Ultramontanen, Radicalen und Kantonalisten mit geringer Majorität zurückgewiesen, erlangte die revidirte Verfassung bei einer zweiten Volksabstimmung die Stimmenmehrheit und Gesetzeskraft.

Die neue Bundesverfassung der Schweiz. 12. Septbr. 1848.

II. Die Pariser Februarrevolution und die zweite Republik.

Es war ein großes Unglück für die Julidynastie, daß bald nach Erneuerung der Kammer, in welcher Guizot entschieden die Majorität besaß, der Ruf der

Entartung des Julikegiments.

Käuflichkeit und schmutzigen Gewinnsucht, der auf der Juliregierung lastete, in dem Bestechungsprozeß gegen den General Cubières und den Minister Teste seine Bestätigung fand; daß Emil Girardin, der talentvolle aber charakterlose Redacteur des Journals La Presse, den Republikanern verhaßt, weil Armand Carrel durch seine Kugel im Duell den Tod gefunden, als Besoldeter des Ministeriums erschien; daß in der nächsten Umgebung des Hofes Gaunerstreiche entdeckt wurden; daß die scheußliche Ermordung der Herzogin von Praslin, der hochsinnigen Tochter des Marschalls Sebastiani, durch ihren eigenen Gatten bei nächtlicher Weile im Schlafgemach die ganze Sittenlosigkeit und innere Entartung der um den Julithron geschaarten höhern Stände in ein furchtbares Licht setzte. Und als der Selbstmord des Herzogs im Gefängniß dem empörten Volke den Genuß einer gerichtlichen Untersuchung und den Triumph der Hinrichtung eines Adeligen entzog, glaubte die mißtrauische und aufgeregte Menge an eine absichtliche Begünstigung des zweiten Verbrechens, um nicht einen Herzog dem Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz und der Schmach einer öffentlichen Enthauptung preiszugeben. Wie diese Phänomene im inneren gesellschaftlichen Leben an die alte Monarchenzeit vor der Revolution erinnerten, so auch die auswärtige Politik der Juliregierung. Während Louis Philipp immer mehr danach trachtete, in den Reihen der alten Dynastien als Ebenbürtiger zu gelten, immer mehr in die retrograde Politik der heiligen Allianz eintrat und um die Gunst der absoluten Continentalmächte buhlte, entfremdete er sich die liberalen Classen, die ihm einst zum Thron verholfen. Und doch konnte er nie in den Hofkreisen von Wien und Petersburg zur rechten Geltung kommen. In der Hofburg hielt man vor den Orleans die Thüren verschlossen und an der Newa mußte sich der Vertreter der Tuilerien stets Zurücksetzung und demüthigende Behandlungen gefallen lassen; der Selbstherrscher aller Reußen trug keine Scheu bei jeder Gelegenheit dem Emporkömmling an der Seine Abneigung und Mißachtung kund zu geben. Wie mußte es den liberalen Theil der französischen Nation erbittern, als der König und sein Minister in der Schweiz für die Sache des Sonderbundes eintraten, als man erfuhr, daß Rossi, damals französischer Gesandter in Rom, von Louis Philipp die Weisung erhalten habe, den Reformeifer des neuen Papstes Pius IX. zu dämpfen und ihn vor Allem abzuhalten, etwas zu thun „das Oesterreich mißfallen könnte“; als Guizot mit Metternich Hand in Hand ging, um in Italien die conservativen Interessen gegen die patriotische und nationale Bewegungspartei und die liberalen Einwirkungen Englands zu schützen; als in Toulon und Port-Vendres zwei Geschwader ausgerüstet wurden, um auf den ersten Wink zur Aufrechterhaltung des status quo in Italien sich einzuschiffen. Das Gefühl, daß ein von so morschen Stützen getragenes Regierungssystem, das sich von seiner ursprünglichen Mission so weit verirrt hatte, unhaltbar sei, durchdrang die ganze Nation, ergriff alle politischen Parteien. Von dem hochbetagten König, der sich gegen die öffentliche Meinung

und die Außenwelt immer mehr abschloß, der nur mit Leuten verkehrte, die mit ihm gleicher Meinung waren, der seine Krone nur noch dem „weil Bourbon" verdanken wollte, das „obschon Bourbon" ganz vergessen hatte, war keine Sinnesänderung zu erwarten. Dem Minister Guizot wendete er nur darum sein ganzes Vertrauen zu, weil sich derselbe dem „unwandelbaren Gedanken" des Monarchen unbedingt fügte, und durch seine Beredsamkeit, seinen parlamentarischen Einfluß wie durch die Unbescholtenheit seines Charakters der geeignetste Mann schien, die Sache der Orleans'schen Dynastie zu verfechten. Selbst für den Fall des Ablebens Louis Philipp's war keine hoffnungsvolle Aussicht vorhanden. Der Thronfolger war unmündig und der zum Regenten bestimmte Prinz von Nemours der Nation unsympathisch. Dazu ein Abgeordnetenhaus, das zum großen Theil aus Beamten zusammengesetzt war und im Rufe der Käuflichkeit stand. Gegen dieses richteten sich daher in erster Linie die Angriffe der liberalen Opposition und der Reformfreunde.

Nur durch Erneuerung der Volks-Repräsentation vermittelst einer Ausdehnung des Wahlrechts konnte eine Aenderung und Besserung erzielt werden; nur wenn die Nation, oder doch der ganze Mittelstand, sich an der Deputirtenwahl betheiligte und dadurch eine Bestechung der Wähler oder der Gewählten unmöglich wurde, konnte die Kammer als der Ausdruck der Nationalgesinnung, als wahre Vertreterin des Volkes gelten. Darum wurde der Ruf nach einer Wahlreform immer lauter; alle Stände und Meinungen waren in diesem Punkte einig; Wahlreform war die Losung des Tages, die Standarte der Legitimisten, Constitutionellen und Republikaner. Man übersah bei dieser Bewegung die Verschiedenheit der Motive. Denn während die Einen nur nach Erweiterung der popularen Elemente strebten, war das Ziel der Radicalen das allgemeine Wahlrecht, um die republikanischen und socialistischen Ideen auf den Thron zu heben. Um dem Grundsatz der Wahlreform Oeffentlichkeit und Nachdruck zu verleihen und zugleich den Thatbestand ans Licht zu bringen, daß die dermalige Kammermehrheit nicht der Ausdruck des Volks sei, ordneten die Männer der Bewegung in mehreren Städten Frankreichs Reformbankette an, wobei häufig einige Abgeordnete der Linken, der radicalen wie der dynastischen Opposition zugegen waren und wo kühne Reden und Toaste die Gebrechen des herrschenden Regierungssystems schonungslos aufdeckten. Unter den eingeladenen Gästen erblickte man Männer wie Odilon Barrot und Duvergier de Hauranne, wie Thiers und Remusat. Mit prophetischem Seherblick enthüllte Lamartine, der aus den Kreisen der Conservativen zur Opposition übergegangen, bei einem solchen Festbankett in Macon die Zukunft in einer improvisirten Rede: „Wenn das Königthum sich in seiner constitutionellen Höhe vereinzelt, wenn es sich nicht mit dem Geiste und dem Interesse der Massen verkörpert, wenn es sich mit einer Wähleraristokratie umgibt, anstatt ganz Volk zu werden, wenn es, ohne offen dem Volkswillen entgegenzutreten, diesen Willen fälscht und unter dem Namen des Einflusses eine

Die Reformbankette.

Dictatur erkauft, die um so gefährlicher ist, als sie unter dem Namen der Verfassung erkauft ist, wenn Frankreich erröthen muß über seine amtlichen Laster, wenn es die Nation demüthigen läßt durch die Unredlichkeit der öffentlichen Gewalten: es würde stürzen dieses Königthum, dessen könnt ihr sicher sein; es würde stürzen nicht in seinem Blute, wie das von 1789, sondern in seiner eigenen Schlinge. Und nachdem wir die Revolution der Freiheit und die Gegenrevolution des Ruhmes gehabt, werden wir die Revolution des öffentlichen Gewissens, die Revolution der Verachtung haben." Zugleich trafen die Republikaner in Paris, welche die „Jahreszeitengesellschaft" wieder ins Leben gerufen, in aller Stille ihre Vorbereitungen für den Fall eines Umschlags. Sie erhielten die Parole aus dem Bureau des von Flocon redigirten socialdemokratischen Journals „Reforme", wo Ledru-Rollin und Louis Blanc das entscheidende Wort führten. Die Vorgänge in Italien und der Schweiz, wo die Sympathien des französischen Volks mit der von der Regierung befolgten Politik im entschiedensten Widerspruch standen, vermehrten die Aufregung und riefen immer neue Festmahle und kühnere Demonstrationen hervor.

28. Decbr. 1847. Die Adreß-debatten. Unter dieser Stimmung fand die Eröffnung der Kammer statt, und die Opposition beschloß zugleich, in Paris selbst ein solches Reformbankett zu veranstalten und ihm, als Ausdruck der Volksgesinnung, eine besondere Bedeutung zu geben. Dies suchte die Regierung zu hintertreiben. Die Thronrede sprach von einer „Bewegung, die durch feindliche oder blinde Leidenschaften angefacht werde", und ein verjährtes Gesetz vom Jahre 1790 mußte einem Verbot aller künftigen Reformbankette als Grundlage dienen. Diese Verletzung des sogar unter der Restauration geachteten Vereinsrechts und die Rückkehr auf ein Gesetz, das seit der Einführung des napoleonischen Gesetzbuches außer Kraft war, erregte großen Unwillen und erzeugte die Ansicht, daß man durch juristische Chicanen die constitutionellen Rechte zu vernichten trachte. Die Discussionen über die Adresse auf die Thronrede waren daher äußerst lebhaft und stürmisch. Man beschuldigte Guizot des Aemterverkaufs, man rügte die richterliche Parteilichkeit gegen die Oppositionspresse, und Thiers unterwarf die Politik gegen die Schweiz, wo man die Jesuiten beschützt, mit Oesterreich ein Bündniß geschlossen und das seit Jahrhunderten befreundete helvetische Volk verstoßen und verrathen habe, einer scharfen Kritik. Er nannte die Haltung des Cabinets die lebendige „Contre-Revolution". In gleichem Sinne sprach Lamartine: „Seit Ihr Euch in Spanien eingelassen, ist Frankreich, im Widerspruch mit seinen Traditionen und seinen Interessen, ghibellinisch in Rom, kirchlich in Bern, österreichisch in Piemont, russisch in Krakau gewesen, französisch nirgends, contre-revolutionär überall." Dennoch konnte sich die ministerielle Partei den Triumph nicht versagen, in die Antwortsadresse eine tadelnde Rüge einzuflechten „gegen die Wühlereien, welche feindliche Leidenschaften oder blindes Sichfortreißenlassen (entrainements) hervorriefen", und trotz des heftigen Widerstandes der Linken durchzusetzen.

Das Bankett im zwölften Stadtbezirk.

Einen ähnlichen Sieg würde die Regierung auch in der Bankettfrage erlangt haben, hätte sie es allein mit der Kammeropposition zu thun gehabt. Denn wie sehr auch die Häupter der Linken, ein Odilon Barrot, Garnier-Pagès, Arago u. A. das Vereinsrecht verfochten, wenn sie auch, trotz des Verbots, Anstalten zu einem Reformbankett trafen, das am 22. Februar in der Nähe der Champs-Elysées stattfinden sollte, und Einladungen an die Nationalgarde erließen, ohne bei dem Oberbefehlshaber die Erlaubniß einzuholen: als die Regierung, nach Bekanntmachung eines von Marrast, dem Redacteur des National, verfaßten Programms über den Zug und die Festordnung, militärische Maßregeln traf und durch einen Polizeibefehl die Versammlung und das Festmahl „im Interesse der Ordnung" verbot, da schwankte die Opposition, stand zum großen Theil von dem Reformbankett ab und beschloß dafür, in der nächsten Sitzung einen Antrag zu stellen, daß das Ministerium wegen Verletzung der Verfassung in Anklagestand versetzt werde. „Ich wußte wohl", sagte Louis Philipp triumphirend, „daß ich nur Festigkeit zu zeigen brauchte, um sie zum Weichen zu bringen".

Sturz des Julikönigthums.

Allein das Volk war bereits zu aufgeregt, als daß es sich durch das zaghafte und schwankende Benehmen der Kammermitglieder und Festordner von den beabsichtigten Willensäußerungen und Demonstrationen hätte abhalten lassen. Schaaren von Arbeitern und Blousenmännern, die Studenten, die Zöglinge der polytechnischen Schule, die kecke Gassenjugend der belebten Hauptstadt, durchzogen unter dem Rufe: „Reform! Nieder mit Guizot!" die Straßen und Plätze, umstellten das Deputirtenhaus und verlangten die Anklage der Minister. Ihre Zahl mehrte sich von Stunde zu Stunde; das Linienmilitär war schonend, die Nationalgarde sympathisirte mit dem Volke, die Polizeimannschaft (Municipalgarde), bei den unteren Klassen sehr verhaßt, war der Menge nicht gewachsen; Barrikaden wurden in vielen Straßen errichtet und behauptet. Zwei Tage (22. 23. Februar) hatte der Kampf mit wachsender Erbitterung gedauert.

22. 23. Febr. 1848.

Die Nationalgarde, zum größten Theil liberal und reformatorisch gesinnt, war mehr und mehr auf die Seite des „Volks" getreten und hatte dadurch die regulären Truppen vom energischen Einschreiten abgehalten. In den Tuilerien und im Palais Bourbon häuften sich die Bittschriften um Reform und Ministerwechsel. Da entbot der König den frühern Minister Molé in die Tuilerien, entließ das Ministerium Guizot und versprach die Reform. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich gegen Abend diese Kunde und erzeugte unter dem aufgeregten Volke einen unermeßlichen Jubel. Unter Gesängen und Freudenrufen wogte die Menge durch die Straßen; die Barrikaden verschwanden in den westlichen Stadttheilen; die Häuser wurden beleuchtet; man umarmte sich im Hochgefühl des Siegs. Aber die Männer der geheimen Gesellschaften und die von ihnen fortgerissenen Arbeiter waren mit diesem Ausgange nicht zufrieden; ihre Wünsche gingen weit über einen Cabinetswechsel hinaus; noch standen viele Bewaffnete in den nordöstlichen Theilen der Hauptstadt, den Wohnorten der Arbeiter-

bevölkerung, bei den Barrikaden; in den Tuilerien konnte man sich nicht über das neue Ministerium einigen. Da geschah es, daß gegen zehn Uhr eine Volksmasse mit Fahnen und Fackeln singend und lärmend über die Boulevards zog. Vor dem Ministerium des Auswärtigen hielt sie still und forderte die Beleuchtung des Gebäudes. Die Truppen suchten das weitere Vordringen zu hemmen; der befehligende Oberst wurde von dem bärtigen Fackelträger gröblich insultirt. In dem Augenblick fiel ein Schuß, so wurde damals allgemein erzählt, und verbreitete unter dem vor dem Hause aufgestellten Militär die Meinung, es würde angegriffen. Es erfolgte plötzlich eine Salve auf die Menge und zweiundachtzig stürzten todt oder verwundet zusammen. Eine unaussprechliche Wuth ergriff das Volk. Man belud einen großen Karren, der vorüberfuhr, mit Leichnamen und durchzog mit Fackelschein unter dem Ruf: „Verrath! Rache! man mordet unsere Brüder! Zu den Waffen!" die Straßen der Hauptstadt. Um Mitternacht wurde die Sturmglocke von Notre-Dame geläutet und am Morgen des 24. Februar war ganz Paris durch Barrikaden abgesperrt, das Stadthaus in den Händen der Aufständischen. Umsonst nahm jetzt der König seine Zuflucht zur Linken und berief Thiers, Odilon Barrot, Duvergier de Hauranne, Marschall Bugeaud u. A. ins Ministerium. Es war zu spät! Ihre Aufforderungen zur Ruhe fanden kein Gehör, ihre Verheißungen keinen Glauben. „Der König betrügt Sie!" schallte es aus der Menge; „Bugeaud will uns kartätschen." Der Sieg neigte sich immer mehr auf die Seite des Volks, die Linientruppen fielen zum Theil ab, zum Theil wurden sie überwältigt; die Nationalgarde, unter General Lamoricière's Oberbefehl gestellt, wirkte nur abwehrend, weigerte aber den Kampf gegen das Volk. Eine Compagnie der Municipalgarde, welche das Palais Royal vertheidigte und die Waffen nicht niederlegen wollte, wurde nach einstündigem mörderischen Gefechte fast bis auf den letzten Mann niedergemacht. Die Männer der „Reforme" verbreiteten einen Aufruf des Inhalts: „Louis Philipp läßt das Volk zusammenschießen wie Karl X. Schicken wir ihn seinem Vorgänger nach!"

24. Febr. 1848.

Flucht der königl. Familie u. prov. Regierung.

Da sah Louis Philipp seine Täuschung und seine Gefahr ein. Er dankte ab zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, ernannte die Herzogin von Orleans zur Regentin und eilte um Ein Uhr, als auch dieser Act keine Wirkung hatte und die empörten Schaaren immer drohender gegen das Schloß vordrangen, mit seiner Gemahlin durch eine Hinterpforte über St. Cloud und Dreux dem Meere zu. Mehrere Tage irrte das königliche Paar unerkannt an der Küste umher, ehe es mit Sicherheit nach England segeln konnte, wohin nach manchen Gefahren auf verschiedenen Wegen auch die übrigen Glieder der Familie gelangten. Sie nahmen ihren Aufenthalt in Schloß Claremont, einem Landsitz des Königs von Belgien. Die Herzogin von Orleans hatte, von Nemours begleitet, mit ihren beiden Kindern Schutz in der Deputirtenkammer gesucht; allein der Andrang bewaffneter Schaaren und der drohende Ruf nach einer Republik nöthigte sie zur Flucht. Unter unzähligen Gefahren und Todesängsten,

mehrere Stunden von Schwager und Kindern getrennt, entkam sie zuerst nach dem Invalidenpalast und dann unter dem Schutz der neuen Regierung über Belgien nach Deutschland. Mittlerweile hatten sich die Aufstandscomités des altrepublikanischen „National" und der socialistischen „Reforme" mit Lamartine dahin verständigt, daß Frankreich eine Republik sein sollte. Die nach der Entfernung der Orleans'schen Familienglieder aus dem Palais Bourbon in ziemlich tumultuarischer Weise vollzogene Einsetzung einer provisorischen Regierung unter dem Vorsitz des alten Dupont de l'Eure (geb. 1767) war der Uebergang zur republikanischen Staatsform, die nach stürmischen Berathungen auf dem Stadthause proclamirt ward. Lamartine wollte, daß vor der Festsetzung der neuen Staatsform die französische Nation befragt werde; aber der Ungestüm der revolutionären Masse und der Einfluß Ledru-Rollin's und Louis Blanc's erzwangen die Verkündigung der Republik, „vorbehaltlich der Zustimmung des Volkes, das sofort befragt werden soll". Lamartine, Ledru-Rollin, François Arago, Garnier-Pagès, Crémieux und Louis Blanc waren die bekanntesten Glieder dieser neuen auf dem Stadthaus eingerichteten Regierung. Indessen wurden die Tuilerien eingenommen, Möbel und Zierrathen verbrannt, der Thron auf den Bastilleplatz getragen und unter der Julisäule zertrümmert, und in die Prunkgemächer des Schlosses zog ein Schwarm zerlumpter Proletarier ein. Plünderungen oder rohe Vergehungen gegen Leben und Eigenthum fanden nirgends statt, und die Kunstschätze schützten Studenten und Polytechniker. Eine „Mobilgarde" von Lamartine aus der Pariser Jugend gebildet stand der provisorischen Regierung zur Seite und setzte sie in Stand, den ausschweifenden Forderungen der leidenschaftlich erregten Volksmassen zu widerstehen. Einige Tage nachher errichtete der neue revolutionäre Polizeipräfekt Caussidière eine republikanische Volksgarde. Wenige Stunden hatten hingereicht, die mächtige Monarchie umzustürzen und den reichsten König zu einem hülfesuchenden Flüchtling zu machen; die ministeriellen Deputirten flohen oder verbargen sich; die Legitimisten, der Klerus, die Beamten der Provinzen, das Heer, Alle beeilten sich, die neue Staatsform anzuerkennen; die Dynastie Orleans hatte keine Anhänger, keine Partei; ihre Herrschaft war auf Selbstsucht gegründet, darum fand ihr Fall keine Theilnahme, kein Mitleid. Selbst die beiden Prinzen, Aumale und Joinville, die sich bei dem Ausbruche der Revolution im Auslande befanden, jener an der Spitze der Algerischen Armee, dieser als Flottenführer im Mittelmeer, machten keine Versuche, die Monarchie zu halten. Sie legten ihr Commando nieder und begaben sich ebenfalls nach England.

Nun folgte eine schwere Uebergangszeit, in welcher politische Leidenschaften, anarchistische Ausschreitungen mit republikanischen Festlichkeiten abwechselten und zugleich Arbeitsstockung und materielle Nothstände die ganze Thätigkeit der provisorischen Regierung in Anspruch nahmen. Der Rausch der republikanischen Jubeltage mit ihren Freudenfesten und ihrer Fahnenweihe, und die Begeisterung Die Republik.

für den neuen Wahlspruch: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" war vorübergehend, und die Wirklichkeit des praktischen, prosaischen Lebens schuf bald mancherlei Verlegenheiten und Bedenken. Eine aus freiester Volkswahl zu bildende Nationalversammlung sollte die Verfassung der künftigen demokratischen Republik bestimmen und bis zu deren Zusammentritt im Mai die provisorische Regierung dem Staatswesen vorstehen. Edelmüthig hatte Lamartine die ersten Regungen eines gesteigerten Gefühls der Menschenwürde in der Brust des siegenden Volkes benutzt, um die Entfernung der blutrothen Fahne, die Annahme der Tricolore, die einst siegreich Europa durchzogen, und die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen durchzusetzen. Da aber die Revolution das Werk der arbeitenden Klasse war, so mußte man deren Hebung und Besserstellung zur Hauptaufgabe der neuen Verwaltung machen. Schon am zweiten Tage hatten Louis Blanc und Garnier-Pagès, der neue Seinepräfekt und bald Finanzminister, eine von einem Volkshaufen überreichte Schrift unterzeichnet, worin sich die Regierung verpflichtete, den Arbeitern Unterhalt durch die Arbeit zu gewährleisten. Diesem „Recht auf Arbeit" sollte nun entsprochen werden. Zu dem Ende fügte man der provisorischen Regierung einen Arbeiter, Albert, bei und gab Louis Blanc freie Hand mit Hülfe eines „Arbeiterparlaments" nach seinen Ideen die Arbeit zu organisiren und die ärmeren Klassen zu beglücken. Nun zeigten sich aber die socialistischen Systeme in ihrer ganzen Haltlosigkeit. Eine Schrift von Thiers über das Eigenthumsrecht, worin der erfahrene Staatsmann mit den Waffen der Intelligenz, mit der Macht der Logik und Ironie die Systeme der Socialisten in ihrer Richtigkeit und Absurdität bloßstellte und bekämpfte, erhielt in der Wirklichkeit ihre schlagendsten Beweise. Die Zusicherung der Arbeit von Seiten des Staats machte die Erhaltung einer Legion brodloser, arbeitscheuer und unbeschäftigter Menschen nöthig und führte die Errichtung von Nationalwerkstätten herbei, die Millionen verschlangen, ohne etwas Namhaftes oder Nützliches zu leisten. Die Unterstützung von zwei Franken, die den Arbeitslosen täglich gereicht wurde, steigerte die Staatsausgaben ins Unendliche und mehrte die Zahl der bettelnden Proletarier mit jedem Tage. Die Verlegenheiten der Regierung, ohnedieß schon durch die Zerrüttungen auf wirthschaftlichem und finanziellem Gebiete groß genug, wurden noch vermehrt durch die anarchistische Socialdemokratie, welche die Einberufung der Volksvertretung hinauszuziehen und einen Wohlfahrtsausschuß mit einer revolutionären Dictatur zu errichten
16. April 1848. sich anstrengte. Mehrere Verschwörungen und Aufstandsversuche wurden nur mühsam beschwichtigt oder unterdrückt. Daß die Einrichtung von „Nationalwerkstätten" in Kurzem den Ruin des Staats, die Verarmung der besitzenden Klassen und den Untergang aller Civilisation herbeiführen müsse, leuchtete Jedermann ein. Es war daher vorauszusehen, daß die Nationalversammlung, welche
10. Mai 1848. im Mai ihre Sitzungen eröffnete und die Regierungsgewalt einem Vollziehungsrath von fünf Personen übertrug (Etienne Arago, Garnier-Pagès, Marie, Lamar-

tine, Ledru-Rollin), der sich dann wieder mit einem Ministerium umgab, die öffentlichen Werkstätten beseitigen würde. Die Abweisung eines von Louis Blanc beantragten „Fortschrittsministeriums" galt als erstes Anzeichen, daß der Staat das „Recht auf Arbeit" nicht gelten lassen würde. Darum beschlossen die Häupter der socialdemokratischen Vereine, die alten Verschwörer Huber und Blanqui, dem die Februarrevolution die Pforten des Gefängnisses geöffnet, Raspail, Sobrier u. a. durch einen neuen Aufstand die Nationalversammlung zu sprengen und eine revolutionäre Dictatur zu errichten. Die Einreichung einer Adresse, worin verlangt war, daß Frankreich die Wiederherstellung Polens von den drei Theilungsmächten fordern und im Falle einer Weigerung seine Heere sofort ausrücken lassen sollte, gab Anlaß und Vorwand zu tumultuarischen Auftritten, die an die Vorgänge der neunziger Jahre erinnerten. Die Vertreter der Nation, die in einem eigens erbauten großen Saale tagten, wurden von Außen und im Innern von Proletarierhaufen bedroht und geschmäht. Der Präsident Buchez und die meisten Mitglieder räumten das Gebäude, worauf die Demokratenführer zur Wahl einer neuen Regierung schritten. Als sie in ihrem Geschäfte durch heranrückende Mobilgarden und Bürgerwehrmänner gestört wurden, eilten sie nach dem Stadthause, um dort ihr Werk zu vollenden. Aber der Entschlossenheit Lamartine's und Ledru-Rollin's, die an der Spitze der bewaffneten Mannschaften die Volksmasse zerstreuten und in das Gebäude dringend die Conspiratoren verhafteten, gelang es, den Plan eines socialdemokratischen Regiments zu vereiteln. Auch die Bande Sobrier's in der Rue Rivoli wurde von der Nationalgarde überwältigt und die „Montagnards" sowie die „revolutionäre Garde" Caussidière's mußten sich auflösen, worauf der Polizeipräfekt sein Amt niederlegte. Das „Arbeiterparlament", das unter dem Vorsitz von Louis Blanc im Luxembourg seine Sitzungen hielt und allerlei socialistische Reformpläne zusammenstellte, ging auseinander.

Nun konnte die Regierung in Verbindung mit der Nationalversammlung, in welcher durch Nachwahlen auch Thiers, Changarnier, Louis Bonaparte und andere Männer von Namen und Bedeutung Sitze erhalten hatten, an die Begründung einer dauernden republikanischen Staatsordnung Hand legen. Zunächst beschloß man den Nationalwerkstätten ein Ende zu machen. Man begann mit einigen vorbereitenden Maßregeln, welche die Zahl der vom Staat zu Unterstützenden verminderten. Da versuchten die Arbeiter, die Mitglieder der Clubs, die Proletarier eine neue Umwälzung, um die bestehenden Gewalten zu beseitigen und dem vierten Stande die Herrschaft zu erwerben; Legitimisten und Bonapartisten machten insgeheim mit ihnen gemeinsame Sache und unterstützten sie mit Geld. Dies führte die Gräuelscenen vom Juni herbei, wo die Anhänger der „rothen Republik" sich durch Thaten thierischer Rohheit und Barbarei schändeten. Sie mordeten den muthigen General Bréa; der fromme Erzbischof Affre von Paris, der ihnen auf dem Bastilleplatze Worte des Friedens brachte, empfing

Der Juniaufstand und die Präsidentenwahl.

22.–26. Juni 1848.

die Todeswunde durch einen Flintenschuß; sie füllten die Barrikaden mit den Leichnamen ihrer Gegner aus und trugen einzelne Fahnen mit der Inschrift: „Leben durch Arbeit oder Sterben im Kampf!" Entsetzt über die bei dem Aufstande sich kundgebende Verwilderung und Unmenschlichkeit der untern Volksklasse bekleidete die Nationalversammlung den General Cavaignac, den die Vollzugscommission zur Uebernahme des Kriegsministeriums aus Algerien nach Paris gerufen hatte, mit dictatorischer Gewalt. Dieser besiegte mit Linientruppen und Nationalgarden die Empörer nach einem viertägigen blutigen Straßenkampfe, wobei zehn- bis zwölftausend Menschen ihren Tod fanden und sieben Generale theils auf dem Platze blieben, theils bald nachher an ihren Wunden starben. Die Führer und Anstifter wurden verhaftet und vor Gericht gestellt; die Gefangenen zu Tausenden nach den überseeischen Colonien Frankreichs deportirt, Paris auf unbestimmte Zeit in Belagerungsstand gesetzt, die Nationalwerkstätten geschlossen, die Presse strenger überwacht. Dem General Cavaignac sprach die Nationalversammlung den Dank des Vaterlandes aus und ernannte ihn zum Haupt der Vollziehungsgewalt und Cabinetspräsidenten. Lamoricière wurde Kriegsminister, Changarnier Befehlshaber der Pariser Nationalgarde. Geschützt durch diese Maßregeln, setzte hierauf die Versammlung ihre Berathungen über die neue republikanische Verfassung auf Grund der Volkssouveränetät fort. Das „Recht auf Arbeit" wurde nach heftigen parlamentarischen Kämpfen abgelehnt, nachdem Thiers in eindringlicher Rede die Unausführbarkeit der Sache und die schlimmen Wirkungen eines solchen Prinzips im Staatsgrundgesetze dargethan, ebenso der Vorschlag einer progressiven Besteuerungsweise. Dagegen wurde das Einkammersystem mit allgemeinem Stimmrecht und directer in den Kantonshauptstädten zu vollziehender Wahl angenommen, da bei den unsichern politischen Zuständen eine Concentration der Staatsgewalt zweckmäßig erschien. An die Spitze sollte ein Präsident treten. Es herrschte große Meinungsverschiedenheit, ob derselbe durch die Versammlung oder durch Volksabstimmung ernannt werden sollte. Die conservativen Republikaner waren für die erstere Wahlart; aber Lamartine, von der geheimen Hoffnung getragen, die Volksgunst werde ihn selbst auf den hohen Posten erheben, trat für die Volkswahl in die Schranken und bewirkte ihre Annahme, ein für die Zukunft Frankreichs bedeutungsvoller Beschluß. Der Präsident der Republik sollte wie in Nordamerika von der Gesammtheit der Nation auf vier Jahre gewählt werden und erst nach Ablauf einer Zwischenzeit von gleicher Dauer wieder gewählt werden dürfen. Ein feierlicher Act
12. Novbr. 1848. mit kirchlicher Weihe auf dem Concordienplatz verkündigte die neue republikanische Aera. Die Wahl des Präsidenten sollte am 10. December vor sich gehen. Gern hätte
10. Decbr. 1848. die Nationalversammlung auch bei der Präsidentenwahl dem General Cavaignac die Stimmenmehrheit verschafft, aber die Nation, geblendet von dem Glanz des kaiserlichen Namens und verlockt durch ein vielversprechendes Manifest des Bewerbers, wählte Louis Napoleon Bonaparte mit einer Stimmenzahl von fast

sechs Millionen. Ebenso gehorsam dem Gesetze und so ergeben dem Nationalwillen als tapfer und vaterlandsliebend, legte Cavaignac ohne Widerstreben seine hohe Gewalt in die Hände des glücklichen Mitbewerbers nieder. Nachdem der neugewählte Präsident in einem ihm von Armand Marrast, dem Vorsitzenden der Nationalversammlung vorgesprochenen Eide „im Angesichte Gottes und des französischen Volkes" geschworen hatte, treu zu bleiben der einen und untheilbaren demokratischen Republik und alle durch die Verfassung ihm auferlegten Pflichten zu erfüllen, nahm er Besitz von seinem Amte mit einer Anrede an die Versammlung, worin es hieß: „Die Stimme der Nation und der Eid, den ich eben geleistet, zeichnen mir mein künftiges Verfahren vor. Meine Pflichten sind mir vorgeschrieben und ich werde sie als Mann von Ehre erfüllen. Ich werde als Feinde des Vaterlandes alle diejenigen betrachten, welche darauf ausgehen, durch ungesetzliche Mittel abzuändern, was Frankreich angeordnet. Zwischen mir und Ihnen, Bürger Abgeordnete, kann es keine Meinungsverschiedenheiten geben. Unser Wille und unsere Wünsche sind die nämlichen. Ich will wie Sie die Staatsgesellschaft wieder auf ihren Grundlagen sicher stellen, die demokratischen Einrichtungen befestigen und Alles aufbieten, um die Leiden des hochherzigen und einsichtigen Volkes zu lindern, welches mir einen so glänzenden Beweis seines Vertrauens gegeben hat". — Darauf bezog der Präsident Louis Napoleon Bonaparte den ihm zur Wohnung angewiesenen Palast Elysée Bourbon. Unter allen diesen Erschütterungen hatten die Franzosen drei gute Eigenschaften bewährt, Tapferkeit, Vaterlandsliebe und politischen Tact; Frankreichs Größe war das Ziel aller Parteien. „Meine Freunde und ich", sagte Thiers in seiner ersten Parlamentsrede, „haben die Republik nicht geschaffen, nicht gewünscht; aber wir nehmen sie an, wir nehmen sie ehrlich und aufrichtig an. Die Form, in welcher wir das Beste des Landes erstrebten, ist zerbrochen; unter der gegenwärtigen Form aber, wie unter der früheren, werden wir das Beste des Landes zu verwirklichen suchen". 20. Decbr. 1848.

III. Zug der Revolution durch Europa.

1. Deutschland und die deutschen Großstaaten.

War einst die Julirevolution mächtig genug gewesen, eine europäische Bewegung zu erzeugen, so mußte bei der herrschenden Gährung und der erstarkten Opposition die Februarrevolution noch viel erschütternder wirken. In Italien, Deutschland, Polen, Irland, der Schweiz heftige Parteiung, aufgeregte Meinungskämpfe, leidenschaftliches Nationalgefühl! Es war kein Wunder, daß enthusiastische Naturen, unpolitische Schwärmer, demokratische Fanatiker, Freunde einer schrankenlosen Freiheit auf die Idee einer universellen, europäischen Republik Der deutsche Liberalismus in Thätigkeit

geriethen, mit Abstreifung aller nationalen und religiösen Verschiedenheiten und mit dem Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! als Standarte. Die Aufstände, die in den meisten Ländern blitzschnell erfolgten, bestärkten diese Schwärmer in ihren Hoffnungen, und eine Propaganda, die in der französischen Weltstadt ihren Sitz und Mittelpunkt hatte, schürte das revolutionäre Feuer und verbreitete republikanische Ideen mit socialistischer und communistischer Färbung als Reizmittel für die untern Volksklassen. Die Ansicht, daß die Revolution ihren Zug durch Europa machen würde, setzte sich in vielen Köpfen fest und trieb sie an, ihr fördernd entgegenzukommen. Die ersten Wirkungen zeigten sich in Deutschland, und zwar an der Grenze, in Baden. Das rege politische Leben, wodurch sich das Großherzogthum schon lange vor den übrigen deutschen Staaten ausgezeichnet, schien ihm das Recht zu geben, mit der Fahne des Fortschritts und der Neugestaltung voranzugehen. Dringende Petitionen an die gerade versammelten Landstände, in stürmischer Weise überbracht, verlangten Preßfreiheit, Schwurgerichte, Bürgerwehr unter freigewählten Führern und ein deutsches Parlament, auf das kurz zuvor in der badischen Kammer durch den Abgeordneten Bassermann ein Antrag gestellt worden war und das dem die Regierungen vertretenden Bundestag als Repräsentation des Volks zur Seite stehen sollte (S. 248). Die badische Regierung gewährte nicht nur diese Punkte, so viel in ihrer Macht stand, sondern erließ auch im Verein mit den Kammern ein Gesetz zur Aufhebung aller Feudallasten mit künftiger Entschädigung der Betheiligten aus der Staatskasse und entfernte mehrere bei dem Volke unbeliebte Beamten und Hofleute von ihren bisherigen Stellen; unpopuläre Deputirte legten ihre Mandate in die Hände ihrer Wähler nieder und wurden durch andere ersetzt. Das Beispiel Badens wirkte auf die übrigen deutschen Staaten. Dieselben Forderungen wurden nach und nach allenthalben gestellt und gewährt und damit in den verschiedenen Ländern mannichfache andere verbunden. In Würtemberg, Sachsen und andern Staaten wurden die Häupter der liberalen Opposition in die Ministerien berufen, und die Zügel der Regierung in ihre Hände gelegt; ständische Mißbräuche wurden abgeschafft, beschränkte Wahlgesetze einer Umänderung unterworfen, der Bundestag im liberalen Sinne umgestaltet. Um mehr Plan und Ordnung in die Bewegung zu bringen und populare Ausschreitungen zu verhindern, traten in Folge einer Anregung von Mannheim einundfünfzig deutsche Männer, meistens Führer der liberalen Opposition in den Ständekammern des südlichen und westlichen Deutschlands, in Heidelberg zu einer Berathung zusammen „über die dringendsten Maßregeln für das Vaterland". Sie erließen einen
5. März 1848. Aufruf an die deutsche Nation, worin sie eine nach der Volkszahl zu wählende Nationalvertretung für dringend nothwendig erklärten und einen Ausschuß von sieben Mitgliedern wählten, darunter Gagern, Welcker, Itzstein,* Römer, um die Sache in Gang zu setzen. Eine größere Versammlung von Landtagsabgeordneten und andern politischen Notabilitäten sollte zu dem Zweck am Ende des

Monats in Frankfurt a. M. abgehalten werden. Die deutschen Regierungen gingen auf die Wünsche des Volks ein. Der Bundestag nahm die Wappen und Farben des alten Reichs an und veranlaßte die Einberufung von Männern des allgemeinen Vertrauens, die den Räthen bei der Ausarbeitung einer neuen Bundesverfassung zur Seite stehen sollten. Diese Schritte führten zum „Vorparlament“ und zur Verstärkung des Bundestages durch die Beiordnung von „Vertrauensmännern“. Aber vollständig wurde der Sieg der Liberalen erst durch die Umwälzung in Wien und Berlin.

Sturz des Metternich'schen Regierungssystems im österreichischen Kaiserstaat.

Wie Louis Philipp galt auch der in den diplomatischen Künsten einer verwickelten Staatsweisheit ergraute Fürst Metternich als der größte Staatsmann und Volksregierer, sein Rath und Wort wurde von den deutschen Regierungen wie ein Orakel angehört und befolgt. Aber auch seine Stunde hatte geschlagen. Er wollte die Macht des Zeitgeistes nicht anerkennen und hielt die morschen Grundpfeiler des Polizeistaats für stark genug, den stürmenden Andrang der jungen Freiheit zu bestehen. Ueber den Genüssen des Lebens hatte er nicht bemerkt, wie die Literatur der Opposition als Verführerin sich in die österreichischen Lande eingeschlichen und das verfaulte Staatswesen schonungslos aufgedeckt, wie in den Nebenländern ein energischer Nationalitätsgeist sich entwickelt hatte (S. 252. 254 ff.). Fürst Metternich hatte, wie sein Freund Gentz, nach dem Grundsatz gelebt: wenn es nur uns noch aushält, mag auch die Nachwelt die Sündfluth bedecken! Doch es hielt ihn nicht mehr aus! Die Nachrichten aus Paris erzeugten im ganzen Kaiserstaat eine fieberhafte Aufregung. Die Stände von Ungarn, die eine selbständige Nationalregierung unter dem Erzherzog Palatin, eine Reform ihrer Verfassung, Minderung der Steuern, Befreiung von den Beiträgen zur österreichischen Staatsschuld verlangten und für das ungarische Militär das Vorrecht beanspruchten, nicht außerhalb ihres Königreichs dienen zu müssen, bestürmten die kaiserliche Hofregierung mit dringenden Petitionen. Dasselbe geschah in Prag, wo im vorhergehenden Jahre die böhmischen Stände in ihren Rechten und ihrer Ehre tief gekränkt worden waren, und endlich in Wien selbst, wo im März die österreichischen Stände zusammentraten. Der ungewisse Zustand des in den Schleier des Geheimnisses gehüllten Finanzwesens hatte ein tiefes Mißtrauen erweckt. Man weigerte hie und da die Annahme des Papiergeldes; Handel und Gewerbthätigkeit geriethen ins Stocken; die Zahl unbeschäftigter und darbender Arbeiter mehrte sich. Unter diesen Umständen hatte das jugendliche, überstürzende Beginnen der Wiener Studenten einen überraschenden Erfolg. Durch Petitionen an die Stände, an die Minister, an den Kaiser, in lärmender Weise verfaßt und überreicht, und durch stürmische Versammlungen brachten sie die Wiener Bevölkerung in eine furchtbare Aufregung. Als das mit Schonung und Milde handelnde Militär an einigen Orten zurückgedrängt und die Studenten bewaffnet wurden, legte Fürst Metternich, nachdem die Gewährungen, die er früher bekämpft, nun aber sich Schritt für Schritt

13. März 1848. abnöthigen ließ, nicht mehr genügten, seine hohe Stelle nieder und suchte als landesflüchtiger Greis eine Zufluchtsstätte in England, noch bis zum letzten Augenblick die anmuthigen Formen des vollkommenen Cavaliers bewahrend, womit er in den Tagen der Macht die Freunde bezaubert, die Gegner geblendet hatte.

Aufstände in Wien. Der Hof nach Innsbruck. Die Flucht des Staatskanzlers führte die Kaiserstadt an der Donau der Revolution in die Arme. Plünderungen, Zerstörungen und rohe Pöbelexcesse kündigten die Auflösung der alten Ordnung, den Anfang eines gesetzlosen Zustandes an. Die allgemeine Bewaffnung, die nunmehr gestattet wurde, erhöhte die Unsicherheit. Jetzt zeigte sich das Metternich'sche System in seinen traurigsten Folgen. Ein in der größten politischen Unwissenheit gehaltenes, für ein freies Staatsleben ganz unreifes Volk forderte und erlangte Freiheiten und Rechte, die es nicht zu gebrauchen verstand. Die Preßfreiheit erzeugte in Kurzem eine revolutionäre Tagesliteratur, die, aus aufreizenden Blättern und Maueranschlägen bestehend, alle Verhältnisse erschütterte und die Neugestaltung des Staats auf dem Wege der reformirenden Entwickelung störte; das freie Vereinsrecht wurde zu lärmenden Volksversammlungen und zur Bildung demokratischer Verbindungen benutzt, welche die Thätigkeit des neuen aus volksthümlichen Männern zusammengesetzten Ministerraths lähmten. Die Studenten und eine in der Eile gebildete Bürgerwehr führten das Regiment in der Stadt; beredte Demokratenführer, aus allen Gegenden in Wien versammelt, übten mit Hülfe der zahlreichen, unbeschäftigten und vermöge ihrer Natur und ihrer Unwissenheit lenksamen Arbeiter eine große Macht und hielten den Zustand der Revolution aufrecht. Unter diesen Umständen fiel es den Demagogen nicht schwer, die Unzufriedenheit des Volks mit dem ministeriellen Verfassungsentwurf, der einer nach Ständen geordneten Reichsversammlung zur Berathung vorgelegt werden
15. Mai 1848. sollte, zu einem neuen Aufstand und Straßenkampf zu steigern und von der Regierung die Einberufung eines constituirenden Reichstages mit einer einzigen Kammer zu erzwingen, zu welchem von allen der österreichischen Gesammtmonarchie angehörigen Staaten und Volksstämmen die Abgeordneten nach dem allgemeinen Stimmrechte frei gewählt und zur Entwerfung einer neuen Reichsverfassung nach Wien einberufen werden sollten. Der Kaiser, beunruhigt über diese Vorgänge und durch die aufregenden Auftritte in seiner Gesundheit geschwächt, begab sich auf den Rath einer reagirenden Partei mit seiner nächsten Umgebung
19. Mai nach Innsbruck. Dieser unerwartete Schritt erfüllte die Hauptstadt mit Bestürzung und bewirkte einen kurzen Umschlag in der Gesinnung. Als aber die Regierung die veränderte Stimmung zur Auflösung der Studentenlegion benutzen
26. Mai. wollte und die Aula mit Militär umstellte, erfolgte die dritte Erhebung, drohender und gewaltiger als die vorhergehenden. Tag und Nacht war die Stadt durch Barrikaden abgesperrt und mit Wachfeuern erleuchtet. Endlich vereinigte man sich dahin, daß das Militär abziehen und ein aus Bürgern, Nationalgarden

und Studenten gebildeter Sicherheitsausschuß die Ordnung in der Stadt erhalten sollte, worauf die Aula in aller Stille geschlossen ward.

Bald nachher wurde die Nationalversammlung von Erzherzog Johann im Namen des abwesenden Kaisers eröffnet; da jedoch bei der in der Hauptstadt herrschenden Aufregung eine ruhige Berathung und eine gesetzliche Ordnung nicht eintreten konnte, so lange der Hof in Innsbruck weilte, so wurde der Kaiser wiederholt um Rückkehr ersucht. Aber erst der zweiten ansehnlichen Deputation des Reichstags wurde die Bitte gewährt. Am 12. August zog Ferdinand unter dem Jubel des Volks und unter dem feierlichen Geleite der Nationalgarden wieder in Wien ein. Die Czechen in Prag, nicht zufrieden mit den großen Zugeständnissen und Reformen, die ihnen die neugebildete kaiserliche Regierung in Aussicht stellte, und aufgeregt durch einen allgemeinen Slavencongreß, wollten sich den aufgelösten Zustand des Reichs zu Nutze machen, um durch einen Handstreich die Herrschaft an sich zu reißen, erhielten aber durch eine blutige, mit der Beschießung der Stadt verbundene Niederlage von dem energischen Fürsten Windisch-Grätz, dessen Gemahlin bei dem Aufstand ihren Tod gefunden, die derbe Lehre, daß Oesterreichs militärische Macht und Größe noch unerschüttert sei, eine Lehre, die später durch Radetzky's Siege in der Lombardei und durch den erfolgreichen Kampf des Ban Jellachich von Kroatien gegen die Magyaren eine neue glänzende Bestätigung erhielt.

22. Juli 1848. Der Kaiser nach Wien zurück. Aufruhr in Prag.

2. Juni 1848.

Lange widerstand die preußische Regierung dem mächtigen Impulse der neuen Zeit, aber nur um die Erschütterung desto heftiger zu empfinden. Viele patriotische Männer, die ein großes, einiges Deutschland nur im Verein mit Preußen als möglich erkannten und dem König gerne den seiner Macht gebührenden Vorrang übertragen gesehen hätten, ließen nach der Februarrevolution die ernste Mahnung ergehen, Friedrich Wilhelm IV. möge rasch und entschlossen den neuen Zeitgeist erfassen und durch Zugeständnisse sich die entfremdeten Herzen des Volks wiedergewinnen, ehe das verhängnißvolle: Zu spät! auch ihn ereile. Aber der Gedanke einer gezwungenen Nachgiebigkeit war ihm unerträglich; noch als er die Ausschüsse des vereinigten Landtags in die Heimath entließ, hob er bei Gestattung der anfangs verweigerten Periodizität die freie Entschließung hervor. Dieser Herrscherstolz und die Zuversicht auf das Militär hielten den König auch ab, die Petitionen um Preßfreiheit und die andern in den meisten Staaten bereits gewährten Rechte zu genehmigen, selbst als ein Bundestagsbeschluß die Aufhebung der Censur den Einzelregierungen schon gestattet hatte. Erst als die Nachricht von den Wiener Ereignissen die Aufregung steigerte, in den Vereinen, deren sich täglich neue bildeten, eine drohende Sprache sich kundgab und auswärtige Emissäre die unteren Klassen aufreizten, da erkannte man endlich die Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen. Allein man zögerte mit der Bekanntmachung, weil die Zusammenrottungen, die mehrere Abende hintereinander in Berlin stattfanden und zu deren Zerstreuung militärisches Einschreiten angeordnet werden

Die Berliner Märztage.

mußte, den Verdacht erzeugen konnten, als habe die Regierung einem Zwange nachgegeben. Nur nach hergestellter Ruhe wollte man die beschlossenen Zugeständnisse als Geschenk dem Volke darbringen. Dieses Zaudern mehrte die Aufregung in dem von Polen und anderen Revolutionsmännern aufgewiegelten Volke von Stunde zu Stunde. Immer lauter wurde der Ruf nach Entfernung des Militärs, das, gereizt durch das mehrtägige Harren in den Casernen und durch Schmähreden und Beleidigungen, bei mehreren Gelegenheiten sich gewaltthätiger Handlungen schuldig gemacht hatte. Endlich schien der Tag zur Be-
17. März 1848. kanntmachung der Gewährungen gekommen. Am 17. März wurde die Censur aufgehoben, die Presse unter gewissen gesetzlichen Bestimmungen freigegeben und eine gründliche Umgestaltung der Verfassung und der öffentlichen Verhältnisse des deutschen Bundes durch Verständigung mit den übrigen deutschen Regierungen in Aussicht gestellt.

Der 18. März 1848. So viel Freude auch diese Veröffentlichung gewährte, der Haß gegen das Militär und der Ruf nach dessen Entfernung und Uebertragung der Bewachung der Stadt an eine Bürgerwehr dauerten fort. Die Zusammenrottungen vor dem Schlosse mehrten sich. Die Stimmen, die den Abzug der Soldaten forderten, wurden immer lauter und drohender; eine Deputation von Stadtverordneten und Bürgern erlangte keinen Zutritt; die Ansichten in der Umgebung des Königs schienen getheilt. Da rückte eine Abtheilung Infanterie aus dem Schlosse, um die sich mehrenden Volkshaufen zurückzudrängen. Es fielen zwei Schüsse, ob absichtlich oder zufällig, ob von Seiten des Militärs oder geheimer Aufwiegler, darüber herrschte Ungewißheit. Entsetzt verlief sich die Menschenmasse unter dem lauten Ruf: „Verrath, man mordet uns! Zu den Waffen!“ Eine leidenschaftliche Wuth überkam das Volk. Mit unbeschreiblicher Rührigkeit schritt man zur Errichtung von Barrikaden, deren sich innerhalb zwei Stunden gegen zweihundert in allen Straßen erhoben. Nun erfolgte ein vierzehnstündiger blutiger Straßenkampf, von einer Heftigkeit, wie die neuere Geschichte Deutschlands kaum etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Zwar gelang es der Tapferkeit der Truppen und der Gewalt der Kartätschen einen Theil der Barrikaden wegzunehmen oder zu zertrümmern, aber mit der Fortdauer des Kampfes wuchs die Theilnahme der Bevölkerung; auch die Bürgerschaft, welche sich ursprünglich ferngehalten hatte, begann sich den Barrikadenkämpfern anzuschließen. Am Morgen des 19. März war der Kampf noch unentschieden; ein in der Frühe erlassener Aufruf an die Berliner zur Niederlegung der Waffen und zur Räumung der Barrikaden blieb ohne Wirkung. Da gab endlich der König, gedrängt von einer städtischen Deputation, Befehl zum Abzug des Militärs, entließ das Ministerium und willigte in die Errichtung einer Bürgerwehr zum Schutze der Stadt und zur Bewachung des Schlosses. Nach dem Rückzug der Soldaten unter gedämpftem Trommelschlag trug man die Leichen der Barrikadenkämpfer in den Schloßhof und nöthigte den König, mit entblößtem Haupte seine Achtung zu

bezeigen; die ihn begleitende Königin sank in Ohnmacht. Mit dem Absingen des Chorals „Jesus meine Zuversicht" durch die gesammte Volksmenge, endigte die ergreifende Scene.

Damit war Friedrich Wilhelm's IV. Herrschersinn gebrochen, und sein Entschluß reifte schnell, ohne Rückhalt sich dem Zeitgeiste hinzugeben und in die Wünsche und Forderungen des Volks einzugehen. Er erließ eine unbedingte „Vergebung allen Denen, die wegen politischer oder durch die Presse verübter Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurtheilt worden". Diese Amnestie, die auch in den übrigen deutschen Staaten gewährt wurde, gestattete den flüchtigen Liberalen die Rückkehr ins Vaterland, an dessen Umgestaltung sie thätig mitwirkten; sie öffnete auch die Kerker der vor Kurzem verurtheilten polnischen Verschworenen (S. 5), die nunmehr nach Posen eilten und ihre Stammesgenossen zum blutigen Kampf wider ihre deutschen Landsleute aufriefen. Unter ihnen befand sich Mieroslawski, dem wir bald an andern Orten begegnen werden. — Aber der König erkannte nicht, welche Kluft der 18. März zwischen ihm und dem deutschen Volke geschaffen. Seine am 21. März erlassene Proclamation: „An die deutsche Nation!" worin er verkündete, daß er sich „zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt", daß er als neuer, constitutioneller König „Führer der freien, wiedergeborenen deutschen Nation" sein wolle, wurde in ganz Deutschland mit dem größten Mißfallen aufgenommen, und als er bald nachher, mit den deutschen Farben geschmückt, in Begleitung der Prinzen und Minister einen festlichen Umzug durch die Stadt hielt und feierlich versicherte, daß er „Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit" wolle, da ging ein Schrei der Entrüstung durch die südlichen Gaue des Vaterlandes, und selbst in Preußen erblickte das Volk in dem theatralischen Aufzuge nicht sowohl einen wirklichen, Dauer verheißenden Gesinnungswechsel, als vielmehr eine jener phantastischen Ueberstürzungen und Sprünge, an denen das politische Leben Friedrich Wilhelm's IV. so reich war. Die Idee einer preußischen Vorherrschaft, mochte damit auch ein „Aufgehen Preußens in Deutschland" verbunden sein, war höchst unvolksthümlich, und der Augenblick, wo sie verkündigt ward, unglücklich gewählt. Die Entfernung des Prinzen Wilhelm von Preußen, dem man die Hauptschuld an den begangenen Fehlern zuschrieb und dessen Palast nur mit Mühe vor Zerstörung gerettet worden war, nach England, und die feierliche Beisetzung der gefallenen Volkskämpfer in ein gemeinsames, von den Barrikadenstreitern eigenhändig gegrabenes Riesengrab auf der höchsten Stelle des Friedrich-Haines am 22. März bildeten den Schluß dieser ereignißvollen Märztage, in denen das unumschränkte Militärkönigthum, die Schöpfung ruhmgekrönter Fürsten, einen harten Stoß erlitt. Im folgenden Monat traten die „vereinigten Stände" auf kurze Zeit zum letztenmal zusammen, um ein Wahlgesetz zu genehmigen, aus welchem dann die neue constituirende Nationalversammlung für Preußen hervorging. Aber Berlin hatte seitdem sein Ansehen verändert. Hunderte von wohlhabenden Familien

Der König gibt nach.

21. März 1848.

wanderten aus; die Unterbrechung von Handel und Wandel und das Stocken der Gewerbthätigkeit mehrte die Zahl der Brodlosen und Armen und bot der wühlerischen Thätigkeit aufregender Demagogen einen fruchtbaren Boden; Volksversammlungen, Clubs und Arbeitervereine entschieden über die großen Fragen des Tages. Die Minister wechselten in rascher Folge, und waren sie auch durchgängig wohlgesinnte, ehrenwerthe Männer, so fehlte ihnen doch Entschlossenheit und Thatkraft. Der König ging nur mit Widerwillen auf ihre Bestrebungen und Ansichten ein; so hatten sie keinen Halt nach Oben wie nach Unten.

Die Liberalen im Regiment. Mittlerweile war in allen deutschen Staaten eine mächtige Umwälzung vor sich gegangen. Der Bundestag erhielt neue Lebenskraft, seitdem Welcker, „der alte Soldat der Freiheit", Jordan, das schwergekränkte Opfer des Polizeistaats und der Justiztyrannei (S. 240), und andere Männer von liberalen Ansichten in die Versammlung getreten, und siebenzehn Vertrauensmänner, darunter die Zierden Deutschlands, ihr zur Seite gestellt und mit Entwerfung einer neuen Bundesverfassung betraut worden. In Baiern wich König Ludwig der öffentlichen Meinung und legte das Scepter in die Hand des Kronprinzen; in Hessen-Darmstadt gab der alte Großherzog einige Monate vor seinem Tode die Regierung seinem Sohne ab; in Kurhessen trat Wippermann aus einem Preßprozeß in das Ministerium, das der liberale Oberbürgermeister Eberhard von Hanau bildete; in Hannover wurde der hartverfolgte Stüve von Osnabrück in den Rath des Königs gerufen; in Nassau wurden die Domänen als Staatsgut erklärt und alle Forderungen des Volkes gewährt. Die Liberalen hatten den vollständigsten Sieg errungen; Preßfreiheit, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, Abänderung der ständischen Wahlgesetze im demokratischen Sinn, Volksbewaffnung und das theils gewährte theils usurpirte Vereinsrecht waren die wichtigsten Zugeständnisse der neuen Regierungen.

24. März 1848.

Vorparlament und republikanische Erhebung. Aber bald kamen Erscheinungen zu Tage, welche bewiesen, daß die politischen Grundsätze der Liberalen nicht mehr die Wunden der kranken Zeit zu heilen vermöchten, daß die socialistischen Bestrebungen Frankreichs auch dem deutschen Volke, oder wenigstens den radicalen Elementen kein Geheimniß geblieben, daß man der Freiheit und Gleichheit nicht blos eine rechtliche, sondern auch eine materielle Verwirklichung zu verleihen trachte. In dem Main- und Taubergrund, im Odenwald und den Neckargegenden, dem alten Boden des Bauernkriegs, wurden die Rentbeamten der Standesherren und Edelleute verjagt, die Grund- und Zehntbücher vernichtet, die Schlösser der Gutsbesitzer zerstört, die Jagdrechte verletzt. In Sachsen loderte das Schönburgische Schloß Waldenburg in Flammen auf. Es genügte den Männern des äußersten Fortschritts nicht, daß eine aus Oppositionsgliedern der deutschen Ständekammern, aus liberalen Vorkämpfern, aus Journalisten, Literaten und politischen Flüchtlingen bestehende, vorberathende Versammlung für ein deutsches Parlament (Vorparlament) zu Frankfurt a. M. im Anfang April den Grundsatz der Volkssouveränetät aufstellte und in

5. April 1848.

Folge dessen den Beschluß faßte, daß eine aus dem breitesten demokratischen Wahlmodus ohne Rücksicht auf Stand, Vermögen (Census) und Glaubensbekenntniß hervorgehende Nationalversammlung zu Anfang des Mai über die künftige Verfassung und den politischen Rechtszustand Deutschlands mit unbeschränkter Machtvollkommenheit entscheiden solle, und daß ein ständiger Ausschuß von Fünfzigmännern über die genaue Vollführung dieses Beschlusses von Seiten der Regierungen zu wachen habe: eine radicale Partei, Hecker, Struve u. A. an der Spitze, verschmähte diesen Gang der Reform und empfahl den Weg der Revolution. Als ihre Anträge auf Permanenzerklärung der gegenwärtigen Versammlung und Beseitigung des Bundestags nicht die erforderliche Majorität erhielten, schieden sie aus und riefen, ergrimmt über die Verhaftung des Demagogen Fickler von Constanz durch Karl Mathy, einige Wochen nachher im badischen Oberlande das aufgeregte und durch lärmende Versammlungen in Athem gehaltene Volk zur Gründung einer Republik mit gewaffneter Hand auf. 7. April 1848. Aber die republikanische Schilderhebung hatte wenig Fortgang. Nach einigen Streifzügen und nach den Gefechten von Kandern, wobei der tapfere Bundesgeneral Friedrich von Gagern seinen Tod fand, und bei Dossenbach, wurden die Freischaaren, welche durch die Zuzüge fremder Republikaner und deutscher Arbeiter aus Frankreich unter dem Dichter Herwegh verstärkt worden waren, von den Bundestruppen zerstreut und der Aufstand unterdrückt. 20. April. Allein die Idee einer deutschen Republik, unter welcher der gemeine Mann sich einen Zustand paradiesischen Glücks träumte, wo der Grundsatz „Freiheit, Wohlstand, Bildung für Alle" zur Geltung kommen würde, blieb im Volke herrschend und Hecker's Name erklang im Liede durch das ganze deutsche Vaterland.

Die Nationalversammlung in Frankfurt. Mai 1848.

Am 18. Mai wurden die Sitzungen der aus freier Volkswahl hervorgegangenen verfassunggebenden Nationalversammlung eröffnet. Die durch Talent, Bildung und Beredsamkeit ausgezeichnete Versammlung in der Paulskirche zu Frankfurt, sowie die würdevolle Gestalt und Haltung des ersten kraft- und tactreichen Präsidenten, Heinrich von Gagern, war ein ehrenvoller Ausdruck deutscher Bildung und Gesinnung. Um unter dem Schutze einer kräftigen Ordnung in Ruhe und Sicherheit gegen Störungen von Unten wie von Oben ihr hohes Werk vollenden zu können, beschloß die Nationalversammlung die Errichtung einer neuen Centralgewalt. Der Bundestag war in der deutschen Nation in zu schlimmem Andenken, als daß man hätte glauben dürfen, ihn trotz seiner gänzlichen Umgestaltung beibehalten zu können. Er wurde von den Demokraten als eine „Leiche" geschildert, deren Wiederbelebung nicht möglich schien. Aber schon bei dieser Gelegenheit traten die Parteitendenzen scharf zu Tage. Die Radicalen wollten die executive Gewalt aus der constituirenden Versammlung selbst aufsteigen lassen und sie in die Hand eines „Präsidenten" legen; die Gemäßigten waren für die Errichtung einer provisorischen Regierung außerhalb der Versammlung. Die Letzteren behielten die Oberhand, wie wir bald erfahren werden.

Nach heftigen parlamentarischen Kämpfen vereinigte man sich dahin, daß die Nationalversammlung einen unverantwortlichen Reichsverweser erwähle, der sich dann mit einem verantwortlichen Ministerium zu umgeben habe. Die am
29. Juni 1848. 29. Juni vorgenommene Wahl entschied mit glänzender Majorität für den Erzherzog Johann von Oesterreich, der am 11. Juli seinen feierlichen Einzug in Frankfurt hielt und sich zur Uebernahme des hohen Amtes bereit erklärte.

Schleswig-Holstein. Unterdessen waren die deutschen Grenzländer der Schauplatz großer Erschütterungen und heftiger Kämpfe. In Schleswig-Holstein (S. 219 ff.) bildete sich, in Folge einer revolutionären Bewegung in der dänischen Hauptstadt, durch welche der König gezwungen ward, die Einverleibung des Herzogthums Schleswig in das Königreich auszusprechen, eine provisorische Landesregierung, an deren Spitze Wilhelm Beseler stand; dies wurde die Losung zu einer Trennung von Dänemark und zu einem blutigen Krieg. Deutschland nahm sich des von den Dänen angegriffenen Landes an, als die kleine schleswig-holsteinische Armee bei Bau
9. April 1848. geschlagen sich nach der Festung Rendsburg zurückziehen mußte. Freischaaren bildeten sich aus hoffnungsvollen Jünglingen, namentlich Studenten, die Leben und Gesundheit im ungleichen Kampfe wagten; preußische und andere deutsche Bundestruppen eilten den Herzogthümern zu Hülfe, schlugen unter dem preußischen
23. April. General Wrangel die dänische Armee bei Schleswig, drangen siegreich bis nach Jütland vor und vertrieben die Feinde vom festen Lande. Aber bei dem Mangel einer deutschen Kriegsflotte (für deren Errichtung sich die öffentliche Meinung durch Privatbeiträge und das Parlament durch Bestimmung einer Summe von sechs Millionen Gulden aussprach) war der Kampf ein ungleicher, und der nördliche Seehandel erlitt große Verluste und Störungen. Dieser Umstand und die drohende Haltung Rußlands, Schwedens und Englands zu Gunsten der Dänen bewirkten, daß die preußische Regierung, der die deutsche Centralgewalt die Regelung der schleswig-holsteinischen Frage anheimgegeben hatte, sich auf diplomatische Vermittelung einließ, wodurch die kriegerische Energie gelähmt
26. Aug. 1848. wurde und ein wenig ehrenvoller Waffenstillstand zum Abschluß kam, welcher sogar die Wirkung des „offenen Briefes“, der Schleswigs Einverleibung in Dänemark verkündet hatte, im Wesentlichen bestehen ließ.

Posen. In der preußischen Provinz Posen pflanzten die polnischen Einwohner die Fahne der Unabhängigkeit und Nationalität auf. Nicht zufrieden mit einer von der preußischen Regierung verheißenen und angeordneten Reorganisation des Landes, wonach die deutschen Districte abgelöst und mit den benachbarten Provinzen vereinigt, die polnischen Landestheile dagegen unter eine nationale Verwaltung gestellt werden sollten, machten die Polen verjährte Ansprüche auf das ganze Reich, wie es vor der ersten Theilung gewesen, geltend und fielen mordend über ihre deutschen Landsleute her. Nach einem barbarischen Kampfe, wobei politischer und religiöser Fanatismus mit Nationalhaß gepaart die Polen zu den

entsetzlichsten Gräuelthaten trieb, erlagen die Insurgenten der Tapferkeit der preußischen Truppen.

Auch an Englands aristokratische Nationalverfassung wagte sich der demokratische Zeitgeist. Aber die durch französische Aufwiegler hervorgerufene Aufregung und einzelne Volkstumulte in den Fabrikstädten waren ohne ernste Folgen. Eine große Versammlung und Demonstration der englischen Chartisten ging ruhig vorüber und ein Aufstand in Irland wurde, wie früher bemerkt (S. 193), mit leichter Mühe unterdrückt. England sowohl als Belgien (wo eine Schaar französischer Emissäre, die dem Nachbarlande das republikanische Glück Frankreichs bringen wollten, bei ihrer Ankunft verhaftet wurde) gaben den Beweis, daß nur die Regierungen stark sind, die im Volke selbst ihre Wurzel und Kraft haben, daß dagegen Zwiespalt zwischen Obrigkeit und Unterthanen das Staatswesen schwächt und der Anarchie Thür und Thor öffnet. England und Belgien.

2. Italiens Wechselfälle.

Die Februarrevolution trieb diejenigen Staaten, in welchen die kriegerischen und revolutionären Erhebungen bereits im Gange waren, zu erneuten Anstrengungen, und brachte in anderen, wo die Aufregung noch nicht zur Action gediehen war, die gährenden Elemente zum Ausbruch. In der Schweiz wurde die monarchistisch gesinnte conservative Regierung von **Neuenburg**, die sich während des Sonderbundkrieges geweigert das bundesgemäße Contingent zur eidgenössischen Armee zu stellen, durch eine bewaffnete Demonstration der Republikanisch-gesinnten, zur Abdankung genöthigt und eine provisorische Regierung eingesetzt, welche eine von einem Verfassungsrath entworfene republikanische Constitution einführte und ohne Rücksicht auf die alten Rechte Preußens und die bisherige Doppelstellung des Landes den Canton der Eidgenossenschaft einverleibte. In Italien traten die Bestrebungen nach Unabhängigkeit und nationaler Einigung, die schon lange in der Literatur aufgetaucht, an die Oberfläche und weckten die revolutionären Geister. Als Karl Albert, König von Sardinien-Piemont, ohne eigentliche Kriegserklärung sein Heer in das Mailändische einrücken ließ und das Schwert gegen Oesterreich zog, wurde die ganze Halbinsel von einer kriegerischen Bewegung erfaßt. Nicht blos die italienischen Regierungen wurden durch die Macht der öffentlichen Meinung fortgerissen, ihre Truppen zu entsenden und constitutionelle Verfassungen zu gewähren; auch bewaffnete Freischaaren rückten in großer Menge ins Feld, so daß das ganze Apenninenland wider Oesterreich unter Waffen stand. Bald machte sich eine doppelte Strömung der Ansichten und Tendenzen bemerkbar: während Mazzini und seine Genossen zu einem Volkskrieg und zu republikanischen Einrichtungen drängten, suchten die Gemäßigteren die nationale Unabhängigkeit unter dem Kreuze Savoyens, im Anschluß an den Gang der Ereignisse.

constitutionellen König Karl Albert zu begründen. Die letztere Ansicht erlangte nach einigem Schwanken die Oberhand: in Mailand und Venedig wurde die Vereinigung mit Piemont beschlossen. Die Fürsten von Parma und Modena, die mit Oesterreich Bündnisse eingegangen, mußten ihre Staaten verlassen; selbst der Großherzog von Toskana, obwohl den nationalen und freiheitlichen Impulsen nachgebend, mußte auf kurze Zeit den Demokraten und Republikanern sein Land überliefern. Auch der Papst bewilligte eine landständische Verfassung und ernannte ein fortschrittliches Laien-Ministerium; doch sollte die Regierung und die Volksrepräsentation sich nur mit den weltlichen und politischen Dingen des Kirchenstaats befassen, die geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten sollten dem Pontificat und den Cardinälen vorbehalten bleiben und nicht öffentlich behandelt werden, eine Trennung des Weltlichen und Geistlichen, welche die herrschende Volksmeinung wenig befriedigte. Und als der heilige Vater nun gar in einer Allocution sich von dem Krieg wider Oesterreich lossagte, schwand seine Popularität bald dahin. In Neapel trieb König Ferdinand II. ein gewissenloses Spiel mit Constitution und Staatsstreich, während die Insel Sicilien energisch aber vergeblich ein selbständiges autonomes Staatswesen zu erringen sich anstrengte.

Lage und Stimmung in Oesterreichisch-Italien.

Es ist uns erinnerlich, mit welcher Schärfe und Erbitterung die Gegensätze zwischen der österreichischen Beamten- und Militärmacht und der italienischen Bevölkerung in dem lombardo-venetianischen Königreich seit dem reformatorischen Auftreten des Papstes Pius IX. zur Erscheinung kamen: die Indolenz des mailändischen Adels und sein Hang zum müßigen Leben mit gesellschaftlichen und künstlerischen Genüssen, Neigungen, welche früher das Streben Metternich's, die Verwaltung des Landes und der Städte ganz in die Hände der Beamten zu legen, so sehr erleichtert und gefördert hatten, waren unter dem Eindruck der politisch-nationalen Aufregung verschwunden. Die Förderung der materiellen Interessen, die sich Metternich so sehr hatte angelegen sein lassen, um die Geister von der Politik abzuziehen und die Bevölkerung mit dem Absolutismus auszusöhnen, auf welche die Anhänger und Apologeten der österreichischen Herrschaft so ruhmredig hinzuweisen pflegten, wenn es galt das kaiserliche Regiment in glänzenden Gegensatz zu stellen zu den übrigen italienischen Staaten; alle diese Vorzüge und Vortheile wurden jetzt gänzlich übersehen über den nachtheiligen Wirkungen des Systems, der Fernhaltung jeder Art von Selbstverwaltung, der Mißachtung der öffentlichen Meinung, wie sie sich in zahlreichen Denkschriften und Petitionen kundgab, den polizeilichen und militärischen Belästigungen, dem drückenden Steuer- und Zollsystem mit Octroi und Accis, mit Vergebung der Verzehrsteuern an Ober- und Unterpächter. Ein Kriegszustand von unerträglicher Erbitterung und Gehässigkeit war über das ganze subalpinische Doppelkönigreich gelagert, als die Februarrevolution den Feuerbrand in die entzündliche Materie schleuderte. Schon im Jahr 1847 soll Metternich an den Feldmarschall Radetzky geschrieben haben: „Es ist nicht leicht gegen Larven und Phantasiestücke zu streiten; und

doch ist dies unser unablässiger Krieg, seit es sich ereignet hat, daß ein liberaler Papst in die Welt gekommen." Nun sollten diese Larven und Phantasiestücke Körper und Gestalt gewinnen. Denn wie sollte dem revolutionären Zug, der sich von Sicilien und Neapel aus nordwärts bewegte, in den aufgeregten Ländern des obern Italiens Einhalt gethan werden? Wie sehr immer die österreichische Regierung seit einem Jahre beflissen war, durch Verstärkung der Truppen und Besatzungsmannschaften, durch verdoppelte Wachsamkeit und Verschärfung polizeilicher Schutzmittel die unruhigen Geister niederzuhalten und allen Aufstandsversuchen vorzubeugen; die nationale Strömung und revolutionäre Bewegung brach sich dennoch Bahn. Auch das über Lombardo-Venetien verhängte Standrecht vermochte den Lauf der Dinge nicht aufzuhalten. 22. Febr. 1848.

Die Pariser Februarrevolution erzeugte in der ganzen Halbinsel eine fieber- Neapel und Sicilien.
hafte kriegerische Erregung, sowohl in den Staaten, die bereits im Kampfe begriffen waren, als in solchen, wo das Schwert erst gezogen und geschärft wurde. Die Antipathie gegen Absolutismus und Fremdherrschaft war mächtiger, als die Furcht vor der socialdemokratischen Republik. Man sah die ersten Edelleute an der Spitze der Insurgenten und Barrikadenkämpfer. In Sicilien, wo bereits eine provisorische Regierung unter dem Vorsitz einiger Adelshäupter wie Ruggiero Settimo, Peter Lanza, Fürst von Butera u. a. die Leitung der öffentlichen Dinge in Palermo u. a. O. in die Hände genommen hatte, führten die Verhandlungen mit König Ferdinand unter Vermittelung des Lords Minto zu keinem Einverständniß. Eine Union der beiden Reiche, die nach dem „Ultimatum" der Sicilianer nur in der Person des Monarchen ihr einziges Band haben sollte, 24. März 1848.
widerstrebte dem Herrschersinn Ferdinand's. So beharrte denn Sicilien bei seiner ausgesprochenen Unabhängigkeit von Neapel und wies jeden Antrag einer Verständigung mit König Ferdinand II. zurück, auch als derselbe dem Drängen der Patrioten nachgebend ein national-liberales Ministerium unter dem Vorsitz des Geschichtsforschers Troga ernannte und seine Truppen unter dem alten Constitutionshelden Wilhelm Pepe zur Theilnahme an dem Unabhängigkeitskrieg ins Feld ziehen ließ. Die sicilianische Nationalvertretung, in zwei Kammern getheilt, wählte zum Präsidenten der provisorischen Regierung den beliebten und hochangesehenen Edelmann Ruggiero Settimo und faßte am 13. April den Beschluß: „Der Thron von Sicilien ist erledigt. Ferdinand Bourbon und seine Dynastie sind für immer des sicilianischen Thrones entsetzt. Sicilien wird constitutionell regiert werden und, sobald es seine Verfassung reformirt hat, einen italienischen Fürsten auf den Thron berufen." Und als nun Ferdinand unter den Eindrücken der Vorgänge vor Verona und in Rom, von denen sogleich die Rede sein wird, sich durch reactionäre Einflüsse bewegen ließ, die Deputirtenkammer am Tage ihrer Eröffnung „wegen Anmaßung ungesetz- 15. Mai 1848.
licher Befugnisse und Machtüberschreitung" aufzulösen, eine Erhebung der Bürgerwehr und der Radicalen durch seine Schweizergarde und den entfesselten

Pöbel im Barrikadenkampf unterdrückte und, wie vor fünfzig Jahren die Königin Karoline, die wohlhabende Bevölkerung seiner Hauptstadt der Mord- und Raubsucht wüthender Lazzaronihorden preisgab, da wurde das Tafeltuch zwischen den beiden Theilen des Königreichs vollends zerschnitten. Der Staatsstreich des rachsüchtigen Monarchen und in Folge davon die Rückberufung der neapolitanischen Armee aus den Reihen der Unabhängigkeitskämpfer verwandelte den Faro in einen land- und völkertrennenden Meeresarm. Es war nur ein heuchlerisches Spiel, wenn der König in einer Proclamation von einem Kampf der Nothwehr sprach und das Fortbestehen der Constitution versicherte; in Wirklichkeit fiel das Königreich Neapel wieder in die alte Knechtschaft zurück. Ein Aufstandsversuch calabresischer Liberalen wurde in Blut erstickt; und als im Juli wieder eine geringe Anzahl von Abgeordneten zusammentrat, wurden sie von dem Minister Bozzelli beleidigt, verhöhnt, bedroht und im Herbst von dem König die Sitzungen geschlossen. Im nächsten Frühjahr erfolgte die Auflösung und bald waren alle Liberale und Patrioten denselben Bedrückungen und Verfolgungen ausgesetzt wie in früheren Jahren. Das leichtsinnige, ungebildete und kraftlose Volk von Neapel duldete das harte Joch des Militärdespotismus und einer reactionären Camarilla; aber Sicilien beharrte um so fester bei der Ausschließung der Bourbonen und schritt, nachdem die neue Verfassung rasch in demokratischem Sinne revidirt worden, zu einer neuen Königswahl. Nach vielen Vorschlägen, in die sich auch das Ausland einmischte, vereinigten sich die höchsten Staatsgewalten, die Regierung, Senat und Communen zu dem Beschluß, den zweiten Sohn Karl Albert's, Prinz Albert Amadeus von Savoyen, Herzog von
11. Juli 1848 Genua zum constitutionellen König von Sicilien zu berufen. Doch war damit das Schicksal der schönen, unglücklichen Insel noch nicht erfüllt, das blutige Drama noch nicht ausgespielt. Die Nachricht von der Wahl gelangte in das königliche Lager, als bereits der Stern der italienischen Armee im Sinken war. Karl Albert lehnte daher die Krone für seinen Sohn ab, um nicht auch noch Frankreich oder England gegen sich zu reizen. Ferdinand aber schwur, er werde die Integrität seines Königreichs zu wahren wissen, und traf Anstalten, von der Citadelle von Messina aus, wo eine starke neapolitanische Besatzung, mit reichlichem Geschütz versehen, Stadt und Hafen beherrschte, die Insel zu unterwerfen. Nun erhob sich ein gräuelvoller Bürgerkrieg mit allen Scenen wilder Barbarei, patriotischen Heldenmuthes und fanatischer Leidenschaft. General Filangieri,
7.–9. Septbr. 1848. ein energischer Militär aus Murat's Zeit, ließ Messina bombardiren, so daß Tausende von Leichen in den Straßen lagen, viele Häuser in Brand geriethen und der größte Theil der überlebenden Einwohner Schutz und Rettung auf den fremden Schiffen im Hafen suchte. Von der Zeit an bezeichnete man Ferdinand II. als „König Bomba". Nach einiger Zeit kam unter französischer und englischer Vermittlung eine Waffenruhe zu Stande, während welcher der östliche, durch eine Demarcationslinie begrenzte Theil der Insel mit Messina den Neapolitanern

gehorchte, der westliche mit den Städten Palermo, Syracus und Catania von einer provisorischen Regierung geleitet wurde, in welcher dem ehrwürdigen Präsidenten Ruggiero Settimo charakterfeste und vaterländisch gesinnte Männer zur Seite standen, wie der ehemalige Flüchtling La Farina, wie der Marchese Torrearsa, wie Fürst Butera und die Brüder Amari. Da aber die während des Winters geführten Unterhandlungen trotz der vermittelnden Bemühungen Frankreichs und Englands zu keinem Ergebniß führten, so begann im April der Kampf von Neuem. Eine zahlreiche, von dem Polen Mieroslawski befehligte Fremdenlegion zog den Sicilianern zu Hülfe; allein die Kriegskunst und bessere Ausrüstung der neapolitanischen Miethtruppen, insbesondere der Schweizer trug in der Schlacht bei Catania den Sieg davon. Nach der Niederlage und Flucht 6. April 1849. der Fremdlinge rückte das neapolitanische Heer über Syracus nach der Hauptstadt Palermo. An einem erfolgreichen Widerstande verzweifelnd, ließ sich die Bürgerschaft in Unterhandlungen ein und übergab, nachdem sich die Häupter der Revolution auf die Insel Malta geflüchtet, die Stadt dem Sieger gegen Zusage einer Amnestie. Am 14. Mai hielt das neapolitanische Heer seinen Einzug in Siciliens Hauptstadt, und die unglückliche Insel, wo über ein Jahr die dreifarbige Fahne geweht hatte, wurde von Neuem an das bourbonische Militärkönigthum gekettet. Die Häupter der provisorischen Regierung, lauter Männer von Bildung und von Adel der Geburt wie des Charakters, suchten ein Asyl in der Fremde. Filangieri, zum Herzog von Taormina erhoben, wurde Statthalter von Sicilien.

Im Kirchenstaat nahm die Begeisterung für den Papst ab, als er die über- Der Kirchenstaat. triebenen Ansprüche des Volks nicht rasch und umfassend genug befriedigte und die geforderte Kriegserklärung gegen Oesterreich als unverträglich mit seiner Stellung und religiösen Würde mit Ernst zurückwies. Selbst die Ausweisung der in allen italienischen Staaten bedrängten und bedrohten Jesuiten und die Gewährung einer ständischen Verfassung durch das „Fundamentalstatut für die 14. März 1848. weltliche Regierung des Kirchenstaats" vermochten ihm nicht wieder die frühere Volksgunst zu erwerben. Die berühmte Allocution in einem Consistorium der Cardinäle mit der bestimmten Erklärung, daß er keinen Krieg gegen Oesterreich führen 29. April 1848. werde, galt allgemein als der Anfang eines reactionären Umschlags. In welche Stellung kamen dadurch die römischen Truppen und Freiwilligen, welche das liberale Ministerium unter dem tüchtigen General Durando zu dem Heere der Unabhängigkeitskämpfer über den Po gesandt hatte? Sie wurden als Rebellen angesehen, bis Pius selbst sie unter den Schutz Karl Albert's stellte. Die Allocution war der erste Schritt des Rückzugs von der Fahne der nationalen Erhebung. Pius IX. wurde daher in Kurzem bald eben so sehr der Gegenstand des Aergernisses und der Anfeindung von Seiten der Patrioten, wie er vorher ihr Idol gewesen. Vergeblich ernannte er den liberalen Vorkämpfer Mamiani zum Ministerpräsidenten, eine Stelle, die bisher nur Geistliche, zuletzt Antonelli, bekleidet hatten, und den Historiker Farini zum Unterstaatssecretär; das Gefühl, daß

das Oberhaupt der Kirche der nationalen Sache untreu geworden sei, entfremdete ihm mehr und mehr die Herzen des römischen Volks und der Patrioten. Auch mußte er den Verdruß erleben, daß Oesterreich, stolz über die neuen Waffenerfolge, seine Friedensvermittelung zurückwies. Der reactionäre Staatsstreich in Neapel galt als die nächste Wirkung der Allocution und stachelte immer mehr die Volksleidenschaften gegen die geistliche Herrschaft auf. Der kluge Italiener Rossi aus Carrara, der einst in Genf die Rechtswissenschaft gelehrt, dann in Paris bei Louis Philipp und Guizot eine einflußreiche Stellung bekleidet und wichtige diplomatische Aufträge vollführt hatte, wurde von Pius IX. als constitutioneller Minister berufen, um die Zügel der Regierung, die den schwachen Händen des Kirchenfürsten zu entgleiten drohten, wieder fester anzuziehen. Aber durch die ernsten Maßregeln, die Rossi gegen die wachsende Anarchie ergriff, zog er sich so sehr den Haß der römischen Demokraten zu, daß er bei Eröffnung der Kammern auf der Treppe des Ständehauses an derselben Stelle, wo einst Cäsar gefallen, durch einen Dolchstoß in die Kehle ermordet wurde, worauf der zügellose Pöbel, geleitet von dem demokratisch gesinnten Karl Lucian Bonaparte, Fürsten
15. Novbr. 1848. von Canino, den Quirinal umstellte und den Papst mit Drohen zur Ernennung eines radicalen Ministeriums zwang, in welchem neben dem wieder berufenen Mamiani der Advocat Galletti und der alte Demokrat Sterbini den größten Einfluß hatten. Von da an wich Ordnung und Gesetzlichkeit aus der ewigen Stadt. Die Deputirtenkammer war ohne Macht und wurde durch den Austritt vieler Mitglieder so geschwächt, daß sie kaum noch beschlußfähig war; der demokratische Volksclub führte mit Hülfe des rohen und robusten Pöbels von Trastevere das Regiment, seitdem die päpstliche Schweizergarde entwaffnet und verabschiedet worden und eine unzuverlässige Bürgerwehr an deren Stelle getreten war; viele Cardinäle entfernten sich; Pius IX. wurde wie ein Gefangener bewacht.

24. Novbr. 1848. Empört über diese Vorgänge und in seiner Sicherheit bedroht, entfloh
Fall der römischen Republik. endlich der Papst unter Beihülfe des bairischen Gesandten Grafen Spaur verkleidet nach Gaeta, wo er ein neues Ministerium bildete und gegen alle Vorgänge in Rom Protest einlegte. Dieser Schritt verschaffte vorerst der republikanischen
Febr. 1849. Partei in der Tiberstadt den vollständigsten Sieg. Eine neue constituirende Versammlung wurde einberufen, die in einer ihrer ersten Sitzungen das Papstthum seiner weltlichen Macht entkleidete, eine römische Republik einführte und für die Vereinigung Italiens unter einer demokratisch-republikanischen Staatsform aus allen Kräften zu wirken beschloß. Der Bannstrahl des Papstes wurde von dem Volksverein mit einem höhnenden Aufzug beantwortet. Eine provisorische Regierung unter der Leitung von drei Männern (Triumvirat) übernahm die Verwaltung des Freistaats, indeß die constituirende Versammlung Hand an das Kirchenvermögen legte, um kleine Pachtgüter für die Armen daraus zu bilden, und Garibaldi aus Nizza (geb. 4. Juli 1807), ein kühner Freischaarenführer, der sich als politischer Flüchtling lange in Amerika und anderwärts umher-

getrieben, dann aber, in die Heimath zurückgekehrt, an dem Kampfe der Piemontesen und Lombarden wider Oesterreich den lebhaftesten Antheil genommen, aus Freischaaren und Demokraten eine beträchtliche Volkswehr organisirte. Der unglückliche Ausgang des erneuerten Kampfes in Oberitalien, der eine Menge Flüchtlinge nach Rom führte, und die Ankunft Mazzini's, der so lange das März 1849.
thätige Oberhaupt des „jungen Italiens" und die Seele der demokratischen Propaganda gewesen, steigerten die revolutionäre Aufregung in Rom. Der Kirchenstaat sollte als letzte Zufluchtsstätte der Freiheit mit aller Kraft vertheidigt und als Mittelpunkt für weitere Unternehmungen benutzt werden. Truppen und Freischaaren waren in großer Masse vorhanden, an Waffen und Geschütz war kein Mangel und ein revolutionärer Terrorismus der wildesten Art schaffte die nöthigen Hülfsmittel herbei. Diese Vereinigung revolutionärer Kräfte bestimmte die Schutzmächte des Kirchenstaats, deren Hülfe der Papst angerufen, zu gemeinschaftlichem Handeln und zu bewaffnetem Einschreiten. Indeß die Oesterreicher sich nach harten Kämpfen in den Besitz von Bologna und Ancona setzten, die Neapolitaner von Süden her in das römische Gebiet einrückten, landete ein französisches Heer unter General Oudinot, dem Sohn des Marschalls, in Civitavecchia April 1849.
und umstellte das furchtbar aufgeregte Rom. Umsonst erklärten die Franzosen, daß sie als Freunde kämen, um die Ordnung und die gesetzliche Freiheit zu schirmen, die Besetzung des Kirchenstaats sammt der Hauptstadt durch die Oesterreicher und Neapolitaner zu verhüten und einer Contrerevolution im reactionären und klerikalen Sinne vorzubeugen; die Demokraten wiesen die dargebotene Hand des Friedens und der Versöhnung zurück und bereiteten den anstürmenden Feinden einen hartnäckigen Widerstand. Der erste Angriff der Franzosen scheiterte. Nach dem tapfersten Kampfe gegen die gut postirten und mit Geschütz trefflich bedienten Insurgenten mußte sich Oudinot unter großen Verlusten nach der See 2. Mai.
zurückziehen und Verstärkung abwarten. Um ihre Gegner zu trennen, knüpften hierauf die Triumvirn mit dem französischen Befehlshaber Unterhandlungen an und schlossen eine achttägige Waffenruhe, die Garibaldi klug benutzte, um die neapolitanischen Truppen bei Velletri anzugreifen und über die Grenze zurückzuschlagen. 19. Mai 1849.
Wir werden später erfahren, welche Entrüstung dieses Einschreiten der französischen Truppen „gegen die italienische Freiheit" im Heerlager der Pariser Republikaner hervorrief. Eine sehr starke Minorität der Nationalversammlung widersetzte sich kurz vor ihrer Auflösung der von Odilon Barrot zu dem Zweck verlangten Geldbewilligung. Und als die Nachricht eintraf, daß die französischen Heere zurückgeschlagen worden, entstand in der Hauptstadt an der Seine, wo mittlerweile die neue gesetzgebende Versammlung zusammen- 28. Mai.
getreten und das Ministerium des Auswärtigen in die Hände Tocqueville's gelegt worden war, eine solche Aufregung über den Verfassungsbruch und die Beschimpfung der militärischen Ehre Frankreichs, daß die Führer der Socialdemokratie einen neuen Aufstand in Scene setzten. Das Unternehmen hatte

jedoch keinen rechten Fortgang und beschleunigte den Fall der römischen Republik. Als die mit Oudinot angeknüpften Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, begannen die Franzosen von Neuem zu stürmen. Aber auch diesmal stießen sie bei dem Pancraziothore und an andern Orten auf den heftigsten Widerstand, so daß sie erst nach wochenlangen blutigen Kämpfen und Stürmen endlich vertrags-
3. Juli 1849. weise in den Besitz der Stadt kamen. Die Barrikaden wurden sofort geräumt, die provisorische Regierung aufgelöst und eine militärische Fremdherrschaft errichtet. Garibaldi überstieg mit seinen Getreuen die Apenninen und rettete sich unter tausend Gefahren und Abenteuern auf einer Barke nach Genua und von da nach Amerika. Von seinen Gefährten fiel ein großer Theil in die Hände der Oesterreicher; sie wurden theils erschossen, theils in Mantua eingekerkert. Unter jenen war auch der ehemalige „Capopopololo" Ciceruachio. Mazzini entkam nach der Schweiz, und als er hier ausgewiesen wurde, wieder nach London, wo er seine agitatorischen Umtriebe weiter führte. Papst Pius beharrte noch lange in seiner freiwilligen Verbannung und in seinem Groll gegen die undankbare Stadt. Erst im April 1850 erfolgte seine Rückkehr. Seitdem wurde in Rom die Ruhe durch französische Besatzung aufrecht erhalten; allein die Räuberbanden, die unter verwegenen Anführern das Land durchstreiften, gaben Zeugniß von dem tiefen Verfall der gesellschaftlichen Ordnung und von der Ohnmacht der Regierung.

Volkserhebung in Florenz, Parma, Modena. Der Großherzog Leopold von Toskana wußte sich die Zuneigung seiner Unterthanen durch freisinnige Reformen, durch Verweisung der Jesuiten und durch die wenn gleich nothgedrungene Theilnahme an dem Krieg wider Oesterreich lange zu bewahren, bis es auch hier der radicalen Propaganda glückte, den
8. Febr. 1849. Boden zu unterwühlen und die Einberufung einer constituirenden Versammlung zu bewirken. Bald arteten die öffentlichen Dinge durch die Thätigkeit der Demagogen in Anarchie aus, so daß der Großherzog sich bewogen fand mit seiner Familie Toskana zu verlassen. Nun wurde auch in Florenz eine ephemere Republik eingerichtet. Die bisherigen Minister, der Advocat und Literat Guerazzi, ein ehrgeiziger Radicaler von vulkanischer Natur und demagogischem Geschick, und Montanelli, Professor in Pisa, ein schwärmerisch weicher Geist, dem die Demokratie als christliche Weltordnung galt, traten an die Spitze der provisorischen Regierung. In Livorno, wo die Bewegungspartei ihr Hauptlager hatte, schürten die Genossen Mazzini's, der selbst zeitweise seinen Aufenthalt in der volkreichen Handelsstadt nahm, das revolutionäre Feuer. Als aber die Fluthen zu hoch trieben, strengte die conservative Partei ihre Kräfte an und be-
11. April 1849. wirkte einen Umschlag. Eine gemäßigt liberale Regierung unter Gino Capponi, den Brüdern Ricasoli u. A., nahm die Leitung der Dinge in die Hand und lud den in Gaëta weilenden Großherzog zur Rückkehr ein. Er zögerte noch einige Zeit, bis die Oesterreicher unter General d'Aspre Livorno besetzt hatten und die republikanische Partei ihre Sache verloren gab. Dann zog Leopold wieder in

seine beruhigte Hauptstadt Florenz ein und stellte die alte Ordnung her. Die 27. Juli 1849.
toskanische Revolution, bemerkt Reuchlin, war nur eine von mittelmäßigen Dilettanten aufgeführte Alfierische Tragödie. Der „Dictator" Guerazzi büßte für die Träume seines Ehrgeizes mit vierjähriger Haft. — Der absolutistisch gesinnte Herzog Franz V. von Modena und der kurz vorher zur Regierung gelangte Herzog Karl von Parma, die sich unter die österreichische Militärhoheit gestellt hatten, vermochten den Märzstürmen nicht zu widerstehen. Sie verließen ihre Staaten und schlossen sich an Oesterreich an, mit dem sie die anfängliche Niederlage und den spätern Triumph theilten. Radetzky's Einzug in Mailand war auch für sie der Tag der Rückkehr.

Die merkwürdigste Umwandlung der Dinge ging in Oberitalien vor sich. Der Unabhängigkeitskrieg in Oberitalien.
Karl Albert, König von Piemont und Sardinien, von seinen Verehrern das „Schwert Italiens" genannt, ein Mann ohne Treue und Charakterfestigkeit, aber nicht ohne ritterliche und militärische Tugenden, der früher, wie uns bekannt, seine liberalen Jugendsünden durch strengen Absolutismus gebüßt, dann aber, den Zeitgeist erfassend, die Fahne der italienischen Nationalität und Unabhängigkeit aufgepflanzt, eine liberale Verfassung gegeben und ein patriotisches Ministerium unter dem Grafen Cesare Balbo berufen hatte, glaubte jetzt den passenden Augenblick benutzen zu müssen, um durch einen kriegerischen Einmarsch auf österreichisches Gebiet sich die Gunst des italienischen Volks und den Besitz des lombardisch-venetianischen Königreichs nebst der Oberherrschaft über Italien zu erwerben. Verbunden mit den Lombarden, die nach einigem Bedenken sich wider die Oesterreicher erhoben, eine provisorische Regierung eingesetzt und nach einem hartnäckigen mehrtägigen Straßen- und Barrikadenkampfe in Mailand den greisen Feldmarschall Radetzky nebst seinen durch Abfall und Ausreißen geschwächten Truppen zum Abzug genöthigt; im Bunde mit den Venetianern, die, nach Befreiung ihrer Hauptstadt durch die Capitulation des österreichischen Festungscommandanten Graf Zichy, sich der allgemeinen Nationalerhebung anschlossen, und unterstützt von den zahlreichen Freischaaren (Crociati) des mittlern Italiens, rückte Karl Albert gegen den Mincio, drängte in der ersten Zeit der Begeisterung und Ueberraschung die österreichischen Heere durch die Ueberlegenheit seiner Streitkräfte nach der Nordgrenze Italiens und bedrohte nach dem siegreichen Treffen von Goito das feste Peschiera, am Südende des Gardasees, das mit Verona, Mantua und Legnago das berühmte Festungsviereck bildete. Auch in der hügeligen baumreichen Gegend von Pastrengo wurde mit Tapferkeit gestritten. Ja sogar nach Wälschtirol zogen italienische Freischaaren, um auch dieses Grenzland den Oesterreichern zu entreißen. Allenthalben wehte die dreifarbige Fahne; die meisten Städte, mit Ausnahme der Festungen Mantua und Verona, schlossen sich den Insurgenten an; Modena und Parma athmeten mit Entzücken die langentbehrte Luft der Freiheit; Florenz, Rom und Neapel nahmen an dem Unabhängigkeitskriege

18. März ff. 1848. Radetzky 1766—1858. 8. April 1848. 28. 29. April.

gegen Oesterreich Theil und verstärkten das piemontesische Heer, das der König, tapfer und kriegsliebend, in eigener Person ins Feld führte, begleitet von seinem Minister Graf Balbo und den Generalen Bava, Lamarmora, Torelli u. A. Der Kampf nahm den Charakter eines Kreuzzugs an; die Priesterschaft, vom neuernannten Erzbischof von Mailand bis zum untersten Bruder herab, wirkte für die nationale Sache, für Italiens Unabhängigkeit und verlieh dem Aufstande die Weihe der Kirche. Die Freischaaren schmückten sich mit rothen Kreuzen zum heiligen Kriege.

Radetzky's Siegeszug. Bald änderte sich jedoch die Lage der Dinge. Denn „während Italien mit Festen, Gelagen und Triumphzügen sich seines Sieges, seiner Befreiung vom verhaßten Barbarenjoch freute, schärfte der alte Löwe die Klauen in seiner Höhle zu Verona, aus der er bald, seine Mähne schüttelnd, wieder hervorging". Schon
6. Mai 1848. am 6. Mai bestand der zweiundachtzigjährige Feldmarschall Radetzky bei Santa Lucia, unweit Verona, ein blutiges Gefecht, in dem die tapfere österreichische Armee das Schlachtfeld gegen die überlegenen Streitkräfte der Feinde behauptete, während Feldmarschalllieutenant Welden das südliche Tirol befreite. Das Treffen bei Santa Lucia war ein Wendepunkt in der Kriegführung: Karl Albert gab das weitere Vordringen auf, wozu ihn die patriotischen Heißsporne drängten. Die republikanischen Tendenzen, die bei der provisorischen Regierung in Mailand immer schärfer zu Tage traten, die sichtbaren Bestrebungen der französischen Demokratie, sich in den Besitz von Savoyen und Nizza zu setzen, die Zerwürfnisse und die Uneinigkeit der italienischen Bewegungspartei, die radicale Propaganda der Mazzinisten, diese und andere Erscheinungen machten den König von Sardinien bedenklich. Er fing an zu verzweifeln, daß er mit den Waffen zu dem erwünschten Ziele gelange, und hoffte unter Englands Vermittelung von dem bedrängten Kaiserhof in Wien günstigere Bedingungen für seinen dynastischen Ehrgeiz zu erhalten, als von den italienischen Revolutionsmännern oder von der eifersüchtigen Politik Frankreichs, die von einem mächtigen Einheitsstaat jenseit der Alpen nichts wissen wollte. Der Gang des Krieges zwischen Etsch und Mincio bestärkte den König in seinen Friedenswünschen und beförderte oder hemmte die diplomatischen Unterhandlungen, die im Frühling und Sommer in den Hauptstädten Italiens geführt wurden und mit einem regen Noten- und Depeschenwechsel aus ganz Europa Hand in Hand gingen. Aus Kärnthen und Friaul war eine zahlreiche Hülfsarmee ausgezogen, zuerst in langsamen Märschen unter dem bejahrten Feldzeugmeister Nugent, dann nach dessen Erkrankung in rascherem Tempo unter dem energischeren Grafen von Thurn. Diese überschritt die Piave und vereinigte sich, nach einem vereitelten Angriff auf Vicenza, mit
25. Mai. dem Hauptheer Radetzky's in und um Verona. Die päpstlichen Truppen und römischen Freiwilligen, welche in das venetianische Gebiet eingerückt waren, leisteten wenig Widerstand, zumal da General Durando, sonst einer der tüchtigsten Führer, seit der Allocution des Papstes in eine unsichere Stellung kam und in

den Augen der patriotischen Heißsporne als Verräther galt. Nach der Vereinigung der österreichischen Heerestheile konnte der Feldmarschall Radetzky Schritte zur Befreiung des von toskanischen Truppen belagerten Mantua thun. Es gelang ihm gegen Ende des Monats nach dem hitzigen Treffen bei Curtatone die 29. Mai 1848.
tapfer vertheidigte Linie zu durchbrechen und die Hauptfestung zu befreien. Diese militärischen Erfolge wurden jedoch abgeschwächt durch ein siegreiches Gefecht, welches Karl Albert, der in Sommacampagna sein Hauptquartier hatte, um dieselbe Zeit abermals bei Goito über eine andere österreichische Heerabtheilung 30. Mai.
unter d'Aspre davontrug, ein Sieg, der die vertragsmäßige Uebergabe von Peschiera an die Piemontesen zur Folge hatte. Trotz dieses Erfolgs zeigte Karl Albert wenig Vertrauen in die Zukunft. Bei aller militärischen Bravour besaß er wenig strategisches Geschick und dieses Bewußtsein benahm ihm den wahren Feldherrnmuth. „Mit einem tapfern Heere voll Feuer erschien er nie verlegener als nach einem Erfolge", lautet das Urtheil eines Kriegsschriftstellers. „Auch jetzt, auf dem Gipfel seines Glücks, wie beim Einrücken in die Lombardei, war er eine geisterhafte Erscheinung; abgespannt, bleich wie ein Schuldbewußter, mehr einem Flüchtling als einem König gleichend, stimmte er seine Truppen herab, indem er kein Zeichen von sich gab, daß er ihren Enthusiasmus, ihren Jubel theile. Während des ganzen Feldzugs wußte er nie ein Wort des Trostes für die Leiden des Soldaten, des Verwundeten zu finden. Was half es, daß er sich selbst auf hartem Feldbette kasteite?" Der Verlauf der Dinge in den nächsten Tagen brachte den Beweis, daß des Königs Niedergeschlagenheit nicht unbegründet war. Die Stadt Vicenza, die so heldenmüthig mehrere Angriffe der Oesterreicher zurückgewiesen hatte, wurde von dem Monte Berico aus durch die vereinigten Armeecorps der Feinde so stark bedrängt, daß der italienische General Durando, dem die Obersten Azeglio und Cialdini muthig zur Seite standen, nicht länger zu widerstehen vermochte. Am 11. Juni zwang der Feldmarschall 11. Juni 1848.
nach einem blutigen Gefechte die Stadt Vicenza zur Uebergabe, während der piemontesische König den in der Kriegsgeschichte berühmten Ort Rivoli besetzte und dann einen Belagerungskrieg gegen Mantua unternahm. Die päpstlichen Truppen und Freischaaren erhielten freien Abzug. Auch den städtischen Einwohnern wurde die Auswanderung gestattet und ganze Schaaren, selbst Frauen und Jungfrauen, folgten den Soldaten auf dem Fuße. Zwei Tage nachher wurde Radetzky's Heer durch neue Zuzüge unter Feldmarschalllieutenant Welden verstärkt. Heiße Kämpfe von wechselndem Erfolge wurden hierauf in der Nähe der beiden Festungen durchgefochten, und die Ufer des Flusses Mincio mit dem Blute vieler tapferen Streiter getränkt. Um diese Zeit langte auch ein berühmter Freiheitskämpfer früherer Jahre, Giuseppe Garibaldi von Nizza, mit einer Exulantenschaar aus Südamerika im Lager Karl Albert's an, um an dem Unabhängigkeitskrieg seines Vaterlandes Theil zu nehmen. Die Italiener kämpften für Freiheit und Nationalität, die Oesterreicher für Herrschaft und Kriegsehre;

aber jenen fehlte die Uebung und strenge Zucht, die den gedienten Heeren der letztern zu Statten kamen, und während die Oesterreicher einem einzigen willens- und thatkräftigen Führer gehorchten, herrschte bei den aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Gegnern oft Zwietracht und getheilte Meinung. Daher neigte sich das wankende Kriegsglück zuletzt auf die Seite der Oesterreicher. In demselben Monat Juli, da die provisorischen Regierungen und Kammern von Mailand und Venedig, trotz heftigen Widerstrebens von Seiten der Mazzinisten und Republikaner die Fusion der Lombardei und Venetiens mit Piemont beschlossen und somit den ersten Grund zu einem Königreich Italien legten, nahm der Krieg

25. Juli 1848. eine für die Italiener entschieden ungünstige Wendung. Am 25. Juli, an einem glühendheißen Sommertage, erfocht Graf Radetzky bei Custozza einen Sieg, der Oesterreichs Waffenehre aufs Glänzendste herstellte. In raschem Siegeslauf rückte sodann der greise Feldmarschall, die bei Goito und Volta nochmals geschlagenen Feinde vor sich hertreibend, wieder in die Lombardei ein und stand Anfangs August vor den Thoren Mailands. Nach einem heftigen Kampfe, in welchem der König selbst in Gefahr schwebte, ergab sich die Stadt vertragsweise, worauf am 6. August Radetzky wieder seinen Einzug in Mailand hielt. Bedroht von der Volksmasse und als Verräther geschmäht und verfolgt, hatte Karl Albert unter dem Dunkel der Nacht die Stadt verlassen, und da wenig Aussicht war, daß die republikanische Regierung Frankreichs die nachgesuchte

9. Aug. 1848. Waffenhülfe leisten würde, so nahm er gerne den Waffenstillstand von Vigevano an, den er mehr der Großmuth des Siegers als der vermittelnden Diplomatie des Auslandes verdankte. Radetzky, eben so mild und menschenfreundlich als tapfer und thatkräftig, schändete seinen Sieg durch keine Grausamkeit. Die flüchtigen Mailänder, nicht mehr so vorlaut in höhnenden Schmähreden gegen die „Deutschen", kehrten allmählich still und gedemüthigt zurück. Die Häupter der Bewegungspartei, vorab der patriotische Adel, wanderten nach Piemont aus, um dort das Feuer der nationalen Befreiung wach zu halten. Eine massenhafte Emigration machte Mailand zu einer verödeten Stadt. Die fortdauernden Kundgebungen feindseliger Gesinnung in der Lombardenstadt führten verschärfte Maßregeln von Seiten des österreichischen Befehlshabers herbei. Man legte Einquartierung in die Häuser der Patrioten, man verwandelte die Paläste der vornehmen Emigranten in Soldatenwohnungen, man schrieb Contributionen aus und belegte die Adelsgüter mit Beschlag. Garibaldi, einer der verwegensten Schaarenführer, zog noch einige Zeit mit seiner verwilderten Bande oberhalb Como umher, bis er von den Feinden bedroht zuerst in der südlichen Schweiz eine Zufluchtsstätte suchte, dann aber in dem aufgeregten Rom einen günstigen Boden für seine kriegerische Thätigkeit fand. Am Tage nach dem Abschluß des Waffenstillstands ergab sich Peschiera vertragsweise dem General Haynau.

Zweite Schilderhebung und Niederlage der Piemontesen.

Damit war jedoch der sardinisch-österreichische Krieg noch nicht zu Ende. Die Ereignisse in Wien, die wir später kennen lernen werden, erfüllten die ita-

lienische Revolutionspartei mit neuen Hoffnungen; die Bemühungen des Auslandes, zwischen Piemont und Oesterreich einen friedlichen Ausgleich zu bewirken, hatten keinen Erfolg; der vorgeschlagene Congreß in Brüssel kam nicht zu Stande, nur eine endgültige Entscheidung durch die Waffen konnte die aufgeregten Geister dämpfen. Karl Albert, von dem Volke geschmäht, von den Radicalen, die das gemäßigt-liberale Ministerium Gioberti verdrängten und in der Kammer wie in der Regierung das Uebergewicht besaßen, fortgerissen, von der republikanischen Propaganda in seiner Herrschaft bedroht, von gekränktem Fürstenstolz bethört, faßte daher in der Verzweiflung den Entschluß, das Kriegsglück abermals zu versuchen. Als Grund der erneuten Schilderhebung wurde der mangelhafte Vollzug der Bedingungen des Waffenstillstandes geltend gemacht. Im März drang ein großes sardinisches Heer, bei dem sich mehrere polnische Anführer befanden (Ramorino, S. 6, Chrzanowski u. A.), über die lombardische Grenze, um einen zweiten Versuch zur Vertreibung der Oesterreicher aus Italien zu machen. Aber ein viertägiger Feldzug des alten Radetzky in dem durch Schlachten und kriegsgeschichtliche Ereignisse berühmten Stromgebiet des Tessin, und die blutigen Siege der österreichischen Armee bei **Mortara** und **Novara** über die ausgedehnten Truppenabtheilungen der Feinde setzten den Unternehmungen ein schnelles Ziel und vereitelten die Hoffnungen der italienischen Patrioten. Ramorino aus Genua, seit dem Falle Polens als unsteter Abenteurer umhergetrieben, gerieth in Verdacht der Verrätherei, weil er in sträflicher Fahrlässigkeit einen wichtigen Posten zu besetzen unterlassen, und wurde kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt und erschossen.

21. Febr. 1849. *März 1849.* *20.–24. März.*

Karl Albert, an seinem Glücke verzweifelnd, aber das Gefühl seiner Militär- und Fürstenehre tief im Herzen tragend, entsagte der Krone zu Gunsten seines Sohnes **Victor Emanuel**, flüchtete sich auf verborgenen Wegen aus dem Lande seiner Väter und suchte im fernen Portugal eine Ruhestätte für den kurzen Rest seiner Tage. Wenige Monate nachher befreite ihn in Porto der Tod von allen Leiden und Kümmernissen des Erdenlebens. Er starb mit dem festen Glauben, daß die Kraft und die Zukunft Italiens auf der piemontesischen Dynastie stehe, und der mächtige Umschlag der Volksgesinnung in Liebe und Ehrfurcht gegen den Heldenkönig bei der Nachricht von seinem tragischen Ende rechtfertigte diesen Glauben. Der junge König Victor Emanuel schloß mit dem siegreichen Feldmarschall in der Eile einen Waffenstillstand, der aber im ganzen Lande solchen Unwillen erregte, daß die Abgeordnetenkammer ihre Bestätigung verweigerte und in Genua ein Aufstand ausbrach. Erst als jene aufgelöst und dieser mit Waffengewalt unterdrückt war, fügte sich das Volk in das Unvermeidliche. Die neue Kammer bestätigte später den Frieden mit Oesterreich, der dem Lande eine große Schuldenlast für die Kriegskosten aufbürdete. Von dem an ist die sardinische Regierung auf dem Wege liberaler Reformen und gesunder innerer Entwickelung ohne Störung fortgeschritten. Ein im Rücken des österreichischen Heeres erfolgter

Ausgang des Königs. Pacification des Landes. *26. März 1849.*

1.—4. April 1849. Aufstand in Brescia wurde nach Erstürmung der Stadt von dem schonungslosen Feldmarschalllieutenant Haynau mit blutiger Strenge unterdrückt.

Herstellung der österreichischen Herrschaft in Venedig. Nur die Lagunenstadt Venedig, wo nach dem Abzug der österreichischen Besatzung zuerst eine provisorische Regierung im Namen des Königs von Sardinien das Staatswesen leitete, dann aber nach der Niederlage des italienischen Heeres, unter Manin's Wirksamkeit ein republikanisches Regiment eingeführt wurde, war durch die unüberwindliche Festigkeit ihrer Lage vermögend, dem österreichischen Belagerungsheere, selbst als sich dasselbe in den Besitz der
27. Mai 1849. Festung Malghera gesetzt und damit festen Fuß in den Lagunen gefaßt hatte, noch Monate lang zu widerstehen und allen Angriffen und Eroberungsversuchen zu trotzen. Erst als nach der Niederlage der Insurgenten aller Orten jede Hoffnung auf einen erfolgreichen Ausgang des Kampfes verschwunden und die Stadt durch die innere Zerrissenheit und den äußeren Feind in die höchste Noth gebracht
25. Aug. war, ergab sich auch Venedig vertragsweise den Oesterreichern. Am 30. August hielt der Feldmarschall seinen feierlichen Einzug in der Lagunenstadt. Manin, der an der heldenmüthigen Vertheidigung Venedigs den größten Antheil hatte, floh nach Frankreich, wo er, jede Unterstützung von sich weisend, als Sprachlehrer seinen Unterhalt suchte. Der ehemalige Dictator von Venedig und der ehemalige Gefangene vom Spielberg, Pallavicino Trivulzio waren, wie aus ihrem im Jahre 1877 veröffentlichten Briefwechsel hervorgeht, die Begründer und Schöpfer des italienischen Nationalvereins, in welchem sich in den fünfziger Jahren Republikaner und Constitutionelle zur Befreiung und Einigung des Vaterlandes um das Kreuz Savoyens schaarten. Manin sollte den Tag der Unabhängigkeit Italiens nicht mehr erleben. Er starb am 22. Sept. 1857. Ein Jahrzehnt nachher wurde seine Asche nach Venedig geführt und in der befreiten Vaterstadt beigesetzt.

Schluß. Seit dem Falle Mailands und Venedigs breitete der Doppeladler seine Flügel aufs Neue über das lombardisch-venetianische Königreich; in Mittel- und Unter-Italien prangten wieder die Fahnen der legitimen Herrscher, und die hoffnungsreiche italienische Tricolore hatte nur noch in Sardinien eine Freistätte. Pius IX. gab durch öffentliche Bußgänge seine tiefe Reue über seine liberalen Sünden kund, und in dem unglücklichen Neapel herrschte seitdem ein finsteres, von Rachsucht und Grausamkeit geleitetes Reactionssystem, das aller Gesetze der Cultur und Humanität spottete. Wie viel Thorheit und unverständige Leidenschaft die italienische Erhebung auch zu Tage gefördert hat, Einen Ruhm kann man ihr nicht versagen — die Ehre der Nation wurde gerettet. Jahrhunderte lang der Gegenstand des Hohns und der Verachtung anderer Völker, haben die Italiener bewiesen, daß sie noch die Waffen zu führen verstehen; und sind sie auch diesmal nicht minder durch ihre eigene Unordnung und Verkehrtheit, als durch die militärische Uebermacht ihrer Gegner erlegen, so ward doch durch diese Erhebung die Hoffnung geweckt und gestärkt, daß auch ihnen einst der Tag

aufgehe, wo die nationale Einheit und gesetzliche Freiheit ein glücklicheres und würdigeres Volksleben begründen würden.

Nach der Niederlage der Befreiungsversuche erkannten die Patrioten die Nothwendigkeit eines engeren Anschlusses an das sardinisch-piemontesische Königshaus, unter dessen Fahne allein die Herstellung eines einheitlichen Italiens zu erhoffen sei. Diesen Gedanken erfaßte Niemand mit größerem Eifer als der ehemalige Dictator von Venedig, Daniel Manin, während seines Exils in Paris. In Verbindung mit Pallavicino suchte er seine Landsleute in Flugschriften und Zeitungsartikeln für eine neue nationale Erhebung unter dem Kreuze von Savoyen zu bearbeiten. „Ja ich erröthe nicht, es zu sagen", schrieb er an den Freund, „auf Piemont beruhen meine theuersten Hoffnungen. Hier spricht man unsere Sprache, hier weht unsere Fahne, hier ist noch ein Italien, das Blüthen treibt". Er warnt vor den revolutionär-republikanischen Agitationen Mazzini's, weist aber auch den Rath Lord John Russell's zurück, sich mit Oesterreich zu versöhnen, das menschlicher sein und größere Volksfreiheiten bewilligen dürfte als Italien sich selbst geben würde. „Wir verlangen von Oesterreich nicht, daß es in Italien human und liberal werde", erklärte er in der englischen Presse, „was es übrigens gar nicht könnte, selbst wenn es die Absicht hätte; sondern wir verlangen, daß es aus Italien weggehe. Wir haben nichts mit seiner Humanität und seinem Liberalismus zu thun: wir wollen Herren in unserem Hause sein. Unser Zweck ist: völlige Unabhängigkeit des ganzen italienischen Gebiets, Vereinigung aller Theile Italiens in einem einzigen politischen Körper. Alle andere Meinungsverschiedenheiten der Patrioten betreffen untergeordnete Fragen". Aehnlich sprach er sich an den Freund Pallavicino in einem Brief vom Jahr 1855 aus: „Treu meinem Banner: Unabhängigkeit, Einheit, weise ich Alles zurück, was hievon sich entfernt. Wenn das erstehende Italien einen König braucht, so darf es nur ein einziger sein, der König von Piemont". Dies wurde bald das Programm, dem sich namhafte Patrioten anschlossen, wie Garibaldi, Pallavicino, Lafarina u. A. Eine Propaganda, „deren Kopf Manin, deren Arm Pallavicino war", arbeitete für die Verwirklichung des Grundsatzes „Unabhängigkeit und Einheit unter Victor Emanuel, König von Italien". Die Frucht dieser patriotischen Bewegung war der italienische Nationalverein. Manin erlebte den Ausgang nicht mehr. Aber seine Idee gewann immer mehr Anhänger. In Lafarina erhielt dann der patriotische Club einen rührigen und feurigen Arbeiter. Durch Pallavicino bei Cavour eingeführt, übernahm der thätige Sicilianer die Rolle eines Vermittlers zwischen dem Minister und dem Nationalverein. *Der italienische Nationalverein und die Emigration.*

IV. Die deutschen Verfassungskämpfe.

1. Die constituirende Nationalversammlung in Frankfurt.

Die deutsche Bewegung, obwohl von Grund aus demokratisch und stürmisch in ihrem Auftreten, „hielt ehrfurchtsvoll still vor den Thronen"; ein Beweis, daß das Streben der Nation im Großen nicht auf Erzielung republikanischer Staatsformen hinausging, sondern nur auf ein freies Staatsleben mit nationaler Einheit, unter welcher die Einzelstaaten in ihren gewohnten, mannichfaltigen Formen fortbestehen könnten. Eine solche Einheitsform zu schaffen, wodurch die *Aufgabe der Versammlung.*

deutsche Nation geordnete Freiheit im Innern, Kraft und Ansehen nach Außen erlangte, wodurch „des Vaterlandes Größe, des Vaterlandes Glück" von Neuem begründet würde, war die große, schwierige Aufgabe der Nationalversammlung in Frankfurt. Die Mehrzahl der Vertreter erkannte dieses Ziel und vermied die Abwege, auf welche eine rührige Minderheit die Versammlung zu reißen suchte, indem sie fremdartige Gegenstände vor ihr Forum brachte, wie z. B. den Streit zwischen der Bürgerschaft und dem preußischen Militär in Mainz, worüber die Versammlung nach Kenntnißnahme des Thatbestandes den Beschluß faßte, „im Vertrauen, daß die zuständigen Behörden thun werden, was ihres Amtes ist", zur Tagesordnung überzugehen. Aber bei dem heftigen Widerspruch, welchen der von Dahlmann unter Beirath der Vertrauensmänner ausgearbeitete Verfassungsentwurf bei einem großen Theil der aufgeregten Nation erfuhr, und bei den stürmischen Ereignissen, denen sich die von allen Seiten angerufene Versammlung nicht ganz zu entziehen vermochte, rückte das Werk langsam voran. Wurden die Berathungen anfangs durch die gegenseitige Unbekanntschaft der Mitglieder und die Unklarheit des Ziels gehemmt, so störte später nach Ausbildung der Parteistellung der Oppositionsgeist und die Verschiedenartigkeit der Zwecke das einmüthige Handeln.

Beschaffung einer Centralgewalt.

Die Parteistellung trat zuerst scharf und sicher hervor bei der Berathung über die Centralgewalt. Die Linke, auf eine republikanische Staatsordnung lossteuernd und auf dem Grundsatz der Volkssouveränetät fußend, verlangte eine aus dem Schooße der Nationalversammlung hervorgehende und ihr verantwortliche Vollziehungsgewalt, ohne Mitwirkung der Regierungen; die Rechte und ein Theil der Mitte, eine Vereinbarung der Regierungen und der Volksrepräsentanten anstrebend, kamen in dem Grundsatz überein, daß bei der Einsetzung der Centralgewalt die Regierungen und die Nationalversammlung Hand in Hand gehen müßten. Zu dem Behufe sollte ein Directorium von drei Personen, die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen und die Gesammtheit der mittleren und kleineren Staaten repräsentirend, eingesetzt werden. Dieses Directorium sollte von sämmtlichen Regierungen, die sich zuerst über die Personen zu einigen hätten, der Versammlung vorgeschlagen und nach deren Einverständigung von denselben auch ernannt werden, so daß „in die Mitte zwischen Bezeichnung und Ernennung die zustimmende Erklärung der Nationalversammlung fiele". Zwei Bedenken führten nach langen, bewegten Debatten endlich zum Aufgeben dieses Vorschlags: die Furcht, daß die Regierungen zur Einigung über die drei Personen eine lange Frist brauchen würden, und die Gewißheit, daß die vorgeschlagenen Directoren von den Gegnern einer so schonungslosen Kritik unterworfen werden würden, daß ihr Ansehen darunter leiden müßte. Man kam daher im Laufe der Verhandlungen zu der Ansicht, daß es besser sei, statt eines dreitheiligen Directoriums („Trias") ein einziges unverantwortliches Oberhaupt („Monas") mit der höchsten Gewalt zu bekleiden, das, von den Regierungen vorgeschlagen

und ernannt, von der Versammlung ohne Discussion angenommen werden sollte. Von diesem Wege der Vereinbarung wurde die Nationalversammlung unerwartet durch das gewichtige Wort ihres Präsidenten abgeführt und zu dem „kühnen Griff" hingerissen, dieses unverantwortliche Oberhaupt selbst zu wählen. Nach langen aufgeregten Debatten vereinigte man sich zuletzt zu folgendem Beschluß: „Die provisorische Centralgewalt wird einem nicht regierenden Mitgliede eines deutschen Regentenhauses als Reichsverweser übertragen. Die Nationalversammlung wählt denselben im Vertrauen auf die Zustimmung der Regierungen". Gagern glaubte durch diese Wendung die Regierungen einer großen Verlegenheit zu überheben, dem Reichsverweser in den Augen des Volks eine höhere Popularität zu verleihen und zugleich den Regierungen durch die Person des Gewählten eine Bürgschaft zu geben. Auch hoffte er dadurch alle Parteien zu versöhnen und zu einem einmüthigen Beschluß hinzureißen. Daß der volksbeliebte und bürgerlich gesinnte Erzherzog Johann von Oesterreich der Erwählte sein würde, war schon längst außer allem Zweifel. Es schien, als ob die Anträge mit Rücksicht auf ihn gestellt worden wären.

Trotz der anfänglichen Begeisterung über dieses Ereigniß bezeichneten doch Viele den „kühnen Griff" als einen Fehlgriff, durch den sich die Versammlung auf den Standpunkt der Revolution gestellt und den Regierungen die Möglichkeit gegeben habe, sich später der Centralgewalt zu entziehen. Die oberste Reichsregierung für alle den deutschen Gesammtstaat betreffende Angelegenheiten fand daher gleich einem frühern Beschluß, daß die Verfassungen der Einzelstaaten in keiner ihrer Bestimmungen mit dem allgemeinen deutschen Verfassungswerk in Widerspruch stehen dürften, nur so lange Anerkennung und Geltung, als die Einzelregierungen und der Particularismus nicht den Willen oder die Macht besaßen, sich davon los zu machen. Vor Allem fühlte man sich in Preußen über die Wahl verletzt, die Demokraten, weil der Reichsverweser unverantwortlich sein sollte, die Patrioten, weil eine wenn auch nur vorübergehende Unterordnung Preußens unter einen österreichischen Prinzen undenkbar erschien. Insbesondere nahm man in Berlin Anstoß an dem Beschluß der Versammlung, daß sämmtliche deutsche Truppen dem Reichsverweser huldigen und die deutschen Farben tragen sollten. Man kam der Verordnung nicht nach. Der zur Huldigung bestimmte Tag ging vorüber ohne daß man sie leistete. Wenn die Truppen die deutschen Cocarden trugen, so beruhte das auf einer Anordnung, die schon in den Märztagen erlassen worden war. — Nachdem der Reichsverweser aus den Händen des Bundestagspräsidenten die bisher von diesem Staatskörper geübte Gewalt entgegengenommen, umgab er sich mit einem verantwortlichen Ministerium, in welchem unter der kurzen Präsidentschaft des Fürsten von Leiningen, Schmerling, Peucker, Robert v. Mohl, Heckscher, Duckwitz und Beckerath den verschiedenen Geschäftskreisen vorstanden, und ernannte eine Anzahl Unterstaatssekretäre aus dem Schooße der Versammlung.

Der Reichsverweser und das Reichsministerium.

12. Juli 1848.

Die Parteistellung. Seit der Errichtung der Centralgewalt gewann die Parteistellung der einzelnen Mitglieder der Versammlung einen festern Boden und eine gesicherte Gestalt. Die Rechte. Die Rechte, die das deutsche Verfassungswerk nur vermittelst einer Vereinbarung der Versammlung mit den Fürsten und Regierungen zu Stande gebracht wünschte, folgte dem überlegenen Geist und Rednertalent zweier gewaltigen Männer von Radowitz und von Vincke, neben welchen der gewandte geistreiche, den Augenblick geschickt erfassende Fürst Lichnowsky den größten Einfluß übte. Das „steinerne Haus" war der Sammelplatz der zu dieser Partei Die Linke. sich haltenden conservativen Männer. Ihnen gegenüber stand die Linke, gebildet aus einer Anzahl Parlamentsmitglieder, die, von dem Grundsatze der ausschließlichen Volkssouveränetät ausgehend, die neue Verfassung ohne Rücksicht auf bestehende Verhältnisse nach schroffen Prinzipien auf breitester demokratischer Grundlage aufbauen und mit der schrankenlosesten persönlichen Freiheit ausschmücken wollten. Sie strebten nach einem republikanischen Bundesstaat, zu dessen Erzielung sie den Weg der Revolution empfahlen, und verfochten bei allen Fragen diejenige Seite, die offen oder versteckt zu diesem idealen Ziele zu führen schien. Schwach an Zahl, erlangten sie Stärke und Bedeutung sowohl durch die eigene Rührigkeit und Eintracht, als durch die Sympathien der untern Volksklasse, die sie durch klingende Redensarten und aufregende Schlagwörter zu gewinnen wußten. Verschieden an Natur und Bestrebung, waren sie wegen ihrer geringen Zahl genöthigt, fest zusammen zu halten und in allen wichtigen Fragen einmüthig zu stimmen; doch gab sich schon frühe eine äußerste Seite, „eine demokratisch-radicale Partei", kund, wo Männer der bloßen Verneinung, oder Begünstiger revolutionärer Anarchie oder theoretische Schwärmer für demokratische Freiheit, wie Vogt, Zitz, Ruge u. A., ihre Sitze hatten, indeß die eigentliche Linke sich um den Leipziger Volksredner Robert Blum schaarte. Das Versammlungshaus dieser Partei war der „Donnersberg".

Das Centrum und seine Fractionen. Die große Mitte zwischen diesen extremen Richtungen nahmen die gemäßigt-freisinnigen Männer ein, die vor den Märztagen größtentheils zu den „Liberalen" gezählt wurden, und die vor Allem nach nationaler Einheit, verbunden mit bürgerlicher Freiheit, strebten und sich zur constitutionellen Monarchie bekannten. Sie gingen weniger als die Männer der Linken von vorgefaßten Prinzipien aus und trugen den bestehenden Verhältnissen mehr Rechnung; allein in ihren Zielen und Bestrebungen nicht minder idealistisch abgeschlossen, hat sich die Mehrzahl derselben den Vorwurf des „Doctrinarismus" zugezogen. Die große Menge der Mitglieder und die unabweisbare Verschiedenheit der Ansichten im Einzelnen führte bald eine Trennung in linkes und rechtes Centrum herbei. Jene betrachteten mit der Linken die Volkssouveränetät als die einzige Grundlage der zu schaffenden Bundesverfassung und verlangten die unbedingte Unterordnung der Einzelstaaten unter die Einheitsidee; aber indem sie dabei die Berücksichtigung der Regierungsansichten und die unabweisbaren Particularbedürfnisse nicht in

Abrede stellten, ließen sie Raum für verschiedenartige Auffassungen und Bestrebungen. Der „Würtemberger Hof" diente dieser hauptsächlich aus schwäbischen und bayerischen Abgeordneten (Römer, Fallmerayer, Eisenmann u. A.) bestehenden Partei, zu der sich auch von Wydenbrugk aus Weimar hielt, zum Versammlungsort. Später trat eine abermalige Spaltung ein, wobei dann die „Westendhall" die der Linken zunächst stehenden (Raveaux aus Köln) faßte, indeß sich die Andern im „Augsburger Hof" versammelten. Das rechte Centrum, auch die „Gagern'sche Partei" genannt, erkannte in dem Gedanken der „Souveränetät der Nationalversammlung eine tiefberechtigte Idee", welche aber die Mitberechtigung der Regierungen nicht ausschließe; ihr Ziel war „die aufrichtige Herstellung constitutionell-monarchischer Institutionen" und die „Hinüberleitung der vaterländischen Zustände von dem revolutionären Boden auf den Boden des Rechts". Zu dieser großen Partei, die bei den Abstimmungen gewöhnlich den Ausschlag gab, gehörten viele patriotische, für Deutschlands Größe, Einheit und Freiheit begeisterte Männer, wie Dahlmann, Gervinus, Arndt, Beseler, Bassermann, Jacob Grimm u. A. m. Auch Welcker hielt sich meistens zu ihnen. Nach dem 18. März trennte sie sich in zwei Hälften, wovon die eine mehr nach Links gehend im „Landsberg", die andere im „Casino" ihren Vereinigungsort hatte; doch waren sie in allen wichtigen Fragen in Uebereinstimmung.

Am 4. Juli begann die „Berathung über die Grundrechte des deutschen Volks", eine Berathung, die von vorn herein als zweimalige festgesetzt, einen langen Zeitraum einnahm und von Ereignissen mannichfacher Art gestört und unterbrochen wurde. „Das Volk im vorläufigen factischen Besitze der ausgedehntesten Freiheitsrechte, fand sich gelangweilt durch die theoretischen Bemühungen seiner Vertreter, diese Rechte sorgfältig zu registriren." Diese „Langeweile und Ungeduld" des von einer wühlerischen Partei stets in Athem gehaltenen Volks bestimmte einige Mitglieder, ein abgekürztes und beschleunigtes Verfahren zu empfehlen; dem widerstand aber die deutsche Gründlichkeit und Bedächtigkeit. Indem sich Niemand des Redens begeben wollte, wurde die zur Begründung neuer Zustände geeignete Zeit vergeudet und das Werk allzusehr in die Länge gezogen, so daß, als zuletzt die Grundrechte zur Vollendung gebracht und als herrliche Errungenschaft dem deutschen Volke in zahllosen Vervielfältigungen mitgetheilt wurden, die unterdessen wieder zu Macht gelangten Regierungen die Einführung derselben verzögern oder gar versagen konnten. Diese Grundrechte, mag auch einzelnes darin enthalten sein, was das Gepräge der sturmbewegten Zeit an sich trägt und der Gerechtigkeit, der Billigkeit oder dem Herkommen zu nahe tritt, entfernten oder ermäßigten die Schranken und Hemmnisse, die bisher der persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit im Wege gestanden; sie begründeten die Rechtsgleichheit aller Deutschen durch Aufhebung ständischer Bevorzugungen, gewährten Sicherheit gegen richterliche und polizeiliche Uebergriffe, stellten das freie Vereins- und Versammlungsrecht außer Frage, entzogen die Presse jeder

Die Grundrechte.

unbefugten Ueberwachung und verliehen Religions- und Lehrfreiheit; und indem sie Schutz und Sicherheit des Eigenthums gewährleisteten, trafen sie zugleich Bestimmungen über die Aufhebung und Ablösung ständischer Vorrechte und veralteter Grundlasten; Schwurgerichte mit Offentlichkeit und Mündlichkeit sollten, verbunden mit der Unabhängigkeit des Richterstandes, eine Rechtspflege begründen, wie sie der Zeitgeist und die fortgeschrittene Bildung forderten; und durch die Abschaffung der Todesstrafe brachten sie der Humanität eine große Huldigung. Nach allen Seiten hin gewährten somit die Grundrechte ein hohes Maß der Freiheit, und würden, wären sie unverkürzt ins Leben getreten, das deutsche Volk auf die seiner Natur und Bildung entsprechende Stufe in der Reihe der cultivirten Nationen gestellt haben.

Aeußere Politik. Die Berathung über die Grundrechte wurde durch eine Menge Fragen und Anträge, die sich an die Versammlung herandrängten, durchbrochen. „Dieselbe war und blieb der Brennpunkt für Alles, was an patriotischen Hoffnungen, Wünschen und Interessen in den weiten Kreisen des Vaterlandes seit lange sich geregt, seit Kurzem aber mächtig hervorgebrochen war.“ Vor Allem waren es die Fragen der äußern Politik, die zu den lebhaftesten Parlamentskämpfen Ver-
Frankreich. anlassung gaben. Die Partei der Bewegung, begierig, in ganz Europa die „neue Ordnung der Dinge“ zu begründen, drang auf ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich und wünschte mit Ungeduld, „die Bruderhand des Volks über dem Rhein zu ergreifen“. Allein die Mehrheit der Versammlung, geleitet von dem Grundsatz des Friedens und der Nichteinmischung in fremde Verhältnisse, verwarf das beantragte Bündniß, nahm aber die Anerkennung Frankreichs als Republik und die Absendung eines Reichsgesandten nach Paris als selbstverstanden an. Friedrich von Raumer, der Geschichtschreiber der Hohenstaufen,
Oesterreich-Italien. ward als dieser Gesandte auserſehen. — Bei den Verhandlungen über den österreichisch-italienischen Krieg verfocht die Linke den kosmopolitischen Grundsatz der nationalen Unabhängigkeit, selbst auf Kosten des eigenen Vortheils, und verlangte, daß man dem Kriege Einhalt thue; allein die Mehrheit beschloß, hingerissen von der zwingenden Beredsamkeit des Herrn v. Radowitz, der das venetianische Gebiet und das Land bis zum Mincio als unentbehrlich für die militärische Sicherheit Deutschlands dem Reiche erhalten wissen wollte, damit nicht Oberitalien der Hegemonie von Frankreich, Unteritalien dem Einflusse
12. Aug. 1848. Englands verfalle, die Angelegenheit der Centralgewalt anheimzugeben, in der Erwartung, daß sie die Interessen Deutschlands wahren werde. Ja selbst die später geforderte Abtretung von Wälsch-Tirol, was nach Radowitz' treffendem Worte so viel hieß, als wenn man von Jemand verlangte, er solle die Thüre seines Hauses abtreten, fand in den kosmopolitischen Volksrednern eifrige Ver-
Limburg. fechter. — Nur in einer Frage waren alle Parteien der Nationalversammlung einig, in dem Beschluß, „daß die bisherige Vereinigung des zum deutschen Bunde gehörenden Herzogthums Limburg mit dem Königreich der Niederlande unter

Einer Verfassung und Verwaltung als unvereinbar mit der deutschen Bundesverfassung zu betrachten sei", weshalb der Centralregierung die Vermittelung wegen der Verpflichtung des Herzogthums zur Theilnahme an der holländischen Nationalschuld dringend empfohlen wurde.

Die polnische Frage.

Desto heftiger entbrannte dagegen der Kampf bei der slavischen Frage, weniger als es sich darum handelte, ob die Czechen in Böhmen zur Beschickung der Nationalversammlung angehalten werden sollten, was man bei der österreichischen Regierung zu bewirken beschloß, als bei den Verhandlungen über die Anerkennung und Zulassung der Abgeordneten, die in dem mit dem deutschen Bunde vereinigten Theile von Posen zur Nationalversammlung gewählt worden. Die Linke glaubte den Polen, den Trägern der demokratischen Ideen, den eifrigsten und muthigsten Förderern politischer Verschwörungen und Aufstände, ihren Dank nicht besser abtragen zu können, als wenn sie von der Versammlung die Anerkennung der Freiheit und Unabhängigkeit jeder Nationalität und in Folge dieses „neuen Völkerrechts" die Herstellung Polens forderte. Die allgemeine Sympathie mit dem unglücklichen Volke, das seine heiße Vaterlandsliebe nur durch Handlungen der Verzweiflung kundgeben kann, verlieh diesmal den Worten Arnold Ruge's, den die Linke ins Vordertreffen schickte, größeren Nachdruck, als sonst die unreifen Gedanken und unbesonnenen Aussprüche des kosmopolitischen Philosophen zu haben pflegten. Allein der Augenblick war übel gewählt. Die Leidenschaft und Grausamkeit der Polen, die sie kurz zuvor in dem treulos begonnenen Kriege gegen ihre deutschen Landsleute kund gegeben, und die unverkennbare Absicht, Hand in Hand mit der Frankfurter Linken auf dem Wege der Revolution fortzuschreiten, schwächten die Sympathien für eine Sache, die bisher die „große Poesie des Märtyrerthums" für sich hatte. Die Versammlung, die soeben an der praktischen Wiedergeburt der deutschen Nation arbeitete und den philosophischen Idealismus der vergangenen Jahre abzuwerfen im Begriff stand, vernahm unter stürmischen Ausbrüchen des Unwillens Ruge's unpatriotische Darlegung seiner eigenthümlichen „Weltanschauung"; und was der beredte Fürst Lichnowsky im Sinne der Mehrheit den Polen zum Vorwurf machte, „daß sie überall in erster Linie auf den Barrikaden gewesen", gerade das rechnete ihnen die Linke zum Ruhme an. Die warmen Worte der deutschen Abgeordneten aus Posen, die halbe Million bedrohter Landsleute nicht zu verstoßen, „nicht vor die Thüre zu setzen", drangen zum Herzen und besiegten die leidenschaftliche Rhetorik des polnischen Redners, der das Mitleid der Versammlung für die „unaussprechlichen Leiden" seines Vaterlandes anregte, zugleich aber sich an „ihre Tugend der Gerechtigkeit" wendete. Und als gar ein Mann sich für die Deutschen in Posen erhob, der bisher mit der Linken gegangen, Jordan aus Berlin, und mit siegender Beredtsamkeit die Schmach und Ungerechtigkeit darthat, deutsche Brüder einem fremden Volke zu opfern, das in ihnen seine Todfeinde erblickte, als er das verfallene und verrottete Staatswesen und Volks-

thum der Polen als nothwendige Ursache ihrer Theilung mit lebhaften Farben schilderte, die Eroberungen der Deutschen an der Weichsel und Warthe nicht als Eroberungen des Schwertes, sondern als Eroberungen der Pflugschar darstellte, als er die Bemerkung, daß man Polen als Vormauer Deutschlands gegen Rußland herstellen müsse, mit der Berufung auf die eigene deutsche Kraft und mit der Hindeutung auf die größere Wahrscheinlichkeit eines russisch-polnischen Bündnisses zurückwies: da war das Ergebniß der Berathung nicht mehr zweifelhaft. Man beschloß, die zwölf Abgeordneten aus dem zu Deutschland gefügten Theile von Posen zuzulassen und die Grenzlinie des Generals Pfuel, wodurch die Provinz in eine deutsche und eine polnische Hälfte getheilt ward, vorläufig zu bestätigen. Ein nachträglicher Antrag der Linken, „die Theilung Polens für ein schmachvolles Unglück zu erklären", wurde mit dem Hinweis auf eine historische Thatsache, über die der Versammlung kein Urtheil zustehe, beseitigt.

2. Preußen und Frankfurt.

Stimmungen. Seitdem die Versammlung in der Paulskirche durch einen kühnen Griff die Centralgewalt selbst geschaffen, war eine leichte Gereiztheit von Seiten Preußens schwer zu verkennen. Der Befehl des Kriegsministers Peucker, daß alle deutschen Truppen dem Reichsverweser huldigen sollten, wurde in Preußen nicht ausgeführt; Alles, was in Frankfurt geschah, wurde in Berlin mit Eifersucht und Mißtrauen betrachtet; man befürchtete, das „Aufgehen in Deutschland" möchte das „Untergehen Preußens" herbeiführen, wogegen das neuerwachte „specifische Preußenthum" sich mit Macht sträubte. Man bekümmerte sich in Berlin wenig um den Ausbau der deutschen Verfassung, weil man erst die eigene gründen wollte; und in Frankfurt verhielt sich die Majorität äußerst lau gegen die Freiheitsbestrebungen der preußischen Versammlung und war geneigt, in vereinzelten revolutionären Akten den Kern der preußischen Bewegung zu erblicken. Diese Gereiztheit wurde durch den gehässigen Ton, womit man in Süddeutschland in Rede und Schrift gegen Preußen ankämpfte, gesteigert und manchmal hatte es den Anschein, als ob statt der gehofften Einheit Deutschlands eine größere Spaltung und ein geschärfterer Particularismus das Ergebniß der ereignißvollen Zeit sein würde. Dies war besonders der Fall, als am 7. August die Linke auf Ertheilung einer Amnestie und auf Zulassung des in Thiengen gewählten Friedrich Hecker zur Nationalversammlung einen Antrag stellte. Die Mehrheit war der Ansicht, daß ein Mann, „der an die Stelle der ewigen Ordnungen des Rechts das Banner der Gewalt zu pflanzen gesucht", nicht in einer Versammlung sitzen könne, der das deutsche Volk die Gründung der Einheit, die Festigung der Freiheit anvertraut habe „in den Wegen des Rathes, der Mäßigung, der Weisheit, der Geduld". Aber weit entfernt dieser Ansicht beizutreten, unterstützte die Linke die verletzenden Worte des Abgeordneten Brentano,

worin der Prinz von Preußen in eine Linie gestellt ward mit dem badischen Freischaarenführer. Ein stürmischer Tumult folgte dieser Aeußerung; unter Lärmen und Toben wurde der Ordnungsruf von der einen Seite gefordert, von der andern verwehrt; die Sitzung mußte aufgehoben werden. Und als am folgenden Tag der verweisende Ordnungsruf von dem Vorsitzenden ausgesprochen wurde, wiederholte sich die Aufregung und der Tumult dergestalt, daß sich der Präsident genöthigt sah, die Sitzung auf kurze Zeit auszusetzen und die lärmende Gallerie räumen zu lassen. Diese Scene ließ in den Preußen einen Stachel zurück, so sehr auch die Versammlung durch ihre Haltung und Abstimmung ihre Mißbilligung zu erkennen gegeben. Nur als zehn Tage später der Reichsverweser und etwa die Hälfte der Nationalversammlung zu dem Dombaufeste nach Köln reisten und dort mit dem König von Preußen zusammentrafen, verdrängte die Begeisterung für Deutschlands künftige Größe auf einige Zeit das Gefühl des Particularismus aus Aller Herzen. Die von einer jubelnden Volksmenge begrüßte Rheinfahrt und das darauf folgende Fest war der schönste und hoffnungsreichste Zeitpunkt. König Friedrich Wilhelm unterließ jedoch nicht, den Abgeordneten in eindringlicher Weise in Erinnerung zu bringen, daß es noch Fürsten in Deutschland gebe und er einer derselben sei.

Dombaufest in Köln.

Den höchsten Grad erreichte die Verstimmung zwischen Frankfurt und Berlin, als die Nachricht laut ward, daß die preußische Regierung bei der ihr überlassenen Regulirung der schleswig-holsteinischen Sache mit Dänemark die dabei ausgesprochene Erwartung der Versammlung, „daß bei dem Friedensabschlusse das Recht der Herzogthümer und eben damit die Ehre Deutschlands werde gewahrt werden“, nicht erfüllt habe; daß vielmehr der am 26. August abgeschlossene Waffenstillstand von Malmö unehrenhafte und nachtheilige Bedingungen enthalte, indem darin alle seit dem 17. März erlassenen Gesetze und Verordnungen in Schleswig-Holstein aufgehoben, die provisorische Landesverwaltung durch eine neue von Preußen und Dänemark gemeinschaftlich ernannte Regierung von vier Männern ersetzt und die schleswig'schen Truppen von den holsteinischen getrennt worden seien. Und was den Unwillen noch vermehrte, war die Kunde, daß Graf Karl Moltke, der eifrigste Verfechter des dänischen Gesammtstaats, an die Spitze dieser provisorischen Regierung und der vereinigten Herzogthümer treten sollte, und die Wahrnehmung, daß in dem Vertrage von der Frankfurter Centralgewalt keine Rede sei, sondern Preußen im Namen des „deutschen Bundes“ gehandelt habe. Als dieser Waffenstillstand in der Nationalversammlung zur Sprache kam, war es nicht allein die Linke, die sich der Bestätigung widersetzte, sondern die erste Stimme des Widerspruchs ging von dem rechten Centrum, ging von Dahlmann aus, welcher der schleswig'schen Sache „die besten Kräfte der Jugend, die Treue eines Menschenalters gewidmet“ und der jetzt mit Worten der Wehmuth an die Rechte Schleswigs, an die Ehre Deutschlands erinnerte und auf Verwerfung des Waffenstillstandes durch

Der Waffenstillstand von Malmö.

26. Aug. 1848.

4. Septbr. 1848.

Sistirung der militärischen Rückbewegungen antrug. Die Versammlung war
5. Septbr. 1848. getheilter Ansicht; mit einer geringen Majorität wurde Dahlmann's Antrag zum Beschluß erhoben. Aber der Ausführung stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Das gesammte Reichsministerium, das sich für Aufrechthaltung des Waffenstillstandes erklärt hatte, trat ab, und da weder Dahlmann, noch irgend ein anderer Gegner des Vertrags im Stande war, ein neues Ministerium zu bilden, so verflossen einige werthvolle Tage, während welcher die preußischen Truppen ihren Rückzug antraten und somit thatsächlich die Uebereinkunft vollzogen. Und da auch zugleich von Preußen aus Hoffnungen erregt wurden, daß Graf Moltke die ihm anfangs zugedachte Stelle nicht einnehmen und überhaupt Dänemark sich zu einigen Ermäßigungen bereit finden lassen würde, so gewann nach und nach die Parteistellung eine andere Gestalt. Die Erwägung der Verluste, die aus einer Erneuerung des Krieges den Ostseebewohnern erwachsen würden, die Schwierigkeit, ohne Preußen den Krieg mit Erfolg fortzusetzen, und vor Allem die Furcht, den Förderern der Revolution, den Feinden staatlicher Ordnung in die Hände zu arbeiten, zogen die gemäßigten Gegner allmählich auf
14.–17. Septbr. die andere Seite. Nach einem neuen dreitägigen Parlamentskampf, in dem die schleswig'schen Abgeordneten selbst für die Annahme sprachen, die Linke in ihrem redefertigsten Gliede, Karl Vogt, durch Hinweisung auf einen „Convent" die Schwankenden auf die Friedensseite stieß, und die Rechte in Vincke und Lichnowsky die Nothwendigkeit eines Zusammenhaltens mit Preußen und einer Versöhnung der Parteien in der Paulskirche wie im Reiche darthat, wurde der frühere ablehnende Beschluß verworfen, und die Vollziehung des Waffenstillstandes gutgeheißen, aber dabei der provisorischen Centralregierung die Erwirkung der nothwendigen Modificationen und die schleunige Einleitung von Friedensunterhandlungen zur Aufgabe gestellt.

Die Frankfurter Septembergräuel. Lichnowsky's Friedensworte waren sein Schwanenlied. Der unvolksthümliche Beschluß über den Waffenstillstand war der Bewegungspartei ein willkommener Vorwand, die Märztage der Revolution zu erneuern. Nicht als ob den Männern der „rothen Republik" die schleswig-holsteinische Sache so sehr zu Herzen gegangen wäre, ihre Zeitschriften spotteten ja unaufhörlich über die „blutige Komödie", die daselbst gespielt werde; aber die Abstimmung gab ihnen einen willkommenen Vorwand, einen Schlag gegen die Nationalversammlung zu richten; nun konnten sie ihre Umsturzpläne mit der Hülle der Vaterlandsliebe und der Nationalehre verdecken. Bei einer Volksversammlung auf der Pfingstweide in der Nähe Frankfurts, wo ein Mitglied der Linken die Nothwendigkeit hervorhob, „in Fracturschrift zu reden", wurde der Widerstand gegen die Nationalversammlung organisirt und die Aufregung aufs Furchtbarste gesteigert. Die Ueberreichung einer Sturmadresse, worin die Mehrheit des Parlaments für Hochverräther erklärt und zum Austritt aufgefordert wurde, sollte als Einleitung zu dem großen Schlag gegen die Paulskirche dienen. Durch die von

Mainz herübergerufenen Truppen in ihrem Vorhaben gehindert, schritten die Republikaner, von Proletarierbanden unterstützt, zum Aufstand und Barrikadenkampf, der zwar bald vom Militär unterdrückt wurde, aber eine gräuelvolle Frevelthat im Gefolge hatte; denn „während in den Thoren ein hinterlistiger und feiger Kampf gekämpft worden war, hatte vor den Thoren der Mord seine Opfer gefordert". Lichnowsky und General Auerswald waren aus der Stadt geritten. Von Pöbelhaufen erkannt und verfolgt, suchten sie Schutz in einer Gärtnerwohnung auf der Bornheimer Haide, wurden aber entdeckt, ins Freie geschleppt und unter entsetzlichen Mißhandlungen ermordet. Auerswald war ein tapferer Militär von alter Treue und Biederkeit und einem ruhmvollen Geschlechte angehörig; Fürst Lichnowsky eine ritterliche Gestalt, nicht ohne einen Anstrich von romantischer Abenteuerlichkeit, ein junger Mann von seltenen Talenten und begabt mit hinreißender Beredsamkeit. Heckscher, damals Minister des Aeußern, entging nur mit Mühe in Höchst einem ähnlichen Schicksal. „Der innere Pragmatismus des Aufstandes warf dunkle Schatten bis in die Paulskirche hinein." 18. Septbr. 1848.

Die Frankfurter Septembertage bildeten einen Abschnitt in dem Parlamentsleben der Paulskirche. Die schönen Tage der Hoffnung und Begeisterung gingen damit zu Ende. Die ernsten Worte der Rüge wie die Ermahnungen zur Versöhnung und Eintracht, womit der Präsident die nächste Sitzung eröffnete, waren ohne dauernde Nachwirkung; die Parteien standen von der Zeit an einander schroffer und entschlossener gegenüber. Der Belagerungszustand, den das Ministerium unter Schmerling's Leitung über Frankfurt verhängte, das Gesetz zum Schutz der Nationalversammlung gegen ähnliche Vorfälle, der dem Militär votirte Dank, die von dem Frankfurter Gericht begehrte und von der Versammlung in einer stürmischen Sitzung, trotz eines von Gagern als „Frechheit" bezeichneten Antrags der äußersten Linken, zugestandene Bewilligung zum gerichtlichen Verhör dreier Parlamentsglieder wegen Aufreizung zum Aufstand: alle diese Schritte weckten den Zorn der Demokraten und erweiterten die Kluft zwischen der linken und rechten Seite der Versammlung. Die in Vorschlag gebrachte Ansprache an die Nation unterblieb, weil die Linke mit einer Gegenadresse drohte. Diese zunehmende Spaltung lähmte die parlamentarische Lebenskraft und hinderte Beschlüsse, die durch ihre Einmüthigkeit oder überwiegende Majorität Eindruck gemacht hätten. Die Linke, früher auf die ausschließliche Souveränetät der Nationalversammlung pochend, jetzt aber ergrimmt, daß sie dieselbe nicht mit sich fortreißen konnte, näherte sich immer mehr dem Particularismus, der die Einheitsbestrebungen der Paulskirche zu brechen suchte. Unter diesen Kämpfen erstarkte die Reaction, die, anfangs als Retterin gegen die maßlosen Ausschweifungen des demokratischen Geistes von den Besonnenen und Gemäßigten freudig begrüßt, bald den constituirenden Versammlungen über den Kopf wuchs und alle erworbenen und gehofften Errungenschaften der sturmvollen Zunehmende Spaltung.

Zeit in Frage stellen konnte. Den größten Anstoß zu innerem Zerwürfniß erlangte die Frankfurter Versammlung in den Berliner und Wiener Vorfällen.

3. Die constituirende Reichsversammlung in Berlin.

Reichsversammlung und Straßen-Demokratie in Berlin. Die Nationalversammlung in der Paulskirche hatte die bedeutendsten politischen Kräfte in Deutschland an sich gezogen, so daß die übrigen constituirenden Reichs- und Landtage, die zu gleicher Zeit an allen Orten und Enden ins Leben traten, Spuren der geistigen Erschöpfung der Nation an sich trugen. Besonders wurde die mit allzugroßer Eilfertigkeit, unter der aufregenden Nachwirkung der Märzereignisse nach einem unbeschränkten, indirecten Wahlverfahren einberufene Berliner „Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung" in ihrer Mehrheit häufig von den Strömungen des Tages hingerissen. Ihrem Kerne nach demokratisch, stand sie unter dem Einflusse des Berliner „Volks", das seit dem Abzuge des Militärs in schrankenloser Ungebundenheit das Regiment in Preußens Hauptstadt führte, und verlor im Streben nach radical-demokratischen Institutionen und über zwecklosen Erörterungen, Interpellationen und Wortkämpfen ihre eigentliche Aufgabe nicht selten aus dem Auge. Statt den von 9. Juni 1848. der Regierung vorgelegten Entwurf einer Verfassung, der alle Grundbedingungen eines freien Staatslebens darbot, einer schleunigen Berathung zu unterwerfen, reizte man zuerst die Leidenschaften durch den Antrag, „die hohe Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl um das Vaterland verdient gemacht hätten", ein Antrag, der, weil er nicht in seiner ganzen Ausdehnung angenommen wurde, die Wuth des von einheimischen und fremden Demokratenführern geleiteten Pöbels dermaßen reizte, daß der Minister Heinrich von Arnim und der Prediger Sydow beim Ausgang aus der Versammlung bedroht und mißhandelt wurden. Dann ernannte man eine Commission zur Aufstellung eines neuen Verfassungsentwurfs, wodurch ein Ministerwechsel herbeigeführt ward, und vergeudete die kostbare Zeit mit nutzlosen Debatten über die Befugnisse und die Stellung der Frankfurter Nationalversammlung zu den einzelnen Regierungen und Landtagen sowie über die Frage, ob eine Adresse an den König zu richten sei oder nicht. Während die zügellose Volksmasse in Berlin durch ihr freches Gebahren allgemeines Aergerniß 15. Juni. erregte, während der schmachvolle Zeughaussturm und der Mißbrauch der Freiheit zu schrankenlosen Ausschweifungen und tumultuarischen Auftritten die gänzliche Verwilderung der unteren Volksklassen beurkundeten, bekämpfte die Nationalversammlung jede gesetzliche Beschränkung demokratischer Freiheit und berief einen zum Abgeordneten gewählten Barrikadenkämpfer, dessen Wahl beanstandet worden, aus der Haft zu ihren Sitzungen. Die Gesetze über das Vereinsrecht und die persönliche Sicherheit gewährten ein Uebermaß von Freiheit;

bei Berathung des Bürgerwehrgesetzes versuchte man das preußische Militärwesen zu lockern; die Einführung einer Schutzmannschaft (Constabler) schien den demokratischen Wortführern eine allzugroße Beschränkung persönlicher Willensäußerung, zu einer Zeit, wo Pöbelschaaren („Bummler") ein schmähliches Straßenregiment führten. Unter solchen Umständen war die Abschaffung der Todesstrafe unzeitgemäß und übereilt, mochte sie auch Vielen im Prinzip als gerechtfertigt erscheinen.

Eine solche Haltung der Majorität der preußischen Nationalversammlung wäre allerdings undenkbar gewesen ohne die Schlaffheit der Minister und ohne die zweideutige, bald sogar offen provocirende Stellung des Hofes und der Militärpartei. Das Heer grollte, die Offiziere trugen offen ihren Haß gegen die neue Aera zur Schau; die schwarzrothgoldene Kokarde wurde in diesen Kreisen verhöhnt. Durch die Abschaffung des Jagdrechts und durch das Gesetz „über die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse" wurde der kleine Landadel zur erbitterten Opposition gegen die neuen Bestrebungen aufgeregt, obwohl beide Maßregeln nur als Consequenzen der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung angesehen werden konnten. Die Wahrnehmung dieser Gesinnung trieb die Abgeordneten immer weiter in das demokratische Lager und vergrößerte die Kluft zwischen der Versammlung und der Regierung. Ein Streit zwischen der Bürgerwehr und dem Militär in Schweidnitz, der einen blutigen Ausgang hatte, gab Gelegenheit, nicht nur gegen die bürgerfeindliche Gesinnung der Offiziere heftige Reden zu führen, sondern auch nach leidenschaftlichen Verhandlungen den Beschluß zu fassen, daß der Kriegsminister einen Erlaß an die Offiziere wegen der reactionären Tendenzen richten solle, wie schon vorher ähnliche Erlasse an die Civilbeamten gerichtet worden. Als es sich darum handelte, die Versammlung durch ein Gesetz gegen den Einfluß der Masse sicher zu stellen, setzte die Linke den Beschluß durch, daß man sich „unter den Schutz des Volkes" begebe, und bewirkte dadurch, „daß die Mitglieder zum Dank dafür von diesem Volke aufs Gröblichste mißhandelt wurden". Bei entscheidenden Fragen umstellten bewaffnete Volkshaufen unter der Leitung der Clubführer das Sitzungshaus, um auf die Abstimmung einzuwirken. Als man endlich nach vielen Interpellationen, Anfragen und Abschweifungen zur Berathung des Verfassungsentwurfs, der eigentlichen Aufgabe der Versammlung, überging, entbrannte gleich über die ersten Sätze ein so heftiger Parlamentskampf, daß nach solchen Vorgängen ein Erfolg kaum zu erwarten stand. Die Linke bekämpfte die Benennung „König von Preußen" und die Formel „Von Gottes Gnaden" und „betastete mit neugierigem Vorwitz die tiefsinnigen Ordnungen des Staats". In der Posener Frage wurde in einer stürmischen Sitzung mit einer Mehrheit von einer einzigen Stimme die von der Regierung angeordnete Theilung des Landes durch eine Demarcationslinie verworfen und somit der Beschluß der Frankfurter Nationalversammlung, gegen die sich überhaupt eine gewisse Rivalität nicht verkennen ließ, aufgehoben; Adel, Titel und Orden

Reactionäre Tendenzen u. demokratische Hochfluth.

1. Aug. 1848.

10. Septbr.

23. Octbr.

sollten abgeschafft werden. Man verkannte gänzlich den Boden der gegebenen monarchischen Zustände, wenn gleich die Zahl der eigentlichen Republikaner nur gering war. Als die Nachricht von den Wiener Oktober-Ereignissen, die wir bald erfahren werden, nach Berlin kam, stellte Waldeck, das Haupt der Linken, 31. Octbr. 1848. den Antrag, „das Reichsministerium aufzufordern, zum Schutz der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte aufzubieten". Während der Berathung umstellten Volkshaufen lärmend das Sitzungshaus, bedrohten mißliebige Abgeordnete mit Messern und Stricken und widersetzten sich sogar der zum Schutz der Versammlung aufgebotenen Bürgerwehr.

Verlegung der Versammlung nach Brandenburg und Steuerverweigerung. 5. Novbr. 1848. Da reifte bei dem König und seiner Umgebung der Entschluß, solchen Vorgängen für die Zukunft vorzubeugen. Der Sieg der Reaction in Wien ermuthigte auch in Berlin zu ähnlichen Schritten. Das Ministerium Pfuel wurde zum Rücktritt bewogen und Graf Brandenburg, ein Verwandter des königlichen Hauses, mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut. Am 9. November war dieses Ministerium „der rettenden That", dessen Seele der Minister des Innern, von Manteuffel, war, gebildet, und seine erste Handlung war eine königliche Botschaft, worin die Nationalversammlung, „um ihre Berathung vor dem Scheine der Einschüchterung zu bewahren", nach Brandenburg verlegt und bis zum 27. des Monats vertagt wurde. Umsonst hatte die Versammlung bei der ersten Kunde von der Ernennung eines so mißliebigen Ministeriums durch eine Adresse den König zur Aenderung seines Vorsatzes zu bewegen gesucht; die Worte, welche der Abgeordnete Jacoby von Königsberg, ein standhafter Verfechter volksthümlicher Rechte und Freiheiten, der einst in der vielgelesenen Broschüre „Vier Fragen" dem herrschenden Regierungssystem kühn den Fehdehandschuh hingeworfen (S. 226), bei Ueberreichung der Adresse sprach, „das sei das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nie hören wollten", konnten den Monarchen in seinem Entschluß nur bestärken. Umsonst legte die Versammlung Verwahrung gegen die Verlegung ein, bestritt der Krone das Recht zu einem solchen Schritt und erklärte, daß die verantwortlichen Beamten, die zu dieser Botschaft gerathen, sich einer schweren Pflichtverletzung gegen die Krone, das Land und die Versammlung schuldig gemacht hätten und nicht fähig seien, die Regierung zu führen — der Ministerpräsident untersagte jede weitere Berathung, und als die Versammlung, im Vertrauen auf die ihr ergebene Bürgerwehr, die Sitzungen nicht einstellte, erhielt General Wrangel, der schon seit dem 15. Sept. zum Oberbefehlshaber in 10. Novbr. den Marken ernannt worden war, den Befehl, mit einer beträchtlichen Truppenmacht wieder in die Hauptstadt einzurücken. Das Sitzungshaus wurde hierauf vom Militär besetzt, die Bürgerwehr aufgelöst, und als die protestirenden Mitglieder unter dem Präsidenten v. Unruh fortfuhren, ihre Sitzungen an andern 12. Novbr. Orten zu halten, wurde der Belagerungszustand über Berlin verhängt und eine vollständige Entwaffnung angeordnet, wurden alle Clubs und Vereine geschlossen

und eine strenge polizeiliche Ueberwachung ins Werk gesetzt. Die Abgeordneten, etwa 230 an der Zahl, die gelobt hatten, nur der bewaffneten Macht zu weichen, blieben mit merkwürdiger Festigkeit ihrem Vorhaben treu; von einem Orte vertrieben, sammelten sie sich wieder an einem andern, bis sie endlich, außer Stande der Uebermacht zu widerstehen, und durch die ruhige Haltung des entwaffneten Volks von der Wirkungslosigkeit ihrer Proteste und ihres passiven Widerstandes überzeugt, vor ihrer Trennung den bedenklichen Schritt wagten, zu erklären: 15. Novbr. 1848. „das Ministerium Brandenburg sei nicht berechtigt, Steuern zu erheben und Staatsgelder zu verwenden, bis die Versammlung wieder in Berlin ihre Pflichten in Sicherheit erfüllen könne". Der Beschluß, wodurch das ganze Land zu einem passiven Widerstand gebracht werden sollte, beruhte auf einer gänzlichen Mißkennung ihrer Kräfte, und wie hoch man auch den Muth und die Standhaftigkeit der „Steuerverweigerer" stellen mag, die Nachahmung der französischen Nationalversammlung vom Jahre 1789, die überhaupt der Partei der Linken aller Orten als Vorbild vorschwebte, erregte wenig Sympathie; das Berliner Volk, das angesichts dieser Vorgänge sich ruhig verhielt, und die preußischen Staatsbürger, die mit geringen Ausnahmen der Suspension der Steuern keine Folge gaben, bewiesen, daß die Nationalversammlung die wahre Stimmung und Sachlage verkannt hatte.

Die Frankfurter Nationalversammlung und das Ministerium Brandenburg-Manteuffel.

Die Berliner Vorgänge erregten einen neuen Sturm in der Frankfurter Versammlung. Die Linke, an ihrer Spitze Ludwig Simon von Trier und Heinrich Simon von Breslau, verlangte, daß die preußische Regierung bewogen werde, das von der Nation mit Mißtrauen betrachtete Ministerium Brandenburg-Manteuffel zu entlassen und die Verlegung der Berliner Versammlung als ein widerrechtliches Verfahren zurückzunehmen. Sie wurden in ihrem Antrag unterstützt von dem feinen Dialektiker Wydenbrugk, dem linken Centrum angehörig. Die Rechte dagegen unter der Leitung des beredten Vincke, der sich stets den „Rechtsboden" wählte, vertheidigte die Schritte der preußischen Krone als rechtsgültig, bestritt die Befugniß der Frankfurter Versammlung, die Aufhebung der Verlegung und die Entlassung der unpopulären Großbeamten zu erwirken, und trug auf Tagesordnung an. Ein mittlerer Antrag, von der Mehrheit des Ausschusses gestellt und am wärmsten und gefühlvollsten von Beckerath vertheidigt, suchte dem Wunsche der Nation Rechnung zu tragen, ohne den Rechten der Krone zu vergeben, indem er an die preußische Regierung das Ersuchen stellte, die angeordnete Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg aufzuheben, „sobald solche Maßregeln getroffen seien, welche ausreichend erscheinen, um die Würde und Freiheit ihrer Berathungen in Berlin sicher zu stellen", zugleich aber auch das Verlangen aussprach, „daß die preußische Krone sich alsbald mit einem Ministerium umgebe, welches das Vertrauen des Landes besitze und die Besorgnisse vor reactionären Bestrebungen und vor Beeinträchtigung der Volksfreiheiten zu beseitigen geeignet sei". Dieser An-

trag wurde am 14. Nov., also einen Tag vor dem Berliner Steuerverweigerungsbeschluß, angenommen. Aber ehe er noch zur Ausführung kommen konnte, kehrte der Staatssecretär Bassermann, der sich seit mehreren Tagen als Reichscommissar in Berlin befunden, um das Verhältniß Preußens zur Centralgewalt ins Klare zu setzen, und nachträglich auch beauftragt worden war, als Vermittler in den Zerwürfnissen der preußischen Regierung mit ihrer Versammlung aufzutreten, nach Frankfurt zurück und bewirkte durch seine Darstellung der Verhältnisse bei der Mehrheit der Parlamentsglieder einen Umschwung der Meinung. Nach dieser Darlegung habe die Berliner Nationalversammlung so übertriebene und übermüthige Forderungen gestellt, daß eine Vermittlung unmöglich gewesen; ein Antrag, sich an die Centralgewalt zu wenden, sei von derselben mit Hohn zurückgewiesen worden; dagegen habe der König die bündigsten Zusagen gegeben, daß es in keinerlei Weise auf eine Verkürzung der im März gewährten Freiheiten des Volks abgesehen sei. Seine Schilderungen von der Straßendemokratie und ihren Führern waren so drastisch, daß fortan die scherzende Bezeichnung „Bassermann'sche Gestalten" in den Volksmund überging. Nunmehr trat das rechte Centrum entschieden auf die Seite der Krone. Aber der Wunsch, die Partei des linken Centrums im „Augsburger Hof" für einen ermäßigten Antrag zu gewinnen, und einige Rücksicht auf die öffentliche Volksstimmung, die den Namen Brandenburg und Manteuffel sehr entgegen war, bewogen zuletzt doch die Versammlung von dem Wege der Klugheit und den „einfachen Grundsätzen des Rechts", die Vincke empfahl, abzugehen und sich durch Rießer's Politik des Gemüths, „die auf dem Rechte fuße, das mit uns geboren", zu einem mittlern 20. Novbr. 1848. Verfahren bestimmen zu lassen. Der neue Beschluß forderte die Centralgewalt auf, in Berlin auf Ernennung eines Ministeriums hinzuwirken, welches das Vertrauen des Landes besitze, erklärte dagegen den auf Suspension der Steuererhebung gerichteten, rechtswidrigen und die Staatsgesellschaft gefährdenden Beschluß für null und nichtig und versprach, die dem preußischen Volke gewährten und verheißenen Rechte und Freiheiten gegen jeden Versuch einer Beeinträchtigung zu schützen.

Auflösung der Berliner Nationalversammlung u. die octroyirte Verfassung.

Dieser Beschluß gab zwar Zeugniß von dem gesetzlichen Geiste, der in der Paulskirche herrschte, aber als vermittelndes Wort des Friedens zwischen hadernde Parteien geworfen, fand er wenig Dank und wenig Beachtung. Die Demokraten sahen darin einen Verrath an der Volkssache und die preußische Regierung fühlte sich verletzt durch das Mißtrauensvotum gegen die Grofräthe der Krone und durch die den Beschluß begleitende Proclamation des Reichsverwesers. Das Ministerium blieb; die demokratischen Erhebungen und drohenden Manifestationen in den Provinzen Sachsen, Schlesien, Westfalen und Rheinland waren ohne Nachwirkung; der gesprengte Reichstag wurde an dem bestimmten Tage in der Domkirche zu Brandenburg von Neuem eröffnet. Da aber die Zahl der dem Befehle der Regierung folgenden Mitglieder zu einer Beschlußfassung

nicht hinreichte und ein Theil der Opposition nur erschien, um gegen das Verfahren nochmals zu protestiren, so wurde die Auflösung der Versammlung ausgesprochen und zugleich von der Regierung selbst eine Verfassung bekannt gemacht (octroyirt), welche einer neu zu wählenden gesetzgebenden Versammlung mit zwei Kammern zur Durchsicht und Annahme vorgelegt werden sollte. Diese „octroyirte" Verfassung und das Wahlgesetz beruhten auf demokratischer Grundlage und hatten nach allen Beziehungen einen möglichst freien Standpunkt; ja in einigen Punkten wollte es besonnene, conservative Männer bedünken, als sei den ungestümen Forderungen des Zeitgeistes allzu viel Rechnung getragen. Man hatte sich bei der Anfertigung dem Entwurfe der Verfassungscommission in der preußischen Nationalversammlung eng angeschlossen und theils die wichtigsten Beschlüsse des aufgelösten Reichstags, theils die Bestimmungen der Frankfurter Versammlung über die Grundrechte darin aufgenommen und überdies den Weg einer Verständigung offen gehalten. Beide Kammern sollten durch Volkswahl vermittelst Wahlmänner (indirectes Wahlverfahren) gebildet werden, nur daß für die erste eine bestimmte Steuersumme (Census) und ein höheres Alter festgesetzt war, indeß für die zweite das Wahlrecht unbeschränkt sein sollte. Darum versöhnte sich auch die öffentliche Meinung schnell mit der dargebotenen Verfassung; und selbst die Demokraten fügten sich in die Verhältnisse, die sich über Erwarten günstig für sie gestaltet hatten, und rüsteten sich zum neuen Wahlkampf. Die preußische Krone hatte ihre Kraft gezeigt; der Sieg war erfochten, aber großmüthig gewährte die Regierung die vom Volke angestrebte Freiheit im reichsten Maße als freiwillige Gabe. So ging unter freudigen Hoffnungen für Preußen das verhängnißvolle Jahr 1848 zu Ende.

5. Decbr. 1848.

4. Der österreichische Reichstag und die Wiener Zustände.

Physiognomie des Reichstags.

In den Maitagen 1848, als Kaiser Ferdinand noch in Innsbruck weilte, begannen die Wahlen zum österreichischen constituirenden Reichstage nach dem allgemeinen Stimmrecht, und im Juli konnten die Sitzungen eröffnet werden (S. 309). Die Versammlung bot einen merkwürdigen Anblick. Abgeordnete, den verschiedensten Volksstämmen und Ständen angehörend, darunter zweiunddreißig galizische Bauern in leinenen oder härenen, an die Steppe erinnernden Kitteln, die nicht lesen und schreiben konnten und die deutsche Sprache nicht verstanden, waren zur Anfertigung einer gemeinsamen Reichsverfassung vereinigt, von deren Beschaffenheit nur wenige einen klaren Begriff hatten. Wie sollte sich eine Versammlung, in der nicht nur politische Meinungsverschiedenheit, sondern auch nationale Interessen und tiefgewurzelter Stammeshaß weite Spaltungen schufen, zu einem Verfassungswerk einigen, das für alle Landestheile der österreichischen Monarchie, so verschiedenartig an Abstammung, Einrichtungen und Bedürf-

trag wurde am 14. Nov., also einen Tag vor dem Berliner Steuerverweigerungsbeschluß, angenommen. Aber ehe er noch zur Ausführung kommen konnte, kehrte der Staatssecretär Bassermann, der sich seit mehreren Tagen als Reichscommissar in Berlin befunden, um das Verhältniß Preußens zur Centralgewalt ins Klare zu setzen, und nachträglich auch beauftragt worden war, als Vermittler in den Zerwürfnissen der preußischen Regierung mit ihrer Versammlung aufzutreten, nach Frankfurt zurück und bewirkte durch seine Darstellung der Verhältnisse bei der Mehrheit der Parlamentsglieder einen Umschwung der Meinung. Nach dieser Darlegung habe die Berliner Nationalversammlung so übertriebene und übermüthige Forderungen gestellt, daß eine Vermittlung unmöglich gewesen; ein Antrag, sich an die Centralgewalt zu wenden, sei von derselben mit Hohn zurückgewiesen worden; dagegen habe der König die bündigsten Zusagen gegeben, daß es in keinerlei Weise auf eine Verkürzung der im März gewährten Freiheiten des Volks abgesehen sei. Seine Schilderungen von der Straßendemokratie und ihren Führern waren so drastisch, daß fortan die scherzende Bezeichnung „Bassermann'sche Gestalten" in den Volksmund überging. Nunmehr trat das rechte Centrum entschieden auf die Seite der Krone. Aber der Wunsch, die Partei des linken Centrums im „Augsburger Hof" für einen ermäßigten Antrag zu gewinnen, und einige Rücksicht auf die öffentliche Volksstimmung, die den Namen Brandenburg und Manteuffel sehr entgegen war, bewogen zuletzt doch die Versammlung von dem Wege der Klugheit und den „einfachen Grundsätzen des Rechts", die Vincke empfahl, abzugehen und sich durch Rießer's Politik des Gemüths, „die auf dem Rechte fuße, das mit uns geboren", zu einem mittlern

20. Novbr. 1848. Verfahren bestimmen zu lassen. Der neue Beschluß forderte die Centralgewalt auf, in Berlin auf Ernennung eines Ministeriums hinzuwirken, welches das Vertrauen des Landes besitze, erklärte dagegen den auf Suspension der Steuererhebung gerichteten, rechtswidrigen und die Staatsgesellschaft gefährdenden Beschluß für null und nichtig und versprach, die dem preußischen Volke gewährten und verheißenen Rechte und Freiheiten gegen jeden Versuch einer Beeinträchtigung zu schützen.

Auflösung der Berliner Nationalversammlung u. die octroyirte Verfassung.

Dieser Beschluß gab zwar Zeugniß von dem gesetzlichen Geiste, der in der Paulskirche herrschte, aber als vermittelndes Wort des Friedens zwischen hadernde Parteien geworfen, fand er wenig Dank und wenig Beachtung. Die Demokraten sahen darin einen Verrath an der Volkssache und die preußische Regierung fühlte sich verletzt durch das Mißtrauensvotum gegen die Grosräthe der Krone und durch die den Beschluß begleitende Proclamation des Reichsverwesers. Das Ministerium blieb; die demokratischen Erhebungen und drohenden Manifestationen in den Provinzen Sachsen, Schlesien, Westfalen und Rheinland waren ohne Nachwirkung; der gesprengte Reichstag wurde an dem bestimmten Tage in der Domkirche zu Brandenburg von Neuem eröffnet. Da aber die Zahl der dem Befehle der Regierung folgenden Mitglieder zu einer Beschlußfassung

nicht hinreichte und ein Theil der Opposition nur erschien, um gegen das Verfahren nochmals zu protestiren, so wurde die Auflösung der Versammlung ausgesprochen und zugleich von der Regierung selbst eine Verfassung bekannt gemacht (octroyirt), welche einer neu zu wählenden gesetzgebenden Versammlung mit zwei Kammern zur Durchsicht und Annahme vorgelegt werden sollte. Diese „octroyirte" Verfassung und das Wahlgesetz beruhten auf demokratischer Grundlage und hatten nach allen Beziehungen einen möglichst freien Standpunkt; ja in einigen Punkten wollte es besonnene, conservative Männer bedünken, als sei den ungestümen Forderungen des Zeitgeistes allzu viel Rechnung getragen. Man hatte sich bei der Anfertigung dem Entwurfe der Verfassungscommission in der preußischen Nationalversammlung eng angeschlossen und theils die wichtigsten Beschlüsse des aufgelösten Reichstags, theils die Bestimmungen der Frankfurter Versammlung über die Grundrechte darin aufgenommen und überdies den Weg einer Verständigung offen gehalten. Beide Kammern sollten durch Volkswahl vermittelst Wahlmänner (indirectes Wahlverfahren) gebildet werden, nur daß für die erste eine bestimmte Steuersumme (Census) und ein höheres Alter festgesetzt war, indeß für die zweite das Wahlrecht unbeschränkt sein sollte. Darum versöhnte sich auch die öffentliche Meinung schnell mit der dargebotenen Verfassung; und selbst die Demokraten fügten sich in die Verhältnisse, die sich über Erwarten günstig für sie gestaltet hatten, und rüsteten sich zum neuen Wahlkampf. Die preußische Krone hatte ihre Kraft gezeigt; der Sieg war erfochten, aber großmüthig gewährte die Regierung die vom Volke angestrebte Freiheit im reichsten Maße als freiwillige Gabe. So ging unter freudigen Hoffnungen für Preußen das verhängnißvolle Jahr 1848 zu Ende. 5. Decbr. 1848.

4. Der österreichische Reichstag und die Wiener Zustände.

In den Maitagen 1848, als Kaiser Ferdinand noch in Innsbruck weilte, begannen die Wahlen zum österreichischen constituirenden Reichstage nach dem allgemeinen Stimmrecht, und im Juli konnten die Sitzungen eröffnet werden (S. 309). Die Versammlung bot einen merkwürdigen Anblick. Abgeordnete, den verschiedensten Volksstämmen und Ständen angehörend, darunter zweiunddreißig galizische Bauern in leinenen oder härenen, an die Steppe erinnernden Kitteln, die nicht lesen und schreiben konnten und die deutsche Sprache nicht verstanden, waren zur Anfertigung einer gemeinsamen Reichsverfassung vereinigt, von deren Beschaffenheit nur wenige einen klaren Begriff hatten. Wie sollte sich eine Versammlung, in der nicht nur politische Meinungsverschiedenheit, sondern auch nationale Interessen und tiefgewurzelter Stammeshaß weite Spaltungen schufen, zu einem Verfassungswerk einigen, das für alle Landestheile der österreichischen Monarchie, so verschiedenartig an Abstammung, Einrichtungen und Bedürf- Physiognomie des Reichstags.

nachdem sie hier unter allerlei bezeichnenden Ceremonien eine aus Lehm geknetete Puppe, den Minister Schwarzer vorstellend, feierlich begraben und zwei Sicherheitswachen mißhandelt hatten, schickten sie sich an, mit Fahnen und unter lärmendem Geschrei in die Stadt einzuziehen. Aber hier stießen sie auf eine Abtheilung Nationalgarden; aus einigen Neckereien und Steinwürfen entstand ein blutiger Kampf, in Folge dessen sechs Arbeiter getödtet und mehrere verwundet wurden. Viele Verhaftungen, die Einstellung der öffentlichen Arbeiten und die Selbstauflösung der Sicherheitsausschüsse waren die nächsten Ergebnisse dieses Kampfes, den die Bürger selbst ohne militärische Beihülfe zur Erhaltung
11. 12. Sept. 1848. der öffentlichen Ordnung bestanden. — Einige Wochen später ereignete sich ein neuer Tumult, als ein Gewerbverein, der sich eigenmächtig gebildet hatte, eine Menge von Actien ausgab, welche, da der Verein durchaus keine Garantie bot, bald allen Credit verloren, wodurch die aus geringen Gewerbleuten bestehenden Besitzer ihre Einlagen einbüßten. Trotz einer beruhigenden Bekanntmachung des Ministers Doblhoff, in welcher eine Untersuchung und Ausgleichung in Aussicht gestellt war, gestaltete sich die Aufregung zu einem drohenden Aufstand, der von den Demokraten und der Studentenlegion zur Wiederbelebung des Sicherheitsausschusses und zur Aenderung des Ministeriums benutzt werden sollte. Aber die ernste Haltung des von der Regierung zum Schutz herbeigezogenen Militärs vereitelte das Vorhaben. Die Erhebung, während welcher der Reichstag ohne Unterbrechung getagt hatte, blieb ohne nachtheilige Folgen, und zur Erleichterung des Gewerbstandes wurde dem Ministerium ein Credit von zwei Millionen bewilligt.

Die Wiener Octobertage. Die Vorgänge in Ungarn warfen die Hauptstadt des österreichischen Kaiserreichs in eine furchtbare Gährung. Schon lange hatte Jellachich, der Ban von Kroatien, insgeheim unterstützt vom Hof und von der Regierung, die Magyaren bekriegt. Der Reichstag, wo die Czechen und andere Slaven den Ungarn feindlich gesinnt waren, hatte die magyarische Deputation, die seine Vermittelung nachsuchte, abgewiesen; durch aufgefangene Briefschaften war die Verbindung des Kriegsministers Latour mit dem Ban an Tag gekommen; der als kaiserlicher Commissar und Oberbefehlshaber nach Ungarn geschickte Graf Lamberg wurde
3. Octbr. auf der Brücke von Buda-Pesth von dem rasenden Pöbel ermordet. Da erfolgte
28. Septbr. 1848. das kaiserliche Kriegsmanifest, und ein Theil der Wiener Truppen erhielt Befehl zum Abzug nach Ungarn. Dies gab Veranlassung zu einer Erhebung, die alle frühern Auftritte an Umfang und Wuth weit überbot. Die Wiener Bevölkerung, voran die Studentenlegion, die Zöglinge der polytechnischen Schule und viele Nationalgarden suchten den Abmarsch der Truppen gewaltsam zu hindern; die
6. Octbr. Eisenbahn wurde theilweise zerstört, einige Kanonen wurden erobert und ein blutiger Kampf eröffnet, bei dem ein General und einige Offiziere und Soldaten das Leben verloren. Die demokratischen Clubs entwickelten eine furchtbare Thätigkeit; die Arbeiter und die ganze niedere Volksmasse stürmten durch die

Straßen und Plätze, mit Piken, Stangen und Haken bewaffnet. Die ganze Stadt war in Aufruhr, aller Orten wurden Barrikaden errichtet; das Militär, verführt und dem ungarischen Krieg abhold, ging zum Theil zum Volk über, Andere waren lau im Widerstand. In der Stephanskirche und im Hofe des Kriegsgebäudes war der Kampf am heftigsten, der Boden mit Leichen bedeckt. Das Kriegsgebäude wurde endlich erstürmt, worauf eine zahllose Masse Volks eindrang, um den Minister Latour zu suchen. Der rasende Haufen durchstöberte die weitläufigen Räume des vierstöckigen riesenhaften Gebäudes. Im vierten Stockwerk fanden sie den Unglücklichen in einem Versteck. Finsterblickend schleppten sie ihn hinunter; umsonst flehte er die wüthende Schaar um sein Leben an; ein Streich mit einem schweren Hammer zerschmetterte ihm die Hirnschale; unter Säbelhieben und Pikenstößen verhauchte er auf dem Platze am Brunnen sein Leben; und so groß war die Wuth, daß ihm der entmenschte Haufen die Kleider abriß und den Leichnam in ein Tuch gehüllt an einem Laternenpfahl aufknüpfte. Unter Sturmläuten und wildem Geschrei verbreitete sich hierauf der Empörungskampf immer weiter. Das Zeughaus war das nächste Ziel der tobenden Schaaren; mit seinem reichen Vorrathe von Kriegsgeräth wollte man die schlechtbewehrte Menge bewaffnen. Aber zwei Kompagnien polnischer Truppen setzten den Stürmenden einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Die ganze Nacht hindurch wurde das Gebäude mit Geschütz, Gewehrfeuer und Brandfackeln ohne Erfolg angegriffen. Erst als gegen Morgen die Truppen abzogen, drang der stürmende Pöbel in das Gebäude ein und raubte die reichen Vorräthe an Waffen aller Art, bis eine aus Studenten und Nationalgarden bestehende Besatzung einzog und das weitere Verschleppen hinderte.

Diese schrecklichen Ereignisse machten auf den in Schönbrunn weilenden Kaiser einen erschütternden Eindruck und brachten ihn von Neuem zur Flucht. Mit Hinterlassung eines Manifestes, worin er sich beklagte, daß alle Beweise von Liebe und Güte, die er bisher mit Freuden erschöpft habe, ohne Anerkennung geblieben, und kund gab, daß er die Nähe der Hauptstadt, „wo die Anarchie ihr Aeußerstes vollbracht habe“, verlasse, „um Mittel zu finden, dem unterjochten Volke Hülfe zu bringen“, reiste der Kaiser mit seiner Umgebung unter militärischer Bedeckung in früher Morgenstunde ab und erreichte ohne erhebliche Störung die mährische Stadt Olmütz, die sich der Hof zur neuen Residenz ausersehen. Die Entfernung des Kaisers war der Anfang einer fluchtähnlichen Auswanderung aus der sturmbewegten Hauptstadt. Die vornehmen und wohlhabenden Einwohner verließen zu Tausenden die unglückliche Kaiserstadt, den Wohnsitz des Schreckens; dafür strömten die Männer der Bewegung, die neuen Apostel der Anarchie, zu allen Thoren ein. Das Ministerium war seit Latour's tragischem Ende zerstoben, zwei Räthe hatten sich geflüchtet, den dritten, Hornbostel, berief der Kaiser nach Olmütz; nur der Minister Kraus verharrte auf seinem gefahrvollen Posten. Der Reichstag hatte den Präsidenten Strobach

Der Kaiser nach Olmütz.

7. Octbr. 1848.

und einen großen Theil seiner Mitglieder durch die Flucht eingebüßt; die übrigen hielten unter dem Vicepräsidenten Smolka ihre Sitzungen in Permanenz und suchten durch Ernennung einer Sicherheitscommission, bei der Schuselka, ein zum Deutschkatholicismus übergetretener österreichischer Schriftsteller, das thätigste Mitglied war, dem wilden Treiben der Demokratenvereine und der Legionäre der Aula einige Schranken zu setzen und einen Schein gesetzlicher Ordnung zu erhalten. Waren doch die Legionäre in der Aula zu solcher Gemüthsverwilderung entartet, daß sie ohne Zeichen von Unwillen und Entrüstung einen der Mörder Latour's seine schauerliche That in öffentlicher Versammlung erzählen ließen. Eine Adresse an den Kaiser suchte diesen zur Rückkehr zu bewegen, und ein Aufruf an die Völker Oesterreichs mahnte mit ernsten Worten, daß ein unerschütterliches Festhalten an der Achtung vor dem Gesetze, an der constitutionellen Monarchie und an der Freiheit die heiligste Pflicht jedes Bürgers sei.

Wien in der Gewalt der Revolutionspartei.

Aber die Würfel waren bereits geworfen. Der in Wien commandirende General v. Auersperg nahm mit seinen Truppen auf dem kaiserlichen Belvedere und im Schwarzenberg'schen Garten eine feste, drohende Stellung; zu gleicher Zeit näherte sich der kriegerische Ban Jellachich mit einem großen Heer wilder und räuberischer Kroaten und Grenzer den Marken der Hauptstadt, und in Böhmen machte der gefürchtete Fürst Windisch-Grätz, der neue „Städtebelagerer", kriegerische Bewegungen. Diese Anzeichen eines feindlichen Angriffs mit vereinten Streitkräften setzten die Bevölkerung der Kaiserstadt in fieberhafte Aufregung. Die Weigerung des Kaisers, den Ban Jellachich dem österreichischen Ministerium unterzuordnen, nahmen die Demokraten in Wien als einen Beweis, daß es auf eine Militärdictatur abgesehen sei; die Adressen des Reichstags zur Erwirkung der kaiserlichen Rückkehr blieben erfolglos; die Deputation des städtischen, im radicalen Sinne erneuten Gemeinderaths wurde nicht vorgelassen; so kam es, daß die Leitung der Dinge gänzlich in die Hände der Revolutionspartei gerieth, die mit der wachsenden Gefahr immer mehr Rührigkeit kund gab. Der Studentenclub in der Aula bildete den Mittelpunkt der revolutionären Bewegung; ihm zur Seite wirkten verschiedene demokratische Ausschüsse; die bewaffnete Macht war der unter radicale Anführer gestellten Nationalgarde untergeordnet; ein allgemeiner Landsturm sollte aufgeboten werden. Je mehr der Ausgang dieser revolutionären Erhebung von der Entscheidung der Waffen abhängig ward, desto mehr kam die Leitung des Ganzen von dem Reichstag und Gemeinderath an die Ausschüsse und Insurgentenführer. Der ehemalige Lieutenant Messenhauser wurde zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde gewählt; der polnische General Bem, der später in Ungarn glänzende Beweise kriegerischer Befähigung ablegte, leitete an der Spitze der Artilleristen die Vertheidigungsanstalten; Freischaaren, die von allen Seiten in die Hauptstadt strömten, standen unter eigenen Führern, die sich meistens als Clubredner und Literaten einen Namen gemacht. Feste Barrikaden waren an geeigneten Orten aufgerichtet, das Pflaster in den

Straßen gelockert, für Unterhalt und Verpflegung von den städtischen Behörden Anstalten getroffen. Aber was vor Allem den Muth und die Hoffnung der Wiener Insurgenten belebte, war der erwartete und verheißene Zug der Magyaren, deren Hülfstruppen man schon von dem Beobachtungsort auf dem Stephansthurm zu bemerken glaubte.

Unter diesen Anstalten und Zurüstungen hatte der Ban die südliche Seite der Stadt am Wienerberg mit 50,000 Mann kaiserlicher Truppen der verschiedensten Waffengattungen, Kriegstrachten und Nationalitäten besetzt. Ein buntes Völkergemenge, das an Wallensteins Lager erinnerte; Kroaten und Grenzer, mit und ohne Uniform, die gefürchteten Rothmäntel oder Sereschaner standen neben italienischen und polnischen Truppen und Husaren in prunkenden Gewändern. Eine mannichfaltig gemischte Kriegsmenge, durch das starre Commando und die militärische Zucht zu einem festen Körper verbunden, gegenüber einer beweglichen, von dem vagen Begriffe der Freiheit getriebenen, an Zucht und Unterordnung nicht gewöhnten Insurgentenmasse. Graf Auersperg, der Gesinnung seiner Soldaten mißtrauend, räumte seine bisherigen Standorte, die sofort von der Studentenlegion besetzt wurden, und vereinigte sich mit Jellachich. Bald erschien auch Fürst Windisch-Grätz, den der Kaiser zum Oberbefehlshaber aller Truppen, mit Ausnahme der italienischen, ernannt und zur Züchtigung der empörten Hauptstadt mit unumschränkter Vollmacht ausgerüstet hatte, mit großer Heeresmacht in der Nähe Wiens. Eine kaiserliche Proclamation, die ihm voranging, suchte die aufgeregten Gemüther des Volks zu beruhigen und von einer Betheiligung an der Erhebung abzumahnen, indem sie die Versicherung gab, daß die gewährten Rechte und Freiheiten ungeschmälert erhalten, die verheißene Verfassung zur Vollendung geführt und das Gesetz über die Ablösung der bäuerlichen Lasten und Zehnten in Ausführung gebracht werden sollte. In Anwendung der militärischen Maßregeln sollte nur so weit gegangen werden, „als zur Herstellung der Ruhe und Sicherheit, zum Schutze aller getreuen Staatsbürger, sowie zur Aufrechterhaltung der Würde des constitutionellen Thrones nöthig sein werde". Der besonnenere Theil der Wiener Bevölkerung hätte gern noch bei Zeiten eingelenkt, zumal da die schwankende Haltung der ungarischen Armee, die bald zaudernd still hielt, bald rückgängige Bewegungen machte, wenig Aussicht auf kräftige Unterstützung bot; allein der revolutionäre Geist war schon zu mächtig geworden, die Leitung der Dinge war schon zu sehr in die Hände der äußersten Partei gerathen, als daß noch eine Vermittelung möglich gewesen wäre. Schleunige Flucht schien noch die einzige Rettung, und viele Einwohner, darunter auch mehrere Mitglieder des Reichstags, ergriffen diesen Ausweg, ehe sie durch den Terrorismus im Innern oder durch die militärische Sperre von Außen daran gehindert wurden.

Drohende Anzeichen.

12. Octbr. 1848.

20. Octbr.

Der zum Feldmarschall ernannte Fürst Windisch-Grätz hatte bereits alle Anstalten zur völligen Einschließung der Stadt getroffen. Eine Proclamation

Militärischer und revolutionärer Terrorismus.

„an die Bewohner Wiens“, die in energischen Worten die Stadt, die Vorstädte und die Umgebung in Belagerungszustand erklärte, alle Civilbehörden den Militärbehörden unterordnete und gegen die Uebertreter der Verfügungen das Standrecht verkündete, bewies den furchtbaren Ernst des Mannes mit der eisernen Willenskraft. „Eure Stadt ist befleckt worden (heißt es darin) durch Gräuelthaten, welche die Brust eines jeden Ehrenmannes mit Entsetzen erfüllen. Sie ist noch in diesem Augenblick in den Händen einer kleinen, aber verwegenen, vor keiner Schandthat zurückschaudernden Faction. Euer Leben, euer Eigenthum ist preisgegeben der Willkür einer Handvoll Verbrecher. Ermannt euch, folgt dem Rufe der Pflicht und Vernunft!“ Dieser Aufruf, der trotz aller Wachsamkeit an mehreren Straßenecken angeschlagen ward, weckte aufs Neue die Wuth und die Leidenschaft der Insurgenten, insbesondere der jugendlichen Krieger auf der Aula, die kurz zuvor durch die Entdeckung eines furchtbar verstümmelten und durch barbarische Mißhandlung entstellten Studentenleichnams in die heftigste Aufregung gebracht und zur Rache entflammt worden waren. Eine Vermittelung konnte jetzt keinen Erfolg mehr haben; und wie viele Versuche der Art auch noch von Seiten des städtischen Gemeinderaths, der noch anwesenden Glieder des Reichstags und zweier Commissare der Frankfurter Nationalversammlung unternommen wurden, die Bedingungen, die der strenge Feldherr am 23. October stellte, waren so hart und drohend, daß sie verworfen wurden. War doch darin die Auslieferung mehrerer noch näher zu bezeichnenden Individuen verlangt, eine Forderung, durch deren Gewährung das Schwert des Damokles über allen Demokratenhäuptern geschwebt hätte. Die Entscheidung beruhte jetzt auf den Waffen; das Schwert der Empörung war so hoch geschwungen, daß die Scheide weggeworfen werden mußte. Von beiden Seiten wurden daher die kriegerischen Kräfte aufs Aeußerste angestrengt. Bem, Messenhauser und Fenneberg leiteten die Vertheidigungsanstalten; der demokratische Centralausschuß bildete zwei Freicorps, die mobile Garde und das Elitencorps, die auf der äußersten Warte fochten, und worin mehrere Literaten, darunter auch die Frankfurter Parlamentsmitglieder Robert Blum und Julius Fröbel, Dienste versahen; die Maßregeln des Schreckens, die von Außen gegen die Demokraten angeordnet worden, fanden im Innern ihre Anwendung gegen die Gemäßigten und Reactionäre. Gefechte und Ausfälle, täglich wiederholt, steigerten durch den blutigen Ausgang die Wuth und Rachsucht auf beiden Seiten. Die Flammen, die jeden Abend von den brennenden Häusern glühend roth am nächtlichen Himmel emporstiegen, gewährten den angstvoll in der Ferne Harrenden einen grauenvollen Anblick.

Die Katastrophe. Ueber eine Woche wurde der blutige Kampf mit der größten Erbitterung Tag und Nacht fortgeführt. Die akademische Legion, die Arbeiter, die Nationalgarde, die Freicorps machten jeden Fußbreit streitig; Mauern und Barrikaden gewährten ihnen Ersatz für die mangelnde Kriegskunst. Der Zorn der

Soldaten wuchs mit dem Widerstand; besonders brannte das Regiment Latour, das mit umflorten Fahnen einherzog, vor Verlangen, den Tod des Generals zu rächen. Am 28. und 29. October war der Kampf am heißesten; schon waren die Außenwerke und Vorstädte erobert, den Insurgenten gebrach es an Lebensmitteln und Kriegsvorrath; die Stadt war unhaltbar, fernerer Widerstand drohte das Unglück nur größer zu machen. Der Gemeinderath, nunmehr die einzige gesetzliche Obrigkeit, da der Reichstag durch kaiserliche Botschaft geschlossen und auf den 15. November nach dem mährischen Städtchen Kremsier einberufen worden, beschloß die Stadt auf Gnade und Ungnade, wie der Sieger verlangte, zu übergeben. Am Abend begann schon die Abführung der Waffen, und am 30. October rückten die Truppen von allen Seiten bis zum Glacis vor. Da sah um zwei Uhr ein Wächter vom Stephansthurm gegen die ungarische Grenze hin Pulverdampf aufsteigen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Straßen: „Die Ungarn kommen!“ und weckte von Neuem den Kriegsmuth. Der Vertrag wurde gebrochen, die abgelieferten Gewehre den Zeughäusern wieder entnommen, die Kanonen auf die Wälle gepflanzt und neue Ausfälle gewagt. Die Stadt war gänzlich in den Händen des Proletariats und verzweifelter Rotten von Freischaaren. Allein die Hoffnung der Insurgenten wurde getäuscht. Zwar waren die Ungarn wirklich im Anmarsch; aber ihr großentheils aus einem raschgebildeten Landsturm von jungen Leuten bestehendes Heer wurde von den Kroaten und dem österreichischen Militär an der Schwechat mit großem Verlust zurückgeschlagen und zum schnellen Abzug nach Preßburg gezwungen. Mit doppelter Wuth wurde nunmehr die Kaiserstadt von den über den Treubruch empörten Soldaten von Neuem bestürmt. Der Widerstand war 30. Octbr. 1848. schwach und von kurzer Dauer. Die Truppen drangen unter Begünstigung der über die Proletarierherrschaft entrüsteten Nationalgarden bis zum Stephansplatz und auf den Hof des Kriegsgebäudes, wo der Laternenpfahl, an dem Latour's Leiche gehangen, unter Geheul umgestürzt und zertrümmert wurde. Die Aula war leer, die Kalabreserhüte verschwanden plötzlich. Wien bot einen Anblick des Schreckens und Jammers dar. In den meisten Straßen Kugelspuren an den Häusern, so schildert ein Augenzeuge die Scenen, in den Vorstädten ganze Straßenreihen niedergebrannt, an tausend Stellen Leichen und Blutlachen, überall Frauen oder Kinder, nach den Männern oder Vätern suchend, dazwischen Kroaten, nur auf Plünderung bedacht.

Am 2. November hielt Jellachich seinen Einzug in die eroberte Stadt, Strafgerichte. Rob. Blum. über welche bereits Windisch-Grätz von seinem Hauptquartier Hetzendorf aus den strengsten Belagerungszustand verhängt hatte. Nun begann die eiserne Herrschaft des Schwertes. Die Stadt wurde streng abgeschlossen, die Einwohner entwaffnet, alle Häuser und Straßen durchsucht, alle Gefängnisse mit Schuldigen und Verdächtigen gefüllt. Wochenlang hielten die Nachrichten über die standrechtliche Behandlung „mit Pulver und Blei“ das deutsche Volk in Auf-

regung. Messenhauser, der von Wiedererneuerung der Feindseligkeiten ernstlich abgemahnt hatte, und viele Barrikadenhelden fanden ihr blutiges Ende durch die siegreiche Militärmacht; Alfred Julius Becher, der begabte Meister der Tonkunst, und der jugendliche Hermann Jellinek büßten für die revolutionäre Tendenz ihrer Zeitschrift „der Radicale" mit dem Leben; aber was vor Allem die Demokraten mit Wuth und Entsetzen erfüllte, war die Erschießung
9. Novbr. 1848. Robert Blum's, des Führers der Frankfurter Linken. Hervorgegangen aus niederm Proletarierstande und aufgewachsen unter Druck und Entbehrung, hatte er sich durch Anlage und Energie zum beredten Vorkämpfer der religiösen und politischen Freiheit in ihrer äußersten Gestalt herangebildet und brachte ihr jetzt sein Leben als unfreiwilliges Opfer. Unberufen hatte er sich in das brausende Treiben der österreichischen Hauptstadt gestürzt, hatte in der Aula seine pathetische Beredsamkeit dargelegt, hatte im Elitencorps am Kampfe Theil genommen, hatte bei seiner Verhaftung und bei dem gerichtlichen Verhör auf seine Eigenschaft als Mitglied der Reichsversammlung getrotzt. Er hatte nicht an das weise Sprichwort der Vorsichtigen gedacht: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um". Sein Tod sollte als abschreckendes Beispiel allen ähnlichen Bestrebungen dienen; darum war auch „Blum's Todtenfeier" für die ganze Partei ein Erkennungszeichen, und die großartige Unterstützung, die seiner Frau und seinen Kindern zu Theil ward, bewies, welche Bedeutung der Mann und sein Fall für die Demokraten und Republikaner hatte. Mit derselben kalten Ruhe, die er so oft auf der Tribüne bewiesen, ist er auch den Todesweg gegangen. Sein minder bedeutender Gefährte und Gesinnungsgenosse Julius Fröbel wurde nach angstvollem Schwanken zwischen Leben und Tod später unverletzt entlassen. Bem, Fenner v. Fenneberg und der Demokratenredner Dr. Schütte entkamen unter manchen Gefahren und Abenteuern durch glückliche Flucht. Der Erste begab sich nach Ungarn, wo er eine polnische Legion bildete; der Letztere verbrachte den Rest seines Lebens in den vereinigten Staaten Amerikas. Das Gerücht, daß er als Kriegsquartiermeister sich durch gemeinen Betrug entehrt und ein Ende mit Schande genommen, ward von anderer Seite als verleumderische Nachrede seiner politischen Gegner erklärt. Hauck, der Redacteur des radicalen Blattes „Constitution" und Stifter und Anführer des Elitencorps, gerieth erst nach der Katastrophe in Ungarn in die Hände der Oesterreicher und fand dann nachträglich noch seinen Tod durch Pulver und Blei.

5. Deutschland und Oesterreich.

Die Frankfurter Nationalversammlung gegenüber den Wiener Vorgängen. Die ersten Nachrichten von der Wiener Octoberbewegung trafen das Frankfurter Parlament bei der Berathung über die Reichsverfassung. Wie sehr auch die gemäßigte Partei auf Beschleunigung dieses Hauptwerkes der gesetzgeberischen Thä-

tigkeit drang, die Tagesereignisse schlugen zu mächtig an die Pforten der Paulskirche, als daß nicht die Frage über das Verhalten der deutschen Centralgewalt zu den Wiener Vorgängen sich in den Vordergrund gedrängt hätte. Zwar widerstand die Versammlung auch diesmal dem Antrag der Linken, welche die Wiener Erhebung als eine nationale Sache gegen eine widerstrebende undeutsche Regierung darzustellen suchte und an die Frankfurter Reichsgewalt das Ansinnen stellte, die Bewegung zu unterstützen und die österreichische Regierung nöthigenfalls mit Waffengewalt zur Entfernung aller nichtdeutschen Truppen zu zwingen, und beharrte auf dem besonnenen Wege ruhiger Erwägung. Allein die öffentliche Stimme forderte zu dringend eine Bethätigung der Theilnahme an diesem gewaltigen Kampfe, als daß man dieselbe hätte überhören können. Das Parlament bewirkte die Absendung zweier Commissare, Mosle und Welcker, nach Olmütz und in das Lager des kaiserlichen Feldherrn und empfahl ihnen aufs dringendste „die Geltendmachung des Ansehens der Centralgewalt, den Schutz der Interessen Deutschlands in Oesterreich, die Sorge für friedliche und unblutige Lösung der österreichischen Wirren und die Wahrung der im März und Mai den österreichischen Völkern zugestandenen Rechte und Freiheiten"; und als die Vermittelungsversuche in Olmütz „an der glatten Etikette des kaiserlichen Hofes abgeglitten", in Wien „von dem Machtbewußtsein des kaiserlichen Feldherrn" zurückgewiesen worden, so glaubte die Versammlung doch insoweit die Entrüstung der Linken über den Tod ihres Führers besänftigen zu müssen, daß sie das Ansinnen einer „Todesfeier" für Robert Blum nicht ganz von der Hand wies, wenn sie derselben auch nicht das beabsichtigte feierliche Schaugepränge verlieh, wodurch die Feier zu einer „Demonstration" gemacht werden sollte.

Diese Vorgänge drängten die Frage über die künftige Stellung Oesterreichs zum deutschen „Bundesstaat" in den Vordergrund der Berathung. Je mehr es zweifelhaft wurde, ob sich die österreichische Regierung rückhaltlos den Beschlüssen der Frankfurter Nationalversammlung unterwerfen werde, desto mehr drangen die unbedingten Anhänger eines deutschen Einheitsstaats mit monarchisch-constitutionellen Formen auf eine klare Auseinandersetzung der staatlichen Verhältnisse beider Reiche. Nun machten sich bei der Berathung bald drei Möglichkeiten geltend: 1) Oesterreich löst sich in seine nationalen Bestandtheile auf, dann werden die deutsch-österreichischen Lande dem deutschen Reiche zufallen und an dessen Gesammtverfassung Theil nehmen. 2) Oesterreich bleibt in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung als ein Ganzes beisammen, dann wird der deutsche Theil Oesterreichs sich von dem deutschen Bundesstaat ablösen müssen. 3) Der deutsche Bundesstaat und die österreichische Gesammtmonarchie werden zu einem großen mitteleuropäischen Reich in fester Union verbunden. Außer diesen drei Hauptrichtungen tauchten noch mehrere Vermittelungsvorschläge auf, die, von dem thatsächlichen Standpunkt ausgehend, entweder das gegenseitige Verhältniß noch einige Zeit unbestimmt lassen oder eine Ausnahmsstellung Oesterreichs auf

Die österreichische Frage in der Paulskirche.

dem Wege der Vereinbarung mit bestimmten „Modificationen" begründen wollten. Gegen die Ablösung der deutschen Lande von Oesterreich sprach die gegründete Furcht, daß dann die nichtdeutschen Staatengebiete dem germanischen Elemente immer mehr entfremdet und dem Einflusse Rußlands gänzlich anheimfallen würden; gegen die Herbeiziehung des gesammten Oesterreichs sträubte sich der Begriff einer natürlichen Staatsordnung und das Gefühl der Unmöglichkeit, auf diese Weise einen gesunden politischen Organismus zu schaffen. Daher erschien der Plan einer friedlichen Auseinandersetzung und Lösung der allein ausführbare, und diesem Gedanken gab Heinrich v. Gagern eine bestimmtere Gestalt und mildere Fassung.

Der engere und weitere Bund. Von der Ansicht ausgehend, daß das deutsche Element in Oesterreich das einflußreichste sei und daß es eben so sehr dem nationalen Interesse Deutschlands widerstrebe, als es für Oesterreich eine „rechtliche Unmöglichkeit" sei, die Staatseinheit zwischen den deutschen und nichtdeutschen Provinzen der österreichischen Monarchie zu lösen, suchte Gagern den Boden für ein Verhältniß zu gewinnen, „wonach das außerösterreichische Deutschland sich bundesstaatlich fest aneinanderschließe; zwischen Oesterreich aber, welches wegen seiner undeutschen Bestandtheile in diesen engsten Bund nicht eintreten könne, und dem übrigen Deutschland eine anderweitige enge Verbindung bestehe". Dieses Band fand er in der Gemeinschaft der materiellen Interessen, und sein Antrag lautete daher: „Oesterreich bleibt, in Berücksichtigung seiner staatsrechtlichen Verbindung mit nichtdeutschen Ländern und Provinzen, mit dem übrigen Deutschland in dem „beständigen und unauflöslichen Bunde". Die organischen Bestimmungen für dieses Bundesverhältniß, welche die veränderten Umstände nöthig machen, werden Inhalt einer besonderen Bundes-Acte". Es lag also hier ein doppeltes Bundesverhältniß vor, ein engerer deutscher Bundesstaat und eine österreichisch-deutsche Union mit gemeinsamen Handelsinteressen und mit Gründung eines einheitlichen Zollvereins. Die weiteren Discussionen über diese Lebensfrage der deutschen Verfassung wurden nach Gagern's Wunsch bis zur zweiten Lesung ausgesetzt, damit die Centralregierung Zeit gewinne für eine Anfrage an Oesterreich, wie sich dasselbe in Bezug auf Deutschland zu verhalten gedenke. Diese Anfrage aber unterblieb, weil der Leiter des Frankfurter Ministeriums, Schmerling, dem die Interessen seines österreichischen Vaterlandes mehr am Herzen lagen als die gedeihliche Entwickelung des deutschen Bundesstaats, dieses Verhältniß lieber noch einige Zeit in der Unbestimmtheit lassen wollte. Um Zeit zu gewinnen, hüllte er daher die ganze Sache in den Schleier diplomatischer Zurückhaltung und ränkevoller Politik, gab unbestimmte Antworten und suchte Anträge und Interpellationen, die eine klare Auseinandersetzung bezweckten, unter allerlei Vorwänden und scheinbaren Beweggründen fern zu halten oder durch eine kluge Wendung scheitern zu lassen. Dieses Verfahren setzte Schmerling auch dann noch fort, als das neue österreichische Ministerium **Schwarzenberg**

am 27. November in seinem dem Reichstage von Kremsier vorgelegten und von diesem mit lauten Beifalle begrüßten Programme den Standpunkt bezeichnet hatte, den es in der deutschen Frage einzunehmen gedächte und der mit Gagern's Plan vereinbar schien. Darin ist nämlich ein „Zerreißen der Monarchie" entschieden verworfen, dagegen deutlich ausgesprochen, daß man die „natürliche Entwickelung des noch nicht vollendeten Umgestaltungsprozesses" beider Staaten abwarten wolle; erst „wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt seien", würde es möglich sein, „ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen". Selbst nicht gehindert in der gesonderten Constituirung ihrer Gesammtmonarchie, schien also die österreichische Regierung auch die Ausbildung eines deutschen Bundesstaats nicht hindern zu wollen. Aber das deutsche Verfassungswerk konnte nicht zu Ende geführt werden, so lange das Verhältniß Oesterreichs ungeordnet blieb, weil von dem Verbleiben oder Ausscheiden dieser Großmacht die Oberhauptsfrage bedingt war. Im ersteren Falle konnte man nicht füglich eine einheitliche Spitze aufstellen, sondern mußte einem Fürstendirectorium von Dreien den Vorzug geben; im letzteren Falle schien es natürlich, daß das Oberhaupt des mächtigsten unter den rein deutschen Staaten an die Spitze des Bundesstaats trete.

Großdeutsche und Kleindeutsche.

So wurde die österreichische Frage eine neue Scheidungslinie für die Parteistellung im Frankfurter Parlament, und je mehr die Verfassung ihrer Vollendung entgegenrückte, desto schroffer trat der mächtige Zwiespalt, der nationale und confessionelle Dualismus hervor. Die Verfechter eines Bundesstaats mit klaren constitutionellen Formen, worin geordnete Freiheit im Innern mit einer starken Executivgewalt nach Außen gepaart erscheine, suchten Deutschland von Oesterreichs Oberleitung und bestimmendem Einflusse zu befreien und mit Preußen, das mit seinem Gesammtgebiete dem deutschen Bunde beigetreten, enger zu verbinden, und zwar so, daß demselben nicht nur die „Hegemonie" zukäme, sondern daß das deutsche und preußische Oberhaupt in Einer Person vereinigt wäre und die Stellung und Macht des letztern dem deutschen Bundesstaat zu Gute käme. Diesem Streben, das erst allmählich in seiner ganzen Consequenz und Klarheit hervortrat, erstanden viele Gegner. Nicht bloß daß die österreichischen Abgeordneten einem Plane abhold waren, der sie selbst und dreizehn Millionen Deutsche von dem künftigen Reiche ausschloß, auch die Mitglieder aus Baiern und aus den meisten Staaten Süddeutschlands waren theils aus confessionellen Bedenken, theils aus Particularismus oder Abneigung gegen Preußen dieser Bevorzugung Norddeutschlands entgegen, und die ganze Linke widerstrebte einer Staatsform, die von ihrem republikanischen Ideale so fern als möglich lag und die einen Mann zum Verfechter hatte, den sie als ihren heftigsten Widersacher aufs bitterste haßte und schmähte, weil er in ihren Augen ein Abtrünniger von der Sache der „Freiheit" war, für die er früher gekämpft und gelitten. So schuf die österreichische Frage eine veränderte Parteistellung; die bisher um Gagern geschaarte

Majorität sah mehrere ihrer Glieder, darunter auch Welcker und Jürgens, den Verfasser des gelehrten Werks über Luther's Leben, aus ihrer Mitte scheiden. Sie nannten sich die „großdeutsche" Partei und zogen dadurch ihren Widersachern den ungerechten, mit einer leise verächtlichen Nebenbeziehung beladenen Namen der „Kleindeutschen" zu. Der Austritt des Herrn von Schmerling, dessen politische Windungen und diplomatische Künste vor der mißtrauisch gewordenen Nationalversammlung keine Geltung mehr fanden, aus dem Reichsministerium und die Uebertragung der ministeriellen Vorstandschaft an Heinrich von Gagern bildete einen bedeutsamen Abschnitt in der Lebensthätigkeit der Frankfurter Staatsgewalten. Der Abgeordnete Simson aus Königsberg war ein würdiger und fähiger Nachfolger Gagern's auf dem Präsidentensitze der Paulskirche. Die „großdeutsche" Partei, aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt und in den meisten übrigen Fragen weit auseinandergehend, wurde durch Schmerling's Gewandtheit in steter Opposition gegen den Gagern'schen Plan gehalten. Sie schuf sich später ein Organ in der „Frankfurter Zeitung", die als Motto den Schlußvers des Arndt'schen Liedes: „Das ganze Deutschland soll es sein!" an der Stirn trug. Der „Pariser Hof" diente ihr als Versammlungsort.

Gagern's Minister-programm. Gagern besaß nicht die diplomatische Gewandtheit seines Vorgängers Schmerling, den er einst in einem Augenblick der Uebereilung seinen „Freund" genannt, und der jetzt sein gefährlichster Gegner ward. Aber wo sein Name das Banner war, da schlossen sich edle Kräfte an. Seine bedeutende Persönlichkeit, sein offenes und gerades Wesen, seine unbestrittene Vaterlandsliebe, seine kernhafte, deutsche Natur und sein reines, von wahrer Begeisterung getragenes Streben fesselte Alle, die in seine Nähe kamen. Mit gewohnter Aufrichtigkeit
18. Decbr. 1848. stellte er auch sogleich in seinem Programme die österreichische Frage als die Lebensfrage seiner ministeriellen Wirksamkeit hin, indem er, von dem Nichteintritt Oesterreichs in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat ausgehend, nur ein Unionsverhältniß zwischen den beiden Reichen herstellen wollte, wozu durch Unterhandlungen auf gesandtschaftlichem Wege, die sich jedoch nicht auf die Verfassung des deutschen Bundesstaates erstrecken dürften, Einleitungen getroffen werden sollten. Aber als er die Nationalversammlung um Ermächtigung zu dieser „gesandtschaftlichen" Verbindung anging, erfuhr er heftigen Widerspruch. Ein Mitglied der Linken (Venedey) sprach von einem „Hinauswerfen" Oesterreichs, von einer „Theilung" Deutschlands, die an Schmach der Theilung Polens gleichkäme. Und damit nicht der Vorwurf dieser „Theilung" auf Oesterreich falle, begab sich Schmerling über die Weihnachtsferien nach Wien und Olmütz, um andere Ansichten, als das Ministerprogramm von Kremsier aufgestellt, zur Geltung zu bringen. Zum Bevollmächtigten Oesterreichs bei der Centralgewalt ernannt, erschien der gewesene deutsche Ministerpräsident, der indessen vor seinen Wiener Wählern in einer merkwürdigen Rede das Bekenntniß abgelegt, daß

ihm die Aufrechthaltung der Integrität des österreichischen Staats „das Höchste und Wichtigste im Leben sei", nach Neujahr wieder in Frankfurt und überreichte eine Note seiner Regierung, worin die Behauptung ausgesprochen war, Gagern habe jenes Novemberprogramm von Kremsier falsch ausgelegt. Ohne sich über die künftige Gestaltung der österreichischen Monarchie im Geringsten auszulassen, behielt sich die Olmützer Regierung ausdrücklich die Freiheit des Eintritts in den Bundesstaat vor, verbat sich den blos „gesandtschaftlichen Verkehr" und gab endlich der Centralgewalt so wie der Nationalversammlung die Lehre, „daß die gedeihliche Lösung des deutschen Verfassungswerks nur auf dem Wege der Verständigung mit den deutschen Regierungen, unter welchen die kaiserliche den ersten Platz einnehme, zu erreichen sei".

Der Eindruck, den diese Note und das versteckte Benehmen Schmerling's auf die Nationalversammlung machte, war dem Gagern'schen Plan günstig und zog viele Mitglieder auf seine Seite. Der Weg der Vereinbarung, der hier vorgezeichnet war, verletzte die Verfechter der Nationalsouveränetät. Und als nun Gagern selbst die Schärfe seines Programms durch einige Modificationen milderte, indem er das Ausscheiden Oesterreichs nicht als bereits erklärt annahm, und den Antrag vom 18. December dahin abänderte, „daß das Ministerium ermächtigt werde, zu geeigneter Zeit und in geeigneter Weise mit der Regierung des österreichischen Kaiserreichs, Namens der Centralgewalt, über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland in Verhandlung zu treten", da versöhnte sich die Mehrheit der Versammlung allmählich mit dem Gedanken. Zwar war der zur Prüfung des Antrags niedergesetzte Ausschuß der Mehrzahl nach gegnerisch gesinnt, und der gewandte Dialektiker v. Wydenbrugk aus Weimar deckte die Blößen des Plans mit Kunst und Geschicklichkeit auf: aber Beckerath's warnende Worte, daß „das Warten auf Oesterreich das Sterben der deutschen Einheit" sei; Vincke's kräftige Unterstützung und vor Allem Gagern's versöhnende und überzeugende Rede selbst verschafften seinem Antrag den Sieg. Die nationale Einheitsidee, ein so mächtiger Factor bei der Neugestaltung Deutschlands, widerstrebte dem Gagern'schen Plane, und wie verschieden auch die Beweggründe der Widersacher waren, sie fußten alle auf diesem einen vaterländischen Grunde. Aber die Geschichte des deutschen Volks in so vielen drangvollen Jahren schien die warnende Lehre zu begründen, daß nur dann ein gesundes, freies und starkes Staatsleben in Deutschland erblühen könne, wenn es sich von Oesterreich „emancipire". Wie sehr also die Gagern'sche Partei auch bemüht war, den Vorwurf einer „Theilung Deutschlands" von sich zu weisen, das Endergebniß ihres Strebens war, wenn es zum Ziele kam, eine Trennung der deutschen Bundesstaaten. Sie brachte ein gefährdetes Glied zum Opfer, um dem übrigen Körper wieder Gesundheit und neue Lebenskraft zu verleihen.

Das Verhältniß in der Schwebe.

5. Jan. 1849.

13. Jan.

6. Die deutsche Reichsverfassung.

Die Grundrechte veröffentlicht.

Mittlerweile war die deutsche Reichsverfassung ihrem Abschluß nahe gekommen, und auch die zweite Lesung der „Grundrechte" wurde noch vor Ablauf des Jahres 1848 zu Ende geführt. In einigen Punkten hatte man eine gemäßigtere Fassung erlangt, aber die Aufhebung der Todesstrafe, und der vage Satz, „daß Niemand verpflichtet sei, seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren", war noch ein Zugeständniß an die auf dem Boden des Humanismus und der schrankenlosen individuellen Freiheit fußende Linke. Trotz des Sträubens der auf der Rechten sitzenden Partei der Vereinbarung, die vor der eigenmächtigen und gesonderten Bekanntmachung dieses Theils der Verfassung von Seiten der Centralgewalt mit guten Gründen warnte, wurde die Publication der Grundrechte beschlossen und durch das Reichsgesetzblatt vom 28. December vollzogen. Die Linke betrieb vorzugsweise die Separatveröffentlichung. Man hatte schon am 24. November auf ähnliche Art eine „deutsche Wechselordnung" als Reichsgesetz bekannt gemacht, und die Regierungen hatten dasselbe fast ohne Ausnahme angenommen; sollte nicht hier der gleiche Fall eintreten? So wurden die Grundrechte als Weihnachtsgabe in zahllosen Abdrücken der deutschen Nation dargeboten; doch verhehlte man sich nicht, daß einerseits „das Volk die Grundrechte mit ihren überreichen Freiheitsgaben mit Begier ergreifen könnte, um vielleicht später die conservativen Zugaben der Verfassung zu verschmähen", und daß andererseits die Regierungen der Anerkennung und Einführung allerlei Bedenken und Schwierigkeiten entgegen stellen möchten. Das letztere ist in reichlichem Maße geschehen.

Die Reichsverfassung. 1. Reich und Reichsgewalt.

Was die Verfassung anbelangt, so suchte man bei Begründung der „Reichsgewalt" sowohl die „centripetale" Richtung, die einen Einheitsstaat anstrebte, als den „centrifugalen" Particularismus, der den losen Staatenbund zurückführen wollte, zu vermeiden; man sicherte den einzelnen deutschen Staaten ihre Selbständigkeit und alle staatlichen Hoheiten und Rechte, aber man suchte zugleich durch Aufstellung eines allgemeinen Staatsorganismus mit einer mächtigen Reichsgewalt der politischen Lebensthätigkeit einen würdigen Ausdruck zu geben und der Sehnsucht der deutschen Nation nach Einheit und Macht Befriedigung zu gewähren. Aus einem losen, mechanischen Nebeneinander der Staaten sollte ein organisch Gegliedertes erwachsen, und über der ungehemmten Thätigkeit der Einzelnen die höhere Ordnung als Ziel und Richtschnur schweben. Darum mußte der Reichsgewalt vor Allem anheimgegeben werden: 1) die Vertretung nach Außen durch Gesandtschaften und Consuln und das ausschließliche Recht, Staatsverträge zu schließen. 2) Die Kriegsmacht und das Heerwesen; das Reichsoberhaupt bestimmt über Krieg und Frieden und verfügt über die militärischen Kräfte der Einzelstaaten wie über die Seemacht und die Reichsfestungen, daher auch die Verpflichtung zur Treue gegen das Reichsoberhaupt und die

Reichsverfassung in den Fahneneid in erster Stelle aufzunehmen ist. 3) Die Beschaffung der finanziellen Hülfsmittel, wozu außer den Reichszöllen und den Matricularbeiträgen der Einzelstaaten auch das Recht eigenmächtiger Besteuerung und Reichsanlehen gehörte. Im Interesse der staatlichen Einheit wurde das gesammte deutsche Land zu Einem Zoll- und Handelsgebiet umgestaltet und daher die Oeffnung der Verkehrswege, die Befreiung der deutschen Ströme, die oberste Leitung der Eisenbahnen, Posten u. dgl. der Reichsgewalt zugetheilt und ihrer Sorge zugleich die Einführung eines gleichen Münz-, Maß- und Gewichtssystems, sowie die Wahrung des „Reichsfriedens", die Aufrechthaltung der innern Sicherheit und Ordnung anheimgegeben.

Die Aufrichtung eines obersten „Reichsgerichts", welches, allen Verfassungsgewalten übergeordnet, den Streit zwischen Ständen und Regierung, zwischen Staat und Staat, zwischen Reichsgewalt und Einzelregierung schlichten sollte, verlieh der Verfassung „die Bürgschaft ewiger Rechtsordnungen". 2. Reichsgericht.

Unter heftigen Parlamentskämpfen kamen die Satzungen über den „Reichstag" zu Stande. 3. Reichstag. Die Anträge der Linken zu Gunsten des Einkammersystems, der beliebten Theorie aller Radicalen, erlagen bald der überzeugenden Beweisführung der Verfechter des Zweikammersystems. Ein Vorschlag, wonach ein Zustand von Unstätigkeit und haltloser Beweglichkeit in die gesetzgebende Gewalt eingeführt worden wäre, konnte vor einer gesunden Staatsweisheit, die Vernunft, Geschichte und Erfahrung auf ihrer Seite hatte, nicht bestehen. Man beschloß eine zweigegliederte Vertretung: ein Staatenhaus, auf dem Staatenhaus u. Volkshaus. Grundsatz der Selbständigkeit der Einzelstaaten beruhend, dessen Mitglieder daher aus der gemeinsamen Wahl der Regierungen und Ständeversammlungen hervorgehen und sich an Zahl nach dem Umfang der absendenden Einzelstaaten richten sollten, und ein Volkshaus, das, auf dem Boden der Nationalsouveränetät erwachsen, der Einheit des Volks als Träger und Erhalter dienen und aus freier Volkswahl nach einem besondern Wahlgesetz hervorgehen sollte; für jenes wurde eine sechs-, für dieses eine dreijährige Erneuerungsperiode festgesetzt. Zu einem Beschluß sollte die Theilnahme von wenigstens der Hälfte der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder erforderlich sein. Weigert sich aber die Reichsregierung, den Beschluß der beiden Häuser als Gesetz einzuführen, welche Bestimmungen sollen dann gelten? Soll dem Reichsoberhaupt ein unbeschränktes oder nur ein verschiebendes Einspruchsrecht (absolutes oder suspensives Veto) zustehen? Für jenes trat Dahlmann in die Schranken und kämpfte, wie einst Mirabeau, für die Würde der Krone, deren Glanz auf den Staat selbst zurückfalle. Allein wie sehr er und seine Gesinnungsgenossen auch nachwiesen, daß ein wahrhaft constitutioneller Regent sich wohl hüten würde, von einem solchen Vorrechte Gebrauch zu machen, daß aber dessen Schmälerung dem Ansehen der Krone schaden mußte; das von Fallati in Antrag gebrachte suspensive Veto erhielt die Stimmenmehrheit und wurde in folgender Fassung zum Beschluß

erhoben: „Ist von dem Reichstage in drei sich unmittelbar folgenden Sitzungsperioden derselbe Beschluß unverändert gefaßt worden, so wird derselbe, auch wenn die Zustimmung der Reichsregierung nicht erfolgt, mit dem Schlusse des dritten Reichstages zum Gesetz".

4) Das Reichsoberhaupt. Die Verhandlungen über den schwierigsten und zartesten Punkt der deutschen Verfassung, das Reichsoberhaupt, nahmen erst im Januar 1849 ihren Anfang, als das Gagern'sche Programm in Betreff Oesterreichs bereits von der Nationalversammlung anerkannt worden war. Durch diese Annahme war aber auch ein großer Schritt zur Entscheidung der Frage gethan und Gagern selbst hatte sich bereits für ein „einheitliches und erbliches Oberhaupt" ausgesprochen. Gelang es nun, Oesterreich von dem deutschen Bundesstaat fern zu halten, so war kein Zweifel, daß in diesem vielgegliederten „Westreich" „der Schwerpunkt dahin fallen müsse, wo er factisch liegt". Zum Abschluß konnte die Frage aber nicht geführt werden, so lange die Unterhandlungen mit Oesterreich noch in der Schwebe waren. Man mußte sich also vorerst damit begnügen, alle der Idee eines „preußischen Erbkaiserthums" widerstrebenden Ansichten zu beseitigen und somit den Boden zu bestellen, in dem dann bei der zweiten Lesung diese erbkaiserliche Schöpfung als Krone und Schlußstein der Verfassung wurzeln und gedeihen könne. Die verschiedenartigsten Vorschläge tauchten auf und wurden berathen; von einer Umgestaltung und Erneuerung des Bundestages, wie die Altconservativen und Reactionäre verlangten, bis zu einer Präsidentschaft, wozu jeder volljährige Deutsche sollte gelangen können, was die Republikaner erstrebten, lag eine bunte Reihe mittlerer Vorschläge vor, die, von den bestehenden Verhältnissen ausgehend, theils eine Mehrheit, theils einen Einzigen der regierenden Fürsten mit der Leitung des Reichsregiments betraut wissen wollten, aber in der Form, wie dies zu bewerkstelligen, weit auseinandergingen. Die Einen bestanden auf einem Directorium („Fürstencollegium") von mehr oder weniger Gliedern unter dem abwechselnden Vorsitz von Oesterreich und Preußen, oder sie erneuten die alte Idee einer dreiheitlichen Oberleitung („Trias") und begingen dabei die doppelte Ungerechtigkeit, Baiern den beiden Großmächten als gleichberechtigt zur Seite zu stellen und dadurch zwei katholische süddeutsche Häupter dem Einen norddeutschen protestantischen entgegenzusetzen. Da man an diesem collegialischen Reichsregiment hauptsächlich den Mangel eines raschen, einmüthigen und kräftigen Handelns und einer „constanten Politik" rügte, so gewann allmählich die Ansicht, daß eine „einheitliche Spitze" größere Vorzüge habe, einen festen Boden; aber ob die Oberhauptswürde in den mächtigern Herrscherfamilien abwechseln, d. h. ein „Turnus" eintreten sollte, oder ob das Reichsoberhaupt durch Wahl, sei es auf Lebenszeit, sei es auf eine längere oder kürzere Reihe von Jahren, zu dieser Würde gelangen oder endlich ob ein erbliches Kaiserthum geschaffen werden solle, darüber waren die Meinungen im Verfassungsausschuß wie in der Versammlung sehr verschieden. Es war keine schwierige Aufgabe, aus der

Geschichte den Vorzug der Einheit und Erblichkeit der Herrscherwürde vor einer gespaltenen oder durch Wahl oder Wechsel gelähmten und geschwächten nachzuweisen: ob aber diese in der Theorie vorzüglichere Verfassungsform für Deutschlands vielgegliedertes Staatswesen möglich und ausführbar sei, darüber wurden nicht zu verachtende Bedenken laut. Allein wie viele Stimmen auch gegen die, hauptsächlich von Dahlmann und Beseler verfochtene „romantische Kaiseridee" ankämpften, wie sehr der ultramontane Katholicismus (in E. v. Lasaulx) Verwahrung einlegte gegen die „historische Sentimentalität" einer Erneuerung des Kaiserthums, wie stark sich der Particularismus der verschiedenen Stämme und Länder und die „Großstaatssucht" der Baiern gegen die Bevorzugung eines einzelnen Staats vor den übrigen ereiferten, wie verächtlich die Partei der Linken und die Großdeutschen im „Pariser Hof" die Idee einer künstlichen Wiederbelebung des deutschen Kaiserthums behandelten — die Verfassungsparagraphen, daß die Würde des Reichsoberhaupts einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen werde, und daß dieser den Titel: „Kaiser der Deutschen" führe, wurden von der Mehrheit der Versammlung angenommen; nur für die Erblichkeit konnte vorerst nicht die erforderliche Stimmenzahl erlangt werden. — Der „Reichsrath", den der Verfassungsentwurf als „begutachtende Behörde" zur Wahrung der Interessen der Einzelstaaten dem Reichsministerium zur Seite gestellt hatte, schien als „Hemmschuh für die Wirksamkeit der Centralgewalt" gefährlich und wurde daher in der Folge beseitigt. 23. Jan. 1849.

Die Haltung der deutschen Großmächte.

Am 3. Februar 1849 war die erste Lesung der deutschen Reichsverfassung vollendet, und es kam nunmehr den Regierungen zu, sich über dieselbe zu äußern. Die mittleren und kleineren Staaten hatten sich bereit erklärt, das Werk der Nationalversammlung anzuerkennen, aber die Königreiche hatten bis jetzt geschwiegen. Allein schon befand sich in den Händen der Centralregierung eine von dem preußischen Ministerium an sämmtliche deutsche Regierungen erlassene Circularnote, welche, wenngleich behutsam und in gemessenen Ausdrücken abgefaßt, einem Plane, wie ihn das Gagern'sche Programm vorgezeichnet, beizustimmen schien. Es war darin angedeutet, daß man den bestehenden deutschen Bund in allen seinen Beziehungen aufrecht erhalten wissen wolle, daß aber der nach Einigung strebenden Nation nicht verwehrt werden solle, innerhalb des Bundes sich zu einem engern Verbande, zu einem Bundesstaate zusammenzuschließen. Das von der Versammlung angesprochene Souveränetätsrecht wurde zwar nicht anerkannt, aber ihr Verfahren mit der Lage der Dinge entschuldigt. Und damit das in erster Lesung beschlossene Verfassungswerk zum Ziele komme, sollten sämmtliche deutsche Regierungen ihre Erklärungen darüber der Nationalversammlung „zur Erwägung" übergeben, um so „auf dem Wege der Verständigung" zu einem gemeinsamen Resultate zu gelangen. Schließlich versicherte die Note, daß Preußen nach keiner Machtvergrößerung oder Würde für sich selbst strebe, und eine angebotene Stellung „nur mit freier Zustimmung der verbündeten Regie-

rungen" annehmen werde; daß Sr. Majestät dem König die Aufrichtung einer neuen deutschen Kaiserwürde nicht als nothwendig erscheine und wohl eine andere Form gefunden werden dürfte, welche das Verlangen der Deutschen nach wahrhafter Einigung befriedigen könnte. Nach dem Wortlaute dieser Note sollte also das bisherige Bundesverhältniß Deutschlands zu Oesterreich, wie zu Dänemark und den Niederlanden ungestört bleiben und die Grundlage der weitern Union bilden, indeß der engere Bundesstaat als eine neue Schöpfung hinzutrete. Gegen diese klare preußische Note bildete die österreichische vom 4. Februar einen merkwürdigen Gegensatz. Sie verwahrt sich gegen den Bundesstaat, den sie als „einheitliche Centralgewalt" darstellt, verwirft das Doppelverhältniß eines engern und eines weitern Bundes und stellt in unklaren Worten eine Zukunft in Aussicht, aus der für Deutschland wenig Heil zu hoffen stand. „Der kaiserlichen Regierung (heißt es) schwebt ein nach Außen festes und mächtiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes und doch in sich einiges Deutschland vor". Die Grenzmarke des großen Reichs soll weit ausgestreckt werden, so daß „auf der von der kaiserlichen Regierung in Aussicht zu stellenden Grundlage alle ihre außerdeutschen Landestheile Platz finden". Also ein mitteleuropäischer Riesenstaat von siebzig Millionen Bewohner aller Nationen und Stämme! Und schließlich die Bemerkung, daß die kaiserliche Regierung nunmehr, weil eine Verständigung mit Preußen nicht erzielt worden, allein den „Weg der Vereinbarung mit Frankfurt" gehen wolle; und die Gerüchte, daß Oesterreich nichts Geringeres im Sinne habe, als sowohl das Parlament wie die kleineren Fürsten zu beseitigen und sich mit den deutschen Königen über eine neue Bundesverfassung zu verständigen!

Parteispaltung und Wahlgesetz. Nichts desto weniger war die „großdeutsche" Partei aufs Eifrigste beflissen, das preußische Erbkaiserthum und den Gagern'schen Verfassungsplan scheitern zu machen. Heckscher, Welcker, Hermann aus München und einige Oesterreicher (Sommaruga, Würth) bildeten den Mittelpunkt dieser Bestrebungen. Eine von Welcker geleitete Versammlung in der Mainlust, bei der sich auch die Mitglieder der Linken betheiligten, bezweckte alle Gegner des Gagern'schen Plans zu einer festgeschlossenen Partei zu vereinigen und den Verfassungsentwurf dahin abzuändern, daß er für alle deutschen Regierungen annehmbar würde. Dagegen verbanden sich die „Kaiserlichen" ihrerseits zur Aufrechthaltung der bedrohten Paragraphen der Verfassung und organisirten sich zur „Weidenbuschpartei". Diese drängten auf die zweite Lesung; aber die „Großdeutschen", welche Zeit zu gewinnen suchten, setzten noch vorher die Berathung über das „Wahlgesetz" durch. Dieses Wahlgesetz, wie es aus der ersten Lesung hervorging, war die „Achillesferse" der Nationalversammlung, daher auch eine namhafte Zahl von Mitgliedern (194) gegen dasselbe Verwahrung einlegten. Durch die unnatürliche Verbindung der „Großdeutschen" mit den Männern der Linken kam ein Gesetz zu Stande, das, auf dem demokratischsten Boden wurzelnd, mit der bisherigen

Haltung des Parlaments im Widerspruch stand. Da nämlich viele sonst conservativ gesinnte Mitglieder Bedenken trugen, ein Wahlverfahren, durch das sie selbst in die Versammlung gekommen waren, zu beschränken, so fand gleich anfangs das auf dem Grundsatz der Freiheit und Gleichheit beruhende „allgemeine Wahlrecht" viele Verfechter; und da sich die Gegner dieses ausgedehnten Rechts über eine Beschränkung, sei es durch einen Vermögens-Census oder durch die Bestimmung, daß nur „selbständige" Bürger dasselbe üben sollten, nicht einigen konnten, so kam es, daß bei der Abstimmung nicht nur das „allgemeine Wahlrecht" für jeden unbescholtenen Deutschen, der das fünfundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt habe, angenommen, sondern daß auch die bisher übliche indirecte und öffentliche Wahlart verworfen und durch eine directe, vermittelst Stimmzettel ohne Unterschrift vorzunehmende ersetzt ward. Durch dieses Wahlgesetz auf „breitester demokratischer Unterlage" verlor die Versammlung an Ansehen und Credit bei allen denen, die aus der Geschichte und Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen, daß eine kräftige und consequente Regierung mit dem allgemeinen Wahlrecht nicht möglich ist. Es gab den Gegnern einen festen Standpunkt zum Angriff gegen das ganze Verfassungswerk.

Im Februar und März des Jahres 1849 war die Versammlung mehr als je gespalten und zu einem befriedigenden Abschluß des Verfassungswerkes wenig Aussicht. Die österreichisch-baierische Rechte, die auf dem Eintritt Oesterreichs in den deutschen Bundesstaat beharrte und zu dem Zweck einem Directorium von Sieben, unter dem Vorsitz eines „Reichsstatthalters", die oberste Bundesgewalt zugewiesen und allerlei Abänderungen in der Verfassung vorgenommen wissen wollte, stand zu der „erbkaiserlichen" Partei des Weidenbusches in entschiedener Opposition. Die „Linke" benutzte dieses Zerwürfniß zur Erreichung ihrer Zwecke, indem sie ihre Unterstützung nur gegen bedungene Zugeständnisse gewährte, ein unsittliches Verhältniß, das die moralische Kraft der Versammlung untergrub und den Gegnern scharfe Waffen in die Hände gab. Umsonst suchten milde und versöhnliche Naturen durch Hinweisung auf die Wohlfahrt des Vaterlandes den Zwiespalt zu heben, umsonst rügte der gemüthvolle, treffliche Riesser von Hamburg mit edlem Zorn das Schmachvolle einer unlautern „Coalition"; die Parteien standen einander schroff gegenüber und keine wollte von ihrer Meinung lassen. Unternahmen doch Heckscher, Hermann und Sommaruga eine neue erfolglose Reise nach Olmütz! Da führte die Nachricht, daß der Reichstag von Kremsier aufgelöst und durch die österreichische Regierung eine Verfassung für die Gesammtmonarchie eigenmächtig verliehen („octroyirt") worden, eine Wendung der Dinge herbei. Ohne Rücksicht auf Deutschland waren darin die sämmtlichen Länder der Monarchie zu einem untheilbaren, unauflöslichen Einheitsstaat zusammengefaßt; kein Wort von einer Ausnahmsstellung der deutschen Gebiete der neuen constitutionellen Erbmonarchie; nirgends eine Silbe von einer Unterordnung oder Anbequemung Zersetzung der Nationalversammlung.

an die deutsche Reichsverfassung! Und noch überdies forderte eine Note den Eintritt von Gesammtösterreich in den deutschen Bund und stellte ein Directorium von sieben Personen, unter dem bleibenden Vorsitz von Oesterreich, als Centralgewalt auf, das in Gemeinschaft mit einem Staatenhaus, dem kein Volkshaus „lähmend" zur Seite stehen könnte, die gemeinsamen Interessen „berathen und pflegen" sollte. Dieses Auftreten Oesterreichs machte in Frankfurt einen mächtigen Eindruck. Die Regierung von Olmütz hatte dem Reichsparlament den Fehdehandschuh hingeworfen, und während sie die verschiedenen Landestheile zu einem „constitutionellen Reich" zusammenfaßte, wollte sie den Vertretern der deutschen Nation ein gleiches Verfahren wehren. Diesem Eindruck
12. März 1849. verlieh Welcker Worte, indem er unvermuthet am 12. März in einer Reihe von Anträgen die Nationalversammlung zu bestimmen suchte, „die gesammte deutsche Reichsverfassung, so wie sie jetzt nach der ersten Lesung mit Berücksichtigung der Wünsche der Regierungen von dem Verfassungsausschusse redigirt vorliegt, durch einen einzigen Gesammtbeschluß anzunehmen, die erbliche Kaiserwürde dem Könige von Preußen zu übertragen und die sämmtlichen deutschen Fürsten einzuladen, großherzig und patriotisch mit diesem Beschlusse übereinzustimmen und seine Verwirklichung nach Kräften zu fördern". Mit Erstaunen und Ueberraschung vernahm man diesen plötzlichen Gesinnungswechsel, und als Welcker seine Rede mit dem warmen Rufe schloß: „Das Vaterland ist in Gefahr, retten Sie das Vaterland!" fühlte sich Mancher erschüttert und hingerissen.

Es muß der Frankfurter Versammlung, die sich als den Ausdruck der Nationalsouveränetät betrachtete, immer hoch angerechnet werden, bemerkt Ranke in dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen, daß sie in ihrem methodischen Gange an den Grundlagen eines geordneten Staatswesens festhielt, die Republik ausschloß, die monarchischen Gewalten anerkannte und der kräftigsten derselben, der preußischen, die Centralgewalt anzuvertrauen die Absicht faßte. Die Gesichtspunkte, die hiefür in der Verhandlung entscheidend waren, erscheinen in einer Rede Soiron's, worin ausgeführt wird, daß nur der mächtigste Fürst zum Oberhaupt tauge, weil nur er im Stande sei, das Widerstreben der an ihre Souveränetät gewöhnten ehemaligen Reichsstände niederzuhalten. „Unsere provisorische Centralgewalt hatte Alles für sich: den populärsten Fürsten, die öffentliche Meinung, die Erschütterung der Throne durch die Revolution, die Nationalversammlung selbst; aber sie hatte keine materielle Macht, — darum war und blieb sie ohnmächtig. Damit aber die Macht eine dauernde werde, muß sie erblich sein; nur unter dieser Voraussetzung ist es möglich, daß Preußen in Deutschland aufgehe: würde der König von Preußen erst zeitweiliges Oberhaupt, so würde Preußen sich als constitutioneller Staat consolidiren und den Bundesstaat unmöglich machen, werde aber der König erblicher Kaiser von Deutschland, so werde der preußische Particularismus aufhören. Es lasse sich erwarten, daß einzelne Provinzen ihren Einheitspunkt nicht in Berlin, sondern im Sitze des Reichs finden würden". Man sieht aus diesen Worten, wie so ganz es das eigene Interesse der verfassunggebenden Versammlung war, wenn sie den König von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser zu erheben beschloß. Sie vollendete damit ihr ganzes System. Wie sie den Reichsverweser durch eine mit den constitutionellen Prinzipien nicht conforme

Selbstwahl aufgestellt hatte, so würde nun der König von Preußen als Reichserbverweser — denn dieser Titel kam wirklich in Vorschlag, und selbst Bunsen hätte ihn angenommen, nichts weiter bedeute der Titel „deutscher Kaiser" — seine Macht im Bundesstaate der Versammlung verdankt und ihr die Stärke seines Armes verliehen haben.

Aber die Zeit der patriotischen Begeisterung und der enthusiastischen Hingebung, auf die bei diesen Anträgen gerechnet worden, war vorüber; kalte Parteisucht und starres Festhalten an Prinzipien vereitelten den zweiten „kühnen Griff". Als einige Tage nachher die mittlerweile von einem Ausschuß geprüften und ihrem Wesen nach gutgeheißenen Anträge zur Abstimmung gebracht wurden, fielen sie durch — ein überraschendes Resultat selbst für diejenigen, die dagegen gestimmt. Man hatte gehofft, die österreichischen Abgeordneten würden austreten oder sich der Abstimmung enthalten; aber nur zwei hatten so viel Zartgefühl bewiesen, und die Linke hatte ihre Unterstützung von Bedingungen abhängig gemacht, in welche die „kaiserliche" Partei mit Ehren nicht willigen konnte. Der Unmuth und die Verlegenheit der „Kaiserlichen" war groß. Bei der herrschenden Erbitterung und der festen Verbindung der „Directorialen" mit der „Linken" schien die Lösung der Oberhauptsfrage und der Abschluß des Verfassungswerkes eine Unmöglichkeit. An einen freiwilligen Austritt der Oesterreicher war nicht zu denken, ja es hieß sogar, ihre Partei sollte durch weitere Wahlen verstärkt werden; ein Protest gegen das fernere Mitstimmen derselben, wie er hie und da in Vorschlag kam, hatte keine rechtliche Grundlage und mußte daher unterbleiben. Ein Trost für die erbkaiserliche Partei war die Wahrnehmung, daß die Gegner wohl einig und mächtig genug waren, einen Plan scheitern zu machen, aber nicht Kraft genug besaßen, selbst einen positiven Antrag durchzuführen. Heckscher's Vorschlag auf Errichtung einer Directorialgewalt konnte nicht durchdringen. Dies gab den „Kaiserlichen" neuen Muth; sie ergriffen daher begierig einen von einem Mitglied der Linken (Eisenstuck) gestellten Antrag auf beschleunigte zweite Lesung der Verfassung ohne Discussion, um „im Einzelnen zu erreichen, was sie im Großen und mit Einem Schlag hatten erobern wollen". Aber nicht ohne große Kränkungen und schwere Opfer kamen sie zum Ziel. Sie mußten der Linken das „suspensive Veto" zugestehen und sogar erleben, daß die unbedingte Einsprache selbst bei Verfassungsänderungen verworfen wurde; ja sie mußten sich entschließen, für das unhaltbare demokratische „Wahlgesetz", wie es aus der ersten Lesung hervorgegangen, zu stimmen. Dadurch aber entstellten sie ihren Bau. Zwar wurde in der merkwürdigen Sitzung vom 27. März mit einer Mehrheit von vier Stimmen die „Erblichkeit" der Würde des Reichsoberhaupts durchgesetzt und beschlossen, daß derselbe den Titel „Kaiser der Deutschen" führen solle; ein Beschluß, nach welchem die am folgenden Tage vorgenommene Uebertragung dieser Kaiserwürde an den König von Preußen eine selbstverstandene Consequenz war. Aber das Verfassungswerk war nicht mehr aus Einem Guß; die Einheit der Centralgewalt, die man mit so vieler Mühe

Vollendung der Reichsverfassung und Kaiserwahl. — *21. März 1849.* — *27. März.*

erkämpft, war durch die Zugeständnisse an die Linke geschwächt und gelähmt; und die geringe Majorität, womit das Ergebniß erzielt wurde, ließ den Beschluß nicht als Ausdruck des gesammten Nationalwillens erscheinen, so sehr auch die erbkaiserliche Partei den Umstand hervorheben mochte, daß über hundert österreichische Abgeordnete ihre verneinende Stimme abgegeben, da doch ihre Mitwirkung bei einer Verfassung, die unter den obwaltenden Verhältnissen auf Oesterreich keine Anwendung mehr finden konnte, als eine unberechtigte erscheinen mußte.

7. Der Umschlag in Oesterreich und Preußen.

Die Vorgänge in Olmütz u. Kremsier u. der Thronwechsel.

Während der Frankfurter Verfassungswehen erholten sich allmählich die beiden Großstaaten aus ihrer Betäubung. Aber beide erkannten, daß eine Umgestaltung des Staatslebens, wie sie die öffentliche Meinung verlangte, durch die Nothwendigkeit geboten sei, daß der „Polizeistaat" mit seiner „Beamtenherrschaft" vor den Forderungen des Zeitgeistes nicht mehr bestehen könne, daß man sich anschicken müsse, dem Freiheitsbedürfnisse gebildeter Völker entsprechende Formen zu geben. Beide erklärten sich daher entschlossen, das constitutionelle Staatswesen mit allen dadurch bedingten Reformen in ihren Reichen einzuführen, ein freies Gemeindeleben zu begründen, die persönliche Freiheit auf dem Gebiete der Religion, der Rechtspflege, der Politik, des Verkehrs u. s. w. durch neue Gesetze zu ordnen und zu schützen, das Steuerwesen und die bäuerlichen und grundherrlichen Verhältnisse im Geiste der Neuzeit umzugestalten. Diese Ansichten legte jenes merkwürdige Programm dar, womit das neue Ministerium Schwarzenberg-Stadion vor den am 22. November 1848 zu Kremsier neu eröffneten Reichstag getreten war. Die Regierung versicherte darin, daß sie „die constitutionelle Monarchie aufrichtig und ohne Rückhalt wolle", daß sie alle den Völkern Oesterreichs zugesicherten Rechte und Freiheiten in nationaler, staatsbürgerlicher und persönlicher Beziehung erhalten und durch entsprechende Gesetze sichern und ordnen werde, und daß erst dem „verjüngten Oesterreich" seine künftige Stellung zu Deutschland angewiesen werden sollte. Der Reichstag nahm, ungeachtet einige Mitglieder noch den trotzigen Geist der Wiener Zeit in sich trugen und gegen die Verlegung protestirt hatten, dieses Programm mit großem Beifall auf. Allein die bald nachher eingetroffene Botschaft, daß Kaiser Ferdinand die Krone niedergelegt, sein Bruder Erzherzog Franz Karl der Thronfolge entsagt und des Letztern Sohn Franz Joseph die Herrschaft über den österreichischen Kaiserstaat übernommen habe, „da die Durchführung der begonnenen Reformen jüngere Kräfte erheische", machte die Abgeordneten besorgt, die neue Regierung möchte sich nicht an die Zusagen der vorhergehenden gebunden erachten.

2. Decbr. 1848.

Diese Besorgniß wurde zwar durch das Manifest des jungen Kaisers, worin die „Gleichberechtigung aller Völker des Reichs“, die „Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz“, sowie die „Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung“ als Grundlage „der heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesammtmonarchie“ verheißen war, einigermaßen gemindert; aber beim Fortgang der Berathungen trat die Unvereinbarkeit einer aus den Revolutionsstürmen hervorgegangenen Versammlung und einer auf neue Stärkung und Befestigung der ausübenden Macht bedachten Regierung immer mehr zu Tage. Die kritische Finanzlage des Kaiserstaats, die von dem Reichstag immer neue Opfer und Zugeständnisse zu heischen zwang, stärkte die Opposition der demokratisch gesinnten Mitglieder, und bei Berathung der „Grundrechte“ kam die Verschiedenheit des Standpunktes, auf dem die constituirende Versammlung und das Ministerium fußten, klar zum Vorschein. Das Prinzip der „Volkssouveränetät“, von dem der Reichstag von Kremsier wie der in Frankfurt ausging, fand in dem an der Herrschermacht „von Gottes Gnaden“ festhaltenden Ministerium entschiedenen Widerspruch; und als der Reichstag nicht nur bei diesem Grundsatze beharrte, sondern Freiheiten in Anspruch nahm, die für das politisch noch so unreife und in religiös-kirchlicher Beziehung noch so sehr am Gewohnten hängende österreichische Volk viel zu ausgedehnt waren und bei der Einführung auf endlose Schwierigkeiten und Hindernisse gestoßen sein würden, als Rieger, Schuselka und andere Volksvertreter die Politik des Ministeriums und die immer kühner hervortretende Reaction mit heftigen Reden angriffen, da reifte in Olmütz der Entschluß einer Auflösung, ehe das Verfassungswerk zu Ende geführt würde. Am 7. März 1849 wurde der erzbischöfliche Palast in Kremsier, wo der Reichstag seine Sitzungen hielt, vor Tagesanbruch von Militär besetzt und die Abgeordneten zur Abreise genöthigt. Am Abend des 7. März war das Städtchen wieder so leer und öde wie vor dem November 1848. Eine Reihe ministerieller Erlasse, wovon der erste als Beweggründe der Auflösung der Nationalversammlung angab, „daß dieselbe eine Stellung eingenommen, die mit der dem kaiserlichen Hause gebührenden Treue wenig vereinbar gewesen“ und daß durch die inzwischen erfolgten Siege der Heere in Ungarn und Italien eine „Gesammtverfassung“ nothwendig geworden, „die über die Grenzen des Berufs des Reichstages hinausgetreten“, ertheilten dann eine „octroyirte“ Verfassung, ein „Gesetz über die Grundrechte“ und ein „Robotentschädigungspatent“. Die darin gewährten Rechte blieben zwar hinter den Forderungen der Volksvertreter zurück, allein sie verliehen doch, besonders im Vergleich mit früheren Zuständen, ein hohes Maß von Freiheit und verhießen Reformen in allen Gebieten des kirchlichen, staatlichen und bürgerlichen Lebens, die den Anbruch einer neuen Zeit verkündeten.

Auflösung d. Reichstags u. octroyirte Verfassung.

7. März 1849.

Die Verfassung schuf für die einzelnen Länder „Provinzialstände“ und verhieß für die Gesammtmonarchie einen aus dem „Senat“ und der „Kammer der

Abgeordneten" bestehenden „Reichstag". Der letztere sollte jedoch erst dann ins Leben treten, wenn in sämmtlichen Kronländern die Landesverfassungen und Landtage eingeführt sein würden, eine Bestimmung, durch welche die für Oesterreichs verschiedenartige Staatenmasse fast unausführbare Einrichtung eines „Reichstags", wo nicht in Frage gestellt, doch nothwendig weit hinausgezogen ward. — Bei der Rechtspflege sollten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und in bestimmten Fällen Schwurgerichte statthaben und ein oberstes „Reichsgericht" in letzter Instanz über politische Verbrechen entscheiden und zugleich als oberstes Schiedsgericht dienen. Der ausübenden Macht sollte ein vom Kaiser bestellter „Reichsrath" zur Seite treten.

Zweite Nationalversammlung in Berlin.

Diese Vorgänge waren nicht ohne Wirkung auf Preußen. Hier wurden am 26. Februar 1849 noch unter dem Belagerungszustand der Hauptstadt die neugewählten Kammern vereinigt, um die „octroyirte" Verfassung einer Revision zu unterziehen und durch Einverständigung mit der Regierung zum Abschluß zu bringen. So viel Mühe sich auch die Beamten gegeben hatten, die neuen Wahlen im Interesse der Regierung zu lenken, das allgemeine Wahlrecht und die Rührigkeit der Volksvereine bewirkten doch, daß in der zweiten Kammer die demokratische Partei stark vertreten war und daß die namhaftesten Redner und Führer der „constituirenden" Versammlung auch in dieser ersten „gesetzgebenden" wieder ihre Plätze gefunden. Zwar hatten sie nicht die Majorität, aber durch ihre Einigkeit und sichere Leitung bildeten sie in allen Lebensfragen eine starke geschlossene Opposition. Die erste Kammer, die aus einem durch festen Census beschränkten Wahlverfahren hervorging, war dem Kerne nach conservativ, aber für eine constitutionelle Monarchie. Hier hatten die äußersten Meinungen nach Links keine, nach Rechts wenige Bekenner. Um in der zweiten Kammer der Partei der Linken kräftig widerstehen zu können, hatte v. Vincke, der Führer der Frankfurter Rechten, alle conservativen Mitglieder durch ein weites Programm, worin sie nur die Rechtsgültigkeit der Verfassung vom 5. December und das Prinzip der constitutionellen Monarchie unter der erblichen Regierung des Hauses Hohenzollern anerkannten, zu einer starken Partei vereinigt, die, den Demokraten an Zahl um wenige Stimmen überlegen, die Beschlüsse im Sinne des Ministeriums durchsetzte. So theilte sich die zweite Kammer in zwei feindliche Heerlager, die ohne Vermittlung durch Centren täglich zur Schlacht gerüstet einander gegenüberstanden. Daß eine solche Versammlung, worin die eine Hälfte bejahte, die andere verneinte, zu einer erfolgreichen, segenbringenden Wirksamkeit nicht geeignet war, leuchtete bald Jedermann ein. Bei den Verhandlungen über die Adresse kam es zu stürmischen Auftritten, indem die Rechte die Auflösung der constituirenden Versammlung und die Octroyirung einer Verfassung billigte und als „rettende That" mit Dank anerkannt wissen wollte, die Linke darin nichts als Willkür, Ungerechtigkeit und Unheil sah und der eigenmächtig ertheilten Verfassung alle Rechtsgültigkeit versagte. Auch die Debatten über den Belagerungszustand waren lärmend, und die „deutsche Frage" bot schon jetzt das Vorspiel des gewaltigen Widerstreits, der bald nachher durch die Beschlüsse der

Paulskirche herbeigeführt ward und die zweite Kammer einer neuen Auflösung entgegenführte.

Es war am 3. April des Jahres 1849, als König Friedrich Wilhelm IV. im Rittersaale seines Schlosses zu Berlin die Deputation empfing, die ihm im Namen der deutschen Nationalversammlung die erbliche Würde eines Kaisers der Deutschen antrug, vorausgesetzt, daß er damit auch die Reichsverfassung, das Ergebniß so heftiger Kämpfe und Wehen, nach allen ihren Bestimmungen anzunehmen und zu befolgen entschlossen wäre. Es war ein großer geschichtlicher Moment, und die Träger der Botschaft erhöhten durch ihre Namen und durch ihre geistige Bedeutung die Größe des Auftrags. Ueber dreißig Mitglieder der Frankfurter Nationalversammlung, den würdigen und tactvollen Präsidenten Simson an der Spitze, waren die Ueberbringer einer Gabe, die Deutschlands Einheit, Macht und Größe neu zu begründen versprach. Noch einmal richtete die deutsche Nation hoffende und theilnehmende Blicke auf die Versammlung der Paulskirche, die durch die Länge ihrer Berathungen bereits die Sympathien verscherzt hatte; die Reise der Botschafter war ein Triumphzug, ähnlich dem, der einst bei der Wahl des Reichsverwesers stattgefunden. Aber die Hoffnung der Patrioten, daß die Reichsverfassung die Revolution schließen und eine neue Zeit begründen würde, wurde vereitelt. Friedrich Wilhelm IV. gab nach Anhörung der Rede des Präsidenten Simson, worin dieser dem Könige verkündigte, „daß ihn das Vaterland als den Schirm und Schutz seiner Einheit, Freiheit und Macht zum Oberhaupte des Reiches erkoren habe“, eine unbestimmte Antwort, aus der man jedoch die Verneinung und Ablehnung heraushörte; eine Antwort, die um so mehr überraschte und verstimmte, als man aus einer Rede des Ministers Brandenburg in der ersten Kammer auf einen ganz andern Ausgang geschlossen hatte. Und wirklich soll der König bis zur entscheidenden Stunde nicht abgeneigt gewesen sein, aus Hingebung für die deutsche Einheit dem Rufe zu folgen, und vorbehaltlich „des freien Einverständnisses der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands“, den Beschluß der Nationalversammlung anzunehmen; aber trotz der warmen Unterstützung, die dieser patriotische Aufschwung in der königlichen Umgebung gefunden, änderte Friedrich Wilhelm „in der zwölften Stunde“ seine Ansicht und wies eine Krone zurück, die nicht „von Gottes Gnaden“ kam, sondern ihren Ursprung in einer revolutionären Bewegung hatte. Auch fürchtete er, die Annahme möchte ihn in einen Krieg mit Oesterreich verwickeln, dem seine romantische Natur durchaus widerstrebte. Die anfangs noch unbestimmte Ablehnung trat nur zu bald als gewiß hervor, und die Minister gingen allmählich auf die Sinnesänderung ein. Des Bescheides Sinn ist, schrieb der König am Ostersonntag an Bunsen: „Ich kann Euch weder ja, noch nein antworten. Man nimmt nur an und schlägt nur aus eine Sache, die geboten werden kann, — und Ihr da, habt gar nichts zu bieten: das mach' ich mit meines Gleichen ab; jedoch zum Abschied die Wahrheit: Gegen Demo-

Die Kaiser-deputation in Berlin. 3. April 1849.

kraten helfen nur Soldaten; Adieu". Die Deputation der Frankfurter Nationalversammlung, bekümmert über das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen, gekränkt durch unfreundliche Worte und im Innersten verletzt über die laue Aufnahme, die ihr allenthalben zu Theil wurde, und wofür nur die wohlwollende Behandlung im Hause des Prinzen von Preußen einigen Ersatz gewährte, kehrte nach etlichen Tagen in die Mainstadt zurück, nachdem sie noch in einer Zuschrift an den Minister von Brandenburg die Erklärung abgegeben, daß die unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung mit der Annahme der Kaiserwürde unzertrennlich verbunden wäre. „Wie Triumphatoren waren sie ausgezogen, fast wie versprengte Flüchtlinge kehrten sie zurück". So scheiterte die deutsche Reichsverfassung, das mühevolle Werk heißer Arbeiten und Kämpfe, und die Hoffnungen der Nation auf Einheit waren abermals in die ungewisse Zukunft verwiesen. König Friedrich Wilhelm IV. hatte die hohe Berufung, sein Herrscherhaus ohne Krieg und Eroberung mit neuem Glanze zu umgeben und ihm die schöne Bestimmung zu verleihen, Ordner, Gebieter und Erhalter des verjüngten Deutschlands zu werden, von sich gewiesen. Seine Annahme hätte wohl den Beitritt der übrigen Regierungen herbeigeführt, sein Ablehnen machte das ganze Unternehmen scheitern.

Die Ablehnung u. ihre Beweggründe.

Die Vertheidiger der Ablehnung hoben die Mängel und die Ungleichartigkeit einer durch ein „Compromiß" mit kleiner Stimmenmehrheit entgegengesetzter Parteibestrebungen zu Stande gebrachten Verfassung hervor und tadelten insbesondere das demokratische Wahlgesetz, als unvereinbar mit einer starken, monarchischen Regierung; die Anhänger der Reichsverfassung machten dagegen geltend, daß das Wahlgesetz nicht als integrirender Theil der Verfassung angesehen worden; daß von der Begeisterung und Freudigkeit des Volks über die errungene Einheit zu erwarten gewesen wäre, daß die nächsten Wahlen das Gepräge dieser Freudigkeit über den Aufschwung des Vaterlandes an sich getragen und einen Reichstag ins Leben gerufen haben würden, der sich willig der Aufgabe gefügt hätte, in ruhigern Tagen das Verfassungswerk von seinen Mängeln und Auswüchsen zu reinigen. Man müsse in bewegten Zeiten auch dem Enthusiasmus des erregten Volkes einige Rechnung tragen, dürfe nicht Alles mit der Wage des Verstandes und der diplomatischen Klugheit prüfen und erwägen. — Der Präsident des Reichsministeriums soll bei seiner frühern Anwesenheit in Berlin die Versicherung erhalten haben, daß Preußen ablehnen würde, und es ward ihm daher zum Vorwurf gemacht, daß er dennoch mit seiner Partei auf dem „doctrinären" Wege beharrte. Aber konnte er nicht hoffen, daß die Macht der Verhältnisse, der Ruf des Vaterlandes, der Reiz des wirklich erfolgten Antrags, daß unvorhergesehene Umstände und Einflüsse eine Sinnesänderung bei einem Fürsten erzeugen möchten, dessen erregbare Natur durch äußere Eindrücke sich leicht lenken und bestimmen ließ, und dessen Gemüth für vaterländische Regungen und deutsche Größe so empfänglich war, zumal da durch die vorausgesetzte freiwillige Zustimmung der übrigen Fürsten seinem Gerechtigkeitssinne nicht der geringste Zwang angethan ward? Ueber die erwähnte Zusammenkunft des Präsidenten der Reichsregierung mit dem König von Preußen in Berlin, spricht sich Ranke im „Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen" in folgender Weise aus: „Der König hatte so eben starke Acte der Autorität in Berlin ausgeübt und befand sich wohl dabei. Doch schien es noch ein Interesse für ihn zu haben, sich mit der von populären

Sympathien getragenen Frankfurter Versammlung zu verständigen; davon jedoch, auf die Vorschläge, die man ihm machte, einzugehen, blieb er weit entfernt; er erwiderte, so viel man erfahren hat, sie würden sich nicht ausführen lassen, wenn Oesterreich im Bunde bleibe; aber auch wenn dies nicht der Fall sei, werde man bei den Königen nicht damit durchdringen; im besten Fall würde er doch mit der Opposition der Katholiken, der Widerwilligkeit der mittleren Staaten und der Eifersucht der großen Mächte zu kämpfen haben. Er wollte keinen Theil nehmen an der Usurpation fürstlicher Gewalt, die er der Versammlung Schuld gab". Mit den derbsten Ausdrücken der Indignation meldet er dem Freunde die Ablehnung „eines solchen imaginären Reifes aus Dreck und Letten gebacken" und die Gründe, warum er so verfahren. In einem Briefe an E. M. Arndt, der ihn in einer Zuschrift beschworen hatte, den Bundesstaat durchzuführen und sich dem Sinne der Nationalversammlung gemäß an die Spitze Deutschlands zu stellen, nannte der König die dargebotene Krone „das eiserne Halsband, durch welches er, das Haupt von sechszehn Millionen, zum Leibeigenen der Revolution gemacht werden solle". Und dennoch fügt Ranke hinzu: Man würde diese Briefe mißverstehen, wenn man darin eine definitive Ablehnung der deutschen Krone für alle Fälle sehen wollte; vielmehr zeigt jedes Wort, daß es der höchste Ehrgeiz des Königs gewesen sein würde, die tausendjährige Krone der Deutschen auf seinem Haupte zu tragen; aber auch das war sein Ehrgeiz, auf legitimem, altherkömmlichem Wege dazu zu gelangen. Die auffallend starken Worte, mit denen er sich ausdrückt, finden ihre Erklärung in dem Vorschlag, auf revolutionäre Mittel und Wege einzugehen, von dem ihm Bunsen so unumwunden gesprochen hatte. Es lag weit ab von dem Kreise seiner Gedanken; es hätte seinen tiefsten Ueberzeugungen widersprochen, die Krone von dem Parlamente anzunehmen, das viele Bestandtheile in sich schloß, die ihm die widerwärtigsten auf Erden waren, und dem er nicht das mindeste Recht beimaß, sie anzubieten. Dem erwähnten Briefe an Bunsen vom Ostersonntag fügte der König das Postscriptum bei: Ich habe jetzt nur zwei Ambitionen: 1) die, jetzt wenn irgend möglich und sobald als irgend möglich, durch die Könige und Fürsten gewählt, an Erzherzog Johanns Stelle provisorischer Statthalter von Deutschland zu werden und Ordnung zu machen; 2) dann aber Erzfeldherr Deutschlands zu werden, um Ordnung zu erhalten. In einem Artikel der A. Allg. Zeitung vom 1. Juni 1880, „Erinnerungen an H. v. Gagern" bei Gelegenheit von dessen Todesnachricht, erzählt J. Sepp den Hergang der Vorgänge in Berlin in folgender Weise: „Nachdem die neue Constituirung des Reiches wenn auch auf noch so schwache Füße gestellt war, ging es an die Kaiserwahl, und der Präsident machte mit der Krone in der Tasche sich unter entsprechendem Gefolge auf den Weg nach Berlin, aber zu so unglücklicher Zeit, daß die Deputation der Nationalversammlung einen Tag unterwegs verziehen mußte, um nicht gerade zum ersten April einzutreffen. Dadurch gewann die süddeutsche sogenannte katholische Partei den Vorsprung mit einem schleunig mit dreiundneunzig Unterschriften versehenen, an König Friedrich Wilhelm IV. behändigten, Schreiben und der gleich energischen wie ehrfurchtsvollen Vorstellung: wie gefährlich es für einen angestammten Herrscher und Monarchen von Gottes Gnaden wäre aus der Hand einer mehr oder weniger radicalen, dazu winzigen Mehrheit ein Diadem anzunehmen, das nicht ohne einen deutschen Bruderkrieg behauptet werden könnte und endlose Verwicklungen nach sich zöge. Dies wirkte! Die Mahnung machte den moralischen Eindruck, wofür der Monarch, wie vorausgesehen, empfänglich war, das Gottes-Gnadenthum kam ins Spiel, und als die Gesandtschaft aus der Paulskirche eintraf, erfuhr sie die kühle Ablehnung und Heimschickung oder, ins Deutsche übersetzt, den Empfang mit timeo Danaos et dona ferentes. Es war der erste Gang nach Olmütz! Der christliche,

gewissenhafte König sprach es laut aus: Ich will nicht der erste, sondern der zweite im Reiche sein! Diese Zwischenscene ist den Geschichtschreibern des Frankfurter Parlaments, sowohl Jürgens als Laube und anderen, wie manches andere was hinter der Scene vorging, bisher völlig ein Geheimniß geblieben; wir können aber für die Richtigkeit eintreten, weil wir die Adresse selber mit berathen und unterschrieben haben". Schwerlich hat die Adresse der katholischen Abgeordneten in Berlin großen Eindruck hervorgebracht oder die Ablehnung der Kaiserkrone zur Folge gehabt. Um so wirksamer wird die Haltung des Zaren Nicolaus gegenüber der preußischen Politik während der Revolutionsjahre gewesen sein, wie sie durch das Schriftchen: Berlin und Petersburg. Preuß. Beiträge zur Gesch. der Russisch-Deutschen Beziehungen, Leipz. 1880 so einschneidend beleuchtet wird. Der russische Kaiser hatte seine Willensmeinung dahin ausgesprochen: „daß jede ohne Mitwirkung Oesterreichs vorgenommene Umgestaltung des Bundes als Verletzung der Grundlage der Verträge von 1815 werde angesehen und demgemäß behandelt werden, indem Rußland bis auf Weiteres den Bundestag als einzigen loyalen Repräsentanten der conféderation germanique ansehe".

Die Frankfurter Nationalversammlung nach der Ablehnung der Kaiserkrone.

Die preußische Regierung hatte ihre Absichten noch nicht bestimmt ausgesprochen; die Reichsverfassung mit der Kaiserkrone im Gefolge war noch nicht definitiv abgelehnt. Deshalb suchte die erbkaiserliche Partei in Frankfurt so lange zu „temporisiren", als noch Hoffnung auf eine günstige Wendung vorhanden war. Fest entschlossen, die Verfassung unverändert zu erhalten und sie als Standarte aufzupflanzen, wies sie alle übereilten Anträge zurück, die eine Abänderung derselben in der Oberhauptsfrage herbeigeführt hätten. Der von einer kleinen Zahl Vereinbarungs-Männer auf der Rechten gemachte Vorschlag der Vertagung, um den Regierungen Zeit zur Berathung und Einigung zu lassen, fand wenig Unterstützung, da man nicht hoffen konnte, durch Unterhandlungen mit so vielen Regierungen zum Ziele zu kommen. Auch die Aenderungsvorschläge der Directorialpartei konnten nicht durchgeführt werden; und da bald
18. April 1849. nachher die meisten österreichischen Abgeordneten in Folge eines Abberufungsschreibens von Olmütz aus der Nationalversammlung ausschieden, so verlor diese Partei ihren Haltpunkt und ihre Bedeutung. Desto mehr Macht und Ansehen gewann die Linke. Die „erbkaiserliche Partei" mußte daher ihren alten Groll gegen dieselbe ablegen und zu einer Versöhnung und gemeinsamen Wirksamkeit auf dem Grund der Reichsverfassung die Hand bieten. Die Linke, die in der Reichsverfassung nicht ihr Ziel, sondern nur eine Uebergangsstufe zur Republik erkannte, wurde durch diesen Bund mit den „Männern der Ruhe und Ordnung" von übereilten Schritten abgehalten, und diese erlangten durch die Annäherung an die „Männer des Fortschritts" die verscherzte Volksgunst wieder. Daher waren von Neuem die Blicke der deutschen Nation erwartungsvoll auf Frankfurt gerichtet und von allen Seiten kamen der Versammlung Zustimmungsadressen von Landständen und Vereinen zu. Aber diese ruhige Haltung konnte bei der Ungeduld des Volks und bei der Rührigkeit der auf entschiedenes Handeln dringenden Linken nicht lange andauern, um so mehr, als die preußische Regierung mit ihrer offenen Erklärung immer noch zurückhielt. Zwar wurde der

Antrag Ludwig Simon's, die Versammlung solle eine Aufforderung an alle Fürsten zur Anerkennung der Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung ergehen lassen und unter den Zustimmenden den Mächtigsten als Oberhaupt wählen, in dieser Fassung nicht angenommen und damit der erste entscheidende Schritt zum Bruch mit Preußen vermieden; aber durch den von Mathy beantragten und von der Versammlung gebilligten Zusatz: „die Regierungen sind zu veranlassen, sich aller Anordnungen zu enthalten, durch welche dem Volke die verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel, seinen Willen kund zu geben, in diesem entscheidenden Augenblick geschmälert oder entzogen würden, insbesondere von ihrem Rechte, die Ständeversammlungen zu vertagen oder aufzulösen, keinen Gebrauch zu machen, vielmehr dieselben in Thätigkeit zu setzen oder zu belassen, bis die Reichsverfassung zur Anerkennung gebracht sein wird", gab das Parlament den festen Entschuß zu erkennen, sich zur Durchführung des Verfassungswerks aller gesetzlichen Mittel zu bedienen.

Bis zum 14. April hatten bereits achtundzwanzig Regierungen, voran der Großherzog von Baden, ihren Zutritt zu der Reichsverfassung in Frankfurt erklärt; aber die Königreiche Baiern, Hannover, Sachsen und Würtemberg zögerten mit ihren Beitrittserklärungen, theils aus confessionellen und particularistischen Interessen, theils geleitet von österreichischen Einflüssen; und um nicht durch ihre Stände zu einer Anerkennung gedrängt zu werden, entledigten sie sich derselben durch Vertagungen. Zu einem ähnlichen Verfahren schritt nunmehr auch die preußische Regierung und vergrößerte dadurch den Bruch zwischen Berlin und Frankfurt. Die zweite Kammer hatte nämlich, hauptsächlich bestimmt durch eine klare und überzeugende Rede Vincke's, eine Adresse an die Krone beschlossen, worin die Annahme der Reichsverfassung und Kaiserwürde als Wunsch der Nation empfohlen wurde. Dieser unter stürmischen Debatten erfolgte Beschluß, sowie die aufgeregten Verhandlungen bei Gelegenheit eines die Aufhebung des über Berlin verhängten Belagerungszustandes bezweckenden Antrags von Waldeck bestimmten das Ministerium, am 27. April die Auflösung der zweiten und die Vertagung der ersten Kammer auszusprechen. Bei der behufs der Durchführung der Reichsverfassung in allen deutschen Landen sich erhebenden Bewegung wünschte das preußische Ministerium die Hände frei zu haben und nicht durch eine starke Kammeropposition in seinen Handlungen gehindert und gelähmt zu sein. Durch dieses Verfahren im eigenen Lande und durch die gleichzeitigen Bemühungen, die deutschen Regierungen zur Uebertragung der provisorischen Centralgewalt an die Krone Preußen zu vermögen und somit ohne Mitwirkung der Nationalversammlung und ohne unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung die oberste Leitung der deutschen Angelegenheiten in die Hände zu bekommen, zerriß das Ministerium das letzte Band zwischen Preußen und der Frankfurter Paulskirche. Graf Brandenburg hatte bereits am 21. April durch jenes bedeutungsvolle: „Niemals! Niemals! Niemals!" die Ablehnung der Reichsver-

Vertagung der Landstände.

27. April 1849.

fassung verständlich genug ausgesprochen, „weil bei der zweiten Lesung die von der Regierung Sr. Majestät in Gemeinschaft mit andern deutschen Regierungen aufgestellten Erinnerungen größtentheils ganz, ganz unberücksichtigt geblieben", und hinzugefügt: „Anzuerkennen sei allerdings die Macht der öffentlichen Meinung; wenn man sich ihr aber hingebe, ohne das Steuerruder fest in der Hand zu behalten, so werde das Schiff nie den rettenden Port erreichen!" Und was hier angedeutet war, verkündete eine durch den preußischen Bevollmächtigten Camphausen der Centralgewalt mitgetheilte Note vom 28. April mit noch größerer Bestimmtheit. v. Radowitz war nach Berlin berufen worden. Durch sein ungemeines Talent und durch seine gewandte, fügsame Natur, die sich in alle Personen und Verhältnisse leicht zu finden wußte, hatte dieser Mann die Vorurtheile, die ihm als dem Träger und Repräsentanten vormärzlicher Staatskunst beim Eintritt in die Paulskirche entgegentraten, allmählich besiegt, aber Vertrauen in seine Redlichkeit hatte er sich nie zu erwerben vermocht. Seine Zurückhaltung und sein zweideutiges Benehmen in der Oberhauptsfrage hatte dieses Mißtrauen noch gesteigert; und wenn die Versammlung in seiner Berufung noch einen Schimmer von Hoffnung erblickt hatte, so schien jetzt die Note kund zu geben, daß er gegen die erbkaiserliche Einheitspartei nicht aufrichtiger gehandelt habe, als Schmerling.

Die Linke gewinnt die Oberhand in der Paulskirche. Nun war der Würfel gefallen! Diese preußische Note und eine frühere bairische, die ebenfalls die Reichsverfassung zurückwies und eine Abänderung derselben auf dem Wege der Vereinbarung forderte, verschafften der Linken immer mehr das Uebergewicht. Durch ihren Einfluß war der Beschluß durchgesetzt worden, „daß das Präsidium ermächtigt sein solle, zu jeder Zeit und an jedem Orte nach eigenem Befinden der Zweckmäßigkeit Sitzungen anzuordnen, daß auf das Verlangen von hundert Abgeordneten eine außerordentliche Sitzung statthaben und die Zahl von zweihundert Mitgliedern zu einem Beschlusse genügen solle"; durch ihren Einfluß wurde gegen die von der preußischen wie von der hannöverschen Regierung verfügte Auflösung der Ständekammern eine öffentliche Mißbilligung ausgesprochen und die schleunige Vornahme neuer Wahlen gefordert. Und um den immer dringlicher werdenden Anträgen auf Errichtung einer „Reichsregentschaft" zu begegnen, ließ sich die Versammlung am 4. Mai mit einer Mehrheit von zwei Stimmen zur Annahme eines von Wydenbrugk mit stilistischer und logischer Vollkommenheit formulirten, aber den Rechtsboden überschreitenden Antrags hinreißen, der den widerstrebenden Regierungen die willkommene Veranlassung zur Abberufung ihrer Abgeordneten bot. Umsonst hatte Beckerath vor diesem übereilten Schritt gewarnt und eine Vertagung angerathen; die Umstände schienen ein neues kräftiges Lebenszeichen der Versammlung zu heischen; Beckerath legte daher noch vor der Abstimmmung sein Mandat nieder.

4. Mai 1849.

Antrag von Wydenbrugk. Der Wydenbrugk'sche Antrag lautet, nach Aufzählung der Beweggründe: „1) Die Nationalversammlung fordert die Regierungen, die gesetzgebenden Körper,

die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk auf, die Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März zur Anerkennung und Geltung zu bringen. 2) Sie bestimmt den (22. Aug. d. J.) als den Tag, an dem der erste Reichstag auf Grund der Verfassung in Frankfurt a. M. zusammenzutreten hat. 3) Sie bestimmt als den Tag, an welchem im deutschen Reiche die Wahlen für das Volkshaus vorzunehmen sind, den (1. August). 4) Sollte, abgesehen von Deutsch-Oesterreich, einer oder der andere Staat im Reichstage nicht vertreten sein und deshalb eine oder die andere Bestimmung der für ganz Deutschland gegebenen Verfassung nicht ausführbar erscheinen, so erfolgt die Abänderung derselben auf dem in der Verfassung selbst vorgeschriebenen Wege provisorisch bis zu dem Zeitpunkte, wo die Verfassung überall in Wirksamkeit getreten sein wird. Die zwei Drittel der Mitglieder sind dann mit Zugrundelegung derjenigen Staaten, welche zum Volks- und Staatenhause wirklich gewählt haben, zu ermitteln. 5) Sollte insbesondere Preußen im Reichstage nicht vertreten sein und also bis dahin weder ausdrücklich noch thatsächlich die Verfassung anerkannt haben, so tritt das Oberhaupt desjenigen Staats, welcher unter den im Staatenhaus vertretenen Staaten die größte Seelenzahl hat, unter dem Titel eines Reichsstatthalters in die Rechte und Pflichten eines Reichsoberhauptes ein. 6) Sobald aber die Verfassung von Preußen anerkannt ist, geht damit von selbst die Würde des Reichsoberhauptes nach Maßgabe der Verfassung auf den zur Zeit der Anerkennung regierenden König von Preußen über. 7) Das Reichsoberhaupt leistet den Eid auf die Verfassung vor der Nationalversammlung und eröffnet sodann den Reichstag. Mit der Eröffnung des Reichstags ist die Nationalversammlung aufgelöst. 8) Die Nationalversammlung vertagt sich auf unbestimmte Zeit mit Zurücklassung ihres Büreaus und überträgt dem letztern die Befugniß, sie nöthigenfalls wieder einzuberufen".

Preußen und die deutsche Verfassungsfrage.

Hatte die preußische Regierung gehofft, durch die Ablehnung der Reichsverfassung mit der dargebotenen Kaiserkrone und durch die gleichzeitige Erklärung, Preußen würde, „um den zerstörenden und revolutionären Bestrebungen nach allen Seiten hin mit Kraft und Energie entgegenzutreten", solche Maßregeln treffen, „daß den verbündeten Regierungen die etwa gewünschte und erforderliche Hülfe rechtzeitig geleistet werden könnte", den Dank der Regierungen zu verdienen und sie zur freiwilligen Uebertragung der Centralgewalt an Preußen zu bewegen, so erfuhr sie eine bittere Täuschung. Sie konnte bald wahrnehmen, wie schwer es sei, die Regierungen, die nicht durch patriotische Erhebung, sondern nur durch den mächtigen Impuls des Volkswillens sich den Einheitsbestrebungen gefügt hatten, nun zu einer freiwilligen Uebereinkunft zu bringen, die ihre Selbständigkeit und Souveränetät zu beschränken drohte. Es war keine leichte Aufgabe, die Gelegenheit, die man in stolzem Selbstgefühl hatte entrinnen lassen, nun „am kahlen Scheitel wieder einzufangen". Und wie sehr man auch der Kraftentfaltung und Consequenz des preußischen Ministeriums „der rettenden That" Anerkennung zollen mag, den Vorwurf eigenmächtiger Handlungen, wodurch das Vertrauen des Volks tief erschüttert wurde, kann es nicht von sich wälzen, und die Leiden und Unglücksfälle, die über viele deutsche Staaten hereinbrachen, hatten in der Verwerfung des Verfassungswerkes ihren Ursprung. Sowohl die Centralgewalt, als die deutschen Einzelregierungen widersetzten sich

den preußischen Hoheitsbestrebungen. Der Erzherzog-Reichsverweser, der nie seine österreichische Abkunft vergaß, hatte an dem Tage, wo die Oberhauptsfrage sich zu Gunsten des Königs von Preußen entschied, der Nationalversammlung seinen Entschluß kundgegeben, sein hohes Amt niederzulegen, wie es schien aus Verdruß über Oesterreichs Zurücksetzung. Diesen Entschluß hatte er dann auf Bitten der Versammlung und auf Zureden der österreichischen Wortführer bis zu dem Zeitpunkt verschoben, wo dies „ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe und Wohlfahrt Deutschlands irgend geschehen könne“. Oesterreichische Einflüsse, denen sich der Reichsverweser von nun an immer mehr hingab, bestimmten ihn, auf seinem Posten auszuharren; und von welcher Seite die Bestrebungen ausgingen, ihn zum Weichen zu bringen, sie scheiterten an dem beharrlichen Willen des schweigsamen Greises. Mit seiner Uebereinstimmung erklärte Gagern auf die obige Note Preußens, daß nur der provisorischen Centralregierung die vollziehende Gewalt in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaats betreffen, zustehe, und daß kein Einzelstaat einen Anspruch auf die Leitung solcher allgemeinen Maßregeln erheben könne. Auf diesem Grundsatz beharrte die Centralregierung in Frankfurt auch, nachdem Gagern abgetreten und die Nationalversammlung ihr nicht mehr zur Seite stand. Alle Versuche der preußischen Regierung, die Leitung der deutschen Angelegenheiten provisorisch an sich zu reißen, wurden vereitelt. Trotz Hohn und Schmähungen harrte ein „großdeutsches“ Reichsministerium bei dem Erzherzog aus und verhinderte dadurch die Zerreißung des Fadens, womit Oesterreich an Deutschland geknüpft war. Preußen war stark genug, diese machtlose „Centralgewalt“ zu ignoriren und bei Seite zu schieben; es war rücksichtslos genug, mit Umgehung der Frankfurter Reichsregierung, in die Angelegenheiten anderer Staaten, wo seine Hülfe gewünscht wurde, handelnd einzugreifen, allein es betrat dadurch denselben Weg der Eigenmächtigkeit, den es an der Nationalversammlung und der Centralgewalt so sehr gerügt hatte. Und wäre nicht das spätere Reichsministerium und die ganze Centralgewalt so ohne allen Halt im Volk gewesen, und hätten nicht die stürmischen Ereignisse die Nothwendigkeit eines kraftvollen Regiments zu einleuchtend gemacht, Preußen würde durch dieses eigenmächtige Verfahren alle Sympathien verscherzt haben.

Actives Vorgehen Preußens.

Nicht geringeren Widerstand fand Preußen für sein Bestreben, die deutsche Oberhauptswürde ohne die Nationalversammlung an sich zu bringen, bei den deutschen Einzelregierungen. Zwar war der Weg, den das preußische Ministerium dabei einschlug, klug ausgesonnen: Durch das „Niederwerfen der Revolution, sowohl derjenigen, die auf offenem Felde rast, als derjenigen, die in einigen gefährlichen Paragraphen der Reichsverfassung schleicht“, hoffte man in Berlin die Fürsten zu gewinnen, und durch die in Aussicht gestellte Errichtung eines Bundesstaates mit einer kräftigen einheitlichen Executivgewalt und einer Nationalvertretung im Staatenhaus und Volkshaus wollte man die Einheitsbestrebungen der Nation

befriedigen und dadurch auch deren Zuneigung erwerben. Aber in beiden Hoffnungen ging man fehl. Die Regierungen der kleinern deutschen Staaten mußten schon aus Furcht vor der drohenden Macht der Demokraten und der unterwühlten Volksmasse bei der Anerkennung der Reichsverfassung und der Frankfurter Centralregierung beharren, und die Könige zeigten wenig Neigung, in das Verhältniß der Unterordnung unter Preußen zu treten. Es kam nun sehr bald zu Tage, daß der Weg der Unterhandlung nicht zu dem gewünschten Ziele führe, daß die deutschen Regierungen sich wohl in die Nothwendigkeit einer Anerkennung der Reichsverfassung unter Preußens Vorangehen gefügt hätten, daß sie aber nimmermehr sich freiwillig ihrer selbstherrlichen Stellung begeben und der Krone Preußen sich unterordnen würden. An dem Regierungscongreß in Berlin, wo die deutsche Verfassung abgeändert werden sollte, betheiligten sich nur Hannover, Sachsen und Baiern, und von diesen trat das letztere bald zurück, so daß nach einigen Wochen die revidirte Reichsverfassung nur als Grundlage eines „Dreikönigsbundes" erscheinen konnte, dessen lose Verbindung jedoch bald klar ward. Daß aber die große Masse des Volks sich von der Zeit an grollend von Preußen abgewendet habe, bewies die Theilnahmlosigkeit bei allen folgenden Wahlen. Zu dieser Theilnahmlosigkeit trug besonders das neue sowohl für Preußen als für den deutschen Reichstag entworfene Wahlgesetz bei, in Folge dessen in Zukunft die Wähler in drei nach der Größe der Steuersumme bestimmte Klassen getheilt werden sollten, so daß jede der in Höchst-, Mittel- und Mindest-Besteuerte gesonderten Klassen eine gleiche Zahl Wahlmänner zu stellen habe. Da nach diesem Wahlgesetz die „schwielige Hand des Arbeiters" keinen Stimmzettel abgeben konnte, so zogen sich die Demokraten seitdem schmollend von den Wahlen zurück. Unbekümmert um diese widerstrebenden Elemente trat nunmehr Preußen in den Vordergrund des handelnden Lebens, weniger auf sein Recht, als auf seine Macht und die Nothwendigkeit sich stützend. Es bekämpfte den Aufruhr, wo er sich zeigte, und stellte sich die Aufgabe, in dem verwirrten und zerrissenen Reiche Ordnung zu schaffen und das Ansehen der Gesetze und der Obrigkeit wiederherzustellen. Im Vertrauen auf die neuen Zusagen blickten die über die zunehmende Verwilderung des Volks bekümmerten Patrioten theilnehmend und billigend auf die kraftvolle Haltung der preußischen Regierung, die mit Gewalt der Waffen einen gesetzlichen Zustand zurückführte und Leben und Eigenthum sicher stellte. Nur in einem Lande verletzte sie das Nationalgefühl der Deutschen auf eine empfindliche Art und entfremdete sich die Herzen eines edeln, hochsinnigen Volksstammes: in Schleswig-Holstein.

Der „Entwurf der Verfassung des deutschen Reichs", der dem „Dreikönigsbunde" als Grundlage dienen und einem künftigen Reichstag zur Annahme und Revision vorgelegt werden sollte, hielt sich an das Frankfurter Verfassungswerk, verlieh demselben aber durch wesentliche Aenderungen einen andern Charakter. Im I. Abschnitt: „das Reich", wurde die „Frankfurter Aufstellung" dahin ermäßigt, daß das deutsche Reich Der „Dreikönigsbund".

(der deutsche Bundesstaat) nur diejenigen Staatsgebiete umfassen solle, welche die Reichsverfassung anerkennen. Im II. Abschnitt: „die Reichsgewalt", wird in dem 1. Artikel die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands durch die Centralgewalt so aufgefaßt, als ob dies in Folge einer freiwilligen Uebertragung des Gesandtschaftsrechts der Einzelregierungen an die Centralgewalt geschehe, und durch mildere und unbestimmte Fassung denselben ein Schein von Selbständigkeit nach Außen bewahrt, im 2. und 3. Artikel wird die Macht der Centralgewalt über das Heerwesen wesentlich beschränkt, der Eid der Treue gegen das Reichsoberhaupt aus dem Fahneneid entfernt und nur den obersten Feldherren vorbehalten, die Einrichtung des Heeres den Einzelregierungen überlassen und die Verfügung über dasselbe nur im Krieg und in „Fällen nothwendiger Sicherheitsmaßregeln" der Centralgewalt anheimgegeben. In den folgenden Artikeln sind die Befugnisse des Reichsoberhauptes über die Schifffahrtsanstalten, die Hafen- und Flußzölle, die Eisenbahnen und Heerstraßen, das Zoll- und Postwesen u. dgl. m. zu Gunsten der Einzelstaaten modificirt, doch so, daß die im Interesse der Einheit so nothwendige Centralisation nicht ganz aufgehoben wird. Die bedeutendste Aenderung erfuhr der III. Abschnitt: „das Reichsoberhaupt", wo die höchste Würde nicht einem „Kaiser der Deutschen", sondern einem „Reichsvorstand an der Spitze eines aus sechs Stimmen bestehenden Fürstencollegiums" übertragen wird. Diese Vorstandswürde ist mit der Krone Preußen verbunden; die Civilliste des Kaisers fällt weg; der Reichsvorstand umgibt sich mit einem verantwortlichen Ministerium, aber in wichtigen Dingen ist er an die Zustimmung des Fürstencollegiums gebunden. Im IV. Abschnitt: „vom Reichstag", erfuhren die Artikel über das Staatenhaus keine wesentlichen Abänderungen; in den Artikeln über das Volkshaus dagegen fiel das suspensive Veto weg, die einjährige Budgetperiode ward in eine dreijährige verwandelt und bei streitigen Positionen die Entscheidung nicht endgültig dem Volkshause vorbehalten, sondern beiden Häusern gemeinschaftlich zugewiesen; auch ist dem Hause die Macht entzogen, „die Aufhebung der Haft oder Untersuchung eines Mitgliedes bis zum Schlusse der Sitzungsperiode zu verfügen". Der V. Abschnitt: „das Reichsgericht", an dessen Statt bis zur endlichen Vereinbarung ein provisorisches Schiedsgericht der verbündeten Staaten trat, erlitt blos in dem einen Punkt eine Abänderung, daß die Anklage der Minister der Einzelstaaten nur dann dem Reichsgericht zugewiesen werden sollte, wenn die Gerichte des Einzelstaats nicht competent sind. Im VI. Abschnitt, welcher die Grundrechte des deutschen Volkes enthält, wurde zunächst die Aufhebung des Adels als Stand, sowie das Verbot der Titel und Orden entfernt, die Todesstrafe wieder hergestellt, gegen Mißbrauch der Preßfreiheit größere Sicherheit geschaffen, die Glaubens- und Gewissensfreiheit von dem Zusatze befreit, daß Niemand verpflichtet sein solle, seine religiöse Ueberzeugung zu offenbaren, den Religionsgesellschaften „der Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds" gewährleistet, die Geistlichkeit nicht von dem Beaufsichtigungsrecht des Unterrichts- und Erziehungswesens ausgeschlossen und die Aufhebung des Schulgeldes für die Volksschulen gestrichen. Ferner wurde das Petitionsrecht beschränkt, das Vereinsrecht ermäßigt und die Theilbarkeit und Veräußerlichkeit des Grundeigenthums, sowie die Ablösbarkeit aller Feudallasten und Zehnten und die Entschädigung für den Verlust der Jagdgerechtigkeit der Landesgesetzgebung anheimgestellt. Den Gemeinden war die Ortspolizei entzogen. In dem VII. Abschnitt: „die Gewähr der Verfassung", ist der angefochtene Satz, daß eine Aenderung ohne Zustimmung des Reichsoberhauptes eintrete, wenn in drei Sitzungsperioden derselbe Reichstagsbeschluß unverändert gefaßt worden sei, entfernt. Was endlich das Reichswahlgesetz betrifft, so wurde dasselbe gänzlich umgestaltet: indirecte und offene Wahlen

nach dem oben angegebenen Drei-Klassensystem auf Grund des Steuer-Census und dabei Erhöhung des zur Wählbarkeit befähigten Alters von fünfundzwanzig auf dreißig Lebensjahre.

8. Schleswig-Holstein.

Die Bevölkerung der vereinigten Herzogthümer Schleswig-Holstein hatte bisher mit ebenso viel Beharrlichkeit als Mäßigung ihr Ziel, selbständige Verfassung und Anschluß an das stammverwandte Deutschland, verfolgt (S. 219 ff.). Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Selbst in den stürmischsten Tagen hatte das Volk nie die ruhige Besonnenheit verloren, hatte sich fern gehalten von allen jenen maßlosen Ausschweifungen demokratischer Volksmassen, die in den meisten übrigen Staaten Deutschlands den Patrioten mit Widerwillen erfüllten. In der richtigen Einsicht, daß sie nur durch deutsche Hülfe ihren gerechten Kampf durchführen könnten, hatten die Herzogthümer sich selbst dem wenig ehrenvollen Waffenstillstand von Malmoe (S. 337) gefügt, der in Frankfurt jene Scenen roher Grausamkeit hervorgerufen. Im März 1849 hatte dieser sein Ende erreicht, und da die mittlerweile gepflogenen Friedensverhandlungen, die Bunsen als Reichsgesandter im Auftrage der Frankfurter Versammlung und mit Zustimmung des Königs von Preußen leitete, zu keinem Ergebniß geführt hatten, so kündigte Dänemark den Waffenstillstand zu einer Zeit, wo es von seiner Seemacht Gebrauch machen konnte. Die von Preußen und Dänemark gemeinschaftlich für die Dauer des Waffenstillstandes in den Herzogthümern ernannte Regierung legte ihre Macht nieder, worauf die Frankfurter Centralgewalt eine Statthalterschaft für beide Lande bestellte (Wilh. Beseler, Graf Reventlow-Preetz). Nun rückten die deutschen Reichstruppen von Neuem in Schleswig ein; der Herzog von Coburg-Gotha war einer ihrer Führer. Muthvoll und ohne Stammesneid fochten hier Preußen und Baiern, Hannoveraner und Würtemberger, Norddeutsche und Süddeutsche gegen den gemeinsamen Feind, ein schönes Bild deutscher Einheit und Eintracht. In jenen trüben Tagen, als durch die schwankende Haltung der preußischen Regierung gegenüber der Reichsverfassung eine beklommene Stimmung sich aller Gemüther bemächtigt hatte, wurden die Patrioten durch die unerwartete Nachricht erfreut, daß die deutschen Truppen siegreich gegen die Dänen gefochten, daß sie im Hafen von 5. April 1849. Eckernförde durch Strandbatterien das dänische Linienschiff „Christian VIII." in Grund geschossen, die stolze Fregatte „Gefion" nach Vernichtung ihres Steuerruders zur Ergebung gezwungen und die deutsche Flagge auf derselben aufgepflanzt hätten. Die Nachricht war ein Lichtstrahl in das Dunkel der deutschen Angelegenheiten. Der Himmel selbst schien die Waffen zu begünstigen. Bald nachher wurden im Sundewitt, der Insel Alsen gegenüber, die festen „Düppeler Schanzen" von baierischen und sächsischen Truppen erstürmt und die Dänen zu- 13. April. rückgeworfen. Bei diesem Unternehmen erkämpfte sich der baierische Oberst-

lieutenant v. d. Tann, schon im vorigen Jahr als Anführer des Freicorps durch ritterliche Tapferkeit hervorragend, neue Lorbeeren. Der General v. Bonin,
20. April 1849. Ober-Commandant der schleswig-holsteinischen Truppen, erstürmte die jütische Grenzstadt Kolding, schlug, als die dänische Armee ihn daraus verdrängen
23. April. wollte, dieselbe in einer scharfen Schlacht und erzwang sich mit seiner kleinen
7. Mai. Schaar durch einen neuen Sieg bei Gudsoe den Einmarsch in Jütland.

Preußens Unthätigkeit in Schleswig-Holstein und die Niederlage bei Fridericia.

Aber die preußischen und deutschen Truppen unter General v. Prittwitz zauderten. Während die schleswig-holsteinischen Soldaten, welche den geschlagenen Feind kampfbegierig und todesmuthig bis unter die Wälle der Festung Fridericia verfolgt hatten, vor dieser Stadt dem Feinde mehrere Gefechte lieferten, blieben die Preußen in ihren friedlichen Quartieren in Schleswig und sahen von ferne dem Kampfe zu. Kein Wunder, daß das Mißtrauen von Neuem rege ward; daß man Zweifel aufwarf, ob es den Preußen auch Ernst sei mit dem Kriege, ob nicht doch am Ende der Argwohn der Demokraten, die über das blutige Kriegsspiel in Schleswig-Holstein die bittersten Schmähungen ausstießen, gegründet sei. Und als v. Prittwitz endlich langsamen Zuges nach Jütland bis Veile vorrückte, gingen die Preußen so schonend zu Werke, vermieden so sehr alle blutigen Begegnungen mit den Dänen, hielten sich so ausschließlich nur auf dem Vertheidigungsfuße, daß man deutlich die Absicht erkannte, nur so lange einen Scheinkrieg zu führen, bis es den Diplomaten gelungen sein würde, die bereits angekündigten Friedensunterhandlungen zum Abschluß zu bringen. Denn nun hatte die Bewegung in Deutschland selbst einen so ernsten und drohenden Charakter angenommen, daß die preußische Regierung nichts sehnlicher wünschte, als des nordischen Kriegs entledigt zu sein, zumal da England und Rußland Dänemark begünstigten und in die Trennung der vereinigten Herzogthümer von dem dänischen Königreiche, dessen Fortbestand dadurch in Frage gestellt war, nicht willigen wollten. Dies Alles führte während der Monate Mai und Juni einen lähmenden Stillstand in den Kriegsoperationen herbei; die Soldaten wurden mißmuthig und kampfscheu, das Land wurde ausgesogen, die Einwohner verarmten durch die Kriegslast; die Dänen, deren jütländische Truppen unter General Rye von dem viermal stärkeren Heere des preußischen Feldherrn nicht angegriffen wurden, faßten neuen Muth und verstärkten ihre Armee und ihr Geschütz in Fridericia. Nur die Schleswig-Holsteiner, die Fridericia belagert hielten, verloren weder den Kriegsmuth noch die Kampflust. Wiederholte Ausfälle der Dänen, die sie siegreich zurückschlugen, boten ihnen häufig Gelegenheit, ihren Nationalhaß im heißen Kampfe zu bewähren. Die Verwirrung in Deutschland und der Mangel einer anerkannten Centralgewalt übten auf die deutschen Truppen an der nördlichen Grenzmark eine nachtheilige Rückwirkung. Endlich erfolgte der langgefürchtete Schlag. General Rye hatte sich von Jütland nach Fühnen eingeschifft, ohne daß Bonin davon Kenntniß erhalten, und war dann nach Fridericia übergesetzt. So verstärkt unternahmen die Dänen zu

einer Zeit, als schon die Bedingungen eines neuen Waffenstillstands zwischen Preußen und Dänemark in Berlin zum Abschluß fertig waren, aus der umlagerten Festung einen unerwarteten Ausfall in solcher Stärke und Uebermacht, 6. Juli 1849. daß Bonin's geschwächte Truppen dem plötzlichen Andrang nicht zu widerstehen vermochten. Nach hartem Kampfe, dem blutigsten unter allen, wurden sie zum Weichen gebracht, worauf sich die Dänen des ganzen Belagerungsgeschützes und der Schanzen bemächtigten. So erlangten sie einen kleinen Ersatz für die Niederlage in Eckernförde und eine kurze Befriedigung ihrer Rache. Aber auch im Unglück retteten die Schleswig-Holsteiner die Waffenehre. Ueber ihre Tapferkeit und muthvolle Haltung war nur Eine Stimme.

Die Nachricht von diesem Unfalle war noch wirksam genug, in dem nieder- Abzug der Truppen. geworfenen und zerrissenen Deutschland einen allgemeinen Schrei der Entrüstung über die schmachvolle Kriegführung hervorzurufen. Im Rücken des preußischen Heeres war der Ueberfall bewerkstelligt worden, und Prittwitz hielt sich nach wie vor ruhig. Diesmal waren es nicht die Demokraten, die mit Schmerz und Zorn eine Staatskunst verwünschten, welche das gezückte Schwert zu gebrauchen verbot und dadurch treue und edle Menschenleben einem tückischen Feinde preisgab, die Demokraten waren bereits zum Schweigen gebracht, aber alle Vaterlandsfreunde, die Preußens Ruhm und Ehre unbefleckt und strahlend sehen wollten, und die Deutschlands Heil nur im engsten Bunde mit Preußen erblickten, sie trauerten, als sie die Kunde vernahmen, daß trotz des heimtückischen Verfahrens der Dänen dennoch in Berlin ein unehrenhafter Waffenstillstand zum Abschlusse gekommen, bei dem weder Bevollmächtigte der Reichsregierung noch der Herzogthümer beigezogen wurden. Darin wurde vorläufig die Trennung Schleswigs von Hol- 10. Juli 1849. stein ausgesprochen, und während das letztere, wie bisher, unter der von der Centralgewalt angeordneten „Statthalterschaft" stände, sollte Schleswig von einer dreiköpfigen „Landesregierung" unter dem Vorsitz eines englischen Commissars im Namen des Königs von Dänemark regiert werden und im Süden eine preußische, im Norden eine schwedische, auf den Inseln eine dänische Besatzung erhalten. Mit Unwillen vernahm man in den Herzogthümern diese Bedingungen, wodurch die Fundamentalsätze ihres Staatsrechts, deren Rechtmäßigkeit der König von Preußen selbst in einem Briefe an den Herzog von Augustenburg vom 24. März 1848 anerkannt hatte, so tief geschädigt wurden. Denn diese Fundamentalsätze stellten außer Zweifel: 1) daß die Herzogthümer selbständige Staaten sind; 2) daß nur der Mannsstamm des oldenburgischen Hauses zur Erbfolge in den Herzogthümern berechtigt ist und 3) daß die Herzogthümer fest miteinander verbundene Staaten sind. In dem Waffenstillstandsvertrag aber hieß es, daß Schleswig, was seine gesetzgebende Gewalt und seine innere Verwaltung betrifft, eine abgesonderte, von Holstein getrennte Verfassung erhalten solle, unbeschadet der politischen Verbindung, welche das Herzogthum Schleswig an die Krone Dänemark knüpft. Die Statthalterschaft wie die Landesvertretung legten

daher Protest gegen den Vollzug ein. Als aber die deutschen Truppen allmählich abzogen und der schwedisch-preußischen Besatzung Platz machten, mußten jene sich in das Unvermeidliche fügen. Von dem an begann für die unglücklichen Schleswiger eine Zeit der Bedrückung und der Willkürherrschaft: aber ungebeugt beharrte die willenskräftige Bevölkerung auf ihrem Rechte und setzte der Gewalt den Trotz eines guten Bewußtseins und eines gerechten Strebens entgegen.

9. Die Bewegung zur Durchführung der deutschen Reichsverfassung.

Volksempörungen. Der Wydenbrugk'sche Antrag, am 4. Mai zum Beschluß erhoben, löste die Bande der Nationalversammlung. Von der Zeit an brachte jeder Tag neue Austrittserklärungen. Wie wenig auch die Demokraten bisher mit dem Frankfurter Reichsparlament übereingestimmt, wie sehr ihre Wortführer auf der linken Seite der Paulskirche das Verfassungswerk bis zur letzten Stunde bekämpft hatten, die Weigerung der Regierungen, dasselbe anzuerkennen, gab den Demagogen den erwünschten Vorwand, „zur Durchführung der Reichsverfassung" die Fahne der Volksempörung aufzupflanzen. Der Schein von Recht, auf dem sie dabei fußten, verlieh diesmal der Erhebung eine größere Bedeutung und eine weitere Ausdehnung. Durch lärmende Versammlungen und aufreizende Reden wurde das Volk in eine furchtbare Aufregung gesetzt; Volksvereine forderten in drohenden Aufrufen zum Kampfe auf gegen die „rebellischen" Fürsten und Regierungen, die den Beschlüssen der Reichsversammlung zu trotzen wagten; an vielen Orten wurde die Bürgerwehr, hie und da sogar das Militär, auf die Reichsverfassung beeidigt; städtische Behörden sprachen ihre Anerkennung aus; die Zahl der Adressen und Petitionen war endlos. Wie verschiedenartig und mitunter unlauter die Motive und Ziele sein mochten, von denen die Bewegung getragen ward, das Verlangen nach nationaler Einigung und die Furcht, dieses so lang ersehnten Gutes in der Stunde der Erfüllung abermals auf unbestimmte Zeit beraubt zu werden, bildete die gemeinsame und ehrenhafte Grundlage, auf der sich freilich auch die Lüge, das Verbrechen und der Hochverrath umhertrieb. Der erste Artikel des Wydenbrugk'schen Antrags konnte als Rechtsgrund für jede Erhebung gelten; die Volksführer bemächtigten sich daher desselben, um im Namen der Nationalversammlung zu handeln und die eigenen revolutionären Zwecke mit einem ehrenwerthen Mantel zu verhüllen. Mochte auch die Bewegung schon vor dem 4. Mai hervorgerufen worden sein, mochte auch die Mehrheit der Nationalversammlung in Verbindung mit dem Reichsministerium jenen Beschluß durch nachträgliche Erläuterungen dahin erklären, daß die Durchführung der Reichsverfassung nur durch friedliche und gesetzliche Mittel, keineswegs durch Maßregeln der Gewalt oder durch bewaffneten Zwang zu

bewerkstelligen sei: die Losung war gegeben; wie sollten sich die demokratischen Aufwiegler die günstige Gelegenheit entschlüpfen lassen, unter einer ehrbaren Fahne für die Revolution und die Republik zu wirken? Nie ist noch mit einer edlen Sache ein so schmählicher Mißbrauch getrieben worden; noch nie hat man den Sinn des Volkes mit einem so schändlichen Truggewebe umstrickt, noch nie die Begriffe von Wahrheit und Recht so lügenhaft verkehrt und entstellt! — Die ersten Bewegungen zeigten sich in denjenigen Staaten, wo die Regierungen sich der Reichsverfassung widersetzten. In Würtemberg zwangen die Stände in Verbindung mit dem liberalen Ministerium Römer den widerstrebenden König zur unbedingten Anerkennung der Reichsverfassung, so schwer es denselben auch 25. April 1849.
ankam, sich „einem Hohenzollern" zu unterwerfen. Die Aufregung in dem tief unterwühlten Lande und die unsichere Gesinnung des Militärs nöthigten ihn zur Nachgiebigkeit; doch erklärte er dabei mit schwäbischer Aufrichtigkeit, daß er nur der Gewalt weiche und wieder zurücktreten würde, sobald er die Macht dazu habe. In dem preußischen Rheinland und Westfalen bemächtigten sich die städtischen Behörden der Agitation für die Reichsverfassung in dem gesetzlichen Sinne, wie er dem Parlamentsbeschluß zu Grunde lag; wo es, wie in Elberfeld und Düsseldorf, zu bewaffneten Aufständen und Barrikadenkämpfen kam, wirkten noch andere Beweggründe mit.

Die gewaltigste Erhebung entstand in Sachsen. Hier waren die beschrän- Der Aufstand in Dresden.
kenden Gesetze und Einrichtungen des alten Polizeistaats frühe den Märzstürmen erlegen. Unter dem Ministerium Braun-Oberländer, in welchem der Leipziger Professor des Rechts von der Pfordten die auswärtigen Angelegenheiten leitete, war eine Reihe neuer Gesetze ins Leben getreten, die allzusehr die sturmbewegte Zeit ihrer Entstehung beurkundeten. Eine ungezügelte Presse und ein fast unbeschränktes Vereins- und Versammlungsrecht dienten der demokratischen Partei zur Verbreitung ihrer Grundsätze, die sowohl in den volkreichen Gewerbstädten, als bei dem verarmten Bauernstand einen fruchtbaren Boden fanden. Als nun auf Grund eines neuen, auf breitester demokratischer Basis beruhenden Wahlgesetzes, das für die erste Kammer einen geringen, für die zweite Kammer gar keinen Census festsetzte und ein directes Wahlverfahren anordnete, eine neue Ständeversammlung einberufen wurde, kam durch die Thätigkeit der „Vaterlandsvereine" ein Landtag zusammen, der als Hohn auf das constitutionelle Staatswesen gelten konnte und mit Recht als „Repräsentation des souveränen Unverstandes" bezeichnet ward. Dieser Landtag, der für das Frankfurter Verfassungswerk, so lange es noch unvollendet war, ebenso wenig Theilnahme bewiesen wie die sächsische Regierung selbst, stieß nun nach der Verwerfung desselben durch Preußen in die demokratische Lärmtrompete und drang auf Anerkennung der Reichsverfassung. Die Regierung antwortete mit der Auflösung; 30. April 1849.
die Deputationen der Städte und Körperschaften, die dasselbe Verlangen stellten, richteten nicht mehr aus; der König rechtfertigte seinen Widerstand mit Preußens

Weigerung. Dies gab die Losung zum Aufstand. Ein Volkshaufe stürzte sich
3. Mai 1849. auf das Zeughaus, um die Waffen herauszuschaffen, wurde aber von dem dort aufgestellten Militär mit Gewehrfeuer zurückgetrieben. Jetzt wurden die Sturmglocken geläutet; in den Straßen erhoben sich Barrikaden von unzerstörbarer Festigkeit; Bürgerwehrmänner und Volksschaaren, zum Theil mit Sensen und Piken bewaffnet, eröffneten einen heftigen Kampf gegen die sächsischen Truppen.
4. Mai. Als am folgenden Tag der Aufstand wuchs und die Zahl der Insurgenten durch bewaffnete Zuzüge aus der Nähe und Ferne sich mehrte, begab sich der König, begleitet von seiner Familie und sämmtlichen Ministern, unter militärischer Bedeckung nach der Festung Königstein. Dadurch gerieth die sturmbewegte Hauptstadt in die Hände der Demokratenführer. Eine provisorische Regierung, den Advocaten und Landtagsabgeordneten Tzschirner an der Spitze, übernahm die Leitung der Dinge; sie erließ eine Proclamation, daß der Kampf die Anerkennung der Reichsverfassung zum Zweck habe; sie zeigte ihre Einsetzung der Frankfurter Nationalversammlung an und stellte sich unter deren Schutz. Aber bald nahm die Erhebung einen fremdartigen Charakter an, neben den deutschen Fahnen erschienen die rothen; „wer in gutem Glauben die Waffen ergriffen hatte, legte sie nieder, um nicht einer republikanischen und anarchischen Bewegung Vorschub zu leisten“; rohe, verwilderte Pöbelschaaren, die von allen Seiten herbeizogen, gaben dem Aufstande mehr und mehr das Ansehen eines Kampfes gegen jede Ordnung, gegen Besitz und Eigenthum. In Leipzig, wo die Bürgerschaft ebenfalls für die Reichsverfassung war und sich „bis zu Austrag der Conflicte zwischen Krone und Volk“ unter den Schutz der deutschen Centralgewalt stellte, zog die entschlossene Communalgarde zum Schutze der öffentlichen Sicherheit gegen die Insurgenten in den siegreichen Kampf.

Einrücken der Preußen und Barrikadenkampf. Jetzt war für das preußische Ministerium der Zeitpunkt gekommen, seine Verheißungen zu erfüllen. Die sächsische Regierung, außer Stande, mit eigenen Kräften den Aufstand zu unterdrücken, wendete sich nach Berlin um Hülfe, und
6. Mai 1849. schon am 6. Mai eröffneten preußische Truppen einen lebhaften Kampf gegen die Dresdener Barrikadenmänner. Aber der Sieg wurde ihnen sehr erschwert. Drei Tage vertheidigten sich die Aufständischen hinter ihren festen Stellungen; das alte Opernhaus und ein Theil des Zwingers mit werthvollen Sammlungen gingen in Flammen auf; Wuth und Leidenschaft führten die Waffen. Schrittweise mußten die Truppen die Stadt erobern; von den Dächern und aus den Fenstern der Häuser unterhielten die Scharfschützen der Aufständischen ein ununterbrochenes Gewehrfeuer, und die Barrikaden boten durch ihre wunderbare Festigkeit einen sichern Schutz und Hinterhalt. Endlich siegte die Tapferkeit und überlegene Kriegskunst des preußischen Militärs über die ungeordneten, schlecht geleiteten Freischaaren; als die Truppen, vom Dunkel der Nacht begünstigt, am 9. Mai den Postplatz und die große Barrikade am Eingang des Altmarktes erstürmt hatten, minderte sich allmählich der Widerstand. Gegen vier Uhr

Morgens begann die Flucht der Freischaaren; dreimal drei Schläge von der Kreuzkirche gaben das Signal zum Abzug. In Kurzem waren die Straßen geöffnet und die Stadt in der Gewalt des Militärs. Ein über Dresden und die Umgegend verhängter Belagerungszustand mit Kriegsgerichten und Ausnahmsgesetzen erleichterte der Regierung die Wiederherstellung der Ruhe und die Unterdrückung des Demokratismus. Die Kerker füllten sich mit Verhafteten; einige der Schuldigsten, darunter Tzschirner, entkamen durch die Flucht; andere, wie Heubner und der Russe Bakunin, einer der thätigsten Förderer des Aufstandes, fielen der strengen Strafgerechtigkeit anheim. Der erstere büßte seine revolutionäre Thätigkeit mit vieljähriger Gefangenschaft in der Festung Königstein; der letztere setzte, nachdem er in verschiedenen Staaten Kerker und Verbannung ertragen, noch Jahrzehnte lang sein Abenteurerleben und seine socialistisch-conspiratorischen Umtriebe fort.

Die ersten dunkeln Gerüchte von den Vorgängen in Sachsen trafen die Frankfurter Nationalversammlung bei der aufgeregten Berathung über den Antrag der Linken, daß das Militär der zur Reichsverfassung haltenden Staaten auf diese Verfassung vereidigt werde. Das Reichsministerium bekämpfte diesen Vorschlag, der Zwiespalt in dem Reichsheer erzeugen und in der Brust des Soldaten Zweifel und Verwirrung hervorrufen würde, mit Entschiedenheit. Die Nachrichten von dem Einrücken der Preußen in Sachsen steigerten die Aufregung in der Versammlung und brachten die Reichsminister und die Fürsprecher friedlicher und gesetzlicher Mittel in eine schlimme Lage gegenüber der Linken, die zum entschiedenen Handeln drängte. „Ihr habt das Volk zur Empörung aufgefordert", riefen sie, „und wollt ihm die Waffen verweigern!" und „die provisorische Regierung in Dresden hat sich unter den Schutz der Nationalversammlung gestellt, nun schützt sie auch!" Die Ereignisse hatten jetzt die Versammlung an einen Punkt gedrängt, wo die Wege auseinandergingen. Sollte das Parlament sein moralisches Gewicht zu Gunsten der Revolution oder der „renitenten Regierungen" gebrauchen? Sollte es die Fackel des Bürgerkriegs unter Bruderstämme schleudern? Vor diesem Gedanken schauderte Gagern zurück. Er rief: „und wenn die Waffen gezogen würden, ich würde mich im letzten Augenblick noch dazwischen werfen". Als auf der Linken gelacht wurde, hörte man den zürnenden Ausruf: „Buben lachen darüber!" eine Aeußerung, die einen furchtbaren Sturm hervorbrachte und dem Redner den Ordnungsruf von Seiten des leitenden Präsidenten Simson zuzog. Dieser Auftritt war der Anfang einer Reihe stürmischer, von dem Lärm der Gallerien durchtobter Sitzungen voll leidenschaftlicher Heftigkeit. Auch in der baierischen Pfalz war eine Bewegung „zur Durchführung der Reichsverfassung" ausgebrochen. Ein Landesausschuß hatte sich gebildet; der baierischen Regierung war der Gehorsam gekündigt worden; man organisirte eine Volkswehr und traf einleitende Schritte zu einer Lossagung von Baiern. Die Linke verlangte, die Versammlung solle die Erhebung

7. Mai 1849. Das Reichsparlament und die Revolution.

von Sachsen und der Pfalz, die eine Durchführung der Reichsverfassung und folglich die Herstellung des Reichsfriedens gegen die „renitenten Regierungen" bezweckte, aufs kräftigste schützen und stützen; die „Weidenbusch-Partei", zerrissen und uneinig, machte den Versuch, mit der Centralgewalt gemeinschaftlich einen mittlern Weg zu gehen, indem sie erklärte, daß sie nur gesetzliche und constitutionelle Mittel zur Geltendmachung der Reichsverfassung gestatten, dagegen aber jedem Einzelstaate, der in einem andern Lande eine zu diesem Zwecke entstandene Bewegung unterdrücken wolle, entgegentreten würde; der Erzherzog versagte diesem letzten Gagern'schen Programm seine Zustimmung. Dadurch verlor die gemäßigte Partei ihre gemeinsame Fahne und ihren letzten Halt; rathlos und gespalten konnte sie sich zu keinem gemeinschaftlichen Vorschlag einigen, und so kam es, daß in der Sitzung vom 10. Mai auf den Antrag des Abgeordneten Reden ein Beschluß durchging, welcher der Nationalversammlung den Todesstoß versetzte. Dieser Beschluß lautete: 1) „Dem schweren Bruche des Reichsfriedens, welchen die preußische Regierung durch unbefugtes Einschreiten im Königreich Sachsen sich hat zu Schulden kommen lassen, ist durch alle zu Gebote stehenden Mittel entgegenzutreten. 2) Neben Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit sind diejenigen Bestrebungen des Volks und seiner Vertreter, welche zur Durchführung der endgültig beschlossenen Reichsverfassung geschehen, gegen jeden Zwang und Unterdrückung in Schutz zu nehmen. Die provisorische Centralgewalt ist zur Ausführung dieser Beschlüsse aufzufordern".

10. Mai 1849.

Letztes Ringen der Frankfurter Nationalversammlung.

Noch einige Zeit lebte die Nationalversammlung im Siechthum dahin. Projecte und Anträge tauchten in Menge auf, scheiterten aber alle an ihrer Unausführbarkeit. Aller Augen waren auf Gagern gerichtet, der bei der obwaltenden Schwierigkeit, ein neues Ministerium zu bilden, immer noch provisorisch sein machtloses Amt fortführte. Manche dachten ihm die Rolle eines Dictators zu, auf daß er die Leitung der immer mächtiger ausbrechenden Bewegung in die Hand nehme und sie in den Schranken der Gesetzlichkeit halte; Andere riethen, sich Oesterreich zu nähern und, als ersten Schritt dazu, dem Reichsverweser selbst die Oberhauptswürde provisorisch zu übertragen. Aber dieser zurückhaltende Fürst hatte gerade jetzt seine Mißachtung gegen die Versammlung dadurch zu erkennen gegeben, daß er Männer in das Ministerium berief, — Grävell, Detmold, Jochmus — deren Ernennung das Parlament für eine „Beleidigung der Nationalrepräsentation" erklärte. Mit ihm war demnach kein gemeinsames Handeln mehr möglich; daher wurde der Plan entworfen, ihn zu beseitigen durch Erwählung eines der verfassungstreuen Fürsten zum „Reichsstatthalter". Mittlerweile war die Abberufung der preußischen Abgeordneten zur Nationalversammlung in Berlin beschlossen worden, was die Zahl der Scheidenden mit und ohne Austrittserklärung mehrte. Noch immer blieb jedoch ein fester Kern der „Weidenbuschpartei", die sich in die Fractionen des „Nürnberger Hofs" und des „Casino" getrennt hatte, um Gagern und Dahlmann geschaart, beisammen.

Sie bestritten der Regierung das Recht, ihr Mandat, das ihnen vom Volk übertragen worden, eigenmächtig aufzuheben. Doch immer mehr überzeugten sie sich, daß sie zwischen den beiden Gewalten, die sich jetzt blutig um die Herrschaft bekämpften, der Revolution und der Reaction, keine haltbare Stellung einnehmen könnten; sie beschlossen daher nach heftigen innern Kämpfen ihren freiwilligen Austritt. Fünfundsechzig ehrenwerthe Männer, darunter Gagern, Simson (der schon vorher dem Präsidentenstuhl entsagt), Dahlmann, Moritz Arndt und viele Andere, unterzeichneten am 20. Mai eine Austrittserklärung und verließen die Paulskirche, den Schauplatz ihrer ruhmvollen Wirksamkeit und ihres vaterländischen Strebens. Eine Ansprache an ihre Wähler gab die Gründe dieses Schritts an. 20. Mai 1849.

Durch den Austritt der Gagern-Dahlmann'schen Partei gewann die Linke immer mehr Boden für ihre revolutionären Bestrebungen. Als die Versammlung den Antrag auf Vertagung verwarf, schieden abermals zweiundzwanzig Mitglieder, fast der gesammte „Augsburger Hof". Nun wurde die beschlußfähige Zahl der Stimmen auf Hundert herabgesetzt, was eine neue Minderung zur Folge hatte. Eine Ansprache an das deutsche Volk, in der edelsten Fassung, von dem schwäbischen Dichter Uhland verfaßt, war der letzte edle Laut aus der Versammlung, war das Schwanenlied des Frankfurter Reichstages. „Aber die poetische Unbestimmtheit des Manifestes gab jeder Mißdeutung Raum; zu gut für eine schlechte Sache, war es zu schwach, dieselbe zu läutern". Die Verwerfung eines von Welcker u. A. beantragten Zusatzes, welcher die Reichsverfassung als das nicht zu überschreitende Ziel der Bewegung hinstellte und jede Einmischung Fremder in die Angelegenheiten Deutschlands zurückwies, vernichtete den letzten Schein eines vaterländischen Zwecks dieser Bewegung und entführte abermals eine große Zahl von Mitgliedern. Der Rest, von den Männern der äußersten Linken beherrscht, beschloß nun die Uebersiedelung nach Stuttgart, um dem Herde der Bewegung näher zu sein und für ihre revolutionären Bestrebungen in den Demokraten und Anarchisten des Südens einen Rückhalt und eine Streitmacht zu haben. Die hundert und etliche Männer, die am 6. Juni im Saal der Abgeordnetenkammer zu **Stuttgart** ihre Sitzungen aufs Neue eröffneten, führten noch immer den Namen „constituirende deutsche Nationalversammlung", aber da nunmehr auch Baiern und andere Regierungen die ihren Staaten angehörigen Mitglieder abberiefen, so gestaltete sich das „Rumpfparlament" immer mehr zu einem „macht- und autoritätslosen Convent, der den Rest von Würde, welcher an dem Namen der Nationalversammlung haftete, in einigen unglücklichen Aufwiegelungsversuchen verzettelte". Eine „Reichsregentschaft" von fünf Mitgliedern, darunter Raveaux, Vogt, Heinr. Simon, ward ernannt, die badische und pfälzische Erhebung, deren wir sogleich gedenken werden, gutgeheißen und gefördert, und um auch das würtembergische Land in die Bewegung hineinzuziehen und der Regierung die Macht aus den Händen zu winden, Das Rumpfparlament in Stuttgart. 6. Juni.

wurde ein Gesetz zur „Organisation der Volkswehr“ angenommen und eine Creditforderung von fünf Millionen erhoben. Nun konnte Römer, der damalige Ministerpräsident, „ein Mann mit fester Hand und hartem Kopf“, das revolutionäre Treiben nicht länger gewähren lassen. Obwohl dem linken Centrum in der Paulskirche angehörig und mit einigen der gemäßigteren Mitglieder, die, wie Uhland aus gewissenhafter Consequenz nicht ausgeschieden waren, befreundet, mußte Römer zur Rettung und Sicherheit des eigenen Landes an das Rumpfparlament und die Regentschaft die Forderung stellen, ihren Sitz außerhalb Würtembergs aufzuschlagen. Am 18. Juni wurde das Sitzungshaus gesperrt und die sich gemeinschaftlich dahin begebenden Abgeordneten mit Gewalt zurückgetrieben. Ein letzter stenographischer Bericht meldete die Thatsache, daß sie der Gewalt gewichen. Von dem an fand man einige Mitglieder nur noch als Theilnehmer des offenen Aufruhrs, bald als Flüchtlinge auf republikanischem Boden, als Gefangene oder als Angeklagte vor den Assisen.

18. Juni 1849.

Schlußbemerkung.

Diesen kläglichen Ausgang nahm das erste deutsche Parlament. Zwar scheiterte sein Einigungswerk, die Hoffnung und das Ziel des deutschen Volks, an den Schwierigkeiten, die ihm von Innen und Außen entgegentraten, an der Verschiedenheit der Prinzipien und Parteibestrebungen, wodurch der rasche Gang der Berathungen verhindert und die Unbefangenheit und das gegenseitige Vertrauen der Mitglieder zerstört ward, an dem ausschweifenden und maßlosen Treiben einer unverständigen, verwilderten Volksmasse und ihrer leidenschaftlichen, auf Umsturz und Republikanismus lossteuernden Führer, am tiefgewurzelten Particularismus und Stammeshaß, am Widerwillen der Fürsten und der Reactionspartei, auch den gerechtesten Forderungen des Volks durch einige Opfer und Entsagungen entgegenzukommen; aber dennoch wird die Nation stets mit Stolz und Bewunderung auf eine Versammlung blicken, die so strahlend an glänzenden Namen, so reich an Talenten mannichfacher Art war, die sich so mäßig gezeigt im Gebrauch ihrer hohen Macht zu Anfang der Bewegung, und die in ihrer großen Mehrheit Muth, Vaterlandsliebe, Hingebung für die Wohlfahrt der Nation und ein hohes Maß politischer und sittlicher Tugend an den Tag gelegt. Und so wenig ihr Ruhm und ihr Andenken aus der Geschichte schwindet, so wenig sollte auch ihr Werk und ihr Streben dem Kern und Wesen nach zu Grunde gehen.

10. Unterdrückung der Revolution im südwestlichen Deutschland.

Die Bewegung in der Pfalz.

Die Aufregung, die sich in Folge der Verwerfung der Reichsverfassung von Seiten Preußens an allen Orten kundgab, füllte die Republikaner mit der Hoffnung, durch eine neue große Schilderhebung das im vorhergehenden Jahre verfehlte Ziel zu erreichen. Hatten sie doch diesmal in der Weigerung der Regierungen, die Reichsverfassung anzunehmen, einen scheinbaren Rechtsgrund,

womit sie ihre Zwecke verhüllen und auch weniger entschiedene Demokraten auf ihre Seite ziehen konnten. Daher entstand auch, wie gesagt, die Bewegung zunächst in den Staaten, wo die Regierungen die Annahme verweigerten, vorab in der baierischen Rheinpfalz. Dieses Land, schon im Jahr 1832 der Herd der liberalen Agitation (S. 203 f.), schien wegen der Nähe Frankreichs und der großen Verbreitung liberaler und radicaler Ansichten unter dem Volke besonders zum Stützpunkt einer republikanischen Schilderhebung geeignet. Kaum hatte daher die Aufwiegelung durch wiederholte Volksversammlungen eine solche Höhe erreicht, daß man zur Errichtung einer provisorischen Regierung in Kaiserslautern und einer „Volkswehr" schreiten konnte, so stürmten von allen Seiten Freiwillige herbei, flüchtige Barrikadenkämpfer, wühlerische Demagogen, emigrirte Polen, Handwerksburschen, unstete Abenteurer und Taugenichtse, Turner und jugendliche Schwindelköpfe. Durch freiwillige Beiträge und durch Zwangsbesteuerungen erlangten die Führer des Aufstandes in dem wohlhabenden Lande bald die nöthigen Geldmittel. Der Uebergang vieler Soldaten aus den beiden Festungen Landau und Germersheim erhöhte das Vertrauen der Demokraten. So sehr waren schon alle Bande der Zucht und Subordination gewichen, daß sich die zwei Regimenter Infanterie, welche Landau besetzt hielten, fast gänzlich auflösten, daß die Soldaten einzeln und truppweise mit gepacktem Tornister, Gewehr und Säbel ausrissen und man zuletzt Offiziere, das Gewehr im Arm, Schildwache stehen sah. Der Versuch der Centralregierung, durch Absendung eines Mitgliedes der Linken, Eisenstuck, als Reichscommissar die Bewegung in den Schranken der Gesetzlichkeit zu halten, war ohne Erfolg. Eisenstuck handelte so sehr im Sinne seiner Partei, daß ihn das Frankfurter Ministerium wegen Ueberschreitung seiner Instructionen abberief. Er hatte die preußischen Truppen, die auf Anordnung der Reichsregierung von Mainz aus in die Pfalz einrückten, zum Rückzug genöthigt und dadurch, bei der Unzulänglichkeit des baierischen Militärs, die Sache in die Hände der provisorischen Regierung und der Freischaaren gegeben.

Während ganz Deutschland mit gespannter Erwartung auf den Ausgang dieser fast widerstandslosen Bewegung blickte und die Zahl der von allen Seiten in das Land einströmenden Freischärler und Demokratenführer mit jedem Tage zunahm, bereitete sich in dem angrenzenden Großherzogthum Baden, jenem tief unterwühlten Lande, eine Erhebung vor, die an Umfang und Bedeutung alle ähnlichen Erscheinungen dieses und des vorhergehenden Jahres weit übertraf. Hier konnten die Demokraten nicht wie in andern Staaten die Durchführung der Reichsverfassung auf ihre rothe Fahne schreiben; Baden, von einer liberalen Regierung geleitet, war unter den ersten gewesen, welche die Frankfurter Verfassung anerkannt hatten; es hatte vor allen Ländern bereitwillig die Hand zur deutschen Einigung geboten, hatte sich einer Unterordnung unter eine deutsche Reichsgewalt nicht widersetzt, hatte zur Einführung und Beschwörung der Reichs- Die revolutionäre Erhebung in Baden.

verfassung bereits Einleitungen getroffen. Stimmten sie doch mit den Prinzipien überein, welche die Heidelberger März-Versammlung (S. 306) aufgestellt hatte. Aber Baden, im Süden und Westen von zwei demokratischen Republiken umgeben, war zu günstig gelegen, als daß die Förderer der Revolution dasselbe hätten missen können. Hier mußte man also, um doch den Schein zu wahren und dem, wenngleich in seinen Begriffen verwirrten, darum jedoch nicht alles Rechtsgefühls baren Volke nicht allzusehr gegen den Sinn zu handeln, das System der Lüge in großartigem Maßstabe aufrichten.

a. Rückblick auf das Jahr 1848. Viele Umstände kamen zusammen, um einen Aufstand in solchem Umfange hervorzurufen. Durch seine freisinnige Verfassung von jeher der Hauptsitz des Liberalismus und der landständischen Opposition, war Baden reich an volksthümlichen Rednern, an politischen Agitatoren, an kecken Journalisten, die in ihrem Kampfe für Fortschritt und Volksaufklärung nicht immer das rechte Maß einhielten und ihre dem ganzen deutschen Staatswesen geltenden Angriffe stets in erster Linie gegen die eigene Landesregierung richteten, welche freilich oft durch herbe Formen, durch unbedingte Versagung, durch Einwirkung auf die ständischen Wahlen und durch Zurücksetzung liberaler Beamten in frühern Jahren die Gegenpartei gereizt hatte. Dadurch wurde eine Kluft zwischen Volk und Regierung geschaffen, in welche das Jahr 1848 seinen vergifteten Samen streute. Die französische Februar-Revolution fand in Baden einen günstigen Boden für die verführerischen Lehren ihrer Propaganda, und die wiederholten Versuche, hier zuerst die Fahne der Empörung für ganz Deutschland aufzupflanzen, hielten das Volk in steter Aufregung. Zuerst erzeugte die Nachricht, daß der „Poet" Herwegh an der Spitze deutscher Arbeiter, die in Paris auf den Barrikaden gefochten, zur Erkämpfung republikanischer Freiheit den deutschen Strom überschreite, eine wilde Gährung in den untern Volksklassen; dann erließ Friedrich Hecker, um nicht das Schicksal seines Freundes Fickler zu theilen,
8. April 1848. den der Abgeordnete Mathy wegen beabsichtigten Landesverraths verhaftet
Mitte April. hatte, einen Aufruf an die streitbaren Bauern des Oberlandes, sich zu bewaffnen und auszuziehen zum heiligen Kampf für die Freiheit. Eine volksthümliche Gestalt im Rinaldini-Aufzug, riß Hecker im Sturme wilder Begeisterung die streitbare Jugend mit sich fort und wirkte mit romantischem Ungestüm auf die erregte Phantasie des Volks. Die Unterdrückung des Aufstandes und die klägliche Haltung der Freiheitskämpfer gegenüber den Bundestruppen minderte nichts an seinem Ruhme. Die Anhänglichkeit des Volks begleitete ihn auf seiner Flucht nach der Schweiz und auf seiner Reise nach Amerika. Das „Heckerlied", nach der Melodie „Schleswig-Holstein meerumschlungen", blieb fortan die Marseillaise der deutschen Republikaner. Im Laufe des Sommers nahm die Aufregung in Baden keineswegs ab; durch lärmende Volksversammlungen, durch politische Vereine, durch eine zügellose, alle gesetzlichen Grenzen überschreitende Presse wurde unter den Augen der Regierung, die wohl den Willen, aber nicht

mehr die Macht hatte, dem verwegenen Treiben mit Erfolg entgegenzutreten, der Boden des Staats und Rechts gänzlich unterwühlt und die Saat zu neuen Aufständen ausgestreut. Schon im September wagte Gustav Struve, früher Advocat und Journalist in Mannheim, von der Schweiz aus einen neuen Einfall in Baden. Aber durch Geburt und Erziehung dem Volke entfremdet, fand er für seinen politischen Fanatismus in Marat's Geiste wenig Sympathie, so sehr er sich auch bestrebte, durch seine socialistischen Lehren die gierige Leidenschaft der Proletarier zu erregen. Von den Landleuten selbst verhaftet und ausgeliefert, wurde er im Zellengefängnisse zu Bruchsal eingeschlossen, bis die Mairevolution ihm die Freiheit brachte. Sein Prozeß vor dem Schwurgerichte in Freiburg enthüllte die bodenlose Rechtsverwirrung, die durch sophistische Reden und Zeitungsartikel in dem Volke erzeugt worden war. 20. März 1849.

Unter solchen Umständen fiel es im Mai 1849 nicht schwer, das auf seiner ganzen Oberfläche gährende Land aufs Neue in die Bewegung hineinzureißen. Durch zahlreiche „Volksvereine“, an deren Spitze der Advocat Brentano als Obmann stand, und gegen welche die in einigen Städten bestehenden „vaterländischen Vereine“ mit conservativer Richtung nur ein schwaches Gegengewicht bildeten, wirkten die Demokraten für ihre Sache. Sie verlangten immer drohender die Auflösung der Kammern und die Einberufung eines constituirenden Landtags; und als ihrem Begehren nicht willfahrt wurde, erzwangen sie allmählich den Austritt ihrer Gesinnungsgenossen, um die Kammer beschlußunfähig zu machen, und eröffneten in den radicalen Blättern einen leidenschaftlichen Kampf gegen den Vorstand des Ministeriums „Baptist“ Bekk. Ueberzeugt jedoch, daß sie nicht zum Ziele kommen würden, so lange das Militär noch gehorche, organisirten sie ein System der schmachvollsten Verführung, um die Soldaten zum Ungehorsam gegen ihre Offiziere zu bewegen. Hierbei kamen ihnen die Umstände fördernd zu Hülfe. In Folge eines Beschlusses des Frankfurter Parlaments mußte der Militärstand in den Einzelstaaten erhöht werden. Dadurch wurden noch nachträglich viele junge Leute einberufen, die bereits republikanische Grundsätze eingesogen, von denen manche den Heckerzug als Freiwillige mitgemacht und welche die lockende Lehre vernommen hatten, daß man im Kampfe zum „Volk“ halten müsse. Mißmuthig ohnedies über ihre Einberufung, horchten sie leicht auf die Stimme der Verführung. Hatten sie doch gesehen, wie man die beurlaubten Soldaten, die einst gegen Hecker's Freischaaren gekämpft, in der Heimath mit den ärgsten Schmähungen belegte. Nicht minder folgenreich war das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht und die Aufhebung des Einstandswesens, wodurch den Unteroffizieren die Möglichkeit entzogen ward, durch Einstehen für Andere ihr Einkommen zu mehren. Eine beabsichtigte Erhöhung ihrer Löhnung war noch nicht in Vollzug gekommen. Diese Ursachen, verbunden mit den Klagen über rohe Behandlungen von Seiten mancher Offiziere, mit Bestechung durch Freibier, mit lockenden Verheißungen und Aussichten auf Beförde- b. Die Mai- und Junitage von 1849. 1. Rastatt.

rungen u. dgl. m., erschütterten die Treue im badischen Heer und erzeugten einen widerspenstigen Sinn, der endlich in eine Meuterei überging. Nach einigen
11. Mai 1849. unruhigen Auftritten bedenklicher Art brach in Rastatt am 11. Mai eine furchtbare Soldatenempörung aus. Der Kriegsminister Hoffmann eilte mit einer Anzahl treuer Truppen in die Festung, um die Ordnung herzustellen. Umsonst! Bedroht von den tobenden und zuchtlosen Soldaten, die schon mehrere Offiziere verwundet hatten, flüchtete er sich am Abend unter großer Gefahr mit den meisten Offizieren aus der Stadt und ließ die Festung in der Gewalt der Meuterer. Aehnliche Auftritte hatten an demselben Tag in Lörrach statt.

2. Offenburg. Nun war auf den 13. Mai eine große Volksversammlung nach Offenburg ausgeschrieben. Am Tage zuvor traten die Abgeordneten sämmtlicher Volksvereine zu einer Vorberathung zusammen und setzten im Hochgefühle des Sieges, weil ihnen soeben die Bundesfestung Rastatt zur Verfügung gestellt worden, eine Reihe von Forderungen auf, deren sofortige Gewährung sie bei dem Staatsministerium durch eine Deputation nachsuchten. Darin war die Auflösung der Kammern, die Einberufung einer constituirenden Landesversammlung nach dem allgemeinen Wahlrecht, die Entfernung des Ministeriums Bekk und eine allgemeine Amnestie begehrt. Die Regierung ertheilte eine ausweichende Antwort und wendete sich nach Frankfurt mit der Bitte um schleunige Absendung von Reichstruppen. Während ihr aber von hier die Nachricht zuging, daß die Centralregierung für den Augenblick keine Truppen zur Verfügung habe, war der Verlauf der Offenburger Volksversammlung, bei der sich auch Abgeordnete der Rastatter Besatzung eingefunden, so stürmisch, daß sich nicht nur der als Commissar der Centralregierung anwesende Raveaux mit Unwillen von diesen verwilderten Menschen abwandte, sondern daß auch der kurz zuvor durch richterliches Urtheil aus seiner Haft befreite Fickler und der Obmann der Volksvereine, Brentano, sich fern hielten und zur Mäßigung riethen. Aber wie konnte man von einer solchen Versammlung Mäßigung erwarten! Der „Landescongreß zu Offenburg“ erklärte die „Revolution für fortwährend“, beschloß „die alsbaldige Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr unter selbstgewählten Führern“, und errichtete einen „Landesausschuß“, der die Durchführung der Reichsverfassung, „wie sie nun nach der durch die Ereignisse beseitigten Oberhauptsfrage feststeht“, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bewirken sollte. Zugleich wurden Bestimmungen getroffen, die das ganze Verwaltungs- und Gerichtswesen umgestalteten, die Besteuerung abänderten und einige socialistische Einrichtungen zur Erleichterung des Gewerbstandes und zur Unterstützung „arbeitsunfähig gewordener Bürger“ mittelst eines großen „Landespensionsfonds“ in Aussicht stellten.

3. Karlsruhe. Der Revolutionsschwindel verbreitete sich schnell über das ganze Land. Am nämlichen Sonntag Abend kehrten zwei Compagnien von Bruchsal in trunkenem Zustande und wilder Zügellosigkeit nach Karlsruhe zurück und verbreiteten

den Aufruhr in der Hauptstadt. Das Innere der Kaserne wurde zerstört, die Wohnung eines mißliebigen Oberst verwüstet, ein Dragoner-Rittmeister, der mit seinen Leuten die Ordnung herstellen wollte, nebst einem Unteroffizier und Gemeinen getödtet. Unter wildem Toben und Schießen verbreiteten sich die rasenden Soldaten, mit herbeiströmenden Freischärlern vermischt, während der grauenvollen Nacht durch alle Straßen und versuchten dann das von einer Abtheilung Bürgerwehrmänner muthig vertheidigte Zeughaus zu erstürmen. Wuth und Leidenschaft setzten Alles in die furchtbarste Aufregung; Schießen und tobender Lärm verwandelten die stille Mainacht in Stunden der wildesten Verwirrung, des angstvollsten Schreckens, der bangsten Erwartung. Die Offiziere, von ihren eigenen Soldaten verlassen und bedroht, suchten Rettung in schneller Flucht; der muthige Prinz Friedrich schwebte in Lebensgefahr. Unter diesen Scenen rasender Empörung verließ der Großherzog mit seiner Familie das Schloß und begab sich, geschützt durch das Dunkel der Nacht und geleitet von einer Abtheilung Dragoner und einigen Artilleristen, zuerst nach der Festung Germersheim, dann nach dem elsässischen Städtchen Lauterburg. Am nächsten Tag (14. Mai) folgten die Staatsminister. Nun war der Landesausschuß, der sich von Offenburg nach Rastatt begeben hatte, im Besitze der Herrschaft, und der Stadtrath von Karlsruhe, um größeres Unheil von der Bürgerschaft abzuwenden, ließ durch eine Deputation demselben die Erklärung abgeben: „daß die Stadt Karlsruhe ihnen nicht entgegentreten werde, wenn sie dahin kommen wollten, in der Voraussetzung, daß sie für den Schutz der Stadt Sorge tragen würden". Unter klingendem Spiel zog am Abend des 14. Mai der Landesausschuß mit militärischer Begleitung in Badens Hauptstadt ein, und Brentano, das Haupt der „provisorischen Regierung", gab vom Balkone des Rathhauses herab die Versicherung, „der Landesausschuß werde seine Thätigkeit auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und die Durchführung der Reichsverfassung beschränken". Struve, gleich vielen andern politischen „Märtyrern" aus seiner Haft befreit, nahm Theil an dem Landesausschuß. Am Sonntag Morgen hatte die Karlsruher Besatzung den Eid auf die Reichsverfassung geleistet und am Abend kämpfte sie in den Reihen der Aufständischen! Und doch waren die Meisten auch jetzt noch der Meinung, der Kampf gelte nur der Begründung der deutschen Einheit und Freiheit, ein Glaube, den die radicalen Führer nicht durch Proclamirung der Republik zu vertilgen wagten. Die von Oberst Hinkeldey geführten Dragoner, die den Großherzog nach Germersheim geleitet hatten, und bei denen sich der Kriegsminister Hoffmann und viele Offiziere befanden, wollten, als sie in der Festung keine Aufnahme erhielten, mit den Kanonen nach Frankfurt ziehen, wurden aber durch die von allen Seiten herbeiströmenden Freischaaren, Turner und Bürgerwehrmänner daran verhindert und mußten, verfolgt und gejagt, über das Gebirge nach der Würtemberger Grenze ziehen, wo sie auf fremdem Gebiet todtmüde überrascht und theils zersprengt,

theils gefangen wurden. Die Soldaten, von ihren Anführern größtentheils verlassen, bildeten den Kern der „Volkswehr", die jetzt die neue Regierung durch ein allgemeines Aufgebot der wehrbaren Jugend von achtzehn bis dreißig Jahren ins Leben rief. Zahlreiche Freischaaren, die von allen Seiten herbeiströmten, mehrten die Menge der Streiter. Waffen und Kriegsbedarf boten die Arsenale und Vorrathshäuser des Staats. In Kurzem waren alle Geister der Revolution in Baden vereinigt.

Die Krisis. Der Sieg der Radicalen in Baden konnte nur dann der republikanischen Sache zur Herrschaft verhelfen, wenn es gelang, die benachbarten Staaten in den Strom der Bewegung hineinzureißen. Darum wurde sogleich mit der Pfalz ein Bruderbund geschlossen und Hessen-Darmstadt, Nassau und Würtemberg durch demokratische Aufwiegler in Gährung versetzt. Eine Volksversammlung in Ober-Laudenbach an der Bergstraße, auf der Grenzscheide der beiden Großherzogthümer, sollte der Anfang sein, die revolutionäre Bewegung nach Hessen zu tragen; aber die gräuliche Ermordung eines geachteten Darmstädter Beamten (Regierungsdirigent Prinz), der die Versammlung in den Schranken der Gesetzlichkeit halten wollte, empörte so sehr alles sittliche und menschliche Gefühl, daß sich die Bevölkerung und vor Allem das Militär mit Unwillen von einer Sache abwandte, die durch solche Mittel durchgeführt werden sollte; und wie sehr auch in Worms und Mainz, wo noch alte Erinnerungen aus den neunziger Jahren den Wühlereien eines Zitz und Genossen als Unterlage dienten, durch Turner und Freischärler für die rothe Fahne gewirkt wurde, in der Provinz Starkenburg fand die republikanische Bewegung keinen Boden. Als badische Truppen an die hessische Grenze rückten und mit klingendem Spiel in das nachbarliche Land einziehen wollten, um auch hier den Bund der Volksverbrüderung zu schließen, wurden sie von dem hessischen Militär mit Kartätschen empfangen, was sie dermaßen außer Fassung brachte, daß sie sich in eiliger verwirrter Flucht nach Heidelberg zurückzogen. Dies war ein kritischer Moment; die Soldaten, ohne Vertrauen in die neuen selbstgewählten Offiziere, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, fingen an nachdenklich zu werden, ob auch die Vorspiegelungen ihrer Verführer wahr seien. Der erste Rausch war vorüber und manchen beschlich Reue und Sorge. Zwar gelang es den radicalen Führern, diesen Kleinmuth der Soldaten niederzuschlagen und sie durch aufreizende Reden zur Rache gegen die „blinden Hessen" anzutreiben; aber ihre eigenen goldenen Hoffnungen begannen zu schwinden, als sie merkten, daß die Revolution nicht über die Grenze bei Heppenheim und Hemsbach vorzudringen vermochte. Wie sehr sie auch durch lügenhafte Gerüchte von nahen und fernen Siegen des Volks, von Aufständen und Abfall des Militärs, von französischen Hülfstruppen die Leichtgläubigen und die Unwissenden täuschen und zum Ausharren anfeuern mochten; über die hessische Grenze konnte die Empörung nicht getragen werden, und die schönen Fluren der Bergstraße von Heppenheim bis Weinheim wurden

in nutzlosem Kampfe mit deutschem Blute getränkt. Einen geeigneteren Boden für die Revolution schien Würtemberg zu bieten. Nicht minder unterwühlt als Baden, wurde auch dieses Land durch eine zügellose Presse, durch Demokratenvereine und Volksversammlungen, durch Ausübung schrankenloser Wahlrechte, durch Adressen und Petitionsstürme dermaßen in Aufregung erhalten, daß die Regierung allmählich Macht und Ansehen verlor, die Radicalen in der Kammer wie im Volke das entscheidende Wort führten und das Militär unzuverlässig wurde. Und als nun Fickler und andere Aufwiegler aus Baden sich einfanden, um das schwäbische Volk zum brüderlichen Bunde zu bereden, als endlich die Frankfurter Linke als „Rumpfparlament" nach Stuttgart übersiedelte, um sich auf die revolutionäre Kraft zu stützen, als man in der Kammer auf ein Bündniß mit Baden und der Pfalz antrug: da schien Würtemberg dem Strome der Bewegung folgen zu müssen und Aller Augen waren nach jenem Lande gerichtet, wo der gewaltige Kampf der conservativen Macht mit der Revolution zur Entscheidung kommen würde, wo eine auf Pfingstmontag nach Reutlingen ausgeschriebene Volksversammlung die Rolle der Offenburger zu spielen drohte. Es waren schlimme Tage voll Sorge und banger Erwartung. In einigen preußischen Städten hatte zu derselben Zeit die Einkleidung der Landwehr Widerstand gefunden; in Elberfeld und Düsseldorf waren Barrikaden errichtet worden, in Nassau herrschte eine drohende Aufregung, allenthalben hielten die Demokraten im Interesse der „Sache" Regierung, Polizei und Militär in Athem. Damals rettete Römer, ein populärer Mann von schwäbischer Derbheit, durch energisches Handeln Süddeutschland vor der Revolution. Das „Rumpfparlament" wurde ausgewiesen, Fickler verhaftet und auf den Asberg gebracht, den Umtrieben der fremden und einheimischen Demagogen Einhalt gethan. Und wie sehr die Radicalen schmähten und lästerten: Römer's Name war dem Volke Bürgschaft, daß keine freiheitgefährdende Reaction im Spiele sei; stark durch das Vertrauen des Volkes, widerstand er den schäumenden Wogen der Empörung. Auch die Hoffnungen auf den Juniaufstand in Paris, den man in Baden schon als einen gelungenen Sieg der „rothen Republik" darstellte und zur Steigerung der Aufregung und Kampflust benutzte, gingen nicht in Erfüllung. So blieb die Revolution auf die Rheingegend im Südwesten beschränkt; und während man sich hier rathlos und ohne Erfolg abmühte, das lose Wesen und die ungebundenen Elemente zu einer haltbaren Form zu gestalten, und sich die Revolution an ihrem eigenen Uebermaß verzehrte, kam der Norden von Deutschland schnell zur Ruhe, als der König von Preußen in einer Vertrauen erweckenden Ansprache das Verlangen nach deutscher Einheit durch Gründung eines Bundesstaates mit Volksvertretung zu befriedigen versprach und der bald nachher bekannt gemachte „Dreikönigsbund" den Wünschen und Forderungen der Patrioten billige Rechnung zu tragen schien.

Der Ausgang. Bei der Isolirung der revolutionären Bewegung auf einen kleinen Raum und bei dem Mangel alles Widerstandes konnten die Radicalen in Baden von ihrem Siege keinen rechten Gebrauch machen. Sie beriefen eine constituirende Landesversammlung ein, die, aus demokratischen Minoritätswahlen hervorgegangen, nur das Abbild der unfähigen provisorischen Regierung war. Die aus radicalen „Schreiern" zusammengesetzte Versammlung gab ein klägliches Zeugniß von der politischen Befähigung der Bewegungspartei; ein verkörperter Ausdruck geistiger Impotenz, war dieser constituirende Landtag in Karlsruhe eine Satire auf das constitutionelle Staatswesen. In gleichem Grade unfähig zeigten sich die „Civilcommissare" der Amtsstädte und die Anführer der Soldaten und der „Volkswehr". Zwar bildete sich eine Partei des beschleunigten Fortschritts, die den Socialdemokraten Struve als Haupt anerkannte, und von der republikanischen „Schweizer-Legion" unterstützt, mit dem Plane umging, die rothe Republik auszurufen und die socialistischen Wahngebilde zu verwirklichen, allein Brentano, ein nüchterner Mann von republikanischen Grundsätzen aber ohne Schwindelei, hintertrieb das gefährliche Unterfangen, das von fremden Abenteurern vollführt, unberechenbares Unheil über das Land gebracht haben würde.

Die Preußen in der Pfalz und in Baden. Mittlerweile hatte sich der Großherzog nach Ehrenbreitstein und von da nach Frankfurt begeben und sich um Hülfe an die Centralgewalt und, als diese keine hinreichende Truppenmacht zur Verfügung hatte, an die preußische Regierung gewendet. Letztere gewährte die verlangte Unterstützung nur unter der Bedingung, daß Baden dem „Dreikönigsbunde" beitrete, weshalb der Großherzog das bisherige Ministerium entließ und sich ganz an Preußen anschloß. Und als auch das baierische Ministerium, dessen Leitung der frühere Professor und sächsische Minister v. d. Pfordten übernommen hatte, trotz seines Widerstandes gegen den „Dreikönigsvertrag" das Einrücken preußischer Truppen in die Pfalz nachsuchte, so wurde ein combinirter Angriff auf das revolutionirte Land beschlossen. Während hessische und mecklenburgische Reichstruppen die Bergstraße bis Weinheim besetzt hielten und die Soldaten und die Volkswehr der Aufständischen von ihren unfähigen Führern in nutzlosen Märschen ohne Plan und Ziel herumgezogen wurden, rückten preußische Truppen, Landwehr und Linienmilitär, unter geübten Generalen und Offizieren und dem gemeinsamen Obercommando des Prinzen von Preußen untergeordnet, nach Süden vor. Nun riefen die Häupter der provisorischen Regierung in Baden und der Pfalz den Polen Mieroslawski herbei und übertrugen ihm den Oberbefehl über die ganze streitbare Insurgentenmacht. Allein Mieroslawski, obwohl er mehr Plan und Ordnung in die Unternehmungen brachte und den Soldaten wieder Muth und Vertrauen einflößte, war doch am Ende in Baden nicht glücklicher, als vorher in Juni 1849. Posen und Sicilien. Gegen Mitte Juni rückte eine preußische Truppenabtheilung in die baierische Pfalz ein, wo die Insurgenten lange umsonst versucht hatten, die von Militär fast entblößte Festung Landau in ihre Gewalt zu

bringen, und durchzog das Land fast ohne Schwertstreich. Die von Polen und andern fremden Abenteurern geführten Aufständischen begaben sich sofort nach Baden, um in vereinter Macht den „Feinden" kräftigeren Widerstand zu leisten. Nach Einnahme der Pfalz setzten die Preußen bei Philippsburg über den Rhein, während zugleich ein anderes Armeecorps an der Bergstraße vordrang und die deutschen Reichstruppen nach ihrem Uebergang über den Neckar an der würtembergischen Grenze hinzogen. So von allen Seiten bedroht, mußten sich die Insurgenten nach dem unglücklichen Treffen von Waghäusel südwärts ziehen, 15. Juni 1849. um sich hinter den Wällen der Festung Rastatt zu vertheidigen. Bald war alles Land bis zum Bodensee und zur helvetischen Grenze in der Gewalt der Preußen und Reichstruppen; die zersprengten Soldaten und die jungen Leute vom ersten Aufgebot begaben sich größtentheils in ihre Heimath, die Freischärler dagegen und die vereinigten Truppencorps flüchteten sich mit den Anführern in die Schweiz. Rastatt hielt sich noch einige Wochen unter Kämpfen und Ausfällen. Als aber Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf eintrat, mußte sich die eingeschlossene Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Commandant Tiedemann, der früher im griechischen Militär gedient hatte, wurde kriegsrechtlich erschossen.

So wurde der Aufstand im „Lande Baden" niedergeworfen. Der Groß- Strafgerichte. herzog kehrte zurück, die alte Ordnung wurde wieder hergestellt und den Gesetzen durch strenge Bestrafung der Schuldigen neues Ansehen verschafft. Aber während die Kasematten und die Gefängnisse sich mit vielen Verhafteten füllten und einige Freischaarenführer und Demokratenhäupter (darunter das Parlamentsmitglied v. Trützschler) durch die Kriegsgerichte in Mannheim und Rastatt zum Tode mit „Pulver und Blei" verurtheilt wurden, retteten sich die Anstifter dieses unendlichen Jammers nach der Schweiz oder nach Amerika. Hecker, von der provisorischen Regierung zur Rückkehr eingeladen, fand bei seiner Landung in Frankreich die Revolution bereits unterdrückt. Sein Name würde der Erhebung einen neuen Aufschwung verliehen haben. Nun blieb dem Zürnenden nichts übrig, als neue Flucht über den Ocean. Der Dichter Gottfried Kinkel, mit Wort und That ein eifriger Förderer der republikanischen Erhebung, wurde von der über ihn verhängten Todesstrafe befreit und nach einer preußischen Zwangsanstalt abgeführt, rettete sich aber im nächsten Jahre unter Beihülfe seines Landsmannes und Gefährten Karl Schurz durch glückliche Flucht aus Potsdam nach England. Oesterreich hätte sich gerne an der Unterdrückung der revolutionären Bewegung in Baden betheiligt; da aber die Berliner Regierung die Mitwirkung ablehnte, weil der Großherzog nur die Hülfe Preußens angerufen habe, so blieb dem übermüthigen Ministerpräsidenten in Wien nichts übrig, als in einer gereizten Note sein Bedauern auszusprechen, daß durch die Vereitelung der Mitwirkung Oesterreichs an der Herstellung der gesetzlichen Ordnung im badischen Oberlande, es den Führern des Aufstandes ermöglicht worden sei, „sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen". Bis zur vollendeten Neubildung des ein-

heimischen Militärs blieb das unter Kriegsrecht gestellte Großherzogthum Baden von preußischen Truppen besetzt. Auf das Gemüth des bürgerfreundlichen Großherzogs Leopold hatten diese Ereignisse einen so erschütternden Eindruck gemacht, daß er bald nachher erkrankte und nach unsäglichen Leiden am 24. April 1852 ins Grab sank.

V. Ungarns Erhebung und Fall.

Quellen und Hülfsschriften: Außer den S. 201 angeführten Werken, Adlerstein, Chronol. Tagebuch der magyar. Revol. Wien 1861. 3 Bde. — Görgei, Mein Leben und Wirken in Ungarn. Leipz. 1852. 2 Bde. — Die Memoiren von Klapka, Kossuth, Pulszky u. A. — Klapka, Der Nationalkr. in Ung. u. Siebenb. Leipzig 1851. 2 Bde. — Horvath, Gesch. des Unabhängigkeitskrieges in Ungarn 1848. 1849. Pest 1871. 72. 3 Bde. u. a. W.

1. Völker- und Racenkämpfe.

Ungarn und Oesterreich.

Das sturmbewegte Jahr 1848 erschütterte in Ungarn die altständische, feudal-monarchische Verfassung früherer Jahrhunderte. In rascher Berathung beschloß der Reichstag die Ablösung aller bäuerlichen Grundlasten und Giebigkeiten ohne Entschädigung, führte die allgemeine Steuerpflichtigkeit ohne Unterschied des Standes ein und gewährte Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Justizverfahren mit Schwurgerichten und ein liberales Wahlgesetz auf demokratischer Grundlage. Die österreichische Regierung, von allen Seiten bestürmt und gedrängt, gab nicht nur zu diesen Neuerungen ihre Einwilligung, sondern war auch bemüht, durch wichtige Zugeständnisse die ungarische Nation, die sich von jeher dem österreichischen Verwaltungssystem nur mit Widerwillen gefügt hatte, in Ruhe zu halten. Allein die streng magyarische Partei, erfüllt von Nationalstolz und Selbstüberschätzung, glaubte jetzt den günstigen Augenblick gekommen, das ungarische Königreich in seiner Größe und Selbständigkeit wiederherzustellen, und drang daher auf Lockerung der Bande, womit es an die österreichische Gesammtmonarchie geknüpft war, und auf Gewährung von Rechten und Einrichtungen, welche Ungarn zu einem unabhängigen Reich umgeschaffen haben würden, das mit den übrigen Ländern des Kaiserstaats nur im Verhältniß der „Personal-Union" stehen sollte. Im Drang der Verhältnisse gab die Wiener Regierung in einigen Punkten nach, in andern suchte sie die alte Verbindung aufrecht zu halten. Sie willigte ein, daß ein liberales Ministerium, worin der vaterländisch gesinnte, willenskräftige Graf Louis Batthyanyi den Vorsitz führte und der Advocat Ludwig Kossuth, in Wort und Schrift der Vorkämpfer für Ungarns Freiheit, das einflußreichste Mitglied war, die Leitung der Dinge in die Hände nahm; aber hinsichtlich des Finanz- und Kriegswesens wollten der

Hof und die kaiserliche Regierung nicht in die Sonderstellung Ungarns willigen. Sie verlangten wenigstens, daß die Magyaren einen Theil der Staatsschuld und angemessene Beiträge für die gemeinschaftlichen Staatsausgaben trügen.

Da fanden die Oesterreicher einen unerwarteten Bundesgenossen in den slavischen Volksstämmen des Südens, den Kroaten, Slavoniern und Grenzern, welche bisher mit den Magyaren zu einem Königreich Ungarn verbunden und im ungarischen Reichstag vertreten, jetzt durch panslavistische Bestrebungen aufgereizt und durch die Parteilichkeit der Magyaren für ihre eigene Sprache und Volkseigenthümlichkeit in ihrem Nationalgefühl verletzt, Trennung von Ungarn und ein selbständiges Staatswesen unter dem kaiserlichen Reichsministerium verlangten. Aehnliche Forderungen wurden auch von den übrigen Volksstämmen in Siebenbürgen und anderwärts gestellt, so daß das ungarische Königreich, statt zu einem selbständigen, freien und starken Staatswesen sich zu consolidiren, nun mit einer Auflösung und mit dem Abfall aller nicht magyarischen Stämme bedroht war. „Gleichberechtigung der Nationalitäten" wurde jetzt die Losung aller Volksstämme von den Karpathen bis zur Save und Donau. Der Stolz und Uebermuth der Magyaren, welche die beim Reichstage und in obrigkeitlichen Erlassen übliche lateinische Sprache durch ihre eigene verdrängt hatten und ihre nationalen Einrichtungen allenthalben auf Kosten des Heimischen und Herkömmlichen zu verbreiten bemüht waren, hatte den Samen des Nationalhasses ausgestreut, und wenn auch der ungarische Reichstag zuletzt zu Gunsten der Kroaten eine Ausnahme von dem Gesetze machte, daß die magyarische Sprache die officielle Sprache des Königreichs sein sollte, so war doch der Stammeshaß schon zu tief gewurzelt, als daß nicht die allgemeine Aufregung auch hier die nationalen Bestrebungen zu Tage gebracht hätte. Eine kroatische und eine ungarische Deputation bestürmten die kaiserliche Regierung in Wien zu gleicher Zeit mit dringenden Forderungen, jene um Vereinigung der drei Königreiche Kroatien, Slavonien, Dalmatien und der Militärgrenze zu einem selbständigen Staatswesen, unabhängig von dem ungarischen Ministerium und Reichstag, diese um Fortbestand der bisherigen Verbindung und Erhaltung der Integrität des Königreichs Ungarn.

Kampf der Nationalitäten.

März 1848.

Die österreichische Regierung suchte diesen Racenhaß zur Schwächung ihrer Gegner zu benutzen und beobachtete daher eine unentschiedene Haltung. Den Bitten der Kroaten willfahrte man dadurch, daß man den Magyarenfeind Jellachich, eine bei Hof beliebte Persönlichkeit, zum Ban ernannte, und die Ungarn suchte man durch Versprechungen und Zugeständnisse zu besänftigen; und als der Ban die Unabhängigkeitsbestrebungen der slavischen Bevölkerung bis zum Aufstand gegen Ungarn steigerte, mißbilligte ein kaiserliches Manifest dieses Verfahren und entsetzte den Ban seiner Stelle; aber der Hof, durch eine mündliche Besprechung von seinen loyalen Gesinnungen überzeugt, hielt ihn auf seinem wichtigen Posten. Im Vertrauen auf den hohen Schutz schritt Jellachich

Politik des Wiener Hofes.

in seinem Streben, die südslavischen Staaten von Ungarn zu trennen, eifrig fort. Durch Zeitschriften, Reden und Proclamationen wurde der Nationalhaß gegen die Magyaren mehr und mehr aufgestachelt und der Widerstand gegen Ungarn als ein heiliger Kampf für Freiheit, Religion und nationale Selbständigkeit dargestellt. Juli 1848. Eine letzte Unterhandlung zwischen Jellachich und Batthyanyi im Juli zu Wien führte nicht zur Vereinigung. Die Frage, ob das neugestaltete Ungarn in seinem bisherigen Umfang fortbestehen oder zu einem kleinen magyarischen Königreich zusammenschwinden solle, mußte mit den Waffen entschieden werden.

Aufstand der Serben. Schon hatte der Nationalkrieg im südöstlichen Ungarn seinen blutigen Anfang genommen. Das alte Syrmien mit den „Römerschanzen", ein sumpfiges, von Wällen und Gräben durchschnittenes, in Ungarns Kriegsgeschichte oft genanntes Land, ist neben den Rumänen, den alten Landesbewohnern romanischen Stammes und griechischer Confession, von rohen, kriegerischen Volksstämmen slavischer Abkunft, Serben, Illyrern, Czaikisten, Raizen u. s. w. bewohnt, die in Verbindung mit dem Banate und einigen umliegenden Landschaften eine von Ungarn unabhängige slavische Woiwodschaft gründen wollten. Von slavischen Aufwieglern und fanatischen Geistlichen aufgeregt, kündigten sie den ungarischen Behörden den Gehorsam auf und unternahmen verheerende Streifzüge in die benachbarten Comitate. Den Anfang bildete ein mit entsetzlichen Gräuelscenen, Mord und Raub begleiteter Aufstand in dem Städtchen Kikinda, am Ostermontag. Durch Zuzüge verstärkt und von den noch ungerüsteten Ungarn nicht kräftig genug bekämpft, gewannen die Insurgenten schnell Boden. An Krieg und Raub gewöhnt, füllten die wilden Grenzer und Serben die ganze Gegend an der Theiß und Donau mit Blut und Verwüstung. Die Städte Neusatz, Karlowitz, Pancsova, Weißkirchen u. a. O. waren der Schauplatz der entsetzlichsten Gräuelthaten und der wildesten Raubzüge. Monate lang dauerte dieser verheerende Racenkampf ohne Feldschlacht und Kriegsplan; Nationalhaß und Rachsucht reizten die Leidenschaften; die Erhebung der Czechen in Prag und die Gährung unter allen slavischen Stämmen des Kaiserreiches erhöhten die Wuth und Kampflust der rohen Grenzbewohner. Erst im August gelang es den ungarischen Heeren bei den Schanzen von St. Thomas und in der Stadt August 1848. Weißkirchen die empörten Gegner im heißen Kampf zu schlagen und den serbischen Aufstand zu unterdrücken.

Jellachich und die Kroaten. Mittlerweile hatte die Aufregung der Kroaten und Slavonier gegen die „asiatische Horde", deren Joch sie nicht länger tragen wollten, eine solche Höhe erreicht, daß der Krieg unvermeidlich war. Im Einverständniß mit dem Hofe Septbr. 1848. und der Reactionspartei pflanzte daher der ritterliche Banus Jellachich die Fahne der kroatischen Unabhängigkeit auf und überschritt im September mit seinen wilden Heerschaaren die Drave. Voraus ging ein Manifest, in dem er verkündete, „daß ihm vom Kaiser der Auftrag geworden, die gekränkten Interessen eines

in seinen Tiefen aufgeregten Volkes zu wahren und den durch den muthwilligsten Eigensinn der herrschenden Partei in Ungarn nicht mehr blos gefährdeten, sondern bereits drohend erschütterten Bestand und Verband der österreichischen Monarchie zu erhalten". „Er wolle die ungarische Nation aus den Händen einer Fraction befreien, welche die Macht der Krone durch Trug und List gebrochen, die Eintracht unter den Völkern zerstört, Ungarns gesetzmäßige Verbindung gewaltsam gelockert habe." Ohne Widerstand drang Jellachich bis zum Plattensee vor; die ungarischen Truppen, größtentheils unter österreichischen Anführern, waren unschlüssig, an Zahl schwach und keineswegs zum Kampfe begierig; und da weder von den Magyaren, noch von der österreichischen Regierung das letzte entscheidende Wort gesprochen war, so mußte in die ungarischen Heere eine schwankende, kraftlähmende Haltung und ein unsicherer Geist kommen. Die Magyaren betraten noch einmal den Weg friedlicher Vermittelung in Oesterreich. Sie wendeten sich an den Wiener Reichstag, stießen aber auf denselben Stammesgroll, welcher der österreichischen Regierung allenthalben den Sieg über die zwieträchtigen Völker erleichterte. Durch den Einfluß der Slaven vom Reichstag zurückgewiesen und durch die Schritte der Regierung mehr und mehr in der Meinung befestigt, daß weder die Wünsche und Bestrebungen des Reichstages in Pesth von dem Wiener Hof angenommen, noch die im März gegebenen Zusagen ihrem ganzen Umfange nach erfüllt werden würden, daß vielmehr die österreichische Regierung die slavischen Aufstände offen oder geheim begünstige, um vermittelst eines erbitterten Stammeshaders über alle Gegner zu triumphiren, sahen sich jetzt die Magyaren auf ihre eigene Kraft gewiesen und trafen kriegerische Anstalten.

Die Erscheinung Jellachich's mit seinen Kroatenschaaren in der Nähe der Hauptstadt steigerte die Wuth und bewirkte, daß **Kossuth's** volksthümliche Beredsamkeit über die warnenden Worte der Besonnenen den Sieg davontrug. Der ungarische Landsturm trat ins Leben; die Aufregung des leidenschaftlichen Volks wurde zum Fanatismus gesteigert; ein Nationalkrieg der heftigsten und blutigsten Art nahm seinen Anfang. Durch den Rücktritt des Erzherzogs Stephan von der Würde eines Palatin und durch Batthyanyi's und Eötvös' freiwillige Verzichtleistung auf ihre Ministerstellen kam die Leitung der Dinge gänzlich in die Hände Kossuth's und der magyarischen Eiferer. Die gräuliche Ermordung des zum Oberbefehlshaber der ungarischen Truppen ernannten Grafen **Lamberg** auf der Schiffbrücke gab ein schreckliches Zeugniß von der in Ungarns Hauptstadt herrschenden Wuth und Aufregung. Diese Schreckensthat, sowie die fast gleichzeitige Kunde, daß Graf Zichy, des Kaisers Commissar bei Jellachich und seiner Armee, von dem Magyarenführer Görgey als Verräther standrechtlich durch den Strang hingerichtet und seine im Keller verborgenen Schätze entführt worden seien, hatte die Auflösung des ungarischen Reichstages, die Erklärung des Kriegsstandes über das ganze Königreich und die Uebertragung

Ludwig Kossuth und die Revolutionspartei.

28. Septbr. 1848.

der Oberbefehlshaberwürde über alle kaiserlichen Truppen in Ungarn und den Nebenländern an den Banus Jellachich zur Folge. Dieser hatte bereits zwei verlustvolle Niederlagen erfahren, als ihn der Octoberaufstand in Wien vom ungarischen Boden abrief (S. 350). Daß magyarisches Geld und magyarische Verführung bei dieser Erhebung mitgewirkt, ist vielfach behauptet worden; warum aber die ungarischen Truppen der bedrängten Hauptstadt erst zu Hülfe zogen, als die Eroberung schon erfolgt war, blieb vielen unerklärlich. Entweder trugen die Magyaren Bedenken, durch Ueberschreitung der Grenze den Krieg mit Oesterreich selbst zu beginnen, oder die nothwendig gewordene Umgestaltung des Heeres, bei dem sich Kossuth selbst eingefunden, und die zur Errichtung des Landsturms erforderlichen Maßregeln führten die Verzögerung herbei. Die verspätete Erscheinung der Ungarn und ihre schnelle Niederlage an der Schwechat (30. Octbr. 1848.) entschied, wie wir gesehen haben, das Schicksal der empörten Stadt.

Der österreichische Thronwechsel. Windisch-Grätz in Pesth.

Herstellung der österreichischen Monarchie in ihrer frühern Gestalt und mit der ganzen Centralgewalt der alten Reichsregierung war seit dem Falle Wiens das Ziel der „schwarzgelben" Partei, die nunmehr die Leitung der Dinge in die Hände nahm. Mit diesem Streben waren die von Kaiser Ferdinand den Ungarn ertheilten Zugeständnisse und Verheißungen unvereinbar und es stand zu fürchten, daß der gewissenhafte Monarch Bedenken tragen würde, die früheren Zusagen zurückzunehmen. (Decbr. 1848.) Kaiser Ferdinand entsagte jedoch dem Thron, wie uns erinnerlich, und sein jugendlicher Neffe Franz Joseph erhielt durch die Verzichtleistung seines Vaters die Herrscherkrone. Der ungarische Reichstag protestirte gegen diesen Thronwechsel und verwahrte sich gegen alle Regierungshandlungen des neuen Kaisers, ehe derselbe dem Herkommen gemäß in Ungarn gekrönt wäre und die Verfassung und die Rechte beschworen hätte. Und um dem drohenden Kriege, zu dem in Oesterreich die ausgedehntesten Rüstungen gemacht wurden, kräftig begegnen zu können, erließ Kossuth glühende Aufrufe an Ungarns waffenfähige Mannschaft und bewirkte dadurch, daß in kurzer Frist ein Heer von 200,000 Mann, theils reguläres Militär, theils Landwehr (Honved) unter den Waffen stand. Die weiten morastigen Ebenen an der Theiß, auf denen der ungarische Roßhirt mit seinen Heerden sich tummelt, waren der Sammelplatz der magyarischen Streiter. Am 15. December brach der zum Oberbefehlshaber bestimmte Fürst **Windisch-Grätz** gegen Ungarn auf. Unter leichten Gefechten wurden die Städte Oedenburg, Preßburg, Raab u. a. ohne sonderlichen Widerstand eingenommen und besetzt und dann mit acht Heersäulen ein vereinter Angriff auf Buda-Pesth, die Hauptstadt des Landes, beschlossen. Mitten im Winter durchzogen die kaiserlichen Truppen den Bakonyer-Wald, dessen sumpfige Wege der Frost gangbar gemacht hatte, und näherten sich in den ersten Tagen des Jahres 1849 der Hauptstadt. Als der fürstliche Heerführer die von Graf Batthyanyi an der Spitze einer ansehnlichen Deputation begehrten Unterhandlungen ablehnte, (Januar 1849.) verließ Kossuth in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar mit der ungari-

schen Armee und allen Kriegsvorräthen in der Stille die Hauptstadt und zog nach Debreczin, die Krone des heiligen Stephan, die Reichsinsignien und die Banknotenpresse mit sich fortnehmend. Der Landesvertheidigungsausschuß und die Deputirten des Reichstags begleiteten ihn. Am folgenden Tage hielt der Feldmarschall mit dem Banus Jellachich seinen Einzug in Ofen und Pesth und schickte die Schlüssel der beiden Schwesterstädte an den Kaiser. 5. Jan. 1849.

Mittlerweile hatte der Kampf gegen die Serben um Pancsova und an den festen Römerschanzen und Lagerwällen an der Donau und Theiß seinen blutigen Fortgang, und in Siebenbürgen war ein Krieg ausgebrochen, der an Entsetzen und Gräuel Alles überbot, was seit den Tagen der Hunnen und Vandalen in den Jahrbüchern der Kriegsgeschichte verzeichnet worden. Auch in die entlegenen Thäler und Berghöhen jenes wildromantischen Landes, wo seit Jahrhunderten verschiedene Volksstämme, die germanischen Sachsen, die magyarischen Ungarn und Szekler und die weit nach der Walachei, Moldau und Bukowina verbreiteten Rumänen, mit verschiedenen Rechten und Einrichtungen und mit einem gemeinsamen siebenbürgischen Landtage in Eintracht nebeneinander gelebt, war der Stammeshader mit seiner Neuerungssucht gedrungen, um das Glück und den Frieden zu verscheuchen. Zuerst verlangten und erhielten die Rumänen gleiche Rechte mit den Sachsen und Magyaren und schickten ihre Abgeordneten zum Landtage nach Klausenburg; dann bewirkten die Szekler und Magyaren, daß der vereinte siebenbürgische Landtag an die österreichische Regierung die Forderung stellte, mit Ungarn durch eine unauflösliche Union verbunden zu werden; und auch diesem Verlangen willfahrte Kaiser Ferdinand in jenen sturmvollen Tagen, die der Frühling 1848 über Europa herbeigeführt. Aber bald erzeugten fremde Einflüsterungen und reifere Ueberlegung eine Sinnesänderung. Die Rumänen und Walachen verwarfen die Union mit Ungarn und hielten zum Kaiserstaat, und die Sachsen, mehr auf Erhaltung ihrer alten verbrieften Rechte und Freiheiten als auf Erwerbung unsicherer Reformen bedacht, erklärten sich für Beibehaltung der alten Zustände. Beide Stämme schaarten sich um die österreichische Reichsfahne und lenkten dadurch die ganze Kriegswuth ihrer magyarischen Nachbarn auf sich. Die Szekler Husaren auf flüchtigen Rossen und die ungarischen Landwehrmänner überfielen die offenen Flecken, die reichen Dörfer und Maierhöfe der Sachsen und schonten in ihrer Wuth weder Geschlecht noch Alter, weder Privateigenthum noch Kirchengut; die Rumänen bildeten räuberische Freischaaren, die mordend, plündernd und verheerend in das Gebiet ihrer feindlichen Nachbarn eindrangen; die Sachsen, minder kriegerisch und wuthentbrannt als ihre Nachbarn, wehrten blos die fremde Unbill ab und riefen zu ihrem Schutze die österreichische Armee unter General Puchner ins Land. So lagerten sich alle Schrecken eines leidenschaftlichen, verheerenden Nationalkrieges über das schöne, unglückliche Siebenbürgen. In dem aufgeregten Stammeshaß erlangte die österreichische Regierung den kräftigsten Bundesgenossen. Als im Januar

Der Nationalitätskrieg in Siebenbürgen.

1849 der polnische General Bem, ein edler und tapferer Mann, dem selbst seine Feinde ihre Achtung nicht versagen konnten und der Muth und Kriegserfahrung mit einem humanen Sinn verband, den Oberbefehl über die ungarischen Truppen in Siebenbürgen erhielt, nahm der Krieg eine regelmäßigere Gestalt an. Von der Ansicht ausgehend, daß die Magyaren nur vereint mit den Slaven und Rumänen die österreichische Herrschaft zu brechen vermöchten, suchte er die Walachen und Szekler zu versöhnen oder doch zu gegenseitiger Milde und Schonung zu bewegen. Um so schrecklicher wurden aber nunmehr die mit Oesterreich verbündeten Sachsen von der ganzen Kriegswuth getroffen. Zwei ihrer Hauptstädte, Kronstadt und Klausenburg, fielen in die Hände der Magyaren, und die dritte, Hermannstadt, wurde durch Bem von den umliegenden Berghöhen und von der Burg aus hart bedrängt. Puchner's Kriegsmacht war unzulänglich, und wie groß auch der Heldenmuth der Sachsen in Hermannstadt war, auf die Dauer hätten sie den Szeklern und Magyaren nicht zu widerstehen vermocht. Da gelang es den österreichischen Parteigängern, die Ausschüsse des sächsischen und walachischen Landtages zu einem folgenreichen Schritt zu bereden. Unter österreichischer Vermittelung wurden die Russen, die schon seit zwei Monaten die walachische Grenze besetzt gehalten, zu Hülfe gerufen. Diese folgten bereitwillig
31. Jan. 1849. dem Rufe. General Engelhardt rückte mit 6000 Mann und zwanzig Stück Ge-
1. 4. Febr. 1849. schütz in Siebenbürgen ein und besetzte Kronstadt und Hermannstadt nach heftigen Gefechten. Dadurch erlangten die österreichischen Truppen freie Hand zu weiteren Unternehmungen.

2. Die Revolution siegreich.

Ludwig Kossuth u. Arthur Görgey.

Die österreichische Regierung schien der Meinung zu sein, mit der Einnahme von Ofen-Pesth und der Verkündigung des Kriegsrechts sei der ungarische Aufstand zu Ende. Sie ernannte nun den Banus Jellachich zum Gouverneur von Dalmatien, mit Beibehaltung seiner bisherigen Würde, bewilligte die Absonderung der Woiwodschaft Serbien und stellte die Auflösung der Union zwischen Ungarn und Siebenbürgen in Aussicht. Dies weckte von Neuem den Geist des Aufruhrs in den kriegerischen, für den Fortbestand des Königreichs besorgten Ungarn, und ein Kampf bereitete sich vor, der an Heftigkeit und Ausdauer alle Kriegsthaten der beiden tiefbewegten Jahre weit übertraf. Polnische Emigranten und Parteigänger, darunter Feldherren von Ruf und Geschick, wie Dembinski, Bem u. A. schlossen sich der ungarischen Erhebung an, in der Hoffnung, dadurch die Wiederherstellung Polens zu erringen; Kossuth's großartige Demagogengabe war von wunderbarer Wirkung auf das rauhe, abgehärtete, vaterländisch gesinnte Volk der Magyaren, und die allenthalben herrschende Gährung und Kampflust führte Freischaaren und Abenteurer in Masse herbei. Ein vom

Reichstag schon im Juli bewilligter und im October erneuerter und erweiterter Credit wurde von Kossuth zur Anfertigung ungarischer Banknoten im Belauf von mehr als siebenzig Millionen benutzt. Dembinski erhielt die Würde eines Oberbefehlshabers, was den Neid der magyarischen Führer, namentlich des talentvollen, ehrgeizigen Arthur Görgey weckte; unter ihm dienten Meszaros, Perczel, Klapka und Andere. An allen Orten und Enden wüthete ein furchtbarer Bürger- und Nationalkrieg zu gleicher Zeit. Nach der zweitägigen blutigen Schlacht von Kapolna, wo von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit 26. 27. Febr. 1849. gekämpft wurde, ohne daß jedoch eine Entscheidung erfolgt wäre, weil Görgey aus Abneigung gegen Dembinski zu spät auf dem Schlachtfeld erschien, zogen sich die ungarischen Heere wieder nach den Niederungen der Theiß zurück und überließen die Hauptstadt dem österreichischen Feldherrn, der durch strenge Verfügungen gegen alle Förderer der magyarischen Erhebung von fernerer Unterstützung der Insurgenten abzuschrecken suchte. Dafür kam aber im Monat Februar wieder ganz Siebenbürgen in Bem's Gewalt. Die Russen mußten Hermannstadt und Kronstadt räumen und sich über die Grenze zurückziehen; Puchner, von Bem bis zum Rothenthurmpaß verfolgt, suchte mit seinem ganzen Truppencorps Schutz in der Walachei, die übrigen wurden zersprengt und nach andern Orten getrieben.

Mit dem Beginne des Frühlings unternahm Windisch-Grätz von der Kriegserfolge der Ungarn. Hauptstadt aus mit allen kaiserlichen Truppenabtheilungen einen Gesammtangriff auf die ungarische Streitmacht im Herzen des Landes; durch einen vereinigten Angriff hoffte er die Festungen zu Fall zu bringen und dann die magyarischen Heere in den sumpfigen Niederungen der Theiß zu ersticken. Aber seine Pläne scheiterten. Der Theißübergang wurde an mehreren Stellen von den Ungarn zu gleicher Zeit mit der größten Geschicklichkeit und Tapferkeit bewerkstelligt; General Schlick erlag bei Gyöngyös gegen Dembinski; Jellachich 2.—6. April 1849. und die übrigen österreichischen Feldherrn wurden bei Czegled, Hatvan, Gödöllö, Isaszeg u. a. O. zurückgeschlagen, und die „jungfräuliche" Donaufestung Komorn trotzte den heftigen Angriffen des kaiserlichen Belagerungsheers mit solchem Erfolg, daß Feldzeugmeister Welden zuletzt von der Beschießung abließ und die Festung durch enge Umlagerung auszuhungern und dadurch zur Uebergabe zu zwingen beschloß. Immer mehr näherten sich die Magyaren, die mit erhöhter Begeisterung allenthalben zum Angriffskrieg geschritten, der furchtbar aufgeregten Hauptstadt; die heilige Osterzeit wurde durch tägliche Gefechte in der Umgebung der Stadt und auf dem Felde Rakos, der alten Wahlstätte der ungarischen Könige, entweiht; allein während Windisch-Grätz und Jellachich darauf bedacht waren, Pesth vor einem Ueberfall zu schützen, umging die ungarische Armee unter Damjanics und Klapka das feindliche Heer und erstürmte nach einem furchtbaren Kampfe mit der österreichischen Besatzung, wobei der General Götz die Todeswunde empfing, die in strategischer Hinsicht höchst wichtige

Stadt Waizen. In raschem Zuge setzte sodann Görgey mit den beiden Generalen Damjanics und Klapka über die Gran, siegte über den österreichischen Feldherrn Wohlgemuth bei Nagy-Sarlo und entsetzte Komorn, das die Belagerungsarmee wochenlang vergebens bombardirt hatte und auf dessen Thürmen die schwarze Fahne als Zeichen der verzweifeltsten Entschlossenheit der Besatzung zum Todeskampf aufgepflanzt war.

Ofen u. Pesth erobert. Diese Unfälle überzeugten den Hof von Olmütz, daß Windisch-Grätz und seine altgräflichen Generale der großen Aufgabe nicht gewachsen seien. Eine kaiserliche Botschaft brachte die Abberufung des fürstlichen Feldherrn; Welden trat an seine Stelle und neue Generale übernahmen die Führung der Truppen. Aber die Umstände waren so drohend geworden, daß der Oberbefehlshaber die Hauptstadt nicht mehr zu halten vermochte. In der Nacht des 23. April verließen die österreichischen Truppen Pesth; die Schiffbrücke, die diese Stadt mit Ofen verband, wurde hinter ihnen abgebrannt, damit die in Ofen verbleibende Besatzung vor unerwarteten Ueberfällen gesichert wäre. Noch an demselben Vormittage zogen die Magyaren unter dem Jubel des Volks in die freudetrunkene, 25. April 1849. festlich geschmückte Stadt ein. Zwei Tage nachher wurde das kaiserliche Belagerungsheer von Komorn zum Rückzuge genöthigt, nachdem es den Ungarn gelungen war, noch eine zweite Brücke über die Donau zu schlagen und sich der Verschanzungen und eines großen Theils des Geschützes zu bemächtigen. Aber 3. Mai. der heftigste Kampf zog sich um Ofen zusammen. Als Görgey anfangs Mai mit seinen tapfern, wohlgerüsteten Truppen auf den benachbarten Berghöhen sich zeigte, in der Absicht, auch das rechte Donauufer von den Feinden zu befreien, da erkannte die kaiserliche Besatzung, daß ihr einziges Heil auf ihrer Tapferkeit beruhe. Der Befehlshaber, General H e n t z i, ein Schweizer, ließ daher in aller Eile die in guten Stand gesetzten Festungswerke schließen, Schanzen und Umpfählungen errichten, Gräben und Brüstungen aufführen und traf alle Vorkehrungen zu einer hartnäckigen Vertheidigung. Umsonst! Durch ein furchtbares Bombardement, täglich wiederholt, durch unterirdische Minen und durch häufige Angriffe vernichtete Görgey allmählich die Vertheidigungsanstalten. Es half nichts, daß Hentzi, um den Feind zum Einstellen der Belagerung zu zwingen, ganze Quartiere der jenseitigen Hauptstadt Pesth in Brand schießen ließ; als am 21. Mai durch das unaufhörliche Feuern mit glühenden Kugeln Ofen in Brand gerieth und ein heftiger Wind die Flammen rasch von einem Ort zum andern trug, brachte ein während der Verwirrung mit aller Anstrengung unternommener Sturm auch die Stadt Ofen zu Fall. Die Tapferkeit und Kriegswuth war auf beiden Seiten gleich; schrittweise wurde die Stadt erobert und vertheidigt; in Höfen und Zimmern focht Mann gegen Mann; Leichen und Blut bedeckten weithin den Boden. Hentzi fand bei der Erstürmung den Heldentod; die Ueberlebenden geriethen in Kriegsgefangenschaft. Die österreichischen Heere zogen sich nach Preßburg und an das äußerste Ende der Insel Schütt

zurück, um neue Verstärkungen abzuwarten. Auch im Süden behielten die Magyaren die Oberhand; die Schanzen von St. Thomas fielen in ihre Gewalt, bis Pancsova trugen sie ihre siegreichen Waffen; die österreichischen Truppen blieben auf fremdem Boden; auf drei Seiten standen die Ungarn drohend an den Grenzen ihres befreiten Landes.

Voll stolzen Vertrauens über diese Erfolge hatte bereits der Reichstag in Debreczin die Unabhängigkeit Ungarns von Oesterreich ausgesprochen, eine provisorische Regierung unter der Leitung Kossuth's als Gouverneur bestellt und somit die Brücke zu einer friedlichen Ausgleichung abgebrochen. Dieser entscheidende Schritt zur Begründung einer magyarischen Republik erzeugte die erste große Spaltung zwischen Kossuth und Görgey und schuf den Geist des Zerwürfnisses in ihren eigenen Reihen. Letzterer, mit der Unabhängigkeitserklärung unzufrieden und von Neid erfüllt über die hohe Stellung des Gouverneurs, folgte von da an den Eingebungen seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht und nahm eine von der Regierung immer mehr unabhängige Haltung an. Weder der Rang eines Oberbefehlshabers, der von Dembinski auf ihn übertragen ward, noch die damit verbundene Würde eines Kriegsministers waren vermögend, den ehrsüchtigen Feldherrn mit Kossuth und der Landesregierung zu versöhnen. In seinem militärischen Stolze verachtete er die Befehle der Regierung, lehnte das ihm vom Reichstag zugetheilte Militärverdienstzeichen nebst Rangerhöhung ab und handelte im Bewußtsein des überlegenen Talentes eigenmächtig und rücksichtslos.

Unabhängigkeitserklärung. 14. April 1849.

In ihrer Bedrängniß wendete sich die österreichische Regierung an Rußland um Hülfe. An demselben Tage, da Görgey Ofen erstürmte, war zwischen dem Kaiser von Rußland und dem jungen Beherrscher von Oesterreich in einer persönlichen Besprechung zu Warschau Ungarns Schicksal beschlossen worden. Der Aufstand hatte eine solche Ausdehnung genommen, daß das geschwächte Kaiserreich denselben allein nicht mehr zu unterdrücken vermochte; ein siegreicher Ausgang der ungarischen Erhebung hätte Oesterreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, hätte die Partei des Umsturzes in ganz Europa ermuthigt, hätte alle monarchischen Staaten in ihren Grundfesten erschüttert. Die begeisterte Theilnahme der Polen an dem ungarischen Kriege und die laute Freude der polnischen Grenzländer über die siegreichen Waffen der Insurgenten gaben Zeugniß von der hohen Bedeutung dieses Kampfes für jene unterdrückten und nach Befreiung seufzenden Völker. Auch die Ruhe des russischen Kaiserreichs war bedroht. Wie sollte nicht der Zar eine Unterstützung gewähren, durch welche die Geschicke der östlichen Länder in seine Hände gelegt wurden? Nicht blos für Oesterreich und für die Sicherheit des eigenen Landes, wie ein Manifest des russischen Kaisers verkündete, sondern auch für die künftige Größe und Machtstellung griff daher der Zar aller Reußen zu den Waffen. Gegen Ende Mai waren die Rüstungen so weit beendigt, daß die russischen Heere unter dem Ober-

Haynau und Paskiewitsch. 21. Mai 1849.

commando des ruhmgekrönten **Paskiewitsch** über Krakau und Dukla in verschiedenen Abtheilungen die ungarische Grenze überschreiten konnten, während die österreichischen Truppen, durch neue Zuzüge verstärkt, unter dem aus Hessen stammenden General **Haynau** ostwärts vorrückten und der Ban Jellachich von Süden her aufs Neue in Ungarn eindrang.

Die Lage in Ungarn. So auf allen Seiten von furchtbaren Streitkräften und feindlichen Heerschaaren bedroht, hatten die Magyaren nur die Wahl zwischen Unterwerfung und Verzweiflungskampf. Kossuth war zu dem letztern entschlossen; er entwickelte damals eine wunderbare Thätigkeit, um einen allgemeinen Volkskrieg zu erregen, um die Nation zu den größten Opfern und Anstrengungen anzufeuern, durch die sie allein zu Sieg, Freiheit und Unabhängigkeit gelangen könne. Seine flammenden Worte, womit er die ungarischen Völker zum schonungslosen Guerillakrieg, wie ihn einst die Spanier gegen Napoleon's Heere geführt, aufrief, entzündeten in den leidenschaftlichen und kriegerischen Magyaren eine Gluth der Begeisterung und Kampflust. Und wie groß auch die feindliche Heeresmacht war; kam ein Volkskrieg zu Stande, in dem Umfang, wie ihn Kossuth beabsichtigte, und wurde er mit allen Waffen ausgeführt, die einem tapfern und zur Verzweiflung getriebenen Volke zu Gebote stehen, so war ein siegreicher Ausgang noch immer möglich. Land und Klima kämpften für die Ungarn; Mangel an Heerstraßen erschwerte die Verbindung der einzelnen Truppenabtheilungen; traten Regengüsse ein, so wurden die Wege für Märsche und Fuhrwerk unbrauchbar; die Hitze des Tags und die Reiffröste der Nacht erzeugten Krankheiten, und in den Fiebersümpfen der Theißgegenden waren die Beiwachten für die des Klimas ungewohnten Russen und Oesterreicher tödtlich. Und woher sollten die Heeresmassen die nöthigen Lebensmittel nehmen, wenn, wie Kossuth gebot, allenthalben, wo sich der Feind zeigte, Feldfrüchte und Vorräthe von den Eingebornen vernichtet wurden? Die ungarischen Insurgentenheere bestanden nicht wie die deutschen Freicorps aus ungeübten, schlecht bewehrten und aller militärischen Zucht ermangelnden Schaaren, sondern zum Theil aus gedienten Truppen, zum Theil aus soldatisch gebildeten Zuzüglern kriegerischer und abgehärteter Völkerschaften unter waffenkundigen Anführern und mit Geschütz und Kriegsgeräth aufs Beste versehen.

3. Umschlag und Niederlage.

Haynau in Pesth. Aber es sollte anders kommen. Der Anfang des erneuten Kampfes war für die durch zahlreiche russische Armeecorps verstärkten österreichischen Truppen, bei denen sich der jugendliche Kaiser selbst zur Belebung ihres Muths auf kurze Zeit
20. 27. Juni 1849. eingefunden hatte, sehr günstig. Görgey wurde von Wohlgemuth und Haynau an der Waag und bei Raab nach mehreren tapfern Gefechten zurückgedrängt und genöthigt, sich hinter den Mauern und Festungswerken von Komorn zu vertheidigen,

worauf Haynau durch eine strenge Proclamation vom 1. Juli die Ungarn zur Niederlegung der Waffen aufforderte und alle, die bei dem Aufstande beharren und dem „Convente" in Debreczin Beistand leisten würden, mit den härtesten Strafen bedrohte. Bald fiel Ofen und Pesth wieder in die Hände des kaiserlichen Befehlshabers. [12. Juli 1849.] Wo kurz zuvor Kossuth mächtig und hoffnungsreich gewaltet hatte, nahm jetzt der österreichische Generalstab seinen Sitz, und die aus dem Hauptquartier Paskiewitsch's in Gödöllö abgesandten Kosacken sprengten durch die Straßen der erschreckten Hauptstadt. Die schweren Strafen, die der unbarmherzige Haynau über Ofen-Pesth und namentlich über die den magyarischen Aufstand begünstigende Judengemeinde verhängte, und die drohenden Proclamationen, wonach Jeder, „der durch Wort, That oder durch Tragen revolutionärer Abzeichen die Sache der Rebellen zu unterstützen wagen würde", als dem Tode verfallen erklärt wurde, waren das Vorspiel der kommenden Schreckenstage. Besitz, Verausgabung oder Annahme der ungarischen Banknoten (Kossuthnoten) wurde unter Todesstrafe verboten, eine Maßregel, die unsägliche Verluste herbeiführte, da bisher das ungarische Geld allgemeinen Curs hatte und sogar bei den öffentlichen Kassen angenommen worden war.

Nicht minder erfolgreich waren die Waffen Jellachich's im Süden. Der [Leiden und Wechselfälle des Kriegs.] ungarische General Perczel wurde zurückgedrängt, Neusatz von Peterwardein aus in Brand gesetzt, die Römerschanzen und die Festungen am Franzenscanal erstürmt und endlich nach der Einnahme von O'Becse der Uebergang über die Theiß bewerkstelligt. Aber mit welchen Leiden hatten die Soldaten zu kämpfen! Die Ungarn hatten, um sich für die Räubereien der Czaikisten zu rächen, die Ernten vernichtet, die Brunnen zerstört und somit eine künstliche Wüste erzeugt. Hier mußten die Truppen bei glühender Junisonne ohne den Schatten eines Baumes, ohne schirmendes Dach, ohne einen andern Trunk als das faulende Wasser der Donausümpfe mehrere Tage zubringen. Bald brach die Cholera aus und hielt eine furchtbare Todtenerndte. Das Gestöhn der Kranken und Sterbenden, das die angstvolle Stille der Nächte durchbrach, erhöhte die Qualen der Krieger. Auch war auf dieser Seite der Sieg von kurzer Dauer. Auf die Nachricht von dem Vorrücken des Banus wendete sich Bem plötzlich westwärts, den Kampf in Siebenbürgen den Szeklern und andern Eingebornen überlassend. Er gewann nach schwerer Belagerung die Festung Arad durch Vertrag, [1. Juli 1849.] zwang das geschwächte und entmuthigte Heer Jellachich's zum eiligen Rückzug über die Theiß und Donau und drang siegreich bis Neusatz und Peterwardein vor. Nur der Plan, die hartbedrängte, von Krankheit und Hunger schwer heimgesuchte Stadt Temesvár zu erobern, scheiterte an dem standhaften Muth des österreichischen Commandanten Rukavina, der jedoch bald nachher von der Cholera hingerafft wurde. Ende Juli und Anfang August erschien Bem wieder in Siebenbürgen, das mittlerweile zum großen Theil in die Hände des russischen Befehlshabers Lüders gefallen war. Seine Erscheinung vermehrte die Kriegsleiden des

unglücklichen Landes, das bald gewonnen, bald verloren, stets von dem Sieger hart mitgenommen wurde. Schlachtfelder und Brandstätten wechselten miteinander ab. Ein Versuch der Szekler, die Bewohner der Moldau zum Aufstand zu bringen, blieb ohne Erfolg. Während dieser Zeit befand sich Kossuth mit den Ministern und den Gliedern des Reichstags in Szegedin, welches seit der Besetzung von Pesth durch die Oesterreicher und Russen, zum vorläufigen Sitz der Regierung bestimmt worden. Hier hielt der ungarische Reichstag gegen Ende Juli seine letzten Sitzungen, und die Regierung faßte Pläne und machte Vorschläge, welche die innere Zerrissenheit, Rathlosigkeit und Parteispaltung sattsam beurkundeten. Görgey sollte vom Obercommando entfernt werden; aber wer wagte es, den Gewaltigen, dem man mißtraute, von einer Armee zu trennen, die ihm mit Begeisterung anhing! Man reizte ihn ohne ihn zu schwächen.

Concentrirung der Streitkräfte um Arad. Bald nahte sich der gewaltige Kampf, auf den die Blicke Europas nun noch ausschließlich gerichtet waren, seinem Ende. Ein kühner Ausfall der Ko-
3. Aug. 1849. morner Besatzung unter dem tapfern Klapka war das letzte glückliche Ereigniß. Reich beladen mit Beute und aufs Neue mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath versehen, kehrten die Besatzungstruppen, die bis Raab und Wieselburg gestreift, in die unüberwindliche Stadt zurück. Bald zogen sich die vereinten Streitkräfte an der Theiß und Maros zusammen. Von Norden her waren nämlich die Russen unter Paskiewitsch, Osten-Sacken, Grabbe u. A. schon im Juli bis nach Tokay und Miskolez vorgerückt, während Görgey noch in Komorn verweilte. Auf die Kunde hiervon brach dieser sogleich auf, um wo möglich die Verbindung der Russen mit den von Westen vordringenden Oesterreichern zu verhindern. Dieser Plan mißlang, aber nach dem glücklichen Gefechte bei
15. Juli 1849. Waizen entging Görgey durch einen meisterhaften Marsch über die Karpathen dem russischen Armeecorps und erreichte die obere Theiß. Die Kriegsmacht der Feinde war der seinigen weit überlegen; nach einem unglücklichen Gefechte bei
2. Aug. Debreczin mußte er sich daher immer weiter nach Osten und Süden zurückziehen, langsam verfolgt von den nachrückenden Russen, bis er am 8. August in Vilagos, einem Flecken unweit Arad, sich in einer Lage befand, welche ihm die Fortsetzung des Kampfes unmöglich zu machen schien. Zu gleicher Zeit hatte Haynau mit österreichischen und russischen Heeren von Pesth aus einen Zug nach der untern Theiß unternommen, hatte bei Szegedin den Uebergang über diesen Fluß bewerkstelligt und war dann, die Ungarn vor sich hertreibend, den Ufern der Maros entlang südostwärts gezogen, bis er in die Nähe der belagerten
9. Aug. Stadt Temesvár kam, wo er ein glückliches Treffen mit den Magyaren bestand, und dadurch die Befreiung dieser von Hungersnoth und Cholera schwer heimgesuchten Stadt bewirkte. Nach der Schlacht von Temesvár, in welcher die Truppen Dembinski's und Meszaros' zersprengt und in die Flucht getrieben wurden, concentrirten sich die ungarischen Streitkräfte um Arad, wo sich Kossuth mit der provisorischen Regierung befand und wohin auch Görgey gezogen war.

Görgey hatte schon während des Marsches von russischen Parlamentären Anträge zur Niederlegung der Waffen unter bestimmten Bedingungen empfangen und mit einigen russischen Offizieren Verbindungen unterhalten; jetzt scheint die verzweifelte Lage der Dinge und die Mißstimmung gegen Kossuth den Entschluß, den er schon längere Zeit in seiner Brust gehegt haben mochte, rasch zur Reife gebracht zu haben. Durch die denkwürdige Katastrophe von Vilagos sollte dem Kriege ein Ende gemacht werden. In dem letzten zu Arad abgehaltenen Kriegsrath sprachen sich die überwiegenden Stimmen dahin aus, daß Kossuth die Gewalt niederlegen und Görgey die Dictatur übernehmen sollte. Beides geschah. Zwei Proclamationen vom 11. August, die eine unterzeichnet von Ludwig Kossuth und sämmtlichen Ministern, die andere von Arthur Görgey, gaben der ungarischen Nation Kunde von diesem Ereigniß, und schon am 13. August in der Frühe streckte der neue Dictator mit einer Armee von 30,000 Mann und 120 Kanonen vor dem General Rüdiger in Vilagos die Waffen. Knirschend vor Zorn, aber gebeugt von dem Gefühle der Beschämung und niedergeschlagen über das eigene Schicksal und das Unglück des Vaterlandes, fügte sich das Heer in die Nothwendigkeit und vollzog das Gebot des Machthabers. Nicht ohne Verdruß über den Triumph der Russen vernahmen die Oesterreicher die Kunde der Uebergabe, gerade als sie im Begriff standen, dem ungarischen Heere die letzte Hauptschlacht zu bieten. Die Unwahrscheinlichkeit eines für die Ungarn günstigen Ausganges des ungleichen Kampfes, die Hoffnung, durch die Waffenstreckung das Leben so vieler tapferen Krieger zu erhalten und dem Vaterlande einige Erleichterung zu gewähren, die Abneigung gegen die polnischen Heerführer und endlich die offenkundigen Zerwürfnisse mit Kossuth, mit der Landesregierung und mit dem Reichstag, deren republikanische Tendenzen er mißbilligte und deren Versuche, ihm den Oberbefehl zu entziehen, seinen militärischen Stolz beleidigt hatten, scheinen den tapfern Görgey zu dem unerwarteten Schritte, der ihn zum Verräther der eigenen Sache machte, bewogen zu haben. Die Art der Kriegführung während der letzten Wochen gab der Vermuthung Raum, daß Görgey (wie auch in der Folge seine Denkwürdigkeiten „Mein Leben und Wirken in Ungarn“ andeuteten) schon längere Zeit mit Paskiewitsch in Unterhandlung gestanden, und daß er im Vertrauen auf mündliche Zusagen sich und sein Heer ohne alle Bedingung den Russen überliefert habe. Allein die Hoffnung, durch russische Vermittelung und Fürsprache Straflosigkeit für alle in die Ergebung inbegriffenen Soldaten und Führer zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. Er selbst erlangte zwar wegen seines großen Dienstes Gnade und einen sichern Aufenthaltsort in Klagenfurt; aber die andern wurden den Gerichten überliefert.

Die Katastrophe von Vilagos. — *10. Aug. 1849.* — *13. Aug.*

Nach der Capitulation von Vilagos ging der ungarische Krieg bald zu Ende. Die Festungen Arad, Peterwardein u. a. ergaben sich; die Honveds zogen in ihre Heimath, Kossuth, Bem, Dembinski, Meszaros und viele Andere flohen über die Grenze und suchten Schutz auf türkischem Gebiet; in Sieben-

Ausgang des Kriegs und Hinrichtungen.

bürgen wurden die Szekler und Magyaren von den Walachen und Slaven überfallen, beraubt, ermordet, bis endlich die Russen und Oesterreicher Einhalt thaten. Nur Komorn, wo Klapka den Oberbefehl führte, hielt sich noch über einen Monat. Erst als sich der kühne Feldherr überzeugt hatte, daß der ungarische Aufstand überwunden sei, übergab er die Festung unter ehrenhaften Bedingungen und zog in die Fremde. Damit endete der ungarische Krieg, großartig in seiner Erscheinung, tragisch in seinem Ausgang. Triumphirend berichtete Paskiewitsch seinem Herrn: „Ungarn liegt besiegt zu den Füßen Eurer Majestät." Daß Görgey nicht die Krieger Haynau's, die das Waffenglück bis unter die Mauern von Temesvár getragen, sondern die Russen, die noch keine namhafte Schlacht gewonnen, als Sieger ehrte, zeugte von dem tiefen Ingrimm, der zwischen Ungarn und Oesterreich obwaltete, wie von dem Haß, den der kaiserliche Feldherr durch seine Härte und schreckliche Kriegführung auf sich geladen. Während die österreichische und russische Diplomatie den Flüchtlingen die Zufluchtsstätte auf türkischem Boden zu entziehen bemüht war, ließ Haynau, der Unerbittliche, in Ungarn selbst ein furchtbares Strafgericht über die Theilnehmer und Förderer des Aufstandes ergehen. Die Glieder der edelsten Familien hatten die Erhebung begünstigt und theils als Anführer im Felde, theils als Beamte und Rathgeber bei der Regierung oder in dem Reichstag ihrem Vaterlande zu nützen gesucht. Sie alle wurden hart behandelt; die Schuldigsten fanden ihren Tod am Galgen oder durch Pulver und Blei, in Pesth und Arad; so der Graf Ludwig Batthyanyi, der, zum Galgentod verdammt, wegen einer sich selbst zugefügten Wunde erschossen werden mußte; so der Minister Csányi und der greise Perenyi, Präsident des Oberhauses; so ferner die Generale Karl Vecsey, Nagy-Sandor, Ludwig Aulich, Graf Karl Leiningen, Dessöffy, Török, Pöltenberg, und wie sie alle heißen; so der tapfere Damjanics, der, als er mit seinem hölzernen Beine zuletzt unter den Galgen hinkte, kaltblütig ausrief: „Wunderbar, sonst war ich doch immer der Erste!" Andere wurden als Gemeine oder Fuhrleute in die österreichischen Heere eingereiht und in die Fremde geschickt. Am 6. October, dem Todestage Latour's, fiel in Ungarn „eine Hekatombe der Sühne".

27. Septbr. 1849.

Nothstände in Folge des Kriegs.

Seitdem sind Wohlstand und Bürgerglück aus Ungarn verschwunden, berichtet ein Zeitgenosse. „Zahllose Städte, Dörfer und Edelsitze liegen in Trümmern und überall blutet das Land und das Volk an fast unheilbaren Wunden. Eine dumpfe Todesstille ruht auf den weiten Pußten der Theiß und der Donau, und verborgenen Grimm im Herzen trägt die Nation ihr hartes Geschick". Der Grundbesitz ist durch die Auflösung der Roboten (Frohnden) und durch die erhöhte Besteuerung in seinem Werthe gesunken, der Boden entbehrt der zur gedeihlichen Bebauung nöthigen Arbeitskraft, der einträgliche Tabaksbau ist ein kaiserliches Regale geworden; und wie sehr auch die Regierung in der Folge bemüht war, durch Auftheilung und Verkauf der großen Staats- und

Gemeindegüter als Eigenthum und durch neue Ordnung der Urbarial- und Ablösungsverhältnisse das zerrüttete Land wieder auf fester Grundlage herzustellen, die Wunden bluteten noch lange und die Schäden waren schwer zu heilen. Zwei Jahre später begab sich Kossuth nach England, wo ihn das Volk mit Begeisterung aufnahm. Vor seinem Weggang hatte er die heilige Krone der Ungarn sammt den Reichskleinodien vergraben, aber im September 1853 wurde sie wieder entdeckt und dem Kaiser zurückgestellt. Die Hofpartei erblickte darin ein glückliches Zeichen für die Fortdauer der Habsburgischen Herrschaft in Ungarn. Dembinski starb im Jahr 1864 in Paris.

VI. Scheitern der deutschen Reformpläne und allgemeine Reaction.

1. Die letzten Constitutionsversuche.

Mit Ungarns Fall war die Revolution von 1848 und 1849 in Europa niedergeworfen. Es waren zwei ereignißvolle Jahre, reich an Hoffnungen und Erfahrungen, an Täuschungen und Wehen. Wie sehr man sich auch von mancher Seite bemühen mochte, die „tollen" Jahre, die so viele Schäden zu Tage gefördert, zu verunglimpfen und sie aus dem Gedächtnisse „herauszuringen", sie haben ihre Berechtigung und ihre geschichtliche Größe; und waren auch die Ergebnisse der langen Kämpfe nicht der Art, daß sie durch ihre guten Gaben im Andenken des deutschen Volkes blieben, so haben die unzähligen Leiden und Thränen, die sie hervorgerufen, noch lange die Erinnerung daran wach erhalten. Die Revolutionsjahre waren ein gewaltiger Schlag ins öffentliche Leben, mächtig an Wirkungen und reich an Lehren, und für Deutschland der Wendepunkt der bisherigen Denkweise und politischen Haltung. Das bewegte Volksleben mit seiner Oeffentlichkeit, seinen Straßenkämpfen, seiner lauten Lust und Begeisterung verlieh ihnen den Charakter der Jugendlichkeit im Gegensatz zu dem rede- und schreibseligen Greisenalter der frühern thatenarmen Zeit; und wenn wir auch den Schlamm, den die Wogen über unsere Erde gespült, gerne aus der Erinnerung vertilgen möchten; der innere Kern, der allen Bewegungen zu Grunde lag: Deutschlands Freiheit, Größe und Einheit wird stets in Ehren bleiben. Die Macht der Waffen brachte das laute Volksleben bald zum Schweigen; Stille und äußere Ruhe kehrten in Stadt und Land zurück; die gewohnten Beschäftigungen wurden wieder vorgenommen und die Regierungen fanden Zeit, an das verwirrte Staatswesen wieder die ordnende Hand zu legen. Wo man, wie in Italien, die alten Zustände zurückführen konnte, kam man bald zum Ziel; aber in

Charakter und Bedeutung der Revolutionsjahre.

Deutschland, wo das ganze Bundesverhältniß erschüttert und gelöst war, wo viele Regierungen im Drange der Noth Freiheiten gewährt hatten, die alles Maß überschritten, Gesetze und Verfassungen verliehen, mit welchen das frühere Regiment der Schreibstube unvereinbar war, und wo die Auflösung des Bundestags von den Regierungen selbst anerkannt und gebilligt worden, stieß die Herstellung eines neugeordneten Zustandes auf große Schwierigkeiten.

Der Dreikönigsbund und die preußische Verfassung.

Preußen hatte sich durch Bewältigung der Revolution in den deutschen Landen Achtung und Vertrauen erworben, weshalb es auch vorzugsweise berufen schien, die Neugestaltung der Bundesverhältnisse in die Hand zu nehmen. Als daher der König das aufgeregte deutsche Volk durch die Verheißung beruhigte, daß dem Streben nach einem einheitlichen Bundesstaate mit einem Volkshause Rechnung getragen werden sollte, und in den stürmischen Junitagen des Jahres 1849 der neue Verfassungsentwurf, über den sich die Regierungen von Preußen, Hannover und Sachsen am 26. Mai geeinigt, als Grundlage eines Bundesstaates dargeboten wurde, da begrüßten alle vaterlandsliebenden Männer mit Freuden eine Gabe, welche geordnete Freiheit im Innern, Kraft und Ansehen nach Außen verhieß. Der Kern der erbkaiserlichen Partei aus der Paulskirche, Gagern und Dahlmann an der Spitze, hielten Ende Juni eine Besprechung in Gotha („Nachparlament"), wo sie den Beschluß faßten, für die Annahme und Verwirklichung des Entwurfs und das Zustandekommen eines Reichstags nach Kräften zu wirken. Anfangs nahm die Sache einen günstigen Fortgang. Ein Verwaltungsrath, bestehend aus den Bevollmächtigten der drei Königreiche und aller derjenigen Staaten, die allmählich dem „Dreikönigsbunde" beitraten, befaßte sich unter dem Vorsitz des früheren preußischen Ministers v. Bodelschwingh in Erfurt mit den Angelegenheiten dieses entstehenden Bundesstaates und traf zugleich die vorbereitenden Schritte für den künftigen Reichstag; und wenn auch vorerst Baiern und Würtemberg sowie einige kleinere Staaten weder den Verwaltungsrath beschickten, noch das gleichzeitig errichtete „Bundesschiedsgericht" anerkannten, so stand doch zu erwarten, daß, sofern nur Preußen und seine Bundesgenossen bei dem Vorhaben unwandelbar beharrten, dennoch ein deutscher Bundesstaat, wie ihn einst die Partei Dahlmann-Gagern im Auge gehabt, wenn auch in loserer Gestalt, ohne die einheitliche Executivgewalt und mit größern Gerechtsamen der einzelnen Bundesglieder, mit der Zeit ins Leben treten würde. Auch gab Preußen durch die Wiedereinberufung der Kammern behufs der Revision des Verfassungsentwurfs für das eigene Königreich den festen Entschluß zu erkennen, in die Reihe der constitutionellen Staaten einzutreten. Da die Wahlen für die zweite Kammer nach dem neuen dreigegliederten Wahlgesetz vorgenommen wurden, so betheiligten sich die Demokraten nicht dabei, daher in dieser zweiten aus Minoritätswahlen hervorgegangenen Kammer die radicale Partei keine Vertreter hatte. Dieser neue preußische Landtag setzte der Regierung weder eine leidenschaftliche, noch eine prinzipielle Opposition entgegen, daher in

den ersten Wochen des Jahres 1850 ein auf freisinnigen Grundlagen beruhendes constitutionelles Staatsgrundgesetz für das Königreich Preußen auf dem Wege der Vereinbarung zwischen Volk und Regierung erzielt und am 6. Februar von dem König in feierlicher Sitzung beschworen wurde. Zugleich erlangte Preußen durch die Erwerbung der Hohenzollern'schen Stammlande in Schwaben, die von den Fürsten von Sigmaringen und Hechingen vertragsmäßig abgetreten wurden, eine Erweiterung seines Gebiets.

Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850. 6. Febr. 1850.

Durch Ertheilung der Landesverfassung hatte sich Preußen den übrigen deutschen Staaten genähert und schien daher um so mehr berufen, die Begründung des deutschen Bundesstaats zu verwirklichen. Aber je näher die Entscheidung heranrückte, desto schwieriger wurden die nunmehr wieder erstarkten Regierungen. Der Einfluß von Oesterreich, das sich zwar mit Preußen zu einer kurzdauernden interimistischen Bundesregierung, die in Frankfurt ihren Sitz nehmen und aus den Händen des Erzherzog-Reichsverwesers die Befugnisse des alten Bundestages erhalten sollte, vereinigte, das aber natürlich der Bildung eines deutschen Bundesstaates, von dem es selbst ausgeschlossen sein sollte, sehr abhold war, bereitete der Ausführung des „Dreikönigsvertrags" unüberwindliche Schwierigkeiten. Durch Oesterreichs Einwirkung wurden nicht nur Baiern und Würtemberg in einer feindseligen Stellung zu Preußen und dem projectirten Bundesstaat gehalten, sondern auch Sachsen und Hannover zum Abfall von dem Dreikönigsvertrage bewogen. Als nun die Zeit herbeikam, wo nach der Uebereinkunft von den verbündeten Regierungen die Wahlen zu dem Reichstage in Erfurt, auf welchem der Verfassungsentwurf revidirt und endgültig vereinbart werden sollte, anzuordnen waren, so schickten diese beiden Königreiche nicht nur keine Abgeordneten nach Erfurt, sondern Hannover sagte sich auch förmlich von dem Bündnisse des 26. Mai los. Und um die Verwirrung und Rathlosigkeit vollständig zu machen, rückte zuletzt noch Baiern mit einem neuen Bundesverfassungsentwurf hervor, der, angeblich auch von Hannover, Sachsen und Würtemberg gebilligt, sich als „Vierkönigsbündniß" geltend zu machen suchte, aber das Gepräge der Lebensunfähigkeit an der Stirne trug und von Hannover gleichfalls verworfen ward. Im Vertrauen auf den Beistand Oesterreichs, welches die süddeutschen Regierungen durch die Aussicht auf Zollverträge und Handelswege zu gewinnen suchte, löste dann der König von Würtemberg die der Mehrheit nach demokratische Ständeversammlung in Stuttgart auf, berief an die Stelle von Römer und Duvernoy vormärzliche Staatsmänner in seinen Ministerrath und setzte bei Wiedereröffnung des neuen Landtages so sehr alle Rücksichten bei Seite, daß er in der Thronrede den deutschen Einheitsstaat „das gefährlichste aller Traumbilder", das Bündniß vom 26. Mai einen „künstlichen Sonderbundsversuch, auf den politischen Selbstmord der Gesammtheit berechnet" nannte und gegen Preußen so verletzende Worte sprach, daß die Berliner Regierung sich bewogen fühlte, auf einige Zeit allen diplomatischen Verkehr mit

Spröde Elemente. 15. März 1850.

Würtemberg abzubrechen. Auch in Kurhessen wurde die Stimmung des Hofes immer ungünstiger für den Bundesstaat; und als der Kurfürst, der früher feierlich gelobt, „nur mit Männern des öffentlichen Vertrauens den Thron umgeben
3. Febr. 1850. zu wollen", plötzlich an die Stelle des liberalen Ministeriums Eberhard-Wippermann den in ganz Hessen verhaßten ehemaligen Minister Hassenpflug aus Preußen wieder in seinen Rath berief und die Kammer, die denselben mit einem Mißtrauensvotum empfing und ihm die verlangte Creditbewilligung zur Auf-
15. März. nahme einer beträchtlichen Geldsumme verweigerte, auf unbestimmte Zeit vertagte, so sahen Viele in diesem Verfahren den ersten Schritt zu einer Lossagung von dem Bunde des 26. Mai.

Der Reichstag in Erfurt und die Unionsverfassung.

Ungeachtet dieser entmuthigenden Vorgänge schien jedoch Preußen auf dem begonnenen Wege fortschreiten zu wollen, und sein Beispiel war für die übrigen Glieder des Bundes so wirksam, daß am 20. März in Erfurt die Sitzungen des Staaten- und Volkshauses eröffnet werden konnten. Auch bei den Wahlen zu diesem „Festungs-Parlament" enthielten sich die Demokraten jeder Theilnahme, daher auch hier die radicale Partei unvertreten blieb. Eine Versammlung von vorherrschend conservativer und aristokratischer Färbung, aber reich an Einsicht, Bildung und Talent und dem Kerne nach von deutscher Vaterlandsliebe durchdrungen, schien das Erfurter Reichsparlament berufen und befähigt, die gefährliche Spaltung zwischen Volk und Regierungen wieder auszugleichen und auf dem Boden eines Rechts- und Bundesstaats, einer deutschen „Union", wie in der nachträglichen „Additionalacte" der neu zu schaffende Bundesstaat bezeichnet ward, eine allmähliche Versöhnung herbeizuführen. Radowitz, in dessen gewandte Hand die preußische Regierung die Leitung der bundesstaatlichen Interessen gelegt hatte, stellte in einer meisterhaften Eröffnungsrede Preußens deutsche Politik und vaterländische Bestrebungen in einem solchen Lichte dar, daß die Hoffnungen auf eine deutsche Einigung sich wieder aufs Neue belebten, wenn gleich das nachherige Benehmen dieses räthselhaften Mannes die Vertrauenden wieder irre machte. Trotz der Bemühungen einiger gegnerisch gesinnten Abgeordneten, das Unionswerk scheitern zu machen, wurde durch die Anstrengungen der „Gothaer Partei", der viele vaterländische Männer beitraten, im Erfurter Volks- und Staatenhaus die Annahme des Verfassungsentwurfs vom 26. Mai im Ganzen (en bloc) beschlossen und bei den nachfolgenden Discussionen über die einzelnen Punkte die Wünsche der Regierungen sämmtlich berücksichtigt, so
27. April 1850. daß in wenigen Wochen die Unionsverfassung zu einem befriedigenden Abschluß kam und nur noch der Annahme seitens der Bundesregierungen bedurfte.

Union und Bundestag in Opposition. 26. April 1850.

Aber auch das deutsche Unionswerk sollte scheitern. Um dieselbe Zeit, als der Erfurter Reichstag zu Ende ging, erließ Oesterreich eine Circulardepesche, in der eine außerordentliche Plenarversammlung des Bundes nach Frankfurt a. M. berufen wurde, zu dem Zweck, die von Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich eingerichtete provisorische Centralgewalt durch ein definitives Bundesorgan

zu ersetzen. Einige Regierungen folgten der österreichischen Einladung; Preußen antwortete ablehnend und erließ am 1. Mai Einladungsschreiben an sämmtliche Unionsfürsten zu einem Fürstencongreß in Berlin, um sich über die Annahme der Maiverfassung zu erklären. Hier wurden aber in den vom 9. bis 16. Mai abgehaltenen Verhandlungen manche Bedenken über die Ausführbarkeit des Planes laut; durch unbestimmte Erklärungen oder unerfüllbare Bedingungen suchten Einige die Entscheidung hinauszuschieben; namentlich trat die der Union abgeneigte Gesinnung des Kurfürsten von Hessen, den Hassenpflug dahin begleitet hatte, immer deutlicher hervor. Hassenpflug unternahm es, „die Union von Innen heraus zu sprengen". Alles, was erzielt wurde, war die nur von den kleinern Bundesgliedern ohne Rückhalt anerkannte Schöpfung des provisorischen Fürstencollegiums oder Unionsministeriums an der Stelle des bisherigen Verwaltungsrathes. Ermuthigt durch diese Kundgebung innerer Uneinigkeit, beharrte Oesterreich bei seinem Vorhaben und erließ, auf den Vorschlag der Mitglieder der in Frankfurt tagenden Plenarversammlung, ein Rundschreiben zur 19. Juli 1850.
Wiedereröffnung des Bundestages auf den 1. September, „da in der Rückkehr zu einem durch die bisherigen Vorgänge nur verdunkelten, aber nicht erschütterten Rechtsboden das einzige Mittel zur Lösung der Verfassungsfrage in Deutschland erkannt werden müsse". Preußen lehnte es jedoch abermals ab, zur Wiederher- 25. Aug.
stellung der alten Bundesverfassung, die sich als unzureichend für die Bedürfnisse der Nation erwiesen und den feierlichen Verheißungen so vieler Regierungen entgegen sei, die Hand zu bieten. So kam es, daß zwei Bundesregierungen ohne allgemeine Anerkennung vom 1. September an nebeneinander bestanden, das Fürstencollegium, aus dem jedoch mittlerweile auch die beiden Hessen und einige kleinere Staaten ausgeschieden waren, und der Bundestag in Frankfurt, jenes unter Preußens, dieser unter Oesterreichs Leitung. Beide Großmächte nahmen eine drohende Haltung an, und es schien, als ob die Waffen die Entscheidung geben müßten, namentlich seitdem die Monarchen von Oesterreich, Baiern und Würtemberg in einer persönlichen Zusammenkunft zu Bregenz sich zu gemein- 11. Octbr.
samem Handeln verbunden hatten. Die zwei brennenden Fragen des Tages, der Verfassungskampf in Kurhessen und der Krieg in Schleswig-Holstein, drängten zur Entscheidung. Beide Angelegenheiten hatte die Frankfurter Bundesversammlung bereits vor ihr Forum gezogen; sie hatte durch Zulassung des dänischen Bevollmächtigten in die Zahl der Bundestagsgesandten ihre Absicht kundgegeben, Schleswig wieder unter die Gewalt des Königs von Dänemark zu bringen, und hatte der kurhessischen Regierung die Hülfe des Bundes in Aussicht gestellt, falls die eigenen Kräfte zur Bewältigung des Widerstandes gegen die Verfassungseingriffe des Ministers Hassenpflug nicht zureichten.

2. „Das Trauerspiel in Kurhessen" und Preußens Demüthigung.

Der Verfassungskampf in Kurhessen. Hassenpflug, der sich durch seine frühere, unheilvolle Thätigkeit (S. 239 f.) den allgemeinen Haß des hessischen Volks zugezogen und dessen gerichtliche Verfolgung in Preußen wegen Fälschung mindestens einen Mangel an Rechtsgefühl bekundete, verfolgte standhaft den Plan, die Regierungsgewalt in Hessen auf Kosten der Verfassung zu stärken. Als am 16. Mai die vertagte Ständeversammlung in Kassel wieder zusammentrat, verlangte das Ministerium, ohne Vorlegung eines Budgets oder Finanzgesetzes und ohne alle Angabe der Verwendung, die Ermächtigung zur Erhebung einer Staatsschuld im Belaufe von 760,000 Thalern mittelst Schuld- und Kassenscheine, und als der Landtag dieses Ansinnen zurückwies, wurde die Versammlung plötzlich und unerwartet aufgelöst, (13. Juni 1850.) ehe für den Staatsbedarf in verfassungsmäßiger Weise gesorgt worden. Neue Wahlen wurden angeordnet, und im August kamen die der Mehrzahl nach demokratischen Stände abermals zusammen. (22. Aug.) Hier wiederholte Hassenpflug sein früheres Verfahren, indem er, ohne vorausgegangenen Nachweis des Staatsbedarfs, die Forterhebung der Steuern über den bereits abgelaufenen Termin hinaus verlangte. Als die Versammlung diesen Antrag verwarf und sich in dem Beschluß einigte, daß bis zur verfassungsmäßigen Vorlegung des Budgets die Erhebung der directen Steuern zu unterbleiben habe, die indirecten zwar erhoben, aber nicht verausgabt, sondern als Depositum in der Staatskasse niedergelegt werden sollten, benutzte der Minister diesen als „Steuerverweigerung" bezeichneten Beschluß zu einer nochmaligen Auflösung. (2. Septbr.) Nun ließ die Regierung an den „bleibenden Ständeausschuß" die Einladung ergehen, mit dem Staatsministerium zu einer Berathung in der Steuerfrage zusammenzutreten; da aber der Ausschuß in diesem Schritte die schlaue Absicht erkannte, dem Wortlaute der Verfassungsurkunde, der eine „Zuziehung" der Stände als erforderlich angibt, scheinbar zu genügen, so lehnte derselbe die Einladung ab. Darin erkannte die Regierung einen „Verfassungsbruch" und den „ersten Schritt zur Rebellion" und traf demgemäß ihre Maßregeln. Ein Erlaß vom 5. September gebot die Forterhebung aller Steuern; da aber der bleibende Ständeausschuß diese ohne seine Mitwirkung getroffene Verfügung für gesetzwidrig erklärte und die Steuererheber und Staatsdiener, die sich zur Beobachtung und Aufrechterhaltung der Verfassung eidlich verpflichtet hatten, aufforderte, der Verordnung keine Folge zu geben, so sistirten die Steuer- und Finanzbeamten alle Steuererhebungen und die Gerichte unterließen die Anwendung des Stempelpapiers.

Kriegszustand und Verlegung der Regierung. Dieser einmüthige Widerstand vermochte jedoch den festen Entschluß Hassenpflug's nicht zu beugen. Trotz der tiefen Ruhe, die sich in der Hauptstadt wie im ganzen Lande zu erkennen gab, erklärte eine Verordnung vom 7. September sämmtliche kurhessischen Lande in Kriegszustand, bestellte einen militäri-

schen Oberbefehlshaber, der zugleich der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit enthoben war, ordnete eine strenge Ueberwachung der Tagespresse an und unterwarf alle Staatsbürger den militärischen Gesetzen und Gerichten. Aber auch diese durch keine Rechtsverletzung von Seiten des Volks, durch keinen Aufstand oder Straßentumult hervorgerufene oder gerechtfertigte Maßregel blieb ohne Wirkung; die Behörden beharrten in ihrem passiven Widerstand und hielten sich strenge an das Gesetz und die beschworene Verfassung, und die Bewohner der Hauptstadt wie des ganzen Landes beobachteten dasselbe feste, ruhige Benehmen wie zuvor. Ungesetzliche Eingriffe der Polizei in die Druckereien wurden von den Gerichten und städtischen Behörden zurückgewiesen und bestraft. Umsonst versuchte Hassenpflug, den Stadtrath von Kassel und die oberen Finanzverwaltungs- und Gerichtsbehörden mit der ihm eigenen juristischen Interpretationskunst durch spitzfindige Deductionen von der Rechtsbeständigkeit seines Verfahrens zu überzeugen; seine Belehrung vermochte nicht ihre Ansichten von der Verfassungs- und Gesetzwidrigkeit der Verordnungen vom 5. und 7. September zu erschüttern. Der Kriegszustand erwies sich als ohnmächtig. Der Oberbefehlshaber, betroffen über den unwandelbaren Widerstand der Gerichte und Behörden, fühlte sich in seinem Gewissen beunruhigt; er erkrankte und forderte Enthebung von seinem Amte. Die einberufenen Soldaten wurden mißmuthig; der Unwille über das unverantwortliche Verfahren gab sich immer mehr kund: das verletzte Rechtsgefühl eines treuen Volkes erzeugte in dem niedergeworfenen und ermatteten Deutschland noch einen allgemeinen Schrei der Mißbilligung. Aber Hassenpflug gab seinen Plan nicht auf. In dem Augenblick, wo alle rechtlichen Leute seine Entlassung erwarteten, beredete er den Kurfürsten durch erdichtete Vorspiegelung bevorstehender Gefahren zu dem unerwarteten Schritt, in der Nacht vom 12. auf den 13. September mit dem Ministerium heimlich die Hauptstadt zu verlassen und den Sitz der Regierung in die Provinz Hanau zu verlegen, um dem restaurirten Bundestag näher zu sein.

Auch diese Begebenheit brachte das hessische Volk nicht aus der ruhigen Haltung; weder die Bürger, noch die Beamten ließen sich zu einer ungesetzlichen, verfassungswidrigen Handlung hinreißen, so sehr auch Hassenpflug in dem neuen Regierungssitz zu Wilhelmsbad durch Versetzung und Entlassung mißliebiger Beamten, durch Anstellung ergebener und zur Förderung seiner Pläne bereitwilliger Diener und durch Zurückhaltung aller Besoldungen und Pensionen den Haß und Unwillen der Hessen mehrte. Die letztere Verfügung wurde dadurch unwirksam gemacht, daß ein Comité die vorläufige Auszahlung der Gehälter übernahm und die Staatsregierung durch Richterspruch zur Rückerstattung anhielt. Unter den Männern, die sich als Werkzeuge Hassenpflug's gebrauchen ließen, war der zum Consistorialrath erhobene Gymnasialdirector und Literarhistoriker Vilmar der bedeutendste und talentvollste. Gleich dem Ministerpräsidenten und dem ebenfalls beigezogenen Obergerichtsrath Abée der strengkirch-

Wilhelmsbad u. Frankfurt.

lichen, symbolgläubigen Richtung angehörend, vergaß Vilmar doch so sehr die christliche Lehre von der Wahrhaftigkeit und Heiligkeit des Eides, daß er in dem „Hessischen Volksfreund" als Vorfechter der Reaction in ihrer äußersten Gestalt auftrat und Alle als ungetreue Diener und Unterthanen hinstellte, denen Gewissen und Gesetz mehr galten als die Gebote einer volksfeindlichen Regierung, die den „Rechtsstaat" höher achteten als den „Fürstenstaat" und denen das Evangelium in seiner Lauterkeit größern Werth hatte als die sophistischen Lucubrationen und das neue verfängliche Staatsrecht des „Hessischen Volksfreundes". Nun wendete sich Hassenpflug an die Frankfurter Bundesversammlung, die sich in einen „Engern Rath" verwandelt hatte, aber von der Mehrheit der deutschen Staaten noch nicht anerkannt war. Er selbst nahm als kurhessischer Gesandter an den Sitzungen Theil und erwirkte durch seine Darstellung der Sachlage bei der Versammlung, die durch dieses Entgegenkommen den Beitritt des wegen seiner Lage wichtigen Kurstaats erzielen wollte, den Ausspruch, daß das Verfahren der kurhessischen Ständeversammlung einer Steuerverweigerung gleichkomme, daß allen Anforderungen der Regierung Folge zu leisten sei und daß, falls der Widerstand fortdauerte, der Bundesversammlung die Verpflichtung obliege, der Landesregierung die zur Wiederherstellung der Ordnung erforderliche Hülfe zu leisten.

21. Septbr. 1850.

Dictatur und Verfassungstreue.

Gestützt auf diesen Beschluß (dem eine Bestimmung der Wiener Schlußacte vom Jahre 1832 zur Grundlage diente, obwohl im Jahre 1848 alle Ausnahmsbeschlüsse aufgehoben worden), schritt nun die Regierung in Wilhelmsbad zu neuen Zwangsmaßregeln. Die Steuerverordnung vom 5. September war durch die Weigerung der Behörden unausführbar geworden, die Durchführung des Kriegszustandes vom 7. September hatte an den Gerichten, welche die erlassenen Verordnungen durch Rechtssprüche für ungültig erklärten, unüberwindliche Hindernisse gefunden; dieser Widerstand sollte jetzt gebrochen werden. Eine landesherrliche Verordnung vom 28. September untersagte den Gerichten jede der Politik des Ministeriums widerstreitende Thätigkeit und verschärfte den Kriegszustand, indem sie das Land einer Militärdictatur unterwarf, mit deren Handhabung der greise General v. Haynau betraut ward. Ein Kriegsgericht sollte gegen Jeden erkennen, der sich mit Wort oder That der Regierung ferner widersetzte. Aber auch dieses Mittel scheiterte an der Verfassungstreue des hessischen Volks und Militärs. Die gebotene Auflösung und Entwaffnung der Bürgerwehr in Kassel hatte keinen Erfolg, und als das Militärauditoriat der Anklage des bleibenden Ständeausschusses gegen den Oberbefehlshaber Haynau wegen Vergewaltigung und Verfassungsverletzung Folge gab und eine gerichtliche Untersuchung über ihn verhängte, als der wiederholte Versuch, den Kurfürsten durch Deputationen zur Aenderung seiner Politik zu bewegen, fehlschlug, vielmehr Haynau mit verstärkten Vollmachten ausgerüstet wurde: da gab das gesammte hessische Offiziercorps, mit wenigen Ausnahmen, seine Entlassung.

2. Octbr. 1850.

4. Octbr.

9. Octbr.

233 Offiziere, 4 Generale, 7 Obersten, 20 Oberstlieutenants, 13 Majore, 59 Hauptleute und Rittmeister, 50 Premierlieutenants, 80 Secondelieutenants forderten ihren Abschied „angesichts des Conflicts von Pflichten, welcher ihnen einerseits durch die Pflicht des Gehorsams, anderseits durch die eidlich übernommene Verpflichtung auf die Beobachtung der Verfassung bevorstehe". Damit waren alle Zwangsmittel Hassenpflug's erschöpft; von den Verwaltungs- und Finanzbehörden, von den Gerichten, vom Militär zurückgewiesen, was blieb noch übrig, als fremde Hülfe anzurufen, um mit Gewalt den Widerstand niederzuschlagen und das „monarchische Prinzip" nach der eigenthümlichen Auffassung Hassenpflug's zur Geltung zu bringen?

Die Vorgänge in Kurhessen bedrohten in den Augen der Fürsten und Regierungen das „landesherrliche Ansehen". In Bregenz wurde daher von den drei vereinigten Monarchen beschlossen, kraft der von der kurhessischen Regierung angerufenen Gesetze des Bundes, dem „Aufruhr" entgegenzutreten. Demgemäß überschritt ein aus Baiern und Oesterreichern bestehendes Bundes-Executionsheer die Grenzen des Kurstaats. Aber Preußen, das die Unionsidee noch nicht aufgegeben hatte und demnach der von ihm nicht anerkannten Bundesversammlung in Frankfurt nicht das Recht einräumen konnte, ohne seine Zustimmung und Betheiligung in einem benachbarten und befreundeten Lande eigenmächtig einzuschreiten, hatte bereits die ihm bundesrechtlich zustehenden Militärstraßen, sowie die Hauptstadt Kassel besetzt und nahm eine drohende kriegerische Haltung an, indem es die Landwehr einberief, das Heer auf den Kriegsfuß stellte und die in Baden liegenden Truppen zurückzog. Der Eintritt des der Union ergebenen Generals von Radowitz in das Ministerium schien die Absicht der preußischen Regierung, an der Idee eines Bundesstaates festzuhalten, zu beurkunden. In der Nähe von Fulda standen anfangs November die preußischen Truppen dem baierisch-österreichischen Bundesheer etliche Tage gegenüber; da aber das Berliner Ministerium, aus dem Radowitz bald wieder ausschied, lange zu keinem festen Entschluß kommen konnte, so erhielt der preußische Befehlshaber Graf v. d. Gröben so unbestimmte und schwankende Verhaltungsbefehle, daß er nichts zu unternehmen wagte; das Zusammentreffen der beiderseitigen Vorposten bei dem Dorfe Bronzell wurde als ein „Mißverständniß" erklärt.

Die Bundesexecution in Kurhessen.

8. Novbr. 1850.

Erwartungsvoll blickte das deutsche Volk auf das Fulder Ländchen, wo der Verfassungskampf in Kurhessen und die deutsche Frage ihre Entscheidung finden sollten. Die Verwickelungen hatten einen Grad erreicht, wo, wie es schien, nur das Schwert Lösung zu schaffen vermochte, und wie betrübend und schrecklich auch allen Vaterlandsfreunden ein Bruderkrieg erscheinen mußte, Preußens Ehre und Deutschlands Recht standen auf dem Spiele und forderten Schutz und Anerkennung. Aber die preußische Regierung gestattete dem Heere nicht, das gezückte Schwert zu gebrauchen; General v. d. Gröben zog sich „aus strategischen Rücksichten" nach Hersfeld zurück und überließ Fulda den Bundes-

Haltung Preußens.

truppen. Nun erging der Befehl an die Richter und Beamten, den landesherrlichen Verordnungen hinsichtlich der Steuererhebung und des Stempels Folge zu leisten. Wer sich weigerte, wurde mit einer starken Einquartierung belastet, welcher nicht blos Verköstigung in vorgeschriebenen Rationen gereicht, sondern auch noch Executionsgebühren gezahlt werden mußten. Jede Verzögerung führte eine Verstärkung der Mannschaft herbei. So wurde durch Entlassungen und „Bequartierungen" zunächst im Hanau'schen und Fulda'schen der Widerstand der Gerichte und Behörden gebrochen. Man gab Stempel aus und erhob die rückständigen Steuern. Diese Maßregeln, subtile Gewissen zum Schweigen zu bringen, waren nicht minder wirksam, als einst die französischen Dragonaden gegen die Huguenotten; daher wurden sie auch bald auf Alle ausgedehnt, die sich auf irgend eine Weise das Mißfallen der Regierung zugezogen. Während dieser Vorgänge lag Preußens Schicksal in den Händen des Ministers von Manteuffel, indem Graf Brandenburg, nach dem vergeblichen Versuch unter Vermittelung des Kaisers von Rußland in Warschau eine Verständigung mit
6. Novbr. 1850. Oesterreich zu erzielen, plötzlich am Nervenfieber starb, tief erschüttert über die Demüthigung seines Vaterlandes; und da jener Minister fest entschlossen war, „mit der Revolution zu brechen" und deshalb vor Allem einen Krieg, bei dem sich Preußen auf die constitutionelle und demokratische Partei der Nation hätte stützen müssen, zu vermeiden wünschte, so leitete er directe Verbindungen mit dem Vorstand des österreichischen Ministeriums, Fürst Schwarzenberg, ein und überließ Kurhessen, in dessen „Zerwürfnissen widerwärtigster Art" er nur eine revolutionäre Auflehnung der Demokraten gegen das landesherrliche Ansehen erblickte, seinem Schicksal. Er reiste nach Olmütz zu einer Conferenz mit dem Fürsten von Schwarzenberg, „der an diplomatischer Klugheit und Vorsicht seinem großen Vorgänger gleich, an Kühnheit des Plans und an Kraft in der Ausführung ihm überlegen, mit scharfem Auge die Schwächen seines Gegners zu erspähen wußte, um seine Pläne darauf zu bauen". Diese gingen dahin, „Preußen aus allen seinen vorgeschobenen Stellungen zu verdrängen, es zu isoliren, ihm die Sympathien nicht nur der Bevölkerungen, sondern auch der Regierungen der deutschen Staaten zu entziehen, in ganz Deutschland, bis an dessen nördlichste Grenzen, die Fahnen und damit die Macht des österreichischen Kaiserstaats zu entfalten und alle Spuren der nationalen und freiheitlichen Bestrebungen des Jahres 1848 zu vernichten".

Preußen gibt nach. Conferenz von Olmütz. 29. Novbr. 1850.

Und dieser Plan gelang vollständig. Die auf der Conferenz von Olmütz aufgestellte Punctation setzte fest, daß Preußen in Kurhessen „der Action der von dem Kurfürsten herbeigerufenen Truppen kein Hinderniß entgegenstelle", nur solle ein preußisches Bataillon in Kassel verbleiben, um in Verbindung mit den Bundestruppen die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten; in Schleswig-Holstein solle durch Preußen und Oesterreich vereint der Friedenszustand hergestellt und eine theilweise Entwaffnung des Heeres vorgenommen werden; und zur schließlichen

Entscheidung der Bundesverhältnisse sollten freie Conferenzen sämmtlicher Regierungen in Dresden stattfinden. Nun rückten die Executionstruppen ungehindert in die noch übrigen Theile des Kurstaats vor. Durch Einquartierungen und Entlassungen „renitenter" Gerichts- und Steuerbeamten kamen im Anfang des December die Septemberverordnungen in Oberhessen zur Ausführung. In Niederhessen ging es noch rascher, da das Ober-Appellationsgericht wider Erwarten in der zwölften Stunde nachgab. Dem Einfluß des preußischen Commissars Peucker gelang es nämlich, diesen Gerichtshof zu bewegen, bis zur definitiven Regulirung der kurhessischen Angelegenheiten auf den bevorstehenden Conferenzen, die Steuerverordnung für gültig zu erklären. Die in Aussicht gestellte Hoffnung, dadurch der Einquartierungslast zu entgehen, war eine trügerische. Oesterreichische und baierische Bundestruppen zogen in Kassel ein und ermöglichten dem 21. Decbr. 1850. Bundescommissar das Geschäft, durch „Bequartierung" und Amtsentsetzungen „die Ordnung herzustellen". Die Bürgergarde wurde entwaffnet, eine strenge Polizei eingeführt und die Landesgesetze durch das Kriegsgericht verdrängt. So endigte „das Trauerspiel in Kurhessen" oder, wie v. Manteuffel sich ausdrückte, „die Revolution in Schlafrock und Pantoffel". Nach Wiederherstellung des „landesherrlichen Ansehens" kehrte der Kurfürst mit seinem Ministerium in die Haupt- 27. Decbr. stadt zurück. Die Glieder des Landesausschusses wurden durch kriegsgerichtlichen Spruch zu mehrjähriger Festungshaft verurtheilt. Unter ihnen befand sich der tapfere Schwarzenberg, der einst als Theilnehmer der Dörnberg'schen Verschwörung und als Genosse von Braunschweigs schwarzer Schaar (XIV, 348) für die deutsche Freiheit und das hessische Fürstenhaus ruhmvoll gestritten.

3. Herstellung des Bundestages und Preisgebung der Herzogthümer im Norden.

Einen ähnlichen Ausgang wie der Verfassungskampf in Kurhessen nahm General Willisen und die Schlacht bei Idstedt. auch der Nationalkrieg in Schleswig-Holstein. Wurde schon während der erwähnten Waffenruhe unter der Landesverwaltung (S. 383) die deutschgesinnte Partei in Schleswig in ihren heiligsten Rechten beeinträchtigt und verletzt, so stand noch Schlimmeres zu erwarten, als Preußen im Namen des deutschen Bundes einen Frieden abschloß, wonach es dem König von Dänemark überlassen 2. Juli 1850. bleiben sollte, alle zur Bewältigung des Widerstandes in Schleswig-Holstein dienlichen Mittel zu gebrauchen, und die thätige Mitwirkung zur Einführung einer alle Staaten des dänischen Königreichs umfassenden Erbfolgeordnung verhieß. Im Vorgefühl der bevorstehenden Drangsale versuchten daher die Herzogthümer zuerst durch directe Verhandlungen mit Dänemark eine Verständigung zu erwirken, und als der Versuch an dem Uebermuth und Nationalhaß der Feinde scheiterte, faßten sie den Entschluß, nach Abzug der preußischen und

schwedischen Truppen, den Krieg mit eigenen Kräften und mit freiwilliger Unterstützung der Deutschen fortzusetzen. Sie fühlten sich stark genug, ihr Recht von Dänemark zu erkämpfen, und begannen den Streit mit neuer Begeisterung. An die Stelle des frühern Obercommandanten v. Bonin, der, weil er sein preußisches Dienstverhältniß nicht aufgeben wollte, seine Entlassung genommen, war der ehemalige preußische Generallieutenant v. **Willisen**, ein kenntnißreicher, jedoch mehr theoretisch als praktisch gebildeter Militär, getreten. Als ein letzter Versuch friedlicher Lösung ohne Erfolg blieb, rückten unter seiner Führung im Juli die schleswig-holsteinischen Truppen zugleich mit den Dänen in das nördliche Herzogthum ein und concentrirten sich zwischen Flensburg und Schleswig. Hier kam es bei **Idstedt** zu einer zweitägigen Schlacht, in der das Glück den Deutschen entgegen war; der anfangs siegreiche Kampf der Schleswig-Holsteiner endigte mit einem Rückzug nach der Festung Rendsburg und hatte die Besetzung Schleswigs durch dänische Truppen zur Folge. Nicht besser war der Erfolg des Gefechts bei **Missunde**; nachdem der tapfer ausgeführte Sturm auf die Verschanzungen von den Dänen zurückgeschlagen war, zog sich Willisen abermals hinter die Wälle der Festung Rendsburg zurück und verharrte in der frühern Thatlosigkeit. Und als ob die von den Feinden zugefügten Unglücksschläge nicht genügend wären, wurden die Schleswig-Holsteiner auch noch von den Elementen heimgesucht. Schon war das Laboratorium in Rendsburg mit großen Pulvervorräthen in die Luft geflogen und hatte über hundert Menschenleben hingerafft und unermeßlichen Schaden in der Stadt angerichtet, als die Witterung bei fortwährendem Regen so ungünstig ward, daß alle militärischen Operationen eingestellt werden mußten. Umsonst verlangten die tapfern Truppen, von Neuem dem Feinde entgegengeführt zu werden; Willisen hielt einen Kampf für unrathsam und verblieb in der nachtheiligen Unthätigkeit. Endlich versuchte er mit einem Theile der Armee das vom Feinde stark befestigte **Friedrichstadt** zu erstürmen; aber auch dieses Unternehmen, wobei siebenhundert Soldaten das Leben verloren, schlug fehl; der Sturm wurde zurückgeschlagen, nachdem bereits die Stadt genommen war.

9. April 1850. — *24. 25. Juli.* — *12. Septbr.* — *7. Aug.* — *4. Octbr.*

Unterwerfung der Herzogthümer.

Die Statthalterschaft, aus diesen Vorgängen auf Willisen's Unfähigkeit schließend, entließ nunmehr den Oberbefehlshaber aus dem schleswig-holsteinischen Kriegsdienste und übertrug dessen Würde dem General v. d. **Horst**, der sich in der Schlacht bei Idstedt durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Es war jedoch zu spät. Denn bereits waren die beiden deutschen Großmächte auf der Olmützer Conferenz übereingekommen, den Nationalkrieg im Norden zu beendigen und damit die Revolution in ihrem letzten Ringen zu unterdrücken. In den ersten Tagen des Januar 1851 forderten daher Oesterreich und Preußen im Namen des deutschen Bundes die Einstellung der Feindseligkeiten, unter Androhung derselben Zwangsmaßregeln, die soeben in Kurhessen die entsprechende Wirkung hervorgebracht. Nach ernster Erwägung der Sachlage erklärte die

Landesversammlung, um den Einmarsch österreichischer und preußischer Executionstruppen zu verhindern und weil sie die Unmöglichkeit erkannte, diesen und Dänemark zugleich zu widerstehen, ihre Unterwerfung unter die Beschlüsse des deutschen Bundes. Nun wurde die schleswig-holsteinische Armee aufgelöst, die Statthalter legten ihre Stellen nieder und machten einer von Dänemark und den beiden deutschen Großmächten gemeinsam ernannten Regierung Platz; und während viele Offiziere und Soldaten der aufgelösten Armee ihr deutsches Herz über den Ocean trugen, um in Brasilien Sicherheit und Lebensunterhalt zu finden, zogen österreichische Truppen an die Gestade der Ostsee und besetzten das Land von Hamburg bis Rendsburg. Man hatte versprochen, die Rechte der Herzogthümer zu wahren, aber alle Forderungen der Dänen wurden zugestanden und Schleswig seinen Gegnern völlig preisgegeben, die ein System des Drucks und der Verfolgung einführten, wie die Geschichte nur wenige aufzuweisen hat. „In Schleswig schaltete unter Tillisch ein ganz und gar dänisches Regiment", schreibt ein Augenzeuge und Kampfgenosse, „das Alles verletzte und vernichtete, was des Landes Recht und Interesse war. Jede Verbindung mit Holstein, auch das gemeinsame Oberappellationsgericht, ward beseitigt, eine Zollgrenze an die Eider gelegt, dänische Kirchen- und Schulsprache den Städten Hadersleben, Tondern, Apenrade, Sonderburg und gegen dreißig Kirchspielen, zum großen Theil ganz deutschen Districten, aufgedrängt, dänische Geistliche und Lehrer eingesetzt, alles Deutsche befeindet und verfolgt". Durch den Londoner Vertrag wurde im Jahr 1852 die Integrität der dänischen Monarchie als eines einigen und untheilbaren Staatskörpers festgestellt und der Prinz Christian von Glücksburg mit Zustimmung der europäischen Höfe als Thronfolger anerkannt. Dabei wurde das ganze reiche Kriegsmaterial sammt Schiffen und Anderem, was das Land zu seinem Schutz beschafft, ausgeliefert „und wie eine Siegesbeute nach Dänemark gebracht". Durch einen Federstrich wurden somit alle herkömmlichen Verfassungen und Sonderrechte beseitigt, und im europäischen Staatsrecht sollte von nun an nur die dänische Monarchie vom Skager-Rack bis zur Elbe, vom Sund bis zur Nordsee Geltung haben. 11. Jan. 1851.

Die Herstellung der dänischen Herrschaft in Schleswig-Holstein war der entscheidende Schritt der Rückkehr zu den auf dem Wiener Congreß festgestellten und durch die Stürme von 1848 vorübergehend gestörten Zuständen und Einrichtungen. Es war daher nicht schwer vorauszusehen, daß man auch in den deutschen Bundesverhältnissen ein ähnliches Verfahren einschlagen würde. Die „Dresdener Conferenzen", die zu Anfang des Jahres 1851 unter den Auspicien des Fürsten v. Schwarzenberg und des Ministers Manteuffel abgehalten wurden, führten hinsichtlich der Bundesorganisation zu keinem Resultate und dienten nur dazu, die Nothwendigkeit der Wiederherstellung des alten Bundestages in seiner frühern Gestalt darzuthun. Preußen nahm nun nicht länger Anstand, durch Anerkennung und Beschickung desselben allen weitern Verfassungskämpfen

Die Herstellung des Bundestags und die „rettenden Thaten" der Reaction.

ein Ende zu machen. Und damit Oesterreich keinen Vorwand habe, auf dem anfangs begehrten Eintritt seiner sämmtlichen Länder in den deutschen Staatenbund zu bestehen, entzog auch Preußen wieder die älteren Provinzen dem deutschen Bundesverhältniß und suchte zugleich durch Wiederherstellung der frühern Provinziallandtage und andere Verfügungen die alten Zustände mehr und mehr zurückzuführen. Nunmehr fingen auch die Regierungen der Einzelstaaten an, sich der lästigen Gesetze und Einrichtungen aus den Revolutionsjahren zu entledigen, wozu der Bericht des Centralbundesausschusses, von der öffentlichen Meinung als „Reactionsausschuß" charakterisirt, Mittel und Wege angab. Die „Grundrechte des deutschen Volkes" wurden nach und nach wieder beseitigt, die Verfassungen in einigen Staaten ihrer demokratischen Bestandtheile entkleidet, die Tagespresse durch strenge Verordnungen und Strafbestimmungen unschädlich gemacht und alle zur Stärkung der Regierungsgewalt dienlichen und den schweigsamen Gehorsam der Unterthanen befördernden Mittel des alten „Polizeistaats" in verschärfter Weise wieder hergestellt. Siegesfreudig und hoffnungsvoll durchzogen die Missionsprediger der Jesuiten die deutschen Lande, um bei der allgemeinen Reaction als Bannerträger voranzugehen, und die ultramontane Partei schöpfte die kühnsten Hoffnungen, seitdem, wie wir früher gesehen (S. 52 ff.), in Oesterreich und andern Ländern der katholischen Geistlichkeit eine Unabhängigkeit gewährt worden, wie sie dieselbe früher nie besessen. Die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz einigten sich zu einer „Denkschrift", worin sie die weitgehendsten Forderungen an die Regierungen stellten und im Gefühle der eigenen Stärke der weltlichen Macht den Fehdehandschuh hinwarfen. Mit der neuen Grundlehre der Staatskunst, „Solidarität der conservativen Interessen", begann die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

VII. Republik und Bonapartischer Staatsstreich in Frankreich.

Nachwirkungen der Revolution. Die Erschütterungen der Jahre 1848 bis 1850 haben in allen von der Revolution berührten Ländern eine große Erschöpfung und Entkräftung zur Folge gehabt, deren traurige Wirkungen noch lange fühlbar geblieben sind. In Italien sehen wir ein Volk, das sich vergebens mit allen seinen Kräften abgemüht hat, aus seinem dreihundertjährigen politischen Todesschlummer aufzustehen, das in den alten erschütterten Zuständen nicht fortleben und neue nicht erringen kann; in Ungarn einen niedergeworfenen Volksstamm, der die kaum erworbenen Güter der Civilisation und der bürgerlichen Freiheit im heißen Todeskampf eingebüßt hat und auf den Trümmern seines frühern Glücks die neuen Lebensformen erst gewinnen muß; in Deutschland ein müdes Volk, das im eiteln Ringen nach politischer Einheit seine edelsten Kräfte verbraucht und vergeudet

hat, ein geknicktes Staatsleben ohne feste und dauerhafte gesetzliche Grundlagen, einen gestörten Wohlstand in Familie und Staatshaushalt. Dabei allenthalben Flüchtlinge, Verurtheilte und Gefangene in zahlloser Menge; Anklagen und gerichtliche Verfolgungen ohne Maß und Ende; eine erschreckende Verwilderung der Sitten, ein geschwächtes Ehr- und Pflichtgefühl, Verwirrung und Verdrehung der heiligsten Rechtslehren.

Das traurigste Bild dieser Entkräftung und Entartung bietet Frankreich dar, jenes sturmbewegte Land, das vermöge seiner Größe, seiner Lage und seines geschichtlichen und politischen Lebens von jeher einen so mächtigen Einfluß auf die Geschicke der europäischen Staaten geübt hat. Das französische Volk, so lange der Träger und Schöpfer der europäischen Bildung und Gesittung, dessen erregbare Hauptstadt von ihren Bewunderern so oft die Metropole der Cultur genannt wurde, ist durch die inneren Bewegungen und Erschütterungen so sehr aus den Fugen gerückt worden, daß sich der einsichtsvolle und wohlmeinende Theil der Nation zusammenschaaren mußte, um die ersten Grundlagen der Civilisation, Familie, Eigenthum und persönliche Freiheit, gegen einen verwilderten und entsittlichten Proletarierstand zu vertheidigen; um Güter zu verfechten, die alle Völker, sobald sie sich aus dem Zustand der Wildheit und Barbarei herausgerungen, außer Frage gestellt haben. Die französische Februarrevolution war nicht das Ergebniß eines Nationalwillens, sondern ein glücklich vollführter Handstreich der socialistischen und republikanischen Clubs; aber bei dem Mangel bestimmender Persönlichkeiten und ordnender Kräfte griff das Gift des Socialismus immer mehr um sich und durchdrang allmählich den ganzen Staatskörper. Die constituirende Nationalversammlung, obwohl aus allgemeinen Wahlen und unter dem mächtigen Impulse der ersten republikanischen Begeisterung hervorgegangen, zählte nur wenige Social-Republikaner in ihrer Mitte; kräftig und entschieden bekämpfte sie jede neue Schilderhebung zu Gunsten der „rothen Republik" und waffnete die Regierung und die Gerichte mit starken Vollmachten, um die Urheber und Theilnehmer der Aufstände, die socialistischen Führer und Clubredner durch Verhaftung und Deportation zu beseitigen. Dieses Loos traf mehrere der Februarhelden, wie Blanqui, Albert, Barbès, Raspail u. a. m. kraft eines Urtheilsspruches des Staatsgerichtshofes in Bourges. Louis Blanc und Caussidière entzogen sich der gerichtlichen Verfolgung durch die Flucht nach England. Kriegsstandserklärungen, Gesetze zur Beschränkung und Ueberwachung der Presse, der Vereine und Versammlungen, Schärfung polizeilicher Aufsicht u. dgl. waren die Mittel, durch welche die constituirende Nationalversammlung in Verbindung mit der republikanischen Regierung die staatliche Ordnung zu erhalten bemüht war. In diesem Geiste setzte sie ihre Arbeiten auch nach der Präsidentenwahl fort. Denn da noch einige „organische" Gesetze der Verfassungsurkunde beizufügen waren, so blieb sie noch einige Monate neben der neuen Regierung, welche Louis Napoleon aus Odilon Barrot, Drouyn de L'Huys,

Die französische Republik.

2. April 1849.

Malleville u. A. gebildet hatte, in Thätigkeit und wurde dabei sowohl von den Ministern als von dem Befehlshaber der Nationalgarde und der Besatzungstruppen von Paris, General Changarnier unterstützt.

Die Socialdemokratie im Wachsen. Als aber die constituirende Versammlung nach Beendigung der demokratisch-republikanischen Verfassung mit allgemeinem Wahlrecht, mit individueller Freiheit auf religiösem und politischem Gebiete, mit einer einzigen Kammer und einem alle vier Jahre neu zu wählenden verantwortlichen Präsidenten, im Mai 1849 sich auflöste und einer legislativen Platz machte, konnte man aus der großen Anzahl der socialdemokratischen Abgeordneten, die sich den alten Namen „der Berg“ beilegten, die starke Verbreitung wahrnehmen, welche die Grundsätze „der rothen Republik“ binnen Jahresfrist im französischen Volke erlangt hatten. Zwar blieben sie auch diesmal in der Minorität, aber festgeschlossen und einig bildeten sie eine starke Macht, welcher die andern nur durch Aufgeben aller besonderen Parteibestrebungen, sei es im Interesse des Legitimismus oder des Orleanismus, und durch einträchtiges Handeln bei allen Lebensfragen zu widerstehen vermochten. Erzürnt, daß die französische Regierung zur Unterdrückung der römischen Republik beträchtliche Streitkräfte nach Italien schickte und somit gemeinsame Sache machte mit dem Kaiser von Oesterreich und dem volksfeindlichen König von Neapel, erregte die äußerste Berg-Partei in den Junitagen, (13. Juni 1849.) als am Rhein, an der Donau und an der Tiber der Kriegssturm tobte, in Paris und Lyon neue Aufstände, die aber schnell unterdrückt wurden und die Flucht der Führer (Ledru-Rollin, Victor Considérant, Felix Pyat), die Verurtheilung der Betheiligten zu Haft und Deportation und die Verschärfung der Strafgesetze zur Folge hatten. Dieser Aufstand hatte, wie uns erinnerlich, die Insurgenten in Baden und der Pfalz mit neuen Hoffnungen erfüllt; die schnelle Unterdrückung beschleunigte die Niederlage der deutschen Gesinnungsgenossen. Von der Zeit an blieb in dem republikanischen Frankreich die Ruhe äußerlich ungestört, selbst als die Polizei der Hauptstadt im Anfange des Jahres 1850 die zur (Jan. 1850.) Zeit der Revolution gepflanzten Freiheitsbäume wegschaffen ließ. Die Socialisten, durch Erfahrung belehrt, daß gewaltsame Erhebungen nur Niederlagen und Schwächung herbeiführten, und zugleich der zunehmenden Verbreitung ihrer Grundsätze versichert, gaben vorerst die Revolutionsversuche auf, in der Hoffnung, durch das allgemeine Wahlrecht allmählich auf gesetzlichem Wege den Sieg zu erlangen. Bei jeder Wahl hielten sie Heerschau über ihre Streitkräfte und meistens sahen sie ihre Zahl gewachsen. Waren sie doch stark genug, bei einer im März 1850 in der Hauptstadt nothwendig gewordenen Ersatzwahl für die geflüchteten demokratischen Volksvertreter drei Socialdemokraten, darunter den sittenlosen Romanschreiber Eugen Sue in die Versammlung zu bringen.

Die Nationalversammlung und der Präsident. Solche Erscheinungen bestimmten die Nationalversammlung, wo wieder wie unter Louis Philipp der ältere Dupin den Vorsitz führte, dem revolutionären Geist festere Schranken zu ziehen. Sie beschloß durch ein neues Wahlreform-

gesetz das allgemeine Stimmrecht aufzuheben, das Wahlrecht durch die Festsetzung eines dreijährigen Domicils und durch andere Bestimmungen zu mindern und zugleich die Presse nicht nur durch Erhöhung der Cautionen, des Stempels und der Geldstrafen bei Uebertretungen zu beschränken, sondern auch durch die Verfügung zu lähmen, daß alle Artikel, die politische, religiöse und philosophische Betrachtungen enthielten, mit der Namensunterschrift ihres Verfassers versehen sein müßten. Als Zweck der Maßregel bezeichnete man „die sittliche Verbesserung der Presse". Die Wahrnehmung, daß besonders der Lehrerstand den socialistischen Bestrebungen Vorschub leistete, hatte schon früher die Nationalversammlung bewogen, ein neues Unterrichtsgesetz zu entwerfen, wodurch das Aufsichtsrecht über das Schul- und Unterrichtswesen zwischen der Regierung und der Geistlichkeit getheilt und der Universität die oberste Leitung entzogen wurde. Bei den aufgeregten Verhandlungen über dieses Gesetz sah man Thiers, den Vorkämpfer des Liberalismus, mit Montalembert, dem Wortführer der Ultramontanen, Hand in Hand gehen. Wo es sich um Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung handelte, verschwanden die untergeordneten Parteifragen. Hatte doch Tocqueville, der Bewunderer der amerikanischen Demokratie und der standhafte Verfechter des Parlamentarismus, als Minister des Auswärtigen die französische Expedition gegen Rom angeordnet. — Von Geldmangel und Schulden gedrückt, mußte der Präsident bei der Nationalversammlung um Erhöhung seines Gehaltes einkommen. Diese bewilligte ihm aber nur eine Zulage auf Ein Jahr und vergrößerte dadurch die schon lange zwischen den beiden Gewalten bestehende Spaltung und Rivalität. Das sichtbare Streben des Präsidenten nach einer die republikanischen Schranken überschreitenden Macht erfüllte die Nationalversammlung mit Argwohn und trieb sie zur Opposition. Da sie aber in Beschränkung der Volksrechte und der republikanischen Freiheit immer weiter ging und zugleich über dynastischen Parteibestrebungen und kleinlichen Intriguen in Coterien und Spaltungen zerfiel, so verlor sie das Zutrauen und die Achtung der Nation. Die Mehrheit des Volks wünschte eine festere dauernde Ordnung.

31. Mai 1850.

Juni 1850.

Die Abneigung und Gleichgültigkeit des französischen Volks gegen die Versammlung kam dem Präsidenten zu Statten. Er hatte mehrmals sein Cabinet gewechselt, um sich mit Ministern zu umgeben, die ihm mehr zu Willen waren, als Odilon Barrot und seine Genossen, und war auf jede Weise beflissen, die Sympathien aller Parteien für seine Person, seinen Namen, seine Grundsätze zu gewinnen. Um von der römischen Expedition den reactionären Anstrich abzustreifen, hatte er in einem Schreiben an seinen Adjutanten Edgar Ney bei der römischen Armee seine Absicht ausgesprochen, daß die Wiederherstellung der päpstlichen Regierung nur in Verbindung mit freisinnigen Reformen und mit einer Amnestie erfolgen sollte; er hatte dem größten Theil der in Folge des Juniaufstandes von 1848 Deportirten durch einen Gnadenakt die Rückkehr in die Heimath gestattet. Und wenn ihn die Pilgerfahrten der Orleanisten nach Claremont

Der Staatsstreich vom 2. December.

28. Aug. 1850. bei Gelegenheit des Todes Louis Philipps und die der Legitimisten nach Wiesbaden zu dem Grafen von Chambord mit der Absicht eine „Fusion“ der beiden Königslinien zu betreiben, einerseits beunruhigten, so überzeugten sie ihn andererseits zugleich, daß die monarchischen Neigungen in den conservativen Classen aus Furcht vor der Socialdemokratie im Wachsen seien und daß ein neues Bonapartisches Kaiserthum auf keinen unüberwindlichen Widerstand stoßen würde. Und dahin zielten alle seine Pläne und Handlungen. Um das „heilige Feuer“ des Bonapartismus zu schüren, hielt er in der Ebene von Satory militärische Musterungen ab, wobei die Soldaten reichlich bewirthet wurden. Er war bemüht, sich auf alle Weise der Armee zu versichern und das Obercommando, nach Beseitigung des selbständigen, der Nationalversammlung ergebenen Generals Changarnier, in zuverlässige Hände zu bringen; er suchte die Präfecturstellen und andere einflußreiche Aemter mit ergebenen Männern zu besetzen; auf seinen zahlreichen Reisen im Innern des Landes wußte er sich die Gunst der städtischen Behörden zu gewinnen und durch Freigebigkeit und Gnadenacte erwarb er sich die Zuneigung der untern Volksklasse. Dabei ließ er keine Gelegenheit vorbeigehen, sich als den Beförderer und Beschützer der nationalen Wohlfahrt und der Volksrechte hinzustellen, die Gebrechen seiner Regierung dem hemmenden Widerstand der gesetzgebenden Versammlung Schuld zu geben und die schlummernden Sympathien des Volkes für die Napoleonische Kaiserzeit zu wecken. Durch solche Mittel bahnte sich Louis Napoleon den Weg zur Alleinherrschaft. Zunächst wurde der Versuch gemacht, die gesetzgebende Körperschaft zu einer Abänderung der Verfassung zu bewegen, durch welche die Wiederwahl des Präsidenten nach Ablauf des vierjährigen Termins ermöglicht würde. Aber der Antrag erhielt nicht die erforderliche Zahl von drei Vierteln der Abstimmenden. Diese Verwerfung der von dem Ministerium eingebrachten Verfassungs-Revision durch die gespaltene und zerrissene Nationalversammlung, und die Weigerung das allgemeine Stimmrecht wieder herzustellen, beschleunigten die Ausführung des lange gehegten und vorbereiteten Planes. Entschlossen, die errungene Gewalt nicht wieder aus den Händen zu lassen, und wäre damit auch eine Verletzung seines auf die Verfassung geschworenen Eides verbunden, wagte es Louis Napoleon das Verfahren seines Oheims am 18. Brumaire 1799 (XIV, 72 ff.) nachzu-
2. Decbr. 1851. ahmen, indem er sich am 2. December, dem Tage der Kaiserkrönung und der Austerlitz-Schlacht, mittelst eines Staatsstreiches der Versammlung entledigte, mit Hülfe des ihm ergebenen, durch eine schmeichelhafte rhetorische Ansprache für die Napoleonische Sache gewonnenen Heeres die Herrschaft eigenmächtig an sich riß und die parlamentarische Opposition niederwarf. Ehrgeizige und verwegene Männer, die es mit Pflicht und Gewissen nicht genau nahmen, wie der Kriegsminister St. Arnaud und sein Waffengefährte Fleury, wie Morny, der für einen natürlichen Bruder Louis Napoleons galt, wie der Polizeiminister Maupas u. A. dienten als Vollzieher und Werkzeuge bei der Ausführung der Gewaltthat.

Durch Veränderungen im Commando der Nationalgarde wußte man die Pariser Bürgerschaft während der Krisis in Unthätigkeit zu halten. Die einflußreichsten Parlamentsglieder, darunter die Generale Changarnier, Lamoricière, Cavaignac, Bedeau, der tapfere Oberst Charras, die Staatsmänner Thiers, Duvergier de Hauranne, der Dichter Victor Hugo, die Republikaner Lagrange, Raspail u. A. wurden in der Nacht vom 1. auf den 2. December verhaftet und nach vorübergehender Gefangenschaft größtentheils aus dem Reiche verbannt, einige auf immer, andere auf unbestimmte Zeit. Die Versuche einzelner Gruppen von Volksvertretern, sich in dem Palais Bourbon und an andern Orten zu versammeln, wurden durch Polizei und Militär vereitelt. Ihre Proteste blieben erfolglos. Selbst die Versammlung von etwa zweihundert Abgeordneten in der Mairie des zehnten Arrondissement, wozu die Vorstadt St. Antoine gehörte, vermochte den Gang der Dinge nicht aufzuhalten. Die Erklärung der bedeutenden parlamentarischen Persönlichkeiten, eines Broglie, Berryer, Odilon Barrot u. A. daß der Präsident sein Amt verwirkt habe und die vollziehende Gewalt von Rechtswegen an die Nationalversammlung übergehe, hatte keine durchschlagende Wirkung. Wohl führte der Gewaltstreich gegen die Vertreter der Nation in Paris, Lyon und mehreren Städten des innern Landes neue Aufstände und Barrikadenkämpfe herbei, indem die Republikaner und Socialisten, weniger aus Sympathie für die Nationalversammlung, als weil sie sich jetzt der Hoffnung beraubt sahen, bei der neuen Präsidentenwahl zur Herrschaft zu gelangen, die Waffen zum Schutze der bedrohten republikanischen Staatsverfassung ergriffen. Aber in wenigen Tagen war nach mehreren blutigen Straßenkämpfen die Erhebung durch das der neuen Gewaltherrschaft günstig gesinnte Militär unterdrückt, worauf die Urheber und Führer durch Verhaftung, Gerichtsurtel und Deportation unschädlich gemacht wurden. Zu Hunderten wurden die Männer der politischen Opposition, wie verschieden auch ihre Ansichten sein mochten, in die Gefängnisse und Casematten abgeführt; Tausende wurden nach Cayenne geschafft, nach der „trockenen Guillotine". Die Schilderung, welche der Historiker Delord im zweiten Band seiner „Histoire du second Empire" von den Qualen und Schicksalen der Deportirten entwirft, rechtfertigt seinen Ausspruch, daß der Staatsstreich vom 2. December in der Geschichte als eine der schrecklichsten Proscriptionen dasteht, welche die Welt je gesehen, Proscriptionen, denen das Alterthum nichts ähnliches zur Seite zu stellen hat. Der Abgeordnete Baudin fiel auf der Barrikade im Fauburg St. Antoine, die Verfassungsurkunde als Waffe schwingend, von dem französischen Volk in der Folge als Freiheitskämpfer hochgefeiert.

Erneuerung des Napoleonischen Regiments.

Während der Staatsstreich in Vollzug gesetzt ward, ließ Napoleon eine Verordnung ausgehen, worin er „im Namen des französischen Volkes" die Nationalversammlung auflöste, das allgemeine Stimmrecht wiederherstellte, den Belagerungszustand über Paris und die benachbarten Departements verhängte und das französische Volk zu Urversammlungen berief, um über die neue Staats-

ordnung seine Stimme abzugeben. Zugleich suchte er in einem Manifeste die Maßregeln zu rechtfertigen, indem er die Nationalversammlung beschuldigte, daß sie den Präsidenten verhindert habe, die ihm vom Volke übertragene Gewalt zum Wohle Frankreichs anzuwenden, und daß sie, statt die feste Stütze der Ordnung zu sein, sich in conspiratorische Umtriebe eingelassen und Waffen für den Bürgerkrieg geschmiedet habe. Nach vollbrachter Arbeit ordnete er nun diesem
20. 21. Decbr. 1851. Manifeste gemäß eine allgemeine Volksabstimmung an und erlebte dabei die Genugthuung, daß sich eine ungeheure Majorität von mehr als sieben Millionen Stimmen zu Gunsten der neuentworfenen, der Napoleonischen Consularverfassung vom Jahre VIII nachgebildeten Staatsordnung aussprach. Nach dieser unter Mitwirkung einer „berathenden Commission“ ausgearbeiteten und durch Plebiscit angenommenen Staatseinrichtung sollte Louis Napoleon die Präsidentenwürde auf weitere zehn Jahre, aber in monarchischer Machtfülle, bekleiden, die legislative Gewalt, wie zur Zeit des Consulats und Kaiserreichs, aus einem Senat und einem gesetzgebenden Körper bestehen, mit gleich scharfer Beschränkung ihrer Befugnisse und ihrer Discussionsfreiheit. Die Ausarbeitung von Gesetzesentwürfen war einem Staatsrath vorbehalten. Nun war der „Prinz-Präsident“ Herr von Frankreich, und sowohl die Diplomaten des Auslandes als die kirchlichen Würdenträger eilten dem neuen Machthaber ihre Glückwünsche und Huldigungen darzubringen. Auch der heilige Vater segnete freudigen Herzens das glückliche Ereigniß. Diese Scheinrepublik mit einem Präsidenten auf zehn Jahre, dem ein Jahreseinkommen von zwölf Millionen bewilligt ward, war indessen nur ein interimistischer Zustand. Schon bei der Eröffnung des ge-
29. März 1852. setzgebenden Körpers konnte man aus den Worten des Prinz-Präsidenten den Schluß ziehen, daß der Neffe die Rolle des Onkels vollständig durchzuführen entschlossen sei. „Wenn ich mir das Consulat und das Kaiserreich zum Muster nehme“, sprach er, „so geschieht es, weil ich in der Politik des einen und des andern das Gepräge der Nationalität und der Größe erkenne“. Der begeisterte Empfang, der ihm im Laufe des Sommers auf einer Rundreise in allen Städten und Provinzen zu Theil ward, galt ihm als Beweis, daß das Napoleonische Imperium von dem größten Theil der Nation als der Glanzpunkt ihrer Ge-
2. Decbr. 1852. schichte betrachtet ward. Und so trat denn ein Jahr nach dem Staatsstreich das Ereigniß ein, das Niemand sehr überraschte: die Erneuerung des Kaiserthums, welches auf Grund eines „Senatusconsult“ und gleichfalls in Folge einer allgemeinen Nationalabstimmung und einer noch größeren Majorität ins Leben trat. An demselben bedeutungsvollen zweiten December wurde das französische Empire wiederhergestellt. An einem trüben Wintertag begaben sich Senat und gesetzgebender Körper in einer langen von Fackeln erleuchteten Wagenreihe nach St. Cloud, um dem dort weilenden Prinz-Präsidenten das Resultat der Volksabstimmung zu verkündigen. Er antwortete den Glückwünschen der beiden Sprecher mit einer wohlüberlegten Rede, worin er erklärte, daß

er den Titel „Napoleon III. durch die Gnade Gottes und durch den Willen der Nation Kaiser der Franzosen" annehme, ohne jedoch dadurch die Thatsachen der Vergangenheit aus der Geschichte auslöschen zu wollen. Darauf hielt er seinen feierlichen Einzug in die Tuilerien.

Das französische Volk, durch die unaufhörlichen Revolutionsstürme geistig gebrochen und körperlich geschwächt, fügte sich willig der Machtherrschaft, die dem erschütterten Lande wieder eine festere Ordnung und eine dauernde Ruhe in Aussicht stellte und durch ihre strengen Maßregeln gegen die Tagespresse, wie durch ihre sorgfältige Ueberwachung des ganzen öffentlichen und geistigen Lebens mittelst Polizei und Militärgewalt sattsam beurkundete, daß sie entschlossen sei, das eiserne Regiment des großen korsischen Gebieters, nur mit stärkeren Zugeständnissen an die katholische Geistlichkeit, zu erneuern. Die Bewilligung einer Civilliste von fünfundzwanzig Millionen Francs war der erste Beweis der Willfährigkeit, den die gesetzgebende Körperschaft dem neuen Herrscher darbrachte. Die Furcht vor den „Rothen" verschaffte dem Kaiser auch in solchen Kreisen Gönner und Anhänger, die in einem parlamentarischen Staatsleben die wahre Grundlage bürgerlicher Freiheit erkannten; allein der unerhörte Eingriff in das Privateigenthum der Familie Orleans durch Beschlagnahme und Verkauf ihrer sämmtlichen in Frankreich gelegenen Güter, Schlösser und Besitzungen, die einst Louis Philipp gegen Gesetz und Herkommen dem Staate entzogen habe, ein Verfahren, in welchem Viele eine großartige Anwendung communistischer Grundsätze erkennen wollten, schuf dem Machthaber, der in seinem verwegenen machiavellistischen Geiste vor keinem Schritt zurückbebte, neue Gegner. So ging die französische Republik zu Grabe; ihr eifrigster und redlichster Verfechter, Armand Marast, der uneigennützige Volksfreund, starb um dieselbe Zeit, niedergebeugt und gebrochen über das Scheitern seiner Hoffnungen und Bestrebungen. Fünf Jahre später folgte ihm der ehrlichste und aufrichtigste Republikaner Cavaignac ins Grab. In einem Lande, wo seit lange das Familienband gelockert, das Gemeindeleben durch strenge Centralisation geknickt, das Staatswesen ohne naturwüchsige Organisation war und Verfassung und Gesetze der tieferen Ehrfurcht im Gemüthe des Volks entbehrten, fehlten alle Grundpfeiler eines republikanischen Gemeinwesens, daher war auch die republikanische Verfassung nur eine todte Form ohne Lebensstamm und Wurzel.

Stimmung im Lande für das neue Kaiserthum.

22. Jan. 1852.

10. März 1852.

Napoleon III. hat viele Lobredner und noch mehr Tadler gefunden. Es ist nicht zu leugnen, daß er durch Wortbruch und Verbrechen sich zum Throne emporgeschwungen, durch einen frevelhaften Gewaltstreich sich der Alleinherrschaft bemächtigt, und wie sehr er in den nächsten zehn Jahren und darüber bemüht war, im Sinne der französischen Nation zu regieren, der 2. December 1851 blieb ihm unvergessen. Das Libell Victor Hugo's, „Napoleon der Kleine", worin der extravagante Dichter mit der ganzen rhetorischen Phantasie seines Wesens den Urheber des 2. December in den grellsten Zügen schilderte, ihn

Napoleon's III. Charakter und geschichtliche Bedeutung.

ordnung seine Stimme abzugeben. Zugleich suchte er in einem Manifeste die Maßregeln zu rechtfertigen, indem er die Nationalversammlung beschuldigte, daß sie den Präsidenten verhindert habe, die ihm vom Volke übertragene Gewalt zum Wohle Frankreichs anzuwenden, und daß sie, statt die feste Stütze der Ordnung zu sein, sich in conspiratorische Umtriebe eingelassen und Waffen für den Bürgerkrieg geschmiedet habe. Nach vollbrachter Arbeit ordnete er nun diesem
20. 21. Decbr. 1851. Manifeste gemäß eine allgemeine Volksabstimmung an und erlebte dabei die Genugthuung, daß sich eine ungeheure Majorität von mehr als sieben Millionen Stimmen zu Gunsten der neuentworfenen, der Napoleonischen Consularverfassung vom Jahre VIII nachgebildeten Staatsordnung aussprach. Nach dieser unter Mitwirkung einer „berathenden Commission" ausgearbeiteten und durch Plebiscit angenommenen Staatseinrichtung sollte Louis Napoleon die Präsidentenwürde auf weitere zehn Jahre, aber in monarchischer Machtfülle, bekleiden, die legislative Gewalt, wie zur Zeit des Consulats und Kaiserreichs, aus einem Senat und einem gesetzgebenden Körper bestehen, mit gleich scharfer Beschränkung ihrer Befugnisse und ihrer Discussionsfreiheit. Die Ausarbeitung von Gesetzesentwürfen war einem Staatsrath vorbehalten. Nun war der „Prinz-Präsident" Herr von Frankreich, und sowohl die Diplomaten des Auslandes als die kirchlichen Würdenträger eilten dem neuen Machthaber ihre Glückwünsche und Huldigungen darzubringen. Auch der heilige Vater segnete freudigen Herzens das glückliche Ereigniß. Diese Scheinrepublik mit einem Präsidenten auf zehn Jahre, dem ein Jahreseinkommen von zwölf Millionen bewilligt ward, war indessen nur ein interimistischer Zustand. Schon bei der Eröffnung des ge-
29. März 1852. setzgebenden Körpers konnte man aus den Worten des Prinz-Präsidenten den Schluß ziehen, daß der Neffe die Rolle des Onkels vollständig durchzuführen entschlossen sei. „Wenn ich mir das Consulat und das Kaiserreich zum Muster nehme", sprach er, „so geschieht es, weil ich in der Politik des einen und des andern das Gepräge der Nationalität und der Größe erkenne". Der begeisterte Empfang, der ihm im Laufe des Sommers auf einer Rundreise in allen Städten und Provinzen zu Theil ward, galt ihm als Beweis, daß das Napoleonische Imperium von dem größten Theil der Nation als der Glanzpunkt ihrer Ge-
2. Decbr. 1852. schichte betrachtet ward. Und so trat denn ein Jahr nach dem Staatsstreich das Ereigniß ein, das Niemand sehr überraschte: die Erneuerung des Kaiserthums, welches auf Grund eines „Senatusconsult" und gleichfalls in Folge einer allgemeinen Nationalabstimmung und einer noch größeren Majorität ins Leben trat. An demselben bedeutungsvollen zweiten December wurde das französische Empire wiederhergestellt. An einem trüben Wintertag begaben sich Senat und gesetzgebender Körper in einer langen von Fackeln erleuchteten Wagenreihe nach St. Cloud, um dem dort weilenden Prinz-Präsidenten das Resultat der Volksabstimmung zu verkündigen. Er antwortete den Glückwünschen der beiden Sprecher mit einer wohlüberlegten Rede, worin er erklärte, daß

er den Titel „Napoleon III. durch die Gnade Gottes und durch den Willen der Nation Kaiser der Franzosen“ annehme, ohne jedoch dadurch die Thatsachen der Vergangenheit aus der Geschichte auslöschen zu wollen. Darauf hielt er seinen feierlichen Einzug in die Tuilerien.

Das französische Volk, durch die unaufhörlichen Revolutionsstürme geistig gebrochen und körperlich geschwächt, fügte sich willig der Machtherrschaft, die dem erschütterten Lande wieder eine festere Ordnung und eine dauernde Ruhe in Aussicht stellte und durch ihre strengen Maßregeln gegen die Tagespresse, wie durch ihre sorgfältige Ueberwachung des ganzen öffentlichen und geistigen Lebens mittelst Polizei und Militärgewalt sattsam beurkundete, daß sie entschlossen sei, das eiserne Regiment des großen korsischen Gebieters, nur mit stärkeren Zugeständnissen an die katholische Geistlichkeit, zu erneuern. Die Bewilligung einer Civilliste von fünfundzwanzig Millionen Francs war der erste Beweis der Willfährigkeit, den die gesetzgebende Körperschaft dem neuen Herrscher darbrachte. Die Furcht vor den „Rothen“ verschaffte dem Kaiser auch in solchen Kreisen Gönner und Anhänger, die in einem parlamentarischen Staatsleben die wahre Grundlage bürgerlicher Freiheit erkannten; allein der unerhörte Eingriff in das Privateigenthum der Familie Orleans durch Beschlagnahme und Verkauf ihrer sämmtlichen in Frankreich gelegenen Güter, Schlösser und Besitzungen, die einst Louis Philipp gegen Gesetz und Herkommen dem Staate entzogen habe, ein Verfahren, in welchem Viele eine großartige Anwendung communistischer Grundsätze erkennen wollten, schuf dem Machthaber, der in seinem verwegenen machiavellistischen Geiste vor keinem Schritt zurückbebte, neue Gegner. So ging die französische Republik zu Grabe; ihr eifrigster und redlichster Verfechter, Armand Marast, der uneigennützige Volksfreund, starb um dieselbe Zeit, niedergebeugt und gebrochen über das Scheitern seiner Hoffnungen und Bestrebungen. Fünf Jahre später folgte ihm der ehrlichste und aufrichtigste Republikaner Cavaignac ins Grab. In einem Lande, wo seit lange das Familienband gelockert, das Gemeindeleben durch strenge Centralisation geknickt, das Staatswesen ohne naturwüchsige Organisation war und Verfassung und Gesetze der tieferen Ehrfurcht im Gemüthe des Volks entbehrten, fehlten alle Grundpfeiler eines republikanischen Gemeinwesens, daher war auch die republikanische Verfassung nur eine todte Form ohne Lebensstamm und Wurzel.

Stimmung im Lande für das neue Kaiserthum.

22. Jan. 1852.

10. März 1852.

Napoleon III. hat viele Lobredner und noch mehr Tadler gefunden. Es ist nicht zu leugnen, daß er durch Wortbruch und Verbrechen sich zum Throne emporgeschwungen, durch einen frevelhaften Gewaltstreich sich der Alleinherrschaft bemächtigt, und wie sehr er in den nächsten zehn Jahren und darüber bemüht war, im Sinne der französischen Nation zu regieren, der 2. December 1851 blieb ihm unvergessen. Das Libell Victor Hugo's, „Napoleon der Kleine“, worin der extravagante Dichter mit der ganzen rhetorischen Phantasie seines Wesens den Urheber des 2. December in den grellsten Zügen schilderte, ihn

Napoleon's III. Charakter und geschichtliche Bedeutung.

mit den verhaßtesten Tyrannen, Räubern und Menschenfeinden in eine Linie stellte, und die ganze Nation, die ihm gehorchen, und die gesammte Richter- und Beamtenwelt die ihm dienen würde, als Mitschuldige an dem Verbrechen geißelte, hinterließ auf viele Jahre einen dumpfen widrigen Nachhall in den liberalen und republikanischen Kreisen. Der Oheim hatte am 18. Brumaire wenigstens einen Theil der Nationalversammlung auf seiner Seite, der sein Unternehmen begünstigte und unterstützte; der Neffe schlug die gesammte Volksvertretung, die rechtmäßige obrigkeitliche Autorität zu Boden, stieß die politischen und militärischen Notabilitäten Frankreichs in Kerker und Verbannung, zersprengte den höchsten Gerichtshof, der ihn des Hochverraths schuldig erkannte, und ließ eine trunkene Soldateska wüthen und morden. Er erfüllte das Geschick, dem er sein Lebenlang mit fatalistischer Selbstgewißheit nachgestrebt. Wir erinnern uns, wie er von Jugend auf sich als den Erben der Napoleonischen Herrschertraditionen angesehen, wie er, getrieben von dem Stachel des Ehrgeizes, den seine Mutter in seine Brust gesenkt, auch in der Verbannung auf fremder Erde von künftiger Herrschaft geträumt, wie er selbst in den Mauern des Gefängnisses die „Napoleonischen Ideen“ in seiner Seele gehegt. Und was war der Kern dieser Ideen? Die Behauptung Napoleon's auf St. Helena, daß er bei seinem Absolutismus und seiner Militärherrschaft nur den Zweck gehabt habe, die demokratische Gleichheit und eine neue Völkerconföderation in Europa zu begründen. Von diesem Glauben war auch der Sohn der Hortensia durchdrungen, und er nahm sich das Beispiel des Oheims nur darum in allen Dingen zum Muster, weil er an die Richtigkeit der Mittel und Wege glaubte, die derselbe gewählt. Dem ersten wie dem dritten Napoleon stand die Wohlfahrt Frankreichs nur in zweiter Linie; mit Hülfe der Nation wollten beide zur Weltherrschaft emporsteigen, ihren unersättlichen Ehrgeiz befriedigen. Der erste hatte gar kein französisches Blut in seinen Adern, der zweite nur von Seiten der Mutter. Dadurch war ein Verwachsen mit der Nation, ein volles sympathisches Verständniß ausgeschlossen. Ein fremdartiger Zug, der sich schon in Angesicht und Körpergestalt zu erkennen gab, trennte die italienischen Herrscher von ihren französischen Unterthanen. Der zweite December gründete wie der achtzehnte Brumaire eine neue Aera in Frankreichs Geschichte. Im Jahr 1799 wie im Jahr 1851 hatte die Revolution sich überlebt; wie sollte also ein republikanisches Regiment fortdauern, das aus dem Schooße derselben hervorgegangen war und die Symptome der Zersetzung und der Auflösung an der Stirne trug, in welchem unvereinbare Elemente und gegensätzliche Tendenzen jede fruchtbare Thätigkeit, jedes harmonische Zusammenwirken unmöglich machten? Der Krater der Revolution und der socialdemokratischen Republik hatte sich in ganz Europa geschlossen, wie sollte Frankreich allein bei einer unzeitgemäßen Staatsform beharren? Oder sollten die gesellschaftlichen und politischen Errungenschaften und Grundsätze der Revolution royalistischen und legitimistischen Velleitäten zum Opfer fallen, die ent-

gegengesetzten Prinzipien und Bestrebungen in ewigem Kampfe sich bewegen? So trat jetzt wie vor fünfzig Jahren an die Stelle eines in sich zerfallenen republikanisch-parlamentarischen Regiments ein geschlossener militärisch-politischer Absolutismus, der im Innern Ruhe und Wohlstand, nach Außen Ruhm und nationales Ansehen in Aussicht stellte, ein demokratischer Imperialismus auf den Prinzipien der Revolution von 1789 aufgebaut. Der dritte Napoleon besaß nicht die Genialität und schöpferische Energie des ersten; aber auch er war ein ungewöhnlicher Mann, der den festen Glauben an den Sieg und an die Wahrheit der Napoleonischen Sache in seiner Seele trug und mit selbstbewußter Folgerichtigkeit an ihrer Verwirklichung arbeitete. Auch in ihm lebte ein Zug von jener geheimnißvollen Zauberkraft des Oheims, der die Menschen überwältigte und ihm gehorsam und willfährig machte, auch in seinem schweigsamen, verschlossenen, halb lauernden, halb träumerischen Wesen lag etwas von der dämonischen Gewalt, welche die große Masse des Volks anzog und fesselte, und die den Impulsen des Gemüths und der Phantasie in unbewußter instinktiver Hingebung folgende Menge mit unwiderstehlicher Macht in ihre Zauberkreise trieb.

Ein Historiker der Gegenwart faßt die leitenden Gedanken der „Napoleonischen Ideen", die dem Kaiser in Beziehung auf die innere Regierung Frankreichs als Richtschnur vorschwebten, in folgende Sätze zusammen: Napoleon III. findet den kaiserlichen Absolutismus in jeder Hinsicht gerechtfertigt, denn die französische Gesellschaft sei durchaus demokratisch, von heftigen Parteiungen zerrissen, der politischen Moralität beraubt und ohne Achtung vor irgend welcher Autorität. Daraus schließt er ein doppeltes: die Regierung muß völlig demokratisch, und sie muß unbedingt stark sein. Sie wird demokratisch, indem sie die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, offene Laufbahn für jedes Talent, Freiheit der Arbeit und des Verkehrs verkündigt, keine Vorrechte der Geburt anerkennt und die politischen Wahlen dem allgemeinen Stimmrechte anheimgibt. Sie ist stark, indem sie die politische Gewalt in der Hand des einzigen Repräsentanten der ganzen Nation, des Kaisers, vereinigt, die Rechte der Kammern auf ein bescheidenes Maß zurückführt, das Gezänk der Parteien und der Presse verhindert. Der Kirche erweist der Kaiser alle Ehre und starken Schutz, ohne ihr einen Einfluß auf die Staatsverwaltung zu verstatten. Die politische Freiheit ist das hohe, aber freilich noch sehr entfernte Ziel, für welches die kaiserliche Regierung das Volk allmählich heranzubilden hat. Sie wird die Krönung des Gebäudes sein, wie es Napoleon später ausdrückte: für jetzt gilt es, durch Herstellung der Autorität und der Eintracht die Fundamente zu legen.

Zur Durchführung dieses Systems bedurfte Napoleon neuer Menschen. Die Stützen des neuen Systems. Die parlamentarischen Notabilitäten der Julìregierung und die demokratisch-socialistischen Doctrinäre der zweiten Republik waren dazu weder geeignet noch willig. Die Regierungsgewalt durfte nicht gehemmt werden durch ein constitutionelles Nebenregiment der Volksvertreter oder durch die Unbotmäßigkeit anarchistischer und conspiratorischer Volkshaufen und ehrgeiziger Demagogen. An die Stelle der parlamentarischen Berühmtheiten von ehedem, von denen viele während des Kaiserreichs den vaterländischen Boden meiden mußten, traten

nunmehr die Helfer und Rathgeber des Gewaltstreiches, die Nachkommen der imperialistischen Größen des ersten Kaiserthums, ergebene Heerführer, die in Napoleon III. den Erben der kaiserlichen Traditionen, den Erneuerer der militärischen Ruhmeszeit erblickten. Unter den Männern, denen der Kaiser sein Vertrauen zuwandte, glänzten an erster Stelle neben den erwähnten Genossen des Staatsstreichplanes St. Arnaud und Morny, der zum Vicomte de Persigny erhobene Jean Gilb. Vict. Fialin (1808—72), der seit den Aufstandsversuchen von Straßburg und Boulogne sich an Napoleon angeschlossen und die Herstellung des Bonapartischen Thrones als Lebensziel verfolgt hatte, so wie die Publicisten und vielseitigen Schriftsteller Adolf und Paul Granier, Vater und Sohn, die von ihrem Geburtsort den Namen Granier de Cassagnac führten. Vielleicht hätte sich auch Marschall Bugeaud, der in Folge einer Nachwahl Mitglied der Nationalversammlung geworden, für das neue System gewinnen lassen; allein er starb bereits am 10. Juni 1849 an der Cholera.

Schluß. Der Staatsstreich vom 2. December war der letzte entscheidende Sieg der monarchischen Machtherrschaft über das parlamentarische Staatsleben. Seitdem ist Manches, was unter heißen Kämpfen und Mühen erbaut worden war, wieder zusammengebrochen; Manches, was man für todt und begraben hielt, wieder auferstanden. In Frankreich wie in den meisten Staaten des europäischen Festlandes hat die Lehre, die einst der römische Kaiser Septimius Severus seinem Sohne Caracalla ertheilte, nur den Soldatenstand zu ehren und zu begünstigen, alles Andere für Nichts zu achten, aufs Neue ihre volle Geltung erhalten. Die Hierarchie, bemüht den freien Flug des Gedankens zu hemmen und die Geister in die sichere Obhut der Kirche zu nehmen, bewirkte Concordate, wodurch der Klerus die Herrschaft über die Völker, die Bischöfe eine lähmende Obmacht über die landesfürstlichen Behörden und die Dynastien in dem Papste einen auswärtigen Mitregenten oder Herrn empfingen; der Adel benutzte die reactionäre Strömung, um sich in seinen erschütterten Vorrechten von Neuem festzusetzen, die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze anzufechten und dem vorwärts strebenden Zeitgeiste die alten Standesprivilegien als Damm entgegenzustellen; die Orthodoxen und Symbolgläubigen in der evangelisch-protestantischen Kirche machten, wie wir oben erfahren, die Bekenntnißschriften zu einem Wall gegen den freien Geist der Wissenschaft und Forschung. Viele „Blüthenträume" sind unreif abgefallen, viele theuere Hoffnungen unerfüllt ins Grab gesunken; an der Zukunft verzweifelnd und mit der Gegenwart zerfallen, wendeten Tausende und aber Tausende der Heimath den Rücken und suchten in der neuen Welt das ersehnte Glück. Aber wie trübe sich auch der Blick senken mochte, der Gedanke, daß kein wahres Gut, keine echte, auf gesundem Boden erwachsene Idee der Menschheit verloren geht, und daß kein lebenskräftiges Volk sich die Errungenschaften mühevoller Anstrengungen auf die Dauer entreißen läßt, hat allmählich wieder Trost, Freudigkeit und Lebensmuth erzeugt, und die Wahrnehmung,

daß in dem bürgerlichen Mittelstande Tugend, Ehrbarkeit und edle Sitte in ungeschwächter Kraft fortbestanden, hat den Zagenden wieder aufgerichtet. „Wir wollen nicht verzweifeln", schrieb E. M. Arndt, „die Zeit wird durch alle diplomatischen Dorngeflechte und Märtyrerkreuzesvögel auch für das Vaterland ihren Weg finden und bohren". Keine menschliche Weisheit hatte in den sturmvollen Tagen der jüngsten Vergangenheit die Probe bestanden, kein heiliges Recht war seitdem vor Verletzung, keine beschworne Uebereinkunft vor Treubruch sicher gestellt, darum wendete sich der Geist des Volks wieder mehr als früher dem Göttlichen zu und suchte Hülfe, Trost und Beruhigung an dem Throne des Allmächtigen, der „das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen wird und den glimmenden Docht nicht auslöschen". Die Geister, die in den letzten Jahren vorzugsweise mit Politik und Staatswesen beschäftigt waren, richteten ihren Blick wieder mehr den wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen zu und pflegten mit emsigem Fleiß die Welt der Gedanken und der Phantasie. Es scheint daher auch für uns der richtige Zeitpunkt gekommen, die Pause der Ruhe, die der aufgeregten Geschichtsperiode der jüngsten Vergangenheit auf dem Fuße folgte, mit einer übersichtlichen Darstellung der Fortschritte und Entwickelungsgänge auszufüllen, welche neben der oben behandelten Theologie die verschiedenen Wissenschaften in Deutschland durchlaufen haben, und der Schöpfungen zu gedenken, welche vor und nach der Mitte des Jahrhunderts auf den Gebieten der Kunst und der poetischen Literatur ins Leben getreten sind.

C. Cultur- und Geistesleben in Deutschland.

I. Die poetische Literatur nach Goethe.

1. Stellung der Literatur zu den Zeitrichtungen.

Aristokratische und liberale Tendenzen.

Die Literatur und namentlich die Dichtkunst kann sich dem Einfluß der Ideen, welche die Zeit durchdringen und beherrschen, nicht entziehen, und sie wird um so mächtiger auf die Zeitgenossen einwirken, je bestimmter und entschiedener sie sich an die herrschenden Ideen anlehnt. Jede Literatur, insbesondere die lyrische Poesie, wird daher stets den Stempel ihrer Zeit an sich tragen und erst in ihrer historischen Stellung vollkommen verstanden werden können. So drehte sich die mittelalterliche Dichtung um Ritterthum und Minnedienst; im Reformationsjahrhundert und in der nächstfolgenden Periode standen die Schriftsteller unter religiösen und kirchlichen Einflüssen, und daß die klassische Zeit der deutschen Literatur nicht einen ähnlichen Mittelpunkt aufzuweisen hat, lag hauptsächlich in dem Mangel großer, weltbeherrschender Ereignisse und Ideen, ein Mangel, den der deutsche Geist durch erhabene und mannichfaltige Schöpfungen auf dem Gebiete der Phantasie, des Denkvermögens und der Wissenschaft auszufüllen bemüht war. — Dies änderte sich, als die französische Revolution und die Napoleonische Militärherrschaft auf kühnen und blutigen Pfaden einherschritt und die frühere Zeit mit ihrem gemüthlichen Stillleben und ihren veralteten Formen niedertrat. Die europäische Menschheit und vor Allem das deutsche Volk wurde aus der Ruhe und gewohnten Lebensweise aufgerüttelt und zur Betheiligung an den großen weltgeschichtlichen Ereignissen gezwungen. Freiheit und Politik traten in den Vordergrund, und der Kampf, der anfangs gegen den äußern Feind gerichtet war, gestaltete sich nach dem Sieg zum Meinungskrieg wider die innere Gegenpartei. Die Zeit der heiligen Allianz, die der europäischen Menschheit mit dem Frieden auch die alten Zustände in Kirche, Staat und Leben zurückgeben wollte, begründete in der deutschen Literatur keine Periode der Zufriedenheit und Versöhnung, sondern wie in der Politik und im

ganzen öffentlichen Leben die Geister nach den verschiedensten Richtungen aus einander gingen und ein in frühern Zeiten unbekanntes Parteiwesen alle Verhältnisse durchdrang, so auch in der Dichtkunst und in der gesammten Literatur. Auch hier gab sich eine aristokratische conservirende und eine liberale volksthümliche und reformirende Gesinnung kund. Die Romantiker schlossen mit den Aristokraten und Regierungen ihren Bund, betrachteten die Literatur als Sondergut der Vornehmen und Gebildeten und suchten den aus der Revolution hervorgegangenen demokratischen Geist durch Wiederbelebung mittelalterlicher Religiosität, Poesie, Kunst und Weltanschauung zu bekämpfen. Unter ihren Händen erhielt die Dichtkunst ein exclusives, aristokratisches Gepräge, und hatte dies einerseits den Vortheil, daß die Poesie gehoben und der zunehmenden Verflachung entrissen ward, so hatte es anderseits die Folge, daß der größere Theil der Nation ihnen und ihren Zielen entfremdet wurde und sich den Dichtern zuwandte, die sich an das wirkliche, handelnde Leben anlehnten und sich an den Bestrebungen und Anliegen des Volks betheiligten.

Die Dichter des Fortschritts und der Zukunft waren in einer minder beneidenswerthen Stellung als die Lobredner der Vergangenheit und des Rückschritts. Denn während die Romantiker sich der Gunst der Fürsten und Vornehmen erfreuten, die Genüsse des Lebens in vollen Zügen schöpften und über dem Bewundern mittelalterlichen Wesens und dem Lobpreisen Italiens, des Feenlandes jeglicher Kunst, das deutsche Vaterland mit seinen Kämpfen und Leiden übersahen, waren die Sänger der Freiheit, die zum Volke hielten und auf Erfüllung der in der Noth gegebenen Verheißungen drangen, der Zurücksetzung, Mißachtung, Verfolgung ausgesetzt. Kein Wunder, daß Manche, die anfangs der Freiheit und dem Fortschritt gehuldigt, sich bald eines Andern besannen und wie Görres u. A. sich der entgegengesetzten Seite zuwandten, die reicheren Lohn in Aussicht stellte. (S. 43). Nur Wenige hielten Stand und störten die Lobgesänge und Verherrlichungen der Conservativen durch liberale Mißtöne und Mahnrufe. Unter diesen war Ludwig Uhland eine helle Stimme in trüber Zeit, und Moritz Arndt bewahrte auch unter gerichtlicher Verfolgung und Amtsentsetzung den Glauben an Deutschlands dereinstige Einheit. Auch Aug. Graf v. Platen-Hallermünde (XIV, 863, wo ein Druckfehler im Geburtsjahr zu corrigiren ist), ausgezeichnet als formgewandter Lyriker (Ghaselen, Lieder, Oden, Sonette), als satirischer Komödiendichter und auch im Epos („Abbasiden") nicht unglücklich, den der „Weltschmerz" und die innere Zerrissenheit aus der Heimath wegtrieb, huldigte dem politischen Liberalismus. Sie bildeten neben Schiller und Körner die Lieblingslectüre des deutschen Volks und alle Bemühungen der Romantiker und ihrer gleichgesinnten Nachfolger, unter denen selbst fürstliche Personen, wie König Ludwig von Baiern und Prinz Johann von Sachsen, und hochgestellte Staatsmänner, wie der baierische Staatsminister v. Schenk und der österreichische Freiherr v. Münch-Bellinghausen

Aristokratisch-romantische und liberale Richtung.

Platen 1796—1835.

(Friedrich Halm) u. A. nach dem Dichterlorbeer strebten, alle Bemühungen dieser Schriftsteller, durch poetische Werke von loyaler Färbung und aristokratischer Haltung jene Freiheitssänger zu verdrängen, blieben ohne Erfolg. Je mehr die Romantiker in aristokratischer Vornehmheit Schiller's Werth und Verdienste herabsetzten, desto treuer bewahrte das deutsche Volk ihm und seinen Gesinnungsgenossen ausschließlich seine Zuneigung. An den in Schiller's Werken mit Wärme und Begeisterung ausgesprochenen Ideen der Freiheit, Vaterlandsliebe und Menschenwürde hob und stählte sich das Gemüth des Volks, indeß es auf die romantischen Verherrlichungen einer untergegangenen Welt, eines entschwundenen Ritterthums, einer unwiederbringlichen Kunstreligion mit Gleichgültigkeit blickte und selbst die künstlerische Vollendung eines Goethe der freisinnigen Gemüthspoesie Schiller's nachstellte.

Ludwig v. Baiern 1786—1868. Von dem kunstliebenden König Ludwig von Baiern, dessen Bedeutung für die Erweckung des neuen Kunstlebens in Deutschland wir in einem späteren Abschnitt kennen lernen werden, besitzen wir drei Bände lyrischer „Gedichte" und die in einem eigenthümlichen deutschen Stil verfaßten „Walhallagenossen", kurze Lebensabrisse berühmter Männer, deren Büsten er in seinem herrlichen Walhallabau unweit Regensburg aufstellen ließ. — Prinz Johann von Sachsen (seit 1854 König von Johann v. Sachsen 1801—1873. Sachsen), einer der gebildetsten Männer der hohen Aristokratie, befaßte sich vorzugsweise mit italienischer Literatur. Von dem Umfang und der Tiefe seiner Studien gibt die von ihm bearbeitete, unter dem Namen Philalethes herausgegebene, metrische Uebertragung der „göttlichen Komödie" Dante's mit kritischen und historischen Erläuterungen einen schönen Beweis. Seine ältere Schwester Amalie (1794—1870) hat sich in der literarischen Welt (anfangs unter dem Namen Amalie Heiter) durch eine Anzahl Lustspiele („der Krönungstag"; „die Fürstenbraut"; „der Verlobungsring"; „der Pflegevater"; „der Majoratserbe" u. a. m.) bekannt gemacht. Der 1854 verstorbene König Friedrich August II. ist ebenfalls als Schriftsteller in der Botanik aufgetreten. — Schenk 1788—1841. Ed. v. Schenk, geb. zu Düsseldorf 1788, trat 1817 zur katholischen Kirche über; im J. 1828 baierischer Staatsrath und Minister des Innern, Urheber des strengen Censurgesetzes und eifriger Anhänger des Ultramontanismus. Unter seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen („Henriette von England"; „Kaiser Ludwig's Traum"; „Albrecht Dürer"; „Bethulia" u. a. m.) ist sein Trauerspiel „Belisar" mit einigen rührenden Zügen aus Sophokles' Oedipus auf Kolonos, über Gebühr gepriesen worden. Seit 1834 gab er das Taschenbuch „Charitas" heraus, worin er seine dichterischen Erzeugnisse niederlegte. — Münch-Bellinghausen 1806—71. Elig. Franz Jos. v. Münch-Bellinghausen, bekannt als Dichter unter dem Namen Friedrich Halm, geb. 1806 zu Krakau. Sein um 1834 zum erstenmal aufgeführtes Drama „Griseldis" hatte solchen Erfolg, daß die an dem Stücke gerügten Mängel wenig Beachtung fanden. Neben der Griseldis erlangten nur noch das romantische Drama „der Sohn der Wildniß" und das vielbesprochene vaterländische Trauerspiel der „Fechter von Ravenna" (dessen Priorität der baierische Schullehrer Franz Bacherl ansprach), den Beifall des Publikums, wogegen sowohl seine übrigen dramatischen und lyrischen Dichtungen („der Adept"; „Camoens"; „Imelda Lambertazzi") als seine Bearbeitungen einzelner Stücke von Lope de Vega und Shakespeare weniger Beachtung fanden. Nach dem Vorbilde von Calderon gab Halm dem Drama einen lyrischen Charakter, der bei ihm häufig ins Sentimentale übergeht. „Er ist Meister im poetischen Ausmalen lyrischer Stimmungen; die verschiedensten Seelen-

lagen, die tiefsten Empfindungen, die mannichfaltigsten Wandlungen eines reichen innern Lebens weiß er mit Klarheit und Lebendigkeit sich aussprechen zu lassen". Eine glänzende, nicht immer correcte Bildersprache, urtheilt Julian Schmidt, ein klangvoller Vers, ein rhetorisches Pathos, das sich vor Gewöhnlichkeiten nicht scheut, aber immer die Sympathien des Publikums zu treffen weiß, vor Allem ein warmes Dichtergemüth, welches an seine Empfindungen glaubt, haben Fr. Halm eine Zeitlang zum Liebling der deutschen Bühne gemacht.

2. Börne und Heine. Das junge Deutschland.

Durch die Julirevolution wurde die aristokratisch-romantische Zeitrichtung im Staat und in der Literatur aus ihrer sichern Ruhe aufgeschreckt und in ihrem Besitzthum gefährdet; und wenn es auch der Staatskunst gelang, im öffentlichen Leben die alten Zustände und die gewohnten Formen größtentheils zu erhalten oder wieder herzustellen, in der Literatur blieb der Geist des Liberalismus Sieger; er gewann täglich an Boden und nahm eine mit dem äußern Umfange wachsende Kühnheit und Schärfe an. Bald war die romantische Poesie nur noch eine historische Erinnerung; sie hatte sich nicht um das Volk bekümmert, es geschah ihr daher auch kein Unrecht, als dieses ihr den Rücken zuwandte. Ihre Erscheinung war ein flüchtiger „Blüthenstaub" ohne nachhaltige Wirkung. Vor dem Frühlingshauche frischer Werdelust vermochten die Kunstgebilde der reinen Phantasie nicht zu bestehen. Desto massenhafter und wirksamer trat dagegen die Literatur der politischen Opposition und des Demokratismus ins Leben; anfangs mit Mäßigung und Zurückhaltung, nach und nach aber, ermuthigt durch den Beifall des über die Beamtenherrschaft und den Polizeistaat mißmuthigen Volks, mit wachsender Kühnheit und destructiver Heftigkeit, so daß sich der Liberalismus bald durch den Radicalismus überflügelt sah, der, nicht zufrieden mit der politischen Opposition, allmählich alles Bestehende in Kirche und Staat bekämpfte und die gesellschaftliche Ordnung aufzulösen drohte. Die Vorfechter dieser zersetzenden und vernichtenden Literatur waren eine Anzahl talentvoller Männer jüdischer Abkunft, welche sich für die Verfolgungen, Kränkungen und Rechtsverkürzungen, denen das israelitische Volk in Deuschland so lange ausgesetzt war, nunmehr dadurch zu rächen suchten, daß sie die bestehende Weltordnung umzustürzen und die gewohnten Verhältnisse durch Spott, Satire und kecke Angriffe zu untergraben sich bemühten. Fremdlinge in dem Lande ihrer Geburt durch eigene wie durch Anderer Schuld, war ihnen Vaterlandsliebe ein unbekanntes Gefühl; für Religion und Kirche, deren Werth und Bedeutung sie nie empfunden, hatten sie weder Ehrfurcht noch Liebe; und wie sollten sie gesellige Einrichtungen und Sitten achten, nach denen sie stets für Unebenbürtige galten? In ihrem Herzen, in dem der religiöse Aberglaube der Väter einem kalten philosophischen Deismus weichen mußte, sprach keine Jugenderinnerung

Der Radicalismus in der Literatur.

zu Gunsten des Bestehenden. Es lag daher sehr nahe, daß die jüdischen Schriftsteller, geleitet von dem ihrer Race inwohnenden Instincte für das Gewinnbringende, Vortheilhafte und Zeitgemäße, in der destructiven und negirenden Gattung der Literatur den Vorrang einnahmen, die Verneinung des Gegebenen sich als Aufgabe setzten. Ludwig Börne erscheint sowohl in seinen Zeitschriften („die Zeitschwingen", „die Wage") wie in seinen „Briefen aus Paris" als ein mehr durch Sprachgewandtheit, stilistisches Talent und kritischen Verstand als durch Tiefe ausgezeichneter Vorkämpfer des Liberalismus und demokratischer Grundsätze, die „Incarnation des socialen Fortschritts", dem die politische Ueberzeugung zur Religion wurde. Seine Schriften, meistens satirische und humoristische Fragmente, da ihm zu einer größeren zusammenhängenden Production die Ruhe fehlte, sind von gediegenem Inhalt und fesselnd durch ihre Form. In seinen satirischen Schriften leuchtet die Bitterkeit gekränkter Eitelkeit und mangelhafter Anerkennung hervor. — Heinrich Heine, ein reichbegabter Dichter, dessen Lyrik alle Stimmungen und Gemüthsverfassungen mit Innigkeit und Lieblichkeit kund gibt, oft gemischt mit Humor, Ironie und rasch wechselnden Empfindungen, und der wie kein anderer seit Goethe „die Sprache der Natur zum Echo des Menschenherzens" zu machen verstand, verscherzte nach der Julirevolution durch seine Frivolität und seine schonungslosen Satiren den Ruhm und die Anerkennung, die er sich vor derselben durch seine „Reisebilder", sein „Buch der Lieder" und andere gemüth- und poesiereiche Werke erworben. In seinen Dichtungen spiegeln sich die verschiedenen Zeitrichtungen, die er durchlebt; in den Tragödien „Radcliff" und „Almansor" die romantischen Einflüsse seiner Jugend und der weltschmerzliche Skepticismus der Byronschen Poesie; in den „Reisebildern" der Uebermuth und die Selbstgefälligkeit eines neuen kraftgenialischen Geschlechts gepaart mit Empfindsamkeit, Ironie und Befehdung alles Philisterhaften, aller Vorurtheile und Verkehrtheiten. Leichtfertig und anmaßend und ohne Pietät behandelt er alles mit Spott und Satire, verhöhnt die christliche Religion und ihre Dogmen und Mysterien, achtet, wie sein Buch „über Börne" beweist, weder Freundschaft noch Treue und übt seinen Witz und seine Spottsucht am Hohen und Heiligen wie am Niedrigen und Gemeinen. Das Gift seiner zersetzenden Schriften ist um so gefährlicher, als es in ein gefälliges Gewand gehüllt, in eine lebendige, bilderreiche Sprache gekleidet, und mit einer der schlaffen Zeit zusagenden Gefühlsamkeit und Sentimentalität gemischt erscheint. „Die süßesten Wohlgerüche", urtheilt eine Literarhistoriker der Gegenwart „und der faule Geruch der Verwesung mischen sich zu einer Atmosphäre, welche den Sinn gefangen nimmt". Die innigen Gefühle, die melodischen Wellenschläge tiefer Empfindung werden nicht selten im Spiel des Uebermuths durch ironische Züge entstellt, das Schöne und Erhabene durch häßliche Schatten verdunkelt. Unter den zahlreichen Werken seiner spätern Periode sind: „der Salon", „französische Zustände" und seine „Neuen Gedichte" am bekanntesten. In der witzigen

Börne 1786—1837.

Heine 1799—1856.

Dichtung: „Deutschland ein Wintermärchen“ erscheinen satirische Schilderungen deutscher Zustände an eine Reise von Paris nach Hamburg angereiht. Verwandt damit ist „Atta Troll ein Sommernachtstraum“, ein Gedicht, das er selbst als das letzte Waldlied der Romantik bezeichnet hat, humoristische Phantasiestücke gegen den „deutschen Michel“ gerichtet. Mit dieser Verhöhnung des deutschen Philisterthums ging im Geiste des damaligen kosmopolitischen Radicalismus eine sentimentale Verherrlichung des ersten Napoleon und der großen Nation Hand in Hand. Von körperlichen Leiden gebrochen, wendete sich Heine zuletzt wieder der Religion zu und schilderte in einem Nachwort zu seinem jüngsten Werke „Romanzero“ die Rückkehr des „verlornen Sohnes, der bei den Hegelianern die Schweine gehütet“, und seine Bekehrung zum Glauben an den persönlichen Gott, „der Arme zum Helfen habe“. Aber „in seinem Munde verwandelt sich selbst das Gebet in Lästerung“. Heine liefert den Beweis, „daß ohne den sittlichen Ernst und die Reinheit der Gesinnung kein umfassendes Werk der Poesie in fleckenloser Vollendung geschaffen werden kann, daß die künstlerische Größe auf der menschlichen ruhen muß, wenn sie das Höchste erreichen soll“. Er war „ein Stern in Nebelhüllen, der es liebte, giftige Dünste aufzuziehen und in ihnen bald seine Strahlen zu bergen, bald siegreich hervorblitzen zu lassen“.

Ludwig Börne (vor seinem Uebertritt zur evangelisch-christlichen Kirche 1817 Baruch) wurde am 18. Mai 1786 zu Frankfurt a. M. geboren, bekleidete, nach vollendeten Studien, in seiner Vaterstadt eine Zeitlang das Amt eines Polizeiactuars, von dem er jedoch bald enthoben wurde, worauf er sich der Publicistik und freien Schriftstellerei zuwandte. Eine vorübergehende Verhaftung und Anklage wegen Verbreitung demagogischer Flugschriften verlieh seinen Worten größere Bedeutung. Von 1818 bis 1821 gab er „die Wage, eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst“ heraus. Nach der Julirevolution nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Paris, wo er 1837 starb und auf dem Père La Chaise begraben liegt. In seiner Zeitschrift „Balance“ suchte er deutsches und französisches Wesen zu vermitteln. Börne war mitunter derb und von leidenschaftlicher Heftigkeit und Spottsucht, wie seine letzte Schrift „Menzel der Franzosenfresser“ beweist, aber er war ein Mann von Charakter und ohne Frivolität, der nicht, wie H. Heine, das Vaterland mit Schmach bedeckte. Unter seinen „gesammelten Schriften“ zeichnen sich seine „dramaturgischen Blätter“ durch klare und scharfe Kritik, wie durch den hohen sittlichen Standpunkt vortheilhaft aus. „Alles, was er schrieb, war der ganze Mensch, er kannte keine Phrase“. — Heinr. Heine, geb. in Düsseldorf den 12. December 1799 von jüdischen Eltern, trat 1825 zur evangelisch-christlichen Kirche über, ohne für dieselbe Sympathie zu fühlen oder an ihre Dogmen zu glauben, und lebte, gleich Börne, seit der Julirevolution in Paris. Ausgerüstet mit einer leichten Gabe der Darstellung, hat er eine Menge Gedichte und prosaische Schriften belletristischen Inhalts verfaßt und war namentlich ein fruchtbarer Correspondent der „Allgemeinen Zeitung“. Aber ohne Tiefe des Gemüths wie der Erkenntniß, hat Heine in seinen Schriften nur den Schaum des wirklichen Lebens geschöpft und dem Leeren und Nichtigen durch künstlerische Composition eine Bedeutung zu verleihen gesucht. Der „Romanzero“, ein Cyclus von romanzenartigen Gedichten mit vielen Beziehungen auf die Gegenwart, vereinigt mit der alten poetischen Genialität und Formgewandtheit frivole Ungezogenheiten und verletzende Ausfälle gegen den Chri-

stenglauben, gegen den er eine offene Abneigung zeigt. „Das Christenthum ist ihm der traurige Aschermittwoch, der alle Blumen erstickt und die Welt mit Gespenstern anfüllt; die Religion des Opfers und der Kreuzigung, die der ganzen Erde ein Leichenaussehen gibt". Heine's sinnentrunkener Realismus und Pantheismus war der poetische Vorläufer des philosophischen Materialismus, den wir später kennen lernen werden und theilweise schon in dem Abriß der neuesten Theologie (S. 61 f.) kennen gelernt haben.

Das junge Deutschland. Heine's Dichtungen sagten dem malcontenten Zeitgeiste und der Neigung zur Negation und Opposition wider alles Bestehende besonders zu, daher sie auf die gesammte deutsche Literatur den größten Einfluß übten. In erster Linie schloß sich das „junge Deutschland" an den hochbegabten Dichter an und nahm ihn in vielen Stücken zum Vorbild. Mit diesem Gesammtnamen bezeichnet man eine Reihe gewandter Schriftsteller, die sich ein freies Literatenleben als Beruf wählten und auf den Ertrag ihrer vielseitigen literarischen Leistungen ihre Existenz gründeten, die ein leichtes, künstlerisches Talent höher stellten, als Gelehrsamkeit und geistige Tiefe, und darum ihre ganze Sorgfalt der stilistischen Glätte, der pikanten, lebendigen Darstellung, der formellen Vollendung zuwandten. Inhaber oder Mitarbeiter politischer und literarischer Zeitschriften, deren Macht und Bedeutung auf die öffentliche Meinung und auf das vorschnelle Urtheil der oberflächlichen Leserwelt von Tag zu Tag zunahm, wußten sie die Aufmerksamkeit des Publikums stets auf sich und ihre Leistungen zu richten und einen Geschmack zu bilden, dem ihre leichten, skizzenartig hingeworfenen Erzeugnisse, in denen häufig die Mittelmäßigkeit und Plattheit der Conception unter einem geistreichen, pikanten Anstrich verhüllt war, zusagten. Die große Ausdehnung des Buchhandels und die wachsende Zahl der Leser erleichterte ihr Unternehmen.

Gutzkow. Als das Haupt dieser jungdeutschen Schule kann Karl Gutzkow gelten, ein beweglicher Geist von großem Aneignungsvermögen, klarem Beobachtungssinn und vielseitigem Talente, der jedoch den Erzeugnissen einer fruchtbaren jugendlichen Phantasie nicht immer die gehörige Reife gönnte. Nachdem er sich als Mitarbeiter einiger Zeitschriften durch eine Reihe kritischer, satirischer und literarischer Arbeiten bereits einigen Ruf erworben, zog er sich durch seine in künstlerischer Hinsicht unbedeutende Novelle „Wally die Zweiflerin", einen Ausfluß Faustischen Dranges voll phantastischer Sinnlichkeit, wegen der darin enthaltenen Angriffe auf Religion, christliche Sitte und Ehe, eine kurze Haft zu. Diese Verfolgung wurde hauptsächlich durch die denunciatorischen Ausfälle Wolfgang Menzel's, des langjährigen Redacteurs des Stuttgarter Kunst- und Literaturblatts, mit dem Gutzkow anfangs befreundet war, herbeigeführt, daher von da an ein untilgbarer Haß und Neid zwischen Beiden bestand. Nachdem sich Gutzkow noch durch eine Anzahl Novellen und Romane („Seraphine", „Blasedow und seine Söhne" Charaktere aus der Gesellschaft als Folge von Erziehungsexperimenten a. a.), durch satirische und kritische Aufsätze in dem von ihm redigirten „Telegraphen" und durch literarische Arbeiten verschiedenen Inhalts einen

Platz unter den schriftstellerischen Notabilitäten Deutschlands erworben, wendete er seinen Fleiß dem Theater und der dramatischen Poesie zu, einem Felde, das er mit Erfolg bearbeitet hat, wie unnatürlich auch oft sein Haschen nach Effekt und „drastischen Wirkungen" erscheinen mag. Nach den älteren Stücken „Nero", dem Abbilde religionsloser Selbstvergötterung; „König Saul"; „Werner oder Welt und Herz" folgten „Richard Savage"; „Patkul"; „Zopf und Schwert"; „Urbild des Tartüffe"; „Uriel Acosta" mit Beziehungen auf die lichtfreundliche Atmosphäre und die religiösen Emancipationsgelüste der Zeit; „Lenz und Söhne", eine Mosaikarbeit von Scenen gegen Verstand und Sitte aus dem Bereiche der Philanthropie und inneren Mission des Tages; „der Königslieutenant" nach Goethe's Dichtung und Wahrheit u. a. m. Diese Werke, sowie seine „Briefe aus Paris", seine an die Fragen und Bestrebungen der Gegenwart angelehnten Zeitromane, „die Ritter vom Geist" und „der Zauberer von Rom", seine (seit 1863 von Karl Frenzel herausgegebene) Wochenschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd" geben Zeugniß von Gutzkow's geistiger Beweglichkeit und rastloser Thätigkeit, so wie von seiner Beobachtungsgabe und von seinem Talent der Erfindung, Charakterzeichnung und technischen Anordnung, aber auch von einem nicht geringen Selbstgefühl und von einem krankhaften Haschen nach Ruhm und Beifall. Der flachen Zeitrichtung dienend, hat er meistens nur Helden des Tages geschaffen, denen Charakterstärke, Natur und moralische Größe abgeht, lügenhafte Naturen, deren Anlagen mit ihren Aufgaben im Widerspruch stehen. Alle sind „von der Blässe des Gedankens angekränkelt". Seine Ideale sind Geschöpfe der Reflexion ohne Liebeswärme und Hingebung.

Neben Gutzkow sind die bekanntesten Glieder dieses auf verschiedenen Wegen gemeinsame Zwecke verfolgenden Bundes: Theodor Mundt, Gustav Kühne, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Andere. Auch Robert Heller, bekannt als Romanschriftsteller und Verfasser der „Brustbilder aus der Paulskirche", und Ernst Kossak, „ein witziger und geistvoller Humorist, der den Ernst des Lebens unter den komischen Widersprüchen desselben wohl aufzufinden und diese wie jenen poetisch zu verklären weiß", können dieser Richtung beigezählt werden. Politische und sociale Reformbestrebungen ohne Klarheit des Ziels, wie sie dem malcontenten Zeitgeiste entsprachen, Emancipation des Fleisches und Befriedigung der Triebe, wie sie dem lüsternen, sinnlichen Geschlecht zusagten, Bekämpfung des Christenthums und christlicher Sitte durch vage philosophische Gebilde und erschlaffende Humanitätsideen, die eine vorlaute Jugend mit Ungestüm forderte, eine grenzenlose Selbstüberschätzung und der Glaube an eine außerordentliche Mission in der Culturgeschichte der Menschheit: dies sind die gemeinsamen Kennzeichen, „der rothe Faden" der literarischen Producte dieser mehr oder minder begabten Schriftsteller, dieser „modernen Titanen". Begierig, immer mit neuen Erzeugnissen vor dem Publicum zu erscheinen, versuchten sie sich in den verschiedensten Gattungen der belletristischen Literatur. Ihr Streben war be-

Charakter des jungen Deutschland.

sonders auf angenehme Unterhaltung gerichtet, daher sie auch so großen Werth auf die Form, auf eleganten Stil und Leichtigkeit der Darstellung legten, indeß sie Gediegenheit des Inhalts, tiefe und ernste Studien weniger in Anschlag brachten. In periodischen Schriften und Unterhaltungsblättern, in Taschenbüchern und Sammelwerken, in Romanen und Novellen, in Briefen und Reisebeschreibungen, deren Zahl mit der zunehmenden Reiselust sich ins Unendliche vermehrte, legten sie ihre Gedanken und Urtheile, ihre pikanten Kritiken und Schilderungen nieder. Mehr dem handelnden Leben als der Wissenschaft zugewendet, machten sie größtentheils die Gegenwart oder jüngste Vergangenheit zur Folie ihrer literarischen Wirksamkeit und führten die geistige Lebensthätigkeit und die socialen, politischen und religiösen Zustände der Jetztzeit in einseitiger Auffassung und subjectiver Färbung dem Leser vor die Seele. Auch das Drama trat in den Dienst der Wirklichkeit und der Tagesinteressen, seitdem Ludwig Robert, Bruder der Rahel, den Versuch gemacht, in dem Stücke „Macht der Verhältnisse" die sittlichen Conflicte der Gegenwart zu einer Tragödie zu steigern. Die Verbote, die einige Regierungen auf Grund eines bundestägigen Urtheils vom 10. December 1835 gegen das „junge Deutschland" ergehen ließen, weil es in belletristischen für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion und Sitte wie die socialen Ordnungen gefährde, haben die Verbreitung dieser Werke nicht zu hemmen vermocht.

Wolfg. Menzel 1798—1873. Wolfg. Menzel, geb. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, machte den Feldzug von 1815 mit, bekleidete nach vollendeten Studien eine Schulstelle in Aarau und begab sich dann nach Stuttgart, wo er mit Cotta in Verbindung kam und sich zuerst, gleich Börne, durch seinen Eifer gegen Goethe bemerklich machte. Nach der Julirevolution trat er in die würtembergische Ständekammer, wo er seinen Sitz bei der liberalen Opposition nahm; doch zog er sich bereits um 1838 von dem politischen Leben zurück. Unter seinen zahlreichen Werken, die sich über alle Gebiete der Geschichte und Literaturgeschichte verbreiten, sind am bekanntesten seine „Streckverse", seine „Geschichte der Deutschen", seine „Reise nach Oesterreich" und „nach Italien", und einige Märchen („Rübezahl", „Narcissus"), außerdem eine Anzahl polemischer und historischer Schriften. Im Jahre 1824 gab er mit dem Nationalökonomen Fr. List u. A. die „Europäischen Blätter" heraus, übernahm aber schon im nächsten Jahr die Leitung des „Literaturblattes", einer Beilage zum „Morgenblatt". Ein erklärter Feind der Franzosen, ging er in den letzten Jahren von dem politischen Liberalismus und dem religiösen Rationalismus, wozu er sich früher bekannt, ab und trat in den Dienst der Reaction in Staat und Kirche. Erst das Jahr 1866 hat ihn wieder auf den nationalen deutschen Standpunkt geführt.

Gutzkow 1811—1878. Karl Gutzkow, geb. im März 1811 in Berlin, studirte anfangs Theologie, wählte aber bald nach der Julirevolution das Journalisten- und Literatenleben und trat mit Menzel und der „Allgemeinen Zeitung" in Verbindung. Das anonym erschienene Buch „Briefe eines Narren an eine Närrin", mit Rousseau'schen Socialideen, erregte nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit; eben so der phantastisch-ironische Roman: „Maha Guru, Geschichte eines Gottes", mit satirischen Anspielungen auf die Gegenwart. Von dem an erschienen mit jedem Jahre neue Schriften verschiedener Gattung, bald Novellen und Romane, bald „Beiträge zur Geschichte der neuesten

Literatur", bald kritische und satirische Aufsätze („die rothe Mütze und die Kapuze") und endlich dramatische Dichtungen. Nach einem wechselvollen Wanderleben ließ sich Gutzkow in Dresden nieder, von wo er später als Secretär der Schillerstiftung nach Weimar übersiedelte. In einem Anfall von Seelenstörung und geistiger Ueberreizung machte er im Jahr 1864 einen Selbstmordversuch, in Folge dessen er zu ärztlicher Behandlung auf einige Zeit in die Heilanstalt von St. Gilgenberg bei Bayreuth gebracht wurde, wo er bald Genesung fand, so daß er seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufnehmen konnte („Hohenschwangau", ein Culturgemälde aus der Reformationszeit; „die Söhne Pestalozzi's", ein Roman aus der Schulwelt; „Lebensbilder"; „die neuen Serapionsbrüder" u. a.). Sein plötzlicher Tod in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. durch ein Brandunglück kurz vor Weihnachten 1878, machte in ganz Deutschland den tiefsten Eindruck. Unter Gutzkow's Romanen möchte „der Zauberer von Rom" der bedeutendste sein. In ihm treten sowohl die Vorzüge des Autors: scharfe Beobachtungsgabe, vielseitige Kenntnisse und ein lebendiges Schilderungstalent als seine Untugenden zu Tage, die besonders in der Unfähigkeit klarer epischer Gestaltung, in der Schwerfälligkeit und Verworrenheit des Stils, in der überreichen Fülle nebeneinander laufender Scenen und Situationen, in einer Häufung von Abenteuern und phantastischen Zügen bestehen. Den Inhalt bilden die Schicksale und Erlebnisse einer armen Schullehrerstochter, die protestantisch erzogen, aus heimlicher Liebe zu einem jungen edelgesinnten Priester zur katholischen Kirche übertritt und nach tausend Abenteuern, Wechselfällen und gesellschaftlichen Beziehungen durch einen Brand in Rom ihren Tod findet. Ein Convolut von wunderlichen, zum Theil abenteuerlichen und phantastischen Lebensgängen und Persönlichkeiten, wie ein Rattenkönig in einander verschlungen, bildet den Rahmen und die Staffage für das farbenreiche historische Genregemälde, in dem sich die politischen, kirchlichen und socialen Zustände mehrerer Jahrzehnte, vom üppigen sinnlichen Genußleben am Kasseler Hof unter Jerome Bonaparte und der gewaltsamen Wegführung des Kölner „Kirchenfürsten" bis zu den Revolutionsversuchen in Italien und dem Papstthum von Pius IX. kaleidoscopisch abspiegeln. Die eigentliche Tendenz des Verfassers ist ein lebensvolles concretes Bild zu geben von den mannichfaltigen Erscheinungsformen, in welchen der Katholicismus auftritt, von dem künstlichen Bau des römisch-katholischen Kirchenwesens, wo Ein Tritt tausend Fäden regt, alle menschlichen Kräfte, Triebe, Regungen und Leidenschaften dem großen System des Papstthums und der Hierarchie dienen, ein reichgegliederter Organismus von Institutionen und Individualitäten Einen Zweck und Weltplan verfolgt, selbst widerstrebende Elemente in den Dienst des Systems gezwungen werden. In dem „Zauberer von Rom" ist die unsichtbare Zauberkraft und der Genius der römischen Papstkirche personificirt. Mit dichterischem Seherblick hat Gutzkow kirchliche Erscheinungen geschildert, die erst der „Culturkampf" vollständig ans Licht gebracht. Weniger gelungen ist der ältere große Roman „Die Ritter vom Geist", in welchem die politischen Zustände und Zeitfragen um die Mitte des Jahrhunderts die Unterlage bilden. Hier machte der Verfasser von dem „Nebeneinander" einen so ausgedehnten Gebrauch, daß darüber der innere Pragmatismus und die künstlerische Anlage zu Schaden kamen. Das Buch enthält einen wahren Jahrmarkt von Personen und Handlungen, die in keinem oder in einem sehr losen Zusammenhang miteinander stehen, einzelne Partien, die auf den Gang und die Entwickelung der Geschichte gar keinen Einfluß üben. Alle politischen Doctrinen und Tendenzen der Zeit haben ihre Vertreter und Bekenner, und bei manchen lassen sich unter dem fingirten Namen Anklänge an wirkliche Persönlichkeiten erkennen (Radowitz); aber die Charakterzeichnung der Hauptfiguren ist verschwommen und unklar; die politischen Parteien und Geheimbünde, die im Laufe des Romans vorgeführt werden,

sind zerfahren, vag und ziellos, ein Held, der dem Leser ein tieferes Interesse abgewinnen könnte, ist nicht vorhanden; Stil und Satzbau ebenso verworren und incorrect wie im „Zauberer von Rom". An ähnlichen Formfehlern leidet „Hohenschwangau", Roman und Geschichte auf so ausgebreitetem Rahmen aufgeführt, daß sich die Verbindungslinien schwer erkennen lassen. Seine letzte Schrift „Dionysius Longinus" verräth eine sehr bittere Stimmung nicht nur gegen Widersacher, deren Tadel ihn verwundet, sondern gegen die meisten zeitgenössischen Schriftsteller.

Theod. Mundt 1808—1861. Theod. Mundt, geb. zu Potsdam 1808, nahm nach einigen unsteten Lebensjahren zuletzt seinen bleibenden Aufenthalt in Berlin, wo ihm die anfangs versagte Aufnahme unter die Universitätslehrer gewährt wurde. Seine „Novellen", worin er meistens die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart und die Stellung der Frauen behandelte, sind ohne künstlerischen Werth („Madelon", oder die Romantiker in Paris, „Moderne Lebenswirren", „Madonna oder Unterhaltung mit einer Heiligen", sein historischer Roman „Thomas Münzer", „Mendoza, der Vater der Schelme" u. a.); bedeutender sind seine Kritiken, Charakteristiken u. dergl. („Kunst der deutschen Prosa", „Geschichte der Literatur der Gegenwart", „Geschichte der Gesellschaft", „Aesthetik", „Spaziergänge und Weltfahrten", „Völkerschau auf Reisen"). Eine Anzahl zerstreuter Aufsätze gab er heraus als „Charaktere und Situationen, Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur". Mundt's journalistische Unternehmungen blieben ohne Erfolg und längere Dauer („Lit. Zodiakus", „Dioscuren für Kunst und Wissenschaft", „der Freihafen, Gallerie von Unterhaltungsschriften" u. s. w., Luise Mühlbach 1814—1873. „der Pilot" u. a.). Seine Gattin ist unter dem Namen Luise Mühlbach als Verfasserin zahlreicher Romane aufgetreten, welche bald im Geiste der George Sand das Culturleben in Gemälden sittlicher Versunkenheit vorführen, bald in geschichtlichen Darstellungen zum Theil mit gelungenen Charakterzeichnungen sich bewegen.

G. Kühne geb. 1806. Ferdinand Gustav Kühne, geb. im December 1806 in Magdeburg, ließ sich nach beendigten philosophischen Studien in Leipzig nieder, wo er die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm, die er im Sinne des Fortschritts, aber mit Mäßigung leitete, bis sie 1842 an Laube überging. Unter seinen durch stilistische Form und feine Beobachtung ausgezeichneten Schriften sind hervorzuheben: „Weibliche und männliche Charaktere", „Portraits und Silhouetten", sodann: die „Klosternovellen" und der Roman: „die Rebellen in Irland". Auch als dramatischer Dichter ist er aufgetreten („Isaura v. Kastilien", „Kaiser Friedrich III. in Prag"), doch mit geringem Erfolg.

Heinr. Laube geb. 1806. Heinr. Laube, geb. am 18. September 1806 zu Sprottau in Schlesien, studirte Theologie, wählte nach einigen Jahren politischer Verfolgung und Haft wegen demagogischer Umtriebe und nach einer Reise in Italien (1834) und Algier (1839) Leipzig als Aufenthaltsort. Unter seinen zahlreichen Schriften verschiedenen Inhalts sind zu erwähnen: der Roman „das junge Europa", die „Reisenovellen", „französische Lustschlösser", „der Prätendent" u. a.; unter seinen dramatischen Werken, die von Seiten der Anlage und Technik alle Anerkennung verdienen und sich auf allen deutschen Bühnen erhalten haben, sind am bekanntesten: „Monaldeschi", ein gut ausgeführtes Intriguenstück in der französischen Manier; „Roccoco", nach einer französischen Novelle bearbeitet; „Struensee", worin das Vorbild Scribe's, historische Stoffe in ein Intriguenspiel zu verwandeln, nicht zu verkennen ist; „Prinz Friedrich"; „die Karlsschüler"; „der Statthalter von Bengalen"; „Böse Zungen" u. a.; bei Abfassung seiner „Geschichte der deutschen Literatur" wagte er sich an eine Aufgabe, der er nicht gewachsen war. Mitglied des Frankfurter Reichsparlaments im Jahre 1848, hat er eine gewandte Schilderung von dieser Versammlung entworfen und übernahm dann

die seinen Gaben zusagende Leitung des Burgtheaters, später, nach seiner Bühnenleitung in Leipzig, die des Stadttheaters zu Wien.

Ludolf **Wienbarg**, geb. 1803 im Holstein'schen, studirte in Kiel und Bonn, lebte eine Zeitlang in Frankfurt a. M., wo er mit Gutzkow an der „deutschen Revue" arbeitete, und begab sich, als die Proscribirung des „jungen Deutschlands" auch ihn traf, nach Hamburg, wo er die meisten seiner Schriften, unter denen seine Kritiken und Reisebeschreibungen am bekanntesten sind, verfaßte. („Holland in den Jahren 1831 und 1832"; „Tagebuch von Helgoland"; „Aesthetische Feldzüge", dem „jungen Deutschland" gewidmet; „die neueste Literatur", eine Anzahl Recensionen u. a. m.). L. Wienbarg 1803—1872.

3. Die Dichter unter dem Einfluß politischer und socialer Zeitfragen.

Hatten die dem „jungen Deutschland" beigezählten Literaten, trotz ihres zur Schau gestellten Liberalismus und Reformeifers, doch hauptsächlich die höheren Kreise der Gesellschaft, „die elegante Welt" im Auge (weshalb sie auch so große Sorgfalt auf die künstlerische Anordnung und Ausarbeitung ihrer Schriften verwendeten), so trat dagegen in den dreißiger und vierziger Jahren eine Anzahl junger Dichter auf, die nicht blos Fürsten und Regierungen, sondern Alles, was eine aristokratische Färbung trägt, bekämpften und in den Augen des Volkes, dessen Begierden und Leidenschaften sie schmeichelten, herabzusetzen suchten. In einer Vorrede zur „Geschichte der deutschen Dichtung" hatte Gervinus im Jahre 1840 die Mahnung ausgesprochen, daß die deutsche Nation forthin nicht mehr so ausschließlich der Kunst und Poesie sich widmen, sondern mehr die praktischen Lebensfunctionen pflegen, mehr der wirkenden Welt und dem Staate sich hingeben solle. Seitdem wurde Handeln die Losung des Tages und man stellte der Kunst die Aufgabe, da sie selbst keine That sei, wenigstens zu Thaten anzuregen. Jetzt schien der Helikon sich in ein Feldlager zu verwandeln: Man sang: „Laßt, o laßt das Verseschweißen: Auf den Ambos legt das Eisen; Eisen soll der Heiland sein". Die Dichter stimmten eine neue Tonart an. Nicht sowohl auf Erregung ästhetischen Wohlgefallens, als auf Erreichung politischer Zwecke bedacht, kümmerten sie sich weniger um künstlerische Vollendung, elegante Form und edle Sprache, als um aufregenden Inhalt, um energievolle Darstellung, um Aufstachelung der Leidenschaften. Sie hauchten ihren meistens lyrischen Gedichten eine demokratische Gluth ein, die dem Leser zu Kopf stieg und ihn gewaltig fortriß. In ihren Schilderungen des Elends der Proletarier, in ihrer Ironie über die Genüsse und Lebensfreuden der Reichen und Vornehmen, in ihren zornigen Klagen über die Verkehrtheit aller menschlichen Verhältnisse und staatlichen Einrichtungen lag eine solche Fülle von Leidenschaft, von wilder, zerstörender Kraft, von schonungslosem Hohn, daß sie die mächtigste Wirkung hervorbrachten und als die Vorboten einer gewaltigen Umwälzung aller bestehenden Zustände erscheinen mußten. Sie schilderten die Machthaber und Regierenden als Bedrücker und Blutsauger des Volks und stellten Besitz und Reichthümer als Charakter der demokratischen Lyrik.

eine ungerechte und gewaltsame Aneignung von Gütern dar, auf die alle Menschen gleiche Ansprüche hätten; sie suchten durch ergreifende Darstellung des Elends der Armuth dem besitzlosen Stande seine schreckliche Lage recht lebendig vor die Seele zu führen, und um ihn zur Ergreifung des Augenblicks, zum eiligen Handeln zu spornen, stellten sie den Glauben an Unsterblichkeit und ein ewiges Leben als einen Wahn dar, ersonnen in der Absicht, den Unglücklichen mit seinen Forderungen auf Genuß und Lebensglück an ein trügerisches Jenseits zu verweisen.

Die Führer dieser Richtung. Solche Grundsätze traten mit mehr oder minder Klarheit, Schärfe und Offenheit hervor in den Poesien von Georg Herwegh („Gedichte eines Lebendigen"), in Hoffmann von Fallersleben, dem Erneuerer des echten deutschen Volksliedes, in R. E. Prutz, Franz Dingelstedt, Ferdinand Freiligrath u. A. Anklagen, gerichtliche Verfolgungen, Amtsentsetzungen erhöhten ihre Bedeutung und förderten die Verbreitung ihrer Schriften. Dingelstedt zog bald Fürstengunst der Volksgunst vor und nahm am Stuttgarter Hof ein Amt an, das er dann mit der Leitung der Hofbühne in München, in Weimar, endlich in Wien an Laube's Stelle vertauschte; Herwegh lieferte im Jahre 1848, als er an der Spitze deutscher Arbeiter aus Paris die Insurrection im badischen Oberlande unterstützen wollte, den traurigen Beweis, daß vom Freiheitssänger zum Freiheitshelden ein weiter Weg sei; und Freiligrath, ein sprachgewandter Lyriker von fruchtbarer Phantasie, hat in seiner früheren Periode der Welt von Neuem das Zeugniß abgelegt, daß Mangel an klassischer Bildung und historischer Erkenntniß leicht auf Irrwege und zu unhaltbaren Doctrinen führt. Durch eine großartige Unterstützung des deutschen Volks, in dem der talentvolle Dichter so manche erhebende Seelenstimmung zu erregen verstand, den Sorgen des Lebens entrückt, hat er seitdem an dem patriotischen Aufschwung der Nation warmen Antheil genommen.

B. Auerbach geb. 1812. Auch der talentvolle Berthold Auerbach, ein Israelite aus dem würtembergischen Schwarzwalde, der Spinoza's Schriften übersetzt und in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" das einförmige Stillleben jenes patriarchalischen Völkchens sinnig und gemüthvoll dargestellt hat, huldigte in seinem Volkskalender („der Gevattersmann") einer politisch-demokratischen Richtung, die ihm eine vorübergehende Haft auf Hohenasperg zuzog. Lag aber schon diesen früheren Werken die Absicht zu Grunde, dem Volke durch lehrreiche Beispiele an der Hand volksthümlicher Erzählungen Mittel und Wege zur Hebung und Besserung seiner sittlichen und materiellen Zustände zu zeigen, so trat dieses Streben noch mehr zu Tage in seinen späteren Schriften, sowohl in seinen größeren Erzählungen („Barfüßle"; „Joseph im Schnee"; „Edelweiß"), als in den Beiträgen zu den verschiedenen Jahrgängen des „Volkskalenders". Gleich Hebel aus den unteren Ständen hervorgegangen, hat er wie dieser stets Liebe und Verständniß für das Kleinleben des Volkes bewahrt, ist in dessen Gedanken- und Gefühlswelt einge-

drungen und hat seinen Bedürfnissen gelauscht. In dem mit großem Beifall aufgenommenen Roman „Auf der Höhe“, einem Werk von künstlerischer Anlage, scharfer Charakterzeichnung und fließender Darstellung, hat er, wie in der älteren (von Frau Birch-Pfeiffer dramatisch behandelten) Erzählung „die Frau Professorin“ Dorfleben und Stadtleben, so hier Dorfleben und Hofleben einander gegenübergestellt. Doch ist in beiden die Zeichnung des Landlebens richtiger und gelungener, ein Beweis, daß da seine wahre Heimath ist und sein Herz weilt. In dieser Absicht der Belehrung mag auch des Dichters Vorliebe für Reflexionen und didaktische Nutzlehren ihre Quelle haben. Und wie er das deutsche Volk in Haus und Familie und in seinen landschaftlichen Eigenthümlichkeiten zu erfassen gesucht, so hat er auch stets für die großen vaterländischen Interessen einen offenen Sinn bewahrt und die Rückführung der Elsässer in die alte Heimath freudig begrüßt („Wieder unser“). Den Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Amerika hat er vielfach nachgedacht, wie auch seine neuesten Romane „das Landhaus am Rhein“ und „Waldfried“ darthun.

Gottfried Kinkel, der in gemüthvollen lyrischen Gedichten seine poetische Befähigung und seinen vaterländischen Sinn beurkundete, der in seinem „Otto der Schütz“ das romantische Epos erneuerte und über „christliche Kunstgeschichte“ geistreiche Forschungen anstellte, wurde erst im Jahre 1848 von dem demokratischen Freiheitsschwindel ergriffen, der ihn zuletzt in eine Strafanstalt und dann nach glücklich vollbrachter Flucht nach England führte, von wo er in der Folge zur Uebernahme einer Professur nach Zürich übersiedelte. Friedrich Hebbel aus Dithmarschen, in ärmlichen Verhältnissen geboren, einer der talentvollsten dramatischen Dichter der Gegenwart, baute, obwohl politisch conservativ, gleichfalls seine Dramen auf die krankhaften Zeitrichtungen und die verschrobene Weltanschauung des Tages, auf den philosophischen Pessimismus eines überreizten exaltirten Geschlechts. „Es scheint, als sollte der sittliche Conflict nicht in den einzelnen Charakten liegen, sondern in der ganzen Zeit, als sei die Menschheit überhaupt in eine große Schuld verfallen, die nur der Einzelne büßen müsse.“ Nicht die ideale Seite des Menschenlebens, nicht edle Motive und großartige, gegen die Widerwärtigkeiten des Schicksals ankämpfende Charaktere bilden die Grundlage seiner Bühnenstücke, sondern die wilde Gewalt krankhaft erregter Leidenschaften, die dämonische Macht des Bösen, die Thorheiten verkehrter Naturen, die höhnende Freude am Häßlichen. Neben den ethischen Impulsen und moralischen Pflichtgeboten liegen auch sinnliche Begierden und Regungen der Wollust als Motive den tragischen Handlungen zum Grunde. Seine Welt „ist von Gott verlassen“, ist leer an Freude, Liebe und Glauben. Hebbel besitzt die Gabe, den dramatischen Nerv der Handlung herauszufinden und in lebendiger Form und Sprache in kräftiger Charakterzeichnung und scharf ausgeprägter Plastik darzustellen, aber er ist unglücklich in der Wahl der Stoffe. „Judith“ und „Genoveva“ sind die alten Volkserzählungen im Spiegelbilde der modernen

Hebbel 1813–63.

Weltanschauung; „das Trauerspiel von Sicilien" behandelt einen Stoff so reich an Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten, daß man das Stück als Tragicomödie bezeichnen könnte; „Maria Magdalena" und „Julia", zwei Darstellungen eines zerstörten Familienlebens, jenes in bürgerlichen, dieses in aristokratischen Kreisen sich bewegend, das erstere mit tragischem, das letztere mit versöhntem aber widerwärtigem Ausgang. „Diamant" und „Rubin", Märchen-Comödien, mit dem Grundtone nihilistischen Humors, ironische Parodien des nichtigen Menschenlebens, wo Mondsüchtige, Gauner und Thoren um den Preis ringen; in „Herodes und Mariamne" sind leidenschaftliche Menschengeschicke in einer leidenschaftlich bewegten Geschichtsperiode ergreifend und spannend aber mit psychologischen Räthseln und mit gespreizten Reflexionen behandelt. In „Agnes Bernauer" wird an einem mit fester Hand gezeichneten männlichen Fürstencharakter der Conflikt zwischen Staatsraison und menschlich väterlichen Gefühlen in einer dem tragischen Zwecke wenig genügenden Weise zum Austrag gebracht. In „Gyges und sein Ring" ist die Herodotische Geschichte zu einem Drama bearbeitet, in welchem die Schuld durch ein romantisches Pflicht- nnd Ehrgefühl motivirt wird, eine moderne Auffassung, wodurch die antike Erzählung ihres naiven Charakters entkleidet wird. „Hebbel fühlt als tragischer Dichter das Bedürfniß, das Gemüth und die Phantasie zu erschüttern", urtheilt ein Literarhistoriker der Gegenwart. „Da nun seine Kraft nicht ausreicht, durch Entwickelung von Leidenschaften das Herz zu ergreifen, so sucht er diesen Mangel durch eine realistische Ausführung greulicher Zustände und durch Analyse wunderlicher Seelenbewegungen zu ergänzen." Der Mangel an Schönheitssinn tritt selbst in seinem größten und vollendetsten dramatischen Werke, der preisgekrönten Nibelungentragödie („der gehörnte Siegfried", eine Art Vorspiel; „Siegfrieds Tod"; „Kriemhildens Rache"), hervor. Sein „Demetrius" blieb unvollendet. Hebbel starb in Wien, wo er seinen langjährigen Aufenthalt genommen hatte.

R. Gottschall geb. 1823. Alle diese Dichter und ihre jüngern Nachahmer und Gesinnungsgenossen, wie Rud. Gottschall, der Verfasser mehrerer erzählenden und dramatischen Stücke („Ferdinand v. Schill"; „Lambertine v. Mericourt; die epische Dichtung „Carlo Zeno"; die Lustspiele „die Diplomaten"; „Pitt und Fox"; die Trauerspiele „der Nabob"; „Karl XII." u. a. m.) und einer „deutschen Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts", welcher in der Dichtung: „Die Göttin, ein hohes Lied vom Weibe", der Befreiung des Menschengeschlechts, besonders der Frauen, aus den „Banden des Vorurtheils, des Aberglaubens und der falschen Sitte" und der Wiederherstellung eines „reinen, freien, nur in sich selbst begründeten Menschenthums" das Wort redete; wie Rob. Giseke („Moderne Titanen"; „Pfarr-Röschen. Ein Idyll aus unserer Zeit"; „Kleine Welt und große Welt"), wie Joseph Rank („Aus dem Böhmerwalde", Schilderungen aus dem deutsch-böhmischen Volksleben; „Vier Brüder aus dem Volke") u. A. standen auf Einem Boden und strebten nach Einem

Ziele mit den negirenden Philosophen, welche eine Zeitlang die von Arnold Ruge gegründeten „Hallischen Jahrbücher" (S. 61) zum Organ ihrer schneidenden Polemik machten, bis die sächsische Regierung durch ein Verbot der bedrängten Religion und Wissenschaft zu Hülfe kam. Auch Wilhelm Jordan aus Ostpreußen huldigte anfangs dieser Richtung („Schaum"); aber nach seiner politischen Thätigkeit im Frankfurter Parlamente und in der Bundesmarine suchte er andere Wege. („Demiurgos. Ein Mysterium"). Den größten Ruhm erlangte er durch die Ausführungen der „Sigfridsage" und „der Nibelungen".

Diesen an Zahl und Talent überlegenen Sängern einer wilden, stürmischen Freiheit und eines revolutionären Umsturzes waren die ruhigeren, besonneneren Dichter, die in der Vaterlandsliebe und in der Eintracht von Fürsten und Volk das Heil Deutschlands erblickten und auf dem Boden der Kirche beharrten, nicht gewachsen. Unter den Letzteren war Nicolaus Becker zu Köln der harmloseste und unbedeutendste, so sehr er sich auch durch sein „Rheinlied" die Gunst und den Dank der Fürsten und einen vorübergehenden Ruhm erworben. Ein früher Tod entzog ihn heftigern politischen Parteikämpfen, die über seine Kräfte gegangen wären. Mit größern dichterischen Gaben ausgerüstet, betrat Emanuel Geibel aus Lübeck das Feld der loyal-politischen, conservativen Poesie und verdiente sich dadurch vom König von Preußen ein Jahrgehalt, das auch Freiligrath eine Zeitlang genossen, dann aber zurückgewiesen hatte. Seine durch Wohllaut und Formvollendung ausgezeichneten Gedichte („Zeitstimmen"; „Juniuslieder") beurkunden ein tiefes poetisches Gemüth und eine christlich-religiöse Gesinnung. Mit feinem Verständniß hat er in Verbindung mit Paul Heyse einige ausländische (spanische und französische) Volksdichtungen übertragen. Auch Geibel, der einige Jahre als Hauslehrer in Griechenland verlebte, hatte die Dichtkunst und ein unabhängiges Literatenleben zu seinem Berufe gewählt, bis er als Professor der Literaturgeschichte an der Universität zu München einen praktischen Wirkungskreis fand, der ihm noch Zeit zu dichterischen Arbeiten ließ (das Drama „Brunhilde"; „Sophonisbe" u. a. Werke). Für die Ungnade, die er sich durch ein Gedicht auf den König von Preußen mit begeisterter Anerkennung der Neugestaltung Deutschlands zuzog, fand er Ersatz in dem neuen Großstaate selbst.

N. Becker 1810—45.

Geibel geb. 1815.

Zu den begabtesten und productivsten Dichtern der Gegenwart gehört Paul Heyse, geboren in Berlin, seit 1854 in München lebend, wohin ihn König Max berufen, oder auf Reisen neue Anregungen und Stoffe suchend. Ursprünglich der klassischen, dann der romanischen Philologie sich widmend, hat er frühe erkannt, „daß es ihm gebricht an historischem Sinn, der Gewesenes schätzt, dieweil es da war" und in das wirkliche Leben und in sich selbst blickend, „der Welt gesagt was er erschaut". Seine Novellen und Erzählungen in gebundener und ungebundener Rede sind eine Lieblingslecture des deutschen Volkes geworden und in vielen Auflagen als „Novellen"; „Neue Novellen"; „Meraner Novellen" u. a. Titeln in das gebildete Publikum gedrungen. Sie, wie auch

P. Heyse geb. 1830.

die größeren Romane „Kinder der Welt“ und „Im Paradiese“, sind ausgezeichnet durch glatte und schöne Form, durch fließenden anmuthigen Stil, durch Gleichmaß der Darstellung und durch klare anschauliche Charakterzeichnung. Diese Vorzüge theilen auch seine dramatischen und seine lyrischen Dichtungen: das Preisdrama „die Sabinerinnen“; die Schauspiele „Elisabeth Charlotte“; „Hans Lange“; „Kolberg“ u. a. und die seelenvollen „Verse aus Italien“.

Am weitesten in der conservativen und rückläufigen Richtung ging Oskar von Redwitz, der Erneuerer mittelalterlicher Romantik und Minneseligkeit, ein junger, in Franken geborener, in Rheinbaiern herangewachsener Dichter, dessen (mit Kinkel's „Otto der Schütz“ verwandtes) Epos „Amaranth“ großen Beifall gefunden und dem Dichter wegen der darin zur Schau getragenen frommen katholischen Gesinnung und kirchlichen Gläubigkeit Lohn und Ehre gebracht hat. Künstlerische Anlage und dichterische Gewandtheit läßt sich nicht verkennen, aber in den weichen, verschwommenen Tönen und der empfindsamen Stimmung vermißt man Kraft und Natur. Noch mehr trat die matte, sentimentale Romantik des frommen Sängers in seiner dramatischen Dichtung „Sigelinde“ in ihrer ganzen Blöße zu Tage, während die in neuester Zeit auf den bedeutenderen Bühnen zur Aufführung gelangten Schauspiele „Philippine Welser“ und der „Zunftmeister von Nürnberg“ nicht unverdiente Anerkennung gefunden. Das neueste Stück dagegen, „der Doge von Venedig“ führt einen grausenhaften Inhalt voll Unnatur und teuflischer Bosheit in einer pomphaften Sprache vor. In dem Roman „Hermann Stark“ werden an einem biographischen Faden bürgerliche und studentische Lebenserscheinungen und Lebenswege in ruhiger Objectivität dargestellt. Das neue deutsche Reich begrüßte Redwitz mit vaterländischer Gesinnung in schwungvollen Versen und erntete dafür huldvolle Dankschreiben vom Kaiser selbst, von dem Reichskanzler und von Moltke.

Redwitz geb. 1823.

Herwegh 1817—1875.

Georg Herwegh, geb. zu Stuttgart am 31. Mai 1817, studirte anfangs Theologie auf der Universität Tübingen, begab sich aber vor Beendigung der Studien nach Stuttgart, wo er an der von A. Lewald herausgegebenen Zeitschrift „Europa“ Mitarbeiter wurde. Um sich dem lästigen Militärdienst zu entziehen, verließ er nach einiger Zeit Würtemberg und flüchtete sich nach der Schweiz. Hier führte er als Mitarbeiter an Wirth's „Volkshalle“ ein kümmerliches unbemerktes Leben, bis seine „Gedichte eines Lebendigen“, die nacheinander siebenmal aufgelegt wurden, die Blicke auf ihn lenkten, so daß seine Reise durch Deutschland im Jahre 1842 ein wahrer Triumphzug für ihn war. Selbst König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ertheilte ihm eine Audienz, erkannte aber bald, daß er ein Versehen begangen, als Herwegh ihm von Königsberg aus einen tactlosen Brief schrieb, in Folge dessen die Ausweisung des Dichters aus dem Königreich verfügt ward (S. 226). Durch seine Verheirathung mit der Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns in günstigere Verhältnisse gesetzt, nahm er bald nachher seinen Aufenthalt in Paris. Seitdem sind seine schriftstellerischen und dichterischen Leistungen von keiner Bedeutung gewesen.

Hoffmann v. Fallersleben 1798—1874.

Heinr. Aug. Hoffmann, geb. zu Fallersleben im Lüneburg'schen im April 1798, studirte in Göttingen und Bonn altdeutsche Sprache und Literatur und bewies schon im Jahre 1821 durch seine „Lieder und Romanzen“ wie durch seine etwas später

bekannt gemachten Abhandlungen über die altniederländische Literatur und Sprache seine Anlagen zum Dichter und Sprachforscher. In Breslau als Professor der deutschen Sprache und Literatur angestellt, erwarb er sich große Verdienste um seine Wisschaft durch Herausgabe und Bearbeitung älterer Sprachdenkmäler, die er in vielen Bibliotheken durch mühsamen Fleiß auf längeren Reisen ausfindig machte. Bei dieser gelehrten literarischen Thätigkeit fand er indessen doch noch Muße zu poetischen Arbeiten und gab von Zeit zu Zeit Sammlungen von Gedichten und Liedern heraus, die, wenn auch von ungleichem Werth, doch Zeugniß gaben von seinen vielseitigen Talenten und seiner geistigen Regsamkeit. In seinen zum Singen bestimmten Liedern hat er mehr als alle andern Dichter den frischen Ton und raschen, lebendigen Gang des alten Volksliedes zu treffen gewußt. Beurkundeten auch viele von diesen des Verfassers Freimuth und liberale Gesinnung, so hielt er sich doch in den Schranken der Mäßigung; dies geschah aber weniger in seinen um 1840 und 1841 herausgegebenen „Unpolitischen Liedern", in denen Manches enthalten war, was dem bestehenden Regierungssystem gefährlich schien, weshalb er seiner Professur enthoben wurde. Dies war der Wendepunkt seines Lebens. Von dem an irrte er Jahre lang als fahrender Ritter in Deutschland umher und verzehrte sein Talent in fruchtlosem Demagogenwesen. Erst in neuerer Zeit, nachdem er in Weimar bleibenden Aufenthalt gefunden und zu den altdeutschen Studien zurückgekehrt war, schien er die richtige Haltung wieder gewonnen zu haben und lebte schließlich als Bibliothekar zu Corvey bei Höxter, wo er vor Kurzem seine Lebensschicksale in ausführlicher Breite der Welt dargelegt hat. Seine Forschungen auf dem literarischen Felde haben manche treffliche „Findlinge" und „Volkslieder" aus Deutschlands Vergangenheit zu Tage gefördert.

Reinh. Ernst Prutz, geb. 1810 in Stettin, studirte in Halle, wo er sich später als Anhänger der „Jung-Hegelschen" Schule an den „Hallischen („Deutschen") Jahrbüchern" betheiligte. Seinen Ruf als Literarhistoriker begründete er durch die werthvolle Schrift „der Göttinger Dichterbund" und durch verschiedene Aufsätze in dem von ihm in Verbindung mit mehreren anderen Schriftstellern herausgegebenen „literar-historischen Taschenbuch". Unter seinen poetischen Werken sind seine lyrischen Gedichte, größtentheils politischen Inhalts, von weniger Werth als seine dramatischen, unter welchen letztern seine Trauerspiele „Karl von Bourbon" (eine Art Wallenstein von mehr ritterlicher Natur), „Moritz von Sachsen", „Erich der Bauernkönig" (mit demokratischen Anklängen und Tendenzen), und vor Allem die „politische Wochenstube", eine satirische Komödie voll Witz und kecker Anspielungen auf Zustände und Personen der Gegenwart, große Anerkennung fanden. Von Jena ausgewiesen, begab er sich 1846 nach Berlin, wo er unter mancherlei polizeilichen Hemmnissen literar-historische Vorlesungen hielt. Seit 1849 lebte er als Professor der Literaturgeschichte in Halle, bis er 1859 nach Stettin übersiedelte, wo er am 21. Juni 1872 starb. Das unter seiner Leitung erschienene „deutsche Museum" sowie sein neuestes Werk „die deutsche Literatur der Gegenwart" geben ein günstiges Zeugniß von seinem kritischen Urtheil wie von seinem ästhetischen Geschmack, und in allen seinen Werken weht der Hauch der Freiheit und Vaterlandsliebe. Prutz 1810—1872.

Franz Dingelstedt, geb. 1814 in Oberhessen, nach vollendeten philologischen Studien Gymnasiallehrer in Cassel, dann in Fulda, trat 1841 nach dem Erscheinen der scharfen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" aus dem Staatsdienst, hielt sich als Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" einige Wochen in Wien auf und wandte sich dann nach Stuttgart, wo er 1843 vom König zum Hofrath und Bibliothekar ernannt ward und sich später mit der Sängerin Jenny Lutzer vermählte. Im Jahre 1850 wurde er als Intendant des Hoftheaters nach München und einige Jahre später nach Weimar berufen, in welchen Stellungen er eine erfreuliche Thätigkeit ent- Dingelstedt geb. 1814.

rissenheit und zerstörende demokratische Leidenschaft, die auf den Trümmern der Gegenwart eine paradiesische Zukunft errichten will, sondern die stille Wehmuth eines gedrückten Gemüths, ein würdiger Kampf gegen ein freiheitfeindliches Regierungssystem und gegen eine geisttödtende Hierarchie, das edle Streben, die Menschheit vor einem todbringenden Stillstand zu bewahren und für höhere Interessen zu wecken. Gaben sich einzelne Klagen kund über die Ungleichheit der Hilscher † 1837. irdischen Güter, wie bei Hilscher, der in der Einförmigkeit und dem Zwang des Soldatenstandes sein freudenarmes Dasein zubringen und das Feuer seiner strebsamen Seele unter der Uniform wirkungslos verhauchen mußte, so waren es die tiefgefühlten Trauertöne über das eigene Elend.

Auch die epische und dramatische Poesie wurde im österreichischen Kaiserstaat mit Erfolg gepflegt und hier größtentheils aus künstlerischem Antrieb, ohne politische Färbungen, ohne Anspielungen und Beziehungen auf die Gegen- Pyrker 1772–1847. wart. Der ungarische Bischof Ladislaus Pyrker besang in dem regelrechten Kunst-Epos „Tunisias" Karls V. heldenmüthigen Zug gegen Tunis und in der „Rudolfias" den Krieg zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar in glatten Hexametern, aber ohne volksthümliche Unterlage; in Böhmen entfaltete Karl Ebert geb. 1801. Egon v. Ebert in dem nationalen Epos „Wlasta" und in vielen lyrischen Gedichten und dramatischen Arbeiten (Bretislaw und Jutta u. a.) ein schönes Grillparzer 1790–1872. Talent; und in Grillparzer's „Ahnfrau" erreichte die auf Schiller's „Braut von Messina" ruhende Schicksalstragödie ihren Höhepunkt, so daß nicht nur Platen (in der „verhängnißvollen Gabel"), sondern auch der österreichische Sati- Castelli 1781–1862. riker und Dramatiker Castelli („der Schicksalsstrumpf") mit Witz und Spott diese Verkehrtheit bekämpften. Dagegen hielt sich der Wiener Bühnendichter Deinhardstein 1791–1859. Deinhardstein von dieser Richtung fern, indem er seine meisten Dramen auf Meißner geb. 1822. ruhiger geschichtlicher Grundlage aufbaute. Alfred Meißner, geboren 1822 in Teplitz, Enkel des ältern Romanschriftstellers und Dramatikers Aug. Gottl. Meißner († 1807), hat durch seine epische Dichtung „Ziska" zuerst Stellung genommen unter den Freiheitsdichtern der Zeit, wie sein Landsmann Moritz Hartmann. Dann hat er in einigen Dramen („das Weib des Urias"; „Reginald Armstrong") Ansichten vorgeführt, welche mit den herkömmlichen Rechtsbegriffen und sittlichen Traditionen in bedenklichem Widerspruch stehen, und endlich in einer Reihe von Romanen, unter denen „Sansara", die figuren- und farbenreiche Geschichte eines modernen Don Juan, den meisten Beifall gefunden hat, verschiedene Gebiete der religiösen und politischen Zeitfragen berührt („Zur Ehre Gottes"; „Schwarzgelb"; „die Kinder Roms" u. a.)

Zedlitz Jos. Christ. Freiherr von Zedlitz, geb. 1790 zu Johannesberg im österreichischen Schlesien, trat als sechzehnjähriger Jüngling in Kriegsdienste und machte den Feldzug von 1809 mit, wählte aber nachher die diplomatische Laufbahn. Seine lyrischen Gedichte, unter denen die obenerwähnten „Todtenkränze" und „die nächtliche Heerschau" die bekanntesten sind, zeichnen sich aus durch Schwung und Empfindung. Nicht minder berühmt sind seine dramatischen Dichtungen: „Turturell"; „zwei Nächte zu

Balladolid"; „der Stern von Sevilla" (nach Lope de Vega); „Kerker und Krone"; „der Königin Ehre"; „Herr und Sklave" u. a., sein neuestes Werk „Waldfräulein" ist im Geiste der Romantiker gedichtet. Auch als glücklicher Uebersetzer hat sich Zedlitz bei der metrischen Uebertragung von Byron's „Childe Harold" bewährt.

Ant. Alex. Graf v. Auersperg, bekannt unter dem Dichternamen Anastasius Grün, geb. 1806 zu Laibach in Krain, aus einer Familie, die stets dem religiösen und politischen Fortschritt gehuldigt hat, war gleich ausgezeichnet als lyrischer wie als epischer Dichter. „Ein Lyriker", heißt es in einem Nekrolog über ihn, „war Anastasius Grün durch und durch, aus seiner Subjectivität heraus schossen die Blüthen der Dichtung, und seine Individualität besaß das Zeug die Welt in sich spiegeln zu lassen. Aber er war auch ein Epiker, er wußte zu erzählen. Beides, Epik und Lyrik, war in ihm eins, innig verschmolzen, untrennbar". Zuerst machte sich der junge Dichter bekannt durch das romantische Epos „der letzte Ritter", eine Reihe von Balladen im Nibelungenversmaß aus dem Leben Maximilian's I. Unter seinen lyrischen Gedichten sind die durch Freimuth, Kraft und poetischen Schwung ausgezeichneten „Spaziergänge eines Wiener Poeten" und die zarten, bilderreichen Elegien „Schutt" am bedeutendsten. Im Anfang der dreißiger Jahre in Hamburg gedruckt und auf geheimen Wegen eingeführt, um der Metternich'schen Polizei zu entgehen, wirkten die „Spaziergänge" „wie heilsames Gift auf erstarrte Lebensgeister, wie lindernder Balsam auf still brennende Wunden. Galten die „Spaziergänge" der Acualität, dem greif- und nennbaren Elend österreichischer Zustände, so führte der „Schutt" ins Gebiet idealer und hyperidealer Geschichtsbetrachtung, in die transcendente Welt übermenschlicher Hoffnungen und rosigster Zukunftsträume". Im Jahre 1835 erschienen seine „Gedichte". Darin steht als Glaubensbekenntniß der Schwur: „Dem Wahren, Rechten, Schönen zum Banner treu zu stehn! Kann ich zu den Besten nicht klimmen, doch nie zu den Schlechten zu gehn! Wo edel der Kampf, zu kämpfen, doch fern, wo Wahnwitz ficht! Und Herz und Mund und Leben, für Freiheit, Recht und Licht!" Nach längerm Schweigen hat er in den vierziger Jahren durch die humoristische Dichtung „Nibelungen im Frack", eine launige Erzählung aus der deutschen Fürstengeschichte des vorigen Jahrhunderts, mit witzigen persönlichen Anspielungen, und durch den „Pfaffen vom Kalenbegr", eine Volkssage aus Oesterreichs heiterer Vergangenheit, seinen Namen von Neuem verherrlicht. Auch als Staatsmann und Parlamentsredner hat Auersperg in neuester Zeit in liberalem patriotischen Sinn für das Festhalten an der Reichsverfassung erfolgreich gewirkt. Anastasius Grün.

Niembsch von Strehlenau, unter dem verkürzten Namen Nicol. Lenau bekannt, ward am 31. Aug. 1802 zu Csatad in Ungarn geboren. Nach zurückgelegten Studien machte er große Reisen, selbst nach Nordamerika, und lebte dann in Wien, Ischl und Stuttgart. Im Begriff, an letzterem Orte sich zu verheirathen, wurde er 1844 von einer Geisteskrankheit ergriffen, die ihn bis zu seinem Tode (im Irrenhaus zu Oberdöbling bei Wien den 22. August 1850) nicht wieder verließ. Seine lyrischen Gedichte, unter denen seine Polenlieder und die „Schilflieder" am weitesten bekannt sind, zeichnen sich aus durch Wohllaut, Bilderreichthum und tiefes, schwermüthiges Gefühl. Seine größern Dichtungen „Faust", „Savonarola" und die „Albigenser" sind reich an einzelnen Schönheiten, leiden aber an dem Mangel innerer Einheit. In allen drei ist der Kampf für religiös-sittliche Freiheit der Grundgedanke. Das letzte Werk Lenau's, die wilde dramatische Dichtung „Don Juan", eine Ergänzung des „Faust", hat sein Freund Anastasius Grün nach des Dichters Tod herausgegeben. Lenau.

Joh. Ladisl. Pyrker von Felsö-Eör, geb. 1772 in Ungarn, trat in den geistlichen Stand, wo er bald von Stufe zu Stufe emporstieg, bis er als Erzbischof von Erlau und wirklicher kaiserlicher geheimer Rath im Jahre 1847 starb. Er war ein Pyrker.

um die Bildung der österreichischen Geistlichkeit wie um die Dichtkunst hochverdienter Prälat. Unter seinen poetischen Werken sind seine epischen Dichtungen („Perlen der heiligen Vorzeit"; „Tunisias"; „Rudolfias") am bedeutendsten; doch sind auch seine lyrischen Gedichte, besonders die „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen", und seine historischen Schauspiele („die Korvinen"; „Karl der Kleine"; „Zriny's Tod") nicht ohne Werth. — *Grillparzer.* Franz **Grillparzer**, geb. zu Wien 1790; Privatsecretär der Kaiserin und seit 1832 Archivdirector; von seinen sonstigen Lebensumständen ist außer einer Reise nach Italien und Griechenland wenig zu berichten, da er sehr zurückgezogen lebte. Unter seinen dramatischen Werken sind außer der einst bewunderten, später verspotteten „Ahnfrau" hervorzuheben: „Sappho"; „König Ottokar's Glück und Ende"; „des Meeres und der Liebe Wellen", in welchem letztern die Sage von Hero und Leander zart und sinnig behandelt ist, u. a. m. Bei Gelegenheit seiner achtzigjährigen Geburtstagsfeier ist der Name des greisen Dichters aufs Neue in die Oeffentlichkeit getreten, wobei ihm viele Beweise der Anerkennung von allen Seiten zu Theil geworden sind. — *Castelli.* Ign. Friedr. **Castelli**, geb. 1781 zu Wien, wurde durch eine mühsame Beamtenlaufbahn weder seines Mutterwitzes noch seiner angebornen Laune beraubt. Nachdem er sich durch eine Anzahl von Lustspielen, Travestien, Uebersetzungen und lyrischen Gedichten („Patriotische Kriegslieder für die österreichische Armee") einen Namen gemacht, erlangte er die Stelle eines Hoftheaterdichters, die er besonders dem großen Erfolg seiner „Schweizerfamilie" zu verdanken hatte. Außer seinen dramatischen Dichtungen, unter denen „die Waise und der Mörder" am bekanntesten ist, hat Castelli noch eine große Menge Gedichte, Anekdoten, Erzählungen u. dergl. verfaßt und war der Herausgeber des Taschenbuchs „Huldigung der Frauen". Die Travestie „der Schicksalsstrumpf" erschien unter der Bezeichnung: Von den Brüdern Fatalis. — *Deinhardstein.* Ludw. Franz **Deinhardstein**, geb. 1794 in Wien, Vicedirector am Hofburgtheater, mehr durch seine „dramatischen Dichtungen" (Künstlerdramen) und „Theaterstücke" als durch seine lyrischen Gedichte bekannt. Zu seinen beliebtesten Dramen gehören „Boccaccio"; „Hans Sachs"; „Garrick in Bristol"; die verschleierte Dame" u. a. Die „Skizzen einer Reise" sind oberflächlich. Er starb 1859 in Wien.

5. Frauenliteratur.

Charakter der Frauenliteratur. Die hohe, durch den langen Frieden gesteigerte und über alle Stände und Volksklassen verbreitete Cultur und die durch den Mangel großer Thaten und Begebenheiten erzeugte Wichtigkeit literarischer Erscheinungen führte Viele, die in andern Ländern und unter andern mehr natürlichen Verhältnissen sich dem praktischen und handelnden Leben zugewendet haben würden, auf das Gebiet der Wissenschaft, Kunst, Literatur und Schriftstellerei. Dabei blieben auch die Frauen nicht zurück. In Briefen, Gedichten, Romanen, Reisebeschreibungen, Uebersetzungen u. dergl. traten sie vor die Oeffentlichkeit und setzten die altehrwürdige Sitte, welche den Frauen Schweigen auferlegt in der Versammlung, bei Seite. Nur Wenige bewahrten dabei die der weiblichen Natur angemessene poetische Innigkeit, zarte Gefühlsamkeit und schüchterne Sitte; die Meisten vergaßen das Wesen und die Bestimmung des Weibes, ergriffen mit der Lebhaftigkeit und Heftigkeit einer aus der Bahn gerückten Natur häufig die äußerste Mei-

nung, bald, wie Annette von Droste-Hülshof, eine lyrisch-romantische Dichterin aus Westfalen, in feudalem, streng katholischem Conservatismus, bald in negativer malcontenter Geistesrichtung und Verstimmung über die bestehenden socialen und politischen Zustände. Rahel, die als Jüdin geborene, später zum Christenthume übergetretene Gattin Varnhagens von Ense, dem wir bald unter den Geschichtschreibern begegnen werden, eine Frau von Talent und Originalität, erregte durch die von ihrem Gemahl als Nachlaß herausgegebenen Briefe („Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" und „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang"), die mehr durch Gedankenfülle als durch Stil und (aphoristische) Form glänzen, großes Aufsehen in den vornehmen Kreisen, wo pikante, geistreiche Bemerkungen, Urtheile und Aussprüche mehr Anklang und Bewunderung finden, als gediegene, auf Nachdenken und Erfahrung beruhende Lebensanschauung, und wo ein Ankämpfen wider natürliche Verhältnisse nicht selten für ein Zeichen einer höhern, ungewöhnlichen Individualität gilt. Uebrigens war Rahel nicht blos berühmt als Mittelpunkt eines sie bewundernden geistreichen Kreises von namhaften Persönlichkeiten und wegen ihres ausgebreiteten brieflichen Verkehrs, sondern auch durch ihre wohlthätige Wirksamkeit in Zeiten der Noth und Bedrängniß. Elisabeth von Arnim (genannt Bettina), die erregbare, excentrische Schwester des Novellendichters Cl. Brentano und die Gattin des Romantikers Achim von Arnim, ging von einer an Anbetung grenzenden Bewunderung Goethe's, die sie in ihrem an vortrefflichen Schilderungen, geistvollen Bemerkungen und poetischen Ideen und Bildern reichen „Briefwechsel eines Kindes" niedergelegt hat, allmählich zum äußersten Demokratismus über, eine Denkweise, die der Goethe'schen Weltanschauung schroff gegenüberstand. Ein zweiter, in dem Buche „die Günderode" veröffentlichter Briefwechsel ist ebenfalls reich an dichterischen Schönheiten und musikalischen Wohlklängen, und zeugt namentlich von ihrer hohen Empfänglichkeit für das mächtige Walten der Natur; aber die übergroße Naivetät und zur Schau getragene Originalität und Ungebundenheit, wodurch sie auch ihren spätern Werken stets den Charakter der Kindlichkeit zu bewahren suchte, bewiesen eine krankhafte Geistesrichtung und eine überspannte Phantasie, die nothwendig auf Irrwege führen mußte. Doch bewahrte sie stets ein warmes Gefühl für die leidende Menschheit, ein Gefühl, das sie auch in den Schriften ihrer spätern Periode bewährte, als sie sich in die socialen Probleme, in die verworrene Lebensgestaltung der Neuzeit vertiefte („Dies Buch gehört dem König"; „Ilius Pamphilius und die Ambrosia"; „Gespräche mit Dämonen").

Annette v. Droste-Hülshof 1798–1848.

Rahel 1771–1833.

Bettina v. Arnim geb. 1785 zu Frankfurt a. M. † in Berlin 1859.

Als Bettina's Antipode kann die aristokratische Gräfin Ida von Hahn-Hahn gelten, eine durch äußere Widerwärtigkeiten wie durch innere Unruhe und durch den Hang zu einem vagirenden Leben vielfach umhergetriebene Dame, die ihre blasirten Ansichten und die Erzeugnisse einer überreizten Phantasie in zahlreichen Romanen und Reisebeschreibungen dargelegt hat. „Die angeblich aristo-

Ida v. Hahn-Hahn 1805–1880.

kratische Schriftstellerin", urtheilt Julian Schmidt über sie, „steht auf derselben Stufe der Bildung wie das junge Deutschland und die französischen Romanschreiber, namentlich Balzac (XIV, 947), dem sie die Art des Porträtirens abgelernt hat und nach dessen Vorbild sie denselben Kreis fingirter Personen in allen Romanen wieder auftreten läßt". Im Zwiespalt mit sich selbst und mit der Welt, suchte sie zuletzt durch den Uebertritt zur katholischen Kirche und durch klösterliche Ascetik den innern Frieden und die Seelenruhe zu erlangen, die ihr bisher fremd geblieben, und verdammte in dem Buche „von Babylon nach Jerusalem" ihr früheres Streben und Schaffen als Verirrung, mit der Koketterie einer büßenden Magdalena in eitler paradoxer Gespreiztheit die katholische Kirche verherrlichend im Gegensatz zu der protestantischen mit ihren langweiligen Pflichtgeboten.

Fanny Lewald geb. 1812. Geistesverwandt mit dieser Gräfin, wenn auch in dem Romane „Diogena" als ihre Gegnerin auftretend, ist Fanny Lewald aus Königsberg, eine durch Tendenzromane („Jenny"; „eine Lebensaufgabe"; „Wandlungen" u. a. m.) und Reiseschilderungen („italienisches Bilderbuch"; „England und Schottland") bekannte, zum Christenthume bekehrte Jüdin, Verwandte von Aug. Lewald. Unruhig und verfahren, theilte sie in ihren frühern Jahren mit ihren Stammesgenossen Rahel, Börne, Heine die schnelle Auffassungsgabe und die gewandte Darstellung, aber auch den skeptischen und friedlosen Geist, der in den von der Kirche, vom Staat und von der Gesellschaft gesetzten Schranken nur Hemmnisse der individuellen Freiheit, nur Fesseln des menschlichen Geistes erblickt. Später vermählte sie sich mit dem durch Reisebeschreibungen und Werke über Literatur und Kunst („Torso"; „Lessing's Leben") wie durch mehrere Monographien aus der Geschichte des Alterthums („Tiberius"; „Cleopatra") bekannten Schriftsteller Adolph Stahr, fuhr aber fort, durch Reisebriefe und andere Erzeugnisse die deutsche Unterhaltungsliteratur zu bereichern.

Ch. Sophie Stieglitz † 1834. H. Stieglitz 1803—1851. Von der in den höhern literarisch und künstlerisch gebildeten Kreisen Berlins herrschenden krankhaften Ueberspannung lieferte Charlotte Sophie Stieglitz, die geistig reichbegabte Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz, einen tragischen Beweis. Sie gab sich selbst den Tod, in der Absicht, ihren Gatten durch einen tiefen Schmerz zu größerer Thätigkeit und Kraftentfaltung zu spornen und dadurch sein von Mißmuth und Verstimmung gelähmtes poetisches Talent productiver zu machen, seinem Geiste neue Spannung und Elasticität zu geben. Für ihren Gatten hatte dieses erschütternde Ereigniß, diese freiwillige Selbstaufopferung einer starken, aber verirrten Seele nicht die beabsichtigte Wirkung. Er führte fortan ein unstetes Wanderleben, bis er sich zuletzt in Venedig niederließ, wo er auch starb. Was er während dieses Wanderlebens gedichtet („Gruß an Berlin"; ein „Zukunftstraum", u. a.) steht dem Frühern („Bilder des Orients"; „Stimmen der Zeit in Liedern" u. a. m.) an Werth nach.

In der Romanliteratur haben viele Frauen bald durch Uebersetzungen und Nachahmungen, bald durch Originalwerke sich einen Namen gemacht. Darunter dürften außer der einer früheren Zeit angehörenden **Karoline Pichler** aus Wien und **Johanna Schopenhauer**, vorzüglich zu erwähnen sein: die durch mehrere geschichtliche Romane („Godwie Castle“, „St. Roche“, „Thomas Thyrnau“ u. a.) bekannte **Auguste von Paalzow**, Klingers Freundin **Fanny Tarnow** (Natalie), die mit Levin Schücking vermählte Luise von Gall, bekannt durch ihre Frauennovellen, und die schwedische Schriftstellerin **Friederike Bremer**, deren auch ins Deutsche übersetzte Romane („die Nachbarn“, „das Haus“ u. a.) das schwedische Familienleben nach den verschiedensten Seiten mit Wahrheit darstellen; die im September 1852 auf Java verstorbene „**Therese**“ (geborene v. Struve, verheirathete v. Lützow), deren Romane („Lydia“ „Falkenberg“ u. a.) die französischen Vorbilder der George Sand verrathen, Ida von Düringsfeld („Schloß Goczyn“ „Margaretha von Valois“ u. a.), Elise Polko (geb. Vogel), Verfasserin der „musikalischen Märchen“. Eine ähnliche Richtung wie Friederike Bremer nahm auch **Henriette Wilhelmine Hanke**, die Verfasserin mehrerer gutgemeinter, häuslichen Sinn und fromme Sitte erweckenden, aber ohne hervorragendes Talent geschriebener Romane („die Freundinnen“; „die Perlen“; „die Schwiegermutter“ u. a.), und **Ottilie Wildermuth** aus Schwaben, deren Romane und Novellen Kenntniß des schwäbischen Lebens und warme Liebe für die Zustände der Heimath kund geben („Bilder aus der schwäbischen Heimath“; „Auguste, ein Lebensbild“). Die früher gepriesene, dann vergessene **Helmina v. Chezy**, eine Enkelin der Karschin, gehört der Zeit und der Richtung der Romantiker an. Von ihrem vielbewegten Leben, das sie in Genf beschloß, geben die nach ihrem Tode erschienenen Denkwürdigkeiten ein anziehendes Bild.

- K. Pichler 1769—1843.
- J. Schopenhauer 1766—1838.
- Frau v. Paalzow † 1847.
- Fanny Tarnow 1783—1862.
- Frau Bremer 1801—1865.
- Wilhelmine Hanke 1785—1862.
- Ottilie Wildermuth 1817—1877.
- Helmina v. Chezy 1783—1856.

Als lyrische Dichterinnen haben sich bekannt gemacht Adelheid v. Stolterfoth durch ihre „rheinische Lieder und Sagen“, **Luise v. Plönnies** aus Hessen, sowohl durch kunstvolle Uebersetzungen französischer und englischer Dichter als durch eigene Gedichte (der Sonettenkranz „Abälard und Heloise“; „Gedichte“; die niederländische Sage „Marieken von Nymwegen“, ein weiblicher Faust und Tannhäuser, und zuletzt „die sieben Raben“, liebliche Bilder aus der deutschen Märchenwelt), die Oesterreicherin Betty Paoli u. A. m. In der dramatischen Poesie erlangte **Charlotte Birch-Pfeiffer** einigen Ruf, hauptsächlich darum, weil sie jeden beliebigen Stoff in eine bühnengerechte Form einzukleiden verstand, während Elise Schmidt durch mehrere Stücke im kraftgenialischen Geist Hebbels („Judas Ischariot“, die heilige Geschichte in den Kreis profaner Liebschaft herabgedrückt; „der Genius der Gesellschaft“, aus der Lebensgeschichte Byrons; „Machiavelli“, „Peter der Große“) bald anzog, bald abstieß. Die Birch-Pfeifferschen Dramen, ohne tiefern Gehalt, haben keinen andern Werth, als daß sie gleich den Kotzebue'schen sich leicht aufführen lassen und empfindsamen Gemüthern eine flüchtige Rührung bereiten. Als Verfasserin an-

- Luise v. Plönnies 1803—1872.
- Ch. Birch-Pfeiffer 1800—68.

ziehender Jugendschriften von sittlicher Tendenz und gediegenem Inhalte verdient Thekla von Gumpert eine rühmliche Erwähnung.

Ida v. Hahn-Hahn. Ida Gräfin von Hahn-Hahn, geb. 1805 im Mecklenburgischen, Tochter eines sonderbaren Mannes, der durch thörichte Theaterunternehmungen den größten Theil seines Vermögens verschwendete, war drei Jahre (von 1826—1829) mit dem reichen Grafen von Hahn vermählt, ließ sich dann aber von ihm scheiden und führte seitdem ein unstetes Wanderleben, während dessen sie nicht blos fast alle Länder Europas, sondern auch den Orient bereiste und zum Gegenstand ihrer schriftstellerischen Thätigkeit machte („Jenseits der Berge", „Reisebriefe", „Erinnerungen aus und an Frankreich", „Ein Reiseversuch im Norden", „Orientalische Briefe"). Von ihren in den exclusiven Kreisen beliebten Romanen, mit einer Verherrlichung der Aristokratie „der schönen Seelen und Edelfrauen, die das „ewig Weibliche" in ihrer Erscheinung zur vollendeten Form entfaltet haben", folgten rasch aufeinander: „Aus der Gesellschaft", „der Rechte", „Gräfin Faustine", „Ulrich", „Sigismund Forster" und als Fortsetzung „Cecil". Auch als lyrische Dichterin ist die Frau von „immenser Seele" aufgetreten. Ihr Streit mit dem Operateur Dieffenbach wegen ihrer Augenkrankheit und mit der Redaction der Allgemeinen Zeitung wegen ungünstiger Recensionen, beweisen ihren unverträglichen Charakter. — K. Pichler. Karoline Pichler, geb. zu Wien 1769, Tochter des Hofraths von Greiner, genoß einer vortrefflichen Erziehung unter der Leitung ihrer Mutter, die einst Maria Theresia als Waise zu sich genommen und zur Vorleserin gebildet hatte. 1796 vermählte sie sich mit dem Regierungsrath Andr. Pichler. Nach einigen „Idyllen" und unbedeutenden Dichtungen verfaßte sie ihren berühmtesten Roman „Agathokles", worin sie im Gegensatz zu Gibbon's freireligiösen Urtheilen „den wohlthätigen und beglückenden Einfluß des Christenthums auf die Veredelung der Menschheit" darzustellen versuchte. Ihre übrigen meistens historischen Romane („die Grafen von Hohenberg", „Ferdinand II.", „die Belagerung Wiens von 1683", „Henriette von England" u. a. m.) sind weniger bedeutend, und die erst nach ihrem Tode als Nachlaß erschienenen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", leiden an breiter Geschwätzigkeit. — J. Schopenhauer. Johanna Schopenhauer, geb. 1766 in Danzig, führte ein bewegtes, wechselvolles Leben und starb 1838 in Jena. Als Künstlerin und Kunstkennerin machte sie sich zuerst in der schriftstellerischen Welt bekannt durch ihres Freundes „Fernow's Leben"; dann folgten eine Anzahl Reiseschriften und Novellen („Reise durch England und Schottland", „Reise durch das südliche Frankreich bis Chamouny", „Ausflucht an den Rhein" u. a. „Novellen, fremd und eigen") und endlich ihre Romane, worunter „Gabriele", „die Tante", „Sidonia" am bekanntesten sind. Von ihrer Tochter Adele Schopenhauer rühren her: „Haus-, Wald- und Feldmärchen" u. a. Ihren Sohn Arthur, den geistvollen Philosophen und Sonderling, werden wir später kennen lernen.

II. Die deutsche Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert*).

1. Wege und Ziele.

Die Aufgaben. Während die Poesie und Kunst das Reich des Schönen zu erschließen und zu erweitern und das Leben durch ästhetische Genüsse zu veredlen und zu be-

*) Von Fachgelehrten revidirt.

reichern bemüht war, suchte die Wissenschaft in die Natur und in die Menschenwelt einzudringen; suchte die Geschichtschreibung durch Erforschung und Darstellung der Thaten und Bestrebungen früherer Generationen die Nachgebornen über die Zustände und Erlebnisse der Vergangenheit zu unterrichten, die Continuität des Menschengeschlechts durch alle Jahrhunderte festzuhalten und der Gegenwart die Arbeit und die Errungenschaften der Vorfahren zu bewahren; suchte die Jurisprudenz die Rechtsnormen und Rechtsinstitute zu erzeugen und zu beleuchten, unter welchen das staatliche und gesellschaftliche Zusammenleben seinen geordneten Lauf vollbringen könnte; suchte die Naturwissenschaft auf dem Wege der Induction mittelst Beobachtung und Erfahrung der Natur ihre Kräfte und Wirkungen abzulauschen, die Erscheinungen und Vorgänge in der physischen und materiellen Welt zu begreifen und zu erklären, die Naturdinge des Universums in ihrem Entstehen, Bestehen und Vergehen zu erforschen, das Weltall und die kosmische Ordnung und ihre Gesetze zu ergründen; suchte die Theologie, wie wir oben gesehen, in die Wahrheiten der Religion, in das Wesen und die Bedeutung der Offenbarung einzudringen und die Entstehung und Fortbildung der Glaubenslehren und den Gang des kirchlichen Lebens zu erfassen und darzuthun, und auch die Philosophie, wenn sie gleich durch kein neues weltbeherrschendes System die früheren Lehrgebäude verdrängte, vielmehr ihre Aufgabe in der kritischen und historischen Behandelung älterer Philosophen oder in der Erforschung der geistigen Functionen und ihrer Anwendung auf die reale Welt zu lösen suchte, behauptete dennoch ihre Macht und hohe Stellung im Reiche der Wissenschaft, indem sie die durch Kritik und Empirie erlangten Resultate zur Aufstellung allgemeiner Gesetze verwerthete und den andern Wissenschaften Formen und Methoden zum abstrakten Denken und zur Speculation darbot. Hat die Philosophie von dem kühnen Constructionsverfahren früherer Jahre abgelenkt, hat sie es aufgegeben, die geistigen und physischen Lebensfunctionen der Natur und Menschenwelt durch eine mächtige aber einseitige Geistesarbeit zu umspannen; so hat sie dennoch ihre Würde als „Weltweisheit“ zu wahren gewußt. Nur an ihrer Hand und mit ihrer Hülfe konnte die Naturwissenschaft zu einer Theorie der Genesis der Erde und ihrer Zeugungen gelangen; konnte der Versuch gewagt werden, in dem Gebiete des geschichtlichen Lebens eine bestimmte Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, die menschliche Willensfreiheit und die Handlungen selbstbewußter Persönlichkeiten unter die Macht einer naturnothwendigen Causalität zu bannen; konnte die Philologie zur vergleichenden Sprachwissenschaft aufsteigen, wie sie dem Geiste eines Wilhelm von Humboldt vorgeschwebt hatte.

Als ein großer Schritt zur Vermehrung und Verbreitung wissenschaftlicher Bildung muß die Einrichtung der öffentlichen Vorträge betrachtet werden, eine Sitte, die immer weitere Dimensionen annimmt und die Wissenschaft zum Gemeingut aller Stände und jedes Alters und Geschlechts zu erheben bezweckt. Wurde früher die Wissenschaft als das Sondergut kleiner abgeschlossener Ge- Concentration u. Popularisirung der Wissenschaften durch Vorträge und Versammlungen.

lehrtenkreise betrachtet und behandelt, so trat in den letzten Jahrzehnten ein lebhaftes Streben zu Tage, die Resultate gelehrter Studien, Forschungen und Untersuchungen in gemeinverständlicher populärer Fassung Jedermann begreiflich und zugänglich zu machen, ein Streben, das von der mündlichen Rede bald seinen Weg in die Schrift fand, so daß populäre Vorträge über alle Zweige der Wissenschaft und Kunst neben den zahlreichen Zeitschriften in den verschiedenen Culturgebieten zu einer eigenen Literaturgattung heranwuchsen. Begünstigt wurde diese Richtung durch die Zunahme des Associationswesens, durch die Wanderversammlungen und durch die größeren und kleineren Zusammenkünfte und Vereine von Fachgenossen. Nicht nur, daß die Gleichgesinnten in Kirche und Staat von Zeit zu Zeit zusammentraten, um ihre Interessen zu besprechen und gemeinsame Schritte zur Erreichung ihrer Zwecke zu beschließen, wie die katholischen Vereine, wie der Kirchentag, der Protestantentag, wie die Zusammenkünfte des Nationalvereins; auch die Philologen und Schulmänner, die Naturforscher, die Juristen, die Lehrer hielten periodische Versammlungen zur Förderung ihrer gemeinschaftlichen Interessen, und die Germanisten, die Männer der deutschen Wissenschaft auf dem Gebiete des Rechts und der Geschichte tagten in den Jahren 1846 und 1847 in Frankfurt und Lübeck. Unter König Max II. von Bayern wurde im Jahre 1858 eine eigene historische Commission gegründet, die, mit der Münchener Academie in Verbindung gesetzt und von dem König mit Geldmitteln ausgestattet, sich die wichtige Aufgabe gestellt hat, die Geschichte der deutschen Wissenschaft in allen ihren Zweigen durch sachkundige Männer anfertigen zu lassen und die Vergangenheit des deutschen Volks und Reiches durch Herausgabe von Städtechroniken und öffentlichen Urkunden aufzuhellen. Für die Kunst waren die Ausstellungen in den größeren Städten eine ähnliche anregende Bildungsschule.

2. Die deutsche Philosophie seit 1830.

Gang der philosophischen Forschung.

Die mit Schelling's und Hegel's Identitätssystemen erstiegene und geraume Zeit triumphirend behauptete Höhe der Philosophie war von der Art, daß ein Abwärtsgleiten in die entsprechenden Niederungen und Tieflande neu aufgenommener empirischer Forschung auf die Dauer unvermeidlich wurde. Denn die vorausgesetzte Identität von Denken und Sein ließ gerade für die noch immer nicht vollkommen gelöste Frage nach dem Verhältniß des gedachten Seins zu dem wirklichen Sein, d. h. für die erkenntnißtheoretischen Untersuchungen keinen Raum frei. Rückgang zu Kant, welcher gerade dieses Grundproblem aller neueren Philosophie in so gewinnbringender Weise angefaßt und zurechtgelegt hatte, wurde daher sobald der Zauber der Identitätsphilosophie zu brechen begann, die Losung der meisten Forscher. Was aber die Methode anlangt, so hat die

Naturwissenschaft, sobald sie mit den Schelling'schen Traditionen aufgeräumt hatte, die alte Kunst des „Sich darauf Führenlassens", d. h. die lediglich auf der Erfahrung beruhende, an der Hand des Experimentes fortschreitende Inductionsmethode, so glänzend bewährt, daß auch die Philosophie, wie überhaupt alle Geisteswissenschaften, sich dem Eindrucke einer solchen Empfehlung je länger desto weniger entziehen konnte. Immer brennender wurde jetzt die Frage nach der Möglichkeit einer Auseinandersetzung der Philosophie mit den Naturwissenschaften, und bewegte sich demgemäß die Debatte hauptsächlich auf dem beiden gemeinsamen Gebiete der Psychologie. Diese war schon von Herbart nach der Methode der „exacten Wissenschaften" behandelt worden und ist jetzt auf dem Wege, sich auf naturwissenschaftlicher Grundlage neu zu erbauen. Daneben wieder auflebende speculative Theorien beweisen so gut wie der eine Zeit lang herrschende Materialismus und der zu einer ungeahnten Nachblüthe gediehene Pessimismus Schopenhauer's nur, daß „die innerste Seele des gesammten Entwickelungsprozesses der Philosophie der Neuzeit nicht etwa bloße immanente Dialektik speculativer Principien, sondern vielmehr der Kampf und das Versöhnungsstreben zwischen der überlieferten und im Geist und Gemüth tief eingewurzelten religiösen Ueberzeugung und andererseits den durch die Forschung der Neuzeit errungenen Erkenntnissen auf dem Gebiete der Natur- und Geisteswissenschaften ist" (Ueberweg). Daher denn auch gerade dieser Abschnitt der Geschichte des menschlichen Denkens in beständiger Beziehung zu den politischen Verhältnissen und zu dem religiösen Leben, überhaupt zu der gesammten Culturentwickelung verstanden sein will. In Bezug auf diesen inneren Fortschritt der Systeme aber gilt gleichfalls kein, auf einen sicheren Ausdruck zu bringendes logisches Gesetz. „Thatsache der Geschichte der Philosophie ist es aber allerdings, daß bisher in jeder neuen philosophischen Schule anfangs die Jünger an den Worten des Lehrers mit ängstlicher Genauigkeit festhielten, sodann der Geist sich von dem Buchstaben zu unterscheiden und von seiner drückenden Herrschaft *los*zumachen wußte, endlich aber entweder die Schule ihre streng methodische Haltung verlor und im Popularisiren sich verflachte oder ein Zweig von ihr eine veränderte Richtung einschlug und mit frischer Energie neues wissenschaftliches Leben hervortrieb" (Drobisch).

Gleichzeitig mit Schelling und Hegel wirkte seit 1809 als zweiter Nachfolger Kant's in Königsberg und seit 1833 in Göttingen Herbart, welcher sein System selbst als Realismus bezeichnete, während die erst spät sich hinzufindenden Schüler lieber von „exacter Philosophie" sprachen. Zunächst muß die neue Lehre allerdings im strengen Gegensatze zu den idealistischen Systemen seiner Zeitgenossen verstanden werden. Wie Schelling, Hegel und ihre Anhänger den kritischen Idealismus Kant's zum absoluten Idealismus gesteigert hatten, so reducirte ihn, unter Anknüpfung an die entgegengesetzten realistischen Elemente in Kant's System, Herbart in einer Weise, daß schließlich sogar wieder manche Grundzüge der Leibnitz-Wolff'schen Metaphysik zum Vorschein kamen. Was nämlich dazu nöthigt, über den Kreis der bloßen Erfahrung

Johann Friedrich Herbart 1776—1841

speculativ hinauszugehen und das wahrhaft Seiende jenseits der Erscheinungen zu suchen, ist auf diesem Standpunkte einzig und allein der Umstand, daß die Erfahrung widersprechende Begriffe liefert, mit welchen sich das Denken nicht zufrieden geben kann. So legen wir zwar gewohnheitsmäßig den Dingen ihre einzelnen Merkmale als Eigenschaften bei, aber der Begriff eines Dinges mit verschiedenen Merkmalen ist selbst der größte Widerspruch. Denn eine Mehrheit von Eigenschaften verträgt sich nicht mit der Einheit des Gegenstandes. Es ist ein widersprechender Begriff von dem Ding, daß es in einem vielfachen Besitz von Merkmalen bestehen soll. Das Eine kann unmöglich Vieles sein. So nöthigen die durch die Erfahrung gebotenen Widersprüche zu einer Bearbeitung und Umgestaltung der Begriffe, und in diesem Geschäfte besteht die Aufgabe der Philosophie. Sie entledigt sich derselben vermöge der Aufsuchung von Ergänzungsbegriffen nach der Methode der Beziehungen. So muß der Begriff des Dinges mit den vielen Merkmalen von dem ihm anhaftenden Widerspruche befreit werden durch die Annahme, daß eine Mehrheit von einfachen realen Wesen existire. Wo viele solcher „Realen" beisammen sind, tritt das Ding mit den vielen Eigenschaften in die Erscheinung. Das System ist somit durchaus darauf berechnet, der Mannigfaltigkeit und Vielheit der Erscheinungswelt, welche die pantheistische Alleinslehre vergeblich auf eine Einheit zurückzuführen bestrebt gewesen war, gerecht zu werden. Die Selbständigkeit und Vielheit realer Wesen sei allein das fruchtbare Prinzip zur Erklärung der thatsächlichen Wirklichkeit. So entsteht also z. B. die Materie durch theilweise gegenseitige Durchdringung der Realen. Die Seele dagegen ist ein solches einfaches, unräumliches Wesen, welches seinen Sitz an einem bestimmten Punkt des Gehirnes hat. Sie ist durchdringbar für in ihrer Nähe befindliche andere Realen, wenn von diesen letzteren der Sinn afficirt und die hervorgerufene Bewegung mittelst der Nerven zum Gehirne geleitet wird. Der Act der Selbsterhaltung, womit sie in solchem Falle reagirt, heißt „Vorstellung". Mehrere gleichzeitige Vorstellungen, wenn sie sich entgegengesetzt sind, hemmen sich gegenseitig. Die Folge ist, daß ein bestimmtes Quantum der vorhandenen Vorstellungen, welches unser Philosoph nach den Gesetzen der Mechanik und Statik zu berechnen verstand, „unter die Schwelle des Bewußtseins" herabgedrückt, also unbewußt wird und verduftet. In dieser Weise betrachtet Herbart namentlich die räumlichen und zeitlichen Vorstellungen nicht etwa mit Kant als „apriorische Formen", sondern als Resultate des psychischen Mechanismus. Deswegen wird aber unsere Erkenntniß der Außenwelt noch keineswegs illusorisch. Denn die Empfindung liefert mindestens Schein. Das leere Nichts kann nicht angenommen werden, weil jedenfalls der Schein da ist. Hier aber tritt der Satz ein: „Wie viel Schein, so viel Hindeutung auf Sein". Nur eine Kenntniß von der wahren Beschaffenheit der Dinge ist wegen der Bedingtheit aller Auffassung durch den Apparat des menschlichen Denkmechanismus unmöglich, wie denn auch in der That in den Zusammenhang dieses psychologischen Systems nur hereingeschneit kommt, was Herbart über ästhetische, ethische und religiöse Wahrheiten sagen zu können glaubt.

Trotzdem daß auch dieses System sofort einer strengen Kritik anheimfiel, indem man nicht begreifen wollte, wie die Seele als raumloses Wesen an einem bestimmten Punkt im Gehirn residiren und Trägerin einer ganzen Complexion von Raumvorstellungen sein soll u. s. w., hat es ihm doch keineswegs an scharfsinnigen Vertheidigern und Fortbildnern wie Allihn, Bonitz, Drobisch, Strümpell, Ziller, Volkmann, Hartenstein, Lazarus und Steinthal gefehlt, und wenigstens nahe verwandt mit seinem Standpunkt ist die Stellung, welche Lotze eingenommen hat, welcher in seinem „Mikrokosmus" (seit 1856) eine Weltanschauung aufbaut, der zu Folge alle Monaden nur Modificationen des Absoluten, alle endlichen Geister nur Zustände oder Gedanken Gottes

sind, so daß also hier das Problem, welches Herbart gestellt hatte, seine Lösung im Begriff des Unendlichen findet. Denn die Möglichkeit des Zusammenseins und der Wechselwirkung der vielen Wesen wird auf die nothwendige Einheit eines Weltgrundes zurückgeführt; namentlich in allen Geistern „entwickelt das Unendliche eine Reihe von Thätigkeiten, von denen, wie sie geschehen, dem endlichen Bewußtsein unfaßbar bleibt, während ihr Produkt, indem sie geschehen, von ihm in Gestalt einer mannigfachen veränderlichen Sinnenwelt angeschaut wird". Dieses Unendliche ist die Eine Macht, welche sich in der Gesammtheit der Geisterwelt unzählige zusammenstimmende Weisen ihrer eigenen Existenz, im Mechanismus aber die eigenthümliche Form endlichen Daseins gibt.

Eine in vieler Beziehung parallele Erscheinung zu Herbart bietet F. E. Beneke, ein um die neuere Psychologie wie Ethik gleich verdienter Forscher. Da wir die Aussenwelt immer nur soweit begreifen, als wir den sinnlichen Erscheinungen analoge Vorgänge unseres seelischen Lebens unterlegen, muß die „innere Erfahrung" als Quelle aller Erkenntniß angesehen und nach derselben Methode der Induction und Hypothesenbildung verwerthet werden, wie die Naturwissenschaften die äußern verwerthen. Schon in seiner „Erfahrungsseelenlehre" (1810), dann in einer großen Reihe nachfolgender Veröffentlichungen bekämpfte er ähnlich wie Herbart, welchen er als den scharfsinnigsten und tiefsten unter den gleichzeitigen Philosophen bezeichnete, das Fächerwerk der herkömmlichen Psychologie. Dafür suchte er die complicirten Erscheinungen des psychischen Lebens auf wenige „Grundprozesse" zurückzuführen, indem er sich dabei von Herbart besonders durch Beseitigung der Annahme einer punktartigen Einfachheit der Seele unterscheidet. Die Sittenlehre gründet er auf ursprünglich in Gefühlen sich kundgebende natürliche Werthverhältnisse der seelischen Functionen. Wir schätzen die Werthe aller Dinge nach den Steigerungen und Herabstimmungen, von welchen sie für unsere innere, psychische Entwickelung begleitet sind. Vermöge der auf diesem Wege sich ergebenden Abstufung der Güter und der Uebel entsteht eine für alle Menschen praktische Norm, und was so nach der in der menschlichen Natur begründeten Norm als das Höhere empfunden und begehrt wird, ist auch das moralisch Geforderte. Im Gegensatze zu der abnormen, durch übermäßige Ansammlung von Lust- oder Unlust-Empfindungen niederer Art bedingten, Werthschätzung kündigt sich die richtige mit dem Gefühl der Pflicht oder der sittlichen Nothwendigkeit des Sollens, d. h. mit einer Nothwendigkeit der tiefsten Grundnatur der menschlichen Seele an. Das ist es, was Kant mit seinem „kategorischen Imperativ" meinte. — Unter den Anhängern Beneke's, welche seine Lehre weiter entwickelten, sind Dreßler, Börner, Dittes, Ueberweg, in entfernterer Weise auch Fortlage und Hoppe zu nennen, jener mehr dem Idealismus, dieser einem noch entschiedeneren Empirismus zuneigend.

F. E. Beneke 1798—1854.

Zwischen der Philosophie der Gegenwart und den Tagen der Hegemonie des Identitätssystemes und des absoluten Idealismus liegen aber nicht blos die oppositionellen Bestrebungen der Schulen eines Krause, Herbart, Beneke, sondern es hat sich geradezu ein prinzipieller Umschwung im Bewußtsein sowohl der wissenschaftlichen Forscher als der für ihre Bestrebungen sich interessirenden Laienwelt vollzogen. Man kann vielleicht das Jahr 1848 als die Wasserscheide bezeichnen zwischen der idealistischen Weltanschauung, welche die erste, und der realistischen, welche die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts charakterisirt, und man kann diesen je länger, desto allseitiger vernommenen Ruf nach „Rückgang auf Kant" als die Losung bezeichnen, unter welcher der Umschwung sich vollzog.

Philosophischer Umschwung.

In der Schätzung eines neu auftretenden Geschlechtes, welches die Erfolge eines Schelling und Hegel nur noch von Hörensagen als väterliche oder großväterliche Tradition kannte, schien sich die Philosophie in den oben genannten Führern wieder mit Fragen abgearbeitet zu haben, welche Kant als transcendente für alle Zeiten bei Seite gelegt wissen wollte. In der Annahme, daß die höchsten Begriffe und die allgemeinsten Grundsätze unseres Denkens uns von Haus aus eigen, durch intellectuelle Anschauung zu finden oder aus dem reinen Denken zu expliciren seien, war ja nur die Voraussetzung der alten Scholastik wiedergekehrt, und diesem gut scholastischen Inhalte schien durch Hegel zum guten Ende auch noch die richtige scholastische Form beigefügt worden zu sein. An die Stelle der Kritik schien die Construction, an die Stelle der Forschung eine Art „Kunsttrieb", der in immer neuen Begriffsentwickelungen sich genug zu thun strebte, an die Stelle der Erklärung der Wirklichkeit reine „Begriffsdichtung" getreten zu sein. Man verglich das Tagewerk der Fichte, Schelling und Hegel mit dem babylonischen Thurmbau, „welcher mit Hochmuth und Thorheit begonnen wurde und mit Verwirrung der Sprachen schloß." In Anerkennung des nicht in Abrede zu stellenden Maßes von Berechtigung, welches dieser schließlich auf den Einfluß der Naturwissenschaften zurückzuführenden Reaction innewohnte, haben die bedeutendsten und gelehrtesten unter den, in die naturwissenschaftlich bedingte Philosophie der Gegenwart herübergewachsenen, Vertretern der Schule Hegel's entweder, wie der Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer stillschweigend das System aufgegeben, oder sich in nicht vergeblicher Erwartung einer Zeit, da auch die Naturwissenschaften wieder nach einer umfassenden Weltanschauung aussehen würden, einstweilen der fruchtbringenden Vertiefung in die historische Seite der Aufgabe zugewandt. Niemand hat die Geschichte der alten Philosophie allseitiger und gründlicher behandelt als Eduard Zeller, Niemand die der neueren glänzender und erfolgreicher als Kuno Fischer. Nicht minder haben sich in Beziehung auf Behandlung der Geschichte der Philosophie verdient gemacht die mehr durch Schleiermacher angeregten Philosophen Christian August Brandis und Heinrich Ritter, wie denn überhaupt auf diesem Gebiete die regste, das Ganze wie das Einzelste umfassende Thätigkeit herrscht.

Naturwissenschaften und Philosophie. Die erwartete Wendung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ließ freilich etwas lange auf sich warten. Lange Zeit über herrschte bei fast allen Naturforschern die, besonders prinzipiell und geistvoll von Rudolf Virchow in Berlin vertretene Maxime, Alles, was jenseits der Grenzen exacter Forschung liegt, von dem Bereiche wissenschaftlicher Erkenntniß schlechthin auszuschließen und dem bloßen „Glauben" zu überlassen. Aus einer derartigen scharfen Grenzregulirung konnte nun zunächst die Incompetenz der Naturwissenschaften nicht blos in Sachen des Glaubens, sondern auch über die Frage nach Realität und Schicksal der menschlichen Seele gefolgert werden, und von diesem Standpunkte aus trat 1854 auf der Naturforscher-Versammlung zu Göttingen der dortige Physiologe Rudolf Wagner für das Recht der traditionellen Anschauungen ein, indem er sich speciell gegen Karl Vogt's Satz wendete, die

Seelenthätigkeiten beständen lediglich in den eigenthümlichen Functionen des Gehirns als des unentbehrlichen materiellen Substrates alles psychischen Lebens. Damit war das Signal zum Ausbruch des materialistischen Streites gegeben, in dessen Verlauf sich um die systematische Ausbildung des materialistischen Prinzips hauptsächlich Jakob Moleschott, Louis Büchner und Heinrich Czolbe verdient machten. In der That ist seither die materialistische Weltanschauung, der zu Folge nur dem sinnlich Wahrnehmbaren, der Materie und ihrer Bewegung wirkliches Sein zukommt und bei solchem, in Veränderungen der Lage und Geschwindigkeit sich erschöpfenden, bedeutungslosen Spiele der Atome geistige Erscheinungen sich nur unter gewissen Umständen als Nebeneffecte ergeben, das Glaubensbekenntniß vieler Tausende von Gelehrten und Ungelehrten geworden, und selbst der ehemalige Hegelianer D. F. Strauß konnte in seinem letzten Bekenntnisse der Meinung sein, Idealismus und Materialismus seien im Grunde dasselbe. Und er hatte Recht, falls er nämlich der Meinung war, beide seien in gleicher Weise Dogmatismus. Materialismus.

Viel direktere Förderung als von Seiten des dogmatischen Materialismus hat die neuere Philosophie von Seiten solcher Naturforscher empfangen, welche, ohne einen systematischen Abschluß zu übereilen, die auf dem Wege exacter Forschung sich ergebenden Naturgesetze auf gewisse gemeinsame, der Verarbeitung durch die Philosophie anheimfallende, Prinzipien zurückzuführen sich bemühten. Dahin gehört schon Gustav Theodor **Fechner**, dessen „Psychophysik" die Intensität der Empfindungen aus der physikalisch meßbaren Stärke der Reize zu messen unternahm, während der Heilbronner Arzt **Robert Mayer** die mechanische Wärmetheorie und auf Grund derselben das, besonders von Hermann **Helmholtz** vertretene, allgemeine Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdeckte. Er, Wilhelm **Wundt**, **Horwicz**, Fr. Brentano u. A. haben durch fortwährend verschärfte Beobachtung der Sinneswahrnehmungen die Psychologie der Geltung und Behandlungsweise einer Naturwissenschaft nahe gebracht. Wird es auch schwerlich jemals gelingen, psychische Vorgänge einer rein mathematischen Messung zu unterwerfen, und trübt auch im Unterschiede von der Physik und Chemie schon die Absichtlichkeit, womit der psychologische Versuch unternommen wird, die Reinheit des Ergebnisses, so ist mit Hülfe der Selbstbeobachtung, der Statistik und des Experimentes doch ein Bau aufgeführt worden, welcher jedenfalls auf soliderem Boden ruht, als die alte Schablone von Verstand, Gefühl und Wille; es ist insonderheit auch das im Hintergrunde des Bewußtseins lagernde Gebiet des unbewußten Seelenlebens wenigstens mit einigen Lichtstreifen der Erkenntniß erhellt worden — jene dunkle Werkstätte, in welcher alle Gedankenelemente auf- und niederwogen, weben und schaffen, die dann als Urtheile ins Bewußtsein treten, als Schlüsse unser Denkvermögen in Bewegung setzen, als ausgemünzte Begriffe den Reichthum des Geistes bilden.

Während eine ansehnliche Reihe der bedeutendsten Vertreter sowohl der Naturwissenschaften als der Philosophie sich allmählich über eine Art von Compromiß einigten, dem zu Folge das Prinzip der mechanischen Naturerklärung, womit der Materialismus Alles zu erklären gedachte, auf die Erscheinungen des Bewußtseins und des Willens keine Anwendbarkeit besitzt, während ein Physiologe wie Emil **du Bois-Reymond** auf der Naturforscher-Versammlung von Leipzig 1872 in den beiden Unmöglichkeiten, einerseits das Wesen von Materie und Kraft, andererseits den Hervorgang geistiger Prozesse aus materiellen Bedingungen zu begreifen, die „Grenzen des Naturerkennens" fand, während endlich seitens der Philosophie der geistreichste und bedeutendste unter den „Neukantianern", Friedrich Albrecht **Lange**, in seiner „Geschichte des Materialismus" (zweite Auflage, 1875) über der Herleitung der gesammten Wirklichkeit aus dem Mechanismus der materiellen Erscheinungen doch die Erinnerung

nicht vergaß, daß es sich dabei eben nur um Erscheinungen im Sinne Kant's handle, weshalb neben der wissenschaftlichen Welterkenntniß der unersetzliche Werth der ästhetischen und der ethischen Ideale bestehen bleibe; während so von verschiedenen Seiten aus an einer soliden Basis für eine sich anbahnende Verständigung gearbeitet wird, deren reifere Formen freilich erst der Zukunft in den Schooß fallen werden, hat die Gegenwart, soweit sie nach sofortigem Abschluß der Weltanschauung, ohne beim religiösen Glauben oder bei der ästhetischen Ahnung eine Anleihe zu machen, verlangte, hauptsächlich zwei Systemen ihren Beifall geschenkt, welche sich zumeist durch eine mehr optimistische oder aber pessimistische Färbung von einander unterscheiden. Auf der einen Seite haben wir einen Materialismus, welcher durch Aufnahme der berühmten Selectionstheorie Darwin's zum naturphilosophischen „Monismus" fortgebildet wurde, wie ihn besonders Häckel, O. Schmidt, Carneri vertreten. Die sich eröffnende, freilich noch aus ziemlicher Ferne winkende, Möglichkeit, den ganzen Entwickelungsprozeß von der einfachsten Zelle bis zum vollendeten menschlichen Organismus rein mechanisch zu erklären, mußte aufs Neue den philosophischen Trieb reizen, aus den rein mechanischen Gesetzen der Anziehung und Abstoßung der von Ewigkeit her vorhandenen Atome, mit Ausschluß jeglicher nach Zweckvorstellungen wirkenden Ursachen, das Weltall zu construiren. Wesentlich Monismus ist namentlich auch die Weltanschauung, welche David Friedrich Strauß in seinem Schlußbekenntniß „der alte und der neue Glaube" (1872) vorgetragen hat, darin er mit dem Christenthum ausdrücklich bricht und die Resultate der modernen Naturwissenschaften nicht blos, sondern auch die äußersten Consequenzen, welche der Materialismus daraus gezogen hat, adoptirt. Seinen philosophischen Grundgedanken hat sein Landsmann C. G. Reuschle treffend als „Philosophie des Universums" gekennzeichnet, sofern er hinausläuft auf das Weltall, gedacht als schlechthin unendlich nach Raum und Zeit, nach Kraft und Stoff, ohne Anfang und Ende, bei allem Wechsel ewig sich selbst gleich.

Monismus.

Im scharfen Gegensatze zu diesem, als „Werkstätte des Vernünftigen und Guten" gepriesenen Weltall steht das Weltbild des Pessimismus, wie es Arthur Schopenhauer schon 1818 in seiner „Welt als Wille und Vorstellung" zuerst in einer wesentlich an buddhistische Ideale erinnernden Weise aufgestellt hatte. Sein System ist auf dem einen seiner Endpunkte ebenso extrem idealistisch, wie auf dem andern extrem materialistisch. Jenes sofern die Welt als „Vorstellung" genau der Erscheinung Kant's entspricht, ohne Subject es also auch kein Object gibt; dieses sofern der Intellect lediglich Product oder vielmehr Action des Gehirns sein soll. Wenn nun aber Kant vor dem Ding an sich als einem Unbegreiflichen stehen geblieben war, so findet Schopenhauer dieses Ding an sich im Willen, unter welchem er nicht nur das bewußte Begehren, sondern auch den unbewußten Trieb bis herab zu den in der unorganischen Natur sich bekundenden Kräften versteht. Durchaus ist der naturwüchsige, aber blinde, nur auf Bestätigung und Erhaltung der Existenz gerichtete Wille das Erste, der eigentliche Grund der Welt. Erst auf den höchsten Stufen der Objectivirung des Willens tritt das Bewußtsein hinzu, bedingt durch die Bildung des Nervensystems. Ihm verdanken wir die ganze uns umgebende Scheinwelt. Alle Intelligenz dient aber zunächst nur dem Willen zum Leben; die Individuen sind nur Mittel für die Gattung, an sich leere Subjecte zu dem einen und alleinigen Prädicat eines ziellosen Willens. Ewig unbefriedigt in ihrem Thun und Streben, leider aber mitfühlend, müssen sie die unendliche Leidensfolge der Welt durchmachen, bis sich endlich in den Genies unter ihnen der Intellect von der Sclaverei des Willens befreit, dem schlechten Scherz des Weltdramas hinter die Coulissen sieht und den Willen zum Leben zum Stillstand bringt.

Arthur Schopenhauer.

Nur sehr allmählich und langsam sammelten sich in der Grundstimmung des Jahrhunderts so viel lebenverdächtigende und lebenverleumderische, so viel lebenverneinende und lebensfeindliche Triebe an, daß eine Gedankenwelt, welche fast vierzig Jahre lang nur die eines einzigen Individuums gewesen war, zu der Bedeutung einer weite Kreise vereinigenden Weltanschauung herangedeihen konnte. Auch hier wirkte scheidend das Jahr 1848. Was vorher von pessimistischen Kundgebungen in die weitere Oeffentlichkeit gedrungen war, ist nur ein lyrisches Vorspiel zu der furchtbaren Tragödie des Gedankens gewesen, welche das Menschenalter seit 1848 beschäftigt. Zwar der heitere Tageshimmel, welchem die deutsche Nationalliteratur ihre gesundesten Inspirationen verdankt hatte, war längst fahl geworden. Die Muse Heine's und seiner Nachfolger spielte mit Vorliebe auf Saiten, deren Harmonien unversehens in schrille Töne auseinanderstoben. Daran schloß sich eine Literatur bald des kranken und müden Weltschmerzes, bald der frivolen Verlästerung und Verfluchung des Lebens. Aber gerade in der Poesie des größten Genius, welcher je den dämonischen Zug der Menschheit vertreten, Lord Byron's, nahm der das Leben und seinen Werth anzweifelnde Gedanke immer eine positive Wendung nach der befreienden Macht der That zu, in welcher der Mensch seines eigenen Daseins und Zweckes inne wird und über krankhafte und auflösende Anwandelungen triumphirt. Der Freiheitsdrang dieser gewaltigen Natur, deren Fehler lauter Fehler des Uebermaßes der Kraft waren, wird immer wieder hoch hinweggetragen über alle Stimmungen, welche Ekel und Ueberdruß am Leben ausdrücken oder gar verewigen könnten. Das Auftreten des genannten englischen Dichters kann geradezu als der Wendepunkt bezeichnet werden, an welchem die allgemeine Strömung des europäischen Reactions- und Restaurationssturmes umschlägt, um neue Thatenlust, idealen Drang zum Fortschritt und revolutionäre Leidenschaft zu erzeugen. Dieselben aufsteigenden und lebensvollen Töne beherrschen daher auch die politische Lyrik des „jungen Deutschlands", so sehr auch andererseits die Empörung über die kleinlichen, ja schimpflichen Zustände der vaterländischen Politik, die angelegentlichst betriebene Bloßstellung aller Gebrechen des öffentlichen Lebens, überhaupt die wachsende Einsicht in die Misere des staatlichen und gesellschaftlichen Daseins pessimistischen Stimmungen förderlich sein konnte. Aber erst die allgemeine Enttäuschung seit 1849, die grausamen Erfahrungen der fünfziger Jahre im Bunde mit der allgemeinen Ermattung und dem hoffnungslosen Verdruß, dem zuletzt auch die Besten erlagen, gehörte dazu, um jenen philosophischen Optimismus, welcher in der alten wie jungen Schule Hegel's seinen vollendetsten Ausdruck gefunden hatte, vollends lahm zu legen und statt seiner dem einsamen Menschenfeind, welcher sich zu Frankfurt a. M. in einer fast keinen sterblichen Blicken zugänglichen, vom grenzenlosesten Egoismus fest umschanzten Burg vergraben hatte, einen ihn selbst überraschenden Triumph zu bereiten. Erst seit Julius Frauenstädt 1854 seine ersten „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" veröffentlicht hatte, war dieser Pessimismus auf die Tagesordnung gestellt. Zugleich gaben die von Schopenhauer selbst endlos und mit Geist und Witz wiederholten Verdächtigungen der „Philosophie-Professoren" dem Zweifel Nahrung, ob das, was öffentlich auf den Universitäten gelehrt wird, nicht lediglich Staatsphilosophie und Dogmatismus sei, von erkauften Sophisten zu Ehren der Regierung und der Kirche vertheidigt. Und wie das System selbst unmittelbar nach den Befreiungskriegen entstanden war, so thaten ihm auch die großen Erfolge von 1870 keineswegs Abbruch. Vielmehr waren die Enttäuschungen, welche hier namentlich auf kirchlichem und wirthschaftlichem Gebiete folgten, ihm durchweg günstig. Pessimistische Strömungen.

Aber nicht mehr in seiner denkbar schroffsten, an die indische Sansara- und Nirvana-Lehre erinnernden Gestalt fand der Pessimismus Eingang bei der neuen Gene-

ration; er vertauschte vielmehr die Züge eines weltflüchtigen Buddhisten jetzt mit der Maske des geistreich blasirten Weltschmerzes; er trat civilisirt auf in der 1869 zum erstenmal, dann noch sechsmal erschienenen und durch eine ganze nachfolgende Literatur Eduard v. Hartmann. geb. 1842. commentirten „Philosophie des Unbewußten" von **Eduard von Hartmann**. In dieser, vielfach wieder an Hegel anknüpfenden Form verbreitete sich die pessimistische Weltanschauung zunächst in Berlin, um sodann von hier aus das deutsche Geistesleben mit ihrem lähmenden Einflusse in immer größeren Dimensionen zu durchdringen. Auch hier geht der Anstoß zur Weltschöpfung vom Unlogischen aus; diese selbst ist ein Act der Unvernunft, und keine noch so hohe Entwickelung der etwas verspätet nachwachsenden Intelligenz, kein Fortschritt der Weltgeschichte vermag dieses unwillkommene Factum zu ändern oder gründlich zu corrigiren. Auch hier ist es ferner der Mensch, auf welchen sich der Fehler des Daseins überträgt, und der ihn büßt, indem er ihn zunächst aus eigenen Mitteln mehrt. Denn der blinde Wille kennt nur selbstsüchtige Ziele, und damit dringt das Böse unaufhaltsam in das Leben ein und steigert mit Erzeugung gesellschaftlicher Uebel die Unerträglichkeit des Daseins. Andererseits aber schleicht auch der nachträglich sich entwickelnde und in fortwährender Steigerung begriffene Intellect dem Willen, welcher die elende Welt ins Dasein gerufen hat, nach, um die Schuld des Unbewußten schließlich auf dem Wege der Weltverneinung zu büßen. Und zwar wird diese Weltverneinung nicht als eine individuelle gedacht, wie bei Schopenhauer, welcher nur inconsequenter und feiger Weise den Selbstmord verwerflich finden konnte, sondern als eine universale. Zuletzt verzichtet die lebensmüde und todessehnsüchtige Menschheit auf weitere Fortexistenz, womit sie zugleich, wie Hartmann 1879. später in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" lehrte, die unbewußte Gottheit selbst aus der Qual ihrer Weltordnung erlöst, „den Leidensweg des Absoluten abkürzt". Mit solcher Perspective in das blaue Nichts schließt auch dieses System, welches übrigens origineller scheint als es in Wahrheit ist. Von Leibniz einerseits, der modernen Psychologie andererseits auf das Unbewußte aufmerksam gemacht, stellt Hartmann dasselbe sofort als metaphysisches Weltprinzip, als Ursein auf, vereinigt in diesem „Unbewußten" sowohl Hegel's sich explicirende Idee als Schopenhauer's blinden Willen und geht mit allen diesen Combinationen wieder in Bahnen einher, welche Schelling in seiner Schrift „über das Wesen der menschlichen Freiheit" geebnet hatte. Vermittelst so mannichfacher und pikanter Ingredienzien ließ sich, zumal mit Talent und Darstellungsgabe, ein System bereiten, welches bei seiner populären Form nicht verfehlen konnte, in großen Kreisen der Gebildeten Eingang zu finden, da vornehmlich, wo man sich, philosophisch wie religiös steuerlos, auf einem wildbewegten Meere zu hoffnungsloser Fahrt verurtheilt erschien.

Positivismus. Als eine Art von intellectuellem Pessimismus darf übrigens auch der, neuerdings von Frankreich und England her in Deutschland eindringende sogenannte **Positivismus** gelten, sofern er alle Bedürfnisse des religiösen Gefühls und die daraus hervorgehenden Bemühungen um eine umfassende und einheitliche Weltanschauung unterdrücken lehrt, weil die Fragen nach ersten Ursachen und letzten Zwecken überhaupt keiner wissenschaftlichen Behandlung fähig und an sich eitel seien, der Mensch aber sich, wie mit dem Schicksal der Endlichkeit überhaupt, so auch mit seinem endlichen und beschränkten Wissen begnügen müsse. Wie diese Lehre durch Comte und Littré in Frankreich an die Stelle des ältern Voltairianismus getreten und in England namentlich durch **John Stuart Mill** und Spencer, in Holland durch Pierson und van Hamel vertreten ist, so setzt man jetzt auch in Deutschland vielfach an die Stelle der absoluten grundsatzmäßig die relative Erkenntniß, indem man die letzten Gründe der Erscheinungen für außerhalb der Möglichkeit und des Interesses eines seiner Grenzen und Ziele bewußten Denkens erklärt (Laas, Vaihinger).

3. Philologie und Sprachwissenschaft.

Das kunstreiche Werk der Sprachbildung war von jeher Gegenstand der Forschung und Wißbegierde unter den Culturvölkern alter und neuer Zeit. Die Griechen und Römer, die Inder und Araber haben die Regeln und den Organismus ihrer Idiome zu ergründen und in Sprachlehren oder Grammatiken festzustellen und zu ordnen gesucht. Seit der Reformation sind die grammatischen Studien Gemeingut des gesammten Abendlandes geworden, und wenn sich das Interesse der Humanisten zunächst den klassischen Sprachen, dem Lateinischen und Griechischen, zuwandte und daneben nur noch das Hebräische, den Grundtext der heil. Schrift, in den Kreis ihrer Sprachforschung zog, so dehnte sich diese wissenschaftliche Thätigkeit bald über die Landessprachen aus. Doch behaupteten die klassischen Sprachen den ersten Rang; die griechischen und lateinischen Schriften blieben die Grundlage der Erziehung zu einer menschlicheren Bildung (Humaniora), die Mittel und Wege zu ihrem Verständniß und zu ihrer Auslegung wurden zu einer eigenen Wissenschaft, der klassischen Philologie zusammengefaßt, einer Wissenschaft, welche sich der Erforschung und Durchdringung der alten Culturwelt in allen ihren Lebenserscheinungen zur Aufgabe stellte, in erster Linie aber das wichtigste Hülfsmittel aller Alterthumskunde, die Erkenntniß der Sprachen, zu fördern bestrebt war. Alle Völker haben an dieser Thätigkeit Theil genommen und die Blüthe der philologischen Studien, mit denen das gelehrte Schul- und Erziehungswesen aufs Innigste verbunden war, konnte als Maßstab für den gesammten Bildungsstand einer Nation angesehen werden. Durch diese allseitige Theilnahme wuchs die Philologie zu einer Wissenschaft vom weitesten Umfange heran, die fortwährend neue Elemente in sich aufnahm, immer mehr Zweige ansetzte und zu Hülfswissenschaften ausbildete, sie wurde zur Polymathie und Polyhistorie, in welcher die formale Seite hinter der materiellen und realistischen zurücktrat, die Sprachkenntniß selbst nur die Geltung eines nothwendigen Hülfsmittels im Dienste einer überfluthenden Gelehrsamkeit erlangte. „Daran hat die klassische Philologie nie gedacht, eine Sprache um ihrer selbst willen zum Gegenstand des Studiums zu machen, die Beschäftigung damit als Selbstzweck anzusehen, den Gesetzen ihrer inneren Entwickelung nachzuspüren und sie als den Ausfluß der psychologischen Organisation eines Volkes zu betrachten." Je nach der vorherrschenden Zeitrichtung wurde sie der Rhetorik, der Kritik, der Aesthetik untergeordnet oder beigesellt; die Grammatik und Linguistik erhielt nur eine propädeutische Bedeutung. Erst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert brach sich in der deutschen Philologie eine neue Auffassung Bahn, welche zugleich die vorhergegangenen Entwickelungen der Wissenschaft in gewissem Sinne wiederholte, dabei aber erweiterte und vertiefte. Von wesentlichem Einfluß waren dafür theils die neuen Anregungen, welche die alte Kunstgeschichte durch

1. Klassische Philologie.

J. J. Winckelmann erfuhr, theils die großartigen Bewegungen in der deutschen Nationallitteratur: und hier war die Wirkung eine gegenseitige, wie ja Lessing und Herder, die Schlegel und J. H. Voß auf beiden Gebieten thätig waren, Goethe und Schiller vielfach von den philologischen Forschungen und Resultaten berührt wurden.

Das Verdienst die Philologie selbständig gemacht, namentlich von der Theo-
Heyne 1729—1812. logie losgelöst zu haben, gebührt Chr. Gottlob Heyne in Göttingen. Ohne Strenge und Schärfe, aber mit einer bis dahin unerhörten Empfänglichkeit und Lebendigkeit griff er die Aufgaben der Philologie allseitig an, zeigte und weckte er eine Begeisterung, welche an die italienische Philologie der Renaissance erinnerte. Was Heyne begonnen führte zum Theil in Gegensatz zu ihm sein größerer
Wolf 1759—1824. Schüler Friedr. Aug. Wolf durch (zuerst Professor in Halle, dann Mitglied der Berliner Akademie), der epochemachend wirkte durch seine Prolegomena zu Homer für die Auffassung der epischen Poesie und der homerischen Kritik, durch seine gesammte Thätigkeit und seine systematischen Ausführungen für die Auffassung der Alterthumswissenschaft überhaupt in ihrer Aufgabe, ihrer Gliederung und ihrem selbständigen Werthe. Neben und nach Wolf übte als Lehrer, wie
Gottfr. Hermann 1772—1848. als Gelehrter den weitgreifendsten Einfluß Gottfried Hermann in Leipzig, der, angeregt von den Meistern der englischen und holländischen Philologie, besonders R. Bentley und T. Hemsterhuis, auch seinem nachmaligen Gegner R. Porson, sich zunächst der Kritik und Exegese widmete, dann aber die Metrik und Grammatik selbständig förderte, indem er das Studium der letzteren namentlich durch größere Beachtung der griechischen Dialekte und weiter durch eine rationellere, von Kant befruchtete, Behandlung zu heben suchte.

Gegen den einseitigen Formalismus Hermanns und seiner Schule richteten sich mehrfache Angriffe und es entstanden literarische Fehden zuerst mit Wolf's
Böckh 1785—1867. bedeutendstem Schüler August Böckh in Berlin, der, in manchem Betrachte an den Heros der französischen Realisten J. J. Skaliger anknüpfend, die realen Disciplinen und die historische Betrachtung in den Vordergrund stellte; weiterhin
Welcker 1784—1868. mit dem phantasievollen Fr. G. Welcker in Bonn, der für die Literaturgeschichte, Mythologie und Archäologie neue Wege suchte, und endlich mit K. Otfried
K. O. Müller 1797—1840. Müller, der besonders durch seine Geschichten hellenischer Städte und Stämme und durch mythologische und archäologische Arbeiten hervortrat. Die vielfachen Streitigkeiten über den Vorzug der „Sprachphilologie“ oder „Sachphilologie“, an welchen auch die Anhänger der genannten Häupter sich betheiligten, führten zu einem Ausgleich, der das Berechtigte auf beiden Seiten anerkannte. Dieser Ausgleich mußte um so leichter eintreten, als auch die mehr formalen Disciplinen, die Kritik und Grammatik, durch ein historisches Prinzip neu belebt wurden. Gegenüber dem eklektischen Verfahren, das noch Hermann wesentlich befolgte und nur durch seinen eindringenden Verstand und seine glänzende Divinationsgabe erhob, fing man an methodisch der Geschichte der Ueberlieferung nachzugehen und schaffte

dadurch sichere Grundlagen der Textbehandlung. Darin gingen J. Bekker Bekker 1785—1872.
und K. Lachmann in Berlin voran, der erstere besonders auf griechischem, der
letztere auf lateinischem Gebiete, und nun erfolgte eine neue Aera kritischer Aus-
gaben der alten Classiker mit zum Theil glänzenden Resultaten; auch den Frag-
menten verlorener Schriftsteller und den abgelegenen Gebieten der Literatur
wurde besondere Sorgfalt gewidmet. Die Grammatik aber wurde zur Sprach-
geschichte erweitert theils unter Einwirkung der deutschen und der vergleichenden
Sprachforschungen (J. Grimm und Fr. Bopp), theils besonders durch die neu
erwachte und vertiefte Inschriftenkunde. Die letztere in Verbindung mit der alt-
lateinischen Literatur (Plautus) wurde in diesem Sinne hauptsächlich durch Fr.
Ritschl fruchtbar gemacht. Derselbe wurde auch (als Professor in Bonn und Ritschl 1806—1876.
Leipzig) das Haupt einer auf allen Gebieten emsig und erfolgreich arbeitenden
Philologenschule (Ribbeck, Wachsmuth, Büchler). Für die Epigraphik, deren
Erweiterung und bessere Schätzung überall zu neuen, festen Aufschlüssen führte,
wurde Hervorragendes geleistet, in erster Linie durch die von der Berliner Aka-
demie geförderten großen Sammlungen, deren Herstellung für die griechischen
Inschriften Böckh begründete, jetzt A. Kirchhoff und zahlreiche Mitarbeiter
trefflich besorgen, für die lateinischen aber vor Allem Th. Mommsen in muster-
giltiger Weise vollzog.

Die Zahl derjenigen, welche neben den genannten Meistern durch Lehre,
wie durch Schriftstellerei sich um die philologischen Studien verdient machten
und machen, ist eine unendlich große, die Früchte dieser Arbeit sind unzählig
und unübersehbar. Von den bereits Heimgegangenen verdienen wohl aus der
Fülle der Namen hervorgehoben zu werden ein Chr. A. Lobeck, ein K. Lehrs, Lobeck 1781—1860.
ein G. Fr. Schömann, ein K. Fr. Hermann, ein O. Jahn, ein Schömann 1793—1879.
M. Haupt; aber auch der mehr anregenden, als dauernden Wirksamkeit eines Fr. Hermann 1804—1855.
Fr. Jakobs, Fr. Thiersch, K. Göttling und des durch die Schulen weit- Jahn 1813—69.
verzweigten Einflußes eines Ph. Buttmann und C. G. Zumpt muß ehren- Jakobs 1754—1847.
voll gedacht werden. Göttling's Schüler war Bernh. Stark, der gelehrte Kenner Thiersch 1784—60.
der antiken Kunst („Niobe und die Niobiden"), dem es nicht vergönnt war, von Göttling 1799 -1869.
seinem Hauptwerk („Handbuch der Archäologie der Kunst") mehr als den ersten Buttmann 1764—1820.
Band zu vollenden. Wie viele Anfechtungen die Philologie zu erleiden haben Zumpt 1792—1849.
mochte, bald von Seiten einer engherzigen christlichen Orthodoxie, welche sie als Stark 1824—79.
Trägerin und Pflegerin heidnischer Anschauungen zu verdächtigen suchte, bald
von Seiten einer praktischen Nützlichkeitstheorie, welche den weiten Weg durch
das Alterthum für einen Zeit und Kraft raubenden Umweg angesehen wissen
wollte; sie wird stets das Kennzeichen weltgeschichtlicher Cultur und echtmensch-
licher Bildung bleiben, die ihre Bedeutung nicht in einer gewissen Summe von
Kenntnissen und Wahrheiten besitzt, sondern darin, daß sie die Gegenwart mit
der Vergangenheit verknüpft, die Continuität des Menschengeistes in seinen her-
vorragendsten Merkmalen darthut und festhält, die Güter und Errungenschaften

der Väter in ehrwürdiger Form und solidem Gefüß den Nachkommen wahrt und überliefert.

2. Vergleichende Sprachwissenschaft. Während so die Philologie die klassischen Sprachen als einen überlieferten Schatz des Alterthums in ihrer echten Gestalt von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte und als edles Gehäuse geistiger Güter in sorgfältiger Obhut hielt, wurde das kostbare Gut von anderen Händen mit anderen Gaben vermehrt und zu einer neuen Wissenschaft verbunden. Die philosophische Forschung, die seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts so mächtig in das Geistesleben der deutschen Nation eindrang, und der Weltverkehr, durch Reiseberichte erweitert, lenkten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die menschliche Sprache im Allgemeinen; man suchte ihre Entstehung zu ergründen, aus dem Ganzen ihrer Entwickelung die geistige Heranbildung des Menschengeschlechts zu erforschen, ihre Verzweigungen in bestimmte Klassen und Ordnungen zu bringen, ihren Zusammenhang und ihre Abweichungen aus Naturgesetzen und geschichtlichen Schlußfolgerungen zu deduciren. Bei diesen Versuchen „handelt es sich nicht blos darum, die Sprachen der Erde ihrem Baue nach zu erforschen und darzustellen, sie zu einzelnen Skizzen zusammenzufassen und die verschiedenen Grade ihrer Verwandtschaft festzustellen; im Hintergrund steht die höhere Aufgabe, zu untersuchen, in welcher Weise sich die Verschiedenheit des menschlichen Empfindens und Denkens bei den so mannigfach organisirten Nationen in dem durch die Sprache vermittelten Ausdruck reflectirt“. Wir wissen, daß bereits Herder über den Ursprung der Sprache nachgedacht hat und damit ein Thema berührte, welches seitdem den Forschungstrieb der Philosophen und Linguisten vielfach beschäftigte. Wenn diese Untersuchungen über das charakteristischste Unterscheidungszeichen des Menschen vom Thiere mehr der Speculation angehören, oder in die Gebiete der Psychologie und Physiologie eintreten und die Sprachwissenschaft nur insoweit berühren, als diese einen Theil der Anthropologie bildet; so verfolgten Andere den mehr empirischen Weg der comparativen Sprachforschung, indem sie aus der unendlichen Menge der Idiome und Dialekte, die sie aus Wörtersammlungen und Sprachproben zur Vergleichung zusammenstellten, die Gesetze der Sprachbildung anzudeuten oder nachzuweisen bemüht waren. Eine in Petersburg veranstaltete Sammlung des „Vater Unser“ in allen Sprachen Rußlands ergab allein über hundert Sprachen und Mundarten. So konnte Adelung 1732–1806. schon J. Chr. Adelung in Dresden kurz vor seinem Tode das Ergebniß langjähriger linguistischer Thätigkeit in einem von Severin Vater fortgeführten Werke niederlegen, dem er den Namen des sprachkundigen Königs von Pontus als Titel vorsetzte: „Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde“. Damit waren die Grundlagen angedeutet, auf denen eine neue Wissenschaft aufgebaut werden konnte, die zugleich in der Naturwissenschaft und in den historischen Wissenschaften wurzeln mußte. Im Gegensatze zu der klassischen Philologie, welcher die Sprachkunde nur als Mittel dient zur Erkenntniß einer vergangenen Kulturwelt in allen

ihren Lebenserscheinungen, machte diese neue Wissenschaft die Sprache selbst zum Objekt und Inhalt ihrer Betrachtung, ihrer vergleichenden Beobachtung, ihrer Schlußfolgerungen. Wie die Naturwissenschaft, sucht sie zunächst einen festen realen Boden zu schaffen, indem sie möglichst viele Sprachen in den Kreis ihrer Beobachtung zieht, dieselben nach der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in Stämme und Familien theilt und auf Grund dieser Beobachtung und comparativen Thätigkeit die Fragen nach den letzten Gründen aller sprachlichen Erscheinungen zu beantworten versucht. Sie machte das Wort zum Kern und Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen, zum Grundelement ihres Lehrgebäudes. Da aber jedes Wort aus artikulirten Lauten oder Complexen von artikulirten Lauten besteht, welche Gefühle, Vorstellungen, Begriffe ausdrücken, einen geistigen Inhalt, eine Bedeutung haben, so erscheint das Wort zugleich als Ausdruck und Form einer inneren Seelenthätigkeit und wird somit ein wichtiger Faktor der geistigen Anlagen, Richtungen und Vorgänge im menschlichen Organismus.

Mußte die linguistische Thätigkeit sich lange mit dem Geschäfte des Kärrners begnügen, der Material und Bausteine zusammenträgt, so erhielt sie einen künstlerischen Beruf, seitdem man durch die Bekanntschaft mit dem Sanskrit den Zusammenhang des großen Sprachkreises entdeckte, den man als „indogermanischen", „indo-europäischen" oder „arischen" zusammenfaßt. Die Eroberung Indiens durch die Engländer erleichterte das Erlernen der alten Hindusprache. Es entstanden Grammatiken und Wörterbücher; englische Gelehrte, wie Alex. Hamilton, Jones, Colebrooke, widmeten ihre Thätigkeit und ihre Lebenskraft der Erforschung der indischen Sprache und Literatur. Ihr Thun fand bald in anderen Ländern Nachahmung. In Frankreich waren es vor Allen Chezy und Burnouf, in Deutschland Fr. **Schlegel** und von ihm angeregt sein Bruder August Fr. Schlegel 1772—1829.
Wilhelm, welche die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf „die Sprache und Weisheit der Indier" hinlenkten. Wir wissen, daß das Hauptverdienst der neuromantischen Schule in dem erfolgreichen Streben bestand, die geistigen und künstlerischen Güter anderer Nationen für Deutschland zu erobern, die fremden Literaturprodukte durch Uebersetzungen zugänglich zu machen und zugleich das deutsche Mittelalter den nachgeborenen Geschlechtern wieder näher zu bringen. In beiden Richtungen haben die Häupter der Schule den Weg gebahnt. In dem Schriftchen von Fr. Schlegel mit dem oben bezeichneten Titel nebst einigen Uebersetzungen war zuerst auf die Verwandtschaft des Sanskrit mit anderen bekannteren Sprachen hingewiesen, sowohl in einzelnen Wörtern als in der „inneren Structur", in den grammatischen Formen und Bildungen, und zugleich das Verfahren angedeutet, wie man durch vergleichende Sprachstudien zu neuen wichtigen Aufschlüssen und Resultaten gelangen könne.

Was Schlegel nur in Umrissen und Beispielen versuchte, führte der geniale Sprachforscher Franz **Bopp** aus Mainz in größerem Maßstabe und mit um- Bopp 1791—1867.
fassenderen Sprachkenntnissen weiter aus, nicht wie die Romantiker in der Absicht,

der Väter in ehrwürdiger Form und solidem Gefäß den Nachkommen wahrt und überliefert.

2. Vergleichende Sprachwissenschaft. Während so die Philologie die klassischen Sprachen als einen überlieferten Schatz des Alterthums in ihrer echten Gestalt von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte und als edles Gehäuse geistiger Güter in sorgfältiger Obhut hielt, wurde das kostbare Gut von anderen Händen mit anderen Gaben vermehrt und zu einer neuen Wissenschaft verbunden. Die philosophische Forschung, die seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts so mächtig in das Geistesleben der deutschen Nation eindrang, und der Weltverkehr, durch Reiseberichte erweitert, lenkten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die menschliche Sprache im Allgemeinen; man suchte ihre Entstehung zu ergründen, aus dem Ganzen ihrer Entwickelung die geistige Heranbildung des Menschengeschlechts zu errathen, ihre Verzweigungen in bestimmte Klassen und Ordnungen zu bringen, ihren Zusammenhang und ihre Abweichungen aus Naturgesetzen und geschichtlichen Schlußfolgerungen zu deduciren. Bei diesen Versuchen „handelt es sich nicht blos darum, die Sprachen der Erde ihrem Baue nach zu erforschen und darzustellen, sie zu einzelnen Skizzen zusammenzufassen und die verschiedenen Grade ihrer Verwandtschaft festzustellen; im Hintergrund steht die höhere Aufgabe, zu untersuchen, in welcher Weise sich die Verschiedenheit des menschlichen Empfindens und Denkens bei den so mannigfach organisirten Nationen in dem durch die Sprache vermittelten Ausdruck reflectirt“. Wir wissen, daß bereits Herder über den Ursprung der Sprache nachgedacht hat und damit ein Thema berührte, welches seitdem den Forschungstrieb der Philosophen und Linguisten vielfach beschäftigte. Wenn diese Untersuchungen über das charakteristischste Unterscheidungszeichen des Menschen vom Thiere mehr der Speculation angehören, oder in die Gebiete der Psychologie und Physiologie eintreten und die Sprachwissenschaft nur insoweit berühren, als diese einen Theil der Anthropologie bildet; so verfolgten Andere den mehr empirischen Weg der comparativen Sprachforschung, indem sie aus der unendlichen Menge der Idiome und Dialekte, die sie aus Wörtersammlungen und Sprachproben zur Vergleichung zusammenstellten, die Gesetze der Sprachbildung anzudeuten oder nachzuweisen bemüht waren. Eine in Petersburg veranstaltete Sammlung des „Vater Unser“ in allen Sprachen Rußlands ergab allein über hundert Sprachen und Mundarten. So konnte Adelung 1732—1806. schon J. Chr. Adelung in Dresden kurz vor seinem Tode das Ergebniß langjähriger linguistischer Thätigkeit in einem von Severin Vater fortgeführten Werke niederlegen, dem er den Namen des sprachkundigen Königs von Pontus als Titel vorsetzte: „Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde“. Damit waren die Grundlagen angedeutet, auf denen eine neue Wissenschaft aufgebaut werden konnte, die zugleich in der Naturwissenschaft und in den historischen Wissenschaften wurzeln mußte. Im Gegensatze zu der klassischen Philologie, welcher die Sprachkunde nur als Mittel dient zur Erkenntniß einer vergangenen Kulturwelt in allen

ihren Lebenserscheinungen, machte diese neue Wissenschaft die Sprache selbst zum Objekt und Inhalt ihrer Betrachtung, ihrer vergleichenden Beobachtung, ihrer Schlußfolgerungen. Wie die Naturwissenschaft, sucht sie zunächst einen festen realen Boden zu schaffen, indem sie möglichst viele Sprachen in den Kreis ihrer Beobachtung zieht, dieselben nach der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in Stämme und Familien theilt und auf Grund dieser Beobachtung und comparativen Thätigkeit die Fragen nach den letzten Gründen aller sprachlichen Erscheinungen zu beantworten versucht. Sie machte das Wort zum Kern und Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen, zum Grundelement ihres Lehrgebäudes. Da aber jedes Wort aus artikulirten Lauten oder Complexen von artikulirten Lauten besteht, welche Gefühle, Vorstellungen, Begriffe ausdrücken, einen geistigen Inhalt, eine Bedeutung haben, so erscheint das Wort zugleich als Ausdruck und Form einer inneren Seelenthätigkeit und wird somit ein wichtiger Faktor der geistigen Anlagen, Richtungen und Vorgänge im menschlichen Organismus.

Mußte die linguistische Thätigkeit sich lange mit dem Geschäfte des Kärrners begnügen, der Material und Bausteine zusammenträgt, so erhielt sie einen künstlerischen Beruf, seitdem man durch die Bekanntschaft mit dem Sanskrit den Zusammenhang des großen Sprachkreises entdeckte, den man als „indogermanischen", „indo-europäischen" oder „arischen" zusammenfaßt. Die Eroberung Indiens durch die Engländer erleichterte das Erlernen der alten Hindusprache. Es entstanden Grammatiken und Wörterbücher; englische Gelehrte, wie Alex. Hamilton, Jones, Colebrooke, widmeten ihre Thätigkeit und ihre Lebenskraft der Erforschung der indischen Sprache und Literatur. Ihr Thun fand bald in anderen Ländern Nachahmung. In Frankreich waren es vor Allen Chezy und Burnouf, in Deutschland Fr. Schlegel und von ihm angeregt sein Bruder August Wilhelm, welche die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf „die Sprache und Weisheit der Indier" hinlenkten. Wir wissen, daß das Hauptverdienst der neuromantischen Schule in dem erfolgreichen Streben bestand, die geistigen und künstlerischen Güter anderer Nationen für Deutschland zu erobern, die fremden Literaturprodukte durch Uebersetzungen zugänglich zu machen und zugleich das deutsche Mittelalter den nachgeborenen Geschlechtern wieder näher zu bringen. In beiden Richtungen haben die Häupter der Schule den Weg gebahnt. In dem Schriftchen von Fr. Schlegel mit dem oben bezeichneten Titel nebst einigen Uebersetzungen war zuerst auf die Verwandtschaft des Sanskrit mit anderen bekannteren Sprachen hingewiesen, sowohl in einzelnen Wörtern als in der „inneren Structur", in den grammatischen Formen und Bildungen, und zugleich das Verfahren angedeutet, wie man durch vergleichende Sprachstudien zu neuen wichtigen Aufschlüssen und Resultaten gelangen könne.

Fr. Schlegel 1772—1829.

Was Schlegel nur in Umrissen und Beispielen versuchte, führte der geniale Sprachforscher Franz Bopp aus Mainz in größerem Maßstabe und mit umfassenderen Sprachkenntnissen weiter aus, nicht wie die Romantiker in der Absicht,

Bopp 1791—1867.

für mystische und nebelhafte Gebilde Stützen zu suchen, sondern um mit fester Hand die Grundlagen eines neuen Systems zu gewinnen. Bopp's Schrift „das Conjugationssystem der Sanskritsprache, in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprachen." Frankfurt 1816, worin dargelegt war, wie man „vermittelst vergleichender und historischer Untersuchungen die Entstehung der grammatischen Formen in den mit dem Sanskrit verwandten Sprachen erforschen" möge, gab zum erstenmale einen Begriff von den Gesetzen, nach denen eine bestimmte Sprachform gebaut war und sich entwickelt hatte, und sichere Kriterien für die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Idiome. Diese Schrift regte vor Allem zu weiterem Studium des Indischen an. Während Bopp selbst auf Grund der Arbeiten von Wilkins, Colebrooke u. A. ein „ausführliches Lehrgebäude der Sanskrit-Sprache" verfaßte, wurden
Lassen 1800—1876. zugleich in Bonn auf Schlegel's Anregung von Christ. Lassen aus Norwegen die Sanskrit-Studien wesentlich gefördert und in dem umfassenden Werke „Indische Alterthumskunde" das Land und Volk der Hindu nach allen Seiten seines geschichtlichen Lebens beleuchtet. Bald wurden an allen deutschen Universitäten Lehrstühle für Sanskrit errichtet, an denen sprachkundige Männer im Geiste Bopp's wirkten und die indische Philologie auf gleiche Höhe mit der klassischen und orientalischen hoben, wie Albrecht Weber in Berlin („Indische Studien"), Theodor Benfey in Göttingen, Herm. Brockhaus in Leipzig, Theod. Aufrecht in Bonn, der in Deutschland gebildete Amerikaner Will. Whitney in Newhaven, Rud. Roth in Tübingen, Max Müller in Oxford. Diese Thätigkeit auf dem Gebiete des Sanskrit gab der gesammten Sprachforschung einen mächtigen Impuls. Nicht nur daß die klassische Philologie den linguistischen Theil ihrer Aufgabe wieder mehr betonte; auch die germanistischen Studien wurden neu belebt; auch das Zend, die altpersische Sprache wurde, seitdem Anquetil du Perron die Zoroastrischen Schriften nach Europa gebracht (I, 339), durch Burnouf und Haug in München gründlich erforscht und ihre Verwandtschaft mit dem Sanskrit nachgewiesen; auch die slavischen Sprachfamilien und die Ueberreste des Keltischen wurden zur Vergleichung herbeigezogen, und die skandinavische Sprache und Literatur begann als eigenartiger Zweig der germanischen Sprachentwickelung eingehender erforscht zu werden. Durch diese ausgreifende Thätigkeit vertiefte sich das allgemeine Sprachstudium allmählich wieder zu einer philologischen Beschäftigung mit einzelnen Sprach- und Literaturgebieten; es erwuchsen aus und mit jenem die vorher nicht gekannten Disciplinen der Zendphilologie der germanischen und slavischen Philologie.

Aber auch das Allgemeine wurde nicht über dem Besonderen, der höhere philosophische Gesichtspunkt nicht über dem empirischen Eindringen in das Einzelne aus dem Auge verloren. Einer der ersten Geister Deutschlands, welcher
Wilh. v. Humboldt 1767—1835. Detailkenntniß mit philosophischem Scharfsinn vereinigte, Wilh. v. Humboldt wurde durch die Einleitung zu seinem Werk über die Kawisprache:

„Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts“, als der Theoretiker neben Bopp dem Praktiker, Mitbegründer der neueren Sprachwissenschaft. „Aufgewachsen in Verhältnissen, welche ihn nicht nöthigten, seine großen geistigen Anlagen und Kräfte der Ausbildung in einem beschränkten Berufe dienstbar zu machen, zog er ein Gebiet des Wissens nach dem anderen in das Bereich seines Erkennens und Denkens, und zwar mit solcher Energie, daß er, noch kaum zum Mannesalter gereift, fast in allen Heimathsrecht und Selbständigkeit erworben hatte“. Wir sind dem bedeutenden Manne, dem das seltene Glück zu Theil geworden, sich wissenschaftlichen Studien einzig zur harmonischen Ausbildung des eigenen Geistes zu weihen, schon auf manchem Felde der literarischen und politischen Thätigkeit begegnet. „Seine Arbeiten im Kreise der klassischen sowohl, als der Sanskrit-Philologie, der Aesthetik, Geschichte und Staatswissenschaft gaben alle Zeugniß von einem tiefen und freisinnigen, philosophisch gebildeten, kenntnißreichen Denker, welcher die Waffen der Dialektik mit Meisterschaft zu führen verstand. Ein Freund und Geistesgenosse von Goethe, Schiller, Fr. A. Wolf, als Staatsmann und Diplomat in den höheren Lebenskreisen aller Länder heimisch, der wichtigste Berather bei Gründung der Berliner Universität, unterstützt von den Beobachtungen seines Bruders Alexander, der sich das ganze Reich der Naturwissenschaften unterworfen, hat Wilhelm von Humboldt wie ein König im Reiche des Geistes geherrscht“. Wo er ansetzte, hat er edle Schätze zu Tage gefördert; aber den Kern- und Glanzpunkt seiner vielseitigen Thätigkeit bilden seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten. Indem er die Sprachen der amerikanischen und oceanischen Völker zur Vergleichung herbeizog und die philosophische und historische Betrachtungsweise in der Art verband, daß jene „die Kette, diese den Einschlag seiner wissenschaftlichen Gewebe“ bildete, kam er zu dem Resultate, daß die Sprache nicht ein todtes Mittel, nicht ein Werkzeug sei, das zur Bezeichnung der Dinge vom menschlichen Geiste verwendet wird, sondern eine Thätigkeit, das bildende Organ der Gedanken, die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen, daß es mithin keinen Gedanken ohne Sprache gebe, das menschliche Denken erst durch die Sprache entstehe. „Die Thätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden und aus dieser Verbindung reißt sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt als solches aufs Neue wahrgenommen in jene zurück“. Die besondere Art, wie sich diese fortlaufende Thätigkeit des Geistes, den Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen, im Einzelnen manifestirt, beruht auf der Geisteseigenthümlichkeit der einzelnen Völker. „Die Verschiedenheit der Sprache läßt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt, durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht“. Denn jedes Volk drückt

in seiner Sprache die besondere Art aus, wie es die Dinge der Außenwelt auffaßt. Damit war ausgesprochen, daß die Einsicht in den Bau der Sprache zugleich ein Einblick sei in das innerste Wesen eines Volkes und der ganzen Menschheit, ein Grundsatz, wodurch die Sprachwissenschaft die größte Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte des gesammten Menschengeschlechts erhält. Alle Sprachen der Erde, lehrte Humboldt, müßten zu Hülfe gerufen werden, um als Unterlage für sprachphilosophische Betrachtungen und Untersuchungen zu dienen.

Nachdem Humboldt auf solche Weise Aufgabe und Ziel der sprachforschenden Thätigkeit dargelegt, suchte er die vorhandenen Sprachen in ein wissenschaftliches System zu ordnen, auf den Bau der Sprachen die Klassification derselben zu gründen. Ausgehend von der Form des Worts, bei dem er zwischen Wurzel und Beziehungslauten unterschied, theilte er die Sprachen in drei Klassen, in isolirende oder einsilbige Sprachen, worin die Sprachwurzeln, d. h. die im Anfang der Sprachschöpfung entstandenen Lautgruppen einfach nebeneinander gesetzt sind; in eine zusammenfügende (agglutinirende) Klasse, die durch äußerliche Aneinanderfügung oder Einverleibung von Wurzeln dem Verständniß zu Hülfe kommen und die Zusammengehörigkeit so wie die Beziehungen der einzelnen Begriffe auszudrücken strebt, und in eine flectirende Klasse mit wirklicher Abwandlung der Wurzeln. Bei dieser Eintheilung setze jede höhere Klasse die niedrigere als Vorstufe voraus und alle zu einer und derselben Klasse gehörigen Sprachen seien untereinander als formverwandt zu betrachten. Verschieden davon sei die materielle Verwandtschaft, welche die Sprachstämme bildet, deren man bis jetzt drei aufgestellt hat, den indogermanischen, den semitischen und den finnisch-tatarischen. Alle zu Einem Stamm gehörenden Einzelsprachen gehen auf eine einstmals ungetheilte Grundsprache zurück; die Spuren dieser Grundsprache in den vorhandenen Idiomen zu entdecken, ist seitdem das Hauptbestreben der vergleichenden Sprachforschung. Dabei steht der indogermanische Sprachstamm in erster Linie, daher auch die linguistische Thätigkeit vorzugsweise dahin gerichtet blieb. Nicht blos daß Bopp fortfuhr, durch mehrere Schriften, besonders durch das epochemachende Werk „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Littauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen“ die Sprachkunde zu bereichern, und die linguistischen Gesetze und grammatischen Verhältnisse festzustellen; auch ein anderer gründlicher Forscher, Aug. Friedr. Pott in Halle, widmete in dem bedeutenden Werke: „Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen“ dem indogermanischen Sprachstamm und seinen Familien eingehende Studien.

Pott geb. 1802.

War Bopp der Bahnbrecher in der Zergliederungskunst, der Meister in der Anatomie des grammatischen Baues, so gebührt Pott das große Verdienst, als Spezialzweig der vergleichenden Grammatik die sogenannte vergleichende Etymologie in großartigem

Maßstabe begründet zu haben. Eine außerordentliche Fülle des Wortschatzes der indo-
germanischen Sprachen ist von ihm schlagend gedeutet und auf seine Wurzeln zurück-
geführt worden, also, daß seiner staunenswerthen Gelehrsamkeit und glänzenden
Combinationsgabe die junge Wissenschaft eine höchst beträchtliche Bereicherung ihres
Forschungsmaterials verdankt. Gleichzeitig versuchte der kenntnißreiche Aug. Schlei- Schleicher 1821—1868.
cher im Allgemeinen die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen
darzuthun, und durch sein „Compendium der vergleichenden Grammatik der indoger-
manischen Sprachen“ brachte er zum ersten Male die als sicher erscheinenden Ergebnisse
der vergleichenden Sprachforschung in den Rahmen eines wohlabgerundeten Systems; im
besonderen verdankt man ihm gründliche Untersuchungen über die slavischen Sprachen
und ein populäres Werk über „die deutsche Sprache“, aus welchem letzteren mancher
Gebildete in unserem Vaterlande Kenntniß des formalen Baues der indogermanischen
Sprachen überhaupt und der deutschen Muttersprache insbesondere geschöpft hat.
Steinthal baute unmittelbar auf W. v. Humboldt weiter, suchte dessen Tiefsinn zu Steinthal geb. 1823.
erläutern und seine psychologische Sprachbetrachtung durch zahlreiche Schriften, unter
denen die „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ die hervor-
ragendste ist, zu pflegen und weiter zu entwickeln. Einzelne Sprachgebiete erhielten
ebenfalls ihre sorgsame Pflege im Sinne und Geiste der vergleichenden historischen
Grammatik. So das Griechische durch G. Curtius, dessen Arbeiten „Grundzüge der Curtius geb. 1820.
griechischen Etymologie“; „Das Verbum der griechischen Sprache“ u. a. vornehmlich
classischen Philologen und Schulmännern die Lehren und Resultate der Sprachwissen-
schaft vermittelten; das Lateinische durch Wilh. Corssen's Werk „Ueber Aussprache, Corssen 1820—1875.
Vocalismus und Betonung der lateinischen Sprache“ und andere Schriften desselben
Verfassers. In neuerer Zeit fand Pott's Specialfeld, die vergleichende Etymologie,
einen jüngeren rüstigen Bearbeiter an Aug. Fick in Göttingen, dessen „Vergleichendes
Wörterbuch der indogermanischen Sprachen“ in kurzer Zeit mehrere stetig anwachsende
Auflagen erlebte. Delbrück und Windisch, beide namhaft als Sanskritisten, letz-
terer zugleich als Keltologe, gewannen dem indogermanischen Sprachstudium wieder
eine neue Seite ab: sie legten den Grund zu der neben der Formenlehre anfangs ver-
nachlässigten vergleichenden Syntax („Syntaktische Forschungen“). Ihren Spuren auf
diesem Specialgebiete folgte dann neben anderen Hübschmann („Zur Casuslehre“),
indem er besonders die Syntax der Avestasprache, wie Delbrück die der Veden, wegsam
zu machen wußte.

Im Ganzen hat sich der neuesten Sprachwissenschaft ein vorwiegend kritischer
Charakter bemächtigt: eine heilsame Skepsis beginnt die schon eingebürgerten Lehren
der älteren Zeit zu sichten. So unterwarf Joh. Schmidt, ein Schüler Schleicher's, die
traditionellen Ansichten über die Gliederung des indogermanischen Sprachstammes einer
gründlichen Revision; seine kleine, aber anregende Schrift über „Die Verwandtschafts-
verhältnisse der indogermanischen Sprachen“, rief eine zeitgemäße Prüfung der Krite-
rien für nähere und entferntere Sprachverwandtschaft hervor. Ferner ist eine an
Leskien in Leipzig anknüpfende Richtung, die sogenannte „junggrammatische“ (Ost-
hoff, Brugman), seit einigen Jahren eifrig bestrebt, die an der controlirbaren
historischen Entwickelung neuerer Sprachen und lebender Dialekte gemachten methodo-
logischen Erfahrungen mehr als früher geschehen bei der Erforschung der alten todten,
nur in Literaturdenkmälern überlieferten Sprachorganismen zu verwerthen: man be-
tont die Nothwendigkeit, dem Walten der verschiedenartigen in der Sprachentwickelung
thätigen Kräfte energischer gerecht zu werden und genauer das Verhältniß des Antheils
festzustellen, welchen Leibes- und Seelenthätigkeit des Menschen (Physiologie und Psy-
chologie) an der Vererbung und Umbildung menschlicher Sprache haben. (Osthoff und

Brugman „Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen"). Von dem überall entfalteten frischen Leben in der vergleichenden Sprachwissenschaft zeugt auch, daß neben der altbewährten seit 1850 erscheinenden A. Kuhn'schen „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, seit 1877 ein neues Organ gleicher Tendenz, die von Bezzenberger in Göttingen herausgegebenen „Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen", Boden gefunden hat.

3. Semitische Sprachen. Neben der indogermanischen waren es zunächst die semitischen Sprachen, deren Studium auch durch die 1845 gegründete deutsche morgenländische Gesellschaft mit dem Sitze in Leipzig-Halle neue, fruchtbringende Anregung erfuhr. Sie erfreuten sich eingehendster und umfassendster Bearbeitung. Unter ihnen allen verfügt die arabische über die reichste Literatur und hat vor den anderen überdies den Vorzug einer noch lebenden Zunge voraus. Hier begründete Silvestre de Sacy eine neue Epoche, deren Träger, wie in Frankreich Reinaud und Quatremère, in England Wright, in Holland Dozy und de Goeje, so in Deutschland Fleischer, Rödiger und Gildemeister wurden. (Fleischer geb. 1801.) Neue Hülfsmittel (Freytag, Ewald, Caspari, Wright, Laue) wurden geschaffen; zahlreiche Publicationen (Fleischer, Wüstenfeld, Flügel, Sachau, Ahlwardt) erschienen und die Geschichte der moslemischen Welt fand tiefgehende Darstellung (Hammer-Purgstall, Weil, Sprenger, Caussin de Perceval u.) a. Die Kenntniß des Phönizischen erweiterte sich beträchtlich, (Gesenius 1786—1842.) nachdem Gesenius hiefür die richtige Grundlage gewonnen hatte, durch neu aufgefundene Inschriften, welche von Ewald, Levy, Blau, Euting entziffert wurden. Das ganze Gebiet der aramäischen Dialekte wurde von Nöldeke in umfassendster Weise von sprachvergleichenden Gesichtspunkten aus behandelt und speciell das Syrische erfuhr reiche Pflege, durch grammatische (Nöldeke, Merx) und lexicalische Arbeiten (Bernstein, Smith), sowie durch Publicationen syrischer Autoren (Wright, Hofmann, de Lagarde) und von Sammlungen der wenigen lebenden Reste der syrischen Sprache (Socin, Prym). Das Aethiopische mit seinen Töchtersprachen fand durch Dillmann und Prätorius für Lexicon und Grammatik gründlichste Darlegung. Den Ausgangspunkt für diese lohnenden Streifzüge auf das gesammte Gebiet des semitischen Orients bildete in der Regel das Hebräische, welches in Gesenius' großen grammatikalischen und lexikalischen Leistungen zuerst den engen Formen einer theologischen Fachdisciplin entwachsen ist und dann unter den Händen von Heinrich Ewald, Justus Olshausen, Ferd. Hitzig, H. Hupfeld u. A. eine mit den Fortschritten der classischen Philologie durchaus ebenbürtige und dabei stets den Zusammenhang mit dem gesammten Sprachgebiet wahrende Ausbildung fand. Ein ganz neues Gebiet des Semitismus wurde entdeckt, nachdem auf den Denkmälern von Persepolis, Babylon und Ninive, aber auch sonst vereinzelt in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien die s. g. Keilschrift ans Licht getreten war. Während nämlich die erste Gattung dieser, von den alten Königen Babyloniens und Persiens herrührenden Inschriften, deren Entzifferung von Grotefend 1802 begonnen, von Lassen, Burnouf und H. Rawlinson 1846 vollendet worden war, eine indogermanische

Sprache darstellt, nämlich das alte Persisch, und die zweite dem türkisch-tatarischen Stamme anzugehören scheint, ist die dritte fast von allen Forschern, so namentlich auch von den deutschen Gelehrten Olshausen, Oppert, Schrader, als rein semitisch erkannt worden. Gerade die in dieser letzten Sprache abgefaßten Inschriften der Achämeniden, die s. g. assyrisch-babylonischen Keilinschriften, lassen zugleich die interessantesten Schlaglichter sowohl auf den Entwickelungsgang der semitischen Sprache, als auf die spätere Geschichte Israels fallen. Aber auch die frühere Entwickelung dieses Volks sollte noch anderwärtsher eine unerwartete Beleuchtung erfahren. Seit Napoleon's Feldzug in Aegypten fingen die Hieroglyphen an, ihr jahrtausendlanges Stillschweigen zu brechen. Was der jüngere Champollion und Chabas begonnen hatten, das führten Rosellini und vor Allen Lepsius und Brugsch weiter, und so sieht die ganze alte Geschichte des Orients angesichts dieser allenthalben wieder aus dem Staub erstehenden Monumente und zum Reden gebrachten Inschriften einer durchgängigen Erneuerung entgegen.

4. Die stärkste Stütze und Hülfe erhielt die vergleichende Sprachwissenschaft neben dem Sanskrit an den immer mehr aufblühenden germanistischen Studien, an der tiefen Erforschung der altdeutschen Sprache und Literatur. Wir haben in den culturhistorischen Abschnitten dieses Buches wiederholt auf den großen Umschwung hingewiesen, den diese Studien zunächst im Gefolge der Romantik, dann auf eigenen Füßen als selbständige Wissenschaft einherschreitend in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erfahren haben. In den schwersten und schmachvollsten Tagen der deutschen Geschichte erwachte die Liebe und das Interesse für die Denkmale der vaterländischen Vorzeit und führte zu ungeahnten Resultaten. Mit instinctiven Gefühlen wie durch höhere Eingebung wendete eine Anzahl deutscher Männer ihre geistige Thätigkeit, ihren Sammel- und Forschungsfleiß dem germanischen Alterthum zu und begann ein Werk, das mehr als jedes andere Ringen und Streben bestimmt war, das deutsche Nationalgefühl, das Bewußtsein der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme zu wecken und zu beleben. In einem Augenblick, da die deutsche Nation zerrissen und gebrochen zu Boden lag, wurde von hochherzigen Männern fast unbewußt die ältere deutsche Sprache und Dichtung aus dem Todesschlummer gerufen und ein Band gewoben, das mit unsichtbarer Kraft die aufgelösten Theile des alten Reiches zusammenhielt und zu gemeinsamen Lebenszielen anregte. Die deutsche Sprache und Literatur war lange Zeit das einzige Verbindungsglied der nationalen Einheit, aber sie wurde zum Feuerheerd für alle vaterländischen Gefühle. Wie viele herrliche Schätze sind zu Tage gefördert worden, seitdem die Romantiker, vor Allen Friedr. Schlegel, Tieck, Arnim, Joseph Görres die mittelalterlichen Dichtungen, die Minne- und Volkslieder aus der Vergessenheit hervorgezogen, seitdem Friedr. H. von der Hagen die Nibelungen dem deutschen Volke wieder zuführte und der fleißige Docen aus den Schätzen der Münchener Bibliothek den älteren Titurel und so manches Andere bekannt machte,

4. Germanische Philologie.

v. d. Hagen 1780—1856.

Docen 1782—1828.

bis auf die Glanzzeit der germanischen Philologie, welche durch die Brüder Jacob
Jacob Grimm 1785—1863. und Wilhelm Grimm begründet und an ihrer Seite durch K. Lachmann,
Wilh. Grimm 1786—1859. Schmeller, Uhland, Moritz Haupt, Simrock, Franz Pfeiffer, Karl
Lachmann 1793—1851. Bartsch und so viele andere Mitarbeiter fortgebildet und nach allen Seiten
Haupt 1808—1874. ausgebreitet wurde! Welches Licht haben Jacob Grimms Forschungen über das
Schmeller 1785—1852. altdeutsche und nordische Epos, über Sage und Volksdichtung, über Reinhart Fuchs und so vieles andere ausgestreut; welche Wirkungen haben seine „deutsche Grammatik", durch welche er der Begründer aller historischen Sprachwissenschaft wurde, seine „Weisthümer des deutschen Rechts", seine „deutsche Mythologie", das großartige, mit seinem Bruder und vielen Fachgelehrten unternommene noch im Erscheinen begriffene „deutsche Wörterbuch", für die Erkenntniß deutschen Lebens und deutscher Sitten in der Sprache, in den Rechtsalterthümern und den religiösen Vorstellungen und Gebräuchen hervorgebracht, und wie sind die „Kinder- und Hausmärchen" der beiden Brüder ins Volk, in die große und kleine Welt gedrungen! Unter ihren Händen und durch ihre Anregung sind die Studien über deutsche Sprache, deutsche Literatur, deutsches Wesen im Innern des Gemüths wie in der Bethätigung des äußeren Lebens zu einer Tiefe und zu einem Umfang gediehen, daß der germanischen Philologie so wenig wie der vergleichenden Sprachforschung der Rang und die Ehre einer eigenen Wissenschaft mehr streitig gemacht werden darf. Allenthalben regten und regen sich fleißige Hände, um durch emsige Bestellung des weiten Ackerfeldes immer reichere Ernten hervorzurufen, den Vorrath von edlen Früchten immer noch zu mehren. Wir haben gelegentlich die Namen der hervorragendsten Germanisten erwähnt, die neben dem Berliner Brüderpaar an dieser vaterländischen Arbeit mitgewirkt haben: Wie verschieden auch die Ansichten, Richtungen und Studien sein mögen, die bei G. F. Beneke, Maßmann, Mone, Hoffmann von Fallersleben, Graff, Meusebach, A. Holtzmann, Wackernagel, Müllenhoff, Zarncke, K. Bartsch und so vielen Andern hervortreten, sie alle förderten treffliche Bausteine zu dem vaterländischen Ehrentempel der germanischen Sprachwissenschaft, dessen Entstehung uud Architekturgeschichte uns Rudolf von Raumer kürzlich in einem eingehenden Werk vorgeführt hat, wie ein Jahr vorher Theod. Benfey die Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie. Besonders zu erwähnen ist hier noch der erneute frische Aufschwung, den in den jüngsten Zeit das Studium der historischen Grammatik der deutschen Sprache gethan. Durch W. Scherer und sein 1868 erschienenes geistvolles Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache" wurden ihr, mittelbar aber auch der gesammten vergleichend-historischen Sprachforschung, zum ersten Male wieder seit Jac. Grimm ganz neue Bahnen gewiesen, neue Ziele gesteckt. Diese zu erreichen, arbeitet jetzt eine Anzahl schon bewährter jüngerer Kräfte trotz mancher Meinungsdifferenzen der einzelnen unter sich im unverkennbaren Verein: theils unmittelbare Schüler Scherer's, mehr noch eine Reihe Forscher von selbständigerer Entwickelung, wie

General Library University of Michigan

Braune, Paul, Sievers, der Däne Karl Verner, fördern den bereits stattlich ragenden Bau der vaterländischen Sprachforschung ersprießlich weiter und stehen, den Specialgrammatikern anderer Sprachgebiete weit voraus, in lebhaftester und fruchtbringendster Wechselwirkung mit der allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft und deren Vertretern.

„Wie alle philologische Wissenschaft", so schließt v. Raumer sein erwähntes Werk, „hat sich die germanische Philologie geschult an der strengen und ausgebildeten Methode der klassischen Philologie. Die Erforschung des Sanskrit und des Zend ist ihr, wie allen indoeuropäischen Studien, gewinnbringend gewesen. Die wissenschaftliche Untersuchung einerseits der littauischen und der slavischen Sprachen, andererseits des Celtischen hat auch der germanischen Philologie gedient. Andererseits haben alle diese Wissensgebiete die unverkennbarsten Einwirkungen von Seiten der germanischen Philologie erfahren. Aber nicht darin allein liegt der Werth der germanischen Philologie, daß sie ein Glied bildet in der Kette der gesammten Sprach- und Literaturforschung. Ihre wesentlichste Bedeutung in unserem Vaterlande gibt ihr die Stellung, welche sie im Kreise der Wissenschaften einnimmt, deren Gegenstand das deutsche Volk ist. Sie steht in der engsten Beziehung zu dem großartigen Aufschwung, den die Erforschung der deutschen Geschichte nach allen Seiten hin genommen hat. Die Thaten und Schicksale des deutschen Volkes, sein Recht, seine Kunst, seine gesammte Cultur werden in unserer Zeit mit einer Gründlichkeit erforscht, einer Wärme und Lebendigkeit dargestellt, von der frühere Jahrhunderte kaum eine Ahnung hatten. Und wie die Sprache der tiefste Ausdruck unseres Volkes ist, so ist die Wissenschaft von dieser Sprache und den in ihr niedergelegten Geisteswerken gleichsam das Herz der Wissenschaften, die sich die Erforschung unseres Volkes zur Aufgabe gestellt haben".

4. Geschichtschreibung.

In allen Wissenschaften spiegelt sich mehr oder minder der Geist und die Richtung der Zeit ab, in keiner jedoch mehr als in der Historiographie, welche unter den großartigen Zeitereignissen einen bedeutenden Aufschwung nahm und die Erfahrungen und Erlebnisse der reichen Gegenwart benutzend das Völkerleben aller Jahrhunderte in seiner Totalität zu durchdringen bestrebt war. Barthold Georg Niebuhr, ein im preußischen Staatsdienst und im akademischen Lehr- Niebuhr 1776—1831. amt (in Bonn) einflußreich wirkender Mann, beleuchtete im ernsten Geist der Freiheitskriege, für die er aus allen Kräften thätig war, und mit der Fackel historischer Kritik die Geschichte Roms und sammelte mit rastlosem Fleiß und bewunderungswürdiger Belesenheit aus den Werken der Alten die zerstreuten Winke und Notizen zu seinem unsterblichen Werke, das eine neue Epoche in der Behandlung der Geschichte des Alterthums begründete. Nicht zufrieden, das Widersprechende der traditionellen Geschichte nachzuweisen und die Irrthümer in dem bisher für historisch Gehaltenen darzuthun, war Niebuhr zugleich bemüht, „die unter der Hülle der Sagendichtung verborgene Wahrheit zu erkennen und ans Licht zu bringen, die ältesten Zustände in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit wiederherzustellen, aus den brauchbaren Werthstücken ein neues historisches

Gebäude aufzuführen". Das Werk wurde von Niebuhr selbst nur bis zu dem punischen Kriege geführt; aber aus seinen in Bonn gehaltenen „historischen und philologischen Vorträgen" haben Schüler von ihm Fortsetzungen und Ergänzungen geliefert, die nicht blos die römische Geschichte, sondern das ganze Alterthum umfaßten. Auch begründete er in Verbindung mit Brandis und Boeckh das „Rheinische Museum für Philologie" und rief eine neue Bearbeitung der byzantinischen Geschichtschreiber ins Leben. Obwohl ein Bewunderer der antiken Republiken und der Kraft der römischen Plebejer, sah Niebuhr doch in der französischen Revolution und ihrer Tochter, der Julikatastrophe, das größte Unheil
Schlosser 1776–1861. für die moderne Staatsordnung. — Fr. Christoph Schlosser in Heidelberg faßte in seiner „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" und in seiner „Universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der Alten Welt und ihrer Cultur" mit tiefem Blick die Lebensthätigkeit der Völker alter und mittlerer Zeit in ihrer Totalität auf, indem er die innige Verbindung der Literatur, Sitte und Denkweise mit den Erscheinungen des öffentlichen Lebens nachwies, und schilderte in seiner „Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" die Ereignisse und Charaktere, die Thaten und Meinungen der jüngsten Vergangenheit mit Tiefe, Schärfe und Freimuth und mit dem strengen Richtmaß der Moral und des Rechts. Sein herber Ernst nimmt nicht selten den Charakter eines stoischen Rigorismus an. Ausgerüstet mit umfassenden historischen Kenntnissen, übte er als akademischer Lehrer wie als unermüdlicher Schriftsteller und im kleinen Gesellschaftskreise als Erklärer des Dante einen anregenden Einfluß auf die gebildeten Stände der deutschen Nation. Aus seinen mehr gelehrten und wissenschaftlichen Werken bearbeitete in der Folge einer seiner Schüler, G. L. Kriegk in Frankfurt unter Beihülfe des Verfassers eine „Weltgeschichte für das deutsche Volk", die dann in zweiter Auflage von Osc. Jäger und Th. Crei-
Rotteck 1775–1840. zenach revidirt, überarbeitet und fortgesetzt ward. — Karl v. Rotteck aus Freiburg im Breisgau, ein Vorfechter liberaler Grundsätze mit Wort und Schrift, bediente sich der Weltgeschichte als Mittel zur Verbreitung politischer Ideen und liberaler Ansichten und Lehren über staatliche und kirchliche Dinge unter dem Volke im Geiste der Aufklärung und des philosophischen Fortschritts.

Leo 1799–1878. Dagegen hat Heinrich Leo von Halle, ein fruchtbarer protestantischer Historiker von großem Wissen und beweglicher Natur, der für die Heeren-Ukert'sche Geschichte der europäischen Staaten die „Geschichte von Italien" mit einer gewissen Wärme und Objektivität bearbeitete, in seinen späteren Jahren („Lehrbuch der Universalgeschichte" u. a. W.) mit dem Zorn eines Dominikaners gegen die durch Reformation und Revolution in die Welt gekommene Aufklärung geeifert. Nur in der göttlichen Fürstenmacht, umgeben von einer starken Priesterschaft, nicht aber in einem in gesetzlicher Freiheit lebenden Volke erblickte er das Heil der Welt, das Glück der Staaten, und im „Eifer für die Sache des Herrn" die unbefangene menschliche Erwägung der Zeitbedürfnisse und der Zeitrichtung verlieren d.

bemühte er sich „den Zeiger der Weltgeschichte zurückzustellen". Leo gehörte zu der rückläufigen romantisch-historischen Schule, die in den christlich-conservativen Anschauungen eines Fr. Schlegel, Gentz, Haller ihr Ideal sah. Wir haben diese Richtung zum Theil schon kennen gelernt (S. 66 ff.) und werden ihr später wieder begegnen. — Verwandten Geistes und von gleichen Ansichten und Tendenzen erfüllt waren zwei protestantische Theologen, Fr. Hurter von Schaffhausen, und Aug. Fr. Gfrörer aus dem Würtembergischen, welche über der Bearbeitung kirchengeschichtlicher Werke sich so sehr in den Romanismus hineinlebten, daß sie zur katholischen Kirche übertraten. — Hurter hat sich durch seine „Geschichte Papst Innocenz' III.", worin er an der Hand gründlicher Quellenforschung ein Bild der großartigen Wirksamkeit der katholischen Kirche zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts mit apologetischer Ehrfurcht vor der päpstlichen Autorität entwarf, so sehr das Wohlgefallen der römischen Curie erworben, daß er noch vor seinem Uebertritt, während er in Schaffhausen die Stelle des ersten protestantischen Hauptpredigers (Antistes) bekleidete, als geheimer Agent des höchsten katholischen Glaubens- und Gewissenstribunals in Rom bei Anstellungen und Missionen zu Rathe gezogen ward; und er scheute sich *nicht*, diese heuchlerische Doppelstellung Jahre lang zu behaupten, bis seine *protestantischen* Amtsbrüder und der allgemeine Unwille seine Entlassung bewirkten. Die sophistisch-jesuitische Schrift: „Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben", wird kein ehrliches aufrichtiges Gemüth mit seiner Handlungsweise versöhnen. Zum Historiographen in Wien ernannt, hat er dem Kaiserhof seinen Dank bewiesen durch das bändereiche Werk: „Geschichte Ferdinand's II. und seiner Aeltern". — Gfrörer ist als Bibliothekar in Stuttgart in seinem Werke „Gustav Adolf König von Schweden" zunächst als Verfechter der Kaiseridee von ghibellinischem Standpunkte gegenüber den particularistischen Bestrebungen der Landesfürsten aufgetreten, eine Anschauungsweise, die in der Behandlung des dreißigjährigen Krieges naturgemäß zur Parteinahme für die mit dem Kaiserthum zusammenfallende katholische Sache führen mußte. Als Professor an die Universität Freiburg berufen, hat er seine katholische Ueberzeugung offenkundig gemacht durch seinen Confessionswechsel und in seinem siebenbändigen Buch über „Gregor VII. und seine Zeit", in welchem er die Quellenschriftsteller in geschmackloser Weitschweifigkeit vom apologetisch-katholischen Standpunkt ausschrieb, gelehrtes Material ohne alle künstlerische Verarbeitung in tendentiöser Weise zusammengestellt. Auch seine übrigen Schriften aus dem Gebiete der Kirchengeschichte und der Karolingerzeit geben Zeugniß von dem gänzlichen Mangel, ein reiches Wissen und eine umfassende Gelehrsamkeit in eine genießbare Form und Sprache zu gießen. — Einen ähnlichen Lebens- und Entwickelungsgang hat Onno Klopp aus Ostfriesland aufzuweisen. Von der preußenfeindlichen Gesinnung, die er schon in seiner „Geschichte Ostfrieslands" kundgab, und von der Anhänglichkeit an das Welfenthum, die ihn im J. 1866

Hurter 1786–1865.

Gfrörer 1803–61.

an der Seite des Königs Georg nach Wien führte, ging er allmählich ganz in die katholische Vorstellungswelt auf, die ihn zuletzt der römischen Kirche zutrieb und die er auch in dem vierbändigen Geschichtswerke „Der Fall des Hauses Stuart" eingehalten hat. Wissenschaftliche Verdienste erwarb sich Klopp durch die Herausgabe der historisch-politischen und staatswissenschaftlichen Schriften von Leibniz, wozu er viel schätzbares Material aus dem Hannoverschen Landesarchiv schöpfte. — Als feuriger Vorkämpfer im ultramontanen Lager ist in neuerer Zeit der Frankfurter Gymnasialprofessor Johannes Janssen aufgetreten, dem die Lorbeern Hurter's und Klopp's den Schlaf raubten. Nach einigen kleineren Schriften hat er es unternommen in einer „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters" den Reformationsprozeß von neukatholischen Gesichtspunkten zu beleuchten und die Sünde wider den heiligen Geist zu sühnen, die einst Schlosser und Kriegk über dieselbe Anstalt gebracht. Nach ihm ist die Reformation an allem Elend der Gegenwart schuld. „Der Abfall von den kirchlichen Grundsätzen habe den Ruin der arbeitenden Menschen verschuldet und das Proletariat der neuen Zeit geschaffen". — Ein conservativer Geist im Gegensatz zu dem herrschenden Liberalismus weht auch in den Ge-
K. A. Menzel 1784—1855. schichtswerken von Karl Ad. Menzel, Professor und Schulrath in Breslau, namentlich in dem bedeutendsten derselben „Neuere Geschichte der Deutschen, von der Reformation bis zur Bundesacte". Seine Abneigung gegen jede Störung der bestehenden Ordnungen in Staat und Kirche brachte ihn zu einer katholicirenden Auffassung der neueren Geschichte, die bisweilen nahe an Papismus streift. Doch ist er nicht zum Abfall von der evangelisch-protestantischen Kirche noch zu einer Verleugnung ihrer Doctrinen fortgeschritten. Seine Arbeiten über die deutsche Geschichte sind auf gründlichen Quellenstudien aufgebaut und haben trotz ihres trockenen und schwerfälligen Stils große Anerkennung und Verbreitung gefunden.

Ward von diesen Historikern und ihren Gesinnungsgenossen die ernste und stolze Muse der Geschichte nicht selten zu Magddiensten im Vorhofe der römischen Kirche gezwungen, so haben dagegen andere ihren wahren Beruf erkannt in der Erforschung und Darstellung des geschichtlichen Lebens aller Zeiten in
Heeren 1760—1842. seiner echten und lauteren Gestalt. A. H. L. Heeren in Göttingen stellte in seinen „Ideen über Politik, Verkehr und Handel &c. der alten Welt" und in andern historischen Werken über die vielseitige Lebensthätigkeit der Völker des
Wachsmuth 1784—1866. Alterthums manche neue Ansichten auf; E. Wilh. Wachsmuth in Leipzig hat mit tiefer Gelehrsamkeit und gründlicher Forschung sowohl das hellenische Alterthum als die französische Revolutionszeit und die Culturzustände der ver-
Dahlmann 1785—1860. schiedenen Völker in allen Zeiten durchdrungen, und Friedr. Chr. Dahlmann, einer der bedeutendsten theoretischen Politiker der neuesten Zeit, hat, nachdem er sich in der „Geschichte Dänemarks" u. a. W. auch als geistvollen und gelehrten Historiker bewährt, in der Geschichte der englischen und französischen Revolution Politik und Geschichte verbunden, um Fürsten und Staatsmännern aus der

Vergangenheit prophetische Winke und Warnungen über die zu wählende Regierungsweise zu ertheilen. Wie Wachsmuth gehörte auch Fr. Kortüm zu den gelehrten Historikern. (Kortüm 1788—1858.) Eine Reihe von Werken („Römische Geschichte"; „Geschichte Griechenlands"; „Geschichte des Mittelalters" u. a.) gibt Zeugniß, daß der zuerst in der Schweiz, dann in Heidelberg thätige Professor auf allen Gebieten der Geschichtswissenschaft zu Hause war. Aber ihm fehlte die Huld der Grazien. — Varnhagen von Ense, ein in das deutsche Staats- und Kriegsleben der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vielfach verflochtener (Varnhagen von Ense 1785—1858.) Mann von Freimuth und patriotischer Gesinnung, hat in einer fruchtbaren literarischen Thätigkeit eine große Anzahl von Schriften verfaßt, die, wenn sie auch nicht der strengen Historiographie angehören, sondern auf dem Boden des Biographischen und Memoirenhaften sich bewegen, manches Licht über die behandelten Zeiten und Personen verbreiten. Seine Werke zeichnen sich besonders durch einen so geglätteten Prosastil aus, daß dadurch nicht selten aller Charakter und alle Eigenthümlichkeit verwischt wird, geben aber Zeugniß von einem frischen Auffassungsvermögen und einer jugendlichen Lebendigkeit. — Heinr. Luden (Luden 1780—1837.) hat als akademischer Lehrer in Jena eine fruchtbare Thätigkeit entfaltet, in zahlreichen Geschichtswerken („Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums und des Mittelalters" und die unvollendete „Geschichte des teutschen Volkes"; „Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte" u. a. W.) vaterländische Gesinnung und männlichen Freimuth dargelegt und in dem nach seinem Tode herausgegebenen Nachlaß „Rückblicke in mein Leben" viele interessante Bemerkungen über Personen und Ereignisse seiner Zeit mitgetheilt. — Von ihm angeregt hat sich Johannes Voigt, geboren 1786 zu Bettenhausen im Mei- (J. Voigt 1786—1863.) ningen'schen, dem Studium der Geschichte gewidmet und während einer langen akademischen Wirksamkeit an der Universität Königsberg durch eine große Anzahl historischer Werke, unter denen die „Geschichte Preußens unter der Herrschaft des deutschen Ordens" den ersten Rang einnimmt, die Zeiten des Mittelalters zu beleuchten gesucht. Sein Sohn Georg Voigt (geb. 1827), dermalen Professor in Leipzig, hat die Laufbahn des Vaters verfolgt und die Ausgänge der mittelalterlichen Lebensordnungen zum Gegenstand seiner Darstellungen gemacht, Gründlichkeit mit Geschmack und Schönheitssinn vereinigend („die Wiederbelebung des klassischen Alterthums oder das erste Jahr des Humanismus"; „Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter").

Gust. Ad. Stenzel, der als Jüngling in den Reihen der Freiheits- (Stenzel 1792—1854.) kämpfer nach Frankreich zog und gegen das Ende seines Lebens im Frankfurter Reichsparlament thätig war, hat neben seinen akademischen Vorlesungen in Breslau eine Reihe historischer Arbeiten aus der vaterländischen Geschichte verfaßt („Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern"; „Geschichte des preußischen Staats"; „Geschichte Schlesiens" u. a. W.). — Friedr. v. Raumer schrieb (Raumer 1781—1873.) seine „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" im Geiste und mit der Vorliebe

eines Romantikers für die untergegangene Herrlichkeit der mittelalterlichen Welt, und Leopold v. Ranke, der Begründer einer historischen Schule, welche in ganz Deutschland zahlreiche Jünger und Anhänger zählt, suchte das bewegte Leben und die verwickelten Zustände der Reformationszeit in Deutschland, in Italien („Geschichte der Päpste"), in Frankreich und in England durch neue Forschungen aufzuhellen und durch lichtvolle und gewandte Darstellung anschaulich zu machen. Beherrschung des Materials mit geistreicher Auffassung und würdiger Verarbeitung verbindend hat Ranke die Kunst der Historiographie auf eine hohe Stufe der Vollendung geführt. Seine Geschichtswerke sind wahre Kunstschöpfungen, die weil mit Liebe geschaffen auch im Leser ein Gefühl des Wohlgefallens erwecken. Ueber die tragischen Momente geht er leichten Schrittes weg und von pessimistischer Weltanschauung ist er weit entfernt. Aber unter der feinen künstlerischen Glätte vermißt man nicht selten die männliche Kraft und den sittlichen Zorn und über der objektiven Ruhe der Beschreibung die Herzenswärme eigener Ueberzeugung. Mit kunstfertiger Hand weiß er aus einzelnen Zügen treffliche Charakterbilder zu entwerfen, aber von der stoischen Strenge eines Tacitus oder eines Schlosser ist keine Spur vorhanden.

Ranke geb. 1795.

Aus der Schule Ranke's und seiner unmittelbaren Jünger sind mehrere namhafte Historiker der Gegenwart hervorgegangen, deren Schriften in den bibliographischen Angaben der betreffenden Abschnitte dieses Werks angeführt sind. So außer den fleißigen Mitarbeitern an den „Monumenten" und den „Jahrbüchern des deutschen Reiches" Rud. Köpke und Phil. Jaffé (beide † 1870), Maurenbrecher in Bonn, K. v. Noorden in Leipzig, A. Schmidt in Jena, K. Hegel in Erlangen, A. Kluckhohn in München, E. Winkelmann und B. Erdmannsdörffer in Heidelberg, F. X. Wegele in Würzburg, H. Baumgarten in Straßburg u. a. m.

Gervinus 1805—71.

Dahlmanns Freund und Gesinnungsgenosse, Georg Gottfr. Gervinus aus Darmstadt, einer der Göttinger Sieben, hat in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", oder, wie der Titel der vierten Auflage lautet „Geschichte der deutschen Dichtung" ein Werk ausgeführt, das an Tiefe der Forschung wie an freier, großartiger Auffassung und vaterländischer Gesinnung stets eine Zierde unserer Literatur bleiben wird, und hat dann in seinem gründlichen und geistreichen Werke über Shakespeare den Blick der deutschen Nation zur Zeit der ärgsten politischen Verwirrung durch das Hinweisen auf das harmonische Schaffen dieses großen, klaren Geistes zu schärfen und aufzuklären gesucht. In seiner „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" unternahm er, den Gesetzen des Aristoteles folgend, die Construction der Weltgeschichte im Großen, indem er, gestützt auf den Verlauf der Geschichte im Alterthum und Mittelalter, den Entwickelungsgang des Staats in der neuern Zeit und den Charakter der geschichtlichen Zukunft zu bestimmen versuchte. Die Geschichte selbst, von der bei seinem Hinscheiden acht Bände, die Jahre 1815 bis 1830 umfassend, vollendet waren, ist ein Meisterwerk deutscher Historiographie sowohl an gründlicher Forschung als an edler Darstellung. — Gg. Heinrich Pertz

Pertz 1795—1876.

hat in dem „Leben des Freiherrn vom Stein“ und „des Feldmarschalls Gneisenau“ eine große Zeit an großen Persönlichkeiten geschildert und durch Herausgabe und Leitung der Quellen zur deutschen Geschichte (Monumenta) der vaterländischen Geschichtschreibung einen soliden Boden bereitet.

Ludw. Häusser hat, nachdem er durch die „Geschichte der rheinischen Pfalz“ die Vergangenheit seines Heimathlandes den nachgebornen Geschlechtern vor die Erinnerung geführt, in seiner „deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes“ die Gebrechen und den Fall des deutschen Reichs und die große Zeit der Freiheitskriege mit vaterländischem Sinn und kräftigem Naturalismus dargestellt und den Verlauf und die Bedeutung dieser welthistorischen Begebenheiten von deutschen Gesichtspunkten beleuchtet. Seine vielbesuchten und vielbewundereen Vorlesungen über das Zeitalter der Reformation und die französischen Revolution hat sein Schüler Oncken herausgegeben. — Bei seinem frühen Tod wurde Heinrich v. Treitschke zu seinem Nachfolger berufen, ein jüngerer Mann, welcher als Redacteur der „Preußischen Jahrbücher“ in Schrift und Rede mit dem Muthe und dem feurigen Geiste eines siegesbewußten Feldherrn für die Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Aegide die Waffen schwingt. Die „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“, wovon im Jahre 1879 der erste Theil erschien, erregte durch den patriotischen Geist und die mannhafte Gesinnung, die das Ganze durchwehen, wie durch die plastische Charakterzeichnung allgemeine Bewunderung, wenn gleich einzelne Stimmen die schroffe Einseitigkeit des preußisch-deutschen Standpunktes bei der Beurtheilung der Personen und Sachen rügten. — Heinr. v. Sybel, bis zu seiner Berufung nach Berlin zur Leitung der Archive Professor in Bonn, der Begründer der „historischen Zeitschrift“, hat mit kritischem Scharfsinn manche dunkle und schwierige Frage der Geschichte zu lösen gewußt und neben seiner akademischen und politischen Thätigkeit noch Muße gefunden, die „Geschichte der Revolutionszeit“ mit pragmatischem Geschick und strenger Wahrheitsliebe zu behandeln. Auch sein College Arnold Schäfer, der nach dem gründlichen umfassenden Werk über „Demosthenes“ in neuerer Zeit eine Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben hat, ist ein thätiger Mitarbeiter der historischen Zeitschrift. — Georg Waitz setzte in der „Geschichte Schleswig-Holsteins“ seinem Vaterlande, aus dem ihn der dänische Haß vertrieben, ein schönes Denkmal, mit dem das eingehende Werk „Lübeck unter Jürgen Wullenweber“ in nahen Beziehungen steht, und suchte in der „deutschen Verfassungsgeschichte“ und in verschiedenen andern Werken die verflochtenen Zustände und das reiche Leben des deutschen Mittelalters an der Hand des gründlichsten Quellenstudiums zu erforschen. — Gustav Droysen, Max Duncker und Theodor Mommsen widmeten ihre schriftstellerischen Talente der Geschichte und Literatur des Alterthums; der erste, indem er durch die Uebersetzung des Aristophanes die Stellung und Bedeutung dieses großen Komödiendichters anschaulich machte, in der „Geschichte Alexander's

Häusser 1818—67.

Sybel geb. 1817.

Waitz geb. 1813.

Droysen geb. 1808.

des Großen" ein begeistertes Bild von diesem königlichen Helden entwarf und in der „Geschichte des Hellenismus" die dunkeln Jahre der Diadochenzeit aufzuhellen suchte, bis er es in neuerer Zeit unternahm, den Gang der „preußischen Politik" geschichtlich nachzuweisen und im „Leben York's" diesem entschlossenen Gegner der französischen Zwingherrschaft ein würdiges Denkmal zu setzen; Duncker, indem er in den mehrfach aufgelegten vier Bänden der „Geschichte des Alterthums" die morgenländischen Staaten und das hellenische Volk bis zum Ende der Perserkriege mit epischer Anmuth und stilistischer Gewandtheit nach den verschiedenen Lebensäußerungen zeichnete, ein Unternehmen, wobei er in E. Curtius („Griechische Geschichte") einen würdigen Rivalen gefunden hat. Mommsen endlich hat die „römische Geschichte" bis zu Cäsars Tod mit sicherem Griff und genialer Meisterhand dargestellt, aber der antiken Geschichte durch moderne Färbung, schroffen Subjectivismus und einschneidendes Urtheil manches von ihrer Würde und plastischen Ruhe genommen. Wilh. Giesebrecht aus Berlin, an der Münchener Universität thätig, hat in seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" die Zustände der deutschen Nation unter den sächsischen und fränkischen Herrschern in eleganter Form und epischer Fülle behandelt. Auch K. W. Nitzsch aus Kiel, Sohn des berühmten Philologen Gg. W. Nitzsch und Neffe des Theologen Karl Im. Nitzsch, und Wilh. Wattenbach in Berlin, haben sich als gründliche Geschichtsforscher bewährt, jener durch seine Arbeit über die Gracchen und die Staufische Periode, dieser durch sein Werk über die Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter, welches in Ottokar Lorenz einen ebenbürtigen Fortsetzer gefunden hat.

Duncker geb. 1812.

Curtius geb. 1814.

Mommsen geb. 1817.

Giesebrecht geb. 1814.

Barthold Georg Niebuhr, Sohn des berühmten Reisenden Karstens Niebuhr (XIII, 502), geboren zu Kopenhagen am 27. August 1776, wirkte, nachdem er in Göttingen die Rechte studirt und längere Zeit in Edinburg geweilt, zuerst im dänischen, dann im preußischen Staatsdienst, neben den praktischen Geschäften stets eifrig mit den Wissenschaften sich befassend und durch Flugschriften, im Bunde mit dem Freiherrn vom Stein, für Verbreitung vaterländischer Gesinnung während der Napoleonischen Zwingherrschaft sich bemühend. Von 1816 bis 1823 lebte er als preußischer Gesandter in Rom, in erster Linie mit wissenschaftlichen Untersuchungen über das Alterthum beschäftigt, und verbrachte dann den Rest seines Lebens als Universitätsprofessor in Bonn, wo er im Bunde mit Savigny, Eichhorn u. A. für historische Rechtskunde wirkte und Vorträge über alle Theile der Länder- und Völkerkunde des Alterthums hielt, welche in der Folge sämmtlich gedruckt wurden. Die Zahl seiner Schriften, historischen, antiquarischen und philologischen Inhalts, ist sehr groß. Voll Kummer und trüber Ahnungen für die Folgen der französischen Julirevolution für Deutschland starb er am 2. Januar 1831. — Fr. Christ. Schlosser, geb. am 17. November 1776 in Jever, verbrachte nach zurückgelegten Studien in Göttingen und einer kurzen Lehrthätigkeit in seinem Geburtsort, den größten Theil seines Lebens in Süddeutschland, zuerst in Frankfurt als Privatlehrer und Gymnasialprofessor, dann seit 1817 als akademischer Lehrer in Heidelberg, wo er am 23. September 1861 starb. Von dem großen Wissen auf allen Gebieten der Geschichte geben außer den universalhistorischen Werken noch zahlreiche Arbeiten Zeugniß, die er theils in dem mit Bercht herausgegebenen „Archiv für Geschichte und Literatur", theils in besonderen Büchern bekannt gemacht hat („Leben des Theodor de Beza und des Petr. Martyr Vermili" u. a.). — K. v. Rotteck, geboren 18. Juli 1775 zu Freiburg im Breisgau, wo er 1798 die

Professur der Geschichte an der Universität antrat, die er dann mit dem Lehrstuhl der Rechts- und Staatswissenschaften vertauschte. Als Mitglied des badischen Landtags war er mit Welcker und Itzstein der Führer der liberalen Partei, deren Ansichten er sowohl in seiner „Allgemeinen Geschichte", einem unter dem deutschen Mittelstande weit verbreiteten Werk, als in vielen andern publicistischen, historischen und juristischen Schriften verkündete. Am einflußreichsten auf die politische Zeitbildung der liberalen Partei wirkten die in Verbindung mit Welcker u. A. herausgegebenen periodischen und encyclopädischen Werke: „der Freisinnige"; „Staatslexicon" u. a. Seine politische Wirksamkeit zog ihm mancherlei Zurücksetzungen und Kränkungen von Seiten der Regierung zu. Selbst das Monument, das seine Vaterstadt ihrem am 26. November 1840 gestorbenen Mitbürger errichtete, wurde längere Zeit entfernt. — Arnold Herm. Ludw. **Heeren**, geboren den 25. October 1760 zu Arbergen bei Bremen, wendete als Professor der Geschichte in Göttingen seine Thätigkeit besonders der Erforschung des Alterthums zu, das er, außer den oben erwähnten „Ideen", durch eine Reihe von Werken („Geschichte der Staaten des Alterthums" u. a.) zu beleuchten gesucht. Auch seine „Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien" enthält manche neue Ansichten und scharfsinnige Entwickelungen. — Fr. Christ. **Dahlmann**, geboren 13. Mai 1785 zu Wismar, wirkte als akademischer Lehrer in Kopenhagen, Kiel, Göttingen durch Vorträge und Schriften über Politik und Geschichte, eine Thätigkeit, die vorübergehend durch seine Enthebung von dem Lehrstuhl in Folge seiner Eidesweigerung bei dem Hannover'schen Verfassungsbruch im J. 1837 (S. 236) unterbrochen und bald in Bonn fortgesetzt ward. Seine Wirksamkeit in der Paulskirche haben wir mehrfach berührt. Er starb am 5. December 1860, hochverehrt wegen seiner Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit, wie wegen seiner vielseitigen gründlichen Kenntnisse und politisch-historischen Arbeiten. — Karl Aug. **Varnhagen von Ense**, geboren 1785 zu Düsseldorf, stand schon während seiner Studienzeit in Berlin mit Chamisso, den Brüdern Schlegel, Fichte u. A. in Verbindung. Im Jahr 1809 trat er in österreichische Kriegsdienste und wohnte den Schlachten von Aspern und Wagram bei. Mit Stein, Just. Gruner und den preußischen Patrioten befreundet, nahm er um 1813 Theil an den Befreiungskriegen und zwar im russischen Heer als Tettenborn's Adjutant, dessen „Kriegszüge" er auch beschrieben hat. In preußische Dienste als Diplomat eingetreten, begleitete er den Staatskanzler von Hardenberg nach dem Wiener Congreß und später nach Paris. Seit 1819 lebte er ohne Anstellung mit dem Titel eines geh. Legationsraths meistens in Berlin. Seine „Deutsche Erzählungen", „Vermischte Gedichte", „Geistliche Sprüche des Angelus Silesius" u. a. gehören der romantischen Richtung an. Unter seinen „Denkwürdigkeiten" und „Biographien" sind zu merken: „Biographische Denkmale", „Leben des Generals Winterfeldt", „Leben der Königin von Preußen, Sophie Charlotte", „Leben des Feldmarschalls Keith", „Hans von Held" und andere mehr. Seine Briefe und Gespräche mit Alexander von Humboldt, nach des Letztern Tod herausgegeben, und seine eigenen Tagebücher, nach seinem Ableben von seiner Nichte Ludmilla Assing veröffentlicht, haben durch die scharfen Urtheile über hochgestellte Persönlichkeiten großes Aufsehen erregt und manchen Anstoß gegeben, sind aber zugleich ein werthvolles Schatzkästlein verschiedener interessanter Notizen über Personen und Zustände der jüngsten Vergangenheit.

5. Rechtswissenschaft.

Auch die Rechtswissenschaft vermochte sich den allgemeinen Zeitströmungen nicht zu entziehen, wie sehr immer die dieser Wissenschaft den Stoff und die Auf- *Die philosophische Rechtsanschauung. Romanisten u. Germanisten.*

gaben liefernden Rechtsquellen und Rechtsinstitute einen stationären, den Einwirkungen des Zeitgeistes unzugänglichen Charakter an sich zu tragen scheinen. Wenn die Periode der Aufklärung und der Philosophie am Ende des vorigen Jahrhunderts ihr Streben nach Reformen und Neugestaltungen auch im Rechtsleben durch die Vorliebe für systematische Abfassung von Rechtsbüchern auf kosmopolitischer Grundlage kund gab, ein Streben, das in Baiern, Preußen, Oesterreich und anderwärts zur Codification gemeingültiger Landrechte führte und in dem Napoleonischen Gesetzbuch seinen Abschluß und schärfsten Ausdruck fand; so trat seit Anfang dieses Jahrhunderts die Macht der Romantik, der Restauration und Legitimität in der Rückkehr zum Historischen, in der Pietät für das geschichtlich Gewordene, in der Ehrfurcht für die Institute der Vergangenheit, besonders im Anschluß an nationale Eigenart und Ausprägung zu Tage. Wie also dort die Grundanschauung vorherrschte, „daß die Staatsgewalt als die zum Herrschen bestimmte Vernunft der Gesammtheit und als das Gemeinorgan Aller" die Macht habe, an der Hand der Philosophie den Organismus des gesammten öffentlichen Lebens fest und genau zu bestimmen, somit das Naturrecht oder das sogenannte philosophische Recht als Urgrund und Hauptquelle der Staats- und Rechtswissenschaft angesehen ward; so machte sich hier das Bestreben geltend, an der Hand der Rechtsgeschichte aus den römischen, kanonischen und germanischen Rechtsquellen alle lebenskräftigen Elemente, alle bewährten Dogmen, Normen und Institute zu sammeln, zu Nutz und Frommen der Mitwelt zu verwerthen und mit neuen Errungenschaften vermehrt den Nachgebornen zu überliefern. Gleich der Sprache wurde das Recht als ein Erzeugniß des Volksgeistes erkannt; wie bei der Sprache erschien auch beim Recht das volle Verständniß des gegenwärtigen Bestandes bedingt durch die Einsicht in das Vorleben. Diese Entwickelung der Rechtswissenschaft stand demnach mit der allgemeinen Zeitrichtung in Uebereinstimmung. Wie die Reformlust der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts überhaupt ihre Quelle und Berechtigung in den verkommenen und ausgelebten Zuständen des Staats und der Gesellschaft hatte und als nothwendiger Kampf der Vernunft gegen verjährte unhaltbare Mißstände aufgefaßt werden muß; so suchte man auch im Rechtsleben und in der Rechtswissenschaft mit den scharfen, einschneidenden Waffen der Vernunft und der Philosophie sich aus der Barbarei zu retten und dem Rechte, das mit uns geboren ist, Geltung zu verschaffen. Die Jurisprudenz war so sehr „in hohlem Formalismus, in pedantischer Geist- und Geschmacklosigkeit, in unfruchtbarer Autoritätenverehrung verknöchert", daß solchen Zuständen und Anschauungen gegenüber die rationalistische Lehre des Naturrechts nicht nur an ihrem Platze war, sondern auch leichtes Spiel hatte. „Das Bestehende erschien so unvernünftig, daß man aus der geistlosen Oede der Gegenwart sich auf das Gebiet der Abstraction rettete, von dem idealen Staat und von dem ewigen gleichen Rechte für alle Menschen träumte, welches man aus dem schlechtverstandenen positiven Recht sich beliebig herausconstruirte".

So sehr indessen diese reformatorische Thätigkeit als ein Fortschritt zu betrachten war, so konnte sie in ihrer einseitigen Richtung doch nur als eine Uebergangsstufe gelten. Auf ihrem eigenen Boden wurden die Männer großgezogen, welche, wie Gustav Hugo in Göttingen, Heise in Jena, Thibaut in Heidelberg u. A., die auf anderen Gebieten gewonnenen Resultate und Methoden auf die Jurisprudenz anwendend, eine tiefere, gründlichere und geschmackvollere Behandlung des Rechtsstudiums hervorriefen. „Allein alle diese Männer standen noch wesentlich auf dem Boden des alten Rationalismus, und wenn sie auch den Werth der Rechtsgeschichte besser als ihre Vorgänger würdigten, so erblickten sie doch die Aufgabe der Wissenschaft wesentlich in einer philosophirenden Methode, um die Gesetze Justinians mit den Anforderungen des gesunden Menschenverstandes, der natürlichen Vernunft in Einklang zu bringen". Erst die romantische Schule, die neben manchem Krankhaften und Verkehrten viele edle Bestrebungen ins Leben rief, die aus dem Schachte der Vergangenheit so manches kostbare Metall zu Tage förderte und zur Bereicherung und Verschönerung der Gegenwart verwerthete, zeigte auch in der Jurisprudenz ihre anregende Kraft. Indem sie zu dem kritisch-philosophischen Geist die tiefere historische Forschung hinzufügte und mit empfänglichem Sinn und Verständniß sich in die Natur und die Eigenthümlichkeiten der Völker und Zeiten versenkend, der geistigen Arbeit früherer Geschlechter nachging und die Begriffe und Anschauungen im rechten Lichte darstellte, bewirkte sie, daß die von dem Geist der Romantik berührten Rechtsgelehrten die Jurisprudenz auf eine höhere Stufe führten. Dies geschah vor Allen durch Friedr. Karl v. Savigny, den Sprößling eines nach Deutschland übergesiedelten oberlothringischen Rittergeschlechts, der in Frankfurt a. M. geboren, in Marburg, Landshut und Berlin als gefeierter akademischer Lehrer, zuletzt als Staatsmann und Minister wirkend, den ganzen geistigen Aufschwung der Zeit auf die Rechtswissenschaft übertrug und als „Haupt der historischen Rechtsschule" zur Begründung einer neuen Aera in der Jurisprudenz den größten Impuls gab. Nachdem er in der geistvollen Schrift „das Recht des Besitzes" das Vorbild einer echt juristischen Methode aufgestellt, hat er in den beiden Hauptwerken „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" und „System des heutigen römischen Rechts" eine feste Basis für die historische und dogmatische Behandlung dieses Hauptzweiges der Rechtswissenschaft gelegt.

Neue Wege.

Hugo 1764—1844.

Die historische Rechtsschule.

Savigny 1779—1861.

Mit dem Falle Napoleons und der Aufrichtung des deutschen Bundes traten neue Ziele und Richtungen in das Staats- und Rechtsleben ein, die sich auch in der Wissenschaft ausprägten. Wenn im Gegensatz zu Thibaut, welcher in einer berühmten Flugschrift: „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland" im Sommer 1814 „so recht aus der vollen Wärme seines Herzens" die Aufstellung eines gemeinschaftlichen deutschen Gesetzbuches des bürgerlichen Rechts dringend empfahl, Savigny in der kleinen Schrift: „Ueber den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" von

Der Streit über Codification.

Thibaut 1772—1840.

einem solchen Verfahren abmahnte und nachwies, daß das wahre nationale Recht eines Volkes nicht ein Erzeugniß gesetzgeberischer Weisheit, sondern gleich seiner Sprache, seiner Kunst, seiner gesammten Sitte ein organisches Product des Volksgeistes, der Inbegriff der Rechtsthätigkeit aller Jahrhunderte sei; so kann man in diesem Zwiespalt immer noch die Keime und Wurzeln der alten Doppelrichtung erkennen, aber bereits auf einer Höhe, wo eine Versöhnung und Verständigung ermöglicht und angebahnt war. Beide Anschauungen fußten, wie ihre Vertreter, auf dem Boden umfassender wissenschaftlicher Bildung und Rechtskunde, beide verfolgten eine wissenschaftliche philosophisch-historische Methode, beide strebten nach einem patriotischen Ziel; nur über den Begriff und die Beschaffenheit des höchsten Gutes im Rechtsleben gingen die Ansichten aus einander: ob die Summe des in der Volkssitte, im Gewohnheitsrecht, in den Traditionen und überlieferten Instituten der Nation lebenden Rechtsbewußtseins der höchste Ausdruck des nationalen Rechts, das wahre Ziel und Object der Rechtswissenschaft sein solle, oder das Product einer durch das Zusammenwirken von Wissenschaft und Staatsgewalt mit allen Mitteln der Vernunft, Erfahrung und Intelligenz unterstützten gesetzgeberischen Thätigkeit.

Blüthe des römischen Rechts. Es war ein Bürgerkrieg, welcher der Jurisprudenz selbst die besten Früchte eintrug, in dem nur Siege zu feiern, keine Niederlagen zu betrauern waren. Man hatte das Schlachtfeld gemeinschaftlich behauptet, nun brachte man auch die gewonnene Beute gemeinschaftlich in Sicherheit. Man hatte die Waffen kennen gelernt und erprobt, nun benutzte man sie zu weiteren Eroberungen. Diente die Historie mit ihren Hülfswissenschaften, der Kritik und Hermeneutik, der Sprach- und Alterthumskunde zum Beschaffen, Ordnen und Klären des Stoffes, und war man durch eine gesunde wissenschaftliche Methode zu den positiven Resultaten aufgestiegen, so blieb der Vernunft und Philosophie die große Aufgabe, die Ausbeute der geistigen Arbeit, die Ergebnisse sorgfältiger und emsiger Studien für das praktische Leben zu verwerthen. Mit solchen Kräften und Erfahrungen ausgerüstet, bauten nun die Gelehrten an dem mächtigen Tempel der Rechtswissenschaft weiter, und wie sehr auch die Arbeiten auseinander gingen und sich ins Einzelne verliefen, sie verloren den Grundriß, die Arbeitsregeln und die Ziele nicht aus dem Auge. Hatten Savigny und Thibaut verschiedene Ansichten über die Aufgabe der Zeit in Betreff der gesetzgeberischen Thätigkeit, so waren beide unermüdlich bestrebt, durch akademische Vorlesungen wie durch Schriftwerke das römische Recht zu erklären, an der Geschichte seiner Entstehung, seiner Entwickelung, seiner Vollendung, seiner Macht und Bedeutung zu allen Zeiten die Methode der Rechtsbildung darzuthun, und an den einzelnen Bestimmungen der Pandekten für alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens ein juristisches Urtheil über alle Beziehungen des Privatrechts zu schaffen. Einen edlen Mitbewerber hatten die Häupter der Romanisten an dem erwähnten Historiker Niebuhr, „dessen durchdringender, von dem reichsten lebendigen Wissen

unterstützter Forschungstrieb nicht nur über die innere Entwickelung der römischen
Zustände ein unerwartetes Licht verbreitete, sondern auch vermittelst der dadurch
angeregten Methode auf dem ganzen Gebiete der historischen Wissenschaften im
In- und Auslande die fruchtbarsten Wirkungen hervorgebracht hat". In die
Fußstapfen der Häupter traten jüngere Männer, welche auf derselben Bahn fort-
schreitend den errungenen Schatz wahrten und mehrten, in zahlreichen Hand-
und Lehrbüchern die Geschichte des römischen Rechts durch alle Perioden dar-
stellten und den im Corpus juris enthaltenen Rechtsstoff nach eigenen Systemen
ordneten und beleuchteten, oder einzelne Lehren und Rechtsfragen in beson-
deren Abhandlungen erläuterten. So wirkte in Heidelberg Thibaut's Nach-
folger auf dem Lehrstuhl des römischen Rechts K. A. v. Vangerow, ein — v. Vangerow 1808—1870.
bis zu seinem Tode in ganz Deutschland hochgefeierter Romanist; so förder- — Böcking 1802—1870.
ten in Bonn Ed. Böcking und Ferd. Walter, in Tübingen und Leipzig — Walter 1794—1880.
K. G. v. Wächter die römische Rechtskunde im Geiste Savigny's und Nie- — Wächter 1797—1880.
buhr's; so bereicherten in Berlin G. Fr. Puchta, F. L. Keller und Beth- — Puchta 1798—1846.
mann-Hollweg, in Gießen, Wien und Göttingen Ihering, in München, — Keller 1799—1860.
Heidelberg und Leipzig Windscheid, in Wien, Tübingen, München Brinz, — Bethmann-Hollweg
in Tübingen und Berlin Bruns, in Greifswald und Heidelberg Bekker, — 1795—1877.
an andern Orten andere Professoren das juristische Wissen durch geistreiche Ar-
beiten über Geschichte und Dogmatik und verbreiteten Licht und Leben über
das gesammte weite Gebiet des römischen Rechts. Das Streben, das positive
Recht wie es war und wie es ist in seinem innersten Kern und der tiefsten Eigen-
art zu erfassen und darzustellen, führte nach und nach zurück zu einer philosophi-
schen Behandlungsweise des gegebenen Stoffes, welche für die jetzige Dogmatik
des römischen Rechts charakteristisch ist und am augenscheinlichsten in den Ar-
beiten Ihering's („Geist des römischen Rechts", „Kampf um das Recht", „Zweck
im Recht") entgegentritt. Daneben geht einher eine sehr verdienstliche Thätigkeit,
vor Allem Th. Mommsen's in Herstellung zuverlässiger Quellentexte.

Und nicht blos das römische Recht nahm unter den Händen und durch den — Das germanische Recht.
Einfluß dieser Männer einen mächtigen Aufschwung, auch das germanische Recht
gewann durch eine wissenschaftliche Behandlung an Umfang und Tiefe. Schon im
achtzehnten Jahrhundert hatte man das deutsche Recht von dem römischen abgelöst
und zu einer selbständigen Disciplin erhoben, und der gelehrte Pütter (XIII, — Pütter 1725—1807.
705) machte bereits den Versuch, ein gemeines deutsches Privatrecht aufzustellen.
Aber erst das durch die romantische Schule geweckte Interesse für die historische
Vergangenheit und das Geistesleben des Mittelalters führte auch zu genauerer
Erforschung der deutschen Rechtsinstitute. Nachdem zuerst Chr. G. Biener ein — Biener 1748—1828.
durch Genauigkeit und Quellenstudium ausgezeichnetes Werk über die Geschichte
des deutschen Rechts begonnen aber nicht vollendet hatte, begründeten K. Fr.
Eichhorn, welcher mit Savigny und Göschen die „Zeitschrift für geschichtliche — Eichhorn 1781—1854.
Rechtswissenschaft" leitete, durch sein umfassendes Werk „Deutsche Staats- und

mehr auf philosophisch-historischem Wege einen auf Vernunft, Willensfreiheit und Geschichte gegründeten Rechtsstaat anstrebend, dessen Zweck er „in der möglichsten Erreichung der Tugend und Humanität und durch sie der Glückseligkeit Aller" erblickt, und dem modernen Repräsentativstaat mit der Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente den Vorzug gebend. Im Gegensatz zu diesen Vorkämpfern des Liberalismus kam Karl Salomo
K. S. Zachariä 1769—1843. Zachariä, in seinem Hauptwerk: „Vierzig Bücher vom Staat" und in andern staatswissenschaftlichen Schriften zu der Ansicht, daß die Machtvollkommenheit (Souveränetät) nicht dem Volke, sondern dem Staatsherrscher zustehe, und wurde, wenn auch nicht unbedingt dem Absolutismus huldigend, doch ein Fürsprecher monarchischer Machtfülle, umgeben von strengen Rechtsformen, und ein Gegner demokratischer Volksregierung. Ein geistreicher, mit großen Kenntnissen ausgerüsteter Universitätsprofessor, übte Zachariä durch Vorträge und Schriften eine bedeutende Wirksamkeit in der Nähe und Ferne. Er war neben Thibaut, Vangerow, Mittermaier u. A. eine der Säulen der Heidelberger Juristenschule.
Mohl 1799—1875. Sein Nachfolger war Robert v. Mohl, welcher in einer Reihe von Werken, worunter die „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" den ersten Rang einnimmt, den Zwiespalt der Ansichten über die philosophische und historische Auffassung des Staats und seiner Aufgaben dadurch auszugleichen bemüht war, daß er mit kritischer Schärfe zunächst die in der vorhandenen Literatur niedergelegten Ideen und Lehren über die politischen Wissenschaften zu ergründen und in ihrer Bedeutung darzustellen suchte. Sein Werk „ist ein unentbehrliches Hülfsmittel der Orientirung in den verirrlichen Anlagen und Pflanzungen der Staatswissenschaften. Eine so reiche Bücherkenntniß, eine so vielseitige Belesenheit auf dem ganzen Gebiet der Staatswissenschaften ist wohl noch nie dagewesen". Als er in den praktischen Staatsdienst eintrat, erhielt seine Lehrkanzel
Bluntschli geb. 1808. einen würdigen Nachfolger in J. C. Bluntschli, dem Verfasser des „Allgemeinen Staatsrechts und der Politik" u. a. W. und dem Mitherausgeber des „Staatswörterbuchs". Der Geburt nach der Schweiz angehörend, welcher auch seine ersten Studien gewidmet waren („Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich"), hat er in der Folge der Entwickelung des deutschen Volkes in religiösen wie in politischen Dingen mit warmer Hingebung seine männliche Kraft und Thätigkeit geweiht. Ein hervorragender Mitkämpfer auf vielen Gebieten der Rechtswissenschaft in der Theorie wie in der Praxis, war
Heffter 1796—1880. Aug. W. Heffter aus Sachsen, gleich bewandert in den Rechtsinstitutionen des Alterthums („Athenische Gerichtsverfassung") wie im modernen Staats- und Völkerrecht („Europäisches Völkerrecht der Gegenwart"). Verdienstvolle Arbeiten
H. A. Zachariä 1806—1875. über Bundes- und Landesstaatsrecht zur Zeit des deutschen Bundes lieferten
Zoepfl 1807—77. H. A. Zachariä in Göttingen und H. Zoepfl in Heidelberg. In den Reihen
B. Oppenheim 1819—1880. der Fortschrittsmänner nahm H. Bernh. Oppenheim, Herausgeber der „deutschen Jahrbücher" und Verfasser juristisch-politischer Schriften („Studien der

die noch auf dem Feudalismus ruhende Verfassung des deutschen Reichs. Das Staatsrecht, das zunächst an die bestehenden öffentlichen Verhältnisse gewiesen ist, steht am meisten unter dem Einfluß der Zeitideen und der geschichtlichen Ereignisse. Es war daher natürlich, daß die von Pütter und seiner Schule befolgte Behandlungsweise, welche das alte Reichsstaatsrecht zur Unterlage hatte, mit der Auflösung des deutschen Reiches ein Ende nahm. Die Macht der Ereignisse und der Widerstreit der Anschauungen gegenüber der französischen Revolution und ihren Doctrinen machte sich nunmehr auch in den Lehren von Staat und Staatsrecht geltend. Nachdem zunächst die Philosophie, besonders der Idealismus Fichte's, nach Rousseau's Vorgang die Begriffe von Staat und gesellschaftlichem Zusammenleben theoretisch festzustellen gesucht hatte und ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit zu Resultaten gelangt war, die gleich dem französischen Politiker einen angeblichen Staatsvertrag als das rechtliche Band aller staatlichen Gemeinschaft statuirten, zugleich aber dem Staatsorganismus eine Macht beilegten, welche die Keime des Absolutismus in sich trug; gingen unter den Einflüssen der zeitgeschichtlichen Ereignisse und der historisch-romantischen Restaurationsideen die politischen und staatsrechtlichen Anschauungen und Systeme weit auseinander. Von republikanischen, auf dem Grundsatze der Volkssouveränetät und des Gesammtwillens beruhenden Staatsgrundsätzen schreckten die Vorgänge in Frankreich ab: seit Burke und Gentz galt das conservative Erhaltungsprinzip als die Seele der Staatsweisheit, wozu sich dann im Laufe der Zeit die Lehre von der heiligen Macht der Legitimität gesellte. In der Rheinbundsperiode entwickelte sich die Staatsidee philosophisch und praktisch im Sinne eines gesteigerten Monarchismus, die Omnipotenz des Staats oder des Souveräns galt als Dogma. Nach dem Wiener Congreß und insbesondere seit der Julirevolution wurde die gemischte oder Repräsentativ-Verfassung, die auf Englands Boden erwachsen und ausgebildet als Constitutionalismus oder Parlamentarismus allmählich in allen germanischen Staaten Eingang fand, die vorherrschende Staatsform, zu deren Vertheidigung oder Bekämpfung die bedeutendsten Staatsrechtslehrer ihre geistigen Waffen führten. Demgemäß lassen sich die Werke über Staatsrecht und Politik, so sehr auch die einzelnen Theorien in einander überspielen oder an den Enden sich berühren mögen, unter drei Gesichtspunkten zusammenfassen: Während *Klüber*, „der Taufzeuge des deutschen Bundes", (Klüber 1762—1837.) aus Pütter's Schule hervorgegangen, in seinem „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts" den historischen Standpunkt einhielt, dabei jedoch auch den Staatstheorien des Jahrhunderts Geltung angedeihen ließ, wirkten die mehrfach erwähnten Staatsrechtslehrer K. v. Rotteck und K. Th. *Welcker* in (Welcker 1790—1869.) Reden und Schriften für Ausdehnung der Volksrechte und der individuellen Freiheit gegenüber der Staatsgewalt und ihren Organen, jener mehr im Geiste Kant's das Vernunft- und Naturrecht verkündigend und mehr für die Rousseau'sche Idealdemokratie als für die constitutionelle Monarchie begeistert; dieser

mehr auf philosophisch-historischem Wege einen auf Vernunft, Willensfreiheit und Geschichte gegründeten Rechtsstaat anstrebend, dessen Zweck er „in der möglichsten Erreichung der Tugend und Humanität und durch sie der Glückseligkeit Aller" erblickt, und dem modernen Repräsentativstaat mit der Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente den Vorzug gebend. Im Gegensatz zu diesen Vorkämpfern des Liberalismus kam Karl Salomo

K. S. Zachariä 1769—1843. Zachariä, in seinem Hauptwerk: „Vierzig Bücher vom Staat" und in andern staatswissenschaftlichen Schriften zu der Ansicht, daß die Machtvollkommenheit (Souveränetät) nicht dem Volke, sondern dem Staatsherrscher zustehe, und wurde, wenn auch nicht unbedingt dem Absolutismus huldigend, doch ein Fürsprecher monarchischer Machtfülle, umgeben von strengen Rechtsformen, und ein Gegner demokratischer Volksregierung. Ein geistreicher, mit großen Kenntnissen ausgerüsteter Universitätsprofessor, übte Zachariä durch Vorträge und Schriften eine bedeutende Wirksamkeit in der Nähe und Ferne. Er war neben Thibaut, Vangerow, Mittermaier u. A. eine der Säulen der Heidelberger Juristenschule.

Mohl 1799—1875. Sein Nachfolger war Robert v. Mohl, welcher in einer Reihe von Werken, worunter die „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" den ersten Rang einnimmt, den Zwiespalt der Ansichten über die philosophische und historische Auffassung des Staats und seiner Aufgaben dadurch auszugleichen bemüht war, daß er mit kritischer Schärfe zunächst die in der vorhandenen Literatur niedergelegten Ideen und Lehren über die politischen Wissenschaften zu ergründen und in ihrer Bedeutung darzustellen suchte. Sein Werk „ist ein unentbehrliches Hülfsmittel der Orientirung in den verirrlichen Anlagen und Pflanzungen der Staatswissenschaften. Eine so reiche Bücherkenntniß, eine so vielseitige Belesenheit auf dem ganzen Gebiet der Staatswissenschaften ist wohl noch nie dagewesen". Als er in den praktischen Staatsdienst eintrat, erhielt seine Lehrkanzel

Bluntschli geb. 1808. einen würdigen Nachfolger in J. C. Bluntschli, dem Verfasser des „Allgemeinen Staatsrechts und der Politik" u. a. W. und dem Mitherausgeber des „Staatswörterbuchs". Der Geburt nach der Schweiz angehörend, welcher auch seine ersten Studien gewidmet waren („Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich"), hat er in der Folge der Entwickelung des deutschen Volkes in religiösen wie in politischen Dingen mit warmer Hingebung seine männliche Kraft und Thätigkeit geweiht. Ein hervorragender Mitkämpfer auf vielen Gebieten der Rechtswissenschaft in der Theorie wie in der Praxis, war

Heffter 1796—1880. Aug. W. Heffter aus Sachsen, gleich bewandert in den Rechtsinstitutionen des Alterthums („Athenische Gerichtsverfassung") wie im modernen Staats- und Völkerrecht („Europäisches Völkerrecht der Gegenwart"). Verdienstvolle Arbeiten

H. A. Zachariä 1806—1875. Zoepfl 1807—77. B. Oppenheim 1819—1880. über Bundes- und Landesstaatsrecht zur Zeit des deutschen Bundes lieferten H. A. Zachariä in Göttingen und H. Zoepfl in Heidelberg. In den Reihen der Fortschrittsmänner nahm H. Bernh. Oppenheim, Herausgeber der „deutschen Jahrbücher" und Verfasser juristisch-politischer Schriften („Studien der

inneren Politik"; „System des Völkerrechts"; „Philosophie des Rechts und der Gesellschaft" u. a.) eine hervorragende Stellung ein.

Während der Restauration und der heiligen Allianz widmete eine Anzahl französischer und deutscher Staatsrechtslehrer ihre Feder dem monarchisch-aristokratischen Regierungssystem mit hierarchisch-feudalen Grundlagen, das sie von „Gottes Gnaden" herleiteten. Wir kennen bereits die Führer dieser krankhaften Reactions- und Restaurationstheorien, einen Bonald, de Maistre u. A. Auch von den deutschen Vorfechtern jener verderblichen und unwürdigen Rückschrittspolitik, welche unter Metternich's Schutz und Gunst der Freiheit, den Volksrechten und allen Errungenschaften der Revolution mit den Waffen mittelalterlicher Scholastik entgegentraten, dem Schweizer Ludw. v. Haller, dem Berliner Adam Müller, ist schon die Rede gewesen (XIV, 659). Der romantischen Schule in ihren äußersten verschrobenen Consequenzen angehörend, sahen sie in der Rückkehr zur hierarchisch-feudalen Monarchie des Mittelalters den Anker der Rettung gegen die Wogen des revolutionären Geistes, der das Volk zur Theilnahme und Mitwirkung am öffentlichen Leben beiziehen wollte. Den ersten Abfall zur Sünde wider den heiligen Geist ihrer Doctrinen erblickten sie in der Reformation, daher sie auch, wie ihre Gesinnungsverwandten auf andern Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sich in den Schooß der katholischen Kirche flüchteten. Haller's Hauptwerk: „die Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegengesetzt"; und Müller's politische Schriften: „Elemente der Staatskunst" und „von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaft" waren lange das Evangelium der feudalen und reactionären Partei in Preußen und anderen deutschen Staaten. Verwandt mit dieser Richtung, nur die Consequenzen minder grell hervorkehrend und zu dem orthodoxen Eifer noch die Waffen der Wissenschaft fügend, ist der erwähnte Historiker Heinr. Leo in Halle, welcher den Staat als ein „Kunstwerk göttlichen Ursprungs" betrachtet und in leidenschaftlichem Hasse gegen die Revolution „das Reich der Hölle auf Erden" als Führer der „Königstreuen" der eifrigste Vertheidiger ward „jener wunderlichen Mischung aus jüdischer Theokratie, straffer militärischer Zucht, lehensmäßiger Oberherrlichkeit über die kleinen Herrn, vererbtem Absolutismus und modernen Gelüsten, aus welchen Elementen nach den Ansichten einer am Hofe und in der Beamtung einflußreichen Partei die preußische Königskrone zusammengesetzt ist". Der entschiedenste und geistreichste Vertreter dieser theologisirenden Rechts- und Staatsphilosophie ist Friedr. Jul. Stahl, ein zur lutherischen Kirche übergetretener Israelite, welcher als akademischer Lehrer zuerst auf den baierischen Universitäten, dann in Berlin eine bedeutende Wirksamkeit hatte. Ein Mann von Geist, Scharfsinn und Redegabe, verstand er es vor Allen, „die Tendenzen der königlichen Romantik und die Ansprüche des ritterschaftlichen Adels in wissenschaftliche Formeln zu fassen und mit dialektischer Gewandtheit die Blößen

Reactionäre Richtung.

L. v. Haller 1768—1854.

Stahl 1802—61.

der Gegner darzulegen". Durch seine „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" wurde Stahl der Begründer einer Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung, welche sich in den höheren Kreisen einer besonderen Gunst erfreute. „Ueberzeugt von der Richtigkeit und Gefährlichkeit der ganzen auf die Autorität der hochmüthigen Vernunft basirten neueren Philosophie, fordert er Umkehr der Wissenschaft zunn Glauben an die geoffenbarte Wahrheit der christlichen Religion, und verlangt die Erneuerung jener ungetrübten Einheit von Theologie und Philosophie, wie sie im Mittelalter Thomas von Aquino dargestellt hat". Ihm ist der Staat nur in monarchischer Form denkbar, das göttliche Recht des legitimen Herrschers gilt ihm als das höchste Rechtsprinzip. — Auch der katholische Professor Ferd. Walter in Bonn hat in seinem „Naturrecht und Politik" den christlichen Standpunkt für seine Staatslehre gewählt; doch vermied er den zelotischen Eifer des Ultramontanen, den er als Kirchenrechtslehrer entwickelte, wie die aufregende Schärfe Stahl's.

Bei diesem Widerstreit der Meinungen, bei dieser Zerfahrenheit der Richtungen ist es erfreulich, auch solchen Bestrebungen zu begegnen, welche auf gesundem Boden erwachsen und erwärmt vom Sonnenlichte der Humanität mit den belebenden Strahlen echter philosophischer und historischer Bildung den Staat als einen lebensvollen Organismus auffaßten, in welchem alle menschlichen Kräfte zur Thätigkeit kommen und durch ihr Zusammenwirken und Ineinandergreifen die rechte Harmonie und die wohlthätige Bewegung begründen sollten, die das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwickelung zu fördern vermöchten. Dies geschah am nachdrücklichsten durch Wilh. von Humboldt und Dahlmann. Der erstere, ein Gesinnungsgenosse und Mitarbeiter Stein's auf dem praktischen Felde der Politik in der schweren Uebergangszeit aus der Napoleonischen Machtherrschaft zu den stillen Tagen der landesväterlichen Fürsorge unter der Aegide der heiligen Allianz, und im Umgang mit Schiller und Goethe auf der Höhe der Bildung und der Gesellschaft sich bewegend, hat die philosophischen Ideen mit den Erfahrungen der Geschichte zu verbinden gesucht, um eine den Zeitbedürfnissen entsprechende Staatsform zu schaffen. Ausgehend von der Maxime, „daß neue Maßregeln und Einrichtungen im Staate an schon vorhandene geknüpft werden müssen, damit sie als heimisch und vaterländisch im Boden Wurzel fassen können", wollte er mit der Wiederherstellung der alten ständischen Verfassung den Grundbau zu einer neuen Verfassung in der preußischen Monarchie legen, „die liberalen Ideen mit den conservativen Interessen versöhnen". Wenn auch die Früchte seiner Bemühungen durch den Winterfrost der Reaction zu Grunde gingen, seine politischen Anschauungen werden mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten fortleben. F. C. Dahlmann hatte sich frühe durch seine praktische Thätigkeit wie durch seine historischen Studien gewöhnt, „die Begründung des Rechts in der Geschichte zu erkennen" und in seiner Schrift: „Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen

W. v. Humboldt 1767—1835.

Zustände zurückgeführt", wovon nur der erste Band erschienen ist, ein Werk geschaffen, das sowohl durch die historische Methode und durch den Adel seiner Grundgedanken als durch den sittlichen Ernst, womit es die festen und ehrwürdigen Formen der Rechtsordnung mit den Bedürfnissen und Regungen der Volksfreiheit in Harmonie zu setzen suchte, allgemeine Anerkennung fand. Dahlmann, wie sein geistesverwandter Nachfolger Georg Waitz in seinem Buch „Grundzüge der Politik", stehen auf dem Boden der constitutionellen Monarchie, als deren Vorbild beiden die Parlaments-Verfassung Englands gilt. Das Wesen, die Entstehung und Fortentwickelung dieser Verfassung nach allen Seiten geschichtlich beleuchtet zu haben, ist das Hauptverdienst des historisch und philosophisch gebildeten Professors und Parlamentsredners in Berlin Rud. Gneist in seinem umfassenden Werk „über das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht". Gneist geb. 1816.

Prozeß- und Strafrecht.

Der Wetteifer und gelehrte Streit zwischen der philosophisch-praktischen und der historisch-restaurirenden und conservirenden Schule, von denen jene in dem „Archiv für die civilistische Praxis", diese in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" lange Zeit ihr einflußreiches Organ hatte, kam auch den andern Zweigen der Jurisprudenz zu Statten, so daß sowohl das Prozeß- und Strafrecht, als das Völker und Kirchenrecht eine Umgestaltung erfuhren und daß durch den kräftigen Aufschwung, den das gesammte juristische Studium nahm, die Rechtspflege und Rechtswissenschaft nach allen Seiten mächtig gefördert und gehoben wurden. Wenn die rationalistisch-philosophische Behandlung des Strafrechts und Strafprozesses, welche noch während des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts die Herrschaft behauptete, durch Aufstellung und Ausbeutung neuer sowie Vertiefung und folgerichtige Durchführung alter Strafrechtstheorien im Geiste der Humanität und Aufklärung die Härten früherer Zeiten zu mildern, oder doch das Veraltete und Ueberlebte zu beseitigen oder zu reformiren bemüht war; so suchte man jetzt auf allen Seiten brauchbare Institute der Vergangenheit ins Leben zurückzuführen, die Theilnahme von Nichtberufsrichtern bei den Gerichtsverhandlungen und ihre Mitwirkung bei der Rechtsfindung allgemeiner zu machen, die Rechtspflege anderer Völker für die deutsche Nation zu verwerthen; bis endlich durch die Vereinigung geschichtlicher Erfahrung und rationeller Entwickelungen unter dem Einfluß der Humanität und der fortschreitenden Gesammtbildung eine Gerichtspraxis und ein Strafverfahren ins Leben traten, welche einerseits die Forderungen der Gerechtigkeit zu erfüllen, die Sicherung des gemeinen Friedens und gesellschaftlichen Zusammenlebens zu befestigen, andrerseits aber auch den Geboten der Menschlichkeit, des gesteigerten Culturlebens und der individuellen Freiheit Rechnung zu tragen beflissen waren. Ist es großentheils dem Einfluß der Rechtswissenschaft zuzuschreiben, daß bei dem Strafprozeß alle Mittel und Wege zugelassen werden, welche zur vollen und wahren Erkenntniß des Criminalfalles, zur Eruirung der Schuld oder

Unschuld des Angeklagten ohne allen Zwang oder Ueberredungskunst führen können; daß bei der Vertheidigung alle aus den äußeren Verhältnissen oder dem inneren Seelenleben herfließenden Gründe zur Begründung der Straflosigkeit oder zur Minderung der Schuld in Anwendung kommen; daß im Civilprozeß wie im Strafprozeß Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Mitwirkung von Geschwornen und Schöffen fast allgemein und einstimmig als der Zeitbildung und der Gerechtigkeit entsprechend angesehen und in Uebung gesetzt ward: so war die Rechtswissenschaft nicht minder bemüht, die Regierungen zur Verbesserung der bestehenden Gesetze, zur Abfassung neuer Rechtsbücher zu bewegen und für eine Strafart der Verbrechen zu wirken, welche die Forderungen nicht sowohl der alten Vergeltungslehre als des im Volke lebenden Rechtsbewußtseins zu verwirklichen bestrebt war, welche die Sicherheit der Staatsgesellschaft weniger in dem gewaltsamen Ausreißen eines ungesunden Gliedes als in der Heilung desselben zu erreichen suchte. Die Vorsicht und Sorgfalt, welche dem Vollzug der Freiheitsstrafen zugewandt werden (Gefängnißwissenschaft); die Besserungsanstalten mit Einzelhaft, mit nützlicher Beschäftigung, mit Unterricht und religiöser Belehrung; die Einführung der Schwurgerichte; die Vervollkommnung der Rechtspraxis durch scharfbegrenzte Begriffsentwickelung; der in manchen Staaten siegreich durchgeführte Kampf gegen die Anwendung der Todesstrafe; die Aufhebung der Prügelstrafe: diese und andere Errungenschaften zeugen von der heilsamen Wirksamkeit der verbesserten Criminaljustiz und von dem wohlthätigen Einfluß einer zugleich nach Gerechtigkeit und Humanität strebenden Strafrechtswissenschaft. Auf allen deutschen Universitäten wirkten namhafte Rechtsgelehrte in diesem Sinne; und wenn sie auch über manche Grundsätze verschiedener Ansicht waren, wenn auch in der Methode oder in der Anwendbarkeit dieser oder jener Reformen des Gerichts- und Strafverfahrens ihre Wege auseinander gingen: die großen Errungenschaften der Cultur und Humanität, die sich auf allen Lebensgebieten geltend machten, die Fortschritte in der Anschauung von menschlicher Würde und menschlichen Rechten, die Achtung vor jedem Einzelleben konnten auch vor dem richterlichen Forum, im Strafrecht und in der Gesetzgebung nicht verläugnet oder unterdrückt werden. Unter den zahlreichen Männern, die in Rede und Schrift für Ausbildung und Veredlung des Prozeß- und Strafrechts ihre ganze Kraft und Geistesthätigkeit einsetzten, stehen die Namen

Feuerbach 1775—1833.

Feuerbach, Grolman und Mittermaier in erster Linie. P. J. A. v. Feuerbach, geboren am 14. Nov. 1775 in Jena, gestorben den 29. Mai 1833 auf einer Badereise in Frankfurt a. M., hat als akademischer Lehrer in Jena, Kiel, Landshut durch Vorträge und Lehrbücher, als praktischer Jurist im baierischen Staatsdienst bei der Abfassung des Strafgesetzbuches wie in hohen richterlichen Stellungen, trotz aller juristischen Strenge in der Strafrechtstheorie, philosophischen Geist und Scharfsinn, Achtung vor individueller Freiheit und eine ungemeine allseitige Bildung bewährt. Aehnlich an Scharfsinn, Gelehr-

samkeit und Lebensgang, wenn auch in Ansichten und Prinzipien vielfach abweichend war Karl v. Grolman, welcher, gleichfalls die juristische Lehrkanzel Grolman 1775—1829. in Gießen mit dem praktischen Staatsdienst vertauschend, als hessen-darmstädtischer Minister starb, nachdem er die juristische Literatur mit namhaften Werken über den Code Napoleon und verschiedene Gebiete des Rechtslebens bereichert, und C. J. A. Mittermaier, geboren am 5. August 1787 zu München, ge- Mittermaier 1787—1867. storben als vieljähriges Mitglied der berühmten Juristenfacultät in Heidelberg am 28. Aug. 1867, hat die Grundsätze der Humanität, der Toleranz und der Menschenliebe im Leben wie in seinen Schriften und Vorträgen an Tag gelegt und die großen Kenntnisse, die ihm eine umfassende Gelehrsamkeit lieferte, sowie die reichen Erfahrungen, die er auf weiten Reisen im Auslande gesammelt, zum Wohle des Vaterlandes und zum Nutzen der Menschheit zu verwerthen gewußt. Neben ihnen entwickelte der schon unter den Romanisten erwähnte K. G. v. Wächter aus Würtemberg sowohl als Universitätsprofessor in Tübingen und Leipzig, wie als praktischer Jurist in Ständeversammlungen und auf Reichstagen und als Präsident des Oberappellationsgerichts in Lübeck eine bedeutende Wirksamkeit sowohl auf dem Gebiete des Strafrechts wie auf dem des Civilrechts. Er hat wesentlich dazu beigetragen, die geschichtliche Betrachtung und die unbedingte Achtung vor dem bestehenden Recht so lange dasselbe in Kraft ist, im Strafrecht wieder einzubürgern. R. Köstlin in Tübingen Köstlin 1813—1856. dagegen suchte in geistreicher Weise die Speculationen und Kategorien der Hegel'schen Philosophie in das Strafrecht einzuführen, während Berner (Berlin) dabei eine philosophisch geschulte Auffassung und Darstellung mit Glück zu verwerthen wußte und H. Hälschner (Bonn) eingehende historische Studien mit einer philosophisch geläuterten Systematik vereinigt. Von R. Heinze (Leipzig, Heidelberg) sind als Ergebnisse elementarer Untersuchungen für Strafrecht und Strafprozeß mehrfach originelle und bedeutungsvolle, von anderer Seite weiter verfolgte Anregungen ausgegangen. Geschichte und Systematik des Civilprozesses sind wesentlich gefördert worden durch Bethmann-Hollweg und Wetzell (Gießen, Tübingen, jetzt mecklenburgischer Geh. Staatsrath). Hervorragendes Verdienst um die Dogmatik des Civil- wie des Strafprozesses hat sich J. Planck (Greifswald, Kiel, München) erworben.

Das Interesse für das historische Rechtsstudium kam auch dem Kirchen- Kirchenrecht. recht zu statten. Wenn man in früheren Jahrhunderten die gesammte Jurisprudenz nach dem weltlichen und geistlichen Recht schied, so ist in unsern Tagen das letztere gegenüber dem ersteren bedeutend zurückgetreten und kommt gegenwärtig wesentlich nur noch als eigentliches kirchliches Recht in Betracht. Auch hat durch die Reformation ein beträchtlicher Theil des kanonischen Rechtsbuches seine Geltung für die protestantischen Länder verloren. Je mehr das Band, welches im Mittelalter die Staaten an die allgemeine Kirche knüpfte, gelockert und gelöst ward, je mehr der moderne Staat alle ethischen Kräfte, alle mensch-

lichen Beziehungen in sein Bereich zog, desto mehr mußte sich das Forum der rein kirchlichen Gerichtsbarkeit in engere Grenzen einschränken, desto mehr suchte der Staat alle gemeinsamen Gebiete für seine eigene Jurisdiction zu erobern und die geistlichen Organe auf das Religiöse und Kirchliche zu verweisen. Ueberdies brachte der Summepiscopat über die evangelischen Landeskirchen, welcher den Landesherren in Folge der Reformation zugefallen war, die Zuständigkeit der Territorialgewalten auch in eigentlich kirchlichen Angelegenheiten mit sich; auch die kirchlichen und religiösen Angelegenheiten der Katholiken wurden in den einzelnen Staaten und Ländern durch besondere Bestimmungen auf dem Wege der Gesetzgebung und Verordnung oder durch Concordate und Conventionen mit dem päpstlichen Stuhl geregelt. Seit der Mitte des Jahrhunderts aber haben die wiederauflebenden Ansprüche der katholischen Kirche auf eine wahrhaft mittelalterliche Macht- und Rangstellung, die Proclamation der päpstlichen Unfehlbarkeit in Kathedralaussprüchen, die Ausbreitung und Machtentwickelung der kirchlichen Orden und Congregationen, besonders aber die Kämpfe der römisch-katholischen Kirche mit der Krone Preußen, mit dem deutschen Reich und mit andern Staaten dem eigenen Recht der katholischen Kirche wieder eine erhöhte Wichtigkeit beigelegt. Andererseits ist Einfügung von Presbyterien und Synoden in die Consistorial-Verfassung der deutschen Landeskirchen nicht blos durch das praktische Bedürfniß, sondern daneben und vorwiegend durch wissenschaftliche Forschungen und Forderungen angeregt worden. Unter diesen Umständen haben die Arbeiten über das Kirchenrecht, unter denen von Seiten der Katholiken das Lehrbuch von Ferd. Walter in Bonn und das Handbuch von Phillips 1804—1876. Phillips (in München, Innsbruck, Wien), von Seiten der Protestanten Richter 1808—1864. die Werke von Eichhorn und von A. L. Richter in Berlin sich einer besonderen Anerkennung erfreuten, nicht mehr blos eine wissenschaftliche, sondern zugleich und in hervorragender Weise eine praktische Bedeutung. Ueber die Geschichte der Quellen und der Literatur des Kirchenrechts haben Maaßen (Wien) und von Schulte (Prag, Bonn) gelehrte und lehrreiche Arbeiten begonnen. Zahlreiche und verdienstliche Sammelwerke hat Friedberg (Freiburg, Leipzig) geliefert. Ein sehr reichhaltiges Handbuch wird von Hinschius (Berlin) bearbeitet.

Völkerrecht. Das Völkerrecht, das gleichfalls einen Zweig der wissenschaftlichen Jurisprudenz bildet, ist zunächst mehr das Resultat solcher Formen und Zugeständnisse, welche die fortschreitende Cultur, der gesteigerte Verkehr zwischen den einzelnen Staaten und Nationen, die Anerkennung allgemeiner Menschenrechte bei Freund und Feind geschaffen und geheiligt hat. Durch Errichtung von Gesandtschaften und Consulaten und durch Aufstellung gemeingültiger Rechtsprinzipien suchte man die Angehörigen fremder Staaten gegen Gewalt und Unrecht sicher zu stellen, die Geschäfte der Industrie und des Handels zu schützen und den verderblichen Wirkungen des Kriegs Schranken zu setzen. Die Herstellung einer allgemeinen völkerrechtlichen Gesetzgebung und regelmäßiger völkerrechtlicher

Gerichte könnte freilich erst einer Zeit zufallen, wo die cultivirte Menschheit, in Völkerfamilien gegliedert, zu einer allgemeinen Conföderation vereinigt sein und ein ewiger Friedenszustand, wenn auch nicht nach den utopischen Träumen der Schwärmer oder Philanthropen, wohl aber unter der Gesammtgarantie aller Regierungen aufgerichtet werden würde. Dann würde das allgemeine Völkerrecht, das jetzt nur, wie gewisse gesellschaftliche Formen und Anstandsregeln, als die Summe von gemeingültigen Sittengeboten und Humanitätsgesetzen Anerkennung findet, den Charakter eines völkerbindenden Staatsrechts annehmen, das in der christlichen Ethik, in der europäischen Cultur, in dem Gesammtgefühl und Gesammtbedürfniß aller civilisirten Völker und in dem der Menschenbrust inwohnenden Friedensgebot seine Quelle und seine Wurzeln hätte, und alle Störungen dieses Friedenszustandes, alle Durchbrechung der Rechts- und Sittengebote vor einem allgemeinen europäischen Areopag mit den Waffen des Geistes nach dem ewigen göttlichen Rechte verhindern könnte. Immerhin sind in dem letzten Vierteljahrhundert bedeutungsvolle Ansätze verwirklicht worden zu allmählicher formeller und mehr oder minder allgemeingültiger Feststellung dieses Rechtsgebietes. Besonders wichtig sind hier die Vereinbarungen auf dem Pariser Congreß von 1856, durch welche das Seekriegsrecht unter humanere Regeln gestellt wurde, die Genfer Convention von 1864 über die Pflege verwundeter und kranker Krieger, endlich der Entwurf eines internationalen Reglements für das Landkriegsrecht überhaupt, den die von Rußland, gleichviel aus welchen Gründen, veranlaßte internationale Delegirtenconferenz in Brüssel im Jahr 1874 aufgestellt hat. Als Lehrer des Völkerrechts haben eine weit über Deutschland hinausreichende Autorität und Wirksamkeit erlangt und entwickelt Heffter und Bluntschli („das moderne Völkerrecht als Rechtsbuch dargestellt").

Die moderne Rechtswissenschaft dankt ihre Aufgaben und ihre Richtung großentheils den neueren Leistungen der Gesetzgebung, welche sie ihrerseits angestoßen und durch Vorarbeiten der verschiedensten Art gefördert, zum Theil erst möglich gemacht hatte. Ganz besonders gilt dies von der gemeinsamen deutschen Gesetzgebung, mit welchem Charakter zur Zeit des deutschen Bundes doch wenigstens Wechselordnung (1848) und Handelsgesetzbuch (1859—61) zu Stande gekommen waren, während seit Errichtung des norddeutschen Bundes und deutschen Reichs eine Fülle bedeutungsvollster Justizgesetze ins Leben getreten ist, unter welchen vor Allem zu nennen sind das in etwas zu beschleunigtem Tempo fertig gestellte Strafgesetzbuch (1870), nebst Militärstrafgesetzbuch (1872), und aus dem Jahr 1877, mit Geltung seit 1. October 1879, Gerichtsverfassungsgesetz, Strafprozeßordnung, Civilprozeßordnung, Concursordnung. Das Handelsrecht hat zugleich durch die ungeahnte Erweiterung und Vervielfältigung des Handelsverkehrs an praktischer Wichtigkeit im täglichen Leben außerordentlich zugenommen. Damit ging Hand in Hand eine reichhaltige Literatur, unter welcher die Handbücher von Thöl und von Goldschmidt und das „Lehrbuch des deutschen Wechselrechts" von A. Renaud in Heidelberg an der Spitze stehen. Die neuen Reichsjustizgesetze und andere Reichsgesetze haben vorerst hauptsächlich zu einer Ueberfluthung mit geschäftsmäßig hergestellten Commentaren geführt, welche, zum Theil brauchbar als Anleitung zur Thätigkeit in der Praxis, in ihrer großen Mehrzahl Anspruch auf wissen-

Erweiterung der Rechtsgebiete und gesetzgeb. Arbeiten.

schaftliche Bedeutung nicht machen können. Das Staatsrecht des neuen Reichs hat in P. Laband einen kundigen, in streng juristischer Methode vorgehenden Bearbeiter gefunden. Das Verhältniß des Reichsrechtes zu dem Landesrecht ist von Heinze (Reichsstrafrecht und Landesstrafrecht) scharf bestimmt worden. Einen lang und schmerzlich entbehrten Mittelpunkt hat die Gesetzesauslegung und Rechtsprechung der deutschen Gerichte erhalten, zunächst für das Handelsrecht durch das Anfang August 1870 in Leipzig ins Leben gerufene Reichsoberhandelsgericht, an dessen Stelle mit verallgemeinerter, über das ganze Civil- und Strafrecht sich erstreckender Zuständigkeit im October 1879 das Reichsgericht, gleichfalls mit dem Sitz in Leipzig, getreten ist. — Von größter praktischer und wissenschaftlicher Tragweite verspricht zu werden die Herstellung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich, mit dessen Entwerfung unter Leitung des höchst verdienten Präsidenten des Reichsoberhandelsgerichts, Pape, seit 1874 eine besondere, aus hervorragenden Fachmännern zusammengesetzte Commission beauftragt und beschäftigt ist.

6. Pädagogik.

Seit Pestalozzi (XIII, 690 ff.) nach den im vorigen Jahrhundert neugewonnenen Prinzipien den Elementarunterricht reorganisirt und dem Schullehrerstande seinen eigentlichen Standesgeist eingehaucht hatte, ist es in Deutschland immer allgemeinere Ueberzeugung geworden, daß allein durch verbesserte Volkserziehung der rechte Grund gelegt werden könne, um politische und sociale Schäden zu heilen und den Nachkommen eine bessere Zukunft zu sichern. Zu keiner Zeit waren die pädagogischen Fragen so im Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen und Interessen der Nation gestanden; nie war man überzeugter davon, daß das Schicksal eines Volks, seine Blüthe und sein Verfall in letzter Instanz von der Erziehung abhänge, welche seiner Jugend zu Theil wird. In Staat und Kirche, in der Philosophie und Poesie, ja selbst in den Staats- und Kriegswissenschaften machte sich dieser Punkt in seiner allbedingenden, übergreifenden Wichtigkeit je länger, desto mehr geltend. Aber auch eine eigene pädagogische Literatur und Fachgelehrsamkeit hat sich gebildet, deren Produkte schon um die Mitte des Jahrhunderts fast ins Unübersehbare angeschwollen waren und seither noch fortwährend anwachsen.

Ihren wichtigsten Anstoß hat die Bewegung auf dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens ohne Frage von Seiten der Philosophie erhalten, deren hervorragendste Vertreter von Anfang an lebhafte Theilnahme für diese Seite der gesellschaftlichen Aufgabe an den Tag legten. Wie einst Kant eine Zeitlang das Heil der Welt von der pädagogischen Reform Basedow's erwartet hatte, so war Fichte begeistert für Pestalozzi. Jener baute, den Grundsätzen seines Systems zufolge, Alles auf die moralische Erziehung, welche den Kindern bei Zeiten die richtigen Gründe begreiflich machen und sie lehren solle, das Gute um seiner selbst willen zu thun. Systematische Darstellungen der Erziehungskunst in dieser Richtung gaben Niemeyer, Schwarz, Stephani, Greiling u. A.

Schule Kant's.

In fast noch strengerer Weise forderte der Andere eine Erziehung, welche an die Stelle der selbstsüchtigen Motive die unbedingte Liebe zum Guten setzt und den Zögling gewöhnt, sich als ein dem Ganzen verpflichtetes Glied in der Kette vernünftiger Wesen zu wissen. Diesem Gedanken gab Fichte dann in den „Reden an die deutsche Nation" eine politische Wendung, indem er in einer strammen Nationalerziehung nach antikem Vorbild das einzige Mittel, „die Menschheit auf ihre eigenen Füße zu stellen", erblickte. Auch aus dieser Schule einer abstracten, aber charaktervollen Pädagogik gingen Theoretiker hervor, wie Ritter, Sauer, Johannsen u. A. Auch von Schelling, wiewohl er sich unmittelbar höchstens in seinen „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" der Pädagogik genähert hat, gingen doch bedeutende Anregungen aus, wie die Namen J. J. Wagner, Blasche und vor Allem Graser bezeugen. Eingehender hat sich Hegel mit diesen Fragen beschäftigt; ihm ist der Mensch, was er ist, erst durch Erziehung und Bildung, die ihn zum Abstreifen seiner Zufälligkeiten und Besonderlichkeiten, zum Wissen und Wollen des Allgemeinen bringen soll. Von diesem Standpunkte aus ist sowohl das System der Erziehungskunst selbst durch Rosenkranz als auch besonders die Gymnasialpädagogik von Deinhardt, Kapp, Thaulow bearbeitet worden, während Emil Anhalt sich der Theorie des Volksschulwesens zuwandte. Schule Fichte's. Schelling-Hegel'sche Schule.

Sehr tiefgreifende Wirkungen hat neben Hegel in seinen „Vorlesungen über Pädagogik" auch Schleiermacher geübt, z. B. durch seine idealistischen Ansichten über die Strafen und seine unbedingte Polemik gegen alle Körperstrafen. Während er sich übrigens noch ganz von philosophischen Prinzipien leiten läßt, haben Theologen wie der katholische Dursch und der protestantische Palmer, das System der Pädagogik auf Voraussetzungen von dogmatischer Natur auferbaut. Am förderlichsten aber haben in neuerer Zeit diejenigen Philosophen in die Erziehungswissenschaft eingegriffen, welche dieselbe auf rein psychologischer Unterlage durchzubilden versuchten. Die hier in Betracht kommenden Hauptrichtungen führen sich auf die Namen Herbart und Beneke zurück, denen wir schon in dem Abriß der neuesten Philosophie begegnet sind. Jener, der Nachfolger Kant's auf dem Königsberger Katheder, ist von der Pädagogik erst zur Philosophie übergegangen und hat zuerst über Pestalozzi geschrieben, dann eine ganze Reihe pädagogischer Werke verfaßt. In strenger Verfolgung seines Begriffs von der menschlichen Seele als einem schlechthin einfachen Wesen, welches die von Außen es treffenden Affektionen mit Vorstellungen beantwortet, sucht er die ursprünglichen Thatsachen der inneren Erfahrung auf, um aus ihnen alle zusammengesetzten Erscheinungen des geistigen Lebens zu begreifen und endlich den Zweck der Erziehung in einer, der sittlichen Charakterbildung untergeordneten „gleichschwebenden Vielseitigkeit der geistigen Interessen" zu finden. „Alle müssen Liebhaber für Alles, Jeder muß Virtuose in Einem Fache sein"; dies sein berühmtester Kanon. Während Kant, Fichte, Schleiermacher, Rosenkranz das Ziel der Erziehung mehr in das Gemeinsame Theologische Schule. Herbart 1776—1841.

verlegen, dem der Zögling einzubilden und einzuverleiben ist, gehört es zum wesentlichen Charakterzug der bedeutenden pädagogischen Schule, die sich an Herbart anschloß, den Menschen zunächst als Einzelwesen zu fassen und den Zweck der Erziehung nie außerhalb des Zöglings zu verlegen. Dieser Richtung gehören an Mager, Miguel, Kern, Rothert, ganz besonders aber Ziller und Allihn, Theodor Waitz und Stoy. Einen anderen Versuch in ähnlicher Richtung machte
Beneke 1798—1854. C. E. Beneke, dessen als reine Naturwissenschaft construirte Seelenlehre sich ganz im Gegensatze von Herbart gebildet hat und dessen untersten Grundsatz von der Einfachheit und Unveränderlichkeit der Seele verwirft. Nach ihm bringt der Mensch nur die Fähigkeit sinnlicher Empfindungen und Anschauungen mit ins Leben; es gilt nun, die Spuren, welche dieselben in der Seele zurücklassen, zu bewahren, sie nach ihren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in sich zu verbinden und zu trennen, die unter ihrem Einflusse entstandenen Anlagen auszubilden; die Pädagogik ist es, welche Kunst und Regel in diesen Prozeß zu bringen hat. „Die Natur will — so lautet hier einer der obersten Sätze — daß der Mensch zuerst überwiegend sinnlich sei, darauf überwiegend reproduktiv sich entwickele, und dann erst produktiv werde für das Intellektuelle. Diese Ordnung soll der Erzieher nicht stören". Solche Grundsätze, welche in ihrer Anwendung sich freilich mehr für Verstandes- als für Gemüths- und Charakterbildung ergiebig erwiesen, wurden theoretisch weiter gebildet und praktisch verwerthet durch Dreßler, Ueberweg; auch schloß sich, theilweise wenigstens, an sie die sogenannte Gothaer Pädagogik an, vertreten durch Dittes, C. Schmidt, Kehr u. A.

Neben diesen die pädagogische Entwickelung in erster Linie bedingenden Philosophen, denen aber noch zahlreiche andere wie J. H. Fichte (der jüngere), der für die Gemeinschaft erzogen wissen will, und Krause, der dagegen den Zweck der Erziehung im Zögling selbst sucht, sich anschließen, sind es die großen Heroen unserer poetischen Nationalliteratur, welche theils durch Ausbildung und Verfeinerung des allgemeinen Bildungsideals, wie vor Allen Schiller und Goethe selbst, theils auch durch direkte Betheiligung an den Arbeiten der theo-
Jean Paul. retischen Erziehungskunst großen Einfluß gewonnen haben. So hat Jean Paul Friedrich Richter (XIII, 645) in seiner „Levana" einem Grundgedanken seines Lebens Anwendung auf die Pädagogik gegeben, der Anschauung nämlich von der, nur durch einen selbst schon Freigewordenen möglichen Befreiung und Lösung des Idealmenschen, der in jedem verborgen liegt, freilich aber nur in individueller Form ans Tageslicht gebracht werden kann. Es gilt also, zu den Kleinen hinabzusteigen, wie die Götter zu den Menschen; aber mit Vorsicht, da Niemand voraussehen kann, „an welchen gefährlichen Stellen der Zukunft sich der Zauberer, der in ein kleines Kind verwandelt vor ihm spielt, sich aufrichte als Riese". Beschirmen müsse man daher das Kind vor allen heftigen und starken, vor allen süßen und weichlichen Empfindungen; ja keine verordneten Rührungen, kein religiöser Methodismus! So ist das Buch Ausdruck einer

reich blühenden Liebe zur Kinderwelt, nicht ohne bemerkbare Reminiscenzen an Rousseau und Fichte. Unter den eigentlichen Pädagogen schloß sich an Jean Paul zunächst Curtmann an, welcher den Gedanken vom Idealmenschen mit dem Christenthum in Verbindung brachte und überhaupt conservativere Bahnen einschlug.

Wieder ganz eigenthümlich als Theoretiker sowohl wie als Praktiker steht neben den Genannten Friedrich Fröbel, ohne Zweifel der tiefsinnigste und begabteste Schüler Pestalozzi's, zugleich diesen seinen Meister mannichfach ergänzend. Er ist „der Psycholog des Kindheitslebens. Mit wahrer Genialität und innigstem Verständniß hat er sich in die Kindesanfänge zurückgedacht und von dem tiefreligiösen, wie zugleich humanen Glauben durchdrungen, daß die Ursprünglichkeit der Menschennatur noch nichts Falsches oder Irreleitendes bergen könne, will er dies Ursprüngliche nur entwickeln, stufenweise und nach allen Seiten seiner eingepflanzten Anlage hin. Dies ist die Gesammtaufgabe der frühesten Erziehung". Niemand seit Pestalozzi hat so anregend auf das sittliche Bewußtsein und Pflichtgefühl der Eltern und Lehrer gewirkt. Die bekannteste Frucht seiner Thätigkeit, die ganz in der Losung: „Kommt, lasset uns unseren Kindern leben", aufging, liegt in den „Kindergärten" vor, die trotz des vom preußischen Cultusminister v. Raumer, welcher ihren Urheber mit Julius Fröbel verwechselte, gegen sie geschleuderten scharfen Bannes, bald überall in Deutschland, ja sogar in Europa zu blühen begannen. Dies war namentlich das Werk begeisterter Anhänger des Systems, unter welchen Mittendorff, Barop, Wichard Lange und vor Allen Frau Bertha von Marenholtz-Bülow zu nennen sind. Fröbel 1782—1852.

Der Kindergarten soll der eigentlichen Volksschule vorangehen. Diese letztere erfreute sich einer vielseitigen, auf Lehrplan, Methode und Lehrmittel gerichteten Pflege, wie sie denn überhaupt einen Schatz des darum viel beneideten deutschen Volkes darstellt. Zu den verdienstvollsten Pädagogen, die sich auch literarisch am Werk der Reform der Volksschule betheiligten, gehören Stephani, einer der ersten Vertreter der Idee von der Schule als Staatsanstalt und nicht minder auch der sogenannten Lautirmethode; Dinter, der berühmte Virtuose der sogenannten sokratischen Fragemethode und dialektischen Unterweisung; Denzel, der den Ertrag der auf Basedow, Rochow, Pestalozzi zurückgehenden Reform dem Durchschnittsmaße der deutschen Volksschule, zunächst in Nassau und Würtemberg, anzupassen wußte, und brauchbare Lehrgänge schrieb; Zerrenner, welcher in ganz ähnlicher Richtung in Norddeutschland wirkte; Johann Baptist Graser, ein philosophisch durchgebildeter Geist, welcher der schwankenden Empirie gegenüber den Unterricht von der Idee des Menschenwesens aus behandelt wissen wollte, und unter Anderm zuerst den folgenreichen Gedanken von der Verbindung des Leseunterrichts mit dem Schreibunterricht aussprach; Gräfe, der Direktor der Bürgerschule zu Bremen, Zeller, der Vorsteher des Waisenhauses zu Beuggen u. A. Ein tiefgreifender Gegensatz, welcher sich Stephani 1781—1851. Dinter 1760—1831. Denzel 1773—1838. Zerrenner 1780—1832. Graser 1766—1841. Gräfe 1802—1868.

innerhalb dieser, auf Pestalozzi zurückgehenden, pädagogischen Richtung aufthat, betraf die Stellung zur Religion und Kirche. Während nämlich Diesterweg, der Herausgeber der „Rheinischen Blätter" und Seminardirektor in Berlin, in zahlreichen Schriften der Selbständigkeit und Emancipation der Volksschule, die ihr Ziel in der Ausbildung des rein Menschlichen hat, das Wort redete, und den kirchlichen Einfluß auf diesem Gebiet zeitlebens und kräftigst bekämpfte, verband sich eine andere, durch ausgezeichnete Theoretiker und Schulmänner wie Ramsauer, Stern, Karl von Raumer, und vor Allen Harnisch vertretene Richtung aufs Engste mit der kirchlichen Reaktion und gab einer reichen, halb theologisch, halb pädagogisch gefärbten Literatur Dasein, die schließlich in den „Preußischen Schulregulativen" von Stiehl einen gesetzgeberischen Ausdruck und Abschluß gewann (1854—1872). In Folge dieser und anderer Kämpfe hat die Volksschule leider auch alle Schwankungen des politischen und kirchlichen Lebens in Deutschland mit empfunden; sie ist Gegenstand öffentlicher Verhandlungen auf Synoden und Kirchentagen, in Parlamenten und Lehrerversammlungen geworden; Lehrer sind vielfach zu verschiedenartigen und entgegengesetzten Parteizwecken mißbraucht worden; ein tief gewurzeltes Mißtrauen gegen die Geistlichkeit ist weit verbreitet unter ihnen und Trennung der Schule von der Kirche ein eigentliches Losungswort der Zeit geworden.

Diesterweg 1790—1866. Harnisch 1787—1864.

Humanismus u. Realismus.

Aber auch in die Gymnasialpädagogik griff der kirchliche Gegensatz vielfach ein, wenngleich er von einem andern, ihn durchkreuzenden, noch an Wirksamkeit überboten wurde, dem alten Streit nämlich zwischen Humanismus und Realismus. Die allmähliche Auseinandersetzung beider Gebiete erfolgte in der z. B. von Köchly in seiner Schrift zur Gymnasialreform vorgezeichneten Richtung, wonach das Gymnasium die Vorbereitung zu den historischen Wissenschaften zu leisten hat, wie die Realschule diejenige zu den Naturwissenschaften. Ein anderer Weg der Ausgleichung war es, wenn Brandt den Gegensatz innerhalb des Gymnasiums selbst durch Herstellung von Parallelclassen für Humanisten und Realisten versöhnen wollte. Im Gegensatze dazu entwarf Klopp einen einheitlichen, neue und alte Sprachen zugleich umfassenden Lehrplan, um dessen Ueberführung in die Praxis sich Hauschild bemühte. Das Resultat aller dieser Kämpfe war, daß sich aus der früheren Bürgerschule die Realschule entwickelte, deren Idee schon Spillecke in einer Epoche machenden Abhandlung beschrieben hatte. Allgemein anerkannt ist jetzt, daß die Realschulen ihr Centrum in den Naturwissenschaften und in den Sprachen der neueren Culturvölker besitzen; streitig ist, wie weit zur Erreichung dieses Zweckes das Lateinische unentbehrlich ist. Die Universitäten der Realschulen aber sind die polytechnischen Schulen, wie sie seit einem halben Jahrhundert zu immer größerer Blüthe in Deutschland herangediehen sind.

Die Gymnasialpädagogik.

Im Gegensatze zu diesem neu sich gestaltenden Schulwesen schien die humanistische Richtung eine Zeitlang ihren Halt in einem Bund mit Kirche und

Confession suchen zu wollen. So wenig dies in Sinn und Trieb der großen Begründer unserer gegenwärtigen humanistischen Bildung F. A. Wolf, G. Hermann, A. Böckh (S. 478) gelegen war, so haben doch dieselben verdienten Schulmänner, welche das Schlagwort der „Concentration des Unterrichts" ausgaben, und aus Furcht vor Zersplitterung am liebsten allen Unterricht in den Naturwissenschaften und modernen Sprachen aus dem Gymnasium verbannt hätten, dem Religionsunterricht fast allein eine bedeutende Stellung neben den classischen Sprachen eingeräumt, so vor Allen Friedrich Thiersch selbst, der Begründer der Gymnasialpädagogik; aber auch Nägelsbach, Flatt, Karl v. Raumer, K. L. Roth, G. Schwab, Landfermann u. A. Dagegen suchte Lübker, indem er das historische Prinzip durchführte, nach einer Vermittelung in dem Sinne, daß die Gelehrtenschule Alterthum, Christenthum und moderne Welt in ihrer gegenseitigen Verbindung kennen lehren soll. Allgemein einverstanden ist man übrigens in der Anerkennung, daß für die Jugend Kenntniß der griechischen und römischen Welt, d. h. des Alterthums, das Naturgemäße sei, daß die classischen Sprachen am meisten dazu geeignet seien, die Denkkraft zu entwickeln, überhaupt für die Geisteswissenschaften vorzubereiten und so diejenige Bildung, welche das Gymnasium geben soll, zu fördern. Reges Leben ist in allen Richtungen dieser Fachliteratur zu bemerken. Lehrmittel, Schulbücher, Classiker-Ausgaben folgen in Fluthen und fortwährend wird sowohl die theoretische als die praktische Seite an der Sache in Programmen und Zeitschriften wie auf Philologenversammlungen behandelt.

7. Naturwissenschaften und Mathematik.

Wir haben im vorangehenden Bande die Wege zu schildern versucht, in welche die Naturforschung am Ausgang des vorigen Jahrhunderts eingelenkt hatte; auf dieser Bahn ist in unserem Jahrhundert die Wissenschaft rüstig fortgeschritten, und wenn auch die Zeiten der Romantik, deren Einfluß in der Wissenschaft ebensogut sich geltend machte, wie in der Dichtung, dem naturwissenschaftlichen Streben wenig förderlich waren, wenn auch die politischen Stürme der Befreiungskriege andere Interessen in den Vordergrund drängten, so erlangte doch schließlich ein Zug des Realismus die Oberhand, unter dessen Herrschaft die Naturwissenschaften zu einer reichen Blüthe sich entfalten konnten. In den ersten Decennien des Jahrhunderts hatte eine Richtung sich der Geister bemächtigt, welche, wenn auch einzelne Anregungen von ihr ausgegangen, einzelne hervorragende Entdeckungen unter ihrem Einfluß gemacht worden waren, doch im Ganzen nicht segensreich für die Naturforschung war. Das von der Philosophie Hegel's und Schelling's ausgehende Streben, aus den Gesetzen des menschlichen Geistes heraus das ganze Dasein zu construiren, hatte sich in den Natur-

Naturphilosophische Richtung.

wissenschaften, besonders so weit sie die belebte Natur betreffen, einen breiten Boden erobert, und an Stelle einer gesunden Naturphilosophie im Geiste Newton's, die von den gegebenen Thatsachen ausgehend, die Einzelerscheinungen unter allgemeinen Gesetzen zusammenfaßt, traten nur zu häufig unklare Vorstellungen und vorgefaßte Meinungen, denen die Thatsachen, wohl oder übel, angepaßt werden mußten.

Der hervorragendste und genialste Vertreter dieser naturphilosophischen
Oken 1779—1851. Richtung ist Lorenz Oken (Okenfuß), ein geistvoller und charakterfester Mann, der zu seiner Zeit einen großen Einfluß auf die Naturkunde übte, die ihm trotz seiner Neigung zu mystischer Speculation manche fruchtbare Anregung, manchen neuen allgemeinen Gesichtspunkt zu danken hat. Oken war durch seine Naturphilosophie zu einer dem Spinozismus verwandten pantheistischen Weltanschauung geführt worden, die er in seiner Zeitschrift „Isis" und in anderen naturwissenschaftlichen Werken rückhaltlos vertrat, wodurch er gegen die herrschenden Ansichten vielfach anstieß und mannigfachen Anfechtungen sich aussetzte. Er sah sich gezwungen, seinen ersten Wirkungskreis in Jena aufzugeben und nachdem er einige Zeit in München zugebracht, aber auch dort keinen gesicherten Boden für seine freien Anschauungen hatte gewinnen können, fand er endlich eine Zuflucht in der Schweiz. Noch bezeichnet ein einfacher Denkstein an einem der herrlichen Punkte in der Umgebung des lieblichen Zürichsees den Ort, der als sein Lieblingsplatz bekannt war, an dem er über die Räthsel der Natur nachzusinnen pflegte.

Materialistische Richtung. Es konnte nicht fehlen, daß der einseitig speculativen Richtung, welche die Naturforschung in unfruchtbare Bahnen zu drängen drohte, eine Reaction folgte, welche sich zunächst in einer gänzlichen Abwendung der meisten Naturforscher von jeder Philosophie überhaupt, ja in einer Verachtung aller Speculation zu erkennen gab, dann aber zur Ausbildung eines materialistischen und atheistischen Systems führte, welches, wenn auch auf reichere Kenntniß der Natur gegründet, doch mit dem Materialismus des vorigen Jahrhunderts eine unläugbare innere Verwandtschaft zeigt. Wie dieser hat auch der neuere Materialismus sich nicht auf Fragen der Wissenschaft beschränkt, sondern mit besonderer Erbitterung gegen die herrschenden religiösen Ansichten seine Waffen gerichtet.

Am weitesten in dieser polemischen und negirenden Richtung gehen die
K. Vogt geb. 1817. naturwissenschaftlichen Schriften Karl Vogt's aus Gießen, der nach der Auflösung des Frankfurter Reichsparlaments, wo er als einer der Führer und Hauptredner der „Linken" thätig war, seinen Aufenthalt in der Schweiz genommen hat, ein kühnvorstrebender Mann, der in weitverbreiteten Schriften („Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde", „physiologische Briefe", „Bilder aus dem Thierleben" u. a. W.) der materialistischen Weltanschauung einen schroffen und rückhaltlosen Ausdruck gab. In gleichem Sinne wirkten Moleschott, Büchner, und wenn auch philosophisch tiefer angelegt, H. Czolbe. Für die Anhänger

dieser Lehre hat nur die mit Kräften begabte Materie wirkliche Existenz; aus den gesetzmäßigen Anziehungen und Abstoßungen der Körperatome, die von Ewigkeit her bestehen und ohne Ende fortdauern, sollten alle Vorgänge in der todten und belebten Natur, auch die Thätigkeit des Menschengeistes erklärt werden und die Grenze, welche einer solchen mechanischen Auffassung des Weltganzen die Thatsache des Bewußtseins setzt, wird entweder übersehen oder nicht anerkannt.

Methoden. Es ist erklärlich, daß die im Gegensatz zu der speculativen Methode auf rein inductivem Wege gewonnenen großen und unerwarteten Errungenschaften der Naturforschung zu einer Ueberschätzung ihrer Tragweite führen konnten, daß man Hoffnung schöpfte, auf diesem Wege, der so Großes geleistet hatte, nunmehr alle Räthsel des Daseins zu enthüllen, alle Vorgänge des Lebens von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus umfassen zu können. So fanden denn auch die Methoden der Naturforschung Anwendung in anderen Wissenszweigen, die bis dahin durchaus andere Bahnen verfolgt hatten, in der Psychologie, der Logik, der Volkswirthschaftslehre und selbst in der Geschichte. In diesem Sinne hat der englische Philosoph und Nationalökonom Stuart Mill in seinem „System der inductiven Logik" den Nachweis zu führen versucht, daß die Erfahrung die alleinige Quelle aller und jeder menschlichen Erkenntniß und demgemäß die Induction der einzig mögliche Weg zur Auffindung der Wahrheit sei. Dies geistvoll und consequent durchgeführte System hat, wie wenig es auch in seiner Einseitigkeit einem tieferen philosophischen Bedürfniß genügen kann, zur Klärung der Anschauungen viel beigetragen, indem es die Methoden der Naturforschung unter einfachen Gesichtspunkten zusammenfaßte und den Vorurtheilen einer überwuchernden Speculation entgegenwirkte. Vor einer Verflachung und Verarmung im entgegengesetzten Extreme wird wenigstens der deutsche Geist durch die unvergänglichen Leistungen unserer klassischen Philosophie bewahrt bleiben, zu denen sich derselbe nach allen Abschweifungen und Irrgängen gerade in neuester Zeit sehr merklich wieder zurückgefunden hat.

Verbreitung der naturwissenschaftlichen Studien. Wie aber auf der einen Seite die gesammte wissenschaftliche Denkweise des Jahrhunderts durch die Naturforschung einen bestimmenden Einfluß erfahren hat, so ist nicht minder durch dieselbe das staatliche und wirthschaftliche Leben von Grund aus umgestaltet worden. Die großartigen Fortschritte der Technik, die Vervollkommnung der Maschinen, der elektrische Telegraph, der seit seiner Erfindung in einigen Jahrzehnten zu einer an Vollendung grenzenden Entwicklung emporgeblüht ist, die Länder-verbindenden Eisenbahnen, sie alle sind, wenn auch nicht ausschließlich, doch zum größten Theil Früchte wissenschaftlicher Bestrebungen. Bei dieser großen Bedeutung für das geistige und materielle Leben ist es erklärlich, daß die Resultate naturwissenschaftlicher Forschung nicht die Geheimlehre einer Gelehrtenkaste bleiben konnten, daß dieselben in hohem Maße die Aufmerksamkeit der Laien auf sich zogen und daß sich allseitig das Bedürfniß fühlbar machte nach einem Einblick in die Wege der Naturforschung. Daher hat

sich denn auch das Interesse des gebildeten Publikums mit großer Vorliebe den Naturstudien zugewandt, und das verdienstvolle Streben vieler Männer der Wissenschaft, in Rede und Schrift die Ergebnisse der Forschung zum Gemeingut des Volkes zu machen, fand einen fruchtbaren Boden. Die populären naturwissenschaftlichen Schriften bilden heut zu Tage einen nicht unbeträchtlichen Theil der Literatur, und großen Anklang finden die jetzt fast allerwärts üblichen populären Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände.

Alex. v. Humboldt 1769—1859.

Der erste und hervorragendste Vertreter dieser populären Richtung in der naturwissenschaftlichen Literatur ist Alexander von Humboldt, der in seinen „Ansichten der Natur" und im „Kosmos" dem deutschen Volk zwei classische Werke hinterlassen hat, welche für alle Zeiten ein schönes Zeugniß ablegen von deutschem Fleiß und deutscher Wissenschaft. Ausgerüstet mit einer seltenen Fülle und Vielseitigkeit der Kenntnisse, denen fast kein Gebiet des menschlichen Wissens fremd blieb, durch jahrelange Reisen vertraut mit der Natur dreier Welttheile, war Humboldt wie kein Anderer geeignet, die Naturwissenschaften sowohl in ihrer Gesammtheit als in ihren Beziehungen zum Leben der Völker und der Einzelnen zu erfassen. Ohne in der Allgemeinheit zu verflachen, ging sein Streben dahin, die Natur als ein großes Ganze zu begreifen, die Erfahrungen, die er während seines langen und reichen wissenschaftlichen Lebens gesammelt hatte, diesem universellen Gedanken dienstbar zu machen, und die Wissenschaft zu behüten vor dem Irrweg einer kleinlichen Zersplitterung in Einzelheiten. Diesem Streben hat er in seinem letzten Werke einen würdigen Ausdruck gegeben, dessen stolzer Titel „Kosmos", die Weltordnung, das Ziel des Verfassers erkennen läßt. In diesem Werke wollte Humboldt die Summe unseres Wissens über das Weltall vor die Augen führen, aber nicht registerartig neben einander gestellt, sondern als ein organisches Ganze, überall verknüpft und abgerundet zu einem Bilde der physischen Beschaffenheit des Universums. Es ist die Frucht einer langen wissenschaftlichen Arbeit, die Darstellung seiner eigenen großartigen Anschauung der gesammten Natur, wie er sie in seinem vielbewegten Leben erworben hatte. Begabt mit feinem poetischen Sinn für das Schöne hat er die Wirkung der Natur auf das Gemüth zu würdigen gewußt, und durch seine herrlichen Schilderungen überall Liebe und Begeisterung für die Natur zu wecken verstanden. Das Streben Humboldt's, die Resultate der Naturforschung nicht blos den Fachgelehrten, sondern allen Gebildeten zugänglich zu machen, hat unter allen cultivirten Nationen zahlreiche Nachfolger gefunden, von denen namentlich der Franzose D. Fr. Arago († 1853), ein Mann der Freiheit auf dem Gebiete des Geistes wie der Politik, hervorzuheben ist. Keiner dieser Nachfolger erreicht jedoch Humboldt an Genialität, an Tiefe der Gedanken und an Schönheit der Darstellung.

Entdeckungsreisen und Geographie. Afrika.

Es wurde bereits in früheren Blättern (XIII, 186 ff.) darauf hingewiesen, welche Ziele Humboldt bei seinen Reisen im tropischen Amerika im Auge gehabt

hat. Eine zweite große Reise, die er 1829 in Begleitung von Ehrenberg und G. Rose nach Centralasien unternahm, diente demselben hohen Zweck der allseitigen Durchforschung der physikalischen Eigenschaften der Erdoberfläche und ihres Einflußes auf das Leben der Völker. Diese Richtung ist seitdem in der geographischen Wissenschaft die herrschende geblieben, welche, vorzugsweise durch Humboldt angeregt, sich nicht mehr mit der Zusammenstellung einzelner Thatsachen begnügte sondern darnach strebte, den inneren Zusammenhang der physikalischen Zustände und Vorgänge auf der Erdoberfläche zu erfassen und ihren Einfluß auf die Verkehrsverhältnisse, die Lebensbedindungen und die gesammte geschichtliche Entwicklung zu verstehen. In diesem Gebiete ist besonders die Thätigkeit Karl Ritter's als erfolgreich hervorzuheben, der vorzugsweise die K. Ritter 1770—1859. Beziehung der geographischen Verhältnisse zu der Geschichte des Menschen zum Gegenstand seiner Untersuchungen machte. Aber auch die Durchforschung unbekannter Theile der Erde durch großartige und kühne Reiseunternehmungen hat in unserem Jahrhundert außerordentliche Fortschritte gemacht und täglich mehr werden die Gebiete der Erdoberfläche eingeengt, die als gänzlich unbekannt zu bezeichnen sind. Es ist vorzugsweise das Innere des mächtigen afrikanischen Continents gewesen, welches die Wißbegier und den Unternehmungstrieb der Reisenden gereizt hat, durch die Aussicht auf reiche wissenschaftliche Ausbeute. Eine große Zahl dieser kühnen Männer sind den Gefahren des Klimas oder der Grausamkeit wilder Eingebörener zum Opfer gefallen und gleichwohl finden sich immer neue Kräfte, das Wagniß zu unternehmen. Diese Expeditionen, welche von den verschiedensten Punkten aus ins Innere vorzudringen suchten, haben die Anschauungen über die geographischen und physischen Verhältnisse, über Sitten und Lebensweise der Bewohner mehr und mehr geklärt und haben das traurige Bild einer grausamen und barbarischen durch Sclavenhandel und Menschenraub aufs Furchtbarste demoralisirten Bevölkerung entrollt, die dem Vordringen der Civilisation einen zähen und kaum zu bewältigenden Widerstand entgegensetzt. Aus der großen Zahl dieser Reiseunternehmungen heben wir zunächst die Durchforschung Abessiniens und Nubiens durch den Frankfurter Gelehrten Eduard Rüppell hervor, ferner die von der englischen Regierung ausgerüstete sehr 1822—1834. erfolgreiche Expedition nach dem Nordwesten von Afrika unter Richardson, 1849—55. 1853—56. Barth und Overweg, der sich später Eduard Vogel aus Leipzig anschloß. Ueber das alte Räthsel der Nilquellen verbreiteten die Expeditionen von Burton, Speke und Grant und besonders die von D. Livingstone neues Licht. Ferner seien noch erwähnt die Reisen von Rohlfs, Heuglin, Nachtigall, v. d. Decken, Schweinfurth. In der neuesten Zeit hat der thatkräftige amerikanische Reisende Stanley durch die Entdeckung des Oberlaufs des Congostromes die wissenschaftliche Welt in Staunen versetzt und ganz neue Aufschlüsse über die geographischen Verhältnisse des räthselhaften Continents zu Tage gebracht. Nicht minder gefahrvolle und beschwerliche Expeditionen wurden zu Nordpolfahrten.

wiederholten Malen nach den nördlichen Polargegenden ausgesandt, unter denen
1845—47. die des englischen Seefahrers Franklin durch ihr unglückliches und lange Zeit unbekanntes Schicksal die größte Theilnahme erregte. In neuester Zeit hat der verdiente deutsche Geograph Petermann durch fleißiges Sammeln und Vergleichen des vorhandenen Materials die Wege vorzuzeichnen versucht, die am Sichersten einen Erfolg in diesen Gegenden hoffen lassen. Von ihm ist die Anregung zu einer größeren Zahl neuer Expeditionen ausgegangen; bald wie die österreichische unter Leitung von Julius Payer und H. Weyprecht von Novaja Semlia aus, bald wie die der „Germania" unter Capitän Koldewey und der „Polaris" die durch den Mitreisenden Dr. Emil Bessels näher bekannt geworden ist, von Grönland aus. Die interessanten und umfassenden Reiseberichte von Payer und Bessels haben über die Natur und Beschaffenheit jener Eisregionen großes Licht verbreitet.

Geologie. Die immer mehr ausgebreitete Kenntniß der Erdoberfläche hat vor Allem dazu beigetragen, die Ansichten über die geognostischen Verhältnisse, über Bau und Entstehungsgeschichte der Gebirge, über die geologischen Kräfte der Erde zu
Leop. v. Buch 1774—1853. klären und zu berichtigen. Es ist besonders die Thätigkeit des genialen Leopold von Buch, der die Geologie eine durchgreifende Umgestaltung und die im Wesentlichen heute allgemein angenommenen Grundlagen verdankt. Ausgegangen von der neptunistischen Lehre Werners, die uns aus früheren Blättern bekannt ist (XIII, 187) war Buch durch seine über viele Länder der Erde ausgedehnten Untersuchungen und die dadurch gewonnenen Anschauungen zur Ueberzeugung von deren Unhaltbarkeit gelangt und kehrte zurück zu der alten Annahme eines feurig flüssigen Erdinnern, durch dessen Reaktion gegen die feste Rinde nicht nur die heute noch beobachteten vulkanischen Ausbrüche entstehen, sondern auch in früheren Zeiten die mächtigen Gebirgsmassen z. B. der Alpen aus der Tiefe gehoben worden seien. Durch solche Anschauungen wurde Buch zu einer genaueren Festsetzung des relativen Alters der verschiedenen Formationen geführt, die er durch Berücksichtigung der darin gefundenen Versteinerungen bestimmter unterscheiden lehrte. Daß die in früheren Epochen die Erdoberflächen umgestaltenden Kräfte auch gegenwärtig noch nicht völlig erloschen sind, hat Buch dargethan, indem er eine noch jetzt fortdauernde langsame Hebung von Skandinavien nachwies. Diese und verwandte später gemachte Wahrnehmungen ebneten den Boden für eine Auffassung der Geologie, welche der älteren, besonders von Cuvier vertretenen Annahme von großen Revolutionen, durch welche die ganze Erdoberfläche gewaltsam umgestaltet worden sei, entgegentrat. Schon im Jahr 1822 hat C. F. A. von Hoff darauf hingewiesen, daß die noch gegenwärtig wahrnehmbaren Kräfte, die vulkanische Thätigkeit des Erdinnern und die langsame, dauernde Wirkung des Wassers wohl im Stande seien, in sehr langen Zeiträumen die großartigsten Umgestaltungen der Erdoberfläche hervorzurufen, wenn auch ihre Wirkungen in geschichtlicher Zeit eine kaum merkliche ist. In Frankreich, wo wie uns erinnerlich (XIII, 188) zuerst Dolomieu und dann ein persön-

licher Schüler Werner's, d'Aubuisson de Voisins, hauptsächlich belehrt durch die Erforschung der geognostischen Verhältnisse der Auvergne gegen die neptunistische Theorie aufgetreten waren, erlangte die plutonistische Richtung ziemlich allgemeine Anerkennung, besonders seitdem der ausgezeichnete Geologe und Mineraloge Elie de Beaumont sich zu derselben bekannte. Auch in England wurde diese Auffassung der Geologie systematisch durchgeführt und durch ein reiches Beobachtungsmaterial gestützt von dem verdienten Geologen Charles Lyell. Als eine solche stetig und ununterbrochen fortwirkende Kraft wurde in neuerer Zeit auch die Thätigkeit der von den Hochgebirgen gleich mächtigen Strömen herabsteigenden Gletscher erkannt, die auf ihrem Rücken alljährlich gewaltige Felsmassen ins Thal führen. Verschiedene Wahrnehmungen, insbesondere die sogenannten erratischen Blöcke, haben zu der Annahme geführt, daß in einer früheren Zeit diese Eisgebilde eine ungleich größere Ausdehnung gehabt haben als heute, und daß in vielen jetzt mit Vegetation überkleideten Gegenden die Spuren einer vormaligen Eisbedeckung erkennbar seien. Diesem Gebiete haben besonders die Geologen des Schweizerlandes, Studer, A. Escher v. d. Linth, Charpentier, Agassiz u. A., ihre Aufmerksamkeit gewidmet.

Elie de Beaumont 1798—1874.

Charles Lyell 1797—1875.

Die Entwickelung eines großen Theils der Naturwissenschaften, der Astronomie, der Physik, der Physiologie ist aufs Engste verknüpft mit den Fortschritten der Mathematik, ein Gebiet, auf dem in unserem Jahrhundert eine große Regsamkeit zu Tage tritt. Was die großen Forscher des vorigen Jahrhunderts rühmlichst begonnen, das haben in würdiger Weise Cauchy, Gauß, Jacobi, der so jung dahingegangene geniale Abel in unserem Jahrhundert fortgesetzt. C. F. Gauß war einer der größten Mathematiker aller Zeiten, nicht minder hervorragend durch seine Leistungen in der Astronomie und Physik als in der reinen Mathematik. Geboren in niedrigen, wirthschaftlich beschränkten Verhältnissen zu Braunschweig, wurde Gauß durch die einsichtsvolle Großmuth des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand das seltene Glück zu Theil, bis in sein Mannesalter hinein unbehindert durch Nahrungssorgen und Berufspflichten der Ausbildung seines hohen Talentes und der Verarbeitung seiner großen Entdeckungen leben zu können; und reiche Früchte hat diese Muße der Wissenschaft eingetragen. In der Folge war Gauß während eines halben Jahrhunderts eine weitleuchtende Zierde der Göttinger Universität. Es ist kaum ein Gebiet der Mathematik, in dem Gauß nicht neue Gesichtspunkte eröffnet, neue Wege angebahnt hätte. Am meisten aber verdankt ihm die Zahlentheorie, welcher sein erstes großes Werk gewidmet war und die er in seinem ganzen reichen Leben nicht aus den Augen verlor. Gauß' Ruhm erhielt zuerst eine weite Verbreitung durch eine Arbeit auf dem Gebiete der Astronomie. Der erste Tag des Jahrhunderts hatte die Wissenschaft durch eine Entdeckung bereichert, welche eine längst bemerkte Lücke in unserer Kenntniß der Planeten ausfüllte. Piazzi in Palermo hatte einen bis dahin unbekannten Planeten, die Ceres wahrgenommen, den erstentdeckten unter

Mathematik.

Gauß 1777—1855.

den sogenannten kleinen Planeten, deren jetzt schon über zweihundert bekannt sind, welche zwischen Mars und Jupiter die Sonne umkreisen. Die Beobachtungen dieses Sternes aber waren so gering an Zahl, daß es nicht möglich war, aus demselben durch die älteren Methoden die Bahn desselben mit hinlänglicher Schärfe zu berechnen, um nur den schwer sichtbaren Himmelskörper mit Sicherheit wieder auffinden zu können. Gauß war es, der die Mittel geschaffen hat, diesem Mangel erfolgreich zu begegnen und auf Gauß' Resultate
Olbers 1758–1840. gestützt, hat Olbers in Bremen den neuen Planeten wiederfinden können. Durch diese Leistung ist Gauß in die Reihe der großen Astronomen eingetreten und in der Folge hat er seine Methoden, die noch heute in der Astronomie die gebräuchlichen sind, noch vervollkommnet und verfeinert. Von besonderer Wichtigkeit nicht nur für die Astronomie, sondern für jede Wissenschaft, die mit messenden Beobachtungen zu thun hat, ist die sogenannte Methode der kleinsten Quadrate, ein auf ungemein tiefsinnigen Gedanken beruhendes Verfahren, um die, wenn auch kleinen, doch immerhin merklichen und unvermeidlichen Beobachtungsfehler möglichst unschädlich zu machen, ein Verfahren, wodurch die Beobachtungen mit einer früher nie geahnten Sicherheit und Schärfe zu Resultaten verwerthet werden konnten. Auch die mathematische Physik hat Gauß wesentliche Bereicherungen zu verdanken. Wir erwähnen die Untersuchungen über die Brechung der Lichtstrahlen durch Linsen, die für die Construction astronomischer Instrumente von Bedeutung war, seine Untersuchungen über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten, über die Schwerkräfte und besonders seine Arbeiten über den
Wilhelm Weber geb. 1804. Erdmagnetismus. Im Verein mit dem Physiker Wilhelm Weber schuf Gauß neue Grundlagen und Hilfsmittel für die Erforschung dieser merkwürdigen Erscheinung, welche durch die Gründung des magnetischen Vereins bald systematisch über ganz Europa ausgebreitet wurde. Nebenbei gaben diese Arbeiten die Veranlassung zur Erfindung des elektrischen Telegraphen, der zuerst die Göttinger Sternwarte mit dem dortigen physikalischen Cabinet verband, und der in kurzer Zeit einen so gewaltigen Einfluß auf die Verkehrsverhältnisse übte. Auch in der Kunst der Darstellung ist Gauß mustergültig. Seine Schreibweise, in der er sich großentheils der lateinischen Sprache bedient, läßt sich vergleichen mit der Klarheit und Gedankenschärfe der Mathematiker des classischen Alterthums. Die sehr zahlreichen Werke des großen Gelehrten, welche zum Theil gänzlich vergriffen und sehr selten geworden waren, wurden in neuester Zeit gleichzeitig mit dem handschriftlichen Nachlaß durch die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften in einer prachtvoll ausgestatteten Ausgabe aufs Neue publicirt und dadurch allgemein und leicht zugänglich gemacht.

Auf den von Gauß angebahnten Wegen sind mit besonderem Erfolg zwei Männer fortgeschritten, welche beide frühzeitig der Wissenschaft durch den Tod entrissen wurden, gleichwohl aber durch ihre Schöpfungen wesentlich zur Fortentwickelung der neueren Mathematik beigetragen haben und deren Namen für

alle Zeiten in der Geschichte der Mathematik glänzen werden: Lejeune-Dirichlet und Riemann. — Nicht minder hervorragend ist die Wirksamkeit Jacobi's in Königsberg, der durch seine zahlreichen Arbeiten fast alle Theile der Mathematik gleichmäßig bereichert hat. Nicht weniger bedeutsam als durch seine Schriften hat Jacobi durch seine Lehrthätigkeit gewirkt, in der ihm Bessel und Neumann würdig zur Seite standen. Durch die Begründung des mathematisch-physikalischen Seminars zu Königsberg, welches Jacobi gemeinschaftlich mit Neumann leitete, ist er als der Stifter einer eigenen mathematischen Schule zu betrachten, aus welcher ein großer Theil der hervorragendsten Mathematiker der Gegenwart hervorgegangen ist, wie Hesse († 1874), Borchard († 1880), Aronhold, Clebsch († 1872) u. A. Die neuerdings begonnene Herausgabe seiner Vorlesungen durch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin wird noch unschätzbare Ergebnisse seiner Forschungen, die bis dahin nur dem kleinen Kreis seiner Zuhörer bekannt waren, allgemein zugänglich machen. Nach Jacobi's Uebersiedelung nach Berlin wurde diese Lehrthätigkeit in Vorlesungen und im Seminar durch seinen Schüler Richelot in einer des Meisters würdigen Weise fortgesetzt. — Nächst Göttingen und Königsberg ist auch Berlin eine hervorragende Pflanzstätte für die mathematische Wissenschaft in Lehre und Schrift. Der alte Ruhm der Akademie, in welcher Friedrich der Große schon die hervorragendsten Gelehrten zu vereinigen wußte, ist nicht verblichen, und an der noch jungen Berliner Universität hat seit Dirichlet's und Jacobi's Zeiten das mathematische Studium einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die dort thätigen Lehrer, Kummer, Weierstraß, Kronecker, gehören auch jetzt zu den Zierden der Wissenschaft. Noch erwähnen wir den in Berlin wirkenden Schweizer Mathematiker Jacob Steiner († 1863), Möbius in Leipzig († 1868); v. Staudt in Erlangen, Plücker in Bonn, welche vorzugsweise das Feld der Geometrie bebauten und durch neue Methoden bereicherten.

Dirichlet 1805—59. Riemann 1826—66. Jacobi 1804—51. Richelot 1808—1875.

Es ist oben hervorgehoben, von welch entscheidendem Einfluß die theoretischen Arbeiten von Gauß auf die Entwicklung der Astronomie waren. Aber auch die fortschreitende Kunst der Beobachtung und der Handhabung der Instrumente, die durch alle Hilfsmittel der Technik vervollkommneten Fernröhre, unter denen sich die von Fraunhofer, Repsold u. A. besonders auszeichnen, haben der Himmelskunde ein bedeutsames neues Material zugeführt. Sie haben uns eine große Zahl neuer Weltkörper und neuer Vorgänge im Himmelsraume kennen gelehrt, deren genaue Erforschung und Erklärung eine große aber schwierige und mühevolle Aufgabe der Theorie ist, deren Lösung ein geordnetes angestrengtes Zusammenwirken der Astronomen und Mathematiker erfordert. Die tiefsten Spuren hat die Thätigkeit F. W. Bessel's hinterlassen, welcher mit gleichem Talente und gleichem Erfolg die theoretische wie die praktische Seite der Astronomie bebaute. Bessel war in Minden geboren und wurde von seinem Vater für den Kaufmannsstand bestimmt. Dem inneren Drange folgend, hat er sich

Astronomie. Bessel 1784—1846.

neben seiner Berufsthätigkeit durch eigene Anstrengung die mathematischen und astronomischen Kenntnisse erworben, die ihn in der Folge zum größten Astronomen des Jahrhunderts machten. Nachdem er sich durch seine ersten Arbeiten einen ehrenvollen Namen erworben hatte, fand er die Unterstützung hervorragender Gelehrter, die ihn auf der eingeschlagenen Bahn förderten, besonders Zach 1747–1826. Olbers und Zach. Die erste bedeutende Leistung Bessel's war die Berechnung und Ausnutzung der Beobachtungen von Bradley, wodurch er der rechnenden Astronomie neue Grundlagen gegeben hat. Unter vielem Andern verdankt man ihm ferner eine genauere Kenntniß der Beschaffenheit und Bewegung der Kometen; sodann war er der erste, welcher die schwierige Messung der Entfernung eines Fixsterns unternahm und durchführte, eine Arbeit, die in der Folge von Wilh. Struve 1793–1864. andern Gelehrten, unter denen wir die beiden Struve auf der Sternwarte zu Otto Struve geb. 1819. Pulkowa bei Petersburg erwähnen, für einige weitere Sterne ausgeführt wurde. Auch gebührt Bessel der Ruhm, zuerst die Existenz eines Planeten jenseits des Uranus behauptet und den Versuch veranlaßt zu haben, seinen Ort, Größe und Bahn aus seiner Einwirkung auf den äußersten der damals bekannten Planeten, den Uranus, durch Rechnung im voraus zu bestimmen, eine Arbeit, die jedoch durch Krankheit unterbrochen wurde. In der Folge wurde sie fast gleichzeitig durch den Director der Pariser Sternwarte Leverrier sowie Leverrier 1811–1877. durch Adams in Cambridge ausgeführt, und die Auffindung des Planeten, 1846. der den Namen Neptun erhielt, durch Galle in Berlin fast genau an dem vorher bestimmten Orte, lieferte die glänzendste Bestätigung für die Richtigkeit der auf das Gravitationsgesetz basirten Rechnungen. Zu erwähnen ist noch die von Bessel mit dem höchsten theoretischen Scharfblick und der vollendetsten Kunst der Beobachtung ausgeführte Messung der Länge des Secundenpendels, wodurch die Stärke der irdischen Schwerkraft mit aller durch unsere Mittel zu erreichenden Schärfe bestimmt wurde.

Die oben schon berührte Entdeckung der kleinen Planeten, deren Zahl von Jahr zu Jahr sich vergrößerte, hat für die theoretische Berechnung eine Aufgabe von solchem Umfange gestellt, daß Gauß an der Möglichkeit der Durchführung zweifelnd, den Vorschlag machte, nur einige dieser zahlreichen Körper einer genaueren Berechnung zu unterwerfen, die übrigen unbeachtet zu lassen. Die jüngeren Astronomen sind aber diesem Rathe nicht gefolgt, sondern haben durch ein wohlorganisirtes Zusammenwirken die Aufgabe in ihrem ganzen Umfang in Angriff genommen. Dies Bedürfniß der Arbeitstheilung gab Veranlassung zu der im Jahr 1863 auf der Astronomenversammlung zu Heidelberg erfolgten Gründung der astronomischen Gesellschaft, deren erfolgreiche Wirksamkeit sich in wenigen Jahren weit über Deutschland hinaus verbreitet hat. Auch der Mond ist vielfach Gegenstand astronomischer Untersuchungen gewesen, wodurch der Wissenschaft Fragen gestellt wurden, deren Lösung noch von der Zukunft erwartet werden darf. Mädler 1794–1874. Mädler und Lohrmann haben durch ihre auf scharfen

Messungen beruhenden Karten der Mondoberfläche die Beschaffenheit dieses unseres Trabanten genauer kennen gelehrt, und in neuerer Zeit hat Schmidt in Athen dieselbe Arbeit in noch größerem Umfange durchgeführt. Durch Hansen in Gotha und Delaunay in Paris wurde die Bewegung des Mondes erneuten scharfen Berechnungen unterworfen, welche zu kleinen Unterschieden mit der Beobachtung geführt haben, deren Ausgleichung eine wichtige Aufgabe der Zukunft ist.

Hansen 1795—1875.
Delaunay 1816—1872.

Die Fixsternwelt hat gleichfalls zu fortgesetzten sehr umfangreichen Beobachtungen Veranlassung gegeben, welche über die Bewegung der Doppelsterne, die Vertheilung der Fixsterne im Raum, über die Bewegung unseres Sonnensystems Resultate zu Tage gefördert haben, an die sich die Namen der Astronomen Herschel Vater und Sohn, von denen der letztere durch seine Arbeiten am Cap der guten Hoffnung unsere Kenntniß des südlichen Himmels erweiterte, ferner der Deutschen Argelander, Peters, Encke u. A. knüpfen. Der letztgenannte Forscher hat seinen Namen vorzugsweise bekannt gemacht durch seine ausgezeichneten Arbeiten über den nach ihm benannten periodisch wiederkehrenden Kometen, welche zu mannigfaltigen Untersuchungen über die Bewegung und Natur dieser räthselhaften Körper die Anregung gegeben haben. So wurde in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit der Astronomen auf den Zusammenhang der Kometen mit den Sternschnuppen und Meteorsteinfällen gelenkt. Die Untersuchungen von Schiaparelli in Mailand, von H. A. Newton, Weiß u. A. haben einen solchen Zusammenhang, wenn auch noch nicht vollständig erwiesen, so doch sehr wahrscheinlich gemacht. Eine unerwartete Bereicherung unserer Kenntnisse von der Beschaffenheit der Gestirne hat die schöne Entdeckung der Spectralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen in Heidelberg gebracht. Sie hat uns gelehrt, aus der Beschaffenheit des Lichtes, welches die leuchtenden Weltkörper, die Sonne, die entferntesten Fixsterne und Nebelflecken uns zusenden, die weitgehendsten Schlüsse zu ziehen auf die Stoffe, aus welchen dieselben zusammengesetzt sind, auf die Aggregatzustände, in denen sie sich befinden.

W. Herschel Vater 1738—1822.
J. Herschel Sohn 1792—1871.
Argelander 1799—1875.
Peters 1806—1880.
Encke 1791—1865.

Die letzterwähnte Entdeckung führt uns hinüber auf das Gebiet der Physik, dem sie ihren Ursprung verdankt. Die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts genauer bekannt gewordenen Erscheinungen der Polarisation, Doppelbrechung, Interferenz und Beugung des Lichtes wurden in unserem Jahrhundert von zahlreichen Gelehrten vielseitig durchforscht und durch neue Wahrnehmungen vermehrt. Wir erwähnen die Arbeiten von Arago, Biot, Brewster, Stokes, Schwerd, Fraunhofer u. A., vor allen aber die scharfsinnigen, sowohl theoretischen als beobachtenden Untersuchungen von Fresnel, welche der Ansicht, daß die Lichterscheinungen durch eine Wellenbewegung zu erklären seien, zum unbestrittenen Siege verhalfen, indem sie die reiche Fülle der optischen Vorgänge bis in die kleinsten Einzelheiten in vollkommen befriedigender Weise aus dieser

Physik.
Arago 1786—1853.
Biot 1774—1862.
Brewster 1781—1868.
Fraunhofer 1787—1826.
Stokes geb. 1819.
Schwerd 1792—1871.
Fresnel 1788—1827.

Annahme erklärten; dem englischen Physiker und Mathematiker Hamilton ist es gelungen, gestützt auf die Fresnel'schen Gesetze, Thatsachen, welche der Beobachtung bis dahin entgangen waren vorherzusagen und nachträglich als wirklich vorhanden zu erweisen. Nicht minder sind die elektrischen Erscheinungen, ins Besondere die mannigfachen Wirkungen und Beziehungen des galvanischen Stromes, dessen Entdeckung im vorigen Bande besprochen ist, vielseitigen Beobachtungen und theoretischen Untersuchungen unterworfen worden. In rascher Folge erweiterte sich der Kreis der hierher gehörigen Erscheinungen. So hat
Davy 1778—1829. Humphry Davy die chemische Wirkung des Stromes untersucht und im Jahr 1807 zur ersten Darstellung der vorher unbekannten Metalle der Alkalien und Erden angewandt. Im Jahr 1820 entdeckte Oersted die Einwirkung des elektrischen Stromes auf Magnete, deren Anwendung auf die Telegraphie in der Folge eine so große praktische Bedeutung erlangt hat. Ungefähr gleichzeitig mit
Ampère 1775—1836. ihm fand Ampère die dynamische Einwirkung elektrischer Ströme auf einander und schuf eine mathematische Theorie, welche die elektrischen und magnetischen Erscheinungen gleichzeitig umfaßt und die beiden bis dahin getrennt neben einander stehenden Naturkräfte als wesentlich identisch nachwies. Von Seebeck wurde bald darauf (1822) die Erregung von elektrischen Strömen durch Temperaturunterschiede aufgefunden, eine Entdeckung, welche zur Konstruktion der feinsten und empfindlichsten thermometrischen Instrumente angewandt wurde. Der treff-
Faraday 1791—1867. liche englische Physiker Faraday entdeckte sodann 1822 die elektrische und magnetische Induktion und eröffnete durch die Wahrnehmung des Einflusses der Elektricität auf die Lichtstrahlen einen neuen Einblick in den verborgenen Zusammenhang der verschiedenen Naturkräfte, die nach Faraday's Auffassung nur verschiedene Aeusserungsformen einer und derselben noch unbekannten Grundkraft sind. Diese reiche Fülle neu erkannter Thatsachen hat der Theorie eine große und wichtige Aufgabe gestellt, deren Lösung durch Ampère begonnen, noch heute die mathematischen Physiker lebhaft beschäftigt. In Deutschland sind auf den von Ampère betretenen Bahnen mit großen Erfolgen fortgeschritten G. S. Ohm, F. Neumann, Wilhelm Weber, Kirchhoff u. A.

Eine tief eingreifende Umgestaltung haben die Anschauungen der Physiker durch die Aufstellung der sogenannten mechanischen Wärmetheorie erfahren, eine Lehre, die sich nicht allein, wie der Name besagt, auf die Wärmeerscheinungen bezieht, sondern alle Theile der Physik gleichmässig umfaßt. Die Grundvorstellungen über alle Vorgänge in der Natur sind durch diese Entdeckung auf ein einheitliches Princip zurückgeführt, welches sich in den verschiedenartigsten Aeusserungen der Naturkräfte selbst bei den Vorgängen in der belebten Natur auf's trefflichste bewährt hat und immer noch weitere Bestätigungen findet. Der oberste Grundsatz dieser Theorie ist der, daß nirgends in der Natur Bewegung verloren gehen kann, ohne eine entsprechende Arbeitsleistung und sie sucht daher die bei vielen Vorgängen verschwindende sichtbare Bewegung in anderer Form, besonders

in der Form von Wärme als unsichtbare Bewegung der kleinsten Theilchen wieder zu finden. Der erste Gedanke dieser Lehre wurde von einem Arzt, R. Mayer in Heilbronn im Jahr 1840 ausgesprochen, der bei seinen Beobachtungen am Krankenbett durch scharfsinnige Schlüsse zu Folgerungen geführt wurde, die das ganze Weltall beherrschen. Fast gleichzeitig mit Mayer und unabhängig von ihm waren zu denselben Folgerungen Joule in England und Helmholtz in Deutschland gekommen, welche durch ausgedehnte Beobachtungen und Experimente und durch mathematischen Calcul der neuen Theorie eine festere Begründung gegeben haben. Rob. Mayer 1814—1878.

Besondere Regsamkeit trat in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der Chemie hervor. Die Lehre von Lavoisier und die Entdeckung der festen Verhältnisse in den chemischen Verbindungen, die im vorigen Bande besprochen sind, haben den weiteren Forschungen einen sicheren wissenschaftlichen Boden gegeben. Viele theoretische Fragen harrten hier der Beantwortung und das noch wenig angebaute Feld versprach eine reiche Ausbeute an neuen Entdeckungen und neuen Einsichten; dazu kommt, daß in der Chemie fast jeder Fortschritt einen unmittelbaren praktischen Nutzen in Aussicht stellt, und die Anforderungen der Technik an die Chemie haben nicht wenig dazu beigetragen, die Wissenschaft selbst zu fördern. So ist die Chemie für unser Jahrhundert bald zu einer Lieblingswissenschaft geworden, und wenn auch noch viele Fragen zu beantworten, manche Ergebnisse unsicher und bestritten sind, so sind doch in wenigen Jahrzehnten unsere Kenntnisse der chemischen Vorgänge, die thereotischen Aufschlüsse über dieselben, sowie die Hülfsmittel der Forschung außerordentlich gewachsen. Die Aufgabe, welcher sich die theoretische Chemie zuzuwenden hatte, und die der ganzen Forschungsrichtung des gegenwärtigen Jahrhunderts ihre Signatur aufgeprägt hat, war die Ausbildung der Atomlehre, welche durch die Entdeckung des großen französischen Gelehrten Gay Lussac, daß die Raumtheile von Gasen, die eine chemische Verbindung mit einander eingehen, immer in einem festen einfachen Zahlenverhältniß zu einander stehen, eine neue Bedeutung erlangt hatte. Diese Entdeckung Gay Lussac's führte bereits im Jahr 1811 Avogadro zu dem Schluß, daß in gleichen Raumtheilen verschiedener Gase bei gleicher Temperatur und gleichem Druck immer dieselbe Zahl von chemischen Molekülen enthalten sei, ein Gesetz, welches, lange unbeachtet, für die neueste Entwickelung der Chemie von entscheidender Wichtigkeit geworden ist. In der Folge hat Dumas in Paris das Gay-Lussac'sche und Avogadro'sche Gesetz angewandt um aus dem specifischen Gewicht der Dämpfe das Atomgewicht zu bestimmen. Chemie G. Lussac 1768—1850. Dumas geb. 1800.

Großen und nachhaltigen Einfluß auf die Chemie hat die unermüdliche Thätigkeit des Schweden Berzelius geübt, der sich besonders um die Ausbildung der Atomtheorie durch Bestimmung der Atomgewichte, ferner durch seine allseitige Durchforschung der innigen Beziehungen der Elektricität zu den chemischen Vorgängen unsterbliche Verdienste erworben hat. Auch die heute übliche Berzelius 1779—1848.

chemische Namen- und Zeichensprache ist zum großen Theil eine Schöpfung von Berzelius.

Gmelin 1788—1853. Auch der Wirksamkeit von Leopold Gmelin ist hier zu gedenken, der, einer durch hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ausgezeichneten schwäbischen Familie entstammt, lange Jahre als Professor in Heidelberg thätig, in seinem „Handbuch der Chemie“ alle Resultate, die während seiner Zeit in dieser Wissenschaft zu Tage gefördert wurden, zusammengefaßt und verbucht hat.

Die wichtigsten wissenschaftlichen Resultate ergaben sich aus einer sorgfältigen und allseitigen Durchforschung der Beziehungen der chemischen Eigenschaften der Körper zu den physikalischen Vorgängen. So wurden durch den scharfsinnigen gelehrten Mitscherlich, einen geborenen Ostfriesen, in Berlin thätig, die Mitscherlich 1794—1863. merkwürdigsten und weittragendsten Gesetze über das Verhältniß der Krystallformen zu den chemischen Eigenschaften aufgefunden, eine Untersuchung, welcher der Boden erst bereitet war durch die Ausbildung der Krystallkunde durch Weiß, Weiß 1780—1856. G. Rose aus einer berühmten Gelehrtenfamilie entsprossen, F. Neumann Rose 1798—1873. u. A. Die Beziehungen der chemischen Eigenschaften der Körper zu den thermischen, welche durch die Anwendung der mechanischen Wärmetheorie eine besondere Wichtigkeit erlangten, wurden unter Anderen von Dulong und Petit untersucht, welche das Gesetz fanden, daß die specifische Wärme dem Atomgewicht umgekehrt proportional ist. Auch die mit allen Hülfsmitteln der Wissenschaft, mit aller Kunst der Beobachtung ausgeführten Untersuchungen Bunsen geb. 1811. von Bunsen über die chemischen Wirkungen des Lichtes sind hier zu erwähnen. Die Zersetzung von Stoffen, die durch die Einwirkung des Lichtes hervorgerufen wird, hat eine besondere Bedeutung für die Kunsttechnik erlangt durch die Erfindung der Photographie. Nach mehreren älteren Versuchen, die alle an der schnellen Vergänglichkeit der hergestellten Lichtbilder scheiterten, gelang es Niepce und besonders Daguerre, dessen Verfahren 1839 durch Arago der Pariser Akademie mitgetheilt und dadurch veröffentlicht wurde, bleibende Bilder durch chemische Einwirkung des Bildes der Camera obscura herzustellen. Später wurden andere und bessere Verfahrungsarten aufgefunden, besonders durch den Engländer Talbot, und durch die fortgesetzten Bemühungen zahlreicher Gelehrten und Techniker hat sich die Photographie allmählich bis zu ihrer heutigen Ausbildung entwickelt. — Eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben, die sich die Chemie in neuester Zeit gestellt hat, ist die Untersuchung der organischen Verbindungen, welche, wiewohl meist aus einer sehr geringen Anzahl einfacher Stoffe gebildet Wöhler geb. 1800. doch die größte Mannigfaltigkeit zeigen. Durch Wöhler wurde die frühere Meinung, daß die organischen Verbindungen nur unter dem Einfluß der Lebenskraft entstehen, und daher nicht künstlich zusammengesetzt werden könnten, durch die That widerlegt und seitdem haben sich die neueren theoretischen Anschauungen der Chemiker vorzugsweise aus der Untersuchung organischer Verbindungen entwickelt. Der hervorragendste Vertreter dieser Richtung in der Chemie ist Justus

v. Liebig, geboren in Gießen, später in München thätig, welcher seine Forschungen auf die Vorgänge während des Lebens der Thiere und Pflanzen, namentlich den Ernährungsprozeß ausgedehnt und darin Resultate ans Licht gebracht hat, welche nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Volkswirthschaft und die Gesundheitspflege von der höchsten Wichtigkeit sind. In Hermann Kopp hat die Chemie einen gründlichen Geschichtschreiber gefunden. Liebig 1803—1873.

Die Errungenschaften in der Physik und Chemie konnten nicht ohne Nutzen bleiben für eine Wissenschaft, die mit diesen in genauem Zusammenhang steht, die Physiologie, welche sich die Ergründung der Gesetze des Lebens als Ziel vorgesteckt hat, ja erst nachdem die Gesetze in den einfacheren Vorgängen der unbelebten Natur erkannt worden waren, konnte der Versuch gemacht werden, dieselben auch in den viel dunkleren und verwickelteren Vorgängen in lebenden Organismen nachzuweisen. Noch viele Räthsel sind hier zu lösen und werden vielleicht ewig ihrer Lösung harren. Mehr und mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß in diesem Gebiete die exacte Forschung und damit die Möglichkeit des Begreifens nur so weit reicht, als sich die Thätigkeit nothwendig wirkender Naturkräfte verfolgen läßt, die von den die sogenannte todte Natur beherrschenden Kräften dem Wesen nach nicht verschieden sind. Auch in der Physiologie wie in den übrigen Theilen der Naturwissenschaften ist die in Kurzem zu hoher Vollendung herangereifte Experimentirkunst der Beobachtung ergänzend zur Seite gestanden und hat den heutigen Stand dieser Wissenschaft wesentlich mitbedingt. Der Erste, welcher die Physiologie auf einen festen naturwissenschaftlichen Boden stellte, welcher mit Nachdruck auf die Anwendung physikalischer und chemischer Gesetze in dieser Wissenschaft hinwies, der somit als der Begründer der modernen Physiologie angesehen werden kann, war Johannes Müller. Nicht minder hervorragend als Anatom und Zoologe, denn als Physiologe hat er sich besondere Verdienste um die vergleichende Anatomie erworben, und dadurch wieder fördernd auf die Physiologie zurückgewirkt, indem er die allgemeinen Gesetze des Lebens in den verschiedenen Formen des organischen Daseins nachwies. Die von Müller betretenen Wege verfolgte sein Schüler und Nachfolger an der Berliner Universität, Emil Dü Bois-Reymond weiter, welcher hauptsächlich der Erforschung der physikalischen Vorgänge im thierischen Leben seine Kräfte widmete, und durch seine Entdeckungen über das elektrische Verhalten der Muskeln und Nerven neues Licht und neue Anschauungen über die verborgenen Gesetze der Lebenserscheinungen verbreitete. In gleichem Sinne und mit nicht geringerem Erfolg ist Helmholtz (in Heidelberg und Berlin) bestrebt, die so dunkeln und räthselhaften Vorgänge der Sinneswahrnehmungen auf dem Wege des Experiments, der physikalischen, mathematischen und anatomischen Forschung, zu ergründen und zu erklären. In seinem ausgezeichneten Werk „die Lehre von den Tonempfindungen" hat Helmholtz nicht allein die feinen physikalischen Vorgänge im Ohr und in den Nervenapparaten bis in die äußersten Consequenzen verfolgt,

Physiologie.

Johannes Müller 1801—1858.

Dü Bois-Reymond geb. 1818.

Helmholtz geb. 1821.

er hat auch die physikalischen Ursachen der angenehmen Empfindung durch musikalische Töne und des daraus entspringenden musikalischen Kunstgenusses in der Natur der Schallwellen und im Bau des Ohres aufgedeckt und dadurch den Grund gelegt zu einer neuen, auf naturwissenschaftlichem Boden erwachsenen Theorie der Musik. Mit gleichem Scharfsinn wandte sich Helmholtz der Erforschung der Vorgänge des Sehens und des Zustandekommens der Gesichtswahrnehmungen zu, Forschungen, deren Resultate er in einem Werke über „physiologische Optik“ niedergelegt hat. Ueberall hat er mit philosophischem Geist den Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen sowohl unter sich als mit den Thatsachen des Bewußtseins aufzudecken gesucht und hat so die Physiologie auf Bahnen gelenkt, welche die Aussicht eröffnen, den Räthseln der Lebensvorgänge näher zu treten.

Botanik und Zoologie. Die Wissenschaft, deren Gegenstand die lebenden Wesen selber sind, die Botanik und Zoologie, waren, wie bereits im vorigen Bande erwähnt ist, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in eine neue Phase eingetreten. Die Glanzperiode der Systematik war vorüber, und es begann die Zeit der physiologischen und anatomischen Forschungen auch auf diesem Gebiet, und damit im Zusammenhang die Ausbildung der Morphologie. Von bahnbrechendem Einfluß in dieser Richtung war in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts die Thätigkeit
Cuvier 1769—1832. G. Cuvier's. In dem damals würtenbergischen Mömpelgard aus einer des protestantischen Glaubens wegen aus Frankreich geflohenen Familie geboren, hat Cuvier seine Erziehung auf der Carlsschule zu Stuttgart erhalten, wo er in dem trefflichen Zoologen Kielmeyer einen anregenden Lehrer in den Naturwissenschaften fand. Mit seiner wissenschaftlichen Bildung also wurzelt Cuvier in Deutschland, wiewohl er seine Thätigkeit hauptsächlich in Paris entfaltete, woselbst er, als sein Ruhm sich mehrte, bald zu bedeutenden und einflußreichen Stellungen nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Verwaltung des Unterrichtswesens emporstieg. Cuvier's Verdienste um die Entwicklung der Naturkunde sind sehr mannigfaltig, besonders aber ist es die vergleichende Anatomie, die in seinen Händen zu einer hohen Ausbildung gelangte. Er verfolgte die Veränderung, welche die den verschiedenen Lebensfunktionen dienenden Organe erleiden, durch alle Thierklassen hindurch und zog besonders auch die fossilen Reste ausgestorbener Thierformen in die Vergleichung hinein. Er deckte die Gesetze auf, nach denen sich die Formen der verschiedenen Organe gegenseitig bedingen und konnte so aus wenigen Resten untergegangener Thierarten auf die Form des ganzen Organismus schließen. So gelangte er von der Betrachtung der einzelnen Organe und ihrer Funktionen aus zu allgemeinen Gesichtspunkten über die Bedeutung der Thierformen überhaupt, die ihn zur Aufstellung einer kleinen Anzahl von Grundtypen, gewissermaßen allgemeinen Bauplänen, führten nach denen die thierischen Körper gebildet sind. Eine Beziehung auf eine gemeinsame Abstammung der verschiedenen Wesen dieser Typen ist bei Cuvier nicht zu finden, ebensowenig aber eine bestimmt ausgesprochene teleologische Anschauung.

Mehr und mehr begann von nun ab die Anatomie und Physiologie in der Botanik und Zoologie ihren Einfluß geltend zu machen und es war vorzugsweise eine sorgfältige Durchforschung der Entwicklungsgeschichte der organischen Keime, von der man neue Aufschlüsse hoffte über die in den Formen des Lebens herrschenden Gesetze. Hier schien sich in den einfachsten und primitivsten Urformen und in ihrer allmählichen Umgestaltung das Wesentliche und Bleibende der Formentypen zu offenbaren. Bahnbrechend in dieser Richtung sind die Arbeiten von C. H. Pander und besonders von C. E. v. Baer, der, wie der erstere ein Angehöriger der deutschen Ostseeprovinzen, in einem langen, arbeits- und erfahrungsreichen Leben die Naturwissenschaften nach verschiedenen Seiten hin gefördert und besonders für die Entwicklungsgeschichte die eingreifendsten neuen Thatsachen ans Licht gefördert hat. Auch M. H. Rathke aus Danzig, Professor der Zoologie in Königsberg war in derselben Richtung erfolgreich thätig. Pander 1794—1865. Baer 1792—1876.

Ein neues Element wurde in die Lehre von den Thieren und Pflanzen eingeführt, als Schleiden die große und allgemeine Bedeutung der Zelle für den Aufbau des pflanzlichen Organismus erkannte; und als Theodor Schwann nachwies daß für die Entwickelung des Thierkörpers die Zelle eine entsprechende Rolle spielt, erblickte man in diesen kleinen Gebilden die allgemeine Urform der belebten Körper. Diese Cellulartheorie erlangte in den Händen R. Virchow's, der die Zelle als den eigentlichen Sitz des Lebens betrachtet, selbst für die Pathologie Bedeutung. Schleiden geb. 1804. Schwann geb. 1810.

Die Aufdeckung der wunderbaren Gesetzmäßigkeit im Bau der Thier- und Pflanzenwelt drängte nach einer Erklärung hin, welche durch den scharfsinnigen, fein beobachtenden englischen Naturforscher Ch. Darwin gegeben wurde. Wie schon im vorigen Jahrhundert Lamark und Geoffroy St. Hilaire schließt Darwin aus der Uebereinstimmung der Formen auf eine gemeinsame Abstammung und allmählige Umgestaltung. Aber Darwin geht weiter, indem er die Ursache dieser Umgestaltung und des Fortschritts zu immer vollkommneren, den Zwecken des Lebens besser dienenden Gestalten nachzuweisen sucht in der Erblichkeit einerseits und in bestimmten äußeren Einwirkungen andererseits, unter denen die natürliche Zuchtwahl unter dem Einfluß des Kampfes ums Dasein die erste Stelle einnimmt. Darwin, der auf einer naturwissenschaftlichen Reise um die Welt reiche Beobachtungen gesammelt hatte, stützte seine Theorie durch eine große Zahl wohlgesicherter Thatsachen, und machte dieselbe erst nach jahrelanger gewissenhafter Prüfung bekannt. Der Einfluß derselben auf die Naturforschung der letzten Jahrzehnte ist daher auch ein sehr bedeutender, und die größte Zahl der Forscher hat sich trotz mancher Abweichung im Einzelnen zu ihren Grundsätzen bekannt. Mannichfache weitere Ausführungen und Bearbeitungen hat sie gefunden, unter denen wir die von E. Haeckel in Jena hervorheben. Der Darwinismus. Darwin geb. 1809.

Spät und langsam errangen sich die Methoden der empirischen Forschung ihren Boden in der Medicin, oder genauer gesagt in der Pathologie, in derjenigen Medicin.

Wissenschaft, welche die Lebenserscheinungen unter veränderten abnormen Umständen, die Vorgänge im kranken Körper zum Gegenstand hat, und deren letztes praktisches Ziel es ist, auf Grund solcher Forschungen diese abnormen Umstände zu beseitigen, die Krankheit zu heilen. Die großen Schwierigkeiten, die sich der Forschung gerade in diesem Gebiete entgegenstellen, auf dem die Hülfe des Experiments fast vollständig ausgeschlossen ist, dazu das große praktische Interesse, welches das nichtwissenschaftliche Publikum der Heilkunde entgegenbringt, haben immer und immer wieder die Aufstellung neuer Systeme und Theorien zur Folge gehabt, welche unter gewissen einheitlichen, aber nicht hinlänglich begründeten Gesichtspunkten die sämmtlichen, so unendlich mannigfaltigen Krankheitserscheinungen unterzubringen suchten und das Heilverfahren nach ihnen regelten. Solche Systeme erfreuen sich, indem sie dem Laien etwas Positives zu bieten scheinen, durch einzelne Erfolge gestützt, zu gewissen Zeiten oder in gewissen Kreisen einer unbestrittenen Geltung, um nach Kurzem von einem andern Systeme, welche die ganze Krankheitslehre von Grund aus neu aufbaut, verdrängt und überflügelt zu werden. Hierher gehört die von Röschlaub aufgestellte sogenannte Erregungstheorie, welche sämmtliche Krankheitserscheinungen auf das Mißverhältniß zwischen Reiz und Erregbarkeit zurückzuführen suchte, ferner die von Hahnemann begründete Homöopathie, die Lehre Rademachers u. A. Besonders war es die naturphilosophische Richtung, der sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts unter den deutschen Aerzten eine große Zahl und nicht die mindest begabten zuwandten, eine Richtung, welche an Stelle der sorgfältigen Beobachtung des Thatsächlichen, die sie verschmähte, fast verachtete, philosophische Speculationen setzte, welche schließlich in ihren Auswüchsen zur inhaltleeren Phrase wurden. Daneben aber hat es zu keiner Zeit an Männern gefehlt, welche mit unverwandtem Blick das ernste Ziel der Wissenschaft verfolgten, die sich nicht fortreißen ließen von dem Strom der Tagesmeinungen, denen es zu danken ist, wenn schließlich auch in der Medicin ein gesunder naturwissenschaftlicher Geist Eingang fand. So der nüchterne und klare Johann Stieglitz aus Arolsen, der unermüdliche Gegner aller medicinischen Systeme, so der hochangesehene Arzt und akademische Lehrer Rokitansky in Wien, Gründer einer pathologisch-anatomischen Schule. Auch der seiner Zeit hochgefeierte Chr. W. v. Hufeland, der Verfasser der Makrobiotik und zahlreicher anderer medicinischen Werke, Professor und Leibarzt in Berlin, behauptet in der Geschichte der Medicin einen ehrenvollen Platz, wenn auch seine milde, zwischen den verschiedenen Parteien vermittelnde Natur zu einer reformatorischen Wirksamkeit nicht angethan war. Eine durchgreifende Umgestaltung aber verdankt die deutsche Medicin der Thätigkeit J. L. Schönlein's aus Bamberg, der mehr durch sein Beispiel und seine Lehre an den Universitäten Würzburg, Zürich und Berlin als durch Schriften, deren sehr wenige von ihm existiren, auf seine Schüler und Zeitgenossen einwirkte. „Wie Hippokrates dereinst die Heilkunde aus den Banden

Röschlaub 1768—1835.

Hahnemann 1755—1843.

Stieglitz 1767—1840.

Rokitansky 1804—78.

Hufeland 1762—1836.

Schönlein 1793—1864.

der Priester und der alten philosophischen Sekte erlöste", sagt Friedreich in einer Rede über den heutigen Stand der Medicin, „wie Sydenham seinen in Systemmacherei und Doctrinarismus versunkenen Zeitgenossen die Fahne der reinen Naturbeobachtung und unbeeinflußten Erfahrung entgegenhielt; so war es Schönlein, der Hippokrates unseres Jahrhunderts, welchem es gelang, die naturphilosophischen Fesseln zu sprengen und der Medicin wieder die empirische Basis zu verschaffen, ohne welche ein reeller Fortschritt, ein bleibender Gewinn nicht möglich sein konnte". Schönleins Bestreben war hauptsächlich darauf gerichtet, alle Hülfsmittel einer exacten Beobachtung, die Percussion und Auscultation, die chemische Analyse und das Mikroskop auf die pathologische Forschung anzuwenden, die unendliche Mannichfaltigkeit der Krankheitsformen zu studiren und zu classificiren und dadurch sichere Anhaltspunkte für das Heilverfahren zu gewinnen. Diese großen Gedanken einer Reformation der Medicin auf naturwissenschaftlichem Boden zündeten gewaltig und führten eine bedeutende Zahl begeisterter und talentvoller Schüler auf die gleiche Bahn, welche die Lehren des Meisters weiter ausbildeten und die Medicin als ebenbürtiges Glied in den Kreis der Naturwissenschaften einführten. Eine große Zahl der hervorragendsten deutschen Aerzte, wie Cannstatt, Fuchs, Pfeufer, Friedreich, Biermer gingen aus der Schule Schönlein's hervor und waren bestrebt, den gewonnenen Boden nach allen Seiten hin fruchtbar zu machen. In der von Pfeufer in Verbindung mit dem ausgezeichneten Anatomen Henle gegründeten Zeitschrift für „rationelle Medicin", fand die naturwissenschaftliche Richtung eine wirkungsvolle literarische Vertretung. Einflußreich war auch die Thätigkeit Virchow's, welcher der naturwissenschaftlichen Richtung in Deutschland zum entschiedenen Siege verhalf, indem er aufs Nachdrücklichste die Anwendung exacter Methoden verlangte und denselben Geist bei seinen Schülern weckte und nährte. An der Hand naturwissenschaftlicher Forschungen, der Beobachtung und des Experiments, wurde er zum Schöpfer eines neuen Zweiges der Medicin, der pathologischen Anatomie, einer Wissenschaft, welche die Wirkung krankhafter Zustände an den Veränderungen der Organe des Körpers nachzuweisen bestrebt ist, um dadurch sichere Grundlagen für die Heilung, namentlich auch für chirurgische Operationen zu gewinnen.

Virchow geb. 1821.

Am augenfälligsten ist die segensreiche Wirksamkeit der fortgeschrittenen Wissenschaft in der Chirurgie, in der eine genauere Kenntniß des menschlichen Körpers und seiner Krankheiten, in Verbindung mit einer sehr vervollkommneten Technik der Operation und der Wundbehandlung den Leidenden unschätzbare Wohlthaten bringt. Unter der großen Zahl verdienter Männer auf diesem Gebiet seien hier nur erwähnt C. F. v. Gräfe, Dieffenbach, M. J. Chelius, Stromeyer, die Familie Langenbeck, Esmarch, A. v. Gräfe, der berühmte Augenarzt.

C. F. v. Gräfe 1787—1840. Dieffenbach 1794—1847. Stromeyer geb. 1804.

Wenn aber auch in vielen Krankheitsfällen trotz mancher besseren Erkenntniß der Medicin gänzlich die Mittel der Heilung fehlen, wenn z. B. den großen

Volkskrankheiten und Epidemien die eigentliche Medicin fast machtlos gegenübersteht, so läßt sich doch auch ein praktischer Nutzen der richtigen Erkenntniß zum Besten der leidenden Menschheit nicht verkennen. Gerade jenen furchtbaren Seuchen gegenüber kann die auf eine richtige Einsicht in die Ursachen gegründete, durch rationelle Grundsätze geleitete Vorsorge unendlichen Segen verbreiten, indem die verderbliche Wirkung der Krankheit, wenn auch ihr Ausbruch nicht ganz verhütet werden kann, doch auf einen möglichst engen Kreis beschränkt wird. Durch die Cholera-Epidemien, welche in unserem Jahrhundert Europa heimgesucht haben, ist die Frage nach einer rationellen öffentlichen Gesundheitspflege zu einer brennenden geworden, und hauptsächlich der Thätigkeit Pettenkofer's in München ist es zu danken, daß die wissenschaftliche Medicin sich dieser Frage angenommen hat. Die Hygieine ist bereits an mehreren deutschen Universitäten ein eigener Lehrgegenstand geworden, und täglich gewinnt diese Wissenschaft an Bedeutung, denn nur durch eine weise Vorsorge, verbunden mit einer richtigen Erkenntniß der verderblichen Ursachen, kann es gelingen, den Ausbruch der verheerenden, ganze Nationen ergreifenden Epidemien zu verhüten.

Schluß. Wir sind zum Schlusse unserer Darstellung gelangt, und glauben gezeigt zu haben, wie die verschiedenen Theile der Naturwissenschaft gleich den Rädern einer Maschine fördernd und stützend ineinander greifen, wie überall das Streben nach echter und wahrer Wissenschaft in der edelsten Bedeutung des Worts, nach unumstößlicher Erkenntniß der Wahrheit auf sicheren und unwandelbaren Grundpfeilern zu Tage tritt, wie dieses Streben nach allen Seiten hin reiche Früchte getragen hat, und wie in Folge dessen alle Theile der Naturwissenschaft in wenigen Decennien mehr gefördert wurden, als in früheren Jahrhunderten. Aber je mehr die Wissenschaft weiter schreitet, desto mehr wächst auch ihr Stoff, wachsen ihre Aufgaben. Jede neue Entdeckung stellt neue Fragen, die der Beantwortung harren. Dies aber wird die Kraft des Forschers nicht lahm legen, sondern anspornen, mit immer erneuter Anstrengung dem Ziele zuzustreben, denn es ist ja nach Lessings schönem Ausspruch nicht der Vollbesitz der Wahrheit, sondern das Bewußtsein des treuen und redlichen Strebens nach der Wahrheit, was den Menschen Glück und Befriedigung gewährt.

8. Digression auf das volkswirthschaftliche und socialpolitische Gebiet in der europäischen Staatenfamilie.

Zweite Periode. (Vgl. S. 13 ff. XIII, 166 ff.)

Literarische Hilfsmittel. Der folgenden Arbeit liegen vorzugsweise zu Grunde: J. Kautz, Theorie und Geschichte der Nationalökonomie. — B. Hildebrand, Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft. — Roscher, Gesch. der Nationalökonomie in Deutschland. — M. Wirth, Grundzüge der Nationalökonomie. — Eine Reihe nationalökonom. Artikel in Bluntschli und Brater's Staatswörterbuch. — v. Mohl,

Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. — J. J. Roßbach, Geschichte der Gesellschaft. — Zur socialistischen Bewegung: Fr. Mehring, Die deutsche Socialdemokratie. — O. Testut, Die Internationale. — R. Meyer, Der Emancipationskampf des vierten Standes. — H. v. Sybel, Die Lehren des heutigen Socialismus und Communismus. — E. Jäger, Der moderne Socialismus. — Nic. Karlowitsch, Die Entwickelung des Nihilismus in Rußland u. a. W.

1. Das moderne Wirthschaftsleben.

Die Dampfkraft im Dienste der menschlichen Arbeit.

In keiner Periode der Geschichte haben die socialen und wirthschaftlichen Grundverhältnisse so gewaltige Umwälzungen erfahren wie in unserm Zeitalter der Dampfkraft, des Maschinen- und Fabrikbetriebs, der Eisenbahnen und Telegraphen. Keine Erfindung früherer Zeiten hat die ganzen Lebensverhältnisse der Gesellschaft dermaßen umgestaltet, wie die Nutzbarmachung der Dampfkraft im Dienste menschlicher Arbeit und Cultur. Die rauchenden Fabrikschlote, die allenthalben von regster gewerblicher Production zeugen, die vielen tausende Kilometer Eisenbahnen und Telegraphendrähte, die den ganzen Erdball umspannen, sind die redenden Denkmäler unserer rastlos fortschreitenden Zeit. Kaum hundert Jahre sind es her, daß durch die Erfindungen von James Watt die Dampfmaschine vom spielenden Experiment zu einem fortan immer wachsenden praktischen Gebrauch erhoben wurde; kaum fünfzig Jahre sind es her, daß Stephenson mit der Manchester-Liverpool Eisenbahn die erste gelungene Probe auf dieses wunderbare Beförderungsmittel der Neuzeit anstellte. Am 15. September 1830 wurde mit der Eröffnung dieser Bahnstrecke die Geburtsstunde des Eisenbahnverkehrs gefeiert, Deutschland folgte im Jahr 1835 mit der Bahn von Nürnberg nach Fürth nach; seitdem haben sich diese Verkehrsanstalten in unaufhaltsamem Eroberungszug immer weitere Gebiete erschlossen. Der immer wachsende und unendlicher Ausdehnung fähige Gebrauch der Maschinenkraft bildet in wirthschaftlicher Beziehung das charakteristische Merkmal der neuesten Zeit. Die ungeheure Erleichterung der Production, die gewaltige Verstärkung der menschlichen Arbeitskraft, die wunderbare Beschleunigung des Verkehrs, das mit dem Groß- und Maschinenbetrieb nothwendig verbundene Prinzip einer weitgehenden Arbeitstheilung mußte in allen menschlichen Lebensverhältnissen, Gewohnheiten und Anschauungen einen außerordentlichen Umschwung hervorbringen.

Schäden und Fortschritte des neueren wirthschaftlichen Lebens.

Die Gesellschafts- und Staatseinrichtungen des Mittelalters mit ihrer feudalen Ordnung, mit ihren engen Klassen- und Ständeschranken, mit ihren Zünften, mit ihrer Rechtsungleichheit und ihrer drückenden Gebundenheit an Scholle und Heimat sind erst durch die großen Erfindungen der Neuzeit im Gewerbebetrieb und der Verkehrserleichterung thatsächlich vom Boden verschwunden. Freiheit der Arbeit, der Bewegung, der Niederlassung, Abschüttelung des Zwangs aller Art, soweit es das Gesammtinteresse und das Wohl der Gemeinschaft gestattet, ist seitdem ein immer allgemeiner anerkannter Grundsatz geworden.

Freilich, wenn ein alter Organismus in Trümmer geht, so pflegt die Gesellschaft lang und schwer zu ringen, ehe sie neue feste Formen und Gesetze für ihr socialwirthschaftliches Leben gefunden. In einem solchen Uebergangszustand voll harten Ringens und schmerzhafter Zuckungen befindet sich unser Jahrhundert. Es ist mit der „guten alten Zeit“ ja ohne Zweifel viel Schönes, Gemüthvolles, Tüchtiges zu Grabe gegangen, was unser Zeitalter voll rastlosen Erwerbstriebes, voll kalter Berechnung, voll nüchterner Selbstsucht kaum mehr kennt. In dem fieberhaften Treiben des heutigen Erwerbslebens, unter den rastlos schwirrenden Rädern der Maschinen, unter dem zermalmenden Druck der ungehemmten Concurrenz mag mancher gemüthlich patriarchalische Zug des alten Handwerks mit dem goldenen Boden verloren gegangen sein; mit der schrankenlosen Niederlassungs- und Verkehrsfreiheit mag bei manchem die Liebe zur Heimat und zu einem seßhaften geordneten Leben Noth gelitten haben; Pessimisten mögen auch für ihre trübe Weltanschauung, daß die wirthschaftliche Entwickelung unserer Zeit immer mehr dahin dränge, den besitzenden Mittelstand zwischen Kapitalismus und Pauperismus, zwischen Plutokratie und Proletariat aufzureiben, manche Belege beibringen: aber die menschliche Gesellschaft besitzt eine unerschöpfliche Heilkraft und wird schließlich aller inneren Leiden und Schäden Meister, wenn auch bisweilen unter schweren Zuckungen und auf gewaltthätigem Wege. Mit der Wiederaufrichtung kleiner hinfälliger Schranken, mit der Rückkehr zu überlebten Einrichtungen, zu denen die nothwendigen Voraussetzungen nicht mehr vorhanden sind, lassen sich die Schäden der Zeit nicht heilen. Was in Zeiten patriarchalischer Staatsbegriffe, enggebundener Wirthschaftsverhältnisse, eines nahbegrenzten Handwerksbetriebs, gutshöriger Abhängigkeitszustände, eines beschränkten Verkehrs nothwendig und heilsam war, ist nicht mehr brauchbar in in unsern Tagen großer öffentlicher Verhältnisse, einer ungeheuer entwickelten Maschinenthätigkeit, der Mobilisirung des Grundeigenthums, der weiten Ausbildung des Creditwesens, der wunderbaren Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit des Transports, bei Dingen, die ihrer Natur nach enger Schranken spotten. Und wenn Pessimisten auf unleugbare Schattenseiten unseres modernen wirthschaftlichen Lebens hinweisen, wenn Volksverführer und Irrlehrer in der Begehrlichkeit und Unzufriedenheit der untern Klassen einen günstigen Boden für ihre aufreizende Agitation gegen die Besitzenden finden, aus Kapital und Arbeit einen unversöhnlichen Gegensatz machen, so darf doch auch der gewaltige Fortschritt nicht verkannt werden, den im großen Ganzen die Menschheit auch in rein materieller Hinsicht in neuerer Zeit gethan hat. Gewiß ist in unserem Erwerbsleben Arbeit und Lohn, Mühe und Genuß oft im schlechtesten Verhältniß; gewiß ist es leicht, mit einem Griff in die Wirklichkeit das Wohlleben der Reichen und die Armuth, Noth, Entbehrung der „arbeitenden Klassen“ in grellem Kontrast gegenüberzustellen und sehr wahrheitsgetreue Schilderungen von der verzweiflungsvollen und hoffnungslosen Lage vieler Existenzen, namentlich in der auf-

reibenden Fabrikarbeit, zu entwerfen. Wann hat es aber diese ewigen Gegensätze zwischen Reichthum und Armuth, zwischen Genuß und Arbeit nicht gegeben? Und es muß trotz aller Anklagen gegen die Ungerechtigkeit und Härte unserer heutigen Gesellschaftsordnung anerkannt werden, daß im großen Ganzen das Maß der Lebensgenüsse in Wohnung, Kleidung, Nahrung, Erholung, die Ansprüche, die heutigen Tages an ein „menschenwürdiges Dasein" gestellt werden, der ganze »Standard of life«, wie der technische national-ökonomische Ausdruck lautet, unzweifelhaft und nachgewiesener Maßen auch für die untern und untersten Klassen gegen früher erheblich gestiegen sind. Ueber manchen in die Augen springenden Schattenseiten ist man nur zu oft geneigt, der gewaltigen Culturfortschritt unseres Jahrhunderts auch in materieller Hinsicht zu übersehen und gering zu schätzen.

2. Die Wissenschaft der Nationalökonomie.

Die neuere Volkswirthschaftslehre.

Die großen Umwälzungen der neueren Zeit in den ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnissen haben auch die Wissenschaft mächtig angeregt, die Erscheinungen des wirthschaftlich-socialen Lebens zu erforschen, dessen Grundbegriffe festzustellen, aus der wirren Masse so vieler Einzelthatsachen Systeme zu entwickeln, durch die Beweisführung der Geschichte, der Logik, der Vernunft allgemeine social-politische Wahrheiten darzuthun, zweifelhafte und widerspruchsvolle Probleme aufzuklären und auf Grund wissenschaftlicher Theorien praktische Reformen im volkswirthschaftlichen Leben anzubahnen. Die Wissenschaft der Nationalökonomie hat sich in neuerer Zeit aus dem allgemeinen Rahmen der Staatswissenschaften heraus immer mehr zu einer sehr bedeutsamen selbständigen Disciplin entwickelt und wegen ihrer hohen Wichtigkeit als Erforscherin der Grundbedingungen des menschlichen Zusammenlebens und der gesellschaftlichen Ordnung immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Wenn wir im folgenden einen Ueberblick über die neueste geistige Bewegung auf dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre zu geben unternehmen, so wird man bei der Ueberfülle des Stoffs, der ungemeinen Verwickeltheit der meisten Fragen und Probleme und der Unmöglichkeit, in wenigen Zeilen umfassende Systeme und schwierige Lehrsätze auch nur dem Wesen nach erschöpfend darzustellen, mehr als die äußerlichsten Umrisse und die allgemeinsten Grundzüge in dem knappen Rahmen dieses Werkes nicht erwarten dürfen.

a. England.

Fortwirkende Anregung von Adam Smith.

Wir haben früher (XIII, 171 ff.) den großen schottischen Nationalökonomen Adam Smith kennen gelernt; er ist der Begründer der neueren wissenschaftlichen Volkswirthschaftslehre, auf dessen scharfdurchdachten Forschungen und Theorien seitdem fortgebaut wurde. Wer fortan den wirthschaftlichen Gesetzen nachgegangen, mußte

immer an die Lehren Smith's, beistimmend oder widerlegend, anknüpfen, wie die Philosophen an Aristoteles oder Kant. Der riesige Auf- und Umschwung des ganzen wirthschaftlichen Lebens in unserm Jahrhundert hat die Wissenschaft der Volkswirthschaftslehre, die Erforschung social-politischer Probleme, nach allen Richtungen mächtig gefördert und der modern-freiheitlichen Richtung in der Nationalökonomie, wie sie Adam Smith angebahnt, reiche Nahrung gegeben. Auch nach dem Tode dieses großen Denkers behauptete England, das durch die außerordentliche Entwicklung seiner wirthschaftlichen Verhältnisse einen natürlichen Antrieb auch zur wissenschaftlichen Erforschung der socialen und ökonomischen Erscheinungen hat, den ersten Rang in dieser Lieblingsdisciplin der neuern Zeit.

Malthus 1766—1834. Einer der vielseitigsten und scharfsinnigsten Nachfolger von Smith war Robert Malthus, der die Begriffe von der Natur des Vermögens, des Kapitals, des Werthes und der Preise, des Arbeitslohns erfolgreich fortbildete und bezüglich der Productivität der großen Arbeitszweige, des Landbaus, der Industrie, des Handels, vielfach neue Forschungen anstellte. Am folgenreichsten aber wirkte er als Begründer der Bevölkerungstheorie (»Essay on the principle of population«). Er trat der lange herrschenden Theorie entgegen, daß eine möglichst hohe Bevölkerungszahl unter allen Umständen ein Segen und seitens der Staatsregierungen mit allen Mitteln, wie Erleichterung der Eheschließung und Scheidung, Begünstigung früher Heirathen und zahlreicher Nachkommenschaft, Besteuerung des ehelosen Standes, Erschwerung der Aus- und Erleichterung der Einwanderungen u. dgl. zu befördern sei. Von dem in dieser Schroffheit nicht richtigen Satze ausgehend, daß die Bevölkerung sich rascher vermehre als die Subsistenzmittel, jene in geometrischer, diese nur in arithmetischer Progression, daß die Productivkraft der Natur nicht gleichen Schritt zu halten vermöge mit der der Menschen, sah er in der allzu sehr wachsenden Zunahme der Bevölkerung, die nothwendig zur Uebervölkerung werden müsse, den hervorragendsten Grund des herrschenden Elends. Es sei ein gefährlicher Irrthum, an einen unendlichen Vervollkommnungsfortschritt der Menschen und der social-politischen Einrichtungen zu glauben; zufolge eines mit eherner Nothwendigkeit waltenden Naturgesetzes habe die Bevölkerung immer den Trieb, sich mit den zu ihrem Bestand erforderlichen Unterhaltsmitteln in ein Mißverhältniß zu setzen und damit eine unendliche Kette von socialen Leiden hervorzurufen. Jede Bemühung, den Arbeitslohn dauernd zu bessern und die Lage der ärmeren Klassen zu heben, sei erfolglos, wenn nicht das Angebot der Arbeit unter der Nachfrage gehalten, die Vermehrung der Arbeiterbevölkerung eingeschränkt werde. Zwar helfe die Natur sich schon selbst, indem sie den Ueberschuß an Menschenproduction durch Hunger, Seuchen, Kriege, Auswanderungen, Mißwachs u. dergl. decimire. Das Elend sei das wirksamste Werkzeug, um das Gleichgewicht zwischen Menschenzahl und Nahrungsmitteln immer wieder herzustellen. Besser aber sei es, wenn dieser schrecklichen Selbsthülfe durch weise Vorsicht und Enthaltsamkeit vorgebeugt werde; zu dem Zwecke aber müßten vor allen Dingen diejenigen Einrichtungen beseitigt werden, welche die Verantwortlichkeit der Eltern für das Schicksal ihrer Kinder schwächten. Dies führt Malthus zu seiner schroffen Verurtheilung der Wohlthätigkeitsanstalten und der englischen Armenpflegegesetze, die dem Armen das Recht auf Unterhalt aus öffentlichen Mitteln einräumten, leichtfertige Ehen begünstigten und das Wachsthum des Proletariats und seines Elends beförderten. Jenem Grundübel der Ueberwucherung der Bevölkerung gegenüber wögen alle Regierungsmaßregeln und Staatseinrichtungen, bestimmt die Lage der untern Klassen zu verbessern, federleicht; eine pessimistische Anschauung, die trotz vieler richtigen und unbestreitbaren Wahrnehmungen auf die Tugend der Nächstenliebe und Barmherzigkeit einen Bann legte, in ihrer Schroffheit viel Anstoß

erregte, auch häufig mißverstanden wurde und darin fehlte, daß sie die mit der wachsenden Bevölkerung Hand in Hand gehende Steigerung der Arbeitskraft und Vermehrungsfähigkeit der Lebensmittel sowie die stetigen Fortschritte des Menschengeistes in Erleichterung und Erweiterung der Production materieller Güter, in der Herrschaft über die Natur allzu gering anschlug. Gleichwohl hat Malthus, indem er dem Grundsatz entgegentrat, daß eine möglichst große Zunahme der Bevölkerung unter allen Umständen erstrebenswerth sei, den Anstoß zu einer richtigeren Bevölkerungspolitik gegeben.

Im Gegensatz zu Malthus, der nur in einer Beschränkung der überwuchernden Menschenproduction die Heilung der Leiden der Gesellschaft erblickte, schrieb Will. Godwin die Gebrechen der Welt der Unvollkommenheit der politischen Einrichtungen und der Mangelhaftigkeit der Staatsverwaltungen zu und forderte in anarchistisch-communistischer Uebertreibung Abschaffung jeder Regierung, Gütergemeinschaft, Aufhebung der Ehe u. dgl. Godwin † 1836.

Ein Zeitgenosse von Malthus und der größte Schüler Adam Smith's war David Ricardo, ein Forscher und Beobachter von ungemeinem Scharfsinn und folgereichstem Einfluß auf die neuere Entwicklung der national-ökonomischen Theorien, wenn auch vielfach von kalter, trüber und pessimistischer Lebensanschauung, welche an einem ununterbrochenen wirthschaftlichen Fortschritt der Menschheit zweifelt. Der Sohn eines aus Holland eingewanderten jüdischen Geschäftsmanns, hat sich Ricardo zu ungeheuerm Vermögen aufgeschwungen und stand mitten im praktischen geschäftlichen und politischen Leben. In einer Reihe von Einzelschriften über volkswirthschaftliche Tagesfragen, über Geld- und Bankwesen, Freihandel und Kornzölle, Besteuerung und öffentlichen Credit, namentlich aber in seinem systematischen Werk: »Principles of political economy« hat er viele höchst scharfsinnige und bedeutsame Forschungen niedergelegt. Seine Beobachtungen waren vor Allem der Art der Vertheilung des Nationalvermögens und dem Wesen und Begriff des Werthes zugewendet. Der regelmäßige Maßstab für den Tauschwerth der Güter ist ihm die Menge der zu ihrer Herstellung erforderlichen Arbeit. Die Arbeitsmenge bestimmt den natürlichen Preis, der wirkliche oder Marktpreis kann auf kurze Zeit davon abweichen je nach dem Stand des Angebots und der Nachfrage; der natürliche Preis der Arbeit ist derjenige, welcher nothwendig ist, damit die Arbeiter bestehen und ihr Geschlecht fortpflanzen können, Kapital ist nichts als früher aufgewendete Arbeit. Ricardo unterscheidet drei Haupteinkommenszweige, Grundrente, Arbeitslohn und Kapitalzins. Die Grundrente nimmt jedoch in der Vertheilung des Nationalvermögens bei ihm weitaus die entscheidendste Stellung ein, indem die Getreidepreise die Kosten des Arbeiterunterhalts bestimmen und die übrigen Einkommenszweige nur ihren Antheil an der Gesammtproduction beherrschen. Ein vielbesprochenes Problem ist Ricardo's Grundrententheorie, die wir freilich hier im Einzelnen nicht entwickeln können. Er versteht unter Grundrente: Vergütung für die Nutzung der im Boden der Grundeigenthümer enthaltenen unzerstörbaren und unerschöpflichen Naturkräfte, den Ueberschuß über die Productionskosten nebst Zinsen. „Mit dem Fortschritte des ökonomischen Volkslebens und mit der Steigerung der Nachfrage nach Bodenprodukten wird man genöthigt, entweder den Bau solcher Produkte auf schlechterem Boden, sobald der bessere sämmtlich schon angebaut ist, vorzunehmen, oder aber durch Verbesserung der Cultur und durch größere Capitalverwendungen von demselben Boden ein größeres Erzeugnißquantum hervorzubringen". Der bessere oder größerer Capitalaufwendungen nicht bedürftige Boden trägt nun gegenüber dem geringeren, der nur die Productionskosten und Zinsen ersetzt, eine Grundrente; dieselbe ist die Differenz zwischen der verschiedenen Güte zweier gleich großer Grundstücke. Das Steigen der Rente ist immer die Folge des zunehmenden Wohlstandes in einem Lande, und der Schwierigkeit, die wachsende

Ricardo 1772—1823.

Bevölkerung mit den gehörigen Nahrungsmitteln zu versehen; dasselbe ist ein Zeichen, aber niemals eine Ursache des allgemeinen Wohlstandes. Im Gegentheil nimmt dieser am reißendsten zu, wo das Wachsen der Grundrente gering ist. Weil die Rente immer aus dem Steigen der Getreidepreise herrührt, so ist das Interesse der Grundherrn an dem Steigen der Rente dem aller andern Menschen entgegengesetzt. Ricardo, der ohnehin der Verfechter der Anschauungen der Geldcapitalisten gegen den Grundbesitzerstand war, eiferte auch gegen die Korngesetze, für deren Beseitigung er freilich das Interesse aller übrigen Stände gegen das der Landbesitzer geltend machen konnte. Die möglichste Freiheit des internationalen Verkehrs hat er mit scharfsinnigen Argumenten begründet, wenn er ausführt, daß bei einem System vollkommener Handelsfreiheit jedes Land sein Capital und seine Arbeit den ersprießlichsten Geschäften widmet, hierdurch eine möglichst vortheilhafte, reichliche Production, eine angemessene internationale Arbeitstheilung und eine Steigerung der nationalen Güterschaffungskraft erzielt, und zugleich die ganze gesittete Welt durch ein Band des gemeinsamen Verkehrs und Vortheils zusammengehalten wird. Unter den Begründern der Freihandelspolitik und Freihandelslehre steht Ricardo als einer der bedeutendsten da. Bahnbrechend sind ferner seine Forschungen namentlich auch auf dem Gebiet des Bankwesens, des Geldverkehrs, der Besteuerung gewesen. In der Theorie des Bankwesens, der Preise des Gelds nimmt neben ihm unter den neueren Nationalökonomen Thomas Tooke einen ganz hervorragenden Platz ein.

Bentham 1749—1832. Auch der Rechts- und Staatsphilosoph Jeremias Bentham (XIV, 721) hat auf die Ausbildung der nationalökonomischen Wissenschaft bedeutenden Einfluß geübt. Der Begründer des Utilitarismus oder Nützlichkeitssystems erblickt den Zweck des Staats und der Gesellschaft in der Verwirklichung des größtmöglichen Glückes und Wohlseins für die größtmögliche Anzahl von Menschen und sieht in dem Streben nach Wohlstand und Vermögen, in einem berechtigten Egoismus und Eigeninteresse eine der stärksten Triebfedern zu Tugend und Ordnung. Dabei ist er ein Vertheidiger aller freiheitlichen reformatorischen Bestrebungen auf staatlichem und wirthschaftlichem Gebiet, ein entschiedener Gegner der Zinsbeschränkungen, des Prohibitivsystems, ein Vertheidiger des freiesten Erwerbs und Verkehrs und der ungehindertsten wirthschaftlichen Selbstbestimmung des Individuums.

Praktische Folgen der theoretischen Forschungen. Der Einfluß dieser großen Denker und Forscher auf die Praxis und Theorie der Volkswirthschaft in England war sehr bedeutend und nachhaltig. In der Aufhebung der Verkehrs- und Handelsschranken, in einer weisen und liberalen socialpolitischen Gesetzgebung schritt England in jenen Jahrzehnten des ungeheuern ökonomischen Umschwungs bald allen andern Ländern voran. Die wirthschaftspolitischen Schöpfungen des großen Reformators Robert Peel waren die praktische Frucht der Anregungen jener Theoretiker, und in der uns bekannten mächtigen und erfolgreichen Anti-Korngesetz-Bewegung, als deren Leiter Richard Cobden, der volksthümliche Agitator von Manchester (S. 185) dasteht, fanden die Grundsätze des freien Verkehrs, namentlich der ungehinderten Einfuhr des unentbehrlichsten Lebensmittels, einen gewaltigen Ausdruck. Auch

Huskisson † 1830. Huskisson, gleich Cobden mehr ein Mann der Praxis als der wissenschaftlichen Theorie, ragt unter den englischen Volkswirthen und Staatsmännern als einer der ersten Vorkämpfer des Freihandels hervor. Er hat dem Monopol-, Sperr- und Schutzzollsystem die kräftigsten Schläge versetzt. Ein eifriger Beförderer des Eisenbahnwesens, hatte er das tragische Schicksal, bei der Feier der Eröffnung der Manchester-Liverpool Bahn zu verunglücken (S. 175).

Die englische Nationalökonomik in neuester Zeit. Die wissenschaftliche Begründung der ökonomischen und socialen Erscheinungen hatte sich nach jenen großen Geistern einigermaßen erschöpft. Die „neuenglische Schule“ wandelte die Bahnen der Meister und begnügte sich, deren Grundlehren auszubilden,

zu berichtigen und zu bereichern oder einzelne Gebiete der nationalökonomischen Wissenschaft anzubauen. Unter den Schülern Smith's und Ricardo's ragen hervor: James Mill, Rob. Torrens, ein ausgezeichneter Finanzökonomiker und Vorkämpfer der Handelsfreiheit, Macculloch, Senior u. a. Zugleich lenkte aber die mit der Ausbildung des Großbetriebs der Fabriken und der drückenden Herrschaft des Capitals Hand in Hand gehende Erscheinung der wachsenden Massennoth, des zunehmenden Pauperismus die Aufmerksamkeit der Forscher auf volkswirthschaftlichem Gebiet immer mehr auf die Frage, wie diese traurigen socialen Zustände zu erklären und wo möglich zu heilen wären. In dieser auf Beförderung des Wohls der arbeitenden Klassen ausgehenden sittlich-socialen Richtung der Nationalökonomik mögen Thomas Chalmers und namentlich der berühmte Philosoph und Socialtheoretiker John Stuart Mill, J. St. Mill geb. 1806.
der Sohn des oben genannten James Mill, genannt werden. Die Bedeutung Mill's geht aber über diesen praktischen socialpolitischen Zweck weit hinaus; er gehört zu den bahnbrechenden Geistern auch auf dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre. Er lieferte in seinen »Principles of political economy« ein vollständiges systematisches Handbuch der Nationalökonomie, eine Zusammenfassung aller bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet, die namentlich auf die deutsche Wissenschaft von nachhaltigstem Einfluß war. Die socialökonomischen Probleme der Zeit, die Theorie der Gütererzeugung, des Werths der Grundrente, der Arbeiterlöhne, der Stellung der Staatsgewalt zum Wirthschaftsleben, der Verkehrs- und Handelsfreiheit u. s. w. geistreich untersuchend, beschränkt er sich doch nicht auf die Ergründung dieser einzelnen ökonomischen Fragen, sondern betrachtet die Volkswirthschaft als ein mit den übrigen Aeußerungen des nationalen Lebens in innigster Wechselbeziehung stehendes Gebiet. Mill verkennt neben dem von Andern übermäßig betonten Grundsatz der freien Concurrenz auch nicht die Nothwendigkeit staatlichen Eingreifens unter gewissen Umständen, vertheidigt warm die Interessen der arbeitenden Klassen in moralischer und materieller Hinsicht und gesteht selbst mancher socialistischen Theorien eine gewisse Berechtigung zu, wie er denn unsere Eigenthumsorganisation wesentlicher Reformen für fähig hält.

Wenn die Zahl der Anhänger und Nachfolger Adam Smith's in der neueren englischen Nationalökonomik weit überwog, so fehlte es diesen Lehren doch auch nicht ganz an Gegnern. Opposition gegen Ad. Smith.
Der scharfsinnigste und geistvollste darunter ist wohl James Lauderdale, der Verfasser einer Untersuchung über die Natur und den Ursprung des Nationalreichthums, der über das Verhältniß zwischen Volksvermögen und Einzelvermögen, über Capital und Geld, über Consumtion und Production vielfach neue und interessante Ansichten aufstellte, mit oft treffender Kritik an den Smith'schen Lehrsätzen. Auch der Schotte John Rae, der Befürworter des staatlichen Eingreifens in die wirthschaftlichen Bewegungen und Anhänger des Schutzzolls, sowie Will. Atkinson, der die nationalökonomische Theorie mit den Prinzipien der christlichen Moral und Ethik in Einklang zu setzen strebte, müssen als Gegner der Smith'schen Doctrinen genannt werden.

Entschiedene Widersacher fanden die Smith'schen Theorien auch in Nordamerika, Amerika.
so schon in dem berühmten Schatzsecretär Alex. Hamilton, der durch seine Finanzmaßregeln sich den Namen des Wiederherstellers des amerikanischen Credits verdiente, namentlich aber in dem scharfsinnigen H. C. Carey, dem Verfasser des großen Werkes: Carey geb. 1793.
„Grundsätze der Volkswirthschaft" und vieler andern nationalökonomischen Schriften. Beide verfochten die Nothwendigkeit eines umfassenden Schutzzollsystems, wenn die amerikanische Industrie der englischen Uebermacht sich erwehren solle. Carey, der in Deutschland besonders durch E. Dühring bekannt geworden, hat hier mit seiner Schutzzolltheorie einen Kreis entschiedener Anhänger gefunden. Er hat sich zugleich durch

gründliche Erforschung und interessante Beleuchtung verschiedener wichtiger Probleme, wie der Populations- und der Grundrententheorie mit heftigen Angriffen gegen Malthus und Ricardo, der Münzpolitik, der Lohnverhältnisse, der Sclavenfrage große Verdienste um die Wissenschaft erworben.

b. Frankreich.

Adam Smith war nicht nur für England der Lehrer und Meister auf volkswirthschaftlichem Gebiet, sondern auch auf dem Continent sind seine Theorien von nachhaltigstem Einfluß gewesen. So wandelten namentlich auch in Frankreich die bedeutendsten Geister der nationalökonomischen Wissenschaft auf seinen Spuren. An der Spitze der neueren französischen Volkswirthschaftslehre steht Jean Bapt. Say, der recht eigentlich das nationalökonomische Studium in Frankreich auf den von Smith gelegten Fundamenten begründet hat. Der Verfasser des »Traité d'économie politique«, des in Gesprächsform erschienenen nationalökonomischen „Katechismus", des umfangreichen »Cours de l'économie politique pratique« u. a. Werke von musterhafter Klarheit hat zuerst das Gesammtgebiet dieser Wissenschaft zu einem systematischen einheitlichen Ganzen verarbeitet und dabei viele Grundbegriffe einer schärferen Erforschung und Beschreibung unterzogen, wie die Lehren vom Umlauf der Güter, von der nationalen Vermögensvertheilung, von den Einkommenszweigen, vom Capital u. s. w. So hat er von den drei großen Productionsfactoren, die er unterscheidet, Natur, Arbeit und Capital, die Bedeutung des ersteren und des letzteren richtiger und schärfer als Smith und seine Schule, die nur die Arbeit Werthe produciren lassen wollen, hervorgehoben, dem Capital vielleicht eine allzu große Rolle bei der Gütererzeugung zuschreibend. Er dringt auf unbedingte Vermehrung der Production, welche die Genüsse der Gesellschaft vergrößern müsse; eine dauernde Ueberproduction hält er überhaupt nicht für möglich. Auf seiner Lehre von der Productivität der Arbeit baut Say seine berühmte „Theorie der Absatzwege" auf. Im internationalen Verkehr werden Producte mit Producten, Waaren mit Waaren gekauft; das Geld ist dabei blos Vermittler und Repräsentant der Producte; jedes Erzeugniß findet um so sichereren Absatz, je größer die Production auf Seite der Käufer ist. Im Handelsverkehr sind die Vortheile immer gegenseitig, die Interessen der Völker solidarisch; der Gewinn des Einen ist keineswegs der Nachtheil des Andern. Verkehrsstockungen und Handelskrisen werden in der Regel durch Eingreifen und fehlerhafte Maßregeln der Regierungen verschuldet sein. So begründete Say in den Zeiten des durch die Kriege und die Continentalsperre Napoleon's gehinderten wirthschaftlichen Verkehrs der Völker seine großartigen freihändlerischen Lehren. Im Gegensatz zu der Staatsomnipotenz des Kaiserthums hält er jede Einwirkung der Regierung in wirthschaftliche Bewegungen und Entwicklungen für eine Verkehrtheit und Thorheit, ein entschiedener Vertreter des Systems des absoluten „Laissez-faire", Lehren die zur Verbreitung freierer nationalökonomischer Grundsätze mächtig beitrugen und den herkömmlichen prohibitiven und protectionistischen Maßregeln der französischen Wirthschaftspolitik wirksame Schläge versetzten.

Say 1767—1832.

Liberale Wirthschaftspolitiker nach Say.

In den Fußstapfen von Say, mit praktischer Anwendung seiner Doctrinen auf die socialen Fragen und Erscheinungen der Zeit und mit steter Widerlegung der um sich greifenden communistischen Irrlehren, dabei aber mit sorgsamer Rücksicht auf die Lage der arbeitenden Klassen, wandelten eine Reihe tüchtiger liberaler Forscher, die das Prinzip der freien ungehinderten Bewegung im wirthschaftlichen Leben consequent verfochten, so Tracy, Droz, Mich. Chevalier, der Nationalökonom des zweiten Kaiserreichs, der Napoleon III. in seinen freihändlerischen Bestrebungen zur Seite stand,

Charles Dunoyer, der geistreiche Begründer der „Freiheit der Arbeit" als Grundbedingung der fruchtbaren Entwicklung der menschlichen Kräfte, der Gegner aller staatlich bevormundenden Einmischung, namentlich aber der genialste unter den neueren französischen Nationalökonomen, Friedrich Bastiat, der Verfasser der berühmten „Volkswirthschaftlichen Harmonien" und vieler glänzend geschriebenen kleineren Abhandlungen und Flugschriften. Die Verdienste Bastiat's bestehen einmal in einer besseren Feststellung verschiedener wirthschaftlicher Grundbegriffe, wie der Lehre vom Tausch und Werth, als dessen Quelle er das Maaß der Dienstleistung bezeichnet, vornehmlich aber in der consequenten und scharfsinnigen Weise, in der er die Prinzipien des freien Verkehrs und Handels, der ungehemmten ökonomischen Bewegung, der unbeschränkten Concurrenz, die er das Element und die Grundbedingung aller Wirthschaft nennt, der Harmonie und Solidarität der Interessen der Menschen und Völker, des ununterbrochenen Fortschritts der Menschheit zu immer höherer Entwicklung darlegt, in wohlthuendem Gegensatz zu den pessimistischen Grundanschauungen vieler englischen Nationalökonomen. In der Agitation für freihändlerische Grundsätze, nach dem Vorbilde der Cobden'schen Antikorngesetzliga, die er auf einer Reise nach England kennen gelernt, erblickte er die Aufgabe seines Lebens. Die Einmischung der Staatsgewalt in die sociale und wirthschaftliche Lebensordnung der Völker hält er, wie Say, für ganz verwerflich und verderblich. Er sagt geradezu, Friede und Ordnung, Gerechtigkeit und Wohlstand, Freiheit und Fortschritt seien nur möglich, wenn sich die Staatsgewalt des Eingreifens in die nationale Wirthschaft unbedingt enthalte. Und wie Bastiat ein energischer Gegner des Merkantilismus und Schutzzolls ist, so bekämpft er auch mit schneidigen Waffen den Socialismus und Communismus, dessen Irrthümer er schonungslos aufdeckt, namentlich als die Februarrevolution die Gefährlichkeit derselben dargethan hatte. In dieser polemischen Thätigkeit gegen wirthschaftliche Widersacher und in der Popularisirung gelehrter Theorien und Probleme liegt seine Stärke noch mehr als in seiner wissenschaftlichen Forschung; seine Polemik gegen die Malthus'sche Bevölkerungstheorie und die Ricardo'sche Grundrentenlehre kann nicht überall als schlagend bezeichnet werden. Die Wirksamkeit Bastiat's, erhöht durch eine anziehende klare Darstellung, war eine außerordentlich große, namentlich auch in Deutschland; die Kämpfer gegen Schutzzoll und Socialismus haben von ihm die besten Waffen entliehen. Ein begabter Nachfolger Bastiat's in neuester Zeit ist Baudrillart.

Bastiat 1801—1850.

Die Lehre der Smith'schen Schule von dem Segen der vollständig freien wirthschaftlichen Bewegung und Concurrenz, von der unbedingten Nichteinmischung des Staats, verfiel nicht selten in Uebertreibung und Einseitigkeit und mußte darum eine Reaction zur Folge haben. Eine solche fand sie in einer Reihe von Nationalökonomen, die in gewissem Sinne den Uebergang zum Socialismus vermittelten, ohne aber in dessen Ausschreitungen und Maßlosigkeiten zu verfallen. Sie bekämpften die ungehemmte Concurrenz, die Einrichtungen und Consequenzen der modernen Production, die den kleinen Gewerbebetrieb erdrückenden Wirkungen des Maschinenwesens und des Kapitals in der Industrie, forschten den Ursachen der socialen und wirthschaftlichen Nothstände unter den ärmeren Klassen nach und verlangten, ohne gleich die ganzen Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung in Frage zu stellen, eine stärkere Einmischung des Staats in die wirthschaftlichen Erscheinungen und eine sittliche, intellectuelle und materielle Hebung des Arbeiterstandes, der unter dem Druck des modernen Industrialismus zu Grunde gehen müsse. Der bedeutendste Vertreter dieser Richtung ist der auch als Geschichtschreiber und Staatsrechtslehrer („Studien über die Verfassungen der freien Völker") ausgezeichnete Genfer Simonde de Sismondi (XIV, 957). Der grelle Gegensatz zwischen ungeheuerem Reichthum und tiefem Elend, den er namentlich in

Reaction gegen den Smithianismus.

Sismondi 1773—1842.

England wahrgenommen, veranlaßten diesen tiefen Denker und wohlwollenden Menschenfreund, den Ursachen des Elends unter den niedern Ständen nachzuforschen, und er erblickte diese in dem ungezügelten Walten des Eigennutzes im wirthschaftlichen Leben, in der schrankenlosen Concurrenz, in dem Mißverhältniß zwischen Arbeit und Capital, in der Ueberhandnahme des Maschinenbetriebs, welche eine übermäßige Production bewirke, die Nachfrage nach menschlicher Arbeitskraft vermindere, die Löhne herabdrücke und Ueberfüllung des Marktes, Handelskrisen und Arbeitsstockungen zur Folge habe. Sismondi entwirft in pessimistischer Uebertreibung und düsterer Lebensanschauung ein grelles Bild, wie der moderne Gewerbebetrieb ein Schlachtfeld sei, auf dem die Schwachen von den Starken verschlungen würden, wie er nichts als Verwirrung und Auflösung, Capitalherrschaft und Arbeiterunterdrückung, Elend und Proletarierthum hervorgebracht habe, und spricht dem Staat das Recht ab, sich diesen Uebelständen gegenüber theilnahmlos und unthätig zu verhalten und dem Kampf der schrankenlosen Privatinteressen ruhig zuzusehen. Allein er bekennt sich selbst unfähig, Heilmittel für die von ihm nachgewiesenen Krankheiten anzugeben. „Sismondi hat“, wie Kautz bemerkt, „in einer früher nie gekannten und nie gehörten Sprache, mit einer von glühender Menschen- und Gerechtigkeitsliebe durchdrungenen glänzenden Beredsamkeit, die Diagnose der großen Socialkrankheit der Epoche gestellt, die Wunden am socialen Körper der modernen Gesellschaft mit scharfem Auge, rückhaltloser Offenheit und Kühnheit aufgedeckt, und auf die dringende Nothwendigkeit sofortiger Inangriffnahme der Heilung hingewiesen“.

Mercantilistische und kirchlich-feudale Richtung.

Von einer andern Seite wurde die Smith-Say'sche Schule durch die mercantilistisch-schutzzöllnerische Richtung bekämpft, die der übermächtigen industriellen Concurrenz Englands das Prinzip des Schutzes der nationalen Arbeit entgegenhielt. In dieser Richtung thaten sich hervor Ferrier, Ganilh, St. Chamans, der den Mercantilismus in paradoxester Weise übertrieb, der Historiker Thiers u. A. Ein anderer Gegner entstand jener Theorie der wirthschaftlichen Freiheit in einer kirchlich-feudalen, mittelalterlichen Richtung, die in der Rückkehr zu den Anschauungen und Institutionen der vorrevolutionären Zeit die Rettung der kranken Gesellschaft erblickte, die wirthschaftliche Lebensordnung auf religiöser Grundlage aufzubauen strebte. Als Vertreter dieser Richtung mögen Alban v. Villeneuve, der Literarhistoriker der Nationalökonomik, der die Rettung von dem Elend der arbeitenden Klassen, das er in grellen Farben schildert, nur in der Rückkehr zu einer „christlichen Staatshaushaltung“, zu den wirthschaftlichen Ordnungen des Mittelalters mit Zünften und Klöstern sieht, und Veuillot, der Redacteur des ultramontanen „Univers“, genannt werden.

c. Deutschland.

Einfluß von Adam Smith auf die ältere deutsche Nationalökonomik.

In Deutschland gehört die Nationalökonomik zu den jüngsten wissenschaftlichen Disciplinen; allein wenn die deutschen Forscher auch außerordentlich viel von den Engländern und Franzosen gelernt und übernommen haben, so haben sie doch auch diese Wissenschaft erfolgreich und selbständig fortgebildet und in ihrer Mitte Namen aufzuweisen, die sich den besten Volkswirthen des Auslandes würdig zur Seite stellen können. Die Leistungen deutscher Gelehrten in dem Fach der politischen Oekonomie sind keineswegs eine Nachbetung fremder Theorien, sondern eine durchaus selbständige, fruchtbare Fortentwicklung wissenschaftlicher Forschungsarbeit, wenn auch die Bedeutung der Anregungen von Adam Smith und andern Lehrmeistern nicht verkannt werden soll. Am meisten standen noch unter dem Smith'schen Einfluß die älteren deutschen Natio-

nalökonomen, deren literarische Wirksamkeit vornehmlich in die drei ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts fällt. Aus dieser „Schule der strengeren Smithianer", die aber doch gegen viele Lehren ihres Meisters Widerspruch erhoben, verdienen genannt zu werden: Sartorius (Handbuch der Staatswirthschaft; von den Elementen des Nationalreichthums), Graf Soden (die Nationalökonomie, ein philosophischer Versuch über die Quellen und die Beförderungsmittel des Nationalreichthums), Gottl. Hufeland (neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst), Euseb. Lotz (Handbuch der Staatswirthschaft), Heinrich Storch (Cursus der politischen Oekonomie), ein origineller Forscher, der in Rußland lebte und aus den Verhältnissen dieses wenig civilisirten Landes manch eigenthümliche Beleuchtung auf wirthschaftliche Probleme fallen ließ, ein Vorläufer der „historischen Methode"; Friedrich Nebenius, ein ausgezeichneter Finanztheoretiker, der in seinem trefflichen Werk über den öffentlichen Credit die Fragen der Staatsschulden, des Geldverkehrs, des Wesens und der Wirkung des Staatscredits in einer noch heute mustergültigen Weise untersucht hat, vornehmlich aber der bedeutendste Vertreter dieser ganzen Richtung, Karl Rau, geboren zu Erlangen, Professor in Heidelberg. Rau hat sowohl in umfassenden systematischen Werken (Lehrbuch der politischen Oekonomie, Ansichten der Volkswirthschaft), als in zahlreichen scharfsinnigen Monographien eine außerordentliche Gelehrsamkeit und Stoffbeherrschung an den Tag gelegt. Wissenschaftlicher Sinn, zweckmäßige Anordnung, Klarheit und Bestimmtheit im Ausdruck, stofflicher Reichthum sind die Vorzüge der Arbeiten dieses Altmeisters der deutschen Volkswirthschaftslehre. „Das Hauptverdienst Rau's um die Fortbildung der Wissenschaft besteht, neben der erfolgreichen und gediegenen Systematisirung und Gliederung des ganzen Lehrstoffes darin, daß er eine große Fülle geschichtlicher, statistischer und legislativer Nachweise und Belege zuerst in umfassender Form zur Begründung und Festigung der Theorie herbeizog und verwendete, daß er die Theorie der Volkswirthschaftspolitik zu einem einheitlichen, zusammenhängenden Ganzen erhob, die Grundbegriffe der Wissenschaft wenigstens theilweise mit Erfolg schärfer zu bestimmen unternahm, durch den steten Hinweis auf den reichen Ideenschatz in der gesammten Fachliteratur dem dogmengeschichtlichen Studium und einer tieferen Bearbeitung dieses Wissensgebietes die Wege geebnet, namentlich aber in seinem gediegenen Werke über Finanzwissenschaft eine selbst heute noch in manchen Beziehungen unerreicht dastehende Arbeit geliefert hat". Seiner Grundanschauung nach ist Rau, mit Ausnahme seiner Würdigung der staatlichen Einwirkung auf die Volkswirthschaft, entschiedener Anhänger der Smith'-Say'schen Richtung und empfiehlt möglichste Freiheit im Handel und Gewerbewesen.

Rau 1792—1870.

Einer der geistvollsten und bedeutendsten unter den älteren deutschen Nationalökonomen war F. B. W. Hermann, der in seinen „staatswirthschaftlichen Untersuchungen" die volkswirthschaftlichen Grundbegriffe und Naturgesetze, namentlich z. B. die Preislehre, die Theorie der Grundrente, der nationalen Consumtion, einer neuen durch mathematische Schärfe ausgezeichneten Erforschung unterzog und vielfach zu Resultaten kam, die von den herkömmlichen englisch-französischen Theorien erheblich abweichen. Gegen die Ricardo'sche Grundrententheorie, die in Baumstark einen ausgezeichneten Uebersetzer und Erklärer gefunden, wandte sich Rodbertus-Jagetzow, der auch in seinen „socialen Briefen" auf bedenkliche Grundübel unserer gesammten Gesellschaftsorganisation hinwies. Der Statistiker Hoffmann hat sich durch seine scharfsinnigen Untersuchungen über die Geld- und Münztheorie hervorragende Verdienste um die volkswirthschaftliche Wissenschaft erworben. Ein selbständiger und geistvoller Denker war ferner J. H. von Thünen, der in seinem „isolirten Staat" von der Annahme eines in einer großen Wildniß gelegenen, vollständig abgeschlossenen, überall gleiche

Hermann, v. Thünen u. A.

Bodenbeschaffenheit und in der Mitte eine große Stadt besitzenden Staates ausgeht und von diesen Grundlagen aus den Fragen der Bodenrente, der landwirthschaftlichen Betriebsarten, der Getreidepreise eine sehr scharfsinnige Untersuchung widmete. In seiner Lehre vom Arbeitslohn und Zins kommt Thünen in menschenfreundlicher Absicht zu Resultaten, die manchen socialistischen Zug an sich tragen. Er findet die Betheiligung des Arbeiters am Gewinn gegenüber der des Kapitalisten bei der heutigen Productionsweise in einem unheilbaren Mißverhältniß, die Interessen der Proletarier und der Besitzenden in unversöhnlichem Gegensatz und die bestehende Lebensordnung darum in vieler Hinsicht ungerecht und krank. Eine scharfe Kritik der neuenglischen Theorien hat auch der Deutschrusse Theodor v. Bernhardi geliefert, der der individualistischen Lehre der Briten gegenüber, die wirthschaftlichen Dinge ihrer eigenen Schwerkraft zu überlassen, dem Staat und der Gesellschaft eine höhere sittlich-politische Aufgabe in der Ueberwachung und Leitung der wirthschaftlichen Einzelthätigkeit zuweist. v. Bernhardi hat zugleich einer Reihe von volkswirthschaftlichen Fundamentalproblemen und der Frage der Gestaltung des Bodenbesitzes, der Vortheile der Vertheilung desselben in große oder kleine Güter eingehende und anregende Untersuchungen gewidmet.

Schutzzöllnerische Opposition gegen den Smithianismus.

Die moderne, auf Smith's Lehren beruhende Volkswirthschaftstheorie fand eine entschiedene Opposition einmal in der Schule der Mercantilisten und Schutzzöllner, sodann in einer feudal-reactionären Richtung. Beiden Richtungen macht Friedrich Schmitthenner in seinen „zwölf Büchern vom Staat“, in denen er die active Aufgabe desselben auch in wirthschaftlichen Dingen scharf betont, erhebliche Zugeständnisse. Unter den Mercantilisten ragen Büsch, der gründliche Theoretiker des Bankwesens und der Münzpolitik, und der Philosoph Fichte hervor, der in seinem „geschlossenen Handelsstaat“ die Lehre von der freien Concurrenz verwarf, den Satz aufstellte, daß der Staat auch in ökonomischer Hinsicht ein selbständiges, von den übrigen Staaten abgeschlossenes Ganzes zu bilden habe, und der Regierung die Aufgabe zutheilte, als oberste Aufsichtsbehörde über alles Eigenthum, über Erwerb, Verkehr und Einkommen der Bürger zu wachen und dafür Sorge zu tragen, daß Jeder von seiner Arbeit leben könne, Anschauungen, die in ihren äußersten Consequenzen hart an den Socialismus streifen.

Fr. List 1789—1846.

Der hervorragendste Vertreter der schutzzöllnerisch-nationalen Opposition gegen den kosmopolitisch-freihändlerischen Smithianismus ist der Würtemberger Friedrich List, der Verfasser des „nationalen Systems der politischen Oekonomie“. List macht dem Smith'schen System in erster Linie den Vorwurf eines unberechtigten Kosmopolitismus, Individualismus und Materialismus; es lasse die geschichtlichen und nationalen Unterschiede der Völker ganz außer Acht und sei ohne Zusammenhang mit dem wirklichen Leben; es betone ausschließlich die materiellen Kräfte, die individuellen Privatinteressen und übersehe die geistige und sittliche Aufgabe des nationalen Staats und das Interesse der Gesammtheit, indem es die Volkswirthschaft als reine Privatökonomie auffasse. Zwischen dem Individuum und der Menschheit steht nach den Betrachtungen List's der nationale Staat, dessen Macht und Wirksamkeit allein, nicht das freie Spiel der ökonomischen Privatinteressen, fähig sei Glück und Wohlstand, Fortschritt und Civilisation in geistiger und wirthschaftlicher Beziehung zu fördern und zu sichern. Darum sei auch alles ökonomische Leben des Volkes, alles privatwirthschaftliche Interesse dem Nationalzweck und dem Interesse des staatlichen Ganzen unterzuordnen. Der Nationalreichthum besteht nach List nicht in der Menge der Tauschwerthe, sondern in der möglichst vielseitigen Entwicklung der Productivkräfte, der geistigen und materiellen. Zur Vollkommenheit des nationalen Productivorganismus gehört die gleichmäßige Entwicklung der Agricultur-, der Manufacturkraft und des Handels, wobei dem Gewerbefleiß die wichtigste Stelle im Cultur- und Wirthschaftsleben der Völker angewiesen wird. Zur

gedeihlichen Entwicklung des Gewerbewesens sind jedoch nur die Staaten der gemäßigten Zone berufen und diese haben sich wieder durch verschiedene Entwicklungsstufen hindurch zur industriellen Blüthe zu erheben, durch die Stufen des Hirtenlebens, des Ackerbaus, der Agricultur-Manufacturperiode und endlich der Agricultur-Manufactur-Handelsperiode, in welcher List die wirthschaftliche Vollendung erblickt. Die ökonomische Heranziehung des Volks bis zu diesem Höhepunkt ist Aufgabe des Staats. Auf den untersten Entwicklungsstufen ist Handelsfreiheit und ungehemmter Güteraustausch mit reicher entwickelten und gewerbfleißigeren Ländern nothwendig; beginnt aber eine einheimische Industrie sich zur Selbständigkeit und Lebensfähigkeit zu entwickeln, so bedarf sie des Schutzes gegen die übermächtige Concurrenz des Auslandes, bis sie soweit erstarkt ist, daß sie den Wettbewerb nicht mehr zu scheuen braucht und die Rückkehr zum freien Handel wieder nothwendig wird. Die Schutzzölle vertheuern zwar auf einige Zeit die inländischen Industrieerzeugnisse, gewähren aber in der Zukunft desto wohlfeilere Preise; denn eine vollständig ausgebildete Nationalindustrie kann die Preise wohlfeiler stellen als das Ausland, schon wegen der Transportkosten. Die Nation gewinnt somit durch die Schutzzölle an Productivkräften, und wenn sie augenblicklich Opfer wegen der Vertheuerung der Fabrikate zu bringen hat, so sind diese Opfer gleichsam ein Erziehungsgeld, welches sich künftig reichlich lohnt. Für Deutschland, welches auf der Mittelstufe der industriellen Entwicklung stehe, verlangt List ein umfassendes Schutzzollsystem, Ausbildung des Zollvereins, Vervollständigung des Verkehrswesens, einheitliches Eisenbahnsystem, eine Seemacht, Bestrebungen, für die er eine erfolgreiche praktische Wirksamkeit entfaltete. Die Lehren List's waren der Hauptsache nach auch von Andern schon vorgetragen worden; seine Bedeutung liegt aber vorzugsweise darin, daß er die Theorien auf den öffentlichen Markt des praktischen Lebens brachte und mit dem Feuer eines Agitators und mit einem Erfolg für dieselben wirkte, der begreiflich war in einer Zeit, wo die deutsche Industrie sich mühsam aus dem Verfall erhob und gegen das englische Uebergewicht einen schweren Kampf führen mußte, wo zugleich für große nationale Gesammtzwecke, wie sie dieser patriotische Mann anstrebte, lebhaftes Verständniß herrschte. List ist ebenso oft überschätzt als unterschätzt, von den Einen in maßloser Uebertreibung als ein „ökonomischer Luther", von den Anderen ebenso übertrieben als kenntnißloser Marktschreier bezeichnet worden. Seinen Erfolg verdankt er der Gabe, einem populären Verlangen den richtigen Ausdruck gegeben zu haben.

Als der vorzüglichste Vertreter der reactionären feudal-kirchlichen Volkswirthschaftslehre steht der uns bereits (S. 505) bekannte Staatsmann der Restauration und Convertit Adam Müller da, der „die Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaften" nachzuweisen suchte und das Heil der Menschheit in der Rückkehr zu mittelalterlichen Gesellschaftszuständen und Lebensordnungen erblickte. Er führt in seinen „Elementen der Staatskunst" u. a. W. aus, daß die modernen staatswirthschaftlichen Systeme, insbesondere der Smithianismus, blos einseitige Geld- und Privateigenthumstheorien seien, welche die ganze menschliche Gesellschaft schief auffassen, ja selbst desorganisiren, daß sie alle sittlichen Mächte und Elemente im Staate zu vernichten suchen, nur eine Oekonomie der todten Sachen, des leblosen Stoffes im Auge haben, nur eine Theorie des Eigennutzes und der Privatinteressen, eine einseitige Lehre der britischen Industrie- und Geldwirthschaft, die alle Religion, alle Gemüthlichkeit, alle Persönlichkeit verdrängt habe, liefern, das Volksleben in seinem einheitlichen Zusammenhange, in seiner geschichtlichen und nationalen Verbindung, Dauer und Zusammengehörigkeit nicht beachten und dem Staate eine seiner höheren Zwecke und Aufgaben unwürdige Stellung anweisen. Im Staate muß sich das ganze individuelle Leben des Einzelnen concentriren, ihm sich unterordnen und seine Selbständigkeit opfern. Die

Feudal-kirchliche Reaction. Ad. Müller 1779—1829.

politischen Institutionen des Mittelalters haben den wahren Staatsbegriff und damit zugleich den allgemeinen Frieden und die echte Freiheit verwirklicht; darum erblickt Müller in der mittelalterlichen Lehnsverfassung, dem aristokratisch-conservativen System des Großgrundbesitzes mit seiner Geschlossenheit und Unveräußerlichkeit und in der Wiederherstellung der Zunftverfassung sein Ideal. Müller ist, wie wir schon früher dargethan haben, der Vertreter der Reaction gegen die aus der Revolution hervorgegangenen Grundsätze vom Staats-, Gesellschafts- und Wirthschaftsleben; „er ruft gegen den Individualismus das nationale Bewußtsein, gegen die Geltendmachung der persönlichen Freiheit die antike Staatsidee, gegen die Productionskraft des beweglichen Vermögens die conservative Macht des geschlossenen Grundeigenthums zu Hülfe", ein ächter Repräsentant der Lebensanschauung der Restauration und der heiligen Allianz, dessen Lehren trotz maßloser Einseitigkeit und Uebertreibung manches Beachtenswerthe und sogar Berechtigte enthalten, indem sie einen Gegensatz gegen die auflösende materialistische, individualistische und kosmopolitische Wirthschaftsanschauung der Aufklärungszeit bilden und dem Prinzip des schrankenlosen Eigennutzes im wirthschaftlichen Leben die Bedeutung des Gemeinsinns, des Gesammtwohls, des nationalen Interesses, der sittlichen Aufgabe des Staats gegenüberhalten. Die Kreise der rückschrittlichen Publicisten und Politiker, eines Haller, Leo, Stahl, erkannten in Adam Müller ihren Meister in den Fragen der volkswirthschaftlichen Ordnung, und die reactionär-ultramontanen Socialpolitiker der Neuzeit sind stets auf seine Forderungen zurückgekommen.

Historisch-realistische Richtung. Erhoben die Lehrsysteme fast aller früheren Nationalökonomen den Anspruch, für alle Zeiten, Völker, Culturstufen und Entwicklungsperioden absolut gültige Gesetze und Wahrheiten, eine allgemeine normale Wirthschaftstheorie, überall unter allen Zeit- und Raumverhältnissen unterschiedslos anwendbare Institutionen aufzustellen, so verzichtete die „historisch-realistische Richtung" der Nationalökonomie auf diesen Anspruch, die absolute Wahrheit, die von praktischen und historischen Zuständen absehende „Idealökonomie" finden zu wollen, und erkannte an, daß die Menschheit in einem fortwährenden Bildungs- und Bewegungsprozeß, im Auf- und Absteigen, in den verschiedensten Culturentwicklungen begriffen ist, daß ein wirthschaftliches Gesetz zu einer Zeit und bei einem Volk richtig und heilsam sein kann, zu einer andern Zeit und bei einem andern Volk falsch und schädlich, daß, wie der einzelne Mensch je nach seiner Körperanlage, Entwicklungs- und Altersstufe, so auch die Völker verschiedene Bedürfnisse haben und eine verschiedene Behandlung ihres wirthschaftlichen Lebens verlangen. Die „historische Schule" ist damit vorzugsweise geeignet die gegensätzlichen Resultate der verschiedenen nationalökonomischen Systeme zu vermitteln, zu versöhnen, zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufassen, indem sie ihnen allen unter gewissen Voraussetzungen des Orts, der Zeit, der Cultur- und Entwicklungsstufe Wahrheit und Berechtigung zugestehen kann. Zugleich erkennt die historische Richtung ihre Aufgabe darin, den Zusammenhang zwischen den wirthschaftlichen und den staatlichen und sittlichen Erscheinungen des Volkslebens nachzuweisen, die Volkswirthschaft als die Eine Seite des nationalen Gesammtlebens zu begreifen. Wenn gleich schon früher die Nothwendigkeit dieser vermittelnden historischen Richtung angedeutet worden, so gebührt doch Roscher das Verdienst, ihr zur wissenschaftlichen Geltung verholfen zu haben. Wilhelm

W. Roscher. geb. 1817. Roscher, Professor in Leipzig, ein Gelehrter von den gründlichsten und vielseitigsten staatswissenschaftlichen und historischen Kenntnissen, hat in seinen geistvollen und tiefsinnigen, in klarer eleganter Darstellung geschriebenen Werken (Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft nach geschichtlicher Methode; System der Volkswirthschaft; Ansichten der Volkswirthschaft; Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland; über Kornhandel und Theuerungspolitik u. a.) höchst folgenreich, ja bahnbrechend in seiner

Wissenschaft gewirkt, die er außerordentlich vertieft und über eine bloße Fachdisciplin hinaus durchgeistigt hat. Roscher's „historisch-physiologische" Methode schildert Max Wirth also: „Er führt dem Leser gewissermaßen den Gedankenprozeß vor, den die Gründer der Wissenschaft durchgemacht haben müssen, bis sie deren Gesetze aus den Thatsachen der Geschichte ermittelten. Er stellt nicht das Ideal einer Volkswirthschaft hin, gleichsam wie ein Prokrustesbett, in das die Völker hineingepaßt werden sollen, sondern er verfolgt die Grundbegriffe und Urbestandtheile der Wirthschaft bis in ihre historischen Anfänge, begleitet sie in ihrem Entwicklungsgange durch die verschiedenen Culturstadien, um endlich mit Beobachtungen, Sätzen, Lehren zu schließen, welche die Erfahrung von Jahrtausenden geläutert hat". Unter den Leistungen Roscher's für die dogmatischen Grundfragen der Volkswirthschaft seien nur seine Untersuchungen über die Systeme der Landwirthschaft und über Colonialpolitik und Auswanderung erwähnt. Derselben historischen Richtung der Nationalökonomie gehören auch Schütz, Bruno Hildebrand (Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft) und namentlich Karl Knies an (politische Oekonomie nach geschichtlicher Methode; die Eisenbahnen; der Telegraph; das Geld u. a. W.), ferner auch Lorenz v. Stein, der Historiker des Socialismus und Communismus (Lehrbücher der Volkswirthschaft und der Finanzwissenschaft, System der Verwaltungslehre). Die Statistik haben Ed. Wappäus in Göttingen und E. Engel in Berlin zu hoher wissenschaftlicher Blüthe und praktischer Bedeutung gebracht.

In der neusten Entwicklung der deutschen Nationalökonomik sind besonders die zwei großen Gegensätze der „Manchestermänner" und der „Kathedersocialisten" hervorgetreten, wie die beiden Richtungen von ihren Gegnern mit einigem Spott bezeichnet zu werden pflegen. Das charakteristische Merkmal der beiden Richtungen ist die Auffassung, die sie von der Aufgabe des Staats gegenüber dem wirthschaftlichen Leben hegen. Die Manchesterpartei (genannt nach dem in jener Stadt gegründeten Cobden'schen Antikorngesetzverein), auf den Lehren von Adam Smith fußend, huldigt dem Prinzip des »Laissez faire«, der freisten Entwicklung der socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse mit möglichst wenig Eingreifen der Staatsgewalt und der Gesetzgebung, dem Grundsatz, daß die freie Concurrenz alle Leiden heile; sie vertritt namentlich mit größter Entschiedenheit das Prinzip des Freihandels. Ihr gehören Männer wie Max Wirth (Grundzüge der Nationalökonomie; Geschichte der Handelskrisen), J. Prince-Smith, J. Faucher, O. Michaelis, V. Böhmert, Schulze-Delitzsch und eine Reihe bekannter liberaler Parlamentarier, wie K. Braun, Bamberger, Eugen Richter u. A. an. Gegen den einseitigen Doctrinarismus dieser Schule hat sich dann jene als „Kathedersocialisten" bezeichnete Richtung erhoben, welche dem Staate auch in wirthschaftlichen Dingen eine wesentliche activ eingreifende Aufgabe zuschreibt und, zum Theil wenigstens, auch die Berechtigung eines mäßigen Schutzzollsystems anerkennt. Zu dieser Richtung gehört eine Reihe jüngerer akademischer Lehrer, wie A. Wagner, der gründliche Kenner des Bank- und Finanzwesens, G. Schmoller, A. Held, E. Nasse, L. Brentano, Männer, die sich zum „Verein für Socialpolitik" im Gegensatz zur freihändlerischen „volkswirthschaftlichen Gesellschaft" zusammengefunden haben. Mehr wirkliche Annäherung an die socialistischen Lehren findet sich bei dem geistreichen und bedeutenden A. E. F. Schäffle, dem Verfasser von „Kapitalismus und Socialismus".

Manchesterschule und „Kathedersocialisten".

3. Der neueste Socialismus und die Arbeiterbewegung.

a. Die Schärfung der Klassengegensätze und die reformatorischen Bestrebungen von Schulze-Delitzsch.

Socialistische Agitation. Die Speculation über die social-wirthschaftlichen Thatsachen und Erscheinungen des Menschenlebens begnügte sich nicht mit der wissenschaftlichen Forschung und mit praktischen Besserungsbestrebungen auf Grund der bestehenden Ordnung und nach einem erreichbaren Ziele. Neben die theoretischen Forscher und die praktischen Reformatoren traten die Schwarmgeister, Phantasten und Agitatoren, sowohl der ehrliche Träumer, der sich einbildete durch gründliche Umgestaltung unserer ganzen wirthschaftlichen und politischen Ordnung ein ideales Zukunftsreich voll allgemeiner Glückseligkeit und Zufriedenheit schaffen zu können, als der bewußte Volksverführer und Aufwiegler, der auf die gewaltsame Erhebung des „vierten Standes", auf den allgemeinen Umsturz, auf Revolution und Bürgerkrieg seine ehrgeizigen Pläne baute, beide in der Erregung des Klassenhasses, in der Aufstachelung des Neides der Besitzlosen auf die Besitzenden, in der Schürung der bösen Leidenschaften die Wege zur Erreichung ihrer Zwecke erblickend. Mit der Schilderung der Ungerechtigkeiten und Härten dieser Welt, wo der Arbeiter, der moderne Sclave, von dem ehernen Joch des Kapitals niedergedrückt wird, wo die Lebensgenüsse und die Lasten aufs unbilligste vertheilt sind, wo unvermittelt der schwelgende Reichthum der bittersten Noth gegenübersteht, wo unter den Mißhandlungen der „obern Zehntausend" die Millionen des Volks in Elend und Verzweiflung hoffnungslos untergehen müssen, wo Religion, Staat, Gesetz, alle menschlichen Einrichtungen nur dazu vorhanden sind, diese ganze Ungerechtigkeit und Unwürdigkeit zu schützen und aufrecht zu halten, mit diesen aufreizenden Lehren und Schilderungen, mit dem sinneberückenden Hinweis auf ein mit einem einzigen Entschlusse zu schaffendes Dasein allgemeiner Glückseligkeit und auf den schrillen Gegensatz des jetzigen Jammers und Elends haben diese Socialdemagogen eine Bewegung angefacht, welche die ernsteste Gefahr der Zukunft bildet und die wachsamste thatkräftigste Gegenwehr des Staats und der Gesellschaft herausfordert, wenn es vermieden werden soll, daß diese ungesunden und frevelhaften Bestrebungen ihre ganze Haltlosigkeit erst nach furchtbaren Erschütterungen und Klassenkämpfen offenbaren, wie wir sie schaudernd namentlich in dem Aufstand der Pariser Commune erlebt haben.

Schulze-Delitzsch. geb. 1808. Im Gegensatz zu den socialistischen und communistischen Agitatoren, die auf eine gewaltsame Umwälzung der Gesellschaftsordnung hinarbeiteten, entfaltete Hermann Schulze-Delitzsch, ein Veteran des politischen Fortschritts, eine segensreiche Wirksamkeit, um die Lage der arbeitenden Klassen, nicht durch Vorspiegelung von Utopien und Aufstachelung der Leidenschaften, sondern durch vernünftige, wohlthätige und durchführbare Bestrebungen auf praktischem Boden zu verbessern. Der atomistischen Zersetzung der arbeitenden Klasse kann ein Gegengewicht nur in dem Associationswesen

erwachsen, in seinen verschiedenartigsten Gestaltungen zu geselligen, Bildungs-, Unterstützungszwecken und zur Erreichung gemeinschaftlicher Interessen. Als „Anwalt der deutschen Genossenschaften" hat Schulze der Arbeiterfrage ein langes erfolgreiches Leben gewidmet und namentlich allerwärts Arbeitergenossenschaften mit praktischen Zielen, für Erwerbs- und Wirthschaftszwecke, wie Rohstoff-, Consum-, Vorschuß- und Credit-, Magazin-, Krankenkassen- und dergleichen Vereine ins Leben gerufen, welche den Vereinigungen der Arbeiter die Vortheile des Großbetriebs und des billigeren Massenbezugs ihrer Bedürfnisse verschaffen sollten und, gestützt auf die durch Solidarhaft der Mitglieder verstärkte Selbsthülfe, im Gegensatz zur socialistischen Staatshülfe, dem kleinen Handwerkerthum sehr förderlich unter die Arme griffen. Durch seine Genossenschaften hat Schulze mit Vereinigung der Kräfte erringen helfen, was der Einzelkraft versagt ist. Sie gewähren billigen Credit, die Mittel zu gemeinschaftlichem Bezug der Rohstoffe, auch der Maschinen, der Wirthschaftsbedürfnisse u. dergl. Dabei sollte die Mitwirkung des Staats nur in soweit eintreten, daß er alle Fesseln des Verkehrslebens beseitige. Das liberale wirthschaftliche System mit dem Grundsatze unbedingter Freiheit des Eigenthums und der Verträge, der Arbeit und des Verkehrs, schien eine ausreichende Bürgschaft zu sein für den wachsenden Wohlstand Aller, für vermehrte Gütererzeugung und für naturgemäße Gütervertheilung, stets unter der Bedingung, daß kein fremder Zwang, keine bindende Vorschrift des Staats in das ökonomische Treiben der Einzelnen störend eingreife. „Man lasse den Dingen ungehindert ihren Lauf; die ökonomische Bewegung erfolgt mit der Regelmäßigkeit eines Systems von Naturkräften; man muß diese nur nicht meistern und hindern wollen, dann setzen sie sich stets nach unwandelbaren Gesetzen in heilsames Gleichgewicht". Seine Ideen hat Schulze in mehreren sehr verbreiteten Schriften niedergelegt, so in dem „Associationsbuch", den „Vorschuß- und Creditvereinen als Volksbanken", dem Buch „Die arbeitenden Klassen und das Associationswesen", dem „Kapitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus". Ein ihm überreichtes Kapital aus freiwilligen Sammlungen bethätigte ihm den Dank und die Anerkennung der Arbeiter.

Ultramontan-reactionäre Arbeiteragitation.

Im Gegensatz zu den social-politischen Bestrebungen des Liberalismus bewegen sich die Versuche des Ultramontanismus, die Arbeiterfrage im Interesse der Kirche auszubeuten, Versuche, die in dem Bischof Ketteler von Mainz ihren bedeutendsten Vertreter hatten und in der Anfachung einer mächtigen, halb kirchlichen, halb social-wirthschaftlichen Bewegung, in der Umspannung eines großen Theils der Arbeiterwelt mit einem ausgebreiteten Netz katholischer Agitation namhafte Erfolge erzielten. Die Heilmittel, durch welche die ultramontane Socialpolitik die Leiden der Zeit zu mildern gedenkt, laufen auf eine kirchlich-politische und wirthschaftliche Reaction hinaus. Eine eigenthümliche Bewegung neuester Zeit in Deutschland ist der „Staatssocialismus", der, politisch hochconservativ, in wirthschaftlicher Hinsicht die socialistischen Forderungen zum großen Theil als berechtigt anerkennt, von dem activen Eingreifen einer starken monarchischen Staatsgewalt die Besserung der gesellschaftlichen Zustände erwartet, die Arbeiterbewegung gegen das Manchesterthum und das freisinnige Bürgerthum im Interesse der politischen Reaction auszubeuten strebt, mit seinen unklaren und unausführbaren Forderungen und seiner agitatorischen Methode aber die Geister nur noch mehr verwirrt hat.

b. Die Internationale.

Gründung der „Internationalen".

Die Thatsache, daß die wirthschaftlichen Nothstände, welche den socialistischen Theorien so viele Anhänger verschafften, in den civilisirten Ländern überall ungefähr

gleicher Art waren, führte zu dem Plane, aus der nationalen Beschränkung heraus zu einer internationalen Verbrüderung gleicher Bestrebungen gegen gleiche Widersacher zu gelangen. Aus diesem Gedanken entstand im Anfang der sechziger Jahre, als bei Gelegenheit der zweiten Londoner Ausstellung (1862) eine Anzahl französischer Arbeiter von der kaiserlichen Regierung nach der Weltstadt an der Themse gesandt wurde, die „internationale Liga“ oder kurzweg die „Internationale“ genannt, ein Arbeiterbund, der bald die größten Dimensionen annehmen sollte. Durch die Thätigkeit republikanischer Flüchtlinge und Demagogen, die damals in London weilten, fand eine Annäherung von Socialdemokraten und Arbeiterführern verschiedener Länder statt, die einen Austausch der Ansichten, eine Verständigung über gewisse Prinzipien zur Folge hatte. Wenn es gelang, die Arbeiterklassen zu einem gemeinsamen Programm zu vereinigen, für das gesammte Proletariat einen gemeinschaftlichen Centralpunkt und Actionsheerd zu schaffen, so konnten bedeutende Zwecke erreicht werden. Der Gedanke lag nahe, aber schwierig war die Ausführung. Zur Organisation eines solchen Proletarierstaats gehörten Geldmittel, gehörten geistige Capacitäten, gehörte Intelligenz und Ueberſicht staatlicher und socialer Verhältnisse; wie sollte aber dies Alles bei einer Menschenklasse erzielt werden, die mit geringen Ausnahmen aller höheren Bildung entbehrte und von der Hand in den Mund lebte? Aber trotz dieser Schwierigkeiten wurde die Organisation in Angriff genommen. Auf einer Zusammenkunft in St. Martins Hall zu London am 28. September 1864, worin fast alle Nationen Europas durch Delegirte vertreten waren, wurde der „internationale Arbeiterverband“ constituirt und der Schuhfabrikant Georg Odger zum Präsidenten, Cremer zum Schriftführer und Wheeler zum Kassenverwalter gewählt.

K. Marx geb. 1818. Schon damals ragte Karl Marx, ein deutscher Publicist jüdischer Abkunft aus Trier, und gleich Lassalle aus der Schule Hegel's hervorgegangen, viel gewandert und viel verfolgt, unter den Gründern der „Internationale“ hervor, deren geistiger Führer er seitdem geblieben ist. Karl Marx ist ein berechnender kaltegoistischer Geist, im Gegensatz zu der glühenden leidenschaftlichen Natur seines Nebenbuhlers Lassalle, dabei aber von umfassendster Gelehrsamkeit. „Ein scharfer Kopf, reich an Trugschlüssen, läßt er keinen mehr aus den Krallen seiner Logik, der einmal die Prämissen zugegeben“. Frühzeitig in die politischen Kämpfe des Liberalismus und der Demokratie gegen den Absolutismus verflochten, ein hervorragender Mitarbeiter der oppositionellen „Rheinischen Zeitung“ in Köln, ein thätiger Theilnehmer an der Revolution des Jahres 1848, hat er dann den weitaus größten Theil seiner Lebenszeit im Auslande, in Paris, Brüssel, London zugebracht, mit der gelehrten theoretischen Begründung seiner socialistischen Lehren ebenso eifrig wie mit der praktischen Agitation in der Arbeiterwelt beschäftigt. Das Proletariat aller Länder zu gemeinsamem Kampf gegen die in ihren Grundlagen überall gleiche Staats- und Gesellschaftsordnung und die Herrschaft des Bourgeoisthums aufzurufen, war und ist sein Streben. Dabei legte Marx seine bedeutenden social-wirthschaftlichen Kenntnisse in Werken von anerkannter wissenschaftlicher Gediegenheit nieder, wie der „Kritik der politischen Oekonomie“, dem „Capital“, der bedeutendsten Begründung des Communismus. Das in schwerfälliger Hegel'scher Sprache und Terminologie verfaßte „Capital“ von Marx ist eine herbe Verurtheilung der capitalistischen Productionsweise und des herrschenden Systems der Ausbeutung der Arbeiter und die Schlußforderung geht dahin, alle Arbeitsmittel, Grund und Boden, Geräthschaften und Rohstoffe der Gesammtheit zu überweisen, das Privateigenthum aufzuheben, für Rechnung der Gesammtheit zu arbeiten, völlige Allmacht des Staats in wirthschaftlichen Dingen einzuführen. Das Capital ist ihm ein ganz unproductiver,

bei der wirklichen Wertherzeugung gar nicht in Betracht kommender Begriff; aller Werth der Güter rührt allein von der auf ihre Production verwandten Arbeit her.

Wirkungen der socialistischen Bewegung auf die englische Gesetzgebung. Trades-Unions.

Die aufreizenden und theilweise wohlbegründeten Schilderungen, welche Marx und sein Gesinnungsgenosse Friedrich Engels, neben jenem der bedeutendste wissenschaftliche Begründer dieser Theorien, in seiner „Lage der arbeitenden Klassen in England“, einem die Leidenschaften heftig aufregenden Nachtgemälde, von dem socialen Elend der englischen Fabrikarbeiter entwarfen, blieben auch nicht ohne praktische Wirkung in dem Lande ihres Asyls: die Gesetzgebung begann sich der Arbeiterfrage zu bemächtigen. Es wurden alle Einschränkungen des freien Vereinsrechts für die Arbeiter aus dem Wege geräumt und damit den Trades-Unions oder Gewerkvereinen volle Entfaltung gewährt; die Arbeitszeit der Weiber und Kinder wurde gesetzlich beschränkt, für Gesundheitspflege der Arbeiter wurden Anordnungen getroffen, Behörden für Ueberwachung dieser Vorschriften eingesetzt. Von großer und wohlthätiger Bedeutung für die Entwicklung der englichen Arbeiterverhältnisse sind die Trades-Unions geworden, indem sie den Beweis lieferten, wie vieles Arbeitervereinigungen durch Selbsthülfe erreichen können, und damit die socialistischen Bestrebungen in England fast vollständig erstickten. Ursprünglich nur zur gegenseitigen Unterstützung in Alters-, Krankheits- und Unglücksfällen gestiftet, erwiesen sich diese Gewerkvereine bald sehr wirksam, die verbündeten Arbeiter dem Kapital als Macht gegen Macht gegenüberzustellen, großartige Arbeitseinstellungen zu ermöglichen, höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit zu erzielen, auch auf politischem Gebiet den Bestrebungen der Arbeiter Einfluß zu verschaffen. Ihre Macht zeigte sich unter andern in den Tumulten zu Sheffield (1866). In schwerem, anfangs fast hoffnungslos erscheinendem Kampfe haben die englischen industriellen Arbeiter sich das Recht erstreiten müssen, gemeinsam gegen ihre Lohnherren aufzutreten und sich für eine möglichst günstige Auseinandersetzung mit diesen dauernd zu organisiren. Nur sehr langsam sind sie zur Gleichberechtigung aufgestiegen, die der aristokratische Geist der herrschenden Klassen ihnen erst spät und widerwillig zugestand. Eine Art rechtlicher Anerkennung ihrer Vereine erlangten sie nicht früher, als bis sie schon bündig bewiesen hatten, daß es ihnen lediglich um die Vertretung der vernünftigen und billigen Ansprüche des Arbeiterstandes zu thun sei, nicht um den Umsturz der Staats- und Wirthschaftsordnung. Die Trades-Unions hielten sich dem Chartismus der dreißiger und vierziger Jahre, dieser englischen Socialdemokratie gewissermaßen, ebenso fern, wie der mit unserer deutschen Socialdemokratie parallelen Internationalen.

Organisation der „Internationalen“.

Neben Marx traten besonders einige französische Republikaner, die sich in der Folge bei der Pariser Commune hervorthaten, als die feurigsten Vorkämpfer der neuen socialistischen Heilslehre auf. Die internationale Liga sollte mit den Arbeiterverbänden aller Länder Europas und Nordamerikas in Verbindung treten und sie in sich aufnehmen, ohne jedoch deren gesonderte Fortdauer und eigenthümliches Bestehen aufzuheben; sie sollte nur das höhere und allgemeine Organ für das Gesammtinteresse der Arbeiter bilden und den andern zur Norm und Richtschnur dienen. Alle Jahre sollte ein internationaler Congreß statt finden, in welchem der Vorsitzende und die Mitglieder des Centralraths in London gewählt und die Grundlehren festgestellt würden. Eine Bundeskasse, aus bestimmten Beiträgen aller Theilnehmer gebildet, sollte die Mittel zum Unterhalt der Räthe, Beamten und wandernden Agenten beschaffen und die Arbeitseinstellungen (Strikes) einzelner Genossenschaften durch Unterstützungen aus der Vereinskasse ermöglichen. Es konnte dem vierten Stande nicht verargt werden, wenn er durch eine solche Association und Selbsthülfe mit gemeinschaftlicher Oberleitung zu gemeinschaftlichen Interessen seine Lage zu verbessern suchte, obschon es sich bald herausstellte, daß die

Arbeitseinstellungen behufs einer Lohnerhöhung ein zweifelhaftes Palliativ waren, indem sie eine allgemeine Steigerung aller Preise mit hervorriefen; auch war im gewöhnlichen Lauf der Dinge von einem so vielgegliederten und weitverzweigten Organismus mit einem Directorium ohne Macht und Autorität, ohne Einigkeit und tiefere Weltkenntniß keine große Action zu erwarten oder zu befürchten.

Ziele und Grundsätze der „Internationalen".

Aber das Verwerfliche waren die Doctrinen und Tendenzen, die allmählich aus der Verhüllung hervortraten. Hätte sich die „Internationale" auf die Erreichung wirthschaftlicher Zwecke und besserer Lebensstellung beschränkt, so konnte sie dem Arbeiter- und Proletarierstande nicht zum Vorwurf gemacht werden; allein ihr wahrer Sinn war der Krieg gegen das Capital, gegen das erbliche Eigenthum, gegen den Vorzug der Intelligenz und Bildung; statt die Gesellschaft auf Humanität und Sittlichkeit zu gründen, zerstört sie von vorn herein alle Gefühle der Pietät, des gegenseitigen Vertrauens, des friedlichen Zusammenlebens, indem sie Haß und Feindschaft stiftet zwischen dem Besitzenden und Arbeitenden und alle bösen Geister des Neids, des Mißtrauens, des Verdachts weckt. Nach ihrem System waren die monarchischen Verfassungen in absoluter oder constitutioneller Form mit ihrem mehr oder minder aristokratischen Unterbau, war das Kirchenthum mit Papst, Summepiscopat und geistlicher Hierarchie nur Schein und Unwahrheit, nur willkürliches Menschenwerk mit List, Gewalt und Täuschung gegründet, das Alles fundamentlos zusammenstürzen müßte, wenn nur erst ihre eigene socialistische Welt zur allgemeinen Geltung und zur Verwirklichung gekommen sein würde. Ihr wichtigstes Anliegen war daher, die ganze Arbeiterbevölkerung, das gesammte Proletariat aller Länder für ihre socialistischen Doctrinen auf wirthschaftlichen materiellen Grundlagen, für den neuen Jacobinismus der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zu gewinnen und zu einem gegliederten Bund von mehreren Millionen Menschen mit einem dirigirenden Centralrathe und einer Gesellschaftskasse zu vereinigen, zu welchem Zweck geeignete Persönlichkeiten als agitatorische Wanderlehrer und Vereinsredner für alle Länder und Nationen aufgestellt wurden. Um die Ausbeutung des vierten Standes, des „Volkes" wie sie sich ausdrückten, durch die Capitalisten, Fabrikherren und Grundbesitzer, die Bourgeoisie und Aristokratie, in Zukunft zu verhindern, lautete ihre Lehre, müsse alles Privateigenthum und alles Erbrecht abgeschafft, die Organisation der Arbeit und der daraus hervorgehenden Lohn und Gewinn nach einem für alle Mitwirkenden gleichen Verhältniß neu geregelt werden. Dies sei nur möglich, wenn die Gesammtheit des Staats diese neue Ordnung und Vertheilung alles durch Arbeit und Production erzeugten Nationalvermögens in die Hand nehme; und dies wiederum könne nur geschehen, wenn das Proletariat im Regimente sitze, wenn die Staatsgewalt nicht einigen durch Geburt, Reichthum, Intelligenz hervorragenden Klassen, sondern dem die Mehrheit bildenden „Volke", d. h. dem arbeitenden und dienenden vierten Stande zu Gebote stände. Daher ist die sociale Revolution, durch welche die vorwiegende Macht der Besitzenden und Gebildeten auf immer beseitigt werde, der höchste Zweck, das Endziel der internationalen Liga. Damit müßten denn auch alle Institute, auf denen die menschliche und bürgerliche Ungleichheit beruht, zusammenfallen, vor Allem die christliche Glaubenslehre und das angebliche göttliche Gesetz, das jenen angemaßten Rechten zur Stütze diene; eine neue menschliche Wissenschaft und Sittenlehre, wie sie der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen entspreche, müsse durch die Allmacht des neuen Socialstaats begründet werden. Die neuen Propheten wollten also nicht nur alle christlichen Ordnungen als Erzeugnisse bevorzugter Menschenklassen und höherer Kasten beseitigen, sondern auch der Natur selbst, welche ihre Kräfte ungleich vertheile, ein Correctiv anlegen. Als diese und ähnliche Doctrinen auf den Congressen der Internationale, welche drei Jahre nacheinander in Genf, in Lausanne, in Brüssel abgehalten wurden, an die Oeffentlich-

keit traten, blickte die Welt ziemlich gleichgültig auf die aus allen Ländern und Nationen zusammengesetzte Versammlung. Solche Träume und Schäume, solche phantastische Lehren und Anschauungen waren in alter und neuer Zeit so häufig zu Tage getreten, daß man ihre Bekämpfung dem gesunden Sinn der Vernünftigen überlassen zu dürfen glaubte. Man sah darin die Nachzügler eines Kosmopolitismus, der in der Gegenwart keine Wurzeln mehr hatte. Abgesehen von den negirenden Phantasiegebilden über Religion, Staatsordnung und bürgerliche Sitte, und von den „nihilistischen" Anschauungen, ging ja selbst die Wirthschaftslehre, wie sie ihr fähigster Schriftgelehrter Marx der Welt darlegte, von so falschen Prämissen aus, daß man ihre Widerlegung, gleich den französischen Nationalwerkstätten im Jahre 1848 von ihrem eigenen Fall erwarten durfte, denn indem sie einzig und allein die menschliche Arbeit als Maßstab des Werthes aufstellt, läßt sie die geistige Thätigkeit, die feineren Fäden des Industrielebens, die von der größten Bedeutung für das Gelingen sind, außer Acht oder unterschätzt sie. Man glaubte, daß solche zerfahrene Theorien an der gesunden Vernunft, an dem Sittlichkeits- und Rechtsgefühl und an der Gewalt der realen Machtverhältnisse kraftlos zerschellen würden. Man unterschätzte aber zwei Umstände: einmal, daß solche Doctrinen für ungebildete, im Denken nicht geübte und mit der realen Weltlage wenig vertraute Gemüther einen verlockenden Reiz haben, so wenig Wahrheit auch in den sophistischen Tiraden enthalten sein mag, und sodann, daß bei großen politischen und kriegerischen Ereignissen leicht Momente der Erschütterung eintreten können, in welche der revolutionäre Geist des Socialismus seine auflösende und zerstörende Kraft einsetzen kann: diese Kraft wird aber wachsen, je mehr die Zwecke der „Internationale", die Arbeiterbevölkerung aller Nationen wie durch eine elektrische Kette zu leiten und in Action zu setzen, an Consistenz und Ausdehnung gewinnen. Der Bürgerkrieg zwischen der Pariser „Commune" und der französischen Nationalregierung in Versailles, welcher im Frühjahr 1871 die Welt in Aufregung versetzte, ist ein tragisches Beispiel, zu welchem Grad von Verwilderung und Zerstörungswuth die elementaren Kräfte des Socialismus heranwachsen können, wenn sie auch nur vorübergehend zur Herrschaft gelangen.

Bei einem solchen europäischen Bund konnte es von Anfang an nicht an Eifersucht und Mißtrauen zwischen den Vertretern der verschiedenen Völker fehlen; den romanischen Revolutionären war die Alleinherrschaft des „deutschen Juden" Marx mit seiner kalten lauernden Art bald zuwider. Für seine geistigen Waffen hatten die wüstesten und zuchtlosesten Elemente kein Verständniß. Zu diesen gehörte namentlich der Russe Michael **Bakunin**, ein alter vielverfolgter Revolutionär und wahnwitziger Phantast, der die Anarchie als Selbstzweck erstrebte, die gänzliche Beseitigung aller Standesunterschiede, aller Autoritäten, Regierungen, Staaten, Religionen, jeder Ungleichheit der Gesellschaft, die Abschaffung des Erbrechts, des Eigenthums, der Ehe forderte, das System des rohsten, wüstesten und frechsten Nihilismus. Ihm war auch der Zukunftsstaat von Marx ein reactionäres Bourgeoisgebilde und die Herrschaft dieses überlegenen Geistes eine unerträgliche Despotie. Auf dem Congreß im Haag kam es zu den heftigsten Zerwürfnissen und zu einer thatsächlichen Sprengung des Bundes. Die Bakunisten constituirten sich selbständig und die „Internationale" trat seitdem in der allgemeinen Arbeiterbewegung einigermaßen zurück. — Der Sitz und Heerd der communistisch-socialistischen Bestrebungen war, wie uns bekannt (S. 13 ff.) Frankreich. Wir haben die älteren Systeme dieser Art früher kennen gelernt. Die heutige Arbeiterbewegung, insbesondere auch Lassalle, hat weniger an sie als an einen Nachzügler: Jean Joseph Louis **Blanc** angeknüpft, den Verfasser der „Organisation der Arbeit", dessen Geschichte „der zehn Jahre" und der „Französ. Revolution", im Sinne der Demokratie so wie seine politische socialistische Thätigkeit uns bereits bekannt sind (XIV, 960. XV, 302).

Spaltungen und augenblicklicher Rückgang der „Internationalen".

Bakunin 1814—76.

Herbst 1872.

L. Blanc geb. 1813.

Um der ungeordneten Concurrenz, welche die Arbeitslöhne aufs äußerste herabdrücke und die Noth der arbeitenden Klassen verschulde, wirksam zu begegnen, verlangt Louis Blanc, daß der Staat die gesammte industrielle Production an sich zieht und an Alle gleichen Lohn zahlt. Durch die Februarumwälzung zum Mitglied der provisorischen Regierung erhoben, war er hauptsächlich der Urheber des Versuchs, das Recht auf Arbeit zur praktischen Anerkennung zu bringen, allen Bürgern Arbeit von Staatswegen zu gewähren und zu sichern. Nach seinen Grundsätzen wurden die bekannten Nationalwerkstätten errichtet, die in ihrem unglücklichen Erfolg die Ausführbarkeit socialistischer Probleme keineswegs bestätigten. (S. 302). Seine praktische Rolle war denn auch sehr bald ausgespielt; mit einer Anklage wegen seiner Verwaltung bedroht, suchte er in England Zuflucht und verfolgte dort seine communistischen Träume literarisch weiter. Die vordem ausschließlich oder doch ganz vorzugsweise in Frankreich herrschenden communistisch-socialistischen Doctrinen haben in neuerer Zeit eine immer wachsende Verbreitung auch in anderen europäischen Culturländern gefunden.

c. Die deutsche Socialdemokratie.

Lassalle 1825—1864. In Deutschland kam die socialistisch-communistische Bewegung seit dem Jahr 1848 in Aufnahme; vorher traten nur gelegentlich und wenig beachtet einzelne Schwärmer dieser Richtung auf, wie in den ersten vierziger Jahren der Schneider **Weitling**. Als eigentlicher Stifter und geistiger Stammvater wird von der deutschen Socialdemokratie Ferdinand **Lassalle** verehrt, ein genialer, ehrgeiziger, herrschsüchtiger Mann, der getragen von einem fieberhaft aufgeregten, mit luftigen Traumbildern erfüllten „vierten Stand" zur höchsten Machtstellung sich aufzuschwingen trachtete, ein Agitator von hinreißender Beredsamkeit und theatralischem Talent, dem in seinem hohen Selbstbewußtsein und seiner unbegrenzten Eitelkeit nichts unerreichbar schien, daher er auch nicht sofort mit einem fertigen System hervortrat. „Er war", wie ihn Fürst Bismarck im Reichstag einmal aus eigener Kenntniß schilderte, „einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, ehrgeizig im großen Stile, durchaus nicht Republikaner; er hatte eine sehr ausgeprägte nationale und monarchische Gesinnung; seine Idee, der er zustrebte, war das deutsche Kaiserthum; ob dies Kaiserthum gerade mit der Dynastie Hohenzollern oder mit der Dynastie Lassalle abschließen solle, das war vielleicht zweifelhaft, aber monarchisch war seine Gesinnung durch und durch". An wissenschaftlicher Bedeutung und scharfer Consequenz steht er andern nach; er besaß aber eine seltene Gabe, die theoretischen Lehrsätze, die andere geschaffen, populär darzulegen und in zündender Weise den Hörern vorzutragen.

Lassalle's Lebensgang und Schriften. Ferdinand Lassalle, im Jahre 1825 zu Breslau als Sohn eines reichen jüdischen Kaufmanns geboren, widmete sich philologischen und philosophischen Studien, von deren Gründlichkeit seine in jungen Jahren verfaßte Darstellung der „Philosophie Herakllits des Dunkeln" Zeugniß ablegte. Verhängnißvoll für sein Leben war die Bekanntschaft mit der Gräfin Sophie von **Hatzfeldt**, einer emancipirten Dame aus der hohen Aristokratie, die lange Jahre im Ehescheidungs- und Vermögensprozeß mit ihrem Gemahl lebte, wobei der junge Lassalle mit großer Energie ihre Sache führte. Aber das zweideutige Verhältniß zu der alternden Gräfin, die fortan einen fast dämonischen Einfluß auf sein ganzes Leben ausübte, die jahrelange Arbeit, die er auf die Entwirrung eines anstößigen Prozesses verwandte, der materielle Lohn, den er sich dabei ausbedingen ließ, sind ihm mit Recht zum starken Vorwurf gemacht worden und waren ein schriller Mißton zu der großen Heldenrolle, zu der er sich berufen glaubte. Die Theilnahme an der Revolution des Jahres 1848, der er schon mit Bewußtsein einen socia-

listischen Charakter aufzuprägen suchte, trug ihm eine mehrmonatliche Gefängnißstrafe ein. Nach Beendigung des Hatzfeldt'schen Prozesses siedelte Lassalle im Jahre 1857 von Düsseldorf nach Berlin über, wo er in seiner alten Weise üppigen Lebensgenuß mit angestrengten wissenschaftlichen Studien verband. Damals erschien sein historisches Trauerspiel: „Franz von Sickingen", ein Werk voll kühner genialer Gedanken trotz aller Schwächen in ästhetischer und formaler Beziehung. Den eigentlichen Boden seiner Wirksamkeit aber fand er erst, als er sich auf politische und sociale Tagesfragen warf. Im Jahre 1859 erschien „der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens", ein kräftiges Mahnwort zu einer energischen und nationalen auswärtigen Politik; zwei Jahre später sein „System der erworbenen Rechte", das wissenschaftlich bedeutendste seiner Werke, voll Scharfsinn und Gelehrsamkeit, das die tiefsten social-politischen Fragen untersuchte und in trocken gelehrter Form der socialistischen Weltanschauung, namentlich der Aufhebung der Heiligkeit des Privateigenthums und des Erbrechts mächtig Vorschub leistete. Das „System der erworbenen Rechte" arbeitete dem Communismus wirksam vor, indem es den Satz verfocht, daß ein neues Gesetz bestehende Rechtszustände, wenn sie mit dem herrschenden Rechtsbewußtsein in Widerspruch stehen, ohne Entschädigung abschaffen kann, also z. B. auch das Privateigenthum. Wenn sich Lassalle gegenüber der Frage des persönlichen Eigenthums noch vorsichtig verhielt, so erklärte er um so schroffer das Erbrecht für verwerflich. In dem beginnenden Verfassungsconflict trat er mit Vorträgen und Flugschriften hervor, ohne doch in der Fortschrittspartei zu einer seinen Ehrgeiz befriedigenden Rolle zu gelangen; vielmehr gerieth er zu dieser damals in höchster Blüthe stehenden Partei in scharfen Gegensatz, indem er noch radicalere demokratische Grundsätze verfocht und umwälzende sociale Reformen verlangte, unter dem Beifall vieler Conservativen, die den Satan des bürgerlichen Liberalismus mit dem Beelzebub der socialistischen Arbeiteragitation auszutreiben gedachten.

Lassalle's agitatorische Thätigkeit. Gründung des allgemeinen deutschen Arbeitervereins.

Lassalle's eigentliche Thätigkeit als Agitator des vierten Standes aber begann mit seiner Wirksamkeit in Leipzig. In einem „offenen Antwortschreiben" an ein Leipziger Arbeitercomité entwickelte er sein social-politisches Programm: Um das „eherne Lohngesetz" aufzuheben, das neunzig Prozent der Bevölkerung über ein zur kümmerlichen Fristung der Existenz knapp ausreichendes Einkommen sich nicht erheben lasse, forderte er Staatscredit für Productivassociationen, da die individuelle Selbsthülfe unzureichend sei, und das allgemeine gleiche Wahlrecht als das einzige Mittel, auf gesetzlichem Wege zu socialen Reformen zu gelangen. Es schwebte ihm der Gedanke eines allgemeinen deutschen Arbeitervereins vor, der durch die geringsten Beiträge die Mittel zu einer umfassenden Agitation aufbringen und die Arbeiter politisch organisiren sollte. Die Fortschrittspartei und die von ihr geleiteten Arbeiterbildungsvereine fielen mit Erbitterung über den Agitator her. Allein durch einzelne Erfolge aufgerichtet, wie bei den Arbeitern in Frankfurt a. M., wo er die unter dem Titel „Arbeiterlesebuch" bekannte große Rede hielt, verfolgte Lassalle mit feuriger Energie seine Pläne. Im Mai 1863 wurde in Leipzig der „allgemeine deutsche Arbeiterverein" unter Lassalle's Präsidium gegründet; neue Agitationsschriften, von großer rhetorischer Kraft und wissenschaftlicher Gediegenheit, sandte der unermüdliche Mann in die Welt. Allein die Erfolge blieben hinter den stolzen Hoffnungen kläglich zurück. „Wann wird dieses stumpfe Volk endlich seine Lethargie abschütteln?" schrieb er bekümmert. Eine „Heerschau" über die rheinischen Arbeiter gab dem leicht erregbaren Mann wieder frischen Muth; mit stärkerer Anspannung demagogischer Künste glaubte er doch noch zum Ziele zu kommen. Zugleich erwartete er von dem preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck eine großartige nationale Politik und hoffte dann, im Gegensatz zu dem

Bourgeoisthum der Fortschrittspartei, an der Spitze einer mächtigen Arbeiterbewegung ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Es begann ein gewisses Kokettiren mit der preußischen Regierung und den conservativen Parteien; das gemeinsame Band zwischen diesen und Lassalle war der Haß gegen die Fortschrittspartei. Von irgend welchen Abmachungen mit der „Reaction", wie die Fortschrittspartei behauptete, ist darum doch nicht die Rede; schon die zahlreichen gerichtlichen Verfolgungen, denen Lassalle ausgesetzt war, widerlegen diese Anklage. Fürst Bismarck hat sich später im Reichstag über das Verhältniß eingehend ausgelassen; er erkannte in Lassalle einen geistvollen ideenreichen Mann, dem er gern eine oder die andere Unterredung gewährte; aber „er hatte nichts was er mir als Minister hätte geben können". Die Extreme berühren sich eben leicht, namentlich wenn in der Mitte von beiden ein verhaßter Feind steht. Eine maßlos heftige Kritik an der fortschrittlichen Wirthschaftspolitik übte Lassalle in der Schrift: „Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch oder Capital und Arbeit". Die gerichtlichen Anklagen wegen seiner Reden und Schriften mehrten sich und gaben ihm häufig Gelegenheit zu glänzenden und siegreichen Vertheidigungen.

Lassalle's Ausgang.

Allein Befriedigung konnte Lassalle's brennender Ehrgeiz in dieser aufregenden und doch so unfruchtbaren Thätigkeit nicht finden. Auch sein Verein, auf den er so große Pläne gebaut, siechte mehr und mehr dahin. Er konnte sich selbst nicht mehr verhehlen, daß er mit seinen Unternehmungen gescheitert, daß die Arbeiterkreise für seine Ideen noch nicht reif waren; „die verdammte Bedürfnißlosigkeit" des deutschen Arbeiters, schrieb er einmal zornig. Voll von Zweifeln, geistig und körperlich ermüdet, reiste er zur Erholung in die Schweiz, und hier fand dieser verirrte aber genial angelegte Geist ein klägliches Ende. Eine Liebschaft, die der sinnliche weibersüchtige Mann mit einer koketten emancipirten Dame, Helene von Dönniges, anknüpfte, führte zu einem Duell mit einem rumänischen Edelmann, Janko von Rakowitz, in dem Lassalle erschossen ward († 31. Aug. 1864).

Schicksale des allgemeinen deutschen Arbeitervereins nach Lassalle's Tod.

Lassalle's Name wurde im Tode mehr als im Leben das Banner, um das sich die socialistische Arbeiterwelt schaarte. Die Leitung des allgemeinen deutschen Arbeitervereins erhielt Bernhard Becker, ein beschränkter Kopf voll eitlen Dünkels, der in der Folge ein schmutziges Pamphlet über seinen Meister schrieb, und nach seinem Sturz Tölcke, der trotz des sprichwörtlich gewordenen „Knüppels", mit dem er statt einer Klingel zu präsidiren pflegte, nicht zu den rohesten und ungewandtesten Führern der Partei gehörte. Hader und Mißtrauen zersplitterten und lähmten den Verein. Die Gräfin Hatzfeldt, die in diesen Kreisen noch immer höchst einflußreich war, namentlich durch ihr Geld, sagte sich los und gründete eine „weibliche Linie" des Bundes. Eine günstigere Zeit für den gänzlich zerfahrenen allgemeinen Arbeiterverein und die socialistische Sache brach erst an, als B. von Schweitzer, aus einer Frankfurter Patrizierfamilie, das Präsidium erhielt (Mai 1867), ein fähiger, kenntnißreicher und energischer Mann, der die Sitten und Neigungen eines blasirten aristokratischen Wüstlings seltsam mit den agitatorischen Künsten des Wühlers zu verbinden wußte. Auf dem nationalen Boden Lassalle's stehend, war Schweitzer ein Feind des kosmopolitischen Treibens von Marx und der Internationalen, und wurde denn auch von dieser Seite heftig angegriffen, als Verräther, als agent provocateur, als bezahltes Regierungswerkzeug, übrigens ohne jeden Grund, verdächtigt und verleumdet. Allein trotz des Anwachsens der Partei und der Erfolge bei den Reichstagswahlen verlor Schweitzer, von Undank und Schmähungen verfolgt, das Gefallen an seiner Rolle als Arbeiterführer; er zog sich nach vierjähriger Thätigkeit zurück und machte sich dann als Bühnendichter einen geachteten Namen.

In beständigem Gegensatz zu Schweitzer stand ein anderer Agitator, Wilh. Liebknecht, der hervorragendste Vertreter der internationalen Richtung von Marx in Deutschland, ein fanatischer, die Wahngebilde seiner Ueberzeugung mit rücksichtslosester Schärfe verfolgender Vorkämpfer der communistischen Revolution, der er im Jahre 1848 auf verschiedenen Schauplätzen mit den Waffen, dann als Emigrant in London und nach Rückkehr in die Heimat mit allen Mitteln einer demagogischen Agitation diente, einer aufhetzenden Methode, die wie bei keinem seiner Gesinnungsgenossen verwildernd auf die Arbeitermassen wirkte, den Glauben an die sittlichen Grundlagen von Gesellschaft und Staat in ihnen zerstörte und der deutschen Socialdemokratie Spott und Haß gegen alle patriotischen nationalen Gefühle einflößte. Sein fähigster Genosse ist der Drechsler Bebel, ein Mann von volksthümlicher Beredsamkeit und schlagfertigem Verstand, aus dem Handwerk hervorgegangen und demselben bei aller agitatorischen Wirksamkeit treu geblieben, bei den Arbeitermassen weit populärer als der mit wissenschaftlicher Bildung ausgerüstete Liebknecht. Die Anhänger der „Internationalen“ und die Lassalleaner standen sich schroff gegenüber und verfolgten sich wechselseitig mit den unwürdigsten Schmähungen und Verdächtigungen. Die „Internationalen“ oder die „Ehrlichen“, denen sich der „Verband deutscher Arbeitervereine“, einst ein Werkzeug der Fortschrittspartei gegen Lassalle, angeschlossen, musterten ihre Kräfte auf dem Eisenacher Congreß (Aug. 1869) und konstituirten sich als „socialdemokratische Arbeiterpartei“ mit dem Parteiblatt „Volksstaat“ und einem Programm, das an communistischen Forderungen das der Lassalleaner noch weit übertraf; in politischer Hinsicht unterhielt diese Richtung mit den internationalen Revolutionsparteien und dem großdeutschen Particularismus enge Fühlung. Die communistisch-internationale Richtung gewann mit der Zeit immer mehr das Uebergewicht über die Lassalle'sche, namentlich seit nach Schweitzer's Rücktritt der weit weniger befähigte aber harmlosere Lohgerber und Redacteur Hasenclever zum Präsidenten des „allgemeinen deutschen Arbeitervereins“ gewählt wurde.

Lassalleanische und internationale Richtung.

Der Socialismus breitete sich immer weiter in der deutschen Arbeiterwelt aus und die Fortschrittspartei verlor in demselben Maße die politische Leitung dieser Kreise. Auch in Berlin, der Hochburg der Fortschrittspartei, wo Lassalle mit seinen Bemühungen, Anhänger zu werben, vollständig gescheitert war, gewann die Socialdemokratie jetzt mehr und mehr Boden. Als Schweitzer die verschiedenen Handwerke in Gewerksgenossenschaften zu organisiren begann, folgte ihm auch die Fortschrittspartei auf diesem Wege, indem sie nach dem Muster der englischen Trades-Unions auch ihrerseits Gewerkvereine unter der Führung von Max Hirsch und Franz Duncker im politischen Interesse ihrer Partei ins Leben rief; allein diese Genossenschaften, die halb politischen und halb Arbeiterinteressen dienten, gingen mehr und mehr ins socialistische Lager über. Die stolzen Zahlen von Anhängern, mit denen einst Lassalle seine Phantasie erhitzt, wurden im Laufe der Zeit zur wirklichen Thatsache; das allgemeine directe Wahlrecht öffnete den socialdemokratischen Wortführern die Pforten des Reichstags, und wenn auch die parlamentarische Wirksamkeit sehr hinter den Erwartungen zurückblieb, so war doch Gelegenheit zu mancher tönenden agitatorischen Rede auch im Saale der Gesetzgeber geboten. Ueppig schoß mit der Zeit die socialistische Presse empor; Tagesblätter, wissenschaftliche und unterhaltende Zeitschriften, populäre Bücher aller Art verbreiteten das Gift der socialdemokratisch-communistischen Weltanschauung in immer weitere Kreise und erlaubten sich eine immer kecker und aufreizendere Sprache. Das Vereinswesen spann seine Netze immer dichter um die Arbeiterwelt. Wanderredner und reisende Agitatoren zogen von Ort zu Ort. In jeder Fabrik und Werkstatt

Früchte der socialistischen Agitation.

ertönten die Phrasen von der Ungerechtigkeit der heutigen Gesellschaftsordnung, von der sittlichen Corruption der höheren Stände, von der Aussaugung und Unterdrückung des darbenden Volkes, von dem menschenunwürdigen Dasein der arbeitenden Klassen. Die Folgen zeigten sich in der wachsenden Gährung, Verbitterung und Unzufriedenheit. Der Ruf nach Arbeitserleichterung und Lohnerhöhung wurde immer lauter, und die Jahre des industriellen Aufschwungs in der sogenannten „Gründerzeit", die gewaltige Nachfrage nach Arbeitskräften in allen Gebieten der gewerblichen Production kamen diesen Bestrebungen fördernd entgegen. Arbeitseinstellungen in großem Stil, durch die Coalitionsfreiheit begünstigt, waren eine gewöhnliche Erscheinung und endigten häufig genug zum Vortheil der „Strikenden", oft aber auch hatten sie namenloses Elend im Gefolge, wie z. B. der muthwillig angezettelte Strike der Waldenburger Bergarbeiter, der berühmteste seiner Art in Deutschland (December 1869 und Januar 1870). Die Strikes wurden von den Parteiführern absichtlich gefördert, nicht allein um der capitalistischen Uebermacht günstigere Lohnverhältnisse abzupressen, sondern auch um das Klassenbewußtsein der Arbeiter zu erhöhen.

Höhepunkt der socialistischen Bewegung. Die nationale Erhebung des Jahres 1870 brachte nur einen vorübergehenden Rückgang in die Bewegung, die ihren unpatriotischen Geist auch damals in allerlei Kundgebungen, namentlich in schmachvollen Verherrlichungen der Pariser Commune bewies. Die Hochverrathsprozesse gegen Liebknecht, Bebel und einige andere Agitatoren in Leipzig und Braunschweig dienten nur dazu, die Demagogen als Märtyrer erscheinen zu lassen. (Frühjahr 1872.) Die industrielle Schwindelperiode wie der darauf folgende Rückschlag, der „Krach", war neues Wasser auf die Mühle der Socialisten, denen es auch in den höher gebildeten Ständen, namentlich unter den Studenten nicht an Anhängern fehlte. Ein wissenschaftlich hervorragender Mann, der Privatdocent E. Dühring in Berlin, durch Unglück und Mißerfolg verbittert, wegen heftiger Angriffe gegen Collegen aus seinem Lehramte entfernt, trat immer weiter in diese Verirrungen ein. Traurige frivole Phrasendrescher, wie der Buchbinder Most, wagten sich an die Zierden deutscher Wissenschaft mit abgeschmackter Kritik. In stets wachsender Zahl und neuen Formen gossen die socialistischen Preßerzeugnisse ihr Gift aus; Zeitungen, Kalender, Unterhaltungsblätter, selbst wissenschaftliche Zeitschriften wurden gegründet und entfalteten neben den aufreizenden Declamationen der Volksversammlungsredner und Wanderagitatoren ihre fanatisirende Wirksamkeit. Trotz aller Verfolgung von Seiten der Polizei und Staatsanwaltschaft und der Auflösungen der formellen Organisationen, breitete sich die Bewegung immer weiter aus, namentlich als sich die beiden Richtungen (Mai 1875.) auf dem Gothaer Congreß zu einer Gesammtpartei vereinigten, bei der das Uebergewicht der „Internationalen" und Liebknecht's stark zum Ausdruck kam. Bei den Reichstagswahlen führten die Socialisten immer gewaltigere Stimmenzahlen ins Feld. Dabei wurden aber auch die Mittel der Agitation immer widerwärtiger und ärgernißerregender. So wurde in Berlin mit frechen gotteslästerlichen Redensarten eine Aufreizung zum Austritt aus der Kirche in Scene gesetzt, die aber freilich selbst bei diesen irregeleiteten Massen keinen rechten Anklang fand; auch die Frauen und Mädchen wurden in das wüste Treiben mit hineingezogen; in großartigen Straßendemonstrationen und Volksfesten sah die Reichshauptstadt die Arbeiterbataillone im dröhnenden Massenschritt vorüberziehen, für ängstliche Gemüther das Vorspiel revolutionärer Ereignisse. Aus dem von der socialistischen Agitation gedüngten Boden, aus der systematischen Aufhetzung gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung, aus der geflissentlichen Vergiftung aller Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe entsprangen dann die entsetzlichen Mordanfälle auf den deutschen Kaiser, die, wie ein greller Blitzstrahl den Abgrund der Verwilderung und Entartung bloslegten, an den eine frevelhafte Volksverführung weite

Schichten der Gesellschaft gebracht, und die staatserhaltenden Kräfte zu den äußersten Mitteln der Nothwehr aufriefen.

d. Die Prinzipien des neusten Socialismus.

Die Lehren und Forderungen der Socialdemokratie.

Der Fundamentalsatz der neueren socialistischen Theorien ist der, daß alle Güter nur als Product der Arbeit anzusehen sind und daß der Arbeit im Gegensatz zum Grund- und Capitaleigenthum ein größerer Antheil am Erwerb gebühre, als sie bei der heutigen Lohnform finde, daß im gerechten Verhältniß zur Arbeit die Güter zu vertheilen seien. Nur die Arbeit schafft nach dieser Lehre Werthe; die Differenz zwischen ihrem Lohne und dem Werthe des Products ist die Aneignung unbezahlter Arbeit seitens des Unternehmers, die Ausbeutung des Arbeiters. Dieser letztere kann an Stelle des Arbeitslohns den vollen Ertrag seiner Arbeit beanspruchen. Bei der heutigen Gesellschaftsordnung aber steht er unter der Herrschaft des „ehernen Lohngesetzes", welches darin besteht, daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt beschränkt bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und Fortpflanzung erforderlich ist. Unter der Herrschaft von Nachfrage und Angebot, der freien Concurrenz ist die Arbeit zu einer Waare geworden, deren Preis sich auf dem niedrigsten Niveau hält. Soll eine gerechte Vertheilung der Lebensgenüsse erreicht werden, so muß die Herrschaft des „ehernen Lohngesetzes" gebrochen werden. Dazu ist aber der vierte Stand durch Selbsthilfe nicht fähig; es muß die Hilfe des Staats, eine staatliche Organisation der Arbeit gefordert werden. In der heutigen Gesellschaft sind, wie es in einem Parteiprogramm heißt, die Arbeitsmittel Monopol der Capitalistenklasse; die hierdurch bedingte Abhängigkeit der Arbeiterklasse ist die Ursache des Elends und der Knechtschaft in allen Formen. Die Befreiung der Arbeit erfordert die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesammtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Vertheilung des Arbeitsertrags. Der capitalistischen Ausbeutung seitens der „Bourgeois" kann nur dann wirksam begegnet werden, wenn der Staat den Arbeitern die Mittel in die Hand gibt, sich zu Productivassociationen zu vereinigen. Dann wird es möglich werden, den Arbeitslohn durch den vollen Arbeitsertrag zu ersetzen, auch den Unternehmergewinn, den jetzt der capitalistische Blutsauger an sich reißt, dem Arbeiter zuzuführen. Die staatliche Organisation der Production würde als letzte Consequenz auch die staatliche Regelung der Consumtion nach sich ziehen, die Aufhebung der Freiheit der individuellen Bedarfsbestimmung, den Zwang der Vorschrift, wieviel Kleidung, Hausgeräth, Nahrung auf jeden Einzelnen entfällt. Den Weg, auf gesetzliche Weise zum Ziel zu gelangen, erblickt Lassalle in der Einführung des allgemeinen directen Wahlrechts, das dem vierten Stand mit der Zeit die Herrschaft in der Gesetzgebung verschaffen werde. Die nothwendigen Consequenzen der communistischen Gesellschaftsordnung, wenn sie

auch nicht überall gezogen oder offen eingestanden werden, sind: der gemeinschaftliche Besitz aller Productionsmittel, die Aufhebung des Privateigenthums an Capital wie an Grund und Boden oder, wenn ein beschränktes selbsterworbenes Privateigenthum noch anerkannt wird, jedenfalls die Vernichtung des Erbrechts, die Verwandlung des Staats in industrielle und ackerbauende, auf dem Communismus beruhende Productivassociationen. Auch die großen sittlichen Grundbegriffe wie Religion und Ehe tastet der Socialismus frevelhaft an, wenn er auch aus Scheu, die bessern seiner Anhänger abzustoßen, nicht immer offen mit der Sprache herauskam. Seine Religion ist der Atheismus, seine Ehe die „freie Liebe", sein Staat, mochte auch Lassalle an der Möglichkeit einer monarchischen Verfassung festhalten, die Republik mit absoluter demokratischer Gleichheit. Kurz und treffend hat einmal der „Volksstaat" geschrieben: „Der Socialismus ist eine neue Weltanschauung, welche sich auf religiösem Gebiet als Atheismus, auf politischem als Republikanismus, auf ökonomischem Gebiet als Communismus ausdrückt".

Der socialdemokratische Staat. Der socialdemokratische Staat kann, wie in einem unlängst von nationalliberaler Seite ausgegangenen Wahlflugblatt treffend ausgeführt wird, unzweifelhaft nichts anderes als Republik sein. Aller Grund und Boden, sämmtliche Fabriken und sonstige Productionsanstalten bis auf die Werkstatt hinunter sind gemeinschaftliches Eigenthum und werden vom Staat verwaltet. Es gibt keinen Gutsbesitzer, aber auch keinen Bauer mehr. Die Ländereien einer oder mehrerer Dörfer sind zusammengelegt und unterliegen ebenfalls der gemeinschaftlichen Verwaltung. Der Bauer hat auf seinem Felde nichts mehr zu suchen. Die Fabrikanten sind verschwunden und an ihre Stelle vom Staat ernannte Beamte getreten, welche die Fabriken für Rechnung Aller d. h. des Staats verwalten. Der einzelne Handwerker kann allein ohne Gesellen und Gehilfen für sich arbeiten und soviel individuelles, persönliches Eigenthum erwerben, als er für sich gebraucht; aber auf seine Kinder oder Angehörigen darf er nichts vererben. Das Erbrecht ist aufgehoben. Es ist Jedem gestattet, neben der auf ihn treffenden Handarbeit, sich mit Kunst und Wissenschaft zu beschäftigen, aber für diese geistige Arbeit gebührt ihm kein Antheil an dem Ertrage der Gesammtarbeit; das hieße ja ihn von dem Schweiße der Arbeiter ernähren oder mästen. Gelehrte und Künstler wird es daher in dem Zukunftsstaat schwerlich geben. Kaufleute im eigentlichen Sinne kann es auch im socialdemokratischen Staat nicht geben. Selbst wenn sie ihre Waaren nur von den gemeinschaftlichen Productionsanstalten des Staats kaufen wollten, so würde jeder Nutzen beim Wiederverkauf ein Erwerb ohne Arbeit sein, der ja unzulässig ist; auch kann Niemand mehr als den eigenen Bedarf ohne einiges Capital einkaufen. Privatcapitalien gibt es aber im neuen Staate nicht. Im socialdemokratischen Staat besteht nur eine Volkswehr (Miliz) mit kurzer Uebungszeit, die nach allen Erfahrungen einer wohlorganisirten, disciplinirten und eingeübten Militärmacht eines Nachbarstaates nicht widerstehen kann. Im socialdemokratischen Staat kann es auch keine Geistlichkeit geben, denn die Socialdemokraten sind Atheisten, wie sie offen eingestehen. Der socialdemokratischen, jederzeit wieder auflöslichen Ehe sollen weder durch den Staat noch durch den Altar Fesseln angelegt werden. Die Ehe wird nur auf so lange geschlossen, als die Liebe anhält, d. h. auf Zeit. Um die Erziehung und Erhaltung der Kinder haben sich die Eltern nicht zu bekümmern, dazu ist der Staat verpflichtet. Mann und Weib laufen zusammen, wenn sie Liebe zu empfinden meinen, wenn es ihnen beliebt, und wieder

auseinander, auch wenn es ihnen beliebt. Damit ist die Familie, das sittliche Fundament des Culturstaates zerstört.

e. Der russische Nihilismus.

In der gefährlichsten und verwildertsten Gestalt trat die revolutionäre Zeitkrankheit, der Haß gegen die bestehenden Ordnungen in Staat und Gesellschaft in den russischen Nihilisten auf, deren Namen aus dem Turgenjew'schen Roman „Väter und Söhne" stammt. Die Halbcultur der höheren russischen Gesellschaft, der unvermittelte Gegensatz zwischen einem äußerlichen leichten Civilisationsfirniß und einer unausrottbaren Barbarei war ein fruchtbarer Boden für die Auswüchse und Sumpfpflanzen der socialen Bewegung des Abendlandes, deren Lehren in Rußland um so verderblicher und verwirrender wirken mußten, als eine alte festgewurzelte Cultur und Bildung den Ausschreitungen nicht in dem Maße wie im Westen entgegentrat, ein intelligenter besitzender Mittelstand nicht in demselben Maße die gesellschaftlichen Gegensätze ausglich. Die begabte, leichtempfängliche, aber oberflächliche und excentrische Natur des Volks ließ auch den gebildeten Russen auf phantastische Weltverbesserungspläne leicht hören, und je weniger in früheren Zeiten geschehen war, um einen vernünftigen maßvollen Fortschritt und Freisinn zur Geltung kommen zu lassen, um so mehr wuchs die Neigung, den revolutionären Lehren eines socialen und politischen Umsturzes Gehör zu geben und sie noch mehr als anderwärts ins Maßlose, Wilde und Grauenhafte zu steigern. Die großen und edlen, hie und da, wie z. B. bei Einführung der Schwurgerichte übereilten Reformen des Kaisers Alexander II. waren, eben weil jene Bestrebungen auf's Unerreichbare und Unmögliche, auf Umsturz und Anarchie, nicht auf vernünftige Besserung gerichtet waren, nicht vermögend, diese wilden Geister in die Schranken der Ordnung zu bannen, die in der absoluten Auflösung aller Bande der Zucht und Sitte, der Autorität und Obrigkeit, des Staats und Gesetzes, der Familie und Religion, ihr Ziel erblickten. Die tiefe Corruption, die der Staatsverwaltung und der höheren Gesellschaft Rußlands als traurige Frucht eines Jahrhunderte langen Despotismus anhaftet, führte diesen umstürzenden Tendenzen auch manche besser angelegte Anhänger zu, die, empört über viele unverkennbare und unheilbare Mißstände im öffentlichen Leben und der Staatsverwaltung, von den revolutionären Bestrebungen der Anarchisten eine sittliche Wiedergeburt erhofften. Noch mehr aber war die vollendete Blasirtheit und Abgestumpftheit der höheren russischen Gesellschaft schuld, daß man in dem zügellosen Treiben einer mit aller Sitte und Zucht zerfallenen Jugend einen willkommenen Kitzel erblickte und ihm bis in hohe Lebensstellungen hinauf Huldigungen darbrachte. Halbbildung und blasirte Uebersättigung, ein zur Mode gewordenes Kokettiren mit der Verhöhnung jedes Rechts und jeder Sitte war der Sumpfboden, aus dem diese Bestrebungen ihre Nahrung zogen. Denn nicht, wie anderwärts, die untern Stände, nicht Bauern und

Quelle und Charakter des russischen Nihilismus.

Arbeiter, sind in Rußland die Träger der Umsturzbewegung, zuchtlose unreife Studenten, emancipirte Damen, Leute, die anderswo die höheren Klassen bilden, selbst Professoren, Offiziere und Beamte stellen hier vorzugsweise das Contingent zum Nihilismus, und seine Fäden verlieren sich in Regionen, die man über einen solchen Verdacht erhaben glauben sollte. Das eben aber ist das Gefährliche, daß die Fäulniß die eigentlichen Stützen des Staats und der Gesellschaft selbst angefressen hat. Von der wahnwitzigen sittlichen Verwirrung in diesen Köpfen, von dem entsetzlichen Mangel an jeder Moral, Zucht und selbst Vernunft gibt der gierig verschlungene nihilistische Roman „Was thun?“ von Tschernyschewski ein grauenerregendes Bild. Das Prototyp des russischen Anarchisten, Bakunin, der selbst in Marx und Lassalle reactionäre Bourgeois erblickte, haben wir früher (S. 387) schon kennen gelernt. Mit raffinirter Berechnung schürten und schüren die im Ausland erscheinenden revolutionären Zeitschriften, „Kolokol“ (die Glocke) von Alexander Herzen, der „Wpered“ (Vorwärts), der „Nabat“ (Sturmglocke) und die in Rußland selbst insgeheim verbreitete „Zemlja i Wolja“ (Land und Freiheit) die Leidenschaften der anarchistischen Umsturzbewegung. So wurde eine Saat ausgestreut, aus welcher Kräfte emporwuchsen, die den Staat und die Gesellschaft Rußlands in ihren Grundfesten erschüttern sollten und zu Freventhaten führten, die, wie wir später erfahren werden, in ganz Europa mit Entsetzen vernommen wurden.

III. Literarische Rundschau der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit.

A. Süd- und Westdeutschland.

Oertliche Verbreitung der Literatur.

Waren in früheren Zeiten einzelne Gegenden vorzugsweise die Sitze der Dichtkunst, so daß diese mehr oder minder ein bestimmtes landschaftliches oder örtliches Gepräge annahm, so kann es als Beweis von dem zunehmenden Nationalgefühl und Einheitsstreben des deutschen Volks gelten, daß in unserm Jahrhundert die Literatur überall ziemlich gleichmäßig gepflegt und verbreitet war, daß sie einen nationalen Charakter annahm und daß einzelne Richtungen und gewisse politische und religiöse Parteifärbungen nicht hie und da ausschließlich vorwalteten, sondern das ganze Vaterland durchzogen. Daß die Residenzstädte mit ihren Theatern, Kunstsammlungen und anregenden geselligen Verbindungen, die Universitätsstädte mit ihren Bibliotheken und ihrem wissenschaftlichen Verkehr, die Hauptsitze des Buchhandels, wie Leipzig, Berlin, Stuttgart, Frankfurt u. a., vorzugsweise die Sammelplätze der Schriftsteller und Dichter wurden, liegt in der Natur der Sache; ebenso daß die vorherrschenden Eigenthümlichkeiten dieses oder jenes Volksstammes, die geistige Richtung des Landes oder einzelner her-

vorragenden Persönlichkeiten nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Literatur blieben; aber einen geistigen Mittel- und Brennpunkt, von wo aus sich die Strahlen nach allen Richtungen ausgebreitet hätten, wie in früheren Jahren die sächsischen und thüringischen Länder, wird man vergebens suchen. Blieb auch Berlin vorzugsweise der Sitz der Philosophie und aller auf Speculation und Systematik beruhenden Wissenschaften, München die Pflanzschule der schönen Künste und in neuester Zeit der Sitz einer regsamen schöngeistigen Lebensthätigkeit, Leipzig und Dresden der Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Kritik, der dramatischen Kunst und der Belletristik, so wird man doch auch in andern Gegenden ein selbständiges geistiges Leben und Wirken gewahr.

1. Am Rhein.

In den regsamen Städten des Rheins, namentlich in Düsseldorf, wo wie wir bald erfahren werden eine der Münchener ebenbürtige Kunstschule eine große Wirksamkeit entfaltet; in Bonn mit seiner weltberühmten Universität, wo Arndt, Dahlmann u. A. wirkten und wo Beethoven, der phantasievollste Tondichter, das Licht der Welt erblickte; in dem bewegten Frankfurt mit seinen historischen Erinnerungen, seinem Wohlstand und seiner ehrsamen, für Kunst, Literatur und jegliche Bildung empfänglichen Bürgerschaft wurden die mannigfachen Gebiete der Literatur, Wissenschaft und Kunst mit Eifer und Erfolg bearbeitet. K. Immermann, (1796—1840) als Dramatiker und Romandichter unter dem Geschlechte der Nachgebornen („Epigonen") in der Vorderreihe, der Dramendichter Christ. Grabbe (1801—1836), ein verwildertes und verkommenes Talent, bei dem die gährende Leidenschaft nie zur Klarheit und Besonnenheit durchzudringen vermochte, die genialen Züge durch Uebertreibung, Regellosigkeit und häßliche Exzentricitäten verdunkelt wurden, („Don Juan und Faust"; „Herzog von Gothland"; „Hannibal"; „Friedrich Barbarossa"; „Heinrich VI."; „Hermannsschlacht" u. a. m.), die Lyriker Christ. Matzerath und der im Jahre 1858 jung verstorbene A. Schults aus Elberfeld („Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus"; „Ludwig Capet"), der Dichter und Schriftsteller F. E. Rittershaus aus Barmen, der Bearbeiter und Sammler altdeutscher Heldensagen und Volkslieder K. J. Simrock, († 1876) der dichterische Domherr W. Smets in Aachen, der Kritiker und Romanschriftsteller Levin Schücking („Schloß am Meer"; „Ritterbürtigen" u. a.), der beliebte fruchtbare Lustspieldichter Rod. Benedix (1811—73: „Doctor Wespe"; „der Liebesbrief"; „der alte Magister"; „das bemoste Haupt"; „der Steckbrief", „Aschenbrödel" und andere aus dem wirklichen Leben des deutschen Volkes geschöpfte Bühnenstücke), der phantasievolle Dichter und Kunstkenner Gottfried Kinkel, der gelehrte Kunsthistoriker und Kunstkritiker C. Schnaase (1798—1875) u. A. m. lebten oder leben noch an den romantischen Ufern des Rheins, dessen Sagen die Dichterin Adelheid v. Stolterfoth, Karl Geib, Wolfg. Müller von

Die Rheingegenden.

Königswinter gesammelt und bearbeitet haben. In den Gedichten des Letztern „spiegeln sich neben den Rebenhügeln des Rheins auch die Trümmer der Vergangenheit wieder, die ernst und still in den königlichen Strom niederschauen und mit seine allerschönste Zierde bilden". Immermann's Roman die „Epigonen" ist eine Nachbildung von Goethe's Wilhelm Meister, worin das feine Kunst- und Seelenleben des Urbildes durch den gemeinen Realismus einer späteren Zeit ersetzt, das Ideal ins Gewöhnliche herabgezogen wird. In seinem „Münchhausen" wird man für die künstlichen Witze und satirischen Anspielungen entschädigt durch des naturkräftige Charakterbild des westfälischen Dorfschulzen. Auch der durch Bildung und durch Welt- und Menschenkenntniß ausgezeichnete Novellist Rehfues, Verfasser mehrerer kunstvollen Romane („Scipio Cicala"; „die neue Medea" u. a.), hatte bis zu seinem Tode (1843) seinen Wohnsitz in Bonn, als Curator der Universität, und der durch seine zahlreichen Schriften über Italiens Geschichte, Landeskunde und Kunstgeschichte bekannte preußische Legationsrath Alfred v. Reumont wurde 1808 zu Aachen geboren. In der großen Welt Italiens sich bewegend und angeregt durch seine gesellschaftliche Stellung und durch weite Reisen nach Griechenland, Kleinasien und Konstantinopel, läßt Reumont in seinen historischen Arbeiten (unter denen die „Geschichte der Stadt Rom"; „Lorenzo de' Medici il Magnifico" und die „Geschichte Toscanas" den ersten Rang einnehmen) stets den Mann von Bildung und wissenschaftlichem Geist erkennen, wenn er sich gleich nicht frei gehalten hat von aristokratischen und klerikalen Neigungen, Vorurtheilen und Parteiansichten. Wie im Alterthum der römische Dichter Ausonius die Mosel, so hat Gust. Pfarrius von Köln das Nahethal besungen, und der schreibfertige Prediger Oertel von Sobernheim verfaßte unter dem angenommenen Namen W. O. von Horn volksthümliche Erzählungen („die Spinnstube"; „Friedel", „rheinische Dorfgeschichten", „die Maje", ein Volksblatt) und eine Reihe von Schriften mit christlich-religiöser Tendenz. Kurz vor seinem Tod in Wiesbaden († 14. October 1867) vollendete er noch das Werk: „Der Rhein. Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster, Städte". In Mannheim und abwechselnd in andern Städten hat Otto Müller in mehreren biographischen Romanen aus Deutschlands literarischer Vergangenheit („Bürger, ein deutsches Dichterleben"; „Charlotte Ackermann"; „der Stadtschultheiß von Frankfurt") Talent, Fleiß und achtbare Studien an Tag gelegt. Auch der publicistische Schriftsteller und dramatische Dichter Heinr. Kruse, geb. 1815 in Stralsund, verbrachte viele Lebensjahre in den Rheinlanden, ehe er die Redaction der „Kölnischen Zeitung" von Berlin aus leitete. Seine historischen Dramen („die Gräfin"; „Wullenweber"; „König Erich"; „Moriz von Sachsen"; „Marino Faliero"; „das Mädchen von Byzanz"; „Rosamunde"; „der Verbannte u. a.) zeichnen sich aus durch gedrungenen Dialog, durch scharfe Charakteristik der Personen und durch Mannigfaltigkeit der Scenen. In die Kölnische Zeitung liefert auch Herm. Grieben Beiträge.

Frankfurt, die Vaterstadt Goethe's und Klingers, zog von jeher strebsame Männer an, doch besaß es nicht immer Kraft genug, sie auf die Dauer zu fesseln. Das Städel'sche Institut mit seinen alten und modernen Kunstschätzen, dem Künstler der romantischen Schule wie Veit, Steinle, Passavant († 1861), der Bildhauer Schmidt v. d. Launitz († 1869) u. A. ihre Kräfte zuwandten, das naturhistorische Museum, wofür Reisende, wie Rüppell thätig waren, die Schulanstalten humanistischer und realistischer Richtung, wo die Directoren Classen, Tycho Mommsen, Kühner, Paldamus, der Shakespeare-Erklärer Kreyssig († 1879) u. A., die Historiker und Literarhistoriker Kriegk (im Jahr 1878 als Vorsteher des städtischen Archivs gestorben), Creizenach, Ed. Souchay, Weismann, und manche Gelehrte von Ruf (Fleckeisen, Schwenk u. A.) wirkten oder noch wirken, und wo der Philosoph Schopenhauer und der Biograph L. Feuerbach's, K. Grün ihren Wohnsitz aufgeschlagen, geben ein ehrenvolles Zeugniß von dem Bildungssinn der Einwohner. In Frankfurt hat sich auch Wilhelm Jordan aus Ost-Preußen niedergelassen, nachdem er als Mitglied des deutschen Parlaments in der Paulskirche seine politischen und vaterländischen Ideale zerrinnen gesehen, bald in religionsphilosophischen Dichtungen („Demiurgos") die Fragen und Probleme der Zeit zu lösen suchend, bald „die wundergewaltige uralte Weise der deutschen Dichtkunst", die Sage von den Nibelungen und Siegfried stabreimend den lebenden Geschlechtern als verjüngtes Epos vorführend. Hadamar in Nassau ist der Geburtsort von K. Braun, als vielseitiger Publicist, besonders in volkswirthschaftlichen Fragen, als stilgewandter Schriftsteller („Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei"; „Reisebilder" u. a. Schr.) und als Abgeordneter des Landtags von Nassau und nach der Vereinigung des Herzogthums mit Preußen als Reichsbote viel genannt. Frankfurt.

Darmstadt, von den kleineren Residenzstädten eine der rührigsten, wo der Büreaukratismus nicht jede künstlerische und literarische Regung erdrückte, ist die Vaterstadt vieler talentvollen Männer, von denen einige, wie Lichtenberg (aus Ober-Ramstadt) und Gervinus, zu den ersten Größen der deutschen Literatur zählen. Wenn gleich von der früheren künstlerischen Höhe heruntergekommen, ist doch Darmstadt auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur nicht schlaff geworden. K. Wagner († 1879) hat im Gebiete der Pädagogik und deutschen Literatur, Wilh. v. Plönnies († 1871) als Militärschriftsteller und Dichter eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Offenbach war der Wohnort des deutschen Sprachkenners und Grammatikers Karl Ferd. Becker, und an der Bergstraße weilte die früher erwähnte Dichterin und gewandte Uebersetzerin ausländischer Dichter Luise v. Plönnies. Darmstadt.

Heidelberg, die freundliche Neckarstadt, mit ihrer altehrwürdigen Universität und dem historischen Hauch, der über Schloß und Stadt ausgegossen ist, war vor einigen Jahrzehnten der Hauptsitz romantischer Bestrebungen, als sich die weltberühmte Kunstsammlung der Brüder Boisserée daselbst befand, als die Heidelberg.

„Studien“ von Daub und Creuzer das Organ poetisch-philosophischer Forschungen bildeten, als die durch ihr tragisches Ende, wie durch Bettina's Briefe berühmte Günderode einige Zeit in dieser Musenstadt weilte und die hohe vornehme Gestalt des kraftvollen Thibaut für die „Reinheit der Tonkunst“ wirkte. Selbst das Gegengewicht, das die romantische Richtung und Creuzer's symbolische Mythenerklärung, wonach in den griechischen Göttersagen die Grundideen einer orientalischen Urreligion verhüllt liegen, an dem rüstigen Voß fand, war der Literatur im Allgemeinen ersprießlich. In Friedrich Wilhelm Karl Umbreit († 1860) erstand der hebräischen Poesie ein Erklärer und Uebersetzer im Geiste Herders. Die Universität, im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert ein heller Stern, dann durch den Krieg und geistlichen Druck im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert verdunkelt, wurde durch den hochsinnigen Karl Friedrich aus dem Verfall der kurfürstlichen Zeit emporgehoben und hat seitdem unter der Pflege eines wohlmeinenden Fürstenhauses auf dem Gebiete des Wissens und der Gelehrsamkeit eine hervorragende Stelle behauptet, also daß bis zur Stunde in allen Fächern Männer wirken, die zu den ersten Größen deutscher Wissenschaft zählen. Angelockt durch die Schönheiten der Natur wie durch die geistige Atmosphäre, haben von jeher wissenschaftliche Notabilitäten (Ritter Bunsen) und Freunde der Dichtkunst (v. Arentschild, v. Oertzen, Meyer von Waldeck (Goethe's Märchendichtungen), Lobstein, v. Walther, Verfasser des historischen Romans „Hans Landschadt v. Steinach“ u. A.) Heidelberg mit Vorliebe zum Aufenthalt gewählt, in dessen Mundart der gemüthliche humoristische Natursänger K. Nadler sein „Fröhlich Pfalz, Gott erhalts“ gedichtet hat. Zu diesen Eingewanderten, die längere oder kürzere Zeit in der Musenstadt am Neckar verweilten, gehörten auch mehrere politische Schriftsteller, wie Rochau und Venedey. Ludw. von Rochau († 1873), der seine Flüchtlingszeit nach dem Frankfurter Aufstand (S. 206) zu weiten Reisen im westlichen und südlichen Europa benutzte, hat sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland durch publicistische und historische Schriften bekannt gemacht („Realpolitik“; „Geschichte Frankreichs“ vom Sturze Napoleon's; „Geschichte des deutschen Landes und Volkes“ u. a.), zugleich eifrig für Förderung des deutschen Nationalvereins wirkend. Auch sein vieljähriger Verbannungsgenosse Jacob Venedey († 1871) verbrachte nach der Auflösung der Frankfurter Nationalversammlung, deren Mitglied er war, mehrere Jahre in Heidelberg, seine historischen und publicistischen Schriften früherer Jahre mit einer „Deutschen Geschichte“ vermehrend.

Karlsruhe. In Karlsruhe, wo der Dramaturg Ed. Devrient längere Zeit dem Hoftheater vorstand und 1873 der Dramatiker Gust. H. zu Putlitz aus der Mark Brandenburg an seine Stelle getreten ist, lebten Max von Schenkendorf, ein frommes, vaterländisches Gemüth, und Peter Hebel, der die Schwarzwälder Gemüthlichkeit, die sich in seinen „allemannischen Gedichten“ ausspricht, und die praktische Lebensweisheit, die seine „Erzählungen“ offenbaren, auch im geselligen

Leben, im Kreise der Freunde kundgab. Auch der dramatische Dichter Jos. von Auffenberg (geb. zu Freiburg 1798, † 1857), der Verfasser von „Pizarro", „die Flibustier", „Wallas", „die Syrakusaner", „Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova" u. a., und Jos. Vict. v. Scheffel, der begabte Dichter geselliger Lieder voll realistischen Humors, des erzählenden Gedichtes: „der Trompeter von Säckingen", des literar-historischen Romans „Ekkehard" und „Frau Aventiure", einer Sammlung freigedichteter Lieder im Geiste der Minnesänger, gehören Baden an, und der geistreiche Graf von Benzel-Sternau (geb. zu Mainz 1767; gest. zu Constanz 1851), als Humorist in Jean Pauls Manier, nur weniger idealistisch („das goldene Kalb"; „der steinerne Gast"), Dramatiker („der Geist von Canossa" u. a.) und vielseitiger Schriftsteller voll sittlichen Ernstes und warmer Begeisterung für menschliche und bürgerliche Freiheit bekannt („Gespräche im Labyrinth"; „der alte Adam"), wirkte längere Zeit im badischen Staatsdienst, dem noch jetzt als Archivrath Fr. v. Weech angehört, ein fleißiger Schriftsteller auf biographischem und geschichtspolitischem Gebiete. Strebsame Philologen und Schulmänner, wie Wendt, Uhlig, Löhlein, K. Mayer, Schiller (jetzt in Gießen) u. a. m. sind eifrig bemüht durch literarische und praktische Wirksamkeit den humanistischen Geist in Baden zu wecken und zu erhalten. In dem lieblichen Baden-Baden hielt sich August Lewald (geb. zu Königsberg 1792, gest. 1871 in München), langjähriger Herausgeber der vielgelesenen Zeitschrift „Europa" und Verfasser vieler beliebten Reiseschilderungen, Novellen und anderer belletristischen Schriften, längere Zeit auf, und der einst hochgefeierte Schriftsteller Karl Spindler aus Breslau, Verfasser zahlreicher die Sittengeschichte verschiedener Jahrhunderte charakterisirenden Romane („der Bastard"; „der Jude"; „der Jesuit"; „der Invalide" „die Nonne von Gnadenzell" u. a.), verbrachte daselbst die letzten dreiundzwanzig Lebensjahre bis zu seinem im Juli 1855 erfolgten Tode. Auch die baierische Pfalz, wo die Bevölkerung so lange ihre Sympathien dem benachbarten Frankreich zugewendet, nahm in neuerer Zeit regen Antheil an deutscher Wissenschaft und Kunst. In Zweibrücken, das einst in der klassischen Philologie glänzte, in Landau, wo Ed. Jost sich in geschichtlichen Novellen versuchte und in dessen Nähe bis in die siebenziger Jahre Pfarrer Lehmann seine Forschungen über die Landesgeschichte betrieb („Urkundliche Geschichte der Burgen in der baierischen Pfalz"; „Geschichte des Herzogthums Zweibrücken"), in dem romantischen Dürkheim mit seiner herrlichen Klosterruine, wo der Studienlehrer Mehlis den Ueberresten vor- und urgeschichtlichen Lebens nachforscht; in Speier, dem Geburtsort des Statistikers und vieljährigen Volksvertreters G. F. Kolb, in Neustadt, Frankenthal, Kaiserslautern, in der Kriegs- und Leidensgeschichte Deutschlands vielgenannte Orte, fehlt es nicht an warmem Interesse für die idealen Güter der Menschheit. Aus Bergzabern, dem Geburtsort des Verfassers dieses Werks, stammt der Bildhauer Kon. Knoll und aus der Nähe der Dichter und Romanschriftsteller Aug. Becker („Jungfriedel der Spielmann"; „des Rabbi Vermächt-

niß"; „Verpehmt"; „Hedwig", das anziehende Skizzenbuch „die Pfalz und die Pfälzer" u. a.), die beide München zum Sitz ihres künstlerischen Schaffens erkoren haben. An einem andern Orte in der Nachbarschaft lebt Pfarrer Bähringer, der Bunsenschen Familie befreundet, ein angesehener Kritiker auf theologischem Gebiete. Auch ein politischer Gesinnungs- und Verbannungsgenosse von Venedey und Rochau, Daniel Pistor, der einst auf dem Hambacher Fest (S. 204) kühne Freiheitsworte gesprochen, hat vor vielen Jahren sein Geburtsstädtchen Bergzabern verlassen, um in Metz eine neue Heimath zu suchen, bis ihn der Wechsel der Dinge dem alten Vaterlande wieder zuführte.

Freiburg. Freiburg mit seinem altehrwürdigen Münster war vor einigen Jahrzehnten eine politische Macht, als die liberalen Deputirten Rotteck, Welcker, Duttlinger u. A. daselbst lebten und die beiden ersten das auf die öffentliche Meinung so einflußreiche „Staatslexicon" gründeteten, und im Felde der Archäologie war Anselm Feuerbach († 1851), Verfasser des „Apollo von Belvedere", ein geistreicher Kenner und Forscher. Als vorzügliche Bildungsanstalt für katholische Theologen besitzt Freiburg großes Ansehen und ausgedehnte Wirksamkeit in kirchlichen Dingen; früher mehr der freien Richtung huldigend, trat die Curie in neuerer Zeit in den Dienst des Ultramontanismus, doch galten Hirscher († 1865) und der gelehrte Staudenmaier († 1856) lange für die Zierden ihrer Kirche. Karl Zell der Philologe, in seinen späteren Jahren ein entschiedener Vorfechter ultramontaner und retrograder Anschauung verbrachte in der schönen Hauptstadt des Breisgaus in geistlicher Atmosphäre seine letzte Lebenszeit († 1873). Auch der beliebte Lyriker und Novellendichter Wilh. Jensen hat sich dort niedergelassen. Eine Bewohnerin Freiburgs, Wilhelmine von Hillern, die Tochter der Frau Birch-Pfeiffer auch in der „Kunst des Fabulirens", hat sich in neuester Zeit durch den Roman: „Ein Arzt der Seele" und durch verschiedene Arbeiten in periodischen Zeitschriften einen Namen gemacht. In Constanz lebte und starb (1860) der frühere Bisthumsverweser Ing. Heinr. Karl Freiherr von Wessenberg (XIV, 570, XV, 44) in stiller Opposition gegen den römischen Ultramontanismus, seine Muße mit lyrischen und epischen Dichtungen („Blüthen aus Italien"; „Julius oder die Pilgerfahrt" u. a.), mit historischen und philosophischen Studien („die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts", „Gott und die Welt") würdig ausfüllend. Treu seiner Ueberzeugung hat er mit ehrenhafter Consequenz den kirchlichen Freimuth, verbunden mit echter Frömmigkeit des Herzens und Wandels, aus einer freiern Zeit bis zu seinem Tode treu bewahrt. Zu Eppishausen an den lieblichen Rebgeländen des Bodensee's verbrachte der Freiherr von Laßberg († 1855), ein lebendiges Abbild mittelalterlicher Jäger- und Ritterzeit, unter Studien und Sammlungen aus längst entschwundenen Zeiten („Liedersaal") seine spätern Lebensjahre, über der Verehrung einer untergegangenen Welt voll Romantik und Feudalität die Gegenwart vergessend. Auf seinem Gute starb auch seine Schwägerin Annette von Droste-Hülshof.

In der Schweiz haben sich in neuerer Zeit in der literarischen Welt einen Namen erworben: Jeremias Gotthelf (eigentlich Alb. Bitzius, † 1854) durch gelungene Volksbücher in Pestalozzi's Geist, nur mit minder edler Haltung und mit allem derben Naturalismus, aber mit philanthropischen Tendenzen im Sinne eines aufgeklärten Christenthums („Bauernspiegel"; „Uli der Knecht"; „Leiden und Freuden eines Schulmeisters"; „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz" u. a. m., lauter Scenen und Erscheinungen aus dem Bauernleben voll realistischer Wahrheit und sinnlicher Klarheit in Detailschilderungen); der Maler und Dichter Gottfried Keller („Der grüne Heinrich", ein Roman von großer descriptiver Kunst und Charakterzeichnung mit Beziehung auf die eigenen Lebensschicksale; „Gedichte"; Novellen „die Leute von Seldwyla"; „Sieben Legenden" u. a.), der Romanschreiber Charles Sealsfield (eig. Postel), von deutscher (österreichischer) Abkunft, aber dem deutschen Wesen innerlich entfremdet (1797—1864), durch geschickte Bearbeitung amerikanischer Stoffe („Lebensbilder aus beiden Hemisphären"; „Süden und Norden"; „Virey"; „das Cajütenbuch" u. a.), die Historiker Johannes Scherr, Henne Am Rhyn, J. J. Honegger durch culturgeschichtliche Werke, und A. E. Fröhlich, Dichter von Fabeln, Erzählungen und geistlichen Liedern. Den Weg der Vermittelung zwischen der Kürze Lessing's und der Geschwätzigkeit Lafontaine's einschlagend, hat Fröhlich in seinen Fabeln antike Gedrängtheit und Klarheit mit moderner Glätte und Anmuth zu vereinigen gesucht. Im Elsaß hielt das Brüderpaar August und Adolf Stöber den deutschen Dichtergeist auch unter französischer Herrschaft lebendig, bis die Wiedereroberung des Landes der vaterländischen Cultur ein neues Feld literarischer Fruchtbarkeit auf allen Wissensgebieten eröffnete. — Basel, seit alten Tagen mit Deutschland innig verwachsen, zog viele seiner bedeutendsten literarischen Kräfte aus unserm Vaterlande (de Wette XIV, 902), Wilh. Wackernagel, Dichter und Sprachforscher [† 1869] u. A.). Hagenbach, der Kirchenhistoriker und Dichter, J. Burckhardt, der Geschichtschreiber und Kunstkenner, und G. Gelzer, der Literarhistoriker, gehören dagegen auch durch ihre Geburt der Schweiz an. In Schaffhausen lebte viele Jahre der Publicist und Historiker Adam Pfaff aus Kurhessen. Auch Zürich und Bern haben manchem deutschen Schriftsteller von Ruf dauernd oder vorübergehend ein Asyl und einen angemessenen Wirkungskreis geboten und wenigstens auf dem Felde der Literatur und der geistigen Arbeit die deutsche Stammverwandtschaft treu bewahrt. Schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat J. Heinr. Zschokke aus Magdeburg (XIV, 862), nachdem er sich in früher Jugend als dramatischer Dichter im Geiste der herrschenden romantischen Richtung versucht („Abällino der große Bandit"; „Julius von Sassen"), seinen dauernden Aufenthalt in der Schweiz genommen, zuerst in Graubündten, dann im Aargau, und in schwierigen Zeitlagen theils auf dem Gebiete des Schulwesens, theils in der Verwaltung und im öffentlichen Staatsleben eine so erfolgreiche Wirksamkeit geübt, daß

ihm das eidgenössische Bürgerrecht verliehen ward. Dabei entfaltete er eine ungemeine literarische und publicistische Thätigkeit zu praktischen gemeinnützigen Zwecken („Miscellen der neuesten Weltkunde“; „Erheiterungen“) und verfaßte mehrere historische Werke, die große Verbreitung fanden („Baierische Geschichten“; „des Schweizerlands Geschichten für das Schweizer Volk“ u. a.) und eine Reihe von Novellen, Gedichten, Erzählungen, Zeitgemälden („Bilder aus der Schweiz“; „der Creole“; „Alamontade“ u. a. W.). Das verbreitetste und wirksamste seiner Werke war das Buch „Stunden der Andacht“, der Ausdruck des modernen Rationalismus, das durch den Reiz der Anonymität empfohlen, sechsundzwanzig Auflagen erlebte. Zschokke starb hochbetagt am 27. Juni 1848.

2. Schwaben.

Schwaben. Die größte dichterische Regsamkeit herrscht in Schwaben, der alten Heimath der Lieder und des Gesangs. In Stuttgart, wo Cotta († 1863), der König unter den Buchhändlern und der Verleger mehrerer Zeitschriften mannichfachen Inhalts, einen Thron aufgeschlagen hat, um den sich eine vielgeschäftige Schaar von Schriftstellern in rastloser Thätigkeit bewegt, wo Wolfg. Menzel bis zum Jahr 1873 den kritischen und kunstrichterlichen Stab im Dienste der wissenschaftlichen „Umkehr“ schwang, wo der frühverstorbene Wilh. Hauff († 1827) seine anmuthigen Novellen und Märchen dichtete, und sein älterer Bruder Hermann Hauff die Redaction des vielgelesenen Morgenblattes bis zu seinem am 16. August 1865 erfolgten Tode leitete; wo Fr. Haug (1761—1829), der witzige Lieder- und Epigrammendichter, seine „zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase“ verfaßte, wo Hackländer seine durch lebendige Schilderungen und gesunden Realismus ausgezeichneten „Bilder aus dem Soldatenleben“ und „Europäisches Sclavenleben“ entwarf und als Romanschriftsteller und Belletrist („Ueber Land und Meer“), zum Theil in Verbindung mit dem Novellenschriftsteller Edmund Höfer („In einer stillen Straße“; „Das verlassene Haus“; „An der Gränze“; „Der verlorne Sohn“ u. a.), bis zu seinem Tode (6. Juli 1877) eine große Thätigkeit entfaltete, da regten und regen sich Kräfte mannichfaltiger Art. Neben Ludwig Uhland († 1862), dem gemüthlichen Sänger und kräftigen Vorkämpfer liberaler Ideen, wirkten hier Gustav Schwab († 4. Nov. 1850, Dichter und Uebersetzer, Sammler deutscher Lieder und Sagen und Biograph von Schiller); der Historiker und Bibliothekar K. A. Klüpfel („die deutschen Einheitsbestrebungen“; „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen“; „Geschichte der Universität Tübingen“ u. a.); der Publicist Paul A. Pfizer († 30. Juli 1867) und sein jüngerer Bruder Gustav Pfizer, Dichter, Kritiker und vielseitiger Schriftsteller, Rud. Tanner († 1849 in Aarau), Karl Mayer, Herm. Kurz († 1873), Karl Grüneisen, der lyrisch-dramatische Dichter J. G. Fischer, dessen „Excursionen am Bodensee“ durch Schönheit der Schilderung und sittlichen Ernst, wie seine Dramen „Saul“,

„Florian Geyer", „Friedrich II." durch Freiheitsliebe und vaterländische Gesinnung hervorragen; der fromme Alb. Knapp („Vorfrühling" u. a.), neben dem Prälaten und Kanzelredner K. Gerock („Palmblätter"; „Pfingstrosen") der Hauptrepräsentant der geistlichen Liederdichtung unseres Jahrhunderts, der sprachgewandte Donner, dessen Uebersetzung des Sophokles und anderer altklassischen Schriftsteller weite Verbreitung gefunden, Wilh. Zimmermann, der Verfasser der demokratischen „Geschichte des Bauernkriegs" und der „Hohenstaufen", der Buchdrucker und Natursänger Niklas Müller, der Lyriker und Erneuerer mittelalterlicher Kunstepik Wilh. Hertz, der Dichter und Uebersetzer Ludw. Seeger († 1864), der Orientalist Ernst Meier († 1866), bekannt als Uebersetzer morgenländischer Dichtungen („Nal und Damajanti"; „Sakontala") und Sammler schwäbischer Sagen u. a. m. Bei dem in der Geschichte der schwäbischen Vorzeit berühmten Weinsberg bewohnte in ländlicher Stille der sinnige und menschenfreundliche Dichter und Arzt Justinus Kerner (1786—1862) ein gastliches Haus, das, trotz der Gespenster, womit der Verfasser der „Seherin von Prevorst" die Umgegend heimsuchen läßt, als ein Sitz behaglicher Lebensfreude weithin bekannt war; seine lyrischen Gedichte sind der wahre Ausdruck einer gemüthvollen Schwabennatur; nicht fern davon dichtete Ed. Mörike seine ansprechenden Lieder, Idyllen und Novellen („Maler Nolten", ein Roman mit einer Fülle psychologischer Beobachtungen, die durch Fremdartigkeit reizen; „Idylle vom Bodensee"), und Hölderlin, der für das Hellenenthum schwärmende Verfasser des Brief-Romans „Hyperion" und vieler schwungvollen Gedichte in antiken Rhythmen, dessen tragisches Lebensgeschick wir früher kennen gelernt haben (XIV, 860 f.), war bei Heilbronn geboren. Sein Landsmann Waiblinger, der 1830 in Rom starb, ein frühreifes Talent, überließ sich in seinen lyrischen Gedichten mit genialer Selbstüberschätzung einer wilden Natürlichkeit voll ursprünglicher Kraft aber ohne „die Zucht der Bildung". Auch David Friedrich Strauß (S. 57 ff.), der, die dornenvolle Laufbahn des Theologen aufgebend, sich vielseitigen literarischen Studien widmete und das Feld der Biographie mit dem glänzendsten Erfolge bearbeitete („Dan. Schubart"; „Nicod. Frischlin"; „Ulrich v. Hutten"; „Voltaire" u. A.), hat sich nach einem wechselvollen Wanderleben ab und zu wieder seiner alten Heimath zugewendet, die auch dem Kritiker und Aesthetiker Vischer, nach einem längeren Aufenthalt in Zürich, wieder einen entsprechenden Wirkungskreis darbot. — Im Hohenlohe'schen verbrachte K. Jul. Weber (1767—1832), Verfasser der satirischen „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen", des „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen", Sammlungen von Scherzen und Späßen, „an einen humoristischen Reflexionsfaden gereiht und mit Lesefrüchten aus verschiedenen Wissenschaften ausgefüllt" und einiger historischen Werke („die Möncherei"; „das Ritterwesen") sein einförmiges Leben. Aus dem Lande Schwaben stammt auch der einst vielbesprochene Roman »Eritis sicut Deus«, worin auf einigen

versteckten Umwegen aus orthodox-pietistischem Heerlager die seelenverderblichen Wirkungen der pantheistischen junghegelischen Religionsansichten in parteiischer Weise und boshafter Tendenz dargestellt sind, ein von Reflexionen, Gesprächen, Tagebüchern u. drgl. durchzogenes Machwerk mit durchsichtigen Anspielungen auf bekannte wissenschaftliche Notabilitäten. Auf den anonymen Verfasser, der diese Verleumdungen und Verdächtigungen in die Welt schleuderte, wie man behauptet hat, mit weiblicher Beihülfe, findet das Gebot seine Anwendung: „Du sollst kein falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten".

3. Franken.

Franken. Franken, von einem gemüthlichen, kunstsinnigen Volksstamme bewohnt, wo Nürnberg, die Geburtsstätte des Meistergesangs und im Reformationszeitalter der Mittelpunkt deutscher Kunst, als ein herrliches Denkmal mittelalterlichen Städtewesens in die Gegenwart hineinragt, hat manche literarische Kräfte hervorgebracht, besaß aber nicht die Macht, sie festzuhalten. K. L. v. Knebel aus Wallerstein, als ernster Lyriker und Uebersetzer bekannt, wurde Prinzenerzieher am Weimarer Hof und blieb bis zu seinem Tode (1834) ein Mitglied jener geistreichen Kreise, die sich in Weimar und Jena um Goethe und Schiller, um Herder und Wieland sammelten. Friedr. Rückert aus Schweinfurt wählte nach einem abwechselnden Aufenthalt in Jena, Hanau, Stuttgart und einer Reise nach Rom Erlangen als Wirksamkeit seiner dichterischen Thätigkeit und seiner orientalischen Studien, bis ihn der preußische König nach Berlin berief; Aug. von Platen aus Ansbach, der Heimath der beiden Dichter Uz und Cronegk, der sprach- und formgewandte Lyriker und satirische Dramatiker in aristophanischem Geiste, suchte unter Italiens hellem Himmel Heilung für seine Schwermuth und beschloß sein unstetes Leben im fernen Syrakus. Ein hohes Talent, „konnte er in der großen Umgebung von Rom und Neapel doch die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen". Nürnbergs literarische Lebensfähigkeit scheint mit seiner reichsstädtischen Freiheit untergegangen zu sein; denn weder Grübel's Lieder im heimischen Dialekt, die einer frühern Periode angehören, noch die kirchenfeindlichen Bestrebungen einiger philosophischen Schriftsteller der Gegenwart (unter denen Fr. Daumer den Reigen führte), können als Beweis großer geistiger Triebkraft gelten. Daumer hat alle Wandlungen des religiösen Gemüthslebens durchgemacht. Anfangs in pietistische Grübelei versenkt, kam er allmählich zu der Ansicht, daß der Jehovacultus der alten Hebräer ein „Feuer- und Molochdienst" mit Menschenopfern gewesen sei und suchte in dem Buch „die Geheimnisse des christlichen Alterthums" den Beweis zu führen, daß dieser Opferdienst auch noch in dem von Jesus Christus reformirten Judenthum fortbestanden habe und nur im Laufe der Zeit durch symbolische Zeichen beim Abendmahl ersetzt worden sei. Nach der Uebersetzung der Gedichte des Hafis fand er keinen Anstoß, in der „Religion des neuen Weltalters" den Koran

als das erste Evangelium der echten Naturreligion zu erklären und in einer neuen auf orientalischer Sinnlichkeit und junghegelischer Abstraction aufgebauten Religion der Zukunft das Endergebniß des Bildungsprozesses der Menschheit zu verkündigen. Zuletzt suchte er zu Mainz im weiten Schooß der römisch-katholischen Kirche Heilung für seine Seele und belehrte die Welt in einer Reihe von Schriften von den Motiven seiner „Conversion" und den Vorzügen seiner neuen Ueberzeugung, das Urbild eines zerfahrenen phantastischen Geistes. Aus Franken stammte auch Friedrich Rohmer, der als Verkündiger eines neuen philosophischen Christenthums auftrat und in Zürich und im südlichen Deutschland einen kleinen Kreis von Anhängern fand. Der Roman „Tannhäuser" von Widman enthält einige verhüllte Andeutungen der Personen und Tendenzen. Die religiös-gemüthliche Bürgerschaft Nürnbergs zehrt noch an den Erinnerungen ihrer großen Vergangenheit auf dem Gebiete der Kunst und Literatur. Doch hat in neuerer Zeit die Gründung des germanischen Museums den historischen und vaterländischen Studien einen rühmlichen Aufschwung verliehen. — An diesem Aufschwung hat auch die Universität Erlangen Theil genommen, wo in den letzten Jahrzehnten sich ein regeres geistiges und wissenschaftliches Leben entfaltete und mehrere strebsame Männer (August Schaden, † 1853; Nägelsbach, † 1857; Döderlein, † 1863; K. Hegel u. A.) edle Studien zu heben bemüht waren. — Bamberg mit seiner geschichtlichen und künstlerischen Vergangenheit (welche Joseph Heller, 1798—1849, durch zahlreiche Schriften und Sammlungen erläutert hat) und Würzburg mit seiner mehr dem Realen als Idealen zugewandten Universität leiden an den Nachwirkungen geistlicher Herrschaft. — Das gemüthliche Oberfranken, wo einst Jean Paul sein reiches Seelenleben lebte, scheint gegenwärtig von den Musen verlassen zu sein. Vielleicht daß der Plan Richard Wagner's, Bayreuth zum Mittelpunkt großartiger musikalisch-theatralischer Production zu erheben, zu einem frischen gehobenen Kunstleben Anregung gibt.

4. Baiern.

Sonst ein gesangreiches Land, blieb Baiern bis vor Kurzem an dichterischem Baiern.
Ruhm hinter andern Staaten zurück, so reich auch das Volk von jeher an poetischen Sagen und künstlerischen Traditionen war. Einige Lieder und Poesien in Musenalmanachen und einige Gedichte in verschiedenen Volksdialekten (Kobell) lieferten einen schwachen Beweis von der poetischen Thätigkeit der Baiern. Erst in neuerer Zeit hat sich daselbst ein regerer Sinn für Poesie kund gegeben, wenn auch größtentheils unter fremder Einwirkung. In München, dem Hauptsitz antiker und christlicher Kunst, voll herrlicher Kirchen und Bauwerke, herrscht ein bewegtes Künstlerleben mit regem Witz und frischem Humor („Fliegende Blätter"), welches König Ludwig, der Freund und Beförderer aller schönen Künste, hervorrief und hegte. Aber die einseitige Begünstigung des strengen Katholicismus hat früher

manche bedeutende Männer in andere Länder getrieben. Zog doch der größte Maler, Peter Cornelius, und der berühmteste Philosoph der Neuzeit, Fr. W. J. Schelling, nach Berlin, und der große Naturforscher Lorenz Oken (S. 518) sowie der gründliche Kenner der neugriechischen und orientalischen Welt Fallmerayer († 1861) mußten, jener dauernd, dieser vorübergehend, in der Schweiz eine Zufluchtsstätte gegen politische Verfolgungen suchen. Friedrich Thiersch dagegen (S. 479), der geistreiche Kenner des griechischen Alterthums in seinen künstlerischen und literarischen Erzeugnissen, und Schelling's Jünger, der Ergründer der Natur und der Menschenseele, Gotth. H. Schubert, gleich Thiersch aus Sachsen (1780—1860), „ein bibelfester, glaubenstreuer, mystisch-kühner Apostel der Nachtseiten der Natur und einer jenseitigen Geisterwelt", harrten bis zu ihrem Tode in München aus. So sehr auch manche Wissenschaften durch geistreiche und gelehrte Forscher, wie die Physik durch Steinheil, die alt- und mittelhochdeutsche Sprache durch Schmeller, bereichert und gepflegt wurden, und so gründliche Arbeiten in einzelnen Zweigen die baierische Akademie in ihrer vieljährigen Wirksamkeit zu Tage gefördert haben mag, so war doch lange Zeit die Universität München mit all' ihren reichen Hülfsquellen im Gebiete der freien Wissenschaft nur ein trüber Stern, wo Mysticismus (Franz Xaver Baader, † 1841, der Schöpfer eines theosophisch-philosophischen Systems, welches für Natur und Gottesweisheit einen geheimnißvollen Mittelpunkt suchte" XIV, 548 f.) und Ultramontanismus ihr düsteres Reich aufgeschlagen hatten. Die „historisch-politischen Blätter", wo der gelehrte Döllinger, der redegewandte E. v. Lasaulx († 1861), der Mediciner Ringseis, der Staatsrechtslehrer Philipps (später in Oesterreich wirkend) u. A., die Freunde und Gesinnungsgenossen von Joseph Görres (S. 47) und seinem Sohne Guido († 1852), ihre kirchliche Polemik niederlegten, waren für alle Freunde humaner Bildung eine unerfreuliche Erscheinung. Erst seit dem Regierungsantritt des Königs Max II. (1848—64), eines Gönners gründlicher Wissenschaften, nahm auch die Universität München eine freiere Richtung und einen vielversprechenden Aufschwung, der auch durch mehrere begabte Dichter und Schriftsteller, die daselbst ihren Wohnsitz haben oder hatten, gefördert ward, wie Em. Geibel, Paul Heyse, Hermann Lingg („Gedichte"; „die Völkerwanderung", epische Dichtung u. a.), Friedr. Bodenstedt (geb. 1819, j. in Meiningen; „Gedichte", „Ada", „Demetrius", „Lieder des Mirza Schaffy", „Tausend und ein Tag im Orient", ein Wanderbuch voll frischer Eindrücke aus eigenen Erlebnissen, „Epische Dichtungen" u. a.), der Archivrath Franz Löher („General Spork"), Fr. v. Schack, Kunstmäcen und Uebersetzer persischer, spanischer und arabischer Dichtungen („Firdusi" u. a. W.), u. A. m. Hier ließ sich auch W. H. Riehl nieder, der mit feinem Spürsinn aus Natur und Sage, aus Werken und Anlagen von Menschenhand glänzende Steine zu musivischen Arbeiten über das Culturleben und die Bildungsgeschichte deutscher Stämme und Landschaften auszulesen und mit gewandter Feder zu einem schil-

lernden Bilde zusammenzufassen versteht („Naturgeschichte des Volks“ in mehreren genrebildartigen Charakterzeichnungen; „Culturstudien aus drei Jahrhunderten“; „Musikalische Charakterköpfe“ u. v. A.) so wie der durch Darstellungstalent hervorragende Ludw. Steub, der seine Studien und literarische Thätigkeit vorzugsweise der Erforschung und Beschreibung der Alpenländer zuwandte („Drei Sommer in Tirol“; „Altbaierische Culturbilder“ u. A.). In Franz Trautmann, dem begeisterten Verehrer mittelalterlichen Lebens mit seiner Gläubigkeit, Einfalt und ritterlichen Kraft, hat das baierische Volk einen nationalen Dichter von echter Prägung gefunden („Eppelein von Geilingen“, „Herzog Christoph genannt der Kämpfer“, „Petrus Köckerlein“). Im Gegensatz zu dem früheren Religionseifer hat in München seit dem vatikanischen Concil unter der Aegide von Döllinger, Friedrich, Huber u. A. eine Opposition gegen die jesuitischen und ultramontanen Bestrebungen Wurzel gefaßt, welche der Vernunft und Wissenschaft ihre Rechte zu wahren bemüht ist. — Regensburg, die alte Römerstadt, in deren Nähe König Ludwig den deutschen Ehrentempel Walhalla errichten ließ, besaß eine Anzahl ausgezeichneter Bischöfe und Domherren, von denen einige, wie Sailer (S. 44) und Diepenbrock (später Bischof in Breslau, wo er 1853 starb), als Zierden ihrer Kirche dastehen. — Augsburg, einst neben Nürnberg der Hauptsitz reichsstädtischer Blüthe und Bildung und eines großartigen Weltverkehrs, ist seit mehrern Jahrzehnten durch die Bedeutung und Verbreitung der „Allgemeinen Zeitung“ ein Mittelpunkt ausgedehnter journalistischer und literarwissenschaftlicher Thätigkeit geworden. Auch lebte und wirkte bis zum 3. Sept. 1854 daselbst der greise, als Kinderschriftsteller weitberühmte Domherr Christoph Schmidt (geb. 15. Aug. 1768), der Verfasser der „Ostereier“ und vieler ähnlichen Erzählungen.

4. Oesterreich.

Reich an dichterischen Kräften aller Art ist Oesterreich, wo selbst die Ungunst der Zeiten weder die angeborene Dichternatur, noch die literarische Regsamkeit des Volks zu ersticken vermochte. Abgesehen von den bedeutenderen Dichtern, von denen oben die Rede war, und auch abgesehen von den Sumpfpflanzen, die unter einem genußsüchtigen, lebensfrohen Volke leicht aufschießen und nach dem Beifall der großen Menge streben, von Blumauers Travestien, von den Wiener Theaterpossen eines Nestroy, Bäuerle u. A., ist das österreichische Land nicht arm an Künstlern und Schriftstellern, wenn schon manche, wie Ed. Duller (Lyriker, Romanschreiber und populärer Volksschriftsteller), Dräxler-Manfred (Herausgeber des „Kursaals in Wiesbaden“, † 1879), Kuranda, mehrjähriger Redacteur der „Grenzboten“, Schuselka, ein fruchtbarer Literat, der Romanschriftsteller und Dichter Karl Herloßsohn aus Prag († 1849 in Leipzig), Herausgeber des „Kometen“ u. A. m., die Heimath und die Metternich'sche Polizei mieden und sich in der Fremde niederließen. Auch der jüdische Humorist, Satiriker und Witzmacher Mor. G. Saphir aus Pesth (1794—1858) mußte eine Zeit lang die Oesterreich.

österreichische Hauptstadt verlassen, und der biedere, als Arzt, Universitätslehrer und vielseitiger Schriftsteller allgemein geachtete Freih. v. Feuchtersleben zog sich durch seine kurze Theilnahme am öffentlichen Leben als Unterstaatssecretär in dem Ministerium Doblhoff 1848 das Mißfallen der Regierung und der höheren Stände in solchem Grade zu, daß ihn der Kummer über seine Zurücksetzung im 45. Jahre ins Grab stürzte (3. Sept. 1849). Als Lyriker und Epiker hat Karl Beck aus Pesth („Nächte", „Gepanzerte Lieder", „Lieder eines armen Mannes", „der fahrende Poet", „Janko, der ungarische Roßhirt") seinem Vorbilde Anast. Grün mit Glück nachgestrebt; als Lyriker haben sich J. Gabr. Seidl, J. N. Vogl, der Ritter von Tschabuschnigg aus Klagenfurt und die böhmischen Freiheitssänger Moritz Hartmann (1821—1872, „Kelch und Schwert"; aus Böhmens Vergangenheit; „Reimchronik des Pfaffen Mauritius"; „Adam und Eva", ein anmuthiges Idyll; „Bretonische Lieder" u. a.) und der uns bereits bekannte Alfred Meißner, als Dramatiker und Novellist Uffo Dan. Horn (1817—1860), Ferdinand Kürnberger (1823—79, „der Amerikamüde"; das Drama „Catilina" u. A.), als Publicist, Dichter und Uebersetzer mit stark hervortretenden Sympathien für das Judenthum der Böhme L. A. Frankl auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht; als Lustspieldichter erlangten Ed. Bauernfeld (geboren 1802, „Großjährig"; „Bürgerlich und romantisch"), der Alpensänger Nic. Baumann („das Versprechen hinterm Herd"), Feldmann („ein höflicher Mann"; „die Schicksalsbrüder") und der unglückliche, in Melancholie verkommene Ferd. Raimund († 1836, „Verschwender", „der Alpenkönig und der Menschenfeind" u. a.) großen Ruf; und als Uebersetzer orientalischer Poesien suchte der Verfasser der osmanischen Geschichte und der große Kenner des Morgenlandes, Hammer-Purgstall, mit Rückert zu wetteifern. Aus Galizien stammt der Schriftsteller K. E. Franzos, der in einem Novellencyclus „Aus Halb-Asien" slavisch-jüdische „Culturbilder" aus einer wenig bekannten Welt in humoristischer Weise den deutschen Lesern vorführt, eine Art Dorfgeschichten, die in ein sittlich verkommenes Volksleben Einblicke gewähren. Vor Allem aber blühte die Tonkunst in Oesterreich, wo der geniale Mozart und Joseph Haydn geboren waren und der phantasiereiche Beethoven den größten Theil seines Lebens zubrachte. Das Wiener Burgtheater, viele Jahre unter Laube's Leitung, war von jeher ein Brennpunkt künstlerischer Thätigkeit, der auch in neuester Zeit dichterische Kräfte anzog, wie Hebbel aus Dithmarschen, Mosenthal aus Kassel („Deborah", ein Stück, reich an effektvollen Bildern, in welchem im Geiste des conventionellen Liberalismus „die Sache des Judenthums mit der Sache der Menschheit identificirt wird"; „Cäcilie von Albano"; „Bürger und Molly", „die deutschen Komödianten" u. a.). Und doch muß man mit Wehmuth bekennen, daß Oesterreich sich an den literarischen Interessen des deutschen „Reichs" wenig betheiligte, daß es auch in dieser Hinsicht lange als ein fremdes Land angesehen war. Auch Adalbert Stifter († 1868), der Verfasser der durch lebendige Natur-

schilderungen ausgezeichneten „Studien“, und anderer Schriften („Feldblumen“, „Bunte Steine“) voll sinniger und gemüthreicher Beobachtungen aus dem Kleinleben der Natur und Menschenwelt, und Rob. Hamerling, dessen philosophisch-epische Dichtungen „Ahasver in Rom“, „der König von Sion“ durch phantasiereiche, effektvolle Schilderungen die Leser fesseln, gehören Oesterreich an, und der schlesische Lyriker von aristokratischer Färbung v. Strachwitz, der im Gegensatz zu den „Gedichten eines Lebendigen“ in den „Liedern eines Erwachenden“ für moderne Ritterlichkeit in die Schranken trat, dann nach einer Reise durch Schweden und Norwegen in mehreren dichterischen Schilderungen die Reiseeindrücke in formgewandten Versen niederlegte, starb 1848 in Wien. Aus Ungarn stammte der in Berlin lebende Jul. Leop. Klein, Verfasser einer durch seinen frühen Tod unvollendet gebliebenen Geschichte des Dramas und mehrerer dramatischen Werke.

B. Mittel- und Norddeutschland.

1. Thüringen und Sachsen mit Leipzig.

Thüringen mit der Wartburg, dem einstigen Sammelplatz der Minnesänger, und mit Weimar, dem glänzendsten Musensitz der Neuzeit, hat noch jetzt an seiner großen Vergangenheit einen starken Anhalt und einen reichen Schatz von Erinnerungen. Die Romane Ernst Wagners aus Meiningen und Augusts von Tromlitz (Witzleben), so wie die Dichtungen und Uebersetzungen („Tegner's Frithiof-Sage“) der Amalie von Helvig, geb. Imhof von Weimar († 1834 in Berlin), gehören einer früheren Periode an; aber auch die jüngste Vergangenheit besitzt in Ludwig Bechstein zu Meiningen († 1860), in Arnold Schlönbach († 1866; „Weltseele“; „der Stedinger Freiheitskampf“ u. a.) und in Adolf Bube († 1873) zu Gotha geschickte Bearbeiter der thüringischen Sagen und Volksballaden, und in letzterm einen sinnigen und gemüthvollen Beobachter der Natur in ihrem stillen Walten („Naturbilder“). Dabei hält Jena, die lebenskräftige Universitätsstadt, und der wissenschaftliche Geist einiger Gymnasien, wie Gotha und Weimar, den Sinn für Literatur und geistiges Leben aufrecht, und in Weimar und Coburg-Gotha finden unter dem Schutze kunstliebender und freisinniger Fürsten Wissenschaften und Künste eine friedliche Stätte: Jul. Grosse von Erfurt („das Mädchen von Capri“), Alb. Lindner aus Rudolstadt, Verfasser des gekrönten Preisdrama „Brutus und Collatinus“ und „die Bluthochzeit“; der Dramatiker Ed. Tempeltey aus Berlin, Verfasser der „Klytämnestra“ u. a. W.; Palleske, der Biograph Schillers; der Dichter, Publicist und Historiker Biedermann, jetzt in Leipzig; der kunstsinnige Ad. Schöll u. A. Fr. Gottl. Becker in Gotha trat in die Fußstapfen seines als Volksschriftsteller und Journalist berühmten Vaters Rud. Zach. Becker, der unter Napoleons Machtherrschaft für seinen deutschen Freimuth durch siebenzehnmonatliche Haft in Magdeburg büßen mußte. August Thieme, dramatischer und lyrischer Dichter aus Thüringen (geb. Thüringen.

1780) wirkte lange im Kirchen- und Schulfache in Rußland und Finnland. — Sachsen, der alte Sitz protestantischer Cultur, bewahrte auch in der neuern Zeit seinen literarischen Ruhm, wenn gleich seit dem Uebertritt des Herrscherhauses zur katholischen Kirche in Dresden die Kunst mehr Geltung fand als Literatur und Wissenschaft. Tiedge verbrachte hier den Abend seines Lebens und Ludw. Tieck der Romantiker stand lange in der Elbestadt unter dem jungen Geschlechte da wie eine gebeugte und wankende Säule aus vergangenen Tagen, ehe er dem Rufe des gleichgesinnten Königs nach Berlin folgte, um in seiner Geburtsstadt sein Grab zu finden († 1853). Der Dramatiker Maltitz, der Verfasser von „Schwur und Rache", „Hans Kohlhaas", „Oliver Cromwell" u. a., starb in Dresden im vierundvierzigsten Lebensjahre (1837); Karl Förster, der Romantiker, wirkte hier bis zu seinem Tode (1841) neben Tieck, und auch Gutzkow so wie der durch seine Kriegsschilderungen bekannte Tourist und Romanschriftsteller Hans Wachenhusen aus Trier haben die kunstliebende Stadt viele Jahre lang zum Aufenthalt gewählt. Otto Ludwig aus dem Meiningen'schen, der Verfasser des „Erbförster" und der „Makkabäer", zweier dramatischen Dichtungen voll kräftiger Zeichnung und klarer Gestaltung der Charaktere, aber ohne ideale Größe und Reinheit, ferner der Novelle „Zwischen Himmel und Erde", und einer Thüringer Dorfgeschichte voll heitern Humors, hatte sich gleichfalls in Dresden niedergelassen, wo er im Jahre 1865 starb. „Zwischen Himmel und Erde" ist ein ernstes, düsteres Gemälde aus dem Leben einer Schieferdeckerfamilie, voll ergreifender Schilderungen der Leidenschaften, Gefahren und Versuchungen. In der Nähe der schönen Elbestadt suchte Otto Heubner während seiner zehnjährigen Haft auf Königstein und Waldheim in der Dichtkunst („Klänge aus der Zelle in die Heimath") und in metrischen Uebersetzungen englischer Lyriker Trost und Erhebung für die Trübsal in langer Nacht. Der durch verschiedene Schriften im Geiste Rückerts, besonders durch die Spruchgedichtsammlung „Schau um dich und schau in dich" bekannte Literat Jul. Hammer war in Dresden geboren und starb 1862 in Pillnitz; auch der Novellenschriftsteller Rob. Waldmüller gehört der sächsischen Hauptstadt an. Die herrliche Gemäldegallerie unter Hübners und Bendemanns Leitung und die Antikensammlung (Beckers Augusteum) unter der Aufsicht des Literarhistorikers und Archäologen Herm. Hettner, so wie das treffliche Theater, für dessen Oper einst K. Maria von Weber († 1826) und bis in die neueste Zeit, vorzüglich auch als Liedercomponist populär, Karl Gottlieb Reissiger († 1859) thätig waren, sind mächtige Magnete für künstlerische und kunstsinnige Naturen. Die königliche Familie ist durch Bildung und wissenschaftlichen Sinn ausgezeichnet, Eigenschaften, die von jeher dem ganzen sächsischen Volke innewohnten und sich noch jetzt durch die trefflichen Schulanstalten bewähren.

Dresden.

Leipzig. Eine glänzende Stelle in der neuesten Literatur nimmt Leipzig ein, der große Markt der Bücherwelt und einst der Hauptsitz des „jungen Deutsch-

land". Die ausgedehnten Buchhandlungen, die Menge von Zeitschriften verschiedenen Inhalts, die berühmte Universität, das rege Leben während der Messen, der Einfluß eines ununterbrochenen literarischen Rufes, dies Alles hat der Stadt ein solches Gepräge von Bildung, Wissenschaftlichkeit, Kunstsinn und literarischer Regsamkeit verliehen, daß sie von jeher vorzugsweise als Musensitz galt und die bedeutendsten Schriftsteller, Dichter und Gelehrten anzog. Auch für die ernste Tonkunst wußte der früh verstorbene, als Künstler wie als Mensch ausgezeichnete Felix Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig, dem einstigen Wirkungsort des großen Sebastian Bach, ein reges Interesse zu wecken und zu erhalten, und für Verbreitung der Alterthumswissenschaft hat außer den großen Philologen, wie Gottfried Hermann, Ritschl u. A., besonders W. Ad. Becker durch deutsche Werke („Gallus, oder römische Scenen aus der Zeit Augusts") vortheilhaft gewirkt. Unter den neueren Dichtern sind, seitdem der Dramatiker Julius Mosen, der sich auch im epischen Lehrgedicht („Lied vom Ritter Wahn"; „Ahasver"), in Volksliedern und Balladen („die letzten Zehn vom vierten Regiment"; „Andreas Hofer") sowie in Novellen und Romanen („Bilder im Moose"; „Georg Venlot"; „Congreß von Verona") versucht und durch eine Reihe geschichtlicher Dramen („Heinrich der Finkler"; „Cola Rienzi"; „Don Juan von Oesterreich"; „der Sohn des Fürsten" u. a.) sich einen guten Namen erworben hat, als Theaterdirector nach Oldenburg berufen wurde, wo er am 10. Oct. 1867 einer langen schmerzhaften Krankheit erlag, am bedeutendsten: J. Minckwitz aus Leipzig (Platens Freund und Uebersetzer des Aeschylos und Homer); Gustav Freytag, der beliebte Roman- und Dramendichter („Valentine", „Graf Waldemar" (ein Wüstling geheilt durch die Liebe und Unschuld einer Gärtnerstochter, ein Sittengemälde aus der vornehmen Welt), „die Journalisten" (ein politisches Intriguenstück voll dramatischen Lebens und gelungener Charakteristik), „die Fabier" u. a., der verbreitete Roman „Soll und Haben", das anziehende, größtentheils aus alten Chroniken geschöpfte Buch „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" mit seiner Fortsetzung: „Neue Bilder", der Roman „die verlorene Handschrift" und in jüngster Zeit die Romandichtung „die Ahnen"); Hermann Marggraff († 1864 in Leipzig), mehrere Jahre Redacteur der „Blätter für liter. Unterhaltung", welche Stellung dann Rud. Gottschall übernahm; der Kritiker und Dramatiker Paul Lindau aus Magdeburg, der Begründer der politisch-belletristischen Wochenschrift „die Gegenwart" und der Monatsschrift „Nord und Süd" und Verfasser mehrerer Theaterstücke („Maria und Magdalena"; „Ein Erfolg"; „Tante Therese"; „Gräfin Lea" u. a.), worin besonders psychische Conflicte und sociale Gegensätze die Unterlage bilden, und zahlreicher monographischer Productionen kritisch-ästhetischen und literargeschichtlichen Inhalts; die Romanschriftstellerin Elise Polko, Tochter des bekannten Schuldirectors Vogel („Musikalische Märchen"; „ein Frauenleben" u. a.) und mehrere Schriftsteller des „jungen Deutschland". Freytags „Ahnen" sind geschichtliche Bilder und Scenen aus

verschiedenen Jahrhunderten, an die Abkömmlinge eines thüringischen Geschlechtes gereiht, mit manchen gelungenen Einzeldarstellungen und Charakterzeichnungen und correkt in Gesinnung und moralischer Tendenz, aber ohne Schwung und poetische Erfindung. Der Leipziger Universität gehört auch der Aegyptologe Georg Ebers an, dem die Aufgabe gelungen ist, in mehreren weitverbreiteten Romanen („Eine ägyptische Königstochter"; „Uarda"; »Homo sum«; „die Schwestern") die alterthümlichen Sitten und die Lebensgänge und Seelenzustände einer längst dahin geschwundenen Vergangenheit in anschaulichen Schilderungen weiteren Leserkreisen interessant und verständlich zu machen. Wilhelm Gerhard (1780—1858) und Ad. Böttger (1815—1870) sind mehr durch ihre Uebersetzungen als durch ihre eigenen poetischen Erzeugnisse bekannt geworden. Der dramatische Dichter und Humorist K. Fr. G. Wetzel von Bautzen (1780—1819), der Dichter und Publicist S. A. Mahlmann († 1826) und Wilh. Müller aus Dessau (1794—1827), der talentvolle Bearbeiter der „Griechenlieder" und der „Lieder eines reisenden Waldhornisten" gehören einer früheren Zeit an. Auch der größte Meister der ernsten Musik, G. Fr. Händel, war in Sachsen (Halle) geboren, doch war England das Land seiner musikalischen Wirksamkeit. — Muskau in der Lausitz war der durch herrliche Parkanlagen ausgezeichnete Stammsitz des geistreichen Fürsten Pückler (1785—1871), der als angeblich „Verstorbener" eine große Anzahl interessanter und pikanter, wenn gleich flüchtiger und mitunter leichtfertiger Schriften, besonders Reiseberichte aus den Kreisen der höheren Stände („Briefe eines Verstorbenen", ein Reisetagebuch aus England, Frankreich, Deutschland in vornehm nachlässiger Schreibart, „Jugendwanderungen", „Semilasso's vorletzter Weltgang" u. a.) und vermischte Aufsätze („Tutti frutti") verfaßt und zuletzt seine Feder dem Preise des ägyptischen Beherrschers Mehemed Ali gewidmet hat, und der Wohnort Leopold Schefers (1784—1862), des empfindsamen Dichters des pantheistisch gefärbten „Laienbreviers" und Verfassers mehrerer Novellen in Jean-Paul'scher Manier. Köstritz in Reuß-Schleiz ist der Geburts- und Wirkungsort des Pfarrers Julius Sturm, des Verfassers lyrischer Gesänge und „frommer Lieder" in conservativem und gläubigem Sinne.

2. Preußen und Berlin.

Preußen. Das östliche Preußen, namentlich das bewegliche Königsberg, hat auch in neuester Zeit bewiesen, daß mit Herder, Kant, Hamann u. A. seine Literatur nicht ausgestorben, aber auch die von jeher herrschenden geistigen Gegensätze nicht versöhnt sind. Wie man auch die excentrischen Richtungen auf dem Gebiete der Religion (der mystisch-pietistische Kreis unter dem Einfluß der Frau von Krüdener im Hause der Frau Barkley, der spätern Gattin des Dichters Max v. Schenkendorf, mit seinen Nachwirkungen in den Muckerkreisen der dreißiger Jahre (S. 76) und als Gegensatz Rupp und die freie Kirche) und auf dem Felde der Politik (Jacoby) beurtheilen mag, einen strebsamen, rührigen Geist kann man der dor-

tigen Bevölkerung nicht absprechen. Aber das Land hat mehr Erzeugungs- als Erhaltungskraft; wie in früheren Jahren Hamann, Herder u. A. die Blüthen ihres Geistes in andern Gegenden entfalteten, so auch in neuerer Zeit die bedeutendsten Schriftsteller, Franz von Gaudy aus Frankfurt an der Oder (1806—1840) und Johannes Falk, der Sohn eines armen Perrückenmachers in Danzig (1770—1826). Der erstere, ein beliebter Dichter und Novellenschriftsteller („Erato", „Korallen", „Venetianische Novellen", „aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen" u. a.), brachte einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zu, bis er in der Blüthe männlicher Jahre in Berlin starb; der zweite, nicht minder ausgezeichnet durch seine satirischen und humoristischen Schriften („der Mensch und die Helden", „die Gräber von Rom und die Gebete", „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire") wie durch seine menschenfreundliche Wirksamkeit, als Gründer einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, war einer der Genossen des Weimarer Musenkreises. Auch Freiherr von Eichendorff von der romantischen Schule, bekannt als gemüthvoller lyrischer Dichter, als Roman- und Novellenschriftsteller („Aus dem Leben eines Taugenichts", „das Marmorbild", „Ahnung und Gegenwart") und als Dramatiker („Meierbeths Glück und Ende", „Ezzelino von Romano", „die letzten Helden von Marienburg" u. a. m.) und als Uebersetzer Calderons, gehört seiner Geburt nach Schlesien, seinem amtlichen Wirkungskreis nach dem östlichen Preußen an, lebte aber längere Zeit in Berlin. (XIV, 862). Die katholische Richtung der Romantiker auf die Spitze treibend, gerieth er in seiner „Geschichte des Drama's" zu einem so befangenen Kunsturtheil, daß er den „Selbstzweck aller Kunst für den Dienst im Vorhofe der katholischen Kirche hingiebt". Ebenso verbrachte Otto Gruppe aus Danzig, Verfasser des „Alboin", der „Königin Bertha" und anderer Romanzen aus den Heldensagen Karls des Großen nach Paul Diaconus, sein Leben fern von dem Geburtslande; sein Landsmann Rob. Reinick (geb. 1805), der Maler und Dichter heiterer Natur- und Frühlingslieder, hatte Dresden zu seinem Aufenthaltsort gewählt, wo ihn ein früher Tod im Jahre 1852 der Kunst und Poesie und dem Freundeskreise entriß, und Ferd. Gregorovius, der talentvolle Beschreiber italienischer Landschaften, weilt schon seit vielen Jahren in der Stadt Rom, deren Geschichte im Mittelalter er zu schreiben unternommen und nunmehr glänzend vollendet hat. Alexander Jung theilte die Richtung des „jungen Deutschland", dessen Genosse er war, und der Humorist in Jean Paul'scher Manier, Bogumil Goltz, geboren in Warschau († 1870), hat nach mehrjährigem Aufenthalt in Thorn als reisender Vorleser und Improvisator viele Länder und Städte besucht. In der Nähe von Königsberg mit seiner geistesfrischen Universität, wo neben anderen berühmten Gelehrten der Philosoph und Literarhistoriker Rosenkranz ein ganzes Menschenalter hindurch thätig war († 1879) und Felix Dahn aus München, Rechtshistoriker und Dichter („Die Könige der Germanen"; „Ein Kampf um Rom"; das Trauerspiel „König Roderich"; „Gedichte") eine frucht-

bare literarische und akademische Wirksamkeit entfaltet, verlebte bis zum Jahre 1856 der Freiherr v. Schön, ein Genosse Steins und der Männer der Freiheitskriege, seine späteren Tage in stiller Opposition gegen die politische Richtung der preußischen Regierung. Ein Zögling der Königsberger Hochschule, Julian Schmid, hat als früherer Mitredacteur der Zeitschrift „Grenzboten“ und besonders durch seine Schrift „Geschichte der neuesten Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert“ und mehrere andere literarhistorische Werke, Abhandlungen und Monographien einen kritischen Geist und ausgedehnte Studien, wenn auch mitunter einseitiges Urtheil und parteiischen Sinn beurkundet. Ein patriotischer Dichter aus Preußen, C. F. Scherenberg, unternahm es, große geschichtliche Ereignisse poetisch aufzufassen und darzustellen („Waterloo“), und hat mit seinem vielgepriesenen und vielgetadelten Gedicht „Leuthen“ versucht, die hohe Gestalt Friedrich's II. und den siebenjährigen Krieg für eine neue Gattung epischer Poesie zu benutzen und mit Humor zu behandeln. Aber der derbe Naturalismus der Form und Sprache verletzt nicht selten den ästhetischen Kunstsinn. Auch der Maler Ernst Scherenberg hat sich als Dichter versucht („Stürme des Frühlings“).

Schlesien. **Schlesien**, im siebenzehnten Jahrhundert die Heimath einer weltberühmten Sängerschule und das Geburtsland vieler hervorragenden Talente, ist auch in neuerer Zeit hinter andern Ländern nicht zurückgeblieben und hat seine Freiheitsliebe nicht selten in scharfer Opposition gegen das preußische Staats- und Kirchenregiment kundgegeben. Die Keime dieser Richtung finden sich schon bei Friedrich von Sallet (1812—1843), dem talentvollen Verfasser des freigeistigen, auf Hegel'schen Sätzen aufgebauten „Laienevangeliums“, witziger Epigramme und anziehender Märchen, der wegen satirischer Verhöhnung des Soldatenstandes, dem er selbst angehörte, eine durch kriegsrechtlichen Spruch erkannte, aber von dem König ermäßigte Gefängnißstrafe zu bestehen hatte. Raupach, der fruchtbare, oberflächliche Dramatiker in Kotzebue's Art („die Hohenstaufen“, Cyklus von Tragödien u. v. a., † 1852 in Potsdam), ein schroffer, dem Absolutismus ergebener Mann, der Aesthetiker und Romanzendichter Kahlert (geb. 1807), der Romanschriftsteller Gustav vom See (Struensee) u. A. lebten und wirkten in Schlesien. Auch Max Waldau (Hauenschild, 1825—55), der Verfasser der Romane „Nach der Natur“, einer epischen Erzählung aus Graubündtens Alpenwelt, und „Aus der Junkerwelt“, Zeitschilderungen mit eigenen politischen und socialen Doctrinen durchwebt, „Cordula“, einer Art Dorfgeschichte in Versen mit kriegerischem Hintergrund und einiger „Canzonen“, der oben erwähnte Dramatiker und Literarhistoriker Rud. Gottschall, und die Dramatiker Brachvogel († 1875, „Narciß“, ein wegen seiner theatralischen Effekte beliebtes Trauerspiel aus den Tagen der Pompadour, außerdem Verfasser vieler Romane mit historischer und culturgeschichtlicher Grundlage) und Fr. v. Uechtritz („Chrysostomus“; „Alexander und Darius“; „die Babylonier in

Jerusalem"), gehören dem schlesischen Lande an. Die lebenskräftige Universität Breslau, wo die Historiker Stenzel, Heinr. Rückert, Rich. Röpell und viele bedeutende Männer wirkten, ist eine Pflanzschule deutscher Bildung für die slavischen Ostländer. In Freienwalde an der Oder hat der Drechslermeister Karl Weise, gebürtig aus Halle, in seinen „Familienleben in Dichtungen" das Volks- und Naturleben sinnig und gemüthvoll, mit der Wärme und dem Realismus eigener Erlebnisse darzustellen versucht. Aus der preußischen Provinz Posen stammt Posen. Otto Roquette, der beliebte Sänger der erzählenden Gedichte „Waldmeister's Brautfahrt" und „der Tag von St. Jacob", in welchem letztern das hochtragische geschichtliche Ereigniß mit tiefgreifenden Familieninteressen verbunden und der Gegensatz des einfachen, freiheitliebenden, tapfern Volkes gegen die kampfgehärteten, übermüthigen Raubschaaren auf ergreifende Weise in einzelnen Zügen dargestellt ist.

Die fähigsten Männer auf dem Gebiete der Kunst und Literatur zog das Berlin. reiche Leben Berlins an, das in dem preußischen Königreiche eine ähnliche centripetale Anziehungskraft übt, wie die größeren Hauptstädte Englands und Frankreichs. So aus Schlesien, unter vielen andern bereits Erwähnten, den Romanschriftsteller Wilh. Häring (Wilibald Alexis, 1797—1871) und den Dichter und Maler Aug. Kopisch (1799—1853), den Entdecker der „blauen Grotte" auf Capri bei Neapel und Platen's Freund, Uebersetzer von Dante und Verfasser vieler scherzhaften „humoristischen Gedichte" („Vater Noah"); so ferner den Lyriker, Dramatiker und Romanschriftsteller K. v. Holtei (1797—1880), einen Epigonen aus den Freiheitskriegen, und den Schöpfer der Berliner Localposse, Dav. Kalisch (1820—72), Verfasser von „Hunderttausend Thaler"; „Berlin bei Nacht"; „Namenlos"; „der Aktienbudiker"; „Dr. Peschke"; „Verblefft"; „ein gebildeter Hausknecht" und anderer Stücke von volksthümlichem Humor und Witz. Aus Pommern den Dichter („Jakobäa", Tragödie) Historiker und Kunstkenner Franz Theodor Kugler aus Stettin (1808—1858), den Romanschriftsteller Fr. Spielhagen von Stralsund („Problematische Naturen"; „Durch Nacht zum Licht" u. a.); den Dramatiker Gust. zu Putlitz („Ein Hausmittel"; „die blaue Schleife"; „Familienzwist und Frieden"; „das Testament des großen Kurfürsten"; das poetische Märchen: „Was sich der Wald erzählt", vgl. S. 570) u. a. m. Auch Rob. Prutz nahm zeitweise seinen Aufenthalt daselbst, so wenig auch seine Muse in die Nähe des Thrones und Hofes paßte. Der Dichter Michael Beer, Bruder des Componisten Meyerbeer und Verfasser mehrerer Dramen („Klytämnestra"; „der Paria"; „Struensee" u. a.), ist in Berlin geboren, brachte aber einen großen Theil seines Lebens in andern Städten zu, besonders in München, wo er mit Ed. v. Schenk in freundschaftlichen Beziehungen stand. Heinrich Steffens (1775—1845), Romantiker und Naturphilosoph in Schelling's Geist (S. 69, XIV, 880), vertauschte sein norwegisches Vaterland mit Deutschland, zu dem er eine innere Verwandtschaft fühlte, kämpfte während

der Freiheitskriege in den deutschen Heeren und verlebte seine spätern Jahre in der preußischen Hauptstadt, ein fruchtbarer und thätiger Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie, der Novellendichtung, der Politik und der Religion. Bei der Abgeschlossenheit Oesterreichs, wodurch Wien für die literarische Lebensthätigkeit Deutschlands von wenig Bedeutung war, erlangte Berlin den ersten Rang unter den deutschen Städten und wurde von seinen Verehrern als die Metropole der deutschen Bildung gepriesen. Die zwei ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, wo so viele Sterne erster Größe daselbst glänzten, ist Berlins goldenes Zeitalter gewesen. Aus jenen Tagen des Ruhms stand noch bis zum Jahre 1859 Alexander von Humboldt, der unermüdliche Durchforscher der Erde und des Weltalls („Kosmos"), wie ein starker Pfeiler da. Von ihm angeregt hat Karl Ritter durch seine Geographie von Asien die Wissenschaft der Erdkunde gänzlich umgestaltet und ist ihm nach einem „geheiligten Stillleben der Wissenschaft" in demselben Jahre in die Gruft gefolgt. „Wie Ritter die Geschichte des Menschengeschlechts aus den natürlichen Bedingungen des Erdlebens entwickelt, wie er zuerst das Leben auf der Erdoberfläche so recht eigentlich aus den Grundfesten des Erdbaues hervorwachsen ließ, so hat Humboldt's Kosmos die innige Verflechtung aller Natur- und Geschichtserscheinungen mit dem gesammten Weltenleben zuerst in den weitesten Kreisen zur feststehenden Ueberzeugung gemacht" (vgl. 520 f.). Der ältere Bruder Wilhelm v. Humboldt, gleich ausgezeichnet als Staatsmann, Aesthetiker und Sprachforscher, ist schon im Jahr 1835 von hinnen geschieden. Wir haben diese und andere Koryphäen der Wissenschaft früher kennen gelernt. Unter den vielen berühmten Namen, die noch jetzt oder bis in die jüngste Zeit die preußische Hauptstadt zierten, sind vor Allen die Brüder Grimm und Wilhelms Sohn, der Kunsthistoriker Hermann Grimm, die Geschichtschreiber Raumer, Ranke, Pertz, Droysen, und der fromme Kirchenhistoriker Neander (XIV, 902) zu nennen. Lachmann, unter den deutschen Philologen und Germanisten in der vordersten Reihe, hat nach seinem Tode (1851) in Moritz Haupt († 1874) einen würdigen Nachfolger erhalten. Im Schulwesen hat Director Diesterweg (S. 516) in Pestalozzi's Geist lange eine bedeutende Wirksamkeit auf den ganzen deutschen Lehrerstand geübt, und als Verfasser weitverbreiteter Jugendschriften haben sich Theod. Dielitz, Ferdinand Schmidt, H. Kletke u. A. einen guten Namen erworben. Die von Goethe verspotteten „Musen und Grazien in der Mark" hat Riendorf durch seine „Hegler Mühle, ein Cyklus märkischer Gedichte", K. Frenzel (S. 447) durch eine Reihe von Romanen („Ganganelli"; „Charlotte Corday" u. a.), Theod. Fontane aus Neu-Ruppin durch seine Preußenlieder „Männer und Helden" und andere Werke, Georg Hesekiel durch Lieder und Schriften zur Verherrlichung des preußischen Namens und Ruhmes zu Ehren gebracht. — In Freiburg an der Unstrut verbrachte „der alte Vater Jahn", der Schöpfer der Turnkunst und Verfasser des „deutschen Volksthums", die Jahre der reactionären Ungnade, bis ihn im Jahre

1848 der Dank des deutschen Volks in die Frankfurter Nationalversammlung sandte. Er starb am 15. October 1852.

Wilh. Häring, bekannt unter dem Schriftstellernamen Wilibald Alexis, begründete seinen Ruf als Romanschriftsteller weniger durch die Nachahmungen Walter Scotts „Walladmor" und „Schloß Avalon", die sogar unter dem Namen des schottischen Dichters der Oeffentlichkeit übergeben wurden, als durch seine „Novellen", seine unter verschiedenen Titeln herausgegebenen Reisebilder aus Nord und Süd und vor Allem durch seine patriotisch-historischen Romane aus den verschiedenen Geschichtsperioden Preußens mit gelungenen Landschafts- und Sittenschilderungen voll gesunden Realismus, feinen Humors, markanter Charakterzeichnung, wenn auch mitunter zu breit und gedehnt in Dialogen und Beschreibungen. Dahin gehören vor Allem „Cabanis"; „die Hosen des Herrn v. Bredow", ferner „der Roland von Berlin"; „der falsche Waldemar"; „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", vaterländische Bilder aus der Napoleonischen Zeit mit dem psychologischen Hintergrund einer Giftmischerin; „das Haus Düsterweg"; „Zwölf Nächte" u. a. W. Mit Hitzig gab er unter dem Namen „der neue Pitaval" eine Sammlung von Criminalgeschichten heraus, die dann von Andern fortgesetzt wurden. — Karl v. Holtei, Schauspieler, Theaterdichter, in seinem langen Leben das Urbild eines wandernden beweglichen Literaten, wie er es selbst redselig in seinen „Vierzig Jahren" beschrieben, war einer der fruchtbarsten Schriftsteller auf dem Gebiete der Bühnendichtung, der Romanschriftstellerei und der Liederpoesie. Unter seinen Theaterstücken haben am meisten Beifall gefunden: „Lenore", ein Nachhall der romantisch-patriotischen Stimmung der Befreiungskriege, „das Trauerspiel in Berlin" mit der durch Beckmann typisch gewordenen Figur des Eckenstehers Nante, das Vaudeville „die Wiener in Berlin"; „der alte Feldherr" (Kosziusko); „Lorbeerbaum und Bettelstab" und „Shakespeare in der Heimath". In seinen spätern Jahren widmete er sich vorzugsweise der Romanschriftstellerei, worin er eine große Productivität entfaltete: „Die Vagabunden" aus dem Künstlerproletariat; „Ein Schneider" aus dem Handwerkerleben; „Christian Lammfell"; „die Eselsfresser" u. a. m. Seine letzten Jahre, schließt ein kurzer Nekrolog bei seinem Ableben in der Köln. Zeitung, hat er in Breslau verlebt, und zwar in der Pension des Klosters der Barmherzigen Brüder, wo er gute Pflege genoß. Am 24. Januar 1878 beging er dort unter tausendfachen Glückwünschen und Grüßen aus Deutschland, ja, auch aus der überseeischen Ferne seinen achtzigsten Geburtstag. Bei allen kleinen Schwächen, wie sie von einem so angelegten Naturell unzertrennlich sind, war Holtei ein liebenswürdiger Mensch, jovialer Gesellschafter von Fach, unerschöpflicher und stets dienstwilliger Gelegenheitsdichter, ein Poet für alles, mit einem echt schlesischen Gemüth, das, leicht erregbar, von der einfachsten Veranlassung dichterisch gestimmt wird und seinen Liederquell erschließt, unstet durchs Leben fahrend und doch mit einem tiefen Empfinden für idyllisches Glück begabt, Kosmopolit und Provinzialer in enger Verschmelzung. Von Mitlebenden, Neidern und Feinden, ist viel über ihn geklatscht und getratscht worden, aber die unbefangene Literaturgeschichte hat ihm den Platz bereits angewiesen, der ihm gebührt.

3. Hannover.

Auch Hannover mit der weltberühmten Universität Göttingen, der Ge- Hannover.
burtsstätte des Hainbundes, ist nicht ohne Pflege der schönen Literatur und Kunst geblieben. Der begabte, durch den frühen Tod seiner Geliebten in Schwermuth versunkene Erneuerer der romantischen Heldendichtung, Ernst Schulze

(1789—1817), der Verfasser der durch Zartheit der Form und klangvolle Sprache ausgezeichneten, aber an elegischer Eintönigkeit leidenden epischen Erzählung „Cäcilie" in zwanzig Gesängen aus Otto's I. Heldenkämpfen wider die heidnischen Dänen und des romantischen Gedichts „die bezauberte Rose" in drei Gesängen, so wie vieler lyrischen Gedichte in weichen, sanften Klagetönen, war in Celle geboren, wo er auch in der Blüthe der Jahre starb; in der Hauptstadt des Landes dichtete Spitta († 1859) seine Lieder voll religiöser Gemüthlichkeit („Psalter und Harfe"), und der Dichter Eckermann († 1854), Goethe's Gesellschafter im Alter, gehörte seiner Geburt nach Hannover an. J. E. M. Oskar Meding, der unter dem pseudonymen Namen Greg. Samarow die Erinnerungen und Erfahrungen eines vielbewegten Lebens in zeitgeschichtlichen Romanen niederlegte („Um Scepter und Kronen", ein Romancyklus in fünf Abtheilungen; „Höhen und Tiefen" u. a.), war aus dem preußischen in hannoverschen Staatsdienst übergetreten und dem König Georg bei den letzten politischen Wechselfällen zur Seite gestanden. — Braunschweig. In Braunschweig dichtete Rob. Griepenkerl († 1869) seine Revolutionsdramen „Robespierre" und die „Girondisten", die eine Zeit lang einen vorübergehenden Beifall erregten, und Karl Köchy, „der letzte Ritter der Romantik", Verfasser vieler dramatischen Stücke und anderer dichterischen Werke, war längere Zeit Dramaturg und Intendanturrath am Braunschweiger Hoftheater. In Braunschweig fand auch Friedr. Gerstäcker, der vielgewanderte Verfasser amerikanischer Reisebilder und Romane, im Jahre 1872 im Grabe die Ruhe, die er im Leben wenig gekannt hat. — Das Schaumburger Ländchen ist die Heimath des Dichters Julius Rodenberg (eigentlich Jul. Levy aus dem Dorfe Rodenberg), eines fruchtbaren Schriftstellers auf dem Gebiete der Novellistik und Reiseschilderungen („die Straßensängerin von London"; „die Grandidiers, ein Roman aus der französischen Colonie" u. a. m.), der sich nach einem vielbewegten Wanderleben in Berlin niederließ, wo er die „Rundschau" gründete; aus Bückeburg stammt Victor Strauß, lyri- Waldeck. scher und epischer Dichter („Richard), und der Waldeck'sche Flecken Korbach ist der Geburtsort Karl Josias' Freiherrn von Bunsen (geb. 1791, † zu Bonn 1860), der lange als Niebuhr's Nachfolger in Rom der Mittelpunkt der archäologischen und antiquarischen Studien und Forschungen gewesen, später als preußischer Gesandter in London durch gelehrte Werke auf dem Gebiete der Alterthumskunde (über Aegypten) und der Kirchengeschichte (Hippolyt) die deutsche Wissenschaft im Auslande würdig vertrat und während seiner Zurückgezogenheit in Heidelberg in seinen Briefen an E. M. Arndt über die „Zeichen der Zeit" Duldung, Humanität und Gewissensfreiheit muthig und kräftig verfocht, bis er zuletzt zur Veröffentlichung des großen Bibelwerks schritt, das, eine neue Uebersetzung nebst Erklärungen und historischen Einleitungen und Ausführungen enthaltend, als das Werk seines Lebens gelten kann. Nach seinem Tode wurde die Arbeit unter der Leitung seines Sohnes von geschickten Händen weiter geführt.

4. Die Hansestädte.

Unter den Hansestädten war von jeher Hamburg wie durch Handel, Betriebsamkeit und Reichthum, so durch literarische Thätigkeit hervorragend. Von den Tagen Klopstock's, Reimarus' und Lessing's bis auf die Gegenwart, oder jüngste Vergangenheit, wo der Historiker Lappenberg († 1865), dessen „Geschichte von England“ in R. Pauli einen würdigen Fortsetzer gefunden hat, die Publicisten Wurm († 1859), Aegidi, Klauhold u. A. daselbst wirkten, wo Otto Beneke die „Geschichten und Sagen“ der Stadt sinnig bearbeitete und, angelehnt an die heimathlichen Zustände und Verhältnisse vergangener Tage, die Culturgeschichte mit der belehrenden und unterhaltenden Schrift „von unehrlichen Leuten“ bereicherte, war in Hamburg ein reges, wissenschaftliches Treiben, das sich besonders in der Erforschung der Landesgeschichte durch Zeitschriften und monographische Arbeiten bethätigt. Joh. Gottw. Müller (1744—1828), der Verfasser des komischen Romans „Siegfried von Lindenberg“, war der Geburt nach ein Hamburger; doch hat die Stadt ihre bedeutendsten literarischen Kräfte aus der Ferne gezogen. Die Hamburger Schauspielerin Charlotte Ackermann, aus Lessing's großer Zeit, die aus Liebe für einen Wüstling, einen dänischen Werbeoffizier, am gebrochenen Herzen plötzlich in jungen Jahren starb, hat in unsern Tagen dem Literaten Otto Müller den Stoff zu einem anziehenden biographischen Roman geliefert. Lebrecht Dreves (geb. 1816), ein Romantiker im Geiste Eichendorffs, vertauschte nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche seine protestantische Geburtsstadt Hamburg mit dem friedlich beschaulichen Leben zu Feldkirch im Vorarlberg. Die unter dem Namen Talvj bekannte Schriftstellerin Therese Robinson, geb. v. Jacob, Sammlerin serbischer und anderer Volkslieder, verbrachte ihre letzte Lebenszeit in Hamburg († 1870). Auch sind mehrere Schulmänner wie Classen (früher in Frankfurt), Wichard Lange, Theod. Hofmann u. A. getreue Hüter der geistigen Güter in der Weltstadt des Verkehrs. — In Bremen wirkte Fr. Ad. Krummacher (1768—1845), der Verfasser der lieblichen Parabeln, als Prediger; und unter dem Einfluß des langjährigen Bürgermeisters J. Smidt († 1857) und des Historikers und Publicisten Hormayr (1781—1848, XIV, 344), der viele Jahre als baierischer Ministerresident daselbst lebte, hat die Stadt in neuerer Zeit eine bedeutende journalistische Wirksamkeit geübt. Die gelehrte Schule Bremens erfreute sich unter der Leitung des Philologen und Aesthetikers Wilh. Ernst Weber († 1850) eines guten Rufes. Sein College J. W. Schäfer († 1880) hat sich durch Werke über die deutsche Literaturgeschichte bekannt gemacht. Und auch in der Dichtkunst ist die altberühmte Weserstadt in der Gegenwart nicht zurückgeblieben. J. P. Willatzen hat als Uebersetzer „altisländischer Volksballaden und Heldenlieder der Färinger“ und neuestens durch eine Sammlung lyrischer Gedichte voll Anmuth und Gemüthlichkeit Talent und Formgewandtheit entfaltet. — Lübeck,

Hamburg. Bremen. Lübeck.

einst die stolze Beherrscherin der Ostsee, zeigte von jeher mehr Sinn für das praktische Leben, für Handel, Verkehr und Seewesen und für tüchtige Rechtspflege, als für die stille Seelenthätigkeit und die Freuden der Muse. Der im Gebiete der Kunst, des Geschmacks und der Reiseliteratur berühmte v. Rumohr († 1843; „deutsche Denkwürdigkeiten"), so wie der Dichter Em. Geibel und der als Dichter und Publicist bekanute Georg Phil. Schmidt († 1849), gehören ihrer Geburt nach dem lübischen Lande an.

5. Oldenburg und Mecklenburg.

Oldenburg. Auch Oldenburg, Geburtsort des romantisirenden Geschichtsschreibers K. A. Woltmann (1770—1817), wo unter der Leitung des Dramatikers Jul. Mosen ein gutes Theater bestand, ist vom wissenschaftlichen Verkehr nicht ausgeschlossen. Karl Mayer und Greverus, wovon jener Italien, dieser Griechenland bereist und beschrieben hat, waren ehedem in Oldenburg angestellt. Dort wirkte auch längere Zeit Adolf Stahr aus Prenzlau in der Ukermark, ein vielseitiger Schriftsteller auf dem Gebiete des Alterthums (Aristotelische Schriften; „Bilder aus dem Alterthum"), der Kunstästhetik („Torso, oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten"), und der Literaturgeschichte („G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke"), in literarischer Thätigkeit mit seiner zweiten Gemahlin Fanny Lewald wetteifernd. Auch in den Ostseeprovinzen, welche vor Jahren der berühmte Reisende J. Georg Kohl aus Bremen beschrieben und eingeborne Gelehrte wie Schlözer, Rathlef, v. Rutenberg u. A. nach ihren geschichtlichen, geographischen und politischen Verhältnissen dargestellt haben, hat der Druck der russischen Herrschaft die deutsche Sprache und Literatur nicht aus dem Herzen der Bewohner zu verdrängen vermocht. Die Universität Dorpat und die deutschen Städte Riga, Reval, Mitau u. a. sind eifrig beflissen, deutsches Wesen und deutsches Recht gegen fremde Zudringlichkeit und Vergewaltigung ehrlich zu schirmen. Bei Reval im Esthland wurde auf einem adeligen Landgut geboren Alex. Freiherr von Ungern-Sternberg, (1806—1868), Verfasser vieler Novellen und Erzählungen („die Zerrissenen"; die Literatur- und Charakterbilder „Lessing" und „Molière"; „Diane"; „Braune Märchen" u. a. m.), anmuthige Genrebilder in gewandter Darstellung aber ohne tiefern Inhalt. Sie wurden meistens in Berlin verfaßt, wo er seit 1841 seinen dauernden Aufenthalt genommen. Im fernen Petersburg lebte unter dürftigen Umständen Elisabeth Kulmann († 1825), die sprachgewandte Dichterin und Uebersetzerin, deren zahlreiche lyrische Gedichte als merkwürdiges Denkmal einer frühreifen poetischen Naturanlage und eines

Mecklenburg und Pommern. sinnigen jugendlichen Gemüths dastehen. — Wismar in Mecklenburg ist Dahlmanns Geburtsort; aber die historische und politische Wirksamkeit dieses thatkräftigen Mannes in Kiel, Göttingen und Bonn († das. 5. Dec. 1860) gehörte dem ganzen Vaterlande an. In der Nähe von Stralsund verbrachte der als Dichter und Jugendschriftsteller bekannte Karl Lappe, Kosegartens Freund

und Landsmann, den größten Theil seines Lebens und Bützow ist der Geburtsort von Hans Köster, Verfasser mehrerer historischen Romane („Maria Stuart"; „der große Kurfürst" u. a.). Die Universitäten Rostock (in Mecklenburg) und Greifswald (in Pommern) sind die Pfleger deutscher Bildung und Literatur an den fernen Ufern der Ostsee, wo die plattdeutsche Mundart vorherrscht, in welcher Fritz Reuter (1810—1874) in Dichtungen und Erzählungen („Olle Kamellen", enthaltend: „Ut de Franzosentid"; „Ut mine Stromtid"; „Dörchläuchting") das Mecklenburger Volksleben mit Gemüthlichkeit, liebenswürdigem Humor und frischer plastischer Gestaltung geschildert hat. Eine auffallende Erscheinung in dem verständigen und nüchternen Norden ist der dem Katholicismus geneigte protestantische Pfarrer Meinold (1797—1851), Verfasser epischer und lyrischer Gedichte, humoristischer Reisebilder und des wunderlichen Romans „die Bernsteinhexe", und abergläubischer Verfechter der „Lüningschen Weissagungen".

6. Schleswig-Holstein.

Schleswig-Holstein, für seinen deutschen Patriotismus von Dänemark so hart behandelt, hat mit der deutschen Gesinnung auch die deutsche Bildung sich erhalten. Die blühende Universität Kiel, wo der als Geschichtschreiber und Uebersetzer griechischer Klassiker bekannte Prof. Droysen, der Historiker Gg. Waitz und viele andere Männer von deutscher Gesinnung und Wissenschaft längere Zeit wirksam waren, bewahrte lange den alten Ruhm, bis dänischer Grimm und dänische Rach- und Verfolgungssucht auch in die Räume der Wissenschaft eindrangen, wie sie schon vorher in Schule und Kirche gedrungen. — Der Dramatiker Friedr. Hebbel aus Dithmarschen, den wir früher kennen gelernt, hat sich nach einigen Wanderjahren im Auslande, wozu ihm der König von Dänemark ein Reisestipendium ertheilte, dauernd in Wien niedergelassen. Eben so hat Aug. Binzer, einst ein Vorkämpfer burschenschaftlicher Bestrebungen durch Lied und Wort, später Mitarbeiter an der Allg. Zeitung und in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin als Novellenschriftsteller thätig, sein Schleswig-Holsteinisches Vaterland mit dem österreichischen Kaiserstaat vertauscht († 1868). In jüngster Zeit hat Klaus Groth aus Nord-Dithmarschen das Volksleben und die Gedanken- und Gefühlswelt seiner Landsleute in seinem „Quickborn" mit begeisterter Liebe für die alte Sitte und Volkssprache in plattdeutscher Mundart treu und anziehend dargestellt. Schleswig-Holstein.

Ueber die ästhetische Berechtigung dieser Dichtungsart spricht er sich in seinem „Quickborn" folgendermaßen aus: „Es ist Mode geworden, die plattdeutsche Poesie als mundartige zu bezeichnen. Das Plattdeutsche hat verschiedene Mundarten, zum Beweise, daß es selbst keine Mundart ist; es ist eine selbständige Sprache, die ebenbürtige, ja ältere Schwester des Hochdeutsch. Sie hat für alle Töne der Menschenbrust den direkten Ausdruck, für jeden Menschengeist den articulirten Laut, für jeden echten Gedanken das rechte Gewand; sie ist nicht etwa naiv oder komisch, oder derb oder

schlecht; sie hat zum Lachen und Weinen die Geberde, sie kann gar vornehm und herablassend sein und es steht ihr wohl an".

7. Hessen.

Hessen. In Kurhessen, wo Jahre lang eine volksfeindliche Regierung und ein eigennütziges Herrscherhaus den geistigen Interessen keine Aufmunterung gab, vermochten einige strebsame Schulmänner in Kassel und Fulda und einige Professoren der Universität Marburg die künstlerische und literarische Oede nur dürftig zu befruchten. Der gewandte Romanschriftsteller Heinrich König († 1869; „die hohe Braut", „die Waldenser", „die Clubisten in Mainz", „König Jerome's Carneval", „Georg Forster's Leben" u. a.) war, seitdem Dingelstedt aus Fulda weggezogen, einer der wenigen Pfleger belletristischer Studien. Vilmar (1800—1868) hat den guten Namen, den ihm früher seine Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Literatur und Sprachforschung eingetragen, durch seine nachherige reactionäre Thätigkeit in Staat und Kirche verdunkelt. Ernst Koch, Verfasser von „Prinz Rosa-Stramin", ein Mann von krankhaft gereizter Seelenstimmung, hat nach einem Leben voll innerer Zerrissenheit und äußerer Abenteuerlichkeit, das ihn nach Algier und Spanien führte, Ruhe in der katholischen Kirche gesucht und ist nach vielen schweren Kämpfen und Leiden zu Luxemburg am 24. Nov. 1858 gestorben. Aus der Universitätsstadt Gießen, dem früheren Wohnorte des freisinnigen Literarhistorikers J. Hillebrand und des (nunmehr nach München übergesiedelten) Philosophen M. Carriere, haben sich vor Jahren die Brüder Follen, in der Demagogenzeit der Burschenschaft hervorragende Chorführer, nach dem Ausland geflüchtet; Karl Follen lebte seitdem in Zürich, wo er Ende 1855 starb; Aug. Lud. Follen fand nach einem wechselvollen Leben in Nordamerika einen tragischen Tod beim Verbrennen eines Dampfschiffes (1839). Auch Georg Büchner, dessen Trauerspiel „Dantons Tod" einst große Erwartungen erregte, mußte aus denselben Gründen eine Freistätte in Zürich suchen (1835), wo er zwei Jahre später im vierundzwanzigsten Lebensjahre einem Nervenfieber erlag. „Ein unvollendet Lied sank er ins Grab, der Verse schönste nahm er mit hinab". Pfarrer Oeser († 1859) hat unter dem Namen Glaubrecht eine Reihe von Erzählungen aus dem Hessenlande („die Schreckenstage von Lindheim", „Fluch und Segen", „die Heimathlosen", „das Wassergericht" u. v. a.) erscheinen lassen, Volks- und Dorfgeschichten in religiös-sittlichem Geiste. Die aus Cassel stammenden „Memoiren einer Idealistin" (Alwine v. Meysenbug) sind ein Stück deutscher Culturgeschichte aus demokratischen und kosmopolitischen Flüchtlingskreisen. Die Sprachforscher Jacob und Wilhelm Grimm, gleichfalls hessische Kinder, fanden in Göttingen und Berlin den geeigneten Boden für ihre vaterländische Wirksamkeit.

IV. Die Kunst im neunzehnten Jahrhundert.

Kunstgeschichtliche Hülfsmittel. Außer den schon früher angeführten Compendien von Kugler (Handb. der Kunstgesch. Stuttg. 1872. 5. Aufl.) und Lübke (Grundr. der Kunstgesch.) in den neuesten Bearbeitungen konnten bei der nachfolgenden Darstellung benutzt werden: Ant. Springer, Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrh. Leipz. 1858. — Dr. A. Hagen, Die deutsche Kunst in unserem Jahrh. Berlin 1857. 2 Thle. — Gesch. der neuen deutschen Kunst von Ath. Grafen v. Raczynski. Berl. 1836. — Gesch. der deutschen Kunst von Ernst Förster. Leipz. 1860. 5 Bde. — Gesch. der neuern deutschen Kunst &c. von Dr. Frz. Reber. Stuttg. 1874. — Riegel, Gesch. des Wiederauflebens der deutschen Kunst zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. Hannov. 1877. — Deutsche Künstler des 19. Jahrh. von Friedr. Pecht. Nördlingen 1877. 79. Erste und zweite Reihe. — Jul. Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei. Leipz. 1867. — W. Lübke, Die moderne französische Kunst. Ein Vortrag. Stuttg. 1872.

A. Die bildenden Künste.

1. Künstlerische Zeitrichtungen.

Der mächtige Umschwung, den das politische, geistige und sociale Leben im Wendepunkt der beiden letzten Jahrhunderte erfuhr, zeigte sich auch in der Kunstentwickelung. Denn, wie Anton Springer bemerkt, die bildenden Künste schaffen keine eigene Weltanschauung, begründen nicht eine selbständige Cultur, sondern können nur als der abgeklärte, in reine Formen gefaßte Ausdruck der herrschenden Zeitideen gelten. „Weiter als diese reicht auch ihr Inhalt nicht, andere als in der Bildung eines Zeitalters wurzelnde, uns unmittelbar verständliche Formen stehen ihnen nicht zu Gebote; es kann die Phantasie überhaupt nichts verkörpern, was nicht im Kreise der Vorstellungen schon verarbeitet wurde. Der Charakter der Kunst in einer gegebenen Periode hängt auf das Innigste mit der eben herrschenden Cultur zusammen und kann nicht andere Merkmale aufweisen, als die letztere besitzt." Die bildende Kunst ist also nur eine der Formen und Factoren, in denen das geistige Leben, Schaffen und Wirken des Zeitalters sich abspiegelt. Eine übersichtliche Darstellung der Kunstgeschichte in ihren Hauptströmungen ergänzt und vervollständigt mithin das allgemeine Cultur- und Zeitbild; sie ist der ideale Wiederschein desselben. *Zusammenhang der Kunst mit der Zeitbildung.*

Es ist uns aus dem vorigen Bande S. 722 ff. erinnerlich, wie sehr seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Kunstthätigkeit auf allen Gebieten sich ausbildete und erweiterte und ein wie reiches vielseitiges Leben sie entfaltete. Der Aufschwung ging wie in der Literatur so auch in der Malerei, der Bildnerei und Architectur hauptsächlich von Deutschland aus, das auf geistigem Felde einen ähnlichen Verjüngungs- und Umgestaltungsprozeß vollzog, wie Frankreich auf dem politischen. Auch wurde schon dort bemerkt, daß diese neue Kunstthätigkeit einen universelleren Charakter angenommen, indem sie nicht wie die ältere aus- *Neue Kunstgattungen.*

schließlich in christlich-religiösen Darstellungen und im Dienste einer herrschenden Kirche sich bewegte, sondern auch das weite Reich der Geschichte, Sage und Poesie zum Felde ihres Schaffens wählte und neben den antiken Vorbildern auch das reiche Natur- und Volksleben in der ruhigen und aufgeregten Erscheinung zu idealen Kunstgebilden verwerthete. Wir haben früher bemerkt, daß Goethe, der nur in der Antike die wahre Kunstform erkannte, sich gegenüber der neuen Richtung lange abweisend verhielt. Um die Zeit, da man die von ihm im Verein mit dem Schweizer Heinr. Meyer (gewöhnlich Kunstmeyer genannt) herausgegebene periodische Schrift „Propyläen" sehr kühl aufnahm, dagegen Wackenröders kunstliebenden Klosterbruder bewunderte, schrieb er an Schiller: „Wir stehen gegen die neuere Kunst wie Julian gegen das Christenthum". Es war ein prophetisches Wort, auch im Ausgang zutreffend. Denn bemerkt Hagen: „Julian mit allen Mitteln ausgerüstet, um wenn es möglich gewesen, eine Umkehr der Weltordnung zu erzwingen, konnte es nicht und Goethe konnte es nicht". Die neue Kunstrichtung hatte unter Anderem auch die Folge, daß eine Theilung der Kunstarbeit in mannichfache Abzweigungen und Ausstrahlungen entstand, indem die Landschaft und die sogenannte Gattungs- oder Genremalerei, „welche die Zustände Sitten und Gebräuche, das einfache Seelenleben, die verschiedenen Thätigkeitskreise der Menschen zum Gegenstand der Darstellung erkoren hat", der Historienmalerei als ebenbürtige Gattungen an die Seite traten, so sehr sich auch der absolute Idealismus, der es liebt über allem Realen und geschichtlich Gewordenen zu schweben, Anfangs sträubte, die volksthümliche und nationale Anschauungsweise als vollberechtigten Kunstzweck anzuerkennen. Selbst die so lange vernachlässigte Holzschnittkunst, die in der Malerei dieselbe Stelle einnimmt, wie in der Poesie das Plattdeutsche, wurde durch Richter und Schnorr, durch den Fabelzeichner Otto Speckter zu Groths „Quickborn" und durch zahlreiche Volksblätter wieder zu der Höhe der altdeutschen Kunsttechnik erhoben. Zu dieser Mannichfaltigkeit der Kunstthätigkeit hat der Romanticismus wesentlich beigetragen. Wir wissen, wie anregend die neuromantische Schule in der Dichtkunst und in der Wissenschaft gewirkt hat; und wenn gleich diese Wirkung nicht überall gesunde und herzerfreuende Früchte hervorbrachte, so gab sie doch den Anstoß zu vielen neuen Versuchen, Bestrebungen und Ideen. Noch bedeutender und nachhaltiger war ihr Einfluß auf das künstlerische Schaffen, das durch die Romantik auf neue Bahnen gewiesen, zu einer reicheren Lebensentfaltung angehalten wurde. Denn indem sie der klassischen Richtung einen Gegensatz aufstellte, hemmte sie die einseitige Exclusivität; die Wiederbelebung mittelalterlicher Ideen und Vorstellungen hatte neben der ungesunden Begeisterung und Hinneigung zu einem abgestorbenen Kirchenthum und Ritterthum auch die Wirkung, daß der Sinn für die nationale Vergangenheit, für die vaterländische Geschichte geweckt wurde; daß man die heilige Geschichte und die religiösen Traditionen wieder der Kunst zugänglich machte und neben den klassischen Bauwerken auch gothische

Kirchen errichtete oder ausbaute (Kölner Dom), alte Ritterburgen herstellte, (Schloß Marienburg; Hohenschwangau; Stolzenfels), altdeutsche Bilder und Kunstwerke sammelte. Der seit langer Zeit verstummten Glasmalerei gelang es, „jene goldene Zunge zu lösen, welche so oft zum christlichen Gemüth geredet und die Wirkung der Chorgesänge so mächtig unterstützt hatte". Aeußere Umstände kamen dieser Richtung fördernd entgegen: Es war die Zeit der Knechtschaft unter französischen Waffen, in der man im Gebiete des Geistes diejenige Freiheit zu suchen genöthigt ward, deren man nach Außen entbehrte, in der man sich an dem Glanze der Vorzeit wieder aufzurichten strebte und aus der geistigen Tiefe derselben Kraft und Stärke zum Widerstande in sich aufnahm. War es auch eine Verkehrtheit, wenn Friedrich Schlegel, Tieck u. A. in Raphael und Michel Angelo schon die Spuren des Verfalls erblickten und, die Verwirklichung ihrer Ideale in der Vergangenheit suchend, die Nachbildung der vom Geiste des Christenthums beseelten Kunst des Mittelalters als den einzig richtigen Weg darstellten und statt der Antiken die in Zeichnungen und Formen so unvollkommene vorraphaelische Kunstzeit als Vorbild empfahlen, so bereicherte die Romantik andererseits das Kunstgebiet mit neuen Elementen, legte den Ideen, dem inneren Sinn und Gedanken höhere Bedeutung bei, entfaltete ein tieferes Gemüths- und Seelenleben und verhinderte, daß über der formalen Vollendung der geistige Inhalt vernachlässigt ward.

So kämpften die beiden Schulen, die klassische und die romantische, eine Zeit lang um die ausschließliche Herrschaft, bis man zu der Einsicht kam, daß beide, richtig verstanden und richtig angewendet, gleiche Berechtigung in sich trügen, daß das Fehlerhafte nur in ihrer Einseitigkeit und ausschließlichen Geltung bestände, und man sich zu einem Vergleich vereinigte, beruhend auf der Gemeingültigkeit des Grundsatzes: „daß nur das im Geiste Ergriffene und wahrhaft Empfundene als wahre Kunstdarstellung erscheinen kann, daß aber dazu auch nothwendig Vollkommenheit der Form gehöre, als deren Basis gründliche und richtige Zeichnung zu betrachten sei." Und wie Romanticismus und Classicismus die Kunstwelt in zwei Heerlager schieden, so auch der Gegensatz von Idealismus und Realismus. In den Tagen des politischen Stilllebens, als die persönlichen Empfindungen nicht durch große geschichtliche Ereignisse zurückgedrängt wurden und die Gefühle und Stimmungen des Einzelnen wie in der Poesie so im gesammten Seelenleben von übermächtiger Bedeutung schienen, da trat der subjective Idealismus in den Vordergrund des künstlerischen Schaffens, bis größere Zeitereignisse auch dem Leben einen höheren Schwung gaben und die Erscheinungen des Tages und die praktischen Wirklichkeiten der Außenwelt die Seele über die engen Anliegen und den beschränkten Gesichtskreis der Individualität emporhoben. Aus dem Widerstreit kam man endlich zu der Einsicht, daß das Eine wie das Andere auf Abwege führe, daß die echte Kunstübung, der unsere Zeit zustrebt, bemüht sein müsse, auch diese Gegensätze harmonisch zu ver-

Richtungen und Ziele.

söhnen und daß die wissenschaftliche Kunstkritik beide Richtungen als berechtigte Erscheinungsformen aufzufassen und gelten zu lassen habe. Eine Vermittelung bot Kaulbach's humoristischer Idealismus. Man kam mehr und mehr zu der Einsicht, daß die Malerei sich nicht auf die Dauer auf ihrer einsamen idealen Höhe halten könnte, daß sie sich nothwendig an das Volk anlehnen, sich mit der Wirklichkeit enger verbinden, dem Zeitgeschmack entgegenkommen müsse. Die großen Erfolge, welche die niederländischen Gemälde von Gallait und Biefve auf ihrer Wanderung durch Deutschland sich in der öffentlichen Meinung erwarben, trugen nicht wenig bei, daß auch die deutsche Historienmalerei einen realistischeren Charakter annahm. Dies geschah zuerst am nachdrücklichsten durch Karl Piloty in München, welcher in mehreren großen Bildern die realistische Richtung kräftig ausprägte und gleichzeitig die Beziehungen zur belgischen Schule enger knüpfte. Einen noch bedeutsameren Fortschritt zum Realismus machte die Historienmalerei durch ihre Verbindung mit dem historischen Genre. „Denn sobald der Künstler auf das allgemein Menschliche, auf das Psychologische den Nachdruck legt, wenn er ein historisches Ereigniß, geschichtliche Personen hervorhebt, um in ihnen bleibende Zustände, Sitten anschaulich zu machen: so hat dadurch das Werk seinen historischen Charakter verloren und unterscheidet sich künstlerisch in keiner Weise von den erfundenen, der unmittelbaren Gegenwart oder dem Privatleben entlehnten Bildern". So wurde die Historienmalerei von ihrer strengen idealen Höhe durch verschiedene Uebergangsformen mehr und mehr dem Realismus zugeführt und häufig mit dem Genre und der Landschaftsmalerei verbunden. Ja sie diente wie die Literatur selbst politischen Tendenzen, indem manche Maler ihre Stoffe mit Vorliebe aus dem Proletarierleben und den socialen Mißständen schöpften. So „die Steinklopfer", „die Korbflechterinnen" des Franzosen Courbet; so „das Tischgebet der armen Arbeiterfamilie" des Niederländers de Groux (1825—70); „Jagdrecht" von K. Hübner u. a. Ein ähnlicher Prozeß vollzog sich auch in den beiden andern Kunstgattungen, der Plastik und der Architectur. Neben der klassischen Richtung, welche Thorwaldsen durch die Macht und den Adel seines Genius in der Bildhauerei zur Herrschaft geführt (XIII, 726 f.), brach sich durch Schwanthaler in München die Romantik eine breite Bahn und durch J. G. Schadow, Rauch, Rietschel errang der dem Zeitgeiste congeniale künstlerische Realismus die Oberhand. In der Baukunst kamen durch Schinkel, Klenze, Gärtner und ihre Schüler alle Stilarten, die altgriechische in ihrer mannichfaltigen Gestaltung, die Gothik und die Architectur der Renaissance zur Anwendung, aber nicht in sclavischer Nachahmung, sondern mit Freiheit und bereichert mit realen durch Naturstudien gewonnenen Ideen und technischen Formen. Diesen eklektischen Charakter trägt die Architectur in den meisten Ländern Europas. Einen einheitlichen Baustil von bestimmtem Gepräge und frischer schöpferischer Kraft vermochte die moderne Cultur nicht hervorzubringen. Dafür darf „die gründliche Vertiefung in das Wesen der vergangenen und durch Tra-

dition geheiligten Bauweisen als ein besonderer Vorzug unserer Kunst betont werden".

Aus der nachfolgenden Uebersicht der Kunstleistungen in den Hauptculturstaaten des heutigen Europa wird man die Einsicht schöpfen, daß das neunzehnte Jahrhundert weder an Productivität noch an künstlerischer Technik hinter der großen Zeit der Renaissance zurücksteht und daß die Gegenwart durch Fülle und Mannichfaltigkeit ersetzt was die Vergangenheit an Vertiefung und Ideenreichthum voraus hatte. Dagegen hat die Kunstübung ihre Werkstätten bei andern Völkern aufgeschlagen. Während im 15. und 16. Jahrhundert die beiden romanischen Halbinseln, insbesondere Italien die Heimath der großen Künstler waren, sind in unsern Tagen Deutschland und Frankreich in die erste Stelle gerückt. Nur in den Niederlanden hat sich auf den alten Traditionen eine neue realistische Kunstschule aufgebaut. Dagegen ist Italien und Spanien, wie in dem politischen und literarischen Leben so auch in den Kunstrichtungen von Frankreich abhängig geworden und kaum mehr im Stande neben den großen Kunstleistungen des nördlichen und des nordwestlichen Nachbarlandes mit eigenem Lichte zu glänzen. Nur in der Plastik hat Rom neben Paris und München noch eine Stelle zu behaupten vermocht, welche die Tiberstadt jedoch mehr den dort weilenden Künstlern fremder Nationen und den örtlichen Vorzügen für Sculpturwerke als dem künstlerischen Genius des Volkes verdankt. Aus demselben Grunde hat auch Carrara mit seinen Marmorbrüchen stets vielen Bildhauern als vorübergehende Wohnstätte gedient. Auch die Künstlerwelt der Schweiz folgt je nach der Nationalität theils deutschen theils französischen Vorbildern. Benj. Vautier, geb. 1829 zu Morges, ein Mitbewerber von Ludw. Knaus im humoristischen Genre („Leichenschmaus"), verband die deutsche Methode, die er sich in Düsseldorf angeeignet, mit der französischen, die er in Paris kennen gelernt. Die Künstler russischer und magyarischer Abkunft sind erst in jüngster Zeit mit Werken hervorgetreten, die ihnen für die Zukunft eine Stelle in der allgemeinen Kunstgeschichte verheißen. In Rußland sind die französischen Einflüsse im Uebergewicht, bemerkt Reber. „Bei Weitem der Mehrzahl unter den Künstlern stehen glänzende coloristische Effekte höher als die Bedeutung des Inhalts, selbst als die reale Wahrheit". So bei Gué's Heil. Abendmal und Semiradsky's „Christus und die schöne Sünderin". Nur bei den militärischen Bildern Al. Kotzebue's läßt sich neben der französischen auch die Münchener Schule erkennen. Zu den gefeiertsten Kunstwerken gehört das große Gemälde „Der letzte Tag von Pompeji" von K. Brülow (1799—1852).

2. Malerei.

a. Deutschland.

Es ist im vorigen Bande dargethan worden, wie die klassische Malerei, die in Deutschland durch Raphael Mengs, in Frankreich durch Jacques Louis *Die Romantik in der Kunst.*

David die ausschließliche Herrschaft erlangt hatte, zuerst durch Carstens und seine Schule von dem einseitigen Formalismus befreit und mit einem idealeren Inhalt ausgestattet wurde. Damit war die Malerei auf eine Bahn gewiesen, auf der schöne und würdige Erfolge erzielt wurden. Aber die Zeit drängte zu neuen Kunstidealen; die romantische Schule, welche in der Literatur und in der gesammten Geistesbildung die Führerschaft erobert hatte, sollte auch in dem künstlerischen Schaffen das Siegesfeld behaupten. Der klassischen Kunstrichtung traten zuerst eine Anzahl deutscher Künstler entgegen, die sich im Anfang unseres Jahrhunderts in Rom zusammenfanden und ihre innere Uebereinstimmung durch ein klösterliches Zusammenleben und durch gemeinsame Studien und Ausführungen kund gaben. Kurz zuvor hatten die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée von Köln und ihr Freund Johann Bertram die Sammlung altdeutscher und niederländischer Gemälde begonnen, die auf Goethe und die deutsche Künstlerschaft einen so gewaltigen Eindruck machte. Angeregt von dieser Sammlung, die im Laufe der Jahre sich stark vermehrte, und jetzt eine Zierde der Münchener Pinakothek bildet, und ganz eingehend in die Ideenkreise Tieck's, der Schlegel und der andern Häupter der romantischen Schule, widmeten nunmehr jene Maler ihre Kunst ausschließlich christlich-religiösen Darstellungen nach dem Vorbilde altdeutscher und italienischer Gemälde. Mehrere von ihnen bezeichneten ihre Erweckung für die neuromantische Kunstrichtung durch ihren Uebertritt in die katholische Kirche.

„Man kann nicht leugnen", wird in Raczynski's Neuester Kunstgeschichte dieser für die künstlerische und literarische Zeitströmung so charakteristische Conversionsakt dargestellt, „daß das religiöse Gefühl für das menschliche Herz ein gebieterisches Bedürfniß, und daß es zugleich für die Kunst die Quelle der reinsten Begeisterung ist: die in Rom vereinten deutschen Künstler sind die ersten gewesen, welche dies erfahren haben. Die Protestanten unter ihnen, welche sich von diesem religiösen Eifer ergriffen fühlten, glaubten denselben nicht auffallend genug zu beweisen, indem sie in den Gebräuchen ihrer Kirche und in den Vorschriften des Glaubens ihrer Väter verharrten, die ausgedehnteren Offenbarungen der Katholiken, die feierlichen Handlungen, die Zucht dieser Kirche, die Einheit ihrer obersten Gewalt, die alten Erinnerungen, die Herrlichkeit, die Geheimnisse, die Heiligen, die Wunder, — dies alles wirkte mächtig auf ihre Einbildungskraft. In jener heiligen Roma, wo die Wahrheit nicht den äußeren Glanz verschmäht, wurden also gestimmte Herzen leichtlich durch ihre eigene Begeisterung unterjocht. Es ist billig, dabei zu erwägen, daß die Erziehung der meisten dieser jungen Leute in eine Zeit gefallen war, wo die religiöse Gleichgültigkeit, ja sogar der Haß gegen jeden Gottesdienst, gegen jeden Glauben die ganze Gesellschaft eingenommen hatte. Da ist es nicht zu verwundern, daß viele von ihnen das Verlangen fühlten, die Leere auszufüllen, welche diese Erziehung und dieses Beispiel ihnen zurückgelassen hatte, und daß sie solches Mittel in dem Katholicismus suchten, als in demjenigen Gottesdienste, der ihnen am weitesten von dem Uebel entfernt schien, von welchem sie sich heilen wollten. — Es war im Jahre 1814, als diese Bekehrung stattfand. Overbeck, die Brüder Schadow, Roden, Müller aus Kassel, Eggers, die beiden Veit, der Kupferstecher Ruschweyh, Vogel aus Dresden, und der gelehrte Friedrich Schlegel an ihrer Spitze, wurden Katholiken. Diejenigen, welche Protestanten blieben, oder, obschon Katholiken, sich nicht von demselben religiösen Eifer beseelt fühlten, solche, wie

Schnorr, Thorwaldsen, Wach, Begas, die Brüder Riepenhausen, trennten sich von ihren Kunstgenossen. Es gab hier eine Religionsspaltung. Man fand, daß die Katholiken eine feindselige Stellung annahmen; man bekämpfte sie mit den Waffen des Lächerlichen; sie wurden der Verblendung oder der Heuchelei bezüchtigt, je nachdem ihre Eigenthümlichkeit sich mehr auf die eine oder die andere deuten ließ. Man nannte sie Nazarener, und fand diesen Spottnamen gar lustig. Aber der Glaube ließ sich diese Angriffe nicht anfechten".

An der Spitze dieser christlich-frommen Künstlergenossenschaft stand Friedrich **Overbeck** von Lübeck, ein Mann von sanfter weicher Natur, der die Mythologie als „Abgötterei" verabscheute und, der antiken Kunst und Poesie sich ferne haltend, seine Gegenstände ausschließlich aus dem Gebiete der christlichen Religion und Legende wählte, der aber „mit der alterthümlich schlichten Darstellungsweise, mit dem Ausdruck tiefster Frömmigkeit, eine solche Anmuth und Holdseligkeit in der Bildung der Gestalten zu entwickeln gewußt, daß der Mehrzahl seiner Werke die innigste Anerkennung nicht gefehlt hat". Aber bei der vorherrschenden Unsinnlichkeit seiner Bilder, die sich bis zur Allegorie steigerte, ging die Kraft und der Sinn für das Große und Gewaltige verloren. In der Kirche hat er als echter kunstliebender Klosterbruder im Geiste Tieck's und Wackenroder's die seiner Natur entsprechende Richtung und den Frieden seines kindlichen Herzens gefunden. Unter seinen zahlreichen Oelgemälden christlich-religiösen Inhalts („der Einzug Christi in Jerusalem", ein in Bezug auf Innigkeit der Empfindung bewunderungswürdiges Bild; „Christus bei Martha und Maria"; „Erweckung des Lazarus"; die „Krönung Mariä"; eine Reihe von Zeichnungen zur biblischen Geschichte und zu den Evangelien voll lebensvoller dramatischer Züge, der Bilderkreis von den „sieben Sacramenten" u. v. a.) gibt das große Bild im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. „der Bund der Kirche mit den Künsten" von den Vorzügen und Mängeln des Künstlers, von der Schönheit und Formvollendung in Composition und Colorit, wie von der Monotonie und Leblosigkeit in den Motiven und Geberden, den anschaulichsten Begriff. Er hatte dabei die Absicht, den Entwickelungsgang der Kunst unter dem Einfluß der christlichen Religion im Bilde zu zeigen. Durch diese bewußte Absichtlichkeit wird das Bild zur Reflexion: „Es ist mehr mit dem Verstande als mit der Phantasie geschaffen und eben deswegen in unlebendigen, matten Formen durchgeführt". Auch durch Gemälde in Fresco hat sich Overbeck berühmt gemacht. Zu seinen schönsten Arbeiten in dieser Gattung gehört das Bild der sieben mageren Jahre, Allegorie aus dem Bilderkreis des Lebens Joseph's in der Casa Bartholdi auf dem Pincio und vor Allem eine Vision des heiligen Franciscus von Assisi in einer Marienkirche zwischen Foligno und Perugia. In der erwähnten Villa Massimi in Rom hat er eines der Zimmer mit einer Reihe von Darstellungen aus Tasso's befreitem Jerusalem geschmückt. Seine Hauptstärke lag jedoch in der Handzeichnung. „Die Auffassung eines kräftigen sinnlichen Lebens, zu welchem das Coloriren der Carnation gehört, steht ihm nicht zu Gebote". Overbeck's

Overbeck 1789–1869.

Werke, bemerkt Springer, lassen sich ohne allen Zwang in zwei Gruppen scheiden. „Während er in der einen Gruppe, zu welchen außer den Lübecker Bildern auch die durch den Stich vervielfältigten allbekannten Handzeichnungen des Meisters gehören, seinen tief innigen Empfindungen einen lautern Ausdruck verleiht und eine einfache lyrische Stimmung, eine religiöse Hebung des Gemüths im Beschauer hervorruft, sucht er in der andern Gruppe durch die Entfaltung eines reichen symbolischen Gedankengehalts zu wirken und legt auf die ideelle Bedeutung der Composition, auf das Poetische derselben, den kräftigsten Nachdruck".

Cornelius 1783—1867. Wie in Overbeck die weiche, ausschließlich religiöse Gefühlsrichtung und die typische Nachbildung altchristlicher Kunstwerke ihren Vertreter fand, so die freiere, kräftigere Stimme der Romantik mit der reicheren mannichfaltigeren Ausgestaltung individuellen Lebens in Peter Cornelius aus Düsseldorf. Sohn des Akademie-Inspectors, ist er unter künstlerischen Eindrücken aufgewachsen. Angeregt und ermuntert von den Brüdern Boisserée, gab er zuerst während seines Aufenthaltes in Frankfurt (1808—1811) in den „Federzeichnungen zu Goethe's Faust" einen Beweis von seiner fruchtbaren Phantasie, wie von seiner technischen Fertigkeit. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Rom erwarb er sich durch seine trefflichen Zeichnungen zu dem Nibelungenliede und durch seine Fresken aus dem Leben Joseph's in dem erwähnten Saale des preußischen Consuls Bartholdi die großartige Compositionsgabe, die er später in den Meisterwerken entfaltete, welche er im Auftrage König Ludwig's von Baiern in München und in der Folge in Berlin ausführte. Dabei bewahrte er sich eine freiere religiöse Richtung; die Conversionen der Romantiker fanden an ihm, einem Katholiken von Geburt, einen scharfen Gegner, und er unterließ keine Gelegenheit, den übergroßen Religionseifer der „Nazarener" zu mildern. „Sein mächtiger Einfluß", heißt es bei Reber, „drängte zur Universalität in der Stoffwahl wie im Denken und Empfinden, wies immer auf Wahrheit, Größe und mächtigen Reichthum des Inhalts und verschmähte alle schwächliche und krankhafte Sentimentalität. Während die Mehrzahl der Genossen entschieden und bis zur Selbstverleugnung und Mißachtung ihres Jahrhunderts sich zurückzuversetzen bemühte, strebte er rüstig vorwärts und nach neuem Ideenausdruck". Erst in späteren Jahren trat auch bei ihm das katholische Bewußtsein stärker hervor, sollte auch nach seiner Auffassung die Kunst „ein Werkzeug im Dienste der Kirche" sein.

Ein doppelter Ruf führte Cornelius, den „Hauptmann der römischen Schaar", im Jahr 1819 nach Deutschland zurück: im Sommer arbeitete er in der neuerbauten Glyptothek zu München, die er mit Frescomalereien aus der griechischen Götter- und Heldenwelt schmückte, und im Winter wirkte er als Director an der Düsseldorfer Maler-Akademie. Von jenen Fresken, die eine neue Epoche in der deutschen Kunst begründeten und die ein Kunsthistoriker unserer Zeit als „eine Reihe tiefer Gedanken zu einem episch-didaktischen Gedicht ver-

bunden" bezeichnet, urtheilt Förster: „der Stil ist edel und großartig; in den vollen, breiten und schönen, bei aller Idealität durch und durch körperhaften Formen der Antike verwandt, in der Gewandung überall neu, eigenthümlich, phantasiereich, geschmack- und ausdrucksvoll". Den Mittelpunkt bildet der Heroensaal, in dem Scenen aus dem Trojanerkrieg mit der Kraft dramatischer Gestaltung dargestellt sind. Dabei hat der Meister die Kunst der Arabeske in den Wandverzierungen erneuert. Nach Vollendung der Glyptothek übernahm Cornelius die Ausmalung der Ludwigskirche und zugleich die Bilder für die Loggien der Pinakothek. Dort hat er über die Lehre von Gott und sein Verhältniß zum Menschen eine Anzahl herrlicher Wand- und Deckengemälde ausgeführt, die in dem „jüngsten Gericht" ihren Abschluß fanden. Den Corridor vor den Sälen der Pinakothek verherrlichte er mit Bildern kunstgeschichtlichen Inhalts. Im Jahre 1825 als Director der Akademie nach München berufen, lebte und wirkte er ausschließlich in jener Kunststadt bis zum Jahre 1841, wo er sich, einem Rufe des kunstliebenden Königs Friedrich Wilhelm IV. folgend, in Berlin niederließ. Hier ist er seitdem mit umfassenden Arbeiten beschäftigt gewesen: Fresken in der Vorhalle des Museums; Zeichnungen für den als Pathengeschenk des Prinzen von Wales bestimmten „Glaubensschild" und Cartons für die monumentalen Wandgemälde in der Friedhofhalle (Campo santo) des neuen Domes, zu deren Composition er öfters seinen Aufenthalt in Rom genommen hat. In den letzten Arbeiten hat er die christlichen Glaubenslehren in einer Reihe von Bildern in evangelischer Auffassung mit Freiheit und Klarheit dargestellt. Er befreite sich in diesen Entwürfen von aller Tradition und setzte sein persönliches poetisches Vermögen an ihre Stelle. Man hat es ein „Epos mit eingewebten Chorgesängen" genannt. In der Begabung, großartige tiefe Gedanken in weiten Gestaltenreihen niederzulegen und in ausgedehnten Räumen scharfsinnig zu entwickeln, urtheilt Springer, in der Fähigkeit Gedichte zu zeichnen, findet Cornelius kaum einen Nebenbuhler. Seine Hauptstärke liegt in dem feinen Sinn für Rhythmik und in der Erfindung ausgedehnter Gemäldecyklen.

Die Compositionen zu den Camposantobildern, vor Allem die Gruppen der „acht Seligkeiten", sind nach den neuesten Kunsturtheilen die großartigste Schöpfung, die noch je aus deutscher Künstlerhand hervorgegangen. Er selbst sagt in einem Briefe: „Die höchsten Erhebungen der Seele knüpfen sich an diese Werke, und ihr Eindruck nimmt mit dem Alter nicht nur nicht ab, sondern wird immer geläuterter, inniger, tiefer, heiliger". — Nie habe ich mit solcher Wonne, ja Seligkeit gearbeitet. Ich fühlte bis in die Gebeine die heiligste Nähe, wie sie denn so oft dem Unwürdigen naht". Von den Camposantocartons kamen in zwanzigjähriger Arbeit, abgesehen von einigen kleineren Ausführungen und Einzelbildern zur Vollendung: die vier apokalyptischen Reiter und die sieben Engel mit den Schalen des Zorns, die Ankunft des neuen Jerusalem und die Fesselung des Satan, die Auferstehung am jüngsten Tage und Gott auf den vier evangelischen Symbolen, der Sturz Babels und der Herr der Ernte. Dem Künstler

schwebte bei der Ausführung der Gedanke eines Weltepos nach Art der Divina Comedia von Dante vor der Seele.

W. Schadow 1789—1862. Neben Overbeck und Cornelius gehören noch dem neuromantischen Künstlerkreise an: Wilhelm Schadow (Sohn des Bildhauers Joh. Gottf.), Philipp Veit von Berlin, beide zur katholischen Kirche übergetreten, und Julius Schnorr von Leipzig. Alle drei hielten sich längere Zeit in Rom auf, wo sie die genannten beiden Landhäuser Massimi und Bartholdi mit Wand- und Deckengemälden al Fresco schmückten. Schadow wurde, nachdem er in Rom und Berlin eine Reihe von Arbeiten aller Art ausgeführt, im Jahre 1826 Cornelius' Nachfolger in der Kunstakademie zu Düsseldorf, wo er eine Anzahl von Schülern um sich sammelte, welche durch ihre Leistungen in der Historienmalerei, wie in der Landschaft bewirkten, daß die „Düsseldorfer Schule", so wenig sie auch durch örtliche Verhältnisse begünstigt war, der Münchner unter Cornelius und seinen Jüngern ebenbürtig zur Seite trat. Weniger befähigt zu großartigen Compositionen, aber ausgezeichnet durch treues und liebevolles Naturstudium, widmete sich Schadow mit besonderer Vorliebe der Oelmalerei und suchte seine Meisterschaft mehr in wählerischer Nachbildung der Natur, als im freien Schaffen. Auch tritt die Reflexion und symbolische Ideenverbindung zu sichtlich hervor (Parabel vom „verlornen Sohn"; „Gebet Christi am Oelberg"; „die thörichten und die klugen Jungfrauen" u. a. W.). Voll aufrichtiger Liebe zu seinen Schülern, genoß er ihr ganzes Vertrauen und zollte jedem Verdienst und Talent neidlos Anerkennung.

Ph. Veit 1793—1877. Philipp Veit (durch seine Mutter Dorothea Enkel des Philosophen Mendelssohn und Stiefsohn von Friedrich Schlegel) ließ sich nach einem längeren Aufenthalt in Rom, wo er sich durch seine Fresken in der Villa Massimi und durch sein Altarbild „Maria als Himmelskönigin" bekannt machte, in Frankfurt a. M. nieder. Hier wirkte er als Director des Städel'schen Instituts in Verbindung mit jüngeren Künstlern und mit dem Bildhauer Schmidt v. der Launitz aus Kurland, thätig im Geiste der Romantik, bis er aus Verdruß über den Ankauf von Lessings Huß im Jahre 1843 seine Stelle niederlegte. Im Jahre 1854 siedelte er nach Mainz über, wo er am 18. December 1877 in hohem Alter starb. Sein Meisterwerk ist das große Frescogemälde „die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum" und als Nebenbilder: „Italia und Germania".

Schnorr 1794—1872. Jul. Schnorr v. Carolsfeld, Sohn des Directors der Zeichenakademie in Leipzig, beurkundete seine reiche Phantasie und seine poetische Auffassung zuerst in den Fresken aus Ariosto's rasendem Roland, womit er die Villa Massimi ausschmückte. Nachdem er noch durch mehrere Oelgemälde („die Hochzeit zu Cana"; „Lasset die Kindlein zu mir kommen") seinen Ruhm begründet, erhielt er die Professur der Historienmalerei an der Akademie zu München und den Auftrag, fünf Prunkgemächer im Erdgeschoß des neuen Residenzschlosses mit Fresken aus dem „Nibelungenliede" und die „Kaisersäle" im Königsbau mit historischen Bildern zu verzieren, eine Aufgabe, der er sich

mit Glück und Erfolg unterzog. In den Nibelungensälen werden die Hauptmomente des Heldenliedes in tiefpoetischer künstlerischer Gestaltung vor das Auge geführt. Im Jahre 1846 folgte er dem Rufe als Director der Kunstakademie nach Dresden. Mit seiner Uebersiedelung kam in die Dresdener Kunstübung, die bisher weder durch den Landschaftsmaler Friedrich, noch durch den Zeichner und Radirer Moriz Retzsch oder den sentimentalen Historienmaler Gerh. Kügelgen (1820 durch Räuber ermordet) sich auf der Höhe der Zeit zu halten vermocht hatte, frisches Leben. Auch der talentvolle Genre- und Landschaftsmaler Karl Fohr K. Fohr 1795—1818. von Heidelberg, der als dreiundzwanzigjähriger Jüngling in der Tiber beim Baden ertrank, gehörte, wie der Züricher Ludw. Vogel („Heimkehr der Schweizer nach der Schlacht von Morgarten"), Karl Vogel aus dem Erzgebirge u. A., dem romantischen Künstlerkreis an.

Um die bedeutendsten dieser Männer hat sich eine zahlreiche Schule jüngerer Overbeck's Schule. Künstler gesammelt, die, bald den Fußstapfen der Meister folgend, sich enge an die Vorbilder anschlossen, bald die empfangene Lehre und Anregung an freien Schöpfungen fortbildeten. So entstanden in Deutschland Künstlerschulen, die im Wetteifer, einander zu überbieten und ihre Geschmacksrichtung zur Geltung zu bringen, das Interesse für die schönen Künste weckten und förderten. Die geringste Zahl unbedingter Anhänger zählte Overbeck's exclusiv christlich-romantische Anschauung. Die Benennung „Klosterbrüder" oder „Nazarener", die gerade ihnen mit einer deutlichen Beimischung von Spott zugelegt ward, bewies, daß ihr Streben nur von Wenigen anerkannt wurde. Bei der herrschenden Vorliebe der deutschen Künstlerschaft in Rom für den altitalienischen Stil konnte es nicht fehlen, daß bei manchen derselben nicht ein von dem Gegenstande auf eigenthümliche Weise ergriffenes Gemüth, sondern ein künstliches Hineinversetzen in die Auffassungsweise alter „florentinischer Meister" zur Erscheinung kam und ein süßlich schwächlicher Ton der erkünstelten Andachtsstimmung Ausdruck gab. Philipp Veit und Joh. Eduard Steinle aus Wien, beide in Frank- Steinle 1810—60. furt a. M. thätig, sind die getreuesten Verehrer des Altmeisters in Rom geblieben. Von dem Talent des letzteren geben die „Bergpredigt" und das „Paradies" in der Kapelle der Burg Rheineck, das erste Elternpaar und ihr Sprößling Abel mit dem Apfel spielend, und eine Anzahl religiöser Oelgemälde in verschiedenen Kirchen einen schönen Beweis. Am glänzendsten bewährte sich Steinle's Begabung in seinen zahlreichen Sepia- und Kreidezeichnungen. Bei ihm erreicht der Hang zum Symbolisiren oft eine bedenkliche Höhe. Auch der österreichische Künstler Joseph Führich aus Böhmen (geb. 1800), der in Wien an die Spitze der religiösen Schule trat und in seinen Zeichnungen („Blätter zu Tieck's Genoveva", „Joseph's Traum" u. a.) lebendige Phantasie und feinen Sinn für Linien und Verhältnisse kund gab, Ernst Deger aus dem Hildesheimischen, J. Settegast aus Coblenz und in freierer Weise Ludw. des Coudres in Karlsruhe († 1879) hielten sich an die christliche Romantik und an die alten Meister

Rethel 1816—59. Italiens. Der jung verstorbene Alfr. Rethel von Aachen, dessen Frescobilder aus dem Leben Karl's des Großen im Rathhaussaal seiner Vaterstadt, sowie die von Robert Reinick unter dem Titel „Auch ein Todtentanz" bekannt gemachten Zeichnungen aus der Revolutionszeit vom Jahre 1848 von großer Begabung in monumentaler Kunst zeugen, schloß sich an Veit in Frankfurt an („Bonifacius"; „Daniel in der Löwengrube"). Wenn die religiöse Kunstrichtung, der M. Ellenrieder 1792—1845. auch die frommgläubige Künstlerin M. Ellenrieder von Constanz („Darstellungen aus dem Madonnenkreise"; „Tod des heiligen Stephanus") und J. H. C. Koopmann aus Altona, viele Jahre lang Professor der Zeichenkunst in Karlsruhe, sich weihten, einerseits den Vortheil hatte, daß ihre Motive allgemein bekannt sind, die Aufmerksamkeit des Beschauers mithin nicht durch mühsames Studium abgelenkt wird, so schadete ihr andererseits die Abneigung gegen die Anwendung kräftiger Naturformen und der Hang, „nur ein streng passives Dasein zu schildern und die religiösen Gestalten nicht triumphirend und siegreich, sondern wie vom Kampfe ermattet und abgespannt, nicht wirklich und lebendig, sondern nur halbkörperlich zu zeichnen". Auch der Schweizer Historienmaler Paul Deschwander aus Stanz verehrte Overbeck als Meister und Vorbild.

Schule von Cornelius. Am bedeutendsten war der Einfluß von Cornelius auf die gesammte neuere Kunst. Ihm verdanken die beiden größten Kunstschulen der Gegenwart in Düsseldorf und München ihre erste Blüthe. Hat sich auch jene in der Folge unter der Leitung von Wilh. Schadow eine eigene selbständige Bahn gebrochen, so blieb in der letzteren sein kräftiger Geist stets der eigentliche Leitstern. Schon Düsseldorfer Schule. Erste Periode. in jener älteren Zeit gingen aus der Düsseldorfer Schule, die im Jahre 1820 von der preußischen Regierung in dem alten kurpfälzischen Akademiegebäude errichtet und der Leitung von Cornelius und Mosler unterstellt ward, eine Anzahl namhafter Künstler hervor, welche sich seitdem einen ehrenvollen Namen erworben haben, wie Wilh. Kaulbach, Karl Stürmer, Adam Eberle, Hermann Stilke („Kreuzfahrer"), Jacob Götzenberger (Fresken in Bonn und Baden-Baden), Schorn 1803—50. E. Förster, Karl Schorn („Wiedertäufer vor Gericht"), Neffe des bekannten Kunstschriftstellers gleichen Namens, Karl Hermann („Geschichte des deutschen Volks in Bildern"), Bernh. Neher („Schillerzimmer im Weimarer Schloß"), Heinr. Mücke („Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe") u. A. m. Doch hat man ungeachtet ihrer großen Verdienste an den Cornelius'schen Schülern gerügt, daß die meisten mit Vorliebe sich der Frescomalerei zuwandten „mit Hintansetzung eines tieferen Studiums der Natur, welches nur in der Oelmalerei geschehen kann". Solche Mängel zu vermeiden, legte Karl Wilh. Wach, der zugleich mit Schadow in Berlin an der Ausschmückung des Schauspielhauses Theil nahm und ein großes Altarbild, die Auferstehung Christi, für Moskau malte, größeren Werth auf Correctheit der Zeichnung und technische Genauigkeit in der Ausführung, so daß man seine Schule, in welcher der berechnende Verstand vorherrschte, als die akademische oder klassische bezeichnen kann. Zu Wach's

bedeutendsten Schülern gehören Steinbrück aus Magdeburg („Sündenfall“; „verstoßene Hagar“), Henning und Hopfgarten aus Berlin, Adolf Menzel („Scenen und Charaktere aus dem Zeitalter Friedrich's d. Gr.“).

Auch in der zweiten Periode unter Schadow hat die Düsseldorfer Akademie Maler vom ersten Rang geliefert, wie Julius Hübner von Oels und Eduard Bendemann aus Berlin („die trauernden Juden“; „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem“), beide später nach Dresden berufen, wo sie neben Schnorr an der dortigen Akademie eine erfolgreiche Wirksamkeit entfalteten, Ernst Deger (Fresken in der Apollinariskirche), Herm. Wislicenus aus Eisenach (Kaisersaal in Goslar) u. A. m. Bendemann, von dessen Jeremias man gesagt hat, „das Bild erklinge von mächtigen vollen Klagetönen“, schmückte das Schloß mit einer Anzahl von Frescobildern aus der Geschichte; von Hübner's Gemälden erlangten die zwei historischen Charakterbilder, Karl V. im Kloster und der sterbende Friedrich II. in Sanssouci, so wie auch das Reformationsbild „Disputation von Leipzig“ verdientes Lob; und Schnorr hat in seiner „Bibel in Bildern“ der deutschen Nation ein unsterbliches Werk voll frischer kräftiger Züge geliefert, das, durch die Holzschnitzkunst vervielfältigt, an weiter Verbreitung nur durch die lebensfrischen, treu gemüthvollen Darstellungen des deutschen Volks- und Familienlebens von Ludw. Richter (Illustrationen zu Volks- und Studentenliedern; zu Grimm's Volksmärchen; „Erbauliches und Beschauliches“; „Fürs Haus“ u. a.) übertroffen ward.

Zweite Periode. Jul. Hübner geb. 1806. Bendemann geb. 1811. (in Dresden). Richter geb. 1803.

Die erste Stelle aber unter den Historienmalern der Düsseldorfer Schule nimmt Karl Fr. Lessing aus Breslau ein („das trauernde Königspaar“; „Lenore“; „Huß vor dem Concil“; „Huß vor dem Scheiterhaufen“; „die Hussitenpredigt“; „Ezzelino im Gefängniß“; „Gefangennehmung des Papstes Paschalis II.“; „Luther die Bannbulle verbrennend“ u. a. m.). Nicht minder ausgezeichnet erscheint Lessing in der Landschaftmalerei, worin er seine ersten Lorbeeren pflückte („Klosterhof im Schnee“; „Kirchhof“; „Schloß am Meer“ und andere Bilder mit vorherrschend melancholischer Stimmung). Die Hussitenbilder erregten in den ultramontanen Kreisen viel Aergerniß, weil man darin einen Angriff gegen den geistlichen Gerichtshof und die katholische Kirche erblickte und erzeugten eine Spaltung in der Düsseldorfer Schule, welche auch wohl die Hauptursache war, daß der protestantische Künstler die rheinische Kunststadt verließ. Im J. 1858 folgte Lessing einem Rufe nach Karlsruhe, wo er neben dem (seitdem gestorbenen) Landschaftsmaler J. W. Schirmer aus Jülich, gleichfalls ein Zögling und langjähriger Lehrer der Düsseldorfer Schule, die neue Kunstakademie leitete. Lessing unterscheidet sich durch eine glückliche Verbindung des Romantischen mit der Richtigkeit und Strenge des Stils, heißt es bei Raczynski, durch eine Gefühligkeit, welche die Betrachtung läutert ohne ihr etwas von ihrer Kraft zu benehmen, durch einen Schwung, welchen stets das richtige Gefühl und der gute Geschmack mäßigen, kurz durch einen glücklichen Einklang edler und zarter

Lessing 1808—1880. Schirmer 1807—1863 (in Karlsruhe).

Gemüthsbewegungen mit dem tiefsten Nachsinnen. Er gab zuerst der Historienmalerei den realistischen Charakter, der gleichzeitig auch in den Münchener Künstlerkreisen durchdrang und durch seine Schüler Jul. Schrader aus Berlin, W. Camphausen aus Düsseldorf, Adolf Menzel aus Breslau und insbesondere durch den in America erzogenen talentvollen E. Leutze („Washington's Uebergang über den Delaware";„ die letzte Soiree Karl's I." u. a.) sich weiter entwickelte und verbreitete. Auch der vielseitige gewandte A. v. Werner in Berlin hat sich zuerst nach Lessing gebildet, dann in Paris bei Delacroix neue Eindrücke in sich aufgenommen.

Sohn 1805—68. Durch Lessing, Schirmer, Sohn („Raub des Hylas", „Diana mit ihrem Nymphen im Bade", „die beiden Leonoren" u. a. m.), Achenbach, Th. Hildebrandt,
Preller 1804—74. („Kinder Eduards" nach Shakespeare, „Judith und Holofernes"), Friedr. Preller (Wielandzimmer im Weimarer Schloß, Landschaftliche Bilder aus der Odyssee), A. Weber u. A. nahm die deutsche Historienmalerei in Verbindung mit der Landschaftmalerei, durch Jacob Becker, Ludw. Knaus von Wiesbaden, Benj.
Hasenclever 1810—1853. Vautier, die Norweger Ad. Tidemand und Gude, die Humoristen Pet. Hasenclever aus Remscheid und Adolf Schrödter („Fischer auf Rügen"), Herm. Kretzschmer aus Anclam, H. Bürkel aus Pirmasenz und Heinr. Rustige aus Westfalen die Genremalerei nach der ernsten und heitern Seite einen hohen Aufschwung. Auch Lessings „Räuber" in einer Landschaft ist ein reizendes Genrebild. Es wurde bereits oben erwähnt, daß die einzelnen Kunstgattungen mehr und mehr aus ihrer abgeschlossenen Begränzung heraustraten und sich einander näherten und mit einander vermischten. Besonders nahm die Historienmalerei in ihrem Uebergang zum Realismus einen Charakter an, welcher sich mit dem „historischen Genre" vielfach berührte; denn die Volks- und Sittenmalerei zog immer weitere Kreise, nahm immer weitere Gebiete und Stoffe in sich auf. „Jeder Stand und jedes Alter, alle Beschäftigungsarten, das Leben des Individuums und die Sitten ganzer Volksstämme finden in der modernen Genrekunst ihre Verherrlichung, die Idylle und die dramatische Novelle, die Dorf- und die Stadtgeschichte, das Komische und das Traurige seine Vertretung". Was war daher natürlicher, als daß die Sittenmalerei auch in der Geschichte eine unerschöpfliche Quelle für ihre Darstellungen suchte und fand und daß die Uebergänge und die Vermischungen von der einen zur andern Gattung immer häufiger wurden. So hat auch Rustige, nachdem er sich durch mehrere Genrebilder („das verlassene Mädchen"; „die gestörte Mahlzeit" u. a.) bekannt gemacht, sich später mit Erfolg der Historienmalerei gewidmet: (Herzog Alba im Schlosse von Rudolstadt; Kaiser Otto's III. Leichenzug; Friedrich II. und sein Hof in Palermo u. a. m.). Die Schilderung des socialen Lebens, der gesellschaftlichen Conflicte, der sich in neuester Zeit die Genremalerei mit Vorliebe zuwandte (Karl Hübners „Schlesische Weber", „Auswanderer", „das Jagdrecht"), bildet einen Theil der inneren Geschichte der Gegenwart, die sie durch sein

ersonnene psychologische Zustände und scharf gezeichnete auffallende Charaktere vielfach ergänzt, und die Sittengemälde des talentvollen Ludwig Knaus, der tiefe Seelenkunde mit meisterhafter Technik und Farbenbeherrschung verbindet („Feuersbrunst", „Zigeunerlager", „Morgen nach der Kirmeß", „die Taufe", „das Leichenbegängniß"), geben einen richtigeren Einblick in das innere und äußere Volksleben, als jede beschreibende Historiographie. Nicht minder wird die Historienmalerei belebt und ergänzt durch die Darstellung der Naturformen in der Landschaft. In den landschaftlichen Genrebildern Tidemands und Gude's spiegelt sich das ganze Dasein des Nordländers ab, kommen alle wichtigen Erscheinungsformen des menschlichen Zusammenlebens zur Darstellung. „Gude's Hochgebirgslandschaften und Fiordsscenerien sind nicht allein technische Meisterwerke und formvollendet, sie athmen auch die eigenthümliche Poesie des Nordens und geben treffliche Charakterbilder jener Gegend." Die Vermischung der Landschaft- und Historienmalerei wurde am erfolgreichsten durch Schirmer und Lessing vollzogen, die beide Gattungen mit gleicher Kunstfertigkeit behandelten. Schirmer begründete eine förmliche Schule und gab der Landschaftsmalerei einen Halt und eine feste Stellung. „Nach kurzem Schwanken entschied er sich für die idealistische Richtung und begründete einen eigenthümlichen Stil, in welchem die poetische Grundempfindung vorwiegt und auf eine harmonische Gesammtwirkung der Nachdruck gelegt wird." Sein treuester Schüler ist Aug. Weber von Frankfurt; auch Arnold Böcklin von Basel ging aus Schirmers Schule hervor. Dagegen suchte Andr. Achenbach seine eigenen Wege, ein Künstler von hoher Begabung und vielseitigen Studien, nordische und südliche Naturformen mit gleicher Virtuosität darzustellen. Wir haben an einem andern Orte bemerkt, wie sehr durch die Romantiker das Interesse und der Sinn für die Natur in allen ihren Erscheinungen geweckt wurde. Das kam auch der Landschaftsmalerei zu Nutze. Aber mehr und mehr siegte auch hier der Realismus. Anstatt die Natur vom idealen Standpunkt aufzufassen, sie als Motiv für gewisse Stimmungen und Empfindungen zu verwerthen, machten es sich die Künstler nach dem Vorbilde von E. Hildebrand, Riefstahl u. A. zur Hauptaufgabe, die Natur in ihren äußeren Erscheinungsformen nachzuahmen und mit sichtlicher Hinneigung für das Auffallende und Seltene einem nackten Naturalismus zu huldigen.

Das regste Kunstleben jedoch entfaltete sich zu München unter der Protection des Königs Ludwig und unter dem anregenden Beispiel von Cornelius. Münchner Schule. Die großartigen Neubauten, die von jenem ins Leben gerufen und mit Wand- und Deckengemälden geschmückt wurden (die Ludwigskirche; die Aller-Heiligen-Hofkapelle; die Basilika des heiligen Bonifacius; die Aukirche im gothischen Stil; die Glyptothek; die ältere und neue Pinakothek, die neue Residenz und die Arcaden, wo eine Reihe von Künstlern, wie E. Förster, Lindenschmidt, Hiltensperger, Anschütz, Zimmermann u. A. für Monumentalmalereien Beschäftigung fanden), führten besonders die Malerei in Fresco zu einer hohen Blüthe.

H. Heß 1798—1863. Heinr. Heß von Düsseldorf, fast gleichzeitig mit Schnorr an die Akademie in München berufen, hat in der Aller-Heiligen-Hofkapelle und in der Bonifaciuskirche eine Reihe großartiger Bilder im streng katholischen Stil ausgeführt, voll Ruhe, Innigkeit und heiligen Ernstes und fern von jeder Aufregung und Leidenschaft, aber auch ohne dramatisches Leben. Sein Schüler und Gehülfe bei Schraudolph geb. 1808. diesen Arbeiten war Johannes Schraudolph aus dem Allgäu, dem in der Folge die Ausschmückung des Kaiserdoms in Speyer übertragen ward, ein Gemäldeschmuck, welcher für das richtige Maß der Malerei zu ihrer architektonischen Umgebung mustergültig genannt werden darf.

Mit der Zeit brach sich jedoch, wie bereits bemerkt, in den Münchener Künstlerkreisen eine realistischere Richtung Bahn. Schon der Düsseldorfer Maler Schorn, der in Paris unter Gros und Ingres Studien gemacht hatte und nach seiner Berufung an die Akademie in München zuerst von dem Cornelius'schen System abzuweichen begann, hatte nicht blos in dem erwähnten Bilde „die Wiedertäufer nach der Einnahme von Münster“, sondern auch in andern Darstellungen („Papst Paul III. Luther's Bildniß betrachtend“; „Salvator Rosa unter den Räubern“) das Individuelle und die einzelne That dem philosophischen Gedanken und dem symbolischen Idealismus entgegengestellt. Noch entschiedener Piloty geb. 1826. geschah dies durch Schorn's Schwager Karl Piloty, der sowohl in seinem „Seni vor der Leiche Wallenstein's“ als in einem andern nach Amerika gelieferten Bilde, das tragische Ende des Friedländers darstellend, Gallait und Delaroche zur Richtschnur nahm, mit starker Betonung des Nebensächlichen. Derselben Methode blieb Piloty auch in seinen späteren historischen Gemälden treu, weniger hervortretend in „Cäsars Tod“, einem Werke von vortrefflicher Composition, als in dem erwähnten Bilde „Nero auf den Ruinen Roms“, in „Wallensteins Einzug in Eger“, in „Galilei im Kerker“ und am stärksten in „Columbus“. Die sorgfältigste Detailmalerei, verbunden mit meisterhafter Technik, bildet auch einen Hauptvorzug in seinen jüngsten Werken: „die Aebtissin von Chiemsee einer Rotte von Plünderern begegnend“; „Verkündigung des Todesurtheils an Maria Stuart“; „Botschaft von der Schlacht am weißen Berg“ und „Germanicus die gefangene Thusnelda im Triumphe aufführend“. Bei dem letzten Bilde „tritt die begeisterte Hingebung des Meisters und sein nicht blos äußerliches Interesse an dem Gegenstande überall wohlthätig hervor und verleiht dem Ganzen eine Poesie und Idealität, wie sie sich an den Historienbildern der Franzosen wohl selten findet“.

Neben Piloty war in München noch eine Anzahl anderer talentvoller Maler thätig, welche im Gegensatz zu dem einseitigen Idealismus und Romanticismus Diez 1813—70. neue Stoffe und Behandlungsweisen einführten. Vor Allem waren es Dietz, Genelli 1801—68. Genelli und Schwind, „welche die romantischen Gestalten statt der schwächlich Schwind 1804—71. sentimentalen Magerkeit der früheren Zeit in klassisch reizvoller gesunder Kraft neu zu beleben verstanden“. Feodor Dietz von Karlsruhe; seit 1864 Schirmer's

Nachfolger an der Kunstakademie seiner Vaterstadt, hat sich besonders, angeregt durch Horace Vernet, als Maler von Schlachten und Kriegsscenen hervorgethan („Zerstörung Heidelbergs durch Melac"; „Piccolomini's Tod"; „Pappenheim's Tod" u. a.), eine Kunstgattung, worin sich auch Peter Heß (1792—1871), Bruder von Heinrich Heß, A. Adam († 1863), aus einer Familie, welche diesen Kunstzweig gewissermaßen als Erbgut besaß, Dietr. Monten, W. Lindenschmidt, Wilh. v. Kobell u. A. auszeichneten. Auch der erwähnte Zögling der Düsseldorfer Schule, W. Camphausen (geb. 1818), hat vorzugsweise Stoffe aus der modernen Kriegsgeschichte behandelt. Bonaventura Genelli machte sich besonders bekannt durch Aquarelle und Zeichnungen, z. B. zu Homer, Dante, in denen die Linienschönheit des menschlichen Körpers in das hellste Licht gestellt wird, ferner durch zwei Bilderfolgen von großartiger Leidenschaftlichkeit: „das Leben eines Wüstlings" und das „Leben einer Hexe"; Moritz Schwind endlich, der zuerst bei der Ausschmückung des neuen Königsbaues in München mitgewirkt, dann die Kunsthalle in Karlsruhe mit Fresken versehen und endlich mehrere Jahre hindurch mit der Ausmalung der inneren Räume der wiederhergestellten Wartburg mit Bildern aus der thüringischen Geschichte (Sängerkrieg; Leben der heiligen Elisabeth) betraut ward, hat zugleich durch eine Reihe humoristischer Bilder („Ritter Kurt's Brautfahrt"; „die Musikanten" u. a.) und zuletzt durch Bearbeitung deutscher Märchen (vom „Aschenbrödel" in Oel und von den „sieben Raben" in Aquarell) sich ungetheilten Beifall erworben und den Beweis geliefert, „daß noch das Erbtheil deutscher Kunst: die reiche Erfindungskraft, das energische Gefühl lebt, aber veredelt und gehoben durch einen reifen Schönheitssinn". Vor Allem ist die deutsche Märchen- und Sagenwelt der fruchtbare Boden auf dem sich die schöpferische Phantasie des Münchener Malers bewegt. „Schwind gebietet über einen Reichthum von Phantasie und Geist, wie kein Zweiter", urtheilt E. Förster, „und spielend und endlos wie die Perlen im schäumenden Glas, reiht sich bei ihm Gedanke an Gedanke, Bild an Bild. Und Scherz, Witz, Laune bis zu den lustigsten satirischen Einfällen stehen ihm zu Gebote, wie die zarteste Empfindung, sanfte Rührung und der Ernst des Lebens und seine höchsten geistigen Güter". Aus Cornelius' Schule ging auch der geniale Erfinder trefflicher Randzeichnungen, Eugen Neureuther aus München hervor. Ein vielseitiges bewegliches Talent in der Münchener Künstlerwelt war Franz Graf v. Pocci, von italienischer Herkunft, Dichter, Zeichner und Musiker, der neben seinem Hofamt noch Zeit fand zu zahlreichen künstlerischen Productionen im humoristischen und volksthümlichen Genre. Pocci 1807—1876.

Aber alle diese Namen wurden in neuerer Zeit überstrahlt durch einen Künstler, der in der Frescomalerei alle bisherigen Leistungen durch geniale Composition übertroffen hat, durch Wilhelm Kaulbach. „Poesie und Geschichte sind vornehmlich die Fundgruben, aus denen Kaulbach seine Werkstücke geholt; der Kirche ist er ziemlich fern geblieben, dem wirklichen Leben aber hat er tief Kaulbach 1805—74.

ins Auge geblickt. Scharfsichtig für die Gebrechen der Seele und der Sinne und reichlich gesättigt von dem Zeitgeist der Verneinung, gebietet er über die Mittel der Satire mit fast unbeschränkter Gewalt". — Tiefe des Gemüths und Wärme der Empfindung sind seinen Gestalten nicht vorzugsweise eigen; seine „Natur ohne Liebe und Glauben" wirkte auf seine künstlerischen Productionen zurück; dafür wird seine Hand bei Allem, was sie schafft, bei Formen und Linien, bei Bewegungen und Gruppirungen, vom feinsten und ausgebildetsten Schönheitssinn geleitet.

Nach seiner Niederlassung in München wurde Kaulbach zuerst berufen, den neuen Königsbau mit einer Reihe von Darstellungen aus Klopstock, Goethe, Wieland zu verzieren, neben welchen Arbeiten er noch „Schiller's Verbrecher aus verlorner Ehre" und „das Narrenhaus" malte. Aber seinen eigentlichen Beruf als Geschichtsmaler trat er mit dem großartigen Doppelbild „die Hunnenschlacht" an, auf welche dann „die Zerstörung Jerusalems" folgte. In jenem Bilde hat der Künstler die große Schwierigkeit, eine Geisterschlacht zu schildern und dabei auf die Unterstützung der Farbe zu verzichten, meisterhaft gelöst: „Er hat das Visionäre der Erscheinung geistreich festgehalten, den Vorgang mit ergreifender Wahrheit geschildert und ohne den dramatischen Charakter, die unmittelbare Lebendigkeit des Kampfes abzustumpfen, den tieferen weltgeschichtlichen Sinn des Ereignisses klar vor das Auge des Beschauers gestellt. Ueber das Ganze weht dann ein ergreifender tragischer Zug". Zur Erholung und Erheiterung verfertigte er neben diesen großen Bildern die Zeichnungen zu Goethe's „Reinecke Fuchs". Selten ist noch ein Werk so vollkommen und vollendet aus der Hand eines Künstlers hervorgegangen. „Der Humor, der Witz, die Satire, die sprudelnde Fülle geistreicher Einfälle, alle Eigenschaften, welche die Persönlichkeit des Künstlers auszeichnen, fanden in Reinecke Fuchs die weiteste Stätte und entsprachen trefflich dem Geiste, der das Gedicht durchweht". Die Satire und Spottsucht, die Kaulbach in diesem Werke zuerst an den Tag legte, wandte er bei den Fresken an den Außenwänden der neuen Pinakothek über die Geschichte der neuen deutschen Kunst in so rücksichtsloser Weise an, daß er sich die Feindschaft der meisten seiner Kunstgenossen zuzog. Den Glanzpunkt der Kaulbach'schen Kunstthätigkeit aber bezeichnen die sechs Bilder aus der Weltgeschichte im Treppenhaus des neuen Museums in Berlin, in welchen alle seine Vorzüge, Schönheitssinn in Gestaltung und Farben und ideale Auffassung des geschichtlichen Lebens, aufs Herrlichste hervortreten. Das erste Bild behandelt den „Thurmbau zu Babel", das zweite „Homer", das dritte „die Zerstörung Jerusalems", das vierte „die Geisterschlacht der Hunnen und Römer", die farbenvollen Ausführungen der erwähnten großen Zeichnungen, das fünfte „die Kreuzzüge", das sechste „die Reformation". Neben diesen sechs großen Geschichts- und Culturbildern sind noch die acht Gestalten der Sage, der Geschichte, der Poesie, der Wissenschaft und der vier Zweige der bildenden Kunst angebracht und darüber ein Fries mit

einer Reihe heiterer Kinderbilder, gleichsam ein Lustspiel zum hohen Ernst der übrigen, wie die dichterische Ironie der Romantiker. Ein groß angelegtes Illustrationswerk zu Shakespeare's Dramen ist nicht zur Vollendung gekommen. Der Umstand, daß die beiden größten Maler der Zeit, Cornelius und Kaulbach gleichzeitig in Berlin beschäftigt waren, gibt einem Kunstkritiker der Gegenwart (Reber) Veranlassung zu folgendem Vergleich: „Kaulbach hatte in den beiden großen Compositionen, die er in München geschaffen, in der Hunnenschlacht und der Zerstörung Jerusalems seinen Stil zur vollsten Reife entwickelt, freilich in einer Weise, in welcher Cornelius, der die Bedeutung des Schülers niemals verkennen konnte, doch den entschiedensten Abfall von seiner Lehre sehen mußte. An die Stelle der christlichen Anschauung, wie sie den Altmeister beherrschte, war eine heidnische, hellenische, an die Stelle der supranaturalistischen Quelle, welche sich kaum bis zum Menschlichen herabließ, umgekehrt die Vergötterung des rein Menschlichen, an die Stelle des göttlichen Geistes und der Offenbarung der Weltgeist, der Geist der Geschichte getreten. Cornelius vertrat einen Standpunkt, der in Berlin, wo das positive Christenthum nur mehr einen kleinen, wenn auch erlesenen Kreis von Verehrern zählte, überwunden schien. Kaulbach dagegen hatte sich dem Panier des modernen Geistes angeschlossen, welches von der Wissenschaft getragen nicht blos dessen berufene Vertreter, sondern auch die Masse des Publikums um sich versammelte". Das innere Geschichtsleben bildete den Grundstock der Kaulbach'schen Malerei bis zum Tode des Künstlers, wie das Bild „Kaiser Otto III. läßt die Gruft Karls d. Gr. im Münster zu Aachen öffnen" (im Germanischen Museum in Nürnberg) und die vielbesprochenen Monumentalwerke „Peter Arbues" und „Nero" beweisen.

Neben diesen großen Malern regte sich noch eine Welt von Künstlern zweiten und dritten Ranges in vielseitiger Thätigkeit, und zugleich entwickelte sich die Landschaftsmalerei unter den Händen eines Rottmann, Ernst und Rottmann 1798—1850.
Bernhard Fries, Morgenstern, Heinlein, Catel, Schleich, Lindemann-Frommel E. Fries 1801—33.
u. A. zu einer hohen Blüthe und poetischen Auffassung. Die achtundzwanzig Morgenstern geb. 1805.
italienischen Landschaften, die Karl Rottmann von Handschuchsheim bei Heidelberg al fresco in den Arkaden des Hofgartens, und die dreiundzwanzig griechischen Landschaftsbilder, die er in einer der Oelmalerei verwandten Harzmalerei auf Mauergrund in der neuen Pinakothek gemalt hat, so wie die Ansichten von Heidelberg und verschiedenen Gegenden Italiens von Ernst Fries zeugen von der allseitigen Ergründung und Erfassung der Natur, die sich die Münchener Schule vor Allem zur Aufgabe gestellt hat. „In Rottmann vereinigt sich der feinste Natursinn („Paros", „Sikyon") mit einem merkwürdigen Ahnungsvermögen, aus landschaftlichen Formen historische Culturzustände zu deuten, und diese Eigenschaften stempeln ihn nicht allein zu einem der eigenthümlichsten, sondern auch zu einem der größten Künstler der Gegenwart". Die der italienischen Natur entnommenen Genre- und Landschaftsbilder von Catel aus Berlin zeichnen sich

aus durch lebendige und phantasievolle Auffassung der Gegenstände, wie durch
Stieler 1781—1858. eine leuchtende schöne Farbenwirkung. Joh. Stieler aus Mainz und der vielgereiste Altbaier Franz Lenbach gaben auch der Bildnißmalerei einen künstlerischen Schwung.

Die Kunstschulen von München und Düsseldorf waren Jahrzehnte hindurch die eigentlichen Pflanzstätten der deutschen Malerei. Aber mit der Zeit entstanden auch in andern Städten Kunstakademien, zum Theil Tochteranstalten, welche mit den ältern wetteiferten. So trug die Uebersiedelung von Cornelius nach Berlin und der längere Aufenthalt von Kaulbach daselbst wesentlich bei, daß in Preußens Hauptstadt, wo bisher hauptsächlich die Bildnerei und Baukunst geblüht hatte, auch die Malerkunst in umfassender Weise gepflegt wurde. Karl
Begas 1794—1855. Begas aus Heinsberg bei Köln, in Paris und Rom gebildet, bekannt durch mehrere Bilder christlich-romantischen Inhalts („Christus am Oelberg" in der erneuten Garnisonskirche und „die Ausgießung des heiligen Geistes" im Dom zu Berlin, „die Auferstehung Christi" u. a.), trat in seiner späteren Entwickelungsperiode durch seine „Loreley" und durch viele ausgezeichnete Bildnisse in die Reihe der hervorragenden deutschen Künstler ein. Neben ihm hat sich Wilh. Hensel († 1861) als Historienmaler, Friedr. W. Schirmer († 1866) durch Landschaftsbilder, Eduard Magnus und Franz Krüger durch ihre Portrait- und Paradebilder und J. Schlesinger durch Restauration und Copien alter Gemälde einen Namen gemacht. Auch die durch zahlreiche Illustrationen zu deutschen Dichtern und Geschichtswerken bekannten Historienmaler Ad. Fr. Menzel und A. v. Werner, letzterer in unseren Tagen viel genannt wegen seiner Ausführung verschiedener Scenen des deutsch-französischen Krieges, können als Berliner Künstler gelten.

Oesterreichische Künstler. Und nicht blos im eigentlichen deutschen Reiche mehrten sich die Kunstanstalten und steigerte sich der Kunstsinn des Volkes und das Kunstinteresse der Regierungen, wie die zahlreichen Kunstausstellungen bewiesen; auch in Oesterreich, vorab in Wien und Prag, erwachte ein regeres Leben für die bildenden Künste. Blieben auch Musik und Theater in der lebensfrohen Stadt an der Donau stets diejenigen Kunstzweige, welche die meiste Gunst und Pflege fanden, so wurde doch auch die Malerei allmählich aus der untergeordneten Stellung emporgehoben, zu der sie im Anfang des Jahrhunderts unter der Herrschaft eines steifen bornirten Classicismus verurtheilt war, und die Architektur und Plastik nahmen einen Aufschwung, der hinter den Kunstleistungen Berlins und Münchens nicht zurückblieb. Die romantische Malerei fand in der Kaiserstadt
Führich 1800—1876. Eingang durch Joseph Führich aus Böhmen, der in Rom mehrere Jahre lang ein Genosse des Overbeck-Veit'schen Kreises gewesen und ganz in den christlich-symbolischen Ideenkreis der „Nazarener" eingegangen war. Tieck's Genoveva und Wackenroder's Herzensergießungen waren sein Leitstern. Aber sein Talent war bei aller Geschicklichkeit im Zeichnen nicht bedeutend genug, um die roman-

tisch-kirchliche Richtung zum herrschenden Kunstsystem zu erheben. Sein „Triumph Christi" im Overbeck'schen Vorstellungskreis war nur ein „kirchlich-katholischer Festaufzug" mit symbolischen Andeutungen, und die religiöse Einseitigkeit seiner zahlreichen Frescobilder in Kirchen und heiligen Stätten vermochte in dem nüchternen Metternich'schen Wien keine Begeisterung zu erregen. Am meisten Anklang fanden die Bilder, die einen mehr realistischen genreartigen Charakter an sich tragen, wie „Mariens Gang über das Gebirge" und „der Schutzmantel Mariens". Schon Führich's unmittelbarer Schüler an der Akademie, Leopold Kugelwieser, milderte den strengen schroffen Stil des Meisters, und bei Vogel aus Wien erkennt man bereits den Einfluß von Cornelius und Kaulbach. Unter Führich's Leitung wurde die Altlerchenfelder Kirche mit zahlreichen Fresken von Schülern der Wiener Akademie geschmückt. Aber sein talentvollster Zögling, Ludwig Passini aus Steiermark (geb. 1832), der geistliche Sujets in der Form der Genremalerei verfertigte („der katechisirende Geistliche"; „Einsegnung der Chorherrn"; „die Beichtende" u. a. m.), lebte und arbeitete meistens in Rom oder Venedig („Vorleser des Tasso").

Einen bedeutenden Schritt in der freieren Richtung machte die Wiener Historienmalerei durch Karl Rahl, Sohn des bekannten Kupferstechers. Während eines siebenjährigen Aufenthalts in Rom huldigte auch er der deutschen Kunstweise, wie seine Bilder „Hagen bei Siegfried's Leiche" und „Christenverfolgung in den römischen Katakomben" beweisen; aber durch eingehendes Studium der altvenetianischen Schule gewann er große Uebung im Coloriren und in der Anordnung umfangreicher Stoffe nach einer gedankenreichen geistvollen Methode. Seine Betheiligung an den politischen Bewegungen des Jahres 1848 trieb ihn zur Flucht aus Wien. Er ließ sich in München nieder, wo er durch seine Meisterschaft im Coloriren den Impuls zu einer neuen Kunstrichtung im realistischen Sinne gab. Seine Hauptwerke nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt sind die Wandgemälde des „Waffenmuseums" in dem von Hansen erbauten neuen Arsenal, wo er, dem Zweck des Baues entsprechend, die Flächen mit großen Kriegsbildern aus dem Alten Testament und mit einem Fries aus der Geschichte Oesterreichs versehen hat, und die Wandgemälde im Palast Sina, Arbeiten, die wie auch die übrigen Gemälde des productiven Künstlers von seiner Phantasie und klaren Anordnungsgabe Zeugniß geben. Auch einen Genremaler ersten Ranges besitzt Oesterreich in Ferd. Gg. Waldmüller, der eine Reihe allbekannter Bilder aus dem Volksleben mit Meisterhand entworfen und ausgeführt hat („das Ende der Schule"; „die Klostersuppe"; „die Bauernfamilie vor der Hausthür"; „Bescherung am Christmorgen" u. a.). Mit ihm wetteiferte Joseph Danhauser aus Wien („Testamentseröffnung"; „Augenarzt"; Pfändung"; „Maleratelier" u. a.), der sich auch als Historienmaler einen Namen gemacht hat. In der Landschaftsmalerei zeichnete sich Karl Markö aus Ungarn und Jos. Hoffmann aus. — Auch die plastische Kunst nahm in Wien einen frischen Auf-

Rahl. 1812—1865.

Waldmüller 1792—1858.

Danhauser geb. 1805.

schwung, wie die zahlreichen Werke Franz Bauer's und das kürzlich vollendete Denkmal Beethoven's von Zumbusch beweisen. Zu diesen älteren Meistern, denen auch noch der Landschaftsmaler Jos. Rebell beigefügt werden darf, kommen noch in unsern Tagen drei Maler ersten Ranges, die in Wien ihre Werkstätte aufgeschlagen haben, wenn sie auch zeitweise andere Wohnorte wählen, zwei eingeborne Bürger des Kaiserstaats, Defregger und Makart und ein aus Deutschland Berufener, Feuerbach.

Defregger geb. 1835. Franz Defregger, ein Tiroler Bauernsohn aus der reizenden Umgegend von Meran, ein Zögling der Münchner Schule, insbesondere Piloty's, hat eine Reihe von Genrebildern gemalt, in denen sich „innere und äußere Harmonie, die Freude am Dasein, eine reine unverkümmerte, tief gemüthvolle sonnige Welt" abspiegelt. Der „Ringkampf in Tirol"; „der Ball auf der Alm"; „die beiden Brüder"; „die Zuhörerinnen des Citherspielers"; „das Preispferd"; „die Brautwerbung" u. a. sind als Meisterwerke in ihrer Gattung zu bezeichnen. „Sie zeigen alle jenes Maßhalten der Kunst", urtheilt Reber, „welches allen Dingen den Grad von Vollendung gibt, den sie in ihrer Stellung zum Gewollten verdienen, so daß der Inhalt und namentlich der sinnige Ausdruck wonniger Empfindung das Ganze beherrscht. Wohlwollen, antheilvolles Eingehen auf ein ungesuchtes Vergnügen, befriedigtes Lauschen bei einer scherzhaften Erzählung oder bei ländlicher Musik und überhaupt jener seelische Rapport aller Betheiligten, welcher keine Gestalt als bezuglose Füllfigur, aber auch keine im ungehörigen und selbstgefälligen Uebergewichte erscheinen läßt". Allmählich vom Genremaler zum Historienmaler aufsteigend, hat Defregger mit Glück Scenen aus dem Freiheitskriege seiner Landsleute gegen Napoleon's Gewaltherrschaft behandelt („das letzte Aufgebot"; „die Heimkehr der Sieger"; „Todesgang Andreas Hofer's"). Defregger's Bilder haben trotz aller Realität einen idealistischen Zug, der wohlthuend und beruhigend auf den Beschauer wirkt.

Makart geb. 1840. Zu den am meisten genannten Künstlernamen der Gegenwart, bald übermäßig bewundert und gefeiert, bald scharf getadelt und geschmäht, gehört Hans Makart aus Salzburg. Sohn eines Zimmeraufsehers in dem kaiserlichen Lustschloß Mirabell, „erhielt der Knabe schon in der frühesten Jugend jene Eindrücke des Glanzes und der sinnlichen Freude, künstlich veredelter Ueppigkeit, deren Wiedergabe später seine Hauptstärke bilden sollte". Wie Defregger ein Zögling der Münchener Akademie unter Piloty, zog der junge Mann, nachdem er schon im Jahre 1867 durch sein landschaftliches Bild „Römische Ruinen", die Frucht einer italienischen Reise, auf der Pariser Ausstellnng sich bekannt gemacht, durch das dreitheilige Gemälde „Moderne Amoretten" zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, ein Gemälde, in dem schon ganz die Mischung von Naivetät und sinnlicher Gluth in farbenreicher Pracht zu Tage trat, der er seine späteren Erfolge verdanken sollte. Nach einer zweiten Reise nach Rom und Venedig, stellte er im folgenden Jahr im Münchener Kunstverein das friesartige Bild aus „die Pest von Florenz", auch die „sieben Todsünden" genannt, das in wenigen Wochen mit zauberischer Schnelligkeit geschaffen, bald seinen Namen in alle Welt trug. Daß das Bild ein geniales und originelles Werk sei, geeignet den Ausgangspunkt einer neuen Kunstperiode zu begründen, darüber war Jedermann einverstanden; aber indem die Einen in der ganz auf den Effekt und coloristischen Reiz berechneten Darstellung die „Würde der Kunst" vermißten, nahmen Andere im Namen der Moral Anstoß an der sinnlichen Lüsternheit und Frivolität der üppigen Figuren und Scenen aus einem Leben der Wollust, der Genüsse und der Leidenschaften, an den verführerischen Wirkungen,

die durch den Schleier eines dämmernden Halbdunkels nicht geschwächt wurden. Das farbenvolle Bild, das seinen Zug durch die europäischen Weltstädte machte und allenthalben eine Mischung von Abscheu und Bewunderung erregte, muthet nach Pecht's Urtheil weit mehr wie ein Traum an, denn als gemeine Wirklichkeit. „Hatten in jener Pest des Jahres 1450 alle Bande der Zucht und Ordnung sich aufgelöst in der Arnostadt und suchten Männer wie Frauen nur noch in wildem Rausche den Augenblick zu genießen, der vielleicht ihr letzter war, so gab Makart's Werk diesen Taumel vollständig wieder. Es ist ein Stück Don Juan'scher Musik in Farbenlust übersetzt". Makart hatte die Kunstbehandlung entdeckt, die dem genußsüchtigen Zeitalter zusagte; sie stand im vollen Gegensatz zu der verhimmelten über alle Sinnenreize hinausgerückten süßlichsentimentalen Auffassung der Romantiker. Der Beifall der Welt bewirkte nicht nur, daß er selbst in seinen folgenden Werken („Romeo und Julia"; „Abundantia"; „Katharina Cornaro"; „Cleopatra") diesem Geschmacke treu blieb, sondern daß er auch viele Nachahmer fand. Makart malte nicht nur das Glück und die Freuden des Lebens, er genoß auch in Wien beide in vollen Zügen, wozu ihm die hohen Preise seiner gesuchten Bilder die Mittel boten. Allein das „Capua der Geister" an der Donau übte seinen verderblichen Einfluß auch auf ihn aus; er machte keine Fortschritte, sondern beharrte bei dem bisherigen System. Seine „antike Spazierfahrt auf dem Nil"; sein finster umblickender „Mohrenprinz"; „zwei arme Fellah-Weiber die Wasser geholt", drei Bilder die er von einer Reise nach Aegypten mitbrachte, sind in demselben Kunststil gehalten wie die Cleopatra. Aber Alles ist effektvoll und anziehend. „Er verstand es, die Zuschauer zu berauschen, zu bethören, ein goldenes Zeitalter voll phantastischen Glanzes, voll zauberischer Schönheit, voll sinnlicher Glut und Duft mit einer dämonischen Gewalt darzustellen". Sein jüngstes Bild „Einzug Karl's V. in Antwerpen" übertrifft alle andern an reicher Prachtentfaltung. „Es ist ein solches Meer von sinnbethörendem Glanz, daß uns dadurch der berauschende Jubel einer solchen Festlichkeit vollkommen nahe gebracht wird".

Während Makart von dem Beifall der Welt und von den größten äußeren Erfolgen gehoben ward, hatte sein Zeitgenosse Anselm Feuerbach, der geniale Sprößling einer genialen Familie, mit vielen Widerwärtigkeiten und mit der Ungunst des Publikums zu kämpfen und gelangte nur mühsam zu der verdienten Anerkennung. Durch vieljährige Studien in Düsseldorf und München, in Paris (unter Couture) und Venedig gründlich nach Theorie und Praxis ausgebildet, hat Feuerbach, nachdem er den französisch-realistischen Geschmack, den noch seine ersten größeren Bilder „Hafis in der Schenke" und „Tod des Pietro Aretino" athmen, abgestreift, seine Liebe vorzugsweise der hellenischen Kunst- und Mythenwelt zugewendet, im Geiste seines frühverstorbenen Vaters († 1851), des feinsinnigen Archäologen an der Universität Freiburg und Verfassers des kunstkritischen Werkes „der vaticanische Apollo". Die großen Meister der Renaissance vor Augen, hat Feuerbach, meistens in Rom und Venedig, zeitweise auch in Karlsruhe und Heidelberg, mit unermüdlichem Fleiße eine Reihe von Bildern geschaffen, die alle das Streben nach der einfachen erhabenen Größe seiner klassischen Vorbilder, nach einer „Vermählung des modernen Geistes mit der klassischen Form" offenbaren. Seine künstlerische Ueberzeugung verschmähte es dem realistischen Zeitgeschmack zu huldigen. So erschienen im Laufe der Jahre die großen Gemälde: „Dante mit edlen Frauen in Ravenna" in der Karlsruher Gallerie; sodann eine Anzahl von Darstellungen mannichfachen Inhalts für die Schack'sche Sammlung in München, vor Allem eine „Pietà" von ernst-tragischer Stimmung, jedoch ohne den kirchlichen Charakter der katholischen Romantiker; „Petrarca und Laura"; „Francesca von Rimini", welche Pecht eine Schöpfung voll unaussprechlicher Anmuth und Süßig-

Feuerbach 1829—1880.

keit nennt; „Frühlingsbilder"; „musizirende Kinder" u. a. m. „Unterscheidet sich Feuerbach von seinen deutschen Vorgängern schon äußerlich darin", heißt es bei dem genannten Kunstkritiker und Künstlerbiographen, „daß er kein vorzugsweise dramatischer Maler ist, wie fast alle die, welche sich um Cornelius gruppiren, so auch dadurch, daß er niemals tendentiös oder lehrhaft wird, nie predigen will. Deshalb hat er auch so viel Sinn für die Kindernatur und die in dieses Genre zählenden Werke gehören unstreitig zu seinen reizendsten Schöpfungen". Nach der „Iphigenia am Meeresstrande" in verschiedenen Ausführungen malte Feuerbach sein berühmtestes Bild „Gastmahl des Plato", wovon eine ältere Bearbeitung sich in Hannover, eine jüngere in Berlin befindet. Wir wollen darüber das Urtheil von Pecht anführen: „Das Ganze bietet durch seinen Reichthum an Charakteren und Seelenbewegungen aller Art, vom tiefsten Sinnen bis zum tollsten Jubeln, von Kindern und leichtfertig schönen Weibern bis zu der Greise gebieterischer Hoheit eine so außerordentliche Abwechselung, daß man es ein fast vollendetes Bild der griechischen Welt, voll köstlichen malerischen Reizes und von der ganzen edlen Würde der schönsten Antiken durchdrungen nennen kann". Dem Gastmahl folgte rasch eine ganze Reihe großartiger Bilder über antike Stoffe, wie „Orpheus und Eurydike", wie „Medea", worin die abfahrenden Matrosen in italienischer Tracht vortrefflich behandelt sind; wie „das Urtheil des Paris", mit einer Behandlung des Nackten „in der edeln antiken Unbefangenheit, die das direkteste Gegentheil von moderner Lüsternheit bildet"; wie die „Amazonenschlacht" und die „Titanomachie", beide von dramatischer Lebendigkeit und hoher Gestaltungskraft. Das letztere Bild, als Sieg der Cultur über die rohen Naturgewalten gedacht, ist bestimmt, eine Saaldecke des von dem Architekten Hansen aufgeführten neuen Akademiegebäudes in Wien zu zieren, wohin der Künstler vor mehreren Jahren als Professor der Kunstschule berufen worden ist. Für Nürnberg, das er in letzter Zeit neben Venedig zum Aufenthaltsort gewählt hatte, schmückte er in dem neuen Gerichtsgebäude einen Saal mit einem Wandgemälde, die Uebergabe des Freibriefs an den Handelsstand der Stadt durch Ludwig den Baier darstellend. Pecht hebt am Schlusse seiner „Studien und Erinnerungen" noch den nationalen Charakter der Feuerbach'schen Bilder hervor. „Der Künstler sieht seine Menschen, auch wenn er in ihnen die echtesten Hellenen oder Italiener darstellt, immer mit der Empfindung des Deutschen, und daß diese Empfindung nicht nur schlechtweg national, daß sie durchweg edel, groß, vornehm und wenn nicht gewaltig oder auch nur je pathetisch, doch tief und ergreifend sein kann, daß mit einem Worte der geistige Reiz seiner Bilder allmählich den blos formellen überwiegt, ohne daß dieser darunter gelitten hätte: das gibt dem Künstler den Anspruch zu den besten seiner Zeit gezählt zu werden". Es ist noch in Aller Erinnerung, welch tiefen Eindruck die Kunde von seinem schnellen und frühen Tod in Folge eines Herzschlags am 4. Januar 1880 in Venedig, in ganz Deutschland hervorgebracht hat. Die großartige Leichenfeier in Nürnberg und die glänzende Ausstellung seiner sämmtlichen Bilder in der Berliner Nationalgallerie durch den kunstsinnigen und thätigen Director derselben Dr. M. Jordan, welche den künstlerischen Entwickelungsgang des Geschiedenen durch alle Stadien veranschaulichte, gaben Zeugniß, zu welcher Bedeutung und zu welchem Ruhm er trotz aller Mißgunst und alles Tadels einer parteiischen Kritik gelangt war und wie allgemein sein hohes Talent wie sein edles Streben und Schaffen anerkannt wurden. Unter den ausgestellten Bildern befanden sich auch noch einige nachgelassene Werke, wie „das Concert"; „Prometheus", welche Zeugniß geben von dem stetigen Fortschreiten auf der Künstlerbahn.

b. Die Malerkunst im Ausland.

1. Frankreich. Entwickelungsgang der französischen Kunst.

Wir haben früher nachgewiesen, wie innig in Frankreich die Literatur mit dem öffentlichen Leben und den herrschenden Anschauungen verflochten ist und wie sehr die Cultur und die geistigen Strömungen mit dem Gang des Staatslebens in Wechselbeziehung stehen. Dies gilt auch für die französische Kunst, wo wir wie in der Literatur drei Hauptrichtungen unterscheiden können: die des idealistischen Classicismus während der Revolution und der Napoleonischen Militärherrschaft, welche an David und seine Schule geknüpft ist; die Periode der Romantik, welche in eine kirchliche und in eine profane Zunge sich scheidend, unter der Einwirkung der Restauration und der europäischen Geschmacksrichtung in der monarchischen Zeit der Bourbons und des Orleans'schen Königthums zur Geltung kam, bald wie bei Ingrès in Verbindung mit dem Idealismus, bald wie bei Guéricault und den genialen Künstlerheroen Delacroix und Delaroche in strengrealistischer Effektmalerei, und als dritte Gattung die Fortbildung der letzteren Richtung zum Naturalismus oder entschiedenen Realismus, als deren Repräsentanten wir den Genremaler Leopold Robert und den Darsteller gestalten- und farbenreicher Kriegsscenen Horace Vernet betrachten dürfen. Dieses Durchbrechen der klassischen Kunstregeln vollzog sich gleichzeitig in der Poesie wie in der Malerei. Indem Victor Hugo ausrief: „Es gibt keine Grenzen in der Kunst, Alles ist Gegenstand, Alles geht in den Rahmen der Kunst, Alles hat in der Poesie sein Bürgerrecht. . . . Das Häßliche soll mit dem Schönen, das Unförmliche mit dem Anmuthigen, das Groteske mit dem Erhabenen sich verbinden", öffnete er dem künstlerischen Genius einen unermeßlichen Wirkungskreis für seine schöpferische Geistes- und Phantasiethätigkeit. „Durch die Vertreter der modernen Profanromantik trat nunmehr an die Stelle der idealen Schönheit der Ausdruck leidenschaftlicher Erregtheit des gewöhnlichen Individuums", so schildert ein deutscher Kunstkritiker diesen Umschwung und Uebergang, „an die Stelle der typischen Verallgemeinerung die Charakteristik des Einzelnen in seiner realen Erscheinung. Die Wirkung und Herrschaft des Moments drängte sich vor dem Universellen, Traditionellen und Gesetzmäßigen in den Vordergrund. Dabei wird die Schönheit der Gestalt wie der Rhythmus der Gruppe werthlos verglichen mit der Wirkung der Stimmung, dem Grauen, Entsetzen oder der sonstigen seelischen Theilnahme, welche der Beschauer dem leidenschaftlichen Ringen der Dargestellten entgegenbringen muß. Demzufolge verliert mit der absoluten Schönheit der Form die Formgebung, nämlich Zeichnung und Modellirung selbst ihre Bedeutung und wird in demselben Maße vernachlässigt, als das Colorit gewinnt".

Wir haben in der französischen Literaturgeschichte die Aehnlichkeit und die Verschiedenartigkeit der romantischen Schule in Deutschland und in Frankreich angedeutet. Dasselbe gilt auch von der bildenden Kunst. Wir wollen darüber das Urtheil von

Julius Meyer anführen: „Beiden zwar ist der Grundzug der subjectiven Phantasie gemeinsam, welche losgelöst von dem naiven Einklang mit der Wirklichkeit und in sich selber zurückgeworfen bald in die Unendlichkeit des durch den Bruch tief erregten Seelenlebens, bald in die Vergangenheit sich träumerisch versenkt, und in dem Bewußtsein jenes Gegensatzes einerseits diese wiederherzustellen, andererseits der inneren Traumwelt den Schein der Realität zu geben sucht. Aber während die deutsche Kunst, wie zum Theil die Düsseldorfer Schule, in einem unklaren Weben und Erzittern lyrischer Gefühle, oder, wie die Nazarener, mit rückwärts gewandtem Auge in einer künstlich erhitzten religiösen Empfindung stecken blieb, ging die französische zum energischen, unverhüllten und naturtreuen Ausdruck der leidenschaftlichen Bewegtheit fort, in der sie eben, woher sie auch ihre Stoffe entnehmen mochte, die Fülle und Kraft der menschlichen Natur fand. Und wenn sich auch einmal, wie namentlich in Ary Scheffer, ein Anklang an jenes deutsche Element subjectiver Erregtheit und Empfindsamkeit findet, so ist doch die Rückkehr zur christlichen Frömmigkeit und in Uebereinstimmung damit zur noch gebundenen Formenweise der Präraphaeliten, die bei uns vorzugsweise romantisch heißt, in der französischen Malerei überhaupt nur schwach vertreten, und gehört dann nicht sowohl der romantischen, als der idealistischen Richtung derselben an".

Innerhalb dieser Gruppen bewegte sich eine Reihe von Künstlern, die sich bald an den einen, bald den andern jener Meister anschlossen und als deren Schüler galten, bald mit größerer oder geringerer Selbständigkeit ihre eigenen Wege suchten. Aus der Schule von Ingrès ging eine Anzahl jüngerer Künstler hervor, welche wie Chénavard, Jeanroe, Hippolyte Flandrin, Amaury Duval u. A. den romantischen Idealismus des Meisters in vielen Gemälden historischen und kirchlich-religiösen Inhalts zum Ausdruck brachten. Dem genialen Realismus Delaroche's huldigten über hundert Künstler aller Gattungen, wie Couture, Gérome, Gendron u. A. An Robert's Vorbild hielten sich Schnetz, Lehmann, Hébert u. A. m. Unter den Naturalisten, die H. Vernet's Spuren folgten und auf Colorit und Affect den höchsten Werth legten, haben Biard und Jacquand durch Volks- und Naturschilderungen mit fremdartiger Scenerie („Sclavenmarkt"; „Kampf mit Eisbären"; „Verurtheilung von Zigeunern") sich einen Namen gemacht.

Indessen ist es sehr schwierig, die große französische Künstlerwelt in bestimmte Gruppen und Schulen zu ordnen, theils weil in Frankreich das Verhältniß der Schüler zum Meister viel oberflächlicher, äußerlicher und ungebundener ist als in Deutschland, theils weil die meisten Künstler Entwickelungsperioden durchmachten, die weit auseinander gehende Kunstansichten und Behandlungsweisen verrathen. So hat einer der hervorragendsten Maler Ary Scheffer zu verschiedenen Zeiten verschiedene Richtungen verfolgt, Couture, der im Laufe der Jahre neben Leon Cogniet („Marius auf den Trümmern von Carthago"; „Bethlehemitischer Kindermord"; „Tintoretto seine gestorbene Tochter malend") die zahlreichste Jüngerschaft in seinem Atelier versammelte, hat (in seinem „Römergelage") die sensationsvollen Sittenschilderungen der gleichzeitigen Romanschriftsteller und Novellisten in grellem sinnlichen Naturalismus dargestellt;

Ary Scheffer 1795–1858.

L. Boulanger steigerte die Leidenschaftlichkeit der Romantiker zum Uebermaß; der von demokratisch-socialistischen Ideen beherrschte Gust. Courbet kam im ab- sichtlichen Streben nach Naturtreue zu solchen Uebertreibungen, daß er selbst (wie im „Begräbniß von Ornans", in den „badenden Weibern", in den „Steinklopfern") das Häßliche und Gemeine und die Elenden in der Gesellschaft zur Darstellung brachte. Und doch bewiesen andere Bilder, daß ihm der Sinn für das landschaftlich Schöne nicht abging, und Al. G. Decamps betonte in seinen Genrebildern aus dem Orient das coloristische Element derart, daß er den Zauber der Farbe als Selbstzweck, die malerische Erscheinung als Ziel der Kunst erklärte. So trieb denn die Farbenphantasie der romantischen Schule „zu jener Ausbildung des Malerischen, welche in das Spiel der Töne und in die selbständige Wirkung des farbigen Scheins sowohl den Inhalt als die Form aufzehrt". Courbet 1819—1877.

Gegenüber dieser extremen zum Willkürlichen und Phantastischen hinneigenden Richtung war es für die französische Malerei ein Glück, daß ihr die Gründung des Versailler Museums durch Louis Philipp Gelegenheit bot durch Monumentalwerke die Realität der Geschichtsdarstellung festzuhalten. Diese großartige Schöpfung, welche Anlaß gab, Maler und Bildhauer zur Illustration der vaterländischen Geschichte zu berufen, gewährte den französischen Künstlern einen reichen Wirkungskreis schöpferischer Thätigkeit, wo sie dem leidenschaftlichen Hange der Nation für Ruhm und äußere Ehre Rechnung tragen konnten. An diesem patriotischen Werke betheiligten sich die bedeutendsten Künstler der Zeit: Horace Vernet, Schnetz, Signol (Scenen aus den Kreuzzügen), Delacroix, Jean Alaux († 1864, „Versammlung der Reichsstände unter Philipp v. Valois" u. a.), Larivière („Aufhebung der Belagerung von Malta"; „Schlacht von Askalon"), und sein Bruder Henry („Charlotte Corday"), Ary Scheffer („Tod Gastons de Foix"), Jollivet („Schlacht von Agnadello"), Alfred und Tony Johannot, Bouchot („18. Brumaire"), Couder („Schwur im Ballhaus"; „Eröffnung der Reichsstände"), Steuben („Schlacht von Ivry"), Delaroche, Gérard, Deveria, Gros („Schlacht bei den Pyramiden"), Yvon, Binchon, Rob. Fleury; der Belgier Gallait („Einnahme von Antiochia"; „Krönung Balduins von Flandern") u. a. m. Auch ein deutscher Maler, Franz Xaver Winterhalter von St. Blasien im Schwarzwald, gelangte in Frankreich zu einiger Berühmtheit weniger durch seine Genrebilder aus dem italienischen Volksleben als durch seine Portraits. Er war der eigentliche Fürstenmaler der Zeit. Winterhalter 1803—73.

In Frankreich trat im Bunde mit der Revolution, welche in Staat und Leben die verdrängte Natur und Einfachheit zurückzuführen suchte, auch die altklassische Kunst der herrschenden Geschmacksentartung mit Schroffheit entgegen und bereitete, begünstigt von der Zeitrichtung und der Begeisterung für die Republiken des Alterthums, einen gereinigten Boden für ein neues Kunstleben. Nach den schüchternen Anfängen eines reineren, naturgemäßeren Stils durch Joseph Marie Vien, pflanzte sein kühner Schüler Jacques Louis David die Der Classicismus. Vien 1716—1809. David 1748—1825.

Fahne des Classicismus mit dem der Zeit und der französischen Nation entsprechenden feierlichen rhetorischen Pathos auf. Nachdem er in dem um Almosen flehenden „Belisar", im „Schwur der Horatier", im „Tod des Sokrates" und in seinem „Brutus" seine Richtung festgestellt und seinen Ruf begründet, diente er der Revolution, zu deren eifrigsten Anhängern er als Jacobiner und Conventsmitglied gehörte, verherrlichte ihre großen Volksfeste, malte den „Ermordeten Marat" und betrachtete die Kunst nur noch als Mittel zum Zweck des öffentlichen Lebens, zur Verbreitung politischer Ideen. Nach Robespierre's Sturz einlenkend, lieh er dann, nachdem er im „Raub der Sabinerinnen" seine ungeschwächte Künstlerkraft gezeigt, seine Hand der Verherrlichung der Bonapartischen Militärherrschaft. Auf Napoleon's Verlangen malte David den Gewaltigen als General der italienischen Armee, wie er fest auf wildbäumendem Pferde, Mantel und Haar vom Sturme vorwärts getrieben, die Alpen übersteigt, und ein zweites Bild, die Kaiserkrönung vorstellend. Später vollendete er sein berühmtes Gemälde „Leonidas in den Thermopylen". Als „Königsmörder" und Bonapartist während der hundert Tage von den Bourbonen aus Frankreich verwiesen, starb er in der Verbannung zu Brüssel. Trotz des berechneten und gespreizten Pathos, womit der Maler den Mangel an echter wahrer Empfindung zu verdecken suchte, fesseln die David'schen Bilder doch durch großartige plastische Anordnung, sicheres Erfassen der Form und leidenschaftlichen Ausdruck.

Die von David gegründete klassische Malerschule behauptete lange die unbestrittene Herrschaft nicht nur in Frankreich, sondern auch in den romanischen Nachbarländern und in Belgien, wo sein zehnjähriger Aufenthalt als Verbannter die gesammte Kunstrichtung bestimmte. Zu ihren bedeutendsten Genossen gehörten: Gérard 1770—1837. Franç. Gérard, im Allgemeinen der Richtung des Meisters folgend, aber ruhiger und frei von dessen Uebertreibungen, reiner in der Zeichnung und wahrer im Colorit („Schlacht bei Austerlitz"; „Einzug Heinrich's IV. in Paris"; „der blinde Belisar den verwundeten Führerknaben auf dem Arme tragend" u. a. W.); Jean Gros 1771—1835. Gros, dessen Bild „Napoleon bei den Pestkranken in Jaffa" durch die charaktervollen Girodet 1767—1824. Figuren und die Farbengluth großen Beifall fand; Anne Louis Girodet („Danae"; „Endymion"; „Atala's Begräbniß"; „Empörung von Kairo"; „Ludwig Regnault 1754—1829. der Heilige in Aegypten"); J. Bapt. Regnault und seine Schüler Guérin und Blondel. Man rühmt an ihnen das Geschick in der Composition, die Gewandtheit in der Auffindung packender Effekte, die kecke Sicherheit in der Formgebung; aber das Seelenleben war ohne Ausdruck, Natur und Empfindung, unvermögend in dem Beschauer Sympathie und pathologisches Interesse zu erwecken. Man fühlte die Leere und sehnte sich nach affektvolleren Darstellungen. Da machte das Bild eines jungen Künstlers Guéricault, den „Schiffbruch der Medusa" darstellend (1819), großen Eindruck, und wenn auch sein Leben zu kurz war, um die Macht der Tradition zu erschüttern, so war doch das ergreifende Gemälde wirksam genug, eine Reform des Geschmacks anzubahnen, zumal

da gleichzeitig auch von andern Seiten eine Reaction gegen den steifen Classicismus versucht worden war. So hatte P. P. Proudhon („die Sündfluth"; „Entführung Psyches durch Zephyr"), in Correggio's Fußstapfen tretend, sich mehr durch Zartheit des Colorits und wirkungsreiche Lichteffekte hervorgethan und damit gleichfalls einen Anstoß zu den neuen Richtungen gegeben, die in J. A. D. Ingrès, in Leop. Robert aus Neufchatel, dem begabten Schöpfer des „historischen Genre" und in Delacroix und Delaroche in größter Bestimmtheit zu Tage traten. Proudhon 1758—1823.

Die neue Richtung hatte viele Gegner in den Anhängern der alten Schule. Jean Dom. Aug. Ingrès aus Montauban vermochte mit seinen ersten Arbeiten nicht durchzudringen, so daß er sich verstimmt nach Italien begab und eine Reihe von Jahren in Rom und Florenz verlebte. Auch die von dort aus eingesandten Bilder („Oedipus und die Sphinx"; zwei Odalisken; „Jupiter und Thetis") fanden keinen Beifall bei den Pariser Kunstkritikern. Erst als Guéricault mit seinem „Schiffbruch der Medusa" das „Banner der Empörung" gegen den Classicismus erhob, erfolgte ein Umschwung. In diesem Bilde, wo die Geretteten zwischen Leben und Tod auf dem Floße umhertreiben und wo alle Qualen und Angstschreie der Seele mit ergreifender Wahrheit dem Zuschauer ins Herz dringen, war die neue Richtung mit dämonischer Gewalt ausgedrückt. Jetzt trat die romantisch-realistische Seelenmalerei mit kühnerem Selbstvertrauen gegen die klassisch-ideale Methode in die Schranken und trug bald den Sieg davon. An der Stelle des früh Dahingesunkenen schwang Eugen Delacroix, „eine gewaltige titanische Künstlernatur", die Sturmfahne der Romantik gegen den traditionellen Classicismus. „In Delacroix scheinen alle revolutionären Instinkte seines Volks zu herrschen", sagt Lübke, „seine Scenen sind meist düsterer Art, eine verzehrende Glut lodert in seiner Schilderung; ruhige gelassene Momente liebt er nicht, aber das Stürmen der Seele, ihre leidenschaftlichen Ausbrüche, das ist es, was er mit Meisterschaft vorführt, und dazu dienen ihm eben die Stoffe, in denen meistentheils die Nachtseite der menschlichen Natur zu Tage tritt". Sein „Dante und Virgil in der Barke über den See nach der Höllenstadt fahrend"; sein „Blutbad auf Chios"; „die Convulsionäre in Tanger"; „die Löwenjagd"; „Medea"; „die Freiheit auf den Barrikaden des Jahres 1830"; „Heliodor" und so manche andere Darstellungen des höchst productiven Künstlers machten einen ähnlichen Eindruck wie die gleichzeitigen Schreckensdramen Victor Hugo's. „Delacroix", sagt Meyer, „war nicht sowohl eine energische, als eine von innerer Erregung fortwährend angespannte Natur, von nervöser Kraft und Lebendigkeit, im Kampf der Gegensätze rasch entwickelt, seiner Eigenartigkeit sich bewußt, und durch den Widerspruch und die Angriffe, die er erfuhr, zu immer rastloserer Thätigkeit getrieben". Sein ganzes Leben ging in der Kunst auf. Bald entfaltete sich in der Malerei ein ebenso bewegtes reformatorisches Leben, wie in der Poesie. Man zog die mannigfaltigsten Stoffe herbei, das Mittelalter,

Uebergang zum Realismus. Ingrès 1781—1867. Guéricault 1791—1824. Delacroix 1798—1863.

Decamps 1803—1860. den Orient, dem ja die romantische Zeitrichtung ganz besonders zugewendet war und der durch den talentvollen vielseitigen Maler Al. Decamps („Türkische Wache"; „Joseph von den Brüdern verkauft"; „Samson und die Philister") in glänzender Weise ausgebeutet wurde, das kirchliche und geschichtliche Gebiet („Religionsgespräch von Poissy" von Nic. Robert-Fleury). Nun kam auch für Ingrès die Zeit des Glanzes. Bei dem großen Widerstreit der Gegensätze blieb Raum genug für eine versöhnliche auf das Ideale gerichtete Natur. Er kehrte nach Paris zurück, wo sein Gemälde „Das Gelübde Ludwig's XIII." allgemeine Bewunderung erregte. Diese günstige Stimmung wuchs mit jeder neuen Production, so daß der Meister, der „französische Rafael", wie ihn seine Verehrer nannten, eine große Zahl begeisterter Schüler in seiner Werkstätte um sich versammelte, die auf seine Unübertrefflichkeit schworen. Mit unermüdlicher Thätigkeit hat Ingrès die verschiedensten Gebiete bearbeitet: im kirchlichen Andachtsbild wie in antiken Stoffen, in geschichtlichen Genrescenen wie im Portrait hat er Werke geschaffen, die durch Gediegenheit der Form, Adel und Reinheit des Ausdrucks, strenge stilvolle Behandlung allen Anforderungen genügen. Die höchste Anerkennung fand seine „Apotheose des Homer", ein großartiges Gemälde mit vielen historischen und symbolischen Figuren. Ingrès verband mit einer reichen Phantasie und einer großen Mannichfaltigkeit der Formengebung eine stilvolle Correctheit und ein anmuthiges Colorit. Dabei hielt er sich fern von aller Uebertreibung, bewegte sich mit maßvoller Selbstbeherrschung zwischen Klassicismus und Romantik, die er beide in seinen Compositionen zu vereinigen suchte, und entfaltete ein seltenes Verständniß für schöne Formen und richtige Zeichnung. Nun erhielt Ingrès Auszeichnungen auf Auszeichnungen. Er leitete nach Horace Vernet's Abgang einige Jahre die französische Kunstakademie in Rom, er wurde Mitglied des Instituts der schönen Künste in Paris, er erhielt das Kreuz der Ehrenlegion bis zu den höchsten Graden und die Würde eines Senators. Vom Jahre 1841 an lebte er wieder in Paris, bis zu seinem Tode unermüdlich schaffend und fortwährend mit neuen Werken hervortretend („Venus Anadyomene"; „die Quelle"). Seit den großen Italienern und Niederländern hat kaum ein anderer Maler so viele Bilder hinterlassen. Darunter eine Menge Portraits mit feiner Charakteristik, unter denen die des ältern Bertin, des Grafen von Molé, des Herzogs von Orleans und sein eigenes neben dem von Cherubini mit der ihn krönenden Muse am meisten gerühmt werden. Von den größeren Gemälden mit historischen und kirchlichen Stoffen („Pius VII. in der päpstlichen Capelle"; „Karl's V. Einzug in Paris", „Henri IV. in seiner Familie"; „Jeanne d'Arc bei der Krönung Karl's V."; „Martyrium des Heiligen Symphorion" in der Kathedrale von Autun; „Jesus unter den Schriftgelehrten" u. v. a.) ist noch besonders hervorzuheben die „Apotheose Napoleons" in dem Pariser Stadthause, ein Bild, auf welchem der Kaiser als Heros in Purpur gehüllt auf einer vergoldeten Quadriga von der Victoria zum Tempel der Unsterblichkeit geleitet wird.

Unter Ingres' Schülern, von denen jedoch keiner den Meister erreichte, haben sich hervorgethan: Hippolyt Flandrin, Heinr. Lehmann aus Altona, in Frankreich lebend, der Kreole Theod. Chasserim (1819—56), Amaury Duval und der Landschafts- und Genremaler Armand Leleux. Auch der jungverstorbene Leon Benouville („der sterbende Franz v. Assisi") hielt sich zu der Ingres-italienischen Schule. Die kirchliche Zeitrichtung während der Restauration, die wir in einem andern Zusammenhange kennen gelernt haben, begünstigte die religiöse Malerei, daher nicht blos die genannten Künstler, sondern auch eine große Zahl der übrigen Schüler von Ingres hauptsächlich bei der Ausschmückung französischer Kirchen sowohl durch größere Staffeleibilder als durch Wand- und Deckengemälde beschäftigt waren. Wie die Poesie eines Chateaubriand und Lamartine, so stand auch die bildende Kunst viele Jahre im Dienste der Kirche und des Klerus und widmete ihre Thätigkeit der Verherrlichung der mittelalterigen Glaubenskreise. Die Folge war eine lebhafte Wechselbeziehung der deutschen und französischen Kunstromantik, die am lebhaftesten in den Kirchen am Rhein hervortrat. Selbst der aus Holland stammende aber in Paris gebildete talentvolle Ary Scheffer, der nach mannichfaltigen Versuchen in der Genremalerei und in Entwürfen nach Goethe und andern deutschen Dichtern sich in seiner späteren Periode vorzugsweise der realistisch-romantischen Historienmalerei zuwandte („Graf Eberhard über der Leiche seines Sohnes"; „Chlodwig in der Schlacht bei Zülpich" und vor Allem „Francesca da Rimini"), gab den kirchlich-religiösen Darstellungen den Vorzug vor den weltlichen. Der sentimentale schmachtende Zug in seinen männlichen und weiblichen Gestalten und Kopftypen und die interessante Mattigkeit des Colorits, die er seinen Gemälden einhauchte, entsprachen der modernen Gefühlsweise und standen mit der Zeitrichtung in Uebereinstimmung. Daß indessen Ary Scheffer zu den bedeutendsten wahrhaft schöpferischen Künstlern der jüngsten Vergangenheit gehörte und alle Gattungen, vom Portrait und den poesiereichen Faustbildern mit ihrem „poetischen Duft" bis zur Historienmalerei mit realistischer Naturwahrheit („Suliotische Weiber") und idealistischer Innerlichkeit mit dem größten Erfolge behandelt hat, kann Niemand bestreiten. Ebenso haben seine religiösen Gemälde: „der tröstende Heiland"; „Jesu Versuchung"; seine Madonnen; „der Heilige Thomas von Aquino den Sturm beschwörend"; „die Anbetung der Magier"; „der Heilige Augustin und seine Mutter" u. A. die hohe Befähigung des Künstlers für diesen Kunstkreis siegreich bewiesen. An gesunder Kraft, stiller Würde und klarer Anschaulichkeit übertrifft ihn jedoch Hipp. Flandrin („Einzug Christi in Jerusalem"; „Kreuztragung"; „Anbetung der Magier" u. a.). Ueberhaupt war die religiöse Historienmalerei der Franzosen, wie die ganze künstlich erzeugte Andachtsübung mehr durch äußerlichen Glanz und formale Vorzüge ausgezeichnet als durch Gefühls- und Gedankentiefe. F. M. Granet und P. P. Revoil legten in ihren der kirchlichen Atmosphäre entnommenen Bildern den Hauptwerth auf den antiquarisch-

Schule von Ingres.

Hipp. Flandrin 1809—1864.

Granet 1775—1849. Revoil 1776—1842.

Orsel 1793—1850. historischen Heiligenapparat. Auch bei Victor Orsel, dessen bedeutendstes Werk „die Tochter Pharaonis für den kleinen Moses bittend", erst nach der Julirevolution entstand, überwiegt die historische Correctheit das religiöse Gefühl.

Leop. Robert 1797—1835. Neben Ingrès und Delacroix haben besonders Leopold Robert und Horace Vernet einen bestimmenden Einfluß auf die französische Malerkunst geübt. Robert's Genrebilder erheben sich durch den Ernst der Auffassung mit den edelsten Werken der Historienmalerei in eine Linie. „Die Reinheit des Stiles, die lautere Harmonie der Form und Farbe, die hohe Anmuth und Stille des Geistes, welche überall in seinen Gemälden, meist italienischen Volksscenen, hervorleuchten, geben ihm Vorzüge, deren nur wenige neuere Künstler theilhaftig geworden sind". Robert veredelte alle seine Gegenstände; „sein Genie war auf das Ideal gerichtet, auf das Erhabene, und die Auftritte des häuslichen Lebens, selbst in den niedrigsten Kreisen der Gesellschaft, gewannen unter seiner Hand ein Gepräge von Großheit". Durch seine von einem leisen Hauch der Trauer angewehte Volksschilderung zieht ein großartiger historischer Geist: seine Genrebilder haben immer einen geschichtlichen Grundzug. Ihre Motive mögen dem äußern Scheine nach in das Gebiet der Idylle oder der Elegie fallen, ihr wahres Wesen stellt sie in eine Reihe echthistorischer Schöpfungen. Wer kennt nicht seine „heimkehrenden Schnitter"; seine „Fischer der Lagunen"; seine „Scenen aus dem Brigantenleben"; sein „Fest der Madonna del Arco"? In einem Anfall von Schwermuth, vielleicht aus geheimer Liebe zu der Prinzessin Charlotte, Wittwe des bei einem Aufstande in der Romagna (1831) gestorbenen Napoleon Bonaparte, endete er auf gewaltsame Weise sein Leben in Venedig. Von großer Wirkung ist auch „der Alchimist" von Eugen Isabey, ein Bild, das an Rembrandt'sche Auffassung erinnert. Unter den vielen Nachahmern und Rivalen Robert's kamen nur Schnetz, Lehmann und Hébert dem Meister nahe. Der letzte theilt in seinen Darstellungen aus dem landschaftlichen Volksleben mit Robert den melancholischen Hauch (in seiner Malaria erscheint das junge Weib mit dem siechen Kind auf dem Arm wie eine „Madonna des Fiebers"), und übertrifft ihn nicht selten durch anziehenden weichen Schmelz des Colorits.

Der anregenden Wirkung von Robert war es in erster Linie zuzuschreiben, daß auch während des zweiten Kaiserreiches, wo die Malerkunst hauptsächlich auf Sinnenreiz, auf die Darstellung greller Sensationsscenen ausging, in Jules Breton und Fred. Millet die landschaftliche Genremalerei sich auf einer gewissen idealen Höhe hielt. Insbesondere tritt uns, wie Lübke versichert, bei dem ersteren die Tendenz entgegen, das Schöne, Anmuthige, gleichsam Verklärte des Volksgemüthes wiederzugeben. „Seine „Säterinnen", seine „Abends heimkehrende Schnitter", seine „Aehrenleserinnen", sein „Ende des Tages" und so manche andere sinnige Bilder, wie schlicht und ergreifend stehen sie da!" Bei Millet dagegen treten die Gestalten in ihrer ganzen wettergehärteten Derbheit und Rauhheit auf; „aber auch bei ihnen liegt so viel echte Wahrheit und Treue in der Darstellung, daß man immer wieder zurückkehrt zu diesen rührend einfachen

Bildern". Erinnern die Darstellungen Breton's an Auerbach's Dorfgeschichten und die Dorfnovellen der George Sand, so liegt bei Millet der Vergleich mit Jeremias Gotthelf nahe. Einem ähnlichen Gegensatze begegnen wir während dieser Zeit auch in der Historienmalerei zwischen Jean Meissonier aus Lyon und Jean Gérome aus Vesoul, einem Schüler von Delaroche. Während Meissonier in den zierlich und sauber durchgeführten Bildchen („die Rast"; „die Bravi"; „der arbeitende junge Mann"), wo er die Zeit des vorigen Jahrhunderts schildert, noch einen Hauch von der feinen Urbanität und anmuthigen liebenswürdigen Gesellschaftsbildung der Franzosen durchschimmern läßt, geht bei Gérome Alles in der schärfsten, härtesten und nacktesten Deutlichkeit vor sich („Alcibiades und Socrates"; „die lachenden Augurn"; „Phryne"; „die Gemahlin des Kandaules": „Tod Cäsars"). Er behandelte die verschiedensten Stoffgebiete und wählte mit Vorliebe Gegenstände aus dem Alterthum. Aber wie weit entfernt ist er von dem Geiste des klassischen Alterthums! „Anstatt eines reinen Trunkes", sagt Lübke, „aus dem Becher lauterer, antikfreudiger Sinnlichkeit, die sich des Verbotes durchaus nicht bewußt und deshalb naiv war, gibt er den peinlichen Gegensatz aus der modernen Empfindung heraus, und das Bild macht schließlich nur den widerwärtigen Eindruck der Lüsternheit". Seine Bilder aus dem Orient weisen hauptsächlich Scenen der Grausamkeit oder Wollust vor. Aber äußerlich vollendet und mit glatter Technik durchgeführt, fanden sie wegen ihrer formalen Vorzüge doch allgemeine Bewunderung. Meissonier geb. 1813. Gérome geb. 1824

Zu den gefeiertsten französischen Künstlern in allen Kreisen und in allen Ländern gehört Horace Vernet, der Liebling der Nation, deren Stimmungen und Gefühle er meisterhaft darzustellen verstand. Enkel des Marinemalers Anton, Sohn des Pferdemalers Carlo Vernet, hat Horace in seinen Schlacht- und Kriegsgemälden den kräftigen Naturalismus des Vaters und die reiche Erfindungsgabe des Großvaters vereinigt und durch umfassende Studien und großartige Naturanschauungen, die er sich auf weiten Reisen in Afrika erworben, bereichert. Die Kriegsthaten der Franzosen in verschiedenen Zeitaltern, vom Mittelalter („Schlachten von Tolosa und Hastings") bis in die jüngste Vergangenheit („Schlachten bei Valmy und Jemappes"; „Napoleon mit seinem Stabe"; „Schlacht bei Hanau"; „Eroberung von Constantine"; „Erstürmung des Thores von Constantine"; „die Wegnahme der Smalah", ein wahres Riesenbild u. a. m.) bilden den Hauptvorwurf der fruchtbaren Künstlerthätigkeit Vernet's und Niemand kommt ihm in dem Talente gleich, das Gesammtbild einer bestimmten Schlacht mit der größten Schärfe und Deutlichkeit zu entwerfen und mit fehlerloser Genauigkeit und Naturwahrheit durchzuführen. „Sein klares, leuchtendes Colorit, die überraschende Wahrheit der Schilderung, seine einzige Gabe, jeder Gestalt ein unmittelbares Leben einzuhauchen, sie an der Handlung kräftig theilnehmen zu lassen und in das allgemeine Interesse, das wir an der Handlung nehmen, zu verflechten, ließen ihn alle Hindernisse siegreich überwinden". Mit Vorliebe behandelte er die militärische Ruhmeszeit der Revolution und des Imperiums. In den Darstellungen aus der Napoleonischen Kriegsgeschichte haben einzelne Züge aus dem Heer- und Lagerleben die Franzosen begeistert, wie der »Soldat laboureur«, „der Soldat von Waterloo", „der Regimentshund" u. a. H. Vernet 1789—1863.

In diesen poetischen Bildern ist, wie in den Liedern Béranger's der Ruhm des französischen Heeres, der Todesmuth der Garde, die stumme Klage des Untergangs für die Nachwelt niedergelegt. Auch in seinen andern historischen und Genrebildern, die besonders orientalische Scenen vorführen („Rebekka und Elieser"; „Judith und Holofernes"; „Niedermetzelung der Mameluken durch Mehemet Ali"; das Pferdebild „Mazeppa" nach Lord Byron u. a. m.) gibt sich ein großer Gestaltungssinn und eine reiche Auffassungsgabe kund. Den Höhepunkt seines Ruhmes erreichte H. Vernet durch die großen Geschichtsbilder im historischen Museum zu Versailles.

Französische Romantik.

Der Hang zum Realismus, zur äußerlichen Auffassung des Lebens, zu energischen Schilderungen der Wirklichkeit, welcher den französischen Künstlern innewohnt und durch die großen Meister fortwährend angeregt ward, hat die romantische Kunstrichtung, durch welche der strenge Klassicismus den heftigsten Stoß erfuhr, vor den überspannten Ausschreitungen und Uebertreibungen der deutschen „Nazarener" bewahrt. Sowohl die romantische Historienmalerei, die von Karl v. Steuben aus dem Badischen, von Ary Scheffer, von F. Victor Schnetz unter deutscher Einwirkung in Paris gepflegt wurde, als das mit der Historienmalerei verbundene „romantische Genre", das unter den Händen des hochbegabten, durch die strenge Schule David's und durch vieljährige Studien in Italien gebildeten Paul Delaroche mit besonderem Erfolg ausgebildet und von den jüngeren Künstlern Couture („römische Orgie"), Delacroix, Larivière („Pest in Rom"), Cogniet, Couder („Schlacht bei Laffelde") u. A. mit Vorliebe cultivirt wird, bewahrte daher stets eine kräftige Richtung zur Wirklichkeit und wandte dabei große Sorgfalt auf frisches, warmes Colorit. Dabei kam es der historischen Malerei zu Statten, daß sie an dem großen geschichtlichen Leben der jüngsten Vergangenheit stets einen anregenden belebenden Inhalt hatte. Der vielseitige und produktive Delaroche, der alle Gattungen der Malerei beherrschte und mit einem scharfen Blick für individuelle Charakteristik eine tiefe Farbenpoesie verband, brachte die realistische Richtung in der Historienmalerei auf den Höhepunkt. Niemand verstand besser als er die geheimnißvolle Kunst, mit Hülfe von Licht und Farbe das Seelenleben und geistige Erscheinungen zu charakterisiren. Er wählte mit Vorliebe Stoffe aus den bewegten Zeiten der französischen und englischen Revolutionsjahre („Verurtheilung der Marie Antoinette"; „Verurtheilung der Girondisten"; Napoleon in Fontainebleau"; „Ermordung des Herzogs von Guise"; „die Söhne Eduard's"; „Jane Gray"; „Lord Strafford zur Hinrichtung geführt"; „Cromwell am Sarge Karl's I."; „Tod der Elisabeth"; „Einsiedlerleben Karl's V."; das kunstgeschichtliche Wandgemälde „der Hémicycle" in der Pariser Ecole des beaux arts u. a. m.). In seinen späteren Jahren behandelte der Künstler mit Vorliebe kirchliche Gegenstände („Begräbniß Christi"; Scenen aus dem Leben Marias). Um Delaroche sammelte sich die Gemeinde der „Farbgläubigen", die in dem

Steuben 1793—1856. Schnetz 1787—1870. Delaroche 1797—1856. Couture geb. 1815.

Colorit und in der sorgfältigen Detailmalerei den Hauptzweck der Kunst erblickten. Zu ihnen zählen Robert Fleury („Inquisitionsgräuel"; „Hexenglauben"; „Judenverfolgung") und Camille Roqueplan („der Antiquar"). Doch sind Roqueplan 1803—55.
manche mit der Zeit der realistischen Farbenorthodoxie untreu geworden.

Derselbe Bildungsgang, den wir in der Historien- und Genremalerei so eben Landschafts- und Thiermalerei.
kennen gelernt, tritt auch in der Landschaftsmalerei zu Tage. Die klassische Richtung, welche die nach Poussin's Vorbild mit antiken Staffagen geschmückte Landschaft nach subjectivem Geschmack zurechtschnitt, erlangte mit Dozen, Huet, Bertin und Watelet ihre letzten Triumphe. Schon mit Theod. Rousseau lenkte Rousseau 1810—1867.
auch die Landschaftsmalerei in eine realistischere auf unmittelbare Beobachtung der Natur gegründete Methode ein, die bei J. Paul Flandrin noch den idealistischen Anflug der Schule Ingrès' an sich trägt, indem sie sich nicht mit der malerischen Reproduction der äußeren Erscheinungsformen beruhigt, sondern auch das allgemein Gesetzmäßige in der Natur aufsucht, aber bei Dupré, Daubigny und insonderheit bei dem in Vevay geborenen, in Genf gebildeten Alexander Calame Calame 1810—64.
zum frischen lebensvollen Naturalismus überging. Dieser geniale Meister hat nicht blos die großartige Alpennatur seiner Heimath in würdiger Auffassung und poetischer Ausführung bei vollkommenster Treue und Wahrheit dargestellt, sondern auch die italienische Naturwelt in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit in sich aufgenommen und reproducirt („Ruinen von Pästum"). Aehnlich wie die Landschaftsmalerei hat auch die Thiermalerei in den letzten Jahrzehnten einen mächtigen Aufschwung genommen. Neben vielen andern Mitbewerbern hat eine Künstlerin Rosa Bonheur durch die vollendete Naturtreue, mit der sie die Rosa Bonheur geb. 1822.
„Thierpsychologie" handhabt, allgemeinen Beifall gefunden. Ihr „Pferdemarkt" und ihre „Heuernte" machten den Namen der thierkundigen Dame in der ganzen Welt bekannt. Doch kommt ihre Behandlungsweise nicht der technischen Kunstfertigkeit ihres Landsmannes Troyon gleich, der in seiner „weißen Kuh im Troyon 1810—65.
Sonnenschein", in seinen „Ochsen die an die Arbeit gehen", wahre Meisterwerke geschaffen hat. Auch in Gudin's zahlreichen Arbeiten läßt sich bei aller Oberflächlichkeit ein hohes Talent für blendende Gesammteffekte und eine frische lebendige Phantasie nicht verkennen, und Isabey's Darstellungen von „Costümscenen und Interieurs" aus dem siebenzehnten Jahrhundert fanden mit Recht ungetheilte Anerkennung.

Eine eigenthümliche Stellung unter den französischen Malern der Gegenwart behauptet Paul Gust. Doré aus Straßburg, ein eben so fruchtbarer als Doré geb. 1832.
phantasievoller Künstler. Doré hat sich mehr durch zahlreiche Zeichnungen von realistischer Kraft, besonders zu der Bibel und zu Dante, als durch Gemälde berühmt gemacht. Nirgends tritt die Verschiedenheit des deutschen und französischen Kunstgenius deutlicher zu Tage als in den beiden Bibelillustratoren Schnorr und Doré, bemerkt Lübke. „Bei Schnorr jene Wahrheit und Wärme der Empfindung, die sich in edlen seelenvollen Gestalten ausspricht, und die nur

da einem dogmatisch trockenen Ausdruck weicht, wo er seine Compositionen mit symbolischen Bezügen überladet, während Scenen, wie die Bilder aus der Geschichte des Tobias und gar manche andre von ergreifender Schönheit sind. Bei Doré der volle Theatereffekt prachtvoll dekorirter und kostümirter Opernscenen, mit seelenlosen Statisten, welche sich ohne Verständniß in aufgezwungenen Rollen abmühen; nur wo er mehr landschaftlich componirt und seine Figuren lediglich als Staffage behandelt, jene poetische, oft ins Traumhaft-Phantastische schweifende Stimmung, die ihn in andern Stoffgebieten, namentlich in den Dantebildern zu einem oft glücklichen und glänzenden Illustrator macht".

2. Die Niederlande. Die französische Kunst übte in Folge des politischen Uebergewichts des Napoleonischen Kaiserreichs auf die übrigen Länder, besonders die Niederlande und Italien (Pietro Benvenuti aus Perugia; A. Appiani und Vinc. Camuccini), einen maßgebenden Einfluß. (Lens 1740—1822.) In Belgien hatte schon Andr. Lens einen reformatorischen Weg im Sinne der Franzosen eingeschlagen, als David mit überwältigender Kraft die gesammte Kunstschule in die klassische Geschmacksrichtung hineinriß. (Brée 1773—1839. Pälinck 1781—1839. Navez 1787—1856.) Matth. v. Brée aus Antwerpen, J. Joh. Pälinck aus der Gegend von Gent, F. J. Navez aus Charleroi folgten den französischen Vorbildern. Dabei lebte jedoch der Sinn und das Interesse für die überlieferte Kunstrichtung aus den Tagen der Väter bei dem jüngeren Geschlechte ununterbrochen fort und wurde in den zahlreichen Akademien des Landes mit Liebe gepflegt. Die belgischen Künstler verloren nicht wie die deutschen die Fühlung mit dem Volke und mit dem Zeitgeschmack aus dem Auge. Mit dem Sturze des Klassicismus in Frankreich trat dann auch in Belgien eine Reaction ein, welche, in die Fußstapfen der alten Meister, namentlich Rubens', tretend und stofflich wie formell an die heimische Tradition anknüpfend, (Gallait geb. 1803. Biefve geb. 1808. Leys 1815—69. Wappers geb. 1803. de Keyser geb. 1813.) in L. Gallait und E. de Biefve aus Brüssel, in Henri Leys (Scenen aus der Geschichte der Niederlande) und Gust. Wappers aus Antwerpen („Heldentod des Bürgermeisters van der Werf"; „Septemberrevolution") und in Nicaise de Keyzer aus Sandvliet („Schlacht von Woringen"; „die Sporenschlacht" u. a.) sich zu einem kräftigen Realismus erhob, der, wie erwähnt, mit seinen malerischen farbenreichen Gestaltungsformen selbst auf die deutsche Malerei eine bedeutende Wirkung ausübte.

Gallait's „Abdankung Karl's V." und Biefve's „Compromiß des niederländischen Adels", „die Brüsseler Schützengilde vor der Leiche Egmont's und Hoorn's" u. a. erlangten europäischen Ruf. „In diesen Bildern trat die volle Gewalt der Wirklichkeit, die zwingende Macht eines in überzeugender Lebensfrische hingestellten geschichtlichen Moments ergreifend hervor, getragen von einer Kunst und Fülle der Charakteristik, von einer siegreichen Kühnheit und glänzenden Sicherheit des Colorits, die seit den großen Meistern des siebenzehnten Jahrhunderts verloren zu sein schien". Ein älteres Bild von Gallait, „Hiob und seine Freunde", erregte trotz der Uebertreibungen auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1836 allgemeine Aufmerksamkeit. Dabei machte die Genremalerei, die sich gleichfalls an die alten Vorbilder halten konnte, bedeutende Fortschritte und trat wie in Deutschland der Historienmalerei ebenbürtig an die Seite. Daß

es aber in Belgien so wenig als in Frankreich an entartetem Geschmack und mißleiteter Genialität mangelt, beweisen einige Bilder von A. J. Wiertz, die eine krankhaft erhitzte Wiertz 1806—65. Einbildungskraft verrathen. Dieselbe geistreich naturalistische Auffassung gibt sich auch in den holländischen Malern kund, unter denen Koekoek durch seine landschaftlichen Arbeiten, Schotel durch seine Seestücke und Alma Tadema, den man wegen seiner gelehrten Detailkenntniß einen malenden Archäologen genannt hat, den ersten Rang einnehmen.

In England hat die französische Malerei keinen Einfluß geübt, was in der 3. England. Abgeschlossenheit des Landes und in dem feindlichen nationalen Gegensatz seine Erklärung findet. Dagegen haben die gründlichen archäologischen Studien von J. Stuart und N. Revett („Alterthümer von Athen") anregend auf den Bildhauer John Flaxman gewirkt, dessen Umrisse zu Homer, Hesiod, Aeschylos und Flaxman 1755—1826. Dante durch die großartige Auffassung und die ernste und zugleich naive Anmuth verdienten Beifall geerntet haben. In der Malerkunst haben sich die englischen Künstler mehr dem Genre, dem Portrait und der Landschaft als der historischen Malerei zugewendet. Verdankte doch schon Sir Joshua Reynolds, Reynolds 1723—1792. der gefeiertste englische Künstler des achtzehnten Jahrhunderts, seinen Ruhm und sein Ansehen weniger seinen historischen Bildern als seinen Portraits und idealisirten Genre- und Figurengemälden („Schäferknabe"; „Liebesgott"). Denn die englische Kunst ist keine Staatskunst, sie wird von Privatmitteln erhalten und dient auch nur privaten Bedürfnissen. Die Frescomalerei, das wichtigste Feld für die Historienmalerei, ist erst in neuester Zeit bei einigen Gebäuden, insonderheit in dem großartigen Parlamentshaus mit seinen zahlreichen Sälen und in dem Buckinghamhaus in Anwendung gekommen (durch Eastlake, Leslie Dyce, Herbert, Horsley u. a.). „Der englischen Historienmalerei mangelt die Disciplin", sagt Springer, „die Unterordnung des subjektiven Eigensinnes unter die allgemeingültigen, aus der Natur des dargestellten Gegenstandes entspringenden Gesetze, das reine Maß der Phantasie; ihr fehlt vor allem die Schule, die den Abgang einer künstlerischen Tradition ersetzen muß". Auch findet die Historienmalerei wenig Aufmunterung im Geschmack der Nation. Hat doch einer der bedeutendsten Künstler dieser Gattung, Benj. Rob. Haydon („Urtheil des Sa- Haydon 1786—1846. lomo"; „Einzug Christi in Jerusalem" u. a.) in der Verzweiflung über den mangelhaften Absatz seiner Bilder Hand an sich selbst gelegt. Dagegen gehören die Scenen des südlichen Volkslebens von Ch. Eastlake und die figurenreichen Bilder von David Wilkie mit Darstellungen aus dem englischen und schotti- Wilkie 1785—1841. schen Volksleben zu den anziehendsten Werken der neueren Kunst, jene in der Weise von Leopold Robert gehalten, diese nach dem Vorbilde Hogarth's (XIII, 133). Wilkie hat der heimischen Natur wie dem nationalen Leben glückliche Motive abgelauscht und die formellen Seiten der Malerei glänzend ausgebildet. Sein „Dorfpolitiker", sein „blinder Fiedler", sein „Zahltag", seine „Testamentseröffnung" u. a. m. sind humoristische Sittengemälde des wirklichen Lebens, die einen feinen Beobachtungssinn verrathen. Dieselbe Eigenschaft bemerkt man

auch bei Mulready in der Schilderung des Knabenlebens, bei Millais und Hunt, in deren Bildern die Treue der Detailstudien in Erstaunen setzt, und Landseer ist ein Virtuos in der Thiermalerei. Alle Bilder der englischen Maler, besonders die Landschaften des genialen, mitunter nach phantastischen Effekten Turner 1775—1851. strebenden J. M. W. Turner, und die lieblichen Bildnisse des Portraitmalers Lawrence 1769—1830. Thom. Lawrence zeichnen sich durch ein anziehendes Spiel der Farben und durch glänzende Lichtwirkungen aus, Vorzüge, welche auch die Aquarellmaler Copley Fielding, C. Stanfield, Lewis u. a. theilen, wie denn gerade diese Gattung die höchste Ausbildung in dem britischen Inselreich erlangt hat. Aber allen englischen Künstlern gebricht es an productiver Erfindungskraft; eine Menge von Malern, wie Frith, Frost, Leslie Allan, Stone u. A. widmeten ihre Kunst vorzugsweise den Illustrationen inländischer und auswärtiger Dichter, besonders Shakespeare's. — Uebrigens ist es in keinem Lande schwieriger eine geschichtliche Kunstentwickelung nachzuweisen als in England. Die künstlerische Tradition des Mittelalters ist durch die Revolutionen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts untergegangen. Die moderne Kunstübung hat wenig Zusammenhang mit dem nationalen Volksleben, daher der Individualismus mehr als irgendwo sonst sich geltend macht. Die englischen Kunstzustände bieten ein eigenes Schauspiel dar. „Viel Originalität und doch eine arge Monotonie; eine mannichfache Uebereinstimmung in der herrschenden Manier und doch keine Schule; ein überaus kräftig ausgeprägter Localcharakter und doch keine Kunsteinheit".

3. Plastik.

Bildnerei in Rom. Wir haben in einem früheren Bande (XIII, 726 ff.) des gewaltigen Umschwunges gedacht, den die Bildnerei durch Canova und Thorwaldsen erfahren hat. Ihre Meisterschaft war so einflußreich, daß Rom mit seinen zahlreichen Werkstätten, mit seiner Marmortechnik und handwerksmäßigen Kunstübung und mit seinen antiken Vorbildern seitdem ein Hauptsitz plastischer Kunstthätigkeit geworden ist, wo Bildhauer aller Nationen ihren Aufenthalt wählten und die von den beiden großen Meistern an der Hand hellenischer Muster geschaffenen Vorbilder zur Richtschnur ihres Schaffens nahmen. So haben nicht blos deutsche Künstler, wie Martin Wagner aus Würzburg und Peter Schöpf aus München, wie die Konr. Eberhard 1768—1859. Brüder Eberhard aus Tirol, wie Karl Steinhäuser aus Bremen und Eduard Mayer aus der Rheingegend, wie der zur katholischen Kirche übergetretene Julius Troschel aus Berlin (Perseus; Gruppe der Grazien), wie der Schweizer Imhof († 1869), wie Achtermann und Hoffmann, beide im religiösen Kunstgebiete thätig, wie der Koburger Müller (Prometheus und die Okeaniden), dauernd oder längere Zeit ihre Werkstätte in der Tiberstadt aufgeschlagen und ihre meisten Arbeiten daselbst verfertigt und verfertigen lassen (Sitzende Goethestatue in Steinhäuser 1814—1879. Weimar von Steinhäuser, seit 1864 an der Kunstschule in Karlsruhe wirkend),

auch der Engländer John Gibson hat seine plastischen Werke, sowohl die anmuthigen mythologischen Figuren, Hylas, Eros, Psyche, Venus, als die ideal gehaltenen Standbilder und Portraitsculpturen (Huskisson, Königin Victoria, Lord Byron u. a.) im Geiste Canova's und Thorwaldsen's in Rom ausgeführt, und der Niederländer Matth. Kessels, wie die Italiener Tenerani († 1869), Marochetti, Benzoni u. a.) gehörten der römischen Künstlerwelt an. Dieser Vorrang Roms in der Bildnerei war einiger Ersatz für den Verfall der Malerei in dem ehemaligen Hauptsitz aller bildenden Künste. Während die fremden Genremaler ihre glücklichsten Motive aus dem Apenninenlande zogen und der talentvolle Darsteller sinnlicher Schönheit, Aug. Riedel aus Bayreuth („badende Mädchen"; „Sacontala") seine Studien nach römischen Modellen machte, blieben die einheimischen Künstler weit hinter der großen Vergangenheit zurück, wenn auch einige Maler in Mailand (Appiani; Induno; Conconi), in Venedig (Schiavoni), in Florenz (Bellucci und der Bildhauer Bartolini, Verfertiger zahlreicher Statuen, darunter Napoleon in Bastia im antiken Gewand eines triumphirenden Imperators und einer geschätzten Pyrrhusgruppe), und in andern Städten, nicht ohne Erfolg mit dem Auslande in den Wettlauf eintraten. So hat Pomp. Marchesi aus Mailand, ein Schüler von Canova, neben einer großen Anzahl von Standbildern und Büsten auch für die Frankfurter Bibliothek eine Goethestatue geliefert, die den deutschen Dichter sitzend in einem Armstuhl darstellt, Bleistift und Notizenbuch in der Hand.

Kessels 1784—1836.

Bartolini 1777—1850.

Marchesi 1790—1858.

Deutsche Plastik.

Bei der engen Verbindung der Sculptur mit der Architectur ist jedoch die Plastik mehr als die Malerei an die großen Weltstädte gewiesen, wo alle Künste geübt und gepflegt werden und Meister und Jünger eine erfolgreiche Wirksamkeit entfalten können. Und so sehen wir denn nicht nur in den deutschen Hauptstädten, in Berlin und Dresden, in München, Wien u. a. O., sondern auch namentlich in Paris eine große künstlerische Thätigkeit sich entwickeln und Schulen und Werkstätten entstehen, die bald mit eigenem Lichte glänzten und wie in der Malerei so auch in der Plastik neue Ideen und Kunstformen schufen, dem Genius der Zeit seine Ziele und Tendenzen abzuringen suchten.

Wenn auch Thorwaldsen alle seine Zeitgenossen an Meisterschaft und Zahl der Kunstwerke weit überragte, so fanden doch noch andere Bildhauer Raum und Gelegenheit zu Ehre und Ruhm und zu einer mannichfachen artistischen Thätigkeit, die bald einen ungeahnten Reichthum von Kunstschöpfungen erzeugte und in der sogenannten „Genreplastik" frische ursprüngliche Ideen einführte. Joh. Heinr. Dannecker aus Stuttgart, der mehr in die Fußstapfen Canova's trat, erwarb sich die größte Anerkennung durch die herrliche Büste Schiller's. Unter seinen übrigen Werken sind die Ariadne auf dem Panther in Frankfurt und seine Christusstatue in Petersburg und eine zweite in Regensburg am berühmtesten. — Martin Wagner, als Maler und Bildhauer („die Völkerwanderung", ein Relief im Innern der Walhalla) gleich ausgezeichnet, galt für den „gelehrtesten

Dannecker 1758—1841.

M. Wagner 1778—1858.

Künstler" der Neuzeit, den König Ludwig von Baiern mit der Erwerbung der „äginetischen Bildwerke" und des „barberinischen Faun" betraute, zu welchem Behuf er zweimal Griechenland bereist hat. — Bedeutender noch war Joh.
Schadow 1764—1850. Gottfried Schadow aus Berlin, dessen „Siegesgöttin mit dem Viergespann" auf dem von dem schlesischen Architekten K. G. Langhans (1733—1808) nach dem Muster der Propyläen in altdorischem Stil aufgeführten Brandenburger Thor, und eine Anzahl von Standbildern (Friedrich der Große in Stettin, der alte Dessauer, General Ziethen, Blücher in Rostock, Luther in Wittenberg u. a.) den Beweis geben, daß er es verstand, „die Kunst in das richtige Verhältniß zur Natur und Wirklichkeit zu setzen". Er war der Begründer des „Realismus" in der Bildnerei, der in Darstellung und Gewandung sich mehr an das wirkliche Leben hielt und vorwiegend nach lebendiger Auffassung und scharfer Charakteristik der individuellen Erscheinung strebte.

Ein neues Leben entfaltete sich auch für die Bildnerei durch die Kunstliebe König Ludwig's in München; und hier begegnen wir einem Manne, welcher, wenn auch nicht in Formvollendung und correcter Ausführung, so doch an Reichthum der Phantasie, an Gestaltungs- und Schönheitssinn und an productiver
Schwanthaler 1802—48. Kraft dem nordischen Bildhauer nahe kam — Ludw. Schwanthaler. Wenn auch nicht unempfänglich für die antike Kunst, die ihm die Motive zu seinen ersten Sculpturwerken in Relief gab (an dem silbernen Tafelservice und in der Glyptothek), so weilt er doch mit Vorliebe bei der Herrlichkeit der deutschen Ritterzeit, die er mit den Blicken eines Romantikers in idealer Verklärung auffaßte. In der Ritterburg, die er sich am Ufer der Isar erbaute, durchlebte er noch einmal die Träume seiner Jugend. Angeregt von dem Kunstsinn des Königs, entwickelte Schwanthaler eine wunderbare Thätigkeit, wie aus der großen Menge von Statuen, Denkmälern und Basreliefs hervorgeht, die von ihm herrühren. So schmückte er das Giebelfeld der „Walhalla" mit der „Arminiusschlacht" (überlebensgroße Marmorstatuen), den Thronsaal mit den Ahnen des Regentenhauses, in Erz gegossen und im Feuer vergoldet; verschiedene Gebäude mit Basreliefs. Unter seinen Standbildern sind hervorzuheben: Mozart für Salzburg, Jean Paul für Bayreuth, Goethe für Frankfurt a. M., Großherzog Karl Friedrich für Karlsruhe, Ludwig von Hessen in Darmstadt; in München: Kreitmayr; Tilly und Wrede in der Feldherrnhalle; andere Statuen in Erlangen, Stockholm, Speyer. Aber das größte Denkmal setzte er sich selbst in dem Riesenwerk „Bavaria" vor der Ruhmeshalle. Die große Erzgießerei von Stiglmayer in München kam dieser regen Kunstthätigkeit, die sich durch Schwanthaler und seine Schüler in der baierischen Hauptstadt entwickelte, fördernd entgegen.
Fernkorn 1813—78 Unter diesen Schülern hat besonders Ant. Fernkorn aus Erfurt, der von München nach Wien übersiedelte, durch eine kolossale Reiterstatue des Heil. Georg und durch das „Denkmal des Erzherzogs Karl" im Burghofe der Kaiser-
Bandel 1800—76. stadt sich einen Namen gemacht. Auch Jos. Ernst Bandel aus Ansbach, durch

dessen Kunst und Ausdauer das kolossale Hermanndenkmal auf dem Teutberge bei Detmold zu Stande kam, war ein Zögling der Münchner Bildhauerschule, aus der noch manche andre Bildhauer der Gegenwart hervorgingen, wie Halbig aus München, Konr. Knoll aus Bergzabern in Rheinbaiern, „durch dessen reale Auffassung ein feiner Hauch von romantischer Idealität geht", Kasp. Zumbusch aus Westfalen, geb. 1830, A. Heß u. A.

Die Palme in der neuen Bildnerei gebührt dem Meister Christian Rauch, Sohn eines fürstlichen Kammerdieners aus Arolsen, der in der Werkstätte J. Chr. Ruhl's in Kassel seine ersten Kunststudien machte. Rauch hat das Verdienst, eine der Gegenwart angehörige, dem Gehalte und der Form nach vaterländische Kunst geschaffen zu haben, ohne die Annäherung an die Antike zu hemmen. Dem Denkmal der Königin Louise im Mausoleum zu Charlottenburg, dessen Ausführung ihm auf Thorwaldsen's Empfehlung übertragen ward, folgten die Standbilder von Bülow und Scharnhorst in Marmor; von Blücher (in Breslau) in Erzguß und das Denkmal auf dem Kreuzberg bei Berlin; König Max I. von Baiern im Krönungsornat und eine Reihe anderer Statuen. Auch die „Walhalla" enthält mehrere Werke von ihm selbst oder nach seinen Zeichnungen von Schwanthaler ausgeführt. Den Höhepunkt seines Ruhmes erreichte er jedoch durch das herrliche Denkmal Friedrich's II. unter den Linden in Berlin, ein Werk vaterländischer Liebe und Begeisterung. In die letzten Jahre seines Lebens fallen die Standbilder York's und Gneisenau's, die liegende Statue Friedrich Wilhelm's III. im Mausoleum zu Charlottenburg und die Mosesgruppe vor der Friedenskirche bei Potsdam. Besaß Rauch auch nicht den schöpferischen Formsinn und die harmonische Schönheit der Bewegung von Thorwaldsen, so folgte er dagegen in Allem der Natur mit Gewissenhaftigkeit und Ausdauer und gab dem Realismus ein ideales Gepräge. „Wie er aber sein Bildniß in Auffassung, Geberde und selbst in moderner Gewandung trotz hingebender Naturtreue doch mit klassischer Klärung zu durchdringen vermochte, so verstand er es auch umgekehrt Idealtypen in einer Weise neu zu beleben, wie es keinem andern Meister unseres Jahrhunderts gelungen ist". Unter seinen zahlreichen Schülern haben sich viele des Meisters würdig gezeigt, wie der Schlesier Aug. Kiß (die mit dem Panther kämpfende Amazone zu Pferd), Friedr. Tieck, Bruder des Dichters, K. Fr. Wichmann („die Wasserschöpferin") und sein Bruder Ludwig (Büsten und Statuen), Friedr. Drake aus Pyrmont (Marmorstatue Friedrich Wilhelm's III. im Thiergarten), Wredow („Ganymed und Paris") die beiden Wolff, Fr. Herm. Schievelbein u. A. m. Von ihnen rühren die acht Marmorgruppen auf der Berliner Schloßbrücke und andere Monumentalwerke her.

Rauch 1777—1857.

Den größten Ruhm unter Rauch's Schülern erlangte jedoch Ernst Rietschel aus Sachsen, in ärmlichen Verhältnissen geboren, welcher, nachdem er unter Noth und Entbehrungen die inwohnende Genialität in der Akademie zu

Rietschel 1804—61.

Dresden und in der Werkstätte von Rauch zur Entwickelung gebracht und dann eine Reihe Sculpturwerke in Dresden, Leipzig und Berlin ausgeführt (Denkmal des Königs Friedrich August; die allegorischen Figuren der vier Facultäten im Leipziger Universitätsgebäude; Ehrenstatue Thaer's; Giebelfeld am Berliner Opernhaus und eine Pietà), zuletzt in dem Standbilde Lessing's zu Braunschweig und in der Gruppe Goethe und Schiller in Weimar, die schwierige Aufgabe löste, Statuen im Gewande der Zeit darzustellen, ohne der Idealität der Auffassung zu nahe zu treten. Uebrigens fand die Kunstkritik bei aller Anerkennung der Vortrefflichkeit des Werks an dem Weimarer Monumente auszusetzen, daß die Grundidee, das Wechselverhältniß der beiden Dichterheroen und ihr Zusammenwirken symbolisch zum Ausdruck zu bringen, über die Aufgabe der realistischen Plastik hinausgehe. Rauch hatte sich für antike Gewandung ausgesprochen mit Beziehung auf den Charakter ihrer Studien und ästhetischen Ansichten. Ueber den Arbeiten zu dem großartigen Lutherdenkmal in Worms wurde Rietschel durch einen frühen Tod weggerafft. Sein Ziel war die höchste Naturwahrheit in harmonischer Verbindung mit Schönheit und Würde. „Nicht immer zwar", lautet das Urtheil eines Kunstkritikers der Gegenwart, „erreicht Rietschel den monumentalen Schwung und die klassische Geschlossenheit seines Meisters Rauch; dafür ist ihm jedoch anmuthsvolle Empfindung und eine manchmal ans Romantische streifende Poesie in höherem Grade eigen als dem Heros der modernen Plastik in Berlin, eine Gefühlswärme, neben welcher der philosophische Geist Rauch's nicht selten kalt erscheint, wie immer Denken neben Empfinden". Ein begabter Schüler von Rietschel ist Ernst Hähnel aus Dresden (Beethoven in Bonn, Karl IV. in Prag), der aber in der Reproduction antiker Motive eine glücklichere Hand offenbarte als in der selbständigen Schöpfung monumentaler Werke, und Joh. Schilling aus Dresden (Gruppen der vier Tageszeiten an der Brühl'schen Terrasse). Großes natürliches Talent entwickelte auch der österreichische Bildhauer Hans Gasser, weniger in der Wielandsstatue in Weimar, als in andern Werken (Statuen der Musen für das Theater in Pest, zwei Gruppen für die Königin von England, Kunst und Industrie, Wissenschaft und Handel darstellend; Standbild des Feldzeugmeisters v. Welden in Grätz u. a.).

Gasser 1828–1868.

Französische Plastik.

In Frankreich, insbesondere in Paris, wo zahlreiche Kirchen und öffentliche Bauwerke der Plastik ein reiches Feld zu mannichfachen Kunstschöpfungen, zu Statuen und zu Arbeiten in Relief boten, wo die Fabrikation von Bronzewerken schwunghaft betrieben wird und das Kunstgewerbe in hoher Blüthe steht, gewann die Bildnerei eine große Bedeutung und umfassende Wirksamkeit, und da gewahren wir denn einen ähnlichen Entwickelungsgang wie in der Malerei. Die Bildhauer befreiten sich von der unbedingten Herrschaft der Antike, die in Rom zur Geltung gekommen, aber in dem nationalen Geschmack keinen Halt hatte, dem „rhetorischen Pathos", das der Franzose so sehr liebt, wenig zusagte. Sie

trugen der realeren Auffassungsweise, dem Verlangen nach lebendigerem Ausdruck und unmittelbarerer Wirkung mehr Rechnung. Dabei wurde jedoch, wie in der Malerei durch Ingrès, so in der Bildnerei durch Franz Jos. Bosio eine Bosio 1769—1845. an das antike Formgerüste, insbesondere an Canova sich anlehnende idealere Richtung eingeschlagen, während die jüngere Schule einem ausdrucksvolleren leidenschaftlicheren Naturalismus huldigte. Bosio erwarb sich einen großen Ruhm durch die Reliefs an der Vendomesäule, durch zwei graziöse und fein behandelte Marmorstatuen im Palast Luxemburg (der am Boden liegende Jüngling Hyakinthos und die dem Bade entsteigende Nymphe Salmakis), durch mehrere monumentale Sculpturen (Grabdenkmal Ludwigs XVI.; Mausoleum der Gräfin Demidow auf dem Père Lachaise u. a.) und durch verschiedene Standbilder. Noch größere Erfolge in der antik-idealen Richtung erlangte der in Genf geborene, durch mehrjährigen Aufenthalt in Rom herangebildete James Pradier, der zu den gefeiertsten Pariser Künstlern gehörte und eine zahlreiche Pradier 1792—1852. Schule begründete. In seinen der Antike nachgedachten Statuen, unter denen eine Bachantin, eine Psyche, eine Flora, eine Niobide zu den gelungensten gerechnet werden, beurkundete Pradier ein großes technisches Talent, einen glücklichen Nachahmungstrieb, ein feines Gefühl für das Wirksame. Von seiner großen Thätigkeit geben zahlreiche Sculpturen am Triumphbogen, an der Madeleine, im Versailler Museum, die kolossalen Victorien am Grabdenkmal Napoleon's im Invalidenhôtel und das Rousseaumonument in Genf Zeugniß. Schon bei Pradier trat in den späteren Werken das Streben nach Effekt und sinnlicher ausdrucksvoller Schönheit zu Tage, ein Streben, das bei seinen Schülern Lequesne, Guillaume, Dumont u. A. noch deutlicher zum Vorschein kam. Diese Richtung wurde mehr und mehr die herrschende und erlangte die größten Triumphe durch P. J. David aus Angers, einen talentvollen mit genialer Leichtigkeit der Auf- David d'Angers fassung ausgerüsteten Künstler. Der maßvolle edlere Stil, den Bosio begründet, 1789—1856. dem sein Schüler Duret in seiner trefflichen Genreplastik (der Tarantellatänzer; Duret 1805—1865. der improvisirende Winzer) und der begabte Rude (Neapolitanischer Fischer- Rude 1785—1855. knabe mit einer Schildkröte spielend) treu geblieben, wurde bald gänzlich verdrängt durch David's scharf ausgeprägten Realismus und Naturalismus. Wie der Maler gleichen Namens, aus dessen Schule der Bildhauer hervorgegangen und dessen demokratisch-republikanische Grundsätze er theilte, war auch Jean Pierre David der einflußreichste Künstler seiner Zeit. Durch längere Studien in Italien, in Deutschland, und als Verbannter des zweiten Kaiserreiches in Griechenland vielseitig angeregt, hat David in großen Monumentalwerken (Reiterstatue des großen Condé in Versailles; Sculpturen im Giebelfelde des Pantheons), besonders aber in einer Reihe von Standbildern berühmter Zeitgenossen französischer und deutscher Nation (General Foy, Frau v. Staël, Cuvier, Schiller, Goethe, Humboldt, Schelling u. A.) seine große Erfindungs- und Ausführungsgabe bethätigt. In der Portraitbildnerei hat David Meisterstücke

geschaffen, „in welchen der Kern und das Wesen der gefeierten Persönlichkeit mit ergreifender Wahrheit verkörpert ist". Doch läßt sich bei manchen eine Manierirtheit und ein gesuchtes absichtliches Streben, die Eigenthümlichkeit der Persönlichkeiten recht deutlich hervortreten zu lassen, in vielen Standbildern und Büsten nachweisen. In den meisten Werken der französischen Plastik der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit eines Clesinger, Foyatier, Debay, Jacquemont u. A. herrscht ein lebendiger Naturalismus und ein rhetorisches Pathos, woraus hervorzugehen scheint, „daß für Schilderungen gewaltiger offener Leidenschaften und sinnlicher Begierden die plastische Phantasie der Franzosen am meisten geeignet ist".

Englische Bildhauerkunst. Gibson 1791—1866. Chantrey 1781—1841.

Auch in England entfaltete sich eine selbständige Plastik mit größerer oder geringerer Anlehnung an die antike Formenwelt und an die Vorbilder von Canova und Thorwaldsen. Von Flaxman und Gibson haben wir oben erfahren wie sehr ihnen bei ihren Schöpfungen die antiken Meisterwerke vor Augen schwebten. Doch bemerkte man in Gibson's späteren Werken mehr Freiheit und selbständiges Naturstudium. Noch unabhängiger bildete Francis Chantrey, ein Autodidakt von geringem Stande, den nationalen Kunststil aus sowohl in seinen Büsten und Idealfiguren (Gruppe schlafender Kinder in der Kathedrale zu Lichfield) als in seinen Reiterstatuen (Georg IV. in Bronze auf dem Trafalgarplatz; Wellington) und Standbildern. Dieselbe freie Nachbildung findet man auch bei den übrigen englischen Bildhauern, einem Macdonald und Bell, einem Westmacott, Baily, R. Wyatt u. A. Aber zu genialen Kunstschöpfungen hat sich die englische Bildnerei nicht aufzuschwingen vermocht. „So viel Nelson, Peel und Wellingtow u. s. w. in Erz und Marmor uns begegnen, ein kunstgerechtes Werk wird man nur selten antreffen und man wird sich bald an dem ungeregelten Realismus, bald an der geistlosen Stilmaske stoßen". Am besten gelingt den englischen Bildhauern die Genreplastik, aber auch hier begegnet man selten dem heitern Spiel ungebrochener Sinnlichkeit, welches sich bei den südlichen Völkern kundgibt. Ueberhaupt steht in der englischen Kunst die schöpferische Phantasie weit zurück hinter den Gebilden der Literatur.

4. Architectur.

Die Baukunst in Deutschland. Erdmannsdorff 1736—1800.

Der in München und Berlin erwachte rege Kunstsinn gab sich auch in der Baukunst zu erkennen. Es war natürlich, daß die Bewunderung für die Antike die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die gesammte Literatur und Kunst beherrschte und die schon der Baumeister Fr. W. v. Erdmannsdorff, der Schöpfer des Wörlitzer Schlosses und Parks bei Dessau auf mehreren Reisen in Italien in sich aufgenommen, auch auf den architektonischen Kunstgeschmack von durchschlagender Wirkung war. In München wetteiferten zwei Männer von entgegengesetzten Richtungen in dem gleichen Streben, die Hauptstadt Baierns

mit herrlichen Bauwerken zu schmücken — Leo v. Klenze, bei Hildesheim ge- Klenze 1784—1853.
boren, und Friedr. v. Gärtner aus Koblenz; in Berlin wußte Karl Friedr. Gärtner 1792—1847.
Schinkel aus Neu-Ruppin die durch die Romantik und durch den jung verstor- Schinkel 1781—1841.
benen Ferd. Gilly erlangte Anregung mit den Kunstgesetzen der Alten zu neuen harmonischen Formen, zu einem dem praktischen Leben entsprechenden architektonischen Stil zu verbinden. Ihm gebührt das Verdienst, „die Ausdrucksfähigkeit der griechischen Architectur erweitert und bei aller Reinheit in der Formengebung doch ein selbständiges Leben seinen architectonischen Bildungen eingehaucht zu haben". Wie Schinkel war auch sein Münchener Zeitgenosse von antiken Ideen erfüllt. Klenze hing mit voller Liebe an der griechischen Kunst, daher erscheint er auch am größten, wo er sich dieser Neigung ohne Zwang hingeben darf, wie in der „Glyptothek" mit ihrer herrlichen Säulenhalle, in der „Walhalla", jenem dem deutschen Nationalruhm geweihten Denkmal auf der Höhe von Donaustauf bei Regensburg, in der Form eines dorischen Tempels mit allseitiger Säulenstellung von großer Schönheit, wie in der Ruhmeshalle und in dem Prachtthor der „Propyläen"; doch war Klenze zu sehr durchdrungen von dem Gefühle, daß alle Künste ein zusammengehöriges Ganze bilden und alle Stilgattungen ihre eigenthümlichen Vorzüge hätten, als daß er nicht auch zur Wiederbelebung des Renaissance-Stils im „Neuen Königsbau" und in der „Pinakothek" und des romanischen oder byzantinischen Stils in der „Allerheiligen-Hofkapelle" willig die Hand geboten hätte. In dem verjüngten Renaissancestil hat einer seiner Schüler G. Neureuther durch das Polytechnikum ein gelungenes Vorbild geschaffen. Gärtner dagegen führte seine meisten Bauwerke, die „Ludwigskirche" und die übrigen öffentlichen Gebäude der „Ludwigsstraße" (Bibliothek) mit der „Feldherrnhalle" und dem „Siegesthor" an beiden Enden, im romanischen Stil aus, und bei dem „Wittelsbacher Palast" wandte er sich zur Gothik: doch fehlte ihm der große Sinn für das Zusammenwirken der verschiedenen Künste im Bauwerk und der durch diesen Verein begründete Totaleindruck. Neben diesen beiden Meistern hat sich noch G. Friedr. Ziebland aus Regensburg durch die Bonifaciuskirche im Stil der alten christlichen Basiliken, Dom. Quaglio, von italienischer Abkunft, durch den Wiederaufbau des Schlosses Hohenschwangau und Dan. Ohlmüller aus Bamberg durch die gothische Maria-Hilf-Kirche in der Vorstadt Au einen Namen erworben. Die Architectur bildet die Feste und Grundlage der Münchener Kunst; die Malerei und namentlich die Sculptur erscheinen von ihr abhängig und beherrscht; die wieder entdeckte Glasmalerei, die Eman. Ainmüller so sehr vervollkommnete, steht in ihrem Dienst. — In Berlin knüpft sich die ganze neuere Architectur an Schinkel an. Nachdem er sich in dem „Denkmal auf dem Kreuzberg" im gothischen Stil versucht und in der „Hauptwache" neben dem Zeughaus von der altgriechischen Kunst die dorische Säulenordnung entlehnt hatte, schuf er im „Schauspielhaus" und im „Museum" an der Hand der Antike Bauwerke nach neuer Anlage und neuen Combinationen,

wobei auf das Zusammenwirken aller Künste gerechnet war und der von Phantasie belebte Schönheitssinn des Künstlers ans helle Licht trat. In der Werderkirche in Berlin hat der Meister den einseitigen gothischen Typus durch Anklänge griechischer Architectur gemildert und in der Potsdamer Nicolaikirche das Muster eines Gotteshauses für den evangelischen Cultus zu schaffen gesucht. Neben den monumentalen Werken und Kuppelbauten hat Schinkel auch Villen aufgeführt, bei deren Entwürfen und Anlagen er zugleich als trefflicher Landschaftskünstler erscheint.

Wie wenig auch der geniale Idealismus des Berliner Meisters geeignet war erlernt oder vererbt zu werden, so hat Schinkel doch eine Schule hinterlassen, die in seinem Geiste fortwirkte und sich in einer Reihe von musterhaften Bauwerken der bürgerlichen Architectur in und um Berlin bethätigte. „Nirgends wurde der Grundsatz, daß sich die Baukunst an die landschaftliche Umgebung eng anschließen und in ein organisches Wechselverhältniß zu dieser treten soll, mit solcher Consequenz durchgeführt und so glücklich gelöst als hier“. Italienische Motive mit Anklängen an altrömische Landsitzformen dienten den Architecten, an ihrer Spitze Persius, zur Grundlage. Unter den Zöglingen der Schinkel'schen Schule ragen neben Persius hervor theils durch neue Combinationen und Modalitäten bei Anwendung älterer Baustile, theils durch geschickte technische Behandlung: J. H. Strack (Petrikirche), L. Soller (Michaelskirche im romanisch-
Stüler 1796—1865. italienischen Stil), Aug. Stüler (Neues Museum, Dombau mit der Friedhof-
Stier 1799—1856. halle), Wilh. Stier († 1856), Fr. Hitzig, E. Knoblauch († 1865) u. A.

Zu gleicher Zeit gab sich auch an andern Orten ein eifriges Streben für Errichtung neuer Bauwerke kund und setzte mancherlei Kräfte in Bewegung: So hatte der Ausbau des Kölner Doms und die Aufführung der neuen Burgen und Kirchen am Rhein die Erneuerung der gothischen Kunst in weitem Umfange durch
Zwirner 1801—61. Zwirner, Lasaulx u. A. zur Folge; so suchte in Dresden Gottfr. Semper
Lasaulx 1781—1848. in dem großen (im September 1869 durch eine Feuersbrunst zerstörten) Theater,
Semper 1803—1879. im „Neuen Museum“ und in dem Polytechnicum in Zürich den Stil des vorigen Jahrhunderts an der Hand der Antike zu veredeln; so hat in Karlsruhe, wo schon am Ende des achtzehnten und im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts
Weinbrenner 1764—1829. Fr. Weinbrenner in der katholischen und protestantischen Stadtkirche, im Rathhaus und in mehreren andern öffentlichen und Privatgebäuden ein bedeutendes Compositionstalent und Kenntniß der antiken Architectonik an Tag gelegt,
Hübsch 1795—1863. Heinr. Hübsch aus Weinheim, ein begabter, der romantischen Richtung huldigender Künstler, in einer Reihe öffentlicher Gebäude (Finanzministerium, polytechnische Schule, Kunsthalle, Theater, Trinkhalle in Baden-Baden und mehreren Kirchen) seinen Sinn für genaue Constructionen und maßvolle Formen bekundet;
Heideloff 1788—1865. so weckte in der alten Kunststadt Nürnberg der talentvolle Architect K. Alex. Heideloff aus Stuttgart Sinn für die mittelalterliche Gothik und für die deutsch-vaterländische Baukunst; so haben in Stuttgart die Architecten Chr. Leins

und J. Egle an der königlichen Villa und in mehreren öffentlichen Gebäuden (Polytechnicum; Baugewerbschule) und stattlichen Privathäusern theils die italienische Hochrenaissance, theils den französischen Louvrestil angewendet.

In Frankreich herrschte im Anfang des Jahrhunderts, wie in den andern Künsten so auch in der Baukunst, der klassische Geschmack, besonders die prunkvollen Formen der römischen Architectur, welche dem modernen Cäsarenthum zum entsprechenden Ausdruck dienten. Dieser Richtung huldigten Percier, Chalgrin, der Erbauer des Triumphbogens de l'Etoile, und Vinchon, der die stolze Magdalenenkirche aufführte. Während der Restauration erlangte die Romantik in der Baukunst wie in der Literatur und in den religiösen Anschauungen durch Lassus und Viollet-le-duc die Herrschaft, bis in neuerer Zeit eine Verbindung und Versöhnung beider Stile durch Hittorf (Kirche St. Vincent de Paul) angestrebt ward, woneben auch (im Ausbau des Stadthauses und des Louvre) der decorative Stil der Renaissance zur Anwendung kam. Dieser Stil der späteren Renaissance fand in dem neueren Frankreich die größte Verbreitung und Ausbildung, während die Gothik, in welcher die Clotilden- und Eugenienkirche ausgeführt wurden, wenig Glück machte. In England blieb in den Kirchen und öffentlichen Gebäuden (wie in dem großartigen Parlamentsgebäude von Parry, in Wyatt's Ausbau des Windsorschlosses und in den meisten Landsitzen des hohen Adels) der spätgothische Stil mit üppiger Prunkentfaltung vorherrschend. Die vereinzelten Versuche früherer Zeit, den Renaissancestil einzubürgern, blieben ohne durchschlagenden Erfolg. Hat doch selbst der berühmteste Baumeister Christopher Wren, welcher am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die großartige Paulskirche in London in michelangelesker Architectur aufführte, zugleich den gothischen Ausbau der Westminster-Abtei in den beiden Thürmen besorgt. Architectur in Frankreich und England.

Einen bedeutenden Einfluß auf die Belebung und Verbreitung des Kunstsinnes übte die große Regsamkeit im Gebiete der vervielfältigenden Kunstthätigkeit, wodurch die Theilnahme an den Erzeugnissen der Kunst immer allgemeiner ward. Nicht blos der Kupferstich und Stahlstich, worin der Italiener Raf. **Morghen** und der Dresdener Fr. **Müller** Ausgezeichnetes geleistet haben, wird noch immer durch tüchtige Meister ausgeübt; auch der lange vernachlässigte Holzschnitt (Xylographie) ist wie erwähnt wieder zu Ehren gekommen, und die Lithographie und Photographie hat in unseren Tagen eine wunderbare Ausbildung und Bedeutung erlangt und die Kunsterkenntniß nach allen Seiten gefördert, und wie sehr in Frankreich und in Deutschland das Kunstgewerbe den Geschmack und Formsinn gebildet und veredelt hat, beweisen alle Kunstausstellungen. „Alles dieses deutet darauf", so schließen wir mit Wilh. Lübke, „daß ein reger Sinn, eine frische Betheiligung an künstlerischen Werken immer weitere Kreise ergreift. Je mehr aber ein wahrhaft gesundes Gedeihen der Kunst auf ihrer Volksthümlichkeit beruht, desto mehr hat diese selbst ihre Ideale treu und rein zu hüten. Die Abwege ins Aeußerliche, Naturalistische und Leere liegen Erweiterung des Kunstgebietes. Morghen 1758—1833. Müller 1782—1816.

unserer heutigen Kunst, vor allem der Malerei, deshalb so gefährlich nahe, weil der Zug der Zeit ein überwiegend realistischer ist. Darum muß sie ihr ewiges Erbtheil des Idealen wahren, muß treu, wahr und tief sich dem Leben hingeben, aber in den Erscheinungen desselben nicht die blendende Hülle, sondern den unvergänglichen Gehalt zu erfassen suchen. Das ist ihre Aufgabe, ihr Beruf, das die Bedingung für ihre lebendige Fortdauer".

B. Die Tonkunst im neunzehnten Jahrhundert*).

Die Höhenrichtung der klassischen Musik führte zuletzt nach Wien, wo sie in Oper und Instrumentalmusik eine noch jetzt mustergültige Vollendung erreichte (XIII, 734 ff.). Die Kunst Italiens hatte sich hier aus deutschen Quellen verjüngt. Aber die italienische Musik ging auch mit der französischen Verbindungen ein, und neben den großen Wiener Meistern behauptet sich an compo-
Cherubini 1760—1842. sitorischem Werth, wie in der Gunst der Menge Maria Luigi Cherubini, welcher in den meisten Gattungen dauernde Kunstwerke geliefert hat. Die Bedeu-
Spontini 1778—1851. tung seines Zeit- und Landesgenossen Gasparo Spontini liegt dagegen lediglich in der großen Oper, die er nach Gluck's Mustern auf italienisch-französischem Grunde pomphaft gestaltete. Neben ihm wirkten die Franzosen Méhul, Boieldieu u. A. mit Opern von bescheidenerer Anlage, die aber mit den Spontini'schen in Lebensdauer glücklich wetteifern.

Die Musik rein italienischer Meister, welche trotz der Wiener Epoche auf den Theatern Europas überall heimisch blieb, erhielt einen neuen Aufschwung
Rossini 1792—1868. durch Giacomo Rossini, welcher mit zahlreichen Opern, von denen der „Barbier von Sevilla" als komische und „Tell" als ernsthafte die bedeutendsten sind, durch seine Melodienfülle alle Bühnen beherrschte. Mit Tell, seinem letzten Werke, 1829 in Paris herausgekommen, lenkte er in eine Bahn ein, welche
Auber 1782—1871. der Franzose D. François Auber durch seine Oper „Stumme von Portici" 1828 eröffnet hatte und welche in naher Berührung mit der Julirevolution stand. Diese historischen, für die Zeitgeschichte bedeutsamen Opern fanden ihre Fortsetzung und gewissermaßen ihre Vollendung in den „Hugenotten" und dem „Pro-
Meyerbeer 1791—1864. phet", welche der deutsche Jacob Meyerbeer während der Juliregierung für dieselbe Pariser Bühne schrieb, nachdem er gleichzeitig mit den genannten Werken Auber's und Rossini's durch seine Oper „Robert der Teufel" (1831) alle Theater sich erobert hatte.

Diese Werke sind tief in den Geist der sogenannten Romantik getaucht, welche damals allgemein die Kunst beherrschte. Die Deutschen nahmen einen hervorragenden und eigenthümlich selbständigen Antheil an dieser Richtung. C. M. v. Weber (XIII, 736), der Mitschüler Meyerbeer's bei Abt Vogler,
Spohr 1784—1859. wurde der Tonangeber in der deutsch-romantischen Oper, dem Ludwig Spohr

*) Von Dr. Chrysander bearbeitet.

zur Seite ging und Heinrich Marschner nebst vielen Anderen folgte. Diese romantische Richtung in der Oper herrschte in Deutschland bis etwa zum Jahre 1850; aber sie war, mit Ausnahme einiger Werke Weber's, nicht geeignet, im Auslande festen Fuß zu fassen, mußte dagegen erleben, daß ihr das heimische Theater theils von den rein italienischen, theils und namentlich von den Pariser italienisch-französisch-deutschen Producten streitig gemacht wurde. Ein solches Schwanken, Kämpfen und Befehden zwischen heimischer und ausländischer Oper, sowie das Hinneigen der größeren Menge zu der letzteren ist die Signatur dieser ganzen Zeit, zum Theil bis auf die Gegenwart. Die deutsche Oper seit Weber besitzt nicht mehr die Gewalt über die Formen, welche der früheren klassischen Oper eigen war; an die Stelle der Arie mit ihrer wunderbaren Mannigfaltigkeit und Einheit des Ausdrucks tritt mehr und mehr theils das Lied, theils das Recitativ; die Ensemble- oder Massenformen erweitern sich; die Instrumentalbegleitung reißt von dem Material des Ausdrucks immer mehr an sich, wird vorlaut, bedrängt und bedeckt dadurch den Gesang und läßt denselben schrittweise verkümmern. Ein solches Bei- und Nebenwerk ist die starke, der Gesang aber, der vocalische Theil der Musik, ist die überall sichtbare schwache Seite dieser Oper und der Hauptgrund ihrer Beschränkung auf das Vaterland, vielfach auf einzelne Theile desselben. Es schien den deutschen Operncomponisten nicht mehr möglich zu sein, eine grundgesangmäßige, auf eigenen Füßen stehende, pathetische Melodie zu schreiben.

Marschner 1796–1861.

Von dieser Seite drang zunächst Italien ein und überschüttete die Welt, auch die halb widerstrebende deutsche, durch Rossini, Donizetti, Bellini u. s. w. mit einer Fülle von Cantilenen, welche leicht und locker hingeworfen und in einem einheitlichen Stile geschrieben waren, selbst wenn ihr Inhalt trivial war, die daher allgemein verstanden und nachgesungen wurden. Ihre Eingänglichkeit wurde noch wesentlich dadurch erhöht, daß die größten Sänger unseres Jahrhunderts dieselben vortrugen, ja daß mit dem Aufkommen jener Componisten zugleich eine Fülle gesanglicher Kräfte ersten Ranges entstand, welche den alten Glanz der italienischen Oper nicht nur in den Großstädten Europas aufrecht erhielt, sondern ihn auch nach Amerika und Afrika verbreitete. Italienische Operntheater hat man jetzt in drei Welttheilen. Seit mehr als dreißig Jahren wird diese Oper durch Giuseppe Verdi beherrscht, einen mit allen Tugenden und Schwächen des modernen Italien begabten Componisten, in welchem sich außerordentliche Fruchtbarkeit und große Fülle eingänglicher Melodien, dramatische Schlagfertigkeit, vollkommene Kenntniß der Effecte, Rohheit des Geschmackes und Trivialität im Ausdrucke des Gefühls mit einander verbinden. Seine Opern findet man auf allen Theatern, seine Melodien auf allen Leierkasten.

Verdi geb. 1814.

Ein zweiter Fehler der deutschen romantischen Oper war die mangelhafte Dramatik. Die Hauptpersonen jener Stücke waren entweder romantische Schemen, eingebildete Geschöpfe, oder als wirkliche Existenzen so unnatürlich verschro-

ben, daß ein einfaches, allgemein verständliches dramatisches Spiel nicht möglich war. Die Bewegung auf der Bühne unter natürlichen Menschen wurde den Deutschen selbst im Schauspiel von jeher schwer, weil sich allerlei Symbolik und Fabelei einschlich, wie vielmehr in der Oper, wo die Musik ein Ueberschweifen in das Reich des Gestaltlosen und Vieldeutigen so recht eigentlich begünstigte! Hier war es die französische Oper, welche in ungeahntem Aufschwunge Alles bot, was der deutschen abging, und letztere eine Zeit lang völlig lahm legte, — aber nur die aufs neue durch italienische und deutsche Kräfte gestärkte französische Oper. Es war vor Allen Meyerbeer, der sein großes, an den Weisen verschiedener Völker geschultes Talent seit dem Jahre 1830 fast ausschließlich dem Pariser Theater dienstbar machte und von dort aus zwanzig bis dreißig Jahre lang der Oper die Richtung gab. Von seinen drei Hauptwerken „Robert der Teufel", „Hugenotten" und „Prophet" waren es namentlich die „Hugenotten", welche für die moderne historische Oper das Muster bildeten und gewissermaßen als das bedeutendste musikalische Bühnenwerk unserer Zeit anzusehen sind. Meyerbeer's Oper ist ein Bouquet von Effekten verschiedenster Art; die Contraste beutet er aus bis zum Sinnlosen; die Melodien, welche ihm mitunter vorzüglich gelingen, sind oft geziert, sentimental oder frivol; Geschmack und Kunst stehen bei ihm nicht auf gleicher Höhe. Durch seine Geschicklichkeit, große Massen wirkungsvoll zu combiniren, hat er erheblich dazu beigetragen, daß der schöne Sologesang der frühern Oper nach und nach in der vielstimmigen, von einem vorlauten Orchester noch übertönten Masse verschwand. Meyerbeer selber pflegt den Sologesang in der Oper nicht nur mit Geschick, sondern sogar mit raffinirter Vorliebe; wie er durch allerlei Mittel das historische Colorit herzustellen suchte, so war er auch namentlich bemüht, seine Hauptpersonen mit allen nur erdenklichen Anziehungskünsten auszustatten, und pathetische ergreifende Melodien standen ihm für diesen Zweck ebenso willig zu Gebote, wie Coloratur zur Darstellung der Kehlfertigkeit.

Neben der Oper entwickelte sich diejenige Musik, welche nicht die Bühne, sondern den Concertsaal zu ihrer Darstellung beansprucht, in steigender Progression, doch der Richtung der ganzen neueren Zeit entsprechend, hauptsächlich quantitativ. Es sind aber neue Ideen aufgetreten, in deren Kreisen sich die Production der letzten sechzig Jahre bewegt. Unter ihnen ist es namentlich das sogenannte Dramatische, welches die ganze Zeit gleichsam bezaubert hat und ohne dessen Verständniß die gesammte Tonkunst der Gegenwart räthselhaft bleibt.

Im deutschen Liede setzte Franz Schubert (XIII, 736) anscheinend, und der Kunstform nach auch in Wirklichkeit, nur fort, was Mozart, Reichardt, Beethoven u. A. bereits allgemein zur Geltung gebracht hatten, und doch trat in ihm etwas Neues hervor durch das hohe Pathos und die gläubige Ausschließlichkeit, mit welcher er nur in diese Form des Liedes die Ueberfülle seiner Melodien ergoß. Den voraufgegangenen Meistern war das Lied mehr nur ein Gesang

für private Kreise, dem die öffentliche Kunst in größeren Formen gegenüberstand; für Schubert aber, welcher diese Formen nicht mehr zu bemeistern verstand, war das Lied ein und alles, war es der Mittelpunkt der gesanglichen Sprache, und durch seinen Vorgang wurde es solches auch für die ganze nachfolgende Zeit, zunächst in Deutschland. Sein glühender Verehrer und wahrer Nachfolger war Robert Schumann, dessen Werke weit weniger unmittelbar geschöpft sind und daher auch viel langsamer sich verbreiteten, die aber seit geraumer Zeit die Production wesentlich beeinflussen und selbst im Auslande eine früher nicht geahnte Anerkennung gefunden haben. Mehrere unserer einflußreichsten Musiker (Jos. Joachim, Jul. Stockhausen, Joh. Brahms u. v. A.) sind seine Interpreten geworden; mit diesen vereint hat namentlich Schumann's Frau, die große Clavierspielerin Clara Schumann, geb. Wieck (geb. Dresden 1819) unablässig und erfolgreich seine Kunst verbreitet. Diese Kunst manifestirt sich hauptsächlich auf dem lyrischen Gebiet in „Liedern" mit Clavierbegleitung, denen sich ähnlich geformte Duette, sowie mehrstimmige Sätze für unbegleiteten Chor anschließen; die höheren Formen des Gesanges — Arie, contrapunktisches Duett, fugirter herrschender Chor — waren ihm nahezu verschlossen. Auch in seinen größeren Werken (das Paradies und die Peri, der Rose Pilgerfahrt, Manfred, Faust) ist der Gesang überall da, wo er über Recitativ und Lied hinausgeht, in der Form ungelenk und im Klange unschön, aber oft durch nebensächliche Züge interessant. Günstiger gestaltet sich das Verhältniß bei seinen Instrumentalwerken, welche von Clavierstücken bis zur Orchestersymphonie aufsteigend in den entsprechenden Formen der Gattung gebildet sind, und in dieser Hinsicht Schubert's melodienreiche, aber nicht immer einheitlich gehaltene Orchestermusik zum Theil übertreffen. In der Oper versuchte er sich nur einmal mit „Genoveva", jedoch ohne Glück.

Schumann 1810—1856.

Ein Zeitgenosse Schumann's in derselben Rennbahn kann zum Theil als sein Gegensatz angesehen werden: Felix Mendelssohn-Bartholdy. Auch er berührte das Gebiet der Oper nur vorübergehend und ohne Erfolg, in der Jugend und in seinen letzten Jahren; seine volle Kraft war der Concertmusik gewidmet. Das originale Talent steckt bei ihm ebenfalls in kleineren Formen, in Liedern und in jenen Clavierstücken, welche er bezeichnend „Lieder ohne Worte" nannte, und die halb Nachklänge des Gesanges, halb anmuthige Vorläufer späterer Programmmusik sind. Auch im übrigen bewährte er seine Kunst auf vocalem und instrumentalem Gebiete nahezu in gleicher Weise und mit gleichem Erfolge, indem er dort bis zum Oratorium und hier bis zur Symphonie Werke aller Gattungen hinterließ, die sich schnell allgemein verbreiteten und vielfache Nachahmer fanden; doch liegt unter seinen größeren Compositionen nicht in den instrumentalen, sondern in den chorischen Stücken das Schwergewicht. Sein Bildungsgang und Naturell macht dies erklärlich. Mendelssohn besaß ein großes Geschick, sich den gegebenen Verhältnissen anzubeque-

Felix Mendelssohn 1809—47.

men. Er trat als ein Mann mit neuer Bildung unter die zu Epigonen der unmittelbar voraufgegangenen Meister herabgesunkenen Tonkünstler; er hatte eine andere Schule durchgemacht, andere Ideale sich gebildet. Durch seinen Lehrer Zelter wurde er der Kunst J. S. Bach's nahe geführt, der sich sein ganzes Wesen erschloß; nimmt man die erwähnten Lieder und Klavierstücke aus, so sind alle seine Compositionen mehr oder weniger von Bach's Kunstweise durchtränkt, wie er auch hauptsächlich beigetragen hat, die für unsere Zeit charakteristische Bach-Verehrung zu befördern. Auch von Händel wußte er sich manches Wirksame anzueignen, wie besonders das Oratorium „Elias" zeigt; betraf dies auch nur formale Aeußerlichkeiten, so stand er doch vor seinen Zeitgenossen da in neuen Waffen, die er aus einer Rüstkammer geholt hatte, welche den Uebrigen bisher verschlossen blieb. Er erschien Vielen sogar als die Synthesis, die höhere Gipfelung von Bach und Händel, und wenn man sein nachgelassenes oratorisches Bruchstück „Christus" ansieht, so können ihm selber derartige Gedanken nicht ganz fremd gewesen sein.

Heute freilich ist die Mendelssohn-Frage kein Räthsel mehr. Die Anlehnung dieses Componisten an eine hundert Jahre ältere Kunstweise stellt sich dar als die erste Frucht gelehrter Anregungen, wie solches auch bei seiner Musik zu griechischen Tragödien der Fall war. Gelehrte waren es, welche die Ideale der Musik früherer Zeiten wieder verständlich machten, und unter ihrem noch immer steigenden Einflusse steht fast die gesammte musikalische Entwickelung der neueren Zeit. Mendelssohn ist hiernach wesentlich ein von feiner musikalischer Empfindung geleiteter Eklektiker, aber in die musikalische Form der Vorzeit nicht genügend eingeweiht, um wirklich eine künstlerische Renaissance jener großen Kunst herbeizuführen. Für eine solche war die Zeit, in welcher Mendelssohn lebte, auch allerseits unvorbereitet.

Rich. Wagner geb. 1813. Diese unsere Zeit steht aber nun vor einer andern Sphinx, vor Rich. Wagner. Ein schärferer Gegensatz zu Mendelssohn, als er, ist nicht denkbar; auch zu dem geistesverwandten Schumann verhält er sich antipodisch, und zu seinem Bühnenvorgänger und langjährigen Vorbilde Meyerbeer hat er sich in polemischen Schriften selber in Gegensatz gestellt, wie auch noch zu vielen Anderen. Er ist ein Ritter von der Feder wie von der Lyra; seine gesammelten prosaischen und poetischen Schriften füllen neun Bände. An Opern hat er ebenfalls neun Werke geliefert, welche sich auf der Bühne befinden und gegenwärtig aufmerksamer behandelt werden und mehr die Theilnahme der Zeitgenossen in Anspruch nehmen, als die irgend eines andern Componisten. Er bildet damit jetzt den Mittelpunkt der Bühnenmusik. Das Hauptgewicht legt er auf das sogenannte Dramatische, weshalb er seine Opern auch als musikalische Dramen bezeichnet, und die Zeit ist ihm im Großen und Ganzen hierin ebenfalls gefolgt, indem sie die Bühne als den privilegirten Sitz der dramatischen Musik betrachtet und sich in der Luftspiegelung gefällt, dieses musikalische Drama

als die Vollendung des Drama überhaupt anzusehen. Wagner ist für die Bühne geboren wie wenige deutsche Künstler; sie bildet sein Wirkungsfeld und zugleich seine Grenze, denn was er außer der Oper geleistet hat, kommt nicht in Betracht. Als Bühnenmann steht er zu C. M. v. Weber in naher Verwandtschaft; er überragt ihn aber so sehr an Intelligenz, allgemeiner Bildung, Bühnengeschicklichkeit und energischer Consequenz, wie er in specifisch musikalischer Fülle hinter ihm zurücksteht. Sein Sologesang entwickelte sich hauptsächlich aus Weber und Meyerbeer, schritt aber nach und nach fort zum Aufgeben der meisten bisherigen Formen des Bühnengesanges; theoretisch wie praktisch bezeichnete Wagner das in Recitativ aufgelöste Lied als die allein brauchbare, sinngemäße Form des „musikalischen Drama". Er hat hiermit nur die Consequenzen gezogen, welche aus den letzten Werken Beethoven's wie aus Schubert's Liedern — ja aus dem Liede überhaupt, sobald es als die erste Form des Sologesanges hingestellt wird — sich ergeben, und weitaus die meisten Tonsetzer der Zeit haben ihm darin entweder vorgearbeitet (z. B. Spohr) oder wirken selbständig neben ihm, oder bilden seine Schüler und Nachahmer. Der Unterschied unter ihnen und Wagner gegenüber ist deshalb nicht entfernt so groß, wie es nach den heftigen Fehden hinsichtlich der Wagnerfrage, die nun schon Jahrzehnte andauern, den Anschein haben möchte. Es handelt sich unter den Streitenden vielfach nur um eine Machtfrage, bei welcher daher Neid und Gehässigkeit eine um so wichtigere Rolle spielen, als so mancher Componist in großen Unternehmungen auf halbem Wege stecken blieb, Wagner dagegen selbst die abenteuerlichsten Pläne zur Ausführung brachte. Dahin gehört die Erbauung eines eigenen Theaters in seinem Wohnorte Bayreuth zur entsprechenden Aufführung seiner letzten Werke, auf welchem auch der „Ring des Nibelungen" im Sommer 1876 an vier Abenden wirklich zur Aufführung kam. Die einseitige Austretung des Liedgesanges ist offenbar eine Verirrung, und zwar eine allgemeine; sie ist gehoben und das Ueberwuchern der Instrumentalbegleitung beseitigt, sobald die größeren, an Kunst und Gehalt reicheren Formen des Gesanges als eine wirkliche Macht der Zeit in der Musik wieder herrschend geworden sind.

Die stark sinnliche Richtung, welche an den Wagner'schen Musikdramen, wie an der modernen Oper überhaupt, wahrzunehmen ist, resultirt nicht allein aus der Wahl der behandelten Gegenstände, sondern gleichfalls aus der Benutzung der künstlerischen Mittel; denn wenn das Hauptsächliche und idealisch Wirksamste zurück-, das Nebensächliche dagegen hervortritt, so wird die Sinnlichkeit herrschend. Nach dieser Seite hin berührt sich die gegenwärtige große Oper daher ganz nahe mit der modernen Operette, deren Haupt Jaques Offenbach (aus Köln) ist. Der Beifall, den diese verlotterten Producte gefunden haben, ist ein durchaus allgemeiner, namentlich auch in den höheren Ständen; spätere Zeiten werden daher in ihnen einen sichern Gradmesser des musikalischen Verfalles der Gegenwart finden. Offenbach geb. 1822.

Es sind zur Zeit in allen Ländern Tonsetzer vorhanden, welche die Bühnen oder Concertsäle ihres Landes mehr oder weniger beherrschen und zum Theil auch im Auslande eine bedeutende Stellung erlangt haben. Unter diesen sind
Gounod geb. 1818. der Franzose Ch. Gounod im Bühnen-, und der Deutsche Joh. Brahms
Brahms geb. 1833. im Concertgebiete gegenwärtig die hervorragendsten. Die Aufzählung der Uebrigen ist in einer kurzen Skizze zwecklos, und nur die Bemerkung sei hier angehängt, daß die eigentliche Kirchenmusik im musikalischen Leben der Gegenwart eine sehr untergeordnete Stellung einnimmt. Am meisten hat derselben die unklare Vermischung mit der Concertmusik geschadet. Letztere besitzt zwar keine so begünstigte Stellung wie die theatralische Musik, hat sich aber vorzugsweise als die Musik der bürgerlichen Gesellschaft geltend gemacht und nimmt dadurch Theil an dem großen Aufschwunge und der Machtentfaltung dieser Gesellschaft in unserem Jahrhundert. Hauptsächlich nach dem Vorgange Englands und auf Grund der Kunst Händels bildeten sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland zuerst vereinzelt und später allgemein Chorgesangvereine, namentlich zur Aufführung von Oratorien. Gleichzeitig entstanden aller Orten sogenannte philharmonische Concerte mit gemischtem, aber die Instrumentalmusik bevorzugendem Programm, bei welchen die Tonwerke und der Geist der Wiener Schule die Grundlage bildeten. Die Ausbreitung dieser Concertaufführungen ins Massenhafte — sowohl was die Besetzung, als die Zahl der Zuhörer und die Ausdehnung der Räume betrifft — ist besonders in den letzten drei Jahrzehnten auf eine Weise gesteigert, daß ein Weitergehen in dieser Richtung ebenso unmöglich wie für die Kunst gefährlich erscheint. Es sind besonders die Choreoncerte, welche diese Verirrung befördern, da sie bei ihrer Recrutirung aus allen Kreisen ohne erforderliche künstlerische Vorbildung über unerhörte Zahlen gebieten; im Sommer 1859 z. B. wurde Händel's „Israel" im Krystallpalast bei London von circa 5000 Menschen (4000 Choristen und 1000 Instrumentalisten) aufgeführt und von 28,000 angehört oder angesehen, und in ähnlicher Richtung bewegen sich ohne Ausnahme alle gegenwärtigen Aufführungen, die man deshalb auch bei jeder Gelegenheit vorzugsweise gern als „Musikfeste" hinstellt.

Wesentlich befördert ist diese Richtung durch eine andere Art des gemeinschaftlichen Singens, welche ebenfalls unserem Jahrhundert durchaus eigenthümlich ist und um 1810 in Norddeutschland entstand: durch den mehrstimmigen Männergesang. Derselbe hat sich zum Theil Hand in Hand entwickelt mit dem gleichzeitig und an denselben Orten entstandenen Turnen, wodurch sein Charakter deutlich genug bezeichnet wird. Dieser mehr- (meistens vier-) stimmige Männergesang, obwohl von vielen Componisten in unendlichen Massen producirt, hat seines beschränkten Gebietes wegen für die Kunst nur eine geringe Bedeutung; eine desto größere hat derselbe aber erlangt für das öffentliche Leben. Selbst ein gewisser politischer Einfluß muß ihm nachgerühmt wer-

den. Die großen, vielfach mit officieller Wichtigkeit behandelten „Sängerfeste" der letzten Jahrzehnte waren ohne Ausnahme nur Männergesangfeste, während die größeren oratorischen Aufführungen selbst in „Musikfesten" wesentlich als eine Privatangelegenheit der betreffenden Vereine behandelt wurden; dabei sind Sänger-, Turner- und Schützenfeste fast als Synonyma anzusehen. Bezeichnend für diese halbpolitische Stellung des Männergesanges ist auch noch, daß ihm hauptsächlich die neueren nationalen Lieder entsprungen sind; es sei hier nur an die „Wacht am Rhein" erinnert, welche von C. Wilhelm 1854 als vierstimmiges Männerlied componirt wurde. Dieser Männergesang ist eine specifisch deutsche Erfindung, und als solche hat er nicht nur im Inlande die weitesten Kreise selbst der ländlichen Bewohner für die harmonische Musik gewonnen, sondern ist auch das wirksamste Mittel geworden, durch welches die Deutschen auf der ganzen Erde zusammenhalten und musikalische Cultur unter den Fremden verbreiten. Namentlich gilt dies von den vereinigten Staaten in Amerika, wo in jeder Stadt deutsche Männergesangvereine existiren mit Festen, Wettsingen und dergleichen, wie in Deutschland selber.

Daß unser Vaterland in musikalischer Hinsicht seit Jahrzehnten für die Welt ein größeres Gewicht besitzt, als Italien oder Frankreich, beweist auch die Thätigkeit der musikalischen Presse. Der Musikdruck, durch die Vervollkommnung der technischen Mittel jetzt befähigt, Massen zu produciren, welche früher unmöglich waren, hat seinen Mittelpunkt in Deutschland und zwar in Leipzig. Der ins Große getriebene Musikhandel offenbart nun, wie der Pulsschlag im Körper, die Gesammtbewegung in dieser Kunst. Ueberwiegend und mit dem sichersten Erfolge beschäftigt derselbe sich mit der Verbreitung der sogenannten klassischen Werke verstorbener Meister, bezeugt also dadurch — was im Großen und Ganzen auch die musikalischen Aufführungen lehren —, daß die Hauptwerke der Tonkunst als bereits der Vergangenheit angehörend betrachtet werden. Um jene Richtung noch mehr zu vertiefen und die gegenwärtige Musik von den Schlacken, welche ihr durch Massenproductionen aller Art, durch einseitige Bevorzugung der Oper, durch Vernachlässigung der übrigen Zweige und sonstige Verirrungen ankleben, zu befreien, sind Vereine entstanden, welche sich die treue Herausgabe und Wiederbelebung der Werke der musikalischen Heroen zum Ziele setzen. Auf solche Weise sind (ebenfalls bisher ausschließlich in Deutschland) Gesammtausgaben von Händel, Bach, Mozart, Beethoven u. A. zu Stande gekommen, welche an Umfang, kritischer Genauigkeit und technisch vorzüglicher Ausführung alles überbieten, was frühere Zeiten in dieser Hinsicht unternommen haben.

Alles dieses zusammen bildet gegenwärtig das für die Tonkunst vorliegende Material und liefert die Fäden, aus welchen das musikalische Gewebe der Zukunft entstehen wird.

D. Von der Errichtung des zweiten französischen Kaiserthums bis zum Frankfurter Frieden.

Politisch-historische Hülfsmittel. Die Bemerkungen, welche wir der Darstellung der Revolutionsbewegungen der Jahre 1848—51 vorausgeschickt haben (S. 279 f.), so wie mehrere der dort angeführten Werke, wie Kinglake, The invasion of the Crimea in der Leipziger Collection of Engl. authors 1863—75. 10 Bdchen., die englischen und französischen Geschichtsjahrbücher Annual register und Annuaire des deux mondes u. a. m. gelten auch für die Geschichte der Jahre 1852—70. Dazu kommen noch vom J. 1860 an bis zur Gegenwart: Europäischer Geschichtskalender von H. Schultheß. Nördlingen 1861 ff. und vom J. 1867 an: Politische Geschichte der Gegenwart von Wilh. Müller, Berl. 1868 ff. Die Hauptquellen bilden auch für diese Periode die größeren Zeitungen und periodische Schriften, die Sammlungen von Actenstücken und Publicationen aller Art (Jasmund, Actenstücke zur orientalischen Frage). Von geschichtlichen Werken gehören hieher: 1. Für Frankreich: Taxile Delord, Histoire du second Empire (1848—69). 6 voll. Par. 1869 ff. — Mullois, Hist. de Napol. III. Par. 1864. — Fulg. Girard, Hist. du second Empire. Paris 1861. (Tome I die Jahre 1852 und 53 enthaltend). — Napoleon III. von H. v. Sybel. Bonn 1873 und von R. Gottschall. Leipz. 1870. — Ph. Geyer, Frankr. unter Napoleon III. Leipz. — Cam. Rousset, Hist. de la guerre en Crimée. Par. 1878. Ed. 2. 2 voll. — 2. Für England reichen die S. 86. 87 angeführten Werke auch in die gegenwärtige Periode herein. Von Wichtigkeit sind besonders das periodische Werk: Hansard's Parlamentary Debates, so wie die erwähnten Biographien über Prinz Albert, Lord Palmerston, denen noch die autobiographischen Aufzeichnungen von L. John Russell beizufügen sind (Recollections and suggestions. Lond. 1875. Deutsch Halle 1876). — 3. Für Rußland, Polen, Türkei: Schmeidler, Das Russische Reich unter Alexander II. Berl. 1878. — F. J. Celestine, Rußland seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Laibach 1875. — Haxthausen, Die ländliche Verfassung Rußlands. Leipz. 1866, als Ergänzung und Fortsetzung seines ältern Buches: Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbes. die ländlichen Einrichtungen R. Hannover 1847—52. — Schnitzler, Hist. de l'Empire des Tsars. Par. u. Strasb. 1856. — A. Kleinschmidt, Gesch. des russischen Adels. Cassel 1877 (XIII, 493). Viele interessante und belehrende Angaben gewähren die anonymen Schriften: „Aus der Petersburger Gesellschaft", „Rußland vor und nach dem Kriege". Leipz. 1879, und „Berlin u. Petersburg". Leipz. 1880. — Die schon erwähnten Werke: Rosen, Gesch. der Türkei; Ranke, Serbien und die Türkei im 19. Jahrh. und Briefwechsel Fr. Wilh. IV. mit Bunsen. — 4. Für Deutschland und die deutschen Großmächte: Außer den S. 201 angeführten Werken und

periodischen Schriften: Hornstein, Der Schlesw.-Holst. Krieg 1864, seine Ursachen u. Folgen. Mannh. 1867. — Rüstow, Der deutsch-dänische Krieg 1864. Zürich 1864. — v. Treitschke, Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Berl. 1879. 2. Aufl. Die einleitenden Kapitel zu dem Werk von Ludw. Hahn: Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich u. s. w. Berl. 1871. — Für Oesterr. das schon erwähnte Werk v. Walter Rogge und versch. Aufs. v. dems. in „Unsere Zeit". — Für Preußen: Ranke, Friedr. Wilh. IV. in „Allg. Deutsche Biogr." 8. — Ueber den Krieg von 1866: Der Feldzug von 1866 in Deutschland. Redigirt v. d. kriegsgesch. Abth. des Gr. Generalstabs. Berl. 1867, und Oesterr. Kämpfe im J. 1866 v. dem k. k. Generalstabsbureau. Wien 1867—69. — Borbstaedt, Preußens Feldzüge gegen Oest. u. dessen Verbündete. Berl. 1866. — Winterfeld, Vollständ. Gesch. des pr. Kriegs von 1866 gegen Oest. und dessen Bundesgenossen. Berl. 1866. — Fontane, D. deutsche Krieg v. 1866. Berl. 1871. — 5. Für Italien: Die zwei letzten Bände des öfters erwähnten Geschichtswerkes von Herm. Reuchlin, mehrere Aufsätze in verschiedenen periodischen Zeitschriften und Einzelbilder aus Ital. Zeitgesch. v. demselb. Verf. — v. Treitschke, Cavour, im zweiten Bd. der „Hist. u. polit. Aufsätze". Leipz. 1871. 4. Aufl. — Die schon öfter angeführten Annalen von Coppi. — Das französische Buch von Eugen Rendu, L'Italie de 1847 à 1865, correspondance politique de Massimo d'Azeglio accomp. d'une introduct. et des notes, par E. Rendu. Par. 1867. — Der erwähnte Briefwechsel zwischen Manin und Pallavicino (Epistolario politico 1855—1857. Milan. 1878). — Nicom. Bianchi, Storia della monarch. Piemont. Tor. 1877 und Storia della diplomazia Europ. Tor. 1865. 8 voll. — 6. Ueber Spanien: Lauser, Gesch. Span. v. dem Sturze Isabella's bis zur Thronbest. Alfonso's. Leipz. 1877. 2 Bde. — 7. Für die außereuropäischen Länder: Duff, The Ind. rebellion. Lond. 1858. — Chambers, History of the Indian revolt. Lond. 1859. — K. Fr. Neumann, Gesch. des englischen Reiches in Asien. Leipz. 1857. 2 Bde. — E. Parthe, Die Intervention in Mexico u. das neue Kaiserreich. Leipz. u. Stuttg. 1864. — Keratry, Kaiser Maximilian's Erhebung u. Fall. Leipz. 1867. — Montlong, Auth. Enthüllungen über die letzten Ereign. in M. Stuttg. 1868. — Ahrens, Mexico u. Mex. Zust. in den Jahren 1820—66. — Felix Prinz zu Salm-Salm, Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuch in M. Stuttg. 1869. 2 Bde. — Ueber Nordamerika: K. F. Neumann, Gesch. der Ver. Staaten v. N.-A. Berl. 1863—66. 3 Bde. — v. Holst, Verfassung und Demokratie der Verein. Staaten v. Amerika. Bd. I Düsseld. 1873. Bd. II Berl. 1878. — James Spence, The Amer. Union. Lond. 1862. — Der Nordamerik. Bürgerkr. wurde in zahlr. Schriften dargestellt, von Hudson, Berl. 1862. — Abbot. New-York 1863. — Const. Sander, übers. v. Mangold. Frankf. a. M. 1876. — E. K. Schmidt, Leipz. 1869. — J. W. Draper, D. v. Bartels. Leipz. 1877. 3 Bde. — Duyckink, D. v. Fr. Kapp. New-Y. Einzelne Darstellungen und Kriegsbilder in W. H. Russel's Tagebuch. Altona 1864. 2 Bde., u. B. Estván, Leipz. 1862. 2 Bde.

I. Die Westmächte und Rußland.

1. Frankreich und England in ihrer geschichtlichen Stellung.

a. Das zweite französische Kaiserthum.

Die Errichtung des neuen Kaiserthums in Frankreich erfüllte die reactionäre und conservative Partei in Europa mit frischer Zuversicht. Die Furcht vor der

Napoleon III. Die Kaiserpolitik.

Revolution schien dadurch auf längere Zeit beseitigt, und die vornehme Welt konnte sich wieder ohne Scheu den gesellschaftlichen Freuden und Genüssen hingeben. In ihren Augen war Napoleon in Wahrheit der „Retter der Gesellschaft", wie seine Lobredner ihn nannten. Zurückhaltender benahmen sich Anfangs die Regierungen, indem sie besorgten, der dritte Napoleon würde wie in der inneren Organisation und Regierungsweise, so auch in der äußeren Politik die Wege des Oheims einschlagen, die „Napoleonischen Ideen" und Traditionen, die er früher in mehreren Schriftstücken als die Standarte der fortschrittlichen Entwickelung des modernen Europa der Welt kund gegeben, aufs Neue beleben. Am wenigsten konnte sich Kaiser Nicolaus mit der Erneuerung des Kaiserthums befreunden; so willkommen ihm auch die Niederwerfung der Republik und des Liberalismus war, so hielt er doch an dem Prinzip der Legitimität fest. Um so entgegenkommender zeigte sich Fürst Schwarzenberg. Er erklärte, daß Oesterreich und Frankreich einen gemeinsamen Feind, die Revolution hätten und daß er weder der Annahme des Kaisertitels noch irgend einer andern Maßregel entgegentreten werde, die Napoleon „innerhalb der französischen Grenzen" zur Befestigung seiner Autorität ergreifen würde. Eine ähnliche Politik befolgte man in Berlin. Man wünschte mit dem starken Nachbar auf gutem Fuß zu stehen und ertheilte daher dem neuen Kaiserthum die Anerkennung; aber einem politischen Bündniß, wie es Persigny im Auftrage seines Gebieters zu erzielen suchte, standen die Legitimitätsbedenken und das Rechtsgefühl des Berliner Hofes entgegen. Und wie oft auch noch im Laufe der Jahre Napoleon den Versuch erneuerte, Preußen für seine Pläne zu gewinnen, das französische Gebiet nach Norden auszudehnen und dafür der Berliner Regierung freie Hand gegen die Nachbarstaaten im nördlichen Deutschland, insbesondere in Schleswig-Holstein zu lassen, er empfing immer eine zurückweisende Antwort. Mit der Zeit schwand das Mißtrauen der Großmächte und man gab sich mehr und mehr dem frohen Glauben hin, daß die Worte, die Napoleon auf seiner ersten Rundreise in Bordeaux aussprach: „Frankreich wünscht den Frieden, und wenn Frankreich zufrieden gestellt ist, ist die Welt ruhig. Der Ruhm geht wohl als Erbschaft über, nicht aber der Krieg", aufrichtig gemeint und die Parole: „Das Kaiserthum ist der Friede", ein Wahrspruch sei. Aehnliche Worte hatte er an die Soldaten gerichtet bei dem großen militärischen Schaufeste, auf welchem den Regimentern die mit dem Adler geschmückten Fahnen übergeben wurden. Reifer an Jahren als der große Oheim auf seiner Höhe, hat der Neffe allerdings den stürmischen Gang desselben gemieden, und die schwere Lebensschule, in die ihn das Schicksal schon in der Jugend geführt, hat ihn frühe gewöhnt, seine Leidenschaften zu zähmen und zu beherrschen, seine Gedanken und Pläne in schweigsamer Brust zu verschließen oder sie unter räthselhaften, vieldeutigen Ausdrücken und diplomatischen Künsten zu verhüllen; aber ein „Napoleon des Friedens", wie sein Vorgänger Louis Philipp sich gern nennen hörte, wollte er doch nicht werden. Die „große Nation" hatte sich in ihrem Stolze

gekränkt gefühlt, daß sie bei den Geschicken Europas, bei dem geschichtlichen Weltgang nicht mehr, wie in den glorreichen Tagen der Vergangenheit, den entscheidenden Einfluß üben, den bewegenden Impuls geben, das gebieterische Wort reden sollte. Diesem nationalen Selbstgefühl kam Napoleon fördernd entgegen. Indem er dem ritterlichen und militärischen Charakter, der tief in der Natur des französischen Volkes wurzelt, Raum und Gelegenheit zur Entfaltung gab und der Ruhm- und Ehrliebe sammt ihrer Gefährtin, der Eitelkeit, schmeichelnd entgegenkam, erweckte er die schlummernden Sympathien für die Bonaparte'sche Dynastie, befestigte seinen Thron und gab den unruhigen und gährenden Kräften eine Ableitung nach Außen. Die französische Weltstadt hatte die Genugthuung im Laufe der Jahre in ihren Mauern die höchsten Souveräne Europas zu empfangen, die es nicht verschmähten, dem „Parvenu-Kaiser" ihre Huldigungen darzubringen. Napoleon trieb eine active Politik, und wenn er bei seinen Interventionen alle Eroberungsgelüste ableugnete und den französischen Kriegsunternehmungen eine „civilisatorische Mission" zuschrieb, eine Erklärung, die allerdings bei der Welt wenig Glauben fand und sich nicht überall bewährt hat, so schmeichelte er dadurch der französischen Nation und zerstreute zugleich die Befürchtungen der auswärtigen Mächte. Er versäumte keine Gelegenheit bei allen öffentlichen Kundgebungen die Segnungen des Friedens für die Cultur und die öffentliche Wohlfahrt der Menschheit zu betonen. Bei seinem Abgang zur Armee in Italien hob er in einer schwungvollen Proclamation vom 3. Mai 1859 hervor, daß Frankreich bei dem Krieg kein anderes Ziel verfolge, als ein befreundetes Volk zu befreien und zum Herrn seiner eigenen Geschicke zu machen, daß die französische Nation nur von idealen und humanen Zwecken geleitet werde. Und wie sehr die Menschheit es beklagen mochte, daß das eherne Kriegsloos abermals über die Welt geworfen ward; so gereichte es dem zweiten Empire auch zur Ehre, daß es eine großartigere Völkerpolitik ins Dasein gerufen, anstatt der leidenschaftlichen conspiratorischen Kämpfe, die seit den Tagen von Belle Alliance das öffentliche Leben ausgefüllt und in Athem gehalten, eine Kriegspolitik von höherem Stil und Charakter geschaffen, der Weltgeschichte einen bedeutsameren würdigeren Inhalt verliehen hat.

Das Streben des ersten Napoleon, unter den legitimen Herrscherhäusern Vermählung. Europas eine Stellung zu gewinnen, den revolutionären Ursprung seines Kaiserthrones durch glänzende Ehebündnisse mit den alten Fürstengeschlechtern in Vergessenheit zu bringen, hatte keine erfreulichen Früchte getragen. Der Neffe vermied diese Klippe, indem er, verletzt, daß die alten Fürstenhöfe den angebotenen Bruderbund nur mit Zurückhaltung eingehen wollten, die Rechtsquelle seiner Herrschaft im Volkswillen suchte und sowohl dem längst erschütterten, aus einer überlebten Feudalzeit stammenden Legitimitätsbegriff, als der Vorstellung von einem Königthum „von Gottes Gnaden" freiwillig entsagte. Als seine Brautwerbung um Carlota, die Enkelin der verwittweten Großherzogin Stephanie

von Baden, seiner Verwandten, keinen Erfolg hatte, reichte er der schönen jungen
Jan. 1853. Spanierin aus edlem Geschlechte, Eugenia Montijo, Herzogin von Theba, deren Vater einst in dem Heere des ersten Napoleon gedient, die Hand zum Ehebund, wobei er in einer Botschaft das merkwürdige Geständniß ablegte, „daß ein Souverän, welcher durch ein neues Prinzip erhoben worden, diesem Prinzipe treu bleiben und dem übrigen Europa gegenüber offen die Stelle eines Parvenü einnehmen solle, welches ein ruhmvoller Titel sei, wenn er durch die freie Abstimmung eines großen Volkes erlangt werde. Dynastische Vermählungen erzeugten nur trügerische Bürgschaften und setzten das Familieninteresse an die Stelle des Nationalinteresses. Seit siebenzig Jahren seien alle in Frankreich vermählten fremden Fürstentöchter unglücklich gewesen; nur einer gedenke das Volk in Liebe und diese sei nicht aus fürstlichem Stamme gewesen (Josephine)". Wie sehr der kluge Herrscher durch diesen Schritt sich die Gunst und den Beifall des Volkes gewonnen, bewies die allgemeine Freude bei dem Ver-
30. Jan. 1853. mählungsfest und drei Jahre nachher bei der Geburt eines Prinzen. Daß die
16. März 1856. neue Herrscherin ihre Jugend nicht in einer Atmosphäre unbefleckter Unschuld verlebt hatte, schlug die leichtfertige Pariser Gesellschaft nicht sehr hoch an. Auch hat sie während ihrer Ehe keinerlei Anlaß zu schlimmen Nachreden gegeben. Sie gewann bald großen Einfluß auf die öffentlichen Dinge und durch sie erhielt die klerikale Partei in innern Staatsangelegenheiten eine gewichtige Stimme. Nun nahm der Hof wieder einen Glanz und eine Herrlichkeit an, wie unter dem alten Bourbon'schen Königthum und unter dem ersten Kaiserreich; der Luxus und die Pracht, die man in den Tuilerien so gerne sah und so sehr begünstigte, verbreitete sich schnell über die ganze vornehme Welt und gab der hohen Gesellschaft wieder den eleganten Anstrich und die feinen Formen, für welche die französische Nation so viel Empfänglichkeit und Geschmack besitzt. — Der Kaiser vergalt die Anerkennung des Volkes durch einen Act der Versöhnung, indem er allen Verbannten und Flüchtigen, welche seiner Regierung und den Gesetzen zu gehorchen versprachen, freie Rückkehr in die Heimath gestattete und viele Deportirte begnadigte. Man sprach damals viel von einer Wiederholung der Krönungsfeier des ersten Napoleon durch den Papst. Verdankte doch Pius IX. seine Rückkehr nach dem Vatican in erster Linie den Waffen Frankreichs. Daß der heilige Vater nicht nach Paris kommen wollte, hat ihm Napoleon III. niemals verziehen.

Das Prinzip des souveränen Volkswillens. Dem neuen Grundsatz von der Selbstbestimmung der Völker, wonach bei dem Wechsel einer Herrschaft der Wille des Volkes durch Abstimmung erforscht werden sollte, einem Grundsatz, der sich in Frankreich so trefflich zu seinen Gunsten bewährt hatte, suchte Napoleon III. auch anderwärts Geltung zu verschaffen und denselben zum staatsrechtlichen Prinzip zu stempeln. Wir werden sehen, wie er in der Folge die Annexion von Savoyen und Nizza durch eine Volksabstimmung einleitete, wie er in Mexico die Errichtung eines Kaiserthums auf den ausgesprochenen Volkswillen zurückführte, wie in Italien die Kundgebungen der

Bewohner als Rechtstitel für die Einverleibung der kleineren Staaten anerkannt wurden; auch bei dem Erbfolgestreit in Schleswig-Holstein empfahl er die Anwendung desselben Verfahrens. War auch diese Abstimmung meistens nur ein Schein, durch welchen der Volkswille nicht zum wahren, freien Ausdruck kommen konnte, so diente der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts doch dazu, das alte Legitimitätsprinzip, wonach Völker und Staaten als dynastisches Eigenthum angesehen wurden, in seiner Geltung zu erschüttern und dem Prinzip der Volkssouveränetät in einer neuen Gestalt Eingang in das europäische Staatsrecht zu verschaffen.

Große Sorgfalt wendete der neue Kaiser den socialen Fragen zu. Wir haben gesehen, daß die Revolutionsstürme der Jahre 1848 und 1849 ihre Hauptquelle in dem Mißverhältnisse der arbeitenden und besitzenden Volkstheile gehabt haben. Zu verständig und einsichtsvoll, die socialistischen und communistischen Träume ernstlich in Anwendung zu bringen, oder eine Ausgleichung des Besitzstandes durch gewaltsame Eingriffe in das Eigenthum zu versuchen, erkannte Napoleon dennoch die Nothwendigkeit, dem Arbeiterstande mehr unter die Arme zu greifen und ihn vor Armuth und Elend zu schützen. Hatte er sich doch während seines Exils und in der Gefangenschaft zu Ham neben politischen und militärischen Fragen auch mit volkswirthschaftlichen Arbeiten befaßt und eine Broschüre „über die Ausrottung des Pauperismus" geschrieben, die ihm eine Zuschrift voll Danks und Anerkennung von Seiten vieler Arbeiter eingetragen. Daher verlor er auch während seiner ganzen Regierungszeit die wirthschaftlichen und socialen Angelegenheiten nie aus dem Auge. Die „Sologne", eine wüste von Gebüsch und kleinem Gehölze bedeckte Landstrecke zwischen Orleans, Bourges und Blois, sowie die großen Haiden zwischen Ocean und Gironde, wurden durch Entwässerungsanstalten, Erdarbeiten und Wege urbar gemacht. Auf vielen kahlen Berghöhen der Provence wurden Wälder angelegt, um die zerstörenden Wirkungen der Gebirgsströme zu verhüten. Als im Jahre 1853 in Folge einer dürftigen Ernte Brodmangel und Theuerung entstand, wurde in Paris eine „Bäckereikasse" ins Leben gerufen, wodurch mittelst Zuschüsse der Stadt ein mäßiger Brodpreis erzielt werden sollte. Wiederholte Reisen nach allen Provinzen und Städten gaben ihm Gelegenheit, sich von den Bedürfnissen der Bevölkerung zu unterrichten. Durch Wasserbauten, Dämme und Flußcorrectionen suchte er den verheerenden Wirkungen der häufig eintretenden Rhoneüberschwemmung zu begegnen. Straßen, Brücken und Eisenbahnen erleichterten und belebten den innern Verkehr. Großartige Bauunternehmungen, vom Staat und von den Städten ausgehend, dienten dazu, den unbemittelten Volksklassen lohnende Beschäftigung zu geben. Paris erhielt durch die eingreifende Thätigkeit und den rücksichtslosen Unternehmungsgeist des Stadtpräfecten Haußmann eine neue Gestalt; die engen Gassen wurden zerstört und durch Anlegung neuer Stadttheile und Straßen wurden nicht nur gesundere

Wirthschaftliche Fürsorge.

Wohnungen geschaffen, sondern auch die Stützpunkte der Revolutionen und Aufstände weggeräumt. Die große Kunst- und Industrie-Ausstellung, welche Mai 1854. nach dem Vorbilde der Londoner im Mai 1854 in Paris eröffnet ward, und Handelsverträge mit verschiedenen Staaten förderten das Industrie- und Verkehrsleben und mehrten den Absatz französischer Erzeugnisse nach dem Auslande. Ganz verschieden von seinem Oheim, welcher durch die Continentalsperre Handel und Wandel in enge Fesseln schlug, löste er die Bande des alten Prohibitivsystems in Frankreich und that durch Minderung oder Beseitigung der Zölle und Verkehrsschranken einen bedeutenden Schritt zum Freihandel, dem Ziele des modernen Gesellschaftslebens. Als der Krimkrieg große Geldsummen erheischte, suchte er durch ein Nationalanlehen, an dem sich alle Klassen betheiligten, eine Solidarität der finanziellen Interessen zu begründen und das Geld dem Lande zu erhalten. Er gab Anregung zur Errichtung und Vermehrung von Sparkassen, von Unterstützungsvereinen, von Versorgungsanstalten für Arbeitsunfähige. Besondere Sorgfalt wurde auf die Organisation des gesammten Bankwesens gerichtet, das in drei große Zweige auseinanderging: in das Institut der finanziellen Aristokratie oder hohe Nationalbank von Frankreich, in das der finanziellen „Demimonde" oder den Credit mobilier und die mit ihm verwandten Institute, endlich in die nach dem Muster der englischen Joint-Stock-Banken eingerichteten Creditanstalten für die solide Erwerbsthätigkeit des bürgerlichen Mittelgeschäfts. Auch diese Begünstigung der Creditvereine und Actiengesellschaften hatte sowohl die Hebung der Industrie und der Betriebsamkeit als die Selbsthülfe der Arbeiterklassen durch gegenseitigen Beistand zum Zweck, führte aber auch den großen Nachtheil mit sich, daß die Speculationssucht zu einer gefährlichen Höhe stieg, daß die Gier nach mühelosem Gewinn in alle Klassen drang und schwindelhafte Unternehmungen Vertrauen und Solidität erschütterten. Die Staatsausgaben stiegen ins Unermeßliche, und da der Ausfall nur durch neue Anlehen gedeckt werden konnte, so erlangte die Finanzwelt und die Speculation eine bedenkliche Macht. Jedes politische Ereigniß beeinflußte den Stand der Staatspapiere, wodurch die Welt in fortwährender Spannung und fieberhafter Aufregung erhalten ward; man gewöhnte sich, Millionäre auf der Verbrecherbank zu sehen. Es war nur ein geringes Palliativmittel gegen den zunehmenden Speculationsgeist, daß die Regierung zweimal zu Nationalanlehen schritt; die Börse behielt dennoch die Oberhand; der Versuch hatte nur die Wirkung, daß die große Betheiligung unter allen Ständen als Beweis dienen konnte, daß die kaiserliche Regierung sich eines hohen Vertrauens bei der Nation erfreue. Die große Betheiligung des französischen Volkes an diesen Staatsanlehen war, wie die Verehrer Napoleon's verkündeten, „die Weihe der Kaiserwahl", ein Vertrauensvotum für den Erkornen der acht Millionen Staatsbürger.

Algerien unter dem Kaiserreich. Wirthschaftliche Rücksichten waren auch neben den militärisch-nationalen Interessen in der Verwaltungspolitik der Colonie Algerien maßgebend. Es ist uns erinnerlich, daß

kurz vor der Februarrevolution die französischen Besitzungen in Nordafrika als gesichert gelten konnten, seit der unternehmendste Feind Abd-el-Kader nach Frankreich abgeführt worden war (S. 139). Von einem Aufgeben des eroberten Landes konnte somit keine Rede mehr sein, wer auch immer in Paris am Regimente sitzen und wie groß auch immer die Kosten und Anstrengungen für die Behauptung und Verwaltung des überseeischen Landes sein mochten. Die Nationalversammlung erklärte Algerien, das bisher den Namen einer Regentschaft geführt hatte, für ein ewiges Besitzthum der Republik und gewährte der Bevölkerung das Recht, vier Abgeordnete in die Gesetzgebende Körperschaft zu wählen, und die Regierung war bemüht, durch Ernennung energischer und zuverlässiger Generalgouverneure wie Cavaignac, Changarnier, Charron die Araberstämme, die stets zu Abfall und Feindseligkeiten geneigt waren, in Gehorsam, Furcht und Ruhe zu erhalten. Zugleich wurde die Colonisation befördert, indem die Republik auf Kosten des Staats europäische Niederlassungen gründete. Noch kräftiger und durchgreifender war das kriegerische und aggressive Vorgehen gegen die unruhigen Kabylenstämme im Süden und Westen des Colonialgebiets. Die meisten militärischen Größen des Kaiserreichs, wie die Generale Pélissier, St. Arnaud, Mac Mahon haben in Afrika ihre ersten Lorbeern erfochten und in den Kämpfen gegen die Eingebornen ihre strategische Kunst und kriegerische Erfahrung erworben. Besonders war die lange Verwaltung des Generals Randon (von 1851—58) der Befestigung und Ausdehnung der französischen Herrschaft in Afrika sehr förderlich. Die Unterwerfung der fruchtbaren baumreichen Oase Laghuat oder El-Aghuat durch Pélissier und Jussuf wurde zur Verherrlichung des neuen Imperiums in ähnlicher Weise benutzt, wie einst die Eroberung der Smala für das Julikönigthum. Der in heißem Kampfe eroberte Landstrich bot einen günstigen Stützpunkt für weitere Erfolge im Süden. Die Oasenlandschaften von Tuggurt, von Wadi Suf und anderen Gegenden in den Steppenländern der Sahara wurden zur Unterwerfung gebracht, der mächtige Stamm der Beni Mzab erkannte freiwillig die Oberhoheit Frankreichs an. Man ließ den Eingebornen ihre herkömmlichen Rechte, Gebräuche und patriarchalischen Ordnungen und erleichterte durch diese Schonung der alten Sitten und Gewohnheiten den Anschluß an das französische Regiment. Man suchte das Nomadenleben durch feste Ansiedelungen zu verdrängen und begnügte sich mit mäßigen Abgaben und Steuern in Geld oder Naturalien. Mit der territorialen Ausdehnung hielt die commercielle Thätigkeit gleichen Schritt. Handelswege wurden angelegt, die nördlichen Theile der mittleren Sahara erforscht, Caravanenverbindungen mit Timbuktu und Senegal eingeleitet und der französischen Industrie neue Märkte geschaffen. Eine großartige Expedition unter Randon gegen die Stämme Großkabyliens führte in den Feldzügen von 1856 und 1857 zu deren völliger Unterwerfung. Im Jahre 1860 wurde der Marschall Pélissier, der Held von Malakoff, zum Generalgouverneur ernannnt, nachdem man den Plan eines besondern Ministeriums für Algier nach kurzer Dauer wieder aufgegeben hatte.

Decbr. 1852.

1854.

Fortdauernder Kriegszustand.

Allein wie eifrig immer die französische Regierung ihre civilisatorische Mission betrieb, wie sehr sie beflissen war durch Mehrung und Organisirung der colonialen Ansiedelungen, durch Einführung europäischer Bodenerzeugnisse, durch Pflege der Landwirthschaft und Industrie, durch Anstalten für Volksbildung u. drgl. das Colonialgebiet der Culturgüter und Civilisationsformen des Mutterlandes theilhaftig zu machen, die aus allen Nationalitäten gemischte Bevölkerung in das französische Staats- und Gesellschaftsleben einzufügen; die spröden Elemente der Eingebornen zeigten wenig Hingebung für die fremden Eindringlinge. Abstammung, Religion, überlieferte Lebensgewohnheit bildeten eine unüberwindliche Scheidewand, so daß die Eroberer das

Schwert nie aus der Hand legen konnten, daß in den Oasen und Steppenlandschaften des Südens ein beständiger Kriegsstand waltete, daß die Stammhäuptlinge von muselmanischem Fanatismus aufgestachelt immer wieder zum „heiligen Krieg" aufriefen, daß mehrere Stämme sich zu gemeinsamen Unternehmungen verbündeten. Und wenn auch kein Stammhaupt mehr zu der Macht und dem Ansehen des Abd-el-Kader sich aufzuschwingen vermochte, so bereiteten doch die unaufhörlichen Kämpfe und kleinen Kriege den civilisatorischen Arbeiten unendliche Schwierigkeiten. Das Jahr 1864, in welchem Pélissier starb und Mac Mahon die Stelle eines Generalgouverneurs antrat, brachte einen der gefährlichsten und verderblichsten Streifzüge. Der mächtige Stamm der Uled-Sidi im Süden von Oran, beleidigt und verletzt, daß ein hochgestellter Araber von der französischen Militärbehörde zu Stockschlägen, der entehrendsten Strafe für einen Freigebornen, verurtheilt worden, ergriff die Waffen und machte einen Einfall in das Tell, die Dörfer der Ansiedler und der Kabylen verwüstend und die Ernte des Jahres zerstörend. Nur durch das energische Vorgehen des Generals Deligny wurden die wilden Horden in die Sahara zurückgedrängt und wieder zur Anerkennung der französischen Hoheit gezwungen. Es änderte wenig an der Lage, daß im nächsten Jahr
März 1865. der Kaiser selbst in der Colonie erschien und durch verheißungsvolle Proklamationen die mohammedanischen Stämme für ein friedfertiges Zusammenleben zu gewinnen suchte; die folgenden Jahre verliefen ebenso unruhig wie die vorhergehenden. Das französische Militärsystem reizte den unbotmäßigen Geist der arabischen Beduinen. Die Karavanserai zwischen Saïda und Geryville wurde von den vereinigten Stämmen unter ihren kriegerischen Häuptlingen Si-Lala, Si-Hamed Ben Hamza und Sidi-Mohammed-Murey-Kersar zerstört, die den Franzosen treu gebliebenen Stämme der ganzen Umgegend ihrer Heerden und Früchte beraubt, alles angebaute Land von den kriegerischen Horden verwüstet. Erst nach einem zweijährigen Krieg gelang es dem unternehmenden Oberst Colomb, der seine Streitkräfte zwischen El Aghuat und Geryville in einem befestigten Lager bei Tadjeruna zusammenhielt, den barbarischen Streifzügen Einhalt zu
1867. thun und die Schaaren der Araber in die Sahara zurückzutreiben. Die empfindliche Niederlage der Scheikhs Si-Hamed's und Si-Lala's bei Golea hatte zur Folge, daß in der nächsten Zeit die Grenzlande ruhig blieben, so daß bei dem Ausbruch des französisch-deutschen Krieges die Pariser Regierung einen großen Theil der afrikanischen Armee nach Europa überführen konnte. Es ist noch in guter Erinnerung, mit welchem Grauen man in den deutschen Grenzlanden von den Turcos und Zuaven sprach.

Parteien und Parteiführer. Napoleon erfreute sich im eigenen Lande einer gewissen Popularität, so sehr auch eine feindselige Partei sich in Schmähungen erging gegen „Badinguet", welchen Namen er einst bei seiner Flucht aus Ham als Maurer geführt hatte. Die Anhänger eines parlamentarischen Staatswesens mit seinen oratorischen Schaustücken vergaßen ihm niemals die blutigen und treulosen Wege, auf denen er zum Kaiserthron aufgestiegen war. Aber das Volk war dem ungewöhnlichen Manne nicht abgeneigt, der bald in träumerische Schlaffheit versunken schien, bald sich mit erregter Beweglichkeit in die politische und militärische Action stürzte. Zu Zeiten stumm und mit halbgeschlossenen Augen hinbrütend, dann wieder beredt und voll ritterlichen Anstandes, war er stets eine merkwürdige Persönlichkeit, der sich das öffentliche Interesse zuwandte, eine Herrschernatur, welche Worte und Haltung in der Gewalt hatte und einiges von dem gewinnenden Wesen des Oheims besaß. Aber so sehr sich Napoleon's Herrschaft bei dem Volke befestigte, die Zahl

seiner erbitterten Gegner blieb dennoch sehr groß. Die Legitimisten beharrten in ihrer Zurückgezogenheit, wenn gleich bei der Thatlosigkeit und passiven Natur ihres Hauptes, des kinderlosen Grafen von Chambord (Bordeaux), die Hoffnungen auf eine neue Restauration mehr und mehr sanken. Der Versuch einer „Fusion" der Legitimisten und Orleanisten (S. 432) hatte auf keiner Seite großen Anklang gefunden; doch haben sich auch nur wenige hervorragende Legitimistenhäupter dem neuen Regimente angeschlossen. Die Beispiele von Laroche-Jacquelein, Mouchy und Pastoret, die in den Senat eintraten, blieben vereinzelte Erscheinungen; die vielgeschäftige Thätigkeit des Grafen Montalembert schweifte in den Fragen der Politik unstät umher, da sein Hauptinteresse den kirchlichen Dingen und der Verbreitung ultramontaner Anschauungen zugewendet war. In dieser Richtung stimmte er mit der Kaiserin Eugenie überein, deren Hingebung für die römisch-katholische Kirche der Papst mit dem Geschenke einer geweihten goldenen Rose belohnte, und auch Napoleon, obwohl in Glaubenssachen so indifferent wie sein Oheim, trat doch gern als Schirmherr des römischen Stuhls auf, um dadurch die Geistlichkeit und das Landvolk in sein Interesse zu ziehen. Die Ermordung des Erzbischofs Sibour von Paris an heiliger Stätte 3. Jan. 1857. durch einen mit der Kirchenstrafe belegten Geistlichen, Vergès, war ein Zeichen von der großen Aufregung, welche der religiöse Zelotismus und die Thätigkeit des Jesuitenordens seit der Rückkehr des Papstes in den Vatican und der Erklärung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß der Gottesmutter in den Gemüthern der Franzosen erzeugt hatte. Der Mörder, der sein wahnsinniges Verbrechen mit dem Tode auf dem Schaffot büßte, hatte bei seinem Mordanfall ausgerufen: „Keine Göttinnen mehr". Selbst Montalembert sah sich noch kurz vor seinem Tode (7. März 1870) in die Opposition gedrängt gegen den wachsenden Einfluß des Jesuitismus und gegen das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma. Auf dem Sterbelager raffte er sich zu der Erklärung auf: „Allezeit sei er ein Vertheidiger der Kirche gewesen, aber nicht in dem Sinne, daß er, der notorische Bekämpfer der Staatsomnipotenz, dafür zum Absolutismus der Hierarchie sich bekennen wollte". — Von den Orleanisten hatte sich Guizot in ein literarisches Stillleben zurückgezogen, in ausführlichen Denkwürdigkeiten die Welt über sich und seine Zeit zu belehren gesucht und sich seinen religiösen „Meditationen" hingegeben, zugleich als Wächter der calvinischen Rechtgläubigkeit den weltlichen Arm gegen die freie Bibelforschung zu Hülfe rufend, und Thiers, durch seine geschichtliche Darstellung des ersten Kaiserreiches der Napoleonischen Familie innerlich mehr befreundet, hat erst nach mehreren Jahren des Schweigens wieder am öffentlichen Leben Theil genommen und in der parlamentarischen Opposition seine Geistesfunken von Neuem blitzen lassen, zugleich aber in seiner Bekämpfung der auswärtigen Politik des Kaiserthums den Beweis geliefert, wie schwer es selbst dem geistreichsten Staatsmann fällt, in späteren Jahren sich von den Traditionen der Vergangenheit frei zu machen und neuen völkerrechtlichen Anschauungen und

Prinzipien gerecht zu werden. Die eigene Größe auf die Schwächung der Nachbarn zu gründen und das internationale Verkehrsleben durch Schutzzölle zu hemmen, kann als überwundener Standpunkt gelten. — Schroffer und verbitterter als die Männer des Prinzips und der Doctrin standen die Republikaner der Napoleonischen Herrschaft gegenüber. Viele hervorragende Persönlichkeiten, wie Ledru-Rollin und Louis Blanc, wie Victor Hugo und Quinet, wie Schoelcher und Eugen Sue, wie Charras, Changarnier, Lamoricière u. A. verharrten als unbußfertige Widersacher des Imperialismus in der Fremde, in England, Belgien, der Schweiz, einen neuen Umschwung in dem tiefbewegten Lande erwartend und jede Amnestie verschmähend, und in Frankreich selbst traten bei manchen Gelegenheiten, wie bei dem Begräbniß des Volksdichters
17. Juli 1857. Béranger anti-bonapartistische Regungen und Gesinnungen zu Tage.

Schutzmaßregeln. Aber Napoleon III. war auf seiner Hut: wie sein Oheim suchte auch er sich durch eine weitverzweigte wachsame Polizei zu schützen und setzte sein Vertrauen auf sein schlagfertiges Heer, auf seine stolze Garde, auf seine Generale und Offiziere, welche die bevorzugte Stellung, die er ihnen im Staat und in der Gesellschaft einräumte, mit Treue und Hingebung vergalten. Als Vorstufe zur Ehrenlegion hatte er schon als Prinz-Präsident die Militär-Medaille gegründet, die für Unteroffiziere und verdiente Soldaten bestimmt dem Empfänger neben der persönlichen Auszeichnung eine Jahresrente von 100 Fr. auf Lebenszeit eintrug, und während seiner ganzen Regierung hatte er die Truppen in gute Verfassung zu setzen und sich ihre Liebe und Treue zu erwerben gesucht. Für Nationalgarden, deren Dienstleistungen mehr zur Parade als zum wirklichen Kampf dienten und häufig in militärische Spielerei ausarteten, war die Zeit zu ernst, auch waren die bürgerlichen Kreise, aus denen sie hervorgingen, dem neuen Kaiser zu wenig hold, als daß Napoleon seine Herrschaft und Sicherheit auf sie hätte stützen mögen. Das goldene Zeitalter der Bourgeoisie war mit dem Julikönigthum zu Ende gegangen. Ein mit großer Klugheit entworfenes Vereinsgesetz gab der Regierung die Mittel in die Hand, das Associationswesen sorgfältig zu überwachen und alle gefährlichen Regungen im Keime zu ersticken, und die strengen Maßregeln gegen die Presse brachten die Stimmen der Opposition zum Schweigen und stellten den Ausdruck der öffentlichen Meinung ganz unter die Obhut des Staats und seiner Organe. Nicht nur, daß durch hohe Cautionen, wie durch vieldeutige Gesetze und Verordnungen die Journalistik in ihrer Bewegung gehemmt und zu einer vorsichtigen Haltung genöthigt ward; das Gebot, daß jeder Artikel die Unterschrift des Verfassers tragen müsse, legte der Tagespresse schwere Fesseln an. Auch wurde ihr Einfluß und ihre Bedeutung noch durch eine officiöse Broschürenliteratur gelähmt, worin alle wichtigen Zeitfragen in tendenziösem Sinne behandelt wurden, um die öffentliche Meinung zu bestimmen oder zu erforschen. Dank dieser Politik der Vorsicht und Ueberwachung wurde der Kaiser weniger von Mordanfällen bedroht als Louis Philipp, und von den

Volksaufständen, welche die Julíregierung so oft beunruhigt hatten, zeigte sich kaum eine Spur. Zwei ungefährliche Anschläge auf sein Leben, von Pianori und Bellamare im April und September 1853, hatten keine Folgen, und selbst das Attentat Orsini, von dem wir bei Gelegenheit des italienischen Krieges hören werden, hatte bei Weitem nicht solche schreckliche Wirkungen, wie die Höllenmaschine Fieschi's. Und doch stand Napoleon an Unerschrockenheit und persönlichem Muthe dem Orleans in keiner Weise nach und vermied weniger als dieser die Oeffentlichkeit und Gefahr. Die revolutionären Manifeste der Exulanten, die geheimen Verschwörungen eines Felix Pyat, eines Caussidière, eines Boichot und anderer politischen Flüchtlinge wurden durch die Wachsamkeit der Polizei ihrer Wirkungen beraubt und die Strenge der Gerichte unter der Leitung eines Zangiacomi und Genossen schreckte die unruhigen Geister. Pianori starb unter der Guillotine; Bellamare im Irrenhaus. Ein angebliches Attentat auf das Leben Napoleon's, das in den ersten Tagen des Jahres 1864 ein Italiener Grecco unter Mitwissen Mazzini's mit drei andern seiner Landsleute geplant haben sollte und das den Angeschuldigten Deportation und Haft zuzog, stellte sich in der Folge als Polizeimanöver heraus.

Die glänzendsten Triumphe feierte Napoleon auf dem Felde der äußern Politik, wie wir in den späteren Blättern erfahren werden. Im engen Bunde mit England trat er als Schützer der Türkei gegen Rußland auf, und wenn auch der zweijährige Krieg an der Niederdonau und in der Krim das französische Reich nicht vergrößerte und Rußland nicht aus seiner Stellung als Großmacht drängte, so hatte derselbe doch zur Folge, daß Frankreich auf dem Pariser Friedenscongreß das entscheidende Wort führte, daß die heilige Allianz in ihren innersten Fäden zerrissen ward und daß sowohl der russische Hof, der dem neuen Kaiser Anfangs die fürstliche Anrede: „Mein Bruder“ verweigerte, als die übrigen europäischen Regierungen sich um Napoleon's Gunst und Freundschaft bewarben. Kaiser Nicolaus, der keine Gelegenheit unterlassen hatte, den Souveränen, die durch die Revolution ihre Krone erlangt hatten, seine Abneigung und Geringschätzung zu zeigen, der in ganz Deutschland als der Schirmherr der conservativen und monarchischen Interessen verehrt ward, war als Besiegter aus der Welt geschieden und der Sohn und Nachfolger suchte mit dem Machthaber in den Tuilerien in gutes Einvernehmen zu treten. Eine persönliche Zusammenkunft des französischen Kaisers mit Alexander II., dem neuen Beherrscher aller Reußen, in Stuttgart, gab der versöhnten Gesinnung Ausdruck. Einige Jahre später stattete der Zar der französischen Hauptstadt selbst einen Besuch ab. Nun hatte Napoleon den Triumph, in die Reihe der europäischen Potentaten als Ebenbürtiger aufgenommen zu sein. Von noch wichtigeren Folgen für Frankreich und für ganz Europa war Napoleon's Einmischung in die Angelegenheiten Italiens. Auch hierbei stand ihm England fördernd und hülfreich zur Seite, wenn auch nicht thatsächlich als Waffengenosse, so doch durch

Auswärtige Politik und militärische Dictatur.

27. Septbr. 1857.

die Zustimmung zu seinem Vorgehen und die Billigung seiner Politik. Zugleich wußte er den Groll Rußlands und die Rivalität Preußens gegen die österreichische Regierung zu seinem Vortheil zu kehren, wodurch es ihm gelang, den italienischen Krieg zu „localisiren“ und Oesterreich in eine isolirte Stellung zu bringen. Durch diese kluge, wenn man will machiavellistische Staatskunst, verbunden mit den Siegen der französischen Waffen im Felde und mit den Mißständen der österreichischen Armeeverwaltung, erreichte Napoleon den Zweck, daß der Einfluß und die Vorherrschaft Oesterreichs in Italien gebrochen ward, daß sein Bundesgenosse Victor Emanuel die Lombardei und die Territorien des mittleren Italiens gewann, daß der Sardinier, nachdem er noch mit Garibaldi's Hülfe Neapel und Sicilien erobert, sich zum König von Italien aufschwang und als solcher von den meisten Staaten Europas anerkannt ward, sowie daß Frankreich nicht nur Savoyen und Nizza „annectirte“, sondern auch als Schutzmacht des neuen Königreichs an Oesterreichs Stelle trat und zugleich durch seine Besatzungstruppen in Rom das Schicksal der päpstlichen Herrschaft in der Hand hatte.

14. Jan. 1858. Wenn das Attentat Orsini's und seiner Genossen den Impuls zum activen Vorgehen in Italien gegeben hatte, so benutzte Napoleon dasselbe zugleich zu scharfen Zwangsgesetzen in Frankreich selbst: durch die Errichtung von fünf Marschallkreisen und durch die Ernennung des Haudegens Espinasse, der einst bei dem Staatsstreiche thätig mitgewirkt hatte, zum Kriegs- und Polizeiminister wurde das ganze Reich unter das Schwert gebeugt; ein strenges Ueberwachungssystem im Innern und gegen das Ausland hemmte jede freie Bewegung; ein militärisch-polizeilicher Terrorismus, wie ihn Europa lange nicht gesehen, verbunden mit Verhaftungen und Deportationen, hielt die Geister gefesselt und füllte Alles mit Furcht und Zagen. Wir werden bald erfahren, daß darüber beinahe der Freundschaftsbund mit England zerrissen worden wäre. Man nahm es in den Tuilerien dem „treulosen Albion“ sehr übel, daß es allen Verschwörern und Feinden des französischen Herrschers ein schützendes Obdach gewähre. Nur allmählich wurde das System des Kriegs und Schreckens durch Maßregeln der Versöhnung und des Vertrauens gemildert. Doch blieb die freie Meinungsäußerung sowohl in der Tagespresse, als in der gesetzgebenden Versammlung fortwährend großen Beschränkungen unterworfen, die Centralisation, die alle Macht in die Hände des Beamtenstandes legte, leitete und bestimmte das ganze öffentliche Leben und hielt jedes Selbstregiment in Corporationen und Gemeinden nieder. Dem Kaiser gereichte es zum Trost und zur Beruhigung, daß alle Anschläge gegen sein Leben von Fremden ausgegangen, daß kein Franzose sich eines so schwarzen Verbrechens schuldig gemacht. — Auch in den Meeren Ostasiens machte die französische Flotte gemeinsame Sache mit der englischen, damit das Inselreich aus den Handelsverträgen mit China nicht allein den Gewinn ziehe, und die Intervention in Mexico wurde Anfangs im Verein mit Spanien und England unternommen, aber nur von Frankreich zu einem entscheidenden Aus-

trag geführt. Den chinesischen Krieg haben wir früher kennen gelernt (S. 200). Den Sommerpalast, der damals ausgeplündert und verbrannt ward, beschreibt ein Augenzeuge als ein Feenschloß, wie man sie aus den orientalischen Märchen „Tausend und Eine Nacht“ kenne.

Die Nachbarstaaten in Unruhe.

So sehr sich übrigens Napoleon bemühte, seine Regierung als eine „Aera des Friedens“ hinzustellen, das Ausland setzte wenig Glauben in diese Parole. Besonders wuchs das Mißtrauen nach der Annectirung von Savoyen und Nizza. In der Schweiz herrschte eine Aufregung, die eine Zeit lang eine drohende Höhe erreichte; in Belgien, in Holland, in Deutschland fürchtete man die Wiederbelebung der imperialistischen Ideen von den „natürlichen Grenzen“; in England wurde unter den Augen der Königin eine große Musterung der freiwilligen Schützen vorgenommen. Am meisten Ursache zur Besorgniß hatte man in Deutschland. Ist doch die Rheingrenze von jeher ein Lieblingstraum der großen Nation gewesen. Es war kein Geheimniß, daß der französische Herrscher gerne die Occupation Schleswig-Holsteins und anderer deutschen Territorien durch die Krone Preußen um den Preis einer Abtretung der Rheinlande zugelassen hätte. Schon während des Krimkrieges hatte er bei Gelegenheit seines Besuches in England in vertraulichem Gespräch mit Prinz Albert die wichtige Aeußerung gethan: „zur Befestigung seiner Dynastie müsse er dem französischen Reiche Belgien und die Rheinlande wieder verschaffen. Dafür wolle er England einen guten Handelsvertrag gewähren und Preußen würde gern zwei Millionen Seelen abtreten, wenn es dafür zehn bis zwölf sich in Deutschland selbst nehmen dürfe“. Auf den Gemahl der englischen Königin machte diese verwegene abenteuerliche Politik den widerwärtigsten Eindruck. „Der Kaiser ist als Verschwörer geboren“, schrieb er in sein Tagebuch; „von dieser Denkungsweise reißt er sich nicht los, er schmiedet immer Pläne und sucht eben solche Intriguen, wie er sie pflegt, bei Andern“. Die Beschaffenheit der Bundeskriegsverfassung gab wenig Bürgschaft, daß im Fall eines Krieges der Sieg sich auf die deutsche Seite neigen würde. Darum sammelten sich im Juni 1860 viele deutsche Fürsten in Baden-Baden um den Prinz-Regenten von Preußen, in der Absicht, ihr einmüthiges Zusammenstehen für die Integrität Deutschlands zu bekräftigen. Aber Napoleon wußte diese Befürchtungen zu zerstreuen, indem er in der Staatszeitung (Moniteur) erklären ließ, „des Kaisers einziger Zweck sei, mit den Souveränen, seinen Alliirten, in Frieden zu leben und alle seine Sorgfalt auf die thätige Entwickelung der Hülfsquellen Frankreichs zu verwenden“, und dann sich selbst zu dem Fürstentag einlud und durch sein Erscheinen jedes Mißtrauen zu verscheuchen suchte. 15—17. Juni 1860.

Liberale Opposition und Milderung der Freiheitsbeschränkungen.

So sehr die französische Nation sich geschmeichelt fühlte, daß die kaiserliche Regierung in den großen Weltfragen eine so gewichtige Stimme führte, und gleichsam die Wage des politischen Gleichgewichts in der Schwebe hielt: so wenig war sie befriedigt über die verschwenderische Finanzwirthschaft, welche die

Kräfte des Reiches übermäßig in Anspruch nahm, so daß sogar die Staatswaldungen angegriffen werden sollten, und welche immer neue Staatsschulden anhäufte, sowie über die Strenge, womit im Innern die Bewegung der Geister niedergehalten, die Freiheit der Rede und der Presse gezügelt und überwacht, jedes Streben nach einem volksthümlichen Selbstregiment unterdrückt wurde. Lange beschränkte sich die Opposition auf die vielverspottete Fünfzahl, als deren 1863. Haupt Jules Favre galt, aber im Jahre 1863 schickte die Hauptstadt zum großen Verdruß der Regierung mehrere parlamentarische Notabilitäten, unter ihnen Thiers und Garnier-Pagès in den gesetzgebenden Körper. Persigny trat deshalb aus dem Cabinet; allein das System erlitt darum keine Aenderung. Der neue Minister Rouher war ein eben so eifriger Fahnenträger des Bonapartismus, wie der alte Verschwörer von Straßburg. Wenn der Herzog von † 10. März 1865. Morny, der zehn Jahre lang mit Beredtsamkeit und Geschick die Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers leitete, bei seinem Tode dem kaiserlichen Halbbruder die Mahnung gab, die langverheißene „Krönung des Gebäudes", auszuführen, Juli 1866. so ist dieser Rath des Sterbenden nicht erfüllt worden. Noch im Juli 1866, als schon der deutsche Krieg im Gange war, wurde durch ein Senatusconsult die Freiheit der Presse, die Redefreiheit im gesetzgebenden Körper und die Wahlfreiheit eingeschränkt, und in dem kaiserlichen Decret vom 19. Januar 1867, wodurch die Adreßdebatte durch das Interpellationsrecht ersetzt, die Presse unter das Polizeistrafgericht gestellt, die Beschränkungen des Vereinswesens gemildert wurden und jeder Minister gehalten sein sollte, die Angelegenheiten seines Amtskreises selbst vor der gesetzgebenden Körperschaft zu vertreten, vermochte die Nation nicht das volle Maß ihrer politischen Freiheit zu erblicken.

Der Kaiser u. die Kaiserin. April 1865. Während einer längeren Abwesenheit Napoleons in Algier wurde der Versuch einer Regentschaft unter der Leitung der Kaiserin gemacht, in Folge eines Regentschaftsgesetzes, welches nach der Geburt des Kaisersohnes durch ein Senatus-Consult eingeführt worden war; aber die unbotmäßige Rede des Prinzen Napoleon bei der Einweihung des Denkmals seines Oheims in Ajaccio konnte als Beweis dienen, welche Schwierigkeiten Frankreich zu erwarten haben würde, wenn eine solche Staatseinrichtung auf die Dauer eintreten müßte. Der Prinz liebte es im Gegensatz zu dem kaiserlichen-Absolutismus den demokratischen Frondeur zu spielen. Dem Einfluß Eugenien's schrieb man auch die wachsende Gunst zu, welche der kaiserliche Hof mehr und mehr der klerikalen Partei zuwendete. Eine strenggläubige Spanierin war sie der römisch-katholischen Kirche und ihrer Priesterschaft eifrig zugethan und bethätigte ihre Devotion sowohl durch ihre Hingebung an den ostentativen Gebets- und Ceremoniendienst der päpstlichen Religion als durch Handlungen der Werkheiligkeit und christlichen Barmherzigkeit. In dem „Leben Cäsars", das der Kaiser nach gründlichen Studien und Forschungen in seinen Mußestunden ausarbeitete, suchte er dem Napoleonischen Regierungssystem ein Denkmal der Bewunderung zu stiften, eine Apotheose des

Cäsarismus, gegen welche sich im Inlande und Auslande viele protestirende Stimmen erhoben.

Das Militärwesen.

Der große Eifer, mit welchem man im Jahre 1867 die Armee-Reorganisation vornahm, die Streitmacht durch Ausdehnung der Conscriptionspflicht und Errichtung der mobilen Nationalgarde vermehrte und die Truppen mit einer verbesserten Waffe, den weittragenden, leichten Chassepotgewehren, versah, welche zuerst in den Kämpfen gegen die Freischaaren Garibaldi's im römischen Gebiet (October 1867.) zum Schutze der weltlichen Besitzungen des Papstes in Anwendung kamen, wurde vielfach als Anzeichen gedeutet, daß die Parole „das Kaiserthum ist der Friede" für die Zukunft außer Geltung gesetzt werden dürfte. Durch diese wohlgerüstete und imposante Militärmacht unter der Leitung des kampflustigen Marschalls Niel als Kriegsministers nahm Frankreich die Haltung einer Macht an, „die in den Falten ihrer Toga Krieg oder Frieden trägt".

Die „Krönung des Gebäudes" und die drohenden kriegerischen Conflicte. 1868.

Nachdem Napoleon durch diese Militärorganisation das Kaiserthum in die Lage gesetzt, nach Außen die seinem Range gebührende Stellung zu behaupten, im Innern die feindlichen Elemente niederzuhalten, lenkte er mit der ihm eigenen Klugheit in freiere Bahnen ein, die zu der verheißenen „Krönung des Gebäudes" führen sollten. Er gewährte Preßfreiheit mit weit gezogenen Linien gegen Ueberschreitung und ließ sich selbst durch den schrankenlosen Gebrauch, den die lauten Stimmen der Opposition, wie Rochefort's „Laterne", von dem neuen Gute machten, nicht zur Verkümmerung des Zugestandenen fortreißen. Nur als am 2. December die Widerstandspartei allzukühn hervortrat, eine Reihe von Zeitungen Subscriptionen zu einem Denkmal für den auf der Barrikade gefallenen Baudin (S. 433) eröffneten, griff die Regierung wieder zu dem alten Mittel gerichtlicher Verfolgungen, mußte aber deshalb scharfen Tadel über sich ergehen lassen. (2. Decbr. 1868.) Auch das freie Vereins- und Versammlungsrecht, das seit 1851 geruht, wurde hergestellt und dadurch den alten Demagogen und Socialdemokraten ein weites Forum zu Angriffen gegen das herrschende System des „persönlichen Regiments" geöffnet. Diese inneren Angelegenheiten nahmen die französische Nation so sehr in Anspruch, daß der österreichisch-preußische Krieg sich ohne Frankreichs Einmischung vollzog. Wir werden die Haltung Napoleon's während der kriegerischen Ereignisse in Deutschland in einem andern Zusammenhang kennen lernen. Als Thiers am 3. Mai 1866 im gesetzgebenden Körper die deutschen Einheitsbestrebungen als eine Gefahr für Frankreich hinstellte und verlangte, daß die kaiserliche Regierung auf Grund der Verträge von 1815 Protest dagegen erhebe, ergriff Napoleon die Gelegenheit um in einer Rede zu Auxerre den merkwürdigen Ausspruch zu thun: „Ich verabscheue die Verträge, auf die man uns jetzt verweisen will". Nur vorübergehend wurde die Welt wieder durch Kriegsgerüchte alarmirt, als die französische Ostbahngesellschaft unter Begünstigung der Regierung die Eisenbahn nach Brüssel durch Kauf an sich zu bringen suchte, weil man darin den ersten Schritt zur Annexion Belgiens zu erblicken glaubte. (1869.) Doch

wurde der Streit bald auf dem Wege friedlicher Verhandlungen ausgeglichen. Durch die Gewandtheit des belgischen Ministers Frère-Orban wurde die französische Regierung bewogen, von den Ostbahnverträgen gänzlich Umgang zu nehmen und sich mit einem Betriebsvertrage zu begnügen, der Belgien in keiner Weise zu nahe trat. Doch konnte man allenthalben bemerken, mit welcher Eifersucht die Franzosen auf Alles blickten, was von Preußen und dem norddeutschen Bunde ausging; selbst den Plan einer Gotthardtsbahn, welcher von Deutschland, der Schweiz und Italien ausgeführt werden sollte, suchte das mißtrauische Frankreich zu durchkreuzen.

Wachsende Opposition. Frühjahr 1869. Als im Frühjahr die dritte Legislaturperiode zu Ende ging und neue Wahlen zum gesetzgebenden Körper ausgeschrieben wurden, gerieth die französische Nation in eine fieberhafte Aufregung. Man fühlte, daß eine neue Aera im Anbruch sei; der Kaiser selbst ließ sich von dem liberalen Deputirten Ollivier über die Stimmungen und Wünsche des Volkes in einer persönlichen Unterredung berichten. Der Ausfall der Wahlen in den größeren Städten, insbesondere in Paris, wo mehrere „Unversöhnliche", Radicale und Republikaner, über die Männer constitutioneller Freiheit den Sieg davon trugen, machte den Kaiser betroffen, und es fehlte nicht an Solchen, die einen neuen Staatsstreich erwarteten oder anriethen. Aber Napoleon blieb fest. Als im Juli die neuen Abgeordneten zu einer kurzen Session zusammentraten, um die Wahlen zu prüfen, und 116 derselben in einer Interpellation Verantwortlichkeit der Minister und Unabhängigkeit und freie parlamentarische Bewegung mit Initiative für den gesetzgebenden Körper verlangten, gab er einen zustimmenden Bescheid und vertagte die Sitzungen, bis der Senat die beabsichtigten Gewährungen geprüft und berathen haben würde. Zwar erregte die unerwartete und etwas formlose Vertagung einige Mißstimmung, die noch wuchs, als der anfangs bestimmte Termin des Wiederzusammentritts um einige Wochen hinausgerückt wurde; allein die Entlassung des Staatsministers Rouher, des gewandten Verfechters des kaiserlichen Absolutismus, bewies, daß es dem Kaiser Ernst sei mit den Reformen. Er billigte sogar die so stark angefochtene Rede des Prinzen Napoleon im Senat, welche nur in dem aufrichtigen Eintreten in das constitutionelle Staatsleben den sichern Bestand des Kaiserthums erkennen wollte.

Juli 1869.

Die neue Aera. Nach einigen unruhigen Monaten, während welcher der Tod des Marschalls Niel neue Veränderungen im Cabinet herbeiführte, der leidende Zustand des Kaisers große Besorgnisse weckte, die Kaiserin Eugenie über Constantinopel nach Aegypten zur Einweihung des Nilcanals reiste und die Nachwahlen in Paris 29. Novbr. neue Aufregungen erzeugten, eröffnete Napoleon an dem bestimmten Tag den gesetzgebenden Körper mit einer Thronrede, worin er in folgenden Worten Ziel und Aufgabe seiner künftigen Politik bezeichnete: „Frankreich will die Freiheit, aber mit der Ordnung. Für die Ordnung stehe ich ein; helfen Sie mir, meine

Herren, die Freiheit zu schützen. Halten wir uns, um dieses Ziel zu erreichen, in gleicher Entfernung von Rückschritt und von den revolutionären Theorien. Zwischen denen, welche Alles ohne Veränderung zu erhalten streben, und denen, welche Alles umzustürzen trachten, läßt sich ein rühmlicher Standpunkt einnehmen." Ein neues Ministerium unter der Leitung Emil Ollivier's sollte dieses neue Programm durchführen und ein parlamentarisches Regiment anstatt des bisherigen persönlichen begründen. Der Kaiser schien aufrichtig in das neue System einzugehen; verglich er sich doch selbst einem müden Wanderer, der einen Theil seines Reisegepäcks ablege. Unter den Präfekten und Beamten wurde bedeutend aufgeräumt, selbst Haußmann, der mächtige Seine-Präfekt, mußte der öffentlichen Stimme weichen, wie ungern ihm auch sein kaiserlicher Herr den Abschied gab. 2. Jan. 1870

Sehr zur unrechten Zeit für den Kaiser kam ein Vorfall in der napoleonischen Familie. Peter Bonaparte, Lucian's Sohn, ein heftiger, leidenschaftlicher Mann, gerieth mit einigen Journalisten wegen persönlicher Angriffe auf ihn und seine Familie in Streit, und als zwei derselben, Mitarbeiter von Rochefort's Blatt „Marseillaise" bewaffnet in seine Wohnung traten, um ihn zur Rede zu stellen, schoß er den einen derselben, Victor Noir, nieder. Die Republikaner suchten bei Gelegenheit der Beerdigung einen Massenaufstand zu erregen, aber die Bewegung wurde im Entstehen durch Polizei und Militär unterdrückt. Rochefort wurde mit Zustimmung des gesetzgebenden Körpers, dessen Mitglied er war, wegen hochverrätherischer Umtriebe gerichtlich verfolgt und zu einer Gefängniß- und Geldstrafe verurtheilt. Peter Bonaparte stellte sich selbst in Haft, wurde aber am 27. März durch einen außerordentlichen Gerichtshof in Tours freigesprochen, weil er sich im Zustande der Nothwehr befunden. Die Republikaner benutzten den Wahrspruch der Geschwornen als Beweis, daß es gegen die Verwandten des Kaisers keine Gerechtigkeit gebe. Der Gerichtshof legte dem Prinzen eine Entschädigungsstrafe von 25,000 Francs an den Vater des Getödteten auf und Napoleon veranlaßte ihn einige Zeit nachher, Frankreich zu verlassen. Der Professor Tardieu, der zu Gunsten des Prinzen gezeugt hatte, wurde von den Studenten in seinem Auditorium insultirt.

Peter Bonaparte und Rochefort. 10. Jan. 1870. 22. Jan.

Um die Opposition, die bei dieser Gelegenheit sehr scharf sich äußerte, niederzuhalten und die Volkssouveränetät, die er stets so gern als seinen Rechtstitel zum Regieren betonte, aufs Neue hervortreten zu lassen, beschloß der Kaiser, die parlamentarische Verfassung durch eine allgemeine Volksabstimmung, ein Plebiscit, sanktioniren zu lassen. Zu dem Behufe erhielt jeder wahlberechtigte Franzose einen kaiserlichen Brief mit der Frage: „Billigt das französische Volk die liberalen Reformen, die seit 1860 von dem Kaiser unter Mitwirkung der großen Staatskörperschaften an der Verfassung vorgenommen worden sind, und genehmigt es das Senatsconsult vom 20. April 1870?" Nach einer großen Aufregung

Neues Plebiscit.

und Wahlbewegung, während welcher die Regierungsorgane einen brennenden Eifer in der Bewerbung für Ja-Stimmen entfalteten und hervorhoben, daß da-
8. Mai 1870. durch die Freiheit und der Friede für die Zukunft gesichert sei, erfolgte das Resultat, daß am 8. Mai gegen siebenundeinehalbe Million Wähler mit Ja stimmten, somit dem kaiserlichen Regimente ein glänzendes Vertrauensvotum abgaben. Daß in mehreren der größeren Städte die Opposition in der Mehrheit war und in der Armee über 45,000, in der Marine 6000 Nein abgegeben wurden, dämpfte wohl die Freude, war aber nicht vermögend, die Bedeutung des Plebiscits für die Befestigung der bestehenden Ordnung herabzusetzen. Als
21. Mai. eine Deputation des gesetzgebenden Körpers, den Präsidenten Schneider an der Spitze, dem Kaiser im großen Saale des Louvre das Ergebniß der Abstimmung beglückwünschend mittheilte, sprach Napoleon seinen Dank aus für das Vertrauen, das die Nation ihm nun zum viertenmal in so glänzender Weise dargebracht. Ein neues festes Band schien damit um Thron und Volk geschlungen; zumal als im nächsten Monat die Wahl der Generalräthe in den Departements im Sinne des Kaiserthums ausfiel und gewissermaßen das Plebiscit ergänzte; aber es war eine Sinnentäuschung, die bald schrecklich zerrinnen sollte, es war die abspannende Windstille vor dem nahenden Sturm.

b. Das Staatsleben Englands.

Englands Stellung zu Frankreich. Die englische Regierung blickte nicht ohne Sorge auf die Wiederherstellung der Bonaparte'schen Dynastie mit ihren Traditionen. Man beschloß zunächst, sich neutral und zuwartend zu verhalten und als Lord Palmerston im Widerspruch zu diesem Princip sich allzurasch für Napoleon aussprach und dadurch den Staatsstreich zu billigen schien, ließ ihm die Königin durch Lord John Russell das Siegel des auswärtigen Amtes abfordern und in die Hände Lord Granville's legen. Doch bald lenkte die Regierung wieder in freundschaftliche Bahnen ein, namentlich als in dem neuen Tory-Ministerium unter Lord Derby's Vorsitz Lord Malmesbury ein persönlicher Freund Napoleon's die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Die Londoner Regierung erkannte das französische Oberhaupt an, glaubte aber doch auf ihrer Hut sein und große Vorsicht und Wachsamkeit beobachten zu müssen. Sie unterließ daher nicht, über den Werken des Friedens, denen sie fortwährend ihr Hauptaugenmerk zuwandte, wie die großartige Ausstellung der Weltindustrie im Sommer 1851, die Beförderung des Handels und Verkehrs durch Herabsetzung oder Aufhebung der Zölle, durch unterseeische Telegraphenverbindungen und dergleichen mehr kund thaten, auch die Wehrkraft des Landes und Volkes zu heben. Sie verstärkte die Kriegsflotte, sie setzte die Seehäfen und Küstenbefestigungen in Vertheidigungszustand, sie mehrte die Heeresmacht, erleichterte die Anwerbung fremder Kriegsmannschaft und traf Vorkehrungen zur Errichtung einer Landwehr. Und allerdings war Ursache zu dieser Vor-

sicht und Wachsamkeit vorhanden. Denn sowohl in Frankreich als auf dem übrigen Festlande trat eine gereizte Stimmung gegen England zu Tage, als aus allen Ländern politische Flüchtlinge und Verbannte in dem Inselreiche eine sichere Zuflucht fanden und, geschützt durch das Asylrecht, der Revolutionspartei in den europäischen Staaten Vorschub leisteten und das herrschende Regiment zu stürzen suchten. Durch Klugheit und Mäßigung beschwichtigte jedoch die Regierung das Ausland, ohne das Asylrecht zu beschränken; und da die orientalischen Verwicklungen zwischen Rußland und der Türkei, die wir bald kennen lernen werden, die Blicke Europa's auf andere Dinge richteten und Englands Mitwirkung zur Bekämpfung der russischen Herrschgier und Eroberungssucht nicht entbehrt werden konnte, so wurde das gute Einvernehmen zwischen dem Inselreiche und den Continentalmächten bald wieder hergestellt, und die Regierungen von Frankreich und England traten in ein enges Bundesverhältniß, das, durch wiederholte persönliche Zusammenkünfte der regierenden Häupter befestigt, während des russischen und italienischen Krieges ungestört fortbestand. Das auf britischem Boden entworfene und vorbereitete Attentat Orsini's war nicht vermögend, das Freundschaftsbündniß zu zerreißen, wenn auch eine vorübergehende Trübung entstand, die sich in gereizten Manifestationen Luft machte. Der Versuch Palmerston's, der bald wieder in das Cabinet getreten war, durch Einführung strengerer Strafbestimmungen über Theilnahme an Mordthaten die Franzosen zu beruhigen, erregte bei Volk und Parlament lauten Unwillen, so daß abermals ein Ministerwechsel eintrat. Erst als auf eine Anfrage des neuen Ministeriums aus Paris die Erklärung erfolgte, der Kaiser verlange nichts, was mit der Ehre Englands unvereinbar sei, und hege zu der freundlichen Gesinnung der britischen Nation volles Vertrauen, ward das alte Verhältniß wieder hergestellt. Auch später führte die Weigerung Englands, an dem von Napoleon vorgeschlagenen Congreß zur Herstellung des europäischen Friedens und Völkerrechts auf neuen Grundlagen Theil zu nehmen, eine Entfremdung herbei, ohne jedoch eine feindliche Stellung beider Staaten zu erzeugen.

Die Engländer hatten alle Ursache, mit Frankreich in gutem Einvernehmen zu bleiben, da sie durch Uebermuth, Herrschsucht und Eigennutz sich in allen Erdtheilen heftige Feindschaften bereitet hatten. Denn so sehr man rühmend anerkennen muß, daß die englische Nation in ihrem inneren Staatsleben auch in der jüngsten Zeit hochherzige und freisinnige Ideen verfolgte, daß alle Ministerien, mochten sie, wie Lord Stanley (Graf Derby), Malmesbury, Disraeli in den Jahren 1852 und 1858, den Grundsätzen der Tories huldigen, oder wie Lord Palmerston, John Russell u. A. (um das Jahr 1855 und später) der Partei der Whigs angehören, oder wie im Jahre 1853 unter Lord Aberdeen, Gladstone u. A. aus einer Coalition beider Parteien zusammengesetzt sein, auf der Höhe ihrer Zeit standen; so sehr man es preisen muß, daß die Regierung Großbritanniens vor Allem die Herrschaft des Gesetzes anerkannte und feststellte, Charakter der englischen Politik.

daß sie aus allen Kräften an der Unterdrückung des Sclavenhandels arbeitete, daß sie dem Versuche Napoleon's, durch Einführung sogenannter freier Neger nach den französischen Kolonien der Sclaverei unter einer andern Form wieder Eingang zu verschaffen, entschieden entgegentrat; daß sie eine zeitgemäße Reform des Seerechts zuließ, indem sie den Grundsatz annahm, daß auch in Kriegszeiten die neutrale Flagge jede Waare, Waffen und Kriegsbedarf ausgenommen, decke und schütze; daß dem Unterhause die Befugniß eingeräumt ward, in dem Parlamentsschwur die Worte: „auf den Eid eines wahren Christen" ausfallen zu lassen und damit den Eintritt der Juden in die höchste Reichsversammlung zu ermöglichen; daß Vereine zu wissenschaftlichen und humanen Zwecken auf alle Weise gefördert wurden: so wenig läßt sich leugnen, daß England in der äußeren Politik oft einen einseitigen Standpunkt festhielt, daß die Regierung häufig in kleinlichen, einer Großmacht unwürdigen Zänkereien ihren Einfluß verzettelte, daß materielle Vortheile und Handelsinteressen großartige politische Anschauungen zurückdrängten, daß nationale Vorurtheile den Blick häufig trübten, daß sie nicht selten dieselben Erscheinungen nach einem ungleichen Maßstabe beurtheilte, je nachdem sie bei einer starken oder schwachen Nation zu Tage kamen.

Englands Haltung nach Außen. In Europa erzeugte die brutale Art, in der die Regierung zuerst in dem schwachen Griechenland, dann in dem zerrütteten Königreich Neapel die Entschädigungsansprüche englischer Unterthanen geltend machte und durchsetzte, großes Mißfallen. Als ein englisches Geschwader Athen blokirt hielt und alle griechischen März 1850. Schiffe wegfing, mußte die hellenische Regierung einwilligen, die Forderung des unter britischem Schutze stehenden portugiesischen Juden Pacifico zu berichtigen. Auch in der Folge wurde das Königreich Griechenland von der englischen Regierung mit Mißtrauen und Ungunst behandelt, so lange König Otto, dem sie größere Hinneigung für Rußland und Frankreich Schuld gab, auf dem Throne saß, und die unzufriedene, aufgeregte Stimmung des Volkes gegen die deutsche Herrscherfamilie genährt. Als die ionische Republik der sieben Inseln, Englands Schutzbefohlene, in ihrer Antwort auf die Botschaft des Lord-Obercommissars bei 12. März 1861. Eröffnung des Parlaments in Corfu ihre Unabhängigkeit verlangte und auf Vereinigung mit Griechenland drang, wies die englische Regierung, im Widerspruch mit den in Italien kundgegebenen Grundsätzen, das Begehren zurück und vertagte die Versammlung. Die revolutionäre Bewegung, die, wie wir bald Novbr. 1863. erfahren werden, den Regierungswechsel in Athen herbeiführte, wurde durch die englisch-französischen Occupationstruppen im Piräeus während des Krimkrieges geweckt und genährt. Erst als an der Stelle des vertriebenen Königs Otto ein dänischer Prinz, der Bruder der Prinzessin von Wales, als König Georg I. den Thron in Athen eingenommen, willigte England in die Vereinigung der ionischen Inseln mit dem griechischen Königreich und entließ sie aus der bisherigen Schutzherrschaft. — Mit den Vereinsstaaten Nordamerika's nahmen die Verwickelungen und Streitigkeiten kein Ende und erreichten bisweilen einen Grad der Erbitterung,

daß mehrmals der Ausbruch eines neuen Krieges in Sicht war, eines Krieges, der bei der Stammverwandtschaft, bei der herrschenden Rivalität und bei den gleichen Interessen und Lebensrichtungen beider Nationen einen leidenschaftlichen Charakter hätte annehmen müssen. Auch das auffallende Verfahren, welches die englische Regierung in dem deutsch-dänischen Streit wegen der Herzogthümer Schleswig-Holstein eingeschlagen, indem sie zuerst versuchte durch Drohnoten und unhöfliche Schriftstücke die Deutschen einzuschüchtern und schließlich, als die Bundestruppen Holstein besetzten und die preußisch-österreichische Armee Schleswig nebst Alsen mit Waffengewalt eroberte und ohne Rücksicht auf das Ausland das alte Recht zur Geltung brachte, die Dänen im Stiche ließ und sie in ihren Hoffnungen und Erwartungen täuschte, hat auf Freund und Feind einen peinlichen Eindruck gemacht. Doch wurden diese und andere Conflicte nach einigen scharfen Noten und gereizten Erklärungen am Ende ohne Blutvergießen ausgeglichen oder beigelegt; dagegen erzeugten in Ostindien die Rücksichtslosigkeiten, die Ungerechtigkeiten und die mangelhafte Ausführung geschlossener Verträge von Seiten englischer Beamten und Militärpersonen einen Nationalkrieg, welcher das anglo-indische Reich im Tiefsten erschütterte und unmenschliche Gräuel im Gefolge hatte. Indessen diente die Empörung auch wieder zur Verherrlichung Englands und zur Befestigung seiner Macht. Die Tapferkeit und heldenmüthige Haltung der europäischen Heere gaben ein glänzendes Zeugniß von ihrer Ueberlegenheit, und die Unterwerfung des indobritischen Reiches unter die unmittelbare Herrschaft der Königin und ihrer Regierung begründete eine neue Aera in dem öffentlichen Leben Ostindiens. Einige Jahre nachher wurde das englische Volk durch die Nachricht von einer Negerverschwörung auf der Insel Jamaica erschreckt.
Durch das rasche, energische Einschreiten des Statthalters Eyre und der weißen 1865.
Pflanzer wurde die Bewegung bald unterdrückt und die bisherige selbständige Verwaltung durch eine neue Verfassung wesentlich eingeschränkt. Dabei kamen aber solche Grausamkeiten und so unmenschliche Strenge zu Tage, daß die öffentliche Meinung eine Untersuchung verlangte und die Regierung sich veranlaßt sah, den Gouverneur zu suspendiren und vor Gericht zu stellen. Seine Freisprechung vermochte nicht den öffentlichen Unwillen zu beschwichtigen.

Die gewissenhafte Treue, womit die Königin Victoria in England dem England und Irland.
parlamentarischen Selbstregimente und der Herrschaft des Gesetzes freien Lauf ließ, vereinigte Regierung und Volk durch das Band des Vertrauens und der Liebe. Mochte die Königin auch mitunter in den Gang der öffentlichen Dinge mehr eingreifen, als die Minister mit dem herkömmlichen Constitutionalismus für vereinbar hielten, so überwand ihr taktvolles, vorsichtiges und wachsames Benehmen bald wieder alle Bedenken. Nur in Irland, das stets ein Pfahl im Fleische Englands bleibt, regten sich die nationalen Antipathien aufs Neue, als die in Amerika entstandene Fenierverbindung durch Sendlinge in die alte Heimath die Bewohner des „grünen Eilandes" zu einem Geheimbunde, behufs

der Gründung einer irischen Republik, sammelte und zum Aufstand wider das herrschende England reizte, so daß sich die Regierung genöthigt sah, mit Verhaftungen einzuschreiten und durch Aufhebung der Habeascorpusacte das Kriegsrecht in einigen Bezirken einzuführen. Der Hauptanstifter Stephens wurde verhaftet, entkam aber aus dem Kerker in Dublin. Seitdem hielten Verschwörungen, Brandlegungen, mörderische Ueberfälle das englische Volk in steter Aufregung und riefen zahlreiche Gerichtsverfolgungeu und polizeiliche Ausnahmsmaßregeln ins Leben. (13. Decbr. 1867.) Der Versuch der Fenier, durch eine Explosion die Mauer des Clerkenweller Gefängnisses zu sprengen, wobei viele Menschen getödtet und verstümmelt wurden, verbreitete solchen Schrecken, daß sich 40,000 außerordentliche Schutzmänner einschwören ließen. Doch hatten diese Vorgänge auch die Wirkung, daß die liberale Partei der Whigs, welche nach dem Toryministerium Derby-Disraeli unter Gladstone's Leitung ans Ruder kam, ernstliche Anstrengungen machte, um durch Beseitigung der englischen Staatskirche in dem katholischen Irland die ungerechte Erhebung des Zehnten für den anglikanischen Klerus wegzuräumen und eine Reform der Agrargesetzgebung herbeizuführen, welche zwischen Gutsherrn und Pächtern billigere Rechtsverhältnisse begründen und mittelst Zuschüssen oder Darlehen von Seiten des Staats die letzteren in Stand setzen sollte, das Pachtgut in Grundeigenthum zu verwandeln.

(Schwere Todesfälle.) Ein harter Schlag für das Gemüth der Königin war der Tod ihres Ehegemahls, († 14. Decbr. 1861.) des Prinzen Albert, der stets einen versöhnenden und heilsamen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten wie am Königshof geübt hatte. Victoria fühlte sich durch das herbe Geschick so gebrochen und gebeugt, daß sie sich lange Zeit allen Geschäften ihres hohen Amtes entzog; und als vier Jahre nachher († 10. Decbr. 1865.) auch des Prinzen Oheim, König Leopold von Belgien, der mit so innigen Banden an das englische Königshaus geknüpft war, zu Grabe ging, wurde ihr Schmerz von Neuem geweckt. Sie versenkte sich mehr und mehr mit ihrem Geiste in die Tage der Vergangenheit, die sie mit ihrem Gemahle verlebt hatte, und die ungemeine Verbreitung und liebevolle Aufnahme, welche die von ihr verfaßten „Blätter aus dem Tagebuch über unser Leben in den Hochlanden" allenthalben gefunden haben, konnte als Beweis der Theilnahme und Hochachtung der Nation für das Herrscherpaar gelten. Die ausführliche Biographie des Prinzen, die Theodor Martin aus den authentischsten Quellen zusammengestellt hat, ist ein würdiges Denkmal von der edeln, hochherzigen und liberalen Gesinnung, so wie von dem trefflichen Charakter und politischen Verstande des deutschen Fürsten an der Seite des englischen Thrones. „An die Spitze der stolzesten Aristokratie der Welt gestellt, hatte er es verstanden, ihren Argwohn gegen den Fremdling, gegen den kleinen deutschen Fürsten, der oft genug und unverhohlen zu Tage getreten war, zu verscheuchen und durch die Kraft seines Verstandes, durch die Bereitwilligkeit, philanthropische, künstlerische und wissenschaftliche Anstalten allenthalben zu unterstützen, wirklich die Stellung zu erringen,

die ihm durch seinen Lebensgang angewiesen war: der erste Gentleman in seinem Reiche zu sein". Eine große Geschäftsgewandtheit, ein rasches Verständniß der verschiedenartigsten Dinge und ein unermüdlicher Fleiß setzten ihn in Stand, seinen Beruf vollkommen auszufüllen. Auch der Tod des großen Staatsmannes Palmerston, dessen geschickte Hand so oft das Staatsschiff durch Stürme und schwierige Lagen geführt, und der durch sein freundschaftliches Verhältniß zu Napoleon besonders geeignet war, das Bündniß zwischen beiden Staaten zu erhalten, war ein großer Verlust für das britische Inselreich, zumal in dem Augenblick, da die Frage über Weiterführung der Parlamentsreform die Parteien heftig aufregte und in das bewegte politische Leben einen mächtigen Zündstoff schleuderte. † 18. Octbr. 1865.

Die Kriegspolitik Englands ist uns theilweise schon aus früheren Blättern bekannt (S. 194 ff.), theilweise werden wir sie bei Gelegenheit der orientalischen Verwickelungen und des Krimkrieges kennen lernen. Einen großen Triumph feierte die englische Nation durch die rasche Beendigung eines Feldzugs nach Abessinien. Als der tyrannische König Theodoros, der sich von niedrigem Stande zum Beherrscher des schönen afrikanischen Alpenlandes emporgeschwungen und von Stolz und Ehrgeiz getrieben die Aufrichtung eines großen äthiopischen Reichs anstrebte, einige Missionare und andere englische Staatsangehörige ins Gefängniß warf und alle Verwendung der Londoner Regierung hartnäckig zurückwies, wurde unter der Führung Sir Robert Napier's eine bewaffnete Expedition nach dem rothen Meere abgeschickt, welche nach einem kurzen Krieg der nationalen Ehre und dem europäischen Völkerrecht volle Genugthuung verschaffte. Bei der Erstürmung der Festung Magdala fand König Theodoros selbst bei der Vertheidigung seinen Tod, wie es heißt durch Selbstmord. Seine Söhne wurden unter englische Aufsicht gestellt, die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Es war ein neuer Sieg der Cultur und geistigen Ueberlegenheit Europas über Barbarei und rohe Naturkraft. Die langjährigen Unterhandlungen und Streitigkeiten, welche England mit den Vereinsstaaten Nordamerikas über das Caperschiff „Alabama" und über die nordwestliche Grenzlinie im San-Juan Archipel führte, wurden endlich, wie wir später erfahren werden, durch schiedsrichterlichen Spruch entschieden. Abessinien. 13. April 1868.

2. Die orientalischen Wirren und der Krimkrieg.

a. Lage und Zustände.

Die Revolution hatte auf ihrem Zuge durch Europa die Grenzen des russischen Reiches nicht berührt; selbst das polnische Volk, sonst bereit, jede Gelegenheit zu seiner Befreiung mit Begierde zu ergreifen, hatte sich in stummer Hingebung unter den Herrscherwillen des strengen Gebieters in Petersburg Rußlands Machtstellung und Expansivpolitik.

gefügt; Oesterreich hatte seine Hülfe in Ungarn angerufen; Preußen war von jeher sein treuer Bundesgenosse; die deutschen Fürstenhöfe betrachteten den Kaiser Nicolaus als den starken Schutzherrn monarchischer Machtherrschaft; die Völker waren niedergeworfen und muthlos, die öffentliche Meinung zum Schweigen gezwungen, die Partei des Rückschritts in Ehren und Ansehen. Bei dieser Lage der Dinge war es erklärlich, daß Nicolaus, „der Selbstherrscher aller Reußen", den Gedanken fassen konnte, den kühnen Eroberungsgang Katharina's II. zu wiederholen, im Süden seines Reiches eine russische Hegemonie aufzurichten, die Fürstenthümer an der Donau in ein engeres Schutz- und Abhängigkeitsverhältniß zu bringen und die Herrschaft der Osmanen auf Asien zu beschränken. Das türkische Reich war in einem zerrütteten Zustande; der Zar selbst nannte es in einem vertraulichen Gespräche einen „kranken Mann"; eine Theilung schien leichter zu bewerkstelligen, als dereinst in Polen, wenn einige Großmächte sich verständigten. Von dem neuen französischen Kaiserthum, das im eigenen Lande mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, glaubte er keinen Widerstand befürchten zu müssen; Oesterreich hatte Nicolaus in seinem Todeskampfe geschützt, Preußen von jeher „liebreich in Zucht genommen" und in Abhängigkeit und Ergebenheit zu halten gewußt. So war denn England die einzige Großmacht, die dem Zaren in den Weg treten konnte. Diese in sein Interesse zu ziehen, war daher sein eifrigstes Bemühen. Er gab dem englischen Gesandten in Petersburg, Lord Seymour, deutlich zu verstehen, daß England als Preis seines Bündnisses Aegypten und Candia gewinnen könnte. Allein das kluge Inselvolk ließ sich durch die lockende Aussicht nicht blenden; der Fortbestand der Türkei schien ihm für das Gleichgewicht Europas eine nothwendige Bedingung; mit dem Besitze Constantinopels wäre der levantische Handel ausschließlich in die Hände der Russen gekommen; eine Machtvergrößerung, wie sie Rußland durch die Eroberung der Donauländer erlangt hätte, bedrohte die Sicherheit und Selbständigkeit aller übrigen Staaten; auch mochte sich in der Brust einiger leitenden Persönlichkeiten, besonders der Königin Victoria und ihres edlen Gemahls, des Prinzen Albert, ein Gefühl der Billigkeit und Gerechtigkeit regen gegen einen Staat, der von jeher große Hingebung gegen England an den Tag gelegt hatte.

Kaiser Nicolaus und die Christen in der Türkei.

Dennoch beharrte der Zar auf seinem Vorhaben. Bei dem Mißtrauen der europäischen Fürsten gegen das neue französische Kaiserthum mochte er eine Allianz der Westmächte nicht für wahrscheinlich halten und auf Preußen und Oesterreich glaubte er sicher rechnen zu können. Der energievolle österreichische Minister Schwarzenberg, welcher einst geäußert hatte, er werde die Welt durch seine Undankbarkeit in Erstaunen setzen, war im Jahre 1852 aus dem Leben geschieden, und in Berlin ging sowohl der Hof als die „kleine aber mächtige Partei", welche die „Kreuzzeitung" als ihr Organ benutzte, mit Rußland Hand in Hand. Was aber vor Allem den Zaren mit Vertrauen erfüllte, war der große Zwiespalt zwischen

der mohammedanischen und christlichen Bevölkerung im türkischen Reiche und die Ergebenheit der Bekenner des griechischen Glaubens, die ihn als ihren Schirmherrn verehrten. Zwar hatte sich die türkische Regierung gegen die christlichen Unterthanen keiner religiösen Bedrückungen schuldig gemacht; Christen aller Confessionen durften ungestört ihres Glaubens leben, wenn sie nur die Kopfsteuer entrichteten; in den Ländern und Städten südwärts der Donau bildeten die Christen die Mehrzahl der Bewohner; in Constantinopel und in andern Städten wohnten sie in besonderen Quartieren. Aber das schwache Regiment des Großsultans war nicht immer vermögend, dem Fanatismus der Mohammedaner in den entlegeneren Provinzen Einhalt zu thun; die Christen wurden manchmal überfallen, beraubt, mißhandelt, getödtet. Nun bestanden alte Verträge, die dem russischen Kaiser ein gewisses Schutzrecht über die Christen griechischen Bekenntnisses einräumten, und Nicolaus, seiner Kirche eifrig zugethan und ihre Verbreitung als seine heiligste Regentenpflicht erachtend, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, kraft dieser in unbestimmten, vieldeutigen Ausdrücken abgefaßten Stipulationen namentlich in dem Friedensinstrument von Kudschuk Kainardsche (XIII, 559) sich in die religiösen Streitigkeiten des türkischen Reiches einzumischen. Russische Agenten und Parteigänger suchten die Schutz- und Glaubensgenossen immer enger an Rußland zu fesseln, und in Constantinopel führte der russische Botschafter eine Sprache, als ob der Zar der rechtmäßige und anerkannte Protector der griechischen Christenheit des Orients wäre.

Durch diesen mächtigen Schutz erlangten die Christen griechischer Confession nicht nur eine gesichertere Stellung gegenüber den Moslemen; sie betrachteten sich auch als die allein berechtigten Besitzer der heiligen Pilgerstätten in Palästina, insonderheit des heiligen Grabes in Jerusalem und der Kirche in Bethlehem, und wollten die Wallfahrer römisch-katholischen Glaubens von den geweihten Orten ausschließen oder doch nur unter Bedingungen zulassen, die sie nicht als Gleichberechtigte erscheinen ließen. Oft war die heilige Grabkapelle der Schauplatz blutiger Händel zwischen den Bekennern der morgenländischen und der abendländischen Kirche. Nun besaß Frankreich seit dem Jahre 1740 ein ähnliches Schutzrecht über die römisch-katholischen Glaubensgenossen Palästina's, wie Rußland über die griechischen. Da aber die Zahl der griechischen Pilger viel größer war und die französische Regierung und Nation sich nur selten in der Lage und Stimmung befand, um die pilgernden Mönche im heiligen Lande sich zu kümmern, so hatten die griechischen Glaubensgenossen durch die mächtige Hülfe und Fürsprache Rußlands wie durch die Schwäche der Pforte, die durch diplomatische Winkelzüge die Streitfrage zu umgehen suchte, die Oberhand erlangt. Dieses thatsächliche Verhältniß suchte nunmehr Nicolaus zu einem rechtlichen und gesetzlichen zu erheben, um als Protector aller Christen im Türkenreich auftreten und jederzeit sich in die innern Angelegenheiten desselben einmischen zu können. Eine solche Stellung, welche dem Sultan die Herrschaft über seine

Das Schutzrecht über die heiligen Stätten.

christlichen Unterthanen entzogen und ihn auch in den Augen der Mohammedaner herabgewürdigt haben würde, wäre der erste Schritt zur Auflösung des Osmanenreichs gewesen. Es waren grade vier Jahrhunderte verflossen, seit Mohammed II. dem byzantinischen Reiche ein Ende gemacht: eine alte Prophezeihung, die damals geflissentlich ausgestreut ward, daß nach vierhundert Jahren der Halbmond aus Constantinopel verschwinden würde, sollte die Welt auf ein großes Ereigniß vorbereiten, enthüllte aber zugleich die Wünsche und Pläne des russischen Kaisers und seiner Parteigänger.

Die Pforte in Bedrängniß. Es blieb den Einsichtigen und tiefer Blickenden kein Geheimniß, wohin Rußlands ehrgeizige Pläne zielten, daß die erstrebte Schirmvogtei über die morgenländische Christenheit nur die Hülle politischer Entwürfe von großer Tragweite sei, daß hinter dem zur Schau getragenen religiösen und kirchlichen Interesse gewaltige Eroberungsgedanken verborgen lägen. Die europäischen Großmächte, mit Ausnahme des in den russischen Zauberkreis gebannten Preußens, beschlossen daher, dem Vorhaben Rußlands entgegenzutreten und die Türkei in ihrer Integrität zu erhalten. Es war eine eigenthümliche Erscheinung, daß drei christliche Großstaaten sich verbanden, um christliche Völker, deren Befreiung das nächste angebliche Ziel des russischen Machthabers war, unter dem Joche roher Mohammedaner zu halten; daß dasselbe Osmanenreich, gegen welches zwei Jahrhunderte lang die gesammte abendländische Christenheit ins Feld gezogen war, nun mit liebender Fürsorge geschützt und gepflegt wurde, ja daß die öffentliche Meinung, die sich nun wieder schüchtern hervorwagte, für die Türken in die Schranke trat. Die Großmächte waren übrigens klug genug, den Russen auf demselben Boden zu folgen. Das protestantische England freilich, das keine Pilger zu schützen hatte, konnte von der religiösen Maske keinen Gebrauch machen; es mußte die Erhaltung des politischen Gleichgewichts, die Beschützung einer befreundeten Macht in ihrer Bedrängniß und die Vertheidigung einer gerechten Sache gegen Uebermuth und Gewalt als Denkspruch und Losungswort führen. Ein tieferer Beweggrund aber lag in der Besorgniß, durch Rußlands Uebermacht vom schwarzen Meere ausgeschlossen und im östlichen Handel beeinträchtigt zu werden. Der Kaiser von Frankreich dagegen, der seine Herrschaft nicht glorreicher einweihen konnte, als durch einen Rachekrieg gegen dasselbe Rußland, dem einst sein Oheim und die große Armee erlegen, dessen Monarch stets so unverhohlen seine Geringschätzung gegen die Tuilerienregierung kund gegeben, warf sich zum Beschützer der römisch-katholischen Christen auf und verlangte für sie gleiches Recht und gleichen Schutz; und Oesterreich, das dem Bunde der Westmächte überhaupt nicht aufrichtig beitrat, das an dem Kriege keinen thätigen Antheil nahm, aber noch weniger einen Löwenbund mit Rußland eingehen wollte, durchkreuzte mit der ihm eigenen instinctiven Schlauheit die Pläne des gewaltigen Machthabers, indem es in dem von Rußland angefachten Streit der Montenegriner gegen die Türken die Pforte in brüsker Weise zur raschen Nachgiebigkeit

brachte, um dem nordischen Nachbar jede Gelegenheit zur Einmischung abzuschneiden.

Die slavischen Bewohner des „schwarzen Gebirges" (Montenegro), dessen Gipfel Montenegro.
in das adriatische Meer niederschauen, ein streitbares Räubervolk griechischer Confession, bildeten einen kleinen Clientelstaat unter türkischer und russischer Schutzherrschaft, dessen Fürst (Bladika) die geistliche und weltliche Obermacht in seiner Person vereinigte, aber ganz unter Rußlands Einfluß stand. Im December 1852 folgte der junge Fürst 1852.
Danilo seinem Vater in der Regierung. Er begab sich sogleich nach Petersburg, um sich von Nicolaus Verhaltungsmaßregeln ertheilen zu lassen. Als nach seiner Rückkehr die geistliche Würde von der weltlichen getrennt ward, und bald darauf die Montenegriner einen Kriegs- und Raubzug gegen das türkische Gebiet unternahmen, glaubte man darin die Hand des russischen Kaisers zu erkennen. Der erste Schritt sollte die griechischen Christen des Landes dem Patriarchen von Constantinopel entziehen und der russischen Kirchenaufsicht unterstellen; der zweite sollte das Signal zu einem allgemeinen Aufstand der slavischen Christen gegen die Osmanen geben. Die Türken begegneten dem Einfall mit großer Energie. Von allen Seiten rückten Truppen an die Grenzen; von Skutari aus drang der Renegat Omer Pascha in die Thäler ein, verwüstete das Jan. 1853.
Land und übte die größten Gewaltthaten. Da legte sich Oesterreich, das weder die christliche Bevölkerung unter seinen Augen hinmorden lassen, noch den Russen Gelegenheit zu einer Intervention geben wollte, ins Mittel. Der Feldmarschallieutenant Graf v. Leiningen reiste schnell nach Constantinopel und verlangte drohend die Einstellung der Feindseligkeiten und die Beseitigung der vielen an österreichischen Unterthanen, besonders kroatischen Händlern von türkischen Behörden begangenen Rechtsverweigerungen. Und wie barsch auch das Auftreten des Gesandten war, die Pforte erkannte die Absichten Oesterreichs, das Einschreiten Rußlands zu verhindern, und willigte in die Forderungen der österreichischen Regierung. Schon im Februar wurden die türkischen Truppen zurückgezogen, und Fürst Danilo dankte persönlich dem Wiener Cabinet für die geleistete Hülfe. Montenegro blieb in dem früheren Zustande. Aber der Haß der Bevölkerung gegen die Türken führte in den folgenden Jahren neue Feindseligkeiten und Raubzüge herbei.

Kaiser Nicolaus sah mit verbissenem Aerger auf den Triumph Oesterreichs, Fürst Menschikoff
aber noch größer war sein Grimm, als auch der französische Gesandte Marquis im Divan.
de Lavalette mit seinen gebieterischen Forderungen für Gleichberechtigung der römisch-katholischen Christen in den heiligen Wallfahrtsorten des Morgenlandes bei der eingeschüchterten Pforte durchdrang. Der staatskluge Kaiser Napoleon hatte mit großem Scharfblick erkannt, daß er den katholischen Klerus für seine Politik gewinnen würde, wenn er als Vorfechter des Katholicismus im Orient auftrete, und der Sultan wagte nicht seine Anerkennung zu versagen. Nach diesen Vorgängen glaubte der Zar, daß der türkischen Regierung durch schroffes Auftreten Alles abzutrotzen sei, und er beschloß, die andern noch zu überbieten und vor allen Dingen einen System- und Ministerwechsel herbeizuführen. Sein Admiral, Fürst Menschikoff, reiste als außerordentlicher Gesandter nach Constantinopel. Nachdem derselbe in Sebastopol die russische Flotte und ein Landheer von 30,000 Mann mit großer Ostentation gemustert, erschien er in der Hauptstadt am Bosporus. Ohne sich mit dem Minister des Auswärtigen,

Fuad Effendi, in Unterhandlungen einzulassen, forderte er Audienz bei dem Sultan selbst und trat, als ihm diese bewilligt wurde, wie die Zeitungen melde-
2. März 1853. ten, im Reisekleid (Paletot) und mit bestaubten Stiefeln in den festlich gekleideten Divan. Diesem verächtlichen Auftreten entsprachen seine Forderungen. Er verlangte für seinen Gebieter vertragsmäßige Zugeständnisse, die einem Protectorat über alle griechischen Christen gleich kamen, eine Forderung, deren Gewährung den russischen Herrscher zum Mitregenten des Sultans in allen inneren Anliegen erhoben hätte. Denn bei der innigen Verflechtung von weltlichem und geistlichem Regimente im osmanischen Reiche würde in vielen Fällen die Entscheidung oder Zustimmung dem russischen Kaiser oder seinem Gesandten zugestanden haben. Trotz der Vermittelungsversuche des englischen Botschafters Sir Stratford-Canning, bald nachher zum Rang eines Viscount of Redcliffe erhoben, wurde daher die Forderung von der Pforte bestimmt abgewiesen; alle nachfolgenden Verhandlungen hatten keinen bessern Erfolg, so daß Menschikoff, nach Einreichung eines Ultimatum, am 21. Mai unverrichteter Dinge abreiste, mit drohenden Worten sein baldiges Erscheinen in Uniform in Aussicht stellend. „Man hatte sich in Petersburg in eine Selbstzufriedenheit und in einen Unfehlbarkeitsdünkel hineingeredet, die jede ernsthafte Vorbereitung auf den Krieg ausschlossen und für ausgemacht ansahen, Europa werde sich, wenn der Zar nur fest bleibe, dem Willen Rußlands auch diesmal unterwerfen." Aber es kam anders. Drei Wochen später legte sich die französische und englische Kriegsflotte in der schönen Besikabai am Eingang der Dardanellen vor Anker, um den weiteren Gang der Dinge zu beobachten.

b. Der Krieg an der Donau.

Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs. Es war nicht zu erwarten, daß Kaiser Nicolaus, ein Mann von mäßigen Geistesgaben, aber von großer Willenskraft und Charakterfestigkeit und stolz auf die glänzenden Erfolge seiner bisherigen Regierung, vor dem bevorstehenden Kriege zurückweichen werde. Der drohenden Haltung der französisch-englischen
7. Juli 1853. Flotte begegnete er durch den Befehl an den Fürsten Michael Gortschakoff, mit zwei von den Generalen Lüders und Danneberg befehligten Heerabtheilungen zu je 40,000 Mann den Pruth zu überschreiten und die Donaufürstenthümer als „materielles Unterpfand" in Besitz zu nehmen, bis die Pforte seine Forderungen befriedigt haben würde. Um das russische Volk für die Sache mehr zu begeistern, suchte er dem Kriege einen religiösen Charakter aufzuprägen. Ehe die Heere über den Pruth setzten, veranstaltete er in Petersburg eine große Militärparade und einen feierlichen Gottesdienst, wobei er als Patriarch der russischen Kirche das griechische Kreuz in der Hand in die Isaakskirche zog, um den Beistand des Himmels für den heiligen Kampf zu erflehen, und als die Truppen in die Donaufürstenthümer einrückten, verkündete ein kaiserliches Manifest, daß

dies nur zur Vertheidigung des heiligen orthodoxen Glaubens geschehe. Es sprach mit Nachdruck von dem Wohl und der Sicherheit der rechtgläubigen Kirche, der auch das russische Volk angehöre, und von den gekränkten heiligen Rechten der Religion. Der Sultan Abdul-Medschid dagegen, der den gebildeten, zu Reformen geneigten Reschid Pascha zum Großwesier erhob, erließ einen Ferman, worin er den Christen seines Reiches ihre Rechte feierlich bestätigte; und der Dank, den ihm dafür der Patriarch von Constantinopel wie die armenische Geistlichkeit aussprachen, konnte als Beweis gelten, daß sehr viele Christen es vorzogen, unter türkischer Herrschaft ihres Glaubens zu leben, als in der russischen Kirche aufzugehen. — Beim Uebergang über den Pruth hatte der Oberbefehlshaber den Bewohnern der Moldau und Wallachei Schutz ihrer Rechte und ihres Eigenthums zugesichert; nichts desto weniger bemächtigten sich die Russen der öffentlichen Kassen, nahmen den Bauern Vieh und Getreide weg, belegten sie mit schweren Abgaben und nöthigten die einheimische Miliz in ihre Dienste zu treten. Wie beim Anrücken eines Feindes entflohen viele Edle (Bojaren), an ihrer Spitze die Hospodare Ghika von der Moldau und Stirbey von der Wallachei, auf österreichisches Gebiet, worauf die Russen einen Verwaltungsrath als oberste Regierungsbehörde einsetzten. — Unter diesen Umständen war der Krieg unvermeidlich. Dennoch suchte die europäische Diplomatie noch zu vermitteln. Die Pforte wurde bewogen, den Einzug in die Donaufürstenthümer nicht als Kriegsfall zu betrachten; die deutschen Großmächte wurden angegangen, in Petersburg für Erhaltung des Friedens zu wirken. Das Ergebniß der diplomatischen Bemühungen war die Wiener Vermittelungs-Note vom 31. Juli, nach welcher der Sultan gehalten sein sollte, die russischen Forderungen mit einigen Beschränkungen zu gewähren. Obwohl das Vorgehen Rußlands nirgends gebilligt wurde, so war man doch nicht nur in Berlin und Wien, sondern selbst in London geneigt, dem Zaren eine goldene Brücke zu bauen. Da noch keine directen Feindseligkeiten zwischen Russen und Türken eingetreten waren, indem jene nördlich, diese südlich der Donau ihre Stellungen behaupteten, so konnte, wenn die Wiener Vermittelungs-Note angenommen wurde, der Krieg vermieden werden. Auf einer persönlichen Zusammenkunft des Zaren und seines Staatsministers Nesselrode mit dem Kaiser von Oesterreich bei Gelegenheit eines großen Feldmanövers bei Olmütz wurden Verabredungen getroffen, wie man durch eine Septbr. 1853. nachdrückliche Pression die Pforte zur Nachgiebigkeit bringen könne. In Wien und in Berlin wünschte man wirksamen Schutz des Christenthums im Orient gegen den herrschenden Islam, dabei aber die Erhaltung des türkischen Reichs im Interesse des europäischen Gleichgewichts. Auch die englische Regierung war einem Kriege abgeneigt, der den Handels- und Gewerbstand so schwer schädigen konnte. Aber jetzt mischten sich andere Mächte ein, welche das fein gesponnene Diplomatennetz zerrissen. Indem nämlich der russische Kaiser sich zur Annahme der Note bereit erklärte, ihren Inhalt aber zugleich als eine volle Gewährung

seiner Ansprüche, als einen siegreichen Ausgang des Streits auslegte, verletzte er die öffentliche Meinung und das Rechtsgefühl der Völker. In England erhob die Presse laut ihre Stimme gegen die mattherzige Politik, und Layard, der Entdecker der vergrabenen Königsburgen in der alten Weltstadt Ninive, sprach im Parlament gewichtige Worte zu Gunsten der Türkei. Noch heftiger war der Unwille der alttürkischen Partei in Constantinopel: sie gab am ersten Tage des Bairamfestes der Religionswuth leidenschaftlichen Ausdruck und ließ dem Sultan nur die Wahl zwischen Verwerfung der Note und Abdankung. Er entschied sich für das Erstere und gab dadurch die Losung zum Krieg. Wie in alter Zeit traten wieder Kreuz und Halbmond als Todfeinde einander gegenüber. Die wie ein Nervengeflecht durch das ganze Reich verbreitete Zunft der Ulemas überließ sich dem alten muselmanischen Zug zum Fanatismus. „Ihre Reden fuhren wie ein Sturmwind über den im gewöhnlichen Leben einem todten See gleichen Volksgeist der Moslim.“ Das Wort eines Wesiers: „Wir haben Stambul mit dem Schwert gewonnen, wir werden es mit dem Schwert zu vertheidigen wissen,“ wurde wie ein Spruch des Propheten durchs Land getragen. Das Osmanische Reich litt nach der allgemeinen Annahme an großen Schäden und Zerrüttungen; aber der alte Russenhaß und der religiöse Fanatismus gaben demselben einen neuen Aufschwung. Als endlich am 4. October der Krieg an Rußland erklärt wurde, wenn nicht sofort die Donaufürstenthümer geräumt würden, zeigte die Bereitwilligkeit, mit der man allenthalben im Osmanenreich der Steuerpflicht und dem Kriegsdienst genügte, daß die Völker die Sache des Sultans als eine gerechte ansahen. Viele Freiwillige traten in die Heere ein und selbst die Clientelstaaten, wie Aegypten, Tunis u. a. leisteten Beistand. In Kurzem stand eine beträchtliche Streitmacht unter dem kühnen Omer Pascha am Süduser der Donau und beobachtete von Widdin und dem stark befestigten Brückenkopf Kalafat aus die Bewegungen der Feinde; ja es gelang ihm am 4. November, sich auf dem Norduser festzusetzen und die Russen, trotz ihrer überlegenen Truppenzahl, bei Oltenizza tapfer zurückzuschlagen.

4. Octbr. 1853.

Die Theilnahme der Westmächte.

Wären die russischen Heere gleich nach der Kriegserklärung rasch in das Balkangebiet vorgedrungen, so hätte leicht ein entscheidender Schlag fallen können, ehe die Westmächte die Osmanen mit ihren Waffen unterstützen konnten; allein Nicolaus hatte dem österreichischen Kaiser in Olmütz und dem preußischen König, den er in Berlin besucht hatte, die Zusicherung gegeben, vorerst die Donau nicht zu überschreiten, eine Zusicherung, durch welche er die deutschen Großmächte, wenn auch nicht zu einem Waffenbund, so doch zu einer neutralen Haltung bewog. Dagegen schlossen Frankreich und England einen Vertrag mit der Pforte, worin sie sich zur bewaffneten Hülfe verpflichteten, falls Rußland fortführe, billige Friedensvorschläge zurückzuweisen. Zugleich ließen sie die vereinigte Flotte nach dem Bosporus segeln. Bald nachher überfiel Admiral Nachimoff an einem nebeligen Novembertage mit der bei Sebastopol liegenden Flotte ein türkisches

27. Novbr.

30. Novbr.

Geschwader, das Osman Pascha im Hafen von Sinope geborgen hatte. Die russische Uebermacht trug in dem ungleichen Kampfe den Sieg davon, fast alle Schiffe wurden zerstört, die Mannschaften bis auf etliche hundert Mann getödtet, der Anführer verwundet und gefangen. Aber der Heldenmuth und die Todesverachtung, welche die Osmanen bei dem blutigen Kampfe an den Tag legten, erregte allgemeine Bewunderung und gab Zeugniß, daß der kriegerische Geist in dem türkischen Soldatenstand noch nicht erloschen sei. Dieser Schlag, fast unter den Augen der französisch-englischen Seemacht vollführt, war von entscheidender Wirkung. Besonders fühlte sich die englische Nation tief beleidigt über den zugefügten Hohn. Lord Aberdeen, der aus Friedensliebe bisher zu große Nachgiebigkeit gezeigt hatte, erfuhr so heftige Angriffe, daß eine theilweise Aenderung im Ministerium nothwendig ward und Lord Palmerston, der uns bekannte energische und dem französischen Kaiser innig befreundete Staatsmann, welcher kurz zuvor ausgeschieden, dann aber wieder eingetreten war, den größten Einfluß gewann. Sein Wiedereintritt in den Rath der Königin war das Signal des Krieges. Als Nicolaus die Vorschläge, welche ihm im Namen der vier Mächte von Wien aus zugestellt wurden, verwarf und die Räumung der Donaufürstenthümer verweigerte, erfolgte von Seiten Frankreichs und Englands die Kriegs- 28. März 1854.
erklärung. Oesterreich beobachtete eine zuwartende Haltung. Ohne sich durch feste Zusagen nach irgend einer Seite hin die Hände zu binden, begnügte es sich vorerst mit der Aufstellung eines Beobachtungscorps an der serbischen Grenze, zunächst um die eigenen Staaten gegen revolutionäre Wühlereien und Aufstandsversuche zu sichern. Auch Preußen trug Bedenken, mit Rußland in Bund zu treten; es nahm eine neutrale Stellung und suchte den östlichen Nachbar zum billigen Nachgeben zu bewegen. Damals war eine sehr verbreitete Meinung, schreibt Ranke in dem öfters erwähnten „Briefwechsel", Friedrich Wilhelm IV. hätte den Augenblick ergreifen und mit Rußland brechen sollen. Wie er gesinnt war, ließ sich das nimmermehr erwarten. Denn wenn er die Schritte Rußlands nicht billigte, so geschah wiederum seinem Rechtsgefühl auch von dessen Gegnern kein Genüge: Hatte doch England seinen Vermittelungsvorschlag von der Hand gewiesen, welcher dahin ging, die Pforte zu nöthigen, ihre christlichen Unterthanen völlig zu emancipiren und zuzugeben, daß dieselben unter die Garantie sämmtlicher christlicher Großmächte Europa's gestellt würden. Und wie hätte er mit Louis Napoleon, in welchem er den Verbündeten der Revolution und den Feind der Verträge von 1815 sah, in Einverständniß treten sollen! Der russische Selbstherrscher war indessen weit entfernt, seinen harten Sinn zu beugen. In einem Manifeste an sein Volk wiederholte er die Worte Alexander's I.: „Wir werden vor die Reihen der Feinde treten mit dem Eisen in den Händen, mit dem Kreuz im Herzen zum Schutze des höchsten Gutes auf der Welt: der Sicherheit und Ehre des Vaterlandes." Er hatte bisher durch seine Festigkeit und Beharrlichkeit so Vieles erreicht, sollte er jetzt in seinem Alter den Muth sinken lassen?

Seine Hoffnung beruhte hauptsächlich auf einer allgemeinen Erhebung der Christen in den Donauländern und in Griechenland. Deshalb betonte er in allen Ansprachen und Proclamationen das religiöse Motiv. Allein diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Trotz der agitatorischen Thätigkeit moskowitisch-panslavistischer Agenten verhielten sich die Serben, Bulgaren, Bosnier ruhig, zum Theil deshalb, weil die russischen Waffen geringen Fortgang hatten. Ein mitten im Winter unternommener Angriff auf Kalafat wurde von Achmed Pascha und seinem Unterfeldherrn, dem polnischen Grafen Jelinski (Iskander Bey) siegreich zurückgeschlagen. Nur in Griechenland waren die Aufwiegelungen russischer Parteigänger wirksam genug, einige Aufstände zu erregen. Grivas und andere Führer sammelten Klephtenbanden um sich und suchten die Regierung zu einer energischen Theilnahme am Krieg zu nöthigen. Von allen Seiten zogen Freiwillige an die Nordgrenze; in Athen und anderwärts träumten einige schwärmerische Köpfe von einem neuen byzantinischen Reiche. Da aber König Otto, theils aus Mangel an Unternehmungsgeist und Thatkraft, theils aus Furcht vor den Westmächten, die mehrere Schiffe in den Piräeus einlaufen ließen, (S. 670), dem Drängen der Russenfreunde widerstand, so wurden die zuchtlosen Freischaaren und ihre zwieträchtigen Führer leicht zersprengt. Durch diese Haltung verlor übrigens Otto bei seinem Volke noch den letzten Rest von Anhänglichkeit und Sympathie. Er schien den beweglichen Hellenen nicht der Mann zu sein, die „große Idee" ins Leben einzuführen, daher seine spätere Vertreibung ohne erhebliche Kämpfe vor sich ging. Um der russischen Propaganda ein Gegengewicht zu bieten, wurde die Pforte bewogen, die Rechtsstellung ihrer christlichen Unterthanen durch Reformen im Geiste des Jahrhunderts zu bessern. So ward in Criminal-
16. März 1854. sachen das Zeugniß von Christen für oder wider Mohammedaner für zulässig erklärt und gleichzeitig die Errichtung neuer von der spezifisch islamitischen Gesetzgebung unabhängiger Gerichtshöfe in allen Provinzial-Hauptstädten angeordnet. Im folgenden Jahr ertheilte eine großherrliche Verordnung den Rajah die Befugnisse und Verpflichtungen der Waffenfähigkeit, wofür die zum Kriegsdienst herangezogenen christlichen Unterthanen von der bisherigen Kopfsteuer befreit sein sollten, und in einem Hatti-Humajun oder eigenhändigen Decret ließ sich der Sultan selbst zu Zugeständnissen herbei, die einer staatsrechtlichen Gleichstellung der Rajah mit den Mohammedanern nahezu gleich kamen. Allein die so oft getäuschten „Ungläubigen" hegten wenig Vertrauen zu den machtlosen Verkündigungen, und die hochmüthigen Osmanli sahen darin eine Herabwürdigung ihrer privilegirten Stellung.

Der Krieg an der Donau. Der bisherige Gang des Krieges hatte den großsprecherischen Verkündigungen der Russen und Russenfreunde keineswegs entsprochen. Das alte Sinnbild von einem schweren Koloß auf thönernen Füßen schien sich zu bewähren. Die russischen Heere waren nicht nur vor Kalafat zurückgewichen, sie waren auch bei Cetate überfallen und geschlagen worden. Da Rußlands bisherige Macht-

stellung hauptsächlich auf dem Glauben der Welt an dessen unerschöpfliche Kräfte und Hülfsmittel beruhte, so mußte zur Erhaltung des bisherigen Ansehens und zur Rettung der Waffenehre der Krieg mit mehr Nachdruck geführt werden. Deshalb wurden Rüstungen und Aushebungen in großer Ausdehnung durch das ganze Reich veranstaltet und der greise Fürst Paskewitsch, der berühmteste Feldherr des Jahrhunderts, als Oberbefehlshaber aufgestellt. Zugleich wurde der Kriegsschauplatz weiter nach Osten verlegt, zum Theil um den Oesterreichern jede Besorgniß zu nehmen, zum Theil in der Hoffnung, die slavischen Christen würden im Rücken der Heere eher zum Anschluß geneigt und ermuthigt werden. Mitte März ließ Paskewitsch nicht gar weit von der Mündung des Pruth seine März 1854. Heere über die Donau setzen, ohne die früher an Oesterreich und Preußen gemachten Zusicherungen zu beachten. General Lüders besetzte, ohne bedeutenden Widerstand von Seiten der Türken, die Dobrudscha, drang über den Trajanswall und vereinigte sich, während Omer Pascha sich vor der Uebermacht nach der Festung Schumla zurückzog, mit der Heeresabtheilung, welche General Schilder vor die Mauern und Wälle von Silistria geführt hatte. Dieses herausfordernde Verfahren trieb die Westmächte zu größerer Thätigkeit. Schon im April April. segelten 20,000 Mann englischer Truppen unter dem erprobten Feldherrn Lord Raglan, dem alten Freunde und Waffengefährten Wellington's, der bei Waterloo einen Arm verloren hatte, und ein mehr als doppelt so starkes französisches Heer unter dem genialen Marschall St. Arnaud, der nach einer zügellosen Jugend sich in Afrika Ruhm und Kriegserfahrung erworben und im Jahr 1851 als Kriegsminister durch rasche Entschlossenheit zum Gelingen des Staatsstreiches wesentlich beigetragen hatte, nach dem Oriente, landeten bei Gallipoli an den Dardanellen und bewiesen durch die, wenn auch in schonender Weise vollführte Beschießung der Handelsstadt Odessa den Ernst ihrer Absichten. Auch Oester- 22. April. reich und Preußen fühlten sich durch das Vorgehen Rußlands verletzt. Sie schlossen einen Vertrag zu Schutz und Trutz für den Fall, daß die Russen den Balkan überschreiten oder die Donaufürstenthümer sich aneignen würden. Wie wenig aber die preußische Regierung ernstlich an einen Krieg mit Rußland dachte, bewies die Entlassung des Kriegsministers Bonin und des preußischen Botschaf- Mai. ters in London Ritter Bunsen, als sie die Politik im Sinne der Westmächte auffaßten. Selbst die wichtigen Anerbietungen, die England dem Berliner Cabinet in Beziehung auf Schleswig-Holstein machte, waren nicht vermögend, den König von der alten Bundesgenossenschaft loszureißen. Doch vereinigten sich die deutschen Großmächte, nach einer persönlichen Zusammenkunft des österreichischen Kaisers mit König Friedrich Wilhelm IV. in Teschen, zu einer Note nach Peters- 10. Juni. burg, worin die Räumung der Donaufürstenthümer verlangt ward, und Oesterreich wurde von der Pforte durch einen eigenen Vertrag zu der Besetzung derselben ermächtigt. Die deutschen Bundesfürsten fürchteten von den beiden Großmächten in der äußern Politik gänzlich überflügelt zu werden. Die Bamberger Con-

Juli 1854. ferenzen, welche deßhalb auf Anregung von Baiern und Sachsen von acht Regierungen beschickt wurden, sollten dem Bundestag eine Stimme in der äußern Politik erwirken und zu Gunsten Rußlands ein Gegengewicht bilden, eine Bemühung, die resultatlos zerrann. Die Haltung Oesterreichs, dessen Truppen allmählich zur Besetzung der Wallachei und Moldau vorrückten, so wie die Landung einer Truppenabtheilung der Verbündeten bei Varna bestimmten den Oberbefehlshaber Paskewitsch, nachdem seine gegen Silistria unternommenen Stürme durch die Tapferkeit des Commandanten Mussa Pascha und die Geschicklichkeit des preußischen Artillerieoffiziers Grach abgeschlagen worden waren, sein geschwächtes Heer über die Donau und dann über den Pruth zurückzuführen. Das Unternehmen hatte schwere Opfer gefordert; Paskewitsch selbst hatte eine, wenn auch leichte Wunde empfangen; er trat vom Kriegsschauplatz ab und starb anderthalb Jahre später in Warschau (1. Februar 1856). Die übrigen Führer in beiden Heeren, Schilder, Mussa, Grach sanken noch früher ins Grab. Nicht minder empfindlich waren die Verluste der Verbündeten. Bei einem übereilten Versuch der Franzosen, von Varna aus in die Dobrudscha vorzurücken, wurden zweitausend Menschen durch Hitze und Anstrengung und durch die Cholera dahingerafft, und auch im Lager von Varna richtete diese schreckliche Krankheit große Ver-
10. Aug. heerungen an. Dazu kam noch ein Brand, der die Stadt in Asche legte, so daß nur mit vieler Mühe das Pulvermagazin gerettet werden konnte, und bei der Schwierigkeit der Verpflegung großer Mangel an Lebensmitteln.

Die englisch-französische Flotte in der Ostsee. Unterdessen segelte eine englische Flotte, begleitet von einigen französischen Schiffen, unter dem alten Admiral Charles Napier nach der Ostsee, in der Absicht, Schweden zum Anschluß zu bewegen, die Inselfestung Kronstadt, welche den Zugang der russischen Hauptstadt beschützt, zu erobern und Petersburg selbst die Schrecken einer feindlichen Belagerung erfahren zu lassen. Aber die Erfolge entsprachen nicht den stolzen Erwartungen. Schweden ahmte das Beispiel Preußens nach; die Mauern von Kronstadt spotteten aller Angriffe; außer der Er-
16. Aug. oberung der kleinen Festung Bomarsund auf den russischen Aalandsinseln durch Baraguay d'Hilliers hatte dieser Seekrieg keine anderen Trophäen aufzuweisen, als einige gekaperte Handelsfahrzeuge, die Brandstätten friedlicher Städte und Dörfer auf der Küste Finnlands, die Verwüstung russischer Holz- und Theerlager.

c. Der Völkerkrieg in der Krim.

Der Kriegsschauplatz. Schlacht an der Alma. In Varna wurde Kriegsrath gehalten. Gewichtige Stimmen, darunter General Stein, oder wie er seit seinem Uebertritt zum Islam hieß, Ferhat Pascha, und Schamyl's Schwager, der mit fünfzig tscherkessischen Häuptlingen erschienen war, empfahlen eine Landung in Asien, um die Russen aus dem Kaukasusgebiet zu verdrängen, ein Vorschlag, der den Engländern besonders zusagen mußte, da ihnen aus diesem Unternehmen am meisten Vortheil und Ehre er-

wachsen wäre. Aber St. Arnaud, der den Keim des Todes in seinem kranken Körper fühlte und sein Leben mit einer großen Kriegsunternehmung ruhmvoll schließen wollte, stimmte für einen Angriff auf Sebastopol, den mächtigen Kriegshafen in der Krim, und Lord Raglan, dem die Vernichtung der russischen Seemacht im schwarzen Meer vor Allem am Herzen lag, gab seine Zustimmung. 15,000 Mann der verbündeten Armee waren bereits ins Grab gesunken; mit dem übrigen Heer, etwas über 50,000 Mann nebst 6000 Türken, fuhr die Flotte im September über das schwarze Meer und landete, ohne von dem Feind gehindert zu werden, bei Eupatoria an der Westküste der Halbinsel. Im Innern eine öde, baumlose, wasserarme Steppe, wo die im Frühling aufsprießenden Gräser und Pflanzen bald vor der glühenden Sonne verdorren und absterben, ist die taurische Halbinsel am Südrande von einem Gebirge durchzogen, in dessen geschützten Thälern und Abhängen Wein und edle Früchte in seltener Fülle und Güte gedeihen und reizende Landhäuser mit Gärten und Rebhügeln einen lieblichen Anblick gewähren. Südwärts von Eupatoria bildet das Meer eine Bucht, in welche sich neben den Ruinen der alten Bergstadt Inkerman das Flüßchen Tschernaja ergießt. Auf der Südseite liegt die befestigte Stadt Sebastopol, auf der Nordseite waren starke Festungswerke angebracht zum Schutz der Kriegsflotte, die in der als Hafen dienenden Bucht vor Anker lag. Weiter nordwärts wird das westliche Randgebirge von dem Flusse Alma durchbrochen, über welchem Fürst Menschikoff, Gouverneur der Krim, mit einer Landarmee von 30,000 Mann die Höhen besetzt hielt. Gegen diese richteten die Alliirten zuerst ihren Angriff; und wie fest auch die Stellung der Russen über den steilen Felsenufern war, und wie tapfer sie den mit kaltem Todesmuth vorrückenden Feinden begegneten, als der französische General Bosquet mit den Zuaven, einer leichten Infanterie in arabischer Tracht, die für besonders tapfer und verwegen galt, einen unerwarteten Flankenangriff machte, wurde Menschikoff zum Rückzug genöthigt und verdankte seine Rettung vor gänzlichem Untergange nur dem Mangel an Reiterei im Heere der Verbündeten.

4. Septbr. 1854.

20. Septbr.

Schlacht bei Inkerman.

Der schwer errungene blutige Sieg an der Alma ließ eine rasche Beendigung des Feldzuges hoffen, und eine falsche Botschaft, welche ein Tatar überbracht haben soll, verkündigte schon den ängstlich harrenden Völkern die Einnahme der Festung. Aber so schnell und glücklich sollte das Bollwerk der russischen Herrschaft im schwarzen Meere nicht fallen; noch viel Blut, noch manche Thräne sollte fließen, ehe die Flaggen Frankreichs und Englands auf den Mauern des wichtigen Waffenplatzes wehen konnten, den die Russen mit großen Vorräthen an schwerem Geschütz und Kriegsbedarf reichlich versehen hatten. Da die Verbündeten, geschwächt und ermüdet durch den furchtbaren Kampf an der Alma, nicht sofort zum Angriff schritten, so fand Menschikoff Zeit, die Besatzungstruppen zu verstärken und die Stadt von allen Seiten mit neuen Festungswerken zu umgeben, wobei ihm Totleben aus Mitau (geb. 1818), ein genialer Ar-

tillerieoffizier, der während der Belagerung bis zum Range eines Generals emporstieg, treffliche Dienste leistete. Zugleich ließen die Russen sieben große Kriegsschiffe im Hafen versenken, um der feindlichen Flotte das Einlaufen unmöglich zu machen. Als die Verbündeten in die Nähe der Stadt gelangten, überzeugten sie sich bald, daß vor solchen Festungswerken jeder Sturm zurückprallen würde, daß sie die Ankunft neuer Geschütze und Kriegswerkzeuge abwarten und mittlerweile zu einer regelmäßigen Belagerung schreiten müßten. Zu dem Zweck wurden im Süden von Sebastopol Lagerstätten ausersehen, wo sie vor plötzlichen Ueberfällen geschützt waren und mit dem Meere in Verbindung blieben. Die Engländer setzten sich an der Bucht von Balaklava, die Franzosen westwärts an der von Kamiesch fest. Bald nachher starb St. Arnaud auf dem Schiffe, das den siechen Feldherrn
29. Septbr. 1854. nach Constantinopel führen sollte, ein Mann, den das Leben durch die Höhlen des Lasters und der Verbrechen geführt, den aber seine geniale Natur und sein kühner Geist hoch emporgehoben hatte über die Kreise der Menge. An seiner Stelle übernahm General Canrobert den Oberbefehl. Nun begann ein Belagerungskrieg, wie die Weltgeschichte nur wenige aufzuweisen hat. Der erste Ver-
17. Octbr. such, durch einen vereinten Angriff des Landheeres und der Flotte die Stadt zu erstürmen, endete mit einem verlustvollen Rückzug der Verbündeten. Acht Tage
25. Octbr. später wurden die Engländer in ihrer festen Stellung bei Balaklava von General Liprandi angegriffen, wobei die Reiterei unter Lord Cardigan, die sich tollkühn und unüberlegt in einen ungleichen Kampf stürzte, unersetzlichen Schaden litt. Am 5. November wurde, als Menschikoff neue Verstärkungen an sich gezogen, unter den Augen der beiden Großfürsten Nicolaus und Michael, die mörderische
5. Novbr. Schlacht von Inkerman geliefert, die nach furchtbaren Kämpfen und Anstrengungen endlich zu Gunsten der Verbündeten entschied. Auch in ihren Reihen befanden sich zwei fürstliche Personen, der Herzog von Cambridge und Prinz Napoleon, Sohn des ehemaligen Westfalenkönigs Jerome.

Winterleiden vor Sebastopol. Die blutige Schlacht von Inkerman mehrte nur die Leiden und die Trauer, brachte aber in der Lage keine Aenderung hervor. Man mußte sich zu einem Winterfeldzug entschließen, wozu keine Vorbereitungen getroffen waren. Seit dem russischen Feldzuge vom Jahre 1812 hat kein Heer solches Elend, solche Noth und Entbehrung erlitten, wie die Soldaten in der Krim während des Winters 1854 auf 1855. Schon im Herbst traten Stürme und Regengüsse ein, wodurch die Laufgräben in Kanäle verwandelt, die Zelte oft Fuß hoch mit Wasser gefüllt wurden. Der Mangel an warmer Kleidung, hinreichender Nahrung, gesunder Verpflegung, verbunden mit dem beschwerlichen Felddienst bei naßkalter Witterung ohne Obdach und Quartier, erzeugte Krankheiten aller Art und bereitete der Cholera und Ruhr eine reiche Ernte. Am meisten litten die Türken und Engländer. Bei den letzteren traten große Mängel und Schäden in der Verwaltung zu Tage, durch welche die Unglücksfälle noch vermehrt wurden. „Ein Theil der Winterkleidung ging mit dem unglücklichen „Prince" unter, schreibt

ein Augenzeuge, ein anderer Theil ist verloren gegangen und jetzt hören wir, daß ein Schiff mit warmen Kleidern für die Offiziere bei Constantinopel verbrannt ist; ich selbst hatte Gelegenheit, mehrere Fahrzeuge, vollgeladen mit Pelzen, Ueberröcken u. dgl. für die Mannschaften einen ganzen Tag lang einem unaufhörlichen Regen und Schneefall im Hafen von Balaklava ausgesetzt zu sehen. Als sie ans Land gebracht wurden, war Niemand da, sie in Empfang zu nehmen oder Niemand wollte sie in Empfang nehmen, ohne dazu durch Befehl ermächtigt zu sein." Barmherzige Schwestern und englische Jungfrauen, vor Allen Miß Nightingale, waren mit edler Aufopferung bemüht, die Leiden und Wunden, die Krieg, Hunger, Kälte und Krankheit über die unglücklichen Soldaten brachten, nach Kräften zu mildern.

Der geringe Fortgang der Kriegsoperationen vor Sebastopol ermuthigte den russischen Kaiser zum beharrlichen Widerstand. Er verwarf die vier Punkte, die ihm in einer neuen Note als Friedensbedingungen angeboten wurden, obwohl auch Oesterreich und Preußen dieselben unterstützten. Nach diesen Forderungen sollte Rußland dem bisherigen Protectorat über Moldau, Wallachei und Serbien entsagen und der freien Donauschiffahrt keine Hindernisse in den Weg legen; ferner sollten die älteren Verträge einer Revision unterworfen und die Christen in der Türkei, nach Beseitigung jedes Sonderprotectorats, unter den Schutz sämmtlicher Großmächte gestellt werden, denen die Pforte Garantie zu leisten habe. Durch die Hartnäckigkeit Rußlands sah sich Oesterreich veranlaßt, dem Bunde der Westmächte beizutreten und in Siebenbürgen und Galizien ansehnliche Streitkräfte aufzustellen. Ein beträchtliches Anlehen und die Verpachtung der Staatseisenbahnen an eine französische Gesellschaft auf neunzig Jahre sollte die dadurch vermehrten Ausgaben decken. Einige Wochen nachher schloß auch Sardinien einen Bund mit Frankreich und England und entsandte den General Lamarmora mit einem Heer von 15,000 Mann nach der Krim. Nicht ohne starken Widerspruch von Seiten des Landes, der Genuesischen Handelswelt, der Abgeordneten setzte der Minister Cavour die Theilnahme an dem Kriege durch in der Voraussicht der wichtigen politischen Folgen für das Königreich. Auf dem Felde von Marengo vertheilte der König die Fahnen an das abziehende Heer. Kaiser Nicolaus gerieth bei der Nachricht in heftige Aufwallung; allein er hatte so oft und unverhohlen seine Antipathie gegen das liberale Regiment in Turin kund gegeben, daß er sich nicht über Undank beklagen durfte. Durch die Absendung einer piemontesischen Landarmee, die besonders den Engländern sehr erwünscht war, erwarb sich König Victor Emanuel die Gunst der beiden Westmächte. Preußen und die deutschen Bundesstaaten dagegen beharrten bei ihrer Neutralität. Eine Kriegsbereitschaft, wozu sich die Mittelstaaten herbeiließen, war ohne alle Bedeutung und hinderte sogar, da man nicht wissen konnte, auf wessen Seite sie treten würden, das Wiener Cabinet an einem energischen Handeln, wenn anders ein solches im Plane gelegen.

Beitritt von Oesterreich u. Sardinien zur Coalition.

2. Decbr. 1854.

26. Jan. 1855.

Neue Kriegsrüstungen. Thronwechsel in Petersburg.

Mit dem neuen Jahr traten wichtige Ereignisse ein, welche dem Gang der Dinge bald eine entscheidende Wendung gaben. In England sprach sich im Parlament und in der Presse die Entrüstung über die Mißstände im Heer und in der Kriegsverwaltung in so scharfer Weise aus, daß Lord Aberdeen, der alte Freund des Kaisers Nicolaus und der Friedenspolitik, gänzlich aus dem Ministerium schied, mit dessen Leitung nunmehr Lord Palmerston betraut ward. Dieser betrieb den Krieg mit mehr Energie. Der Noth wurde durch Zufuhren abgeholfen, neue Mannschaft ersetzte die Lücken, Kriegsbedarf und Maschinen wurden eingeschifft. An der Stelle des abgerufenen Napier wurde Admiral Dundas zum Führer der Ostseeflotte eingesetzt, der aber nicht mehr ausrichtete, als sein Vorgänger. Eine ähnliche Regsamkeit trat in Frankreich zu Tage, als der zurückgekehrte Prinz Napoleon über die Lage der Dinge Bericht abstattete. Dieser Thätigkeit begegnete der russische Kaiser mit gleichen Anstrengungen. Eine allgemeine Aushebung im ganzen Reich setzte ihn in Stand, große Heermassen nach der Krim zu senden. Aber der schwierige und lange Marsch über die Schneefelder Südrußlands verzögerte ihre Ankunft und stürzte Viele ins Grab.
10. Febr. 1855. Ein Angriff, den General Chrulef auf Eupatoria machte, scheiterte an der Festigkeit der Verschanzungen und an der Tapferkeit der türkischen Besatzung unter Omer Pascha. Die Nachricht von diesen Unfällen wirkte so mächtig auf den stolzen und starren Geist des schon einige Zeit kränkelnden Kaisers, daß er
2 März. unerwartet schnell starb. „Einer der edelsten Menschen," schrieb damals König Friedrich Wilhelm von Preußen, „eine der herrlichsten Erscheinungen in der Geschichte, eines der treuesten Herzen und zugleich einer der höchsten Herren dieser engen Welt ist vom Glauben zum Schauen abberufen worden. Ich danke Gott auf den Knien, daß er mich würdigte, bei dem Tode des Kaisers Nicolaus tiefbetrübt zu sein, daß er mich gewürdigt, sein Freund im schönsten Sinne des Worts zu werden und in Treue zu bleiben." Sein Sohn Alexander II., ein menschenfreundlicher humaner Fürst von milderer Gesinnung und friedlicherer Natur wurde sein Nachfolger. Wenige Tage nachher wurden in Wien neue Conferenzen zur Beilegung des Streites eröffnet. Aber man kam zu keiner Verständigung.

Der Belagerungskrieg vor Sebastopol.

So sehr man auch in Rußland, wo der Krieg schon 25,000 Menschen dahingerafft hatte, den Frieden wünschte, so verlangte doch die Ehre der Nation und die Achtung vor dem verstorbenen Kaiser und vor der öffentlichen Meinung des moskowitischen Volkes, daß der Kampf seinen Fortgang nahm. „Wie mein Vater," sagte Alexander in seiner Anrede an das diplomatische Corps, „will ich den Frieden, das Ende der Leiden dieses Kriegs; sollten aber die Wiener Conferenzen für uns kein ehrenhaftes Resultat haben, dann werde ich in den Kampf gehen mit meinem getreuen Rußland und ich werde dann lieber untergehen als nachgeben." Aber auch die Ehre Frankreichs und des Napoleonischen Kaiserthums forderte eine rühmliche Lösung des blutigen Waffenganges, dem

bereits so große Opfer gefallen. Darum hatte Napoleon schon im Januar den Artillerie-General Niel, einen erfahrenen, kenntnißreichen Kriegs-Ingenieur, nach der Krim geschickt, um von dem Stand der Dinge Einsicht zu nehmen und seine Rathschläge zu ertheilen. Denn die Eroberung Sebastopol's sollte durchaus einem Friedensschluß vorangehen. Niel erkannte alsbald die richtige Stelle, wo der Hauptangriff geschehen müsse, und nach seinem Rath suchte man durch Laufgräben und Verschanzungen sich der südlichen Vorstadt Karabelnaja immer mehr zu nähern. Aber Totleben begegnete ihrem Vorhaben durch gewaltige Befestigungen und schuf in dem sogenannten Malakoffthurm ein fast uneinnehmbares Bollwerk. Nun gewann der Belagerungskrieg eine furchtbare Gestalt und Ausdehnung. Die Streitkräfte waren auf beiden Seiten bedeutend verstärkt worden. Mit Inbegriff der Türken betrug die Armee der Verbündeten wohl an 175,000 Mann, die der Russen über 150,000. Mit Geschütz, Munition und Kriegsgeräth war man aufs Reichlichste ausgerüstet. Das Wiener Cabinet, bei welchem Gortschakoff seine diplomatische Gewandtheit entwickelte, hatte wieder eine zuwartende Stellung angenommen und einen Theil seiner Truppen entlassen, wodurch Rußland in Stand gesetzt war, die gegen Oesterreich aufgestellten Streitkräfte gleichfalls nach der Krim zu entsenden, wo Fürst Gortschakoff, ein Bruder des Diplomaten, an Stelle von Menschikoff zum Oberbefehlshaber ernannt worden war. Während vor den Schanzwerken Sebastopol's der Boden durch Ausfälle und Angriffe bei Tag und bei Nacht mit Blut getränkt ward, segelte ein Theil der verbündeten Flotte nach dem Asow'schen Meere, um die Mai 1855.
Vorräthe in den Hafenstädten Kertsch, Jenikale, Mariopol, Taganrog und Anapa zu vernichten, ein Unternehmen, das zwar gelang, aber von rohen, eines civilisirten Zeitalters unwürdigen Gewaltthaten begleitet war. Die werthvolle Sammlung von Alterthümern in Kertsch fand dabei ihren Untergang und Brand und Verwüstung bezeichneten die Spuren des Zugs. Unterdessen fuhr das Belagerungsheer vor Sebastopol fort, die Laufgräben, Schanzen und Batterien immer näher an die Stadt zu führen, stieß aber bei jedem Schritt auf die heftigste Gegenwehr und auf neue Befestigungen. Der General Canrobert, der gemeinschaftlich mit Raglan die Operationen leitete, war nicht von so harter, durchfahrender Natur, daß er ohne Rücksicht auf Menschenleben mit unerbittlicher Consequenz das Eroberungswerk betrieben hätte; und da er sich mit dem englischen Commandanten nicht gut vertrug, so wurde er, seinem Wunsche gemäß, des Oberbefehls enthoben und dieser dem General Pelissier übertragen, der 16. Mai
schon in Afrika Beweise einer erbarmungslosen Energie gegeben (S. 138). Mit edler Selbstentsagung stellte sich Canrobert unter die Befehle seines bisherigen Untergebenen. Die Folgen des Wechsels traten bald zu Tage. Ob auch durch die Gewalt des feindlichen Geschützes und durch die Wuth der Cholera Tausende dem Tod zum Opfer fielen, die Laufgräben wurden dicht an die feindlichen Schanzen geführt, einzelne Festungswerke, wie der grüne Mamelon, erstürmt. 7. Juni.

18. Juni 1855. Dagegen wurde der am Schlachttag von Waterloo unternommene allgemeine
28. Juni. Sturm mit unermeßlichem Menschenverlust zurückgeschlagen. Zehn Tage nachher wurde Lord Raglan von der Cholera hingerafft, worauf General Simpson den Oberbefehl übernahm, und am 11. Juli traf eine feindliche Kugel den tapfern russischen Admiral Nachimoff, als er die Festungswerke besichtigte. So hielt der Tod eine furchtbare Ernte unter den Häuptern wie unter dem Volke; von den Urhebern und Leitern des schrecklichen Kriegs stürzte einer um den andern in die Gruft. Auch ein Bruder des sardinischen Generals Lamarmora starb an der Cholera.

Eroberung von Sebastopol. Pelissier verfolgte seinen Plan, die Laufgräben bis dicht vor die feindlichen Schanzen zu führen und so die Festung „wie in einem Schraubenstock" zu fassen, mit der größten Energie. Ein Versuch Gortschakoff's, von der Tschernaja aus
16. Aug. mittelst eines Flankenangriffs die feindlichen Linien zu durchbrechen, wurde vereitelt und endigte, indem General Faucheux das Flußufer nebst der Tschernajabrücke im Rücken der Russen gewann, mit einem verlustvollen Rückzug. In diesem Gefechte zeichnete sich die piemontesische Mannschaft durch kriegerische Tüchtigkeit aus, die ihr die Achtung von ganz Europa erwarb. Der Verlust von mehr als 2000 Kriegern während des Feldzugs, meistens an Wunden, löschte die Schmach von Novara aus und war die Bluttaufe für künftige Waffenthaten. Ermuthigt durch den Erfolg an der Tschernaja, verdoppelte Pelissier seine Anstrengungen. Vom 17. August an dauerten die Angriffe fast ohne Unterbrechung fort, damit die Russen nicht Zeit fänden, die zerstörten Werke wieder herzustellen, und durch den unaufhörlichen Kugelregen die Zahl der Vertheidiger in den Straßen und auf den unbeschützten Stellen gemindert würde. Der französische Feldherr erreichte seinen Zweck. Wie bewunderungswürdig immer die Ausdauer war, welche die Russen der kühnen Tapferkeit der Franzosen und dem kalten Muthe der Engländer entgegensetzten; da die Zahl der Todten sich täglich auf mehr als tausend belief, so mußte zuletzt ihre Kraft gebrochen, ihre Energie gelähmt werden. Nachdem vom 5. September an ein furchtbares, Tag und Nacht fortdauerndes Bombardement schreckliche Verheerungen angerichtet und gegen 5000 Russen auf
8. Septbr. den Schanzen und in der Stadt hingerafft hatte, begann am 8. September Schlag zwölf Uhr der Hauptsturm. Der schwerste Theil der Arbeit fiel den Franzosen zu, welche den Malakoffthurm als Ziel und Kampfpreis gewählt; die Engländer richteten ihren Angriff gegen den sogenannten Redan. Die leichten Sturmcolonnen der Generale Bosquet und Mac Mahon erstiegen bald die Höhe und pflanzten die Tricolore auf; aber im Innern setzten die Russen durch viele in einander laufende bedeckte Gänge geschützt, den Eindringlingen einen verzweifelten Widerstand entgegen. Tausende stürzten unter den Schüssen und Bayonetten todt oder verwundet zu Boden, darunter vier russische Generale, andere Schaaren wurden durch die Explosion einer Batterie unter Schutt und Trümmern begraben; ja, als endlich nach fünfstündigem Riesenkampf die Franzosen Meister des

Thurmes wurden, hätten sie leicht mit demselben in die Luft fliegen können, wäre es ihnen nicht gelungen, die Drähte zu zerschneiden, die aus der Stadt nach den in der Tiefe verborgenen Pulvermassen leiteten. Gleichzeitig wurde auch an den übrigen Festungswerken mit derselben Anstrengung und Erbitterung gestritten und über Leichenhügeln um den Besitz von Mauern und Schanzen gerungen. Die Engländer bemächtigten sich mit großer Tapferkeit des Redan, wurden aber wieder zum Weichen gebracht. Ihr Verlust betrug 2400 Mann, indeß der der Franzosen sich auf 7300 belief und die russische Kriegsmacht an diesem und dem folgenden Tage um mehr als 13000 Streiter vermindert wurde. Mit dem Falle des Malakoffthurms war das Schicksal von Sebastopol entschieden. Während der Nacht ließ Gortschakoff alle Festungswerke der südlichen Stadt, die noch in russischen Händen waren, in die Luft sprengen und die noch übrigen Schiffe der Kriegsflotte bis auf einen einzigen Dampfer im Hafen versenken. Darauf führte er den Rest des Heeres auf die Nordseite des Meerbusens, die Schiffbrücke hinter sich zerstörend.

d. Der Pariser Friede und die politischen Zustände in der orientalischen Welt.

So endete der denkwürdige Belagerungskrieg von Sebastopol. Er hatte allen Betheiligten große Opfer an Menschen und Geldsummen auferlegt, daher regte sich auch der allgemeine Wunsch nach einer Ausgleichung durch einen billigen Frieden. Rußland war durch die Eroberung der Festung noch keineswegs so geschwächt, daß die Westmächte hätten glauben dürfen, dasselbe aus seiner europäischen Machtstellung zu drängen, zumal da Oesterreich nicht länger mit ihnen ging, und Preußen sowie die meisten deutschen Bundesstaaten sich mehr und mehr auf dessen Seite neigten. Noch hielt der russische Doppeladler die Halbinsel Krim mit starken und scharfen Klauen fest, da Gortschakoff auf den Höhen im Osten der Stadt eine imponirende Stellung genommen hatte, von wo aus er über Perekop und das faule Meer mit dem übrigen Reich in Verbindung stand. Es änderte wenig an der Sachlage, daß die verbündete Flotte auf zwei weiteren Expeditionen zuerst die kleinen russischen Festungen Taman und Phanagoria gegenüber von Kertsch zerstörte und dann von Kinburn aus Oczakow bedrohte. Aber je offener sich das Verlangen nach Frieden aussprach, desto mehr wünschte Rußland, um nicht als überwundene Macht zu erscheinen, durch einen neuen Erfolg im Feld die Niederlage bei Sebastopol auszugleichen. Dieser Wunsch wurde erreicht. Die von General Murawiew belagerte türkische Festung Kars südöstlich von Trebisonde wurde, nach der heldenmüthigsten Vertheidigung unter Wassif Pascha, dem der Engländer Williams und der ungarische General Kmety mit Rath und That zur Seite standen, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Nun konnte auch Rußland mit Ehren Frieden schließen. Nachdem am 16. Januar der österreichische Bevollmächtigte Fürst Esterhazy

Ausgang des Kriegs.

27. Novbr. 1855.

Jan. 1856. mit dem russischen Staatsminister Graf Nesselrode über mehrere Punkte übereingekommen war, die als Friedensbasis dienen konnten, und die Pforte den Westmächten und Oesterreich in einem Vertrag die Gleichstellung der Christen mit den Mohammedanern und andere wichtige Zusicherungen gewährt hatte, 25. Febr. wurde am 25. Februar in Paris ein Friedenscongreß eröffnet, an dem außer den vier betheiligten Großmächten und der Türkei noch Sardinien und schließlich auch Preußen „als Mitunterzeichner der Londoner Uebereinkunft vom 13. Juli 1841“ Theil nahmen. Vergebens suchte der österreichische Bevollmächtigte Graf Buol-Schauenstein die Zulassung des Turiner Gesandten zu hintertreiben, England und Frankreich nahmen sich des Bundesgenossen an. Nach mehrwöchigen 30. März. Verhandlungen vereinigte man sich zu einer Reihe von Abmachungen, welche die Integrität des osmanischen Reiches sicher stellten, Rußland eine kleine Gebietsabtretung auferlegten, die Donauschiffahrt frei machten, die durch einen Theil von Bessarabien vergrößerten Fürstenthümer Moldau und Wallachei, sowie Serbien neben der Oberherrlichkeit (Suzeränetät) des Sultans noch unter den Schutz der Vertragsmächte stellten, die Gleichberechtigung der Christen mit den Mohammedanern unter Gewährleistung und Ueberwachung sämmtlicher Großmächte aufrecht erhielten und durch die Neutralisirung des schwarzen Meeres und die Ausschließung aller Kriegsschiffe von dessen Häfen dem Uebergewicht der russischen Seemacht in den pontischen Gewässern ein Ende bereiteten. So wurde durch den (dritten) Pariser Frieden gegen den bisherigen Gebrauch auch die Türkei in das europäische Völkerrecht aufgenommen und zugleich der Grundsatz zur Geltung gebracht, daß die Meere und die großen internationalen Ströme dem allgemeinen Weltverkehr offen stehen sollten. Die Sonderstellung der Osmanen sollte somit aufhören und die Türkei in die europäische Gemeinschaft, wie man sagte, „in das Concert der europäischen Mächte“, d. h. in ihre Genossenschaft in allen völkerrechtlichen Verhältnissen eintreten. Damals stand Napoleon auf der Höhe seiner Macht. Von allen Seiten wurden dem „Emporkömmling“ Huldigungen dargebracht, sein Minister Walewski, ein natürlicher Sohn des ersten Napoleon, leitete den Congreß; Aller Augen waren auf den neuen Schiedsrichter Europas gerichtet, der im Siegesglanz dastand und dessen Glück um dieselbe Zeit noch durch die Geburt eines Sohnes erhöht ward, den seine schöne 16. März. spanische Gemahlin Eugenie zur Welt brachte, das „Kind Frankreichs“, dessen Thronfolge zu sichern des Kaisers höchstes Anliegen war.

Die Türkei nach dem Krimkrieg. Die Pforte ging übrigens nicht gestärkt, sondern geschwächt aus dem Krimkriege hervor. Der „kranke Mann“ kam nicht zur Genesung, sondern schritt mehr und mehr seiner Auflösung entgegen. „Obgleich die Pforte“, schrieb Ranke schon im J. 1844, „in ihrem eigenen Gange dahin getrieben und von dem Geiste des Jahrhunderts auch ihrerseits nicht unberührt, den christlichen Einwohnern Erleichterungen hat angedeihen lassen, ist sie doch ihrer islamitischen Unterthanen zu wenig mächtig und sie selber beharrt noch zu streng auf dem religiösen Grundbegriffe ihrer Herrschaft, als daß die Sache auf diesem Wege zu Ende gebracht werden könnte“. Die Ansprüche der islami-

tischen Bevölkerung auf Alleinberechtigung in der Leitung der öffentlichen Dinge machten alle Versöhnungs- und Ausgleichungsversuche des christlichen Abendlandes zu nichte, alle Versprechungen der türkischen Regierung illusorisch. Der Widerwille der Mohammedaner, die Gleichberechtigung der Rajah anzuerkennen, führte stets zu neuen Conflicten, welche die Intervention des Auslandes nöthig machten. In Syrien erhob sich Syrien. der alttürkische Fanatismus zu gräuelvollen Christenverfolgungen. Die Mißhandlungen der Maroniten, einer Christensekte im Norden des Libanon, durch die Drusen, einen dem Islam angehörenden kriegerischen Volksstamm auf der Südseite dieses Gebirges, nahmen einen so gräßlichen Charakter an, daß, da die Pforte weder den Willen noch die Kraft besaß mit Nachdruck dem Unwesen zu steuern, Kaiser Napoleon sich zu 1860. einer bewaffneten Intervention veranlaßt sah. Der General Hautpoul-Beaufort zog in Damascus ein, setzte den türkischen Pascha in den Stand und in die Nothwendigkeit, über die Urheber der Mordgräuel Strafgerichte zu verhängen und ermöglichte es der Regierung in Constantinopel, einige Aenderungen in der Verwaltung des Libanonlandes vorzunehmen, wodurch der Wiederkehr ähnlicher Scenen vorgebeugt werden sollte. Bei dieser Gelegenheit trug Abd-el-Kader, der damals in Damascus lebte, dem französischen Kaiser den Dank für die frühere Freilassung ab, indem er sich der syrischen Christen heldenmüthig annahm. Dafür wurde ihm das Großkreuz der Ehrenlegion verliehen. Nur dem energischen Widerstande Englands war es zuzuschreiben, daß sich die französische Intervention in Syrien nicht, wie in Rom, zu einer dauernden Occupation gestaltete. Im Juni kehrten die französischen Truppen zurück. Bald darauf starb der 1861. Sultan Abdul-Medschid, der, obwohl voll guten Willens und der Civilisation des 26. Juni. Westens zugethan, seine Kraft in den Genüssen des Harems verschwendet hatte. Sein Bruder und Nachfolger Abdul-Aziz ist nach kurzem Anlauf zur Beseitigung mancher Abdul Aziz 1861–1876. Uebelstände bald wieder der herkömmlichen Schlaffheit, dem Regiment der Günstlinge und der Verschleuderung der Finanzen verfallen. Doch kam man in Constantinopel mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß der türkische Staat nur durch Reformen im Geiste des Abendlandes und durch Annäherung an die europäische Cultur vom gänzlichen Verfalle gerettet werden könne. Diese Ansicht erhielt ihre bedeutendsten Vertreter in dem großen Staatsmann Fuad Pascha, der sich durch eifriges Studium europäische Bildung angeeignet hatte, und in seinem langjährigen Freund und Gesinnungsgenossen Aali Pascha. Jener begleitete den Sultan auf der großen Reise nach Sommer 1867. Paris, London, Wien u. a. O. und benutzte die überwältigenden Eindrücke, welche die Zustände des Occidents und die Schöpfungen der christlichen Civilisation auf das Gemüth des Großherrn hervorbrachten, um ihn zu freisinnigen Reformen, zu einer Gleichstellung der christlichen und mohammedanischen Bevölkerung im türkischen Reich, zu einer Emancipation des Staats von den Satzungen der Religion des Korans zu bewegen. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos; der Sultan zeigte ein lebhaftes Verlangen, sein Reich nach dem Vorbilde der christlichen Staaten zu heben und durch Beförderung von Eisenbahnen und Verkehrsmitteln die Verbindung mit denselben zu erleichtern; durch Reformen in der Organisation der Provinzen, durch die Gründung eines neuen Staatsraths aus Christen und Muselmanen sowie eines obersten Justizrathes und durch die Aufnahme einer Anzahl Christen selbst in die höchsten Stellen der Regierung hat das System wenigstens einen kräftigen Anfang erhalten. Ob aber bei der Unwissenheit der Beamten, bei den Vorurtheilen des Volkes, bei dem Fanatismus der alttürkischen Partei, bei dem Christenhaß der Armee und bei der volkswirthschaftlichen und finanziellen Zerrüttung des Osmanischen Reiches die Durchführung von Reformen im Geiste des modernen Staats möglich sein würde, erschien schon damals Manchem zweifelhaft und wurde noch zweifelhafter, seitdem durch den Tod Fuad 11. Febr. 1869.

Pascha's in Nizza die Hauptsäule dieser Culturrichtung gebrochen war. In der Folge hat der Versuch, die altmohammedanische Senioratsordnung in der Thronfolge zu beseitigen und dafür die in den übrigen europäischen Staaten geltende Succession nach dem Majoratsrecht in der herrschenden Dynastie einzuführen, unter den Bekennern des Islam eine starke Aufregung erzeugt.

Moldau und Wallachei (Rumänien). Jan. 1859. Die größten Schwierigkeiten bereiteten der Pforte die nach Unabhängigkeit strebenden Vasallenstaaten. Die Donaufürstenthümer **Moldau** und **Wallachei** vereinigten sich gegen den Willen der türkischen Regierung zu einem Fürstenthum **Rumänien**, unter Bedingungen, welche die Oberhoheitsrechte des Sultans in sehr enge Grenzen einschlossen. Die Landstände wählten den Moldauischen Edelmann Alexander **Cusa** zum gemeinschaftlichen Herrscher, ohne sich um die Protestation der Pforte gegen die Union zu kümmern. Alexander Johann I., der Abkömmling einer geringen Bojarenfamilie, hatte sich durch Glück und Klugheit emporgeschwungen und alle seine hochgestellten Mitbewerber aus dem Felde geschlagen. Aber er war zur Willkür und Verschwendung geneigt und gab durch sein häusliches und eheliches Leben Anstoß. Als die Landstände seinen Wünschen nicht willfährig genug entgegenkamen, entledigte er sich nach dem Vor-
Mai 1864. bilde seines Gönners Napoleon der lästigen Fesseln und ließ sich durch ein Plebiscit ausgedehntere Fürstengewalt zutheilen. Auf Grund dieser Gewalt griff ein willkürliches und despotisches Regiment Platz, und da sich Alexander zugleich durch Habsucht und Sittenlosigkeit Haß und Verachtung zuzog, entstand nach zwei Jahren in Bucharest eine
Febr. 1866. Empörung, welche die Vertreibung Cusa's und die Wahl eines deutschen, dem preußischen Königshause verwandten Fürsten, **Karl Anton von Hohenzollern** zur Folge hatte. Cusa starb im Mai 1873 zu Heidelberg.

Serbien. Auch **Serbien** schritt auf der Bahn zur nationalen Autonomie und zur Emancipation von dem türkischen Lehensverbande, die es schon seit dem Anfang des Jahrhunderts betreten, immer weiter voran, eine Procedur, die mehr von der christlich-slavischen Nationalpartei unter russischem Beistande als von dem Fürstenhaus ins Werk gesetzt ward. **Milosch Obrenowitsch**, den wir als erblichen Clientelfürsten kennen gelernt (XIV, 736), vermochte sich nur mühsam des russischen Einflusses zu erwehren, den der Zarenhof durch die nationale Partei und den übermächtigen Senat in Belgrad ausübte. Die Widersacher wurden endlich so mächtig, daß der Fürst, den man der Uebertretung des unter russischer Einwirkung entstandenen Staatsgrundgesetzes (Ustaw) beschul-
13. Juli 1839. digte, der Opposition weichen mußte. Er dankte zu Gunsten seines Erstgebornen, Milan ab und zog aus dem Land. Darauf wurde, da der kranke Milan bald starb, der zweite Sohn **Michael** Obrenowitsch zum Fürsten ausgerufen und vom Sultan bestätigt. Aber der Sohn war noch weniger den Schwierigkeiten gewachsen als der Vater. Nachdem er drei Jahre den agitatorischen und conspiratorischen Umtrieben der feindseligen Partei unter der Leitung von Wutschitsch, Petronjewitsch, Garaschanin u. a. glücklich widerstanden, wurde er durch das über Steuerdruck und Willkürmaßregeln erbitterte und
Septbr. 1842. von Wutschitsch unter die Waffen gerufene Volk zur Flucht getrieben, worauf die Skuptschina die Familie Obrenowitsch der Regierung für verlustig erklärte und **Alexander Karageorgiewitsch** an Michael's Stelle zur Herrschaft berief. Der Sultan ertheilte ihm die Bestätigung; Kaiser Nicolaus zürnte über die revolutionäre Eigenmächtigkeit, gab aber schließlich, als er sich überzeugte, daß Rußlands Stellung als Schutzmacht der christlichen Bevölkerung in Serbien keine Störung erleiden würde, gleichfalls seine Zustimmung. Der russisch-türkische Krieg der fünfziger Jahre war den Bestrebungen der Serben nach größerer Selbständigkeit förderlich. Da Fürst Alexander sich jeder activen Theilnahme an dem Kampfe zu enthalten erklärte und zur Behauptung seiner bewaffneten Neutralität Vorbereitungen traf, so mußte die Pforte, um nicht die Zahl

der Feinde zu mehren, zugeben, daß die Rajah sich bewaffneten und militärisch einübten. In dem Pariser Frieden wurden Stipulationen getroffen, welche die nationale Emancipation um einen Schritt weiter förderten: das Fürstenthum Serbien sollte auch fortan dem türkischen Reiche angehören, aber es sollte eine völlige Unabhängigkeit der Administration, Freiheit des Cultus und der Gesetzgebung nicht allein, sondern auch des Handels und der Schiffahrt erhalten und unter der Garantie der contrahirenden Mächte stehen. Die Türken sollten die Festungen in Serbien wie bisher mit ihren Garnisonen versehen, aber eine Intervention in die inneren Angelegenheiten des Landes nicht vornehmen dürfen, eine Zwitterstellung, welche die Keime neuer Verwickelungen in ihrem Schooße trug. Alle Einrichtungen, die während des Krieges getroffen waren und nach dem Frieden weiter geführt wurden, hatten den Zweck, die Suzeränetätsrechte des Padischa zu mindern, das Nationalbewußtsein der Bevölkerung und die slavisch-russischen Sympathien zu wecken und die volle Selbständigkeit des Landes vorzubereiten. So war gegen die ausdrückliche Bestimmung der Tractate von dem Fürsten und der von ihm einberufenen Nationalversammlung eine Volksbewaffnung unter dem Namen „Nationalmiliz" gegründet worden, in der unverkennbaren Absicht, wenn einst die christlichen Rajah der europäischen Türkei sich gegen die mohammedanischen Herrscher erheben würden, wirksamen Beistand leisten zu können. Die Protestation der Pforte war ohne Wirkung geblieben. Die nationale Partei der „Jungserben", die ihre Anhänger im Senat und unter den gebildeten Klassen hatte und in dem Zaren von Rußland ihr eigentliches Oberhaupt, den Hort ihres Volksthums und ihrer Religion erblickte, an ihrer Spitze Wutschitsch und Garaschanin, suchte diesen Bestrebungen mehr Impuls und Nachdruck zu geben, sah sich aber in ihren Bemühungen gehemmt und gehindert durch den Fürsten Alexander Karageorgiewitsch, der mehr zu Oesterreich neigte. Es bildete sich daher eine starke Opposition, welche in der Skuptschina vom Jahr 1858, zu deren Einberufung man ihn nöthigte, die Oberhand bekam und die Absetzung des Fürsten Alexander durchsetzte. 23. Decbr. 1858. Er flüchtete sich auf österreichisches Gebiet, während den serbischen Thron der alte verbannte Fürst **Milosch Obrenowitsch** wieder einnahm, dem dann auch die Pforte auf Verwendung Rußlands und Frankreichs nach einigem Sträuben die Investitur ertheilte. Als er im nächsten Jahr starb, Septbr. 1859. erlangte sein Sohn **Michael III.** (Obrenowitsch) zum zweitenmal die Herrschaft, 28. Septbr. 1860. die nun in seinem Hause erblich erklärt wurde. Heftige Streitigkeiten zwischen den christlichen Bewohnern und den Türken in der Festung Belgrad, oft zu blutigen Kämpfen gesteigert, gaben dem jungen Fürsten Gelegenheit das Volksheer zu verstärken und zweckmäßiger zu organisiren, nöthigten aber auch die Pariser Vertragsmächte zu vermittelndem Einschreiten, in Folge dessen die türkischen Einwohner, mit Ausnahme der Besatzungstruppen, das Land verlassen mußten. 6. Octbr. 1862. Aber selbst dieses genügte den Serben nicht auf die Länge. Sie forderten und erlangten endlich die Räumung aller serbischen Festungen, März 1867. wodurch das Suzeränetätsrecht der Pforte zu einem wesenlosen Schatten herabsank. Im folgenden Jahr fand Michael Obrenowitsch ein tragisches Ende. Als er sich in dem Park von Topschider bei Belgrad erging, wurde er von drei mit Revolvern bewaffneten Verschwornen ermordet und eine Verwandte, die ihn begleitete, auf den Tod verwundet. 30. Juni 1868. Die Volksstimme bezeichnete den verbannten Fürsten Alexander Karageorgiewitsch als den geheimen Anstifter der blutigen That. Aber die Hoffnung, auf diesem Wege wieder in den Besitz des Thrones zu kommen, ging nicht in Erfüllung. Vielmehr wurde von der Nationalversammlung der junge Neffe des Ermordeten, **Milan** Obrenowitsch, der in Paris seinen Studien oblag, zur Herrschaft berufen, bis zu seiner Volljährigkeit eine Regentschaft eingesetzt und die Verfassung in liberalem Sinne verändert. Von den der Theilnahme an dem Morde Angeklagten und Ueberwiesenen ward der Hauptschul-

dige Radowanowitsch, der die Geschäfte der Karageorgiewitschen in Belgrad besorgte
Novbr. 1868. und den Ranke für den eigentlichen Urheber der Blutthat hält, zum Tode verurtheilt, drei andere zu fünfjährigem Gefängniß. Das tragische Ende Michael's erregte allgemeine Theilnahme. Es war ihm gelungen, heißt es bei Ranke, die innere Verfassung des Landes von dem türkischen Einflusse loszureißen, die Moslimen zu entfernen, endlich selbst die Festungen in serbische Hände zu bringen. Man sah ihn beschäftigt, der europäischen Cultur weitere Wege zu bahnen und durch ein Grundgesetz die Zukunft des Landes auf alle Zeiten zu sichern. Da hat der Zug der alten Barbarei ihn in der Blüthe der Jahre mit einem gräßlichen Attentate heimgesucht, das dieses Mal sein nächstes Ziel erreichte. Vier Jahre dauerte die Regentschaft, während welcher Zeit Cultur, Industrie und Handel sich hoben und ein wohlthätiger Friede herrschte. Eine neue Verfassungsurkunde wurde ausgearbeitet, welche der Nationalversammlung große Rechte einräumte. Dann folgte ein Wahlgesetz, ein Gesetz über die Verantwortlichkeit
Aug. 1872. der Minister, ein Preßgesetz. Im August 1872 übernahm Fürst Milan selbst die Regierung, ein junger Mann von vorherrschend russischen Sympathien.

Montenegro. In Montenegro, wo Fürst Danilo am 12. August 1860 von einem Eingebornen ermordet und dann durch den Einfluß seiner Wittwe seines Bruders Sohn Nicolaus zur Herrschaft berufen ward, dauerten die Feindseligkeiten gegen die Türken fort. Als die christlichen Unterthanen der Herzegowina sich gegen die Mohammedaner erhoben, fanden sie bei dem montenegrinischen Bergvolke und seinem Fürsten Unterstützung. Die türkische Regierung, besorgt, der Aufstand möchte in andern Theilen der Donauländer Nachahmung finden, berief ihren besten General Omer Pascha aus der Verbannung zurück und übertrug ihm den Oberbefehl gegen die Insurgenten und ihre Bundesgenossen, die Montenegriner. Aber weder durch Verträge und Unterhandlungen, noch durch Waffengewalt ist es der Pforte gelungen, ihre sinkende Autorität in Europa auf die Dauer zu kräftigen. — Auch den Oesterreichern vergalt Fürst Nicolaus ihre früheren Dienste mit Undank. Denn als im Herbst 1869 die Einwohner des felsigen Küstenlandes von Cattaro in Süddalmatien aus Opposition gegen das Landwehrsystem einen bewaffneten Aufstand wider den Kaiserstaat machten, stand der Fürst, ein eifriger Anhänger Rußlands, im Verdacht, den Insurgenten Vorschub geleistet zu haben.

Griechenland. Der zunehmende Verfall der osmanischen Macht erfüllte die Griechen mit der Hoffnung, daß die „große Idee" zum Durchbruch geführt werden könnte, wenn ein thatkräftiger König auf dem Throne säße, daher wurden die Agitationen und Verschwörungen bei dem Militär und unter den gebildeten Ständen immer gefahrdrohender für die baierische Dynastie. Fast dreißig Jahre hatte König Otto das Scepter mit schwachen Händen, wenn auch nicht ohne guten Willen geführt, und aus seiner baierischen Heimath war manche schöne Summe nach Athen geflossen, um das griechische Königthum würdig zu stellen. Aber der gutmüthige Otto vermochte kein Gefühl der Anerkennung und des Dankes zu erwecken. Wie sehr auch die königliche Regierung bemüht war, das Staatswesen in verfassungsmäßigem Gang zu erhalten, das hellenische Volk wußte die Segnungen einer friedlichen Verwaltung in beschränkten Sphären nicht zu würdigen; der Mangel an militärischen Gaben und ehrgeizigem Unternehmungssinn, der namentlich während des russisch-türkischen Krieges zu Tage trat, entzog dem König die Achtung und Theilnahme seines Volkes und entfremdete ihm besonders die Herzen der Soldaten. Freilich war die passive Natur des Monarchen, den selbst seine dem russischen Kaiserhaus verwandte Gattin Amalie von Oldenburg, eine Frau von kräftigem, fast männlichem Geist und romantischen Regungen, nicht zum entschlossenen Handeln zu bewegen vermochte, wenig geeignet, die Schwierigkeiten zu

heben oder zu mindern, welche der bewegliche Charakter des Volkes, die Armuth des dürftig angebauten Landes und die schlimme Finanzlage bei der hohen Nationalschuld schufen. Bei dem sichtbaren Hinsinken des osmanischen Reiches glaubten die Griechen zu einer künftigen Weltstellung berufen zu sein, die sie unter Otto's friedlichem Scepter nie erlangen könnten. Es bildete sich daher eine weitverzweigte Verschwörung, die im Heere viele Genossen zählte und, da Rußland dem ehrgeizigen Traume eines byzantinischen Reiches widerstrebte, ihre Blicke auf England warf. Die Seele derselben war der alte Seeheld Kanaris. Im Februar 1862 brach in Nauplia eine Militärrevolte aus, die erst im April unterdrückt werden konnte. Die Nachsicht, die der König dabei bewies, indem er eine ausgedehnte Amnestie ertheilte und dann, den Volkswünschen entsprechend, die Errichtung einer Nationalgarde vorbereitete, ermuthigte Andere zur Nachahmung. Im October, als der König auf einer Rundreise durch den Peloponnes begriffen war, brachen Aufstände in Vonizza, Patras, Korinth und endlich in Athen aus; es bildete sich eine provisorische Regierung, deren erster Act die Thronentsetzung Otto's war. Octbr. 1862. Auf die Kunde davon eilte der König nach dem Piräeus; aber auf den Rath der Gesandten gab er bald den Gedanken eines Widerstandes auf. In Salamis machte er durch eine letzte Proclamation den Griechen seinen Entschluß kund, in sein Vaterland zurückzukehren, und bestieg dann ein englisches Schiff, das ihn nach Triest brachte.

Der Thronwechsel. Die Umwälzung ging ohne Blutvergießen und Gewaltthat vor sich und wurde von den europäischen Mächten als vollendete Thatsache hingenommen, hatte aber auch keine weiteren Folgen, als daß sich die Griechen nach einem andern König umsahen. Die neue Regierung erkannte bald, daß zu einem Angriff gegen die Türkei die ihr zu Gebote stehenden Mittel unzulänglich seien. Ihre nächste Sorge war daher, den erledigten Thron wieder zu besetzen. Ohne die Bestimmung der Verfassung zu beachten, nach welcher der jüngere Bruder des kinderlosen Königs Otto, Adalbert von Baiern, zum Thronfolger berufen war, richteten die Griechen zuerst ihre Blicke auf den englischen Prinzen Alfred. In England schien man dem Vorhaben nicht abgeneigt zu sein; als aber Rußland für den Herzog von Leuchtenberg wirkte, den auch Frankreich begünstigte, gab man den Gedanken auf. Nun kamen die drei Regierungen überein, daß sie an den früheren Verträgen, kraft deren die regierenden Familien der Schutzmächte vom griechischen Thron gleichmäßig ausgeschlossen sein sollten, festhalten wollten, worauf die schriftliche Verzichtleistung erfolgte. Da aber das englische Cabinet zu verstehen gab, daß, falls die Königswahl nach seinen Wünschen ausfalle, es in die Vereinigung der ionischen Inseln mit Griechenland willigen würde, so blieb sein Einfluß vorwiegend. 4. Decbr. 1862. Aber umsonst bemühte es sich, unter den Gliedern des Hauses Sachsen-Coburg den Griechen einen König zu finden, indem es zuerst den König von Portugal, dann den Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha vorschlug. Beide lehnten die wenig beneidenswerthe Krone ab. Endlich wurde der zweite Sohn des durch den Londoner Vertrag zum König von Dänemark bestimmten Christian von Glücksburg, ein Bruder der Gemahlin des Prinzen von Wales, zur Annahme der griechischen Krone bewogen. Von der hellenischen Nationalversammlung und von den drei Schutzmächten als König von Griechenland unter dem Namen Georg I. anerkannt, begab sich der junge Fürst nach Athen, wo er im October anlangte und die Zügel der Herrschaft mit schwachen Händen ergriff. 30. März 1863. 5. Juni. Großbritannien entsagte nunmehr seiner Schutzherrschaft über die Republik der ionischen Inseln und willigte in deren Vereinigung mit dem griechischen Königreich. Ob aber durch diesen Thronwechsel Griechenland sich aus dem Zustande der Zerrüttung und Unordnung emporzuheben vermag, ist sehr zweifelhaft. Vielmehr steht zu fürchten, daß es immer mehr der Anarchie und Barbarei anheim-

fallen werde. Statt im Innern ein würdiges Staatswesen auszubilden, richten die Griechen ihre Blicke stets nach Außen und suchen die Schwäche der Türkei zu ihrer eigenen Vergrößerung zu benutzen. Die Aufrichtung eines Hellenenstaats auf den Trümmern des Osmanenreichs bleibt die „große Idee" der Nation, die bei jeder tieferen Bewegung aufs Neue zu Tage tritt. Die Unfähigkeit der griechischen Regierung, im eigenen Lande Ordnung zu schaffen und das Gesetz zur Geltung zu bringen, trat in auffallendster Weise zu Tage, als mehrere angesehene Engländer, welche von Athen aus das Schlachtfeld von Marathon besuchten, von einer Räuberschaar überfallen
Mai 1870. und ermordet wurden und bei dem Verhöre der Gefangenen verdächtige Verbindungen der Schuldigen in der Hauptstadt selbst zur Sprache kamen.

Insurrectionskrieg in Candia. Als das Einigungswerk Italiens durch die Erwerbung Venetiens seinem Abschluß nahe gebracht wurde, regten sich auch in der griechischen Welt neue Unabhängigkeitsbestrebungen, die auf der nach Vereinigung mit dem griechischen Königreich strebenden
1866. Insel Candia (Kreta) zu einem allgemeinen Aufstand führten, welcher durch türkische und ägyptische Kriegsmannschaften zwar niedergehalten, aber trotz mancher günstigen Anerbietungen von Seiten der Pforte nicht gänzlich unterdrückt werden konnte, da er durch Zuzüge griechischer und selbst italienischer Freiwilligen stets neue Nahrung erhielt und heimlich von Rußland begünstigt ward. Auch in Rhodos und andern von Griechen bewohnten Inseln und Landschaften des Osmanenreichs erzeugte der Steuerdruck und der religiöse Fanatismus der Mohammedaner Aufstände und kriegerische Bewegungen unter der christlichen Bevölkerung. Diese waren noch im vollen Gange, als König Otto
26. Juli 1867. in einem Alter von 52 Jahren nach kurzer Krankheit in Bamberg starb. Die Vermählung des Königs Georg mit einer russischen Fürstentochter knüpfte das Band zwischen Rußland und Griechenland noch enger. Aber alle Bemühungen des Petersburger Cabinets und anderer Mächte, die Pforte zur Abtretung der Insel Candia zu bewegen, blieben erfolglos. Die Griechen fuhren fort, die aufständischen Candioten zu
1868. unterstützen. Da schritten die Türken endlich zu energischen Maßregeln. Anfangs December wurde ein Ultimatum nach Athen gerichtet, und als man dort auf dasselbe nicht einging, wurden die türkischen Häfen den griechischen Schiffen verschlossen und alle hellenischen Unterthanen von türkischem Gebiet ausgewiesen. Aufs Neue wurden die europäischen Mächte durch die orientalische Frage beunruhigt: England, Frankreich und Oesterreich standen auf Seiten der Türkei; Rußland befand sich in einer schwierigen Lage: sollte es durch Unterstützung der Griechen einen neuen Krieg wagen oder durch Preisgebung derselben seinen Einfluß im Orient gefährden? Da machte Preußen den
Jan. 1869. Vorschlag, die Sache auf einer europäischen Conferenz in Paris zum Austrag zu bringen. Von dieser wurde eine Vermittelung getroffen, welche auch die griechische Regierung auf Zureden Rußlands annahm. „Wozu sich Griechenland der Pforte gegenüber nicht hatte verstehen wollen, glaubte es ganz Europa gegenüber nicht verweigern zu können." Die candiotische Insurrection ging nunmehr zu Ende, und die Insel kehrte wieder unter die Botmäßigkeit der Pforte zurück. Die Geldnoth in beiden Staaten machte eine friedliche Ausgleichung zur Nothwendigkeit.

Die Pforte u. Aegypten. Seitdem ist man in Constantinopel auf dem betretenen Wege fortgeschritten. Der Besuch der Kaiserin Eugenie von Frankreich, des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, des Kronprinzen von Preußen und anderer hohen Herrschaften, welche zur Feier der Eröffnung des unter der Leitung des französischen Diplomaten Lesseps vollendeten
Herbst 1869. Suezkanals nach dem Orient reisten, hat die Annäherung zwischen dem osmanischen Reich und der europäischen Culturwelt einen Schritt weiter geführt. Bei dieser Gelegenheit mochte auch ein Besuch in der türkischen Hauptstadt um so angemessener scheinen, als der Sultan den „Vicekönig" Ismail Pascha im Verdacht hatte, er wollte das Vasal-

litätsverhältniß mit der Pforte zerreißen und sich zum unabhängigen Herrscher machen, ein Verdacht, der besonders dadurch gesteigert ward und den „Großtürken" mit Eifersucht erfüllen mußte, daß der „Khedive" auf einer Rundreise durch die europäischen Hauptstädte im Mai und Juni 1869 bei den Höfen seine persönliche Einladung zu der Einweihungsfeier ohne Vermittelung seines Suzerains angebracht hatte und bei der Festlichkeit selbst einen für die ägyptischen Finanzen bedenklichen Aufwand entfaltete. Die Pforte, durch den günstigen Ausgang der griechisch-candiotischen Streitfrage in ihrem Selbstgefühl gehoben, richtete nunmehr auch an den Khedive von Aegypten eine Reihe von Forderungen, wodurch die türkische Oberlehnsherrlichkeit in Beziehung auf Mai 1870. Finanzen und auf Heer und Marine hergestellt ward.

3. Rußland und Polen unter Alexander II.

Die Unfälle in der Krim, besonders die Niederlage bei Eupatoria, gaben † 2. März 1855. dem Kaiser Nicolaus den Herzstoß. Sein Sohn und Nachfolger **Alexander II.** Alexander's Friedenspolitik. wandelte nicht in des Vaters Wegen. Wenn auch die russische Waffenehre verlangte, daß der begonnene Krieg mit der bisherigen Energie zu Ende geführt werde, so gab der neue Kaiser doch bald nach dem Friedensschluß zu erkennen, daß ein anderer Geist in ihm lebe, daß er, wie er gleich nach der Beendigung des Pariser Congresses in einer Anrede an die Moskauer Adelsgemeinde aussprach, „das volle Wohlergehen der Künste des Friedens dem eiteln Glanze der Gefechte vorziehe", daß er bei seinen Regierungshandlungen nicht die Neigungen und Sonderinteressen eines einzigen Standes, sondern die Wohlfahrt und die Bedürfnisse des Ganzen ins Auge fassen werde. Die öffentliche Meinung regte bald mächtig ihre Schwingen und forderte Reformen. Die unter Nicolaus' eisernem Regimente geknechteten Geister enthüllten die Schäden des Staats und der Gesellschaft, den Despotismus und die Corruption der Beamtenwelt, die Willkür und Tyrannei der Censur und Polizei. Ein Publicist rief aus: „Wach auf Rußland und verkündige die Auferstehung der Wahrheit, die Kaiser Nicolaus begraben hat und einen Stein auf das Grab gewälzt und eine starke Wache davor gestellt." Alexander verschloß seine Ohren nicht gegen solche Mahnrufe. Schon bei dem glänzenden Krönungsfest in Moskau bewies er durch eine Reihe 7. Septbr. 1856. von Gnadenacten, welche vielen Verbannten Heimath, Ehre und Namen zurückgaben, daß Versöhnung und Milde nicht länger unbekannte und verachtete Regungen auf dem Herrscherthrone in St. Petersburg sein sollten. Während die feudale Partei in Deutschland wehklagte, daß mit Kaiser Nicolaus „der Vater der reactionären Weltordnung" aus dem Leben geschieden, wählte der Sohn die bessere Lebensaufgabe, „das ererbte Reich zum Boden eines wichtigen Aufstrebens zu machen, wo der Fortschritt in Förderung des Volkswohles und Bildung des Volksgeistes bestehen sollte." Zunächst galt es, die schweren Wunden zu heilen, die der verheerende Krieg geschlagen. Durch die Blokade der Küsten und Wasserstraßen war die Ausfuhr der Rohproducte gehemmt worden, war der Handel ins

Stocken gerathen. Eine drückende weitgreifende Aushebung zum Kriegsdienst hatte die Finanzen erschöpft und die Kräfte dem Ackerbau, der Industrie, den Künsten des Friedens entzogen. Diese Uebelstände zu heben, war daher Alexander's eifrigstes Anliegen. Eine bedeutende Reduction des Heeres, verbunden mit zweckmäßigen Neuerungen, minderte die Ausgaben und entfesselte viele gebundene Hände; durch Handelsverträge mit mehreren Staaten Europas wurde die Scheidewand niedergerissen, welche bisher das russische Reich abgeschlossen hatte, und das strenge Prohibitivsystem mit dem demoralisirenden Schleichhandel im Gefolge, gegen eine mildere Form der Schutzzölle vertauscht; Dampfschiffahrts- und Handelsgesellschaften nahm der Kaiser unter seine besondere Protection. Durch Verträge mit einheimischen und fremden Bankhäusern ermöglichte er den Bau großer Eisenbahnen, welche den Verkehr und Waarentransport aus und nach den entlegenen Provinzen erleichterten und förderten. Eine Reise nach Deutschland, (Septbr. u. Octbr. 1857.) wo er nach einem Besuche in Darmstadt, der Heimath seiner Gemahlin Maria Paulowna, in Stuttgart mit Napoleon, in Weimar mit dem österreichischen Kaiser zusammentraf, wurde zu politischen Abmachungen und Anknüpfungen benutzt. Zugleich wurden in Asien dem Verkehr und Waarenumsatz neue Wege geschaffen, bald durch Beförderung der Schiffahrt auf dem kaspischen Meere, bald durch Gründung oder Erweiterung neuer Handelsstationen und Ansiedelungen, bald durch diplomatische Verhandlungen mit den Reichen Ostasiens, besonders mit China, bald durch Sicherung und Ausdehnung der Grenzen in Tscherkessien und am Südrande Sibiriens. Innerhalb zehn Jahren wurden im Stromgebiet des Jaxartes (Syr-Darja) die russischen Besitzungen nach Kokand ausgedehnt, drangen die russischen Waffen siegreich gegen Chiwa und Samarkand vor, wurde das nordwestliche Turkestan in ein russisches General-Gouvernement Taschkend verwandelt und das Machtgebiet des Zaren den englischen Besitzungen in Indien nahe gerückt. Schamyl, der alte Erbfeind Rußlands, wurde so sehr in die Enge getrieben, daß er sich in der Bergfestung Ghunib dem russischen General (6. Septbr. 1859.) Bariatinsky übergeben und als Gefangener nach Rußland wandern mußte, wo er zwölf Jahre später starb. Er hatte sich durch Habgier und Erpressung so allgemein verhaßt gemacht, daß die meisten Stämme von dem „Fürsten der Gläubigen" abgefallen waren. Um sich gegen die englische Politik, welche den Russen in Mittelasien wie in Griechenland vielfach feindlich entgegentrat, zu stärken, trat das Petersburger Cabinet in nähere Verbindung mit der Regierung der Vereinsstaaten Nordamerika's, eine Verbindung, die, genährt durch gegenseitige Aufmerksamkeiten und durch den Verkauf der russisch-amerikanischen Besitzungen an die Union mit den Jahren an Festigkeit zunahm.

(Liberale Reformen.) Aber auch auf anderen Gebieten regte sich unter Alexander II. ein neuer Geist. Es wurde früher angedeutet (S. 263 ff.), mit welcher Strenge Nicolaus das geistige Leben fesselte, wie er dem religiösen Bewußtsein seiner Unterthanen Gewalt anthat, mit welcher Rücksichtslosigkeit er gegen die Bekenner aller von der

griechischen Confession abweichenden Lehrbegriffe verfuhr, mit welchem Glaubensdruck er die russische Kirche zu mehren und zur Alleinherrschaft zu führen beflissen war, wie er gegen die Juden Menschenrechte und Humanität in Staub trat. Solcher Geistes- und Gewissensdruck widerstrebte dem Charakter Alexander's II. und wenn er auch nicht alle Fesseln abstreifen konnte, so suchte er doch auf dem Gebiete der Religion wie der Gedanken Raum zu schaffen für freiere Lebensregungen, für freiheitliche Entwickelung und räumte dem Gewissen und dem Denkvermögen größere Rechte ein. Nicht nur, daß er den christlichen Kirchen anderen Bekenntnisses, sowohl der römisch-katholischen als der evangelisch-protestantischen, gestattete, nach ihren Lehr- und Glaubensformen zu leben und die Kirchenverfassung unter eigenen Beamten auszuführen und walten zu lassen; auch die Zwangsgesetze gegen die Juden wurden gemildert und wesentliche Schritte zu ihrer Gleichstellung gethan. Noch wirksamer waren die Maßregeln zur Beförderung der Volksaufklärung. Nicht allein, daß man die Einführung fremder Druckwerke erleichterte und das System der Ueberwachung und Censur in liberalerer Weise anwandte, wodurch der deutschen Wissenschaft und Literatur eine größere Verbreitung und neben den russischen und französischen Schriften eine Stelle eingeräumt ward; auch gegen die Presse des Inlandes wurden die Verordnungen des früheren Regiments in milderem Sinne gehandhabt, so daß bald die Zahl der Zeitungen und periodischen Schriften in russischer Sprache bedeutend zunahm. Die Reisen nach dem Auslande mehrten sich, seitdem die Pässe nicht mehr um so hohe Summen erworben werden mußten, und auch die Zahl der nach Rußland reisenden oder einwandernden Fremden stieg, seitdem nicht mehr eine argwöhnische Polizei jeden Kommenden und Gehenden mit Argusaugen beobachtete und überwachte, vielmehr die Hindernisse beseitigt wurden, welche der Niederlassung und Ansässigmachung der Ausländer im Wege standen. Dadurch wurde der Austausch der Gedanken, Kenntnisse und Erfahrungen erleichtert. Zugleich war man auf Hebung des Unterrichts unter allen Klassen des Volkes bedacht, theils durch Verbesserung und Mehrung der Schulen, besonders der Mittelschulen, theils durch Aussendung von Lehrern, welche mit Staatsunterstützung in Deutschland und andern Ländern sich über das Unterrichtswesen Erfahrungen sammeln und sich zugleich in den verschiedenen Lehrfächern weiter ausbilden sollten. Dies hatte zur Folge, daß deutsche Schuleinrichtungen und Methoden mehr und mehr Anerkennung und Geltung fanden. Die schwierige Finanzlage suchte man durch Zinsherabsetzung bei den Reichsbanken und durch Herbeiziehung fremder Capitalien und Handelsgesellschaften zu bessern. Als am 20. September 1862 zu Nowgorod das tausendjährige Bestehen des Reiches gefeiert ward, wurde zur Erweckung des Vertrauens zum erstenmal ein vollständiges Reichsbudget veröffentlicht. Auch eine Reform der Rechtspflege mittelst Einführung von Friedens- und Geschwornengerichten wurde in Angriff genommen, wodurch die Sicherheit des Eigenthums eine größere Bürgschaft er-

halten und der Bestechlichkeit, die bis in die Gerichtssäle hinauf ihren entsittlichenden Einfluß übte, gesteuert werden sollte. In den neuen Instituten der Kreis- und Provinzialversammlungen, die in einer größeren Anzahl von Gouvernements aus Delegirten des Adels und der grundbesitzenden und städtischen Notabilität gebildet wurden, durfte man das geeignete Mittel erblicken, die verschiedenen Klassen der Bevölkerung nach und nach zu größerer politischer Thätigkeit und Selbständigkeit zu erziehen und den Uebergang zu einer ständischen Reichsverfassung anzubahnen. Auf diesen Grundlagen im Sinne der Selbstregierung wird es auch möglich werden, eine tüchtige Reform der Verwaltung einzuführen, um auch diese von der Verderbniß der Käuflichkeit zu reinigen, so daß nach und nach der russische Staat aufhören wird, eine abschreckende Wirkung auf das gebildete Europa zu äußern.

Aufhebung der Leibeigenschaft. Die eingreifendste Reform aber fand auf socialem Gebiete statt durch die in Gang gesetzte Aufhebung der Leibeigenschaft und Gründung freier Bauerngemeinden mit Grundeigenthum und persönlichen Rechten, eine Maßregel, welche eine vollständige Umwälzung in allen socialen, finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen des Staats herbeizuführen geeignet war. Waren auch schon früher Schritte gethan worden „zur Verbesserung der Lage der Bauern", so wagte doch erst Alexander II., allem Widerstande der Grundherren zum Trotze, die Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse an der Wurzel anzugreifen. „Die Reformen müssen von Oben ausgehen, wenn man nicht will, daß sie von Unten kommen", hatte er in Moskau dem Adel gesagt, und damit seine Absichten angedeutet.
1857. Nachdem in den Gouvernements Wilna, Grodno, Kowno und Petersburg der Adel auf erhaltenen Wink um die Ermächtigung gebeten, die Lage seiner Leibeigenen zu erleichtern und diese Erlaubniß erhalten, trat unter des Kaisers eigener
1858. Leitung ein großes Leibeigenschaftscomité ins Leben, welches das Werk der Bauernbefreiung in die Hand nahm. Diesem Hauptcomité waren für jedes einzelne Gouvernement besondere Ausschüsse untergeordnet, welche mit der grundherrlichen Adelsgemeinde sich in Verbindung setzten, um die näheren Bedingungen mit ihr zu vereinbaren. Nach den vom Kaiser aufgestellten Grundprinzipien soll das Eigenthumsrecht der Grundherren sicher gestellt bleiben, doch so, daß der Bauer eine umzäunte Wohnstätte erhält und in Stand gesetzt wird, innerhalb zwölf Jahren sich durch Geld oder Leistungen von den Verpflichtungen gegen den Gutsherrn frei zu machen. Nach Ablauf jener Frist wird der Leibeigene frei und erhält unter den mit dem Grundherrn verabredeten Bedingungen das Eigenthumsrecht an sein Gehöfte und seine Landstücke. Die so befreiten Bauernschaften sollen dann in Landgemeinden vertheilt werden, wobei dem Grundbesitzer die polizeiliche Aufsicht als Vorrecht verbleibt, aber eigene Friedensrichter über die Ausführung der Gesetze und Verträge wachen. Zur Erfüllung der Leistungen sind alle Mitglieder der Gemeinde solidarisch verpflichtet, zur Sicherstellung des Eigenthums sollen Grundbücher angelegt werden. Um den Bauern die Erwer-

bung des Landes zu freiem Eigenthum zu erleichtern, sagte die Regierung durch Darlehen Unterstützungen zu. Nach diesen Grundsätzen, die besonders von der national-liberalen Partei unter der Leitung von Tscherkaßki, Samarin, Koschelew, Miljutin u. a. und unter der Aegide der Großfürstin Helene begünstigt wurden, ward nun das große Werk der allmählichen Ablösung in Angriff genommen, eine Arbeit, die bei der Abneigung und Widersetzlichkeit der meisten Adelsversammlungen gegen die Emancipation und das Agrargesetz mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war. Der Kaiser beharrte jedoch bei seinem Entschluß und gab durch die gänzliche Freierklärung der Bauern auf den Gütern des gesammten kaiserlichen Hauses und die unentgeltliche Ueberweisung der von ihnen bebauten Grundstücke ein hochherziges Beispiel edler Gesinnung und uneigennütziger Menschenliebe. Vor diesem ernsten Willen, den der Kaiser auf mehreren Rundreisen durch verschiedene Theile des Reichs klar und fest aussprach, beugte sich der Adel; und wenn er auch der Ausführung alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legte, so konnte er doch nicht verhindern, daß die Gubernial-Ausschüsse alle vorbereitenden Arbeiten ins Werk setzten und die nothwendigen Materialien und statistischen Aufnahmen zur Aufstellung der Vermögens- und Wirthschaftsverhältnisse sowie der Zahl und der Zustände der Leibeigenen des weiten Landes zusammenbrachten, ein Material, von dem Haxthausen versichert, daß darin ein Schatz für die Kenntnisse der inneren Verhältnisse Rußlands niedergelegt sei, wie wohl kein anderer europäischer Staat etwas Gleiches aufzuweisen habe. Aus diesen Aufstellungen und aus den Commissionsberichten ergab sich, daß im russischen Reiche, ohne die Ostseeprovinzen, wo die Leibeigenschaft bereits aufgehoben und die Verwandlung der Arbeitsleistung als Recht in eine Geldleistung durch freie Vereinbarung zwischen Gutsherrn und Bauern allmählich durchgeführt worden war (XIV, 751), und ohne das Gebiet der Kosacken am schwarzen Meer, wo die Einrichtung nie bestanden, noch über dreiundzwanzig Millionen leibeigener Bevölkerung lebten, die theils als Gutshörige unter mehr oder minder drückenden Bedingungen an die Scholle gefesselt waren, theils gegen Entrichtung einer jährlichen Geldabgabe, des Obrok, an den Leibherrn sich ihren Lebensunterhalt außer den Grenzen des Gutes suchen durften. Dieser unfreien Bevölkerung ein menschenwürdiges Loos zu verschaffen, sie in eine Lage zu versetzen, in der sie zu einer freiheitlichen Entwickelung, zu einem geordneten Gemeindeleben, zu einer Existenz mit Eigenthum und Menschenrechten sich emporarbeiten könne, war das hohe Ziel, dessen Erreichung sich Kaiser Alexander zur Lebensaufgabe setzte; und wie viele Hindernisse sich der Ausführung in den Weg stellten, wie heftig der Widerstand war, den ihm nicht blos die bevollmächtigten Abgeordneten des Adels bereiteten, der ihm selbst im Reichsrath und Ministerium entgegentrat, wie viele bittere Erfahrungen er bei einem großen Theil der Bauern selbst machte, die, aus Mißverständniß oder durch boshafte Einflüsterungen getäuscht, sich zu Arbeits- und Abgabenverweigerungen, zu Aufständen und

Gewaltthaten hinreißen ließen, in der irrigen Meinung, der Kaiser habe ihnen die volle Freiheit und den unbedingten Besitz der Felder und Wiesen zugesprochen: er ließ sich von dem großen Gedanken nicht abbringen. Die Bauernaufstände wurden durch Waffengewalt niedergeschlagen und die Rädelsführer schwer bestraft.
19. Febr. 1861. Zugleich aber bewies ein kaiserliches Manifest vom 19. Februar 1861, daß auch die Opposition der Bevorrechteten ihn nicht von seinem Plane zurückzuhalten vermöge. Mit diesem Manifeste, das die Motive und Bedingungen des Befreiungswerkes sammt dem Verfahren der Oeffentlichkeit übergab, wurde der Grund zur inneren Entfaltung der Volkskräfte Rußlands gelegt und eine hoff-
3. März 1863. nungsreiche Zukunft angebahnt. Zwei Jahre später erfolgte die Emancipation der Leibeigenen. Damit ging das ganze sociale Leben des russischen Volkes einer neuen Entwickelung entgegen.

„Der früher leibeigene Theil des Bauernstandes", so faßt Schmeidler die Resultate zusammen, „über zwanzig Millionen Köpfe umfassend, war persönlich frei und unabhängig von dem Gutsbesitzer geworden. Den Bauern waren Haus und Hof als unantastbares Eigenthum, mit ablösbarem mäßigen Zins belastet, überlassen. Auf den Grund und Boden, den der Bauer bis jetzt persönlich oder als Gemeindeglied zur Bebauung und Benutzung hatte, hat er ein Pacht- und eventuell Erwerbsrecht erhalten. Nach wenigen Jahren waren nicht allein sämmtliche Pachtcontracte schon definitiv abgeschlossen, sondern die Hälfte derselben in Kaufcontracte umgewandelt, freiwillig in sämmtlichen groß- und kleinrussischen Provinzen und verbindlich für die Gutsherrn in den Westprovinzen (polnischen) des Reiches. So waren bald aus der Hälfte der temporär verpflichteten Bauern freie Bauerngutsbesitzer geworden. — Schon nach einigen Jahren machte man die Bemerkung, daß sich das Volk besser nährte, besser gekleidet war, die Trunkenheit, sonst der einzige Trost manches Leibeigenen, sich von Jahr zu Jahr minderte. In Betreff der Folgen für den Adel machte man einen Unterschied zwischen den Eigenthümern, deren Einkünfte die Landesproducte zur Basis hatten, und den Gutsbesitzern, welche ihr Vermögen auf persönliche Arbeiten der ehemaligen Leibeigenen gründeten. Die Lage der Ersteren hatte sich im Ganzen auch gebessert, ihre Einkünfte vermehrten sich, wogegen die Anderen Verluste erlitten und sich nun industriellen Unternehmungen zuwendeten".

Resultate der Reformthätigkeit Alexander's II.

Bei Gelegenheit des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums Alexander's II. am 2. März (19. Februar) 1880 faßte der „St. Petersburger Herold" in einer Festnummer die Reformthätigkeit des „Zar-Befreiers" in folgenden Sätzen zusammen, welche wir, um dieses segensvolle Schaffen in einem Gesammtbilde zu charakterisiren, gleich hier vorgreifend und abschließend anführen wollen, obwohl ein Theil der Reformen erst im Laufe der Jahre zum Vollzug gekommen ist, auch zeitweise Perioden des Stillstandes und Rückganges eintraten: „Der mit Opfern erkaufte Frieden von Paris bildet den Ausgangspunkt der Reform-Aera, welche wir durchleben. Ein weithin sichtbarer Wegweiser für kommende Geschlechter steht an demselben: die Bauernemancipation, welche im Gesetz vom 19. Februar 1861 und in nachfolgenden Gesetzen ihre Verwirklichung fand. Der Zeitraum von 1857—1861, den die vorbereitenden Arbeiten für diese colossale wirthschaftliche und sociale Reform in Anspruch

nahmen, wird für ewige Zeiten im Gedächtniß des russischen Volkes eingeprägt bleiben. Zum ersten Mal tönte von den Stufen des Thrones eine Kunde bis in die letzte Bauernhütte, eine Kunde, freudig und verheißungsvoll, wie sie der Leibeigene kaum laut auszusprechen wagte, höchstens in seinen melancholischen Volksweisen andeutete. Eine That, wie es die Bauernemancipation ist, würde allein hinreichen, einem Monarchen ewigen Ruhm zu erwerben. Welche Energie, welche Festigkeit, welche Sorgen und bittere Erfahrungen gehörten dazu, um eine Reform zu verwirklichen, welche die Existenzbedingungen des größten Bruchtheils der Bevölkerung des Reiches erschütterten, veränderten und ganz neue, von dem einen Theil sehnlichst erwünschte, von dem anderen mächtigeren Theil nur ungern entgegengenommene Verhältnisse schuf! Was Kaiser Alexander II. seinem Volke versprochen, das wurde im Zeitraum nur weniger Jahre in hohem Maaße gewährt. Die Abschaffung der Körperstrafe, die Justizreform, die neue Städteordnung, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Verbesserung des Unterrichtswesens, Errichtung neuer Universitäten, Hebung des Verkehrs und Handels haben dem gesammten inneren Leben ein neues Gepräge aufgedrückt und den Grund zu einer Entwickelung gelegt, deren Rückgang durch nichts mehr bewirkt werden kann. Nicht mehr ein Theil, sondern die gesammte Bevölkerung, vom Ersten bis zum Letzten, genießt die Früchte der letzten fünfundzwanzig Jahre, das Gefühl der Freiheit durchglüht die Herzen Aller, die Liebe zum Vaterlande entfachend und nährend."

Polen in der Völkertragik.

Es ist eine alte Erfahrung, daß der Haß und die Leidenschaft, die sich unter einer drückenden Zwingherrschaft in den Gemüthern einer Nation sammeln, erst dann zum Aufruhr emporschlagen, wenn mildere Zustände eintreten, wenn die Hand zur Versöhnung ausgestreckt wird, wenn der redliche Wille sich kund gibt, alte Wunden zu schließen und nach Kräften zu heilen. Diese Erfahrung sollte sich aufs Neue bei dem Volke bewähren, dem im Drama der Weltgeschichte die tragischste Rolle zugefallen ist. Die polnische Nation ist ein verstümmelter Körper, der in gewaltigen Zuckungen den rasenden Schmerz kund gibt und das Verlangen der Natur nach Wiedervereinigung der abgestoßenen Gliedmaßen, in dem noch die Fülle der Lebenskraft vorhanden ist und doch der zum freien Handeln erforderliche Organismus fehlt. Wie ein verwundeter Gladiator rafft sie von Zeit zu Zeit ihre Kräfte zusammen, um sich den zermalmenden Armen des Siegers zu entwinden; aber alle Anstrengungen dienen nur dazu, den Todeskampf schmerzhafter zu machen und die noch gesunden Theile der Erstarrung entgegenzuführen. Seit den Tagen der Theilung hat Polen die Sympathien der europäischen Menschheit wie nie ein anderes Volk besessen; man sah es als eine heilige Pflicht an, das große Nationalunglück durch Beweise von Liebe und Theilnahme zu mildern und der Ungerechtigkeit der Mächtigen das Mitleid der Völker gegenüberzustellen. Diese Sympathie verleugnete sich auch nicht in solchen Fällen, wo vernarbte Wunden wieder aufgerissen wurden, um neue bedenkliche Heilungs-

versuche anzustellen; auch in solchen Fällen, wo Eigensinn und Leidenschaft die dargebotene Hülfe zurückwies, fand der Schmerzensschrei der Zerschlagenen und Zerstoßenen einen Wiederhall in den Gemüthern der Völker.

Alexander's II. Reformpolitik in Polen. Kaiser Alexander II. dehnte die Reformthätigkeit, die er in Rußland begonnen, auch über Polen aus, wo an die Stelle des alten Fürsten Paskewitsch, 1. Febr. 1856. der kurz vor Abschluß des Pariser Friedens aus der Welt geschieden war, Fürst Michael Gortschakoff, der Vertheidiger von Sebastopol, als Statthalter trat. Nicht nur, daß ein Amnestieerlaß den meisten polnischen Flüchtlingen die Rückkehr in die Heimath und die Wiedereinsetzung in ihre bürgerlichen Rechte gewährte; im folgenden Jahre wurde eine neue, der russischen nachgebildete Ge-
1857. richtsorganisation eingeführt und an jedem Gymnasium ein Cursus zur Ausbildung im polnischen Recht errichtet. Im September desselben Jahres erschien ein kaiserliches Manifest, worin die Gutsbesitzer aufgefordert wurden, sich wegen Ablösung der bäuerlichen Frohnden innerhalb fünf Jahre auseinander zu setzen; nach Verlauf dieser Frist werde die Regierung die Ablösung durchführen. Mehrere Jahre lang unterblieben die Aushebungen zum Militär; die Schranken, welche bisher das Reich von dem Auslande hermetisch abgeschlossen hatten, fielen in
1858. Polen wie in Rußland, und Warschau wurde wie Petersburg in das große Eisenbahnsystem aufgenommen, durch welches alle Theile des Reichs unter sich und mit dem übrigen Europa in Verbindung gesetzt werden sollten. Zugleich wurden die Statuten einer Landwirthschaftlichen Gesellschaft in Warschau genehmigt, damit der Feldbau nicht hinter dem Industrieleben zurückbleibe. Bei der Postverwaltung und an der sogenannten Grenzkammer trat an die Stelle der bisher eingeführten russischen Sprache die polnische; den Städten wurde die freie Wahl ihrer Gemeindebehörden eingeräumt und in der Verwaltung und im Geschäftsgange der Regierung Erleichterungen und Reformen in Aussicht gestellt. Auch in kirchlichen Dingen machte sich ein duldsamer Sinn geltend, und wegen Wiederbesetzung der erledigten Bisthümer knüpfte die Regierung mit Rom erfolgreiche Unterhandlungen an. Nur der Uebertritt von der griechischen zur römisch-katholischen Kirche blieb untersagt; und den Mäßigkeitsvereinen, die sich in Polen und Rußland bildeten, und unter deren Hülle sich fremdartige Bestrebungen verbergen konnten, glaubte man aus politischen und finanziellen Gründen entgegentreten zu müssen.

Die Widerstandspartei. Trotz alledem gab sich unter den Polen eine aufgeregte Stimmung kund, die sich immer mehr steigerte und den Ausbruch ruhestörender Auftritte befürchten ließ. Es entging den Polen nicht, daß Rußland in dem Krimkriege eine Schwächung erlitten hatte und daß zugleich ein politisch-socialer Zersetzungsprozeß im Gange war, der den Ausbruch revolutionärer Bewegungen erwarten ließ. Wenn darauf die polnische Nationalpartei, die mit den Emigranten in ununterbrochener Verbindung stand, die Hoffnung gründete, daß im Falle eines Aufstandes die Russen nicht mehr mit der früheren Macht und Energie einschreiten könnten; so

übten die Vorgänge in Italien, wo die volksthümliche Erhebung die Befreiung und Einigung der Nation herbeiführte, und das von Frankreich aus verkündigte und unterstützte Prinzip der nationalen Selbstbestimmung einen unverkennbaren Einfluß auf die Gemüther und weckten alte Erinnerungen und schlummernde Gefühle. Unter der Einwirkung der im Auslande weilenden Emigration, welche, dem wirklichen Leben und den veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart entfremdet, an den Ideen der Vergangenheit festhielt, bildete sich eine Partei des nationalen Widerstandes, die, durch Geheimbünde und Verschwörungen über das ganze Land verbreitet, jede Gelegenheit benutzte, durch Demonstrationen ihre Gesinnungen zu bethätigen und die Zahl der Genossen zu mustern. Es traten mannichfaltige Elemente zu Tage. Während die ländliche Bevölkerung, dem polnischen Adel mißtrauend und durch die bitteren Erfahrungen der Vergangenheit belehrt, sich von der ganzen Bewegung fern hielt, ja sogar hie und da den Russen in der Folge bei der Unterdrückung behülflich war, zählte die Nationalpartei ihre Stützen und Theilnehmer hauptsächlich unter den bürgerlichen Kreisen der alten Städte, besonders der Hauptstadt Warschau, unter der gebildeten Jugend, welche in der Wiederherstellung einer idealisirten Vergangenheit, in der Verwirklichung ihrer Träume und Phantasiegebilde das Heil und die Rettung der polnischen Nationalität erblickte, unter einer fanatischen Priesterschaft, welche die patriotischen Bestrebungen zu religiösen und kirchlichen Zwecken auszubeuten bedacht war, unter der malcontenten Judenschaft, welche die von der russischen Regierung noch immer versagte bürgerliche Gleichstellung zu erringen hoffte, unter der zahlreichen Klasse der Emigranten und ihrer Emissäre, welche den Haß gegen die Unterdrücker der ruhmreichen polnischen „Republik“ als heiliges Erbtheil in ihrer Brust trugen. Daß von einer aus so gemischten Elementen zusammengesetzten Partei, die nur durch Schrecken und Agitation zu wirken vermochte, keine fruchtbringenden Thaten ausgehen konnten, mußte jedem Besonnenen sofort einleuchten. Und wenn die Unterdrückung der revolutionären Bewegung nicht wie die früheren Verschwörungen und Aufstände eine größere Knechtung zur Folge hatte, nicht zur Folge hatte, daß die Ketten noch tiefer in das Fleisch einschnitten, so war dies weder der Verwendung der Pariser Regierung und den Sympathien des französischen Volkes, noch der lauten, aber nachdrucklosen Stimme Englands zuzuschreiben, sondern nur dem versöhnlichen und gerechten Sinne des russischen Kaisers, der die Unternehmungen Einzelner nicht dem ganzen Volke anrechnete, der das Ringen einer unglücklichen, zerrissenen Nation nach Wiedervereinigung der verlorenen Theile, nach einer Auferstehung zu einem neuen staatlichen Leben nicht zu strenge beurtheilte, nicht erbarmungslos verdammte und bestrafte.

Schon im Herbst 1860, als die Herrscher von Rußland, Oesterreich und Preußen, den drei verhaßten Theilungsmächten, in Warschau eine Zusammenkunft hatten, trat ein unheimlicher Geist zu Tage, der auf Verabredungen und 1860. Demonstrationen und Volkstumulte in Warschau.

politische Tendenzen hindeutete. Der Adel hielt sich fern von den Festen, welche durch die Anwesenheit der hohen Herrschaften veranlaßt wurden. Am 29. November, dem Jahrestag der Revolution von 1830, fand in der Karmeliterkirche, damals Gefängniß für die Polen, ein Trauerfest statt, wobei in einem Liede, das seitdem als polnische Nationalhymne galt und bald verboten wurde, die Befreiung des Vaterlandes vom Tyrannenjoch gefeiert und erfleht ward. Nach diesen Kundgebungen, welche die Regierung unbeachtet ließ, folgte
1861. am 25. Februar 1861, dem Jahrestag der Schlacht von Grochow, eine umfassendere Demonstration, wozu öffentliche Einladungen erlassen worden. Ein endloser Zug von meist jungen Leuten, den ein Mann mit der polnischen Fahne eröffnete, bewegte sich am Abend von dem Altmarkt und der nahe gelegenen Paulinerkirche mit Fackeln und Fähnchen, unter religiösen und patriotischen Gesängen durch die Straßen nach dem Palaste der Statthalterschaft, wo die Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins aus dem ganzen Königreiche zu einer Generalversammlung vereinigt waren, um die Mittel und Wege zu berathen, wie man am zweckmäßigsten die Erbzinsgüter in freies Eigenthum verwandeln könne. Durch diese freiwillige Ablösung der bäuerlichen Lasten, welche ohnedies von der russischen Regierung in nahe Aussicht gestellt war, hoffte man den Bauernstand für die nationale Erhebung zu gewinnen. Ehe der Zug, der durch fortwährendes Zuströmen lawinenartig anwuchs, vor der Statthalterei anlangte, drang eine Abtheilung der berittenen Gensdarmerie auf die singende und jauchzende Menge ein und trieb sie mit Säbelhieben auseinander, wobei, da man sich den beabsichtigten Verhaftungen widersetzte, mehrere Verwundungen vorkamen. Ob auch Todte, wie behauptet ward, ist ungewiß. Am andern Tage sah man die polnische Bevölkerung mit Trauerzeichen. Ein Leichenzug, wie es hieß zu Ehren eines Gefallenen, gab am Abend des 27. Februar dem Militär Veranlassung zu neuem Einschreiten, als man dessen Aufforderung zum Auseinandergehen mit Hohn und Steinwürfen beantwortete. Diesmal war der Ausgang blutiger. Drei Personen stürzten todt nieder, mehrere wurden verwundet. Darüber gerieth die Stadt in Aufruhr. Die Läden wurden geschlossen, die Leichen auf Brettern durch die Straßen getragen. Die Regierung war betroffen. Fürst Gortschakoff sprach in einer Proclamation sein Bedauern über das Vorgefallene aus und verhieß eine gerichtliche Untersuchung; er gestattete, daß eine Anzahl angesehener Bürger als „Sicherheits-Comité" oder Bürgerwehr die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe übernahm, eine feierliche Beerdigung
2. März 1861. der am 27. Februar Gefallenen veranstaltete und an den Kaiser eine Adresse richtete, worin es hieß daß die Ereignisse der letzten Tage nicht die Ausbrüche vorübergehender Leidenschaften einzelner Klassen des Volks, sondern die heiße, einstimmige Kundgebung unterdrückter Gefühle und unbefriedigter Bedürfnisse des Landes seien, worin geklagt war, daß sie, eine selbständige, eigenartige Nation, eines gesetzlichen Organs entbehrten, durch das sie unmittelbar zum

Throne zu reden und ihre Wünsche und Bedürfnisse darzulegen vermöchten. Nach einigen Tagen veröffentlichte der Statthalter eine kaiserliche Zuschrift, worin zwar getadelt war, daß einige Individuen sich berufen glaubten, alle Schritte der Regierung zu verdammen, und mit Entschiedenheit erklärt wurde, daß der Kaiser in keinem Falle thatsächliche Unordnungen gestatten werde, zugleich aber auf die Reformen hingewiesen ward, denen er seine ganze Zeit widme. Weder über die Beschaffenheit dieser Reformen, noch über den Zeitpunkt der Ausführung war eine Andeutung zu finden. Aber schon am 26. März erschien ein Ukas, worin den Polen die Errichtung einer besonderen selbständigen Section für Cultus und Unterricht bei der Regierung in Warschau unter der Leitung des polnischen Markgrafen Alexander Wielopolski, eines geachteten Patrioten, der im Jahre 1831 als Gesandter der revolutionären polnischen Regierung in London gewesen, sich nachher aber der russischen Regierung genähert hatte, so wie die Einsetzung eines polnischen Staatsraths und die Organisation von wählbaren Gemeinde-, Kreis- und Gubernialräthen zugestanden wurde. Es war der Anfang einer staatlichen Neubildung auf nationaler Grundlage. Dies erkannte auch der Fürst-Statthalter, indem er in einer Proclamation die Einwohner als „Polen“ anredete, von der ihm so theuern „Nationalität“ sprach, sie aber zugleich vor den schlimmen Menschen warnte, von denen die bisherigen Unordnungen ausgegangen seien. Wielopolski war durch die Gräfin Bludow, eine in panslavistischen Zukunftsträumen sich wiegende vornehme Dame, für die Idee einer Verbrüderung aller slavischen Völkerzweige gegenüber der teutonischen Race gewonnen worden.

Aber die dargebotene Gabe genügte den gesteigerten Ansprüchen nicht mehr. Revolutionäre Bewegung und Repressivmaßregeln. Die Herstellung der alten polnischen Republik in ihrem ganzen Umfang und mit voller nationaler Selbständigkeit war das Ziel der Patrioten. Jeden Abend fanden an der Stelle, wo die Februaropfer gefallen waren, Versammlungen statt, wobei die Nationalhymne gesungen und andere Demonstrationen vorgenommen wurden. Die Regierung suchte durch verschärfte Polizeiverordnungen, durch Entlassung der Bürgerwehr und durch andere Maßregeln dem halbrevolutionären Zustande ein Ende zu machen. Als sie damit nicht zum Ziele kam, erklärte sie den landwirthschaftlichen Verein, den sie nicht ohne Grund als die Seele der ganzen Agitation ansah, für aufgelöst. Dies hatte zur Folge, daß 6. April 1861. die Aufregung noch einmal mit größter Heftigkeit aufbrauste. Nachdem am Morgen das Volk in Masse zu dem Grabe der im Februar gefallenen Märtyrer gewallfahrt, bewegte sich ein langer Zug, mit Zweigen und Kränzen vom Kirch- 7. April. hof geschmückt, vor das Gebäude des landwirthschaftlichen Vereins, wo das bekannte Nationallied: „Noch ist Polen nicht verloren!“ angestimmt und auf dem reichverzierten Balkon der polnische weiße Adler auf schwarzem Grund schnell enthüllt ward. Die Leitung des Ganzen schien von einigen Herren auszugehen, die auf dem von Damen gefüllten Balkon standen. Hierauf begab sich die immer mehr anwachsende Volksmenge vor die Wohnung des Grafen Zamoyski, des

Präsidenten der aufgelösten Gesellschaft, begrüßte ihn mit stürmischen Hochrufen und sammelte sich endlich vor dem Schloß des Statthalters, das Polenlied von Neuem anstimmend. Fürst Gortschakoff ließ das Militär ausrücken und forderte dann, an das Volk heranreitend, zum Auseinandergehen auf. Die Menge aber verlangte zuerst die Entfernung der Soldaten. Einige Augenblicke besann sich der Fürst; dann begann ein Bataillon nach dem andern abzuziehen, begleitet von dem Hohngelächter des Volks. Dieser Ausgang erhöhte die Zuversicht der Polen. Sie glaubten einen Sieg über die Regierung errungen zu haben, und die geheimen Leiter bestärkten sie in dem Wahne, das Militär dürfe nicht scharf schießen. Am folgenden Tag wiederholten sich daher die Auftritte. Gegen Abend versammelten sich gewaltige Volksmassen vor dem Schlosse und in den angrenzenden Straßen, ohne sich durch die aufgestellten Truppen einschüchtern zu lassen. Alle Mittel, sie auf dem Wege der Güte zu zerstreuen, waren fruchtlos. Die Aufruhracte wurde dreimal unter Trommelwirbel verlesen: die Menge antwortete mit Schreien, Zischen, sogar mit Steinwürfen. Nun erhielten die Gendarmen den Befehl, mit der flachen Klinge die Masse zurückzutreiben; allein bald drängten sich andere vor, mit Heiligenbildern und religiösen Abzeichen versehen, unter ihnen auch Priester, um unter dem Schutze der Religion jedem Angriff Trotz zu bieten. Nachdem auf solche Weise die Langmuth der Truppen zwei Stunden hindurch auf eine schwere Probe gestellt worden, erhielt das Fußvolk Befehl, von den Waffen Gebrauch zu machen. Auch jetzt noch feuerte man zuerst in die Luft. Da erfolgten aber Schüsse und Steinwürfe aus benachbarten Häusern, durch welche zwei Soldaten getödtet und mehrere verwundet wurden. Nun ging die Geduld in Wuth über. Es wurde in die Häuser und auf die Menge gefeuert und bald lagen dreißig Todte und eine große Anzahl Verwundeter auf dem Platze. Mit heulendem Geschrei stürzte die Masse fort und in wenigen Stunden waren die bisher so belebten Straßen wie ausgestorben. Am folgenden Tag wurde die militärische Besetzung der Stadt vorgenommen, der Gemeinderath aufgelöst und Anordnungen getroffen, die einem Belagerungszustande nahe kamen. Die Begräbnisse mußten in der Stille vollzogen werden; alle nationalen Kundgebungen wurden mit Gewalt verhindert, und das „Volk in Trauer" durfte seinen Schmerz nicht durch die Kleidung kund geben.

Wielopolski und die Revolutionspartei. Durch diese Maßregeln wurde jedoch die nationale Bewegung nur zusammengepreßt, nicht erstickt. Von den Straßen und öffentlichen Plätzen flüchtete sie in die Kirchen, wo sie an der Geistlichkeit Schutz und Hülfe fand. Schon am 22. April sah sich Wielopolski genöthigt, einen Erlaß gegen die Agitationen der polnischen Priester zu veröffentlichen, worin er sie beschuldigte, „in der Nation offenen Haß gegen die Regierung zu erwecken". Umsonst stellte der Statthalter an den Erzbischof von Warschau das Verlangen, einen beruhigenden Hirtenbrief an die Geistlichkeit zu erlassen; es wurde abgelehnt; statt dessen erklärte die Priesterschaft, sie würde nicht mehr mit der bisherigen sündhaften Gleichgültigkeit

die Verfügungen hinnehmen, welche die heiligen Rechte der Kirche beeinträchtigten. Trotz des Verbotes wurden in den Kirchen national-religiöse Lieder gesungen, in denen die Herstellung Polens vom Himmel erfleht ward, und von den Geistlichen nicht gehindert. Am 15. Juli wurde der in Paris erfolgte Tod des Fürsten Juli 1861. Adam Czartoryski, des Restors der polnischen Patrioten vom Jahre 1831, zu großen Trauerfeierlichkeiten benutzt. Als die Demonstrationen in kirchlicher Hülle sich immer mehr hervorwagten, als sich bei jeder Gelegenheit der erbittertste Russenhaß kund gab und die nationale Trauer in Kleidung und Abzeichen absichtlich zur Schau getragen ward, schritt endlich Graf Lambert, der Nachfolger des am 30. Mai gestorbenen Gortschakoff in der Statthalterwürde, zu energischeren Maßregeln: Vier Tage nach der Beerdigung des Erzbischofs Fialkowski von Warschau, bei welcher wieder auffallende Demonstrationen vorkamen, 14. Octbr. verhängte er den Kriegszustand über das ganze Königreich und verbot durch eine Proclamation das Zusammenstehen von mehr als drei Personen, das Tragen aller Abzeichen und Nationalcostüme, das Absingen des nationalen Klag- und Bittliedes, das Vertheilen von Placaten und Bildern sowie jede Art politischer und nationaler Manifestation. Als dessen ungeachtet am folgenden Tage die 15. Octbr. Todesfeier Kosciuszko's begangen ward, besetzten Soldaten die Thüren der dicht gefüllten Kirchen und verhafteten die heraustretenden Männer. Auf die Kunde davon weigerten sich die Uebrigen, die Kirchen zu verlassen; Tausende verharrten die ganze Nacht in den heiligen Räumen, bis sie am Morgen aus der Kathedrale und der Bernhardinerkirche durch eintretendes Militär mit Gewalt vertrieben wurden. Nun erklärte aber die gesammte Geistlichkeit, den Administrator der Erzdiöcese Bialobrzweski an der Spitze, daß die Kirchen entweiht worden und geschlossen bleiben sollten, bis genügende Garantie für die Sicherheit der Gotteshäuser und ihrer Besucher gegeben wäre. So wurde die Stadt gleichsam unter Interdict gelegt. Die Regierung gab jedoch nicht nach. An die Stelle des Grafen Lambert, der um seine Entlassung nachsuchte und sie erhielt, trat General Lüders. Dieser ließ alsbald eine Reihe der angesehensten Männer, darunter fast alle Mitglieder des ehemaligen Sicherheitsausschusses, verhaften und zum Theil in entfernte Festungen abführen. Auch der Bisthumsverwalter wurde ins Gefängniß gebracht und durch kriegsrichterlichen Spruch zum Tode verurtheilt, jedoch unter Vermittelung des Papstes von Alexander zu einem Jahr Festungshaft begnadigt. Felinski, ein einfacher Priester, der bisher in St. Petersburg gelebt hatte, wurde zum Erzbischof von Warschau ernannt, worauf sich die Kirchen den Gläubigen wieder öffneten.

Russische Reformen und nationale Conspirationen.

Wie ungünstig auch unter solchen Verhältnissen der Boden für die Begründung der beabsichtigten Reformen sein mochte, so verlor der Kaiser dennoch sein Ziel nicht aus dem Auge. Nach einer Berathung mit dem Markgrafen Wielopolski, der fern von den unpraktischen Bestrebungen und Träumen der Emigranten und Idealisten sich zu der Ueberzeugung bekannte, „daß Polen zwar seiner

eigenen nationalen Entwickelung unter dem Schutze freier Institutionen zurückgegeben werden müsse, aber in engem Anlehnen an das stammverwandte Rußland und unter derselben Dynastie mit diesem vereint", ernannte Alexander seinen Bruder, den **Großfürsten Constantin**, zu seinem Statthalter in Polen und stellte ihm Wielopolski als Chef der Civilverwaltung zur Seite. Nun traten die Reformen rasch ins Leben. Die neue Organisation der Verwaltung mittelst gewählter Municipal-, Kreis- und Gubernialräthe, die durch die Unruhen verschoben worden war, kam jetzt wirklich zur Ausführung; an die Spitze der Regierung in den einzelnen Gouvernements, so wie in den zur Vorberathung der Gesetze errichteten polnischen Staatsrath wurden vom Kaiser geborne Polen gewählt; das Unterrichtswesen wurde in nationalem Sinne umgestaltet, die Universität Warschau auf neuer Grundlage hergestellt und ausgebaut, die Gleichstellung der Juden mit geringen Ausnahmen durchgeführt. Es waren große Güter und Errungenschaften, die den Polen geboten wurden, und die wahren Patrioten, denen die Wohlfahrt des Landes über ideale Träume ging, nahmen die dargebotenen Gaben an und liehen der Regierung ihren Beistand zur Verwirklichung. Aber die große Masse der städtischen Bevölkerung stand unter dem Einfluß einer geheimen Verschwörung, deren Häupter das ganze Königreich unter das Joch eines revolutionären Terrorismus stellten. Das Absingen der verpönten Hymne, Mordversuche in rascher Zeitfolge auf Lüders, auf den Großfürsten selbst, auf Wielopolski unternommen, und andere Manifestationen waren düstere Symptome der in den untern Volksschichten herrschenden revolutionären Gesinnung. Der polnische Adel, den Grafen Andreas Zamoyski an der Spitze, trat in die nationale Strömung ein, theils aus Ueberzeugung, theils aus Furcht vor den Häuptern der Revolutionspartei im Inlande und im Auslande, indem er an den Großfürsten eine Adresse richtete, worin nicht nur eine nationale Verwaltung, sondern auch eine nationale Vertretung verlangt ward. Selbst in den Landschaften des russischen Reiches, die ehemals zu Polen gehört hatten, regten sich altpolnische Sympathien.

Juni 1862

Militäraushebung und provisorische Regierung.

Die russische Regierung mußte auf alle Weise suchen, dieser nationalen und revolutionären Aufregung Meister zu werden, wollte sie sich nicht fortwährend an der Einführung der neuen Staatsorganisation gehindert und gestört sehen. Sie beschloß daher die Militäraushebung, die nach mehrjähriger Unterbrechung für das Jahr 1863 wieder angeordnet war, als Mittel zur Unterdrückung der Bewegungen zu benutzen, indem sie dieselbe hauptsächlich über die Städte verhängte, die Landbevölkerung dagegen schonte. Die Kunde von diesem Vorhaben versetzte Warschau in die größte Aufregung: Trat die Aushebung ins Leben, so schwebte das Schwert des Damokles über der ganzen städtischen Jugend. Der Magistrat richtete daher an den Großfürsten selbst eine Vorstellung, worin er um Abwendung der drohenden Maßregel nachsuchte. Umsonst. Die Regierung bestand auf ihrem Plan; mit dem neuen Jahr sollte die Aushebung beginnen

1863.

und zwar in der Art, daß in der Nacht des 14. Januar in Warschau alle jungen Leute, die im Verdacht standen, der Bewegung Vorschub zu leisten, oder beschäftigungslos in der Stadt verweilten, ergriffen und ins Militär abgeführt werden sollten. Diese unheimliche Maßregel wurde mit einer nicht zu rechtfertigenden Willkür und Härte in Ausführung gebracht. In der bestimmten Nacht drangen Soldaten in die Häuser ein und schleppten die Opfer gewaltsam fort. Aber der Schlag kam doch nicht so unerwartet, daß nicht Manche vorher hätten entfliehen können. Der Schrecken und Jammer, der sich nun über das ganze Land verbreitete, vermehrte die Zahl der Flüchtigen und Ausreißer. Nun hielten die Häupter der revolutionären Partei den Zeitpunkt für geeignet, zum offenen Widerstand überzugehen. Sie sammelten die flüchtigen Schaaren und alle Theilnehmer der patriotischen Verbrüderungen in Wäldern und abgelegenen Orten und organisirten, indem sie sich als provisorische Nationalregierung constituirten, einen Volkskrieg gegen die Russen. In Banden vereinigt überfielen die Polen unter der Führung heimgekehrter Emigranten die feindlichen Truppen an verschiedenen Orten. Um die Landbevölkerung für die nationale Sache zu gewinnen und die Zahl der Streiter zu mehren, erließ das „Central-Comité als provisorische Nationalregierung" eine Proclamation, worin den Bauern das erbliche Eigenthumsrecht der von ihnen bisher besessenen Grundstücke sammt Wirthschaftsgebäuden zugesichert ward, ohne alle weiteren Verbindlichkeiten, als die davon entfallenden Steuern zu bezahlen und den Landesdienst zu verrichten. Den bisherigen Eigenthümern wurde eine Entschädigung aus Nationalfonds vermittelst der Staatsschuld und den Hintersassen, Knechten und Tagelöhnern, sofern sie in die Reihen des Heeres eintraten, ein Grundbesitz von mindestens drei Morgen aus den Nationalgütern in Aussicht gestellt. 22. Jan. 1863.

So war denn abermals die Losung zum Kampf zwischen Polen und Russen gegeben; und wie sehr auch die europäischen Völker durch eigene Anliegen beschäftigt waren, so richteten sich doch bald alle Blicke nach dem Weichsellande, für dessen unglückliche Geschicke sich so oft die öffentliche Theilnahme geregt hatte. In England und Frankreich lebten die alten Sympathien für das so lange gedrückte und mißhandelte Volk mit frischer Stärke auf; und die öffentliche Meinung erklärte sich an der Seine und Themse so laut zu Gunsten einer Nation, die ihre letzten Kräfte zu einem Riesenkampf wider den mächtigen Nachbar zusammenraffte, daß auch die Regierungen nicht umhin konnten, sich für das schwache Polen zu verwenden, insbesondere da die beiden andern Theilungsmächte, für ihre eigenen polnischen Länder besorgt, kriegerische Vorkehrungen in den Grenzgebieten trafen und Preußen sich anschickte, mit Rußland gemeinsame Sache zu machen. Am 8. Februar wurde zwischen beiden Mächten eine geheime Convention behufs der Unterdrückung der polnischen Insurrection abgeschlossen, die jedoch, da das Abgeordnetenhaus in Berlin und die gesammte öffentliche Meinung laut sich dagegen aussprachen, und die polnische Nationalregierung wieder- Die polnische Insurrection und die europäische Diplomatie.

holt erklärte, daß der Kampf allein den Moskowitern gelte und daß die österreichischen und preußischen Landestheile von dem Aufstande nicht berührt werden sollten, wirkungslos, „ein todter Buchstabe“ blieb. Man fürchtete, der Kaiser von Frankreich möchte davon Gelegenheit zu Einmischungen nehmen und die Streitsache vor das Forum der europäischen Politik ziehen. Und in der That wurden bereits Schritte dazu gethan. Denn wie wenig auch in England und Frankreich der ernste Wille vorhanden war, mit Rußland abermals einen Krieg anzufangen, so glaubten doch beide sich zu Gunsten Polens verwenden zu müssen, sei es auch nur, um die Volksstimme zu beschwichtigen. Doch war man entschlossen, nicht über einen diplomatischen Notenkrieg hinauszugehen. Um der Intervention vollends jede Schärfe zu nehmen, zog man noch Oesterreich in den Bund, das doch durchaus nicht in der Verfassung war, zu Gunsten der polnischen
April 1863. Insurrection wider Rußland feindlich aufzutreten. Nach längeren Verhandlungen einigten sich die drei Mächte zu gleichlautenden Schriftstücken, worin mit Berufung auf die Wiener Verträge gegen das Petersburger Cabinet der Wunsch ausgesprochen war, die Angelegenheit in solcher Weise zu ordnen, „daß dem polnischen Volke der Friede wieder geschenkt und auf dauernder Grundlage befestigt werden möchte“. Als der Minister des Auswärtigen, Fürst Alexander Gortschakoff, erklärte, daß die russische Regierung keineswegs abgeneigt sei, in eine Verständigung auf dem Boden der Verträge einzugehen, zugleich aber einfließen ließ, „daß die polnische Insurrection nur den fortwährenden Aufwiegelungen der über ganz Europa ausgebreiteten kosmopolitischen Revolutionspartei zuzuschreiben sei, und daß daher die Mächte zu der gewünschten Pacification Polens am meisten selbst beitragen könnten, wenn sie jene Quelle verschließen
Ende Juni. würden“; da begnügten sich schließlich die drei Cabinete mit der Vorlegung von sechs Forderungen, von denen die russische Regierung bereits einige gewährt hatte, andere zu gewähren entschlossen war.

Nationaler Terrorismus in Polen.

Als die Depeschen in Petersburg anlangten, war der Aufruhr, so weit er auf offenem Felde raste, bereits im Verschwinden. Der Aufruf der „Nationalregierung“ an die Bauernschaften hatte keinen Erfolg gehabt; diese setzten in die Zusagen der russischen Regierung mehr Vertrauen, als in die Verheißungen ihrer Landsleute. Statt eines Nationalheeres konnten daher die Insurgenten nur einige Kriegshaufen aufbringen, mit denen sie vereinzelte feindliche Detachements überfielen oder beunruhigten, aber größeren Heerabtheilungen nicht zu widerstehen vermochten. Die strenge Ueberwachung der Westgrenze durch preußische Truppen hinderte die Ausdehnung der revolutionären Bewegung und erleichterte den Russen die Arbeit im Innern. Dazu kam noch das alte Grundübel: Hader und Parteisucht. Jede Schaar stand unter einem besonderen Häuptling, der unabhängig von den andern, auf eigene Hand den Krieg führte. General Mieroslawski, der bekannte Abenteurer der Revolutionsjahre von 1848 und 1849, war im Februar in seinem Vaterlande eingetroffen und von der Nationalregierung zum

Dictator ernannt worden; aber wenige Tage nachher von den Russen geschlagen, flüchtete er sich über die preußische Grenze und lähmte dann durch Schriftstücke voll Verdächtigungen die Unternehmungen seiner Landsleute. Rühmlicher war das Auftreten des aus dem Posen'schen stammenden Insurgentenführers Langiewicz. Nachdem er im Sandomir'schen einige erfolgreiche Gefechte gegen die Russen bestanden, erklärte er sich eigenmächtig, aber mit nachträglicher Bestätigung der geheimen Nationalregierung, zum Dictator. Allein auch sein Glück war von kurzer Dauer. Durch innere Zerwürfnisse unter seinen Schaaren geschwächt, sah er sich genöthigt, vor den überlegenen Streitkräften der Feinde auf österreichisches Gebiet zu flüchten, wo er erkannt und unter Aufsicht gestellt ward, 19. März 1863.
bis er später die Erlaubniß zur Auswanderung nach der Schweiz erhielt. In seiner Umgebung befand sich eine begeisterte polnische Patriotin, Anna Pußtowoitow, welche dem „General" in Männerkleidung als Adjutant gefolgt war. Aber wenn es der Nationalregierung, die jetzt wieder die Zügel ergriff, auch nicht gelang, eine ansehnliche Truppenmacht ins Feld zu stellen; so war sie doch im Stande, noch lange das ganze Königreich durch einen weit verzweigten Bandenkrieg in Unsicherheit zu halten und, unterstützt von dem Adel, von den Einwohnern der Städte und von der Geistlichkeit, den Terrorismus auf die Spitze zu treiben. Was der Erbischof Felinski von Warschau schon im März in einem Schreiben an den Kaiser verlangte, „er möge Polen zu einer unabhängigen Nation machen, die mit Rußland nur durch das Band der Dynastie verknüpft sei", war das Ziel und Streben der ganzen Partei, die in dem Maße, als die bewaffnete Insurrection dahinschwand und die einzelnen Banden aufgerieben und zersprengt wurden, die Gewalt geheimer Verschwörungen in einer, man möchte sagen großartigen Weise ausbildete und in Anwendung brachte. Die geheime Nationalregierung, deren Mitglieder und Aufenthalt von den Russen trotz aller Anstrengungen und Machtmittel nicht entdeckt wurden, entwickelte eine Thätigkeit, eine Kraft, eine Organisation, welche die Welt in Erstaunen setzte. Sie erließ gedruckte Verordnungen und Gesetze, sie ordnete durch das ganze Land ihr eigenes Steuerwesen und untersagte jede Steuerzahlung an die russischen Behörden; sie errichtete in Warschau und in den Provinzstädten Vehmgerichte oder Revolutionstribunale, um alle Handlungen, „welche den revolutionären Impuls hemmen oder schwächen und der nationalen Sache schädlich sein könnten", als Staatsverbrechen zu strafen. In einem Anhang zu der Schrift „Berlin und Petersburg" ist das unsichtbare Verwaltungsgefüge angegeben, das die revolutionäre Nationalregierung ins Leben rief. „Alle Zweige der Verwaltung waren „nach den besten Mustern der Neuzeit" eingerichtet, die „Departements" besser organisirt, als die Ministerien manches modernen Staats." So standen sich zwei Regierungen feindlich gegenüber; die eine stützte sich auf die offene Gewalt, die andere auf die Macht des Terrorismus; wer der russischen Obrigkeit zu widerstehen wagte, war den Mißhandlungen des Militärs und der Polizei ausgesetzt, wer

der revolutionären Regierung nicht zu Willen war, lief Gefahr vom geheimen Dolch ihrer Agenten erreicht zu werden. „Es war von beiden Seiten ein Ringen auf Leben und Tod, doch mit dem Unterschied, daß die Mittel der russischen Regierung ungleich nachhaltiger waren, als die der Revolution, sobald diese auf ihre eigenen Kräfte beschränkt bleiben sollte.“ Wie konnte die polnische Insurrection, der eine strenge Grenzwache auf preußischem und österreichischem Gebiet jede Zufuhr an Waffen, Kriegsbedarf und Mannschaft abschnitt und die ländliche Bevölkerung jede Unterstützung versagte, auf die Dauer einer Macht widerstehen, welche die Hauptstadt und das ganze Land in Belagerungszustand setzte, welche immer neue Heere einrücken ließ, welche in Litthauen und wo sich sonst polnische Sympathien regten, den gutsherrlichen Adel durch die Freilassung der Bauern schreckte und seine künftige Entschädigung vom Belieben der Regierung abhängig machte?

Die Congreßfrage. Unter solchen Umständen war die Bewältigung des polnischen Aufruhrs nur eine Frage der Zeit. Wenn auch an verschiedenen Orten der kleine Krieg noch lange fortdauerte, wenn auch noch häufig blutige Zusammentreffen zwischen russischen Kriegsmannschaften und Insurgentenschaaren stattfanden; so war doch schon im Juli das Petersburger Cabinet des baldigen Sieges so gewiß, daß es jede weitere Einmischung der Wiener Vertragsmächte ablehnte, die Angelegenheit Polens für eine nur die Theilungsmächte betreffende Sache erklärte und den von Frankreich und England vorgeschlagenen Waffenstillstand behufs der Abhaltung von Conferenzen als mit der Würde des Kaisers unverträglich zurückwies. Und wie sehr der russischen Regierung eine rasche Unterdrückung der revolutionären Bewegung am Herzen lag, bewies sie dadurch, daß sie um dieselbe Zeit den Markgrafen Wielopolski entließ oder in Urlaub schickte und den General v. Berg, einen energischen Mann von militärischer Strenge und Festigkeit, der durchgreifender verfahren konnte, an die Spitze der Regierung in Warschau stellte. Damit wurde die Sache auf einen Punkt geführt, wo den drei Mächten nur die Wahl blieb, die russische Regierung ruhig gewähren zu lassen, ohne sich weiter um die polnische Frage zu bekümmern, oder das Schwert zu ziehen. Oesterreich, dem die schiefe Stellung schon längst unbehaglich gewesen, ergriff die Gelegenheit eines Rückzugs mit beiden Händen; England, das sich nicht zum zweitenmal mit Frankreich zu einem russischen Krieg verbinden wollte, folgte bald dem Beispiele. Die preußische Regierung hatte von Anfang an zu Rußland gestanden, obwohl in späteren Jahren, als das gute Einvernehmen zwischen Berlin und Petersburg im Schwinden war, die falsche Anschuldigung ausgestreut werden konnte, Preußen habe der polnischen Revolution seine Hülfe um den Preis eines Theils von Russisch-Polen angeboten! Nun mußte auch Napoleon suchen, sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen. Die öffentliche Meinung des katholischen Frankreichs war zu entschieden auf die Seite Polens getreten, als daß der Kaiser ihr nicht einen Schein von Genugthuung hätte gewähren müssen. Nachdem eine Note die

bestimmte Zurückweisung des Petersburger Cabinets constatirt und demselben alle Verantwortlichkeit für die möglichen Folgen aufgebürdet, erklärte er bei Eröffnung des gesetzgebenden Körpers, daß die Verträge von 1815 aufgehört hätten zu existiren und daß durch einen Congreß, auf welchem alle europäischen Mächte zu einem obersten Schiedsgerichte sich vereinigten, ein neuer Zustand der Dinge geschaffen werden sollte, in welchem das wohlverstandene Interesse der Herrscher und der Völker zusammenträfe. Dieser Weg führe durch Versöhnung und Frieden zum Fortschritt, während hartnäckiges Festhalten an einer überwundenen Vergangenheit früher oder später zu einem verhängnißvollen Kriege führen würde. Es wurde oben (S. 669) bemerkt, daß der Vorschlag eines europäischen Congresses, zu dem Napoleon sofort Einladungen an alle Höfe ergehen ließ, hauptsächlich an der Weigerung Englands scheiterte, und daß dadurch eine merkliche Spannung zwischen London und Paris herbeigeführt ward. Aber auch die übrigen Regierungen hatten nur mit Vorbehalt ihren Beitritt zu der Idee eines europäischen Fürstenrathes erklärt, auf welchem dem französischen Kaiser die Rolle eines Schiedsrichters zugefallen wäre. 5. Novbr. 1863.

Ausgang des polnischen Insurrectionskrieges und das Repressivregiment. 1864.

Da bald nachher der Tod des Königs von Dänemark die Blicke Europa's nach einer andern Seite lenkte, so konnte Rußland in der Unterdrückung der polnischen Insurrection ohne alle Einmischung von Außen fortschreiten, insbesondere als eine Zusammenkunft des Zaren mit dem Kaiser von Oesterreich in Kissingen und mit dem König von Preußen in Karlsbad bei den Westmächten Besorgnisse wegen etwaiger Erneuerung der heiligen Allianz erregte. Bald war der Widerstand gebrochen, die Thätigkeit der Nationalregierung unterdrückt, die Stimme der Patrioten verstummt. Der Oberst Traugut aus der Gegend von Grodno, ein Mann von Muth und Entschlossenheit, der einst mit Auszeichnung in Sebastopol gefochten, dann aber als Agent der Czartoryski'schen Emigration an die Spitze der Revolutionsregierung getreten war, wurde verhaftet und mit mehreren seiner Gefährten durch den Strang hingerichtet. Dasselbe Loos traf auch einige Wochen später den „Stadthauptmann" Waszkowski. Andere Häupter entkamen über die Grenze. Gar manches edle Opfer hatte der Krieg in Feld und Wald, gar manches die russische Strafgerechtigkeit durch Abführung nach Sibirien, durch den Strang oder durch Pulver und Blei gefordert, ehe wieder, wie ehemals verkündigt werden konnte: „Die Ruhe herrscht in Warschau." Aber aus der Vergangenheit haben die Mächtigen des Tages die Lehre geschöpft, daß eine Reaction nicht geeignet sei, einen dauernden Frieden zu begründen, daß zur Heilung der Wunden Kriegsrecht, Belagerungszustand und die Schrecken eines starren Despotismus nicht die zweckmäßigen Mittel seien. Darum zog auch Kaiser Alexander II. die früher dargebotenen Reformen nicht zurück, suchte aber zugleich durch einschneidende Maßregeln die polnische Nationalität zu zersetzen und das polnisch-katholische Kirchen- und Schulwesen einzuengen und zu unterbinden. Ein Organisations-Comité, bei welchem Miljutin und der Fürst Tscherkaski, das Haupt

der Moskauer Slavophilenpartei, das entscheidende Wort führten, nahm eine Umgestaltung der agrarischen Einrichtungen und der Verwaltung Polens in Angriff, „welche darauf abzielte, die als politisch unverbesserlich erkannten Klassen, Adel und Geistlichkeit, aus ihrer geschichtlichen Stellung und ihrem Besitz zu verdrängen und die russische Herrschaft über das „Weichselland" auf die Sympathien des plötzlich zum Eigenthümer gemachten polnischen Bauernstandes zu gründen." Man müsse, äußerte sich der brutale Tscherkaski, in Polen das Lateinerthum entwurzeln und durch eine wahrhaft slavische Civilisation ersetzen. Während die ländliche Bevölkerung durch Aufhebung des Frohndienstes und Verleihung des Eigenthumsrechts auf die bisher in Zins oder Erbpacht besessenen
22. Decbr. 1865. Grundstücke fester an Rußland gefesselt ward, verbot ein Ukas Personen polnischer Herkunft in den westlichen Gouvernements Güter zu erwerben, und zwang die polnischen Edelleute, deren Güter in Folge der Insurrection mit Beschlag belegt waren, diese innerhalb zweier Jahre an Personen nichtpolnischer Abkunft zu verkaufen oder gegen Güter im Innern Rußlands zu vertauschen. Zugleich wurden viele Polen geringerer Stände zur Auswanderung in rein russische Gouvernements bewogen und an ihrer Stelle russische und deutsche Colonisten angesiedelt. Die höheren Aemter kamen in die Hände von Nationalrussen, in den oberen Regierungsbehörden wurde die polnische Sprache durch die russische ersetzt, die Verwandlung der Warschauer Hochschule in eine russische Universität angebahnt, in den höheren Lehranstalten die russische Sprache eingeführt. In Wilna errichtete General Murawieff, ein Mann von rücksichtsloser Energie und aristokratisch-absolutistischer Gesinnung, ein eisernes Regiment, das ganz Litthauen in Schrecken hielt. Einige Hundert kleine Städte wurden zu Dörfern „degradirt."

Kirchliche Maßregeln und panslavistische Agitation.

Im eigentlichen Polen verfolgte seitdem die russische Regierung den Plan, einerseits in dem Bauernstand sich eine Generation zu erziehen, die den Dank für ihre Freiheit und Rechtsstellung durch Anhänglichkeit und Treue abtragen werde, andererseits durch rücksichtslose Strenge gegen alle widerstrebenden Elemente im Adel und bei der Geistlichkeit die Wiederkehr unzeitgemäßer „Träumereien" zu verhindern. Die katholischen Klöster, welche nicht die vorschriftsmäßige Zahl von Mönchen besaßen oder der Theilnahme an der Insurrection
Novbr. 1864. beschuldigt waren, wurden aufgehoben, im Ganzen über hundert. Durch den
26. Novbr. 1865. kaiserlichen Ukas vom 26. November 1865, welcher das Kirchengut säcularisirte und unter die Verwaltung des Staats stellte und den gesammten Klerus auf feste Besoldungen anwies, wurde die bisherige Unabhängigkeit der katholischen Kirche und Geistlichkeit gebrochen. Die Einsprache des Papstes gegen diese und andere harte Maßregeln, die den polnischen Klerus tief ins Herz trafen, führte zu bitteren Auseinandersetzungen zwischen Rom und St. Petersburg, welche endlich die Aufhebung des Concordats von 1847 und den Abbruch aller diplomatischen Verbindungen zur Folge hatten. Nun konnte die nationalrussische Partei die Bekehrungen zur „orthodoxen" Kirche um so ungehinderter be-

treiben. Das alte Polen wird nun wohl für immer „verloren" sein. Auch die anfangs gehegte Hoffnung, daß an der Hand eines verjüngten Rußlands auf neuen Grundlagen ein neues Polen emporwachsen könnte, in welchem die nationalen Güter neben einem geordneten Staatsleben und neben dem „Rechte der Menschen, das Allen gemein ist", gedeihen und Pflege finden möchten, ist in der letzten Zeit verschwunden. Das Moskowitenthum, für das der regsame Publicist Mich. Katkow, der entschiedenste Apostel und Vorkämpfer des altrussischen Wesens in der Moskauer Zeitung ein einflußreiches Organ gründete, droht alle nationalen Eigenthümlichkeiten der außerrussischen Slavenwelt zu ersticken, ein Bestreben, das durch die panslavistische Propaganda der Philoslavenvereine sowohl in Rußland selbst, namentlich durch den rührigen Publicisten Aksakoff als in den österreichischen und türkischen Slavenländern gefördert wird. Hat doch der bei Gelegenheit einer ethnologischen Ausstellung abgehaltene Slavencongreß in Moskau kaum ein schüchternes Wort zu Gunsten der „verirrten Brüder an der Weichsel" zu erheben gewagt.

Die russische Uniformitätspolitik.

Auf die russische Politik hat die polnische Insurrection einen nachtheiligen Einfluß geübt. Seitdem hat die milde Praxis in der Presse, im Vereinswesen, im geistigen Verkehr manche Einschränkungen erfahren; und wie sehr auch Härte und Despotismus dem humanen Sinn Alexander's widerstehen mögen, die Staatsraison trug den Sieg davon. Die altrussische und panslavistische Partei, die in Moskau ihren Heerd und Mittelpunkt hat, gewann immer mehr Einfluß in der Umgebung des Kaisers und reizte das nationale Mißtrauen. Demokratismus und Absolutismus reichten einander die Hand, um den grundbesitzenden Adel in allen nichtrussischen Provinzen des weiten Moskowiterreichs als den Träger und Hüter der nationalen Güter und überlieferten Einrichtungen niederzuhalten. Wie einst unter Kaiser Nicolaus ging das Bestreben hauptsächlich dahin, allem politischen, kirchlichen und nationalen Leben den Charakter der russischen Uniformität aufzuprägen. Auf dem Slavencongreß in Moskau sprach Fürst Tscherkaski die großrussische Idee in Beziehung auf Polen offen aus: „Eine Aussöhnung ist nur möglich, wenn die Weichsel-Gouvernements auf jede Sonderexistenz verzichten, wenn Polen nicht im Trotz, sondern wie der reuige verlorene Sohn des Evangeliums unter das Dach des verlassenen Vaterhauses demüthig zurückkehrt; erst dann werden wir ihm unsere Arme verzeihend öffnen". Bald kam die gegen Polen befolgte Politik auch gegen die übrigen nichtrussischen Volkstheile, die Schweden in Finnland und die Deutschen in den Ostseeprovinzen, in Anwendung. Den Finnländern brachte man in Erinnerung, daß ihre Repräsentativ-Verfassung nur durch die kaiserliche Gnade bestehe und nur so weit Geltung habe, als sie sich russischen Wünschen anbequeme; das vom finnländischen Landtage verworfene neue, strenge Preßgesetz ist auf dem „Verwaltungswege" eingeführt und dem Senate des Großfürstenthums bedeutet worden, man habe für den Fall fortgesetzter Ungefügigkeit gegen die Absichten

der Regierung die Ausdehnung russischer Gesetze auf Finnland zu gewärtigen. Am schwersten hatten die „separatistischen" Ostseeprovinzen, Liv-, Esth- und Kurland, unter der Feindschaft der altrussischen Partei zu leiden. Trotz des Reformeifers, mit welchem die baltischen Deutschen bemüht gewesen waren, durch Einführung einer neuen freisinnigen Gemeindeordnung (October 1866), durch Aufhebung des adeligen Güterbesitzrechts (in Kurland Juni 1865, in Livland März 1866, in Esthland Sommer 1867), durch Beseitigung des ausschließlich adeligen Rechts zur Richterwahl und verschiedener anderen Mittelalterlichkeiten jeden Vorwand zu Eingriffen in die Provinzialverhältnisse zu entfernen, erklärte Juni 1866. der Kaiser in einer auf dem Schlosse zu Riga gehaltenen russischen Rede, der enge Zusammenhang zwischen allen Gliedern der „russischen Familie" mache Umgestaltungen im Sinne größerer Annäherung an die Institutionen des übrigen Reiches nothwendig; wenige Wochen später wurde die Einführung der russischen Sprache in die Regierungsbehörden der Ostseeländer decretirt und der Protest des livländischen Landtages gegen diese Verletzung der Landesprivilegien durch einen kaiserlichen Machtspruch beseitigt. Diese Uniformitätstendenzen wurden wesentlich gefördert durch die weitverbreitete Schrift des reichen moskowitischen Gutsbesitzers und Slavophilen Juri Samarin, „die russischen Grenzmarken", worin der Ansicht Ausdruck gegeben war, „daß der Bestand selbständiger und eigenartiger, auf geschichtlicher Grundlage entwickelter Ordnungen in einem Theile der Monarchie zum Hemmniß für die Verwirklichung des demokratischen Zukunftsideals werden könne, dem jene Partei nachjagt".

Attentate und häusliches Leid. 16. April 1866. Zu dieser reactionären Politik trug neben dem polnischen Aufstand vor Allem das Attentat auf das Leben des Kaisers Alexander bei, eine Wirkung der durch die Reformen und die politischen Vorgänge erzeugten Aufregung. Am Thore des Schloßgartens richtete ein junger Russe Karakasow eine Pistole auf die Brust des heraustretenden Monarchen; nur durch die rasche Entschlossenheit eines der Zuschauer, des jungen Handwerkers Kommissaroff, welcher den Arm des Thäters durch einen Stoß ablenkte, wurde die verbrecherische Absicht vereitelt. Die unermeßliche Freude der ganzen Nation über die glückliche Rettung und die große Theilnahme des Auslandes gaben Zeugniß von der allgemeinen Liebe und Achtung, deren sich der Zar zu erfreuen hatte. Der Retter Kommissaroff wurde in den Adelsstand erhoben und mit Ehren und Gütern überschüttet. Ein harter Schlag für das Herz des Monarchen war der Tod des Großfürsten Thronfolgers, welcher kurz vor seiner beabsichtigten Vermählung mit der däni- 24. April 1865. schen Königstochter Dagmar in Nizza einem Brustleiden erlag. Er verschied in den Armen des Vaters, der über Frankreich an das Sterbelager des Sohnes geeilt war. Nachdem die Trauer um den Gestorbenen vorüber war, reichte die dänische Braut, die schöne Dagmar, dem zum Thronfolger erklärten zweiten Sohne, Alexander, die Hand zum Ehebund, ein Familienereigniß, das, von großen Festlichkeiten begleitet, auch wieder einige Erleichterungen in die Hütten

der Unglücklichen und in das Elend der Verbannten brachte. Am 1. Juni traf Kaiser Alexander, einer Einladung Napoleon's Folge leistend, zur Besichtigung der Weltausstellung in Paris ein. Hatte er sich zu der Reise nur schwer entschlossen, so wuchs seine Verstimmung, als bei verschiedenen Gelegenheiten, wo er sich öffentlich sehen ließ, selbst im Justizpalast, die Franzosen ihre Sympathien für Polen laut werden ließen. Den höchsten Grad erreichte aber seine Erbitterung, als bei einer Fahrt vom Boulogner Wäldchen ein junger Pole, Berezowsky, nach dem Wagen schoß, worin die beiden Kaiser saßen. 6. Juni 1867.

Der Panslavismus im Wachsen. Bestimmungen über das schwarze Meer.

Das Attentat hatte keine Folge und der Verbrecher fiel dem Arm der Strafgerechtigkeit anheim; allein die Freventhat war nicht geeignet in der Brust des Zaren versöhnlichere Gefühle gegen die Polen zu wecken. Sein Groll erhielt durch diese Erfahrungen neue Nahrung und ermuthigte die moskowitische Partei, in ihren Uniformitätsbestrebungen rücksichtslos fortzuschreiten. Ihr Plan ging dahin, in den süd- und nordwestlichen Provinzen, in Litthauen und Podolien, in Kiew und Wilna die polnischen Elemente gänzlich zu vertilgen, die polnische Bevölkerung gewissermaßen „lebendig zu begraben", im eigentlichen Königreich Polen die russische Sprache und die griechisch-orthodoxe Kirche zur Herrschaft zu bringen. Schon ist das Russische als Unterrichts- und Amtssprache eingeführt worden und nun sollte es auch im katholischen Gottesdienst zur Anwendung kommen. Polen war nur noch ein historischer Name. Auch in den deutschen Ostseeprovinzen ging das System der Russificirung ungehindert fort. Julius Eckardt, der eifrigste Vorkämpfer des deutschen Wesens am baltischen Meer, sah sich veranlaßt in Leipzig und Hamburg einen neuen Wirkungskreis für seine literarischen Arbeiten über die jungrussischen Zustände und die Petersburger Gesellschaft zu suchen. Als ein deutscher Professor der Dorpater Hochschule, Schirren, gegen Juri Samarin, einen Wortführer der moskowitischen Partei, eine „Livländische Antwort" veröffentlichte, wurde er seines Lehramtes entsetzt. Juni 1869. Die europäischen Großmächte, in sich gespalten und voll Eifersucht und Mißtrauen unter einander, lassen die russische Propaganda schalten und walten, um das mächtige Kaiserreich nicht auf die eine oder andere Seite zu treiben. Bei dem leidenden Zustand Alexander's erlangte der slavische Fanatismus immer freiere Hand. Die eigenmächtige Lossagung der Petersburger Regierung von den Beschränkungen, welche der Pariser Friede (S. 692) der russischen Kriegsmarine in den pontischen Gewässern auflegte, ging nach einigen Verhandlungen auf der Londoner Conferenz ohne kriegerische Verwickelungen vorüber. 1871. Trotz der Erklärung Englands, daß es keiner Macht zustände einseitig die Verträge zu lösen oder sich davon loszusagen, wurde der Beschluß gefaßt, daß das schwarze Meer für die Handelsschiffe aller Nationen geöffnet sein sollte, und sodann durch eine besondere Convention zwischen Rußland und der Pforte festgesetzt, daß beiden Mächten das Recht zustehe, in dem genannten Meer Flotten von belie-

higer Größe zu halten, eine Bestimmung, die man in Petersburg als eine „Genugthuung der nationalen Ehre" ansah.

II. Deutschland und die deutschen Großmächte.

1. Die deutschen Bundesstaaten.

a. Gang der deutschen Geschichte.

Die Vormächte des Bundestags. Es ist kein erfreuliches Bild, das auf den nachstehenden Blättern entrollt werden wird: die Tage von Olmütz und Bronzell hatten Preußen gedemüthigt und Oesterreich entschieden wieder auf die erste Stelle erhoben. Dadurch wurde der Zwiespalt, der von jeher zwischen den beiden Großmächten bestanden, erweitert und eine Rivalität erzeugt, welche auf das gesammte politische Leben Deutschlands eine unheilvolle Rückwirkung übte. Waren auch beide darin einig, daß man die Demokratie niederhalten, das parlamentarische Leben mit seiner aufregenden Volksbewegung beseitigen oder lahm legen, die geschwächten Landesregierungen aufrichten, den Feudalherren und der hochkirchlichen Partei beider Confessionen aufhelfen und sie den erschütterten Thronen als Stützen und Schützer nähern müsse; so verfolgten sie doch so auseinandergehende Interessen, so ruhten sie doch auf so verschiedenartigen Grundlagen, daß sie in ihren Bestrebungen häufig in feindlichen Gegensatz geriethen, der, genährt durch die Stammesunterschiede von Süd- und Norddeutschland, durch die religiöse Spaltung der Katholiken und Protestanten, durch die Sympathien und Antipathien der Völker, durch das Mißtrauen und den Selbsterhaltungstrieb der Kleinstaaten und durch mancherlei andere Motive, dem ganzen Staatsleben des deutschen Volkes Impuls und Richtung gab. Die Herstellung des Bundestages war Oesterreichs Werk, Preußen gab seine Einwilligung nur mit Widerstreben und innerem Groll. Es war daher natürlich, daß die meisten Mittel- und Kleinstaaten, die nur durch den Bundestag der gefürchteten Unterordnung zu entgehen vermochten, mit Oesterreich Hand in Hand gingen und ihm in allen Conflicten die Majorität verschafften. Hätte die preußische Regierung in Deutschland eine ähnliche volksthümliche Richtung eingeschlagen, wie Sardinien in Italien, so würde der Zwiespalt, der sich hauptsächlich in den diplomatischen Künsten und Kämpfen abspiegelte, tiefer in die Nation eingedrungen sein und vielleicht auch zu einer Centralregierung auf föderativer Grundlage, mit einer parlamentarischen Gesammtvertretung zur Seite, wie sie die deutsche Nation einmüthig anstrebte, geführt haben; da aber Preußen in allen Dingen ganz und gar in die Atmosphäre der Reaction eintrat, dem bedrängten Liberalismus nirgends die Hand bot, mit romantischer

Vorliebe die Privilegien des Adels pflegte, die Zustände einer hingeschwundenen Vergangenheit zurückführte und, befangen in der Vorstellung, daß die Königsgewalt ein Ausfluß göttlicher Gnade sei und die modernen Zeitideen die Gefühle der Loyalität und Pietät zerstörten, im eigenen Lande wie in den andern Bundesstaaten das parlamentarische Leben zu einem wesenlosen Schatten herabzudrücken bemüht war: so entbehrten die deutschen nationalen Bestrebungen eines festen Anhalts, einer concreten und realen Macht, an die sie sich anklammern konnten.

Das politische Nationalleben in Deutschland litt an zwei Gebrechen, entweder es strebte nach einer idealen Gesammtstaatsform, die in den bestehenden Einrichtungen keine Stütze und keinen Halt hatte, oder es verzettelte und zerbröckelte die Kräfte in kleinlichen Kämpfen um geringfügige Resultate. Dort führten vage Ziele und Unklarheit der Mittel und Wege häufig zu einer Trennung der Feldzeichen und Heerlager; im anderen Falle nahmen die politischen Handlungen oft den Charakter des Persönlichen an, dem nicht selten Sympathien und Antipathien ohne höhere Motive, Launen und Vorurtheile zur Folie dienten. Und so sehen wir denn über ein Jahrzehnt das klägliche Schauspiel, daß sich die Kraft des deutschen Volkes abmüht und verzehrt, theils um der Reaction in den Einzelstaaten den vollständigen Sieg zu erschweren und wenigstens einige Trümmer der errungenen Freiheiten und Verfassungen auf politischem, religiösem oder socialem Gebiete vor dem Untergang zu retten; theils um eine Staatsordnung zu ersinnen und zu erschaffen, bei welcher unbeschadet des Sonderlebens der Stämme und Staaten die deutsche Nation als Gesammtheit auftreten und im europäischen Staaten- und Völkerbund eine ihrer Größe, Macht und Bildung entsprechende Stellung einnehmen möchte. Es war ein trauriges Schauspiel in den Jahren, da anderswo große Thaten geschahen, das deutsche Volk auf der eigenen Erde dahinjagen zu sehen, um wie die Schatten der Fabelwelt nach seiner leiblichen Hülle, seinem Staat, zu suchen. Aber wie sehr man auch die Forderungen beschränkte, wie weit man den Traum von einem deutschen Bundesstaat mit monarchischer Spitze von sich warf und vorerst nur auf einer einheitlichen Kriegführung und auf einer politischen und diplomatischen Vertretung gegenüber dem Ausland bestand; auch die bescheidensten Ansprüche zerschellten an den Souveränetätsrechten der Fürsten, an dem Mangel realer Grundlagen, an der Abneigung der Regierungen, den wenn auch noch so gerechten Volkswünschen entgegen zu kommen. Und als die Vorgänge in Italien, wo die nationale Einigung wunderbar rasch vollzogen war, auch in Deutschland gar mancherlei Gefühle und Betrachtungen auf die Oberfläche trieben und die allgemeine Aufregung einen Blick in die Gemüther des Volks thun ließ; da trat es wieder von Neuem mit entsetzlicher Klarheit zu Tage, wie rath- und hülflos die deutsche Nation in allen Fragen des politischen Gesammtlebens dastand, so lange nicht der Zwiespalt zwischen den Großmächten ausgeglichen, so lange nicht eine Form

Einheitsbestrebungen und Reformversuche.

46*

gefunden war, unter welcher die Gegensätze vereinigt, die widerstrebenden Elemente eingefügt werden möchten. Wenn der „National-Verein", wie einst die Kaiserpartei der „Kleindeutschen" in Frankfurt, mehr auf einen Anschluß an Preußen hinarbeitete, ohne jedoch den Ausschluß Oesterreichs ausdrücklich auf sein Programm zu schreiben, und die Reichsverfassung von 1849 mit einigen Modificationen zu seinem Panier erhob, so bestand der „großdeutsche" Reform-Verein, dem auch H. von Gagern beitrat, „da das constitutionelle Oesterreich eine andere Stellung einnehme, als das frühere absolute", auf einem Staatsorganismus, in welchem Oesterreich neben Deutschland und Preußen Platz fände. Wie wenig auch die preußische Regierung, sowohl unter Friedrich Wilhelm IV., als nach dessen Siechthum und Tod unter Wilhelm I. sich dem Nationalverein günstig zeigte, wie bestimmt sie auch seine Huldigungen mit den daran geknüpften Bedingungen in ähnlicher Weise zurückwies, wie einst die dargebotene Kaiserkrone; so fühlten sich dennoch die deutschen Fürsten und Regierungen mehr zu dem Reform-Verein hingezogen, theils weil sie trotz der liberalen Maske doch die illiberalen Tendenzen herausmerkten, theils weil sie von Preußen größere Gefahr für ihre Selbstherrschaft zu fürchten hatten, als von Oesterreich. Als daher Kaiser Franz Joseph, nachdem er dem eigenen Reiche eine Verfassung gegeben und durch diese und andere Einrichtungen seine freisinnigen politischen Grundsätze an den Tag gelegt, den günstigen Augenblick benutzte, da die preußische Regierung mit dem Abgeordnetenhaus wegen der Ordnung des Staatshaushaltes und der Umgestaltung der Heerverfassung in schweren Conflict gerathen war, um die deutschen Monarchen behufs einer Reform der Bundesverhältnisse zu einem
Herbst 1863. Fürstentage nach Frankfurt zu berufen, so leisteten fast alle regierenden Häupter Folge. Da aber der König von Preußen sich von der Berathung fern hielt, der Großherzog von Baden dem Reformentwurf seine Zustimmung versagte, und sowohl der Abgeordnetentag, der gleichzeitig in Frankfurt tagte, als der Nationalverein sich mit dem Vorschlage einer Delegirtenversammlung aus den einzelnen Landständen statt eines freigewählten Nationalparlaments nicht befriedigt erklärten, so hatte der Frankfurter Fürstencongreß keinen andern praktischen Erfolg, als daß dadurch klar zu Tage kam, wie selbst in den höchsten Kreisen die Ueberzeugung Eingang gefunden habe, daß der Bundestag in seiner dermaligen Zusammensetzung und Verfassung für die Leitung der deutschen Dinge nicht mehr geschaffen sei und daß den Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes wenigstens einige Zugeständnisse gemacht werden müßten, eine Anschauung die auch in den Bemühungen zur Herstellung einer größern Einheit im Münzwesen, im Maß und Gewicht, in den Posterleichterungen u. a. m. hervortrat. Auch die Anstrengungen mehrerer Regierungen des südlichen und mittleren Deutschlands, den preußisch-deutschen Zollverein, sammt dem mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrag in der Art umzuändern, daß Oesterreichs Beitritt ermöglicht würde, hatten eben so wenig Erfolg, wie die Versuche, mit Oesterreich eine besondere

Zoll- und Handelseinigung abzuschließen. Sowohl der unverkennbare materielle Vortheil, den der Zollverein mit sich brachte, als die laute Stimme der Betheiligten in der Presse, in den Kammern, in Versammlungen retteten Deutschland vor der Gefahr, das letzte Band der Einheit schwinden zu sehen. Der Zollverein wurde abermals auf zwölf Jahre verlängert, und zwar mit einer Ermäßigung der Eingangszölle für fremde Handels- und Industrieartikel, wodurch die Mitbewerbung des Auslandes erleichtert und damit eine größere Handelsthätigkeit erzielt ward, ein wesentlicher Schritt zum Freihandelsystem.

Politisches Leben in den mittleren Bundesstaaten.

Nicht viel befriedigender waren die Resultate der Verfassungs- und Meinungskämpfe in den Einzelstaaten. Die folgenden Blätter werden darthun, wie die meisten Regierungen sich der unliebsamen Gesetze und Verfassungsbestimmungen, zu denen sie gedrängt worden, wieder entledigten, wie der Adel manche Vorrechte zurückgewann, wie in Kirche und Schule die strenggläubige Richtung ans Regiment kam, wie die Bureaukratie und Polizeiwillkür wieder üppig ins Kraut schoß. Nur in wenigen Staaten fanden mit den Jahren die Wünsche und Forderungen der nationalen und liberalen Partei und der Ruf nach zeitgemäßen Reformen Gehör. So erfuhren in Baiern, dem größten der mittleren Bundesstaaten, die öffentlichen Dinge unter dem wohlwollenden König Maximilian II., nachdem sich die Wogen der reactionären Strömung ein wenig verlaufen hatten, eine heilsame Wandlung. Das Mißtrauen mit seinem Gefolge lichtscheuer Verdächtigung schwand, der verderbliche Einfluß früherer Günstlinge hörte auf, Stellenkauf und Anwartschaften wurden abgeschafft, tüchtigen, mit den Ideen der Neuzeit vertrauten Männern ward die Leitung der Geschäfte übergeben, die Behörden wurden einfacher und zweckmäßiger organisirt, der öffentliche Unterricht durch alle Stufen gehoben und gefördert. In allen Gemeinden wurden Elementar-, Sonntags- und Feiertagsschulen eingeführt, allen Glaubensbekenntnissen im ganzen Lande ward gleiche Duldung gesichert, Gewerbe und Ackerbau wurden durch Erleichterung des Verkehrs, durch Verminderung der Feiertage, durch Abschaffung einer Menge, wenn auch nur kleiner, doch höchst lästiger Abgaben und mannichfacher Mißbräuche, Beschränkungen und Erpressungen gefördert und gehoben. Die Verdienste des Königs um die Pflege der Wissenschaften und der Literatur wurden an einem andern Orte gewürdigt. Und als im Laufe seiner leider nur kurzen Herrschaft († 10. März 1864) die Landstände mit der Regierung in Conflict geriethen, schlug der bürgerfreundliche Fürst den Streit mit den Worten nieder: „Ich will Friede haben mit meinem Volke“, entließ das Ministerium von der Pfordten und willigte in die Forderungen des Landtags. Auch in Coburg-Gotha, wo der freisinnige Herzog Ernst der reactionären Strömung sich entgegenstemmte, die Vereinigung der bisher getrennten landständischen Verfassungen von Coburg und Gotha mit Energie durchzusetzen bemüht war und, unterstützt von freidenkenden und patriotischen Männern, die er in sein Land berief, eine ersprießliche Reformthätigkeit entfaltete, wurde in allen

Lebenskreisen den Anforderungen der Zeit und den Wünschen der Fortschrittspartei Rechnung getragen. In Baden, wo ein humaner Fürst der Reactionsbewegung frühzeitig Einhalt gebot, und in allen Gebieten des öffentlichen Lebens Raum schuf zur freien Entfaltung aller Kräfte und Geistesrichtungen innerhalb des Gesetzes und der Verfassung, wurde bald wieder in die constitutionellen Bahnen eingelenkt, welche von jeher der Ruhm des Landes gewesen waren. Auch in März 1857. Würtemberg trat seit der Kündigung des Concordats mit dem päpstlichen Stuhl ein friedlicheres Verhältniß zwischen Regierung und Landständen ein, und wenn † 24. Juni 1864. gleich der bejahrte König Wilhelm bis zu seinem Tode und sein Nachfolger Karl, seit Juli 1846 mit der russischen Großfürstin Olga vermählt, bei allen Versuchen einer deutschen Bundesreform sich mißtrauisch und widerstrebend verhielten, so zeigte doch das Land für alle deutschen Angelegenheiten ein warmes Interesse. In Sachsen dagegen, wo im Jahre 1854 dem auf einer Reise in Tirol durch einen 9. Aug. 1854. Wagensturz verunglückten König Friedrich August II. sein Bruder Johann folgte, wußte der staatskluge Minister v. Beust durch die Herstellung einer veralteten Wahlordnung sich so gefügige Landstände zu schaffen, daß die Regierung, ohne namhaften Widerstand zu erfahren, in die reactionäre und strengkirchliche Strömung eintreten konnte. Dieselbe Reactionspolitik verfolgte man in Hessen-Darmstadt, wo der Minister Dalwigk, in allen Beziehungen zwischen Staat und Kirche ein treuer Bundesgenosse und Schildträger des Bischofs Ketteler von Mainz, das System der monarchischen Uniformität und der polizeilichen Ueberwachung bis an die Grenzlinie des Lächerlichen trieb und durch ein neues Wahlgesetz bewirkte, daß man die Volksvertretung als „Beamtenkammer" bezeichnen konnte.

Stärkung des Nationalgefühls. Aber durch wie viele dunkle Gänge, über wie viele unerfreuliche Winterlandschaften die deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit hinführen mochte, viele bedeutende Errungenschaften sind dennoch in die Gegenwart gerettet worden und schritten einer weiteren Entwickelung siegesfroh entgegen. Zu diesen Errungenschaften darf in erster Linie gerechnet werden: das klare Nationalbewußtsein, das im Kampfe mit dem engen Stammesgeist und dem kirchlichen Confessionshader immer mehr Boden gewann und dem deutschen Namen auch nach Außen Achtung zu verschaffen bestrebt war. War demselben auch im öffentlichen Leben wenig Raum zur Entfaltung geboten, so trat es bei andern Veranlassungen, wo es sich nur immer regen durfte, um so kräftiger hervor. Noch die künftigen Geschlechter werden sich erzählen, wie am 10. November des Jahres 1859 das deutsche Volk in der Gedächtnißfeier an seinen großen nationalen Dichter Schiller zugleich dem Gefühle der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit auf dem Gebiete edler Geistesfreiheit und Humanität Ausdruck gegeben; wie die fünfzigjährige Gedenkfeier des 18. October im Jahre 1863 den festen Entschluß des deutschen Volkes aller Stämme an den Tag legte, nie wieder die Schmach eines Rheinbundes über sich ergehen zu lassen. Wer erinnert sich nicht des lauten Unwillens und der glühenden Proteste aus allen Gauen, als dem

hannover'schen Minister Borries bei Gelegenheit einer Petition um Schaffung einer Centralgewalt und um einheitliche Organisation der militärischen und politischen Kräfte Deutschlands die Aeußerung entschlüpfte, „die kleinen Staaten würden eher die Allianz auswärtiger Mächte suchen, als in eine Mediatisirung willigen!“ Der Grafentitel, womit der blinde König die Welfentreue seines Ministers belohnte, vermochte seinen Namen bei dem deutschen Volke nicht mehr zu Ehren zu bringen. Die Worte wurden deshalb mit so großer Entrüstung vernommen, weil man ahnte, daß sie die wahre Gesinnung vieler der ehemaligen Rheinbundfürsten enthielten.

Eine zweite Errungenschaft hat sich gleichfalls erhalten und wird noch viele segensreiche Früchte tragen: das Associationswesen zu volkswirthschaftlichen Zwecken und die Beseitigung des veralteten Zunftzwanges durch die Gesetze über Gewerbefreiheit und Erleichterung des bürgerlichen Verkehrs unter allen Angehörigen deutscher Staaten. Wir haben des Entwickelungsganges der neueren volkswirthschaftlichen Systeme schon oben (S. 546 ff.) vorgreifend gedacht. Der Socialismus mit dem Wahlspruch: „Eigenthum ist Diebstahl“ hatte sich in seiner vollen Nichtigkeit und Verderblichkeit gezeigt; aber der Boden, auf dem er erwachsen, das Elend und die Hülflosigkeit der arbeitenden Klassen, ließ sich nicht wegleugnen. Diesem Nothstande mußte Abhülfe werden, sollte er nicht fortwährend der Agitation und Verführung als Unterlage dienen. Dieser edlen Aufgabe praktischer Menschenliebe unterzogen sich nach dem Vorgange und Beispiele von Schulze-Delitzsch patriotische Männer von Bildung und Einsicht und von uneigennütziger Gesinnung. Sie suchten durch Gründung von Vereinen zu gegenseitiger Unterstützung die unteren Klassen des Volks sittlich und gesellschaftlich zu heben. So entstanden Consumvereine, Creditvereine, Vorschußvereine, Arbeiterbildungsvereine u. a. m., die dem Arbeiterstande Gelegenheit boten, auf Grund eines geordneten Familienlebens seine Lage zu verbessern, durch Thätigkeit, Sparsamkeit und geregelte Lebensweise in Nahrung, Wohnung und Kleidung zu einer leidlichen Existenz zu gelangen, mit dem Bewußtsein eines gesicherten Daseins auch die Gefühle der Ehre und die Triebe menschlicher Bildung auf sich wirken zu lassen und mit einiger Ruhe in die Tage des Alters und der Gebrechlichkeit zu blicken. Auch diese stille und segensreiche Wirksamkeit, welche besonders geeignet war, die unteren Volksklassen dem Einfluß socialer Schwindeleien und politischer Agitationen zu entziehen, um sie auf dem Wege der vernünftigen Aufklärung und des besonnenen, selbstbewußten Fortschritts zur Theilnahme am Staatsleben heranzubilden, suchte die Reaction und ihre Verbündete, die „Straßendemagogie“ zu stören, bald indem sie solche Bestrebungen der „Selbsthülfe“ verdächtigte und hemmte, bald indem sie mit demagogischer Rührigkeit die Begierden und Leidenschaften des Arbeiterstandes durch die Agitation für „Staatshülfe“ aufstachelte. Seit den Tagen der Gracchen ist es eine bekannte Taktik der Mächtigen und Reichen, allen auf Erleichterung

Associationswesen.

des Volkes gerichteten Bestrebungen dadurch den Boden zu entziehen, daß man die dargebotenen Hülfsmittel als ungenügend und unzweckmäßig darstellt, den Armen und Gedrückten goldene Berge verheißt und eine weit nachdrücklichere Hülfe in Aussicht stellt, wenn sie von ihren Führern lassen und sich der Leitung und den großmüthigen Regungen ihrer neuen Beschützer vertrauensvoll hingeben würden. Diese Taktik, mit Täuschungen und Sophistik gepaart, hat niemals ganz ihre Zwecke verfehlt; und von M. Octavius, den die herrschende Aristokratie dem Tib. Gracchus entgegenstellte, bis auf Ferdinand Lassalle, den Begründer des neuen socialistischen Systems, hat es nie an eiteln und ehrsüchtigen Männern gemangelt, welche ihre Talente, bewußt oder getäuscht oder in falscher Schwärmerei befangen, einer unlauteren Sache widmeten. Der Schaden traf immer nur die Verführten, da die Versuche zur Verwirklichung ihrer Utopien stets Kampf und Umsturz zur Folge hatten, über denen ihre wirklichen Errungenschaften sammt ihren Hoffnungen und Träumen in ein weites Grab sanken.

b. Religiöse Erregung und Concordate.

Confessionelle Anstrengungen. Als in den deutschen Landen die Revolution niedergeworfen, das politische Leben gebrochen und eine trübe Resignation in die Gemüther eingekehrt war, da machte sich zuerst die Kirche auf, um über die gedemüthigten und zerrütteten Staaten ihre Triumphe zu feiern, um den Zustand der Bußfertigkeit und Zerknirschung der Völker zu ihrer Erhöhung und Verherrlichung zu verwerthen. Es wurde schon früher (S. 30, 51 f.) erwähnt, mit welchem Eifer die Jesuiten durch Wanderpredigten der inneren Mission oblagen; mit welcher Siegeszuversicht die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz in einer Denkschrift ihre Forderungen den gebeugten Regierungen vorlegten; wie das römische Kirchenregiment die schwierige Lage der Zeit zur Abschließung günstiger Concordate und Conventionen im hierarchischen Sinne benutzte; wie die Reste der deutschkatholischen und lichtfreundlichen Gemeinden mehr und mehr in ihren Rechten beschränkt, in ihrer Existenz bedroht wurden. Kirchliche Vereine wurden ins Leben gerufen, welche, wie der Pius- und Vincenzverein, durch innere Mission unter dem Volke für den Aufschwung der Kirche wirken oder, wie der Bonifaciusverein, den Katholicismus in protestantischen Ländern fördern sollten. Das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Maria, durch eine glänzende Kirchenversammlung unter dem Vorsitz des Papstes feierlich festgestellt, sollte der Phantasie (Decbr. 1853.) des gläubigen Volks neue und willkommene Nahrung zuführen, den Aufgeklärten aber ein Beweis sein, wie gering man die Forderungen der Vernunft und Wissenschaft in Sachen der Religion und Kirche anschlage. — Aehnliche Bestrebungen zur Erweckung und Belebung des kirchlichen und religiösen Sinnes unter dem Volke gaben sich auch in dem evangelisch-protestantischen Deutschland kund (vgl. S. 77 ff.). Der Kirchentag, eine freie Versammlung gläubiger Geistlichen und

Laien, der zuerst in Wittenberg, dann in Frankfurt als Gegensatz und Correctiv des Reichsparlaments auftrat und seitdem bald in dieser, bald in jener Stadt seine Meinung über die Lage der Zeit abgab, suchte kirchliche Gesinnung und evangelische Gläubigkeit zu wecken und zu stärken. Gegen die Union mit ihrer latitudinarischen Basis richtete in Preußen, Mecklenburg, Kurhessen und anderwärts das strenge Lutherthum seine Angriffe (S. 79 f.). Um der geschlossenen römisch-katholischen Kirche in größerer Einheit und Machtfülle entgegentreten zu können, strebte der Protestantismus in der „evangelischen Allianz" eine gemeinsame Verbrüderung evangelischer Christen aus allen Ländern zu schaffen mit einer dogmatischen Grundlage, die jedoch weder die Strenggläubigen noch die Männer der freien Richtung befriedigte.

Die römische Hierarchie auf dem Kampfplatz.

Während solcher Gestalt die protestantische Kirche ihre Kräfte zur Bekämpfung der Gegenpartei im eigenen Lager verbrauchte, gewann die römische Hierarchie immer mehr Grund und Boden im Staate. In ihrem Siegesbewußtsein träumte sie bereits von einer „Selbstauflösung des Protestantismus." Die Durchführung der in der bischöflichen Denkschrift aufgestellten Forderungen sollte den Anfang ihres aggressiven Vorgehens bilden. Dazu ersah sich die ultramontane Partei das Land, das von den Revolutionsstürmen am meisten gelitten hatte und das somit den geeignetsten Boden zur Aufrichtung eines hierarchischen Regiments zu bieten schien: das Großherzogthum Baden (S. 391 ff). Der Erzbischof von Freiburg, Hermann v. Vicari, ein mehr als achtzigjähriger Greis, von einer fanatischen Umgebung geleitet und vorwärts getrieben, mußte als Fahnenträger vorangehen. Sein Alter konnte als Schild gegen den Feind, als Gegenstand der Verehrung bei dem Volke dienen, und als endlich der allzustraff gespannte Bogen zerriß und die Regierung sich zum Widerstand waffnete, war das weiße Haupt des Märtyrers eine pathetische Unterlage für die ultramontane Dichtung (Oscar v. Redwitz) wie für rhetorische Declamationen.

Der badische Kirchenstreit.

Am 24. April 1852 erlag der bürgerfreundliche Großherzog Leopold von Baden den Leiden und Schmerzen einer langen Krankheit. Die Regierung verlangte von der Geistlichkeit beider Confessionen eine Todtenfeier, wie sie bei den früheren Landesfürsten stattgefunden. Der Erzbischof aber gestattete nur ein Trauerfest ohne Hochamt und verurtheilte alle Priester, welche den Geboten der weltlichen Behörden Folge geleistet, zu Bußübungen in einer kirchlichen Anstalt des Schwarzwaldes. Vielleicht war die Regierung im Unrecht, als sie von dem katholischen Klerus ein Todtenamt forderte, welches die römische Kirche nur ihren Angehörigen gewährt; daß aber die der weltlichen Gewalt gehorsamen Geistlichen der strafenden Hand der Curie preisgegeben wurden, hat die Ansprüche und die Siegesfreudigkeit der letzteren in demselben Grade gesteigert, wie das Ansehen der ersteren für lange Jahre gebrochen. Daß bei dieser Lage der Dinge Conflicte und feindselige Berührungen nicht ausbleiben würden, war leicht vorauszusehen. Als die in der Denkschrift verlangten Rechte eine Zurückweisung erfuhren, wurde im Namen des Erzbischofs und der vier mit unterzeichneten Bischöfe von Mainz, Rottenburg, Fulda und Limburg eine energische Erklärung veröffentlicht, worin es unter Anderm hieß, „man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen". Dieser drohenden

Erklärung begegnete die Regierung mit der Bestimmung, daß kein Erlaß des Erzbischofs an die Geistlichkeit seiner Diöcese ferner Gültigkeit haben sollte ohne Genehmigung und Unterschrift des ersten Beamten in Freiburg als Regierungscommissars. Die nächste Folge dieser Verfügung war ein heftiger Streit zwischen der Curie und der weltlichen Obrigkeit. Wie jene den Regierungscommissar und den gesammten katholischen Oberkirchenrath mit dem Banne belegte und einen Hirtenbrief zu ihrer Rechtfertigung erließ, so verbot diese das Vorlesen desselben auf der Kanzel, sperrte den ungehorsamen Geistlichen die Temporalien, schloß das Priesterseminar, das der Erzbischof ausschließlich unter seine Obhut genommen, und übertrug die Aufsicht über die frommen Stiftungen dem Staat. Renitente Gemeinden wurden durch Einquartierung zum Gehorsam gebracht, der Erzbischof selbst in seinem Palast einige Tage unter Aufsicht gestellt. Aber auch aus diesem Streit ging schließlich die Curie als Siegerin hervor. Von den Katholiken geschmäht und angefeindet, ließ sich die Regierung mit Rom in Unterhandlungen ein, in deren Folge jene Verordnungen bis auf Weiteres außer Kraft gesetzt wurden.

Concordate und Conventionen. Juni 1855. Das kühne Selbstvertrauen, das diese Vorgänge bei dem katholischen Klerus erzeugten und das sich im Juni 1855 bei der achthundertjährigen Erinnerungsfeier des heiligen Bonifacius in Fulda am zuversichtlichsten aussprach, gewann noch an Stärke, als im August desselben Jahres Oesterreich mit Rom ein Concordat abschloß, wodurch die Reste des josephinischen Systems gänzlich beseitigt wurden. Dieses Concordat, welches der Kirche zusicherte, „daß sie alle ihr nach der Anordnung Gottes und nach den Bestimmungen der Kirchengesetze zukommenden Rechte genießen sollte" und über dessen praktische Ausführungen ein Nationalconcil unter dem Vorsitze des päpstlichen Nuntius
April 1856. in Wien Berathungen pflog, verlieh der Kirche die Selbstverwaltung ihres Vermögens, dem Klerus die Leitung des religiösen Unterrichts und die Censur aller in das Gebiet der Religion und Kirche einschlagenden Bücher, den Bischöfen den freien Verkehr mit Rom, die ausschließliche Leitung der Priesterseminare u. A., dem Jesuitenorden die Errichtung eigener Lehranstalten, und gestattete nicht, daß die Leichen von Protestanten auf katholischen Kirchhöfen beerdigt würden. Und so sehr lagen die Regierungen während dieser Reactionsjahre unter dem Einfluß der Kirche, daß dieses Concordat, gegen welches die gesammte freisinnige Presse und die öffentliche Meinung ihre Stimme erhob, selbst in dem zum größten Theil protestantischen Königreich Würtemberg Ein-
5. Juni 1857. gang fand und nach einigem verschämten Zögern und Zuwarten endlich bestätigt ward, und daß die Regierung von Hessen-Darmstadt die Ansprüche der römischen Kirche durch eine ähnliche Convention mit dem Bischof von Mainz zu befriedigen suchte.

Gesetzgeberische Reformthätigkeit in Baden. Auch in Baden, wo, bei der unheilbaren Seelenstörung des Thronerben Ludwig, der zweite Sohn des Großherzogs Leopold, **Friedrich** zuerst als Prinz-Regent, dann seit seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise von Preußen (September 1856), und
22. Jan. 1857. dem einige Monate später erfolgten Tod seines Bruders als Großherzog die Regierung führte, wurde eine Uebereinkunft (Convention) mit Rom abgeschlossen, wodurch der Kirche eine von der Staatsregierung fast unabhängige selbständige Stellung eingeräumt und Wissenschaft, Unterricht, ja das gesammte geistige Leben unter die Aufsicht und Censur des Klerus gestellt war. Aber der Großherzog, der die Verfassungstreue und den volksfreundlichen Geist des Vaters als Erbtheil übernommen hat, gewann die Ueberzeugung, daß ein Staatsvertrag von so tiefgreifender Wirkung zu seiner gesetzlichen Geltung der Zustimmung des Landtages bedürfe. Er legte daher die Convention seinen Ständen vor, und als diese in überwiegender Mehrheit sich dagegen aussprachen, hob er dieselbe auf und berief Männer in seinen Ministerrath (Lamey, Roggenbach, Stabel u. A.), welche das Vertrauen des Volkes besaßen und geeignet

waren, das Staatsleben im Geiste der Verfassung und auf dem Boden gesetzlicher Freiheit und Ordnung im geregelten Gange zu halten. Mit ihrer Beihülfe gewährte der Großherzog der Kirche seines Landes, ohne Unterschied der Confession, eine selbständige Stellung und ordnete das Verhältniß zwischen der geistlichen und weltlichen Macht auf neuen gerechten Grundlagen. Mit der erzbischöflichen Curie wurde eine Uebereinkunft über die Besetzung der Pfarrstellen getroffen und in der evangelisch-protestantischen Kirche den Gemeinden eine größere Betheiligung am kirchlichen Leben, Freiheit in Gebrauch und Anwendung der neuen Agende, welche die der Mehrheit nach aus orthodoxen Mitgliedern zusammengesetzte Generalsynode vom Jahre 1855 entworfen hatte, und eine Mitwirkung bei der Anstellung der Prediger eingeräumt. Da in Folge der Selbstregierung der Kirche die Schule nun nicht länger in ihrer bisherigen Abhängigkeit von der Geistlichkeit verbleiben konnte, wenn nicht der Staat sein Oberaufsichtsrecht darüber aufgeben sollte, so wurde auch eine neue Schulreform in Angriff genommen und von Regierung und Ständen ein Schulaufsichtsgesetz aufgestellt, durch welches die Volksschulen mit Beibehaltung des confessionellen Charakters und mit gebührender Berücksichtigung der geistlichen Rechte und Mitwirkung der Leitung und Beaufsichtigung der Staatsbehörden unterstellt sein sollten. In gleichem Geiste wurde die Verwaltung und Rechtspflege durch Heranziehung bürgerlicher Beisitzer neu geordnet, Gewerbefreiheit mit dem Rechte freier Niederlassung eingeführt, die rechtliche Gleichstellung der Juden zum Gesetz erhoben und dem ganzen Staatsleben der Charakter eines volksthümlichen Selbstregiments verliehen. Auch in den allgemeinen deutschen Angelegenheiten ist seitdem Baden durch liberale Anträge am Bundestage vorangegangen, so in dem kurhessischen Verfassungsstreit, bei dem Fürstentage, in den Anliegen Schleswig-Holsteins u. A. m. Diese Vorgänge wirkten auch auf andere Staaten zurück. In Würtemburg wurde auf den Widerspruch der Landstände hin die Uebereinkunft mit Rom gleichfalls außer Kraft gesetzt und das Verhältniß des Staats zur katholischen Kirche auf dem Wege der Gesetzgebung geordnet; und in Oesterreich machte man wenigstens den Versuch, eine Revision des Concordats zu erzielen, ein zunächst freilich erfolgloses Bemühen. 1861.

c. Bundestag und Bundesstaaten in der Reactionszeit.

Nicht nur die Kirche suchte die reactionäre Strömung zur Erhöhung ihrer Macht auszubeuten; auch die Regierungen und der Adel waren beflissen, die neuen Einrichtungen, welche der Revolutionssturm zu Tage gefördert, zu beseitigen oder umzugestalten. Die liberalen Minister, die doch nicht wohl die Hand zur Vernichtung ihrer eigenen Schöpfungen bieten konnten, wurden in den meisten Staaten durch Männer der conservativen oder reactionären Richtung ersetzt, die Verfassungsurkunden von den demokratischen Bestandtheilen und Reformen gereinigt, die freien Wahlgesetze umgeändert oder durch die älteren verdrängt, die Tagespresse durch Gesetze, Verordnungen und Strafbestimmungen in enge Schranken gewiesen, so daß die freie Meinungsäußerung fast eben so sehr gefesselt war, wie unter der vormärzlichen Censur; die politischen Vereine wurden unterdrückt oder strenge überwacht und alle liberalen Ideen und Institutionen in ihrer Entwickelung und Thätigkeit gehemmt. Diesen Charakter hatte die Politik, mehr oder minder schroff ausgeprägt, in Baiern, Sachsen, Würtemberg, in Baden, Der Bundestag und die Reaction.

Hessen-Darmstadt, Nassau und in fast allen kleineren Staaten. Nur wenige Fürsten hatten, wie der Großherzog von Sachsen-Weimar und der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, den festen Muth, gleich anfangs bei der besiegten Sache des Fortschritts auszuharren. Wo die Einzelregierungen nicht den Willen oder die Kraft besaßen, das fortgeschrittene Staatsleben zurückzuschrauben, da rief der Bundestag, der seit seiner Herstellung immer mehr in die alte Bahn einlenkte und den bewegten Zeitgeist wieder zur Ruhe zu bringen beflissen war, die streitenden Parteien vor sein Forum und entschied, indem er einer eigenen „Bundescentralcommission“ (Reactionsausschuß) die Prüfung und Beurtheilung der Verfassungsangelegenheiten übertrug, in der Regel im Sinne der Umkehr. Auf diese Weise wurden nicht nur beschworene Staatsgrundgesetze ohne Weiteres beseitigt, wie in Hessen-Kassel, Hessen-Homburg, Lippe-Detmold u. a. O., andere durch einschneidende Revisionen ihrer liberalen oder demokratischen Bestimmungen über Wahlordnung und Vertretung oder über die Befugnisse und Rechte der Landstände entkleidet; in einigen Ländern, wie in Hannover, Würtemberg, Mecklenburg wurden die feudalen Zustände einer überwundenen Zeit selbst über den Wunsch der Regierungen hinaus zu Gunsten der Ritterschaft und der Standesherren wieder hergestellt. Wenn bei den früheren Reactionen, wo es zunächst nur auf Unterdrückung des politischen Freisinnes und Fortschrittes abgesehen war, hauptsächlich die Bureaukratie den Mittelpunkt der Thätigkeit bildete, so traten nunmehr die privilegirten Stände, die sich durch die socialen Bewegungen der beiden Revolutionsjahre in ihren materiellen Interessen bedroht sahen, in den Vorgrund und suchten den ganzen neuen Zeitgeist durch die Rückführung vergangener Zustände auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens aus der Welt zu bannen. In diesem Bestreben suchten und fanden sie eine Stütze an dem Bundestag in Frankfurt. Damit in den freieren Staaten nicht dem Geiste des Fortschritts eine Heimstätte geschaffen und zugleich den zaghaften Regierungen ein Rückhalt geboten würde, griff der Bund mit kühner Hand in die Preßverhältnisse ein, indem er in dem Bundespreßgesetz vom 6. Juli 1854 für sämmtliche deutsche Bundesstaaten eine allgemeine Norm aufstellte. Hatte der alte Bundestag in vormärzlicher Zeit viele Schuld auf sich geladen, so blieb der restaurirte nicht hinter dem älteren Bruder zurück. Er verschmähte es nicht, einem Hassenpflug, einem Hannibal Fischer und ihren Gesinnungsgenossen die Hand zu ihren volksfeindlichen und rechtswidrigen Unternehmungen zu bieten.

Kurhessen. Das Hassenpflug'sche Regiment. Wir haben früher (S. 420 ff.) die Mittel und Wege kennen gelernt, wie Hassenpflug die Verfassung in Kurhessen zu Fall brachte und das Staatsleben mit militärischer Gewalt niederdrückte. Kaum hielt nun der Bundestag wieder seine Sitzungen in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt, so nahte sich ihm der hessische Minister, um ihn als Werkzeug für seine weiteren Pläne zu gebrauchen. Auf seine Veranstaltung erklärte ein 27. März 1852. Bundesbeschluß die hessische Verfassung vom Jahre 1831 für unvereinbar mit den Bundesgesetzen und ertheilte dem Kurfürsten den Auftrag, im Einvernehmen mit den Landständen ein neues Staatsgrundgesetz aufzurichten. Dieser Aufforderung kam die

Regierung bereitwillig nach. Unter dem noch immer andauernden Kriegszustand wurde eine Verfassungsurkunde aufgestellt und am 13. April bekannt gemacht, „aus welcher alle seit Jahrhunderten landesverfassungsmäßigen Rechte weggelassen und durch neue Bestimmungen ersetzt waren, die in der That die fürstliche Willkür statuirten". Die Fundamentalrechte, die jede landständische Verfassung dem Volke zutheilt: Mitwirkung bei der Gesetzgebung, Zustimmung zu der Steuererhebung, Einsicht in den Staatshaushalt, waren durch beschränkende, vieldeutige Bestimmungen illusorisch gemacht und die Wahl der Abgeordneten in einer Weise begrenzt und erschwert, daß kein Schatten von Freiheit bestand und der Regierung volle Gelegenheit gegeben war, alle unfügsamen Elemente von der Versammlung fern zu halten. Nach diesem noch nicht zu Rechte bestehenden Wahlgesetz wurden nun die Stände einberufen, um dem Bundesbeschluß zu genügen. Allein wie schlau man auch bei der Wahl zu Werke ging, also daß die „Ritterschaft" ein Drittel der Abgeordneten stellte, die übrigen aus Ortsvorständen, Gemeindebehörden und Landbevölkerungen hervorgingen und daß man diejenigen Mitglieder, die selbständig aufzutreten wagten, durch Amtsentsetzungen oder gerichtliche Anklagen der Rechtsbedingungen zum Eintritt in die Kammer zu berauben suchte: an dem Rechtssinn und der Festigkeit des Hessenvolkes scheiterten alle Machinationen. Zweimal machte Hassenpflug den Versuch, mit unerhörter Rechtsverletzung einen Landtag zusammenzubringen, der das neue Grundgesetz durch seine Zustimmung sanctioniren würde; die Abgeordneten beharrten bei der Gültigkeit der alten Verfassung vom Jahre 1831. Statt aber diesem Verlangen des Volkes sich zu fügen, zog man in Kassel vor, ohne alle Rechtsgrundlage zu regieren. Ohne sich um die verunstalteten „Stände" zu kümmern, ohne sich an die Bestimmungen der alten Verfassung oder des neuen Entwurfs zu kehren, ja ohne die einfachsten Rechtsgrundsätze zu beachten, wurde nach reinster Willkür gewirthschaftet. Wie Hassenpflug das bürgerliche Recht beugte und drehte, alle Mißliebigen von Amt und Geschäftsbetrieb ausschloß und das unglückliche Land sittlich und materiell niederdrückte, so mißbrauchte sein Genosse Vilmar Religion und Kirche, um eine lutherische Rechtgläubigkeit einzuführen, um die Gewissensfreiheit unter eine finstere Kirchenzucht zu beugen, um ein hierarchisches Amtsregiment aufzurichten.

Ausgang des kurhessischen Verfassungskampfes.

Hassenpflug wurde endlich in Ungnade entlassen. Da aber nur die Person, nicht das System gewechselt ward, so dauerten die kurhessischen Verfassungskämpfe noch Jahre lang fort; das Volk bestand auf seinem alten Rechte, die Regierung glaubte es ihrer Ehre schuldig zu sein, den Verfassungsentwurf von 1852 aufrecht zu erhalten; der Bundestag war bemüht, aus diesen Wirren, auf welche die Blicke von ganz Deutschland gerichtet waren, einen Ausweg zu finden, ein Mittel zu ersinnen, wie zwischen dem Volksrecht und der landesherrlichen Autorität eine Ausgleichung herbeigeführt werden möchte. Als gegen Ende der fünfziger Jahre die reactionäre Strömung zu sinken begann und die politische Luft wieder reiner und freier wurde, nahm der Verfassungskampf in Kurhessen einen bewegteren Charakter an: die öffentliche Meinung gab in der Presse, in Kammerreden, bei jeder geeigneten Gelegenheit laut ihren Unwillen kund gegen die jahrelange Mißhandlung eines biederen Volkes, das Gewalt, Tücke und Hinterlist nicht von der Loyalität gegen den Landesfürsten, aber eben so wenig von der Treue und Anhänglichkeit an sein altes gutes Recht abzubringen vermochten. Der Bundestag, der einen eigenen Ausschuß zur Prüfung und gutachtlichen Aeußerung über den Verfassungskampf niedersetzte, war getheilter Meinung, indem Oesterreich und einige Mittelstaaten, besonders Baiern, an dem octroyirten Entwurf, der hauptsächlich unter ihrem Schutz und Einfluß zu Stande gekommen, festhielten, Preußen dagegen, wo während der Regentschaft ein freisinniges Ministerium der Regierung eine andere

Richtung gab, und einige gleichgesinnte Staaten für das Recht des Volkes eintraten.
März 1860. Die letzteren erkannten im Jahre 1860 „das Zurückgehen auf die Verfassung von 1831 unter Beseitigung der darin enthaltenen bundeswidrigen Bestimmungen" als den einzig rechtmäßigen Weg zur Beruhigung des Landes; die Ausscheidung dieser „bundeswidrigen" Theile sollte aber von den Ständen selbst vorgenommen werden. Allein Preußen blieb mit seinem Vermittelungsantrag in der Minorität; die deutschen Regierungen fürchteten ein Beispiel zu geben, das auch gegen ihre einseitig eingeführten Verfassungsänderungen seine Anwendung finden könnte. Mehrere derselben hatten sich
Novbr. 1859. zu dem Behuf auf einer Conferenz in Würzburg zu einem gemeinsamen Handeln bei dem Bundestage geeinigt. So blieb denn die kurhessische Verfassungsfrage in dem bisherigen rechtlosen Zustande. Alle Versuche der Regierung, die wiederholt einberufenen Stände für ihre Vorlagen zu gewinnen, waren vergebens; es war eine Ehrensache des hessischen Volkes geworden, auf der betretenen Bahn auszuharren; jede neue Kammer forderte mit gleicher Entschiedenheit das alte Recht des Landes und legte Verwahrung ein gegen die aufgezwungenen Verfassungsbestimmungen. Da einigten sich endlich
März 1862. Oesterreich und Preußen, beunruhigt durch die wachsende Aufregung des deutschen Volkes, zu der Ansicht, „daß die endliche Herstellung eines gesicherten Rechtszustandes in Kurhessen im dringenden Interesse des Landes wie des gesammten Deutschlands liege", und beantragten am Bunde die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 „unter Berücksichtigung der bundesrechtlich verbürgten Standschaftsrechte der Mediatisirten und der Reichsritterschaft". Auch jetzt noch versuchte der Kurfürst, unterstützt von einigen Regierungen, einen entscheidenden Bundesbeschluß zu hintertreiben. Da erklärte aber Preußen, „daß es seine Action nicht länger von dem Zögern und Schwanken in Frankfurt abhängig machen dürfe" und nahm, als ein eigenhändiges Schreiben des Königs von dem Kurfürsten in einer beleidigenden Weise entgegengenommen wurde, eine drohende Haltung an. Man verlangte als Genugthuung die Entlassung des Ministeriums, und als diese verweigert wurde, rief die preußische Regierung ihren Gesandten ab und
24. Mai 1862. stellte zwei Armeecorps auf Kriegsfuß. Aber erst als Oesterreich dem Kurfürsten bedeuten ließ, daß ein weiterer Widerstand unmöglich sei, fügte er sich widerstrebend dem Bundesbeschluß, der die Verfassung von 1831 wiederherstellte, und entließ das Ministerium. Aber sein späteres Benehmen bewies, daß er nur der augenblicklichen Nothwendigkeit gewichen sei und keineswegs das Bedürfniß habe, mit seinem Volke im Frieden zu leben. Nur die Personen wurden gewechselt, um in Kurzem wieder von Gleichgesinnten ersetzt zu werden. Das System blieb unverändert.

Lippe-Detmold. Hassenpflug's Lorbeeren ließen den ehemaligen oldenburgischen Regierungsdirector in Birkenfeld Lorenz Hannibal Fischer, nicht schlafen. Er ruhte nicht, bis er den Gesinnungsgenossen noch überboten hatte. Zuerst ließ er sich von dem Bundestag den Auftrag ertheilen, die neugeschaffene Bundesflotte, die in den Tagen der Hoffnung und der nationalen Begeisterung zum Theil durch freiwillige Beiträge des deutschen Volkes geschaffen worden, zum öffentlichen Verkauf zu bringen, nachdem der Finanzminister v. Bodelschwingh es abgelehnt hatte, dem preußischen Staat das „interessante Nessushemd" zu erwerben; dann setzte er, zum Minister in Lippe-Detmold ernannt, selbst die Staatsmänner in Frankfurt in Erstaunen durch die Rechtsdeductionen und Sophismen, mittelst deren er zu beweisen suchte, daß die bisherige Ständeversammlung nach der zwischen Regierung und Volk vereinbarten Verfassung „eine usurpirte Landesvertretung von ungesetzlicher Stellung sei", und die alte Ordnung, wonach den Ständen nur eine berathende Stimme zukam, noch gesetzliche Geltung habe, und, als sich die Volksvertreter deshalb mit einer Beschwerde an den Bundestag wandten, sah er darin ein Zeichen, „wie weit der Starrsinn und die Verblendung einer systematischen

Opposition in der Mißachtung der landesherrlichen Gewalt sich zu erheben erkühne". Die Verfassungsfrage war im Lande Lippe-Detmold noch nicht zum Austrag gekommen, als Fischer während einer Reise nach Thüringen auf Befehl des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha in Haft genommen ward, wegen Majestätsbeleidigung, deren er sich in einer von ihm verfaßten Beschwerdeschrift der Sachsen-Gothaischen Ritterschaft an den Bundestag schuldig gemacht. Zwar wurde er bald gegen Caution in Freiheit gesetzt, allein der Fürst von Lippe sah sich dennoch durch diesen Vorfall veranlaßt, den Minister seines Dienstes zu entheben. An seine Stelle trat ein preußischer Beamter, mit dessen Hülfe der Landesherr seinen Krieg mit den Landständen fortsetzte und in Kirche und Schule dem liberalen Zeitgeiste entgegenwirkte. Aehnliche Vorgänge spielten in Anhalt, wo unter der Aegide einiger Rückschrittsmänner, wie Schätzell, Sintenis, Pernice eine Landschaftsordnung von mittelalterlichem Charakter mit strengster ständischer Gliederung ins Leben trat und über fünfzehn Jahre in Geltung blieb.

8. Juli 1855.

1855.

Mecklenburg.

Auch in **Mecklenburg** war in den Revolutionsjahren die Ruhe und Sicherheit des mittelalterlichen Feudalstaats unsanft gestört worden und nach manchen stürmischen Debatten ein Staatsgrundgesetz zu Stande gekommen, das, beide Großherzogthümer umfassend, neben dem Adel, der in Verbindung mit einigen bürgerlichen Gutsbesitzern und Bürgermeistern bisher allein die Ständeversammlung gebildet hatte, auch den Abgeordneten der Städte und der Landschaft Sitz und Stimme gewährte. Kaum aber waren die deutschen Volksbewegungen niedergeschlagen, so legte die adelige Ritterschaft, an ihrer Spitze einige erbberechtigte Agnaten des Fürstenhauses, Verwahrung ein gegen die Gültigkeit der neuen Verfassung und wurde in ihrem Auftreten sowohl von dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als von der „Bundescentralcommission" unterstützt. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, obwohl der neuen Ordnung zugethan, aber außer Stand, dem mächtigen Drange zu widerstehen, entließ das liberale Ministerium von Lützow und übertrug, nachdem er einen Mann des Rückschritts, den Grafen Bülow aus Preußen, in seinen Fürstenrath berufen, einem Schiedsgerichte, bestehend aus drei Staatsmännern, einem preußischen, einem hannover'schen und dem sächsischen Gerichtspräsidenten v. Langenn als Obmann, die Entscheidung über die Rechtsbeständigkeit der neuen Verfassung. Diese „Compromißinstanz" erklärte durch einen Rechtsspruch zu Freienwalde in der Mark Brandenburg die Einführung des Staatsgrundgesetzes und die Aufhebung der alten landständischen Verfassung für null und nichtig und legte dem Großherzog die Verpflichtung auf, nach Anleitung des grundgesetzlichen Erbvergleichs vom Jahre 1755 einen neuen Landtag zu berufen. Dieser Rechtsspruch versetzte der mecklenburgischen Verfassung den Todesstoß. Vergebens strengte die liberale Partei unter der Führung des charakterfesten Landtagsabgeordneten Moritz Wiggers alle Kräfte an, das beschworene Recht vor der heranschwellenden Fluth der Reaction zu retten; der Landtag von Malchin, bei welchem die Ritterschaft weitaus die Mehrheit bildete, führte Mecklenburg wieder in die alten Bande des Feudalismus zurück. Das Staatsgrundgesetz wurde abgeschafft, die Abgeordnetenkammer durch den zuchtlosen mittelalterlichen Landtag mit seinen stabgeschmückten Marschällen verdrängt und eine schonungslose Reaction mit Anklagen, Amtsentsetzungen und Verfolgungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eingeleitet. Was die Privilegirten in ganz Deutschland anstrebten, das erwarb somit der mecklenburgische Grundadel im vollen Umfang: Die Rückführung einer hundertjährigen Vergangenheit. Der Großherzog, der sich anfangs mit Sträuben auf den Weg der Umkehr und des Rückschritts begab, ließ sich, um den grollenden Adel wieder mit dem Hofe auszusöhnen, mehr und mehr in die Atmospäre hineinziehen, welche drei finstere Mächte, das Junkerthum, die Bureaukratie und das hochkirchliche Lutherthum über das unglückliche Ländchen an der

11. Septbr. 1850.

15. Febr. 1851.

Ostsee verbreiteten. Seitdem hat Mecklenburg mit Kurhessen den traurigen Vorzug genossen, den öffentlichen Blättern Deutschlands reichen Stoff zu überraschenden Berichten zu liefern. Die Männer des Rückschritts begnügten sich nicht mit dem Sieg, sie dürsteten auch nach Triumph und Rache. Die Gerichte wurden mit „Hochverrathsprozessen" überhäuft; die Gefängnisse füllten sich mit „Demokraten" und „Communisten"; die Lehrstühle und Kirchenämter wurden mit symbolgläubigen Eiferern besetzt; die Presse und die politischen Vereine wurden unterdrückt oder durch Gerichtsverfolgungen und Polizeiüberwachung in allen Lebensäußerungen gehemmt; dafür wurde die Spielpacht in Dobberan erneuert und das patriarchalische Regiment der grundherrlichen Ritterschaft mit allen Vorrechten einer entschwundenen Vergangenheit zurückgeführt. Noch in späterer Zeit, als in allen andern Ländern ein frischer Luftzug das schwere Gewölk der Reaction bereits zu zerstreuen begonnen, wurde die Welt durch ein Gesetz überrascht, welches den mecklenburgischen Gutsherren das Recht der Prügelstrafe über die gutshörigen Leute in die Hand gab. Und damit kein Zug einer finstern Vergangenheit dem Lande erspart bleibe, wurde die kirchliche Rechtgläubigkeit auch gegenüber den Katholiken aufrechterhalten, wie in Tirol gegenüber den Protestanten. Einzelne Religions-Bekehrungen unter dem grundherrlichen Adel (z. B. Kettenburg) erfüllten die Hochwächter des lutherischen Zion mit Besorgniß über ihre Alleinherrschaft; und so wetteiferten sie denn mit dem Klerus des südlichen Berglands im Eifer für die Reinerhaltung des Glaubens der Väter durch Fernhaltung aller Andersdenkenden. Allein wenn die mecklenburger Grundherren geglaubt haben, daß die Rückführung veralteter Formen genüge, um die gute alte Zeit in allen Erscheinungen wieder aufleben zu lassen, so wurden sie bald zu ihrem eigenen Schaden gewahr, daß man Freiheit und Menschenrechte nicht ungestraft verletzt. Die Auswanderung nahm in solchem Maße überhand, daß sich bald ein fühlbarer Mangel an Arbeitskräften einstellte.

Hannover. Neben Mecklenburg und Kurhessen litt besonders das Königreich Hannover unter dem Druck der Reaction. In den stürmischen Tagen des Jahres 1848 hatte auch der alte König Ernst seinen harten Sinn gebeugt und unter dem Ministerium Stüve dem Lande nicht nur eine liberale Verfassung mit zwei Kammern gegeben, sondern auch im Gerichtswesen, in der Verwaltung und in andern Gebieten des Staatslebens zeitgemäße Reformen bewilligt, wobei ihn die Ritter und Junker bereitwillig unterstützten, ja aus Furcht vor den demokratischen Bewegungen und im Bewußtsein früherer Verschuldungen die Neuerungen förderten. Kaum aber hatte sich die revolutionäre Fluth in Deutschland verlaufen, so faßte auch die hannover'sche Ritterschaft wieder neuen Muth. Zunächst suchte sie die noch nicht vollzogenen Verwaltungsreformen, vor Allem die Umgestaltung der Provinziallandschaften zu verhindern, um dann allmählich zum Kampf wider das neue Staatsgrundgesetz vorzuschreiten. Als nämlich die Regierung mit Zustimmung des an seinem Wort festhaltenden Königs die alten Provinziallandschaften, worin bisher die ritterschaftlichen Grundbesitzer die entscheidende Stimme geführt hatten, in der Art umgestalten wollte, daß sie als eine Vertretung der Stadt- und Landgemeinden gelten konnten, wendeten sich die Ritterschaften an den Bundestag und erwirkten einen Beschluß, „daß vorerst mit Gesetzen und Verfügungen gegen die bestehenden Provinziallandschaften inne zu halten sei". Der König und das Ministerium hätten ein solches Einschreiten des Bundes in die inneren Landesangelegenheiten wohl nicht ruhig hingenommen; aber schon im nächsten Monat starb Ernst August, und sein Sohn Georg V., ein durch seine Blindheit von äußeren Einflüssen abhängiger und in aristokratischen und hochkirchlichen Gedankenkreisen sich bewegender Fürst, bestieg den Thron. Nun unterblieb nicht nur die beabsichtigte Reorganisation der Provinziallandschaften, sondern es trat auch in andern Dingen eine Umkehr ein und die Regierung

Octbr. 1851.

18. Novbr.

war beflissen, so viel als möglich den Interessen des Herrenstandes Rechnung zu tragen. Wenn übrigens die Minister und Landstände hofften, durch solche Concessionen den Adel zu befriedigen und von einem Sturm auf die Landesverfassung abzuhalten, so waren sie in großem Irrthum; mit den Zugeständnissen stiegen seine Forderungen; das sichtbare Trachten, ihn zu beschwichtigen, erfüllte den Adel mit den Hoffnungen und Ansprüchen, alle verlornen Rechte wieder zu gewinnen. Es genügte nicht, daß man eine Revision der Verfassung in Aussicht stellte, worin die Erste Kammer im Interesse des grundherrlichen Adels eine gänzliche Umwandlung erfahren und das Wahlrecht abgeändert werden sollte; das ganze Verfassungswerk sollte fallen. Selbst der König zögerte, diesen äußersten Schritt zu thun. Er ließ die Commissarien der Ritterschaften vor sich kommen und theilte ihnen die Punkte mit, welche die Regierung zu gewähren 5. April 1853. bereit sei. Da antwortete der Schatzrath v. Bothmer, wegen seiner hohen und gebückten Gestalt und seiner frommen Richtung vom Volke „die lange Trauerweide" genannt, „in einem Tone, der an Reinecke Fuchs erinnert": Ihre Pflichten gegen die Monarchie, wie gegen den Glauben, in dem sie aufgewachsen, gegen das Land und dessen wahre Wohlfahrt verwehrten ihnen auf das Anerbieten einzugehen. König Georg wurde gerührt durch die pathetische Betheuerung der Treue und Anhänglichkeit der Ritterschaft an das Welfenhaus und an das wahre Christenthum, und machte sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, solche loyale Gesinnung würdig zu lohnen und die Ritterschaft wieder um seinen Thron zu schaaren. Doch mußte man vorsichtig zu Werke gehen. Da alle Versuche, die Stände selbst zu solchen Beschlüssen und Revisionen zu bringen, die den Charakter und Zweck des Grundgesetzes vernichtet hätten, erfolglos waren und die Stimmung im Volke, wie sie sich durch die Wahlen kund gab, unruhige Auftritte befürchten ließ, so mußte man sich zunächst der Bundeshülfe versichern und die Sache in solchen Gang leiten, daß die hannover'sche Regierung sich mit dem Scheine eines Zwanges durch die höhere Gewalt decken konnte. Die Ritterschaft hatte nämlich wiederholt bei dem Bundestag Beschwerde erhoben wegen Vorenthaltung ihres Zustimmungsrechts bei Verfassungsänderungen, sowie wegen Entziehung der Standschaft in der Ersten Kammer. Die hannover'sche Regierung, vom Bundestag zur Erklärung aufgefordert, antwortete in einer (von G. Zimmermann verfaßten) Denkschrift, daß die ritterschaftliche 16. Novbr. 1854. Beschwerde gegründet und die Verfassungsurkunde vom Jahre 1848 nicht auf gesetzmäßige Weise zu Stande gekommen, somit nicht rechtsbeständig sei. In Folge dieser Darlegung richtete der Bundestag, der sich in den Jahren 1838 und 1839 für incompetent erklärt hatte, in der Beschwerde des hannover'schen Volkes gegen den offenkundigen Verfassungsbruch einzuschreiten, nunmehr an die hannover'sche Regierung die Aufforderung, die bestehende Verfassung und Gesetzgebung des Königreiches in der Art 12. April 1855. abzuändern, daß sie mit den Grundgesetzen des Bundes übereinstimme und die ritterschaftlichen Beschwerden daraus entfernt würden. So war denn die Regierung autorisirt, die verhaßte Verfassung, deren Rechtsgültigkeit von dem König beschworen und wiederholt versichert worden, ins Grab zu legen. Die Ausführung wurde einem neuen Ministerium übertragen, dessen Seele Herr v. Borries war, ein Edelmann von mäßigen Gütern und Gaben, aber ein ergebener Diener seines königlichen Herrn, dessen pecuniäre Wünsche er auf alle Weise zu befriedigen suchte, und ein willfähriges Werkzeug der Junker und Ritter. Als Einleitung wurde der Bundesbeschluß über Presse und Vereinswesen bekannt gemacht, theils um die Willfährigkeit gegenüber dem Bundestage darzuthun, theils um der aufgeregten Stimmung des Landes, die sich in zahllosen Adressen für Aufrechterhaltung der Verfassung aussprach, sicherer begegnen zu können. Dann erfolgte die Einberufung der Stände in der bisherigen Ordnung. Mit der 16. Juni 1855. größten Spannung erwartete das hannover'sche Volk die Entwickelung des Dramas,

dessen Fäden so fein und von so langer Hand gelegt waren. Man wollte gern einen Theil der Schuld auf die Versammlung wälzen, daher wurde der Staatsstreich durch einige Vorgefechte und parlamentarische Scheinkämpfe eingeleitet, aus Furcht, eine allzu acute Action möchte die Aufregung zu öffentlichen Volksbewegungen steigern. Die Regierung legte daher den Ständen die Grundzüge einer Revision der bestehenden Verfassung vor, welche das innerste Wesen derselben veränderte und den Zweck des ganzen Werkes illusorisch machte, wobei das Ministerialschreiben noch die Hoffnung aussprach, „daß die richtige Erkenntniß der vorliegenden Verhältnisse die Stände zu jener besonnenen und patriotischen Erwägung führen werde, welche allein eine gedeihliche Entwickelung auf dem jetzt betretenen Wege zu schaffen vermöge". Als Antwort hierauf stellte ein Verfassungsausschuß unter der Leitung von Stüve in einer Adresse an den
10. Juli 1855. König die Bitte, er möge Maßregeln ergreifen, geeignet, die Souveränetät der Krone, die Selbständigkeit des Königreichs und die Rechtsbeständigkeit der Verfassung sicher zu stellen. Dies führte die Entscheidung herbei. Nachdem das Ministerium durch den Eintritt einiger reactionären Mitglieder des hohen Adels die erforderliche Einheit und Energie erhalten, wurde die Versammlung aufgelöst und durch königliche Verordnung vom 1. August „in Gemäßheit des Bundesbeschlusses vom 19. April" eine Reihe von Gesetzen octroyirt, welche in ihren wesentlichen Bestimmungen die Staatseinrichtungen von 1840 herstellten und die vertragsmäßige und beschworene Verfassung des Jahres 1848 außer Geltung setzten. Die Aufhebung der Ministerverantwortlichkeit, die Mehrung der königlichen Machtbefugnisse, die Verwandlung der Ersten Kammer in eine Adelskammer, die Beschränkung der Wahlfreiheit für die zweite Kammer, die Minderung der Rechte der Landstände und der ihrer Mitwirkung und Zustimmung vorbehaltenen Fragen und Entscheidungen, waren die wichtigsten und eingreifendsten Bestimmungen des restaurirten Staatsgrundgesetzes. Das Volk nahm die königlichen Verordnungen ruhig hin, wenn auch hie und da unter Rechtsverwahrungen bei neuen Wahlen; die Beamten und Richter, welche die Rechtsgültigkeit der octroyirten Verfassung in Frage zu stellen wagten, wurden durch „Maßregelungen" und durch eine strenge Staatsdienerordnung zum Schweigen gebracht. So konnte denn die Regierung, ohne von der fügsamen Ständeversammlung in ihrem Gange gehemmt zu werden, in dem altgewohnten Geleise fortfahren. Doch gaben Finanzgesetze von tiefgehender Wirkung (Vereinigung der königlichen Kasse mit der Landeskasse und Ausscheidung des Domanialguts) zu Gunsten der Krone Zeugniß von der gesteigerten Herrschergewalt des Königthums in Hannover.

2. Die deutschen Großmächte.

a. Oesterreich.

Schwierige Finanzlage. Die reactionären Bestrebungen in den deutschen Bundesstaaten fanden einen starken Rückhalt an den beiden deutschen Großmächten Oesterreich und Preußen. Der Kaiserstaat hatte den Riesenkampf der Jahre 1848 und 1849 glücklich überwunden und war noch stark genug gewesen, den Bundestag wieder von den Todten zu erwecken, den verhaßten Rivalen im Norden zu demüthigen, den verlassenen Bruderstamm an den nördlichen Meeren gefesselt seinem feindlichen Zuchtmeister auszuliefern und das Ringen der deutschen Völker nach einem freien

und würdigen Staatsleben zu erdrücken. Aber diese Erfolge waren mit schweren Opfern erkauft worden. Die Unterhaltung einer unermeßlichen Militärmacht, die zur Unterdrückung der innern Bewegungen unter den Waffen stehen und die auch nach dem gewonnenen Siege zur Ueberwachung und Zähmung der mißvergnügten Völker und zur Beschützung der Grenzen in gleicher Stärke bleiben mußte, legte der Regierung unerschwingliche Kosten auf, welche, verbunden mit den hohen Ausgaben für Polizei und Verwaltung, den Staatshaushalt in unheilbare Zerrüttung brachten. Die Staatsschulden mehrten sich ins Endlose, und da die Zinsen größtentheils ins Ausland flossen, so verschwand im Kaiserreiche selbst alles Metallgeld aus dem öffentlichen Verkehr und mußte bis auf die Scheidemünze herab durch Papierscheine ersetzt werden. Eine schwankende Valuta hemmte den Geld- und Wechselverkehr mit dem Auslande und hielt jeden Aufschwung nieder. Der Credit sank immer tiefer, und da die Nationalbank von der Regierung abhängig war, so theilte sie auch das Mißtrauen des Publicums in die finanzielle Solidität, so daß ihre Noten, die nicht versilbert werden konnten, nur durch Zwangscours sich erhielten. Selbst die Ueberlassung von Octbr. 1855.
Staatsgütern an die Bank im Betrag der Schuld war nicht vermögend, eine dauernde Abhülfe zu schaffen. Wie reich und mannichfaltig auch die Hülfsmittel des großen Staats sein und wie hoch auch die Summen sich belaufen mochten, welche die schwere Besteuerung aller Güter, Einkünfte und Erwerbsquellen sowie die Zölle und Abgaben aller Art in die Staatskassen lieferten; die Ausgaben überstiegen die Einnahmen um viele Millionen; alljährlich nöthigte ein beträchtliches Deficit die Finanzverwaltung neue Wege zur Deckung zu suchen. Bei der Abneigung der österreichischen Aristokratie gegen Staatspapiere und Geldspeculationen und bei dem durch die eigenthümliche Beschaffenheit des Kaiserstaats mit seiner bunten Völkermischung und seinen nationalen Antipathien erklärbaren Mangel an Gemeingeist und Patriotismus konnten die Versuche, durch freiwillige Nationalanlehen die Bedürfnisse zu decken, nicht den Fortgang haben wie in England oder Frankreich. Auch die Ueberlassung der Staatseisenbahnen auf eine lange Reihe von Jahren an französische Gesellschaften für beträchtliche 1858.
Summen, die Veräußerung von Kohlengruben, Staatsländereien u. dgl. m. brachten nur eine vorübergehende Erleichterung, welche durch die fruchtlose Theilnahme Oesterreichs an dem russisch-orientalischen Kriege wieder dahinschwand. Unter solchen Umständen konnte es nur als eine leere Ostentation gelten, daß die österreichische Regierung während der durch Ueberspannung der Credit- und Wechselverhältnisse ausgebrochenen Geld- und Handelskrisis im November 1857 Novbr. 1857.
dem bedrängten Handelsstande Hamburgs mit einem Darlehn von zehn Millionen Gulden zu Hülfe kam. Die österreichische Finanzwirthschaft krankte an schweren Wunden, die in ihrer ganzen Tiefe und Unheilbarkeit in dem italienischen Kriege zu Tage traten. Mit der Erkenntniß dieses trostlosen Zustandes gab sich aber auch die Nothwendigkeit kund, durch eingreifende, das gesammte

Staatswesen umfassende Reformen dem Nothstande abzuhelfen und den Credit neu zu beleben. Der Friede von Villafranca setzte der bisherigen Politik und Finanzverwaltung ein Ziel; und wenn auch die Reformpläne, die von der Zeit an auf allen Gebieten des österreichischen Staatslebens in Angriff genommen oder entworfen wurden, zum großen Theil unvollendet geblieben oder an mächtigen Hindernissen gescheitert sind, so ist mit jener Periode doch ein neues politisches Leben erwacht, der Bruch mit dem alten verjährten System ernstlich versucht worden.

Reactionäre Strömungen. Wie in den meisten Ländern Europa's und insbesondere Deutschlands, war auch in Oesterreich die reactionäre Partei bemüht, Alles, was die Revolutionsjahre ins Leben gerufen, in das Grab der Vergessenheit zu legen. Es ist ein trauriges Zeugniß der geistigen Armuth der Zeit und des Mangels an Schöpferkraft des lebenden Geschlechts, daß man nach Beseitigung der „Märzerrungenschaften" keine neuen Institutionen zu schaffen vermochte, sondern alles Heil in der Rückkehr zu den abgestorbenen und verlotterten Zuständen der Vergangenheit suchte. Nirgends hatte sich die absolute Monarchie so sehr in ihrer ganzen Impotenz und Unfruchtbarkeit gezeigt, als in dem Metternich'schen Kaiserstaat; und dennoch hatten die Rathgeber des jugendlichen Kaisers Franz Joseph nichts Dringenderes zu thun, als ihn zu veranlassen, die „in der Eile und nach fremden Mustern gearbeitete Märzverfassung" aufzuheben und das alte Regiment wieder herzustellen. Fürst Metternich, nach verlaufener Sturmfluth wieder in die Kaiserstadt zurückgekehrt, lebte noch lange genug, um den gefällten Staatsbaum von Neuem aufrichten zu sehen, aber die faulen und todbringenden Früchte kamen erst nach seinem Hingange (11. Juni 1859) zur vollen Erscheinung.
31. Decbr. 1851. Die kaiserlichen Patente vom 31. December 1851, durch welche die von Franz Joseph noch nicht beschworene Reichsverfassung mit ihren liberalen Einrichtungen außer Wirksamkeit gesetzt, die absolute Monarchie wieder eingeführt, die Ministerverantwortlichkeit nur gegenüber der Person des Kaisers festgestellt und der Staatsrath zum Rath des Kaisers und der Krone erklärt wurde, erzeugten keine Aufregung. Die unter dem Scepter Oesterreichs vereinigten Völkerstämme hatten zu wenig Gesammtinteresse, als daß sie sich für eine Staatsform hätten begeistern sollen, die sie zum Theil nicht begriffen, zum Theil nicht wollten, und von deren Wirkungen sie noch keine Erfahrungen hatten. Wie sollten die Völker deutscher, ungarischer, italienischer und slavischer Zunge und Abkunft, die bisher kaum durch ein anderes Band als Militär, Polizei und Büreaukratie umschlungen waren, nun auf einmal den Wunsch nach einer Vereinigung durch eine gemeinsame Reichsverfassung und Gesetzgebung in sich tragen? War doch das ganze Streben der ungarischen und italienischen Revolutionsbewegung mehr auf Lösung als auf Stärkung des österreichischen Reichsregiments gerichtet gewesen! Aber diese Resignation, womit die österreichischen Völker die Entfernung einer ungewohnten Staatsform hinnahmen, war kein

Zeichen der Zufriedenheit; vielmehr freuten sich die nichtdeutschen Nationalitäten, daß sie sich nun um so ungehemmter ihren Sonderbestrebungen hingeben konnten. Und gerade darin lag für den Kaiserstaat das Verderbliche, daß durch die Aufhebung der Reichsverfassung jedes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit unter den Stämmen erstickt war, während das erwachte National- und Stammesgefühl in seiner vorigen Kraft blieb, daß die centrifugale Strömung mit großer Heftigkeit fortdauerte, während der hergestellte Absolutismus nicht mehr die alte überwältigende Kraft besaß. Als Fürst Schwarzenberg, der hochfahrende rücksichtslose Staatsmann, welcher das gedemüthigte Preußen zum Rang eines Mittelstaats herabdrücken wollte, plötzlich aus dem Leben schied, wurden † 5. April 1852.
unter seinem Nachfolger Graf Buol-Schauenstein Versuche gemacht, mit Preußen ein freundlicheres Verhältniß herbeizuführen. Der Kaiser stattete dem Berliner Hof einen Besuch ab, und der Finanzminister Baron Bruck, ein 17—21. Decbr. 1852.
Elberfelder protestantischer Confession, der einst als Buchhändler in Bonn schlechte Geschäfte gemacht, dann aber während eines längeren Aufenthaltes in Triest durch Umsicht, Thätigkeit und Glück zu Vermögen und Ansehen gekommen war, suchte auf materiellem Gebiet bessere Beziehungen zu Preußen und Deutschland anzuknüpfen. Aber die Kluft, welche die Jahre 1849 und 1850 aufgerissen, konnte nicht wieder geebnet werden. Und auch in Oesterreich selbst waren die alten Regierungskünste nicht mehr wirksam. Das absolutistisch-klerikale System der Metternich'schen Zeit, dem vor Allem der Minister Alex. Bach, einst Demokratenhaupt in der Wiener Revolution, dann bekehrter Reactionär und Papist, sowie der vieljährige Unterrichts- und Cultusminister Graf Leo Thun, der Jesuitenfreund, huldigten, hatte seine Macht verloren. Umsonst versuchte man in der überlieferten Weise durch strenge Gesetze über die Presse und das Vereinswesen die Geister in die alten Bande zu schlagen und wo die Aufregung die gesetzlichen Schranken durchbrach, wie in Italien, Ungarn und schließlich auch in Galizien, auf einige Zeit das Kriegsrecht walten zu lassen; es waren Mächte wach geworden, die sich nicht unterdrücken ließen, es waren Ideen von Freiheit und nationaler Selbstbestimmung in die Welt getreten, welche die Fesseln des alten Polizeistaats sprengten. Der Mordversuch, den Joseph Libenyi 18. Febr. 1853.
aus Ungarn wider den Kaiser unternahm, als dieser sich auf den Festungswällen der Hauptstadt erging, war nicht die Folge einer Verschwörung, sondern nur die verbrecherische That eines Einzelnen; aber es war doch ein merkwürdiges Zeichen der herrschenden Aufregung in dem sonst so getreuen Oesterreich.

Die Regierung erkannte auch bald, daß durchgreifende Reformen in allen Heilungsversuche.
Zweigen des öffentlichen Lebens, wie in der Rechtsstellung der Unterthanen nicht länger zu umgehen seien, und sie ließ es an Eifer und Thätigkeit nicht fehlen. Die Rechtspflege wurde durchgängig verbessert; in Ungarn suchte man durch eine neue Eintheilung in fünf Verwaltungsgebiete mit einem Oberstatthalter einen

gesicherten Rechtszustand zu begründen und die nationalen Antipathien durch mancherlei Zugeständnisse zu tilgen, und man betrachtete es als ein glückliches Vorzeichen, daß die von Kossuth einst vergrabene uralte ungarische Königskrone
8. Septbr. 1853. sammt den Kronjuwelen entdeckt und dem Habsburger Herrscherhaus wieder zugestellt wurde. Aber in diesem Lande hatte das Schwert der Rache zu tiefe Wunden geschlagen, war in das nationale Leben ein zu tiefer Schnitt geführt worden, hatte die siegende Reaction das Ehrgefühl der alten Familien zu schwer verletzt, als daß die Nation sich hätte entschließen können, über dem Grabe ihres Glücks, ihres Wohlstandes und ihrer Freiheit die Hand zur Versöhnung zu reichen und anzunehmen. Trotz einer Milderung der Strafurtheile bei Gelegen-
Sommer 1856. heit einer Reise des Kaisers und seiner Gemahlin nach Ungarn war die Zahl der verbannten und flüchtigen Patrioten, die sich im Auslande umhertrieben und die Gluth des Hasses in ihren Landsleuten lebendig zu erhalten bestrebt waren, noch zu groß, als daß hier der schwellende Strom der Leidenschaft in einen ruhigen Lauf hätte geleitet werden können. Oftmals ging die Fluth des Widerstandes so hoch, daß neue Erhebungen zu befürchten standen; und mancher ungarische Patriot hat sich den Gefahren und Versuchungen in dem sturmbewegten politischen Leben und dem Zwiespalt der Parteiung durch düstern Selbstmord entzogen (Graf Szechenyi † 7. April 1860; Graf Teleky 8. Mai 1861.) Auch in andern Ländern hatte Oesterreich heftige Widersacher zu bekämpfen, tiefwurzelnde Vorurtheile zu überwinden; doch schnitt man hier nicht, wie in Ungarn und Italien, die Wege der Verständigung und Versöhnung gänzlich ab; man erkannte den guten Willen der Regierung, durch neue Kreiseintheilungen, durch Verbesserung der Verwaltung und des Gerichtswesens, durch Wiederbelebung der Provinziallandtage die inneren Schäden allmählich zu heilen, den Bedürfnissen der Zeit und den Forderungen des Culturlebens gerecht zu werden, und die mittleren Stände ergriffen mit Freude und Zufriedenheit die Vortheile, die ihnen die Auflösung des Urbarialverbandes und die Entlastung des Grundes und Bodens brachten, eine großartige sociale Umgestaltung aller Besitzverhältnisse, welche die Regierung Jahre lang mit unverdrossenem Fleiß und manchen schweren Opfern ins Leben gerufen hat. Und wenn auch die hochgestellten katholischen Ultras, welche als eine mächtige Camarilla den Kaiserthron umstanden, Einfluß genug besaßen, das erwähnte Concordat mit dem päpstlichen Stuhle zuwege zu bringen und es trotz der Schläge, welche die öffentliche Meinung gegen dasselbe führte, aufrecht zu erhalten; so mußten sie doch auch geschehen
1. Septbr. 1859. lassen, daß durch ein kaiserliches Patent die kirchlichen Verhältnisse der ungarischen Protestanten geregelt und im ganzen Reich den Bekennern der protestantischen Confessionen bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Katholiken und die Ausbildung ihres kirchlichen Glaubens- und Gemeindelebens eingeräumt ward. (S. 53.) Freilich besaßen sie immer noch Macht genug, der Ausführung und praktischen Geltendmachung des geschriebenen Rechts, besonders des Ehegesetzes, durch Ränke

und Intriguen, durch Aufstellung von Ausnahmen und durch parteiische Entscheidungen in streitigen Fragen manches Hinderniß zu schaffen.

So wenig auch das absolut-monarchische Regiment in Oesterreich den Zeitbedürfnissen entsprach, die aristokratisch-klerikale Partei im Bunde mit der Militärmacht und dem Beamtenthum hätte dasselbe noch länger erhalten, wäre nicht durch den italienischen Krieg die ganze Schadhaftigkeit in ihrer furchtbaren Gestalt zu Tage getreten und hätte nicht die gänzliche Zerrüttung des Staatshaushaltes und die Unmöglichkeit, ohne durchgreifende politische Reformen das erschütterte Vertrauen der Finanzwelt zu heben, zu der Nothwendigkeit geführt, mit dem alten System gründlich zu brechen und durch Gewährung einer Reichsverfassung eine Controle und Bürgschaft für die rathlose Geldlage zu schaffen. Hatte die österreichische Regierung schon im Friedensmanifest vom 15. Juli 1859 die Nothwendigkeit anerkannt, „nunmehr ihre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Entwickelung der geistigen und materiellen Kräfte des Staats und zeitgemäßen Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung zu widmen" und bald darauf offen eingestanden, „daß ererbte Uebelstände und ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände" dem Vaterlande ebenso tiefe Wunden geschlagen hätten, als der unglückliche Feldzug; so wurden doch alle Befürchtungen, welche dieses Geständniß in den mißtrauischen Völkern erregen mußte, durch die nachfolgenden Entdeckungen und Ereignisse weit überboten. Als es an den Tag kam, daß die österreichische Regierung heimlich das Nationalanlehen um 111 Millionen überschritten habe; als die Gerüchte von Betrug und Unterschleif hochgestellter Personen, die von Mund zu Mund gingen, durch gerichtliche Untersuchungen sich als Wahrheit herausstellten; als die Kunde, daß der verhaftete General Eynatten im Gefängniß Hand an sich selbst gelegt, daß der gewandte, talentvolle Finanzminister Bruck, tief gehaßt von den feudal-klerikalen Hof- und Adelskreisen, kurz nach seiner Entlassung in einem Anfall von Trübsinn oder Verzweiflung sich in seinem Schlafgemach den Tod gegeben, daß der Bankdirector Robert gleichfalls durch Selbstmord geendet und ein anderer hochgestellter Mann der Handels- und Finanzwelt, der Director der Creditanstalt in Triest, Richter, wegen Betrugs in Anklagestand gesetzt und weniger im Bewußtsein der Schuld, als in Folge der fieberhaften Aufregung gestorben sei, daß mehrere angesehene Kaufleute in Haft und Untersuchung genommen, als die Kunde von diesen Vorgängen die Welt mit Entsetzen und Grauen erfüllte über die sittlichen Zustände in den höheren Lebenskreisen: da wurde es Jedermann klar, daß Oesterreich nur durch einen gründlichen Bruch mit der Vergangenheit vom Untergange gerettet werden könne, daß nur eine politische Wiedergeburt den gesellschaftlichen und finanziellen Ruin abzuwenden vermöge. Aber so mächtig waren noch immer die alten Anschauungen und Vorurtheile, daß noch ein ganzes Jahr mit halben Maßregeln und Experimenten vergeudet wurde, ehe man aufrichtigen Herzens in das constitutionelle Leben eintrat, ehe man sich entschloß, das Volk zur Theilnahme an dem Staatshaushalt und der Gesetzgebung herbeizu-

Marginalia: Umschwung und Reformen. — 1859. — 1860. — 8. März. — 23. April.

ziehen und an der Stelle des monarchischen Selbstregiments einen parlamentarischen Rechtsstaat aufzurichten. Wohl wurden schon während des Jahres 1860, nachdem an die Stelle von Buol-Bach das Ministerium Rechberg-Goluchowski getreten war, mancherlei Reformen eingeführt, welche dem zerrütteten Finanzwesen aufhelfen und die Aufregung in Ungarn beschwichtigen sollten. So folgte der Er-
27. Decbr. 1859. richtung einer aus sieben sachkundigen Finanzmännern bestehenden „Staatsschulden-
5. März 1860. commission" die Einsetzung des „verstärkten Reichsrathes", um die Finanzlage des Staats und allgemeine Gesetzvorlagen zu prüfen, jedoch ohne das Recht der Initiative. Aber schon nach einigen Monaten sah sich der Kaiser veranlaßt, den
Mai. Ungarn neue Zugeständnisse zu machen und die Rechte des verstärkten Reichsraths dahin zu erweitern, „daß in Zukunft die Einführung neuer Steuern und
19. Juli. Auflagen, so wie die Erhöhung der bestehenden Steuern und die Aufnahme neuer Anlehen nur mit seiner Zustimmung stattfinden solle". Doch wagte man noch nicht zum eigentlichen Verfassungsbau vorzuschreiten. Man versuchte, durch Preisgeben einiger Außenwerke die innere Burg des Absolutismus noch zu retten.
20. Octbr. Erst am 20. October brachte ein kaiserliches Manifest die Grundzüge der zukünftigen Verfassung Oesterreichs, kraft deren Ungarn seine frühere Organisation, so weit sie sich mit den neuen Verhältnissen vereinigen ließ, zurück erhielt, alle anderen Kronländer für ihre besonderen Anliegen eigene Landtage bekommen und die gemeinsamen Interessen mit einem zum Theil vom Kaiser, zum Theil von den Landtagen zu beschickenden Reichsrath verhandelt und erledigt werden sollten. Und selbst jetzt noch verkümmerte man die Gabe durch beschränkende Bestimmungen über die Zusammensetzung der einzelnen Landtage, indem darin dem Adel und Klerus ein unverhältnißmäßiger Antheil an der Vertretung eingeräumt war. Wie wenig die Statuten den Anschauungen der Zeit entsprachen, ließ sich aus der allgemeinen Unzufriedenheit erkennen, mit der die öffentliche Meinung dieselben aufnahm.

Das Februarpatent. Dies bewog endlich den Kaiser, das bisherige Ministerium zu ändern und den Ritter v. Schmerling, dessen Name für eine liberalere Richtung Bürgschaft leistete, an die Spitze der inneren Verwaltung zu stellen. Sein von dem Kaiser gebilligtes Programm setzte für die Landschaften an die Stelle der ständischen Vertretung die der Interessen, besonders des Grundbesitzes, verstärkte den Reichsrath in der Mitgliederzahl und verlieh beiden das Recht der Initiative und der Oeffentlichkeit und den Landtagen directe Wahl für den Reichsrath. Auf Grund-
26. Febr. 1861. lage dieses Programms wurde dann die Februar-Verfassung ausgearbeitet, durch welche Oesterreich in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrat, und deren Ausbau fortan das eifrigste Anliegen der Regierung sein mußte. Es bedurfte der ganzen Kraft und Energie des Staatsministers v. Schmerling, die Ausführung eines Werkes durchzusetzen, gegen das sich von manchen Seiten hartnäckiger Widerstand erhob. Den Anhängern des Absolutismus, bei Adel und Klerus noch zahlreich und mächtig, war die bloße Idee von verfassungs-

mäßigen Volksrechten ein Gräuel, und sie waren wenigstens in Tirol noch einflußreich genug, die Durchführung der liberalen Grundgedanken, vor Allem die Gleichberechtigung der Protestanten, zu hintertreiben und das „getreue" Volk zu dem Bittgesuche an den Kaiser zu bewegen, daß er sie vor der „Besudelung durch den Pesthauch einer schlechten Zeit" bewahren möge. Ein noch heftigerer Gegner erstand jedoch dem neuen Reichsgesetze in der nationalen Antipathie der nichtdeutschen Stämme gegen jede Gesammtstaatsverfassung. Nicht nur in Venetien, wo die Einführung einer Landesverfassung einem „geeigneteren Zeitpunkt" vorbehalten werden mußte, und in Ungarn, wo man die dargebotene Organisation und Gesetzgebung mit der Grundbedingung einer Gesammtstaatsverfassung „achtungsvoll bei Seite legte", und auf ein von den Erblanden Oesterreichs völlig getrenntes Staatswesen hinarbeitete, das nur in dem gemeinsamen Oberhaupte einen Vereinigungspunkt haben sollte (die sog. Personalunion), erhob sich ein heftiger Widerspruch gegen die Februarverfassung; auch in Böhmen, Galizien und andern Provinzen trat die nationale Partei mit mehr oder minder Heftigkeit dagegen auf, also daß die Wahlen zum Reichsrath nur unvollständig und unter Verwahrungen vorgenommen wurden. Wer nicht die „historisch-politischen Individualitäten" als höchsten Glaubenssatz gelten lassen wollte, wurde beschuldigt, daß er „den Boden Garibaldi's betrete". In Ungarn erreichte, trotz der Mahnung des Cardinal-Primas und anderer gemäßigten Edelleute, die dargebotene Friedenshand nicht zurückzustoßen, und trotz der versöhnenden und ausgleichenden Thätigkeit des patriotischen Staatsmannes Franz Deak, die nationale Bewegung eine solche Höhe, daß die Verwaltung und Rechtspflege gänzlich gelähmt wurde, daß man der Regierung die Steuern und die Aushebung zum Militär verweigerte, so lange nicht ein für das Königreich Ungarn nebst Siebenbürgen und Kroatien frei gewählter Landtag seine Einwilligung dazu gegeben; daß Anarchie und Terrorismus im Bund einen Zustand herbeiführten, der von Aufruhr und Revolution nicht weit entfernt war. Die Regierung ließ sich jedoch nicht irre machen. Die Thronrede, womit am 1. Mai der Kaiser die Sitzungen 1861.
der beiden Kammern des Reichsrathes eröffnete, enthielt die feierliche Versicherung, „daß er als seine im Angesichte aller seiner Völker übernommene und bekräftigte Regentenpflicht erkenne, im Sinne der im Diplome vom 20. October 1860 ausgesprochenen und in den Grundgesetzen vom 26. Februar 1861 zur Durchführung gelangten Ideen, die Gesammtverfassung als das unantastbare Fundament seines einigen und untheilbaren Kaiserreichs, dem in feierlicher Stunde geleisteten Angelöbniß getreu, mit seiner kaiserlichen Macht zu schützen", und verkündete den festen Entschluß, jede Verletzung der Gesammtverfassung als einen Angriff auf den Bestand der Monarchie und auf die Rechte aller seiner Länder und Völker nachdrücklich zurückzuweisen, da die Geschicke der einzelnen Theile des Reichs mit einander aufs Innigste verflochten seien. Um jedoch den schwierigen Verhältnissen möglichst gerecht zu werden, schuf man zunächst eine

zwiefache Gesammtrepräsentation in dem engeren und weiteren Reichsrathe, also daß jener nur für die deutsch-slavischen Länder der Träger der Reichsidee sein, dieser durch den Beitritt der ungarischen Vertreter das vollständige Reichsparlament darstellen sollte. Das ganze Verfassungswerk wurzelte jedoch nur in Deutsch-Oesterreich; die slavische und magyarische Bevölkerung widerstrebte einer Einrichtung, welche dem deutschen Elemente das Uebergewicht zu erhalten oder zu verschaffen drohte. Aber wie unvollkommen immer das Institut des Reichsraths zur Ausführung gebracht werden konnte, dennoch wurde durch dasselbe ein wichtiger Schritt zur Entwickelung des öffentlichen Geistes und zur Begründung eines Rechts- und Verfassungsstaates gethan. Die Finanzlage wurde gebessert, die Valuta hob sich, und das Abgeordnetenhaus in Wien war aufs Eifrigste bemüht, die Regierung zur Minderung des Deficits durch Sparsamkeit zu bewegen und eine feste Grundlage für eine gesunde Staatshaushaltung zu schaffen.

b. Preußen.

1. Friedrich Wilhelm's IV. letzte Regierungsjahre.

Verfassung und feudale Opposition. In Preußen begann die Zeit der Reaction nicht mit einem Verfassungsbruch, sondern mit der Beeidigung der mit den Ständen vereinbarten Verfassungsurkunde durch König Friedrich Wilhelm IV. am 6. Februar 1850. Aber aus den Worten und Reden, mit denen er seinen Eid begleitete, konnte man die Widerwilligkeit seiner innersten Denkweise erkennen. „Der König feierte nicht den Geburtstag einer neuen Freiheit, sondern die Grablegung der fürstlichen Willkür in der Hoffnung ihrer Auferstehung"; und wenn er gleich betonte, daß die Verfassung aus freier Entschließung hervorgegangen, daß ihm nichts abgetrotzt worden sei, so sah er doch in dem ganzen Werk das Ergebniß einer Zeitbewegung, die in seiner Erinnerung als Inbegriff aller Frevelhaftigkeit fortlebte. Dieser Widerwillen gegen die Verfassung, die seine freie, von der Gnade Gottes hergeleitete Königsgewalt in gesetzliche Schranken bannte, und der Haß gegen deren Urheber durchzog die ganze Regierung Friedrich Wilhelm's IV. und war die Quelle und Triebfeder der inneren Politik. Wenn er auch nicht in Allem den Eingebungen der „kleinen aber mächtigen Partei" folgte, welche unter der Leitung von Stahl, Gerlach, Wagener und Genossen in ihrem Organ, der Neuen preußischen Zeitung, gewöhnlich von dem Landwehrkreuz auf der Stirne „Kreuzzeitung" genannt, das öffentliche Leben in Staat und Kirche unter die Fittiche einer schroffen Reaction zu stellen und die Leitung der Dinge in die Hände der Feudalen zu bringen bemüht war; wenn auch der Wink, den diese Staatssophisten bald nach dem königlichen Schwur gaben, „daß eine Cassirung der gesammten Verfassungsurkunde durch Cabinetsbefehl ein geringeres Unrecht sein würde, als die Ablösung feudaler Grundlasten gegen Entschädigung", wie das Gesetz über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse vom 2. März 1850 sie

feststellte, nicht zur vollen Anwendung kam: so wurde doch so lange geändert, gestrichen und gedeutet, bis das ganze Staatsgrundgesetz zu einer farblosen, matten Rechtsurkunde zusammenschrumpfte, deren verschwommene vieldeutige Ausdrücke zu gezwungenen Auslegungen reichen Anhalt boten. Durch den Eintritt Raumer's als Cultusminister erhielt die strenggläubige Richtung, durch die Uebertragung der inneren Angelegenheiten an den Minister Westphalen das Restaurationsbestreben der grundbesitzenden Adelspartei einen starken Rückhalt. Ueber dem Suchen nach Heilmitteln gegen den „verderblichen Geist des Umsturzes“ wurde der Ausbau der Verfassung gehemmt und die nothwendigen Consequenzen des constitutionellen Systems umgangen oder verletzt, wurden die Gesetzesreformen der vorhergehenden Jahre außer Wirkung gesetzt und die ständischen Privilegien wieder hergestellt, wurde die Willkür des Beamtenthums und die hierarchische Macht der Kirche auf neuen Grundlagen aufgerichtet. Die Hof- und Junkerpartei trat zu dem Zaren Nicolaus, dem „Hort der conservativen Interessen“ in freiwillige Dienstbarkeit und holte ihre Parole im russischen Botschaftshotel. Als Kaiser Nicolaus im März 1852 nach Berlin kam, sprach man in den Hofkreisen mit höchster Befriedigung davon, „die Kammern seien vorzeitig geschlossen worden, weil Se. Majestät es mit ihrer Würde unvereinbar gehalten hätten, eine von constitutionellen Gräueln befleckte Stadt zu betreten“. In Preußen gab es eine zahl- und einflußreiche Partei, liest man in der Schrift „Berlin und Petersburg“, welche den Zarencultus gewerbmäßig betrieb und in dem russischen Absolutismus die mächtigste Stütze der gottgewollten Staatsordnung sah. In Petersburger und Moskauischen Blättern sprach man von dem „russischen Paschalik Berlin“ und behandelte die preußische Regierung als bloße Dependenz von Rußland.

Nur in Einer Frage verfolgte Preußen eine glückliche und volksthümliche Politik, in der Erweiterung und Neubildung des Zollvereins. Oesterreich empfand es mit Verdruß, daß Preußen durch die Zollverträge mit den meisten Bundesstaaten eine feste und überwiegende Stellung in Deutschland besitze. Um dasselbe auch auf diesem Gebiete zu überflügeln, suchte es mit Hülfe einiger süddeutschen Regierungen in den Zollverein aufgenommen zu werden. Da brachte Preußen durch geheime Unterhandlungen eine Handelseinigung mit Hannover unter Gewährung eines Präcipuums aus den Eingangszöllen zuwege, der auch bald die übrigen Glieder des im Jahre 1834 als Gegensatz zum preußischen Zollverein gestifteten „Steuervereins“ (Oldenburg, Braunschweig, Lippe-Schaumburg) beitraten. Dieses einseitige Abkommen erregte in Süddeutschland Unzufriedenheit; man legte Preußen die Absicht unter, die nationale Handelsschöpfung ganz zu zerstören. Daher fanden die Vorschläge Oesterreichs, das kurz zuvor seine Binnenzölle aufgehoben und den Grenzzolltarif dem der Vereinsstaaten nahe gebracht hatte, in den Zollverein einzutreten, manche Gönner. Im Laufe des Jahres 1852 wurden in Wien und Darmstadt Zollconferenzen abgehalten, welche wenigstens die Folge hatten, daß eine Anzahl Staaten (Baiern, Sachsen, Würtemberg, die drei Hessen, Nassau) sich verpflichteten, nach Kräften für die Zolleinigung mit Oesterreich zu wirken und in die Wiederaufrichtung des zu Ende gehenden deutsch-preußischen Zollverbandes nur unter der Bedingung zu willigen, daß derselbe auch auf Oesterreich aus-

Preußens Zoll- und Handelspolitik.

7. Septbr. 1851.

gedehnt werde. Auf solche Bedingung konnte das Berliner Cabinet unmöglich eingehen; nicht nur daß dadurch Preußens politische Machtstellung auch auf diesem Gebiet gebrochen worden wäre, die zerrüttete Finanzlage des Kaiserreichs mit seinen schwankenden Valutverhältnissen, der geringere Consum an Zollwaaren, die Corruption der Mauthbeamten hätte große materielle Nachtheile gebracht. Preußen blieb daher fest.
April 1852. Es verlangte auf der Berliner Zollconferenz, daß seine Uebereinkunft mit dem „Steuerverein" von allen Zollvereinsgliedern anerkannt werde, und wollte erst nach der Wiederherstellung der deutschen Zolleinigung in Unterhandlungen mit Oesterreich treten. Eine solche Beharrlichkeit hatte man von Preußen nicht erwartet. Die Drohungen, den Zollverein aufzulösen, waren nicht so ernsthaft gemeint gewesen; die Regierungen wußten zu gut, welche Vortheile ihnen der Zollverband brachte und wie groß der Widerstand von Seiten der Völker sein würde. Sie hatten gehofft, Preußen einzuschüchtern, zu einem Bruch wollten sie es aber nicht treiben; dazu wollte nicht einmal Oesterreich die Hand bieten. Da Oesterreichs Eintritt in einen neu zu gründenden Gesammtzollverein nicht zu erreichen war, begnügte sich das Wiener Cabinet vorläufig mit dem Ab-
19. Febr. 1853. schluß eines Handelsvertrags mit gegenseitigen Zollerleichterungen, der die Möglichkeit eines künftigen Eintrittes in den deutschen Zollverein offen ließ, aber weit hinausschob. Nun zögerten auch die Bevollmächtigten der übrigen Staaten nicht länger, den Zollverein mit Preußen auf den früheren Grundlagen, aber erweitert durch den Beitritt
4. April 1853. des Steuervereins, auf weitere zwölf Jahre zu erneuern. Um dieselbe Zeit legte Preußen auch den Grund zu einer Seemacht, indem es bei der Versteigerung der deutschen Flotte zwei Schiffe an sich brachte und von Oldenburg, trotz des Widerspruchs von Seiten Hannovers, den Jahdebusen und damit einen Hafen an der Nordsee erwarb. Als der zwölfjährige Vertragstermin mit dem Zollverbande seinem Ende zuging, wiederholte sich in Oesterreich und in den süddeutschen Bundesstaaten dasselbe Manöver. Die drohenden Vorschläge einer Sonderübereinkunft mit dem Kaiserstaat, welche auf verschiedenen Conferenzen in München, Darmstadt u. a. O. laut wurden, sollten Preußen bestimmen, den im Jahre 1862 mit Frankreich im eigenen Namen, wie für das mit ihm verbundene Zollvereinsgebiet abgeschlossenen Handelsvertrag zu lösen oder zu modificiren und den Beitritt Oesterreichs zu gestatten, das zu dem Behufe sich zur Annahme des ganzen bisherigen Zollvereinstarifs erboten hatte; als aber das Berliner Cabinet bei dem französischen Handelsvertrag beharrte, ohne daß die Forderungen Oesterreichs und seiner Parteigänger erfüllt worden wären, beeilten sich die andern noch vor dem
1864. Ablauf des Termins ihre Zustimmung zu der preußischen Handelspolitik zu ertheilen. Oesterreich schloß darauf mit England, Frankreich und Preußen eigene Zoll- und Handelsverträge ab.

Das Manteuffel'sche Regiment. Mit der Erneuerung des Zollvereins und dem Abschluß des österreichischen Handelsvertrags waren die letzten Ausläufer der deutschen Verfassungsbewegung auch unter den Regierungen verschwunden; und da man zugleich durch die Friedensworte des französischen Kaiserthums sich vor äußeren Störungen gesichert fühlte, so schritt nun die preußische Regierung unter dem Ministerium **Manteuffel** muthig auf der Bahn der Reaction fort. Wie in Hannover und Mecklenburg trat auch hier die „feudale Partei", der kleine Grundadel, mit dem landläufigen Ausdruck „Junker" bezeichnet, in den Vordergrund des politischen Lebens und suchte im Anschluß an den Hof, an den höheren Offizierstand und an die Gesinnungsgenossen in der Regierung und in den Beamtenkreisen das

preußische Staatsleben wieder in den Zustand des alten Absolutismus und des privilegirten Ständewesens zurückzuführen. Auf Grundlage eines umfassenden Organisationsgesetzes vom 11. März 1850 hatte man gesucht, „ein harmonisches Gesammtgefüge aller Kräfte der Selbstverwaltung" von der Gemeindeordnung durch die Kreis-, Bezirks- und Provinzialverfassungen bis zur einheitlichen und höchsten Gewalt des Staates ansteigend zu erzielen, indem man eine „Gemeindeordnung" erließ, welche alle persönlichen Befreiungen und Privilegien innerhalb der Gemeinde aufhob, den Unterschied zwischen Vollbürgern und Schutzverwandten beseitigte und die Gleichberechtigung aller Gemeindebürger feststellte, indem man ferner aus diesen Gemeinden mittelst Wahl die Kreisversammlung mit einem Kreisausschuß hervorgehen ließ, denen dann wieder in jedem Regierungsbezirk ein Bezirksrath und endlich in jeder Provinz eine Provinzialvertretung übergeordnet sein sollten. Diese zweckentsprechende und zeitgemäße Organisation wurde auf Antrag der Ersten Kammer durch drei Ministerial-Verordnungen im Mai 1851 außer Wirksamkeit gesetzt, die alte ständische Kreis- und Provinzialordnung mit Bevorrechtigung der Rittergutsbesitzer hergestellt und drei verschiedene Städteordnungen für die einzelnen Theile der Monarchie geschaffen mit der Dreitheilung bei den Gemeindewahlen, mit einzelnen Befreiungen oder Bevorzugungen in der Gemeindebesteuerung und mit großen Beschränkungen der städtischen Gerechtsame und Befugnisse. Gerne hätte man auch die Gewerbefreiheit, welche eine Verordnung vom 9. Februar 1849 durch Abgrenzung der verschiedenen Gewerbe und Aufstellung von Gewerberäthen zu beschränken gesucht, um den unzufriedenen Handwerkerstand auf die Regierungsseite zu ziehen, durch eine Zunftordnung ersetzt; dem widerstrebte aber der gesunde Sinn des Volkes. Die einleitenden Maßregeln scheiterten in Kurzem an dem Widerstand der Fabrikanten und Kaufleute und an der erwachenden besseren Einsicht des Handwerkerstandes selbst; aller angewandten Bemühungen ungeachtet gelang es nicht, die Zünfte wieder zu beleben. „Was das Fundament eines neuen Baues werden sollte, blieb nur ein Leichenstein auf dem Grabhügel längstverblichener Gebeine". Auch in andern Gebieten ließ sich die reactionäre Tendenz leicht erkennen: In dem neuen Strafgesetzbuch vom 14. April 1851 hat man die harten und weitgreifenden Bestimmungen gerügt, wodurch man nicht nur jedem „Widerstand gegen die Staatsgewalt", jedem „Vergehen gegen die öffentliche Ordnung" zu begegnen, sondern auch jede „ein hochverrätherisches Unternehmen vorbereitende Handlung" zu verhindern bemüht war, so wie die „puritanischen Anschauungen" bei allen Verbrechen und Vergehen „gegen die Heiligkeit der Ehe", „gegen die Sittlichkeit", „über Gotteslästerung" u. dgl. m. Ein neues Preßgesetz vom 12. Mai 1851 mit einer dem Censurzwang nahe kommenden Präventiv-Polizei und Strafgewalt hielt die scharfen Federn in ehrerbietigen Schranken. Die Beamten wurden durch weitgreifende Disziplinargesetze ihrer Selbständigkeit beraubt und zu willenlosen Werkzeugen in der

Regierungsmaschine herabgedrückt, zugleich aber vor der Gefahr bewahrt, wegen etwaiger Ueberschreitung staatsbürgerlicher Rechte sofort zur Verantwortung gezogen zu werden. Staatsverbrechen wurden an einen „Staatsgerichtshof" verwiesen und den Schwurgerichten entzogen. Ein strenges Gesetz über den Belagerungszustand gab den militärischen Befehlshabern und den Kriegsgerichten eine die Freiheit und die Rechte der Staatsbürger schwer bedrohende Gewalt in die Hände. Und statt der evangelischen Kirche, wie die Verfassung verheißen, eine selbständige Stellung einzuräumen, gründete man in dem nur der Krone verantwortlichen „Evangelischen Oberkirchenrath" ein Staatskirchenthum, welches in die religiöse Lebens- und Gewissensfreiheit stark eingriff und vor Allem die bestehende Ehegesetzgebung aus allen Kräften bekämpfte. Auch die berüchtigten Schul-Regulative des Cultusministers v. Raumer vom Jahr 1854 waren ein Ausfluß der strengkirchlichen Tendenz. Solchen Feinden gegenüber war die Verfassungsurkunde selbst „eine schwache Vertheidigungslinie, eine Festung ohne Graben und Geschütz"; wenn dabei noch einige „parlamentarische Sanddünen" bestehen blieben, wenn man das Erdwerk nicht völlig beseitigte, so geschah es nur, „weil man in der sichern Berechnung seines Zusammenbröckelns die Anstrengungen weiterer planmäßiger Zerstörung sparen zu können glaubte". Die Rückschrittsbewegung wurde in ihrem Gange nur wenig gehemmt; die Demokratie hielt sich vom politischen Leben fern und die liberal-constitutionelle Partei suchte durch vertrauensvolle Gefälligkeit und Hingebung die Nachreden der Gegner Lügen zu strafen. Bei dem vorwiegenden Einfluß der feudalen Partei auf die preußische Politik war es begreiflich, daß in dem russisch-orientalischen Krieg das Berliner Cabinet sich zu keinem Bündniß gegen den „Beherrscher aller Reussen", in dem der Hof und die ganze Adelsgenossenschaft ihren Schirmherrn verehrten, fortreißen ließ. Doch ging auch die romantische Schwärmerei für die alte Waffenbrüderschaft nicht so weit, daß man gemeinsame Sache mit Rußland gemacht hätte. Wir haben gesehen, wie wenig Preußens „Politik der freien Hand" auf den Gang der Ereignisse einwirkte. Es war nur ein Act der höflichen Rücksicht, daß man die fünfte Großmacht als Mitgaranten der Wiener Verträge zu dem Friedenscongreß in Paris zuließ, „nicht um über den Friedensvertrag mit zu verhandeln", wie Lord Palmerston im Parlament erklärte, „sondern um sich den Resultaten der Verhandlung anzuschließen". Die „kleine Rolle", die Preußen in der orientalischen Kriegspolitik übernommen, hatte zur natürlichen Folge, „daß beide streitende Parteien es bei Wiederherstellung des Friedens übergingen und es ein für alle Mal darüber belehrten, daß ein gefürchteter mächtiger Gegner immer noch besser daran sei, als ein bescheidener aber unschlüssiger Freund". Das System des Manteuffel'schen Ministeriums stützte sich auf kleine unsittliche Mittel und Hebel, auf Corrumpirung des Beamtenstandes, auf Beförderung religiöser Heuchelei, auf kleinliche Verfolgungen, auf Verdächtigung und Schmähung freisinniger Männer, auf Beschützung der

Verleumder und Denuncianten vor den gesetzlichen Folgen durch königliche Gnadenacte (Lindenberg u. A.). Während die ganze europäische Welt mit Spannung auf die großartigen Kriegsereignisse im Osten blickte, wurde der Polizeidirektor v. Hinckeldey, weil er eine adelige Spielhölle im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit schließen ließ, von einem jungen Edelmann (v. Rochow- 10. März 1856. Plessow) im Duell erschossen, und aus der nächsten Umgebung des Königs wurden wichtige Depeschen an die französische Gesandtschaft verkauft. Es herrschte eine schwüle Luft am Berliner Hof und in den tonangebenden Kreisen. Gar manches erinnerte an die alten Tage und Sitten des zuchtlosen Junkerregiments im vorigen Jahrhundert, und doch waren die Zeiten so ganz anders geworden.

Einige Monate nach Abschluß des Pariser Friedens wurde Preußen durch Die Vorgänge in Neuenburg. ein geringfügiges Ereigniß, den royalistischen Aufstand in dem Fürstenthum Neuenburg in der Schweiz, zu kriegerischen Demonstrationen fortgerissen. Während der Revolutionsstürme des Jahres 1848 hatte das Fürstenthum Wälsch-Neuenburg am Jura, hauptsächlich auf Anregung der Fabrikorte Locle und Lachaux-de-fonds, das alte Band mit dem preußischen Königshaus gewaltsam zerrissen und war der Schweizer Eidgenossenschaft beigetreten (S. 315). Preußen legte Verwahrung dagegen ein, that jedoch keine Schritte, das entlegene Ländchen, von dem es keinerlei Vortheil zog, wieder zu gewinnen, obschon seine Heere im Sommer 1849 während des Feldzuges in Baden bis an die Grenze der Schweiz vorrückten. Die königliche Regierung mochte das Streitobject für zu geringfügig halten, um deshalb einen Krieg anzufangen, dessen Dimensionen bei der eigenthümlichen Lage der helvetischen Republik nicht zum Voraus zu berechnen waren. Nun hatte aber Preußen in der Hauptstadt noch ergebene Anhänger, sowohl bei den altadeligen Familien des Cantons, unter denen die Pourtalès und Meuron durch Reichthum und Ansehen hervorragten, als in einigen bürgerlichen Kreisen. Diese machten am 2. September 1856 den Versuch, mittelst eines Aufstandes das alte Verhältniß wieder herzu- 1856. stellen. Sie bemächtigten sich des Neuenburger Schlosses und nahmen die Mitglieder der republikanischen Regierung in Haft. Aber schon nach zwei Tagen ging der „royalistische Putsch“ zu Ende. Die Radicalen des Landes, unterstützt von einigen eidgenössischen Truppen, bemächtigten sich des Schlosses mit leichter Mühe und machten die Royalisten zu Gefangenen. Nun sollten die Häupter der Verschwörung, Pourtalès an der Spitze, vor Gericht gestellt und als „Rebellen“ behandelt werden. Da forderte aber Preußen die sofortige Freilassung der Verhafteten und drohte mit Krieg, falls der Bundesrath bei seiner Weigerung beharre. Die Schweiz ließ sich nicht einschüchtern. General Dufour, zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt, besetzte die Grenze gegen Deutschland. Es wäre ein wunderliches Nachspiel zu dem Krimkriege gewesen, „wenn sich 100,000 Preußen auf eine bewaffnete Schweizerreise begeben hätten“.

Um eine solche Eventualität zu verhindern, wurde von der europäischen Diplomatie ein friedlicher Ausgleich in Vorschlag gebracht und angenommen. Unter Vermittelung Napoleon's willigte die Schweiz in die Freilassung der gefangenen
Mai 1857. Royalisten, wogegen der König von Preußen seinen Rechten auf Neuenburg entsagte. Die Geldentschädigung wies er freiwillig zurück, dagegen bestand er auf der Beibehaltung des Fürstentitels. Von der Zeit an war der französische Einfluß auch in der Schweiz vorherrschend.

Friedrich Wilhelm's IV. Ausgang. Mit dem kleinen Triumph, welchen der in den Zauberbanden der Romantik und Legitimität befangene König in der Befreiung seiner Anhänger in Wälsch-Neuenburg erblickte, schied Friedrich Wilhelm IV. von der Schaubühne des politischen Lebens. Der Widerspruch der Zeitideen mit seinen Vorstellungen vom göttlichen Rechte der Könige, der in den Jahren 1848 und 1849 so schroff hervorgetreten war, hatte zuerst seinen hochfliegenden Geist geknickt und gelähmt. Von da an hatte sich „der nagende Wurm der Zerstörung“ in sein Gemüthsleben eingenistet und seine Heiterkeit und Lebenslust verkümmert. „Die ganze Zeit erschien ihm, gerade in ihren mächtigsten und lebensvollsten Richtungen als ein Abfall von der Wahrheit und vom Rechte, den anzuerkennen ihm unmöglich war, den er aber auch nicht zu überwinden vermochte“. Und wenn er auch die Befriedigung hatte, die Revolution an ihrem eigenen Uebermaß scheitern zu sehen; die Wahrnehmung, daß ihre Prinzipien noch fortlebten, daß sie einst wieder als verzehrende Flamme aus der glühenden Asche emporlodern könnten, verhüllte den Herbst seines Lebens mit düstern Nebelbildern. Auf den Trümmern seiner Ideen, welche der Sturm aus ihren Fugen gerissen, welche er selbst zu einem Floß nothdürftig zusammengefügt hatte, trieb Friedrich Wilhelm IV. in der letzten Zeit seiner Regierung haltlos umher. Geschlagen in seinen Berechnungen, sträubte er sich doch dagegen, „die Naturgewalten im Völkerleben als Kräfte anzuerkennen, denen sich selbst der Mächtigste unter den Sterblichen unterordnen muß“. Die Schwächung Rußlands durch den Krimkrieg und der Tod des Kaisers Nicolaus, der einen so mächtigen Einfluß auf den König und den Gang der preußischen Politik geübt hatte, steigerte noch seine trübe Weltanschauung; nun war in seinen Augen der letzte starke Damm gegen die revolutionäre Sünd-
1857. fluth zerrissen. Schon im October zeigten sich Spuren eines Gehirnleidens, das bald so sehr zunahm, daß er die Regierungsgeschäfte nicht mehr besorgen konnte. Nach der Verfassungsurkunde sollte bei dauernder Verhinderung des Königs eine Regentschaft eintreten. Dies suchte aber der Kreis von Vertrauten und Günstlingen, welcher den Monarchen schon seit Jahren als eine mächtige, einflußreiche Camarilla umgab und in den absolutistischen Zauberring gebannt hielt, auf alle Weise zu verhindern. Nicht kraft der Verfassung, sondern durch den Willen des Königs sollte die Regierung fortgeführt werden, damit weder in den Personen, noch im System ein Wechsel eintrete. Darum wurde Prinz Wilhelm von Preußen, der Bruder des kinderlosen Monarchen, durch königliche Vollmacht

zum Stellvertreter auf drei Monate ernannt und dieser Termin noch zweimal verlängert. Während dieser Zwischenzeit erfolgte die Vermählung des ältesten Sohnes des Prinzen, Friedrich Wilhelm, mit Victoria, der Tochter der Königin von England, eine Verbindung, welche das preußische Volk als die Bürgschaft einer glücklichen Zukunft begrüßte. Da in dem Gesundheitszustand Friedrich Wilhelm's keine Besserung zu erwarten war, so mußte endlich der Verfassung Genüge geschehen. Demzufolge übertrug der König am 8. October 1858 (1858.) dem Bruder die volle Regierungsgewalt unter dem Titel eines Prinz-Regenten, ein Staatsact, zu dem zwei Wochen später die beiden Häuser des Landtags (20. Octbr.) ihre Zustimmung ertheilten. Friedrich Wilhelm unternahm hierauf in Begleitung seiner Gemahlin, welche ihm mit treuer Liebe zur Seite stand, eine Reise nach Italien, die aber seinem geschwächten Geist keine Heilung brachte. Bald zwang der Ausbruch des italienischen Kriegs das Königspaar zur Rückkehr in die Heimath. Am 23. November 1859 traf Friedrich Wilhelm wieder in seinem geliebten Sanssouci ein, um es nie mehr zu verlassen. Im August des folgenden Jahres verschlimmerte sich der Zustand durch wiederholte Gehirnschläge, so daß das Bewußtsein mehr und mehr schwand. In dieser schrecklichen Mitte zwischen Leben und Tod dauerte Friedrich Wilhelm IV. noch über ein Jahr aus. Er überlebte noch seine Schwester, die Kaiserin-Mutter von Rußland, die im Sommer 1860, drei Monate vor ihrem Tode, ihn in Sanssouci besucht hatte. Erst gegen Ende des Jahres nahte sich ihm die Erlösung: in der Nacht auf den 2. Januar 1861 ging sein bewußtloser Zustand in den Tod über.

2. Die neue Aera.

(Die Regentschaft und die öffentliche Meinung.)

Mittlerweile hatte der Prinz-Regent die Regierung in liberalem Sinne geführt und dem Schattenspiele verfassungsmäßiger Zustände ein Ende bereitet. Schon die Wahl seiner Minister, die der Mehrzahl nach als gemäßigt freisinnige Männer bekannt waren, gab Zeugniß, daß eine neue Aera in dem preußischen Verfassungsleben zu erwarten stehe. Neben dem katholischen Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, der an der Spitze stand und durch seine Religion den Katholiken eine Garantie für die staatliche Parität beider Confessionen zu bieten schien, waren Auerswald, Schleinitz, Bethmann-Hollweg, Flottwell und einige Zeit nachher Graf Schwerin unter den Räthen der Krone. Mit Freude und Vertrauen hatte das preußische Volk einen Regenten begrüßt, der die geistige Beweglichkeit des Bruders durch einen männlicheren Charakter ersetzte; der statt der romantischen Anschauungen und unzeitgemäßen Ideen Friedrich Wilhelm's IV. praktischen Verstand, militärische Geradheit und einen klaren Blick für die Realitäten des Lebens auf den Thron mitbrachte; der die Wechselfälle menschlicher Dinge aus eigenen, zum Theil bittern Erfahrungen kennen gelernt und daraus die Einsicht in die Bedürfnisse seines Volkes geschöpft und den

Willen, allen redlichen Bestrebungen desselben gerecht zu werden; der in seiner ersten Anrede an seine Minister erklärte, daß er der bisherigen Orthodoxie und Heuchelei entgegentreten, Schule und Wissenschaft in größter Freiheit pflegen, die Rechte der katholischen Kirche wahren, aber keinen Uebergriff derselben dulden und das Heerwesen in gutem Stande erhalten wolle; der, wenn er auch vor liberaler Ueberstürzung warnte, doch den Zeitideen freien Ausdruck und freie Bewegung gestattete. Bald trat in dem gesammten öffentlichen Leben, in der Presse, in den Kammern, in dem gesellschaftlichen Verkehr zu Tage, wie sehr der Freiheit die Schwingen gewachsen, seitdem der schwere Alp, der auf dem Volksleben lastete, gewichen, seitdem eine frische Morgenluft die düstere Nebelatmosphäre verscheucht hatte. Die Volkspartei, die sich seit 1850 in einen „Gesammtmäßigkeitsverein" umgeformt zu haben schien, trat aus ihrer bisherigen Zurückgezogenheit und Thatlosigkeit hervor, und indem sich die Gemäßigteren und Besonneneren derselben mit den Altliberalen in einer „Fortschrittspartei" einigten, empfing das öffentliche Leben neue Impulse. Man gab sich der Hoffnung hin, daß die Verfassung in freiheitlichem Sinne ausgebaut werden, daß die hemmenden Schranken allmählich sinken, daß vor Allem das Herrenhaus, das in seiner unzweckmäßigen Zusammensetzung jeden Aufschwung wie ein schweres Bleigewicht niederhielt, zeitgemäße Reformen erhalten würde.

König Wilhelm I. geb. 22. März 1797. Diese rosenfarbigen Ansichten und frohen Erwartungen überdauerten noch die Tage der Regentschaft. Das liberale Regierungssystem stand noch in unerschütterter Kraft, als der kranke König Friedrich Wilhelm IV. endlich die Augen schloß und der bisherige Prinz-Regent als König Wilhelm I. den Thron bestieg. Selbst das Herrenhaus, das die „neue Aera" bisher standhaft bekämpft und das Manteuffel'sche Regiment bei jeder Gelegenheit aufs wärmste gepriesen
7. Mai 1861. hatte, wagte nicht länger, seine Zustimmung zu den „Grundsteuervorlagen" der Regierung zu verweigern. Aber noch während des Jahres 1861 trat in den Anschauungen des Königs eine sichtbare Wendung ein. Das Programm der „deutschen Fortschrittspartei in Preußen", welches für Deutschland eine starke Centralgewalt nebst Volksvertretung, im Innern eine Reihe von Reformen in Gesetzgebung und Verwaltung, die Verantwortlichkeit der Minister, die Trennung des Staats von der Kirche, die größte Sparsamkeit für den Militäretat im Frieden und vor Allem eine Reform des Herrenhauses verlangte, ließ Ziele und Bestrebungen erkennen, die mit den dynastischen Ansichten des Monarchen nicht in Harmonie standen. Ein Rechts- und Verfassungsstaat mit der Herrschaft des Gesetzes und mit einem bewegten parlamentarischen Leben, nach der Idee der Fortschrittspartei, widersprach vielen Traditionen und Anschauungen des Hohenzollern'schen Herrscherhauses, das seine Krone von der göttlichen Gnade herleitete und in dem persönlichen Regimente des obersten Kriegsherrn und Staatslenkers den würdigsten Ausdruck des monarchischen Princips erkannte. Während die liberale Majorität des bisherigen Abgeordnetenhauses dem Ministerium mit

außerordentlicher Schonung und Mäßigung begegnet war, um die Wiederkehr des Manteuffel'schen Regiments, das wie ein drohendes Gespenst fortwährend im Hintergrund stand, zu verhindern, trat jetzt eine Parteiagitation an die Oberfläche, welche das öffentliche Leben durch die Macht politischer Principien und Doctrinen zu beherrschen und in steter Bewegung zu erhalten beflissen war. Die „neue Aera" sollte auf allen Gebieten durchgeführt werden, sollte in das Fleisch und Blut des Staates eindringen. Der Zweikampf zwischen Twesten und dem Vetter des ehemaligen Ministerpräsidenten, dem Chef des königlichen Militärcabinets, Freiherrn Edwin von Manteuffel, konnte als das Vorspiel des bevorstehenden großen Kampfes angesehen werden. Bei der weiten Verbreitung, welche die Ansichten der Fortschrittspartei unter dem gebildeten Mittelstande hatten, war ihr Sieg bei den bevorstehenden Landtagswahlen mit Sicherheit vorauszusehen. Nahm nun der König an dem ganzen politischen Standpunkt des Programms Anstoß, so fühlte er sich noch ganz besonders verletzt durch die standhafte Weigerung der Partei, der von ihm aus eigener Machtvollkommenheit vorgenommenen Reorganisation der Heeresordnung die nachträgliche Bestätigung zu ertheilen und dadurch der Umgestaltung der bisherigen Landwehrordnung und der dreijährigen Dienstpflicht aller zur Linie berufenen Mannschaften sammt der damit verbundenen Erhöhung des Militärbudgets gesetzliche Geltung zu geben. Die durch diese Vorgänge hervorgerufene Aufregung wurde noch gesteigert durch das Attentat des Studenten Oscar Becker in Baden-Baden. Wenn auch das verbrecherische Unternehmen, über das sich ganz Deutschland mit der größten Entrüstung aussprach, nicht vermögend war, den König zu reactionären Maßregeln zu drängen; so sah er doch darin eine Wirkung des von der Religion abgewandten, den Gefühlen der Loyalität entfremdeten Zeitgeistes, dem mit allen Kräften entgegen zu arbeiten Pflicht und Gewissen von ihm heischten. Der feierliche Krönungsact am 18. October in Königsberg sollte seine Vorstellung von einem monarchischen Regimente der Welt offenbaren. Darum betonte er so sehr in seinen Reden „das Königthum von Gottes Gnaden", hob er so nachdrücklich hervor, „daß die Herrscher Preußens ihre Krone von Gott empfingen und auch er in diesem Sinne die Krone vom Tische des Herrn nehme und auf sein Haupt setze; daß die Häuser des Landtages berufen seien, dem König zu rathen." 14. Juli 1861.

Die Conflictszeit.

Damit wurde eine Bahn betreten, welche die Regierung nothwendig in scharfen Conflict mit der Partei des Fortschritts und mit den Anhängern des Rechts- und Verfassungsstaates bringen mußte, ein Conflict, welchen die Hochkirchenmänner und die Hof- und Militärpartei klug zu erweitern und zu benutzen wußten, um den König, der es anfangs mit der Verfassung und mit der kirchlichen Freiheit ehrlich gemeint hatte, gegen die Pläne und Ziele der Ständeversammlung mit Mißtrauen zu erfüllen (vgl. S. 75 f.). Diese Operation der Feudalen gelang. Schon im März 1862 führte der Antrag Hagen's im Ab- 6. März 1862.

geordnetenhause, daß die Regierung gehalten sein sollte, das Budget der Ausgaben in größerer Specialisirung vorzulegen, da bei der Weise, wie bisher der Staatshaushalt geordnet worden, das wesentlichste Recht der Volksvertretung, die Einnahmen und Ausgaben des Staats zu bewilligen und zu überwachen, fast bedeutungslos sei, solche Zerwürfnisse zwischen Regierung und Landesvertretung herbei, daß das gemäßigt-liberale Ministerium von den Geschäften zurücktrat und das Abgeordnetenhaus aufgelöst ward. Der Conflict steigerte sich und nahm einen immer gereizteren Character an, als die nächsten Wahlen
Mai 1862. gegen die Regierung ausfielen, als die Majorität des Abgeordnetenhauses zurückkehrte, an Zahl verstärkt, durch die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der Nation gekräftigt und gehoben. Die Erlasse der Minister an alle ihre Untergebenen, „die Rechte der Krone mit Entschiedenheit zu wahren, nicht zuzugeben, daß der Kraft des königlichen Regiments zu Gunsten einer sogenannten parlamentarischen Regierung Abbruch geschehe" und Bestrebungen entgegen zu treten, „die unverkennbar darauf gerichtet seien, den Schwerpunkt der staatlichen Gewalt, welcher nach Geschichte und Verfassung Preußens bei der Krone beruht, von dieser in die Volksvertretung zu verlegen", blieben wirkungslos. Das System der Strafversetzungen, im Interesse des Dienstes, das der Justizminister Graf zur Lippe in Anwendung brachte, und die conservative Kirchen- und Schulpolitik des Cultusministers Heinrich von Mühler schärften die Gegensätze. Da unter diesen Umständen keine Aussicht war, daß die Zerwürfnisse zwischen der Regierung und der gesetzgebenden Versammlung über den Staatshaushalt sich ausgleichen würden, zumal als nach der Entlassung des Ministers v. d. Heydt der König seine Kronräthe aus der feu-
Septbr. dalen Partei wählte und den Herrn v. Bismarck-Schönhausen an die Spitze des Ministeriums stellte, und da die Umgestaltung der Heeresverfassung nach des Königs Plänen auf keine Bewilligung und Bestätigung von Seiten des Abgeordnetenhauses zu rechnen hatte, so erfolgten noch weitere Auflösungen und Vertagungen, ohne daß der Zwiespalt dadurch gehoben oder gemindert worden wäre. Mit jeder neuen Einberufung der Reichsstände wiederholten sich dieselben Auftritte. Die Regierung bestand auf der neuen Heeresorganisation mit der dreijährigen Dienstzeit und stellte demgemäß die Budgetsätze auf; und als die Abgeordneten den Militäretat verwarfen und die geforderten Summen herabsetzten, das Herrenhaus dagegen dem verkürzten Budget seine Zustimmung versagte und die Vorlagen der Regierung wiederherstellte, erklärten die Minister, daß die Verfassung, welche über den vorliegenden Fall keine Bestimmungen enthalte, eine „Lücke" habe, und führten die Staatsgeschäfte ohne Budgetgesetz in der herkömmlichen Weise fort, die vermehrten Ausgaben aus den laufenden Einnahmen, dem Staatsschatz, den Kassebeständen bestreitend. Einzelne Versuche von Steuerverweigerung fanden keine Nachahmung. Eine Ausgleichung zwischen Regierung und Volksvertretung hatte noch nicht stattgefunden, als der Krieg mit

Oesterreich und den deutschen Bundesstaaten zum Ausbruch kam und die großen Waffenthaten des preußischen Heeres eine zweite „neue Aera" schufen, in welcher der alte Streit über den höheren Zielen sein Ende finden sollte.

3. Schleswig-Holstein.

a. Der diplomatische Krieg.

Gegen die seit Jahrhunderten in Schleswig-Holstein gültige Erbfolgeordnung, wonach die Herrschaft in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt fortgehen sollte, wurde durch das Warschauer Protocoll vom 5. Juni 1851 und sodann durch den Londoner Tractat vom 8. Mai 1852 dem Prinzen Christian von Sonderburg-Glücksburg (geboren den 8. April 1818), der durch die Verzichtleistung der nächstberechtigten weiblichen (hessischen) Linie zum Thronfolger in Dänemark bestimmt worden war, auch der dereinstige Anfall der Herrschaft in den Herzogthümern Schleswig-Holstein zugesichert, um die „Integrität der dänischen Monarchie" zu bewahren. In Gemäßheit dieser Londoner Uebereinkunft, welche nicht nur von den europäischen Großmächten und von Schweden, sondern auch von mehreren deutschen Regierungen (Hannover, Sachsen, Würtemberg), nicht aber von dem deutschen Bundestage anerkannt ward, wurde für das Königreich Dänemark eine neue Thronfolgeordnung geschaffen und nach einigem Bedenken von dem Reichstag in Kopenhagen angenommen, welche für die Herzogthümer ohne Rechtsgültigkeit war, da sie den Ständen nicht zur Beschließung vorgelegt und von den nächstberechtigten Agnaten, dem Hause Holstein-Augustenburg, verworfen ward. Zwar wurde der Herzog von Augustenburg selbst durch Vorenthaltung seiner Güter und durch Drohung weiterer Verfolgung bewogen, für jene eine theilweise Entschädigung in Geld anzunehmen und bei der Gelegenheit sich zu verpflichten, nichts gegen die Neuordnung der Erbfolge in den Staaten des Königs von Dänemark zu unternehmen; aber auf seine Rechte hatte er nicht Verzicht geleistet, von seinem bereits volljährigen Sohne Friedrich ist nie eine Zustimmung begehrt oder gegeben worden, und der Bruder des Herzogs, Prinz v. Noer, hat ausdrücklich Verwahrung seiner Rechte eingelegt. So wurde Christian von Glücksburg, der „Protocollprinz", der einzige seines Hauses, der in den früheren Kriegsjahren wider die Herzogthümer die Waffen getragen, gegen das überkommene Recht, gegen die Stimme des Landes, durch die willkürliche Bestimmung fremder Gewalthaber, als Thronfolger des regierenden kinderlosen Königs Friedrich VII. in allen unter dem Scepter des letztern vereinigten Staaten aufgestellt, weil, wie es im Londoner Vertrag hieß, „die Integrität der Monarchie für die Bewahrung des Friedens von hoher Wichtigkeit sei und die beabsichtigte Combination das geeignetste Mittel sein dürfte, diese Integrität sicher zu stellen."

Das neue Erbfolgegesetz.

31. Juli 1853.

30. Decbr 1852.

März 1853.

Dänische Gewaltherrschaft. Mit diesem Actenstück, das den Frieden erhalten sollte, begann für die Herzogthümer Schleswig-Holstein ein Kriegszustand, wie er bisher nur von einem siegreichen Feinde in eroberten und unterworfenen Ländern verhängt worden war. Wenn man in Holstein und Lauenburg aus Rücksicht für das deutsche Bundesverhältniß, dessen Fortbestand im Londoner Vertrag ausdrücklich festgestellt war, noch hie und da einige Schonung eintreten ließ, so verfuhr man um so rücksichtsloser und verletzender in Schleswig. Nicht genug, daß durch eine feindselige, von einer herrschenden Demokratie vorwärts getriebene Regierung das volle Maß übermüthiger und gewaltthätiger Fremdherrschaft über das unglückliche Land ausgeschüttet ward, indem man dänische Beamte, Prediger und Lehrer, oft Männer ohne Sitte, Ehre und Gerechtigkeitsgefühl, anstellte und die Deutschen verdrängte oder zur Flucht nöthigte; das ganze dänische Volk, insbesondere die leidenschaftliche Bevölkerung Kopenhagen's, betrachtete es als eine nationale Sache, ihren Haß und ihre Rachsucht über die Deutschen auszugießen. Jeder einzelne Däne sah in dem deutschen Schleswiger einen persönlichen Feind und hielt es für seine Pflicht, das deutsche Wesen im Norden der Eider zu vertilgen. „Mit leidenschaftlichem Eifer ward die Herstellung dänischer Sprache, dänischer Einrichtungen betrieben, in Rechtspflege und Verwaltung, in Kirche und Schule bis in die Kreise der Familie und des Hauses machte das aufgedrungene fremde Element sich geltend.“ Mit kleinlichem Haß unterdrückte und verfolgte man alle Regungen des Nationalbewußtseins, zerriß man alle Bande, die den „verlassenen Bruderstamm“ an die stammverwandten Völker des Südens knüpften, erstickte man alle Erinnerungen an die Vergangenheit. Dänisches Militär lag über das ganze transalbingische Land zerstreut, um der Zwingherrschaft der Polizei und der Amtleute den rechten Nachdruck zu geben, während die Söhne des Landes über das Meer geführt wurden, um in dänischen Garnisonen ihrer Heimath zu vergessen oder als Geißeln festgehalten zu werden. Von den Verpflichtungen, die einst Dänemark bei der Pacification der Herzogthümer feierlich eingegangen, war kaum die Rede. Erhob sich doch in dem ermatteten und niedergebeugten Deutschland kaum eine Stimme für das gekränkte Recht an der Eider. Der „Schmerzensschrei“ vom Norden fand in den Tagen der Erniedrigung nur einen schwachen Wiederhall im deutschen Volke, und bei den Regierungen keine Beachtung. Dänemark wäre zu dem erstrebten Ziel gekommen, hätten nicht die Herzogthümer selbst mit männlicher Festigkeit ihre Rechte gewahrt. In den Jahren der Reaction, da die deutschen Zeitungen und Kammerreden viel von Verfassungsbruch und Verfassungsverletzungen zu melden hatten, machte auch die dänische Regierung den Versuch, durch eine Gesammtstaatsverfassung für das
1854 und 1855. ganze Königreich das Werk der „Pacification“ zu schließen. Ueber dem dänischen Reichstag in Kopenhagen und über den Provinzialständen von Schleswig und von Holstein-Lauenburg sollte ein Reichsrath bestehen, der, anfangs mit berathender, dann auf Verlangen des dänischen Volkes mit beschließender Befugniß

ausgerüstet, in einer Weise durch künstliche Wahl und königliche Ernennungen zusammengesetzt war, daß dadurch die Herzogthümer stets in der Minderheit bleiben mußten. Zugleich wurden sie in ihren besonderen landständischen Rechten hinsichtlich der Steuerbewilligung und der Mitwirkung bei der Ordnung des Staatshaushaltes beeinträchtigt und ihre Domänen für den Gesammtstaat in Anspruch genommen. Diese unter dänischem Druck entstandene Reichsverfassung, die den Ständen von Schleswig und Holstein nicht einmal zur Berathung und Genehmigung vorgelegt ward, prägte dem ganzen Staat und folglich auch den in denselben hineingezogenen Herzogthümern einen dänischen Charakter auf: Armee und Flotte, Zoll, Post, Münze u. s. w. sollten dänisch sein. Wie ein schweres Joch fremder Herrschaft ward die neue Ordnung durchgeführt. Das alte Band war zerschnitten: Schleswig und Holstein und Lauenburg sollten nur noch als zerrissene Glieder der dänischen Monarchie neben Jütland und dem Inselreich gelten. Der Druck gegen das deutsche Wesen, gegen alle nationalen Ueberlieferungen erreichte den höchsten Grad. „Was mir jetzt noch in den Weg kommt," äußerte sich der Minister v. Scheel, „soll zertreten werden!"

Die Verfassungsfrage vor dem deutschen Bund. März 1856.

Aber auch in dieser schweren Zeit wurde der deutsche Sinn im Norden der Elbe nicht gebrochen, der Muth nicht gebeugt. Als nach zwei Jahren der Reichstag sich versammelte, verlangten elf deutsche Mitglieder — an ihrer Spitze Scheel-Plessen — „daß die Gesammtverfassung den Ständen der Herzogthümer vorgelegt und auf Grund ihrer Gutachten ein neuer Entwurf aufgestellt werde." Als ihre Forderung von den Dänen zurückgewiesen ward, protestirten sie gegen die Gültigkeit der Verfassung. Dieses Auftreten deutscher Männer, die von Wühlerei und Demokratismus weit entfernt waren, veranlaßte die deutschen Großmächte, sich zu erkundigen, wie es mit der Erfüllung der einst eingegangenen Verpflichtungen sich verhalte. Daraus ging ein Notenwechsel hervor, der sich über ein Jahr hinzog, bis endlich die Sache an den Bund gebracht ward.
Dänemark rief den Schutz der andern europäischen Mächte an und erbot sich, Octbr. 1857.
um durch scheinbare Nachgiebigkeit die Klagen niederzuschlagen, den holsteinischen Ständen die Gesammtstaatsverfassung vorzulegen. Diese weigerten sich Septbr. 1857.
jedoch, einseitig über eine Reichsverfassung zu verhandeln, „so lange nicht die politische Stellung Holsteins in der Gesammtmonarchie in einer dem gerechten Anspruch auf Selbständigkeit und Gleichberechtigung entsprechenden Weise geregelt sei". Die Dänen hätten für das Bundesgebiet die Gesammtverfassung gerne geopfert, wenn ihnen dafür Schleswig als Beute zugefallen wäre. Nun erklärte der Bundestag nach elfwöchiger Ueberlegung, daß die Gesammtverfas- 11. Febr. 1858.
sung, so wie ein Theil der Sonderverfassung, für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg nicht als rechtsgültig zu betrachten seien, weil sie mit den Grundsätzen des Bundesrechts und mit den Zusagen von 1851 und 1852 im Widerspruch ständen, und verlangte die Beseitigung. Dänemark sträubte sich lange den Beschluß zu vollziehen; erst als der Bundestag, ungeduldig über den end-

Novbr. 1858. losen Notenwechsel, mit Execution drohte, wurde die Reichsverfassung nebst den darauf bezüglichen Theile der Sonderverfassung für Holstein und Lauenburg außer Wirksamkeit gesetzt, dabei aber erklärt, „daß die gedachte Verfassung für die nicht zum deutschen Bunde gehörenden Theile der Monarchie in ungeschwächter Kraft zu bestehen fortfahre und daß die Minister für das Auswärtige, so wie für Krieg, Marine und Finanzen auch in Betreff Holsteins nur dem König verantwortlich seien". Nach dieser Anordnung dauerte die königliche Machtvollkommenheit in allen wesentlichen Punkten fort, nur ohne die Vertretung der Holstein-Lauenburger Abgeordneten im Reichsrath, der somit zu einem „Eiderparlament" umgeschaffen ward, ein Ziel, das der Eiderdänenpartei schon lange als Ideal vorschwebte. Damit war die Incorporation Schleswigs bis

März 1859. auf den Namen verwirklicht. Die holsteinischen Stände verweigerten jedoch die Annahme dieses trügerischen Abkommens und legten dafür einen Organisationsentwurf vor, in welchem die volle Selbständigkeit der einzelnen Länder der Monarchie die Grundlage bildete und auf das alte Recht der Verbindung von Schleswig-Holstein hingewiesen war, wenn auch noch nicht gerade die Herstellung verlangt wurde. Die dänische Regierung ging jedoch auf die Vorlage nicht ein, und während sie den Bundestag mit neuen Vorschlägen und Noten hinhielt, stellte sie das Staatsbudget für die Finanzperiode 1860 und 1861 auf, ohne von den Holstein-Lauenburg'schen Ständen die Zustimmung eingeholt zu haben. Als hierauf die Bundesversammlung, von Oldenburg aufmerksam gemacht, die Executionsdrohung wiederholte, schritt das dänische Cabinet zu einem „Taschenspielerkunststück", indem es den Ständen einen „Gesetzentwurf, betreffend die provisorische Stellung Holsteins" vorlegte und dieses „unehrliche" und „lügenhafte" Verfahren den auswärtigen Mächten als Budgetvorlage darstellte. Zugleich trug die Regierung kein Bedenken, als die Kriegsrüstungen zur Bekämpfung Deutschlands erhöhte Steuern nothwendig machten, das deutsche Herzogthum mit außerordentlichen Ausgaben zu belasten.

Das Eiderdänenthum. Unter diesen Verfassungskämpfen, zu denen die Bedrückungen der deutschen Bevölkerung in Schleswig, die Kränkung der heiligsten Interessen, die Verödung und Verwüstung in Kirche und Schule ein grelles Seitenstück bildeten, erstarkte indessen wieder das deutsche Nationalgefühl in den stammverwandten Ländern südwärts der Elbe. Die Presse, die Kammern, kirchliche und politische Versammlungen erhoben ihre Stimme lauter und lauter gegen die Schmach und Mißhandlung, denen der nördliche Bruderstamm schutzlos preisgegeben war, und erweckten auch dort wieder die eingeschlummerten Sympathien. Während der holsteinische Bundestagsgesandte in Frankfurt Schleswig für ein „dänisches Her-

März 1861. zogthum" erklärte, in dessen Angelegenheiten dem Bunde kein Recht der Ein-

Febr. 1863. mischung zustehe, sprach die holsteinische Ständeversammlung wiederholt die Ansicht aus, „daß der wahre Friede dem Lande nicht wiederkehren werde, so lange nicht dem Verlangen nach Herstellung der Verbindung mit Schleswig

Genüge geschehen". Aber davon wollte Dänemark nichts hören. Je lauter die öffentliche Meinung in Deutschland, deren Macht sich auch die Regierungen nicht zu entziehen vermochten, für die Vereinigung der beiden Herzogthümer zu einem gemeinschaftlichen Staats- und Rechtsleben sich aussprach, um so leidenschaftlicher hielt die Regierung und der Reichstag in Kopenhagen an der Idee des „Eiderdänenthums" fest, die mit der Einverleibung Schleswigs in Dänemark gleichbedeutend war. Selbst der Vermittelungsvorschlag des dänisch gesinnten englischen Ministers Lord John Russell, Schleswigs Selbständigkeit zu sichern, mit den Ständen der drei Herzogthümer ein Normalbudget zu vereinbaren und für jede weitere außerordentliche Ausgabe die Zustimmung derselben einzuholen, wurde zurückgewiesen, obwohl die meisten europäischen Mächte sich damit einverstanden erklärten. Jan. 1863. Denn schon längst war „die Schleswig-Holstein'sche Frage" eine Sache der internationalen Politik geworden. Dänemark und Schleswig zu einem „Eiderstaat" unter Einer Verfassung vereinigt, Holstein ihnen angeschlossen, aber nach dänischen Interessen regiert, das war das Ziel, nach dem die herrschende Partei strebte. Diesem System entsprechend, wurde für Holstein eine neue Provinzialregierung eingesetzt, die ihren Sitz in Plön nahm und aus Männern bestand, „die jedes Ansehens und Vertrauens im Lande entbehrten". Zugleich erließ das Kopenhagener Cabinet eine Bekanntmachung, durch welche 30. März 1863. die Vereinigung Schleswigs mit Dänemark unter Einer Verfassung ausgesprochen und die Rechte der holsteinischen Stände auf das geringste Maß herabgedrückt waren. Umsonst verlangte die Bundesversammlung die Aufhebung der Bekanntmachung; der dem Reichsrath in Kopenhagen vorgelegte und von demselben Septbr. bis Novbr. 1863. mit geringen Abänderungen genehmigte Entwurf einer neuen Verfassung vollendete den Eiderstaat, indem er Schleswig in allen wesentlichen Dingen dem dänischen Königreich einverleibte. Da beschloß endlich der Bundestag zur Ausfüh- 1. Octbr. rung der längst gedrohten Execution zu schreiten. „Friedrich VII., ganz in der Hand der nationalen Partei, gab zu allem seine Einwilligung. Er, der letzte von dem Mannesstamm der seit dreihundert Jahren in Dänemark und in Schleswig-Holstein zugleich regierenden Linie des oldenburgischen Hauses, vermaß sich, das Band vollständig zu zerschneiden, welches die beiden Herzogthümer verfassungsmäßig vereinte, den Boden des Rechts zu zerstören, auf dem hier seine und seines Hauses Herrschaft beruhte, zugleich aber die Verträge zu vernichten, welche versucht hatten, Schleswig und Holstein dauernd mit Dänemark unter Einer Herrschaft zu einem staatlichen Ganzen zu verbinden".

b. Der Waffengang.

Aber das Schicksal zerschnitt den ungerechten Plan. Bevor noch die letzte † 14. Novbr. 1863. Thronwechsel in Dänemark und Bundesexecution in Holstein. Hand an das Werk gelegt werden konnte, ereilte den König plötzlich der Tod. Nun bestieg der durch den Londoner Vertrag zum Nachfolger bestimmte Prinz

von Holstein-Glücksburg als Christian IX. den Thron und vollzog, von den Kopenhagenern gedrängt, das neue Verfassungsgesetz. Zugleich aber nahm der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, auf den der Vater sein Recht übertragen hatte, als Herzog Friedrich VIII. durch eine Proclamation vom 16. November Besitz von der Regierung der vereinigten Herzogthümer Schleswig-Holstein und schickte sich an, sein Recht mit allen Mitteln geltend zu machen. Das deutsche Volk, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, unterstützte sein Vorhaben aus allen Kräften. In den Kammern, in Vereinen, in Volksversammlungen erging an Alle die ernste Mahnung, dahin zu wirken, daß dem Bruderstamm im Norden sein Recht werde, daß die Herzogthümer unter ihrem angestammten Fürsten dem großem Vaterlande, dem sie durch Sprache und Abstammung angehörten und dem sie so lange auf die schnödeste Weise entfremdet worden, zurückgegeben würden. Wie weit in den meisten übrigen Fragen die Parteien auseinander gingen, in dieser nationalen Forderung waren alle einig. Das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" wurde gleichsam zur Nationalhymne. Ein Abgeordnetentag, aus den verschiedenen Landtagen beschickt, stellte einen
21. Decbr. 1863. Central-Ausschuß von 36 Mitgliedern auf, welcher die nationale Bewegung mit allen gesetzlichen Mitteln unterstützen und leiten, die freiwilligen Geldbeiträge und Zuschüsse auf zweckmäßige Weise anwenden sollte. Auch die Beschaffung von Waffen und Mannschaft wurde in Aussicht genommen, falls die Regierungen nicht zur Action schreiten würden. In diesen Tagen der Aufregung waren Aller Augen nach Frankfurt gerichtet. Wie viel auch der Bundestag in den Jahren des Rückschritts gesündigt hatte, jetzt war die Stunde gekommen, wo über die Vergangenheit ein dichter Schleier geworfen, wo ein Fest der Einigung und Versöhnung gefeiert werden konnte. Aber der Bundestag ließ sich nicht in den Strom der Volksbegeisterung hineinreißen. Zwar gab er durch die Ausschließung des dänischen Bundestagsgesandten von den Sitzungen und Berathungen zu erkennen, daß er das Recht der Vertretung für Holstein und Lauenburg und mithin die Erbfolge in den Herzogthümern für eine offene Frage ansehe; allein dem von allen Seiten gestellten Verlangen, die beschlossene Execution nunmehr in eine Occupation zu verwandeln, wurde nicht willfahrt. Eine gleichlautende Note Oesterreichs und Preußens hatte die Wirkung, daß sich eine geringe Majorität für die Execution aussprach, die denn sofort auch zur Ausführung kam. Noch im December rückten sächsische und hannöversche Bundestruppen
7. Decbr. unter dem Oberbefehl des sächsischen Generallieutenant v. Hake über die Elbe, um die deutschen Herzogthümer Holstein und Lauenburg zu besetzen, während österreichische und preußische Mannschaft als Reserve in Hamburg und Lübeck verblieb. Die Dänen, auf den Rath der übrigen Großmächte die Execution nicht als Kriegsfall betrachtend, räumten alsbald alles Land südwärts der Eider und des Eiderkanals, selbst die Festung Rendsburg, so daß mit Neujahr 1864 das ganze Herzogthum Holstein in den Händen der Bundestruppen war und

die beiden Bundescommissare, welche dem Heere auf dem Fuße nachfolgten, einstweilen die Verwaltung übernahmen. Mit dem Einrücken der deutschen Mannschaft begannen die Kundgebungen des Landes für den Erbprinzen Friedrich von Augustenburg. Nachdem sich die holsteinischen Stände in großer Mehrheit zu einer Bitte an den Bund um Anerkennung und Einsetzung des Fürsten in sein Recht geeinigt, riefen ihn nach und nach alle Städte und am 27. December eine große Volksversammlung zu Elmshorn als Herzog aus. Ermuthigt durch diese Vorgänge, verließ Friedrich von Augustenburg plötzlich seinen bisherigen Aufenthaltsort Gotha und reiste incognito nach Kiel, wo er am 30. December unerwartet eintraf und mit großer Begeisterung empfangen ward. Doch enthielt er sich jeder Regierungshandlung, jedes Eingriffs in den Geschäftskreis der Bundescommissare.

Aber der schwierigere Theil der Aufgabe harrte noch der Lösung. So fügsam sich die Dänen in Holstein erwiesen, so trotzig beharrten sie auf dem Besitze von Schleswig. Im Vertrauen auf England, wo Regierung und Volk einstimmig für Dänemark Partei nahmen und das Parlament und die Presse die Noten unterstützte, mit denen Lord John Russell den Bundestag und die deutschen Höfe überschüttete, um die Gültigkeit des Londoner Vertrags und die Nothwendigkeit der Integrität des Inselreichs zu beweisen, und in der Hoffnung, die deutschen Regierungen würden bald in Zwietracht und Hader auseinander gehen, oder aus Furcht vor einem europäischen Krieg, vielleicht auch aus Scheu vor dem Dannewerk und den Düppeler Schanzen nicht wagen, das Bundesgebiet zu überschreiten: nahmen die Dänen eine zuversichtliche Miene an. Konnte die kriegerische Haltung der beiden deutschen Großmächte, die doch schließlich allein zu fürchten waren, nicht ein Spiel sein und in gleicher Weise enden wie früher? Aber die Dinge nahmen einen andern Gang. Oesterreich und Preußen, die man jetzt zum erstenmal wieder Hand in Hand gehen sah, verlangten die Aufhebung der Novemberverfassung, die den früheren Vereinbarungen wie dem Londoner Abkommen widerspreche, und als Christian IX., der unter dem Druck der fanatischen Eiderdänen-Partei stand, diesem Verlangen nicht entsprach, erklärten sie, daß sie in Folge dieser Weigerung den Londoner Tractat nicht länger als bindend ansehen könnten und daß sie Schleswig besetzen würden, ohne sich durch den Protest des Bundestages gegen das eigenmächtige Vorgehen, noch durch die Noten und Deductionen des englischen Ministers abhalten zu lassen. Eine von England vorgeschlagene Conferenz zur Ausgleichung des deutsch-dänischen Streites fand keinen Anklang und scheiterte insbesondere an Napoleon's Weigerung, sich daran zu betheiligen. Er grollte der englischen Regierung, weil sie, wie erwähnt, seinen Vorschlag eines allgemeinen europäischen Congresses nicht unterstützt hatte. Schon im Januar rückte die vereinigte österreichisch-preußische Heeresmacht unter dem Oberbefehl des achtzigjährigen Feldmarschalls von **Wrangel** und dem Generalstabschef Vogel von Falckenstein in Holstein ein,

Die preußisch-österreichische Intervention.

Jan. 1864.

nachdem beide Höfe übereingekommen waren, die künftigen Verhältnisse der Herzogthümer nur im gegenseitigen Einverständnisse festzustellen. Da vorher von Berlin und Wien die Erklärung abgegeben worden war, daß weder die Bundestruppen, noch die Commissarien in ihren Stellungen und Verrichtungen eine Hinderung erfahren sollten, so wurde dem Durchmarsch nichts in den Weg gelegt. Der Schlagbaum, der den Einzug in das Oldenburger Ländchen Eutin verhindern sollte, war nur ein deutliches Bild der lächerlichen Mißverhältnisse, in welche das deutsche Kleinstaatenthum gegenüber der ernsten Situation gerathen war. Das deutsche Volk blickte übrigens auf das kriegerische Vorgehen der Großmächte mit getheilten Gefühlen: Wenn man sich einerseits freute, daß endlich einmal das dürre Feld diplomatischer Noten und Verhandlungen verlassen und zur Action geschritten war, so konnte man sich des finstern Argwohns nicht erwehren, das blutige Waffenspiel möchte nur dazu dienen, die Volksbewegungen und Agitationen niederzuschlagen und die Integrität der dänischen Monarchie, vielleicht mit einigen günstigeren Bestimmungen im Sinne einer Personal-Union, aufrecht zu erhalten, wenigstens forderte das Berliner
8. Jan. 1864. Cabinet in einem Rundschreiben die deutschen Regierungen auf, gegen die aufwieglerische Thätigkeit des 36 er Ausschusses mit aller Strenge einzuschreiten, und sandte noch am 31. Januar die Erklärung nach London, „daß es nicht die Absicht habe, das Princip der Integrität zu verletzen“.

Rückzug der Dänen vom Dannewerk.

Allein was auch immer die deutschen Großmächte im Sinne haben mochten, der Gang der Kriegsereignisse führte zu großen Resultaten. Die preußische Armee, unter der Führung des ruhmbegierigen Prinzen Friedrich Karl, brannte vor Verlangen, die Erinnerungen, die der erste schleswig-holsteinische Feldzug zurückgelassen, auf dem zweiten auszulöschen; und die Oesterreicher unter dem Commando des ritterlichen Generals v. Gablenz wollten hinter den Waffenbrüdern nicht zurückstehen. Der begeisterte Empfang, den die preußische Hauptstadt den durchziehenden österreichischen Bataillonen bereitete, gab diesem Gefühle nationaler Uebereinstimmung Ausdruck. Als in den ersten Tagen
Febr. 1864. des Februar die Preußen über Kiel und Eckernförde unter fortwährenden Gefechten mit dem Feinde nach Missunde vorrückten und dann weiter abwärts ziehend, bei Arnis auf einer rasch geschlagenen Brücke über die Schlei setzten, die Oesterreicher dagegen von Neumünster aus über die von den Dänen gänzlich geräumte Festung Rendsburg nordwärts marschirten und nach den hitzigen Treffen bei Lottorf, Oberselk u. a. O. sich dem Dannewerk näherten, das im Süden der Stadt Schleswig sich in weiter Ausdehnung von Westen nach Osten hinzog, da fürchtete der dänische Oberfeldherr de Meza, daß er nicht im Stande sein dürfte, mit seiner Mannschaft die weitgezogene Festungslinie mit dem gehörigen Nachdruck zu vertheidigen und daß, während er seine Hauptmacht gegen die Oesterreicher kehre, die Preußen gegen Flensburg ziehen und ihm den Rückweg abschneiden würden. Er versammelte daher einen Kriegsrath, und als dieser bis

auf Eine Stimme seiner Ansicht beitrat, daß unter den obwaltenden Umständen ein Vertheidigungskrieg gegen den doppelt so starken Feind nur zum Verderben gereichen könne, und daß es rathsam sei, durch einen rechtzeitigen Rückzug einen wesentlichen Theil der dänischen Armee zu retten, so wurde der Beschluß gefaßt, in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar Schleswig und das Dannewerk aufzugeben und sich nach Alsen und in die Düppeler Schanzen zurückzuziehen, wohin König Christian IX., der mit seinem Minister, Bischof Monrad, einige Tage zuvor sich bei dem Heere eingefunden und die Behauptung der Festungswerke empfohlen hatte, vorausgeeilt war. Der Beschluß wurde sogleich ausge- Febr. 1864. führt, schon am 6. Februar war die ganze Dannewerkstellung geräumt. Um zehn Uhr konnte Wrangel, begleitet von dem Kronprinzen von Preußen, sein Hauptquartier in Schleswig aufschlagen. Nun begann die Verfolgung. Während Feldmarschall Gablenz und General Gondrecourt mit der österreichischen Armee dem Feinde auf dem geraden Wege nachsetzten, sollte Prinz Friedrich Karl von Cappeln aus über Wittkiel und Sterup auf Flensburg losrücken, um wo möglich die Dänen abzuschneiden, und General von Mülbe weiter westwärts auf dem sogenannten „Ochsenweg" über Husby und Schuby dieselbe Richtung einschlagen. Da aber letzterer, durch ein „Versehen" Gondrecourt's nicht rechtzeitig von dem Abzug des Feindes unterrichtet, den Marschbefehl zu spät erhielt, der Weg von Cappeln weiter und bei dem eingetretenen Frost und Glatteis beschwerlicher war, so erhielten die Dänen einen Vorsprung. Nur die österreichische Vorhut, aus Liechtensteiner Husaren bestehend, erreichte den dänischen Nachzug bei dem Dorfe Oeversee. Hier entspann sich ein hitziges Gefecht, in welchem besonders die österreichischen Reiter und Jäger durch die hinter Gehölz und Knick versteckten Feinde großen Schaden litten, bis sie, durch weitere Mannschaft verstärkt, endlich bei einbrechender Dunkelheit einen glänzenden Sieg erfochten. Die Verluste der Dänen waren sehr beträchtlich; General Steinmann erhielt eine Wunde. Am 7. Februar wurde Flensburg ohne Widerstand besetzt, nachdem die dänische Armee theils im Sundewitt hinter den Düppeler Schanzen eine feste Stellung eingenommen, theils ihren Rückzug auf Fridericia fortgesetzt hatte. Aber so aufgeregt war die Volksmasse in Kopenhagen, daß Straßenexcesse mit drohenden Demonstrationen gegen die Königsfamilie und gegen die „Verräther" im Heer stattfanden, daß das Ministerium sich veranlaßt sah, durch die Entlassung des Oberfeldherrn de Meza der Volkswuth ein Opfer zu bringen, und der König in einer Proclamation voll Niedergeschlagenheit und Trauer den Soldaten zurief, muthig auszuharren und ihn, der mit seinem Volke in der Welt allein stehe, nicht zu verlassen; denn das Land liege dem Feinde offen. Mit dem Vorrücken der deutschen Truppen in Schleswig mehrten sich auch hier die Manifestationen und Huldigungen zu Gunsten des „Herzogs"; aber daß trotzdem seine Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang noch nicht fest wurzelte, bewies sein Schreiben an Napoleon, in welchem er durch den Herzog Ernst von Coburg-

Gotha die Fürsprache und Unterstützung des französischen Kaisers zur Geltendmachung seiner Ansprüche anrief, ein Schritt, der mit Recht von allen deutschen Patrioten mit Entrüstung aufgenommen ward. In Deutschland freute sich das Volk über die glänzenden Erfolge im Felde, aber das Mißtrauen gegen die Absichten der Großmächte dämpfte die Freude; man konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, daß die Herzogthümer schließlich doch wieder, wenigstens in der Gemeinschaft des Regenten (Personal-Union) mit Dänemark vereinigt werden möchten, eine Befürchtung, die noch verstärkt wurde, als der Oberbefehlshaber und die neuen Civilcommissare, besonders der preußische, alle Kundgebungen zu Gunsten des Herzogs von Augustenburg untersagten, die verhaßten dänischen Beamten und Lehrer mit großer Schonung behandelten und auf den Grund hin, daß der Zugang für die nachrückenden Truppen und den Kriegsbedarf gesichert sein müsse, Altona, Kiel und Neumünster besetzten, somit auch in Holstein festen Fuß zu fassen suchten. Die Regierungen der Mittelstaaten waren für ihre Souveränetät besorgt; und die Handelsstädte an den nördlichen Küsten litten große Verluste durch die feindlichen Schritte der Dänen, welche die Seehäfen in Blokadestand erklärten und alle deutschen Schiffe mit Beschlag belegten oder durch Kreuzer wegfangen ließen.

Fortgang der preußisch-österreichischen Waffen.

In diesem Dunkel der Ungewißheit und der Befürchtungen waren die Nachrichten vom Kriegsschauplatz fortwährend ein heller Lichtstrahl, der die niedergeschlagenen, von bangen Zweifeln erfüllten Gemüther des Volks aufrichtete und belebte. Die deutsche Waffenehre trat wieder glänzend zu Tage. Selbst auf das Ausland, das so oft über die „deutschen Zänkereien" gespottet, blieb das kräftige und energische Auftreten nicht ohne Eindruck. Der Haß, der sich hie und da, besonders in England, kund gab, konnte als Zeichen des wachsenden Respects gelten. Die Schleswiger zerschlugen den ehernen Löwen, jenes Denkmal der Schmach, das die Dänen auf dem Schlachtfeld von Idstedt über den Gräbern der gefallenen Deutschen errichtet hatten, denn der lang ersehnte Tag der Vergeltung war gekommen. In Flensburg beschloß Wrangel zwei Operationen zu gleicher Zeit auszuführen: während das preußische Hauptheer unter Friedrich Karl Befehl erhielt, gegen die Düppeler Schanzen vorzurücken, sollte die österreichische Armee in Verbindung mit einer Abtheilung preußischer Garden ganz Schleswig bis zur Königsau besetzen. Diesem Plane entsprechend, zogen die Preußen auf der Nordseite des Flensburger Meerbusens nach Gravenstein, wo der Prinz sein Hauptquartier aufschlug, pflanzten gegenüber, auf der Landspitze von Holnis, eine Batterie auf, um gegen die dänischen Fahrzeuge, besonders das starke Panzerschiff Rolf Krake, zu feuern, und besetzten, nachdem sie über den Ekensund eine Brücke geschlagen, die Halbinsel Broacker, so daß sie zu gleicher Zeit von Süden und Norden gegen die Düppeler Schanzen vorgehen konnten. Bald folgte eine Reihe von Recognoscirungs-Gefechten, als Einleitung für größere Kämpfe, indeß die andere Hauptabtheilung, fast ohne auf Widerstand zu

stoßen, über Apenrade, Hadersleben und Christiansfeld an die Grenze vorrückte und am 18. Februar sogar in Kolding einzog, der ersten Stadt auf jütischem Boden. Der heftige Sturm, der sich bei der Nachricht von dem neuen „Frevel" der deutschen Großmächte in London erhob, machte in Berlin einigen Eindruck. Man suchte zu entschuldigen und zu beschwichtigen: bald hieß es, Wrangel habe seine Vollmacht überschritten und werde einen Verweis erhalten; bald sollte die Besetzung nur aus strategischen Gründen erfolgt sein, um eine militärische Position zu gewinnen, würde aber nicht weiter ausgedehnt werden; man zeigte sich bereit, auf die von England so eifrig gewünschte Conferenz einzugehen, vorausgesetzt, daß Dänemark sich entgegenkommend benehme. Noch betroffener und zurückhaltender war man in Wien. Erst als durch die Sendung des Generals Manteuffel nach der Donaustadt die Bismarck-Rechbergische Politik aufs Neue befestigt worden, das Berliner Cabinet mit der Hofburg sich abermals über ein gemeinsames Vorrücken geeinigt und die nationale Partei im dänischen Reichsrath die Annahme der Conferenz unter den vorgeschlagenen Bedingungen hintertrieben hatte, wurde im März beschlossen, mit der Besetzung Jütlands fortzufahren, theils um Repressalien zu ergreifen für die Wegnahme deutscher Schiffe, theils als Ersatz für Düppel und die noch zu Schleswig gehörende Insel Alsen. Während Gablenz nach einem hitzigen Gefechte sich des Ortes Veile bemächtigte und den Feind nach Horsens drängte, rückten die Preußen, nachdem sie durch die Treffen von Gudsöe und Heisekrug die kleine Niederlage gerächt, welche die Husaren acht Tage zuvor bei einem Ueberfall erlitten, auf Fridericia los. 8. März 1864.

Die Kämpfe bei den Düppeler Schanzen.

Die Hoffnung, durch ein zweitägiges Bombardement (21. 22. März) die stark befestigte Stadt zur Uebergabe zu bringen, ging nicht in Erfüllung; man mußte zur Einschließung schreiten. Mit diesem Unternehmen wurde die österreichische Armee beauftragt, während die Preußen bis auf einen kleinen Theil nach Schleswig zurückkehrten, um bei dem beabsichtigten Sturm auf die Feldschanzen von Düppel mitzuwirken. Hier war nämlich während dieser Zeit ein scharfer Belagerungs- und Vertheidigungskrieg mehrere Wochen hindurch unter häufigen Vorpostengefechten fortgeführt worden ohne eine entscheidende Wendung. Die Dänen strengten alle Kräfte an, die bei dem Dannewerk verdunkelte Kriegsehre im Sundewitt wieder herzustellen. Sie waren unaufhörlich bemüht, durch neue Befestigungswerke, künstliche Anstalten, versteckte Kriegslisten die Düppeler Feldschanzen zu einem zweiten „Sebastopol" umzuschaffen und zugleich die feindlichen Strandstellungen durch den Rolf Krake zu beunruhigen. Die ungünstige Witterung in der rauhen Jahreszeit, gegen welche die Armeebekleidung und Verpflegung der Preußen sich als unzureichend erwies, so daß durch Privatunterstützung und patriotische Mildthätigkeit nachgeholfen werden mußte, erhöhte die Leiden und Beschwerden des Felddienstes und mehrte die Zahl der Kranken. Erst gegen Ende des Märzmonats, als die Kunde von der kühnen Landung preußischer Mannschaft auf der Insel Fehmarn, von der die Wegführung der überraschten 15. März.

10. März 1864. dänischen Strandwache und der Besatzung aus dem Hauptorte Burg in Kriegsgefangenschaft, so wie das rühmliche Seegefecht, das ein kleines preußisches Geschwader unter Kapitän Jachmann gegen die dänische Kriegsflotte auf der Höhe von Rügen bestanden, den Muth der Armee neu belebt hatten, wurde beschlossen, aus dem Belagerungskampf zum Sturmangriff überzugehen. Schon am 15. März hatten die Strandbatterien am Alsener Sund den Rolf Krake und ein anderes Schiff in die Flucht getrieben, das Städtchen Sonderburg auf Alsen, wo die Dänen ein großes Pulvermagazin und allerlei Kriegsvorräthe hatten, beschossen und einige Zeit nachher in Brand gesetzt, ein Ereigniß, das im englischen Parlament zu heftigen Schmähreden auf die deutsche „Barbarei" Veranlassung gab; zwei Tage später eroberten einige Bataillone unter schweren Kämpfen die festen Stellungen von Rackebüll und Wester-Düppel. Nachdem die Preußen auf diese Weise sich den feindlichen Festungswerken genähert hatten, wurde am 28. März der Angriff eröffnet und drei Wochen lang in der Art fortgesetzt, daß sie unter steten Gefechten immer mehr vorrückten und den erkämpften Boden durch sogenannte Parallelen, vom Strande des Venning-Bond bis zur Sonderburger Landstraße, befestigten und sicherten. „Der Sturm auf die Düppeler Schanzen war preußischerseits sorgfältigst erwogen und kann in Bezug auf die dafür getroffenen Anordnungen als eins der mustergültigsten Beispiele moderner Taktik gelten". Nach Beendigung der dritten Hauptparallele standen die Preußen unmittelbar vor den sechs stärksten, durch Graben, Pallisaden, Sturmpfähle und andere Hindernisse geschützten Schanzen, auf welche dann am 18. April der
18. April. Hauptsturm eröffnet wurde. Es war ein furchtbarer Tag, der an 1200 tapfere Krieger der preußischen Armee, darunter siebzig Offiziere todt oder verwundet in den Schanzwerken niederwarf; aber es war ein Tag des Ruhmes und der Ehre in der Kriegsgeschichte Preußens. Am Abend waren die blutig erkämpften Düppeler Schanzen in preußischen Händen und die Dänen auf die Insel Alsen zurückgeworfen. Mit gehobenem Gefühle vernahm man in ganz Deutschland die frohe Botschaft von den glorreichen Kämpfen, und je mehr die Einzelheiten des kühnen Schanzenkrieges in die Oeffentlichkeit drangen, desto mehr stieg die Bewunderung des Muthes und der Todesverachtung, welche Alle, Linie und Landwehr, Offiziere und Gemeine, in gleicher Stärke an Tag gelegt. Die Heerabtheilungen hatten um die Ehre gestritten, bei der Anordnung der Sturmcolonnen vorangestellt zu werden, so daß das Loos die Reihenfolge entscheiden mußte, und mit Erstaunen hörte man von den Zügen opferfreudiger Hingebung einzelner Krieger. Als die Pallisaden den Anstürmenden eine unüberwindliche Schranke entgegenstellten, wobei jede Minute Aufenthalt bedeutende Opfer forderte, da bahnte der westfälische Landwehrmann Klinke, ein zweiter Winkelried, seinen Kameraden eine Gasse, indem er mittelst einer Pulverexplosion einen Theil der Schanzpfähle einriß, aber dabei auch das Leben einbüßte. König Wilhelm selbst eilte auf den Kriegsschauplatz, um der siegreichen Armee seine Zufriedenheit auszusprechen.

Die Verluste der Dänen an Todten, Verwundeten und Gefangenen waren sehr groß, dazu fielen Waffen und Geschütz in die Hände des Siegers; wahrlich! sie hatten Grund zur Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit. „Nicht das eroberte Stückchen Erde, wie groß auch seine strategische Bedeutung sein mochte", heißt es in einem militärischen Bericht, „nicht die reichen Trophäen, 120 Geschütze und 4000 Gewehre, nicht die Zahl der Gefangenen machten den Preis des Kampfes aus, sondern der Sieg an und für sich. Und ein Sieg in des Wortes vollster Bedeutung war es, der vor Düppel errungen wurde."

Mit dem Falle der Düppeler Schanzen war das Schicksal des Krieges entschieden. Die Dänen machten daher auch keine Anstrengungen mehr, das Festland zu behaupten. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die Inseln und den Seekrieg gerichtet. Als ein Theil der preußischen Truppen aus dem Sundewitt wieder nach Jütland zog, um mit den Oesterreichern vereinigt auch dieses nördliche Land in Besitz zu nehmen, wagten die Dänen keinen Widerstand mehr. Ehe noch die Verbündeten Anstalten zur Belagerung von Fridericia trafen, verließen die dänischen Besatzungstruppen die Festung. Als v. Gablenz bei dem Dorfe Bredstrup ankam, erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß der Feind in der Nacht heimlich und in größter Eile sich nach Fehmarn eingeschifft und sogar einen bedeutenden Theil des Geschützes zurückgelassen habe. Damit war jeder bewaffnete Widerstand in der Halbinsel zu Ende; keine Hand regte sich, als die Festungswerke zerstört wurden, und ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, konnte Wrangel von Veile aus die gesammte Streitmacht in zwei Flügeln nach Norden entsenden, damit der rechte die Stadt Aalborg, der linke Viborg und Skive besetze. Jütland sollte als Unterpfand dienen für die weggenommenen Handelsschiffe; der einzige Widerstand, den der Heerführer erfuhr, war die Weigerung der Bauern, die ausgeschriebene Kriegssteuer zu entrichten. Als am 12. Mai behufs der Londoner Conferenzen eine Waffenruhe eintrat, war die ganze Halbinsel bis zum Limfiord in den Händen der Deutschen. Nur zur See erlebten die Dänen noch einen kleinen Triumph. Ein österreichisches Geschwader segelte aus dem Mittelmeer in die Nordsee, um in Verbindung mit den Preußen, deren Kanonenboote und Strandbatterien bisher die Hafenorte an der Ostsee beschützt und die dänische Blokade unwirksam gemacht hatten, die deutschen Handelsschiffe zu schützen. In der Nähe von Helgoland trafen sie mit einem stärkeren dänischen Kriegsgeschwader zusammen und es ereignete sich ein Seetreffen, in welchem zwei österreichische Schraubenfregatten (Schwarzenberg und Radetzky) einigen Schaden litten und einen Theil ihrer Mannschaft verloren. Aber wie sehr auch in England dieser „dänische Sieg" gepriesen ward, die Tüchtigkeit der deutschen Seeleute war dabei so glänzend zu Tage getreten, daß der Verlust, der auf feindlicher Seite nicht viel geringer war, über der rühmlichen Haltung der Schiffsmannschaft und der Befehlshaber leicht verschmerzt werden konnte.

Das Festland besetzt.

28. April 1864.

9. Mai.

Die Londoner Conferenz. Als dieses Gefecht vorfiel, waren die Bevollmächtigten der europäischen Staaten bereits in London versammelt, um auf einer Conferenz „die Mittel zu suchen, dem Norden Europa's die Segnungen des Friedens wiederzubringen". Auch der deutsche Bund war durch den sächsischen Minister v. Beust vertreten, obwohl die Mittelstaaten voll Eifersucht auf das eigenmächtige Vorgehen Oesterreichs und Preußens sich jeder Mitwirkung bei dem schleswig-jütländischen Waffengang entzogen und damit die Absichten der Großmächte, die ganze Angelegenheit für sich allein auszuführen, wesentlich erleichtert hatten. Während der Verhandlungen sollte eine Waffenruhe eintreten, die am 12. Mai beginnend zuerst auf einen Monat festgesetzt, dann noch um weitere vierzehn Tage verlängert ward. Nun trat aber eine solche Verschiedenheit der Ansichten und Wünsche hervor, daß eine Vereinbarung sich bald als unmöglich erwies. Preußen und Oesterreich sagten sich von dem Londoner Protocoll los, dessen Gültigkeit von England und Dänemark festgehalten ward; und wenn die deutschen Großmächte einem Uebereinkommen, wonach die beiden vollständig getrennten Gebietstheile Schleswig-Holstein und Dänemark in der Person des Oberhaupts verbunden sein könnten, nicht gerade entgegen waren, so bestand dagegen der Bevollmächtigte des deutschen Bundes auf einer gänzlichen Losreißung der Herzogthümer und Constituirung derselben zu einem selbständigen deutschen Bundesstaat. Eben so wenig Anklang fand der Vorschlag einer Theilung Schleswigs nach der Sprachgrenze nebst andern daran geknüpften Bedingungen. Abgesehen davon, daß die Herzogthümer selbst dem Plane sich abgeneigt zeigten und auf dem alten Recht: „Auf ewig ungetheilt!" bestanden, konnte man sich auch nicht über die Grenzlinie vereinigen, und eine Volksabstimmung herbeizuführen, wie sie von Beust beantragt, von Frankreich befürwortet wurde, stand zu sehr mit den Interessen und Anschauungen der deutschen Großmächte im Widerspruch. Bei der sichtlichen Abneigung Dänemarks, das auf den Beistand Englands vertraute, in einen den Verhältnissen und dem Rechte entsprechenden Vergleich zu willigen, trat die Unfruchtbarkeit weiterer Berathungen mehr und mehr zu Tage. Die Conferenz ging daher auseinander und die Feindseligkeiten nahmen wieder ihren Anfang. Aber die dänischen Hoffnungen auf Englands Unterstützung erwiesen sich als trügerisch. Weder der Einfluß der Gemahlin des Prinzen von Wales, Alexandra, Prinzessin von Dänemark, die mit leidenschaftlichem Eifer für ihr Volk und ihren Vater arbeitete, noch die Drohungen und Schmähreden, die in der Presse, im Parlament, in Volksversammlungen widertönten, waren vermögend, das Ministerium Palmerston-Russell zum bewaffneten Eintreten in den fremden Krieg zu bewegen.

Alsen. Der erneuerte Waffengang nahm daher rasch eine für die Dänen ungünstige Wendung. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni schritt Prinz Friedrich Karl, der nunmehr an der Stelle des zum Grafen ernannten Wrangel den Ober-
28.—29. Juni 1864. befehl über die gesammte Streitmacht erhalten, zum Angriff auf Alsen, eine

Kriegsthat, die dem Düppeler Schanzensturm an Kühnheit kaum nachstand. In aller Stille setzten die Truppen gegenüber von Arnkiels Oere auf zahlreichen Booten über den Alsener Sund, stiegen, während die Dänen aus den Batterien und Schützengräben ein heftiges Feuer unterhielten, an den Strand und rückten auf Ulkebüll los, wo General Steinmann die dänischen Streitkräfte an sich gezogen. Bald folgten neue Landungen, nur wenig gehindert durch das Panzerschiff Rolf Krake, das durch die preußischen Strandbatterien in der Action gehemmt ward. Bei Kjär von den Preußen mit großen Verlusten zurückgeschlagen, wandten sich die Dänen südwärts und wichen, das Städtchen Sonderburg in Flammen setzend, nach dem Hörup-Haff, um die stark befestigte und schwer zugängliche Halbinsel Kekenis zu gewinnen. Aber so sehr hatten sie die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang verloren, daß sie in der nächsten Nacht und am folgenden Tag auf Kanonenbooten nach der Insel Fühnen überschifften, so daß am 1. Juli die Preußen auch die Halbinsel Kekenis ohne Widerstand besetzten und somit im Besitz der ganzen Insel Alsen waren. Der Verlust der Dänen war sehr beträchtlich. Nicht nur daß über 4000 Mann, darunter 79 Offiziere, getödtet, verwundet oder gefangen wurden; da Alsen das Hauptquartier für Waffen und Kriegsbedarf war, so fiel sehr große Beute in preußische Hände.

Einen ähnlichen Ausgang hatten die Unternehmungen in Jütland. Als der dänische General Hegermann-Lindencrone, der mit etwa 5000 Mann das von Buchten und Meereseinschnitten zerrissene Nordjütland vertheidigen sollte, den Fall von Alsen und das Anrücken der österreichisch-preußischen Armee nach Skive und Aalborg vernahm, bewerkstelligte er in Frederikshavn die Einschiffung seiner Truppen sammt dem Geschütze nach Seeland und gab das feste Land den Feinden preis. Ungehindert drangen nun die Preußen bis nach Skagen, dem nördlichsten Punkte der cimbrischen Halbinsel vor, indeß die Oesterreicher über den Limfjord setzten und von der fruchtbaren Insel Mors (Morsö) mit der Stadt Nykiöbing Besitz nahmen. Der Ottesund, der seit den Tagen des großen Kaisers nicht mehr von deutschem Kriegsvolk berührt worden, wurde von Kriegern aus den Donaulanden überschritten und in Thisted sah man österreichische Fahnen wehen. Zu gleicher Zeit brachte das österreichische Kriegsgeschwader die westfriesischen Inseln Romöe, Sylt, Amrom, Föhr u. a. in seine Gewalt, zwang den dänischen Seecapitän Hammer, wegen seiner Wuth gegen alle Deutsche „der Tyrann von Sylt" genannt, trotz seiner durch die genaueste Ortskunde unterstützten Listen und Winkelzüge zur Ergebung in Kriegsgefangenschaft und bemächtigte sich der Fahrzeuge sammt der Mannschaft, welche so lange der Schrecken der Inseln und der westlichen Küstenländer gewesen.

[Randnotizen: Die Deutschen in Jütland. — Mitte Juli 1864. — 19. Juli.]

Diese wiederholten Unfälle und Verluste brachen den Starrsinn der Dänen. Eine Landung auf Fühnen oder Seeland lag nun, da seit der Ankunft des österreichischen Geschwaders den Verbündeten eine ganz achtbare Marine zur

[Randnotiz: Der Friedensvertrag von Wien.]

Verfügung stand und von Seiten Englands keine Hülfe zu erwarten war, nicht mehr außer dem Bereiche der Möglichkeit. Napoleon III., dessen Unterstützung der Dänenkönig anrief, war so wenig als Lord Palmerston zu einer bewaffneten Einmischung geneigt. Darum beschloß König Christian IX. durch directe Verhandlungen mit Oesterreich und Preußen einen Ausgleich herbeizuführen. Die Entlassung des strengnationalen Ministeriums Monrad war die Einleitung zu einem längeren Waffenstillstand, während dessen die Bevollmächtigten der drei kriegführenden Staaten in Wien über die Grundlagen eines Friedens in Verhandlungen treten sollten. Demgemäß wurden am 20. Juli alle Feindseligkeiten zu Land und zur See eingestellt, und die Wiener Conferenzen übernahmen nun das schwierige Werk einer friedlichen Lösung. Der deutsche Bund war dabei nicht vertreten. Diese Rücksichtslosigkeit, verbunden mit dem eigenmächtigen Vorgehen der Preußen in Rendsburg, wo in Folge von Streitigkeiten zwischen Preußen und hannöverisch-sächsischen Bundestruppen der Oberfeldherr Friedrich Karl die
21. Juli 1864. Festung besetzte und den Bundesgeneral v. Hake zum Abzug nöthigte, erhöhte die zwischen den Großmächten und dem Bundestag obwaltende Spannung. Ein tiefes Mißtrauen, Preußen trage sich mit der Idee, die Herzogthümer zu „annectiren" oder doch unter eine Art Schutzherrschaft zu stellen, griff immer weiter um sich. Dennoch wagte man in Frankfurt in der Successionsfrage noch immer keine Entscheidung zu treffen. Vielmehr erging, wie früher an den Augustenburger, so nun auch an den Großherzog von Oldenburg, der gleichfalls als Prätendent aufgetreten war, seine eigenen Anrechte mit den von dem verwandten russischen Herrscherhaus ihm durch Cession übertragenen verstärkend, die Aufforderung, seine Erbansprüche in einer genealogischen Begründungsschrift nachzuweisen. Die Friedenspräliminarien, über welche die Bevollmächtigten von Dänemark, Oesterreich und Preußen schon am 1. August sich einigten, und auf deren Grundlage am 30. October der Friede zum Abschluß geführt wurde, waren nicht geeignet dieses Mißtrauen zu heben oder zu mindern. Ohne über das künftige Schicksal der besetzten Länder eine Bestimmung oder nur eine Andeutung zu enthalten, besagten die Friedensartikel zunächst nur, daß der König von Dänemark auf alle seine Rechte an die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Königs von Preußen und des Kaisers von Oesterreich Verzicht leiste und sich dabei verpflichte, die Dispositionen anzuerkennen, welche die genannten Majestäten hinsichtlich dieser Herzogthümer treffen würden, und bestimmten dann im weiteren Verlauf, wie die Grenze zwischen Schleswig und Jütland gezogen, wie die Enclaven ausgeglichen, welche Inseln als zu Schleswig gehörend und in die Abtretung inbegriffen betrachtet werden sollten, endlich wie die Staatsschulden und die Kriegskosten zu vertheilen und wie die Entschädigungen für die weggenommenen deutschen Schiffe zu leisten seien. Mit dem Abschluß dieses Wiener Friedens begann für die Herzogthümer eine neue Periode der Geschichte. So manche Bedenken auch gegen einen Frie-

densschluß laut wurden, der für die Herzogthümer ein „Condominat", eine solidarische Doppelherrschaft beider Großmächte schuf, und die von Deutschland so lange bestrittenen Rechte des Dänenkönigs auf die Herzogthümer als gültig voraussetzte, somit dem Krieg den Charakter eines Eroberungskrieges gab, und so sehr noch immer im Schooße der Zukunft „die schwarzen und die heitern Loose" verhüllt lagen; eine große Errungenschaft hatte der Krieg und der Friede gebracht: der Schmerzensruf der deutschen Bevölkerung „Los von Dänemark" war erhört worden. Nun galt für die deutsche Nation die Losung: „Wahre treu, was schwer errungen!" Viel war erreicht; aber die Föderalisten und Demokraten zürnten, daß man dem Prinzipe nicht Rechnung getragen, daß die Großmächte mit Umgehung des Bundes die so lange versagten Rechte der deutschen Nation mit dem Schwerte erstritten. Ihr Streben war nunmehr darauf gerichtet, durch agitatorische Bewegungen die Gründung eines Augustenburger Herzogthums herbeizuführen, den deutschen Bund mit einem neuen constitutionellen Kleinstaat zu bereichern.

III. Die Gründung des Königreichs Italien.

1. Politische Gegensätze und der Kampf wider Oesterreich.

a. Lage und Parteistellung.

Auf dem Friedenscongreß in Paris (S. 692) war Sardinien durch den großen Staatsmann Camillo Cavour, Victor Emanuel's ersten Minister und Rathgeber, vertreten. Er repräsentirte einen Staat, der sich der Theilnahme Frankreichs und Englands erfreute und durch die uneigennützige Hülfeleistung im orientalischen Kriege den Dank dieser Mächte verdient hatte. Es geschah daher wohl nicht ohne deren geheime Zustimmung, wenn Cavour der Versammlung zu beweisen suchte, daß kein dauernder Friede in Europa begründet werden könne, so lange Italien nicht die nationale Selbständigkeit errungen habe, die das Strebeziel aller Parteien bilde, und in einem Schriftstück die Forderungen aussprach: Europa solle die nationale Einheit Italiens anerkennen, Oesterreich dem lombardisch-venetianischen Königreich eine freisinnige Verfassung geben, der Kirchenstaat von den fremden Besatzungstruppen befreit und unter der Oberhoheit des Papstes einem weltlichen Statthalter unterstellt, der Mißregierung in Neapel und Sicilien mittelst einer Intervention ein Ende gemacht werden. Schon während des Krieges hatte Cavour den König und den Minister d'Azeglio nach Paris begleitet und die Frage des Kaisers: was kann man für Italien thun?, in einer Denkschrift voll staatsmännischer Klugheit beantwortet. Jetzt gaben die Verdienste des piemontesischen Heeres an der Tschernaja gegenüber der

Cavour auf dem Pariser Friedenscongreß.

mattherzigen Neutralität der Wiener Hofburg seinen Worten einen bedeutenden Nachdruck. Mochte immerhin der österreichische Gesandte Protest einlegen und ein Rundschreiben der Wiener Regierung darthun, daß Piemont kein Recht habe im Namen Italiens zu reden; der moralische Eindruck war entschieden ungünstig für Oesterreich.

Lage und Parteistellung in Italien. Diese Forderungen, wenn sie auch vorerst bei dem Congreß keine Berücksichtigung finden konnten, bildeten fortan das Programm der Fortschrittspartei in Sardinien und in der ganzen italienischen Halbinsel, die Grundbedingungen aller Reformbestrebungen von den Alpen bis zur Südspitze Siciliens; und wenn auch eine radicale Partei, die den Eingebungen Mazzini's folgte, sich mit diesen Punkten keineswegs begnügte, sondern in einer demokratischen Republik das Ziel ihrer Wünsche erkannte, so ging sie doch für jetzt größtentheils mit der liberalmonarchischen Nationalpartei, die in Cavour ihr Haupt und in dem König und in der Regierung von Sardinien ihre Stütze hatte, Hand in Hand, um nicht durch Spaltungen die Volkskräfte zu schwächen und die Action in ihrem Gange zu lähmen, das Weitere der Zukunft anheimstellend. Piemont, das mit Einschluß des Gebirgslandes Savoyen und der Insel, von der das Königreich den Namen führt, kaum fünf Millionen Einwohner zählte, konnte nur dann hoffen an die Spitze der italienischen Nation zu treten, wenn es ihm gelang, die Macht und den Einfluß Oesterreichs zu brechen. Denn nicht nur, daß das lombardisch-venetianische Königreich seit den Siegen Radetzky's von einer bedeutenden Militärmacht und gewaltigen Festungen niedergehalten wurde, Oesterreich war auch zugleich der Halt und Hort der conservativen und reactionären Partei in den kleineren italienischen Staaten, mit denen es durch Verträge oder verwandtschaftliche dynastische Bande verknüpft war. Im Vertrauen auf seinen Schutz errichteten die heimgekehrten Fürsten von Modena und Parma ein Regiment der Rache und Verfolgung nicht nur gegen ihre Widersacher aus den Revolutionsjahren, sondern gegen alle Anhänger eines freien Staatslebens. Durch österreichischen Einfluß wurde in Toscana die Verfassung beseitigt; der nördliche Theil des Kirchenstaats, die Legationen, waren von österreichischen Truppen besetzt; im Vertrauen auf Oesterreich und nach dem Vorbild des Wiener Militär- und Polizeiregiments hielt König Ferdinand II. von Neapel und Sicilien mit einer großen durch fremde Söldner verstärkten Soldatenmacht sein Volk in niedriger Knechtschaft und trieb den Steuerdruck und die Staatslasten auf eine unerschwingliche Höhe. Den Papst schützte Oesterreich durch seine Besatzungsmannschaft in den Legationen und räumte durch ein Concordat dem Klerus in seinen Staaten große Rechte und Vortheile ein, um sich dessen Hülfe gegen die Tendenzen der Zeit zu versichern. Die Machtstellung des Kaiserreichs zu brechen, war nun das eifrigste Bestreben der sardinischen Regierung unter Victor Emanuel, einem König, der mit militärischem Sinn und festem Muth ein Herz für vaterländische Interessen und nationale Ehre verband. Männer, die eine patrio-

tische und freisinnige Vergangenheit hinter sich hatten und der Nation theuer waren, wie der ritterliche Massimo d'Azeglio, der als Maler und Dichter, als Soldat, Schriftsteller und Staatsmann der Größe seines Landes gedient hatte (S. 282), wie Cavour, der später in den Tagen seiner schwersten Kämpfe den Ausspruch that: „Mag mein Name untergehen, mag mein Ruf untergehen, wenn nur Italien eine Nation wird", wie Rattazzi, das Haupt des liberalen Bürgerthums, standen dem wohlgesinnten, aufrichtigen König mit Rath und That zur Seite. Die Versuche, Italiens Befreiung mit Waffengewalt zu erzwingen, hatten bisher unglückliche Folgen gehabt; darum sollte das österreichische Regiment zuerst geistig unterwühlt und erschüttert werden, ehe man verstärkt durch fremde Hülfe das Schwert abermals gegen den Kaiserstaat zog. Und so sehen wir in den fünfziger Jahren zwei politische Systeme in der apenninischen Halbinsel thätig, die in Oberitalien wurzelnd die ganze Nation in zwei Heerlager sammelten und, indem sie sich auf die entgegengesetzten Meinungen, Interessen und Leidenschaften der Bevölkerung stützten, einander die Herrschaft mit verschiedenartigen Waffen streitig machten. Setzte Oesterreich nach alter Gewohnheit sein Vertrauen auf die Macht der Bajonette und den Einfluß des Klerus, suchte es durch Geistesdruck und Polizeigewalt die Völker in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu erhalten, durch Verträge die Regierungen an sich zu fesseln und zu übereinstimmenden Maßregeln und Grundsätzen zu bewegen; so schlug Sardinien den entgegengesetzten Weg ein, indem es die Macht des Klerus schwächte, im eigenen Lande ein freies Staatsleben schuf und die Sympathien des italienischen Volkes zu gewinnen bemüht war. Schon im Jahre 1850 wurden durch die „Siccardischen Gesetze", welche die geistliche Gerichtsbarkeit aufhoben, die nichtkatholischen Unterthanen unter den Schutz der Staatsgesetze stellten und die kirchlichen Einkünfte beschränkten, der Herrschaft des übermächtigen zahlreichen Klerus schwere Schläge versetzt. Die Drohungen Roms blieben unbeachtet und die widerstrebenden Bischöfe wurden gerichtlich bestraft. Um die vermehrten Ausgaben zu decken, wurden in den nächsten Jahren Reformen im Steuerwesen auf Grund der Gleichberechtigung aller Unterthanen durchgeführt, durch Eisenbahnen und Handelsverträge mit dem Auslande Verkehr und Betriebsamkeit in Aufschwung gebracht, die Zahl der Klöster beschränkt, die freie Bewegung der Presse gestattet, die Auflösung der Zehnten eingeleitet u. dgl. m. Bei allen diesen volkswirthschaftlichen Fragen gab der freihändlerisch gesinnte Cavour als Handelsminister den Ausschlag. Zugleich wurde die Kriegsmacht verstärkt, die Festung Alessandria in Stand gesetzt und die Wehrkraft des Landes auf alle Weise erhöht. Dadurch erlangte Piemont den Vortheil, daß es, während die übrigen Staaten Italiens dem revolutionären Treiben einen kraftlosen Damm entgegensetzten, dem inneren Strom durch rechtzeitige Institutionen einen schnellen Abfluß verschaffte, ihn aber zugleich in sichere und geregelte Schranken drängte.

Oesterreich u. Sardinien.

Die österreichische Regierung blickte mit Unruhe und Verdruß auf das bewegte politische Leben des Nachbarlandes, welches zu der Grabesstille in Lombardo-Venetien unter dem Druck der Reaction einen auffallenden Contrast bildete, auf welches die Hoffnungen und die sehnsüchtigen Wünsche der italienischen Patrioten gerichtet waren. Sie blickte mit Unmuth und Besorgniß auf die wachsende Auswanderung angesehener Männer und ganzer Familien nach dem gelobten Lande der Freiheit, wo sie mit offenen Armen aufgenommen und nicht nur geschützt, sondern auch häufig im Heer oder zu Staatsämtern verwendet wurden. Schon im Februar 1853, als ein mißlungener Aufstand der Mazzinisten in Mailand den Zorn Oesterreichs von Neuem reizte, kamen geschärfte Maßregeln in Anwendung. Man verlangte, daß die lombardischen Flüchtlinge von den Grenzgebieten entfernt (internirt) werden sollten, und belegte zugleich, um von weiteren Auswanderungen abzuschrecken und der sardinischen Regierung die Last der Unterhaltung aufzubürden, die Güter der Emigranten in der Lombardei und Venetien mit Beschlag. Schon damals stieg die Spannung zwischen beiden Staaten zu solcher Höhe, daß der diplomatische Verkehr abgebrochen ward. Die thätige Theilnahme Sardiniens am Krimkrieg hatte zur Folge, daß es auf dem Friedenscongreß in Paris mit den Staaten ersten Ranges über europäische Fragen verhandeln durfte und sich nun um so mehr berechtigt und berufen glaubte, als Schutz- und Vormacht Italiens aufzutreten. Eine Reise des Königs Victor Emanuel und seines gewandten Ministers nach Paris und London diente dazu, durch persönliche Anknüpfungen das Bündniß zu befestigen. Das Interesse der englischen Nation für die Befreiung und Einigung Italiens gab sich laut und unverhohlen kund; und in Frankreich lebten noch alte Sympathien für das schöne Land, das in den Tagen des Ruhmes mit dem großen Kaiserreich so innig verbunden gewesen. Wie verstimmt auch Oesterreich über diese Vorgänge sein mochte, bei seiner eigenen schwankenden Haltung in dem östlichen Kriege durfte es seine Empfindungen nicht durch neue feindselige und drückende Maßregeln bemerklich machen. Vielmehr versuchte es durch versöhnliche Mittel wieder einigermaßen einzulenken. Im Winter 1856—1857 machte der Kaiser mit seiner jungen, schönen Gemahlin, Elisabeth von Baiern, eine Reise durch seine italienischen Staaten. Dieser erste „fröhliche Einzug", mit der Aufhebung der Güter-Sequestration aller politischen Flüchtlinge und mit einer Amnestie im Gefolge, war noch vermögend, wenigstens bei dem unteren Volke in Mailand und andern lombardischen Städten, einige Kundgebungen von Loyalität und Begeisterung zu erzeugen. Der Erzherzog Maximilian und seine Gemahlin, die ihre Residenz in Mailand nahmen, gaben sich alle Mühe durch Zuvorkommenheit und freundliches Benehmen eine versöhnlichere Stimmung zu erzeugen.

Novbr. 1855.

Revolutionäre Gährung.

Aber die Leidenschaften und nationalen Antipathien waren bereits zu sehr aufgestachelt, als daß ein leidliches Verhältniß und Zusammenleben hätte zurückgeführt werden können. Die sardinische Presse hatte schon lange einen zügellosen

Ton angeschlagen; beleidigende Karikaturen und Satiren hatten viel böses Blut gemacht; über ganz Italien waren Verbindungen organisirt worden, welche, wenn auch in Zwecken und Motiven vielfach gespalten, doch vorerst die nationale Einigung durchzuführen bemüht waren. Vor Allen wirkte in diesem Sinne der italienische Nationalverein, der, wie uns bekannt (S. 329), von Manin und Pallavicino in trüben Tagen gegründet, von dem thätigen Messinesen Lafarina gefördert worden war, ein politischer Bund, für den auch Garibaldi gewonnen ward, welcher nach vielen Irrfahrten und wechselvollen Lebensgeschicken wieder nach Italien zurückgekehrt war und mit seiner Familie auf der kleinen Insel Caprera eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Das Hauptbestreben dieses Vereins war, im Anschluß an die sardinische Regierung die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft zu begründen und die dahin zielenden patriotischen Bestrebungen des Grafen Cavour auf alle Weise zu unterstützen. Mit diesem Zweck, den Manin in kraftvollen gedrungenen Flugschriften voll einschneidender Beredsamkeit seinem Volke ans Herz legte, war die Vertreibung der kleineren Fürsten, die nur nach den Eingebungen Oesterreichs handelten und jedes verfassungsmäßige Staatsleben fern hielten, nothwendig verbunden. Der radicale „Bund der That" (Actions-Verein), der von dem zuerst in Locarno, dann häufig in seiner Vaterstadt Genua weilenden Agitator Mazzini seine Weisungen empfing, verfolgte weitergehende Pläne, war aber nicht vermögend oder nicht Willens, den nationalen Aufschwung unter den volksthümlichen Namen Cavour und Garibaldi niederzuhalten. „Euere hunderttausend Soldaten der Zukunft" schrieb einst Pallavicini an Mazzini, „sind eitel Dunst. Um die Heere der Fremdherrschaft zu schlagen, braucht es leibhaftige Heere; deshalb bin ich piemontesisch". In ganz Italien gab sich eine allgemeine Gährung kund; Waffeneinkäufe mittelst freiwilliger Geldbeiträge deuteten auf kriegerische Unternehmungen, einzelne Aufstände an verschiedenen Orten, meistens blutig unterdrückt, hielten das Volk in steter Aufregung und lenkten die Blicke der andern Staaten auf das gährende, tief durchwühlte Land, wo Regierungen und Unterthanen in ewigem Kampfe lagen, wo Recht und bürgerliche Ordnung unbekannte Güter waren, wo die Dolche der Verschwörer den Gräueln der Tyrannei und ihrer Schergen das Gegengewicht hielten. Schon im März 1854 war der despotische, habsüchtige, wollüstige Herzog Karl III. von Parma, ein Todfeind der Demokraten und Patrioten, der allen Gebildeten mißtraute und den ehemaligen englischen Stallmeister Ward zu seinem allvermögenden Minister erhoben hatte, auf offener Straße ermordet worden, ohne daß der Thäter ergriffen werden konnte; zwei Jahre später bluteten an demselben Orte zwei verhaßte Männer, der Strafhausdirector Cereali und der Kriegsauditor Bordi, unter Mörderhänden. Die allgemeine Unsicherheit erreichte einen solchen Grad, daß die Herzogin Marie Louise, Tochter des in Paris ermordeten Duc de Berry, die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Robert die Regentschaft führte, den Kriegszustand über Parma

verhängte, dann aber durch verständiges Einlenken in liberalere Bahnen der Dynastie Farnese-Bourbon das Land zu erhalten suchte. Auch an andern Orten forderten die Rache und der Meuchelmord ihre Opfer. In Mailand wurden österreichische Soldaten einzeln überfallen und erdolcht. In Pavia wurde ein kaiserlich gesinnter Professor getödtet; in Modena und Carrara erzeugte der politische Parteihaß im Bunde mit Familienrache blutige Thaten.

Merkwürdig ist, bemerkt Reuchlin, daß die meisten Träger der Unificationsidee Söhne der auf ihre „Selbständigkeit" stolzesten und zugleich Italien gegenüber centrifugalsten Municipalitäten waren, Manin von Venedig, das einst mehr im Orient wurzelte, Mazzini von Genua, das nie im italienischen Festland rechten Boden gewann, Lafarina von Sicilien, das seit einem halben Jahrtausend in Versuchen, vom Festland Italiens sich zu emancipiren, sich verblutete. Mailand, Pallavicino's Vaterstadt, war in Folge seiner Lage oft die Beute der Deutschen, der Spanier, der Franzosen gewesen. Gerade dieser ihr Stolz und die bitteren Erinnerungen älterer und der neuen Zeiten drängten nun die durch Charakter, politischen Geist und persönliche Erfahrung berufensten Söhne dieser Städte, den Anker ihrer Hoffnung in die Tiefe des nationalen Einheitsstaats zu werfen. „Um die Stunde des Sonnenaufgangs", sagt Treitschke, „die in Italien die verschwiegenste des Tages ist, pflegte fortan Lafarina im Palaste Cavour's vorzusprechen; dort tauschten die beiden rauchend Gedanken und Pläne aus, und beim Abschied hieß es wohl: „Thun Sie was Sie können. Aber vor der Welt werde ich Sie verleugnen wie Petrus seinen Heiland." Jedermann glaubte dem Sicilianer, wenn er in seinen Schriften beharrlich versicherte, die Absichten der Regierung seien ihm gänzlich verhüllt. Und nicht blos vor der Welt, selbst vor den nächsten Freunden und Amtsgenossen Cavour's blieben diese Zusammenkünfte durch viele Monate verborgen. Auch die Partei Rattazzi's im Parlamente, welche sich rühmte, daß der Graf ihr diene, wurde vielmehr von ihm an unsichtbaren Fäden gelenkt."

Neapel unter König Ferdinand II.

Am schrecklichsten war der Zustand im Königreich Neapel und Sicilien, das die Natur zu einem Paradiese, der Mensch zu einem Lande der Verdammniß geschaffen hat. König Ferdinand II. (S. 285), den das Volk wegen der Härte und Grausamkeit, womit er im Jahre 1848 die Volkserhebung in Neapel unterdrückt hatte, „König Bomba" nannte, benutzte die Jahre der europäischen Reaction, um mit Hülfe seiner Schweizergarden und Miethtruppen jede Regung der Freiheit, jede Spur von Volksrechten niederzudrücken, um die Gefängnisse und Galeeren mit seinen politischen Widersachern zu füllen und gestützt auf den jesuitischen Klerus und eine despotische Beamtenschaar ein Regiment des Schreckens und der Knechtung aufzurichten, in welchem Spionenwesen, Justiz- und Polizeityrannei in üppigster Blüthe standen. Der König, dem aller Glaube an das Gute im Menschen fehlte, trieb den Despotismus und die absolutistische Willkür auf den Gipfel. Carlo Poerio, das hervorragendste Glied einer patriotischen Advocatenfamilie, mußte, von einem feilen Gerichtshofe als Hochverräther verurtheilt, acht Jahre lang auf schattenlosen Strafinseln die Galeerenkugel schleifen, mit einem Menschen von thierischer Rohheit zusammengekettet! Staatsmänner wie Scialoja und Leopardi wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit

„begnadigt“ und der König sah von seinem Balcon auf der Piazza del Castello zu, wie sein ehemaliger Minister die Straßen kehrte und die politisch Verurtheilten, darunter eine große Zahl vormaliger Deputirter von einer eigens eingesetzten Prügelcommission in Ketten gelegt wurden. Man berechnete die Zahl der wegen politischer Verbrechen Bestraften auf 22,000. Ihr Vermögen wurde eingezogen und man sagte dem König nach, daß der unermeßliche Schatz, den er hinterlassen und der auf mehr als hundert Millionen Ducati geschätzt ward, zum großen Theil aus Confiscationen zusammengescharrt worden sei. In Ferdinand's Person wollte man die Züge eines Caracalla erkennen. Eine Reihe von Briefen des englischen Staatsmannes und Gelehrten Gladstone an den Minister Lord Aberdeen machte das gebildete Europa mit diesen grauenvollen Zuständen, die jener auf einer Reise kennen gelernt, bekannt und erregte einen so allgemeinen Unwillen, daß die englische und französische Regierung, so sehr sie auch von Mißtrauen und Eifersucht gegen einander erfüllt waren, zu ernsten Vorstellungen sich gedrungen fühlten und erklärten, daß die Ruhe Europa's nicht erhalten werden könne, wenn nicht Ferdinand eine Verfassung einführe, Verwaltung und Gerichtswesen zeitgemäß umgestalte und die politischen Gefangenen schonender behandle. Diese Vorstellungen machten auf das harte Gemüth des Königs und die ränkevolle Hofpartei keinen Eindruck, Ferdinand ließ die Beschuldigungen durch Gegenschriften entkräften und wies die Mahnungen und Rathschläge der Westmächte zurück, worauf beide Regierungen ihre Gesandten abriefen und allen diplomatischen Verkehr mit Neapel abbrachen. Octbr. 1856.

Anarchie und Despotismus.

Von der Zeit an lagen in dem Königreiche beider Sicilien die revolutionären und absolutistischen Kräfte in blutigem Zweikampf; den Kriegsrüstungen und Hafenbefestigungen, die kundgeben sollten, daß der König entschlossen sei, alle etwaigen Angriffe mit Gewalt zurückzuweisen und bei seinem absolutistischen Reactionssystem zu beharren, setzten die Patrioten Aufstandsversuche und Verschwörungen entgegen: im November erhob in Sicilien, wo die alte Verfassungspartei, an ihrer Spitze Lafarina, eine Union mit Piemont anstrebte, der frühere Parlamentsabgeordnete Baron Bentivegna die Fahne der Empörung, um die Rückführung der Constitution von 1812 zu erzwingen, erlag aber den königlichen Truppen und wurde mit mehreren seiner Gefährten erschossen; im December wurde der König bei der Parade von dem Soldaten Milano, einem Theilnehmer mazzinistischer Verbindungen, verwundet. Der Tod des Verbrechers durch den Strang schreckte Andere nicht ab. Am 5. Januar wurde während der Nacht Jan. 1857. eine Dampffregatte, welche der Regierung Waffen zuführen sollte, im Hafen von Neapel in die Luft gesprengt, wobei viele Menschen das Leben verloren. Bewaffnete Banden, in einen Geheimbund, Camorra, vereinigt, durchzogen das Land und benutzten die allgemeine Verwirrung und Gesetzlosigkeit zu Raub und Mord; eine über das ganze Königreich verbreitete Partei wirkte im Interesse des Prinzen Murat, eines Sohnes des ehemaligen Königs Joachim. Anarchie und

Despotismus kämpften mit einander um die Herrschaft; und um das Maß des Elends und Unglücks voll zu machen, wurde der Landstrich um Potenza in der Provinz Basilicata bis nach Salerno hin von einem Erdbeben heimgesucht, welches 20,000 Wohnungen zerstörte und gegen 10,000 Menschen verschüttete (December 1857). Der König wagte nicht länger in der Hauptstadt unter dem aufgeregten Volke zu leben; er bezog mit seiner Familie das Schloß Caserta, wo er, von zahlreichen Truppen bewacht, nur den nächsten Vertrauten den Zugang gestattete. Die Anwesenheit Mazzini's in Genua im Sommer 1857 steigerte die Aufregung in der ganzen Halbinsel zu einer fieberhaften Höhe. Wenn auch der Plan des Agitators, sich der günstig gelegenen Seestadt durch einen Handstreich zu bemächtigen und sie zum Herd der italienischen Revolution zu machen, durch die rasche und energische Unterdrückung des genuesischen Aufstandes von Seiten der sardinischen Regierung vereitelt ward, so gaben sich doch in Livorno und im Neapolitanischen die Wirkungen in verschiedenen Empörungsversuchen kund. Eine Anzahl politischer Flüchtlinge fuhr auf dem einer sardinischen Gesellschaft gehörigen Dampfer Cagliari nach der neapolitanischen Insel Ponza, wo der Anführer Pisicane die dort bewachten politischen Strafgefangenen befreite und dann mit denselben vereinigt bei Sapri die Fahne der Empörung aufpflanzte. Aber das Unternehmen schlug fehl. Der Aufstand wurde von den königlichen Truppen im Keime unterdrückt, Pisicane und mehrere seiner Gefährten fanden den Tod, die übrigen wurden den Gerichten überwiesen, das Dampfschiff mit Beschlag belegt, die Mannschaft, darunter zwei englische Maschinisten, in Gewahrsam genommen. Erst im folgenden Jahr erwirkten die Drohungen Sardiniens und Englands die Herausgabe des Schiffes und die Freilassung der fremden Gefangenen. Diese Vorgänge führten den König mehr und mehr der absolutistischen Partei (Sanfedisten) in die Arme, die ihn durch fortwährende Gerüchte von Verschwörungen zu schrecken und zu den härtesten Maßregeln zu drängen bemüht war. Als er schon auf dem Krankenlager dem Tode entgegensiechte, ließ er, um in den Gefängnissen Raum zu schaffen, eine bedeutende Anzahl politischer Verhafteten, unter ihnen Poerio, nach Amerika einschiffen. Diese zwangen jedoch unterwegs den Capitän zu einer Landung in Irland, wo sie sich befreiten und großentheils in die sardinische Armee eintraten.

Piemont und die europäische Politik. Mittlerweile waren in Oberitalien nach langen Vorbereitungen die Würfel des Krieges gefallen. Die wachsende Gährung in der Halbinsel machte es der sardinischen Regierung, wollte sie nicht durch die Thätigkeit der geheimen Vereine in ihrem Einfluß auf die nationale Partei gelähmt und der Lenkung der volksthümlichen Bestrebungen verlustig werden, zur Pflicht, zum Gebot der Selbsterhaltung, mit den Männern des Fortschritts Hand in Hand zu gehen und das Prinzip der Nationalität und der italienischen Unabhängigkeit und Selbstregierung auf ihre Fahne zu schreiben. Es kam dabei dem König zu Statten, daß das savoyisch-piemontesische Herrscherhaus die einzige eingeborne

Dynastie war, während in Neapel, Toscana, Parma Abkömmlinge der Bourbonen und Habsburger auf den Thronen saßen. Die Italiener fühlten sich zu einem König, der ihres Blutes und Stammes war, mehr hingezogen, als zu Herrschergeschlechtern, die, aus der Fremde eingewandert, ihren Halt nicht im Volke, sondern in der Abstammung und Verwandtschaft suchten. Daß bei der gespannten Lage der Dinge zwischen Sardinien und Oesterreich noch einmal die Entscheidung der Waffen gesucht werden würde, daß der italienische Krieg nur noch eine Frage der Zeit sei, war gegen Ende der fünfziger Jahre Jedermann einleuchtend. Zum Glück für Sardinien stand Oesterreich damals ganz isolirt. Seine Haltung im orientalischen Kriege hatte ihm die Feindschaft Rußlands zugezogen, ohne ihm das Vertrauen und die Freundschaft der Westmächte erworben zu haben. Mit Preußen war bei der eingewurzelten Rivalität und dem tiefgehenden Mißtrauen zwischen beiden Staaten auf ein herzliches Einverständniß nicht zu hoffen, und der vielköpfige deutsche Bund war außer Stand, in den großen Welthändeln mitzusprechen oder mitzuhandeln. Auch war es Napoleon's eifrigstes Bemühen, Rußland mit Frankreich und Sardinien auszusöhnen und in freundliche Beziehungen zu setzen und dadurch der heiligen Allianz, die schon durch den Krimkrieg einen tödtlichen Stoß erlitten hatte, auf immer die Wiederkehr unmöglich zu machen. Als im Herbst 1856 die Kaiserin Mutter Alexandra von Rußland die Bäder in Nizza besuchte, wurde sie von Victor Emanuel mit Beweisen von Hochachtung und Aufmerksamkeit überhäuft, und als im nächsten Jahr eine russische Dampfschifffahrts-Gesellschaft im geheimen Auftrag der Re- 1857.
gierung den Hafen von Villafranca unweit Nizza, angeblich als Kohlenlager, zu kaufen wünschte, kam ihr das sardinische Ministerium mit aller Willfährigkeit entgegen. Bald sah man russische Kriegsschiffe das Mittelmeer befahren. Nicht minder erfolgreich waren Napoleon's Bewerbungen um Rußlands Freundschaft für Frankreich. Nachdem er in einer persönlichen Zusammenkunft mit der Königin 6. Aug. 1857.
Victoria zu Osborn, welcher auch die beiden Minister Walewski und Palmerston anwohnten, die englisch-französische Allianz aufs Neue befestigt, traf er im September mit Alexander II. in Stuttgart zusammen, und wenn auch die Begeg- 27. Septbr.
nung zunächst nur den Charakter einer persönlichen Begrüßung trug, so hatte sie für den französischen Machthaber doch den Vortheil, daß er als Ebenbürtiger auftrat und Rußland von der Zeit an gegen Frankreich ein wohlwollendes Entgegenkommen an Tag legte. Auch in Deutschland suchte Napoleon schlummernde Sympathien zu wecken, indem er für die noch übrigen Soldaten der großen Armee seines Oheims die Helenamedaille stiftete.

Napoleon's Stellung zu Italien und das Attentat Orsini's.

Allen diesen Schritten lag ohne Zweifel der geheime Gedanke zum Grunde, Oesterreichs Macht und Uebergewicht in Italien zu brechen und eine Regierung zu unterstützen, welche die Sympathien des Volkes für sich hatte und nie so mächtig sein würde, daß sie sich des Dankes gegen ihn entschlagen oder seines fortdauernden Beistandes in Zukunft entbehren könnte. Daß es dabei auch auf

eine Vergrößerung Frankreichs abgesehen war, trat bald hervor. Indessen, wie beunruhigend auch die Zustände in Italien waren, der behutsame Kaiser hätte sich vielleicht noch nicht so schnell bestimmen lassen, abermals „für Ideen" ins Feld zu ziehen, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das einen großen Eindruck auf ihn hervorbrachte. Als er am 14. Januar mit seiner Gemahlin in die Oper
14. Jan. 1858. fuhr, platzten unter und neben seinem Wagen drei Hohlgeschosse von so zerstörender Wirkung, daß die Straße von Leichen und Verwundeten bedeckt war, alle Fenster der anstoßenden Häuser zertrümmert wurden und der Kaiser und die Kaiserin selbst leichte Verletzungen davon trugen. Dennoch begaben sie sich in das Theater und wohnten der Aufführung bis zu Ende bei, während draußen die Urheber entdeckt und verhaftet wurden. Der Hauptschuldige war Felix Orsini, einer jener verwegenen Italiener, welche von der Gluth der Leidenschaft und des Hasses zu den verzweifeltsten Thaten sich hinreißen ließen, in deren Augen selbst der sicher drohende Tod seine Schrecken verloren hatte. Einst republikanischer Freiheitskämpfer und Mitglied der constituirenden Versammlung in Rom, dann Gefangener in Mantua, war er seinem Kerker entflohen und hatte in England, wo er mit drei anderen Flüchtlingen, Pieri, Gomez und Rudio, in Verbindung getreten war, die Werkzeuge seiner verbrecherischen That construirt. Es waren gefüllte Bomben in Birnenform derart mit Zündhütchen gespickt, daß, wo sie auffielen, sie sogleich explodiren mußten. Der Kaiser wurde tief erschüttert. Er hatte einst mit vielen italienischen Patrioten in vertrauten Beziehungen gestanden, war vielleicht selbst Mitglied eines italienischen Geheimbundes gewesen und hatte den Eid der Eingeweihten geschworen; er galt nun in den Augen der ehemaligen Genossen als Verräther und darum sollte er sterben. Orsini gestand offen bei seinem Verhör, daß von Jugend an sein ganzes Thun und Denken auf die Befreiung seines Vaterlandes und auf Rache an Oesterreich gerichtet gewesen, daß er Napoleon lange Zeit für den Einzigen gehalten, von dem die Befreiung ausgehen könne; da dieser aber Italien nicht retten wolle und statt eines Werkzeugs ein Hinderniß der Befreiung geworden sei, so habe er die Ermordung desselben für nothwendig gehalten. Im Februar wurde ein Brief veröffentlicht, worin Orsini aus dem Gefängniß den Kaiser beschwor, dem unglücklichen Italien die Unabhängigkeit zu verschaffen, die es im Jahr 1849 durch die Schuld der Franzosen selbst verloren habe, und nicht zu gestatten, daß das italienische Volk noch länger von Oesterreich in der Sclaverei gehalten werde. „Erinnern Sie sich, daß die Italiener ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen haben", so schloß das Schreiben, „daß sie ihm treu geblieben sind bis zu seinem Sturze; und bedenken Sie, daß ohne die Unabhängigkeit Italiens die Ruhe von Europa und die Sicherheit Ew. Maj. nur ein Traumbild ist. Befreien Sie mein Vaterland und der Segen von fünfundzwanzig Millionen Bürgern wird Ihnen auf die Nachwelt folgen". Der Brief war von Jules Favre, dem Advocaten Orsini's in seiner Vertheidigungsrede vor dem Assisenhof verlesen und dann mit Bewilligung

Napoleon's in den Zeitungen abgedruckt worden. Am 13. März starben Orsini und Pieri auf dem Schaffot, während die beiden andern in die Strafcolonien Südamerika's deportirt wurden. Die Standhaftigkeit, womit der erste den Tod ertrug, und die Liebe zu seinem Vaterland, dem noch sein letzter Ausruf galt, erregten allgemeine Theilnahme, und es machte daher einen großen Eindruck, als am 31. März in einer Turiner Zeitung ein zweiter Brief veröffentlicht wurde, den Orsini zwei Tage vor seiner Hinrichtung gleichfalls an Napoleon geschrieben haben sollte. In diesem dankte er dem Kaiser, daß er die Veröffentlichung des ersten Schreibens so großmüthig gestattet habe, weil Orsini darin einen Beweis sehe, daß die dort ausgesprochenen Wünsche und Gefühle für Italien in dessen Herzen ein Echo gefunden, und sprach die zuversichtliche Erwartung aus, daß Napoleon dem unglücklichen Lande ein Helfer sein werde. „Indem ich dem Tode entgegen gehe", hieß es ferner, „gereicht es mir zum großen Troste, daß Ew. Majestät von wahren italienischen Gesinnungen beseelt sind." Man hat die Echtheit des Briefes angezweifelt und in seiner Veröffentlichung einen Kunstgriff der Napoleonisch-Cavour-schen Politik erkennen wollen; aber er erfüllte seinen Zweck; wonach der lebende Orsini vergebens gerungen, das erreichte der todte. Während der Mordversuch benutzt wurde, um Frankreich durch das Sicherheitsgesetz vom 28. Januar aller Freiheit zu berauben, schickte sich Napoleon an, im Verein mit Cavour, der das zornige Aufbrausen des Kaisers gegen das conspiratorische Italien mit kluger Geschmeidigkeit zu besänftigen verstand, das Testament Orsini's zu vollstrecken. März 1858.

Zuerst mußte aber mit England wieder ein freundliches Verhältniß hergestellt werden. Wenn man jenseit des Kanals dem französischen Kaiser grollte, daß durch seine Haltung die Friedensbedingungen für Rußland so günstig ausgefallen seien und die Resultate mit den großen Opfern, die England gebracht, in keinem Verhältnisse ständen; wenn man in dem Inselreiche mit einiger Besorgniß auf die Annäherungen Frankreichs und Rußlands blickte, die eine neue Bundesstellung zu begründen drohten; so war die französische Regierung ungehalten, daß alle Gegner Napoleon's und seines Systems: Orleanisten, Republikaner, Mazzini und seine Genossen fortwährend ein sicheres Asyl in England fanden, daß Orsini und seine Mitverschworenen in Birmingham ihre Mordwerkzeuge ungehindert anfertigen durften, daß der Franzose Bernard, der einer Theilnahme an der Verschwörung angeklagt war, von dem englischen Schwurgerichte freigesprochen worden, daß sich die Regierung der Königin auf Seite Belgiens stellte, als der Kaiser eine drohende und gebieterische Haltung gegen das Nachbarland annahm, weil es die Fremdenpolizei nicht strenger und sorgfältiger handhabe. Die feindselige Sprache der offiziösen Presse in Paris und eine von einer Anzahl höherer Offiziere an den Kaiser gerichtete Adresse mit überhebenden uud drohenden Ausdrücken gegen die englische Nation steigerten die Erbitterung. Aber Napoleon beschwor die Gefahr eines Bruches. Er bedurfte der Zustimmung und der Neutralität Englands zur Ausführung seiner Pläne in Conflikt und Versöhnung Frankreichs mit England. Cavour in Plombières.

Italien; darum waren die officiellen Noten gemäßigt und versöhnlich, und die britische Regierung, damals mit der Unterdrückung des Aufstandes in Indien beschäftigt, ergriff gerne die dargebotene Hand. Palmerston, Napoleon's ergebener Freund, beredete die Königin Victoria, der Einweihung des neubefestigten
5 Aug. 1858. Kriegshafens von Cherbourg anzuwohnen, obwohl derselbe bestimmt war, in vorkommenden Fällen als Bollwerk und Stützpunkt gegen England zu dienen, und durch diesen Beweis von Freundschaft und Vertrauen die gestörte Harmonie wieder herzustellen. Einige Wochen nachher hatte Graf Cavour mit Napoleon
Herbst 1858. in dem Vogesenbade Plombières eine geheime Zusammenkunft, wobei die Pläne über Italien näher berathen und die erforderlichen Verabredungen und Verträge festgestellt wurden. „Italien frei bis zur Adria, ganz Oberitalien zu einem Königreiche vereinigt, Frankreich vergrößert durch Savoyen", so lautete die mündliche Abrede. Die Vermählung des Prinzen Napoleon Bonaparte mit Clotilde, der sechszehnjährigen Tochter Victor Emanuel's, sollte das Band zwischen den beiden Herrscherhäusern noch fester begründen.

b. Magenta. Solferino. Villafranca.

Der Krieg in Sicht. Als am Neujahrstage 1859 das diplomatische Corps zu Paris nach herkömmlicher Sitte dem Kaiser Napoleon die Glückwünsche in den Tuilerien darbrachte, äußerte er zu dem österreichischen Gesandten, Baron Hübner: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen nicht so gut sind, als ich sie zu sehen wünsche, aber ich bitte Sie, dem Kaiser zu melden, daß meine persönlichen Gefühle für ihn stets die nämlichen bleiben." Diese Worte konnten nur auf ein kriegerisches Vorgehen in dem tiefbewegten Italien deuten; und hätte darüber noch ein Zweifel bestanden, so wurde derselbe vollends beseitigt, als bald nachher Victor Emanuel bei Eröffnung der Kammern in Turin verkündigte, daß Sardinien nicht länger unempfindlich sein könne gegen den „Schmerzensschrei", der sich von allen Seiten, Italiens Hülfe erflehend erhebe. Oesterreich wurde nicht gerade überrascht durch diese Wendung. Schon lange war seine Stellung in Italien eine unleidliche geworden. Die feindselige Haltung Sardiniens, das alle Flüchtlinge und Gegner des Kaiserreichs in seinen Staaten aufnahm, das die Bildung von Freicorps gestattete und beförderte, das alle Kräfte des Landes aufbot, die Kriegsmacht zu stärken, hatte die österreichische Regierung genöthigt, auch in ihren italienischen Staaten eine große Truppenmacht aufzustellen, welche die schon lange zerrütteten Finanzen des Reiches sehr stark in Anspruch nahm und den Steuerdruck erhöhte. Bei der herrschenden Stimmung war ein zwischen Krieg und Frieden schwebender Zustand, wie er schon längere Zeit bestand, fast schlimmer als der Krieg selbst. Dieser mußte doch eine Entscheidung bringen, während ein bewaffneter Friede einer eiternden Wunde glich, bei der keine Gesundheit eintreten konnte. Die österreichische Regierung nahm daher den Fehdehandschuh auf; sie

verstärkte ihre Heere, stellte die Lombardei unter Kriegsrecht und ergriff alle Maßregeln, ihre Besitzungen und ihre Machtstellung in Italien zu erhalten. Auf eine „Revision der Verträge“, welche von Sardinien und Frankreich in Zeitungen und Broschüren als nothwendig und zeitgemäß hingestellt wurde, wollte sie so wenig eingehen, als sie dem von Frankreich aufgestellten neuen Principe des Staats- und Völkerrechts, der „Berechtigung der Nationalitäten“, Geltung geben durfte.

Ehe jedoch das Schwert gezogen ward, machte die Diplomatie noch einige vergebliche Versuche, eine Verständigung und friedliche Ausgleichung zu bewirken. Oesterreich zerhaut den Knoten.
Wie wenig auch Europa den in der gesetzgebenden Versammlung ausgesprochenen Versicherungen Napoleon's, daß der früher verkündigte Satz: „das Kaiserthum ist der Friede“, noch immer seine Geltung habe, Glauben beimaß, so begab sich dennoch der englische Gesandte in Paris, Lord Cowley, mit Zustimmung des französischen Hofes nach Wien, um die österreichische Regierung zu Concessionen, namentlich zur Einführung einer constitutionellen Regierungsform in dem lombardisch-venetianischen Königreich zu bewegen. Gleichzeitig reiste jedoch Cavour in aller Heimlichkeit nach Paris und zerstreute durch vertrauliche Besprechungen mit Napoleon die gegnerischen Einflüsse, die in den Tuilerien thätig waren. Während noch die Unterhandlungen im Gange waren, trat plötzlich Rußland mit dem Vorschlag eines Congresses zur Entscheidung der italienischen Frage hervor. Da aber Oesterreich verlangte, daß die Verträge von 1815 die Grundlage der Verhandlungen bilden sollten und daß vor Allem eine allseitige Entwaffnung eintrete, so kam der Congreß nicht zu Stande. Eben so erfolglos blieb ein Vermittelungsversuch Preußens, um dessen Bundesgenossenschaft man sich in Wien damals eifrig bemühte. Unter solchen Umständen konnte Oesterreich von einem längeren Aufschub nur Nachtheile haben, indem dadurch die Gegner Zeit gewannen ihre Rüstungen zu vollenden, seine eigene Finanzlage aber durch die Unterhaltung einer großen Kriegsmacht immer schwieriger wurde. Darum stellte endlich das Wiener Cabinet an die sardinische Regierung in einem Ultimatum die Forderung, innerhalb drei Tagen das Heer auf den Friedensfuß zu setzen und die Freicorps aufzulösen oder den Krieg zu erwarten. Niemals war der Telegraph zwischen Turin und Paris in solcher Thätigkeit wie in diesen Tagen der Krisis. Napoleon war unschlüssig geworden und rieth zum Nachgeben. Cavour befand sich in einer verzweifelten Stimmung, die seine Vertrauten mit bangen Sorgen füllte. Nach schweren inneren Kämpfen ermannte er sich jedoch wieder. Er beschloß auf eigene Hand vorzugehen, selbst auf die Gefahr ein neues Novara zu erleben. Er bewog die Kammern, dem König eine diktatorische Vollmacht zu ertheilen, und verweigerte die Annahme des Ultimatums, da dasselbe mit den von den europäischen Großmächten gutgeheißenen Vorbedingungen des vorgeschlagenen Congresses in Widerspruch stehe. Als in Wien die Kunde von der ablehnenden Antwort eintraf, empfing der Feldmar-

7. Febr. 1859. — 23. März. — 23. April.

schall Gyulay den Befehl, den Tessin zu überschreiten. So wurden denn die schönen Fluren Oberitaliens, wo sich die Waffen der europäischen Völker so oft gemessen, nach zehnjähriger Unterbrechung abermals der Schauplatz eines Völkerkriegs. Oesterreich wurde hart getadelt, daß es die Feindseligkeiten begonnen, daß es den ersten Schritt zu einem Krieg gethan, der lange vorbereitet, nicht mehr zu vermeiden war. Die neutralen Mächte sprachen ihre Mißbilligung aus und Napoleon machte sich diesen Umstand zu Nutzen, indem er in einem Kriegsmanifest die Oesterreicher eines Friedensbruches beschuldigte, weil sie in das Gebiet des Königs von Sardinien, Frankreichs Alliirten, eingedrungen seien, und es als seine Pflicht hinstellte, dem Ehrgeize und der Herrschsucht eines Staates entgegen zu treten, der bis zu den Alpen gebieten wolle und in jedem freien und unabhängigen Lande eine Gefahr für seine Macht fürchte. Allein nicht darin lag die Schuld und der Fehler Oesterreichs, daß es mit einem kühnen Griff die heuchlerische Hülle zerrissen und den offenen Kampf dem faulen Frieden vorgezogen, sondern daß es ein verrottetes und unhaltbares System, das dem Geiste der Zeit widerstrebte und von den Völkern verdammt war, aufrecht erhalten wollte. Durch Unglück und Schaden sollte Oesterreich zur Erkenntniß kommen. Mit dem alten Feldmarschall Radetzky, der vor Ausbruch des Krieges aus der
Jan. 1858. Welt geschieden, war auch das Waffenglück des Kaiserreichs ins Grab gesunken. Wohl waren noch tüchtige Männer vorhanden, die wie Heß, Benedek u. A. sich als Heerführer bewährt hatten; aber Hofgunst und Geburt gingen über Talent und Erfahrung, und diesen Vorzügen verdankte Franz Gyulay, aus einem ungarischen Grafengeschlecht, der viele Aemter verwaltet aber noch keine hervorragende Befähigung gezeigt hatte, den Oberbefehl über die gesammte österreichische Kriegsmacht in Italien. In Sardinien und Frankreich hatte man den Ausbruch des Krieges noch nicht erwartet, die Vermittelungsversuche der neutralen Mächte waren noch nicht ganz aufgegeben; es wäre also dem österreichischen Feldherrn nicht gar schwer gefallen, durch rasches Vordringen dem Krieg von vornherein eine günstige Wendung zu geben, die französischen Hülfstruppen, die in mehreren Abtheilungen über die Alpen zogen, einzeln anzugreifen und die Vereinigung der gesammten sardinisch-französischen Streitkräfte zu verhindern. Statt aber mit militärischer Kühnheit und Entschlossenheit auf die Hauptstadt loszugehen, setzte sich Guylay in der Landschaft Lomellina, zwischen Tessin und Sesia, fest und blieb daselbst unthätig liegen, bis die Gegend von Regengüssen überschwemmt wurde.

Magenta. Durch dieses Zögern gab der österreichische Oberfeldherr den Sardiniern Zeit, ihre Truppen, etwa 80,000 Mann, um die Festung Alessandria zu con-
Mai 1859. centriren, wo im Mai mehrere französische Heerabtheilungen sich mit ihnen vereinigten, während Garibaldi mit seinen „Alpenjägern“ sich am Fuß des Gebirges aufstellte, um von dort aus den rechten Flügel der Oesterreicher zu beunruhigen und die Operationen der Hauptarmee zu unterstützen. Sein volks-

thümlicher Name führte von allen Seiten Freiwillige unter seine Fahne und sein Erscheinen an den nördlichen Seen erzeugte eine tiefe Bewegung unter der italienischen Bevölkerung. Um die Mitte des Mai erschien Napoleon selbst in Italien; er hatte gründliche Studien über das Kriegswesen gemacht und durch Einführung der gezogenen Kanonen mit einer bis dahin noch unerhörten Schußweite seinem Geschütze einen großen Vorzug verliehen; und wenn er auch, mit der Ehre des obersten Kriegsherrn sich begnügend, die strategische Führung mehr seinen erfahrenen Generalen überließ, so war doch seine Anwesenheit für die Soldaten ein Sporn zur Tapferkeit, so weckte doch sein glorreicher Name alte Erinnerungen bei Franzosen und Lombarden, so war doch seine Person der feste Mittelpunkt, von dem alle Bewegungen ausgingen und nach einem bestimmten Plane auf ein klares Ziel gelenkt wurden. Und wie sehr er die Natur und die herrschenden Neigungen seiner Soldaten kannte, bewies sein erster Tagesbefehl vom 12. Mai, worin er an die Thaten der Väter unter seinem großen Oheim in demselben Lande erinnerte und ähnliche Erfolge in Aussicht stellte. Dieser einheitlichen und energischen Kriegführung gegenüber zeigte sich der österreichische Oberfeldherr nicht von ferne seiner hohen Aufgabe gewachsen. Er hatte den günstigen Augenblick zum Angriff versäumt; jetzt blieb ihm nur der Vertheidigungskrieg übrig; er mußte suchen, seine Stellung zu behaupten, und dem Feinde den Vortheil der Action und freien Bewegung in die Hand geben. Da er über die Stellung der Verbündeten gänzlich im Unklaren war, so sandte er den Grafen Stadion mit 12,000 Mann zum Recognosciren aus. Dieser stieß bei **Montebello** auf die Franzosen und wurde nach tapferer Gegenwehr zum 20. Mai 1859.
Rückzug gezwungen. Nun richtete Gyulay seine Aufmerksamkeit nach jener Seite, in der Meinung, dort stände die Hauptmacht des Feindes und von dort würde der Angriff erfolgen. Allein Napoleon hatte beschlossen, von Alessandria aus nordwärts zu ziehen, um sich auf den rechten schwächeren Flügel der Oesterreicher zu werfen, und möglichst bald nach Mailand vorzurücken. Während die Hauptarmee von Alessandria aus nach Vercelli zog und Canrobert nach dem hartnäckigsten Widerstande von Seiten des österreichischen Generals Zobel die Sesia- 31. Mai.
brücke bei Palestro besetzte, drang Garibaldi mit seinen Freiwilligen den Bergen entlang nach Como vor und war bereits auf dem Wege nach Monza, als Gyulay den General Urban zur Deckung der lombardischen Hauptstadt absandte und 1. Juni.
dann den Rückzug über den Ticino anordnete. Aber auch Napoleon zögerte nicht das lombardische Gebiet zu betreten. Sein rasches Vordringen an der Spitze seiner Garde hätte ihm an der Brücke von Buffalora verderblich werden können, wären nicht die übrigen Truppenabtheilungen unter Mac Mahon, Canrobert und Niel noch rechtzeitig eingetroffen. Nun erfolgte die **Schlacht von Magenta**, in welcher, da auf Seiten der Oesterreicher jede einheit- 4. Juni.
liche Führung fehlte und die einzelnen Befehlshaber Clam-Gallas, Liechtenstein, Zobel sich völlig selbst überlassen waren, die Franzosen den Sieg davon

trugen. Die Tapferkeit, womit die österreichischen Soldaten vorgingen, erregte sogar die Bewunderung der Sieger, obwohl das Heer durch die großartigsten Unterschleife und Betrügereien der Lieferanten den bittersten Mangel litt. Nie traten die Gebrechen und die Fäulniß des österreichischen Staatswesens greller und schrecklicher zu Tage, als in dem italienischen Feldzuge. Die Lombardei war der Preis des Sieges bei Magenta. Gyulay, unfähig die zerstreuten Truppencorps um sich zu sammeln und einen neuen Kampf zu wagen, gab alsbald Befehl zum allgemeinen Rückzug. Schon an den beiden nächsten Tagen wurde Mailand geräumt und zwar in fluchtähnlicher Eile, so daß eine Menge Kriegsmaterial und Vorräthe zurückblieben; die Festungswerke von Pavia und Piacenza wurden gesprengt, die Besatzungstruppen aus allen Städten abberufen. Am 8. Juni zog Napoleon an der Seite Victor Emanuel's unter dem Jubel des Volkes in Mailand ein, in schwungvollen Ansprachen an die „Italiener" die patriotischen Gefühle belebend, während die österreichischen Truppen ihren Rückzug ohne Unterbrechung fortsetzten und erst am Mincio eine neue Stellung nahmen, wo sie durch das Festungsviereck (Peschiera, Mantua, Verona, Legnago) gedeckt waren.

Vertreibung der kleineren Dynastien. Die Unfälle Oesterreichs stärkten allenthalben die Idee der nationalen Einheit und führten auch den Sturz der kleineren italienischen Regierungen herbei. Schon im April war Großherzog Leopold von Toscana, obwohl seine Herrschaft weniger drückend und weniger verhaßt gewesen, durch einen allgemeinen Abfall von Heer und Beamten in die Nothwendigkeit versetzt worden, Florenz zu verlassen und sich unter den Schutz Oesterreichs zu stellen. Lange hatte in Florenz eine conservative Partei von Aristonationalen den Eifer der jungnationalen und radicalen Fortschrittsmänner zu zügeln und das particularistische Selbstgefühl der Toscanesen zur Erhaltung der Selbständigkeit des Staats und der Dynastie zu benutzen gesucht; da aber der habsburgische Landesfürst sich nicht entschließen konnte gemeinsame Sache mit Victor Emanuel und Cavour zu machen und an dem Unabhängigkeitskrieg Theil zu nehmen, so erlangten die Unionisten die Oberhand. Tausende von jungen Toscanesen, darunter Söhne der angesehensten Familien, hatten sich, von der nationalen Begeisterung fortgerissen, gleich beim Ausbruch des Krieges den freiwilligen Jägern Garibaldi's angeschlossen. Nach der Entfernung des Großherzogs wurde eine provisorische Regierung unter dem Protectorate des Königs von Piemont eingesetzt, worin vaterländisch gesinnte Männer wie Boncompagni, Ricasoli, Salvagnoli, Bianchi den öffentlichen Angelegenheiten vorstanden. Dieser Gang der Dinge war nicht nach dem Sinne Napoleon's. Sein geheimer Plan war, den florentinischen Thron seinem Vetter Louis Napoleon, dem Eidam Victor Emanuel's, zu verschaffen, nach dem Vorbilde seines Oheims eine Anzahl Bonapartischer Clientelstaaten in Italien zu gründen und die Errichtung eines Gesammtstaates möglichst zu verhindern. Allein die nationale Unionsbegeisterung, die das ganze Apen-

ninenland durchzog, zerriß alle politischen und diplomatischen Kunstgebilde. Nach der Schlacht von Magenta verließ auch die Herzogin Louise von Parma mit ihrem minderjährigen Sohne Robert ihr Land und wandte sich nach der Schweiz, und wenige Tage nachher suchte der Herzog von Modena Schutz im österreichischen Lager jenseit des Mincio. Ueberall wurde die italienische Fahne aufgepflanzt und der Anschluß an Sardinien verlangt. Als der Oberst Anviti von Parma, zur Zeit der Reaction ein gefürchteter Günstling des Herzogs, sich öffentlich blicken ließ, fiel er unter den Dolchen des ergrimmten Volkes (7. Oct. 1859). Auch Bologna sagte sich von dem Papste los und rief die Dictatur des sardinischen Königs aus. Diesem Beispiele folgten mehrere andere Städte des Kirchenstaats; und schon damals wären die päpstlichen Besitzungen größtentheils von Rom abgefallen, hätte nicht die blutige Erstürmung der Stadt Perugia durch die Schweizertruppen des Papstes solchen Schrecken verbreitet, daß in Ancona, Ravenna, Ferrara und anderwärts die römische Herrschaft vorerst noch erhalten blieb.

Während dieser Vorgänge herrschte in Deutschland große Aufregung. Die Wiener Regierung bemühte sich, Preußen und die deutschen Bundesstaaten zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen und die Beschützung des österreichischen Reichs als eine deutsche Sache, als eine Pflicht der Selbsterhaltung darzustellen. Denn der Krieg, der jetzt am Po geführt würde, könne bald an den Rhein verlegt werden. Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als ob die öffentliche Meinung, die sich besonders in Baiern und in ganz Süddeutschland laut für Anschluß an Oesterreich aussprach, die Regierungen fortreißen würde: es wurden Kriegsrüstungen gemacht; man verstärkte die Besatzungstruppen der Festungen; Preußen stellte nach und nach sein ganzes Heer auf den Kriegsfuß. Aber mancherlei Umstände vereinigten sich, die kriegerische Begeisterung und Kampfslust zu dämpfen. Es zeigte sich bald, daß die lautesten Stimmen für Oesterreich aus einem Heerlager kamen, das bisher für die nationalen Fragen sehr geringe Theilnahme zu erkennen gegeben, daß die österreichischen Sympathien weniger die Ehre und Sicherheit Deutschlands, als particularistische und confessionelle Sonderbestrebungen, politische Parteisucht oder materielle Interessen zur Grundlage und zum Motiv hatten. Die liberale Partei und der protestantische Norden fühlten daher wenig Neigung, eine Macht zu stützen und zu erhalten, die nur ihre Gegner stärken würde, die standhaft das Concordat mit Rom aufrecht erhielt, und die ihren Sieg nur benutzen möchte, die deutschen Einheits- und Freiheitsbestrebungen niederzuschlagen, die gelockerten Bande des Polizeistaats wieder strammer anzuziehen, den Klerikalen und den Männern des Rückschritts das Regiment in die Hände zu spielen. Bei den deutschen Bundesregierungen wurden die kriegerischen Anwandlungen bald beschwichtigt, als an gar manchen Orten ein kläglicher Zustand im Heerwesen zu Tage trat; als das englische Ministerium, das den Einfall Oesterreichs in das sardinische Gebiet

Stimmung in Deutschland.

eine „verbrecherische Handlung" genannt hatte, die drohende Erklärung gab, daß es die deutschen Handelsfahrzeuge gegen die französischen Kriegsschiffe und Kaper nicht in Schutz nehmen würde, wenn der Bund, ohne von Frankreich angegriffen zu sein, Oesterreich Beistand leisten sollte; als der russische Minister Gortschakoff in Frankfurt den Satz geltend machte, daß der Bund nur defensiver Natur sei und mithin gar nicht das Recht habe, in einer fremden Kriegssache angriffsweise vorzugehen. Rußland hatte nicht vergessen, daß ihm Oesterreich in den Tagen der Noth die früheren Dienste mit Undank gelohnt, und freute sich über dessen Demüthigung. Von gleicher Gesinnung war die Mehrheit des Berliner Cabinets erfüllt. Auch hier gedachte man noch mit Groll der Tage von Olmütz und Bronzell und zeigte keine Lust, durch die Theilnahme an einer fremden Sache den Krieg an den Rhein zu ziehen und das eigene Land in Noth und Gefahr zu stürzen, um einem Staate beizustehen, der durch eigene Schuld sich in die schlimme Lage gebracht hatte und stets mit Neid und Eifersucht gegen Preußen erfüllt war. Die preußische Kriegsbereitschaft hatte daher nur den Zweck, das eigene Land und das deutsche Bundesgebiet zu schützen und für mögliche Eventualitäten gerüstet zu sein, ohne die bisherige Politik „der freien Hand" zu verlassen, zumal da von Frankreich aus die Versicherung gegeben wurde, der Krieg würde „localisirt", d. h. auf Italien beschränkt bleiben, um jede äußere Veranlassung einer Einmischung niederzuschlagen. Bei dem alten Erbgelüsten des französischen Volkes nach der Rheingrenze hätte die Theilnahme Deutschlands und Preußens an dem lombardischen Waffengange leicht einen europäischen Krieg von unberechenbaren Folgen entzünden können.

Solferino. Als man sich in Oesterreich überzeugte, daß von Preußen und Deutschland keine Hülfe zu erwarten sei, beschloß man, auf eigene Hand das Kriegsglück noch einmal zu versuchen. Um den Muth der Truppen mehr zu beleben, übernahm, nach dem Beispiele Napoleon's, Kaiser Franz Joseph selbst den Oberbefehl, den unfähigen Gyulay in das Dunkel der Vergessenheit verweisend. Aber auch unter dem neuen Heerführer waren Oesterreichs Waffen nicht vom Glücke begünstigt. Wie sehr auch die Soldaten, deren Muth und Tapferkeit allgemein anerkannt wurden, vor Verlangen brannten, die Niederlage von Magenta zu rächen und die Kriegsehre wieder herzustellen, so daß der Kaiser die gedeckte Stellung in dem Festungsviereck aufzugeben und, den Mincio überschreitend, angriffsweise vorzugehen beschloß: das zweite Zusammentreffen mit den Verbündeten brachte abermals in Folge strategischer Fehler einen für Oesterreich unglücklichen Ausgang. Das österreichische Heer, an Zahl den Gegnern überlegen, hatte sich zwischen dem Mincio und Chiese in einem Halbkreis aufgestellt, um von drei Seiten concentrisch auf den Feind zu drücken. Aber die Linie war zu weit ausgedehnt, die beiden Flügel nahmen einen Raum von vier Stunden ein, während das Centrum verhältnißmäßig schwach und ohne Reserve war. Napoleon, von der Aufstellung und Anordnung genau unterrichtet, wen-

dete daher seine Hauptstärke gegen das feindliche Centrum, das seinen Mittelpunkt auf einer Höhe bei dem Dorfe Solferino hatte. Nach einem mörderischen Kampfe, in welchem der französische Heerführer immer neue Massen gegen den entscheidenden Punkt in Bewegung setzte, während auf der andern Seite aus Mangel an Uebersicht und einheitlicher Führung nicht die nöthigen Verstärkungen eintrafen, wurde endlich die Höhe, trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr der österreichischen Soldaten, von den Franzosen erobert und behauptet und damit die feindliche Schlachtlinie durchbrochen, die Gesammtarmee in zwei getrennte Heerabtheilungen zerschnitten. Ein zweiter Stoß, den Napoleon rasch gegen Cavriano richtete, hatte gleichen Erfolg, indem die Befehle der österreichischen Generale sich verwirrten und keine übereinstimmende Richtung angaben. Das Schicksal der Schlacht war in der Hauptsache schon entschieden, als zwischen vier und fünf Uhr ein furchtbares Gewitter eintrat, welches dem Kampfe an den meisten Orten ein Ende machte und den Oesterreichern Gelegenheit gab, sich in guter Ordnung zurückzuziehen. Nur Benedek, der die Sardinier bei San Martino zweimal zurückgeschlagen hatte, setzte den Kampf noch einige Stunden fort. Auf französischer Seite hatte sich General Niel durch Umsicht und Tapferkeit vor Allen hervorgethan. Es war ein blutiger Tag, der 24. Juni 1859, an welchem zwei kriegerische Nationen zwölf Stunden lang ihre Kräfte mit einander gemessen. Die Oesterreicher hatten den Verlust von 13,000 Todten und Verwundeten zu beklagen und mußten 9000 Gefangene in den Händen der Feinde lassen; auf Seiten der Verbündeten war die Zahl der Gefallenen und Verwundeten noch stärker, in Folge des schwierigen Angriffs auf wohlvertheidigte Höhen, dagegen waren viel weniger in Kriegsgefangenschaft gerathen. Die Leiden und Jammerscenen auf der Wahlstatt und in den Lazarethen wurden in einer Schrift: „die Barmherzigkeit auf dem Schlachtfelde“ so ergreifend zur Anschauung gebracht, daß sie zur Gründung der philanthropischen „Genfer Convention“ Veranlassung gab.

24. Juni 1859.

Die Schlacht von Solferino war ein frischer Zweig im Sieges- und Ruhmeskranze der französischen Nation, und sie trug nicht wenig bei, den Kaiserthron zu befestigen und dem napoleonischen Herrscherhause die Sympathien des für Ehre und Waffenruhm so empfänglichen Volkes in erhöhtem Maße zuzuwenden. Allein die Lage des siegreichen Machthabers war darum nicht ohne Gefahr und Dornen. Das französische Heer war durch den italienischen Feldzug hart mitgenommen worden; zu den Verlusten in den Schlachten, welche gerade die besten Truppen, die Garden und Zuaven, am stärksten betroffen, kamen noch viele durch die Hitze und Sumpfluft herbeigeführte Leiden und Gefahren. In Deutschland stieg die Aufregung zu einer bedenklichen Höhe. Wilhelm I., damals noch Prinz-Regent, schien den Rechtszustand Europa's und die Sicherheit Deutschlands, für deren Wahrung er einzustehen gelobt hatte, als gefährdet anzusehen, indem er alle preußischen Armeekorps mobil machte und bei dem

Waffenstillstand und Frieden von Villafranca.

4. Juli.

Bundestage eine ähnliche Maßregel beantragte mit der Bedingung, daß die Oberleitung sämmtlicher deutschen Streitkräfte der Krone Preußen unterstellt werde. Dieses Ansinnen wurde zwar durch einen Gegenzug Oesterreichs, das selbst in seiner Bedrängniß die Rivalität gegen den Berliner Hof nicht aus dem Auge verlor, vereitelt, indem es den Antrag stellte, für den Fall eines Krieges solle der Prinz-Regent von Preußen nach Vorschriften der Bundeskriegsverfassung zum „Bundesfeldherrn" ernannt werden, eine Bedingung, auf die man in Berlin nicht einging, weil sonst der Regent als Feldherr vom Bundeskriegsrath in Frankfurt abhängig geworden wäre; aber ein kriegerisches Vorgehen am Rhein war darum doch nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Dazu kam noch, daß die Oesterreicher hinter ihren Festungen eine Stellung hatten, aus der sie schwer zu verdrängen waren, zumal da ihnen aus dem Hauptlande leicht Verstärkungen zugehen konnten. Napoleon, ein Mann von berechnender Klugheit, der sich nicht, wie einst sein Oheim, durch Ehrgeiz und Herrschsucht blindlings fortreißen ließ, der vielmehr bei aller Kühnheit einen hohen Grad von Selbstbeherrschung besaß und selbst im Glück stets eine gewisse Mäßigung und Ueberlegung zeigte, erkannte die Schwierigkeiten der Lage und beschloß, dem überwundenen Feinde eine goldene Brücke zu bauen und das Kriegsglück nicht auf eine allzu gefährliche Probe zu stellen. Er hatte freilich die Losung in die Welt geschleudert: „Italien frei bis zur Adria!" da aber die Verfolgung dieses Zieles für den Augenblick allzu gewagt gewesen wäre, begnügte er sich mit einem geringern Siegespreis. Er ließ durch einen österreichischen Offizier, welcher um die Auslieferung der Leiche des jungen Fürsten Windischgrätz bat, dem Kaiser Franz
8. Juli 1859. Joseph einen Waffenstillstand anbieten, der auch alsbald in Villafranca zum Abschluß kam. Drei Tage nachher erfolgte eine persönliche Zusammenkunft beider Kaiser, auf welcher die Grundbedingungen (Präliminarien) des Friedens festgestellt wurden. Napoleon machte den jungen Monarchen aufmerksam, daß Oesterreich von keiner Seite Hülfe zu erwarten habe, daß England und Rußland die Vereinigung der italienischen Staaten zu einem Gesammtkönigreiche wünschten, daß Preußen, statt Beistand zu leisten, die Verlegenheit des Kaiserstaates zu seiner eigenen Machtvergrößerung in Deutschland benutzen würde, daß durch die Einmischung fremder Mächte leicht härtere Bedingungen stipulirt werden dürften, als jetzt gefordert würden; er mochte ihm zu Gemüthe führen, wie sehr bei einer längeren Dauer des Krieges die Revolutionspartei in Venetien und andern Provinzen des habsburgischen Reiches Boden fassen würde. Erfuhr man doch in der Folge aus Kossuth's Memoiren, wie sehr damals dieser rastlose Agitator sich bemühte den französischen Kaiser dahin zu bringen, daß er einer neuen Schilderhebung in Ungarn Vorschub leiste. Napoleon mochte dem Gegner auch Winke und Andeutungen geben, an welchen Schäden und Gebrechen die Kriegsverwaltung leide. Der französische Machthaber erreichte, was er wollte. Man kam überein, daß Oesterreich die Lombardei, mit Ausnahme von Peschiera und Mantua, an

Frankreich abtrete; Italien solle einen Staatenbund bilden unter dem Ehrenvorsitz des Papstes, der zugleich um Einführung von Reformen ersucht werden sollte; der von Oesterreich geforderten Wiedereinsetzung der Souveräne von Toscana und Modena in ihre Staaten solle kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, sofern diese von ihren Unterthanen zurückgerufen würden und keine fremde Intervention stattfände. Zur völligen Erledigung dieser Punkte sollten Bevollmächtigte beider Reiche in Zürich zusammentreten.

So wurde durch den Frieden von Villafranca das schöne lombardische Land, um dessen Besitz so viel deutsches Blut vergossen worden ist, dem französischen Kaiser übergeben, der es dann dem Könige von Sardinien zuwandte, wogegen dieser einige Zeit nachher Savoyen, das Stammland seines Hauses, nebst dem Stadtgebiet von Nizza an Frankreich überließ. Mit großer Ueberraschung vernahm Europa den Abschluß des Friedens; und nicht minder überrascht war man durch ein Manifest, worin Kaiser Franz Joseph aussprach, daß er, nachdem Oesterreichs Ehre durch die heldenmüthigsten Anstrengungen seiner tapfern Armee unversehrt aus den Kämpfen dieses Krieges hervorgegangen sei, sich entschlossen habe, aus politischen Rücksichten der Wiederherstellung des Friedens ein Opfer zu bringen, da er die Ueberzeugung gewonnen, „daß durch directe, jede Einmischung Dritter beseitigende Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen jedenfalls minder ungünstige Bedingungen zu erlangen waren, als bei dem Eintreten der drei am Kampfe nicht betheiligt gewesenen Großmächte in die Verhandlung mit den unter ihnen vereinbarten und von dem moralischen Druck ihres Einverständnisses unterstützten Vermittlungsvorschlägen zu erwarten gewesen wären." Umsonst protestirte die preußische Regierung gegen diese Unterstellung; der darüber geführte Schriftwechsel diente nur dazu, das Verhältniß zwischen beiden Staaten zu verbittern. Auch in den Kreisen der ungarischen Emigration empfand man eine schmerzliche Enttäuschung. Am meisten betroffen und verletzt aber waren Victor Emanuel und Graf Cavour über den Friedensschluß. Statt eines einheitlichen Italiens sollte ein vergrößertes Piemont das einzige Resultat eines Feldzugs sein, für den das kleine subalpinische Königreich alle seine Kräfte eingesetzt hatte! Ueber dem Haupte der sardinischen Regierung hinweg hatte der Franzosenkaiser mit Oesterreich ein so tiefgreifendes Abkommen getroffen. Der einzige Erfolg des heißen Ringens sollte ein Staatenbund an der Seite einer feindlichen Großmacht sein, der neue unendliche Kämpfe in seinem Schooße barg, eine Staatsform, gegen die sich schon Cesare Balbo im Hinblick auf die klägliche Schöpfung des deutschen Bundes so entschieden ausgesprochen hatte, welche die Führer des Nationalvereins so unbedingt verwarfen! Dazu erlebten die sardinischen Staatsmänner noch den Verdruß, daß die Mazzinisten schadenfroh das ungenügende Machwerk als Beweis hinstellten, wie der ganze Kampf ein abgemachtes Spiel zwischen der Turiner Regierung und Napoleon gewesen sei, um die echten Patrioten der Actionspartei vom Handeln abzuhalten, um den Republicanern und Revolutionsmännern den Boden unter den Füßen wegzuziehen, daß jene daraus die Waffen schmiedeten, zu einer neuen Schilderhebung für durchgreifendere Zwecke. Cavour gab seine Unzufriedenheit durch die Niederlegung seiner ministeriellen Aemter kund. Er wollte dadurch seine Ehre wahren, sich von dem Verdachte eines täuschenden Spieles reinigen, den Vorwurf eines „Verräthers," der ihm aus dem Heerlager der Mazzinisten entgegengeschleudert ward, von sich abwälzen und sich die Möglichkeit erhalten, künftig mit frischen Kräften in den weiteren Entwicklungsgang einzugreifen. Er begab sich auf einige Zeit zu seinen Verwandten in Genf, fest überzeugt, daß die politische Einheit Italiens nun mehr als je

11. Juli 1859. Eindruck des Friedens.

19. Juli 1859.

eine Nothwendigkeit sei und sicherlich erfolgen werde. Der Verlauf der Dinge in den nächsten Monaten rechtfertigte seine Ansicht. Die neuen Minister Lamarmora, Rattazzi, Debormida handelten in seinem Geiste.

Der Züricher Frieden und der Unionsproceß in Mittelitalien. 10. Novbr. 1859.

Wie ein Triumphator zog Napoleon in seine Hauptstadt ein. Die Uebereinkunft von Villafranca, die in ihren wesentlichen Punkten durch den **Friedensvertrag von Zürich** ihre Bestätigung und ihren Abschluß fand, vernichtete den Einfluß Oesterreichs in der apenninischen Halbinsel, legte aber auch weit über Napoleon's Pläne hinaus den Grund zu der staatlichen Einigung Italiens. Der Anstoß zu einer mächtigen Umgestaltung war gegeben, die weitere Durchführung konnte man den Italienern selbst überlassen. Denn weit entfernt, daß die vertriebenen oder flüchtigen Fürsten wieder von ihren ehemaligen Unterthanen zurückgerufen worden wären, eilten diese vielmehr, durch Landesversammlungen die Absetzung der alten Dynastien auszusprechen und sich an Sardinien anzuschließen. Wir wissen, daß schon vor der Schlacht von Solferino sowohl Toscana als Modena und Parma, wo Cavour's Freund Farini eine erfolgreiche agitatorische Thätigkeit entwickelte, sich für die Union mit Piemont erklärt hatten. Nach dem Frieden von Villafranca vereinigten sich die Staaten im Süden des Po zu einer militärischen Liga unter Garibaldi's Obercommando, um alle etwaigen Angriffe von Außen zurückzuweisen und alle Restaurationsversuche der Particularisten und Reactionäre im Innern zu verhindern. Selbst Bologna und ein großer Theil der Romagna entzog sich der päpstlichen Herrschaft und richtete den Wunsch an Victor Emanuel, unter seinen Schutz zu treten. Und dieser lehnte den Antrag nicht ab, so sehr er sich auch dadurch den Zorn des heiligen Vaters im Vatican zuzog. Die erwähnten Gräuelthaten der Schweizer Söldnergarde in Perugia beschleunigten den Abfall. Unter der Leitung von d'Azeglio wurden sofort in der ganzen Romagna die nöthigen Schritte zur Vereinigung mit Sardinien eingeleitet, und von Neujahr 1860 ab befaßte sich ein eigenes Ministerium mit den Angelegenheiten der neuerworbenen Staaten Mittelitaliens, denen man den von der altrömischen Via Aemilia entlehnten Namen Emilia beilegte. Manfred Fanti von Modena, ein alter Freiheitskämpfer, der im Auslande als Flüchtling sowie im Krimkriege sich militärische Erfahrungen erworben und sich als tüchtiger Offizier bewährt hatte, wurde mit der Organisation der mittelitalienischen Truppen betraut. Die Flüche aus dem Vatican und die Zornesausbrüche der Ultramontanen aller Länder über die Frevel am Erbgut des Apostelfürsten vermochten den Gang der Dinge nicht aufzuhalten, und die Ermahnungen Napoleon's an den heiligen Stuhl, durch zeitgemäße Reformen die Gemüther zu versöhnen, machten keinen Eindruck in Rom. „Nichts ist unüberwindlicher", sagte einst ein französischer Staatsmann, „als die Vorurtheile, welche man als Pflichten ansieht. Sie stehen unter der zweifachen Schutzwache des Stolzes und des Gewissens." Der Grundsatz der Nichtintervention, den Frankreich und England aufstellten, genügte, die italienischen Einheitsbestrebungen

ihrer Verwirklichung entgegen zu führen. Die in Villafranca und Zürich in Aussicht genommene Conföderation oder Staatenbund sollte nie eine Wahrheit werden. Dazu hätte Oesterreich selbst so wie der Papst durch Einführung zeitgemäßer Reformen den Weg bahnen müssen. Aber beide kamen dieser Forderung so wenig nach, wie die kleineren Staaten der Rückberufung ihrer Dynasten, und in Neapel machte der neue König Franz II. keine Miene, von dem Regierungssystem seines Vaters abzugehen. So bereiteten die alten Mächte durch ihr Beharren bei den verlotterten Einrichtungen den vorwärts eilenden Zeitideen selbst den Weg. Eine in Paris gegen Ende des Jahres 1859 erschienene Schrift „der Papst und der Congreß" schleuderte zuerst den Gedanken in die Welt, daß die zeitliche Herrschaft des Kirchenfürsten aufhören und sein Regiment auf das Stadtgebiet von Rom beschränkt werden sollte, ein Gedanke, der zwar die ganze katholische Welt in Bewegung setzte und den Papst zu geharnischten Protestationen hinriß, der aber dennoch im Laufe der Jahre verwirklicht ward und seitdem eine der brennenden Zeitfragen geblieben ist. Napoleon hatte es nicht vergessen, daß sich einst der heilige Vater geweigert hatte, dem neuen Kaiserthum die Weihe der Krönung und Salbung zu verleihen.

Die Vereinigung der mittelitalienischen Staaten mit Sardinien bildete den Anfang der „Annexionen", welche den bisherigen Zustand der Halbinsel vollständig umgestalteten. Napoleon begünstigte die Vergrößerung des oberitalienischen Königreichs nur um den Preis von Savoyen und der Grafschaft Nizza, über deren Abtretung an Frankreich er bereits mit Victor Emanuel und Cavour übereingekommen war. Darum hatte auch im Januar Graf Cavour wieder den Vorsitz im Ministerium übernommen. Um das Mißtrauen der Cabinete über Frankreichs Vergrößerungssucht zu zerstreuen, und die Schweiz zu beschwichtigen, die sich durch die Abtretung der an ihr Gebiet grenzenden Landschaften Faucigny und Chablais am Südufer des Genfer Sees in ihrer anerkannten und garantirten Neutralität bedroht sah, sich auch deshalb beschwerend und Hülfe suchend an England und die übrigen Schutzmächte der Wiener Verträge wandte, wurden von Napoleon und Cavour alle diplomatischen Künste der Verstellung, des Ableugnens, der Versprechungen in Bewegung gesetzt, bis die nöthigen Verabredungen und Sicherheitsmaßregeln getroffen waren. Dann erfolgten im März 1860 die Volksabstimmungen, kraft deren Savoyen und Nizza sich für den Anschluß an Frankreich, Toscana, Parma, Modena und die römischen Legationen für die Einverleibung in das Reich des Königs von Sardinien aussprachen; und noch in demselben Monate nahm Victor Emanuel in den annectirten Staaten persönlich die Huldigung entgegen. Der Papst schleuderte den Bann gegen Alle, welche den Eingriff in die römischen Staaten begangen, veranlaßt oder auch nur gebilligt hätten. Aber „diese letzte Waffe, die Rom geblieben war, hatte im Laufe der Jahrhunderte ihre Schärfe verloren." Am 2. April wurde das erste italienische Parlament eröffnet, in welchem nicht nur

Die Annexionen.

1860.

Abgeordnete aus Sardinien und der Lombardei, sondern auch aus Toscana, Modena, Parma und den römischen Legationen erschienen. „Unser Vaterland ist nicht mehr das Italien der Römer", verkündete die Thronrede, „noch das des Mittelalters, es soll nicht mehr der freie Tummelplatz sein für fremde Ehrsucht, es sei fortan das Italien der Italiener." — Durch die Volksabstimmung in Savoyen und Nizza wurde dem verletzten Nationalgefühl wegen Abtretung italienischen Landes eine täuschende Maske vorgehalten.

2. Durchführung des Einigungswerks.

a. Neapel und der Kirchenstaat.

Thronwechsel und Lage in Neapel.

Mit dem Züricher Frieden und den darauf folgenden „Annexionen" war der erste Act der italienischen Befreiung geschlossen. Aber schon seit 1848 hatte sich in den gebildeten Klassen des Landes die Ueberzeugung Bahn gebrochen, „daß nur durch ein einheitliches Italien im Anschluß an die constitutionelle Monarchie Sardiniens ein dauernder Umschwung und ein gesicherter Besitz verfassungsmäßiger Zustände erzielt werden könne". Um diesen Zweck zu erreichen, verbanden sich die nationalen und revolutionären Kräfte zu gemeinsamem Handeln. Da das Gebiet von Rom durch die französischen Occupationstruppen wie durch die eigenthümliche Stellung der päpstlichen Regierung gegen feindliche Angriffe geschützt war, so wurde das Königreich Neapel und Sicilien, wo kurz zuvor dem König Ferdinand II., dem unversöhnlichen Feinde des Fortschritts und der liberalen Zeitideen, sein junger, einseitig erzogener und in den Regierungsgeschäften völlig unerfahrener Sohn Franz II. auf dem Thron gefolgt war, zum Schauplatz der Action ausersehen. Der französische und der russische Gesandte hatten sich nach dem Friedensschluß von Villafranca umsonst alle Mühe gegeben, eine Allianz zwischen Neapel und Piemont zu vermitteln, wodurch vielleicht die Anschläge der revolutionären Actionspartei vereitelt oder gelähmt worden wären; aber die traditionelle Politik, die ihr Vertrauen auf Oesterreich setzte, und die ultramontane Camarilla trugen auch über den neuen König den Sieg davon. Durch seine Weigerung, auf die Idee der nationalen Unabhängigkeit Italiens einzugehen, führte Franz II. den Sturz der bourbonischen Dynastie und das Ende des neapolitanisch-sicilischen Doppelreichs herbei. Es war ein kühnes Unterfangen, ein Königreich anzugreifen, das über ein gut organisirtes, mit besonderer Vorliebe gepflegtes Heer von 150,000 Mann zu gebieten hatte. Aber die Tyrannei der Regierung hatte den geheimen Gesellschaften den Boden bereitet, die dringendsten Vorstellungen des englischen und französischen Gesandten, ein Regierungssystem aufzugeben, das schließlich den Untergang der Dynastie herbeiführen müsse, blieben unberücksichtigt, und die Entlassung der Schweizer Söldnertruppen, die, wegen Trotz und Meuterei in Neapel bestraft und zurückgesetzt und

Ferdinand II. † 22. Mai 1859.

durch einen Beschluß der Bundesregierung in Bern gegen das Reislaufen in ihren bürgerlichen Rechten und Ehren bedroht, den Abschied begehrten und in ihr Vaterland zurückkehrten, beraubte den Thron seiner stärksten und zuverlässigsten Stützen in einem Augenblick, wo die Genossen Mazzini's und Garibaldi's sich zu einem Hauptschlage die Hand reichten.

Oberst Pianciani, ein alter Freiheitskämpfer und einstiger Waffengenosse Garibaldi's in Rom, der sich mit einem Haufen Freiwilliger in Cagliari der Expedition anschloß, hätte lieber eine Landung im Kirchenstaat gesehen; allein die Häupter der national-liberalen Partei, der damals Garibaldi noch angehörte und diente, waren der Ansicht, daß man vorerst den Süden in den revolutionären Strudel ziehen sollte. So wurde denn die Fahrt nach Sicilien unternommen. Auf der Insel war bereits zu Anfang Aprils die Losung zum Kampfe gegeben worden. Einzelne Aufstände in Messina und Palermo bildeten das Vorspiel. Sie wurden leicht durch die Besatzungstruppen unterdrückt, gaben aber, trotz des über beide Städte verhängten Belagerungsstandes, den Häuptern der Revolutionspartei Gelegenheit, durch Demonstrationen die Gemüther aufzuregen und ihre Streitkräfte zu mustern. Die blutige Unterdrückung einer Insurgentenschaar bei Carini drängte endlich zur Entscheidung. Am 6. Mai segelte Garibaldi mit 1062 italienischen und fünf ungarischen Freiwilligen darunter General Türr auf zwei Dampfern von Genua ab, ohne von der sardinischen Regierung oder dem Admiral Persano gehindert zu werden, und landete am 11. Mai bei Marsala, an der Westküste Siciliens, dem Lilybäum der Alten. Mehrere kühne Freiheitskämpfer und politische Flüchtlinge früherer Jahre, wie der energische Nino Bixio und der feurige Franz Crispi hatten sich angeschlossen. Pallavicino, den wir bereits als den thätigen Mitbegründer des Nationalvereins neben Manin und Lafarina kennen gelernt haben, unterstützte das Unternehmen des Freundes mit Rath und That. In Turin beantwortete man die Protestnoten des Königs von Neapel und der deutschen Höfe gegen diesen „wilden Akt der Seeräuberei" und den offenen Bruch des Völkerrechts mit der Entschuldigung, daß Garibaldi und seine Gefährten die sicilische Expedition heimlich auf eigene Hand ausgeführt hätten und es nicht in der Macht der piemontesischen Regierung gestanden, sie zu verhindern. Aber nach der Abfahrt Garibaldi's hatte Cavour an Persano geschrieben: „Wir müssen die Revolution unterstützen, doch so, daß sie vor den Augen Europa's als eine freiwillige That erscheint. Dann sind England und Frankreich mit uns; andernfalls weiß ich nicht, was sie thun werden." Nachdem Garibaldi, von zwei englischen Corvetten gedeckt, die Ausschiffung bewerkstelligt, zog er sich in die Berge und sammelte bei Salemi die zerstreuten Freischaaren um sich. Am 14. Mai, als die Mannschaft bereits auf 4000 angewachsen war, erließ er eine Proclamation, kraft welcher er die Dictatur über Sicilien im Namen Victor Emanuel's, Königs von Italien, übernahm. So überwältigend war damals die Idee der nationalen Einheit und Unabhängigkeit, daß selbst die

Garibaldi nach Sicilien.

April 1860.

Mai.

Sicilianer, bei denen doch stets ein starker particularistischer Zug nach Selbständigkeit und eigenem insularen Staatswesen scharf hervorgetreten, der Losung des Tages sich unbedingt hingaben. Unter großen Beschwerden und vielen meist glücklichen Gefechten mit den königlichen Truppen rückte sodann Garibaldi über Calatafimi und Misilmeri auf die Hauptstadt los, durch nächtliche Wachfeuer den Gesinnungsgenossen seine Ankunft verkündend. Am 27. Mai stand er vor der Porta Termini von Palermo und gab sogleich das Zeichen zum Angriff. In wenigen Stunden war die Stadt, wo die Bevölkerung sich in Masse erhob und durch Barrikaden und Straßenkampf die stürmenden Krieger unterstützte, zur Hälfte in den Händen Garibaldi's. Nun aber ließ General Lanza, den der junge König mit bedeutender Kriegsmannschaft und großen Vollmachten nach der Insel geschickt hatte, von der Citadelle und von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen die Stadt furchtbar bombardiren, so daß am folgenden Tage ein großer Theil derselben in Schutt und Trümmern lag. Da wurde unter Vermittelung des englischen Admirals ein Waffenstillstand geschlossen, der, mehrmals verlängert, zuletzt mit dem Abzug der neapolitanischen Truppen und Schiffe und der Uebergabe der Stadt endigte. Lanza, der die wehrlose Hauptstadt der Zerstörung preisgegeben und dann, vor seinem eigenen Werke erschreckend, mit 25,000 Mann einer Insurgentenschaar von 5000 dürftig bewaffneten Freiwilligen das Feld räumte, war ein sprechender Zeuge von der in des Königs Umgebung herrschenden Unfähigkeit, Rathlosigkeit und Zaghaftigkeit.

30. Mai 1860.

6. Juni.

Neapel in Garibaldi's Gewalt.

Die Ereignisse von Palermo waren von unberechenbarer Wirkung. Sie erschütterten die Monarchie in ihren Grundfesten, während sie den Ruhm Garibaldi's in alle Welt trugen. Die glühende Phantasie der Südbewohner erblickte in ihm den Nationalhelden, vor dem alle Feinde in den Staub sinken müßten. Und selbst am neapolitanischen Hofe schien man unter dem Banne dieser Vorstellung zu liegen. Alles Vertrauen war verschwunden; man ließ sich die schmachvollsten Demüthigungen auswärtiger Mächte gefallen. Umsonst suchte der König seinen wankenden Thron mit neuen Stützen zu umgeben, indem er die von seinem Vater im Jahre 1848 ertheilte und beschworene, später aber aus eigener Machtvollkommenheit wieder beseitigte Verfassung herstellte, sich mit einem liberalen Ministerium unter dem Vorsitz Spinelli's umgab und seinen Entschluß erklärte, eine Amnestie zu ertheilen und mit Sardinien eine Allianz zu schließen; das verhängnißvolle „Zu spät!" übte wieder seine Macht, der Proclamation folgten Aufstände und Anarchie in Stadt und Land. Welches Vertrauen sollte man einem Hofe schenken, wo in der unmittelbaren Nähe des Thrones sich die größten Gegensätze geltend machten, wo die Königin-Mutter nebst der klerikal-absolutistischen Camarilla noch fortwährend ihren verderblichen Einfluß auf den schwachen Monarchen übte und die wohlgesinnte Königin, Maria von Baiern, fern hielt, während die beiden Oheime des Königs, die Grafen von Syracus und von Aquila, in unwürdiger Weise um die Volksgunst buhlten und sich rück-

25. Juni 1860.

haltslos der nationalen und revolutionären Partei in die Arme warfen, wo der Minister des Innern Liberio Romano mit Cavour in geheimer Verbindung stand und Alexander Nunziante Herzog von Mignano Jägerbataillone zur Vertreibung der Bourbonen formirte! Es bedurfte nur der Ankunft Garibaldi's, um den Kriegsbrand in helle Flammen zu setzen. Und dieser ließ nicht allzulange auf sich warten. Sechs Wochen nach der Einnahme von Palermo brach der „Dictator", dem sich der Anführer der neapolitanischen Dampffregatte Veloce zur Verfügung gestellt hatte, gegen Messina auf, ohne, wie man in Turin erwartete und verlangte, die Annexion der Insel an Sardinien zu verkündigen. Schon nach drei Tagen wurde General Bosco zur vertragsmäßigen Uebergabe der Festung Milazzo gegen freien Abzug der Besatzung gezwungen; und kurz darauf schloß der Befehlshaber von Messina einen Waffenstillstand unter der Bedingung, daß die Stadt mit Ausnahme der Citadelle von den neapolitanischen Truppen geräumt und die Meerenge frei bleiben sollte. Mit Erstaunen schaute Europa auf die raschen Erfolge des Freischaarenführers; aber noch wunderbarer waren die Vorgänge auf dem Festlande. Kaum hatte er, fast im Angesicht der in der Meerenge kreuzenden neapolitanischen Flotte, seine Landung mit 5000 Mann bewerkstelligt, so übergab die Besatzung von Reggio Stadt und Burg unter der Bedingung freien Abzugs. Allenthalben lösten sich die Truppenkörper auf, die Soldaten liefen auseinander, in den Städten und Provinzen bildeten sich provisorische Regierungen; wie ein Triumphirender durchzog Garibaldi den Süden der Halbinsel, ohne auf Widerstand zu stoßen. Am Ende des Monats war er in Cosenza, am 5. September bereits in Eboli unweit Salerno. Oft eilte er mit wenigen Begleitern seinem Freiwilligenheere voran, obwohl die aufgelösten Truppen in größeren und kleineren Abtheilungen im Lande umherschwärmten. Der bloße Name Garibaldi übte auf die Bevölkerung eine zauberhafte Macht aus. Er erschien den Italienern als der Vollstrecker der Rathschläge Gottes, als der Träger einer providentiellen Mission. Ueber die Hauptstadt wurde der Kriegszustand verhängt und die Bewachung der Nationalgarde übertragen; in der Regierung sprang man von einem Entschlusse zum andern über; am Hofe war alle Haltung und alles Selbstvertrauen verschwunden. Am 6. September verließ Franz II. seine Hauptstadt und zog sich mit den noch treugebliebenen Truppen, etwa 40,000 Mann, hinter die Linie des Volturno, in die Festungen Gaeta und Capua zurück, und schon am nächsten Tag feierte Garibaldi fast ohne Gefolge unter dem begeisterten Jubelruf der ganzen Bevölkerung seinen Einzug in Neapel. Er bestellte eine provisorische Regierung aus nationalgesinnten Männern, darunter Romano, Scialoja, Conforti, Pisanelli, hielt aber auch hier noch mit der Verkündigung der Annexion an Piemont zurück. Die Führer der radicalen Partei hatten den militärischen Volksmann umstrickt und mit Mißtrauen gegen die Politik Cavour's erfüllt. Erst die Ankunft des Marchese Pallavicino, des Märtyrers vom Spielberg, den Garibaldi

18. Juli 1860. 21. Juli. 28. Juli. 21. Aug. 7. Septbr.

an seine Seite nach Neapel berief, führte ihn wieder den gemäßigten Unionisten zu. Die fremden Mächte hielten sich an den Grundsatz der Nichtintervention und ließen den Dingen ihren Lauf. Napoleon's Versuch, ein gemeinsames Einschreiten Englands und Frankreichs zu bewirken, scheiterte an der Abneigung Palmerston's und Russell's.

Revolution und Ultramontanismus im Kirchenstaat. Unter diesen Vorgängen stieg die Aufregung des italienischen Volkes zu einer fieberhaften Höhe. Mit dem bevorstehenden Sturz des bourbonischen Herrscherhauses in Neapel näherte sich die Einigung der ganzen apenninischen Halbinsel unter dem Scepter Victor Emanuel's immer mehr ihrer Erfüllung. Die Erklärung Garibaldi's, daß er „vom Quirinal aus" das Königreich Italien in seiner natürlichen Hauptstadt verkündigen wolle, fand einen Widerhall in dem Herzen des Volkes, der die Entschlossenheit andeutete, nur um diesen Preis sich zu beruhigen. Je mehr aber das eigentliche Ziel der nationalen Bewegung zu Tage trat, desto verwickelter wurden die Verhältnisse wegen der schwierigen Lage Roms. Die päpstliche Regierung setzte dem Drängen des französischen Kaisers auf innere Reformen eine unüberwindliche Weigerung entgegen und bedrohte jeden Versuch einer Schmälerung des Kirchenstaats zum voraus mit dem Fluch der Kirche. Durch ganz Europa ertönte in den strenggläubigen Kreisen ein Schmerzensschrei über die Gefahren der Religion, wenn die weltliche Herrschaft des Papstes Schaden nehme. Umsonst verlangte die französische Regierung in ihren Verhandlungen mit Rom, „daß doch die päpstliche Regierung aus den religiösen Regionen, mit denen die Frage nichts zu thun habe, herabsteigen und die weltlichen Interessen, um die es sich allein handle, berücksichtigen möge"; der Vatican blieb bei der alten Taktik, die Interessen seiner weltlichen Herrschaft mit den ewigen, unveränderlichen der Kirche zu identificiren; denn nur auf diese Weise konnte eine tiefgehende Agitation in Scene gesetzt, konnten die Sympathien und Leidenschaften der katholischen Völker erregt werden. Je mehr es zu Tage trat, daß Umbrien, die Marken, ja selbst die Stadt Rom mit Ungeduld dem Augenblicke entgegensahen, wo auch ihnen das Loos zu Theil werden würde, frei von der geistlichen Herrschaft „in den Schooß der gemeinsamen italienischen Familie aufgenommen zu werden", desto lauter wurde der Hülferuf der Ultramontanen, desto kühner erhob der französische Klerus seine Stimme, um die kaiserliche Regierung zu beschwören, daß sie den heiligen Vater schütze gegen die verschlingenden Mächte der Hölle, und dieselbe mit ewigen Flüchen zu bedrohen, wenn sie gemeine Sache mit dem Verderber mache. Ein französisches ultramontanes Blatt forderte zu einem „Kreuzzug" auf wider die satanisch-bösartige Race in der Romagna, die wie die rebellischen Engel sich wider Gott empöre. In der ganzen katholischen Christenheit wurden die Gläubigen aufgefordert, dem bedrängten Kirchenfürsten beizustehen, daß er sich seiner Feinde erwehren möge. Von den Geringen sammelte man den „Peterspfennig", den Wohlhabenderen machte man die Betheiligung an dem Anlehen und an der Lotterie zur Pflicht;

an die Wehrhaften erging der Ruf zum Eintritt in die heiligen Schaaren, welche als Streiter Christi das gefährdete Reich des Apostelfürsten schirmen sollten. Die durch die Agitation der Ultramontanen erweckte Theilnahme erfüllte die päpstliche Regierung mit der Zuversicht, „daß die Pforten der Hölle sie nicht überwinden würden". Sie wies daher alle Vorschläge einer Vermittelung und Ausgleichung, die ihr Napoleon stellen ließ, mit Entrüstung von sich. Um die feindselige Gesinnung des Vaticans offenkundig an den Tag zu legen, bewog der Waffenminister Merode, der feurige Ultramontane aus Belgien, seinen Freund, den verbannten französischen General Lamoricière, den Oberbefehl über die buntgemischte päpstliche Armee zu übernehmen. Man hoffte, daß der Name des berühmten Feldherrn der Republik auf die französischen Besatzungstruppen in Rom einen Zauber ausüben werde. Denn bei der gereizten Stimmung, die zwischen dem Vatican und den Tuilerien obwaltete, glaubte man, daß dieselben weniger zum Schutz als zur Ueberwachung aufgestellt seien.

Lamoricière u. die Schlacht bei Castelfidardo.

Unter diesen Verhältnissen gab es für den Kaiser Napoleon nur zwei Wege: entweder er ließ der italienischen Revolution ihren freien Lauf, mit deren Hülfe dann Garibaldi ohne Zweifel der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende gemacht und Rom zur Hauptstadt Italiens erhoben hätte, oder er gestattete seinem Schutzbefohlenen, Victor Emanuel, mit derselben in Bund zu treten und auf diese Weise ihr Ziel und Grenzen zu setzen. Blieb die Revolution sich selbst überlassen, so lag die Gefahr nahe, daß Mazzini und die Actionspartei die Oberhand gewinnen und alle bisherigen Errungenschaften durch republikanische Bewegungen in Frage gestellt würden. Napoleon zog daher den andern Ausweg vor. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Kaiser durch die beiden Abgesandten Victor Emanuel's Farini und Cialdini, welche ihn auf seiner Reise durch Savoyen in Chambery begrüßten, dem König melden ließ: „er solle freie Hand haben, die Marken und Umbrien mit seinem Reiche zu vereinigen und mit seiner Armee in Neapel einzurücken, um daselbst statt der revolutionären Dictatur Garibaldi's ein geordnetes monarchisches Regiment einzurichten, wenn er nur Rom selbst und das sogenannte Patrimonium Petri, das die Franzosen besetzt halten würden, unangetastet lasse." Wie es mit dieser Unterredung und Uebereinkunft sich verhalten mochte, jedenfalls wurde danach gehandelt. In den ersten Tagen des September rückten zwei sardinische Heerabtheilungen unter dem Kriegsminister Fanti und General Cialdini an die Grenzen des Kirchenstaats. Bei dem Heere befand sich Graf Moriz von Sonnaz, den seine reiche Tante, die Marquise Colbert-Barolo durch die Drohung der Enterbung von dem kirchenräuberischen Unternehmen zurückzuhalten suchte. Aber der patriotische Edelmann verzichtete lieber auf die Millionen, welche die klerikalgesinnte Frau der Kirche vermachte, als daß er der nationalen Fahne untreu geworden wäre. Der Einzug der piemontesischen Truppen gab das Zeichen zu einer allgemeinen Volkserhebung; in Pesaro, Montefeltre, Sinigaglia und Urbino wurden provisorische

28. Aug. 1860.

Regierungen eingesetzt und Deputationen nach Turin gesandt. Der Befehlshaber der Schweizer Söldner in Perugia, Oberst Schmid, eilte durch eine Capitulation mit Kriegsgefangenschaft sich und seine Leute der Rache der Einwohner zu entziehen. Der sardinische Oberfeldherr stellte an General Lamoricière und an den römischen Hof die Forderung, daß man allen päpstlichen Städten gestatte, den Volkswillen ungehindert kund zu geben. Als dieses Verlangen mit Entrüstung zurückgewiesen ward, rückte General Fanti in Umbrien vor, während Cialdini die Marken besetzte. Dem Letzteren zog Lamoricière von Macerata aus entgegen, und obwohl er an Truppenzahl dem Gegner weit nachstand, lieferte er
18. Septbr. 1860. demselben doch bei Castelfidardo ein Treffen. Von beiden Seiten wurde mit Tapferkeit gestritten, der päpstliche General Pimodan, ein eifriger französischer Legitimist, der einst dem vertriebenen König Karl X. mit seinem Vater nach Oesterreich gefolgt war, fiel an der Spitze seiner Mannschaften; aber die Uebermacht siegte nach kurzem Gefechte. Die päpstlichen Truppen wurden geschlagen und theils gefangen, theils zersprengt; mit wenigen Begleitern rettete sich Lamoricière nach Ancona; als jedoch Cialdini schon am folgenden Tage vor die Seestadt rückte und sie zu Lande einschloß, während gleichzeitig der sardinische Admiral Persano mit einem Geschwader sie von der Seeseite aus belagert hielt und
29. Septbr. die Festungswerke zerstörte, mußte sich Ancona ergeben. Lamoricière und die ganze Besatzung wurden in Kriegsgefangenschaft geführt. Das Geschenk eines Ehrensäbels, womit die Gesinnungsgenossen den französischen General nach seiner Freilassung belohnten, war ein geringer Ersatz für den verlornen Kriegsruhm. Wenige Tage nachher erschien Victor Emanuel in Ancona und übernahm selbst
9. Octbr. den Oberbefehl. Ein Manifest schloß mit der Versicherung: „seine Politik werde dazu dienen, den Fortschritt der Völker mit der Stabilität der Regierungen zu versöhnen". Lamoricière, „der französische Achilles", lebte noch fünf Jahre in tiefster Zurückgezogenheit in Frankreich, wo er am 12. September 1865 in einem Alter von nicht ganz sechzig Jahren starb.

Garibaldi in Neapel und sein Verzicht auf den Oberbefehl. Die Absicht des Königs bei Uebernahme des Oberbefehls war, in Verbindung mit Garibaldi das Königreich Neapel vollends zu erobern. Denn so rasch die Freischaaren bis in die Hauptstadt vorgedrungen waren, so langsam waren die Fortschritte an der Volturnolinie. Der Versuch, von Caserta aus nach
21. Septbr. 1860. Capua vorzudringen, wurde durch das unglückliche Gefecht bei Cajazzo vereitelt. Die Erwartung, daß das ganze neapolitanische Heer zu den Insurgenten übertreten oder sich auflösen würde, war nicht in Erfüllung gegangen; weitaus die Mehrzahl der Truppen blieb der Fahne treu, so daß Garibaldi, obwohl seine Freischaaren auf etwa 25,000 Mann angewachsen waren, nicht daran denken konnte, ohne die Hülfe Sardiniens den König Franz zu vertreiben oder die Festungen Capua und Gaeta zu erobern. Aber gegen den staatsklugen Minister Cavour, der fern von aller Ideologie mit klarer Verstandesschärfe die Realität der Dinge ins Auge faßte, hegte der offene und gerade Garibaldi, „das goldene

Herz des Büffelkopfes" eine tiefe Abneigung. Er verzieh ihm nie, daß er seine Vaterstadt Nizza den Franzosen überliefert und ihn selbst „zum Fremdling gemacht in seinem Vaterlande". Dagegen fühlte er sich durch einen geheimen Zug des Herzens, durch eine gewisse Verwandtschaft der Natur persönlich zu dem König hingezogen, in welchem er den von der Vorsehung gesandten „Befreier" Italiens erblickte. So lenkte er denn wieder in die Politik ein, für die ihn besonders sein Freund Pallavicino, den er zum Prodictator von Neapel ernannt, zu gewinnen wußte: „das eine untheilbare Italien unter dem constitutionellen Scepter des Hauses Savoyen". Wie sehr immer Mazzini, Crispi und die Radicalen und Particularisten in Caserta den General von den Annexionsgedanken abzuhalten suchten; als sowohl auf dem neapolitanischen Festlande wie auf Sicilien eine großartige Volksabstimmung sich für die Verbindung mit 21. Octbr. 1860.
Piemont aussprach, war die wichtige Streitfrage zu Gunsten der Unification entschieden. Als nun Victor Emanuel an der Spitze seines Heeres in Sessa einzog, wurde Garibaldi leicht bewogen, die dictatoriale Gewalt in des Königs Hand niederzulegen und die Vollendung des großen Werks der Befreiung und Einigung Italiens, das er mit begeisterter Hingebung begonnen und das seine ganze Seele erfüllte, einem kräftigeren Arm anzuvertrauen. Nachdem er Victor Emanuel in Sessa als „König von Italien" begrüßt und mit den Worten: „Sire, ich gehorche!" den verlangten Verzicht auf den Oberbefehl geleistet, zog er an des 26. Octbr.
Königs Seite in Neapel ein, begleitet von den beiden Prodictatoren Pallavicino und Mordini und kehrte dann, seine Kampfgenossen dem besonderen Schutze des Monarchen empfehlend, nach seiner kleinen Besitzung auf der einsamen Insel Caprera zurück, jeden Lohn und jede Auszeichnung von sich weisend. Es war der größte Moment in dem vielbewegten Leben des italienischen Patrioten. Er hatte sich selbst überwunden.

Nun gewannen die Kriegsoperationen einen schärfern Character. Nach Gaeta.
der Eroberung von Capua durch die Piemontesen und Garibaldiner, wobei 2. Novbr.
über 10,000 Gefangene gemacht und zahlreiche Kriegsvorräthe und Geschütze erbeutet wurden, sah sich die neapolitanische Armee gezwungen, die Volturnolinie aufzugeben und sich hinter den Garigliano zurückzuziehen. Bald wurde König Franz mit dem Reste seiner besten Truppen in die Festung Gaeta gedrängt, während Victor Emanuel nach einem Besuche in Palermo von dem Königreiche beider Sicilien Besitz nahm und die Garibaldini- 1. Decbr.
schen Soldaten theils verabschiedete, theils in das eigene Heer aufnahm. Gaeta war das letzte Bollwerk, an dem das Schicksal des Königreichs und der bourbonischen Dynastie hing. Die tapfere Vertheidigung dieser Seestadt, wobei vor Allen die junge unglückliche Königin, Maria von Baiern, einen heroischen Muth zeigte, bildet den Glanzpunkt in dem kurzen Regentenleben Franz' II. So morsch auch der bourbonische Herrscherstamm in der üppigen Erde geworden war, ganz ruhmlos sollte er doch nicht fallen. Ueber drei Monate leistete

die Besatzung von Gaeta muthigen Widerstand. Der preußische „Junker Schlippenbach“ vermittelte die Verbindung mit den sicilischen Besatzungstruppen, indem er auf dem Kriegsdampfer Loreley Depeschen nach Messina an den tapfern bourbonischen Commandanten Fergola beförderte, eine schwächliche Episode von unzeitgemäßer Ritterlichkeit in dem großartigen geschichtlichen Weltdrama. Napoleon suchte den Verdacht von sich abzuwälzen, als sei er mit der Eroberungspolitik des Königs von Sardinien einverstanden; deshalb rief er nicht nur, wie die meisten übrigen Mächte, England ausgenommen, seinen Gesandten von Turin ab, sondern er schickte auch eine französische Flotte nach dem tyrrhenischen Meer, welche den Hafen von Gaeta besetzt hielt und dadurch dem König die Möglichkeit gewährte, sich fortwährend mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versehen. Die Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland hielten eine
22—26. Octbr. 1860. Zusammenkunft in Warschau; allein zu einer Intervention wie in den Tagen der heiligen Allianz war die Zeitlage nicht mehr angethan; man sah dem Belagerungskrieg in Gaeta wie einem Zweikampf zu. Als der Hülferuf des bourbonischen Königs an die Mächte Europa's und seine laute Beschwerde über den an ihm begangenen Bruch alles Völker- und Fürstenrechts kein bewaffnetes Einschreiten zu bewirken vermochte; als seine Verheißungen und Manifeste an die Völker beider Sicilien keine wirksame Erhebung zu seinen Gunsten hervorriefen, vielmehr die einzelnen reactionären Aufstände in den Abruzzen den Charakter eines wilden Räuber- und Banditenwesens annahmen; da meinte Napoleon, jetzt sei von Seiten des Königs Franz für die Ehre genug geschehen, und rief, nachdem er einen Waffenstillstand vermittelt, seine Flotte zurück. Nun dauerte der Widerstand noch kurze Zeit fort, bis die Fortschritte der Belagerer, Mangel an Lebensmitteln und Kriegsmunition, unglückliche Zufälle (Explosionen und Typhus), Aussichtslosigkeit auf irgend einen Entsatz, vielleicht auch Verrath
13. Febr. 1861. den König endlich zur Capitulation zwangen. Am 13. Februar 1861 verließ er auf einem französischen Schiffe Gaeta und begab sich mit seiner Gattin und seinem Gefolge nach Rom, wo er seinen Wohnsitz nahm und zehn Jahre lang behalten hat, von der Hoffnung getragen, durch eine Gegenrevolution, die seine Agenten und Parteigänger in Neapel nach Kräften und mit seiner Unterstützung betrieben, wieder in seine Staaten und Königsrechte eingesetzt zu werden. Im
12. März. nächsten Monat ergab sich auch die Citadelle von Messina an General Cialdini und die kleine Bergfestung Civitella. Damit nahm das Königreich beider Sicilien sein Ende und die Herrschaft der Bourbonen verschwand aus der schönen Halbinsel. Schon am 18. Februar versammelte König Victor Emanuel die Abgeordneten aller Staaten, die seine Oberhoheit anerkannten, in Turin um seinen Thron und legte mit ihrer freudigen Zustimmung sich und seinen rechtmäßigen Nachfolgern den Titel „König von Italien“ bei. (Gesetz vom 17. März 1861.) Die Proteste der entthronten Fürsten so wie des Papstes und des Kaisers von Oesterreich blieben todte Worte.

b. Cavour und Garibaldi.

So war denn das unglaubliche Ereigniß eingetreten, daß sämmtliche Staaten Italiens, mit Ausnahme des österreichischen Venetiens im Nordosten und der päpstlichen Stadt Rom mit ihrer Umgebung, zu Einem Königreich vereinigt waren. Wie weit waren die Resultate über die Bestimmungen des Züricher Friedens und über die anfänglichen Absichten des französischen Kaisers hinausgegangen! Durch die Staatsklugheit Cavour's, durch die kriegerische Entschlossenheit Victor Emanuel's, durch die patriotische Hingebung Garibaldi's, durch den politischen Tact der gebildeten Stände war das große Werk der nationalen Einigung gelungen, und selbst die Aufwiegelungen Mazzini's und seiner republikanischen Freunde hatten zu diesem Gelingen wesentlich beigetragen, so wenig auch die errungenen Güter ihren Wünschen und Bestrebungen genügten. Aber das Erworbene zu erhalten und zu befestigen, die äußerlich verbundenen Glieder auch innerlich zu einigen und zu verschmelzen, war eine schwierigere Aufgabe, als das Erwerben selbst. Während hier ein mächtiger nationaler Aufschwung, getragen von einer großen Persönlichkeit und unterstützt durch glorreiche Thaten im Felde, unerwartet rasch zu einem realen Ziele führte, mußte man jetzt mühsam auf dem wenig dankbaren Wege diplomatischer und politischer Transactionen bald das Mißtrauen und die Abneigung der auswärtigen Höfe zu beseitigen suchen, bald dem Ungestüm der vorwärtsstrebenden Revolutionspartei wehren, bald die reactionären Bewegungen, die von Rom aus geschürt und unterstützt wurden, mit starker Hand niederhalten, bald die malcontenten Elemente, die Particularisten und Municipalisten versöhnen oder unschädlich machen. Diesen schwierigen Aufgaben gegenüber entfaltete Graf Cavour dieselbe staatsmännische Gewandtheit, die er von jeher an Tag gelegt. Sollte die große Idee der nationalen Einigung Italiens, die in seinem Geiste vorzugsweise ihre Entstehung genommen, nicht wie ein schönes Traumbild nach kurzer Zeit wieder entschwinden, nur als glänzendes Phänomen am geschichtlichen Horizonte ein flüchtiges Dasein feiern; so bedurfte es einiger Jahre der Ruhe und des Friedens, um das Gewonnene zu ordnen und zu festigen, um das Zerstreute zu sammeln, um dem Auslande den Glauben einzuflößen, daß die rasche, zum Theil mit ungesetzlichen Mitteln zu Stande gebrachte Schöpfung auch Dauer und Bestand habe und würdig sei, als ein neues starkes Mitglied der europäischen Staatenfamilie anerkannt zu werden. Mit Frankreichs Hülfe und Bundesgenossenschaft war das Werk der Befreiung und Einigung zu Stande gebracht worden, daß es aber viel weitere Dimensionen angenommen, als Napoleon gehofft und gewünscht hatte, daß der französische Kaiser von Cavour in den Strom seiner activen Politik weiter hineingerissen wurde, als anfangs seine Absicht gewesen, ließ sich aus seiner auffallenden, unberechenbaren Haltung bei den raschen Vorgängen schließen. Eine unbesonnene Handlung von Seiten des Turiner Cabinets hätte ihn leicht zu andern politischen

Graf Cavour und seine politischen Ziele.

Gängen führen können. Daß die Einheit Italiens eine unvollständige sei, so lange die Losung: „Frei bis zur Adria!" nicht in Erfüllung gegangen, daß die italienische Königskrone ihres schönsten Schmuckes entbehrte, so lange Rom in andern Händen war, erkannten und fühlten die italienischen Patrioten mit großem Verdruß. Der romantische Zug der Zeit verlangte, daß der König von Italien vom Capitol aus das geeinigte Apenninenland beherrsche. Aber dieses Ziel war vorerst nicht zu erreichen, sollte nicht die ganze Errungenschaft der blutigen und heißen Arbeit wieder gefährdet und in Frage gestellt werden.

Die venetianische und römische Frage.

Napoleon hatte im October 1860, bei Gelegenheit der erwähnten persönlichen Zusammenkunft der drei Monarchen des Nordens und Ostens in Warschau, die beruhigende Versicherung gegeben, daß Piemont für den Fall eines Angriffs auf Venetien von Frankreich keinen Beistand erhalten werde. Wie konnte aber das Turiner Cabinet daran denken, das von Festungen gedeckte, von Waffen strotzende Oesterreich in Italien ohne auswärtige Hülfe feindlich anzufallen, während im Innern der Halbinsel noch so viele gährende Elemente sich regten? Nicht minder große Schwierigkeiten, wenn auch anderer Art, standen in Rom einem solchen Unternehmen im Wege. Hier wäre die päpstliche Armee, welche Merode nach dem Tage von Castelfidardo wieder aus Freiwilligen aller Nationen durch Werbungen um sich gesammelt, kaum im Stande gewesen, bei der geringsten Handreichung von Seiten Sardiniens die Volksaufstände im eigenen Lande niederzuwerfen; und eine Berufung an das römische Volk, welche man früher in schlimmen Zeitläuften, wenn auch verstohlen als Rechtstitel mochte geltend machen, wäre jetzt sicherlich nicht zu Gunsten des Pontificats ausgefallen. Aber die französische Besatzung in Rom hatte den Befehl, jeden Angriff mit den Waffen zurückzuweisen; und würde Napoleon, wenn dennoch ein solcher Angriff von irgend einer Seite erfolgte, nicht mit seiner ganzen Macht für das Leben und die Sicherheit seiner Soldaten eingetreten sein? Zudem mußte die „römische Frage" noch näher besprochen und studirt, mußte die katholische Welt noch mehr mit der Idee einer Trennung der geistlichen und weltlichen Herrschaft, wie sie dem Geiste Cavour's vorschwebte, vertraut gemacht werden. Nach der Auffassung des piemontesischen Staatsmannes sollte das Papstthum seiner weltlichen Regierungspflichten, zu deren Erfüllung es sich als unfähig erwiesen, entlastet werden und dann geistig wiedergeboren in der Leitung der katholischen Christenheit die ganze Höhe seiner Mission erreichen. „Freie Kirche im freien Staat", lautete seine Parole. Allein an einen solchen Gedanken eines Kirchenregiments ohne Territorialbesitz mußte sich die katholische Menschheit erst gewöhnen. Nur wenn der römische Stuhl selbst die Hand zu einer Uebereinkunft bot, konnte in der letzteren Frage eine Lösung eintreten; aber Cavour's Anerbieten, „dem Papste und der katholischen Kirche gegen den Verzicht auf die weltliche Herrschaft vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit vom Staate in allen geistlichen Dingen zuzugestehen", wurde mit Entrüstung zurückgewiesen. Während die Welt ringsum in

lebendigem Fortschreiten begriffen war und alle Kräfte sich anstrengten, die gewohnten Formen und Lebensordnungen nach den Zeitideen zu gestalten, hielt man in Rom mit Bajonetten und Priesterdruck die verkommenen Zustände einer entschwundenen Vergangenheit mit eiserner Consequenz aufrecht, fristete lieber das Leben mit Almosen, als daß man mitwirkte an dem Webestuhl der Zeit, mitbaute an dem Werke der nationalen Wiedergeburt, und leistete dem Brigantenwesen und der verrotteten Reaction in Neapel Hülfe und Vorschub.

Bei dieser Lage der Dinge kam dem Grafen Cavour das Drängen und Treiben der italienischen Heißsporne, der „Italianissimi", sehr ungelegen. Indem sie das Volk durch den großsprecherischen Ruf „Rom und Venedig" in Aufregung hielten, füllten sie die Gemüther auch mit Mißtrauen und Unzufriedenheit gegen die Regierung und gegen das monarchische Regiment überhaupt. Von diesen hauptsächlich durch die Mazzinisten hervorgerufenen Bewegungen hielt sich auch Garibaldi nicht fern. Ein militärischer Mann, der einen großen Theil seines Lebens in republikanischen Staaten zugebracht, der fast immer in Kampf und Opposition gegen monarchische Herrschaften gelegen, der in seinen idealen Weltanschauungen, in seiner opferfreudigen Liebe für Freiheit und Vaterland die Macht der realen Verhältnisse nicht kannte und nicht würdigte, mußte an der zögernden Politik Cavour's Aergerniß nehmen. Am 20. April 1861 erschien er im Parlamente zu Turin, um die Auflösung des einst von ihm gebildeten Freiwilligenheeres und die Behandlung, die seinen ehemaligen Waffengefährten widerfahren, mit scharfen Worten zu rügen und auf eine allgemeine Volksbewaffnung zu dringen. Der Gewandtheit Cavour's gelang es, den Zürnenden wieder zu versöhnen. Er kehrte nach seiner Felseninsel Caprera und zu seinem Einsiedlerleben zurück. Bald nachher starb Graf Cavour, der größte Staatsmann seit dem Cardinal Richelieu, tief betrauert von dem ganzen Lande. Die fieberhafte Anfregung und das Uebermaß von Arbeit hatten seine Kräfte vor der Zeit aufgerieben. Er stand erst im 51. Lebensjahr. „Zwölf Jahre lang war ich ein Verschwörer mit allen meinen Kräften, um meinem Vaterlande die Unabhängigkeit zu schaffen", sagte er einst. „Aber ich war ein eigenthümlicher Verschwörer, ich verkündete mein Ziel im Angesichte des Parlaments und an allen Höfen von Europa. Ich führte mit mir das ganze oder fast das ganze subalpinische Parlament, in den letzten Jahren waren fast alle Mitglieder des Nationalvereins meine Adepten und Genossen, und heute verschwöre ich mich mit 26 Millionen Italienern." Mit den Worten „freie Kirche im freien Staate" schied er aus dem Leben, von einem getreuen Mönch mit den Sterbesacramenten versehen. Sein Werk war noch nicht ganz vollbracht; und seine letzte Idee überhaupt ein Traumgebilde; aber er hatte wenigstens die Genugthuung, das junge Königreich Italien, seine eigentliche Schöpfung, das große Ziel seines thatenreichen Lebens, in gedeihlichem Fortschreiten zu sehen. Viele Regierungen hatten bereits ihre Anerkennung ausgesprochen, und wenn auch einige Mächte aus Rücksicht für

Parteiumtriebe und Cavour's Tod.

6. Juni 1861.

Oesterreich damit noch zurückhielten, so war doch vorauszusehen, daß sie, wenn der bisherige politische Gang in Italien fortdauere, dem Beispiel von England und Frankreich folgen würden. Darum war auch Cavour's Nachfolger, der Toscanese Ricasoli, beflissen, in die Bahn seines Vorgängers einzutreten, und seine Sorgfalt hauptsächlich dem inneren Ausbau des Staats zu widmen. Zuerst wiederholte er den Versuch, mit Rom auf Grund einer freien Kirche im freien Staat eine Uebereinkunft zu treffen und dadurch die tiefe Wunde in dem neuen Königreich zu schließen. Aber seine Vorschläge hatten eben so wenig Erfolg, als die seines Vorgängers. Galt doch der florentinische Staatsmann in den Augen der Päpstlichen als ein der katholischen Religion Entfremdeter. Frankreich verweigerte die Vermittelung, welche Ricasoli angerufen. Um so thatkräftiger wurde gegen das Bandenwesen im Königreich Neapel eingeschritten, das unter thätiger Beihülfe legitimistisch-klerikaler Herren und Damen von Rom aus sich immer frecher vorwagte. General Cialdini wurde als Oberstatthalter des Königs mit ausgedehnten Vollmachten und beträchtlichen Streitkräften dahin abgeschickt; und seinen energischen Maßregeln gelang es, das Ansehen der Obrigkeit und des Gesetzes wieder fester zu begründen. Der spanische General Borjès, früher ein höherer carlistischer Offizier, der sich mit einigen Begleitern nach der römischen Grenze durchzuschlagen versuchte, fiel in die Hände der Piemontesen und wurde
Decbr. 1861. mit neun seiner Gefährten kriegsrechtlich erschossen; dasselbe Schicksal traf den Marquis de Tracigny, einen jungen Belgier, und einige andere royalistische Parteigänger. Der verschmitzte Bandenführer Chiavone wurde von einem neidischen Genossen aus dem Wege geräumt. Die Zahl der Gefangenen und standrechtlich Erschossenen betrug über tausend. Dagegen wagte keiner der vornehmen neapolitanischen Emigranten die bourbonische Fahne aufzupflanzen. Der entthronte König und sein Hof begnügten sich, durch Geld und Verführung Abfall und Aufruhr zu nähren, ohne sich selbst einer persönlichen Gefahr auszusetzen.

Die Actionspartei und Garibaldi's zweite Schilderhebung.

Ricasoli's Regiment war von kurzer Dauer. Schon im März 1862 reichte er seine Entlassung ein, worauf Rattazzi die Leitung des Ministeriums übernahm. Er trat der Actionspartei näher, nahm den Ueberrest der Freischaaren Garibaldi's in das Heer auf und erklärte, daß der Beschluß des Parlaments vom 27. März 1861, worin Rom feierlich als künftige Hauptstadt des Reichs verkündet worden, als ein von der Nation dem König übertragenes Mandat anzusehen sei, das ausgeführt werden müsse. Zugleich wurden nach dem Vorgange Englands Schützenvereine errichtet und die Organisation und Ausbildung einer Volksbewaffnung oder Landwehr in Aussicht genommen. Bei diesem patriotischen Unternehmen wollte sich die Regierung der Unterstützung Garibaldi's bedienen, der zu dem Zweck von seiner Insel nach dem Festlande berufen ward. Diese Vorgänge erfüllten die Partei der Action mit kühnen Erwartungen und entzündeten die revolutionären Leidenschaften. Nicht nur Rom und Venedig wollte man mit stürmender Hand erobern, die ganze italienisch redende Bevölke-

rung im südlichen Tirol und jenseit der Adria sollte in den Reichsverband aufgenommen werden. Mit ungarischen Emigranten wurde „Blutsfreundschaft" geschlossen. Kossuth's Hoffnungen lebten von Neuem auf. Bald gingen die Wogen der Bewegung so hoch, daß die Regierung, welche keineswegs gesonnen war in kriegerische Action zu treten, einen festen Damm dagegen aufrichten mußte. Es wurden in der Gegend von Bergamo und Brescia Verhaftungen vorgenommen und einige Zusammenrottungen durch Militär zersprengt. Unter den Verhafteten befanden sich auch Freunde und Begleiter Garibaldi's, der gleichfalls von dem revolutionären Schwindel ergriffen worden war. „Es war ein Unglück für Italien, daß dieser General keine organische Sphäre der Thätigkeit innerhalb des neuen Staatswesens fand. Ausgezeichnet durch mannichfaltige Eigenschaften des Charakters, war er es nicht ebenso durch politischen Verstand. Obgleich dem König persönlich zugethan und aufrichtig ergeben, ließ er sich fortwährend von den Männern der Actionspartei leiten und wollte fort und fort mit revolutionären Mitteln wirken, auch nachdem die Zeit für diese Mittel vorbei war". Garibaldi beschloß den Waffengang, den er vor zwei Jahren wider Neapel gerichtet, nunmehr gegen Rom zu kehren. Im Juni segelte er von Juni 1862.
Genua nach Palermo, wo auf seinen Ruf bald bewaffnete Freiwillige unter seine Fahne eilten, um die Fremdherrschaft von Italien abzuschütteln und dem Reiche die natürliche Hauptstadt zu gewinnen. Die thatendürstende Jugend schloß sich ihm um so eifriger an, da die Actionspartei die Meinung zu verbreiten gewußt, als sei die Regierung insgeheim mit dem Unternehmen einverstanden und werde dem General nichts in den Weg legen, eine Ansicht, die er vielleicht selbst gehegt haben mag, und die auch im Ausland Glauben fand. Gerade darum mußte die Regierung um so entschiedener auftreten. Hatte doch Napoleon gedroht, er werde selbst Neapel besetzen lassen, wenn die Turiner Regierung die revolutionäre Bewegung nicht niederschlage. Eine energische Proclamation des Königs vom 8. August sprach unumwunden aus, „daß derjenige nicht der Fahne Italiens folge, der die gesetzlichen Schranken durchbreche und die Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes gefährde, indem er sich zum Herrn seiner Geschicke aufwerfe", und warnte alle Italiener, sich an den Handlungen strafbaren Ungestüms und unbesonnener Agitationen zu betheiligen. In ähnlichem Sinne sprach sich das Parlament aus. Garibaldi ließ sich indessen von seinem Vorhaben nicht abbringen. Als die Besatzung von Messina ihm den Weg verlegte, bog er nach Catania ab, wo er sich mit etwa zweitausend Freiwilligen einschiffte, um „in Rom als Sieger einzuziehen oder unter seinen Mauern zu sterben". In fieberhafter Aufregung blickte Italien, ja ganz Europa nach dem Süden, wo der volksthümliche Held die so oft betretene Kriegslaufbahn von Neuem begann. Am 24. August landete er zu Melito und rückte sofort, da er das wohlvertheidigte Reggio nicht anzugreifen wagte, in die calabrischen Berge. Aber sein Lauf war bald zu Ende. General Cialdini schickte

eine Abtheilung des Hauptheeres unter Oberst Pallavicini gegen die Freischaaren
29. Aug. 1862. aus. Bei Aspromonte kam es zu einem Zusammenstoß. Ein unbewachter Schuß führte ein kurzes Gefecht herbei, in welchem einige Freiwillige fielen, Garibaldi selbst verwundet und mit den Seinen gefangen genommen wurde. Ein Regierungsdampfer brachte ihn nach Varignano im Golf von Spezzia, wo er sich einer langen und schmerzlichen Operation unterziehen mußte. Während der langsamen und schweren Heilung hatte er wenigstens den erhebenden Trost, daß ganz Europa mit der innigsten Theilnahme auf den unglücklichen Verwundeten blickte und Alles freudig aufathmete, als die Kunde sich verbreitete, daß die Todesgefahr beseitigt sei, und als er wieder frei, wenn auch an der Wunde leidend, nach seiner Felseninsel zurückkehrte.

Florenz zur Hauptstadt erkoren. Der Tag von Aspromonte war eine schwere Niederlage für die Revolutionspartei und schob die Erwerbung Roms als Hauptstadt in weite Ferne. Der Schmerz darüber wirkte so erschütternd auf den Minister Farini, daß er bald nachher in Geistesstörung fiel und die letzten Jahre in einer Irrenanstalt verbringen mußte, wo er im Jahr 1866 starb, stets mit der römischen Frage beschäftigt. Das neue Ministerium Minghetti, Sella, Visconti-Venosta hatte mit so großen inneren Schwierigkeiten zu ringen, daß es in friedlichere Bahnen einlenken, die vermittelnde Hand Napoleon's ergreifen mußte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen der französischen Diplomatie, zwischen dem Papst und
1864. Victor Emanuel ein Verständniß herbeizuführen, kam am 15. September 1864 zwischen Frankreich und Italien ein Vertrag zu Stande, welcher die Verlegung der Residenz von Turin nach Florenz und die allmähliche Entfernung der französischen Besatzung aus Rom festsetzte und der päpstlichen Regierung kein Hinderniß in den Weg zu legen versprach, wenn sie während der auf zwei Jahre bestimmten Abzugszeit eine Armee bilden würde, „genügend zur Aufrechthaltung der Autorität des heil. Vaters und der Ruhe im Innern und auf der Grenze, aber nicht so stark, daß sie in ein Angriffsmittel gegen die italienische Regierung ausarte". Diese „September-Convention" erzeugte in der Hauptstadt Turin, die sich durch die Entfernung des Hofes und der Regierungsbehörden mit schweren materiellen Verlusten bedroht sah, große Unzufriedenheit. Würde Rom zum Herrschersitz erhoben, erklärten die Piemontesen, so wollten sie gerne zurückstehen, aber warum sollten sie den Florentinern das schwere Opfer bringen? Die dumpfe
20—22. Septbr 1864. Gährung ging bald in Aufruhr und Straßenexcesse über. Statt die Aufregung zu beschwichtigen und den Ausbruch einer nicht unbegründeten Mißstimmung durch versöhnendes Entgegenkommen verlaufen zu lassen, schritt das Ministerium scharf ein. Es gab Verwundete und Todte. Dem König ging das Schicksal der Stadt, die seinem Hause so viel Treue und Hingebung bewiesen, zu Herzen. Er entließ das Ministerium und übertrug dem General Lamarmora, einem Piemontesen von Geburt, die Bildung eines neuen Cabinets. Die Ruhe kehrte bald zurück; aber seinem Schicksal konnte Turin nicht entgehen. Als sich im

nächsten Monat das Parlament für die Verlegung der Hauptstadt erklärte und mit großer Opferwilligkeit alle Finanzmaßregeln der Regierung genehmigte, wurden Vorbereitungen zur Uebersiedelung des Hofes und der Staatsgewalten in die altberühmte Hauptstadt am Arno getroffen. Die Wiederkehr ruhestörender Auftritte zu Anfang des nächsten Jahres bei Gelegenheit eines Hoffestes beschleunigte den Umzug. Als der Gemeinderath und die angesehenere Bürgerschaft den Ausschreitungen des Pöbels nicht ernst entgegentraten, verließ Victor Emanuel am Morgen des 3. Februar ohne Ankündigung und Abschied seine bisherige Hauptstadt und nahm seinen Aufenthalt in Florenz. Lange standen die Vertreter Piemonts aus Verdruß über die Verlegung der Residenz und über die unverdiente Zurücksetzung als Partei der „Permanenten" auf Seite der Opposition, bis endlich die Verstimmung sich legte und eine Versöhnung mit der Regierung erfolgte. 3. Febr. 1865.

In Rom zürnte man heftig über die ohne Beiziehung der päpstlichen Regierung abgeschlossene französisch-italienische Convention, und um zu beweisen, wie wenig die Curie dem Zeitgeiste und den modernen Anschauungen Zugeständnisse zu machen gesonnen sei, überraschte der Papst die Welt mit dem Weihnachtsgeschenk einer „Encyclica" und eines „Syllabus", worin eine Reihe von Sätzen und Lehrmeinungen religiösen, philosophischen und staatsrechtlichen Inhalts, Errungenschaften der modernen Zeitbildung, verworfen und verdammt waren. Dieses merkwürdige Actenstück, welches sich auf den Standpunkt des Mittelalters stellte und die ganze Entwickelung des Staats, den Bildungsstand und die Anschauung der modernen Gesellschaft als Irrthümer verurtheilte, zeigte der Welt, wie unmöglich es sei, sich mit einer Macht zu verständigen, welche gegen die Realitäten des Lebens und die Rechte des gegenwärtigen Menschengeschlechts die Augen fest verschlossen hält, und wie wenig eine solche Macht den Willen und das moralische Vermögen besitze, zeitgemäße und nothwendige Reformen und Freiheiten zu gewähren. Darum blieb auch die Encyclica ohne Wirkung. Es war ein Schlag in die Luft. Die Erklärungen einiger französischen Bischöfe, als der Minister der Justiz die Veröffentlichung des Schriftstückes untersagte und der Kaiser das Verbot guthieß, waren mehr eine Protestation gegen die Maßregeln der Regierung, als eine Zustimmung zu dem Inhalte der vaticanischen Kundgebung. Die italienische Regierung aber legte so wenig Gewicht auf die Darlegung von Grundsätzen aus einer entschwundenen Zeit, daß sie die Verkündigung des Erlasses durch die Bischöfe ruhig geschehen ließ. Die gleichzeitigen Verhandlungen der Abgeordnetenkammer, wo man die Einführung der Civilehe, die Aufhebung der Klöster und die Säcularisation der geistlichen Güter beschloß und auf die Abschaffung der Todesstrafe antrug, waren die schlagendste Widerlegung. Und der Papst selbst trug einige Monate nachher den realen Verhältnissen in so weit Rechnung, daß er an Victor Emanuel ein eigenhändiges Schreiben richtete, um die

Das Königthum Italien und der Papst

22. Decbr. 1864.

6. März 1865.

Wiederbesetzung der verlassenen Bischofssitze zu erwirken. Der König sandte einen gewandten Staatsmann, Vegezzi, nach Rom mit dem Auftrage, über kirchliche Angelegenheiten wo möglich eine Verständigung mit der Curie herbeizuführen, die politischen Fragen aber zu vermeiden. Die Mission scheiterte zwar an den reactionären Einflüssen, die bald wieder die Oberhand erlangten, doch gestattete der König freiwillig einer Reihe von Bischöfen die Rückkehr in ihre verwaisten Diöcesen. Trotz der eigenen schwierigen Finanzlage, in welche Italien durch den Befreiungskrieg, durch den großen Militäraufwand gegen Venetien, durch seine staatliche Reorganisation gerathen war, zeigte sich doch Victor Emanuel bereit, gegen die Anerkennung des neuen Staats auf Grund seines gegenwärtigen Besitzstandes einen entsprechenden Antheil der römischen Staatsschuld zu übernehmen; allein der Papst setzte allen Ausgleichungsversuchen ein »non possumus« entgegen. Wie groß indessen auch die Schwierigkeiten waren, mit denen das junge Königreich zu kämpfen hatte, die Nation und die Regierung lebten der festen Zuversicht, daß in nicht gar ferner Zeit sich für Italien Gelegenheit bieten würde, „seine Geschicke zu erfüllen" und innerhalb seiner natürlichen Grenzen seine nationale Einheit zu begründen. Im Gefühle des neuen geistigen und politischen Lebens feierte Italien im Mai das sechshundertjährige Jubelfest seines großen Dichters Dante Alighieri, gleichsam als Erfüllung der heißesten Wünsche des alten Florentiners für ein starkes und einiges Italien.

14. Mai 1865.

IV. Die außereuropäischen Staaten.

1. Die Empörung im indobritischen Reich.

Das indobritische Reich unter dem Lordstatthalter Dalhousie.

Als Lord Dalhousie, während dessen Oberstatthalterschaft das mächtige Reich der Sikh unter Englands Oberherrschaft gebracht worden (S. 198), am Ende des Jahres 1855 seinen Abschied nahm, stand das indobritische Reich auf dem Gipfel seiner Macht und Größe. Von den Grenzen Afghanistans bis zu dem hinterindischen Reiche von Ava, vom Himalajah bis Cap Komorin und mit Einschluß der großen Insel Ceylon war kein einziger eingeborner Staat vorhanden, der nicht direkt oder indirekt unter der Herrschaft der ostindischen Compagnie stand. Mit nationalem Stolz wirft der englische Verfasser der Geschichte von Indien, Thomas Keightley am Schlusse seines bis zum Abgange Dalhousie's geführten Werkes einen Rückblick auf die weltgeschichtliche Schöpfung, deren Entstehung und Ausbreitung wir in früheren Blättern kennen gelernt haben (XIII. 310—330), und entrollt dann ein glänzendes Bild von den Erfolgen und Errungenschaften, welche die civilisatorische Thätigkeit der Engländer in dem vielgestaltigen Lande am Indus und Ganges seit einem Jahrhundert erzielt

hatte, und von den Segnungen, welche durch das colonisatorische Geschick der angelsächsischen Race den Hindu wie den mohammedanischen Völkerstämmen zugeführt worden. Aber unter der glänzenden Außenseite, unter der großartigen materiellen Entwickelung lagen auch schwere Gebrechen verborgen, die den angebornen Fremdenhaß der orientalischen Bevölkerung reizten und schärften, in der Seele der Besiegten und Unterworfenen Leidenschaften und bittere Gefühle weckten und nährten.

Lage und Stimmung der Eingebornen.

Schon seit Jahren gab sich in dem angloindischen Reiche eine große Unzufriedenheit kund. Man klagte, daß die mit den einheimischen Fürsten und ihren Angehörigen geschlossenen Verträge nicht gehalten würden, daß die englischen Gerichtshöfe das Recht beugten, daß die Besteuerung drückend sei und mit jedem Jahre sich mehre, daß die Beamten, Richter und Offiziere aller Grade ihre Stellen nur als ein ergiebiges Feld für goldene Ernten betrachteten und durch Erpressungen sich solche Reichthümer verschafften, daß sie, trotz eines ungeheuren Luxus und eines alles Maß übersteigenden Aufwandes und verschwenderischen Lebens, doch noch unermeßliche Summen in die Heimath zurückbrächten; daß sie die Eingebornen mit tiefer Verachtung behandelten und den aus allen Völkern und Ländern zusammengeworbenen Truppen jeden Frevel ungestraft hingehen ließen, daß Wucher, Spiel und alle Laster geduldet würden. Alle Mißbräuche eines orientalischen Despotismus kamen zum Vorschein und schnitten um so tiefer in das Fleisch, als sie von fremden Machthabern eines andern Glaubens verübt wurden. Hierin lag die eigentliche klaffende Wunde. Zu der Unzufriedenheit über die Mißhandlungen gesellte sich noch der Fanatismus eines heißblütigen Volkes. Denn wenn auch die Regierung die äußerste Schonung gegen die religiösen Gebräuche und Anschauungen der Hindu und der Mohammedaner empfahl und den Eifer der Missionäre in Schranken hielt, ja manche Statthalter und Großbeamte diese Schonung so weit trieben, daß man sie einer Begünstigung des Heidenthums oder Islams beschuldigen konnte; so hegten die Engländer doch im Allgemeinen eine zu tiefe Verachtung gegen das indische Religionswesen mit seinem grenzenlosen Götzendienst, seinem knechtischen Kastenzwang, seinem unsinnigen Aberglauben und seinen empörenden Gebräuchen, als daß sie nicht tausendfachen Anstoß gegeben, nicht die Vorurtheile und den religiösen Wahn verletzt und die Leidenschaften in ihren tiefsten Wurzeln gereizt hätten. Diese und viele andere Umstände hatten in allen Theilen des großen Reiches einen brennenden Haß gegen die fremden Herrscher erzeugt und einen Zündstoff gehäuft, der bei der ersten Veranlassung in Flammen ausbrechen mußte. Es bildete sich eine geheime Verschwörung, an welcher Mohammedaner und Hindu mit gleichem Eifer sich betheiligten. Kleine Brödchen, von Hand zu Hand gereicht, dienten als Erkennungszeichen. Diese Verschwörung war um so gefahrvoller, als sie Eingang in die Armee gefunden hatte, die weitaus zum größten Theil aus Eingebornen, Sipahi's (Seapoys) bestand, welche, mochten sie an

Mohammed oder an die Brahmagötter glauben, im fanatischen Haß gegen die christlichen Gebieter übereinstimmten. Waren doch alle höheren Militärstellen in den Händen der Europäer, die voll Stolz und Uebermuth sich von den Eingebornen absonderten, in Luxus und Ueppigkeit dahinlebten und um die Inder, von denen nur Wenige sich mühsam aus der großen Masse der Gemeinen auf die unteren Stellen emporzuschwingen vermochten und nur hie und da Einer oder der Andere im Alter Hauptmannsrang erlangte, sich nicht bekümmerten.

Ursache und Anfänge des Aufstandes. Ein Umstand eigener Art förderte den Aufruhr im Heer. Man hatte seit einiger Zeit Patronen eingeführt, in welchen die Kugeln mit Schwein- und Ochsenfett eingerieben waren. Dies gab den Anstiftern Veranlassung, die Empörung weiter zu verbreiten, da den Mohammedanern das Schwein ein Gräuel ist, den Hindu Kühe und Rinder als heilig gelten, deren Verletzung die Ausstoßung aus der Kaste nach sich zieht. Der Zweck wurde erreicht. In Kurzem waren in den vier Regierungsbezirken: Bengalen, Allahabad, Madras und Bombay die Truppen mehr oder minder von der Verschwörung angesteckt, ohne daß die sorglosen Anführer eine Ahnung davon hatten. Es waren gerade hundert Jahre verflossen, daß Lord Clive durch die siegreiche Schlacht von Plassey (23. Juni 1757 XIII, 318) die Eroberung des Landes begonnen hatte; nun ging eine alte Prophezeiung, daß die Fremdherrschaft nicht über ein Jahrhundert dauern würde, von Mund zu Mund und steigerte die Aufregung. Lord Ch. J. Canning, Sohn des berühmten Ministers, welcher nach Dalhousie die indische Oberstatthalter-Würde bekleidete, ein an friedliche Geschäfte und geordnete Zustände gewöhnter Herr, besaß für so schwierige Verhältnisse nicht die erforderliche Mai 1857. Kraft und Umsicht. Der Aufstand begann am 9. Mai in Mirat, einer alten Stadt im oberen Gangesgebiet, wo eine Anzahl Sipahi's, welche die Fettkugeln nicht annehmen wollten, verhaftet, aber sofort von ihren Kameraden befreit wurden. Schon zwei Tage nachher tobte der wildeste Aufruhr in der großen Stadt Delhi. „Alle Ungläubigen, welche das Gesetz des Propheten abschaffen und die Moslim zum Christenthum zwingen wollen, welche das im Anbeginn der Zeiten geschaffene Kastenwesen aufheben und die Brahmanen zu Sudras erniedrigen wollen; sie sollen sämmtlich vertilgt werden vor Gottes Angesicht", so lautete die Losung der Führer. Alle Engländer, die sich nicht zeitig genug durch die Flucht retteten, Offiziere, Beamte, Kaufleute, Geistliche mit Frauen und Kindern wurden auf die martervollste Weise getödtet und unermeßliche Geldsummen aus den Schatzkammern geraubt. Die großen Kriegsvorräthe, die man mit unbegreiflicher Sorglosigkeit fast ausschließlich dem Schutze der Eingebornen überlassen hatte, fielen in die Hände der Aufständischen, wodurch diese in Stand gesetzt waren, der Empörung größeren Nachdruck zu geben und die feste Herrscherstadt zum Herd und Mittelpunkt der Rebellen zu erheben. Der mehr als neunzigjährige ehemalige Großmogul Akbar, den die Engländer auf ein Jahrgehalt gesetzt hatten, wurde aus seiner Vergessenheit gezogen und sein ältester Sohn

Mirza Mogul dem stumpfsinnigen Greise an die Seite gestellt. Gleichzeitig brach der Aufruhr, von ähnlichen Gräueln begleitet, in den bengalischen Garnisonsstädten aus. Zu Indore, Azimgur, Dschihanpur, Allahabad u. a. O. wurden die Offiziere ermordet, ihre Wohnungen in Brand gesetzt, englische Familien zu Tode gemartert.

Aber vor Allen steht der Name Cawnpore in den Annalen des Schreckens und schwarzen Verraths während dieser Unglückstage verzeichnet. Hier stellte sich Nana Sahib, der Sohn eines Brahmanen im Dekhan, den der letzte Peschwa der Mahratten an Kindesstatt angenommen hatte, an die Spitze der Empörung, ein eben so kluger als treuloser Mann, der sich europäische Bildung angeeignet hatte, aber die Engländer tödtlich haßte, weil sie seine Ansprüche auf das Erbe seines Adoptivvaters nicht anerkannten. Er bedrängte den General Wheeler, welcher alle englischen Einwohner in sein mit aller Eile aufgeführtes und durch Holzbuden und Gruben leicht befestigtes Lager angesammelt und unter den Schutz einer kleinen Besatzung gestellt hatte, durch die Uebermacht der abgefallenen Sipahiregimenter so lange, bis Hunger und Erschöpfung die Eingeschlossenen zu einer vertragsmäßigen Uebergabe zwang. Nana Sahib versprach dem Führer, der aus väterlicher Liebe zu seinen zwei blühenden Töchtern sich auf die Capitulation einließ, und allen seinen Schutzbefohlenen freien Abzug. Mit Angst und voll trüber Ahnungen verließen sie, etwa 450 Personen stark, die Umzäunung und begaben sich an das Ufer des Ganges, wo Kähne bereit standen, um sie stromabwärts zu führen. Kaum aber hatten sie die Fahrzeuge bestiegen, so wurden sie mit Feuerkugeln beschossen, wodurch die Barken in Brand geriethen. Allen drohte der sichere Tod in der schrecklichsten Gestalt; wer den Flammen oder den Wellen entrann, fand seinen Untergang durch Flintenschüsse oder durch die Säbel der Reiter. Wheeler selbst und etwa fünfzig seiner Begleiter wurden gefangen nach Cawnpore zurückgebracht, wo sie der Reihe nach aufgestellt und sich die Hände reichend sämmtlich erschossen wurden. Die Frauen und Kinder, etwa 130 an Zahl, wurden zuerst in dem berüchtigten „gelben Hause" eingeschlossen, einem engen Raume, in dem sie kaum neben einander Platz hatten, bis die Unmenschen sie herausrissen, sie dann entkleideten und niederstießen und die Leichen in einen großen Brunnen warfen.

Die Gräuel von Cawnpore.

Juni 1857.

Rasch verbreitete sich nun der Aufruhr über Audh, Gwalior und das Fünfstromgebiet (Pendschab). „Nicht eine Seele der verruchten Frengibrut, welche die Kaste aufheben und die Eingebornen ihrer Religion berauben will, soll am Leben bleiben", so lauteten die drohenden Reden der Empörer, womit sie sich gegenseitig zu dem Mordgeschäfte aufmunterten. Die Herrschaft Englands in Indien, die Frucht eines hundertjährigen Eroberungskrieges, hätte damals ihr Ende finden mögen, wäre die Rebellion überall zu gleicher Zeit ausgebrochen; da dies aber nicht geschah, da die meisten Clientelfürsten aus Furcht und Zag-

Die Ausbreitung der Empörung gehemmt.

haftigkeit eine zuwartende Stellung beobachteten, mehrere Stämme, wie die kriegerischen Sikh, die Ghorka's u. a., fest zu England hielten, so fanden die Europäer, die bei der wachsenden Gefahr sich zur größten Tapferkeit und Entschlossenheit ermannten und die Ueberlegenheit der weißen Race glänzend bewährten, Zeit und Gelegenheit, die eingebornen Regimenter von wankender Treue zu entwaffnen, einzelne Aufstände im Keime zu ersticken, durch die furchtbarste Bestrafung der Unruhstifter Schrecken in alle Glieder zu verbreiten und die noch nicht vom Strome der Empörung Fortgerissenen bei dem alten Gehorsam zu erhalten. Viele starben durch den Strang, Andere wurden vor die Kanonen gebunden und „weggeblasen". So gelang es, die wichtigen Städte Benares, Agra, Patna, Firangpur u. a. zu retten und theils durch Schrecken, theils durch Geistesgegenwart und Entschlossenheit in Unterwürfigkeit zu halten. Auf diese Weise blieb der Aufstand hauptsächlich auf Delhi und Audh beschränkt; und da die englische Regierung alle Kräfte anstrengte, sowohl in Lahore und im ganzen Fünfstromland als in Calcutta die Kriegsmacht zu verstärken, so konnten zuverlässige Heere unter erfahrenen Führern bald von zwei Seiten gegen den Herd des Aufstandes vorrücken, um die Abgefallenen zu züchtigen und die noch lebenden Landsleute und Waffenbrüder aus Verzweiflung und Todesnöthen zu befreien.

Die Schreckenstage von Delhi. Juni bis Septbr. 1857.

Schon im Juni rückte eine Armee aus dem Pendschab in das Gebiet von Delhi. Aber schwach an Mannschaft und Geschütz und hart mitgenommen von der Cholera, welche einen der Heerführer nach dem andern dahinraffte — auf Anson folgte Barnard, auf diesen Reed, dann Wilson — vermochten die Engländer gegen die große, mit allem Kriegsbedarf reich versehene Stadt und die zahlreichen Insurgentenschaaren in ihren Mauern nichts Entscheidendes zu unternehmen. Doch behauptete sich das kleine Lager gegen die feindliche Uebermacht mit Heldenmuth und schlug alle Ausfälle der Sipahi's tapfer zurück. Erst im September war das Belagerungsheer durch die Ankunft neuer Truppen, Sikh, Ghorka und Europäer, mit schwerem Geschütze so weit verstärkt, daß General Wilson zum Angriff schreiten konnte. Nun wurde von beiden Seiten mit einer Wuth und Todesverachtung gestritten, wie die Geschichte nur wenige Beispiele aufzuweisen hat. Die Insurgenten kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung gegen einen Feind, von dessen Grimm sie das furchtbarste Schicksal zu erwarten hatten, gegen den sie ihren Glauben, ihr Leben, ihre Weiber und Kinder, ihr Hab und Gut vertheidigten, die Engländer glühten vor Rachgier und Leidenschaft; und wenn jene an Zahl überlegen waren, so besaßen diese größere Kriegskunst, Einsicht und Ausdauer. Nachdem die unglückliche Stadt längere Zeit Tag und Nacht mit Feuerkugeln und andern verderbensvollen Wurfgeschossen bedrängt worden und Brand und Tod die Reihen der Aufständischen schon bedeutend gemindert hatte, wurde um die Mitte Septembers ein allgemeiner Sturm angeordnet, der, mehrere Tage fortgesetzt, endlich Delhi wieder in die Gewalt der Engländer brachte. Der Sieg war mit schweren Opfern erkauft worden; auch der tapfere General

Nicholson war unter den Gefallenen. Um so grenzenloser war die Wuth und Rachgier der Sieger. Wir wollen einen Schleier ziehen über die grausigen Thaten, die in der eroberten Stadt vollbracht wurden. Nur mit Mühe wurde der entsetzliche Entschluß hintertrieben, Delhi der Erde gleich zu machen als ein „Sühnopfer der durch feigen Ueberfall ermordeten Unschuld" und alle Einwohner dem Tode zu weihen. Der alte Herrscher wurde auf der Flucht eingeholt und nach Calcutta in Haft gebracht, seine Söhne und Enkel ohne Gnade erschossen. Das ganze Geschlecht der Barberiden, des alten Herrscherstammes der Mahratten, wurde ausgerottet; vierundzwanzig Glieder fielen als Sühnopfer der schweren Verschuldung. Die flüchtigen Sipahischaaren wurden verfolgt und massenweise niedergemacht. Nur wenige kamen nach Audh, wo gerade der Aufruhr in seinen letzten Zuckungen lag.

„Die Sipahi's wurden truppweise, zehn zu zehn, herbeigeführt," erzählt der englische General Cooper. „Nachdem ihre Namen aufgeschrieben, ließ ich sie fesseln, zusammenbinden und auf den Richtplatz führen, wo eine Schützenabtheilung ihrer harrte. Ungefähr 150 waren bereits erschossen, da ist einer der ältesten Henker in Ohnmacht gefallen. Die Verzweiflung, die Wuth, das Geheul und die rasende Tollheit der dem Tode entgegen geschleppten Sipahi's hatte ihn angegriffen. Man mußte eine Pause machen. Die Hinrichtungen haben bald von neuem begonnen; es lagen 237 Leichen auf dem Platze, als gemeldet wurde, die Gefangenen weigerten sich, ihre Kerker zu verlassen. Ich befahl, die Gefängnißthore gewaltsam zu sprengen. Siehe, die berühmte Tragödie des „Schwarzen Lochs von Calcutta" hatte sich unwillkürlich an den Einheimischen gerächt, es wurden 45 Leichen herausgezogen; die Leute konnten in dem engen heißen Raume nicht mehr athmen, fielen nieder und sind den erschrecklichen Tod der Erstickung gestorben. Alle Leichen, die Erstickten wie die Erschossenen, wurden von den Gassenkehrern in dieselbe große Grube geworfen. Nur einen Sipahi hatte man gleichsam als „Zeugen der Königin" geschont, er konnte wegen starker Verwundung nicht zum Richtplatz gebracht werden. Mit vierzig andern, welche man unterwegs aufgelesen hatte, wurde der Mann von Amretsir nach Lahore abgeführt, wo sie dann sämmtlich, in Gegenwart einiger verdächtiger Regimenter aus Mian-Mir, welche der Rebellion geneigt schienen, von den Kanonen weggeblasen wurden. So habe ich ungefähr fünfhundert in kurzer Zeit vom Leben zum Tode befördert."

In Audh hatte der hochherzige Sir Henry Lawrence, ein Mann, der Lucknow. edle Bildung und puritanische Frömmigkeit mit Kriegsmuth und Heldensinn verband, sich den ganzen Sommer über in der Citadelle von Lucknow gegen die Rebellen, die Nana Sahib's Fahnen folgten, mit wunderbarer Tapferkeit und Geistesgegenwart vertheidigt, bis am 2. Juli eine geborstene Bombe seinem Heldenleben ein Ziel setzte. Bei seinem Tode hatte die Noth den höchsten Grad erreicht; die kleine Besatzung vermochte sich kaum mehr zu halten gegen die wüthenden Schaaren, welche die Festung umlagert hielten und unaufhörlich beschossen. Die Eingeschlossenen, darunter vierhundert Frauen und Kinder, erwarteten täglich und stündlich das Schicksal ihrer Landsleute von Cawnpore zu erleiden. Neben den Geschossen der Aufrührer forderte auch die Cholera ihre

Opfer; und immer enger wurde der Raum, der noch gegen die heulenden Rebellenhaufen vertheidigt werden konnte. In dieser entsetzlichen Lage hörte zuerst eine Frau, die vor Ermattung auf die Erde gesunken war, den Kriegsmarsch der schottischen Hochländer. Die Andern glaubten, es sei ein Fieberwahn, die Wirkung ihrer aufgeregten Phantasie und Seelenangst. Aber sie hatte sich nicht getäuscht. Auf die erste Kunde von den Vorgängen in Delhi und Cawnpore war General **Havelock**, ein Held in den Waffen und im Felde, ein frommer Diener des Herrn in den Stunden der Andacht, mit einer kleinen Kriegsschaar von Calcutta aufgebrochen, um die bedrängten Landsleute und Waffengefährten am oberen Ganges vom drohenden Untergang zu retten und die Autorität des Gesetzes in den empörten Landschaften wieder aufzurichten. Aber wie sehr auch die Herzen der Soldaten von ritterlichem Muthe erglüht waren, und wie sehr der Durst nach Rache ihre Schritte beflügelte, die große Entfernung und die Schwierigkeit des Marsches in der glühenden Hitze des Sommers machten es ihnen unmöglich, den Kriegsschauplatz vor Ende Juni zu erreichen. Nach einer kurzen Rast in Allahabad rückte Havelock mit etwa 1400 Mann englischen Fußvolks in das Land des wildesten Aufruhrs; bei Fattihpore (Futtipur) stießen sie auf den Feind, und obwohl die Gegend durch Sumpf und Moor fast unwegsam war und die Rebellen sich hinter Bäumen und Barrikaden wohl verschanzt hatten, erfochten die Engländer doch einen glänzenden Sieg und rückten
13. Juli 1857. in die Stadt ein. Drei Tage später standen sie vor Cawnpore, wo Nana Sahib mit seiner ganzen Kriegsmacht ihnen entgegentrat, aber trotz der großen Menge und der muthigen Haltung der Sipahi's durch die überlegene Kriegskunst der Europäer eine Niederlage erlitt. Sein Stammschloß Bithur, wohin er den flüchtigen Fuß lenkte, wurde ein Raub der Flammen; während der Tyrann mit seiner Bande eilig nach Audh zog, um der Besatzung von Lucknow dasselbe blutige Schicksal zu bereiten, wie den Unglücklichen in Cawnpore, betraten die Engländer den Schauplatz des Schreckens und Grausens, und wenn sie schon vorher sich als die „Armee der Rache" bezeichneten, so wurde dieses Gefühl durch den Anblick der Mordstätte zu einer furchtbaren Höhe gesteigert.

„Wer die Greuel gesehen," meldet ein Augenzeuge, „dem kann das Wort Gnade und Barmherzigkeit nicht in den Mund kommen. Der Boden strotzte noch von geronnenen Bluthaufen, welche hie und da bis zum Fußknöchel reichten. Lange Haarlocken lagen massenhaft umher, mitten unter Fetzen weiblicher Kleidungsstücke, unter Kinderhüten und Schuhen, unter zerrissenen Büchern und zerbrochenem Spielzeug. Furchtbarer noch war der Anblick des tiefen und engen Brunnens, wo die verstümmelten Leichen aufgethürmt übereinander lagen. „Ich sah hinab," schreibt ein Offizier, „solch Ungeheuerliches habe ich niemals gesehen und hoffe, Aehnliches niemals wieder zu sehen in meinem ganzen Leben. Die Körper waren nackt, die Glieder abgehauen. Ich habe den Tod in allen möglichen Formen gesehen, hinab in dieses Brunnenloch konnte ich nicht mehr schauen." Allerlei Geschriebenes in zerstreuten Papierblättchen, in Gebet- und Taschenbüchern wurde vorgefunden und als heilige Reliquien aufgelesen und bewahrt für alle Zeiten."

Diese Schreckensscenen drängten zur Eile. Nachdem man im Blute der Einwohner von Cawnpore und der Gefangenen die Rache gestillt hatte, setzte Havelock über den Ganges und rückte in Audh ein. Alle Leiden und Beschwerden häuften sich auf die kleine Kriegsschaar, welche Ende Juli und Anfang August das feindliche Land durchzog. Nicht nur, daß die Rebellen in großen Heerhaufen ihnen den Weg verlegten, so daß sie jeden Schritt erkämpfen mußten; der Regen, der um diese Zeit in Strömen herabgießt, machte die sumpfige Gegend ungangbar, die Cholera und das ungewohnte, ungesunde Klima übten auf die mit Lebensmitteln und Kleidung schlecht versehenen europäischen Krieger ihre verderbliche Wirkung; dicht belaubte Bäume dienten ihnen öfters als Lagerstätte. Dennoch setzte die Heldenschaar ihren Marsch fort; die Todesgefahr der in Lucknow Eingeschlossenen gab ihnen Kraft zum Kämpfen und Dulden. Endlich stieß General Outram mit Verstärkungen zu Havelock und obwohl im Range höher stehend, ordnete er sich dem tapferen Führer unter, der, wie er selbst an seine Familie in Bonn schrieb, in neun Treffen den Feind überwunden hatte. Vereint rückten sie dann gegen Lucknow vor, das sie gegen Ende Septembers erreichten. Mit Gefühlen, die sich nicht beschreiben lassen, vernahmen die Eingeschlossenen den „Pibroch" der Hochländer, jenen hellen Ton der schottischen Sackpfeife, der ihnen die Stunde der Rettung verkündete. Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Havelock und Outram hatten nicht mehr als 2600 Mann, während die Rebellen in der Stadt 50,000 Mann stark waren. Dennoch schlugen sie sich durch und gelangten, allerdings mit schweren Verlusten, in den Festungsraum, wo sie wie rettende Engel mit unaussprechlicher Freude empfangen wurden. Bald erkannten sie jedoch, daß es unmöglich sei, mit der geringen Mannschaft, die jetzt in der Citadelle vereinigt war, den Rückzug durch die Ueberzahl der Feinde zu erzwingen, mit den Frauen, Kindern und Kranken in der Mitte die Schwärme der Rebellen, die wie ein brausendes Meer die Mauern umtosten, zu durchbrechen. Man mußte sich entschließen, gemeinsam auszuharren, bis neue Verstärkungen eintreffen würden. Nun gingen aber die Lebensmittel zur Neige, so daß die Rationen täglich kleiner wurden und man in Gefahr stand, ausgehungert zu werden. Zu diesem Aeußersten sollte es jedoch nicht kommen. Bereits war Sir Colin Campbell, der neue Oberbefehlshaber, mit 7000 Mann frischer wohlbewaffneter Truppen auf dem Wege. Er erreichte Lucknow am 14. November, wagte aber nicht in die volkreiche Stadt einzudringen, sondern näherte sich dem Festungsraum von einer Seite, wo zwei weitläufige, wohlbefestigte Gebäude den Zugang versperrten. Diese wurden mit großer Kühnheit erstürmt und dann die Eingeschlossenen befreit. Acht Tage nachher starb Havelock an der Cholera mit christlicher Ergebung. Er selbst sagte einst, er habe stets auf Gott vertraut und dabei seine Schuldigkeit gethan. Sein Andenken wurde in England hochgeehrt.

Entsatz von Lucknow.

26. Septbr. 1857.

Unterdrückung des Aufruhrs. Seit dem Falle von Delhi war die Unterdrückung des Aufruhrs mit Sicherheit vorherzusehen. Zwar setzten die Rebellen in Gwalior und Audh den Kampf noch den ganzen Winter über fort; sie überfielen und schlugen den General Windham und eroberten sein Lager mit 3000 Zelten, aber Campbell und
1858. Outram rächten die Schmach durch wiederholte Siege. Im Frühjahr langten neue Verstärkungen aus dem Pendschab und von Calcutta im oberen Gangesgebiet an, während die Reihen der Insurgenten mehr und mehr zusammenschwanden. Sir Hugh Rose entriß den Gwalior-Truppen die festen wohlvertheidigten Städte Dschansi und Kalpi und ließ Hunderte von Gefangenen vor die Kanonen binden oder am Galgen sterben. Mit wunderbarer Kaltblütigkeit ertrugen die Sipahi's Marter und Tod. Ohne Aussicht auf Rettung und Gnade drängten sie sich vor die Mündung der Mordgeschütze, um desto rascher des ver-
März. zweiflungsvollen Daseins ledig zu werden. Im März eroberte der Oberbefehlshaber nach einem fünftägigen mörderischen Kampf die Stadt Lucknow und ließ die Truppen nach Herzenslust plündern und morden. In jedem Hause lagen Todte oder Sterbende, in mannshohen Haufen waren die Sipahileichen auf einander geschichtet; die Kriegsbeute, welche die Soldaten, Europäer, Sikh und Ghorka, in Gold, Juwelen und Schätzen aller Art aus der reichen Herrscherstadt davontrugen, war unermeßlich. Die Königin Wittwe von Audh reiste nach England, um in den „dunkeln Ländern des Westens" die Unschuld ihres Sohnes darzuthun und ihrem Hause den Schatten einer selbständigen Herrschaft zu erhalten. Sie sah das sonnige Indien nicht wieder. Auf der Rückreise starb sie am gebrochenen Herzen, während ihr Heimathland von einem Ende zum andern von den feindlichen Heeren durchschritten und wehrlos mit gebundenen Händen dem anglo-indischen Reiche beigefügt ward. Was dem Schwerte zu entrinnen vermochte, floh nach Rohilkand und weiter gen Nepal. So lange Tantia Topi, ein strenggläubiger Brahmane und Nana Sahib's Gefährte, die Schaaren führte, hatte der Aufstand noch immer Halt und Zusammenhang; als aber auch dieser kühne Rebellenführer im Felde überwunden ward und bald darauf am Galgen starb, wurden die noch übrigen Banden wie Räuber verfolgt. Sie verbargen sich in den dichten Dschungeln und den darin befindlichen Zwingburgen und führten noch manche kühne That aus. Ueber ein Jahr dauerte noch die Menschenjagd in Audh fort; fast alle Rebellenhäupter fanden ihren Tod, die Einen durch Selbstmord, die Andern, meistens durch Verrath den Engländern ausgeliefert, am Galgen. Nur der Hauptschuldige Nana Sahib und die beiden heroischen Frauen, die Begum von Audh und die Rani von Dschansi, entkamen nach Nepal. Colin Campbell entwickelte im Kampfe gegen die Guerillabanden der Insurgenten solche Kühnheit und Energie, daß die Königin in einem eigenhändigen Schreiben ihn bat, doch auf sein Leben und seine Sicherheit mehr Bedacht zu nehmen. Im Laufe des Jahres 1858 kehrte die alte Ruhe und Ordnung im anglo-indischen Reiche zurück und die Regierung konnte auf Mittel der Versöh-

nung denken. Durch eine Proclamation der Königin wurde allen Aufständischen, die an der Ermordung britischer Unterthanen nicht unmittelbar Theil genommen und bis zum Januar 1859 zur Pflicht und zum Gehorsam zurückgekehrt sein würden, eine vollständige Amnestie und Vergessenheit aller Vergehen zugesichert.

Aufhebung der ostindischen Compagnie und das neue Indiagesetz.

Dieselbe Proclamation brachte auch den Völkern in Hindostan und Dekhan die große Kunde, daß Königin Victoria mit Zustimmung ihres Parlaments beschlossen habe (durch die India bill vom 8. August 1858), das Privilegium der ostindischen Compagnie aufzuheben, die Regierung in die eigene Hand zu nehmen und durch einen besondern Staatssecretär und Rath für Indien besorgen zu lassen. Doch wurden alle Beamten der Compagnie in ihren Stellen bestätigt. Der Oberstatthalter wurde als „Vicekönig" zum Stellvertreter der Königin ernannt und den Unterthanen die Versicherung gegeben, daß für Alle, ohne Rücksicht auf Religion oder Abstammung, vollkommene Glaubensfreiheit und Rechtsgleichheit bestehen und Niemand in seinem Besitz oder Recht, in seinen Sitten und Lebensordnungen verletzt werden sollte. Das indische Reich hatte im Innern und nach Außen seit einem Jahrhundert so großartige Dimensionen angenommen, daß die Kräfte der Gesellschaft nicht mehr zu genügen schienen. Ihre Zeit war vorüber, nur die Staats- und Regierungsgewalt einer europäischen Großmacht schien die erforderliche Kraft und Energie zu besitzen, die Eroberungen im fernen Osten zu behaupten. Nun wurden die Truppen, die bisher im Dienste der Compagnie gestanden, für die Königin in Eid und Pflicht genommen. Viele forderten jedoch ihren Abschied und zogen in die Heimath zurück, von der englischen Regierung, die ihren Abzug ungern sah, nicht nach Verdienst belohnt. Diese politische Maßregel schien geeignet, in der Verwaltung und im gesammten öffentlichen Leben Indiens eine neue Aera zu begründen. In Folge der neuen Organisation steht die Oberhoheit über ganz Hindostan bei der Königin und dem Ministerium unter Mitwirkung des Parlaments. Die indischen Fürsten traten somit zu der englischen Regierung in ein ähnliches Verhältniß, wie die hohe Aristokratie des Mutterlandes zu dem Staatsoberhaupte, eine Stellung, die auf das ganze Regierungssystem, auf Recht und Gesetze des anglo-indischen Reiches von eingreifenden Wirkungen sein mußte. Die mediatisirten Dynasten und ihre Familien, durch Gesetze in ihrem Eigenthum, ihren Lehen und ihren Vorrechten sicher gestellt, werden den Verlust der Hoheitsrechte mit der Zeit verschmerzen, wenn die englische Regierung, nach dem Vorschlage des Oberstatthalters, die einheimischen Großen zur Theilnahme an hohen Staatsämtern heranzuziehen suchen wird. Auf diese Weise wird Indien „aus der Stufe der Zwingherrschaft zu dem Range von Colonien" emporsteigen. Diesem System entsprachen die Maßregeln, welche von der Zeit an die englische Regierung in Anwendung brachte: Sie suchte die indischen Besitzungen enger an das Mutterland zu knüpfen, durch zweckmäßige Einrichtungen nach europäischem Vorbild das Staats- und Rechtsleben zu heben, und durch Eisenbahnen und Telegraphen, durch Verkehrswege,

Canäle und Bildungsanstalten die Industrie und Cultur zu fördern. Sie suchte eine einheimische Grundaristokratie heranzubilden, deren Interessen mit dem Organismus des indobritischen Reiches im innigsten Zusammenhang ständen; sie suchte das Prinzip der Selbstregierung, wodurch England blühend geworden, auch am Indus und Ganges zur Geltung zu bringen, indem sie den großen Grundbesitzern weitgreifende Patrimonialrechte übertrug, in Bengalen Ehrenmagistrate oder unbezahlte Friedensrichter ernannte u. A. m.; sie suchte im Heer wie in den Beamten- und Richterkreisen die Sonderstellungen zu beseitigen und dadurch mehr Gemeinsinn zu erzeugen. Dabei war sie mehr auf Erhaltung und Befestigung des Reiches im Innern als auf Ausdehnung der Grenzen bedacht.
1864—65. Der Krieg im Himalajalande Bhutan im Nordosten Bengalens, durch welchen einige Bergdistrikte an Assam kamen, diente nur zur Sicherung des Reichs gegen räuberische Einfälle. Diese friedliche Thätigkeit wurde durch keine inneren Stö-
Jan. u. Febr. 1872. rungen oder Aufstände unterbrochen. Die Ermordung des Oberrichters Norman und des Generalgouverneurs Graf Mayo war nur das Werk mohammedanischer Fanatiker aus Privatrache.

2. Mexico.

Von allen Staaten des mittleren und südlichen Amerika hatte Mexico die
Mexicanische Zustände. größten Zerrüttungen und Wechselfälle erlitten. Seit der Lostrennung von Spanien (XIV, 648 ff.) hatte es neunmal seine Regierungsform gewechselt; fünfzig Personen folgten sich binnen dreiundvierzig Jahren in der Herrschaft und die Zahl der kleinen und großen Parteigängererhebungen, Militärmeuten und Pronunciamientos überstieg dreihundert. Dieser fast anarchische Zustand hatte große Unannehmlichkeiten für die fremden Ansiedler zur Folge und führte öfters Reclamationen von Seiten der europäischen Seemächte herbei. Schon im Jahre 1839 hatte ein französisches Geschwader unter dem Prinzen Joinville die Festung San Juan d'Ulloa eingenommen und eine Hafenblokade angeordnet, bis die mexicanische Regierung sich zur Entschädigung an französische Staatsangehörige in Veracruz und Mexico verstand. In den vierziger Jahren entstanden Unruhen und Verwickelungen durch die von dem ehrsüchtigen Santa Anna erzeugten kriegerischen Bewegungen, die wir im vorigen Bande (XIV, 649) erwähnt haben, so wie durch die Streitigkeiten mit den Vereinigten Staaten wegen der Annexion von Texas. Und als Santa Anna, unfähig seinen Gegnern länger
1855. zu widerstehen, im August 1855 seine Abdication unterzeichnete und sich nach der Havanna einschiffte, stieg die Verwirrung bis zur vollen Anarchie. Endlich erlangte General Alvarez, ursprünglich ein indianischer Advocat aus dem Süden, die Präsidentenwürde und herrschte mit Hülfe der Liberalen und Radicalen
1857. (Puros) willkürlich und gewaltthätig. Er entwarf eine neue Constitution, wodurch besonders die Rechte der Kirche oder vielmehr der im Besitze der Kirchen-

güter übermäßig bevorzugten höheren Geistlichkeit schwer betroffen wurden. Bald entstand daher eine Gegenbewegung, in Folge deren General Felix Zuloaga von den Conservativen zum Präsidenten ausgerufen ward und die Verfassung 1856. von 1857 beseitigte. Die Partei der Puros aber hielt an ihrem Werke „mit aufopfernder Ueberzeugungstreue" fest, reizte die Landbevölkerung der Provinzen gegen die „reactionären" Klassen der Hauptstadt und erhob Benito Juarez, einem alten Aztekengeschlecht entstammt, zum Gegenpräsidenten. Dieser nahm seinen Sitz in Veracruz und organisirte mit Guerillabanden den Bürgerkrieg wider Zuloaga und dessen General Miramon, der vom Brigantenhäuptling zum Oberbefehlshaber der mexicanischen Armee aufgestiegen war. Die vereinigten Staaten Nordamerika's suchten aus dieser Lage Gewinn zu ziehen. Sie verlangten, daß ihnen das Recht des Transits über die Landenge von Tehuantepec auf ewige Zeiten abgetreten werde, eine Forderung, die mit der Auslieferung des gesammten mexicanischen Handels an die Union gleichbedeutend war. Da Zuloaga diese Anmaßung zurückwies, erkannte die Regierung von Washington Juarez als Präsidenten an. Dieser nahm jetzt, um sich den Speculanten seiner „Beschützer" gefällig zu zeigen, eine großartige Veräußerung der Kirchengüter zum Vortheil des Staats vor und setzte den Krieg gegen die Conservativen mit Energie fort. Im December 1860 hielt sein General Ortega mit den 25. Decbr. 1860. Liberalen seinen Einzug in die Hauptstadt.

Waren schon seit Jahren während des kriegerischen Zustandes die Rechte Die europäische Invasion. und das Eigenthum der Fremden häufig verletzt worden, ohne daß die Entschädigungsforderungen der europäischen Regierungen Beachtung gefunden hätten; so häuften sich jetzt die Klagen und Beschwerden, als die „Puros" unter Juarez ans Regiment kamen. Miramon und seine Genossen hatten wie verzweifelte Spieler gewirthschaftet und sich baares Geld gegen unerschwingliche Schuldbriefe verschafft. Anstatt nun diese und andere Reclamationen und Ansprüche zu befriedigen, war die neue Regierung zunächst bedacht, die leere Staatskasse zu füllen. Der Congreß erließ ein Gesetz, wonach alle Zahlungen, also auch die Juli 1861. Zinsen der englischen Schuld, auf zwei Jahre eingestellt und die Binnenzölle auf fremde Waaren verdoppelt werden sollten. Nun gelang es der Regierung von Spanien, wo die Königin Isabella und ihre klerikale Camarilla mit Schmerz und Verdruß auf die kirchenfeindliche Richtung ihrer ehemaligen Unterthanen blickten und wo man schon lange wegen Wegnahme eines Schiffes sammt Ladung durch Juarez vergebens eine Entschädigungssumme verlangt hatte, England und Frankreich zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Republik zu bewegen. In Paris fanden die aufstachelnden Reden mexicanischer Flüchtlinge der conservativen und klerikalen Richtung ein geneigtes Gehör. Die eigene Neigung Napoleon's für hochfliegende phantastische Pläne und der Einfluß seiner Gemahlin Eugenia, die für die Abkömmlinge spanischen Bluts jenseits des Oceans ein besonderes Interesse hegte, verliehen dem Gedanken einer Intervention

in dem alten Lande der Azteken und dem Hauptlager der großen Conquistoren Nachdruck und einen starken Reiz. Welche Folgen konnte ein solches Unternehmen für den napoleonischen Ruhm und die Größe Frankreichs haben! Graf Morny, der Günstling des Tuilerienhofes bestärkte diese Wünsche und Neigungen. Ein Schweizer Banquier Jäckel hatte eine große Menge mexicanischer Staatspapiere an sich gebracht, die er jetzt zu verwerthen suchte. Dabei sollte ihm Morny behülflich sein und den Gewinn mit ihm theilen. So reifte nach und nach der Plan zu einer Allianz, die verhängnißvolle Früchte in ihrem Schooße
31. Octbr 1861. barg. Durch die Convention von London erklärten die drei Mächte, Frankreich, England und Spanien, „daß sie sich durch die Unzuverlässigkeit der mexicanischen Behörden in die Lage versetzt sähen, für ihre Unterthanen und ihren Besitz größeren Schutz zu verlangen und die Ausführung der vertragsmäßigen Verpflichtung zu fordern"; fügten aber zugleich hinzu, daß sie der Republik Mexico das Recht, ihre Regierungsform frei zu wählen und zu gestalten, nicht zu verkürzen gedächten und keinerlei Besitzerweiterungen oder sonstige Privatinteressen beabsichtigten. Nach Abschluß dieser Convention wurden drei Geschwader mit Landungstruppen nach Amerika abgeschickt, um Genugthuung für das Vergangene und Garantien für die Zukunft zu fordern. Sie besetzten die von den mexicanischen Truppen und Behörden geräumte Stadt Veracruz sammt dem Fort San Juan d'Ulloa und nahmen passende Lagerplätze landeinwärts, wo die Truppen den Wirkungen des gelben Fiebers weniger ausgesetzt waren. Die Spanier unter General Prim lagerten sich in Orizaba, die Franzosen unter Jurien de la Gravière, dem Dubois de Saligny als Commissär beigeordnet war, in Tehuacan, der englische Befehlshaber Sir Charles Wyke wählte Cordova. Da aber die Expedition keinen Oberfeldherrn hatte, mithin ein gemeinsames Vorgehen schwer zu erzielen war, auch die drei Anführer verschiedene Ziele und Interessen verfolgten, fehlte der Unternehmung Kraft und Einheit. Auf
19. Febr. 1862. ein mäßig gehaltenes Manifest der Bevollmächtigten der drei Mächte antwortete Juarez mit drohenden Straferlassen gegen Alle, die mit den Fremden in Verkehr treten würden, und ein Ultimatum wies er nach langem Zuwarten mit Worten zurück, die wie eine Verhöhnung klangen; zugleich legte er Einheimischen und Fremden eine hohe Kriegssteuer auf. Und dennoch knüpften die Befehlshaber neue Unterhandlungen mit Juarez an und schlossen durch den Vertrag von La Soledad eine Art Waffenstillstand, worin im Widerspruch mit der Londoner Convention seine Präsidentschaft indirect anerkannt war.

Die Franzosen in Mexico und die Parteistellung. Bald nachher langte Don Juan Almonte, der Sohn des Freiheitskämpfers Morelos, ein geachteter Mann, der mehrere Jahre in Paris verlebt hatte und bei den Conservativen großes Ansehen genoß, begleitet von Pater Miranda und andern Häuptern der Kirchenpartei, im Lager an und führte sich als Vertrauensperson des Kaisers Napoleon ein. Seine Anwesenheit wurde dem englischen und spanischen Befehlshaber bald unbequem, weil dadurch die Interven-

tion größere Demensionen anzunehmen drohte, als in ihrer Absicht lag, und sie in eine feindliche Parteistellung gegen die Liberalen gedrängt wurden. Sie hatten es nicht auf einen Krieg, sondern nur auf eine Demonstration abgesehen. Als daher Juarez die Entfernung Almonte's verlangte, hielten Prim und Wyke die Forderung für gerecht und billig und drangen in der Conferenz von Orizaba April 1862. auf die Wiedereinschiffung der Flüchtlinge. Sie stießen jedoch bei Jurien de la Gravière und Saligny auf entschiedenen Widerstand. Der Verdruß darüber sowie die geringen Streitkräfte, die ihnen zu Gebote standen und die nicht durch Nachsendungen verstärkt wurden, bewogen sie zum Abzug. Ohnedies hatte der Eifer, womit Napoleon sich der übertriebenen und zweifelhaften Geldforderung des Schweizers Jäckel annahm, bereits den Verdacht erweckt, daß die Geldsache nur als Vorwand gebraucht werden solle, um Mexico zu erobern und die „lateinische Race daselbst zu regeneriren". Schon im April segelten die spanischen und englischen Schiffe mit ihren Mannschaften wieder der Heimath zu, das mexicanische Reich seinem Schicksal überlassend. Diesem Beispiel wollten die Franzosen nicht folgen. Die Ehre der Nation und des Kaisers forderte, daß ein Unternehmen, welches mit so großer Ostentation begonnen worden, nicht so unrühmlich aufgegeben werde, und der religiöse Eifer der Kaiserin Eugenie bestärkte ihren Gemahl in einem Vorhaben, durch das er seine Mitwirkung an der Beraubung des Kirchenstaats wieder einigermaßen sühnen könne. Um dieselbe Zeit, da die andern ihre Einschiffung vornahmen, langte General Lorencez mit Verstärkungen an. Jurien de la Gravière legte darauf den Oberbefehl nieder und kehrte gleichfalls nach Europa zurück. Indessen war die Lage der Franzosen während der Sommermonate eine sehr bedenkliche, so daß man in Frankreich die Politik des Kaisers scharf angriff, im Auslande sich eine schadenfrohe Stimmung kund gab. Almonte, der im Lager der Franzosen weilte und sich zum Haupt der Republik erklären ließ, zählte nicht so viele Anhänger, als er seine Beschützer mochte glauben gemacht haben. Außer Veracruz und Orizaba wagte keine Stadt offen für ihn einzutreten. Zwar war die Partei der Conservativen und der Gegner der Regierung nicht gering, und die Zahl der Streiter, die General Miramon und andere Anhänger dem conservativen Oberhaupte nach und nach zuführten, belief sich auf mehr als fünftausend; allein die französische Mannschaft war schwach und wurde noch überdieß durch das gelbe Küstenfieber stark mitgenommen. Bei dieser Sachlage konnte Lorencez nicht daran denken, mit seiner geringen Mannschaft und den einheimischen Hülfstruppen den Präsidenten anzugreifen, der durch Schrecken und Erpressungen beträchtliche Streitkräfte gesammelt, die Hauptstadt und alle günstig gelegenen Orte wohl befestigt hatte, und auf dessen Seite der Vortheil war, daß er von seiner Partei als der Vorkämpfer für Freiheit und Nationalität angesehen ward. Denn so sehr auch die Franzosen und ihre Verbündeten fort und fort versicherten, daß das mexicanische Volk in die Lage versetzt werden sollte, frei seine Regierungs-

form zu wählen; so blieb es doch kein Geheimniß, daß Napoleon und Almonte die Ueberzeugung hatten, nur durch eine über allen Parteien stehende monarchische Regierung könne die Wiederherstellung geordneter Zustände erreicht und dem wachsenden Einfluß der nordamerikanischen Union und des Republikanismus eine Schranke gesetzt werden, daß somit dem Siege der französischen Waffen die Monarchie auf dem Fuße folgen würde.

Eroberung von Puebla. Lorencez konnte unter diesen Umständen nicht wagen, gegen das dem Oberbefehl des Generals Zaragoza unterstellte feindliche Heer angriffsweise zu verfahren, das Höchste, was er erreichen konnte, war sein Lager in dem höher gelegenen Orizaba aufzuschlagen, wo die Soldaten weniger von Krankheit zu leiden hatten als an der Küste, und in seiner befestigten Stellung auf neue Verstärkungen zu warten. Im August langten diese an und der neue Oberfeldherr, General Forey, der nun eine Armee von 30,000 Mann zur Verfügung hatte, konnte wieder zum Angriff vorgehen. Mühsam erstiegen die Franzosen auf schwierigen Gebirgspfaden die Hochebene, wo Puebla liegt, und begannen um Neujahr 1863. 1863 die Belagerung der aufs Stärkste befestigten und mit Vorräthen reichlich versehenen Stadt, in welcher, seitdem Zaragoza einer Krankheit erlegen war, General Ortega mit 22,000 Mann der besten und zuverlässigsten Soldaten die Vertheidigung leitete, unterstützt von dem Hauptheer, womit Juarez den Weg nach Mexico deckte. Drei Monate des Kampfes verflossen, ohne daß die Beschießungen der Franzosen oder die Ausfälle der Belagerten einen entscheidenden Erfolg gehabt hätten. Um die Mitte des Monats März wurde der Widerstand der Mexicaner schwächer; nun wagte aber Forey keinen Sturm, weil er vernahm, daß Cholera und Typhus in furchtbarer Weise in der Stadt wütheten, deren verderblichen Wirkungen er seine Truppen nicht preisgeben wollte. Er wendete sich daher westwärts gegen das von General Commonfort befehligte Hauptheer und brachte ihm eine Niederlage bei, wodurch die Straße von Mexico in die Hände der Franzosen kam und Ortega von den andern abgeschnitten ward. Nun erst schritt Forey zur Erstürmung der Stadt. Es war ein schweres Unternehmen. Straße für Straße, Haus für Haus mußte erobert werden und um die größeren Gebäude, besonders die Kirchen und Klöster, entspann sich ein Kampf, der auf beiden Seiten viele Opfer kostete. Bald waren die Belagerten nur noch auf einige Festungswerke beschränkt und die Lebensmittel gingen zur Neige. Umsonst suchte Commonfort mit neugeworbenen Truppen die Verbindung mit Ortega wieder herzustellen. Er erlitt am San Lorenzo durch General Bazaine eine Niederlage, welche das Schicksal Puebla's entschied. Außer Stande, länger
17. Mai 1863. Widerstand zu leisten, sah sich Ortega zur Ergebung gezwungen, 26 Generale 225 Stabsofficiere, 800 Subalternofficiere und 11,000 Soldaten lieferten sich als Kriegsgefangene in die Hände der Franzosen. Am 10. Juni verkündeten Kanonenschüsse in Paris den neuen Ruhm der französischen Waffen und erweckten in Napoleon's Brust den stolzen Gedanken, mit der Gründung einer festen Rechts-

ordnung in Mexico das Fundament seiner Dynastie durch eine für die Civilisation Südamerikas wie für den Ruhm Frankreichs gleich bedeutenden That weiter zu befestigen.

Auf die Kunde von dem Falle Puebla's versuchte Juarez die Hauptstadt durch Schrecken im Gehorsam zu halten. Er erklärte sie in Belagerungszustand und zwang alle männlichen Einwohner, mit Ausnahme der Fremden, unter die Waffen zu treten. Aber seine Macht war vorüber. Ein Aufstand nöthigte ihn, die Stadt zu verlassen und San Luis de Potosi zum Sitz der Regierung zu erheben. Dorthin zog er sich mit seinen getreuesten Anhängern zurück, während die Franzosen auf die Hauptstadt losrückten. An demselben Tage, da die Nachricht von der Einnahme Puebla's in Frankreich anlangte, hielt Forey an der Seite Almonte's und Saligny's seinen Einzug in Mexico, gleich einem Triumphator von dem Jubel des Volkes begrüßt. Dem Beispiele der Hauptstadt folgten die Provinzen. Ohne erheblichen Widerstand besetzten die französischen Generale das Innere des Landes, jede Widersetzlichkeit durch Schreckensmaßregeln und standrechtliche Executionen niederschlagend. Nun schritt man zur Begründung einer neuen Staatsordnung, welche dem Lande den langentbehrten Frieden und gesetzliche Zustände zurückgeben und die „größte Idee" Napoleon's verwirklichen sollte. Eine aus den angesehensten Männern bestellte Regierungs-Junta wählte aus ihrer Mitte ein Triumvirat, bestehend aus Almonte, Labastida, Erzbischof von Mexico, und General Mariano Salas, einem ehemaligen Parteigänger Santa Anna's, und berief eine Notablenversammlung ein. Darauf wurde in gemeinsamer Berathung der Beschluß gefaßt, statt des republikanischen Regierungssystems, welches für Mexico stets die Quelle des Uebels gewesen, die gemäßigte erbliche Monarchie unter einem katholischen Fürsten einzuführen, der den Titel Kaiser von Mexico annehmen sollte, und die Krone dem Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich (über dessen Gesinnung sich Napoleon durch vertrauliche Anfrage zuvor versichert hatte) für sich und seine Nachkommen anzutragen. Dubois de Saligny und General Forey kehrten nach Frankreich zurück, um neuen Männern Platz zu machen.

Einzug in die Hauptstadt. Neues Regiment. — *31. Mai 1863.* — *10. Juni.* — *10. Juli.*

Die Wahl war mit Umsicht getroffen. Maximilian, ein jüngerer Bruder des regierenden Kaisers von Oesterreich, konnte als Habsburger alte Erinnerungen und historische Legitimitätsrechte in die neue Welt mitbringen; durch eine treffliche Erziehung mit vielen Kenntnissen sprachlicher und sachlicher Art ausgerüstet, durch große Reisen mit manchen Erfahrungen über Politik, Volkswirthschaft und Verwaltung bereichert, durch schriftstellerische Arbeiten „Aphorismen" in der literarischen Welt bekannt und erfüllt von Thatendrang, zu dessen Befriedigung ihm die Heimath keine Gelegenheit bot, schien der Erzherzog die geeignetste Persönlichkeit für eine Weltstellung, welche vor Allem männlichen Muth, Unternehmungsgeist und ritterlichen Sinn verlangte, wie sie dem Kaisersohne beiwohnten. Von lebhafter Phantasie, hatte er von jeher einen gewissen Hang zum Ungewöhn-

Kaiser Maximilian in Mexico.

haftigkeit eine zuwartende Stellung beobachteten, mehrere Stämme, wie die kriegerischen Sikh, die Ghorka's u. a., fest zu England hielten, so fanden die Europäer, die bei der wachsenden Gefahr sich zur größten Tapferkeit und Entschlossenheit ermannten und die Ueberlegenheit der weißen Race glänzend bewährten, Zeit und Gelegenheit, die eingebornen Regimenter von wankender Treue zu entwaffnen, einzelne Aufstände im Keime zu ersticken, durch die furchtbarste Bestrafung der Unruhstifter Schrecken in alle Glieder zu verbreiten und die noch nicht vom Strome der Empörung Fortgerissenen bei dem alten Gehorsam zu erhalten. Viele starben durch den Strang, Andere wurden vor die Kanonen gebunden und „weggeblasen“. So gelang es, die wichtigen Städte Benares, Agra, Patna, Firangpur u. a. zu retten und theils durch Schrecken, theils durch Geistesgegenwart und Entschlossenheit in Unterwürfigkeit zu halten. Auf diese Weise blieb der Aufstand hauptsächlich auf Delhi und Audh beschränkt; und da die englische Regierung alle Kräfte anstrengte, sowohl in Lahore und im ganzen Fünfstromland als in Calcutta die Kriegsmacht zu verstärken, so konnten zuverlässige Heere unter erfahrenen Führern bald von zwei Seiten gegen den Herd des Aufstandes vorrücken, um die Abgefallenen zu züchtigen und die noch lebenden Landsleute und Waffenbrüder aus Verzweiflung und Todesnöthen zu befreien.

Die Schreckenstage von Delhi. Juni bis Septbr. 1857.

Schon im Juni rückte eine Armee aus dem Pendschab in das Gebiet von Delhi. Aber schwach an Mannschaft und Geschütz und hart mitgenommen von der Cholera, welche einen der Heerführer nach dem andern dahinraffte — auf Anson folgte Barnard, auf diesen Reed, dann Wilson — vermochten die Engländer gegen die große, mit allem Kriegsbedarf reich versehene Stadt und die zahlreichen Insurgentenschaaren in ihren Mauern nichts Entscheidendes zu unternehmen. Doch behauptete sich das kleine Lager gegen die feindliche Uebermacht mit Heldenmuth und schlug alle Ausfälle der Sipahi's tapfer zurück. Erst im September war das Belagerungsheer durch die Ankunft neuer Truppen, Sikh, Ghorka und Europäer, mit schwerem Geschütze so weit verstärkt, daß General Wilson zum Angriff schreiten konnte. Nun wurde von b·iden Seiten mit einer Wuth und Todesverachtung gestritten, wie die Geschichte nur wenige Beispiele aufzuweisen hat. Die Insurgenten kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung gegen einen Feind, von dessen Grimm sie das furchtbarste Schicksal zu erwarten hatten, gegen den sie ihren Glauben, ihr Leben, ihre Weiber und Kinder, ihr Hab und Gut vertheidigten, die Engländer glühten vor Rachgier und Leidenschaft; und wenn jene an Zahl überlegen waren, so besaßen diese größere Kriegskunst, Einsicht und Ausdauer. Nachdem die unglückliche Stadt längere Zeit Tag und Nacht mit Feuerkugeln und andern verderbensvollen Wurfgeschossen bedrängt worden und Brand und Tod die Reihen der Aufständischen schon bedeutend gemindert hatte, wurde um die Mitte Septembers ein allgemeiner Sturm angeordnet, der, mehrere Tage fortgesetzt, endlich Delhi wieder in die Gewalt der Engländer brachte. Der Sieg war mit schweren Opfern erkauft worden; auch der tapfere General

Nicholson war unter den Gefallenen. Um so grenzenloser war die Wuth und Rachgier der Sieger. Wir wollen einen Schleier ziehen über die grausigen Thaten, die in der eroberten Stadt vollbracht wurden. Nur mit Mühe wurde der entsetzliche Entschluß hintertrieben, Delhi der Erde gleich zu machen als ein „Sühnopfer der durch feigen Ueberfall ermordeten Unschuld" und alle Einwohner dem Tode zu weihen. Der alte Herrscher wurde auf der Flucht eingeholt und nach Calcutta in Haft gebracht, seine Söhne und Enkel ohne Gnade erschossen. Das ganze Geschlecht der Barberiden, des alten Herrscherstammes der Mahratten, wurde ausgerottet; vierundzwanzig Glieder fielen als Sühnopfer der schweren Verschuldung. Die flüchtigen Sipahischaaren wurden verfolgt und massenweise niedergemacht. Nur wenige kamen nach Audh, wo gerade der Aufruhr in seinen letzten Zuckungen lag.

„Die Sipahi's wurden truppweise, zehn zu zehn, herbeigeführt," erzählt der englische General Cooper. „Nachdem ihre Namen aufgeschrieben, ließ ich sie fesseln, zusammenbinden und auf den Richtplatz führen, wo eine Schützenabtheilung ihrer harrte. Ungefähr 150 waren bereits erschossen, da ist einer der ältesten Henker in Ohnmacht gefallen. Die Verzweiflung, die Wuth, das Geheul und die rasende Tollheit der dem Tode entgegen geschleppten Sipahi's hatte ihn angegriffen. Man mußte eine Pause machen. Die Hinrichtungen haben bald von neuem begonnen; es lagen 237 Leichen auf dem Platze, als gemeldet wurde, die Gefangenen weigerten sich, ihre Kerker zu verlassen. Ich befahl, die Gefängnißthore gewaltsam zu sprengen. Siehe, die berühmte Tragödie des „Schwarzen Lochs von Calcutta" hatte sich unwillkürlich an den Einheimischen gerächt, es wurden 45 Leichen herausgezogen; die Leute konnten in dem engen heißen Raume nicht mehr athmen, fielen nieder und sind den erschrecklichen Tod der Erstickung gestorben. Alle Leichen, die Erstickten wie die Erschossenen, wurden von den Gassenkehrern in dieselbe große Grube geworfen. Nur einen Sipahi hatte man gleichsam als „Zeugen der Königin" geschont, er konnte wegen starker Verwundung nicht zum Richtplatz gebracht werden. Mit vierzig andern, welche man unterwegs aufgelesen hatte, wurde der Mann von Amretsir nach Lahore abgeführt, wo sie dann sämmtlich, in Gegenwart einiger verdächtiger Regimenter aus Mian-Mir, welche der Rebellion geneigt schienen, von den Kanonen weggeblasen wurden. So habe ich ungefähr fünfhundert in kurzer Zeit vom Leben zum Tode befördert."

In Audh hatte der hochherzige Sir Henry Lawrence, ein Mann, der edle Bildung und puritanische Frömmigkeit mit Kriegsmuth und Heldensinn verband, sich den ganzen Sommer über in der Citadelle von Lucknow gegen die Rebellen, die Nana Sahib's Fahnen folgten, mit wunderbarer Tapferkeit und Geistesgegenwart vertheidigt, bis am 2. Juli eine geborstene Bombe seinem Heldenleben ein Ziel setzte. Bei seinem Tode hatte die Noth den höchsten Grad erreicht; die kleine Besatzung vermochte sich kaum mehr zu halten gegen die wüthenden Schaaren, welche die Festung umlagert hielten und unaufhörlich beschossen. Die Eingeschlossenen, darunter vierhundert Frauen und Kinder, erwarteten täglich und stündlich das Schicksal ihrer Landsleute von Cawnpore zu erleiden. Neben den Geschossen der Aufrührer forderte auch die Cholera ihre Lucknow.

in seinem Reiche zu begründen; wie sehr er sich bemühte, die verwahrloste Volksbildung durch Verbesserung des Unterrichtswesens zu heben, durch eine neue Gerichtsorganisation der gesunkenen Rechtspflege aufzuhelfen, durch Sicherung und Mehrung der Straßen Handel und Verkehr in neuen Schwung zu bringen, durch Verheißung eines Reichsstatuts mit Volksvertretung Vertrauen bei den Liberalen zu erwecken, das Loos der gedrückten Indianer („Peons"), die von harten Gutsbesitzern und Geistlichen in Leibeigenschaft und Schuldhaft gehalten wurden, zu erleichtern: weder die französische Occupationsarmee, noch seine eigenen, durch Freiwillige aus Belgien und Oesterreich verstärkten einheimischen Truppen waren im Stande, den republikanischen Kriegshaufen Juarez' und den Guerillabanden die von ihnen besetzten Landschaften zu entreißen. Chihuahua blieb mit kurzer Unterbrechung der Regierungssitz des Präsidenten, der
Novbr. 1864. sein Herrscheramt, das im November 1864 ablaufen sollte, aus eigener Autorität mit Zustimmung des obersten Justiztribunals verlängerte, und selbst der Süden wurde von republikanischen Kriegsschaaren unsicher gemacht, obschon der kriegskundige Marschall Bazaine die Stadt Oaxaca zur Unterwerfung gezwungen hatte. Die Geldmittel, die durch zwei unter den ungünstigsten Bedingungen in Frankreich bewerkstelligte Anleihen zusammengebracht wurden, waren bald erschöpft, die Einkünfte des Landes reichten nicht hin. Diese Umstände schienen der Regierung in Washington, die seit der Beendigung des Bürgerkriegs wieder freie Hand hatte, geeignet, der monarchischen Schöpfung in Mexico ihr Ende zu bereiten, zumal da die Truppen der conföderirten Südstaaten Neigung gezeigt hatten, mit Maximilian und Bazaine in Verbindung zu treten. Sie verlangte
9. Febr. 1865. auf Grund der Monroe-Doctrin, daß Napoleon seine Truppen zurückrufe und dadurch dem mexicanischen Volke möglich mache, sich durch freie Selbstbestimmung zu entscheiden, welche Regierungsform in Zukunft Geltung haben solle und wie es seine öffentlichen Angelegenheiten ordnen und gestalten wolle. Umsonst versuchte der französische Gesandte in Washington die Union zu bestimmen, die in Mexico begründete Monarchie wenigstens als eine factisch bestehende Regierung anzuerkennen und in diplomatische Beziehungen mit derselben zu treten, unter welcher Bedingung die Abberufung der französischen Truppen zu geeigneter Zeit in Zwischenräumen erfolgen sollte; die Regierung der Vereinsstaaten ließ sich auf diese Bedingung nicht ein und gab deutlich zu verstehen, daß sie eine Monarchie, die nach ihrer Meinung nicht auf dem Volkswillen beruhe, sondern durch fremde Bajonette gewaltsam eingeführt worden sei, in Mexico nicht dulden würde, und daß die bisherigen freundlichen Beziehungen zwischen der Union und Frankreich in Gefahr gerathen könnten, „wenn der französische Kaiser es nicht mit seinem Interesse und seiner Ehre vereinbar finden sollte, von der bewaffneten Intervention in Mexico abzustehen". Von der Zeit an war Napoleon, der die Abneigung der französischen Nation gegen die mexicanische Expedition wohl kannte, nur darauf bedacht, eine Form für einen ehrenvollen Rückzug zu finden und die

französischen Capitalisten vor allzu großen Verlusten zu bewahren. Die Befehle, welche Bazaine erhielt, ließen errathen, daß man in Paris die Sache des Kaisers Maximilian aufzugeben entschlossen sei, daher der französische General, der sich mit einer reichen Mexicanerin verheirathet hatte, eine solche Haltung beobachtete, daß er für sich und die französischen Heere möglichst wenig Schaden aus der schlimmen Situation nehmen möchte.

Die Folgen dieser Politik gaben sich bald kund. Mit angebornem Instinkte merkten die Romanen schnell, daß das Schiff des Kaiserthums im Sinken sei, und suchten sich bei Zeiten zu retten. Unter dem Scepter des gutmüthigen Fürsten, bemerkt Kératry, erlangten alle schlechten Leidenschaften wieder das Uebergewicht. Er vergaß, daß der Verrath den Mexicanern im Blute liegt. Mit jedem Tag schwanden die Reihen der Getreuen mehr zusammen; von den Tausenden, die den Habsburger einst mit Jubel begrüßt und sich seiner Sache angeschlossen hatten, harrten nur wenige aus. Zum Abfall gesellten sich Verschwörungen gegen das Leben des verrathenen und verlassenen Fürsten. Es half nichts, daß sein General Mendez, um ein abschreckendes Beispiel aufzustellen, kraft eines kaiserlichen Decrets gegen bewaffnete „Banditen" zwei republikanische Anführer, Arteaga und Salazar, erschießen ließ; der Terrorismus verfehlte seine Wirkung und fiel auf das eigene Haupt Maximilian's zurück; die Guerillabanden mehrten sich durch den Beitritt freiwilliger Kriegsleute aus den Vereinsstaaten; das vergossene Blut schrie um Rache, die bald des Kaisers eigenes Haupt treffen sollte. Als er die Enkel von Iturbide (XIV, 649) als „kaiserliche Hoheiten" zu Prinzen und Prinzessinnen erklärte, wankte bereits sein eigener Thron. Selbst der alte Santa Anna verließ sein bisheriges Asyl in Havanna, um sich noch einmal auf den politischen Schauplatz zu begeben und die Verwirrung seines Vaterlandes zu mehren. Die Sendung Almonte's nach Europa brachte keine Aenderung in die verzweifelte Lage: Napoleon hatte das Kaiserthum Mexico im Geiste bereits aufgegeben; der Papst verweigerte das vorgeschlagene Concordat, wodurch der Verkauf der Kirchengüter sanctionirt werden sollte; weitere Zuzüge von Freiwilligen aus Oesterreich wurden an der Abfahrt gehindert. Vergebens reiste die Kaiserin Charlotte selbst im Sommer 1866 nach Paris und Rom, um bei Napoleon materielle, bei dem Papste geistliche Hülfe zu suchen; von ihren Freunden verlassen, in ihren Hoffnungen getäuscht, verfiel sie in einen Zustand von Seelenstörung. Während sie in der freundlichen Seeburg Miramare trübe Tage verlebte, von dem schrecklichen Wahn gefoltert, daß sie von Mördern und Giftmischern umgeben und bedroht sei, gerieth ihr Gemahl jenseits des Oceans in eine so schwierige Lage, daß er sich nur mühsam gegen die wachsende Macht der Republikaner zu halten vermochte. Wie sehr die österreichischen Freiwilligen ihre Treue und alte Tapferkeit bewährten, bei der zweideutigen Haltung des französischen Obergenerals vermochte das kaiserliche Heer im Felde keine Vortheile zu erringen. General Mejia mußte Matamoros durch Capitulation abtreten und

Maximilian und Bazaine.

3. Octbr. 1865.

14. Juli 1866.

verlor fast seine ganze Mannschaft auf der Fahrt nach Veracruz. Eine Abdankung, wozu Bazaine den Kaiser zu bewegen suchte, hätte diesem unter dem Schutze französischer Truppen eine Rückkehr nach Europa gewähren können; aber die Vorstellungen seiner Getreuen, daß sein Abzug das unvermeidliche Verderben auf ihr Haupt herabziehen würde, und der peinliche Gedanke, wie ein Fahnenflüchtiger den Schauplatz seiner Thaten zu verlassen und ohne Ruhm und Ehre in das Vaterland heimzukehren, machten auf den ritterlichen Geist des hochsinnigen Fürsten solchen Eindruck, daß er den Vorschlag seiner Beschützer verwarf. Er konnte ohnedies zu dem falschen und eigennützigen Bazaine, der insgeheim selbst nach der Herrschaft trachtete, kein Vertrauen hegen. In den ersten Monaten
1867. des folgenden Jahres schifften sich die französischen Truppen in Veracruz ein und kehrten in Zwischenräumen nach Europa heim. „Tausende von gefallenen tapfern Männern ließen die Abziehenden in der fremden Erde zurück, ihr Blut hatte keine Saat der Civilisation gedüngt. Grauenhafte Verwirrung herrschte wie dereinst bei ihrer Landung im alten Montezumareiche und sollte erst im Blute des Fürsten erstickt werden, der sein reiches Glück, seine herrliche Begabung, die Kräfte seiner edlen Natur der „Idee“ Napoleon's III. geopfert hatte“.

Maximilian's Ausgang. Kaum hatten die letzten Franzosen Veracruz verlassen, als die Armeen der Liberalen und die zahlreichen Schaaren der Guerilla herandrängten. Bald beschränkte sich das Kaiserreich auf wenige Punkte, die wie Inseln und Felsen in einer Sturmfluth aus der allgemeinen Umwälzung noch hervorragten. „Vom äußersten Südrande, wo die kaiserlichen Generale in Yucatan einen Verzweiflungskampf um das Leben fochten, bis zum äußersten Norden von Sonora, wo die letzten Haufen der Apachen und Opatas, welche der kaiserlichen Standarte gefolgt waren, ihren erschossenen Führern eintönige Klagegesänge nachschickten, von der Küste des stillen Weltmeeres, wo die Häfen Tehuantepec und S. Blas durch Sturm in die Hände der Republikaner fielen, bis zum Golf von Mexico, in dessen Hafen Veracruz sich die kaiserlichen Besatzungen der Städte Orizaba und Cordova zum letzten Widerstande zusammendrängten, überall erlagen die Reste der kaiserlichen Autorität“. Schon hatten die Banden Porfirio's Diaz, nach einem siegreichen Gefecht mit General Marquez das Thal von Mexico überschwemmt und mit allen Gräueln heimgesucht, als die Bewohner der Hauptstadt, für ihre Sicherheit besorgt, den Kaiser beredeten, sich nordwärts zu ziehen und nur eine kleine Besatzung zu ihrem Schutze zurückzulassen. Maximilian ging auf den Vorschlag ein. Begleitet von Prinz Felix von Salm-Salm, der sich nach Beendigung des amerikanischen Krieges zu ihm begeben hatte, und von wenigen Getreuen, zog er an der Spitze seines kleinen Heeres nach der Festung Queretaro. Gegen seinen Willen und Befehl ließ General Marquez, der Hauptführer der Kaiserlichen, viele Gefangene, die auf dem Zug in seine Hände fielen, grausam erschießen, und als derselbe bald darauf zurückkehrte, um die Hauptstadt gegen die Republikaner zu vertheidigen, organisirte er, den Namen des Kaisers miß-

brauchend, ein System des Schreckens, das allgemeine Entrüstung hervorrief. Es dauerte nicht lange, so wurde Queretaro durch Escobedo und andere Bandenführer von allen Seiten eingeschlossen. Die kaiserlichen Truppen leisteten tapfern Widerstand, selbst als der Mangel an Lebensmitteln und Zufuhr ihnen die größten Entbehrungen auferlegte. Maximilian ging den Seinen mit kühnem Muthe voran; er suchte einen Soldatentod im ehrlichen Kampfe, der ihm aber nicht zu Theil ward. Er sollte durch Verrath fallen, welcher ihn bereits umlauerte. Oberst Miguel Lopez, einer der wenigen Führer, die bisher der Fahne Maximilian's treu geblieben, verrieth, obwohl er von dem Kaiser wegen seiner militärischen Verdienste vor Allen ausgezeichnet worden war, in der letzten Stunde seinen Herrn um Judaslohn. Gegen eine Geldsumme öffnete er die feste Citadelle, wo sich der Habsburger mit dem Reste seiner Getreuen muthvoll vertheidigte, dem feindlichen General Escobedo, der während der Nacht vom 14. auf Mai 1867.
den 15. Mai durch seine Mannschaft Besitz davon nahm und den Kaiser sammt seinen Begleitern unter Aufsicht stellte, bis Befehle von dem in San Luis de Potosi weilenden Präsidenten Juarez eingetroffen sein würden. Die Erschießung des Generals Mendez, die schon am Tage der Einnahme vor sich ging, konnte als Vorspiel seines eigenen Schicksals angesehen werden; denn man hatte es nicht vergessen, daß der Kaiser in den früheren Kämpfen über die gewöhnlichen Regeln der internationalen Kriegführung hinausgegangen, nicht erwägend, daß das Waffenloos wandelbar sei. Auch fürchtete man, die Entlassung Maximilian's nach Europa würde eine Quelle steter Beunruhigung für Mexico sein. Er würde fortfahren den Kaisertitel zu führen, und alle Unzufriedenen und Factiosen würden an seinem Hofe eine Zuflucht und Stütze suchen. Mehrere Wochen schwebte „Maximilian von Habsburg" zwischen Todeserwartung und Lebenshoffnung, während Marquez in der Hauptstadt das System des Schreckens und der Erpressung auf die Spitze trieb, durch lügenhafte Botschaften den wahren Sachverhalt verleugnend. Endlich nahte die blutige Katastrophe. Man hatte in Queretaro ein Kriegsgericht aufgestellt, um die Ermordung in die Form eines Justizverfahrens zu kleiden. Der Tod „Maximilian's von Habsburg" und seiner beiden Generale Miramon und Mejia war bei der Bande Escobedo's bereits beschlossene Sache; der Prozeß sollte nur als Hülle dienen für den beabsichtigten Racheact, für die Befriedigung wilder Leidenschaftlichkeit; das Blut des hohen Gefangenen sollte für alle Zukunft monarchische Gelüste von dem amerikanischen Welttheil fern halten. Darum beeilte sich auch die Regierung von Washington nicht, durch ihre Verwendung den fürstlichen Mann zu retten, und europäische Vermittelung fand keine Beachtung. Am 19. Juni wurde Ferdinand Maximi- 19. Juni 1867.
lian aus dem engen Zellengefängnisse des Kapuzinerklosters zu Queretaro, wo er seit seiner Gefangenschaft eingeschlossen war, auf den Richtplatz geführt und mit seinen Leidensgefährten Miramon und Mejia erschossen. Muthig und standhaft blickte er dem Tod ins Auge. An demselben Tag, da er seine hochherzige

Seele unter den Kugeln aushauchte, fiel auch die Hauptstadt Mexico, nachdem Marquez sein Commando niedergelegt und sich durch heimliche Flucht entfernt hatte, in die Hände des Bandenführers Porfirio Diaz; und als acht Tage später
27. Juni 1867. auch noch Veracruz, wo die kaiserliche Fahne am längsten wehte, sich ergeben, konnte der Präsident Juarez nach vierjähriger Verbannung wieder seinen feier-
15. Juli. lichen Einzug in die alte Aztekenstadt halten. Bald darauf wurde er durch Wiederwahl von Neuem in sein hohes Amt eingesetzt. Nur nach langen Unterhandlungen vermochte die österreichische Kaiserfamilie die Herausgabe der Leiche des Erzherzogs zur Bestattung in vaterländischer Erde zu erwirken. Noch ehe der Admiral Tegetthoff die theueren Reste in die Heimath brachte, wurde die edle Kaiserin Charlotte, von der Nacht des Wahnsinns umhüllt, in das Land ihrer Geburt zurückgeführt. Dort weilt sie noch bis zur Stunde. Seitdem man ihr das tragische Geschick ihres Gatten mitgetheilt, ist ihr Geist nur selten durch lichte Augenblicke erhellt worden. Juarez behauptete sich bis an sein Lebensende in der Präsidentenwürde. Einzelne Aufstandsversuche wurden mit Strenge unterdrückt.

3. Die republikanischen Staaten von Mittel- und Südamerika.

Oeffentliche Zustände. Die Vorgänge und Wechselfälle in Mexico mußten in allen Staaten des mittleren und südlichen Amerika, die einst unter spanischer Herrschaft gestanden, einen aufregenden Eindruck hervorbringen. Litten sie doch alle an denselben Parteikämpfen und Zersetzungen, an denselben finanziellen, staatlichen und socialen Gebrechen und Zerrüttungen, welche dort die europäische Intervention hervorgerufen hatten. Wäre es gelungen, in Mexico eine neue Staatsordnung auf monarchischer Grundlage aufzurichten, so hätte das Beispiel sicherlich in den südlichen Staaten Nachahmung gefunden, so wäre Napoleon's „größte Idee“ kein Traum gewesen. Das Scheitern dieses Planes hat die Republiken der Mitte und des Südens vor solchen Erschütterungen bewahrt, aber nur um sie den Stürmen, denen das öffentliche Leben daselbst schon seit Jahrzehnten ausgesetzt war, noch länger preiszugeben. Es ist ein klägliches Bild politischer Unfähigkeit, das die Bewohner der großen und reichen Länder im Westen und Süden des mexicanischen Golfs seit der Losreißung von der spanischen Herrschaft darbieten. Von wilden Parteikämpfen und leidenschaftlichem Racenhaß zerrissen, stürzten sie von einer Revolution in die andere und konnten die Segensfrüchte ihrer Unabhängigkeit wenig genießen. Wie ihr Boden von unterirdischen Stößen zittert und erbebt, so konnte auch ihr Staatsleben zu keiner Ruhe, zu keiner fröhlichen Culturentwickelung sich emporarbeiten. Wohl bewegen sich alle in republikanischen Formen von mehr oder minder demokratischem Charakter, mit Ausnahme Brasiliens, wo sich die constitutionelle Monarchie unter Dom Pedro II. behauptete (XIV, 656); aber diese Formen sind nicht aus der Natur

des Volkes hervorgegangen, sind keine eigenartigen Schöpfungen, keine Resultate heißer Anstrengungen und inneren Ringens; es sind Nachbildungen der nordamerikanischen Unionsverfassung, es sind entlehnte Staatsordnungen, denen jede solide Unterlage fehlt. Statt eine nationale Selbstregierung zu schaffen, die in der Natur des Volks, in den Sitten, Rechtsanschauungen und Gewohnheiten der Bürger wurzelte, hat man die republikanischen Einrichtungen oberflächlich und flüchtig nach fremdem Muster zugeschnitten und statt der wahren Freiheit ein Schattenbild aufgerichtet. Die südamerikanischen Republiken haben gegen die spanische Herrschaft im Grunde nur die Dictatur ehrgeiziger, habsüchtiger Generale und eines trägen, zu Meutereien geneigten Soldatenhaufens eingetauscht. Wie in den Vereinsstaaten des Nordens ist auch in den Republiken des Südens und in der Mitte die Staatsgewalt zwischen einem gewählten Präsidenten und einem aus Senat und Deputirtenhaus bestehenden gesetzgebenden Congreß vertheilt, bald mit directem, bald mit indirectem Wahlmodus; aber unter dieser Decke tummeln sich die verschiedenartigsten Leidenschaften und Parteikämpfe. Nicht nur daß Kreolen, eingeborne Indianer und Mischlinge in unaufhörlichem Kampfe um die Herrschaft liegen; neben den sich anfeindenden Racen bekriegen sich die politischen Parteien der Föderalisten und Centralisten oder des republikanischen Staatenbundes und der einheitlichen Republik; und zwischen diesen widerstrebenden Tendenzen bewegen sich wieder die leidenschaftlichen Conflicte der Conservativen und Liberalen, der Aristokraten, Klerikalen und Demokraten. Der Widerstreit dieser Parteiinteressen und der dadurch erzeugte Gährungsprozeß bildet das eintönige Gemälde, die unfruchtbaren Ergebnisse einer mehr als vierzigjährigen Geschichtsperiode, welche die südamerikanische Menschheit um keinen Schritt vorwärts geführt hat. Die Kreolen, einst die herrschende Klasse im spanischen Amerika, haben nicht nur das frühere Uebergewicht verloren und Mischlingen und Indianern weichen müssen; sie haben auch an Geist und Seele Schaden genommen. „Ueberall ist der Kreole ausgeartet, er hat die alte spanische Kraft verloren, und bei manchen liebenswürdigen Eigenschaften, die auf den ersten Anblick bestechen können, fehlen ihm doch namentlich zwei Hauptmomente, ohne welche Völker und Staaten niemals gedeihen können, Fleiß und sittliche Spannkraft. Die Race der spanischen Kreolen ist im Ableben begriffen und es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß sie, wenigstens in manchen Ländern, die Herrschaft völlig den Mischlingen wird einräumen müssen. Vielleicht haben die Weißen aus romanischem Stamme auf die Dauer keine Zukunft in dem Welttheil, den sie zuerst eroberten. Offenbar mangelt ihnen der innere Trieb und die Ausdauer, das mit den Waffen Erkämpfte auch zu behaupten und zu benutzen. Blos der alte castilianische Stolz ist dem Kreolen übrig geblieben, er ist aber bei ihm ohne alle Berechtigung und erscheint nur als widerwärtiges Zerrbild". Zu den kläglichen Zuständen, welche die folgenden Blätter in kurzen allgemeinen Zügen vorführen, bildet „der traurige Fehler sin-

fender Nationen, Dünkel und jene tragikomische Ruhmredigkeit, die sich über den eigenen Unwerth durch bombastischen Redeschwall so vortrefflich zu täuschen versteht", einen eigenthümlichen Contrast. — Die katholische Kirche ist die herrschende und die in den Grundrechten aufgestellte Religionsfreiheit thut ihr bei der romanischen Bevölkerung keinen Abbruch; dagegen erfuhr die klerikale Partei mit ihren hierarchischen Tendenzen von Seiten der Liberalen manchen harten Stoß. Die Sklaverei wurde unter den bürgerlichen Kämpfen abgeschafft. Nur Brasilien, das als constitutioneller Kaiserstaat unter einem Sprößling des portugiesischen Königshauses Braganza überhaupt eine Ausnahmsstellung einnimmt, hat auch noch an dem System der Sklaverei und des Menschenhandels, des Handels mit „Ebenholz", festgehalten, und in Cuba wird die wichtige Frage durch den Ausgang des Unabhängigkeitskriegs mit dem spanischen Mutterlande ihre Entscheidung finden.

I. Central-Amerika. I. Nach dem Vorgange von Mexico hatten sich einst die Staaten Guatemala, San-Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa-Rica zu einer Republik der Vereinigten
1. Juli 1821. Staaten Central-Amerika's mit einem gewählten Präsidenten constituirt. Aber die Eintracht dauerte nicht lange. Zuerst entstand ein heftiger Meinungskampf und Bürgerkrieg zwischen der Aristokratenpartei von Guatemala und den Demokraten mit
1829. dem Hauptsitz San-Salvador. Die Letzteren trugen den Sieg davon; der neue Präsident Don José Francesco gehörte ihrer Partei an. Bald jedoch gewann die aus Indianern und Mischlingen (Ladinos) bestehende eingeborne Bevölkerung das Uebergewicht und suchte den Weißen, Kreolen und Europäern, die Herrschaft zu entreißen.
1838. Ein halbblütiger Indianer, Carrera, erhob die Fahne der Empörung und begann einen blutigen Racenkrieg, in dessen Folge die Union sich auflöste. Der Präsident Morazan von Guatemala, der von Costa-Rica aus sein System des Centralismus mit den Waffen
15. Septbr. 1842. zu behaupten suchte, wurde überwältigt und in San José erschossen. Von der Zeit an war die »Republik von Central-Amerika" nur ein geographischer Begriff: jeder der fünf Staaten besaß seine eigene unabhängige Regierung; alle Versuche, die Union wieder herzustellen, scheiterten an der inneren Uneinigkeit oder wurden mit Waffengewalt
2. Febr. 1851. vereitelt. Die Niederlage der Verbündeten durch Carrera bei Arada gab den Föderalisten einen harten Stoß. Alles, was man seitdem erreichen konnte, waren Verträge zwischen den einzelnen Staaten zur Erhaltung friedlicher Verhältnisse und zur Sicherung des mercantilen Lebens. Eine politische Vereinigung mit einem gemeinschaftlichen Congreß nach Art der nordamerikanischen Union konnte nicht erzielt werden. So viele Staaten, so viele besondere Regierungen und Präsidenten. Streitigkeiten und Parteikämpfe im Innern, eine Obrigkeit ohne Autorität, gegenseitige Rivalität lähmten die politische Kraft. So konnte es geschehen, daß William Walker, ein nordamerikanischer Abenteurer von Muth und Unternehmungssinn, mit einem Haufen zusammengelaufener Kriegsleute in Nicaragua sich zum Oberbefehlshaber aufwarf und mehren Jahre lang eine dictatorische Gewaltherrschaft gründete, bis er endlich bei einem Angriff auf Honduras von den Engländern den Behörden dieses befreundeten Bundes-
12. Septbr. 1860. staates ausgeliefert wurde, die ihn dann in Truxillo erschießen ließen. Auch in Costa-Rica wurde bald nachher eine politische Hinrichtung vollzogen, indem der ehemalige Präsident Rafael Mora, als er seine frühere Stellung mit Waffengewalt wieder zu erlangen trachtete, gefangen genommen und in San José erschossen ward. Der Krieg in Mexico übte auch auf Central-Amerika, wo fortwährend aristokratische, demokra-

tische und klerikale Elemente gegen und durch einander flutheten, seinen Einfluß. Auch hier standen Liberale und Conservative feindlich einander gegenüber und rangen um die Herrschaft. Unter diesen Umständen gelangte der gewandte General Carrera von Guatemala zu einer dictatorischen Autorität. Im Gegensatz zu dem mexicanischen Befehlshaber Juarez, mit dem er in Herkunft und Schicksalen viele Aehnlichkeit hatte, stützte er sich auf die klerikale und conservative Partei, so daß man ihn eines Einverständnisses mit Kaiser Maximilian und eines Strebens nach monarchischer Gewalt beschuldigte. Aber noch ehe das blutige Trauerspiel in Queretaro zu Ende war, starb Carrera plötzlich. Einige Monate nachher wurde sein langjähriger Gegner und Nebenbuhler **Barrios** von San-Salvador, als er die verlorene Präsidentenstelle wieder zu erlangen strebte, auf Befehl seines siegreichen Nachfolgers **Dueñas** in seiner ehemaligen Hauptstadt erschossen. Seitdem führten die fünf Staaten von Central-Amerika ihr Leben in der alten Weise fort ohne centrale Autorität und ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse der beiden Hemisphären.

15. April 1865.

29. Aug. 1865.

II. Ein Jahr nach Bolivar's Tod (XIV, 648) löste sich die Republik **Columbia** in die drei selbständigen Freistaaten Venezuela, Neugranada und Ecuador auf mit Verfassungen, die unter sich ähnlich und im Großen und Allgemeinen der nordamerikanischen nachgebildet waren. Ein gewählter Präsident mit Ministern oder Regierungsräthen steht an der Spitze der executiven Gewalt; die Gesetzgebung liegt in den Händen des aus Senat und Repräsentanten bestehenden Congresses; die bewaffnete Macht wird gebildet aus dem stehenden Heer und der Landmiliz u. s. w. Aber während in der Union die Parteien nur innerhalb der Grenzen der Verfassung sich bekämpften, bietet die Geschichte der südamerikanischen Freistaaten eine ununterbrochene Reihe von Umwälzungen bald in revolutionärem bald im reactionärem Sinn, indem jede der großen Parteien, in welche sich auch hier die Bevölkerung schied, das Regiment in ihre Hände zu bringen und das öffentliche Leben nach ihren Grundsätzen zu organisiren suchte, bis zu den politischen Kämpfen noch Racenleidenschaften, noch Kriege zwischen der weißen und farbigen Bevölkerung sich gesellten. Die Theilungen in verschiedene Staaten unter einer schwach organisirten Centralgewalt war nicht vermögend wie in Nordamerika, das Gefühl der Freiheit zu befestigen, sondern begünstigte nur den Hang zu innerer Unruhe und Parteiung.

1831.

II. Vereinigte Staaten von Columbia.

1) In **Venezuela** war in den vierziger Jahren die Republik in Oligarchen (Conservative) und Föderalisten (Liberale) gespalten, durch deren Rivalität und Feindseligkeiten der Staat in einen Zustand von Anarchie gerieth, welchen die Familie Monágas zu einer Art dictatorischer Gewaltherrschaft zu benutzen suchte. Zehn Jahre lang wußten Glieder dieser Familie durch Corruption und Aufstände sich in der Macht zu erhalten, bis endlich General **Castro** durch die Partei der Conservativen oder Oligarchen auf den Präsidentenstuhl erhoben ward und durch einen „Nationalconvent" die Verfassung revidiren ließ. Aber Castro, der sich zwischen den Parteien durchzuwinden suchte, konnte keiner Genüge thun: bald lagen Föderalisten, Conservative und Liberale mit einander im Kampf, und die Präsidentenwürde ging in drei Jahren viermal in andere Hände über. Endlich erlangte das Föderalistenhaupt **Falcon** die höchste Würde und brachte mit einer neu einberufenen constituirenden Versammlung eine Verfassungsrevision zu Stande, welche sich aufs Engste an die Constitution der nordamerikanischen Union anlehnte und dem Föderativsystem den vollständigsten Sieg verlieh. Achtzehn Staaten, in ihrem inneren politischen und Gerichtsleben von einander unabhängig, bilden die Bundesrepublik oder die „Vereinigten Staaten von Venezuela", mit einem Präsidenten und Congreß zu Caracas als oberster Gesammtstaatsgewalt, mit Instituten und Rechtsbestimmungen wie in der Union. Aber durch die Zerfällung des Ganzen

1. Venezuela.

1859.

1860—63.

1864.

in viele einzelne Glieder wurde die Saat neuer Revolutionen und bürgerlicher Bewegungen gestreut, die jedoch auf kleinere Kreise beschränkt blieben und sich meist um Personenwechsel und Privatinteressen drehten.

2. Neu-Granada. 2) Noch stürmischer gestaltete sich das öffentliche Leben in Neu-Granada, welches sich seit dem 20. September 1861 den Namen „Vereinigte Staaten von Columbia" beigelegt hat. Hier wechselten liberale, klerikale und militärische Revolutionen miteinander ab und hielten das Land in einer fast ununterbrochenen Aufregung. „Der Bevölkerung fehlt es keineswegs an Intelligenz und Rührigkeit, aber diese Eigenschaften dienen bei ihr mehr dem Geist des Zerstörens als Schaffens." Die Bolivianos d. h. die Anhänger Bolivar's, die in den letzten Jahren dessen dictatorische Gewalt vertheidigt hatten, stritten mit den Patrioten oder Liberalen um die Präsidentenwürde. Als die letzteren nach langem Ringen den Sieg davon trugen, erregten jene unter General

1839—41. Obando einen Aufstand, in Folge dessen die Republik zwei Jahre lang allen Stürmen eines leidenschaftlichen Bürgerkriegs ausgesetzt war und Cartagena und andere Provinzen sich losrissen. Erst unter den Präsidentschaften der vom Geiste der Mäßigung beseelten Generale Herran und Mosquera kamen in den vierziger Jahren ruhigere Zeiten, so daß die Verfassung reformirt, das zerrüttete Finanzwesen geordnet, für Unterricht, Handel und gemeine Wohlfahrt und Sicherheit zweckmäßige Einrichtungen getroffen werden konnten. Nach einigen Jahren erlangten jedoch die Demokraten unter

1853. José Hilario Lopez und José Maria Obando die Oberhand und setzten die decentralisirende Constitution durch, kraft deren es jeder Provinz gestattet sein sollte, mit Zustimmung des Congresses sich zu einem eigenen unabhängigen Staat zu erklären und

1856. 57. mit dem Mutterstaat Neu-Granada in Föderationsverband zu treten. Dies geschah denn auch von Panama und Antioquia. Am Ende der fünfziger Jahre erhoben sich neue Bewegungen, indem Mosquera, einem altspanischen Geschlechte entstammt, seine frühere gemäßigte Gesinnung aufgab und aus Neid und Eifersucht gegen den kräftigen Präsidenten Mariano Ospina, einen constitutionell gesinnten Rechtsgelehrten, die Demokraten und Radicalen unter seiner Fahne sammelte und gegen die Centralregierung in Bogotá in den Kampf führte. Das Ende des mehrjährigen Bürgerkriegs, in welchem Ospina's Nachfolger Arboleda, das Haupt der Conservativen, meuchlings er-

1862. mordet, Bogotá erobert und gebrandschatzt, mehrere der angesehensten Beamten und Bürger hingerichtet wurden, war eine neue Verfassung im Sinne des Föderalismus, in Folge deren die Republik Neu-Granada sich durch einen Unionsvertrag als „Vereinigte Staaten von Columbia" constituirte. Während dieser Wirren hatte Mosquera achtzehn Monate lang eine dictatorische Gewalt behauptet, die er dann, nachdem er sie zu terroristischen Maßregeln gegen die Conservativen und Klerikalen benutzt, an die constituirende Versammlung in Bogotá abgab. Aber einige Jahre nachher wurde er von

1866. seinen Gesinnungsgenossen abermals zum Präsidenten der Föderativrepublik gewählt, ohne daß dadurch die politische Aufregung gemildert worden wäre. Zu einem geordneten Staatsleben fehlt der spanisch-amerikanischen Bevölkerung die Hingebung an Gesetz und Verfassung und die Unterwerfung des eigenen Willens unter die Allgemeinheit. Die Kämpfe zwischen loser Conföderation und Einheitsrepublik dauerten fort oder brachen nach kurzen Pausen von Neuem aus, und in den einzelnen Staaten selbst führte das Parteileben oft zur völligen Anarchie. Namentlich regte sich in Panama fortwährend der Wunsch nach einer Trennung von Columbia und nach Umgestaltung zu einer unabhängigen Republik. Diese politischen Wirren bewirkten, daß das an werthvollen Erzeugnissen so reiche Land nicht in die Höhe zu kommen vermochte.

3. Ecuador. 3) Ecuador. Von der Zeit an, da sich die altspanische Landschaft Quito von der Republik Columbia losmachte und unter der Präsidentschaft des Generals Juan José

de Flores, des treuen Waffengefährten Bolivar's, auf dem Congreß zu Riobamba als Mai 1830.
unabhängige Republik Ecuador constituirte, wechselte das geschichtliche Leben des Landes zwischen Revolution und Reaction, neben welchen noch Kämpfe mit den Nachbarstaaten, insbesondere mit Peru herliefen. Flores selbst, das Haupt der Conservativen, welche die Regierungsgewalt zu stärken suchten, wußte sich fünfzehn Jahre lang theils als Präsident, theils als Oberbefehlshaber der Armee in der Macht zu halten, aber er mußte seine Amtsgewalt gegen seine zahlreichen Gegner, unter denen Vicente Rocafuerte, der Führer der Liberalen, den ersten Rang einnahm, fortwährend mit den Waffen erkämpfen. Nachdem eine constituirende Versammlung dem Freistaat eine 1835.
revidirte Verfassung gegeben, wodurch ein Präsident an die Spitze der vollziehenden Gewalt gestellt, die Gesetzgebung einem Congresse von zwei Kammern übertragen ward, wechselte mehrere Jahre lang die Präsidentenwürde zwischen Rocafuerte und Flores, und beide waren bemüht, durch Friedens- und Handelsverträge mit Spanien die 1839—41.
Wohlfahrt des Landes zu heben und mit dem ehemaligen Mutterlande freundschaftliche Beziehungen herzustellen. Bald regte sich jedoch zwischen den Parteihäuptern die alte Eifersucht wieder. Flores, im Felde von seinem Widersacher besiegt, räumte vertragsweise das Land; aber er erlebte den Triumph, daß nicht Rocafuerte zum Präsidenten 1845.
gewählt ward, sondern ein Farbiger, Vicente Roca. Der Verdruß über diese Täuschung trug wohl dazu bei, daß der alte Volksführer bald darauf zu Lima ins Grab sank. 1847
Aber auch die Bemühungen des in halb freiwilliger halb gezwungener Verbannung lebenden Flores, mit Hülfe seiner Anhänger in Guayaquil wieder ans Regiment zu kommen, scheiterten an der Macht seiner Gegner und an den Hindernissen, die ihm von Auswärts in den Weg gelegt wurden. Um die Zeit, da in Europa die Reactionsbewegung ihren erobernden Lauf antrat, erlangte auch in Ecuador die klerikale Partei einen vorübergehenden Sieg, den sie unter dem Präsidenten Diego Noboa zu ihrem Vortheil auszubeuten bemüht war. Die Jesuiten wurden zurückgerufen, die aus Neu-Granada 1850.
flüchtig gewordenen Conservativen fanden ein freundliches Asyl. Der Triumph war indessen von kurzer Dauer. Die drohende Haltung der Regierung von Neu-Granada verschaffte der Gegenpartei wieder die Oberhand. Eine in Guayaquil constituirte Junta sprach die Absetzung Noboa's aus und bewirkte, daß er gefangen genommen und verwiesen wurde. General José Maria Urbina, das Haupt der Radicalen, trat nunmehr 1851.
als Präsident und Dictator an die Spitze des Staates und nahm seinen Sitz in Guayaquil. Der gänzliche Umschwung, der in Folge dieser Katastrophe in den politischen und kirchlichen Angelegenheiten Ecuadors eintrat, flößte dem alten Parteiführer Flores die Hoffnung ein, mit Hülfe der erbitterten Conservativen und Klerikalen sich wieder in die Höhe zu schwingen. Unter dem Vorwand, den rechtmäßigen Präsidenten zurückzuführen, landete er mit einem kleinen Geschwader, das er in Centralamerika und in Peru zusammengebracht, im Hafen von Guayaquil, sah sich aber bald durch den Ver- März 1852.
rath seiner eigenen Mannschaft aufs Neue zur Flucht gezwungen. Das verfehlte Unternehmen befestigte die Herrschaft Urbina's, steigerte aber auch den Uebermuth der Demokraten in dem Maße, daß neue Parteikämpfe unvermeidlich waren. In den Nachbarstaaten lauerten Schaaren von Verbannten auf eine Gelegenheit, das verhaßte Demokratenregiment zu stürzen. Kriegerische Verwickelungen mit Peru, in Folge deren Guayaquil und andere Hafenorte eine Blokade zu erleiden hatten, steigerten die Erregung. Als der Präsident Robles den Schwierigkeiten nicht mehr gewachsen war und seine Stelle aufgebend sich nach Chile zog, ging der Staat in zwei Heerlager aus einan- 1859.
der: die Demokraten legten die höchste Amtsgewalt in die Hände des Generals Franco, der in Guayaquil seinen Sitz nahm, die Conservativen riefen den Professor Garcia Moreno in Quito zum Präsidenten aus. Diesen Zwiespalt benutzte der unermüdliche

Flores, der in der Verbannung zu Lima lebte, zu einer neuen Invasion. Es gelang dem alten Krieger, nach einem glücklichen Gefecht mit Franco sich Guayaquils zu bemächtigen und seine Parteigenossen wieder ans Ruder zu bringen. Ein neugewählter Nationalconvent übertrug dem durch Gelehrsamkeit und Bildung hervorragenden Mo-
1861. reno die Präsidentenwürde und ernannte den bejahrten Feldherrn zum Oberbefehlshaber in Guayaquil.

Moreno's Präsidentschaft. Von der Zeit an hatten die Conservativen mehrere Jahre lang die Herrschaft, und Moreno, ein wissenschaftlicher Mann von mathematischen und historischen Kenntnissen, der mehrere fremde Sprachen verstand, benutzte die Ruhe, um durch Anlegung von Straßen und Hafenorten den Handel und den gesunkenen Wohlstand zu heben, durch Beförderung europäischer Ansiedelungen dem Staate neue Kräfte zu gewinnen, durch Reformen in der Verwaltung die bessern Elemente des Volks zu versöhnen. Aber die Demokraten hegten tiefen Haß und trachteten unaufhörlich nach seinem Sturze. Aus einer Correspondenz mit einem französischen Staatsmann, die in Peru veröffentlicht wurde, schloß man, daß er den Plan hege, die Republik Ecuador unter das Protectorat von Frankreich zu stellen, um dadurch den sich immer erneuernden Revolutionen mit europäischer Militärmacht kräftiger entgegentreten zu können, ein Verhältniß zu begründen, wie es zwischen Canada und England bestand. Es war nur ein Traum, der nie verwirklicht werden konnte und an dessen Ausführung Moreno wohl selbst kaum jemals geglaubt hat: aber seine Gegner benutzten die Sache, um ihn bei den auf ihre Selbständigkeit und politische Freiheit höchst eingebildeten südamerikanischen Republikanern zu verdächtigen und seinen Patriotismus in Zweifel zu ziehen; seine Hinneigung zu Rom reizte die Liberalen, ohne ihm die Gunst des einheimischen Klerus zu erwerben; und da er auch in dem zwischen Ecuador und Columbia ausgebrochenen Krieg unglücklich war und die von Mosquera angeregte Idee einer staatlichen Vereinigung beider Republiken hartnäckig bekämpfte; so gewann die Opposition gegen ihn immer mehr Boden. Seine Hinneigung zu der Geistlichkeit, in der er sich eine Stütze für seine conservativen Bestrebungen zu schaffen suchte, weshalb er sie nicht nur für gewisse Fälle von der weltlichen Gerichtsbarkeit befreite, sondern auch den Unterricht in die Hände der Jesuiten und der „Brüder der christlichen Lehre" legte, erweckte großes Aergerniß im Heerlager der Liberalen. Dennoch hielt sich Moreno durch seine geistige Ueberlegenheit noch mehrere Jahre in der Präsidentschaft. Sein Entlassungsgesuch wurde durch die Thätigkeit seiner Freunde von dem Congresse zurückgewiesen. Erst als seine Haltung in dem zwischen Peru und Spanien ausgebrochenen Krieg bei den südamerikanischen Republiken allgemeine Mißbilligung fand, die Demokraten unter der Führung des früheren Präsidenten Urbina an der Grenze Kriegsrüstungen machten, gerade als Flores
1864. in Guayaquil in hohem Alter starb; da konnte Moreno sich nicht länger in seiner Stellung behaupten. Nach einem heftigen Wahlkampf wurde Hieronymus Carrion zum Prä-
1. Mai 1865. sidenten von Ecuador gewählt. Auch er gehörte der conservativen Partei an, schlug aber in der äußeren Politik einen andern Weg ein. Während Moreno aus Mißtrauen gegen Peru, welches in seinen kriegerischen Verwickelungen mit Spanien die südamerikanischen Republiken zu einer Art von Conföderation unter einander zu vereinigen
1866. suchte, den Spaniern Vorschub geleistet hatte, trat Carrion dem Bündnisse Peru's und Chile's gegen das ehemalige Mutterland bei.

III. Peru und Chile. 1. Peru. III. Peru und Chile. 1. Peru. Unter allen Republiken des südlichen und mittleren Amerika hat allein Peru von Spanien nicht die Anerkennung seiner Unabhängigkeit erlangen können. Die Peruaner geriethen daher in große Aufregung, als sie von der europäischen Invasion in Mexico hörten. Seitdem die Spanier nach der Niederlage bei Ayacucho ihre letzte Position, Callao, aufgegeben und das Land

geräumt hatten, bot die Geschichte von Peru zwanzig Jahre lang das traurigste Bild von Umwälzungen und Bürgerkriegen, welche die Entwickelung des Landes hemmten, den Wohlstand untergruben und kein einziges segensreiches Gut als Entschädigung brachten. Ehrgeizige und selbstsüchtige Parteihäupter stritten um die Herrschaft; ohne höhere Ziele wurden sie von persönlichen, eigennützigen Motiven geleitet. Erst in den vierziger Jahren trat eine bessere Zeit ein, als Ramon Castilla den Präsidentenstuhl 1845. bestieg und ein geordnetes Regiment aufzurichten bemüht war. Als seine Amtszeit ablief, ging zum erstenmal seit dem Bestehen der Republik die höchste Staatsgewalt an den gesetzlich gewählten Nachfolger über. Es war Don José Rufino Echénique, der 1851. zwar, mehr General als Staatsmann, die Republik in kriegerische Verwickelungen mit Ecuador brachte und mit den Vereinsstaaten um den Besitz der guanoreichen Lobosinseln mit Erfolg stritt; doch auch zugleich für Ausdehnung und Sicherung des Verkehrs durch einen Handelsvertrag mit Brasilien bedacht war. Aber noch ehe seine Amtszeit vorüber war, entstand in Folge einer Herabsetzung des Zinsfußes von der Nationalschuld ein Aufruhr, welcher, da er mit einem Krieg gegen Bolivia zusammentraf, bald den Bestand der Regierung gefährdete. Um sich zu stärken, versprach Echénique allen Sklaven, die in sein Heer eintreten würden, die Freiheit, eine Maßregel, 1854. welche von General Ramon Castilla, dem Haupt der Insurgenten, überboten ward, indem er die völlige Emancipation der Sklaven und die Aufhebung der Kopfsteuer der Indianer verkündigte. Castilla siegte bei Lima, erlangte die Präsidentenwürde und 1855. ließ eine Revision der Verfassung vornehmen, eine Arbeit, die zwar durch neue Aufstände, durch einen Mordversuch auf das Staatsoberhaupt und durch andere Begebenheiten Jahre lang hingezogen wurde, die aber endlich dennoch zu dem neuen Staatsgrundgesetz führte. Die Unzufriedenheit mit dem Präsidenten wurde indessen durch 1860. diese Verfassungsrevision, welche die Autorität der Centralregierung gegenüber den particularistischen Tendenzen zu stärken suchte, nicht vermindert. Ein Militäraufstand brachte sein Leben in Gefahr und während ein mit Ecuador drohender Krieg das Land in Aufregung hielt, landete der frühere Präsident, General Echénique, in Callao, um durch eine Volksbewegung seinen Rivalen zu stürzen. Castilla behauptete sich jedoch in seiner Stellung; Echénique wurde schnell verhaftet und deportirt. Unter heftigen Parteistürmen fand im nächsten Jahr die neue Präsidentenwahl statt; und wenn auch 1861. die Opposition mächtig genug war, die Wiederwahl Castilla's zu verhindern, so gelang es seinen Anhängern doch, befreundete Männer aus seiner Verwandtschaft an das Ruder zu bringen, so daß er immer noch einen bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte übte. Um diese Zeit stellte sich die Dominicanische Republik freiwillig wieder unter die spanische Herrschaft; Mexico wurde von den drei vereinigten Mächten bedroht; General Moreno von Ecuador wurde beschuldigt, seine Republik unter Frankreichs Protectorat bringen zu wollen. Es waren drohende Anzeichen, daß man sich in Europa die Verwirrung der ehemals spanischen Colonien zu Nutze machen wollte, um die alte Herrschaft wieder aufzurichten. Gegen solche Tendenzen richtete Castilla seine ganze Thätigkeit. Er gründete in Lima eine „Gesellschaft der Vertheidiger der Unabhängigkeit" und suchte alle amerikanischen Republiken zu einem Bund zu vereinigen mit dem Zweck, die Monroe-Doctrin auch für Südamerika zur Geltung zu bringen. Bald kam Peru in directen Conflict mit dem ehemaligen Mutterlande Spanien. Eine aus baskischen Auswanderern bestehende Colonie in Talambo war gewaltthätig angegriffen und mißhandelt worden, ohne daß die peruanische Regierung gegen die Schuldigen eingeschritten wäre. Da erschien Salazar y Mazerrado als „außerordentlicher Specialcommissarius der Königin" in Lima, um Genugthuung zu fordern. Die peruanische März 1864. Regierung, welche unter diesem veralteten Titel eine Erneuerung erloschener Ansprüche

argwohnte, weigerte sich, den Gesandten in dieser Eigenschaft anzuerkennen; nur als „confidentiellen Agenten" wollte sie ihn empfangen. Da begab sich der Madrider Bevollmächtigte an Bord des in den chilenischen Gewässern kreuzenden spanischen Geschwaders und bewog den Admiral Pinzon die zu Peru gehörenden Chincha-Inseln als Unterpfand für die Entschädigungsforderungen in Besitz zu nehmen. Die Inseln enthalten das kostbare Düngungsmittel, Guano oder Huano, dessen Verkauf im Durchschnitt sieben Millionen Piaster einbringt. Die Peruaner geriethen in Schrecken: man verlangte mit Heftigkeit von der Regierung ein kriegerisches Vorgehen gegen Spanien; und als das Ministerium einwandte, daß die peruanische Marine nicht in der Lage
Juli 1864. wäre, in einen solchen Kampf einzutreten, erhob sich auf dem nächsten Congreß ein so heftiger Sturm, daß die Minister abtreten mußten und daß eine Commission zur Prüfung ihrer Amtsführung niedergesetzt ward, die sie wegen Mißbrauchs ihrer Gewalt
28. Novbr. 1864. den Gerichten zuwies. Darauf wurde vom Congreß der Beschluß gefaßt, „daß alle Mittel angewandt werden sollten, um die Chincha-Inseln den Spaniern zu entreißen und daß, so lange sie daselbst stehen würden, in keine Unterhandlung mit ihnen eingegangen werden dürfe." An der Spitze der Opposition stand Castilla. Der Präsident der Republik, Pezet, ließ sich jedoch nicht zu unbesonnenen Maßregeln fortreißen. Unterstützt von dem in Lima zusammengetretenen südamerikanischen Congreß, der zwar seine Mißbilligung über das Auftreten Spaniens aussprach, aber auch an die peruanischen Kammern die Aufforderung richtete, das Decret zurückzunehmen, knüpfte er mit dem spanischen Befehlshaber Pareja Unterhandlungen behufs einer Ausgleichung
Jan. 1865. an. Bald darauf erschien Pareja vor Callao und drohte mit einem Bombardement, wenn nicht sein Ultimatum sofort angenommen würde. Da gab der Präsident nach: er nahm den „Special-Commissarius" in Lima an und gewährte volle Entschädigung. Die Kammern, welche den Vertrag weder billigen noch verwerfen wollten, vertagten sich; Castilla, der in Callao und Lima einen Volksaufstand erregte, wurde überwunden und deportirt.

Krieg mit Spanien. Aber die Erbitterung gegen den Präsidenten Pezet war im ganzen Lande sehr groß. Um die Zeit, da der Congreß der südamerikanischen Staaten (Peru, Chile,
März 1865. Columbia, Venezuela, Bolivia, Guatemala und Salvador) ohne Resultat sich auflöste, erhoben sich in verschiedenen peruanischen Städten Militäraufstände, denen der Vicepräsident der Republik, Canseco, heimlich Vorschub leistete. Allenthalben wurde Pezet
Octbr. als Landesverräther erklärt; und als auch die Truppen, die in der Nähe der Hauptstadt im Lager standen, sich der Insurrection anschlossen, sah sich der Präsident zur Flucht auf ein englisches Schiff genöthigt. Sein treuester Anhänger Oberst Gonzales, der sich lange mit großer Tapferkeit gegen die Uebermacht zu halten gesucht, wurde überwältigt und gefangen genommen. Auch Canseco, der mit Spanien eine Ausgleichung zu treffen bemüht war, konnte sich gegen die erbitterte Menge nicht halten. Er mußte zurücktreten und geschehen lassen, daß eine Volksversammlung den Oberst Prado, den Leiter des Aufstandes, zum Dictator ausrief, und daß ein oberstes Tribunal eine gerichtliche Untersuchung einleitete gegen alle „Verräther", welche den Grundsätzen der Freiheit, oder der Ehre und Unabhängigkeit des Staats zuwider gehandelt hätten. Darauf schloß die Republik mit Chile ein Schutz- und Trutzbündniß und erklärte an
5. Decbr. 1865. Spanien den Krieg. Bald traten auch Ecuador und Bolivia dem Bunde bei, wodurch der Krieg größere Dimensionen annahm. Nachdem Admiral Nuñez mit der spanischen Flotille das chilenisch-peruanische Geschwader in der Ancudbai angegriffen und
31. März 1866. dann die wehrlose Handelsstadt Valparaiso durch ein mehrtägiges Bombardement geschädigt hatte, suchte er Callao, die wichtige Hafenstadt von Lima, in seine Gewalt zu
2. Mai 1866. bringen; aber nach einer vierstündigen Beschießung des gut befestigten Ortes mußte

er sein Vorhaben aufgeben. Selbst verwundet zog er mit seinen stark beschädigten Schiffen ab und hob damit die Blokade der peruanisch-chilenischen Küste thatsächlich auf. Prado aber wurde zum Dank für die glorreiche Vertheidigung mit großer Mehrheit zum Präsidenten der Republik gewählt, nachdem bereits im Juni in Peru und Decbr. 1866.
Bolivia die Ausweisung aller Spanier erfolgt war. Die nächsten Jahre brachten schwere Zeiten über Peru. Nicht genug, daß in Folge eines Erdbebens die blühendsten Hafen- 1868.
orte an der ganzen Westküste zerstört wurden mit großen Verlusten an Gütern und Menschenleben; auch politische Unruhen und Leidenschaften schlugen tiefe Wunden. Der neue Präsident Balta wurde bei einem durch den Oberst Gutierrez hervorgerufenen Aufstand in Lima ermordet, der Urheber der That, der sich zum Dictator aufwarf und 1872.
den Congreß auflöste, durch Volksjustiz an den Galgen geknüpft. Erst unter Oberst Cevallos, dem bisherigen Vicepräsidenten kam wieder Ruhe und Friede in das Land. Er berief den Congreß ein, welcher der Verfassung gemäß Manuel Pardo zum Präsidenten auf vier Jahre wählte. Während seiner Amtszeit wurde die öffentliche Ruhe 2. Aug. 1872.
nicht gestört und das Gemeinwesen durch mancherlei liberale Reformen verbessert. Desto größeren Stürmen ging die Republik unter Pardo's Nachfolger Mariano Ignacio Prado am Ende der siebziger Jahre entgegen, als die drei Staaten an der Westküste Südamerika's Peru, Chile und Bolivia in einen heftigen Krieg um den Besitz der Landschaft Atacama geriethen, die wegen ihrer Einträglichkeit durch Guano- und Salpeterlager und Silberminen von den drei Staaten begehrt wurde. Peru begünstigte aus Eigennutz die Ansprüche Bolivias und reizte dadurch Chile, sein Recht auf die streitige Küstenlandschaft mit den Waffen zu verfechten. Beide Republiken maßen in einem heftigen Seekrieg ihre Kräfte wider einander, welcher den Einen wie den Andern Schaden und Verluste brachte.

2. Bolivia. Nachdem das reiche und fruchtbare Land vom Fluß Beni bis 2. Bolivia.
an die westliche Küstenregion Atacama mit den Städten Chuquisaca, La-Paz, Cochabamba und den ergiebigen Goldminen von Potosi durch Bolivar und General Sucre seiner Unabhängigkeit entgegengeführt worden und sich eine republikanische Repräsentativ-Verfassung gegeben hatte, traten dieselben Erscheinungen wie in den übrigen Republiken 1826.
zu Tage: Parteikämpfe zwischen Conservativen und Liberalen, Aufstände und Bürgerkriege, Verfassungsveränderungen im Sinne der siegenden Partei und ihrer Führer. Schon in der Neujahrnacht auf 1829 wurde General Blanco, der nach Sucre's Abzug 1829.
in bewegter Zeitlage zum Präsidenten gewählt worden war, bei einem Aufstand ermordet. Erst als der Großmarschall Santa-Cruz den Präsidentenstuhl einnahm und 1831.
durch ein neues Gesetzbuch eine Ausgleichung der Parteigegensätze bewirkte, kamen bessere Jahre, während welcher das Land einer gedeihlichen Entwickelung entgegenging. In dem von inneren Kämpfen zerrissenen Peru trat er als Pacificator auf und brachte zwischen beiden verwandten Staaten eine Union zu Stande, worin er als Protector 1836.
an der Spitze der Centralgewalt stehen sollte. Damit war aber die Saat zu neuen Bürgerkriegen ausgestreut. Sowohl in Peru als in Bolivia fand die Conföderation heftige Gegner. Dort erhob General Gamarra die Fahne der Empörung gegen den Protector und brachte ihm, von den eifersüchtigen Chilenen unterstützt, in der Schlacht bei Yungay eine Niederlage bei, und in Bolivia fand General Velasco so viele An- 20. Jan. 1839.
hänger, daß es Santa-Cruz für gerathen hielt, die Republik zu verlassen. Er schiffte sich nach Guayaquil in Ecuador ein, während in Bolivia die Parteistürme fortdauerten. Erst als die Peruaner unter Gamarra sich die Verwirrung des Nachbarstaates zu Nutze 1841.
machten, um die reiche Landschaft La-Paz am Titicaca-See an sich zu reißen, vereinigten sich die Bolivier und wählten den General Ballivian zum Präsidenten. Nach einer siegreichen Schlacht auf der Pampa von Ingavi unweit Viacha, worin Gamarra Novbr. 1841.

Juni 1842 blieb, rückte Ballivian über die Grenze und erzwang den Frieden und die Herstellung des früheren Zustandes. Aber mit der Gefahr verschwand auch die Eintracht wieder. Neue Aufstände verwirrten den Staat. Santa-Cruz kehrte zurück und suchte mit einem
1844. Haufen Insurgenten sich wieder die Herrschaft zu erkämpfen; er wurde besiegt und in
1848. Chile unter strenge Aufsicht gestellt. Einige Zeit nachher wurde Ballivian von Velasco verdrängt, dieser wieder durch einen Militäraufstand unter dem Kriegsminister Belzu gestürzt; in allen Provinzen standen Bewerber auf und bekämpften einander; Anarchie herrschte im ganzen Lande. Trotz mehrerer Verschwörungen behauptete sich jetzt Belzu auf dem Präsidentenstuhl und wirkte mit Umsicht und Verstand für Herstellung eines geordneten Staatswesens und für Förderung des Handels, des Ackerbaus
Aug. 1855. und der Industrie, bis er durch eine Soldatenerhebung verdrängt ward. Nun kehrte die Anarchie zurück, eine Verschwörung drängte die andere, die Regierungsgewalt war die Beute glücklicher Bandenführer. Endlich warf sich Dr. Linares, der in mehreren
1858. Aufständen eine Rolle gespielt, zum Dictator auf und suchte durch Maßregeln der Strenge die Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber wo sollte er die Kräfte zur Begründung einer festen Autorität hernehmen? Seine Widersacher schritten zu Verschwörungen, Mordversuchen und Aufruhr, um den Gewaltherrscher zu stürzen und einen „constitutionellen Präsidenten" an die Spitze des Staats zu bringen. General Cordova trat an
Jan. 1861. seine Stelle; aber noch ehe das Jahr zu Ende war, sah er sich von Jose Maria de Acha verdrängt. Auf die Kunde, daß eine neue Verschwörung zu Gunsten Cordova's oder
Octbr. 1861. Belzu's im Werk sei, ließ der Befehlshaber von La-Paz, Oberst Placido Yanez, in einer Nacht hundert und sechs Personen, die ihm als Schuldige bezeichnet wurden, erschießen, darunter Cordova selbst, einen Bruder des früheren Präsidenten Belzu und mehrere angesehene Militär- und Civilbeamten. Diese Grausamkeit schreckte indessen Andere nicht ab, einen Umsturz der Regierung zu versuchen; es folgten in der nächsten Zeit noch mehrere Verschwörungen, welche jedoch alle von dem wachsamen Acha unterdrückt
1862. wurden, die des Generals Perez aber nur durch ein blutiges Gefecht. Von der Zeit an blieb Acha's erneuerte Präsidentschaft unangefochten, so daß er seine Thätigkeit auf
1863. die Hebung des Landes richten konnte. Er schloß Handelsverträge mit mehreren Staaten und wußte den Küstenstrich Mexillones am stillen Ocean mit den ergiebigen Guanolagern, den Chile in Anspruch nahm, bei Bolivia zu erhalten. In dem Kriege zwischen Spanien und Peru stand Acha zu dem Nachbarstaat, obwohl er auf dem Congreß zu Lima von allen Beschlüssen abrieth, welche den europäischen Mächten als eine Drohung und Herausforderung erscheinen könnten. Aber trotz seiner klugen und gemäßigten Verwaltung konnte Acha den Geist der Anarchie nicht lange unterdrücken. Zwei Jahre
1865. nachher pflanzte der gewesene Präsident Belzu die Fahne des Aufruhrs von Neuem auf, Acha wurde geschlagen und verwundet; bald aber erhoben sich neue Bewerber um den Präsidentenstuhl, so daß unter den inneren Kämpfen ehrgeiziger Bandenführer der Staat zu keiner Ruhe gelangen konnte und die Früchte von Acha's Thätigkeit und Umsicht wieder verloren gingen.

3. Chile. 3. **Chile**, das langgestreckte Küstenland zwischen der Andenkette und dem stillen Weltmeer, hatte sich einer stabileren politischen Ordnung zu erfreuen, als die übrigen Republiken Südamerika's und geht mit seinem Reichthum an den mannichfaltigsten Naturproducten, insbesondere an Kupfer und anderen Metallen, einer gesicherten Zukunft entgegen, vielleicht deshalb, weil die Bevölkerung vorwiegend europäischer Abkunft ist, die Menschen gemischten Blutes und die Ureinwohner, die Indianer und Araukaner, keinen Einfluß auf das geschichtliche und politische Leben üben. Freilich blieb auch Chile von bürgerlichen Unruhen nicht verschont. Von der Zeit an, da General
1817. San-Martin mit ausgewanderten Chilenen und Hülfstruppen aus La Plata von

Mendoza aus die Andenpässe von Uspallata überstieg und ein Jahr darauf die durch 1818.
diesen kühnen Marsch überraschten Spanier bei Chacabuco am Mayoflusse in heißer
Feldschlacht überwand, bis zu dem Jahre 1826, wo General Freyre die Insel Chiloe, 1826.
den letzten Haltpunkt der spanischen Besatzungen eroberte, wurde auch Chile von poli-
tischen Parteikämpfen zerrissen. Die Staatsverfassung von 1824 erfuhr nach dem
Sturze und der Vertreibung des Oberdirectors Freyre eine erste, und fünf Jahre später 1828.
eine zweite Umgestaltung, in der Weise, daß die öffentliche Gewalt zwischen der aus 1833.
Präsident, Ministerium und Staatsrath gebildeten Regierung und dem aus Senat und
Abgeordnetenhause bestehenden Congreß vertheilt ward, und in Santiago, dem Sitze der
Regierung und der Repräsentanten, auch ein oberster Gerichtshof mit unabsetzbaren Räthen
ins Leben trat. Doch wurden die beiden Parteien, die das Staatswesen nach ihren
Grundsätzen leiten wollten, die Conservativen wie die Liberalen, von höheren vater-
ländischen Gesichtspunkten geleitet. Unter dem Präsidenten Prieto wurden im Anfang 1831.
der dreißiger Jahre manche nützliche Einrichtungen getroffen. Am gefährlichsten war die
Lage, als der bolivianische Präsident Santa-Cruz, nachdem er auch in Peru die höchste
Staatsgewalt in seine Hände gebracht, Chile mit den Waffen zum Eintritt in die perua- 1837.
nisch-bolivianische Conföderation zwingen wollte. Aber wir haben gesehen, daß der
zweijährige Krieg, den Chile unter großer Kraftanstrengung zu Land und zur See
durchführte, mit der Verbannung des Generals Santa-Cruz endigte. Dieser Erfolg 1839.
erhöhte das Nationalgefühl und die Energie der Chilenen, so daß die Republik in den
vierziger Jahren eine geachtete Stellung einnahm. Spanien erkannte Chile als un-
abhängigen Freistaat an und schloß einen Handelsvertrag mit ihm ab. Auch Frank- 1844.
reich und Belgien traten mit der Republik in Verbindung. Durch die Besitzergreifung
Californiens von Seiten der Vereinsstaaten Nordamerika's, welche der Schifffahrt im
stillen Ocean einen mächtigen Impuls gab, mehrte sich der Handelsverkehr Chile's, und
die Regierung versäumte nicht, durch Verträge mit Peru und Neu-Granada neue Absatz-
wege zu schaffen. Der Präsident Bulnes, der nach Ablauf seiner ersten fünfjährigen
Amtszeit zum zweitenmale gewählt ward, förderte durch seine zehnjährige conservative 1841—1851.
Verwaltung wesentlich die Blüthe und Wohlfahrt des Staats, und sein Nachfolger
Manuel Montt, wenn gleich demokratischen Grundsätzen huldigend, schritt auf der-
selben Bahn fort. Zwischen Copiapó und Caldera wurde eine Eisenbahn geführt, der
bald eine zweite von Santiago nach Valparaiso folgte; ein neues Civilgesetzbuch, eine
Disconto- und Depositenbank in Valparaiso, Umwandlung der Zehnten in eine Grund-
steuer für Kirche und Schule, Handelsgerichte und Gemeindeordnungen erweckten Ver-
trauen uud mehrten die Einwanderungen aus Europa. Mit Großbritannien wurde ein
Handels- und Schifffahrtsvertrag geschlossen. Auch Montt wurde nach Verlauf seines 1856.
ersten Amtslustrums zum zweitenmal auf den Präsidentenstuhl erhoben, und seine Re-
gierung war stark genug, einen von General Vidaurri Leal geleiteten Aufstand siegreich 1859.
niederzuwerfen.

Da nach der Verfassung die höchste Amtsgewalt nur zweimal nach einander in Präsidentschaft von Perez.
dieselben Hände gelegt werden darf, so trat bei Montt's Abgang José Joaquin Perez
an die Spitze der Regierung. Seine Präsidentschaft war weniger friedlich. Wir 1861.
wissen, daß zwischen Bolivia und Chile sich Streit erhob über den Besitz eines an
Guano reichen Küstengebiets. Die Araukanen, altindianische Stämme im Süden der
Republik, theils seßhafte Bauern, theils schweifende Jäger, entzogen sich der chilenischen
Hoheit, verweigerten den Tribut und führten eine Zeitlang unter der Leitung eines
französischen Abenteurers, de Tonnens aus Perigueux, einen Bandenkrieg, bis es den
Chilenen gelang, den „König" gefangen wegzuführen. In der Hauptstadt Santiago
brach bei einem Feste in der kerzenerleuchteten Kirche ein furchtbarer Brand aus, der 8. Decbr. 1863.

zweitausend Personen, meist Frauen, den schmerzlichsten Feuertod brachte. Daß Chile
1864. in den spanisch-peruanischen Krieg gezogen ward, haben wir oben gesehen. Der Präsident Perez benutzte die nationale Aufregung, um die Küste in Vertheidigungszustand zu setzen und die Kriegsmarine zu verstärken. Doch konnte weder diese Rüstung noch die gemäßigte Politik, welche Regierung und Congreß einhielten, die von Spanien verhängte Küstenblokade verhindern. Da der Handelsverkehr dadurch sehr gehemmt ward, so suchten die englische und französische Regierung eine Ausgleichung herbeizuführen. Ihre Bemühungen waren nicht umsonst. Das spanische Cabinet erklärte sich bereit, auf friedliche Unterhandlungen einzugehen. Aber ehe dieselben zum Ziele geführt werden konnten, geschah es, daß das spanische Avisoschiff „Covadonga" von einer
26. Novbr 1865. chilenischen Corvette angegriffen und weggenommen ward, bei welcher Gelegenheit 114 Soldaten und sechs Offiziere in Kriegsgefangenschaft geriethen, ein Ereigniß, das in Chile eben so große Freude als in Spanien Verdruß erregte. Der spanische Admiral Pareja nahm sich das Leben. Nun wurden die Feindseligkeiten schärfer. Die Spanier verbrannten mehrere chilenische Segelschiffe, und als das unglückliche Gefecht in den ancudischen Gewässern bei Chiloe ihren Grimm noch steigerte, übte Pareja's Nachfolger Mendez Nuñez eine barbarische Rachethat, indem er, wie erwähnt, über die wehr-
31. März 1866. lose Stadt Valparaiso ein Bombardement verhängte, wobei die in den öffentlichen Entrepots niedergelegten Waaren zerstört wurden und viele europäische Handelshäuser unermeßliche Verluste erlitten. Aber auch die Chilenen erfuhren großen Schaden aus dem Kriege, und den Spaniern trug er nur Schmach und Unehre ein. Im folgenden Jahre wurde unter Vermittelung der Regierung von Washington ein Waffenstillstand geschlossen und für Valparaiso ein Schadenersatz festgesetzt.

IV. Die La Plata-Staaten. IV. **Die La-Plata-Staaten. 1. Argentinische Republik und Buenos-Ayres.** Schon im J. 1816 hatte ein Congreß zu Tucuman die Unabhängigkeit
9. Juli 1816. der „Vereinigten Staaten von Rio de la Plata" ausgesprochen. Die Hoffnung, daß der neue Staatenbund das gesammte spanische Vicekönigreich umfassen würde, scheiterte an der Verschiedenartigkeit der Interessen. Es entstanden bürgerliche Kämpfe unter ehrsüchtigen Parteihäuptern, welche dahin führten, daß sich am oberen Strom Paraguay, an der Mündung Uruguay oder die Banda Oriental als besondere Republiken constituirten. Aber auch nach Ausscheidung dieser und anderer Territorien war von dem alten Vicekönigthum
1825. La Plata noch immer ein so umfangreiches Gebiet vorhanden, daß sich eine „**Argentinische Conföderation**" bilden konnte, welche vierzehn republikanische Staaten um-
1. Argentinische Republik und Buenos-Ayres. faßte und in dem General-Capitän von Buenos-Ayres den Leiter der auswärtigen Verhältnisse und die oberste Executivbehörde erkannte. Jedoch hingen die einzelnen Staaten wegen verschiedenartiger Interessen nur lose mit einander zusammen. Im Norden wohnte eine fast feudale Aristokratie, und auf den ausgedehnten Weidelandschaften machte sich die rohe Gewalt des Heerdenbesitzers geltend; die Ackerbaudistricte waren dürftig bevölkert. Bald erhob sich Buenos-Ayres über die andern Republiken und suchte die Leitung des ganzen Staatenbundes an sich zu bringen. Der auf Handel und Landbesitz gegründete Reichthum der höheren Bürgerklassen und ihre überlegene Bildung, die sie sich meistens in Europa erworben, schien ihnen zu einer solchen bevorzugten Stellung ein natürliches Recht zu geben. Man nannte diese Partei Unitarier (Centralisten), und es gelang ihr eine Zeitlang, besonders unter der geschickten Führung Rivadavia's, die ganze Conföderation zu regieren. Dies erregte den Neid der übrigen Bundesrepubliken: es bildete sich die Partei der Föderalisten, welche in den Heerdenbesitzern ihre eifrigsten Anhänger zählte, und in Don Manuel Ortez de **Rosas** einen fähigen und unternehmenden Führer erhielt. Obwohl in Buenos-Ayres geboren, hatte er seine Jugend auf den Landgütern seiner Eltern unter den Gauchos zugebracht und schon in

den Revolutionskämpfen sich einigen Ruf erworben. Durch glückliche Feldzüge gegen die Wilden Patagoniens erlangte er Waffenübung, erwarb sich das Vertrauen der ländlichen Bevölkerung und verschaffte sich die Möglichkeit, zu gelegener Zeit die Indianer bei seinen Unternehmungen mitwirken zu lassen. Unter den Stürmen, die am Ende der zwanziger Jahre die Argentinische Republik durchtobten, gelang es ihm mit Hülfe des Landvolkes die Unitarier aus dem Regiment zu verdrängen und sich selbst zum 1829.
Gouverneur von Buenos-Ayres und somit zum Haupt der Conföderation wählen zu lassen. Und so imponirend wurde bald sein Ansehen, daß er von der Zeit an sich viele Jahre im Regiment zu halten wußte, daß er seine Würde, zu der er immer wieder von Neuem gewählt ward, mit einer dictatorischen Gewalt umgab, die ihn zum unumschränkten Regenten der Argentinischen Republik machte. Seine Herrschsucht verschmähte kein Mittel, sich in dieser Stellung zu behaupten. Nachdem er über die Unitarier triumphirt, füllten die Föderalisten das Repräsentantenhaus und dienten seinem Ehrgeiz als willfähriges Werkzeug. Und da er in der Republik eine gewisse materielle Ordnung zu erhalten, durch seinen gewandten Minister Felipe Arana nach Außen seine Würde zu behaupten wußte und in seinem Privatleben keinen Anstoß gab, so ertrug man lange seinen Terrorismus, der mit blutiger Strenge alle Widersacher niederwarf und mit dem Leben und Vermögen von Tausenden ein frevelhaftes Spiel trieb. Schon hatte Rosas' dictatorisches Regiment fünfzehn Jahre gedauert, als er durch seine Einmischung in den Bürgerkrieg von Uruguay sich in schwierige Verhältnisse stürzte. Er leistete dem Präsidenten Oribe bewaffneten Beistand gegen dessen Rivalen Ribera, für den England und Frankreich Partei nahmen. Die Unzufriedenheit mit einer Politik, welche den Argentinischen Staatenbund in Kriegs- und Finanznoth brachte, führte zu Abfall und Aufständen. Corrientes und Entre-Rios sagten sich von dem Machthaber los, und während er die Abtrünnigen mit Gewalt bei der Conföderation zu halten suchte, wuchs ihm die Opposition in Argentina allmählich über den Kopf. Die Gegenpartei unter Don José de **Urquiza**, Gouverneur von Entre-Rios, wurde unterstützt von Brasilien, Uruguay und Paraguay, und ihren vereinten Anstrengungen war der Dictator nicht gewachsen. In der Schlacht von Monte-Caseros aufs Haupt geschlagen, mußte 3. Febr.
er das Land verlassen und mit seiner Familie Zuflucht in England suchen. Sein un- 1852.
ermeßliches Vermögen, in Ländereien und Viehheerden bestehend, wurde zum Besten des Staates confiscirt.

Urquiza, der Führer der Gegenpartei, vor Kurzem noch ein Gauchohäuptling, Abfall von
trat nun an die Spitze der Verwaltung in Buenos-Ayres. Er erkannte die Unab- Buenos-Ayres.
hängigkeit Paraguay's an und sicherte die freie Schifffahrt auf allen in den La Platastrom sich ergießenden Flüssen. Als er sich aber zu dem Congresse nach Santa-Fé begab, brach während seiner Abwesenheit in Buenos-Ayres eine Empörung aus, in Folge Septbr. 1852.
deren Valentin **Alsina** zum Gouverneur erwählt ward, und das Stadtgebiet sich von der Conföderation lossagte und als selbständiger Staat constituirte. Umsonst suchten die übrigen Staaten die abtrünnige Stadt durch Gewalt und Zugeständnisse bei dem Bunde zu erhalten, indem sie den zum Präsidenten gewählten Urquiza beauftragten, den Aufruhr mit Waffengewalt niederzuschlagen, zugleich aber in der neuen Constitution, die der Congreß nach dem Vorbilde der Unionsstaaten aufstellte, Buenos-Ayres 1853.
ausdrücklich zur Hauptstadt der Conföderation bestimmten; die Vereinigung konnte vorerst nicht erzielt werden. Die Argentinische Bundesrepublik erhob Bajada del Parana in der Landschaft Entre-Rios zum Sitz der Regierung und Buenos-Ayres gab sich eine eigene Verfassung, in welcher jedoch ebenfalls die Rückkehr zur Conföderation vorgesehen war. Die Gefahr vor den Flibustiern führte einige Zeit nachher die beiden Republiken einander näher, ohne jedoch eine Vereinigung zu bewirken. Vielmehr schlossen

Jan. 1855. beide als selbständige Staaten ein Bündniß zu gegenseitigem Schutz wider auswärtige Feinde mit Gewährleistung ihrer beiderseitigen Territorien und Zollfreiheit. Alle nachfolgenden Versuche, die verderbliche Spaltung auszugleichen, scheiterten an der Rivalität der „Unitarier" in Buenos-Ayres und der „Föderalisten" am Parana. Viel-
1856. mehr nahm die Erbitterung noch zu und steigerte sich wieder zum Bürgerkrieg, als der Congreß von allen über Buenos-Ayres eingehenden Waaren einen Differenzialzoll zu erheben beschloß. Erst als der Präsident Urquiza über die feindliche Stadtrepublik bei
23. Octbr. 1859. Cepada einen vollständigen Sieg davon trug, kam ein Friedens-Unionsvertrag zu
1860. Stande, in Folge dessen Buenos-Ayres wieder mit dem Argentinischen Staatenbund vereinigt ward. Die Vereinigung war jedoch keine aufrichtige. Buenos-Ayres konnte die hervorragende Rolle, die es so lange gespielt, nicht vergessen; es wollte das Haupt des Staates sein und von seiner selbständigen Stellung so wenig als möglich an die Bundesregierung unter dem Präsidenten Derqui abgeben. Bald kam es zu neuen Streitigkeiten, als Buenos-Ayres eine Ausnahmsstellung in der Zollgesetzgebung be-
1860. anspruchte. Diese wurden zwar durch ein Compromiß ausgeglichen, und Buenos-Ayres wieder zum Sitz des Congresses und der Bundesregierung bestimmt; aber die Eifersucht und der Haß zwischen „Unitariern" und „Föderalisten" dauerten fort. Die Versuche des dermaligen und des früheren Präsidenten, auf einer Zusammenkunft mit General Mitre, Gouverneur von Buenos-Ayres, eine Versöhnung zu bewirken, scheiterten an den hohen Ansprüchen dieser Republik, welche ihre politische Suprematie und eine exceptionelle Stellung in Beziehung auf Zollgesetze und Bundesausgaben nicht aufgeben wollte. Bald ging man wieder von Reden und Unterhandlungen zu den Waffen
Septbr. 1861. über: die Truppen von Buenos-Ayres unter General Mitre trugen in einem Gefechte den Sieg über die Föderalisten unter Urquiza davon, ein Ereigniß, das die Auflösung der Centralregierung in Parana zur Folge hatte. Derqui entfloh nach Montevideo;
1862. Mitre wurde zum Präsidenten gewählt und entbot den Congreß nach Buenos-Ayres. Die Unitarier hatten die Oberhand, aber bewaffnete Banden durchzogen die Provinzen, das ganze Land lag in Parteikampf und Anarchie. Zugleich nahm die Bundesrepublik unter dem vorwiegenden Einfluß von Buenos-Ayres Theil an dem Bürgerkrieg, der in Uruguay ausgebrochen war, indem sie den General Flores, ehemaligen Präsidenten dieses Nachbarstaats, der seine frühere Stellung mit Waffengewalt wieder erkämpfen
1863. wollte, durch freiwillige Hülfsmannschaft unterstützte, ohne sich um die Einsprache mehrerer europäischen Mächte zu kümmern. Aber trotz der Unsicherheit, welche über der Zukunft des Argentinischen Staatenbundes schwebte, hob sich das Ansehen Mitre's dennoch. Seine Fürsorge für die materielle Wohlfahrt der Conföderation durch Förderung von Eisenbahnen, Handelsstraßen und Dampfschifffahrt, durch Begünstigung europäischer Einwanderungen in das dürftig bevölkerte Land (Esperanza), durch zweckmäßige Bank- und Finanzgesetze, hat ihm Vertrauen verschafft und die Opposition gemindert, so daß bei dem neuen Krieg, in welchen der Argentinische Staatenbund mit
1865. Uruguay und Paraguay wegen Grenzansprüchen gerieth, ein Krieg, der durch die Einmischung der brasilianischen Regierung größeren Umfang gewann, das ganze Land, insbesondere die Jugend der gebildeten Stände zu ihm hielt und daß über der äußeren Gefahr der Parteihader zwischen Unitariern und Föderalisten auf längere Zeit verstummte. Mitre selbst begab sich zu dem Heere. Die Bildung von Nationalgarden im ganzen Lande ging ohne Widerstand vor sich. Gegen die Einfälle der wilden Indianer des Südens suchte man sich durch Verträge und durch Anlegung von Militärcolonien zu sichern.

2. Uruguay. 2. Uruguay. Bei diesem Krieg gegen die Nachbarstaaten auf der linken Seite des La Plata und des Paraguay wurde der Präsident von Buenos-Ayres von der ge-

heimen Hoffnung getragen, es könnten die beiden Republiken, die man ungern der Argentinischen Conföderation entfremdet sah, wieder für den Gesammtstaat gewonnen, wieder mit der Ländergruppe, zu der sie durch Natur und Lage gehören, auch politisch vereinigt werden. Ist doch Montevideo in jeder Beziehung ein drohender Rivale der gegenüberliegenden Handelsrepublik Buenos-Ayres. In den zwanziger Jahren, als die Unabhängigkeit Südamerika's von Spanien bereits errungen war, stritten Brasilien und Buenos-Ayres um den Besitz der Ostseite (Banda Oriental) des La Plata. Als die Brasilianer nach langen Kämpfen die Hoffnung aufgaben, die „Cisplatinische Provinz" für ihr Reich zu gewinnen, besonders auch deshalb, weil die Einwohner selbst einer solchen Vereinigung widerstrebten, so beförderten sie die Bildung eines eigenen Staats, damit wenigstens nicht die gegnerische Handelsrepublik Buenos-Ayres an Macht zunehme. In diesem Streben wurden sie durch die vermittelnde Thätigkeit Großbritanniens unterstützt, welches durch den Friedensvertrag von Rio-de-Janeiro und 1828.
Santa-Fé bewirkte, daß sich die Provinz Montevideo als unabhängiger Staat constituirte mit einer der nordamerikanischen Union nachgebildeten Verfassung und dem Code Napoleon als Gesetzbuch. Aber wenige Jahre nachdem die Constitution der Republica Oriental del Uruguay beschworen und von den Mächten anerkannt war, erhob 24. März 1830.
sich ein innerer Streit zwischen dem Präsidenten **Ribera** und seinem Nachfolger **Oribe**, ein Streit, der bald das ganze Land in zwei Heerlager schied, indem die Conservativen, die großen Grundbesitzer in den Provinzen (Estanceros) zu Oribe hielten, die Liberalen, die Stadt- und Landbevölkerung dagegen zu Ribera. Jene wurden in Uruguay Blanquillos (Weiße), diese Colorados (Rothe) genannt. Die Parteikämpfe nahmen an Bedeutung zu, als die von dem Dictator Rosas verfolgten Unitarier aus Buenos-Ayres nach Uruguay flüchteten und sich an Ribera anschlossen, wogegen Rosas und Oribe gemeinsame Sache machten. Daraus entwickelte sich am Ende der dreißiger Jahre ein verheerender Bürgerkrieg, der sich über die beiden Nachbarstaaten ausdehnte 1839.
und nach sechsjähriger Dauer, nach verschiedenen Wechselfällen und Friedenspausen mit 1845.
der Niederlage und Flucht Ribera's endigte. Aber die Gegner Oribe's und Rosas' gaben den Widerstand nicht auf. Selbst als England und Frankreich sich mit dem Dictator von Buenos-Ayres ausglichen und dann durch vermittelnde Thätigkeit einen 1849. 51.
Frieden zwischen beiden Republiken zu begründen suchten, hatte der Krieg seinen ununterbrochenen Fortgang. Nicht einmal der Sturz und die Abreise Rosas' und die dadurch herbeigeführte Niederlage und Flucht Oribe's waren vermögend, dem auf- 1852.
geregten und zerrütteten Staate Ruhe und Ordnung zu schaffen. Der neue Präsident, durch den Einfluß von Oribe's Anhängern aus der Partei der „Weißen" gewählt, mußte einer Triumviralregierung weichen, in welcher neben dem General Ribera der Oberst **Flores** den größten Einfluß besaß, und als im nächsten Jahr Ribera starb, 1853.
wurde Flores zum Präsidenten gewählt. Damit war der Gegenpartei das Signal zu 13. Jan. 1854.
neuen Aufständen gegeben. Montevideo wurde durch Oribe abermals in Blokadezustand erklärt, Flores zur Abdankung bewogen. Der Intervention von Brasilien, 1855.
welches 4000 Mann Pacificationstruppen hatte einrücken lassen, und der vermittelnden Thätigkeit der Gesandten von England, Frankreich und Spanien gelang es, zwischen den Parteihäuptern eine Ausgleichung zu erzielen, in Folge deren ein neuer Präsident, **Pereira**, gewählt ward. Er fand aber wenig Unterstützung, so daß, als im folgenden 1856.
Jahr Oribe aus dem Leben schied, sich neue Aufstände erhoben, denen Flores nicht 1857.
fremd war. Die Insurgenten wurden jedoch, trotz des Zuzugs von Freiwilligen aus Buenos-Ayres, bei Quinteros am Rio Negro von dem Regierungs-General Medina überwunden und die beiden Anführer Freire und Diaz nebst fünfundzwanzig Offizieren 31. Jan. 1858.
erschossen. Bei der neuen Präsidentenwahl trug der Candidat der Weißen, Prudencio

1860. Berro, den Sieg über seine Mitbewerber davon; aber seine Politik fand viele Gegner. Nicht nur daß er die Forderungen Englands und Frankreichs wegen Rechtsverletzungen von Staatsangehörigen nicht befriedigte, er nahm auch gegen Brasilien eine feindselige Haltung an. Dies benutzte General Flores, der sich bisher in Buenos-Ayres aufgehalten, zu einer neuen Schilderhebung, um mit Hülfe der Liberalen (Colorados)
April 1863. die Präsidentenwürde aufs Neue an sich zu bringen. Er landete bei Colonia del Sacramento mit einer kleinen Mannschaft und erhielt schnell Zuwachs. Auch von Buenos-Ayres schlossen sich Freiwillige an den „Libertador" an, obgleich die Conföderation von Argentina sich neutral zu halten verkündet hatte. Die Wegnahme und Beschädigung einiger argentinischen Fahrzeuge mit Kriegsbedarf und Mannschaft für Flores von Seiten der Regierung in Montevideo führte zu einem gereizten Notenwechsel und zu einem gespannten Verhältniß zwischen beiden Republiken. Dadurch gewann das Unternehmen des Generals Flores, der ohnedies seinen Gegnern an kriegerischer Uebung und Gewandtheit weit überlegen war, immer mehr Fortgang. Er näherte sich der Hauptstadt auf drei Stunden und forderte in einem Manifest Volk und Heer zum Anschluß auf, damit Ruhe und Ordnung zurückkehre. Er fand jedoch nicht die erwartete Unterstützung. Als die Amtszeit Berro's zu Ende ging, wurde ein anderer Partei-
März 1864. genosse, Aguirre, an die Spitze der Regierung gestellt. Flores aber beharrte in seiner feindseligen Stellung.

Kriege in den La Plata-Staaten. Diese Lage mochte sowohl in Brasilien als in Buenos-Ayres die stille Hoffnung erzeugen, die zerrüttete Republik, deren Unabhängigkeit sie freilich einige Jahre zuvor aufs Neue garantirt hatten, für ihre Staaten zu gewinnen. Wenigstens nahmen die Brasilianer, als ein in Gemeinschaft mit England und der argentinischen Regierung unternommener Vermittelungsversuch zwischen Flores und Aguirre an der Weigerung einer Ministerveränderung von Seiten des letzteren gescheitert war, zu Land und zur See eine kriegerische Haltung an, angeblich zum Schutze ihrer Staatsangehörigen in Montevideo. Bald kam es zu Feindseligkeiten, als eine brasilianische Kriegscorvette ein uruguay'sches Transportschiff mit Lebensmitteln für die von Flores belagerte Besatzung in Mercedes wegnahm. Dadurch sah sich Flores veranlaßt, mit größerer Ener-
August 1864. gie vorzugehen. Er eroberte, zur See von Brasilien unterstützt, die Hafenstädte Salto und Paysandu und ließ am letzteren Ort, als nach dem heldenmüthigsten Widerstand die Stadt mit Sturm genommen wurde, den tapfern Oberst Gomez nebst mehreren höheren Offizieren erschießen. Die Lage wurde noch schwieriger, als die von Aguirre um Beistand angerufene Republik Paraguay das Vorgehen Brasiliens, durch welches
Novbr. 1864. das Gleichgewicht der La Plata-Staaten gestört werde, für einen Kriegsfall erklärte und auch ihrerseits Feindseligkeiten eröffnete. Das conservative Parteiregiment in Montevideo war in schlimmer Lage. Durch terroristische Maßregeln brachte man in Eile eine Armee zusammen; aber die Einschließung Montevideo's zu Land und zu Wasser durch
1865. Flores und das brasilianische Geschwader setzte die Hauptstadt in große Bestürzung. Man wagte nur schwachen Widerstand, aus Furcht, das Schicksal von Paysandu zu
15. Febr. erleiden. Als daher im Februar Aguirre's Amtszeit zu Ende ging, suchte man diesen Umstand zu einer Ausgleichung zu benutzen. Der Congreß übertrug dem Senator Vilalba die höchste Gewalt mit der Bedingung, eine vertragsmäßige Uebergabe der Stadt und die Beendigung der Blokade zu erwirken. Dies geschah durch den Friedens-
23. Febr. 1865. vertrag von La-Union, in Folge dessen Flores triumphirend in Montevideo einzog, das Aguirre und die Häupter der Weißen verlassen hatten, und als Gouverneur und Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht eine unumschränkte Herrschaft übte. Nun nahmen schnell die politischen Dinge in den La Plata-Staaten eine andere Gestalt an. Uruguay schloß mit Brasilien und Argentina einen Kriegsbund wider Paraguay, dessen

Präsident Lopez diese Friedensübereinkunft nicht zugeben wollte, weil er darin eine Gefährdung der Handelsinteressen der Republik erkannte. Bald zog die Kriegsmacht der drei verbündeten Staaten wider Paraguay ins Feld; aber gegenseitiges Mißtrauen lockerte den Bund; und da die Paraguayten sich mit Heldenmuth vertheidigten, so zogen sich nach einigen Gefechten von schwankendem Kriegsglück die argentinischen und uruguay'schen Truppen zurück und überließen den Krieg allein den Brasilianern. Während der Abwesenheit des Generals hatte die Gegenpartei der Weißen in Montevideo wieder Boden gewonnen. Man suchte sein Ansehen herabzusetzen durch die Nachrede, er sei mehr brasilianischer Feldherr als Haupt eines unabhängigen Staats. In dem Augenblick, als die Colorados damit umgingen, ihm durch die Wahl zum Präsidenten ein legitimes Ansehen zu geben, wurde Venancio Flores, als er in den Regierungspalast fuhr, von vier verschworenen Blancos durch Dolchstöße und Schüsse ermordet. 19. Febr. 1867. Empört über diese ruchlose That, wandte sich die Volkswuth gegen die ganze Partei und übte blutige Verfolgung. Unter diesen Eindrücken übertrug der Senat dem Bruder des Ermordeten, Don Manuel Flores, die höchste Gewalt, der den Kriegszustand über die Republik verhängte und alle der Blanco-Partei angehörenden Offiziere aus der Armeeliste streichen ließ. Aber noch war kaum ein Jahr verflossen, so starben einundzwanzig hervorragende Anhänger des ermordeten Generals, darunter auch sein Bruder, der provisorische Präsident, in kurzen Zwischenräumen. Ob an Gift oder an 22. Febr. 1868. der Cholera, blieb unentschieden.

3. Paraguay. Lange hatte der alte Jesuitenstaat zwischen den Flüssen Parana 3. Paraguay. und Paraguay gezögert, ehe er dem von La Plata ausgehenden Ruf nach Abschüttelung der spanischen Herrschaft Folge leistete; und als die Regierung endlich nachgab, Juni 1811. bewahrte sich der Staat die Stellung einer unabhängigen Republik. Der Congreß von Buenos-Ayres konnte das Recht der Selbstbestimmung, das er für sich in Anspruch nahm, dem Nachbarstaat nicht versagen; doch hat er es dem kleinen Lande nie verziehen, daß es seine eigenen Wege gehen wollte, und den Gedanken einer Suprematie nie aufgegeben. Nach einigen Jahren gelang es dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Dr. Francia, sich an die Spitze des Staats emporzuschwingen. Er wurde zum 1812. Dictator gewählt und einige Zeit nachher diese Würde ihm auf Lebenszeit übertragen. 1817. Und nun vereinigte er alle Regierungs- und Richtergewalt in seiner Hand, so daß er bis zu seinem Tode als unumschränkter Herr und Gebieter das Land im Sinne des früheren Systems der Jesuitenmissionen mit eisernem Arm beherrschte und es gegen das Ausland vollständig abschloß. Kein Fremder durfte ins Land, kein Eingeborner ins Ausland. Er selbst war der einzige Kaufmann, der reichste Grundbesitzer, das Haupt des Volkes. Nach seinem Tode wurde das Absperrungssystem allmählich aufgegeben. 20. Septbr. 1840. Ein Nationalcongreß trat in Assuncion zusammen, beschloß ein Staatsgrundgesetz und März 1844. ernannte Don Carlos Antonio Lopez, einen Neffen des Dictators, zum Präsidenten. Und so sehr war die einherrliche Gewalt dem Volke von Paraguay zur andern Natur geworden, daß auch Lopez die Präsidentenwürde mit dictatorischer Gewalt bis zu seinem Tode bewahrte. Wir wissen, welche Anstrengungen Rosas machte, um Paraguay mit Gewalt zum Eintritt in die Argentinische Republik zu zwingen; erst nach dem Sturze 1852. dieses gewaltthätigen Mannes wurde die Unabhängigkeit des Landes von den amerikanischen und europäischen Regierungen allgemein anerkannt. Schon vorher hatte Lopez das fruchtbare und wohlhabende Land durch Handels- und Schifffahrtsverträge dem Verkehrsleben geöffnet, und von der Zeit an war er unermüdlich bestrebt, den Staat im Geiste der Neuzeit durch Reformen und Unterrichtsanstalten zu heben. Verwickelungen und Streitigkeiten mit den Vereinstaaten Nordamerikas, mit Brasilien, mit England und Frankreich wurden ohne Waffengewalt durch friedliche Unterhandlungen und Verträge

ausgeglichen. Als der Präsident nach einer mehr als zwanzigjährigen Regierung, der zu einer monarchischen nichts als der Name fehlte, aus dem Leben schied, gab der Con-
10. Septbr. 1862. greß seine Zustimmung, daß dessen Sohn Francisco Solano Lopez, dem Testament des Vaters zufolge, die Präsidentschaft übernahm. Mit ihm gingen die Jahre des Friedens und der inneren Wohlfahrt zu Ende. Wir kennen die Ursachen des Kriegs zwischen Paraguay und Brasilien, als dieses zu Gunsten des Generals Flores in Uruguay intervenirte. Lopez, welcher fürchtete, daß durch die Verbindung der drei Staaten der Verkehr Paraguay's mit der See gehindert und die Unabhängigkeit des Landes gefährdet werden könne, trug kein Bedenken, mit dem mächtigen Nachbar, mit welchem er schon längere Zeit wegen Grenzstreitigkeiten auf gespanntem Fuße gestanden, seine Kräfte zu messen. Die gute Heerorganisation, die sein Vater gegründet und er selbst fortgeführt hatte, die kriegerische Tüchtigkeit der zur Arbeit angehaltenen abgehärteten Bevölkerung von Paraguay, der langgenährte Nationalhaß zwischen beiden Völkern flößten dem Präsidenten Vertrauen ein und ließen ihn einen günstigen Erfolg erwarten. Und dieses Vertrauen sollte nicht getäuscht werden. Man erkannte in Paraguay, daß es nicht nur auf den Sturz des Präsidenten, sondern auch auf die Selbständigkeit des Staates abgesehen sei, und dieses Bewußtsein stärkte die Kraft und den Kriegsmuth der Paraguayten. Lopez nahm den Kampf gegen den dreifachen Feind auf und hat denselben mehrere Jahre lang mit Ruhm und Tapferkeit durchgeführt. Trotz der großen Kriegsmacht der Brasilianer zu Land und zur See haben die Verbündeten Paraguay nicht bezwingen können. Vor dem Lager von Curupayti und vor der Festung Humayta begegneten sie einem heldenmüthigen Widerstand, obwohl Kaiser Pedro II. selbst und sein Schwiegersohn Louis Graf von Eu, Sohn des Herzogs von Nemours, Gemahl der zur Thronerbin erklärten ältesten Kaisertochter, zur Belebung des Muthes der Truppen sich bei dem Heere eingefunden hatten. Freilich hatte während der Zeit auch in Paraguay die Opposition gegen das bisherige dictatorische Regiment an Boden gewonnen und Solano Lopez zu mancher terroristischen Maßregel im Geiste des alten Dictators, des Gründers der Familie, gebracht. Endlich nahte auch seine Stunde.
1870. Am 1. März 1870 fand der Präsident Lopez im Kampfe gegen die Brasilianer am Ufer des Aquidaban einen ruhmvollen Tod in der Schlacht; die Reste der paraguaytischen Armee wurden zerstreut und das Land kam factisch in Besitz der Alliirten, die nun bemüht waren, mit Hülfe einer provisorischen Regierung in Assuncion das Volk zu veranlassen, sich eine neue Verfassung und ein neues Staatsoberhaupt zu geben.

Die Westindischen Inselstaaten. V. Haïti, San Domingo, Cuba. In den westindischen Inselstaaten hatten die öffentlichen Dinge einen ähnlichen Verlauf wie auf dem spanischen Festlande. In Haïti und Santo Domingo wiederholten sich die Erscheinungen, die
Republik Haïti. Aug. 1849. wir früher (XIV, 133) kennen gelernt haben. In der Republik Haïti verwandelte der Negergeneral Soulouque die Präsidentschaft mittelst eines blutigen Staatsstreiches in ein erbliches Kaiserthum mit einer octroyirten Verfassung und regierte dann als Faustin I. grausam und gewaltthätig. Er creirte einen zahlreichen Adel, stiftete einen Orden und machte seine Herrschaft zu einem Zerrbild des zweiten napoleonischen Empire. Wiederholte Versuche, auch die benachbarte dominicanische Republik zu unterwerfen, hatten einen unglücklichen Verlauf. Der Despot wurde durch den Präsidenten Santana mehrmals zurückgeschlagen, was seine Macht so sehr schwächte, daß es dem Mulatten Favre Geffrard gelang, den grausamen,
Jan. 1859. hinterlistigen Usurpator vom Throne zu stürzen und die republikanische Staatsform wieder herzustellen. Soulouque wurde zur Flucht gezwungen und verbrachte mehrere Jahre in der Verbannung auf Jamaica. Später durfte er wieder zurückkehren, starb
Juli 1867. aber bald darauf in seinem Geburtsort Petit-Gonave. Unter der Republik dauerte

die Parteikämpfe und conspiratorischen Umtriebe fort; die Führer der Factionen machten einander die Präsidentenwürde streitig und mancher fand nach kurzer Amtsthätigkeit seinen Tod durch den glücklichern Gegner. — Nicht viel ruhiger und gesetzmäßiger verliefen die Dinge in der Republik San Domingo. Wenn gleich hier keine monarchischen Umsturzversuche vorkamen, so wurde dagegen der Freistaat durch die Parteikämpfe der rivalisirenden Präsidenten, eines Santana, Baez, Cabral, Salcedo und die Umtriebe ihrer Anhänger derart in Aufregung und Verwirrung gehalten, daß sich die Republik zeitweise wieder an Spanien anschloß, eine Rückkehr zu der Monarchie des Mutterlandes, die jedoch nicht von Dauer war. Das Staatsleben der Insel besteht in ununterbrochenen revolutionären Bewegungen und Factionskämpfen, wobei Wohlstand, Cultur und Sicherheit immer tiefer sinken. Einzelne Versuche, die politische Verbindung des Inselstaats mit den Vereinsstaaten Nordamerika's zu erwirken, sind bis jetzt nicht gelungen. Noch viel eifriger war die Agitation für die Vereinigung der spanischen Colonie Cuba, der „Perle der Antillen" mit der Union, sowohl auf der Insel selbst, wo eine zahlreiche Annexionspartei den Anschluß betrieb, als in Washington, wo man die spanische Regierung zu einem Kaufvertrag zu bewegen suchte und als das Anerbieten zurückgewiesen ward, ein Auge zudrückte, wenn Freischaarenführer wie Oberst White und Narciso Lopez mit Hülfe der malcontenten einheimischen Bevölkerung auf revolutionärem Wege die Vereinigung durchzuführen suchten. Lopez wurde gefangen und in der Havanna durch die Garotte hingerichtet; aber die Annexionsgelüste dauerten fort, besonders unter den sclavenhaltenden Südstaaten und ihrem Gönner, dem Präsidenten Buchanan. Der große Bürgerkrieg in den Vereinsstaaten, der die Abschaffung der Sclaverei in den conföderirten Staaten zur Folge hatte, dämpfte bei den sclavenbesitzenden Cubanern die Sympathien für den Anschluß an den amerikanischen Continent; desto lebhafter regte sich auf der Insel selbst das Streben nach Unabhängigkeit von der spanischen Herrschaft, nach Autonomie und Selbstregiment, ein Streben, das sich während der politischen und revolutionären Wirren des Mutterlandes, die wir bald kennen lernen werden, bis zum Aufruhr und Bürgerkrieg steigerte. Ein Theil der Insel constituirte sich unter der Leitung des Advokaten Cespedes und des Gutsbesitzers Aguilera als Republik und bildete eine Streitmacht, welche den spanischen Truppen erfolgreichen Widerstand leistete. Hätte man in Washington der revolutionären Erhebung der cubanischen Insurgenten und Republikaner Vorschub geleistet, so würden die Spanier trotz der großen Anstrengungen um die Erhaltung ihrer letzten transmarinischen Besitzung die fruchtbare und reiche Insel schwerlich zu behaupten vermocht haben; allein bei dem Congreß hat sich seit der Reconstruction der Republik das Verlangen nach dem Besitze Cuba's wesentlich vermindert. Man kam zu der Einsicht, daß eine so bedeutende Vermehrung der schwarzen Bevölkerung und ein Zuwachs von fast einer Million bigotkatholischer Spanier für die Vereinsstaaten eher eine Verlegenheit als ein Gewinn wäre. So dauerte denn bis zur Stunde der Kampf zwischen Spanien und Cuba unentschieden hin und her.

San Domingo. Cuba. 1846. 1851. 1869.

4. Die vereinigten Staaten Nordamerikas.

a. Bundesverfassung und Sclavenfrage.

Im Anfange der fünfziger Jahre, als Europa an tiefen Wunden blutete, wurde das freie Amerika als das Land der Zukunft gepriesen, und viele Europa- Die Europamüden.

müde, die in der alten Heimath ihre Ideale zerschlagen sahen, viele Flüchtlinge, Compromittirte oder Verdächtige, die der Arm der Gerichte oder der Polizei bedrohte, viele Bedrängte, die zu Hause ein kümmerliches Auskommen hatten und dem Druck der Nahrungssorgen entfliehen wollten, viele ruhelose Leute, die ihr Glück in der Ferne suchten oder unklaren Zielen und trügerischen Hoffnungen und Träumen nachjagten, setzten über das Meer, um in der neuen Welt ein neues Dasein zu beginnen. Manchem regsamen und thätigen Europäer von kräftigen Armen und gesundem Verstand mochte es gelingen, in dem weiten Erdtheile mit seinen gewerbreichen Handelsstädten und unerschöpflichen Hülfsquellen, wo der Arbeitslohn hoch ist und der Landerwerb billig, sich zu Wohlstand und einer ehrenvollen Stellung im bürgerlichen Leben aufzuschwingen; aber gar Viele erkannten bald, daß auch dort das Erdenleben voll Mängel und Unvollkommenheiten sei, und daß die Mißstände und Leiden, denen sie entflohen, dort durch andere Gebrechen und Schäden reichlich ersetzt wurden. Wenn sie glücklich landeten, wenn es ihnen nicht erging, wie den unglücklichen Passagieren der
31. Septbr. 1858. „Austria", welchen nur die schreckliche Wahl gelassen war, entweder in den Flammen des brennenden Schiffes oder in der Tiefe des Meeres zu sterben, so hatten sie dort unter dem Egoismus und Eigennutz der Eingeborenen (Natives), welche mit Neid und Mißtrauen auf den wachsenden Einfluß der neuen Ankömmlinge blickten, und unter der Lieblosigkeit und Herzenshärte der erwerbsüchtigen Bevölkerung zu leiden. Wie viele Drangsale sie auch im alten Vaterland zu ertragen haben mochten, die kalte Selbstsucht, die ihnen im jenseitigen Erdtheil auf Tritt und Schritt entgegen kam, war ihnen sicherlich eine neue fremdartige Erscheinung: die Nächstenliebe und die brüderliche Hülfe, die in Europa auch in der niedrigsten Hütte einkehrt, haben sie dort vergebens gesucht.

Aufschwung der Vereinigten Staaten. Es soll nicht geleugnet werden, daß das Selbstgefühl der Amerikaner, verbunden mit der Energie und dem Unternehmungsgeist jugendlicher Völker, von großartigen Erfolgen begleitet war: sie haben in rascher Folge von Frankreich Louisiana, von Spanien Florida erworben und in ihren Staatsverband aufgenommen (XIV. 140. 722); sie haben das westliche Oregon durch Besiedelung der Stromthäler des Columbia gewonnen (S. 8) und den Mexicanern Texas, Neu-Mexico und das Goldland Californien entrissen; sie haben das Mississippiland, das noch vor sechszig Jahren eine öde Wildniß war, durch Fleiß, Ausdauer und Geschicklichkeit in das Cultur- und Industrieleben der Union gezogen; sie haben einen Riesenstaatenbund geschaffen, der von den canadischen Seen im Norden bis an den Golf von Mexico reicht und von dem atlantischen Ocean und dem stillen Weltmeer begrenzt wird, und dies Alles weniger durch das Schwert, als durch friedliche Verträge, weniger durch Eroberung, als durch freiwilligen Anschluß der Bewohner. Und wie sie die angrenzenden Länder allmählig sich aneigneten, so daß der Staatenumfang in einigen Jahrzehnten sich mehr als verdoppelte, so wußten sie auch die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, die sie einst gegen

das englische Mutterland siegreich verfochten, kräftig und standhaft zu wahren. Der napoleonischen Continentalsperre und der anmaßenden Seedictatur Englands begegnete Präsident Jefferson durch die berüchtigte Embargoacte (1807), die zwar die amerikanische Marine sicherte und die Landesindustrie förderte, aber Handel und Wandel schwer schädigte; daher auch das Verbot bald eingeschränkt, dann aufgehoben ward. Auch aus dem wechselvollen und verlustreichen Krieg mit England, den wir früher erwähnt haben (XIV, 722), gingen die Vereinigten Staaten ohne Einbuße ihrer Ehre und maritimen Machtstellung hervor. Als im Jahre 1823 die europäische Reaction, die wir früher kennen gelernt (XIV, 563 ff), mit dem Plane umging, die abgefallenen spanischen Provinzen wieder in die alten Fesseln zu schlagen, wurde auf den Rath des greisen Jefferson, des Mitbegründers der Nordamerikanischen Republik, unter dem verständigen, ehrenwerthen Präsidenten Monroe von dem Congreß der Grundsatz aufgestellt, daß Decbr. 1823. keine Einmischung europäischer Mächte in die Angelegenheiten Amerika's geduldet werden sollte, ein Grundsatz, der unter dem Namen „Monroe-Doctrin" bis zur Stunde für die Politik der Vereinsstaaten maßgebend geblieben ist und über seinen ursprünglichen Zweck ausgedehnt öfters als Vorwand für feindselige Schritte mißbraucht wurde. Nicht minder waren die Amerikaner bemüht, in ihrem Staatsleben Freiheit und Selbstbestimmung mit Gesetz und obrigkeitlicher Autorität in Verbindung zu halten, indem sie das ursprüngliche Prinzip (XIII, 303), daß nur die gemeinsamen Angelegenheiten der Union von der Central-Regierung besorgt werden, die innere Verwaltung der einzelnen Staaten dagegen, mit Einschluß der Gerechtigkeitspflege, jedem Staate überlassen bleiben sollte, strenge durchzuführen suchten.

Aber mit diesen Vorzügen, in welchen die freiheitliche Entwickelung und Wunde Flecken. das Gedeihen im Innern, wie das Ansehen und die Macht nach Außen wurzelten, waren auch Gebrechen und Entartungen verbunden. Nicht immer hielt sich die Erwerb- und Vergrößerungssucht in den Schranken der Gerechtigkeit und der Anerkennung fremder Rechte; die abenteuerlichen und rechtswidrigen Unternehmungen der Flibustierbanden, durch welche Cuba und die Küstenländer Central-Amerika's für das Bundesreich gewonnen werden sollten, fanden in den Vereinsstaaten Hehler und Förderer, wenn auch die Unionsregierung selbst ihnen keinen Vorschub leistete. Und wie sehr immer patriotische Staatsmänner bestrebt waren, den Föderalismus festzuhalten, das Prinzip der Selbstbestimmung der Einzelnen mit der Gesetzesmacht der Gesammtheit zu verbinden; unter der Vereinsform schlummerten tiefwurzelnde Leidenschaften und politische und sociale Gegensätze, die dem Fernstehenden so lange verborgen blieben, als die nationale Gesammtkraft mehr nach Außen, mehr auf Ausdehnung und Abrundung ihres Gebiets, auf Erweiterung ihrs Handels und ihrer Erwerbsthätigkeit, auf Ordnung und Consolidirung des Finanz- und Bankwesens gerichtet war; die aber scharf zu Tage traten, als der gesteigerte Bildungsstand zu inneren Reformen,

zu neuen Entwicklungsstufen, zu gleichmäßigeren Normen und Verhältnissen drängte.

Die Nord- u. Südstaaten.

Schon lange hatte eine einschneidende Rivalität zwischen den Nord- und Südstaaten in den Gemüthern Wurzel gefaßt, eine Rivalität, welche auf der Verschiedenheit der Interessen, der Anschauungen, der Lebensgestaltungen beruhend, schließlich in der Sclavenfrage ihren Mittel- und Ausgangspunkt fand. Ueber ein halbes Jahrhundert waren die Männer des Südens der herrschende Theil der Unionsregierung; im Besitze großer Ländereien mit Zucker- und Indigoplantagen, mit Reis- und Maisfluren, mit ausgedehnten Tabak- und Baumwollefeldern, die sie durch Sclaven bebauen ließen, lebten sie in großem Wohlstande und waren dadurch in die Lage gesetzt, sich feinere Bildung anzueignen. Die meisten Staatsmänner, die in der Heimath durch Geist und Verstand, im Auslande durch elegante Formen, durch gesellschaftliche Gewandtheit, durch ein gentlemännisches, vom Selbstgefühl der nationalen Macht und Freiheit gehobenes Betragen glänzten, gingen aus den Reihen der südstaatlichen Gutsbesitzer hervor; Virginien, das einst den großen Washington ins Feld gestellt, wo seit den Tagen der Gründung ein aristokratisches, ritterliches Wesen heimisch war, wurde als das „Mutterland der Präsidenten" bezeichnet; als reiche Productenhändler waren die Männer des Südens in der Geld- und Handelswelt angesehene „respectable" Leute. Die Erweiterung der Vereinsstaaten durch das von Frankreich abgetretene Louisiana und die von Spanien erworbene Halbinsel Florida war dem Süden zu gute gekommen und hatte dessen Machtstellung gehoben. Aber schon im zweiten Jahrzehnt trat im Congreß eine Opposition der Nordstaaten gegen das südländische Uebergewicht zu Tage. Da der Strom der europäischen Einwanderer sich vorzugsweise dem Norden zuwandte, wo die Erwerbung kleiner Eigengüter leicht bewerkstelligt werden konnte, die Arbeit geachtet war und ein mannigfaltigeres Industrieleben dem Fleißigen und Geschickten Gelegenheit zum Erwerb bot, so kam der Süden, wo die Beschaffenheit des Grundeigenthums und die Art der Bebauung die Niederlassung freier Ansiedler erschwerte, und der instinctive Widerwillen gegen das Sclavenwesen sowie der Unmuth über die Verachtung des geringen, auf Arbeit angewiesenen Mannes die Europäer fern hielt, in Gefahr allmählich überstimmt zu werden und sein Uebergewicht einzubüßen. Er suchte daher bei der Ausdehnung des Bundesgebiets nach Westen die neugegründeten Staaten in seine Lebensordnungen und Culturkreise hineinzuziehen und insbesondere dem Sclavensystem, das die Grundbedingung und Basis seiner Existenz in den bisherigen Formen und Ueberlieferungen bildete, weitere Ausdehnung zu verschaffen.

Die Sclavenfrage.

Diese widerstrebenden Richtungen gaben sich zuerst kund, als Missouri um Aufnahme in das Staatengebiet der Union nachsuchte. Eine ansehnliche Partei im Congreß verlangte, daß man die Zulassung des neuen Staates nur unter der Bedingung gewähre, daß die Sclaverei darin ausgeschlossen bleibe. Zwei Jahre lang dauerte der Kampf um diese wichtige Prinzipfrage; sie drohte

die ganze Union zu sprengen; endlich siegten die Männer des Südens: durch die Vermittlungsacte Clay's, „Missouri-Compromiß" genannt, sollte das Sclavensystem in Missouri gestattet, aber in Zukunft über keinen Staat, der sich nördlich von 36° 30′ Breite bilden würde, ausgedehnt werden. In diesem Sinne wurde im Jahre 1820 zu St. Louis die Constitution aufgestellt und Missouri somit in die Zahl der sclavenhaltenden Staaten eingereiht. Von der Zeit an standen die Parteien mit wachsender Eifersucht und tödtlichem Mißtrauen einander gegenüber. Bei jeder politischen Maßregel forschte man mit Argusaugen, welche Consequenzen dieselbe für das sclavenhaltende System haben könnte. Als im Jahre 1825 der Präsident John Quincy Adams auf Betreiben des feurigen phantasievollen Staatssecretärs Clay die Idee einer Verbrüderung aller amerikanischen Republiken im Norden wie im Süden anregte und zu dem Ende einen allgemeinen Congreß in Panama in Vorschlag brachte, wußten die Vertreter der Sclavenhalterinteressen den Plan zu vereiteln, in der Besorgniß, die politische Allianz möchte in den mittel- und südamerikanischen Staaten dem Geiste der Emancipation Leben und Kraft verleihen und ihr eigenes System zu Falle bringen. Aus derselben Ursache hintertrieben sie die Aufnahme der Negerrepublik Haïti in den amerikanischen Völkerbund, weil dadurch die inländischen Sclaven zur Nachahmung verleitet werden könnten. Einen neuen Erisapfel warf die Texasfrage in die Union (XIV, 649). Als dieses ursprünglich zu Mexico gehörige Gebiet, wo sich im Laufe der Jahre viele Angloamerikaner angesiedelt hatten, nach mehrjährigen Kämpfen sich von dem Nachbarstaat losriß und dann seine Vereinigung mit den Vereinsstaaten nachsuchte, bewirkten die Vertreter der Sclavenstaaten, daß nicht nur Texas als neuer sclavenhaltender Staat in den Bund aufgenommen ward, sondern daß die nördlichen Grenzlande, die man im Krieg mit Mexico dazu eroberte, dieselbe Befugniß erhielten (1845), obwohl in Mexico schon vor zwanzig Jahren die Sclaverei abgeschafft worden war. Das sog. „Wilmot-Proviso", wonach bei neuen Staatenbildungen die Sclaverei unzulässig sein sollte, vermochte bei dem Senat nicht durchzudringen. Die leidenschaftlichen Kämpfe, die über die Stellung von Texas zur Union geführt wurden und die Parteien Jahrelang in Athem hielten, wurden noch einmal durch „Clay's Compromiß" vom Jahre 1850 nothdürftig gedämpft und ausgeglichen. Nun bildeten die Sclavenstaaten ein geschlossenes Ganze, und da in der Unionsverfassung die Auslieferung entlaufener Sclaven gesetzlich bestimmt war, und die „Einfanggesetze" mit der größten Härte und Inhumanität gehandhabt wurden, so waren die Plantagenbesitzer und Baumwollepflanzer des Südens in ihrem Eigenthum sicher gestellt, so lange die Verfassung unverändert zu Rechte bestand.

Die Parteistellung.

Noch einige Jahrzehnte bewahrte der Süden das Uebergewicht in der Union trotz des Widerstandes der „Abolitionisten", die aus Gründen der Humanität, Religion und Politik die Abschaffung der Sclaverei herbeizuführen suchten, und der „Freibodenmänner" (Freesoilers), welche der Ausdehnung der

Sclaverei auf „Territorien“, d. h. auf die erst in Zukunft zu bildenden Staaten der Union, widerstrebten. Reichthum, Bildung, Erfahrung in den Geschäften des Staats wie des Kriegs, großartiger Waarenabsatz und vor Allem die auf die Gemeinsamkeit der Interessen gegründete Eintracht verliehen dem Süden Macht und Einfluß über den gespaltenen Norden. Um den zahlreichen Gegnern des Sclaventhums, die sich gegen Ende der fünfziger Jahre zu der großen Partei der „Republikaner“ vereinigten, die Stirne bieten zu können, machten die Sclavenhalter gemeine Sache mit den „Demokraten“, den Anhängern des Grundsatzes von der Staatensouveränetät und Vertheidigern der Sclaverei in den Staaten und Territorien, einer umfassenden Partei, der sowohl die reichen Guts- und Plantagenbesitzer als viele abhängige Leute der unteren Volksklasse angehörten, und wußten mit deren Hülfe in der Regel bei den Präsidentenwahlen den von ihnen aufgestellten Candidaten an die Spitze der Regierung zu bringen, wodurch, da die Minister und Beamten stets aus der Partei des Staatsoberhauptes gewählt wurden, die Leitung des Ganzen in ihren Händen lag.

Bundesstaat oder Staatenbund? Die amerikanische Bundesrepublik war das Resultat einer glücklich vollbrachten Revolution und wir haben gesehen (XIII, 302 ff.), wie wenig politische und staatsrechtliche Theorien bei der Grundlegung des neuen Föderativstaates zur Geltung kamen. Man richtete ein republikanisches Gemeinwesen ein, wie es die Logik der Thatsachen forderte. Prinzipiell mag, wie H. v. Holst in seinem Buch „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika“ (Düsseld. 1873) nachweist, die Idee der Staatseinheit bei der gesetzlichen Organisirung als Grund- und Eckstein des Verfassungsbaues vorgeschwebt haben: „Derselbe Streich, welcher die Verbindung zwischen den Colonien und dem Mutterlande zerriß, warf auch die Scheidewände nieder, welche bisher eine politische Verbindung der dreizehn Cantone verhindert hatten. Sie wurden thatsächlich in Ein Volk zusammengeworfen, das sich mit dem Schwerte seine nationale Selbständigkeit zu erringen suchte.“ Daraus folgte aber selbstverständlich, daß in dem Congresse und der Unionsregierung nicht die ehemaligen Colonien als solche vertreten seien, sondern die Bevölkerung derselben als ein Theil des gesammten Volks; daß der Kongreß das Organ der „souveränen Nation“ sei. Aber wir wissen, wie viele particularistische Elemente erst überwunden werden mußten, ehe der staatsrechtliche Begriff der Union als eines einheitlichen Staatsorganismus praktische Geltung erhielt, als politisches Fundamentaldogma Anerkennung fand. Thatsächlich war die Unionsverfassung, die im Jahre 1789 „einem widerstrebenden Volke durch die zermalmende Nothwendigkeit abgerungen worden“, noch viele Decennien hindurch eine Reihe von Compromissen und Concessionen, die man mit Gesetzeskraft ausstattete. Die fanatische Opposition der Einzelstaaten gegen eine „consolidirte Regierung“, die über ein Jahrzehnt nach der Unabhängigkeitserklärung die Constituirung einer nationalen Staatsgewalt verhindert hatte, dauerte wenn auch mit geschwächter Widerstandskraft noch lange fort. Wie oft wurde das Nationalbewußtsein durch Sonderinteressen und selbstsüchtige Zwecke erstickt! Man vermied es absichtlich, durch staatswissenschaftliche Doctrinen die Widersprüche in der Auffassung sich zum klaren Bewußtsein zu bringen. „Alles was sich erzielen ließ“, versichert Holst, „war eine mehr oder minder fest zusammenhängende Kette von Vereinbarungen, deren Gesammtresultat die Verhinderung einer Auflösung der Union und die Schöpfung einer Bundesgewalt war, welche in so weit den Charakter

einer Bundesregierung trug, daß die Möglichkeit eines innigeren Ineinanderverwachsens der Bundesglieder gewonnen war." Schon im Jahre 1798, als der Präsident Adams, um den Wühlereien der französischen Revolutionspropaganda einen Damm entgegenzuwerfen, die „Fremden- und Aufruhr-Gesetze" erließ, gaben die Legislaturen von Virginia und Kentucky Erklärungen ab, welche die Bundesregierung und die Staaten als gleichberechtigte Parten hinstellten und diesen ein gleiches Recht zuerkannten, über Verfassungsverletzungen wie über die Weise und das Maß der Abhülfe „zu richten", und faßten den Beschluß, daß „wo die Bundesregierung sich Gewalten anmaßt, die nicht verliehen worden sind, eine Nullification des Aktes das rechtmäßige Abhülfsmittel ist; daß jeder Staat ein natürliches Recht hat, in Fällen, die nicht in dem Vertrage begriffen sind, kraft seiner eigenen Autorität alle Anmaßung von Gewalten Anderer innerhalb seiner Grenzen zu nullificiren." Als unter der Präsidentschaft Jefferson das südliche Mississippigebiet Louisiana mit New-Orleans von Napoleon durch Kauf erworben ward, erklärte die föderalistische Opposition, daß zu einem solchen Beschluß die Zustimmung jedes einzelnen Staates nothwendig sei. Die Legislatur von Georgia weigerte sich (1825) in inneren Streitsachen staatsrechtlichen Charakters die Competenz des Oberbundesgerichts anzuerkennen.

Die nachgeborenen Geschlechter, denen die Schöpfungsjahre der Constitution in die Ferne gerückt waren, faßten das Werk als eine Art politischer Inspiration der Weisheit der Väter auf und übersahen die Mängel und schadhaften Stellen oder verhüllten die Blößen durch legislative Abkommen, welche die auftauchenden Streitfragen und Conflicte in ihrer folgerichtigen Entwicklung hemmten, die Lücken und Spalten durch Nothbrücken verbanden, den Gedanken einer Auflösung der Union, der in erregten Zeitläuften öfters als Radicalmittel in die Parteikämpfe geschleudert ward, unterdrückten. Das ging eine Zeitlang an. Aber je mehr die Gegensätze der einzelnen Staaten und Staatengruppen zu Tage traten, desto mehr erforschte man die Entstehungsgeschichte und die Fundamentalbestimmungen der Bundesverfassung. Und da kam man denn, wie bei Gelegenheit des Sonderbundes in der Schweiz, zu Auffassungen von so divergirendem Charakter, daß eine Ausgleichung nur durch die Gewalt des Schwertes zu erzielen war. Ueber die prinzipielle Existenzfrage, ob die Constitution von 1789 eine unverletzliche organische Staats- und Lebensordnung sei, die wie ein religiöses Grunddogma stets heilig und unanfechtbar festgehalten werden müsse, oder ein freiwilliger Vertrag, eine Vereinbarung unter festen Bedingungen und Voraussetzungen, ließ sich in leidenschaftlich bewegten Parteiströmungen nicht mit Worten und Argumenten streiten. So bildete die Sclavenfrage, wie in der Schweiz die Jesuitenfrage, den Ausgangspunkt zu einem politischen Prinzipienstreit, ob die Vereinigten Staaten Nordamerika's als ein unlösbarer Bundesstaat oder als ein vertragsmäßig geschlossener Staatenbund zu betrachten seien.

Die Sclavenpolitik.

Die Sclavenfrage war eine böse Wunde in der ganzen Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten. Als eine Giftpflanze war das Institut der Sclaverei von der britischen Herrschaft, die es begünstigt hatte, auf die Republik übergegangen und hatte in fast allen Staaten Boden gefaßt. Aber die nördlichen Staaten, deren wirthschaftliche Verhältnisse die freie Arbeit begünstigten, schafften die Sclaverei nach und nach ab oder nahmen sie gar nicht auf. Desto mehr wucherte sie in den Südstaaten, deren Wohlstand und Lebensexistenz, wie wir so eben gesehen, unlösbar mit dem Sclavenwesen verflochten war. Daher wiesen sie auch mit fanatischer Eifersucht jedes Eingreifen des Congresses in die Sclavenpolitik ab. So oft an die delicate Frage gerührt wurde, erhob sich eine stürmische Opposition. Als im Jahre 1790 die Quäker von Pennsylvanien und Newyork, die aus christlicher Philantropie den Menschenhandel bekämpften,

den Congreß in einer Adresse um Abschaffung der Sclaverei angingen, konnte man an den leidenschaftlichen Declamationen und Drohungen der südstaatlichen Abgeordneten ersehen, welchen wunden Fleck man betastet hatte. Im hochfahrendsten Tone wurde der Versammlung das Noli me tangere entgegengeschleudert und jede Einmischung derselben als über ihre Befugnisse gehend zurückgewiesen. In dem Genter Frieden, der den englisch-amerikanischen Krieg im Jahre 1814 beendigte, versprach die Regierung in Washington mit England gemeinschaftlich das Aufhören des Sclavenhandels zu betreiben. Und nun suchte man wenigstens die Einführung der afrikanischen Neger zu verhindern. Das war aber ein unwirksames Palliativ: die Fortpflanzung im eigenen Lande lieferte hinlänglichen Nachwuchs; und wie konnte denn dem Schleichhandel genügend gesteuert werden, wenn die Bevölkerung selbst ihm allen Vorschub leistete? Auch die Gründung des Negerstaats Liberia an der Westküste von Afrika durch Abolitionistenvereine entsprach nur wenig dem Zweck, den die Gegner der Sclaverei im Auge hatten. Die entgegengesetzten volkswirthschaftlichen und merkantilen Interessen, die den Norden dem System der Schutz- und Eingangszölle geneigt machten, während der Süden dem Freihandel zusteuerte, schärften die Conflicte und die Eifersucht. Als im Jahre 1829 unter der Präsidentschaft Jackson's ein hoher Zolltarif eingeführt ward, brachte Calhoun, einer der einflußreichsten Staatsmänner seiner Zeit, mehrere Staaten des Südens, insbesondere Südcarolina in solche Aufregung, daß schon damals eine Secession in Aussicht stand. Calhoun, ein hitziger, leidenschaftlicher Mann von irischer Abkunft, bewirkte, daß Südcarolina nach dem Vorgange von Virginien und Kentucky vor dreißig Jahren sich für die „Nullificationsakte" aussprach, somit den Zolltarif als eine Ueberschreitung der von den Einzelstaaten der Bundesregierung delegirten Gewalt erklärte. Die Zurückweisung des Beschlusses in einer energischen Proclamation Jackson's (December 1832) brachte die Gefahr eines Bürgerkrieges und einer Secession nahe. Doch gelang es schließlich mittelst eines Compromiß-Abkommens den klaffenden Spalt noch einmal zu überbrücken. Aber der Gegensatz zwischen Unionisten und Staatenrechtlern, der mit der Sclavenfrage aufs Innigste zusammenhing, dauerte fort und gestaltete sich immer schärfer.

Taktik der Sclavenhalter. Man kann nicht behaupten, daß die Männer des Südens im Anfang ihren Einfluß und ihre vorwiegende Stellung in der Regierung und im Congreß zu Parteizwecken, zum eigenen Vortheil einseitig mißbraucht hätten. In ihren politischen Anschauungen wurden sie von höheren Ideen getragen, als die Feudalen und Aristokraten der europäischen Staaten. Sie ließen es geschehen, daß die fremden Waaren mit bedeutenden Eingangszöllen belastet wurden, obwohl, da die Handelsschiffe meistens in den bequemer gelegenen Seehäfen des Nordens einliefen, der Gewinn hauptsächlich jenen Staaten zufloß, während sie selbst alle europäischen Waaren, insonderheit die Luxusgegenstände und Kunstproducte, deren sie in so reichem Maße bedürftig waren, um höhere Preise kaufen mußten. Sie legten den Ansiedelungen freier Einwanderer in den Territorien des Westens keine Schwierigkeiten in den Weg, obwohl sie fürchten mußten, daß diese Territorien, sobald sie sich zu eigenen Staaten formirten, auf die Seite ihrer Gegner treten würden. Aber in dem Einen Punkte, in der Sclavenfrage, die freilich für sie eine Lebensfrage war, ließen sie sich auf keinerlei Zugeständnisse oder Transactionen ein. Hier standen Alle für Einen; hier vertheidigten sie die Grenzlinie

mit fanatischer Heftigkeit, weil sie richtig erkannten, daß hier jedes Nachgeben eine Niederlage ihres Prinzips zur Folge haben würde. Sie waren klug genug, ihre Sclaven, deren Zahl sich auf vier Millionen belief, in einer Weise zu behandeln, daß nur selten Gelegenheit gegeben war, die Rechte der Humanität und Menschenliebe gegen sie geltend zu machen. Zu ihrer Vertheidigung wurde angeführt, daß die Gutsbesitzer des Südens über ihre Sclaven ein patriarchalisches Regiment übten. Würden diese einerseits als Sache betrachtet, die dem Kauf und Verkauf unterläge, so ständen ihnen doch anderseits auch wieder gewisse durch gemeinsame Uebereinkunft der Herren festgesetzte Personenrechte zu, die sie gegen Mißhandlung und Tödtung sicher stellten, die ihre Ehen und die Verhältnisse der Kinder zu den Eltern ordneten, die sie in Stand setzten, sich durch Ersparnisse ein kleines Eigenthum zu erwerben, die ihre Freilassung unter den Schutz der Gesetze nahmen. Aber alle diese Bestimmungen waren nur die Ergebnisse des eigenen freien Willens der Herren, die je nach der Natur und dem Charakter des Besitzers eingehalten oder mißachtet wurden; die Schutzrechte der Sclaven waren nur ein erweitertes Haus- und Hofrecht, das dem Herrn gewisse Pflichten der Humanität und Pietät auflegte, ihn aber nicht in seinem vollen Eigenthumsrecht beschränkte.

Je mehr die Gutsbesitzer bemüht waren, die Gebote der Menschlichkeit und der christlichen Sitte in der Behandlung ihrer Sclaven walten zu lassen, theils aus natürlichem Rechts- und Billigkeitsgefühl, theils um den Gegnern keine Blöße zu Angriffen zu geben, desto eifersüchtiger hüteten sie das Eigenthumsrecht, das unantastbare Prinzip ihres irdischen Lebensglücks. Es waren nur Sophismen, wenn sie ihren Gegnern vorhielten, daß auch in den Nordstaaten die Neger nicht auf gleicher Linie mit den Weißen ständen, daß sie von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen und als eine untergeordnete Menschenklasse betrachtet würden; es handelte sich nicht um die gesellschaftliche Besserstellung der schwarzen Bevölkerung, sondern um die Abschaffung eines unmoralischen und unchristlichen Instituts. Freilich waren es erhebliche praktische Gründe, wenn die Sclavenbesitzer geltend machten, daß man ihnen durch die Freigebung der Neger ein unersetzliches Kapital rauben würde, daß das Klima des Südens den weißen Mann zu ausdauernder Arbeit unfähig mache, daß der Schwarze, wie die Erfahrung unwiderleglich darthue, nur durch Zwang zur Arbeit zu bringen sei; ihre Argumentation konnte durch keine realen Gründe umgestoßen werden, wenn sie behaupteten: „so lange man das Klima des Südens nicht erträglich für Weiße machen kann, und für die natürliche Faulheit des Schwarzen und für seinen Mangel an Selbstachtung, welcher Diebstahl dem Fleiße vorzieht, kein entgegenwirkendes Mittel entdeckt, muß die unfreie Arbeit die einzig mögliche und daher die billigste bleiben, welche für die Erzeugnisse des Südens verwendet werden kann. Die Arbeit des Südens ist hauptsächlich eine solche, die körperliche Stärke und Gleichförmigkeit ohne Urtheilskraft voraussetzt; dazu ist der afrikanische

Die meritorische Bedeutung der Sclavenfrage.

Sclave allein geeignet." Aber vor der Macht sittlicher Ideen müssen Nützlichkeitslehren, müssen praktische Schwierigkeiten und Bedenken zurückstehen. Hohe ideale Güter können nur im heißen Kampf mit den Mächten der Erde errungen und durchgesetzt werden. Man führte lange nur Scheingefechte um die Außenwerke; endlich erfolgte der Angriff auf das Bollwerk selbst, auf die feste Burg, in welcher die Quelle des Reichthums, der goldene Zauberbrunnen, verschlossen war.

Die Opposition gegen die Sclaverei im Wachsen.

Immer zahlreicher wurde unter den „Republikanern" des Nordens die Partei, welche die Aufhebung der Sclaverei in ganz Amerika auf ihre Fahne schrieb und mit allen Mitteln, in der Presse, auf der Kanzel, in öffentlichen Reden, ihre Grundsätze zu verbreiten suchte. Ihr Stammsitz war Boston, die Metropole der Freiheit und Intelligenz. Ihre Zahl und moralische Macht steigerte sich mit jedem Jahr durch die Einwanderungen aus Europa. Denn wie verschiedenartig auch die der neuen Welt zuströmende Bevölkerung an Bildungsstand, Ansichten und gesellschaftlicher Stellung sein mochte, Anhänger und Verfechter der Sclaverei mögen sich nur wenige unter ihnen befunden haben; solche Einrichtungen waren längst in Europa, namentlich in Deutschland, durch die öffentliche Meinung mit dem Fluche der Verdammung belegt worden; durch die Literatur der Humanität, durch die geistige Macht der Philosophie, durch höhere religiöse Anschauungen war der Begriff von einer Gesammtmenschheit, von einem Menschengeschlecht, das alle Racen umfaßt, als ein unumstößliches Axiom in alle Klassen eingedrungen; die Humanitätsidee, womit die Gleichartigkeit des Menschengeschlechts in allen Lebensfunctionen und Rechten aufs engste zusammenhängt, war der Grund- und Eckstein der modernen Gesammtbildung. Wer nur von einem Strahl des Lichtes, das von den großen Geistern am Ende des vorigen und am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts ausging, leise berührt war, dem mußte die Rechtfertigung der Sclaverei durch andere als Nützlichkeitsgründe als ein Mißbrauch der Vernunft, als ein Ausfluß sündhafter Ueberhebung, als das Resultat des herzlosesten Egoismus erscheinen. An diesen Einwanderern hatte daher die Partei der Abolitionisten und Freibodenmänner eben so eifrige Förderer ihrer Sache als die Sclavenhalter Gegner; und da die westlichen Staaten hauptsächlich von den neuen freien Ansiedlern bevölkert wurden, so war dort bald der Hauptheerd der Agitation und des Prinzipienkampfes. Es war daher ein richtiger Instinkt der Männer des Südens, wenn sie durch ihre Satelliten im Norden, die demokratischen „Knownothings", welche das echte puritanische Yankeethum gegenüber den katholischen Irländern und den indifferenten Deutschen festzuhalten suchten, der Aufnahme der Fremden in das Bürgerrecht entgegenarbeiteten. Mit der vermehrten Einwanderung stieg auch der geistige Verkehr zwischen Europa und Nordamerika; die Zahl der Reisenden wuchs, viele junge Amerikaner besuchten deutsche Universitäten und brachten neue Kenntnisse und philosophische Anschauungen in die Heimath zurück. Diese und andere Ursachen stärkten in den vierziger und fünfziger Jahren die Opposition gegen das Sclaven-

system, welche bald in allen Theilen des Nordens mit gleicher Macht hervorbrach; eine heftige Polemik, die sich in die Literatur und in die Kirche Bahn brach, entfaltete ihre aufregende Wirksamkeit. Wer erinnert sich nicht des großen Aufsehens, welches im Jahre 1852 der Roman „Onkel Toms Hütte" von Harriet Beecher Stowe in ganz Europa hervorbrachte? (XIV, 986). In Zeitungen, Flugschriften, Kanzelreden wurde die Sclaverei angegriffen und ihr Fortbestehen als Schandfleck der amerikanischen Verfassung dargestellt. Keine Schattenseite, keine Unwürdigkeit, keine Schmach, die dem Sclavensystem anklebte, blieb ungerügt. Man fand Beispiele in Menge, wo die Gesetze nicht hinreichten, die unfreien Arbeiter gegen die Brutalitäten gewinnsüchtiger und hartherziger Gebieter zu schützen; es kam zu Tage, daß, da durch den Congreß wie durch die europäischen Seemächte die Einfuhr neuer Sclaven aus Afrika verboten und damit der Menschenhandel sehr erschwert war, in Amerika selbst „Züchtungsanstalten" zur Vermehrung der Sclavenbevölkerung bestanden, daß es nicht selten vorkam, daß Sclavenhalter mit Negerinnen Kinder zeugten und sie dann verkauften, also ihr eigenes Fleisch und Blut auf den Markt brachten. Man warf den Sclavenhaltern mit Recht vor, daß sie Mitchristen, die doch wie sie selbst durch den göttlichen Weltheiland von den Banden der Knechtschaft erlöst worden seien, von jeder Lebensgemeinschaft, von jeder Fortbildung durch Belehrung fern hielten, daß bei Strafe verboten war, den Negern Unterricht zu ertheilen, daß pharisäische Geistliche der englischen Kirche die Rechtmäßigkeit der Sclaverei aus der Bibel zu beweisen suchten, daß die Weißen des Südens selbst die Abkömmlinge aus Mischehen, bei denen nur ein dunkler Schatten um die Augen die Spuren von Negerblut verrieth, bis in die entfernten Geschlechter vom Umgange ausschlossen.

Terrorismus der Sclavenhalter.

Je heftiger aber die Angriffe wurden, je leidenschaftlicher sich der Kampf gestaltete, desto hartnäckiger beharrten die Männer des Südens auf dem, was sie ihr Recht und ihr Eigenthum nannten. Sie setzten dem Drängen der Abolitionisten einen Terrorismus entgegen, der sich zu rohen Gewaltthätigkeiten verstieg. Seit durch die „Kansas-Nebraska-Bill" vom 24. Mai 1854 das „Missouri-Compromiß" aufgehoben und der Grundsatz aufgestellt wurde, daß auch in den Territorien die Zulassung oder Ausschließung der Sclaverei von der Abstimmung der Bewohner ohne Rücksicht auf irgend eine geographische Scheidelinie abhängig sein sollte, waren Kansas und die angrenzenden Theile des Staates Missouri der Schauplatz heftiger Kämpfe und feindlicher Ueberfälle zwischen den Sclavenhaltern und den Freibodenmännern. Als die letzteren siegten und sich zu dem Beschluß einigten, daß Kansas als Freistaat der Union beitreten sollte, setzten die Demokraten und die Männer des Südens alle Hebel in Bewegung, dieses Resultat zu vereiteln. Mit Hülfe von Vagabunden und verströmten Leuten, die sie schaarenweise nach Kansas schickten, suchten sie eine neue Abstimmung zu erzielen. Nun füllte sich das Land mit blutigen Raufhändeln, wobei in dem neuen Hauptort Lawrence die öffentlichen Gebäude niederbrannten; und wenn auch die Scla-

venpartei nicht den Sieg davontrug, so bewirkte sie doch, daß die Entscheidung hinausgezogen ward. Noch höher stieg ihr Uebermuth und ihre Verwegenheit, als es der vereinigten Thätigkeit der Sclavenhalter und der Demokratenpartei
1856. gelang, am 4. November 1856 die Wahl Buchanan's zum Präsidenten durchzusetzen und im Congreß die Oberhand zu behaupten. Der alte Hauptmann John Brown, der in den blutigen Auftritten von Kansas durch die Missourileute Hab und Gut und zwei Kinder verloren hatte, schwur den Zerstörern Rache. Er fiel zuerst mit einer Bande in Missouri ein und übte Vergeltung durch Brand und Verwüstung; dann reizte er zu Harpers-Ferry in Virginien die Neger zum Aufstand gegen ihre Herren. Aber er wurde durch den Oberstlieutenant Lee bald
2. Decbr. 1859. überwältigt und büßte sein Unternehmen in Charlestown mit dem Strange, von den Zeitgenossen als zweiter Spartacus gefeiert. Zuletzt drang die Partei der Freibodenmänner dennoch durch, so daß Kansas vom Congreß für einen freien Staat erklärt ward. Aber schon bei dieser Gelegenheit erreichte die Parteiwuth
29. Jan. 1861. eine solche Höhe, daß zwei Abgeordnete von Südcarolina dem gegnerisch gesinnten Senator Sumner aus Massachusetts einige Stockschläge versetzten. Beide wurden als unwürdige Mitglieder aus dem Congreß ausgestoßen, aber von ihren Landsleuten mit Ovationen empfangen und bei der Wiederwahl von Neuem in das Repräsentantenhaus geschickt.

b. Bürgerkrieg und Umgestaltung der Unionsverfassung.

Präsident Lincoln und die Agitation in den Südstaaten.

In der Kansas-Nebraska-Bill feierte der Süden seinen letzten Triumph. Bei der neuen Präsidentenwahl strengten die Republikaner alle Kräfte an, um einen Mann ihrer Partei an die Spitze des Staats zu bringen. Ihre Bemühun-
1860. gen wurden mit Erfolg gekrönt: Abraham Lincoln, der Candidat des Nordens, „ein Mann mit großem Herzen und klarem Kopf", erhielt die Mehrheit der Stimmen. Unter seinen Staatssecretären übte W. H. Seward, ein centralistischer Senator von klugem geschmeidigen Wesen, von dem einer seiner Amtsgenossen sagte, „er suche durch einen Umweg auf den rechten Weg zu kommen", den größten Einfluß auf den Gang der Regierungspolitik. Mit der Erhebung Lincoln's beginnt eine neue Periode in dem geschichtlichen Leben Nordamerika's. Unter den bisherigen Kämpfen hatte die Leidenschaft und Parteiwuth eine Höhe erreicht, daß im Süden der Entschluß reifte, aus der Union auszutreten und einen Sondercongreß in Richmond zu bilden. Nach der südstaatlichen Darstellung und Erklärung der Verfassungsurkunde war die Nordamerikanische Union ein freier Verein selbständiger Staaten, der zum Zweck hatte: „die gemeinsame Vertheidigung, die Sicherstellung der Rechte und die Beförderung der Wohlfahrt sowohl der einzelnen Staaten, als des ganzen Bundes". Da nun in Folge des neuen Regiments dieser Zweck „Förderung der allgemeinen Wohlfahrt" für die Südstaaten nicht länger bestehe, so seien sie berechtigt, einen Sonderbund zu

gründen. Niemand könne sie gesetzlich zwingen, ihre Abgeordneten bei einer Bundesregierung mitwirken zu lassen, deren ganze Tendenz auf ihren Schaden und Ruin gerichtet sei. Die Republikaner verwarfen jedoch diese Auffassung, erklärten die Union für einen durch gesetzliche Vereinbarung und Verfassungs-Verträge fest geordneten Staatskörper, von dem kein Glied abgelöst werden dürfe, und verkündeten, daß sie jeden Versuch einer Trennung als Rebellion betrachten und aus allen Kräften bekämpfen würden. So trat zu der Sclavenfrage und zu der Verschiedenheit der Handelsinteressen eine tiefgreifende Spaltung in den politischen Prinzipien, indem die Einen mehr das particularistische und föderalistische Sonderleben, die Andern mehr den republikanischen Einheitsstaat ins Auge faßten und auszubilden strebten. Eine leidenschaftliche Agitation, von dem Geheimbunde „die Ritter vom goldenen Zirkel" mit allen demagogischen Hebeln in Bewegung gesetzt, steigerte den politischen Fanatismus der Secessions-Partei.

Die Südstaaten ließen sich nicht abschrecken. Schon am 20. December 1860 sprach Süd-Carolina, wo die Secessionswuth ihren Feuerheerd hatte, das verhängnißvolle Wort der Trennung. Bald folgten Georgia, Florida, Alabama und Mississippi, nachdem die Senatoren und Abgeordneten dieser Staaten aus dem Congreß ausgeschieden. Am 18. Februar 1861 constituirten sie sich als unabhängige Conföderation in Montgomery, gaben sich eine provisorische Verfassung, deren „Eckstein" die Sclaverei bildete, und wählten den früheren Kriegsminister Jefferson Davis aus Kentucky zu ihrem Präsidenten, einen energischen Staatsmann, der die Stellung und die Grundsätze des im Jahre 1850 verstorbenen Calhoun sich angeeignet hatte. Die Regierung in Washington zögerte noch, den entscheidenden Schritt zu thun. Auf den Antrag der Legislatur von Virginien fand noch einmal ein Friedens-Congreß in der Bundeshauptstadt statt mit vermittelnden Compromiß-Vorschlägen. Erst als auch dieser Versuch gescheitert war und bald darauf Beauregard, der General des Südens, sich des von einer Bundesbesatzung bewachten Fort Sumter bei Charleston nach längerer Belagerung mit Gewalt bemächtigte, nahm der Krieg seinen Anfang, ein Krieg, der in seinem Fortgange ganz den leidenschaftlichen Charakter bewahrt hat, der sich bei der furchtbaren Parteiwuth und Feindseligkeit zum Voraus errathen ließ. Was der Norden an Macht und Stärke voraus hatte, ersetzte der Süden durch bessere Führung (denn die aus den Südstaaten gebürtigen Offiziere traten fast sämmtlich in den Dienst der Conföderation), durch größere Kriegserfahrung, durch ritterliche militärische Gewohnheiten und durch den Terrorismus eines Verzweiflungskampfes, zu dem er sich von vorn herein anschickte. Auch waren unter Buchanan und seinen gleichgesinnten Ministern die Waffenvorräthe größtentheils nach den südlichen Arsenalen geschafft worden. Um den Kriegsheeren der Union, die bereits im ersten Jahr über eine halbe Million Streiter, meistens Freiwillige und Milizen, zählten, gewachsen zu sein, rief der Präsident der Südstaaten fast die gesammte männliche weiße Bevölkerung unter die Waffen und

Union und Conföderation.

11. April 1861.

organisirte, um Abfall und Verrath fern zu halten und in den Grenzstaaten Virginien, Tennessee, Kentucky und Missouri dem sclavenhaltenden Theile der Einwohner das Uebergewicht über die Gegenpartei zu verschaffen, ein System des Schreckens und der Gewaltthätigkeit. So trat die ganze amerikanische Nation, die bisher fast ausschließlich den Interessen der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft sich hingegeben, in einen Bürgerkrieg ein, der an blutigen Auftritten, an Gräueln und Verwüstung den wildesten Kämpfen der alten Welt nicht nachstand und in dem nur selten Züge von Ritterlichkeit das Einerlei des Mordens unterbrachen. Und nicht nur im Felde und zwischen den beiden großen Conföderationen wüthete der Parteikrieg; selbst in den einzelnen Staaten und Mai 1861. Städten gab es blutige Auftritte und Kämpfe. So in Baltimore in Maryland, wo der energische und entschlossene General **Butler** aus Massachusetts, früher Advocat in Boston, mit großer Mühe die Autorität der Union aufrecht erhielt. An Opferwilligkeit und Todesmuth stand kein Theil dem andern nach.

Amerika und das europäische Ausland. Da die gesammte Handelswelt, welche die Rohproducte der Südstaaten, namentlich Baumwolle, schwer entbehrte, ein großes Interesse an der baldigen Herstellung des Friedens nahm, so bemühten sich beide kriegführenden Theile, die europäischen Seemächte auf ihre Seite zu ziehen, die Conföderirten des Südens, um durch ihren Beistand das Uebergewicht zu erlangen, die Männer des Nordens, um jede Einmischung fern zu halten. Allein wie sehr auch die Union die Regierungen Englands und Frankreichs von der Richtigkeit ihrer Auffassung zu überzeugen und ihre Gegner als Rebellen darzustellen bemüht war; der Süden erfreute sich in London und Paris größerer Sympathien, und wenn diese Sympathien auch nicht so weit gingen, daß sich die zwei Großstaaten öffentlich auf seine Seite stellten, so erkannten sie doch beide Theile als kriegführende Mächte an und gaben, indem sie sich vorerst als neutral erklärten, zu verstehen, daß es Brauch und Sitte geworden sei, „neugebildeten Regierungen ihre Anerkennung nicht vorzuenthalten, wenn die geeigneten Bedingungen zu einer derartigen Anerkennung vorhanden seien“. Die europäischen Mächte grollten den Vereinsstaaten, daß sie der Seerechtsdeclaration des Pariser Friedens von 1856 nicht beigetreten waren, welche die Caperei für abgeschafft erklärte, in Kriegsfällen die Handelsschiffe der Neutralen sicher stellte und eine Blokade nur dann als rechtsverbindlich gelten lassen wollte, wenn dieselbe effektiv sei, d. h. wenn die feindliche Küste von hinreichenden Streitkräften eingeschlossen wäre. In Washington war man sehr ungehalten über ein solches Benehmen; die angebotene Vermittelung wurde zurückgewiesen und bald trat ein Fall ein, wo die Anerkennung dieser Neutralität auf eine gefährliche Probe gestellt ward. Der Anfang des Landkrieges brachte den Unionstruppen keine Lorbeeren: als sie gegen Richmond vor-
17. Juli 1861. rückten, erlitten sie bei Bulls Run durch die Conföderirten unter Beauregard eine Niederlage. Um so eifriger suchte die Regierung von Washington die günstigere Lage des Nordens für den Seekrieg zu benutzen. Sie erklärte die ganze West-

und Südküste in Blokadezustand, machte Jagd auf alle feindlichen Schiffe und verwehrte den europäischen den Zugang. Bis an die Küsten Englands und in das Mittelmeer verfolgten sich die Kreuzer der beiden kriegführenden Staaten. Nun geschah es, daß zwei südbündische Commissare, Mason und Slidell, welche trotz der Blokade glücklich nach der Havanna gelangten, von dort aus auf dem englischen Dampfschiff Trent sich nach Europa einschifften, um in London und Paris im Interesse ihrer Sache zu wirken. Aber in Washington hatte man von ihrer Absicht Kunde erhalten; eine Kriegsfregatte unter Capitän Wilkes lauerte daher in dem alten Bahamacanal dem englischen Passagierschiff, das auch zugleich die Post führte, auf und zwang es durch Drohungen zum Halten. Ohne sich an die Protestation des Befehlshabers gegen diesen „illegalen Act muthwilligen Seeraubs" zu kehren, bemächtigten sich sofort amerikanische Bewaffnete der beiden Agenten und zweier Begleiter und führten sie als Gefangene nach Newyork.

Die Kunde von diesem Gewaltstreich gegen Männer, welche den Schutz der britischen Flagge angerufen, brachte in England, wo man ohnedies gegen den Krieg wegen Stockung der Baumwollezufuhr höchst mißgestimmt war, eine gewaltige Aufregung hervor. Hatte sich die Regierung schon in früheren Jahren den Vorwurf zugezogen, daß sie den Uebergriffen der Vereinsstaaten gegenüber aus Liebe zum Frieden die Ehre und das Recht der Nation nicht energisch genug behauptet habe, so durfte sie jetzt eine so offenbare und starke Beleidigung nicht ruhig hinnehmen. Sie verlangte daher mit voller Zustimmung der öffentlichen Meinung von der Union die Herausgabe der Gefangenen und rüstete für den Fall, daß diese Genugthuung verweigert würde, zum Krieg. Ganz Europa blickte mit Spannung auf den Ausgang dieses verhängnißschweren Streithandels, der geeignet schien, einen Weltkrieg zu erzeugen. Im Congreß verlangten die Heißsporne, daß man das Geschehene gutheißen und den Krieg mit England aufnehmen solle. Aber die Regierung des Präsidenten Lincoln wollte den Bogen nicht allzu scharf spannen. Der geringe Fortgang der Unionswaffen gegen den wohlgerüsteten, kriegsgewandten Feind hatte bereits zu der Ueberzeugung geführt, daß die Unterwerfung der Südstaaten, denen sich auch noch Virginien, Nord-Carolina und Arkansas angeschlossen, kein so leichtes Unternehmen sei, als man anfangs geglaubt hatte. Sollte die Union jetzt dem Feinde einen neuen Bundesgenossen zuführen und dadurch den Erfolg des Kampfes noch unsicherer machen? So drang denn in Washington die Meinung durch, daß man den von den übrigen Großmächten unterstützten Forderungen Englands nachgeben und dadurch den drohenden Sturm beschwören wolle. Schon am 30. November, noch ehe die englische Note in Washington eingereicht war, wies daher der Staatssecretär Seward jede Verantwortlichkeit für die Handlungsweise des Capitäns Wilkes zurück, und am 26. December erklärte die Unionsregierung, daß sie bereit sei, die Gefangenen herauszugeben. Damit war England zufriedengestellt.

Streit mit England.

1861.

Die ersten Kriegsereignisse. Mittlerweile wurde der Land- und Seekrieg mit der ganzen Heftigkeit und Zerstörungswuth fortgeführt, die sich von dem leidenschaftlichen Charakter, den der Kampf gleich anfangs angenommen, erwarten ließ. Es liegt nicht in dem Plane dieses Werks, die Waffengänge und Feldzüge im Einzelnen zu beschreiben, die gleichzeitig in verschiedenen Grenzstaaten, in Virginien vom Potomac bis zum Rappahannock, in Tennessee, in Missouri und anderwärts stattfanden. Die nächste Absicht der kriegführenden Theile war auf die Eroberung der beiderseitigen Hauptstädte gerichtet, daher das zwischen Washington und Richmond gelegene Gebiet nebst dem westlich davon sich hinziehenden reizenden Shenandoahthal zum Hauptschauplatz der Kämpfe und Kriegsoperationen ward. Die Südlichen concentrirten ihre Streitmacht zunächst im nördlichen Virginien und bildeten eine von Harpers-Ferry bis Norfolk fortlaufende Linie mit der befestigten Stellung bei Manassas-Junction; die Bundestruppen lagen um Washington. Wie hitzig auch allenthalben gestritten wurde, große Resultate, die eine baldige Beendigung des Riesenkampfes in Aussicht gestellt hätten, traten nicht ein. Die Erfolge, die M'Clellan, ein geschickter Taktiker, mit der von ihm geschaffenen großen „Potomac-Armee“ in Westvirginien, General Lyon und der deutsche Oberst Sigel, einst Adjutant Mieroslawski's in dem badischen Aufstand, bei Rich Mountain und Carthage in Missouri über die Verbündeten des Südens davon trugen, wurden mehr als aufgewogen durch die Siege des erfahrenen Feldherrn Beauregard und des Generals „Stonewall“ Jackson bei Bulls Run und Manassas. (Juli 1861.) Selbst in Missouri wurden die Erfolge der Unionisten wieder abgeschwächt durch das Treffen bei Springfield, (9. Aug.) wo der tapfere General Lyon das Leben lassen mußte, und in Westvirginien brachte die Schlacht bei Leesburg (Balls Bluff) am Potomac dem Senator und Oberst Baker einen Soldatentod. (21. Octbr.) Doch verhinderte das Treffen von Belmonte unweit Columbus, (7. Novbr.) wo General Grant dem sclavenhaltenden Generalmajor und Bischof Polk gegenüberstand, das weitere Vordringen der Secessionisten in Missouri. Das Jahr 1861 ging zu Ende, ohne daß es irgend eine Entscheidung gebracht hätte; die Schiffe im virginischen Hafen Portsmouth waren in Flammen aufgegangen: wo der Feind vorübergehend oder dauernd den Fuß hingesetzt hatte, gaben zerstörte Ortschaften und Höfe und verwüstete Felder die Spuren des schrecklichen Bürgerkrieges kund; auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen herrschte Jammer und Elend in unbeschreiblicher Schrecklichkeit, und zahllose Leichen und Verstümmelte waren die Opfer des wüthenden Bürgerkampfes geworden. Und nicht nur im Felde und auf der See rasten die Leidenschaften, der Haß suchte auch die bürgerliche Existenz des Gegners zu vernichten. Wenn Lincoln allen Handelsverkehr mit den rebellischen Südstaaten verbot und ihr Eigenthum mit Beschlag belegte, so untersagte Davis alle Ausfuhr von Zucker und Reis auf dem Landwege, um der Union diese unentbehrlichen Lebensmittel zu entziehen.

Nur in der Kernfrage des ganzen Krieges, in der Sclavensache, schritt Lincoln noch nicht zu entscheidenden Maßregeln, um nicht jede Brücke der Versöhnung und Ausgleichung abzubrechen. Die Congreßacte vom 3. August, die allen im sonderbündischen Armee- und Flottendienst gefangenen Negern die Freiheit gewährte, war nur eine drohende Hindeutung auf weitergehende Beschlüsse, wenn die „Rebellion" fortdauerte. Denn als bald nachher General **Frémont**, Oberbefehlshaber der Westarmee, im Staat Missouri in einer Proclamation alles Eigenthum der Bewohner, welche die Waffen gegen die Vereinigten Staaten ergriffen, mit Beschlag belegte und ihre Sclaven für freie Männer erklärte, versagte der Präsident der Verfügung die Gültigkeit und hob die Wirkung derselben auf. Erst im Laufe des Jahres 1862, als sich der Krieg in den Grenzstaaten immer heftiger gestaltete und unter den Waffen die Parteiwuth immer höher stieg, ging die Unionsregierung einige Schritte weiter. Im März erklärte der Congreß auf den Vorschlag des Präsidenten, daß die Union jeden Staat unterstütze, der die Sclaverei gegen Entschädigung abschaffen wolle, und gab in dem Regierungsgebiete Columbia, wo die Hauptstadt liegt, der Anordnung praktische Folge; doch fand das Beispiel in Virginien, Tennessee u. a. O. wenig Nachahmung. Der Grundsatz, daß die Sclaverei durch einen Act der Gesetzgebung aufgehoben werden könne, erschien den Conföderirten unannehmbar. Zu einer Waffenstreckung oder zu einem Compromiß war der Stand des Krieges noch nicht angethan. Im Juni wurde alsdann in den Territorien, die noch nicht zu selbständigen Staaten herangewachsen waren, die Sclaverei untersagt, und als alle diese einleitenden Schritte nicht zu dem erstrebten Ziele führten, verkündete eine Proclamation des Präsidenten, daß in allen Staaten, die mit Beginne des neuen Jahres noch in der Rebellion verharren würden, die Sclaverei abgeschafft sein solle. Vielleicht werden die künftigen Negergeschlechter den 1. Januar 1863 als den Tag ihrer Wiedergeburt zu Freiheit und Menschenrechten feiern, aber auf die jetzige Generation blieb die wichtige Verfügung ohne namhafte Wirkung; sie war zunächst nur eine Kriegsmaßregel des Präsidenten als obersten Feldherrn, die blos für die kriegführenden Sclavenstaaten Gültigkeit hatte und wie die ausgesprochene Confiscation und Küstenblokade nur in so weit Anwendung fand, als der Arm der Union reichte. Nirgends erfolgten Sclavenaufstände oder massenhafte Ausreißungen; wie die Südbündler und ihre Anhänger behaupteten, weil die Lage der Neger in der Sclaverei besser sei als in der Freiheit mit ihren nothwendigen Begleitern, Elend und Armuth, oder, wie ihre Gegner geltend machten, weil sie durch den Terrorismus ihrer Gebieter zu einer thierischen Stumpfheit herabgewürdigt worden, aus der sie nur durch freie Erziehung zu einem menschenwürdigen Zustand emporgehoben werden könnten.

Sclavenemancipation.

1862.

Septbr.

In der Kriegsführung brachte auch das Jahr 1862 keine Entscheidung. Wenn in den ersten Monaten durch die großen Anstrengungen des Nordens die

1862. Fortgang des Kriegs.

Unionstruppen an verschiedenen Orten Vortheile errangen, nach dem Siege des General Thomas bei Mill Springs und den kriegerischen Erfolgen Grant's bei Fort
April 1862. Donelson und in der Schlacht von Shiloh die Stadt Nashville und damit die Staaten Kentucky und Tennessee sicherten, ja sogar am 28. April unter dem Flottenführer Farragut und dem erwähnten General Butler sich der Stadt New-Orleans, der Handelsmetropole des Südens, bemächtigten und mit einem Geschwader den Mississippistrom bis nach Vicksburg beherrschten; so stellte sich im Sommer und Herbst das Gleichgewicht der Waffen wieder her. Vom Mai bis Juli maßen die Bundestruppen unter M'Clellan und die Conföderirten unter Beauregard und Lee ihre Kräfte in der Gegend von Richmond, der Hauptstadt Virginiens, und eine Reihe von Treffen tränkte den Boden von Yorktown und Williamsburg, vom Rappahannock bis zum Jamesfluß mit dem Blute zahlloser Krieger aus beiden Heerlagern, bis die siebentägige mörderische Schlacht in der Umgebung und unter den
26. Juni bis 3. Juli 1862. Mauern von Richmond eine solche Erschöpfung herbeiführte, daß M'Clellan den Gedanken einer Eroberung dieser Hauptstadt aufgab und die Bundestruppen wieder über den Potomac zurückführte. Der Kampf, der sich so drohend über Richmond zusammengezogen und die Bürgerschaft mit Furcht und Schrecken erfüllt hatte, nahm daher schließlich einen rühmlichen Ausgang für die Secessionisten und steigerte ihren Muth und ihr Selbstvertrauen zu solcher Höhe, daß sie nun in die Nordstaaten einfielen, die Hauptstadt Washington bedrohten und bis Maryland streiften. Es war eine That des Uebermuths und der Prahlerei; denn als
16. Septbr. M'Clellan herbeieilte, erlitten sie in der Schlacht von Antietam bald eine Niederlage, die sie zum Rückzug zwang; allein so viel leuchtete doch Jedermann ein, daß die großen Opfer und Anstrengungen auch in diesem Jahre zu nichts weiter geführt hatten, als zu einer allgemeinen Schwächung und Selbstzerfleischung.

Panzerschiffe. Auch zur See waren die Verluste auf beiden Seiten gleich beträchtlich. Die Unionsflotte verlor durch das Panzerschiff „Merrimac" zwei Fregatten, bis sie in dem „Monitor" einen würdigen Gegner aufstellte. Es brachte einen gewaltigen Eindruck unter allen seefahrenden Nationen hervor, als die beiden
9. März 1862. eisernen Kolosse auf der Rhede von Norfolk wider einander schlugen, mit so gleicher Wucht und Stärke, daß keiner über den andern einen Vortheil erlangte, daß sie wie zwei geharnischte Ritter oder zwei mächtige Stiere zerstoßen und zerschlagen, aber ohne Todeswunden aus dem Zweikampf hervorgingen. Allenthalben machte sich die Ueberzeugung geltend, daß mit diesem Kampf eine neue Aera im Seekrieg begonnen habe, daß fortan das Schicksal der Seeschlachten durch Panzerschiffe entschieden werden würde. Einige Zeit nachher setzten die Südbündischen selbst den Merrimac in Flammen, damit er nicht in die Hände der Feinde fiele. Sie hatten ihn zu Fahrten auf dem Jamesfluß einrichten wollen, ihn aber dadurch zum Seekampf wider den Monitor untauglich gemacht.

Kriegsleiden. Die Volksstimme im Norden sprach sich unzufrieden über die Kriegführung M'Clellan's aus. Er wurde daher abberufen und General Burnside an

seiner Stelle zum Oberfeldherrn ernannt. Dieser überschritt abermals den Rappahannock, vermochte aber nicht den Feind aus seiner festen Stellung zu verdrängen. Er verlor die mörderische Schlacht bei Frederiksburg und mußte 13. Decbr. 1862.
über den Fluß zurückweichen. An seiner Stelle wurde Hooker zum Oberbefehlshaber der Potomac-Armee ernannt. In einer zweiten Schlacht an demselben Orte büßte General Jackson, ein Bibelleser, bei welchem wie bei Cromwell Reli- 2–6. Mai 1863.
giosität und Kampflust Hand in Hand gingen, das Leben ein. Einige Zeit nachher drangen die Südbündischen unter General Lee in Pennsylvanien und Maryland vor, so daß Washington zum zweitenmal von der Gefahr eines feindlichen Angriffs bedroht war; aber nach der furchtbaren dreitägigen Schlacht bei Gettysburg gegen den Unionsgeneral Meade, den Nachfolger Hooker's im 1–3. Juli.
Obercommando, sah sich Lee zum Abzug genöthigt. Doch blieb das blutgetränkte Land im Westen Virginiens noch lange der Schauplatz eines unentschiedenen, von abwechselndem Waffenglück begleiteten Krieges; noch bei den fernen Enkeln werden die Namen Richmond, Frederiksburg und Petersburg trübe Erinnerungen wecken, werden die Flüsse Rappahannock und Rapidan und das Thal Shenandoah Bilder der Wemuth in der Seele hervorrufen, denn diese Orte waren nicht nur das Grab vieler tapferen Streiter aller Nationen und Zungen, sie waren auch das Grab des Wohlstandes und des Glücks für lange Zeit, und zwar nicht minder für den Norden wie für den Süden. Denn ist auch die Union reicher an Hülfsmitteln und Bewohnern, so überstieg doch der Kriegsaufwand so sehr alles Maß, daß die Nationalschuld zu einer unermeßlichen Höhe anwuchs und die Anwerbungen zu freiwilligem Militärdienst den Menschenbedarf nicht mehr deckten. Der Congreß mußte neben der Werbung noch die Conscription einführen, um die zur energischen Fortsetzung des Krieges erforderliche Heeresmacht von wenigstens 300,000 Mann ins Feld stellen zu können. Dabei stockte Handel und Gewerbthätigkeit; die Steuerlasten mehrten sich; das Metallgeld verschwand aus dem täglichen Verkehr; die Staatspapiere, ohne andere Sicherheit als den Credit der Regierung, sanken auf ein Drittel ihres Nominalwerthes; die Einwanderungen minderten sich und damit die aus dem Verkauf von Staatsländereien fließenden Einnahmen. Noch größer waren die Schwierigkeiten, mit denen der südliche Staatenbund zu kämpfen hatte. Durch die Blokade an der Ausfuhr der Baumwolle und der übrigen Rohstoffe gehindert, geriethen die Plantagenbesitzer bald in bittere Noth. Die Finanzen waren zerrüttet; die Lebensbedürfnisse stiegen auf eine unerschwingliche Höhe; die ganze weiße männliche Bevölkerung mußte zu den Waffen gerufen werden; schon sprach man davon, sogar Neger in die Heere einzureihen.

Die Absperrung der Süd-Staaten nahm noch zu, als nach vielen blutigen Die Kriegsjahre 1863 und 1864.
Kämpfen in dem Mississippithale die Conföderirten sich gezwungen sahen die Stadt Vicksburg nach einem zwölfmonatlichen Belagerungskrieg an General Grant, den Oberfeldherrn der gesammten Westarmee zu übergeben, und so- 4. Juli 1863.

mit die Union den ganzen Lauf des Mississippi beherrschte und die Feinde auch noch gänzlich vom Westen trennte. Aber obwohl der Kreis, der den südlichen Sonderbund auf allen Seiten umschloß, sich enger und enger zusammenzog und die Hülfsquellen mehr und mehr zu versiechen begannen, dennoch wehrte er sich mit Löwenkraft gegen den überlegenen Feind. Die Südstaatlichen drangen aufs Neue in dem Mississippithale vorwärts, widerstanden mit Ehren bei Chattanooga den Bundestruppen unter General Bruell und trugen in der mörderischen Schlacht
29. 30. Septbr. 1863. bei Chicamanga über Rosencranz den Sieg davon. Erst als Grant den Oberbefehl über die drei Armeen des Ohio (Burnside), des Cumberland (Thomas) und des Tennessee (Sherman) in seiner Hand vereinigte, erlangten die Unionisten im Westen die Oberhand. Auch in anderen Gegenden hielten sich die streitenden Heere das Gleichgewicht. Mehrere Monate belagerten die Truppen der Union die von Beauregard vertheidigte feste Stadt Charleston in Süd-Carolina zu Wasser und zu Land, ohne dieselbe einnehmen zu können. So ging auch das Jahr 1863 ohne Aussicht auf Frieden zu Ende. Am 17. December verwarf der Congreß den Antrag eines demokratischen Abgeordneten, den Präsidenten zu ersuchen, „daß er mit den Behörden von Richmond über Beendigung des blutigen, verheerenden und unmenschlichen Krieges in Unterhandlungen trete" und setzte die Erklärung durch, „daß der Congreß die energischste und rücksichtsloseste Fortsetzung des Krieges bis zur unbedingten Wiederherstellung der Bundesautorität über das gesammte Nationalgebiet begehre; daß er jeden Waffenstillstands-, Friedens- oder Vermittelungsvorschlag, so lange noch ein Rebell in Waffen gegen den Bund stehe, verwerfe und daß er, alle früheren Parteibezeichnungen außer Acht lassend, während des Krieges nur zwei Parteien anerkenne: Patrioten und Verräther". Durch solche Entschiedenheit glaubte die Unionsregierung die in Europa mehr und mehr hervortretende Ansicht, daß es schließlich doch zu einer Trennung und vertragsmäßigen Ausscheidung der Vereinsstaaten in zwei Bundesrepubliken kommen werde, niederschlagen und alle Vermittelungsversuche, zu denen besonders Kaiser Napoleon während des mexikanischen Krieges seine Dienste anbot, rundweg abschneiden zu müssen. Auch das folgende Jahr hat in dieser Lage der Dinge wenig geändert. Die furchtbaren Schlachten, welche
Mai. Juni 1864. Grant, zum Oberbefehlshaber aller im Felde stehenden Truppen ernannt, mit der Potomac-Armee bei Wilderneß (Chancellorsville), Spottsylvania, Cold-Harbor gegen den Sonderbundsfeldherrn Lee ausfocht, vermehrten nur die Noth und die Leiden der Zeit, brachten aber keine Entscheidung. Doch wurden durch
12. Novbr. bis 14. Decbr. 1864. Sherman's genialen Zug vom Herzen Georgiens auf Savannah und durch die Eroberung dieser Seestadt dem Süden „die Flechsen durchhauen".

Unterwerfung des Südens. Je mehr die Zeit der neuen Präsidentenwahl heranrückte, desto mehr wurde die Aufmerksamkeit vom Krieg abgelenkt. Die Partei des Friedens und der Ausgleichung wendete ihre Blicke auf M'Clellan; um so energischer betrieben die Republikaner und Abolitionisten die Wiederwahl Lincoln's. Sie trugen

einen entscheidenden Sieg davon. Am 8. November 1864 wurde Abraham Lincoln zum zweitenmal an die Spitze der Unionsregierung in Washington gestellt und damit die Losung zur Fortführung des Krieges gegeben, bis die Einheit der Union hergestellt und der Grundsatz zur Anerkennung gekommen sein würde, daß das Prinzip der Freiheit und der Menschenrechte ein allgemeingültiges sei; daß fortan in den Vereinsstaaten Amerika's auch die Negerrace als vollberechtigtes Glied der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschheit gelten solle. Dieser Grundsatz erhielt seinen gesetzlichen Ausdruck durch die Abstimmung des Repräsentantenhauses in Washington vom 31. Januar, wo die allgemeine Abschaffung der Sclaverei mit einer Mehrheit von über zwei Drittheilen der Versammlung beschlossen und in die Verfassung aufgenommen ward. Um dieselbe Zeit ging auch die Conferenz, welche der Präsident mit den Vertretern der Südstaaten abgehalten, fruchtlos auseinander, weil sich der Norden nicht zur Anerkennung der Conföderation verstehen wollte, und Jefferson Davis verkündigte aufs Neue die Fortführung des Kriegs. Die Wuth hatte noch nicht ausgetobt; aber die Kräfte des Südbundes waren erschöpft und seine Führer lebten in Zwietracht und Hader. Selbst das äußerste Mittel, zu dem man in der Verzweiflung griff, die Aushebung der Sclaven zum Militärdienst, war nicht mehr vermögend, den entscheidenden Schlag abzuwenden. Nach einem Kriegsrath des Präsidenten Lincoln mit den Feldherren der Nordarmee im Hauptquartier wurde ein gemeinschaftlicher Angriff Grant's und Sheridan's auf die Doppelfestung Richmond-Petersburg unternommen, welche der tapfere und begabte General Lee deckte. Sherman zog nun von Columbia aus über Fayetteville nordwärts und vereinigte sich nach der siegreichen Schlacht bei Five-Points an der White-Oak-Straße gegen den südstaatlichen General Johnson mit der Potomac-Armee, worauf die Einschließung von Richmond erfolgte. Die Stadt mußte nach den größten Anstrengungen geräumt werden; nach einer von Brand und Mord begleiteten Schreckensscene hielt der Nordgeneral Weitzel seinen Einzug in das Bollwerk der Feinde und befreite die Gefangenen auf Belle-Isle im James-Canal. Am nächsten Tag nahm Präsident Lincoln Besitz vom Capitol in Richmond, und kurz nachher schloß Lee mit Grant eine Capitulation, in Folge deren die virginische Armee aus dem Felde verschwand. Am 14. April wehte wieder das Sternenbanner auf Fort Sumter, von dem es vor vier Jahren herabgestürzt worden war. Einige Wochen nachher ergab sich auch General Johnson mit der Südarmee der Conföderirten dem Unionsfeldherrn Sherman, und als im nächsten Monat noch die letzte Heerabtheilung die Waffen streckte, konnte der Süden als besiegt, der Bürgerkrieg als beendigt angesehen werden.

8. Novbr. 1864. — 1865. — März 1865. — 1. April. — 3. April. — 26. Mai.

Ermordung des Präsidenten Lincoln.

Allein die letzten Zuckungen sollten noch von einer blutigen Gräuelthat begleitet sein; der Urheber der Sclavenbefreiung sollte den siegreichen Ausgang seines Werkes nicht erleben. Am Charfreitag wurde der Präsident Abraham Lincoln, ein redlicher und wohlwollender Mann, der sich durch eigene Kraft

und Regsamkeit aus der Mitte des Volkes zu dem erhabenen Herrscheramt emporgeschwungen, in der Theaterloge, wo er im Kreise seiner Familie dem Schau-
14. April 1865. spiele zusah, von Wilkes Booth durch einen Pistolenschuß getödtet. Mit dem theatralischen Ausruf sic semper tyrannis! verschwand der Mörder von der Bühne; er wurde jedoch eingefangen und büßte sein Verbrechen mit dem Leben. Aber der innere Pragmatismus der schwarzen That wies auf Mitschuldige in den höchsten Kreisen. „Der Süden ist gerächt!" hörte man den Meuchelmörder ausrufen. Ein gleichzeitiges Attentat eines andern Verschwornen auf den kranken Staatssecretär Seward in seinem Hause wurde glücklicherweise vereitelt. Wenn die Urheber der Frevelthat gehofft hatten, das schreckliche Ereigniß würde die Union in Verwirrung stürzen, so irrten sie sich. Nach den Bestimmungen der Verfassung trat der Vicepräsident Andrew Johnson an die Stelle des Ermordeten und führte das Begonnene weiter. Nachdem Jefferson Davis, als er sich eben anschickte, mit den zusammengerafften Schätzen nach Europa zu entfliehen, in Gefangenschaft geführt und in Banden gelegt worden, konnte der neue Präsident die Beendigung des Krieges verkündigen, eines Riesenkampfes, wie die Welt lange keinen gesehen.

Neugestaltung der Union. Nun begann das schwierige Werk der Neugestaltung der Union auf dem Grundsatze der Freiheit und Gleichberechtigung Aller, wobei die Amerikaner eben so viel Mäßigung und Humanität, als Umsicht und Vaterlandsliebe an Tag legten. Trotz der entsetzlichen Parteiwuth und Erbitterung, womit der Krieg geführt worden, wurde der Sieg durch keine Rachethat befleckt. Die empörende Mißhandlung und Ermordung der nordischen Kriegsgefangenen durch den Unmenschen Wirz in Andersonville wurde nur an dem Hauptschuldigen geahndet, den ein kriegsgerichtlicher Spruch zum Strange verurtheilte. Die gewaltigen Armeen wurden ohne Störung aufgelöst, die verabschiedeten Mannschaften kehrten zu ihren friedlichen Geschäften zurück, die Zahl der Kriegsschiffe wurde durch Verkauf gemindert, und bei der Opferwilligkeit des amerikanischen Volkes, das sich den schwersten Steuerlasten bereitwillig unterzog, konnte bald ein großer Theil der enormen Kriegsschuld abgetragen werden. Und wenn gleich über die Modalitäten der Reconstruction der Union und der Beiziehung der farbigen Bevölkerung zu dem öffentlichen Leben zwischen dem republikanischen Congreß und dem mehr in südstaatlichen Anschauungen sich bewegenden Präsidenten Johnson ernste Differenzen eintraten, welche in Folge gereizter Reden desselben auf einer Rundreise sich immer mehr steigerten und endlich, als bei wachsender Verbitterung das Regierungsoberhaupt sich durch eigenmächtige Abdankung des Kriegsministers ohne Zustimmung und Beirath des Senats einen verfassungswidrigen Eingriff in den Staatsorganismus gestattete, die lange gedrohte Versetzung in Anklagestand zur Folge hatten, so hat doch die Umsicht und Vaterlandsliebe der besonnenen Männer in Washington auch diese Schwierigkeit überwunden. Johnson wurde mit sehr geringer Stimmenmehrheit freige-

sprochen; aber er war seitdem ein todter Mann. Mit der Ertheilung des Stimmrechts an die Neger wurde der Grundsatz der bürgerlichen Gleichberechtigung aller Amerikaner zur Rechtsgültigkeit erhoben. Als Johnson's Amtszeit vorüber war, wurde General **Grant**, der sich während des Krieges durch Tapferkeit und Fähigkeit ausgezeichnet hatte, zum Präsidenten gewählt und die „Reconstruction" der Bundesrepublik vollendet. (3. Novbr. 1868.) Und wenn auch die vierjährige Präsidentschaft des verdienten Generals manche Fehlgriffe und Gebrechen aufzuweisen hatte, so blieb ihm doch die Volksgunst so getreu, daß er nach Ablauf der gesetzlichen Zeit abermals zu dem hohen Amte gewählt ward. (1872.)

(Rückwirkung auf Europa. Alabamafrage.) Auch in Europa machten sich die Wirkungen der Kriegsbeendigung bald fühlbar in dem Wiederaufleben des Handels und Verkehrswesens; und die glückliche Vollendung der unterseeischen Telegraphenverbindung mittelst des Kabels über das atlantische Weltmeer wurde von den Völkern beider Hemisphären als ein neues Friedensband freudig begrüßt. Minder angenehm wurden die Regierungen Englands und Frankreichs von der Botschaft berührt, daß der Süden bezwungen sei und die Union wieder in alter Kraft aufblühe. Sie hatten sich durch ihre Sympathien für die Baumwollepflanzer und Sclavenzüchter des Südens in Washington wenig Dank verdient; und das Auftreten der Congreß-Regierung gab bald Zeugniß, daß man die zweideutige Haltung der beiden Großmächte nicht vergessen hatte. Wir haben gesehen, wie die Union sich sofort in die mexicanischen Angelegenheiten einmischte und die Monroe-Doctrin in Erinnerung brachte; und in England forderte der amerikanische Gesandte Schadenersatz für die Verluste, welche die Unionsstaaten durch die in England gebauten oder aus englischen Seehäfen ausgelaufenen Caperschiffe der Conföderirten, besonders die „Alabama" erlitten hatten. Mehrere Jahre lang wurde diesseits und jenseits des Weltmeeres in Conferenzen und Denkschriften die „**Alabamafrage**" und das damit zusammenhängende völkerrechtliche Prinzip zum Gegenstand eingehender Untersuchungen und Verhandlungen gemacht; da man sich nicht einigen konnte, so stieg die Verstimmung und Erbitterung zu solcher Höhe, daß ein Krieg zwischen beiden Seestaaten zu befürchten stand; in Amerika vergalt man die Connivenz der englischen Regierung gegen die Conföderation mit einer gleichen Nachsicht gegen die Umtriebe der Fenier, welche Irland zu einer unabhängigen Republik zu erheben suchten. Endlich kamen die Regierungen beider Staaten überein, nachdem eine in Washington geschlossene Ausgleichung nicht zum Vollzug gebracht werden konnte, einem gemeinsam zu bestellenden Schiedsgericht, welches in Genf seine Verhandlungen führen sollte, die Entscheidung über die Höhe der Entschädigungssumme wie über die in Zukunft zu befolgenden Grundsätze des internationalen Rechts anheimzugeben. Mit dem Spruche dieses Schiedsgerichts, (Septbr. 1872.) der von England und Amerika anerkannt ward, ist endlich der lange Streit vom politischen Horizont verschwunden. Zugleich war die Union bemüht, ihre Besitzungen abzurunden und durch Eisenbahnen zu verbinden. So erwarb

30. März 1867. sie von Rußland das Territorium Alaska, von Dänemark die Inseln St. Thomas und St. Jean durch Kaufverträge und verband die fernen Westländer
Mai 1869. durch die Pacific-Eisenbahn mit dem östlichen Hauptlande, ein Unternehmen, das die Indianerstämme aufschreckte und unter die Waffen trieb.

V. Die geschichtlichen Begebenheiten der Jahre 1865 bis 1870.

1. Preußen und Oesterreich bis zum Vertrag von Gastein.

Abzug der Bundestruppen aus Holstein und Lauenburg. Durch die Losreißung der Herzogthümer Schleswig und Holstein-Lauenburg von Dänemark war nur die Hälfte des Werkes vollbracht. Hatte schon während des Krieges die Presse mehrfach die Vermuthung ausgesprochen, daß das Ministerium Bismarck die für Preußens politische Weltstellung und insbesondere für die Entwickelung seiner Marine so günstig gelegenen Besitzungen an sich zu bringen und die Entstehung eines unabhängigen Mittelstaates zwischen Ost- und Nordsee zu verhindern beabsichtige, so wurde man durch die nachfolgenden Schritte in dieser Meinung mehr und mehr bestärkt. Mit Oesterreich, das unter der Leitung des Grafen von Rechberg bisher so willig auf die preußische Politik in Bezug auf Schleswig-Holstein eingegangen war, hoffte man sich zu verständigen und auseinander zu setzen; bei der entfernten Lage hatten diese Territorien für den südlichen Mitbesitzer überhaupt geringeren Werth; und was die Herzogthümer selbst betrifft, so war bei der starken Schuldenlast, die auf sie gewälzt worden, die Errichtung eines selbständigen schleswig-holsteinischen Staats mit großen Schwierigkeiten verknüpft, und es mochte scheinen, daß die durch den langen Druck ohnedies so sehr geschwächten Lande zu ihrer gesicherten Existenz des Schutzes eines starken Bundesgenossen oder Protectors nicht entbehren könnten. Hatten die beiden Großmächte schon in ihrem eigenmächtigen Vorgehen ihre Geringschätzung gegen den deutschen Bundestag kund gegeben, so sollte derselbe jetzt ganz und gar bei Seite geschoben werden, damit der Augustenburger Partei jede Stütze, jeder feste Anhalt entzogen würde. Demgemäß erklärte das Berliner Cabinet, da durch die Abtretung der Herzogthümer im Wiener Frieden die fernere Besetzung des Landes durch Bundesmilitär „gegenstandlos“ geworden sei,
Novbr. 1864. so sollten die Executionstruppen abziehen. Da dieser Aufforderung nicht sogleich Folge geleistet wurde, so besetzten die Preußen die Etappenstraßen durch Holstein und zogen um Altona, den Sitz der Bundescommissare, eine ansehnliche Streitmacht zusammen. Darauf wurde an die Regierungen von Hannover und Sachsen das Verlangen gestellt, ihre Truppen und Commissare abzuberufen, ohne auf die Entscheidung des Bundestages zu warten. In Hannover zeigte

man sich bereit; dagegen erklärte Sachsen, es werde nur einem Bundesbeschluß Folge geben, und traf, um etwaige Gewalt mit Gewalt abzutreiben, kriegerische Vorkehrungen. Nun legte sich Oesterreich ins Mittel, um in Frankfurt wenigstens eine anständige Form zum Nachgeben zu schaffen. Die beiden Großmächte selbst stellten den Antrag, das Executionsverfahren für beendigt zu erklären, und erwirkten die Abberufung der Truppen und Commissare des Bundes aus Holstein und Lauenburg. Das sächsische Militär zog nun auf einem Umweg nach Hause; die Herzogthümer blieben blos von preußischen und österreichischen Truppen besetzt, und anstatt der hannöverisch-sächsischen Bundescommissare übernahmen die Civilcommissare der deutschen Großmächte die oberste Verwaltung. Doch galt Preußen bald als die gebietende Macht, besonders seitdem das Post- und Telegraphenwesen in Holstein aus dem Geschäftskreis der Landesregierung ausgeschieden und unter preußische Leitung gestellt ward. In Schleswig wurde unter dem Freiherrn v. Zedlitz eine neue Landesregierung eingesetzt und nach Lauenburg ein preußisches Garderegiment gelegt. 5. Decbr. 1864. 11. Decbr.

Der deutsche Bundestag war von der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, die so oft vor seinem Forum verhandelt worden, so oft die Gemüther aufgeregt hatte, so gut wie ausgeschlossen. Am Ende des Jahres war das in Olmütz geschaffene Verhältniß zwischen den beiden deutschen Großmächten bereits umgekehrt: Preußen hatte die erste Stelle erobert. Mit Verdruß bemerkte man in Wien diese Wandlung und suchte wieder mehr in die Schwarzenberg'schen Wege einzulenken, indem man den Grafen Rechberg, der für alle seine Hingebung nicht einmal bei der Erneuerung des Zollvereins einige Zugeständnisse zu Gunsten des Kaiserstaats zu erlangen vermochte (S. 748), von dem Ministerium des Auswärtigen entfernte und durch den Grafen von Mensdorff-Pouilly ersetzte. Aber die Fäden des gemeinsamen Handelns waren schon zu fest geschlungen, als daß sie so schnell wieder gelöst werden konnten; mit überlegenem Geschick wußte der preußische Ministerpräsident auch jetzt noch den alten Rivalen bei der bisherigen Politik festzuhalten. Ohne sich über seine Absichten näher auszusprechen, lehnte das Berliner Cabinet den Vorschlag Oesterreichs, die durch den Wiener Frieden erworbenen Souveränetätsrechte vorläufig an den Prinzen Friedrich von Augustenburg zu übertragen, ab, indem es als Vorbedingung feststellte, „zur Sicherung seiner staatlichen Interessen und der allgemeinen Interessen Deutschlands müsse Preußen verlangen, daß die Militärorganisation der Herzogthümer zu der seinigen in ein festes Verhältniß gesetzt, die Seestreitkräfte derselben für die preußische Marine nutzbar gemacht und die Handels- und Schiffahrtsverhältnisse des Königreichs gegen künstliche Hemmungen geschützt würden". Wie laut auch die Oppositionspresse sich gegen die „Gewaltpolitik" des Ministers aussprach; im Gefühle seiner Macht und im Bewußtsein einer hohen politischen Mission verachtete Herr v. Bismarck ihre Stimme und verzichtete auf den Ruhm der „moralischen Eroberungen" im übrigen Deutschland. Mit dem neuen Jahr er- Preußen und Oesterreich. 12. Jan. 1865.

folgte die Verkündigung des zwischen den beiden Mitbesitzern vereinbarten Provisoriums mit einer gemeinsamen schleswig-holsteinischen Landesregierung.

Das Ministerium Bismarck und Friedrich von Augustenburg.

Von der Zeit an beschäftigte man sich in Berlin mehr und mehr mit der Frage, wie die Constituirung der Herzogthümer mit den Interessen des Königreichs am besten in Uebereinstimmung gesetzt werden könnte. Preußen schien durch seine Lage und Geschichte auf Erweiterung und Abrundung seines langgestreckten, zerrissenen Gebiets angewiesen; daß der Staat wachsen müsse, wenn er seine Machtstellung behaupten wolle, galt von jeher als politische Maxime. Wenn Herr v. Bismarck diesem nationalen Bewußtsein fördernd entgegenkam, wenn er der durch die Waffenthaten bei Düppel und Alsen geweckten Ruhm- und Ehrbegierde des preußischen Volkes ein bedeutendes Ziel wies, konnte er unter allen Umständen auf Beifall und Zustimmung rechnen, konnte er nicht nur für sich den Ruf eines patriotischen Staatsmannes und für den König den Ehrennamen eines „Mehrers des Reichs" erwerben, er konnte auch hoffen, den Conflict zwischen Krone und Volksvertretung zum Austrage zu bringen, den „innern Düppel" zu erstürmen. Denn wo der Vortheil und die Größe des preußischen Staats in Frage stand, da durfte man erwarten, daß sich alle Parteien um die königliche Fahne schaarten und die vielbestrittene Heeresorganisation, des Königs „höchsteigenstes Werk", durch welche solche kriegerische Erfolge erzielt werden konnten, nicht länger auf Widerstand stoßen würde. Der kluge Mann irrte sich nicht. Als der Plan auftauchte, die Herzogthümer in engere Verbindung mit Preußen zu setzen, verstummte bald die Opposition, die öffentliche Meinung sprach sich mehr und mehr zu Gunsten desselben aus; nur um solchen Preis schienen die Manen der gefallenen Krieger gesühnt werden zu können. Man machte geltend, daß nur ein starker, waffengeübter Staat das eroberte Land für alle Zukunft vor feindlichen Angriffen zu schützen und der deutschen Nation zu erhalten vermögend sei; man hatte nichts gegen das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung, meinte aber, dasselbe dürfe den „berechtigten" Forderungen Preußens keinen Abtrag thun. Klar und entschieden wurde dieser politische Rechtsstandpunkt dargelegt in einer Rede des Historikers v. Sybel. Die Errichtung eines neuen Kleinstaats in einer so ausgesetzten Lage könne Deutschland nur zum Unheil gereichen. Diese populäre Strömung wurde noch bedeutend verstärkt, als die Zweifel über die Erbberechtigung des Augustenburgers wuchsen und die Zahl der Prätendenten und die Beweisstücke für ihre Ansprüche sich mehrten. Es half nichts, daß durch gründliche Schriften der Nachweis geliefert ward, Friedrich von Augustenburg sei der erbberechtigte Herzog von Schleswig-Holstein, daß auf Grund einer solchen Beweisschrift von Warnstedt die juristischen Facultäten der angesehensten deutschen Universitäten sich für dessen Erbberechtigung aussprachen, daß weitaus die Mehrzahl der Einwohner in Stadt und Land den Prinzen als Herzog anerkannt und ihm gehuldigt hatte; die Ansicht, daß auf genealogisch-historischem Wege sich kein sicherer Rechtsanspruch auf das gesammte Land nachweisen lasse, daß Rechts-

deductionen aus verjährten und vergessenen Vertragsbestimmungen vor der Macht realer Verhältnisse späterer Zeiten keine Beweiskraft besäßen, gewann immer breiteren Boden; selbst die preußische Königsfamilie trat in die Zahl der Prätendenten ein. Eine frühere Aeußerung auf den Londoner Conferenzen zu Gunsten der Augustenburger Ansprüche wurde als „diplomatischer Schachzug“ erklärt. Und um den Aussprüchen der Juristenfacultäten ein Gegengewicht zu bieten, holte man das Gutachten der preußischen Kronjuristen ein. Die sprachen sich in der Mehrheit im Sinne der Regierung aus, indem sie erklärten, daß nur Preußen und Oesterreich kraft des Wiener Friedens ein Anrecht auf die Herzogthümer hätten. Selbst in Schleswig-Holstein wurde für die Verbindung mit dem preußischen Staat agitirt. Aber die Erklärung der siebenzehn Rittergutsbesitzer, welche auf Anregung des Freiherrn von Scheel-Plessen, des einstigen Präsidenten der holsteinischen Stände, in einer Adresse an König Wilhelm sich für den „eng- 2. Decbr. 1864.
sten Anschluß“ an Preußen aussprachen, und der „nationalen“ Partei, welche die volle Militärhoheit zu Land und zu Wasser, die diplomatische Vertretung und die handelspolitische Führung der Krone Preußen „für alle Zeiten übertragen“ 12. Febr. 1865.
wissen wollte, wurde durch zahlreiche Gegenerklärungen überboten. Die Mehrzahl der Bevölkerung wünschte, daß Friedrich von Augustenburg auf Grund des Erbrechts und des Volkswillens zum Herzog von Schleswig-Holstein eingesetzt werde und daß es dann ihm überlassen bleiben sollte, im Verein mit der legalen Ständeversammlung sich über einen „näheren Anschluß“ mit Preußen zu verständigen und zu vereinbaren.

Aber in Berlin war man nicht gemeint, die Modalitäten dieses näheren Anschlusses von dem guten Willen des Landesherrn und von der Stimmung der Stände abhängig zu machen und den Preis der kriegerischen Anstrengungen gegen unsichere Hoffnungen aus der Hand zu geben, zumal da in den Herzogthümern bei einer großen Partei der dynastische und provinzielle Particularismus die deutsch-patriotische Gesinnung und die nationalen Gesichtspunkte überwog. Man legte daher in einer Depesche vom 22. Februar dem Wiener Cabinet die Bedin- 22. Febr. 1865.
gungen vor, unter denen die preußische Regierung geneigt wäre, über die Cession der Herzogthümer an einen eigenen Souverän sich mit Oesterreich zu verständigen. Diese Bedingungen waren jedoch der Art, daß das kaiserliche Ministerium erklärte, ein Herzog von Schleswig-Holstein, der mit den von Preußen verlangten Beschränkungen eingesetzt würde, könne unmöglich als gleichberechtigtes und stimmfähiges Mitglied in den Kreis der Souveräne des deutschen Bundes eintreten. Man forderte in Berlin nicht nur, daß Militär und Marine mit der preußischen Kriegsmacht und Flotte vereinigt, die Festungen von Preußen besetzt und das erforderliche Gebiet für einen zu erbauenden Nord-Ostsee-Kanal und einen Kriegshafen abgetreten werden sollte, auch dem preußischen Zollsystem, Post- und Telegraphenwesen sollten die nordalbingischen Herzogthümer beitreten, und alle im Heer und auf der Flotte dienenden Schleswig-Holsteiner dem

Fortdauer des Provisoriums in Schleswig-Holstein.

König von Preußen den Fahneneid schwören. Vergebens wurde unter Vermitte-
26. März 1865. lung des Sechsunddreißiger Ausschusses eine Verständigung zwischen Vertrauensmännern der Herzogthümer und einer Anzahl hervorragender Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses auf einer Zusammenkunft in Berlin versucht, indem man für ein Uebereinkommen zu wirken versprach, wobei noch eine gewisse Selbständigkeit der Landesregierung möglich gewesen wäre; das preußische Ministerium ließ sich dadurch nicht zur Aenderung seiner Politik bestimmen, und da es die „Februarforderungen" in ihrem ganzen Umfange nicht durchzusetzen hoffen konnte, weder bei den augustenburgisch gesinnten Schleswig-Holsteinern, welche jeder „Vergewaltigung" den beharrlichsten Widerstand entgegen zu stellen entschlossen waren, noch bei Oesterreich, das sich ohne eine „äquivalente Abfindung" nicht aus seinem Mitbesitzungsrecht drängen lassen wollte und dessen neuer Civilcommissar v. Halbhuber schärfer auftrat, noch auch bei dem Herzog, welcher über eine Militär-Convention nach Art der Coburger nicht hinauszugehen geneigt war und die Erhaltung einer schleswig-holsteinischen Armee unter eigenem Oberbefehl für unerläßlich erklärte: so hielt Preußen die Besitzungen als materielles Pfand seiner Entschädigungsansprüche fest und suchte den provisorischen Zustand so lange bestehen zu lassen, bis günstige Umstände den engeren Anschluß gestatten
April. Mai. würden. Die Unterhandlungen mit Oesterreich über die Einberufung einer schleswig-holsteinischen Ständeversammlung führten zu keinem Resultate, da man sich über die Modalitäten der Berufung nicht zu einigen vermochte. Auch wurde geklagt, daß die „Augustenburgische Nebenregierung" unter der Connivenz des österreichischen Commissarius keine freie Meinungsäußerung im Lande zulasse.
6. Juli 1865. Die glänzende Geburtstagsfeier Friedrich's VIII., welche die herzogliche Partei als demonstrative Antwort veranstaltete, war nicht vermögend, den preußischen Ministerpräsidenten auf andere Meinung zu bringen.

Bismarck und das preußische Abgeordnetenhaus.

Wenn das Auftreten Preußens hie und da an das Vorgehen Sardiniens erinnerte, so nahm Herr v. Bismarck wenigstens in der inneren Politik den Grafen Cavour nicht zu seinem Vorbild. Er bemühte sich weder um den Beifall oder die Zustimmung der Volksvertreter, noch um die Gunst der Presse oder die Sympathien des Volks. Wir wissen, in welchen Conflict die Regierung mit dem Abgeordnetenhaus gerathen war; dieser dauerte noch immer fort. Als die Ständeversammlung sich weder durch die Erfolge der preußischen Waffen, noch durch
14. Jan. 1865. die in der Form entgegenkommende Thronrede des Königs bei der Eröffnung des Landtages zu einer Aenderung ihrer Prinzipien und Anschauungen bezüglich des Budgetbewilligungsrechtes nnd der Armeeorganisation bewegen ließ, und nicht nur bei den Vorlagen der Regierung über die Kriegskosten in der alten Opposition beharrte, sondern auch den geforderten Credit zur Befestigung des Kieler Hafens verweigerte, weil derselbe noch nicht im festen Besitze Preußens sei; wur-
17. Juni. den am 17. Juni die Abgeordneten ungnädig entlassen und der Staatshaushalt in alter Weise nach der Lückentheorie fortgeführt. Wenn gleich die Majorität

des Abgeordnetenhauses die Erwerbung des für die Kriegsmarine so vortheilhaften Seehafens nicht weniger wünschte als die Regierung, so bestand sie doch fest darauf, dem Ministerium Bismarck keinen Credit zu bewilligen, um ihm keinen Hebel in die Hand zu geben, auch in dem Verfassungsconflict die Opposition zu bewältigen. Eine Duellforderung des Ministerpräsidenten an den Abgeordneten Virchow zeugte von der herrschenden Gereiztheit; bei der Schließung der Sitzungen mußte das Haus den Vorwurf hören, daß die Mehrheit „das Wohl des Vaterlandes nicht zu ihrem obersten Gesetze genommen". Herr v. Bismarck ließ sich indessen durch diese Opposition von seinen Plänen nicht abbringen. Durch die Verlegung der preußischen Flottenstation von Danzig nach Kiel bewies er thatsächlich, „daß Preußen entschlossen sei, im Besitz dieses Hafens zu bleiben"; und als man in Köln sich anschickte, den Abgeordneten ein großartiges Anerkennungsfest zu bereiten, als Kehrseite der vorausgegangenen Jubelfeier des fünfzigjährigen Anschlusses der Rheinlande an die preußische Monarchie, wurde das Vorhaben gewaltsam verhindert. Und so stark fühlte sich der Minister trotz des Widerstandes der Volksvertretung und der Schmähungen und Anfeindungen, die von allen Seiten über das „Junkerregiment" ergingen, daß er zu gleicher Zeit gegen Oesterreich in einer Weise vorging, die dasselbe entweder zu noch weiterer Nachgiebigkeit oder zur Ergreifung der Waffen führen mußte. 23. Juli 1865.

Wir haben gesehen, wie sehr die Februarverfassung der nichtdeutschen Bevölkerung des Kaiserstaats widerstrebte. Als nun der Wiener Reichsrath in den Verhandlungen über die österreichische Finanzlage gegen das Ministerium Schmerling eine eben so verurtheilende Kritik übte und die Schäden der Verwaltung in eben so schonungsloser Weise offen legte, wie das Abgeordnetenhaus in Berlin, reifte in den Hofkreisen, wo der aus dem bürgerlichen Mittelstande hervorgegangene Ministerpräsident wenig Gönner zählte, der Plan, sich des unbequemen Reichstages zu entledigen und den Versuch zu machen, mit Ungarn in nähere Beziehung zu treten. Durch Zugeständnisse hoffte man den alten Groll zu tilgen und durch Freundlichkeit und schmeichelndes Entgegenkommen die ritterliche Nation zu gewinnen. Was Bismarck einst in einer vertraulichen Unterredung geäußert hatte, Oesterreich möchte den Schwerpunkt des Reichs von Wien nach Ofen verlegen, schien jetzt zur Wahrheit zu werden. Ein mit großer Feierlichkeit und Ostentation unternommener Besuch des Kaisers in Pesth und die Erhebung des Grafen Mailath zum ungarischen Hofkanzler an Stelle des Grafen Zichy war die Einleitung zu einem Minister- und Systemwechsel. Schmerling und seine gleichgesinnten Collegen nahmen ihre Entlassung, und der böhmische Graf Belcredi, ein Staatsmann von hocharistokratischen Ansichten, erhielt einige Wochen nachher den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. Der Name „Drei-Grafen-Ministerium", den man dem neuen Cabinet (Belcredi, Larisch, Mensdorff-Pouilly) beilegte, bezeichnet seinen altconservativen föderalistischen Charakter mit dem System der nationalen Scheidung und staatlichen

Oesterreich unter dem Ministerium Belcredi.

Juni.

Zerbröckelung. Nun that man einleitende Schritte, um Siebenbürgen und Kroatien, welche seit der Revolution aus dem ungarischen Reichsverbande ausgeschieden waren, wieder in das alte Verhältniß zurückzuführen, so sehr auch diese slavisch-deutschen Provinzen die Herstellung der magyarischen Vorherrschaft fürchteten und haßten, und durch ein kaiserliches Manifest vom 20. September wurde der engere und weitere Reichsrath, mithin die ganze Februarverfassung „sistirt", bis man die Vertreter der andern Königreiche und Länder darüber vernommen hätte. Die Rückkehr zum alten Absolutismus mit Einzellandtagen in den verschiedenen Kronländern und die ungeschwächte Fortdauer des Concordats, „das wie ein vergifteter Mehlthau über der geistigen Entwickelung Oesterreichs lag", versetzten dem deutschen Element und der liberalen Partei harte Schläge; die Landtage der deutschen Reichsgebiete unterließen darum auch nicht, in Adressen an den Kaiser um die Wiederherstellung der Februarverfassung zu bitten, jedoch ohne Erfolg. Seitdem bildeten die „Autonomisten" in allen nichtdeutschen Kronländern eine geschlossene Partei gegen die „Centralisten". Der spätere Plan, einen „außerordentlichen Reichstag der deutschen und slavischen Länder" einzuberufen, der sich dann mit dem ungarischen über eine Gesammtverfassung vereinbaren sollte, stieß auf heftigen Widerspruch, da er einen dauernden Dualismus zu begründen drohte. Aber auch mit Ungarn ging die Ausgleichung und Versöhnung nicht so rasch von Statten, als man in Wien gehofft haben mochte. Die nationale Partei unter Deak's Führung bestand auf der „Rechtscontinuität" und „territorialen Integrität", d. h. auf der Wiederherstellung der alten Landes-, Municipal- und Communalverfassung, so wie auf der Wiedervereinigung der seit 1849 abgetrennten Lande Siebenbürgen, Kroatien u. a. mit dem Königreich Ungarn. Zwar wurde bei der feierlichen Eröffnung des ungarischen Landtages durch den Kaiser selbst in der Thronrede die Theorie der „Rechtsverwirkung durch die Revolution" aufgegeben und die „Rechtscontinuität" und die formelle Gültigkeit der Gesetze vom Jahre 1848 anerkannt; aber während die Regierung verlangte, daß die Gesetze vor der Einführung einer Revision unterworfen werden sollten, drangen die Ungarn darauf, daß die Anerkennung und Ausführung der Revision vorauszugehen habe. Nur auf diese Weise werde die Rechtscontinuität außer Frage gestellt. Erst die großen Ereignisse des nächsten Jahres, welche die Nothwendigkeit innerer Eintracht und Verträglichkeit allen Oesterreichern so fühlbar machten, führten eine neue Staatsorganisation auf Grund einer Doppelmonarchie herbei.

20. Septbr. 1865. — 11. Novbr. — 14. Decbr.

Die Gasteiner Convention.

Diese Zerwürfnisse zwischen der Regierung und den Völkern in Oesterreich verbunden mit der immer schwieriger werdenden Finanzlage des Kaiserstaats bestärkten das Berliner Cabinet in dem Plane, die Elbherzogthümer dem Königreich Preußen für alle Zukunft zu sichern. Umsonst hatte schon im März auf Anregung von Baiern, Sachsen und Hessen-Darmstadt die Bundesversammlung die „vertrauensvolle Erwartung" ausgesprochen, es möge den Regierungen von

27. März 1865.

Oesterreich und Preußen gefallen, dem Erbprinzen von Augustenburg das Herzogthum Holstein in eigene Verwaltung zu geben; umsonst wurden auf einem deutschen Abgeordnetentag Anträge gestellt, welche die staatliche Constituirung Schleswig-Holsteins im Sinne der Bevölkerung bezweckten; die preußische Staatskunst wußte es stets dahin zu bringen, daß die Verhandlungen in Frankfurt ohne Resultat blieben, und wie sehr die Fortschrittspartei in Berlin die innere Politik Bismarck's bekämpfte: wo die Machtstellung Preußens in Frage kam, trug sie Bedenken, sich auf die gegnerische Seite zu stellen. Das preußische Volk befreundete sich mehr und mehr mit dem Gedanken einer „Annexion", besonders seitdem auch der letzte Versuch Bismarck's, durch Vermittelung des baierischen Staatsministers v. d. Pfordten, mit dem er in Salzburg zusammentraf, den Herzog zur Anerkennung der Februarbedingungen zu bewegen, erfolglos geblieben; die Rechtsfrage kam weniger in Betracht als das vaterländische Interesse. Wenn es dem preußischen Ministerium gelang, Oesterreich noch ferner zum Genossen seiner Politik zu machen, mit dessen Hülfe und Mitwirkung den Bundestag in der alten Unthätigkeit und Schwäche zu erhalten, der öffentlichen Meinung und der deutschen Opposition die Stirne zu bieten, so konnte es, ohne namhaften Widerstand zu erfahren, auf sein Ziel losgehen. Daß dieser Plan zur Ausführung kam, daß die österreichische Bundesgenossenschaft nicht nur bewahrt, sondern noch fester geknüpft ward, zeugte von der überlegenen Klugheit und Staatskunst des Ministerpräsidenten. In Karlsbad, wohin er im Juli den König begleitete, wußte er das Wiener Cabinet durch Klagen über die Umtriebe der augustenburgischen Partei und durch Andeutungen möglicher Kriegseventualitäten zu neuen Zugeständnissen zu bewegen. Man ließ es geschehen, daß der Redacteur May in Altona, einer der thätigsten Führer der Schleswig-Holstein-Vereine, gewaltsam aufgehoben und nach der Festung Rendsburg gebracht, der preußische Abgeordnete Frese aus Holstein ausgewiesen ward. Als nun König Wilhelm Juli 1865.
nach beendigter Badecur über Regensburg, wohin er seine Minister und mehrere Gesandte zur Berathung berufen, sich nach Gastein begab, willigte Oesterreich, um nicht in einen ungelegenen Krieg hineingerissen zu werden, in die „Gasteiner Convention" vom 14. August. Darin kam man überein, daß die Herzogthümer 14. Aug.
noch ferner im gemeinschaftlichen Besitz der beiden Eroberer bleiben sollten, und zwar in der Art, daß die Verwaltung und Regierung von Schleswig an Preußen, die von Holstein an Oesterreich überlassen, das Herzogthum Lauenburg dagegen von dem Kaiser an den preußischen König um die Summe von $2\frac{1}{2}$ Millionen dänischer Reichsthaler abgetreten würde. Dabei sollte Preußen den Kieler Hafen mit dem Rechte der Befestigung, das Recht der Mitbesetzung von Rendsburg und die Oberaufsicht über den zu erbauenden Nord-Ostsee-Kanal besitzen. Nach einer persönlichen Zusammenkunft des Kaisers und des Königs in Salz- 19. Aug.
burg kam der Vertrag zur Ausführung.

Widerspruch gegen die Gasteiner Convention. v. Manteuffel und Gablenz.

Die Convention von Gastein fand manchen Widerspruch: Viele waren unzufrieden über ein Abkommen, welches die Herzogthümer auseinander riß, den provisorischen Zustand mit dem Doppelregimente der beiden Monarchen ins Unbestimmte verlängerte und Land und Volk von Lauenburg „wie eine Heerde“ um harte Thaler verkaufte; die thüringischen Fürsten protestirten gegen die Verfügung über Lauenburg und beantragten ein Austrägalverfahren; England und Frankreich beschwerten sich über die Nichtbeachtung des Nationalitätsprinzips in Schleswig und wahrten sich das Recht, bei der endgültigen Entscheidung ein Wort mitzureden; und obwohl der König die stipulirte Summe für Lauenburg aus seiner Privatkasse bezahlte, bestritt dennoch späterhin das Abgeordnetenhaus in Berlin das Recht des Erwerbs ohne Zustimmung der Volksvertretung, da nach der Verfassung der König nicht Herrscher „fremder Reiche“ sein könne. Aber wie viele Anstände auch erhoben wurden, die deutsche Nation, rathlos und muthlos, fügte sich mit Resignation in das Geschehene. Die politischen Vereine waren im Hinschwinden oder in der Auflösung begriffen, die Versammlungen, welche nationale Wünsche und Kundgebungen zum Ausdruck bringen sollten, machten durch die geringe Theilnahme keinen Eindruck; der Bundestag hatte den letzten Rest von Macht und Autorität eingebüßt; an den Senat der freien Stadt Frankfurt, der nach preußischer Ansicht dem Gebahren der Demokratie zu große Nachsicht schenkte, erging von dem Berliner Ministerium
Octbr. 1865. eine drohende Note wegen Mißbrauchs des Vereinsrechts und Preßausschreitungen auf dem Gebiet der Stadt, ein Verfahren, das Oesterreich, wenn auch in milderer Form, unterstützte; die Zukunft Deutschlands lag in den Händen der Großstaaten und insbesondere Preußens. In Schleswig richtete der neue „Gouverneur“, General v. **Manteuffel** aus der feudalen Partei, ein eisernes Regiment auf, indem er den Beamtenstand in preußischem Sinne „purificirte“, die Presse und das Vereinswesen streng überwachte und allen augustenburgischen Demonstrationen scharf entgegentrat. Ja bei Gelegenheit einer Reise des Erbprinzen auf schleswig'sches Gebiet bedrohte er denselben im Wiederholungsfalle mit einer Verhaftung. Das Herzogthum Holstein hatte sich unter dem österreichischen „Statthalter“, dem ritterlichen und leutseligen Feldmarschalllieutenant v. **Gablenz**, einer nachsichtsvolleren und humaneren Behandlung zu erfreuen; er wolle nicht, äußerte er mit unverkennbarer Anspielung, daß man einst bei seinem Abgange sage, „er habe wie ein türkischer Pascha regiert“. Aber Preußens Einfluß war überwiegend; die Geschicke der Herzogthümer wurden durch die Politik des Ministerpräsidenten v. Bismarck bestimmt, den der König zum Zeichen seiner Zufriedenheit nach dem Gasteiner Vertrag in den Grafenstand erhob. Am 26. und 27. September nahm König Wilhelm persönlich in Lauenburg die Erbhuldigung entgegen.

2. Der Krieg vom Jahr 1866.

a. Die Genesis des Kriegs.

Die Uebereinkunft von Gastein schuf nur eine kurze Friedenspause. Man wollte dadurch Zeit zu neuen Unterhandlungen gewinnen. Da die beiden Regierungen übereingekommen waren, daß die künftigen Verhältnisse der Herzogthümer nur durch gemeinsames Einverständniß der „Condomini" entschieden werden sollten, so hoffte Graf Bismarck Mittel und Wege zu finden, den vielfach bedrängten Kaiserstaat zu einem freiwilligen Aufgeben seines Mitbesitzungsrechts in den überelbischen Landen zu vermögen. Der Vorgang in Lauenburg mochte den Glauben erzeugen, daß man in Wien sich auch für Holstein mit einer Geldsumme abfinden lassen werde, und ohne Zweifel wäre man in Berlin zu einem solchen Abkommen bereit gewesen; dem widerstrebte aber die Ehre des Kaiserreichs, wo seit dem Ausscheiden Rechberg's die traditionelle Politik des Hauses Habsburg wieder mehr zur Geltung kam, und die Scheu vor der öffentlichen Meinung, welche sich mit Entrüstung gegen jeden „Länderschacher" aussprach. Hatte man doch früher die Anerbietungen der italienischen Regierung, Venetien durch einen Kaufvertrag zu erwerben, standhaft abgewiesen und lieber die Last einer fortwährenden Kriegsbereitschaft zum Schutze der bedrohten Besitzungen getragen! Gegen eine entsprechende Landabtretung, etwa in Schlesien, wodurch die Ehre des Großstaats gewahrt geblieben wäre, hätte man wohl die Condominatsrechte hingegeben; dem widersprachen aber die Traditionen des Hohenzollern'schen Herrscherhauses und das naturgemäße Streben des jungen Militärstaats, seine Besitzungen auszudehnen. Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß die unfertige Lage der Herzogthümer und das allgemeine Verlangen nach einer Beendigung des provisorischen Zustandes die possedirenden Regierungen in Zwiespalt bringen mußten, zumal da Oesterreich mehr und mehr den „bundesrechtlichen" Standpunkt betonte, Graf Bismarck aber neben den nationalen Interessen insbesondere die „berechtigten Ansprüche Preußens" bei der endgültigen Lösung hervorhob. Was half es dem preußischen Gouverneur v. Manteuffel in Schleswig, daß er alle Demonstrationen zu Gunsten des „Prinzen von Augustenburg" als hochverrätherische Handlungen mit den strengsten Strafen bedrohte, wenn derselbe in Holstein unter den Augen des österreichischen Statthalters von der Presse, in Vereinen, auf Volksversammlungen als legitimer Herzog behandelt und in Kiel eine herzogliche Regierung und Hofhaltung geduldet ward; wenn man immer dringender die Einberufung einer schleswig-holsteinischen Ständeversammlung fordern durfte? Schon im Januar beschwerte sich daher Graf Bismarck, daß die Haltung der holsteinischen Landesverwaltung die Beziehungen Preußens zu Oesterreich trüben müßte, und sechs

Der Notenkrieg der Cabinette.

20. Jan. 1866.

Tage nachher, als mittlerweile in Altona eine Massenversammlung, welche auch von Männern aus andern Gegenden Deutschlands und von Mitgliedern des
23. Jan. 1866. Sechsunddreißiger Ausschusses besucht war, ihre Sympathien für den „rechtmäßigen, geliebten Fürsten Herzog Friedrich" laut kund gegeben, richtete er eine
26. Jan. scharfe Note an das österreichische Cabinet, worin er das Verhalten der kaiserlichen Regierung einer einschneidenden Kritik unterwarf. In Salzburg und Gastein, hieß es darin, glaubte er annehmen zu dürfen, daß Preußen und Oesterreich sowohl über ihren gemeinsamen Feind, die Revolution, als über die Nothwendigkeit und den Plan eines Kampfes gegen dieselbe einig seien. Auf diese Ueberzeugung gestützt, habe man ein gemeinsames Vorgehen in Vorschlag gebracht; aber wenn schon in Frankfurt das kaiserliche Cabinet durch sein Verfahren der preußischen Note die Spitze abgebrochen und sie dadurch aller Wirkung beraubt habe, so trage jetzt das Verhalten der kaiserlichen Regierung in Holstein geradezu einen aggressiven Charakter und setze sich in directen Widerspruch mit den Basen, auf welchen der Wiener Frieden und die Gasteiner Convention beruhten; revolutionäre und jedem Throne feindliche Tendenzen sehe man dort unter dem Schutze des österreichischen Doppeladlers sich entfalten. Die preußische Regierung habe das Recht, zu verlangen, daß der Status quo in Holstein erhalten werde, gleichwie auch sie verpflichtet sei, denselben in Schleswig zu beobachten. Sollte diesem Verlangen nicht entsprochen werden, so müßte Preußen die Ueberzeugung gewinnen, daß Oesterreich von dem, wie man hoffte überwundenen traditionellen Antagonismus beherrscht, nicht auf die Dauer gemeinsame Wege mit ihm gehen wolle. Diese Ueberzeugung würde eine schmerzliche Enttäuschung sein; aber Preußen müsse endlich klar sehen. Sei die intime Gemeinsamkeit der Gesammtpolitik beider Mächte nicht zu verwirklichen, so müsse Preußen die volle Freiheit seiner eigenen Person gewinnen, um von derselben den seinen Interessen entsprechenden Gebrauch zu machen. Auf dieses merkwürdige Schriftstück, dem ein Fehdebrief der „Kreuzzeitung" gegen Oesterreich, „den Bundesgenossen des Sechsunddreißiger Ausschusses und der Augustenburger Demagogie", und scharfe Ausfälle der gesammten preußischen Regie-
7. Febr. rungspresse eifrig secundirten, gab Graf Mensdorff am 7. Februar eine gemessene Antwort, worin er die Klagen des preußischen Cabinets zurückwies. Die kaiserliche Regierung sei nicht verantwortlich, daß zwischen den Höfen von Wien und Berlin noch keine Verständigung über die künftige Gestaltung der Herzogthümer habe erzielt werden können. Oesterreich wisse, daß es Holstein nicht als Eigenthum besitze, aber in der einstweiligen Verwaltung nach der Uebereinkunft von Gastein sei es keiner Controle unterworfen. In der so natürlichen Weigerung, die Annexion der Herzogthümer an Preußen vor sich gehen zu lassen, scheine die königliche Regierung eine Politik verderblicher Eifersucht und Rivalität zu erblicken; was aber die Altonaer Versammlung angehe, auf welche so großes Gewicht gelegt werde, so wäre diese nicht möglich gewesen, wenn nicht

gerade Preußen sich geweigert hätte, ein Verbot solcher Versammlungen von Bundes wegen und für das gesammte Bundesgebiet zu beantragen.

Nach solchen Erklärungen war wenig Aussicht zu einer friedlichen Verständigung, und die deutsche Zeitungspresse trug wesentlich bei, durch feindselige Haltung die gereizte Stimmung zu steigern. Das Wiener Cabinet sah in den Schlußworten der preußischen Erklärung eine versteckte Kriegsdrohung und eine Hinweisung auf ein beabsichtigtes Bündniß mit Italien. Mit großer Mühe hatte Preußen im vorhergehenden Jahre die deutschen Regierungen des Zollvereins zu einem Handelsvertrag mit dem transalpinischen Königreiche, und damit zur Anerkennung desselben gebracht. Dies wurde nun in Wien als Einleitung zu einer politischen Allianz angesehen; und als bald nach einer Ministerberathung unter des Königs Vorsitz, zu welcher auch der Chef des Generalstabs v. Moltke, der Gouverneur von Schleswig v. Manteuffel und der preußische Gesandte in Paris, Graf v. d. Goltz, berufen waren, der italienische General Govone in Berlin ankam, hegte man keinen Zweifel mehr, daß ein Bündniß zwischen Preußen und Italien gegen Oesterreich im Werke sei. Es ist in früheren Blättern des öfteren bemerkt worden, daß die politische und geschichtliche Stellung Preußens und Piemonts manche Aehnlichkeit darbot, daß bei verschiedenen Gelegenheiten das Bewußtsein der gleichen Interessen des Brandenburg-Hohenzollern'schen und des Piemont-Savoyischen Herrscherhauses in der europäischen Staatenentwickelung zum Ausdruck gekommen. Noch im Jahre 1848 hatte der Minister Gioberti seine Gesandten erinnert, „daß Preußen denselben Beruf in Deutschland habe, wie Piemont in Italien". In der Paulskirche zu Frankfurt hatte man, wie uns bekannt, diese Gemeinsamkeit der Interessen gegenüber Oesterreich nicht gelten lassen wollen; aber die Geschichte der nächsten Jahre lieferte von Neuem den Beweis, daß auch in Leiden und Demüthigungen sich dieselbe Gemeinsamkeit wieder bewährt habe; daß Oesterreich sowohl in Deutschland als in der Apenninen-Halbinsel der Feind aller nationalen Einheitsbestrebungen sei. Als im Jahre 1860 der preußische Gesandte am Turiner Hof die Mißbilligung seiner Regierung über die Politik Cavour's aussprach, hatte der Graf lächelnd erwiedert: „Es werde der Tag kommen, an welchem Preußen Italien für das ihm gegebene Beispiel dankbar sein werde". Was war daher natürlicher, als daß man in Berlin wie in Turin den Vortheil und die Zweckmäßigkeit einer Allianz ins Auge faßte, daß man im Norden wie im Süden den Plan aufgriff, die Unionsidee, die in Italien nur unvollkommen verwirklicht, in Deutschland gewaltsam unterdrückt worden, durch gemeinsame Anstrengungen ins Leben einzuführen, ihr durch Bekämpfung desselben Feindes Wahrheit und Realität zu geben? In der Donaustadt glaubte man die Anzeichen eines herannahenden Sturmes zu erkennen. Und in der That soll auch in dem erwähnten Ministerrath die übereinstimmende Ansicht geherrscht haben, „daß ein Zurückweichen in der Elbherzogthümerfrage nicht ohne Verletzung der

Schärfung der Gegensätze. Preußen und Italien.

28. Febr. 1866.

Gefühle des ganzen Volkes und nicht ohne Kränkung der Ehre des Landes möglich sei, daß man daher auf dem bisher verfolgten Wege, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin vorschreiten müsse". Die Antwort Bismarck's auf die freundschaftliche Erkundigung des österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Karolyi, über den Sinn seiner Erklärung: „Oesterreich und Preußen träten nun wieder in das Verhältniß zurück, in dem sie sich vor dem dänisch-deutschen Krieg befunden", bestärkte die kaiserliche Regierung in ihrem Glauben, daß man sich auf die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes gefaßt machen müsse. In
10. März 1866. einem von dem Kaiser berufenen Marschallsrathe, dem Feldzeugmeister Benedek und andere militärische Notabilitäten anwohnten, gewann denn auch in Oesterreich die Kriegspartei die Oberhand. Es wurden ausgedehnte Rüstungen angeordnet, um zugleich gegen Italien und gegen Preußen auftreten zu können. So war die Politik an einem Scheidewege angelangt, „wo die zu Krieg oder zu Frieden führenden Richtungen ganz dicht neben einander lagen". Der schwere Conflict des Ministeriums Bismarck mit dem Abgeordnetenhaus, welcher in der Anklage Twesten's und Frentzel's wegen ihrer Kammerreden und in der
20. Jan. Gutheißung dieser dem Art. 84 der Verfassungsurkunde widersprechenden Klage durch das Ober-Tribunal seinen Höhepunkt erreichte und den vorzeitigen Schluß
23. Febr. des Landtags herbeiführte, der Widerwille gegen einen Bürgerkrieg, der sich an vielen Orten Preußens laut kund gab, die Abneigung der meisten deutschen Bundesregierungen gegen die preußische Politik, die feindselige Volksstimmung, die sich allenthalben in Schrift und Rede aufs Heftigste gegen das Bismarck'sche Regiment aussprach, die Unterschätzung der Militärkräfte des Königreichs: dies Alles erfüllte Oesterreich mit der Hoffnung, der Ueberhebung Preußens eine ähnliche Demüthigung bereiten zu können, wie im Jahre 1850. Man mochte es in Wien nicht ungern vernehmen, daß Graf Bismarck einer Anzahl holsteinischer Feudalen, die eine Annexionsadresse an ihn gerichtet hatten, unverhohlen aussprach, er halte die Vereinigung mit der preußischen Monarchie für die den Herzogthümern Schleswig-Holstein vortheilhafteste Staatsform, daß der König
11. März. selbst in einer Verordnung Alle mit Zuchthausstrafe bedrohte, welche den ihm und dem Kaiser zustehenden Souveränetätsrechten zuwider einer andern landesherrlichen Autorität Geltung zu verschaffen suchten, daß Herr v. Manteuffel bei Gelegenheit der Beisetzung der Leiche des Prinzen v. Noer militärische Maßregeln traf, um den Neffen desselben, Friedrich v. Augustenburg, falls er sich dabei einfinden sollte, verhaften zu lassen.

Stellung der beiden Großmächte zum deutschen Bund. Im Gegensatz zu dem schroffen Auftreten Preußens in Schleswig suchte die kaiserliche Regierung sich durch entgegenkommendes Benehmen die Volksgunst zu gewinnen und durch Annäherung an den Bundestag die verstimmten Regie-
16. März 1866. rungen und Bundesfürsten wieder zu versöhnen. Schon am 16. März gab sie in einem Rundschreiben ihren Gesandten den Auftrag, den deutschen Bundesregierungen mitzutheilen, daß Oesterreich in Berlin die bestimmte Anfrage stellen

werde, ob man die Gasteiner Convention mit gewaltsamer Hand zu zerreißen gedächte; falle die Antwort unbefriedigend oder ausweichend aus, so müsse man die Bemühungen um ein Einverständniß mit Preußen als gescheitert ansehen und es trete dann der Augenblick ein, wo die kaiserliche Regierung das Einschreiten des Bundes auf Grund des Artikels 11 der Bundesacte und des Artikels 19 der Wiener Schlußacte in Anspruch nehmen müsse, um zu verhüten, daß Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern mit Gewalt verfolgt würden. Deshalb werden die deutschen Regierungen ersucht, in vertraulicher Weise Mittheilung zu machen, ob man in Wien auf ihre Unterstützung rechnen könne für den Fall, daß man gegenüber dem drohenden Auftreten Preußens zu kriegerischen Maßregeln für Erhaltung des Friedens genöthigt sein würde. Zugleich wurden die Truppen an den schlesischen Grenzen verstärkt, die Festungswerke von Krakau armirt und andere kriegerische Vorbereitungen getroffen. In Berlin begegnete man diesen Schritten mit ähnlichen Maßregeln. Wenn Oesterreich, nun wieder in seine alte Politik einlenkend, den Bundestag auf seine Seite zu ziehen suchte, um im Verein mit ihm dem bisherigen Alliirten entgegen zu treten, so erklärte Graf Bismarck in einer Circulardepesche vom 24. März, nachdem er die Ent- 24. März 1866.
stehung des Conflicts dargelegt und die Nothwendigkeit auseinander gesetzt, den Kriegsrüstungen des Kaiserstaats mit ähnlichen Rüstungen zu begegnen, daß Preußen nicht blos Maßregeln für seine augenblickliche Sicherheit ergreifen, sondern sich auch nach Garantien für die Zukunft umsehen müsse, daß aber der deutsche Bund in seiner gegenwärtigen Gestalt diese Garantien nicht biete. Die Erfahrung habe gelehrt, daß selbst in dem Fall, wo die beiden Großmächte einig waren, die Bundesinstitutionen nicht ausreichten, um Deutschland an einer activen, nationalen und erfolgreichen Politik Theil nehmen zu lassen, noch viel weniger aber würden sie einen ernsten Antagonismus beider Mächte ertragen, einen drohenden Bruch und Conflict verhüten oder überwinden können. Würde Preußen jetzt angegriffen, so könnte es eine bundesmäßige Unterstützung nicht erwarten, sondern sei lediglich auf den guten Willen einzelner Regierungen angewiesen, die ohne Rücksicht auf den gewöhnlichen bundesmäßigen Weg ihm ihre Hülfe gewährten. „Schon durch die geographische Lage wird das Interesse Preußens und Deutschlands identisch", heißt es wörtlich, „dies gilt zu unsern, wie zu Deutschlands Gunsten. Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind, ist unsere Stellung gefährdeter, als die der anderen europäischen Staaten; das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Nationen nur noch passiv betheiligt bleiben würde. Dies zu verhüten, sollten alle deutschen Regierungen als eine heilige Pflicht ansehen und dazu mit Preußen zusammenwirken. Wenn der deutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt und mit seinen jetzigen politischen und militärischen Einrichtungen den großen europäischen Krisen, die aus mehr als einer Ursache

jeden Augenblick auftauchen können, entgegen gehen soll, so ist nur zu sehr zu befürchten, daß er seiner Aufgabe erliegen und Deutschland vor dem Schicksale Polens nicht schützen werde". Man frage darum bei den einzelnen Regierungen an, ob und in welchem Maße Preußen auf ihre Unterstützung rechnen dürfe, wenn es von Oesterreich angegriffen oder durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genöthigt würde. In jedem Falle sei Preußen in die Nothwendigkeit gesetzt, eine den realen Verhältnissen Rechnung tragende Reform des Bundes in Anregung zu bringen.

Die Abrüstungsfrage und der Plan einer Bundesreform.

Auf diese denkwürdige Depesche antworteten die deutschen Regierungen theils ausweichend, theils mit Verweisung auf die Bundesverfassung. Preußen mochte ein solches Resultat vorausgesehen haben und stützte sich daher um so entschlossener auf die eigene Macht. Ohne Rücksicht auf die in ganz Deutschland sich kund gebenden Demonstrationen für Erhaltung des Friedens, erließ die Regierung *(27.–29. März 1866.)* Befehle, die Heerkräfte in den am meisten bedrohten Provinzen in Kriegsbereitschaft zu setzen und die Festungen zu armiren. Zugleich wurden die *(8. April.)* Unterhandlungen mit Italien so weit geführt, daß am 8. April ein Vertrag unterzeichnet werden konnte, worin die Regierung Victor Emanuel's sich verpflichtete, den König von Preußen zur Durchführung der von ihm beabsichtigten Reform der deutschen Bundesverfassung selbst mit Waffengewalt zu unterstützen, Preußen dagegen versprach die Cession Venetiens an das Königreich zu erwirken. Auch sollte kein Theil ohne den andern Frieden schließen. Dabei versicherte das italienische Ministerium die Berliner Regierung seiner freudigen Unterstützung, wenn Preußen, sich an die Spitze der deutschen Nationalpartei stellend, jenes Parlament einberufe, das seit so vielen Jahren Gegenstand der Wünsche der Nation sei, und für Deutschland, so wie es in Italien geschah, den Fortschritt der freisinnigen Institutionen mittelst Ausschließung Oesterreichs sichere. Es war ein eigenthümliches Schauspiel, daß um dieselbe Zeit, da Graf Bismarck am Bundestag auf Einberufung eines Parlaments aus directen Volkswahlen und *(9. April.)* allgemeinem Stimmrecht behufs Reform der Bundesverfassung antrug, in solchen Kreisen, wo man sich mit aller Heftigkeit gegen die Cabinetspolitik des Berliner „Junkerregiments" ereiferte, „die das Recht des eigenen Landes nicht achtend mit Plänen einer Bundesreform hervortrete", und die Nation zur Bekämpfung dieser Politik aufrief, dasselbe Mittel, Umgestaltung der deutschen Bundesverfassung durch ein freigewähltes Parlament, als das einzig richtige Heilverfahren in Vorschlag gebracht und empfohlen ward. Es bestätigte sich somit auch hier der alte Satz: „Wenn Zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe". Die Volkspartei mißtraute der dargebotenen Gabe wegen des Gebers*). Damals befaßte sich die ganze

*) Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie ihr ihn etwa geheget;
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von Oben herab in ihren eignen Gestalten.

Goethe, Hermann und Dorothea.

Nation mit der Frage, wie der Friede erhalten werden könnte. Während Sachsen und Würtemberg durch geheime Rüstungen ihr geringes Vertrauen auf eine friedliche Ausgleichung bewiesen und Baiern noch einmal den Weg der Vermittelung betrat, suchte man aller Orten und Enden den Volkswillen zum Ausdruck zu bringen. Und in der That gewann es eine Zeitlang den Anschein, als sollte das blutige Kriegsspiel vermieden oder verschoben werden. Oesterreich stellte die Absicht eines offensiven Auftretens gegen Preußen in Abrede: es habe 31. März 1866.
keine Kriegsvorbereitungen gemacht, die geringfügigen Truppenbewegungen in Böhmen seien durch die Judencrawalle in einzelnen Gegenden hervorgerufen worden. Allein es wurde constatirt, daß die Truppen meist nahe der preußischen Grenze in Gegenden gelegt waren, wo dergleichen Excesse gar nicht stattgefunden hatten. Dennoch machte man in Berlin gläubige Miene. Preußen erwiederte die friedlichen Kundgebungen durch die Versicherung, daß auch ihm nichts ferner 6. April.
liege als ein Angriffskrieg, und erklärte sich bereit, die zur Grenzvertheidigung 15. April.
erlassene Mobilisirungsordre zurückzunehmen, wenn Oesterreich, welches mit den Rüstungen vorangegangen, auch mit der Abrüstung beginnen wolle. Das kaiserliche Cabinet erklärte sich bereit dazu, sofern Preußen an dem nämlichen Tag 18. April.
oder doch am nächstfolgenden dasselbe thun werde, und als dieses damit einverstanden war, wurde der 25. April als der Anfangstermin der Abrüstungen festgesetzt. Aber ehe dieser Zeitpunkt eintraf, fand man in Wien, daß Venetien von Victor Emanuel bedroht sei, und beschloß daher in einer militärischen Berathung, die 21. April.
Abrüstung nur gegen Preußen eintreten zu lassen, die italienische Armee dagegen zu verstärken und auf den Kriegsfuß zu setzen. Oesterreich wollte, wie es schien, versuchen, Italien durch ernste Kriegsdrohungen zur Einstellung seiner erst begonnenen Rüstungen und zu Bürgschaften des Friedens zu zwingen, um sodann mit denselben Truppenkörpern, die es in Italien aufgestellt hatte, Preußen zu nöthigen, sich in den deutschen Fragen dem Ausspruch des Bundestags zu unterwerfen. Würde sich Preußen diesem Ausspruche nicht fügen, so konnte Oesterreich die Hülfe der Bundestruppen verlangen und erwarten. Auf die preußisch-italienischen Verhandlungen mußte diese schwebende Lage störend einwirken. Wenn man in Preußen wünschte, daß Italien auch militärisch zum Kampfe gegen einen so mächtigen Feind wie Oesterreich vorbereitet sei, so mußte das Florentiner Cabinet zu eigener Sicherheit fordern, daß die Heeresmacht beider Staaten gleichzeitig kriegsbereit aufgestellt, die preußisch-italienische Allianz zu einem Kriegsbündniß verschärft würde. Dieser Umschlag in der österreichischen Abrüstungspolitik mußte in Berlin Bedenken erregen; fühlte sich Preußen bedroht, so war es einerlei, auf welcher Seite des Kaiserstaats die Truppenverstärkung stattfand. Eine entschuldigende Depesche des Wiener Cabinets war nicht ver- 26. April.
mögend, die Besorgnisse zu zerstreuen, zumal da gleichzeitig der Vorschlag gemacht wurde, „Preußen und Oesterreich möchten die durch den Wiener Friedensvertrag erworbenen Rechte auf die nordelbischen Herzogthümer demjenigen

Prätendenten weiter übertragen, welchem der deutsche Bund die überwiegende Berechtigung zur Erbfolge in Holstein zuerkennen würde". Für den Fall einer Ablehnung auch dieses Vorschlags würde der kaiserlichen Regierung kein anderes Mittel übrig bleiben, als dem deutschen Bund den ganzen Stand der Sache offen darzulegen und ihm anheimzugeben, welche Wege einzuschlagen seien, um zu einer bundesmäßigen Regelung der holsteinischen Angelegenheit zu gelangen. Zugleich würde man die holsteinischen Stände einberufen müssen, um die Stimme des Landes zu vernehmen.

Die Erregung in Deutschland. Bismarck und Napoleon. Mit diesen Actenstücken verschwanden die friedlichen Aussichten. Es war nicht denkbar, daß die Bundesregierungen freiwillig auf eine Reform eingehen würden, von deren Umfang und Beschaffenheit sie erst genauere Kunde erhalten sollten, wenn sie sich über den Zeitpunkt der Einberufung eines freigewählten Parlaments geeinigt haben würden, zumal da nach der offiziösen Provinzial-Correspondenz Preußens Absicht dabei sein sollte, „die militärischen Kräfte Nord- und Mitteldeutschlands zu wirksamer That um sich vereinigen zu können und einen Theil der Lasten der Armeeorganisation auf Deutschland überzuwälzen". Graf Bismarck antwortete auf die Wiener Depesche, wenn nicht Oesterreich seine gesammte Heeresmacht in allen Theilen der Monarchie auf den Friedensfuß setze, könne auch von einer Abrüstung Preußens keine Rede sein; er bedauerte, daß die kaiserliche Regierung nicht auch die übrigen Bundesstaaten zur Einstellung ihrer militärischen Vorkehrungen bewogen habe, da er dadurch in die Lage gesetzt worden sei, an Sachsen, das unter den übrigen Bundesregierungen in seinen Rüstungen am weitesten vorgegangen, eine dringende Anfrage über dessen Absichten und Haltung zu richten, und erklärte in Bezug auf den Vorschlag, die Entscheidung über die Herzogthümer dem Bunde zu übertragen, Preußen sei nicht gesonnen, den in Gemeinschaft mit Oesterreich erkämpften und durch völkerrechtliche Verträge erworbenen Besitz von anderer Entscheidung als der eigenen freien Entschließung abhängig zu machen, aber stets bereit, mit dem Kaiserstaat direct über die Bedingungen einer Verzichtleistung auf seinen Antheil zu verhandeln und in der Bundesreform mit demselben zusammen zu gehen. Mittlerweile nahmen die Rüstungen immer größere Dimensionen an. In Preußen wurden
3. 9. Mai 1866. zuerst vier Armeecorps, dann die gesammte Heeresmacht in Kriegsbereitschaft gesetzt und gleichzeitig in Italien sämmtliche kriegspflichtige Mannschaften unter die Waffen gerufen. Mit seltener Opferwilligkeit gaben die Volksrepräsentanten in Florenz zu allen Maßregeln der Regierung ihre Zustimmung und selbst Mazzini ließ, wie spätere Urkunden über „Italiens Geheimpolitik" nachwiesen, von London aus dem König Victor Emanuel feierlich erklären, „daß er Alles aufbieten wolle, um die Vereinigung aller nationalen Kräfte zur Eroberung Venetiens vor jeder Beschädigung durch seine Partei zu bewahren". Der Minister Lamarmora trat den Vorsitz des Ministeriums an den freisinnigen und patriotischen Ricasoli ab, um als Oberfeldherr die Truppen zu führen. Selbst die drohenden Sym-

tome, die in Frankreich zu Tage kamen, wo im gesetzgebenden Körper Thiers für die Aufrechterhaltung der Verträge eintrat und die Ansicht aussprach, man müsse 3. Mai 1866.
Preußen verhindern, den europäischen Frieden zu bedrohen, waren nicht vermögend, das gezückte Schwert in die Scheide zurückzustoßen. Hatte doch Kaiser Napoleon dem Grafen Arese, den Lamarmora nach Paris gesandt, im Vertrauen erklärt, daß die Vereinigung Venetiens mit Italien von Frankreich nicht als eine gefährliche, sondern vielmehr als eine dem Interesse von ganz Europa entsprechende Eventualität angesehen würde; und das offene Geständniß, das er bei Gelegenheit eines landwirthschaftlichen Festes zu Auxerre ablegte, daß er die 6. Mai.
Verträge von 1815 verabscheue, die man jetzt zur einzigen Grundlage der auswärtigen Politik machen wolle, konnte ja eher zu Gunsten Italiens gedeutet werden. Oesterreich lehnte die Abrüstung gegenüber Italien ab und übertrug den Oberbefehl in Venetien dem Erzherzog Albrecht, während Feldzeugmeister Benedek zur Nordarmee berufen wurde. In dem Kaiserreiche und in den meisten deutschen Bundesstaaten herrschte eine so aufgeregte Stimmung und Erbitterung gegen Preußen, daß die Regierungen, auch wenn sie gewollt hätten, der Volksströmung kaum mehr zu widerstehen vermochten. Der Antrag Sachsens, „die 5. Mai.
Bundesversammlung möge Preußen angehen, daß durch geeignete Erklärung mit Rücksicht auf Art. 11 der Bundesacte volle Beruhigung gewährt werde", wurde mit Stimmenmehrheit angenommen, obwohl der preußische Gesandte Einspruch erhob und nachzuweisen suchte, daß seine Regierung nur defensive Maßregeln gegen die vorausgegangenen Rüstungen Oesterreichs und Sachsens getroffen und daß man von der Bundesversammlung vielmehr erwarte, sie werde diese beiden Staaten zur Einstellung ihrer kriegerischen Anordnungen veranlassen. Welche Höhe die preußenfeindliche Stimmung und der Haß gegen den Ministerpräsidenten v. Bismarck damals erreicht hatte, ging aus dem Mordversuch hervor, den ein sonst gesitteter und tadelloser Jüngling, Karl Cohn, Stiefsohn des bekannten 7. Mai.
emigrirten Demokraten Blind, gegen den Grafen auf offener Straße in Berlin wagte. Nur wie durch ein Wunder entging der Angefallene den Wirkungen mehrerer Kugeln, die ganz in der Nähe mittelst eines Revolvers auf ihn abgefeuert wurden. Der Thäter wurde in Haft gebracht, wo er sich selbst das Leben nahm. Durch leidenschaftliche Agitationen war der Name Bismarck der Gegenstand des blindesten Volkshasses geworden. Eine frühere Reise nach Paris und Biarritz gab seinen Gegnern eine Handhabe, ihn eines Einverständnisses mit Napoleon zu beschuldigen: er sollte dem Kaiser den Kohlendistrikt von Saarbrücken, die Erweiterung der französischen Grenze nach dem Rhein in Aussicht gestellt haben; auf Volksversammlungen wurden Beschlüsse gefaßt zur Wahrung der deutschen Grenzlande wider vaterlandsverrätherische Politik.

Gegenüber der allgemeinen Aufregung blieben die Kundgebungen, die sich in Sachsen und andern Staaten für Erhaltung des Friedens oder für Neutralität hervorwagten, ohne alle Wirkung. Die auf Antrag des Gesammtministe- Scheitern der letzten Ausgleichungsversuche. 9. Mai 1866.

riums von dem König angeordnete Auflösung der preußischen Reichsversammlung trug noch zur Erhöhung der erbitterten Stimmung bei. Allenthalben wurden die beurlaubten oder in Reserve gestellten Mannschaften unter die Waffen gerufen; säumige Regierungen wurden durch den Volksterrorismus fortgerissen. Vergebens versuchte eine zahlreiche Versammlung deutscher Abgeordneten, die sich um Pfingsten in Frankfurt einfand, eine vermittelnde Ansicht zur Geltung zu bringen: man sollte dahin trachten, daß der bevorstehende Bruderkrieg nicht ganz Deutschland in zwei große Lager theile, sondern auf den engsten Raum beschränkt bleibe, indem man die mittleren Staaten, insbesondere die süd-westdeutsche Gruppe von einer Theilnahme an dem Kampfe der Großmächte abzuhalten suche; diese von dem Ausschusse beantragte und von der Mehrheit gebilligte „Neutralität" wurde von einer zu gleicher Zeit abgehaltenen demokratischen Volksversammlung für „Feigheit und Verrath" erklärt, eine Parole, die nun als Agitationsmittel unter die Masse geworfen ward. Bald sah sich auch Baden, wo die liberale Regierung schon lange der Gegenstand der heftigsten Anfeindungen von Seiten einer ultramontanen „Casino-Partei" war, zu einer Annäherung an die Nachbarstaaten genöthigt, zumal seitdem an der Stelle des freiwillig ausgetretenen Freiherrn von Roggenbach der Minister v. Edelsheim die auswärtigen Angelegenheiten im Sinne der österreichischen Bundespolitik leitete. Noch einmal leuchtete ein Schimmer von Hoffnung, der von der deutschen Nation so heiß ersflehte Frieden könne noch erhalten werden. Die neutralen Großmächte Frankreich, England und Rußland ließen eine Einladung zu einem Congreß ergehen, wo die drei brennenden Fragen des Tages, die Elbherzogthümer, der italienische Streit, die Bundesreform auf diplomatischem Wege gelöst werden sollten. Zu-
24. Mai 1866. gleich wurde von neun Regierungen der Mittelstaaten in Folge einer zu Bamberg abgehaltenen Ministerconferenz ein gemeinsamer Antrag auf gleichzeitige Abrüstung sämmtlicher Bundesglieder an einem bestimmten Tage bei der Bundesversammlung eingebracht, und der Großherzog von Baden, ein Fürst von warmer Vaterlandsliebe erfüllt und durch nahe Familienbande mit dem preußischen
2. Juni. Königshause verwandt, begab sich nach Pillnitz bei Dresden, um zwischen Sachsen und Preußen eine Verständigung zu vermitteln. Aber die schwache Hoffnung sollte bald verschwinden. König Johann, der kurz zuvor bei Eröffnung des Landtages erklärt hatte, daß auch der Mindermächtige sich entehren würde, wenn er unberechtigten Drohungen nicht mit männlichem Muth entgegenträte, beharrte bei dem Bunde mit Oesterreich; theils aus altsächsischem Groll gegen das preußische Vergrößerungsstreben, theils aus religiösen und politischen Sympathien für den Kaiserstaat, theils durch den Einfluß des auf Preußen erbitterten Ministers v. Beust fühlte er sich mehr auf jene Seite hingezogen. Die vorgeschlagene Pariser Friedensconferenz aber, auf welche Preußen und Italien einzugehen bereit waren, vereitelte das Wiener Cabinet durch die Erklärung, daß es nur unter dem Vorbehalte sich dabei betheiligen könne, „daß keine Combination auf der-

selben zur Verhandlung komme, welche einem der eingeladenen Staaten Gebietserweiterung oder einen Machtzuwachs zuzuwenden berechnet sei". Da unter dieser Beschränkung das Zusammentreten des Congresses ohne Nutzen sein mußte, erklärte Napoleon denselben für „unmöglich".

b. Der deutsche Bund und die neue Parteistellung.

So war denn zu Anfang Juni Alles in banger Erwartung. Die Lage glich der bei Ausbruch des siebenjährigen Kriegs, und es fehlte nicht an einem Historiographen, welcher aus sächsischen Urkunden bewies, daß auch vor hundert Jahren der große Friedrich ohne alle Provocation blos aus Eroberungssucht das Schwert gezogen habe. Es bedurfte nur eines äußern Anstoßes, um den drohenden Sturm zum Ausbruch zu bringen. Diesen gab die österreichische Regierung, indem sie die schleswig-holsteinische Frage, trotz der ausdrücklichen Erklärung Preußens, daß es die Competenz des Bundes in dieser nationalen Sache nicht gelten lasse, dem Bundestag in Frankfurt zur Entscheidung vorlegte, „damit sie nicht zu Gunsten einseitiger Ansprüche, sondern nach dem Landesrecht und dem Bundesrecht gelöst werde", und zugleich dem FML. Gablenz den Befehl zugehen ließ, die Stände Holsteins auf den 11. Juni nach Itzehoe einzuberufen, „um die Stimme des Landes über sein künftiges Geschick zu hören". Preußen protestirte gegen dieses Vorgehen, welches einen Bruch des Gasteiner Vertrags in sich schloß, und vollendete die Mobilmachung und Zusammenziehung seiner Heerkräfte, so daß es Linie und Landwehr vereinigt über 400,000 Mann unter den Waffen hatte und die Hand am Schwert der weiteren Entwickelung ruhig zusehen konnte. Die österreichischen Streitkräfte waren von gleicher Stärke, aber die Ausrüstung weniger vollständig. Die Mißstände und die mangelhafte Heer-Verwaltung, die schon im italienischen Krieg so schlimme Folgen gehabt, traten auch diesmal wieder zu Tage. Der wirkliche Armeebestand entsprach keineswegs den in den Militärlisten verzeichneten Angaben und über die Verpflegungsanstalten wurden bittere Klagen laut. Auch hatte Oesterreich der „Genfer Convention", wonach alle zur Wartung und Heilung der Kranken und Verwundeten nothwendigen Personen und Anstalten unter den Schutz des Völkerrechts gestellt und gegen die Wirkungen des Krieges gesichert sein sollten, seinen Beitritt versagt, wodurch in der Folge Tausende seiner Krieger einem schmerzlichen Tod oder unsäglichen Leiden preisgegeben wurden. Die Zerrüttung aller Verhältnisse im österreichischen Staatsleben war so allgemein angenommen, daß die Zeitungen den Grafen Bismarck in einem Rundschreiben an die preußischen Gesandten bei den auswärtigen Höfen die Ansicht aussprechen lassen konnten, Oesterreich habe absichtlich den Krieg herbeigeführt, „um seinen Finanzen durch preußische Contributionen oder durch einen ehrenvollen Bankerott Hülfe zu verschaffen". Da nun nach der preußischen Auffassung die Gasteiner Convention hinfällig

Der deutsche Bund am Vorabend seiner Auflösung.

1. Juni 1866.

3. Juni.

war, somit in den Herzogthümern wieder der frühere Zustand des „Condominats" eintrat, so erhielt v. Manteuffel Befehl, seine Truppen von Schleswig nach Holstein einrücken zu lassen und zugleich dem österreichischen Statthalter anheimzugeben, Schleswig zu besetzen; doch sollte Alles in friedlicher Weise vor sich gehen. Gablenz wartete jedoch die Ankunft der Preußen nicht ab, sondern zog unter Protest mit seinen Truppen nach Altona, begleitet von dem Herzog und der holsteinischen Regierung. Nun nahm Manteuffel, da Gablenz seine Mitwirkung zur Herstellung einer österreichisch-preußischen Verwaltung in früherer Art ablehnte, auch von Holstein Besitz, verhinderte den Zusammentritt der nach Itzehoe berufenen Landstände und stellte den Baron v. Scheel-Plessen als „Oberpräsidenten" an die Spitze der Verwaltung. Gablenz aber erklärte in einer Proclamation, daß er die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte nicht nutzlos im ungleichen Kampfe opfern wolle, und begab sich mit seinen Leuten auf der
11. Juni 1866. Eisenbahn über Hamburg, Hannover, Cassel und Frankfurt zur Nordarmee nach Böhmen. In der Besetzung Holsteins erblickte Oesterreich einen Vertragsbruch und einen Act der Selbsthülfe, der gegen Artikel 19 der Wiener Schlußacte verstoße, und stellte den Antrag auf schleunige Mobilmachung des ganzen Bundesheers mit Ausnahme der preußischen Armeecorps. In einer außerordentlichen Sitzung am 14. Juni sollte über den österreichischen Antrag entschieden werden. Vergebens protestirte der preußische Gesandte bei Beginn der Sitzung gegen die den Bundesgesetzen und Bundesgebräuchen widerstrebende Behandlung des Antrages, in dessen Annahme seine Regierung eine Kriegserklärung und einen Act offener Feindseligkeit erblicken müßte; der Antrag auf „Kriegsbereitschaft" kam dennoch zur Verhandlung und wurde mit einfacher Majorität, wobei sich in der Folge noch eine Mandatsüberschreitung von Seiten des Geheimraths Victor v. Strauß von Lippe-Schaumburg, des Gesandten der
14. Juni. sechzehnten Curie, ergab, zum Beschluß erhoben. Darauf erklärte Preußen, daß durch diese verfassungswidrige Abstimmung das Bundesverhältniß gebrochen und der Bund aufgelöst sei, und machte zugleich die schon am 10. Juni den deutschen Regierungen zur Erwägung mitgetheilten Grundzüge der Reform bekannt, auf denen ein neuer Bund errichtet werden sollte. Ein aus directer Volkswahl zusammenberufenes Parlament, die Ausschließung Oesterreichs und die Errichtung einer nördlichen und südlichen Bundesarmee, jene unter Preußens, diese unter Baierns Führung, bildeten die Hauptpunkte des neuen Verfassungsentwurfs. Daß der Dualismus die Grundursache der Schwäche Deutschlands sei und daß nur durch Ausscheidung Oesterreichs aus dem deutschen Bundesverhältniß ein naturgemäßer und lebenskräftiger Staatsorganismus geschaffen werden könne, hatte schon das Reichsparlament im Jahre 1848 erkannt. Die Ablehnung der dargebotenen Führerschaft von Seiten Preußens hatte damals die Demüthigung in Olmütz zur Folge gehabt. Bismarck's kühne active Politik ging nun dahin, jene zurückgewiesene Ehrenstellung der Krone Preußen wieder

zu gewinnen, jedoch ohne die damit verbundenen „Grundrechte des deutschen Volks", die Schmach von Olmütz durch kriegerische Großthaten auszutilgen und den übrigen deutschen Stämmen Gelegenheit zu geben, unter der Aegide eines starken Preußens zu einem würdigen und kräftigen Staatsganzen sich auszubilden. Dieser Gedanke, lange im Verborgenen gehegt und vorbereitet, gewann jetzt Gestalt und Leben, und der Genialität der Conception entsprach die Energie der Ausführung.

Mit dem verhängnißvollen Beschluß vom 14. Juni nahm der Bundestag, gegen den so viele Schläge geführt worden, den Oesterreich im Jahre 1850 zur Demüthigung Preußens und zum Trotz der Liberalen wieder von den Todten erweckt hatte, sein Ende. Aber der alte Spruch, daß Niemand stirbt, ohne daß Jemand trauert, ging selbst hier in Erfüllung. Seit seinem Bestehen der Gegenstand des Spottes und des Hasses aller freisinnigen und vaterländischen Männer als das willfährige Werkzeug jeder reactionären Tendenzpolitik, fand er jetzt Theilnahme und Anhänglichkeit. Der Frankfurter Bundestag und die schwarz-roth-goldene Fahne, so lange die feindlichsten Antagonisten, wurden nun im Verein mit dem österreichischen Doppeladler die Feldzeichen einer großen Partei, die in Ansichten und Bestrebungen weit auseinander gehend nur in der Antipathie und im Widerstreit gegen Preußen einig war. Die alten Parteien und Vereine lösten sich auf; die ganze Nation schied sich in zwei große Heerlager. Zur „großdeutschen" Fahne unter Oesterreichs Führung schaarten sich in erster Linie alle Klerikalen und Reactionäre, die stets das Haus Habsburg als die feste Burg ihrer Ideale verehrt hatten; schaarte sich die große Menge der Servilen, welche in der Hof- und Beamtenatmosphäre der Kleinstaaterei emporgekommen; schaarte sich die Mehrzahl der Demokraten, die an dem preußischen „Junkerregiment", an dem festen, strammen Wesen des preußischen Militär- und Beamtenstaats Aergerniß nahmen, und die es verdroß, daß ihr wirksamstes Agitationsmittel, die Idee der deutschen Einheit, ihnen aus der Hand gewunden war; schaarte sich ein großer Theil der Finanzwelt, welche in der Entwerthung österreichischer Staatspapiere Verluste in ihrem Vermögen fürchtete; schaarten sich die „Particularisten" oder „Föderalisten", welche einen Staatenbund mit Schonung und Pflege der Stammeseigenthümlichkeiten, der Landestraditionen, der Gewohnheiten, Sitten und Herkommen der deutschen Natur mehr entsprechend fanden als den Einheitsstaat oder einen Bundesstaat mit militärisch-monarchischer Spitze und, ein Aufgehen Deutschlands in Preußen fürchtend, die alte Zerstückelung einem einheitlichen „Groß-Preußen" vorzogen; schaarten sich die Männer des strengen Rechts, denen der Grundsatz fiat justitia das höchste Dogma war und die in dem Vorgehen Preußens gegen Schleswig-Holstein und seinen „angestammten" Herzog, in der Mißachtung des Verfassungsrechtes im eigenen Lande, in dem schroffen Auftreten der Regierung gegen das Abgeordnetenhaus eine Geringschätzung heiliger Rechte und Verträge erblickten. Alle diese verschieden-

Neue Parteistellungen.

artigen Elemente bildeten nun mit Oesterreich und mit den Dynastien der meisten Mittel- und Kleinstaaten die große Phalanx, der sich die Volksmasse in ihrer Mehrheit anschloß, theils angetrieben von instinctiven Antipathien, theils aufgestachelt durch demokratische und ultramontane Wortführer in der Presse und in Versammlungen, theils fortgerissen durch Erinnerungen aus dem Jahre 1849, theils geleitet von der Furcht vor einer Mehrung der Staatslasten durch höhere Besteuerung und allgemeine Wehrpflicht.

Stimmung in Preußen und Deutschland. Wenn Leidenschaft und Kampflust hinreichend wären zum Sieg in geordneter Feldschlacht, so wäre die Niederlage der Preußen sicher gewesen. Denn es konnte nicht behauptet werden, daß das preußische Volk mit Begeisterung in den Kampf gezogen wäre. Die Adressen und Bittgesuche um Erhaltung des Friedens waren zahllos; in der Presse, in Vereinen, in Corporationen erhoben sich ernste Protestationen gegen die Politik von „Blut und Eisen"; die Agitationen für einen Minister- und Systemwechsel wurden immer lebhafter; der Abzug der Landwehrmänner, bei deren Aushebung man sehr tief in das bürgerliche und gewerbliche Leben eingreifen mußte, war an vielen Orten von Scenen des Schmerzes, der Wehklage, der Verzweiflung begleitet. Die Stockung aller Geschäfte und die
12. Mai 1866. Klemmen am Geldmarkt, denen weder die Aufhebung der Wuchergesetze noch die Errichtung einer Darlehnskasse „zur Abhülfe des Creditbedürfnisses" mit eigenen
16. Mai. Kassenscheinen zu steuern vermochten, führten Fallite und Verarmung in viele Häuser und Familien. Als aber die Würfel gefallen waren, als es sich um die künftige Machtstellung Preußens, ja um seine staatliche Existenz handelte; da trat ein Umschwung ein, da wurde es sichtbar, welche Attractionskraft ein gut organisirter Staat auf alle seine Glieder übt, wie mächtig das Bewußtsein, einem großen Ganzen anzugehören, den Gemeinsinn weckt, die Individualitäten unter den Begriff der Gesammtheit beugt, das Zerstreute und Eigenwillige zusammenfaßt und der höheren Idee dienstbar macht. Seit dem verhängnißvollen 14. Juni trat Preußen, wie wiederholt aus königlichem Munde verkündigt ward, in einen Kampf um die höchsten nationalen Güter; daß es durch die eigene Politik in diese kritische Lage gebracht worden, daß der verwegene Mann, in dessen Hand die Zügel der Regierung gelegt waren, mit Plan und Absicht die Dinge auf diese Spitze geführt hatte, diese Betrachtung trat jetzt zurück hinter der Nothwendigkeit, für das gefährdete Vaterland mit aller Kraft einzustehen, über die Kluft gespaltener Meinungen sich die Hände zum einträchtigen Zusammenwirken zu reichen. Wie schrecklich auch die Wege waren, auf die man sich gedrängt sah, ein Stillestehen oder Rückwärtsgehen brachte Schmach, Verderben, Untergang. Auch in den übrigen deutschen Staaten mußte man die realen Verhältnisse ins Auge fassen und den alten Standpunkt aufgebend mit neuen Factoren rechnen. Und so sah man denn auch hier, je nachdem bei den Sturmfluthen der Gegenwart der sichere Schiffbruch gefürchtet oder eine raschere Landung am ersehnten Ufer erhofft ward, frühere Gegner sich vereinigen, frühere Gesinnungsgenossen

auseinander gehen. Das alte Parteiwesen löste sich auf; mit Unrecht beschuldigte einer den andern des Abfalls von früheren Prinzipien und Anschauungen. Selbst die Führer der alten Demokratie in der Emigration trennten sich; Hecker, Rüstow, Ruge, Kinkel u. A. sprachen sich entschieden für das Zusammengehen mit Preußen aus. Das Schlimmste, das als nächstes Resultat aus dem Kampfe hervorgehen konnte, eine dictatorische Militärherrschaft, schien ihnen als „Zucht zur Freiheit" minder gefahrvoll für die Zukunft Deutschlands als die verlotterten Zustände der Kleinstaaterei. Wie unbestimmt und unbefriedigend auch der dargebotene Entwurf der Bundesreform sein mochte und wie zweifelhaft die Competenz des in Aussicht gestellten Parlaments; die nationale Einheit, das Ziel aller patriotischen Bestrebungen seit einem halben Jahrhundert, konnte nur an der Hand und unter der Führung eines starken streitfertigen Staats, konnte nur durch Vernichtung des Dualismus erreicht werden. Während die großdeutsche „österreichische" Partei in die Vergangenheit blickte oder sich mit der wenn auch nicht ruhmvollen, so doch leidlichen und behaglichen Gegenwart getröstete, richtete die „preußische" ihr Auge in die Zukunft und stand mit ihren Wünschen auf der Seite, wo sie allein die Möglichkeit eines dem Culturstand und der Größe der Nation entsprechenden würdigen Staatslebens gewahrte, das allerdings höhere Opfer heischte, aber auch eine ehrenvolle Stellung unter den Völkern verhieß. Wenn die Partei, welche die nationale Einheit und Kraft als die einzig sichere Basis für den Fortbestand der deutschen Culturentwickelung und aller idealen Güter ansah, nicht wie in Italien die Masse des Volkes auf ihrer Seite hatte, so hatte dies mancherlei Ursachen. Abgesehen von den verschiedenen Wegen zur nationalen Einheit jenseits und diesseits der Alpen und von den Persönlichkeiten, welche dort und hier als Urheber und Vermittler der Reformen auftraten, hatte der deutsche Particularismus tiefere Wurzeln als der italienische; waren die öffentlichen Zustände in den deutschen Kleinstaaten minder drückend und verkommen als in Italien und die Staatslasten gering; trieb in dem Apenninenlande nicht eine confessionelle Spaltung ihr zersetzendes Gift in die Adern des Volkes. Wie bedeutend dieser letzte Factor auf die Parteistellung einwirkte, kam in den Ländern mit gemischter Bevölkerung zu Tage, wo der Kampf vorzugsweise als Religionskrieg aufgefaßt wurde, wo bei längerer Dauer der Aufregung häßliche Scenen von Intoleranz und Glaubenshaß erwartet werden durften.

c. Die Waffengänge.

Aufstellung u. Heerführer.

Als der Beschluß über Kriegsbereitschaft von vier Bundesarmeecorps in Frankfurt gefaßt wurde, war Preußen mit seinen Rüstungen schon so weit vorgeschritten, daß es den Kampf alsbald aufnehmen konnte. Die Elb-Armee unter General Herwarth v. Bittenfeld war als rechter Flügel zwischen Halle und Torgau aufgestellt und bereit in Sachsen einzurücken, den linken Flügel bildete

die zweite schlesische Armee unter dem Kronprinzen, während die erste schlesische Armee unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl das Centrum zwischen Hoyerswerda und Görlitz inne hatte. In Berlin stand ein Reservecorps unter General Mülbe. Am wenigsten zahlreich und zum Theil weit auseinander liegend oder noch im Bilden begriffen war die Westarmee unter Vogel v. Falckenstein, welche Westfalen und Rheinland decken und gegen Hannover, Hessen und Nassau operiren sollte. Dazu gehörten die Divisionen Goeben, Beyer und Manteuffel. Die Bundesfestungen und die Stadt Frankfurt waren schon am 1. Juni auf Antrag Baierns von den österreichischen und preußischen Besatzungstruppen geräumt und durch Garnisonen aus anderen Bundesstaaten besetzt worden. — Die österreichische Armee war unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Benedek, der sich in der Schlacht von Solferino durch Geschicklichkeit und Tapferkeit hervorgethan hatte, in einem weiten Bogen von Krakau bis auf das linke Elbufer in West-Galizien, Mähren, Oesterreichisch-Schlesien und Böhmen längs der Eisenbahnlinie aufgestellt, so daß die Hauptstärke zwischen Olmütz und Josephstadt concentrirt war. Auch bei Bodenbach an der sächsischen Grenze waren namhafte Truppenmassen angesammelt. Wenn Benedek in seinem ersten Heerbefehl an die Nordarmee, worin er sagte, daß der Kaiser das Schwert gezogen habe für die Ehre, die Unabhängigkeit und die Macht Oesterreichs, sich auf sein „altes Soldatenglück" berief, so sollte sich sein Vertrauen diesmal nicht bewähren. Obwohl von seinem Monarchen mit der Vollmacht freien Handelns ausgerüstet, sah er sich doch vielfach durch aristokratische Vorurtheile, durch klerikale Einflüsse, durch die Unfähigkeit oder Leichtfertigkeit mancher Unterbefehlshaber in seinen militärischen Plänen und Unternehmungen gehindert oder abgelenkt. Auch ergab sich bald, wie später der kriegsgerichtliche Urtheilspruch darthat, „daß Feldzeugmeister Benedek einer so großen Aufgabe nicht gewachsen war, daß in seinen Plänen und Dispositionen Mißgriffe statt gefunden, welche nach den Regeln der Kriegskunst keineswegs zu rechtfertigen seien".

Haltung der norddeutschen Mittelstaaten. Durch den Bundesbeschluß vom 14. Juni war für die deutschen Staaten keine neutrale Stellung mehr möglich, sie mußten sich der einen oder der andern Großmacht anschließend in die kriegerische Action eintreten. Sollte nun Preußen bei der ungünstigen geographischen Lage seines Ländergebietes nicht in der freien Benutzung seiner Streitkräfte gehemmt sein, so mußte es vor Allem suchen, diejenigen Staaten, durch welche seine östlichen und westlichen Provinzen unterbrochen waren, vom Anschluß an den Feind abzuhalten. Dabei mußte man jedoch auch auf den Kaiser von Frankreich Rücksicht nehmen, der nach dem vereitelten Congreß in einem Schreiben an den Minister Drouyn de Lhuys vom 11. Juni eine „aufmerksame Neutralität" empfohlen und seine Wünsche, die auf dem Congreß hätten realisirt werden sollen, in folgende Punkte zusammengefaßt hatte: „Für die secundären Staaten des deutschen Bundes eine engere Vereinigung, eine kräftige Organisation, eine bedeutendere Rolle; für Preußen eine größere Gleichartigkeit und Macht im Nor-

den; für Oesterreich die Aufrechthaltung seiner bedeutenden Stellung in Deutschland; für Italien, daß Oesterreich gegen eine gerechte Entschädigung demselben Venetien abtreten möchte". Daher faßte man in Berlin den Entschluß, die einst im Baseler Frieden vereinbarte Demarcationslinie zwischen Nord- und Süddeutschland wiederherzustellen und den Main als Grenze bezeichnend alle im Norden dieses Stromes gelegenen Staaten zu einem Kriegsbund unter Preußens Führung zu vereinigen oder doch zu einer neutralen Haltung zu nöthigen. Zu dem Zwecke richtete Preußen an die bei dem Bundesbeschluß betheiligten drei Staaten, die allein in Betracht kommen konnten, an Hannover, Sachsen und 15. Juni 1866.
Kurhessen Sommationsnoten, in welchen es bis zum nächsten Tag Erklärungen forderte, ob die drei Fürsten von dem Bundesvotum zurücktreten, ihre Truppen auf den Friedensfuß setzen und sich dem neuen Bunde auf Grund des Reformentwurfs vom 10. Juni anschließen wollten. Für den Fall der Zustimmung wurde ihnen der Fortbesitz ihrer Länder und ihrer Souveränetätsrechte innerhalb der Grenzen der Bundesreform zugesichert, im Fall einer Weigerung ward mit militärischen Maßregeln gedroht. In einer Proclamation „an das deutsche Volk" rechtfertigte die Regierung die zur „Vertheidigung der bedrohten Unabhängigkeit Preußens" angeordnete Einberufung der gesammten Heerkraft und sprach den Entschluß aus, „für die im Interesse Einzelner bisher gewaltsam gehemmte nationale Entwickelung Deutschlands den Kampf aufzunehmen". Diese Eile war um so mehr geboten, als auch in Süddeutschland die Mobilmachung der Bundestruppen, die dem Obercommando des bejahrten Prinzen Karl von Baiern unterstellt waren, eifrig betrieben wurde und Preußen viel daran gelegen sein mußte, die Vereinigung derselben mit den norddeutschen Armeecorps zu verhindern. In Hannover war man eine Zeitlang schwankend; als aber der österreichische General Prinz Karl Solms in geheimer Mission in der Hauptstadt eintraf, erhielt die preußenfeindliche Partei, an ihrer Spitze der Minister Graf Platen-Hallermund, die Oberhand in der Umgebung des Königs. Die verlangte friedliche Neutralität wurde abgelehnt und die Mobilmachung fortgesetzt. Wie der preußische Gesandte 27. Mai.
nach Berlin meldete, hatte man dem König den Glauben beigebracht, daß Preußen mit Frankreich einen Vertrag über Abtretung des Rheinufers und Entschädigung durch Hannover und Sachsen abgeschlossen habe. In Dresden und Kassel hatten die Vorschläge Bismarck's keinen bessern Erfolg. Die drei Regierungen wiesen die Aufforderung zurück, worauf die Kriegserklärung und am 15. 16. Juni.
folgenden Tag das Einrücken der Preußen erfolgte. Dem Gesuche Sachsens um Bundeshülfe wurde in Frankfurt entsprochen und Oesterreich und Baiern aufgefordert, diese Hülfe allen Bedrohten zu gewähren. Dies gab Preußen Veranlassung, den Oesterreichern durch Parlamentäre verkündigen zu lassen, daß man die zugesagte Hülfeleistung als Kriegserklärung ansehe. Kurz nachher erklärte auch die Florentiner Regierung den Krieg an Oesterreich, weil der Kaiserstaat das neuconstruirte Königreich nicht anerkenne und fortfahre, die edelste Provinz

zu unterdrücken, sowie ganz Italien in seiner Existenz und in seinen moralischen und materiellen Gütern zu gefährden, und umstellte Venetien mit seinem furchtbaren Festungsviereck im Westen und im Süden.

Besetzung von Kurhessen. Nach diesen Formalitäten erfolgte der Einzug der Preußen in Kurhessen, Hannover und Sachsen. Vorausgesandte Manifeste erklärten, daß man nur gegen die Regierung Krieg führe, nicht gegen das Volk. In Kurhessen erreichte der General Beyer seinen Zweck nicht völlig. Wie sehr er auch seinen Marsch von Gießen über Marburg nach Kassel beschleunigte, so hatte doch die Garnison, zum Theil noch nicht völlig kriegsfertig, ihren Abzug nach Hanau bewerkstelligt, wo sie sich anfangs mit dem achten Armeecorps vereinigte, welches dem Commando des Prinzen Alexander von Hessen, eines österreichischen Generals, der im italienischen Krieg sich einen guten Namen gemacht hatte, unterstellt war, in der Folge aber zur Besetzung der Bundesfestung Mainz verwendet ward. Dagegen wurde der Kurfürst, welcher auf seinem Schloß Wilhelms-Höhe weilte und die dargebotenen Bedingungen, Neutralität und Rückberufung der hessischen Truppen, nochmals standhaft zurückwies, von General Röder als Staatsgefangener nach Stettin weggeführt, wo man ihm das alte Schloß der pommerschen Herzöge zum Aufenthalt anwies. (23. Juni 1866.)

Hannover. Gleichzeitig setzte der General v. Manteuffel mit seiner schleswig-holsteinischen Division über die Elbe, (17. 18. Juni.) zwang die Besatzung von Stade zur Capitulation und zog dann über Lüneburg nach der Hauptstadt Hannover, welche König Georg mit dem Kronprinzen verlassen hatte, um sich an die Spitze der in und um Göttingen sich sammelnden Truppen zu stellen, nachdem er zuvor sein Privatvermögen und über eine Million Landesgelder nach England geschafft. Als Manteuffel nach Hannover kam, war die Stadt bereits von Minden aus durch Vogel v. Falckenstein besetzt. Große Kriegsvorräthe fielen in die Hände der Preußen. König Georg, der wie erwähnt anfangs zwischen dem österreichischen und preußischen Bündniß geschwankt, dann aber aus Besorgniß, in seiner Souveränetät beschränkt zu werden, sich dem Kaiserstaat zugewandt hatte, versuchte mit seiner etwa 19,000 Mann starken Armee nach Süden durchzubrechen, um sich mit den Baiern, welche Koburg besetzt hatten, zu vereinigen. Da aber die Linie von Eisenach bis Erfurt von preußischen und sachsen-gothaischen Truppen besetzt war, welche den Hannoveranern den Durchgang verlegten, und die um Hülfe angerufenen Baiern ihren Marsch nach Norden nicht eifrig betrieben, in der Voraussetzung, die Hannoveraner seien stark genug, auf eigene Hand durch die schwachen preußischen Linien durchzubrechen; so wurde ein mehrtägiger (20—25. Juni.) Waffenstillstand geschlossen, der unter Vermittelung des Herzogs von Gotha zu diplomatischen Unterhandlungen behufs einer Capitulation benutzt ward. Im hannöverschen Hauptquartier machten sich verschiedene Einflüsse geltend, welche eine unsichere Haltung zur Folge hatten. Man schwankte zwischen dem Entschluß zu entscheidenden militärischen Bewegungen und der Neigung für eine gütliche

Vermittelung, „um allem Blutvergießen und dem Bedrucke der Einwohner möglichst vorzubeugen.“ Vergebens machte der preußische Monarch durch den Obersten Döring die ehrenvollsten Anerbietungen, wenn der König sich zu einer Allianz auf Grund des Planes einer Bundesreform entschließen würde; Georg sprach das verhängnißvolle Nein, das ihm die Krone kosten sollte. Als man sich über die Bedingungen nicht einigen konnte, machten die Hannoveraner unter dem Oberfeldherrn v. Arendsschildt kriegerische Bewegungen, in denen man auf preußischer Seite die Absicht zu erkennen glaubte, sich wieder der eigenen Heimath zu bemächtigen. General Flies, der den Auftrag hatte, „dem Feinde an der Klinge zu bleiben“, erreichte das hannöversche Heer mit der Avantgarde der Falckenstein- 26. Juni 1866.
Manteuffel'schen Armee bei Langensalza und wagte, nachdem er noch einige preußische und gothaische Truppen aus der Nähe an sich gezogen, trotz der großen Ueberlegenheit des Feindes, zwischen Langensalza und Merxleben an der Unstrut ein Treffen, in welchem er eine Niederlage erlitt und sich in der Richtung auf Gotha zurückziehen mußte. Das Gefecht bei Langensalza, wo die Hanno- 27. Juni.
veraner ungeachtet der mangelhaften Ausrüstung und Verpflegung ihre alte Tapferkeit bewährten, war eine nutzlose Waffenthat, durch welche auf beiden Seiten edles deutsches Blut vergossen ward, ohne daß dadurch der nothwendige Gang der Dinge aufgehalten werden konnte. Die Hannoveraner überzeugten sich bald, daß sie, von preußischen Truppen in der Höhe von 40,000 Mann rings umstellt, von der baierischen Bundesarmee verlassen, ohne Obdach und Nahrungsmittel keine Rettung zu erwarten hätten. Die Mission des Archivraths Onno Klopp als militärischen Agenten hatte im baierischen Hauptquartier keinen Erfolg. So kam denn eine Capitulation zu Stande, welche die Preußen zu Herren des Lan- 29. Juni.
des mit allen Kriegsvorräthen machte. Doch gewährte der König von Preußen, in Betracht des tapfern Widerstandes, den die hannöversche Armee geleistet, solche Bedingungen, „daß dadurch für alle Zukunft der Stachel einer kränkenden Erinnerung entfernt würde“. Die Mannschaft wurde nach Ablieferung der Waffen in die Heimath entlassen; die Offiziere behielten ihre Degen, verpflichteten sich aber, in diesem Kriege nicht gegen Preußen zu kämpfen. König Georg und der Kronprinz begaben sich nach Wien und nahmen ihren Aufenthalt in Hietzing. Die Königin blieb noch längere Zeit in Schloß Herrnhausen unter dem Schutze der Preußen zurück. Mit der Einverleibung Hannovers in den preußischen Staatsorganismus erfüllte sich ein historisches Fatum, das ein halbes Jahrhundert über der Dynastie und dem Lande geschwebt hat.

Während dieser Vorgänge am Thüringerwald und an der Fulda war das Sachsen.
Königreich Sachsen bereits im Besitze der Preußen. Gleich nach der Kriegserklärung hatte das sächsische Heer, nachdem es die Eisenbahnbrücke bei Riesa durch Feuer zer- 18. Juni.
stört, das Königreich geräumt, um sich, begleitet von dem König, dem Kronprinzen und dem Minister v. Beust, in Böhmen mit den Oesterreichern zu vereinigen, wo es bald Gelegenheit fand, seinen alten Kriegsmuth aufs Neue zu bethätigen. Nur

auf der Festung Königstein, wo man die Schätze und werthvollsten Gegenstände geborgen, wehte noch die sächsische Fahne unter dem Schutze einer Besatzung. Sofort rückte General Herwarth v. Bittenfeld auf dem linken Elbufer in das Königreich Sachsen ein und nahm Besitz von Dresden, indeß Prinz Friedrich Karl von der zweiten schlesischen Armee einzelne Abtheilungen nach Zittau und Bautzen vorschob, Leipzig von dem vierten Garderegiment besetzt wurde. Preußische Commissarien nahmen die Oberleitung der Verwaltung in die Hand und suchten durch Milde und Schonung mit den Einwohnern in gutes Einvernehmen zu treten, da Preußen nicht gegen das Volk, sondern nur gegen die feindlich gesinnte Landesregierung im Kriege sei.

Einrücken der Preußen in Böhmen.

Der Besitz von Sachsen gewährte den Preußen den Vortheil, daß damit ein concentrisches Vorbrechen der drei Armeen durch die Grenzpässe und eine rasche Vereinigung aller Heerkörper in Böhmen ermöglicht war. Dieser Operationsplan wurde mit derselben Schnelligkeit und Präcision, der man die bisherigen überraschenden Erfolge zu verdanken hatte, ins Werk gesetzt, obwohl die Preußen den Nachtheil hatten, daß sie in weit von einander getrennten Colonnen über Gebirge debouchiren und überall den Gegner in gut gewählten, starken Positionen angreifen mußten. Durch die raschen Bewegungen des Feindes sah sich der Oberfeldherr Benedek, der seine Hauptmacht zwischen Theresienstadt, Prag, Josephstadt und Pardubitz vereinigt hatte, offenbar in der Absicht, von Baiern und den übrigen Bundestruppen seitwärts unterstützt, einen Hauptstoß auf das Herz des preußischen Staats zu richten, in seinem aggressiven Vorgehen gehindert. Anstatt daß, wie die Wiener Zeitungen in voreiliger Siegeszuversicht und in Unterschätzung des Gegners annahmen, der österreichische Oberfeldherr in raschem Lauf Sachsen befreite und dann in Berlin einziehend den Frieden dictirte, sah man plötzlich die drei preußischen Armeen durch die Gebirgspässe in das nordöstliche Böhmen einbrechen. Die österreichischen Kriegsvorbereitungen waren nicht mit der Schnellkraft und Energie betrieben worden, wie die preußischen, und die Bundesheere waren ohne planmäßige Führung und zum Theil ungenügend ausgerüstet. So nahmen die Dinge einen unerwarteten Verlauf, wenn gleich die österreichisch-sächsische Nordarmee an Stärke der vereinigten preußischen Heeresmacht in Böhmen kaum nachstand und die Streitkräfte des Bundes ihr weit überlegen waren. Auch die badische Regierung, die an dem Bundesbeschluß von 14. Juni nicht mitwirkte, hatte endlich, gedrängt durch die Volksstimmung und um den Gegnern keine Veranlassung zu geben, das Großherzogthum als „Compensationsobject“ zu behandeln, ihr Contingent zu dem achten Armeecorps unter Alexander von Hessen gestellt und Oesterreich 15,000 Mann, welche als Kern dienen sollten, mit demselben vereinigt.

Heermärsche und Gefechte.

Damit die militärischen Bewegungen und die Concentrirung der Streitkräfte nach einem einheitlichen Plan vor sich gingen, übernahm König Wilhelm

selbst den Oberbefehl und unterzog sich trotz seiner vorgerückten Jahre den Strapazen eines Feldzugs. Nachdem er in einem Aufruf „An mein Volk"! an die Worte seines Vaters erinnert: „Das Vaterland ist in Gefahr" und die Zuversicht ausgesprochen, daß Preußens streitbares Volk, das er seit Jahren für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten für seine ernste Regentenpflicht erkannt, sich als ein wahres „Volk in Waffen" fühlen und in der gefahrvollen Stunde, wo die „Erniedrigung Preußens" das Kriegsgeschrei aller Feinde sei, den Kampf auf Leben und Tod um die Existenz, um die Erhaltung des preußischen Staats nicht scheuen werde; begab er sich nach dem Kriegsschauplatz, begleitet von dem Ministerpräsidenten v. Bismarck als Landwehrmajor, dem Kriegsminister, General v. Roon, und dem Chef des Generalstabs v. Moltke. Sobald der Angriff auf Böhmen beschlossen war, erfolgte auf vorgeschriebenen Routen das Einrücken der Preußen auf drei Seiten. Der Armeebefehl an die Obercommandos schloß mit der Weisung: „Von dem Augenblick an, wo sie dem Feinde gegenüber treten, haben sie nach eigenem Ermessen und nach Erforderniß zu handeln, dabei aber stets die Verhältnisse der Neben-Armee zu berücksichtigen. Durch fortgesetztes Vernehmen unter einander wird die gegenseitige Unterstützung ermöglicht sein". Nach dieser Vorschrift wurde gehandelt. Während General Mülbe mit dem Reserve-Armeecorps Sachsen besetzt hielt und Graf Stolberg mit Landwehr und Freiwilligen bei Oswiecim (Auschwitz) und Myslowitz Oberschlesien deckte, zog General Herwarth mit der Elbarmee über Rumburg auf Niemes und Hünerwasser zu, indeß Prinz Friedrich Karl, Oberbefehlshaber der I. Armee, über die gewerbsame Stadt Reichenberg nach Turnau vorrückend nach dem heißen Gefecht bei dem Dorfe **Podol** gegen die „eiserne Brigade" Gondrecourt die Iserlinie besetzte, welche Clam-Gallas mit unzureichenden Streitkräften zu halten gesucht, und dann dem nach dem siegreichen Treffen bei **Hünerwasser** heranziehenden Herwarth die Hand reichte. **Münchengrätz** mußte nach mehreren heftigen Gefechten von den Oesterreichern geräumt werden, worauf die Preußen die von den Einwohnern fast gänzlich verlassene Stadt in Besitz nahmen. Noch blutiger war der Kampf um **Gitschin**. Nachdem die Preußen unter den Generalen Tümpling und Werder mit großer Anstrengung den Feind aus seinen vortheilhaften Positionen auf den benachbarten Anhöhen gedrängt, wurde ein nächtlicher Angriff auf die von Oesterreichern und Sachsen besetzte Stadt unternommen. Es war eine Nacht voll Schrecken und Grausen. Auch die Bewohner wurden beschuldigt, an dem unheimlichen Kampfe in den dunkeln engen Gassen Theil genommen zu haben. Als der Morgen graute, waren die Oesterreicher im Abzug begriffen und die mit Blut und Leichen gefüllte Stadt in der Gewalt der Preußen, ein schwer erkaufter Besitz, aber von entscheidender Wichtigkeit für den ganzen Feldzug. Denn während Clam-Gallas von Nordwesten her nach der Oberelbe gedrängt wurde, wo Benedek's Hauptarmee, auf die festen Punkte Josephstadt und Königgrätz gestützt, ihre Stellungen genommen hatte, war be-

Randnotizen: 17. Juni 1866. — 23. Juni. — 27. Juni. — 28. Juni. — 28. Juni. — 30. Juni.

reits von Osten her die Armee des Kronprinzen, dem General v. Blumenthal als Chef des Generalstabs zur Seite stand, im Anmarsch begriffen. Um dieselbe Zeit nämlich, da die Preußen unter Herwarth und Friedrich Karl an der Iser und bei Münchengrätz stritten, war auch die II. Armee, zu deren Oberbefehlshaber der Kronprinz von Preußen ernannt worden war, aus der Grafschaft
27. Juni 1866. Glatz und von Landshut aufgebrochen, um durch die Pässe des Riesengebirgs vorzudringen und sich mit jenen in Verbindung zu setzen. Dieses Vorhaben wurde jedoch sehr erschwert theils durch die ungünstigen Ortsverhältnisse jenes Gebirgslandes, theils durch den tapfern Widerstand der Oesterreicher. Als General **Steinmetz**, ein erfahrener Militär aus den Freiheitskriegen, die engen langgestreckten Defileen von Nachod durchzog, wurde er beim Debouchiren von General Ramming, einem der tüchtigsten österreichischen Feldherren, angegriffen. Dank der entschlossenen und tapfern Haltung der Avantgarde unter Löwenfeld und dem rechtzeitigen Eingreifen der Regimenter unter den Obersten von Witzleben und Voigts-Rhetz, konnte die Gefahr überwunden und nach den
27. 28. Juni. heißen Kämpfen bei **Nachod** und **Skalitz**, wo das Zündnadel- oder Hinterladungsgewehr der preußischen Infanterie von furchtbarer Wirkung war, der Marsch fortgesetzt werden. Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten stark, dagegen fiel eine große Zahl von Gefangenen nebst Geschütz und mehreren Kriegsfahnen in preußische Hände. Gleichzeitig war eine andere Abtheilung der schlesischen Armee unter General v. Bonin von Liebau nach
27. Juni. **Trautenau** vorgerückt, wo sie auf das Gablenz'sche Corps stieß. Nach einem heftigen Kampfe nahmen die Preußen Besitz von Trautenau, und da es schon spät am Tage war, hielt Bonin das Treffen für beendigt und lehnte daher die angebotene Hülfe des Gardecorps ab, das auf dem Marsche von Braunau nach Eypel und Königinhof begriffen bei Kwalisch (Qualitzsch) eine Meile von Trautenau stand. Diese Zuversicht sollte den Preußen verderblich werden. Gablenz stellte sich von Neuem auf und alle seine Kräfte entwickelnd, nöthigte er die Preußen wieder zum Abzug. Bei dieser Gelegenheit sollen die Einwohner von Trautenau sich großer Grausamkeiten schuldig gemacht haben. Es wurde behauptet, sie hätten vereint mit österreichischem Militär auf die abziehenden Preußen nicht nur aus den Häusern und von den flachen Dächern gefeuert, sondern auch siedendes Wasser auf sie herabgegossen, wofür dann die preußischen Soldaten auch ihrerseits schwere Rache nahmen. Die Beschuldigung wurde in Abrede gestellt, aber sicher ist, daß die Stadt Trautenau der Schauplatz wilder Kriegsscenen war und einen schrecklichen Anblick bot. Der kleine Triumph war indessen von kurzer Dauer. Schon am nächsten Tag sah sich Gablenz von dem Befehlshaber des Gardecorps Prinz von Würtemberg angegriffen; zwar gelang es den Oesterreichern bei Alt-Rognitz zweien Bataillonen preußischer Grenadiere, die zur Flankendeckung zu weit vorgeschoben waren, durch ein heftiges Kreuzfeuer solche Verluste beizubringen, daß zwei Drittel der Offiziere, darunter der Oberst-

lieutenant v. Gaudy, und ein Drittel der Mannschaft fielen; aber noch vor Abend wurde Gablenz (nach den Gefechten von Bunkersdorf und Soor, auch als zweites Gefecht bei Trautenau bezeichnet) zum Rückzug genöthigt. Am folgenden Tag eroberten die Preußen nach einem heftigen Straßengefecht die tapfer vertheidigte Stadt **Königinhof**, wobei die abziehenden Feinde großen Schaden 29. Juni 1866. nahmen und Geschütz und Fahnen einbüßten.

So war denn Ende Juni, als König Wilhelm in Reichenberg ankam und Die Schlacht bei Königgrätz oder Sadowa. den Oberbefehl in Person übernahm, das preußische Gesammtheer bereits um Horsitz und Jaromierz concentrirt und um die Zeit, da der königliche Heerfürst sein Hauptquartier in dem Rohan'schen Schloß Sichrow, dann in Gitschin aufschlug, durch eine Proclamation den Muth der Soldaten zugleich rühmend und anfeuernd, vernahmen die Wiener aus einem Telegramm, daß Benedek durch das Zurückweichen Clam's und der Sachsen sich genöthigt sehe, seine Armee um Königgrätz zu vereinigen. In dieser Gegend durfte man somit in Kurzem der Entscheidungsschlacht entgegensehen. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Benedek hatte nordwestlich von Königgrätz zwischen Elbe und Bistriz eine durch die waldigen Hügel von Chlum und Lipa und durch das sumpfige Bistrizthal gedeckte Stellung genommen, als er am 3. Juli an einem trüben, nebeligen Regentage in aller Frühe von der vereinigten Streitmacht des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Herwarth angegriffen ward. Um neun Uhr erschien der König selbst auf dem Schlachtfeld und übernahm den Oberbefehl. Aber weit stärker an Zahl und geschützt durch die Stellung, leisteten die Oesterreicher erfolgreichen Widerstand und fügten durch ihre treffliche Artillerie mit durchgehends gezogenen Geschützen den in der Linie von Sadowa bis Dohalitzka vorrückenden Preußen furchtbare Verluste zu. Insbesondere befand sich der linke Flügel der I. Armee, die Division Fransecky in äußerster Bedrängniß. Schwerlich hätten diese der überlegenen Macht zu widerstehen vermocht, wäre nicht der Kronprinz, durch des Königs Befehl zum Vorrücken aufgefordert, zwar später als man gehofft hatte, doch noch zeitig genug mit den in Königinhof und Arnau stehenden Truppencorps von Norden her auf dem Schlachtfelde erschienen. Wie schwierig auch der Weg über den von Regengüssen aufgeweichten morastigen Boden an der Trotinka war, gegen Mittag kamen sie bei Horenowes und Benatek mit dem Feind in Fühlung und nöthigten ihn bald zum Rückzug nach Masloweb und Sendrasitz. Nach mehrstündigem furchtbaren Artilleriekampf erstürmten die erste und zweite Division des Gardecorps die Anhöhen von Lipa, Chlum und Rosbieriz, wo die österreichischen Batterien aufgestellt waren. Mit großer Unruhe hatte man in Dub, wo der König seine Stellung genommen, stundenlang der Ankunft des Kronprinzen geharrt. Denn die Armee Friedrich Karl's war durch den sechsstündigen Heldenkampf wider den übermächtigen Feind so erschöpft, daß man um Mittag in der Umgebung des Königs überlegte, ob es nicht zweckmäßig

sei, die Truppen auf das rechte Ufer der Bistriz zurückzuziehen. Nur mit der größten Anstrengung und Tapferkeit hielten die Regimenter unter Fransecky am Walde von Masloweb den Kampf aufrecht. Offiziere und Gemeine sanken massenweise unter den Wirkungen des feindlichen Geschützes. „Um ein Uhr konnte die ganze preußische Schlachtlinie keinen Boden mehr gewinnen“, heißt es bei Wachenhusen; „es galt den verzweifeltsten Kampf, um nur die einmal gewonnene Position zu halten. Einmal schien es sogar, als ob sie dieselbe aufgeben würde, da ihre Kanonen durch das österreichische Feuer demontirt waren, in dem Waldgrunde das Zündnadelgewehr keine freie Bahn fand und das Infanteriegefecht ganz gleich stand“. Bald nachher merkte man, daß das Artilleriefeuer sich theilte, und schloß aus der Abnahme und veränderten Richtung desselben auf die Nähe der Waffenbrüder. Es war ein großer strategischer Fehler von Seiten des österreichischen Oberfeldherrn, daß er die II. Armee zu wenig berücksichtigte. Immer und allerwärts herrschte bei ihm die Idee vor, daß es sich zunächst nur darum handle, den Prinzen Friedrich Karl zu schlagen, ihm allein gegenüber suchte Benedek den Erfolg. „Es war der eiserne Wille ohne die regelnde Vernunft, was die Katastrophe herbeiführte“, sagt ein österreichischer Schriftsteller. Schon um drei Uhr war die vollständige Niederlage der Oesterreicher entschieden und Benedek's ganze Sorgfalt nur noch darauf gerichtet, die Trümmer der geschlagenen Armee nach Königgrätz zu retten, von wo aus sie dann an beiden Ufern der Elbe ihren Weg weiter nach Pardubitz suchten, scharf verfolgt von dem siegreichen Gegner, die Cavallerie-Division Alvensleben an der Spitze. Mit Freudenrufen wurde der König, als er über das Schlachtfeld ritt, von dem siegreichen Heer begrüßt. Sehr viele stimmten jedoch nicht mehr in den Freudenruf mit ein. Die österreichische Artillerie hatte die Reihen gelichtet. Unter den Tausenden, welche als Leichen oder mit Wunden bedeckt auf der weiten Wahlstatt umherlagen, war der tapfere General Hiller von Gärtringen und der junge Prinz Anton von Hohenzollern. Aber die Geretteten hatten Ursache auf die
3. Juli 1866. Schlacht bei Königgrätz (oder Sadowa) stolz zu sein; nicht blos die überlegene Waffe, das Zündnadelgewehr, mehr noch der überlegene Geist, die Genialität der Entwürfe, der die Schnellkraft der Ausführung entsprach, die Intelligenz, die tactische Uebung, die verständige Kampfweise des „Volkes in Waffen“ hat den böhmischen Krieg zu einem für Preußen so ruhmvollen Ausgang geführt. Den aus allen Völkern und Zungen gemischten Schaaren der Oesterreicher war ein Heer entgegengetreten, das in seinen Reihen alle Stände und Berufsklassen, die Blüthe und jugendliche Kraft des gesammten Preußenlandes vereinigte. Der König drückte dem Kronprinzen noch auf dem Schlachtfelde seinen Dank durch Ueberreichung des Ordens pour le mérite aus. Elf Fahnen, 174 Geschütze und 18,000 unverwundete Gefangene fielen in die Hände der Sieger.
4. Juli. Mit Recht durfte der königliche Führer in seinem Tagesbefehl an die Armee sagen: „Der Tag von Königgrätz hat schwere Opfer gefordert, aber er ist ein

Ehrentag für die ganze Armee, auf welche das Vaterland mit Stolz und Bewunderung blickt".

Die Trauerbotschaft vom Schlachtfelde bei Königgrätz verbreitete in Wien um so größere Bestürzung, als man kurz zuvor durch günstige Nachrichten vom italienischen Kriegsschauplatz erfreut und erhoben worden war. Gleichzeitig mit den Preußen waren auch die Italiener ins Feld gerückt, die Brust voll stolzen Muthes und nationaler Begeisterung. Victor Emanuel selbst befand sich bei dem Hauptheer, das unter der Führung des Generals und Kriegsministers **Lamarmora** den Mincio überschreiten und mitten durch das Festungsviereck nach der Etsch vordringen sollte, um dort, mit dem am untern Po heranziehenden Armeecorps Cialdini's vereinigt, die Eroberung des Landes zu vollbringen. Man glaubte dem Gerücht, die Oesterreicher wollten nur das Gebiet jenseits der Etsch vertheidigen. Zugleich sollte Garibaldi mit seinen Freischaaren auf dem linken Flügel westlich vom Gardasee in Tirol einbrechen. An Zahl der Truppen waren die Italiener den Oesterreichern weit überlegen und sie brannten vor Verlangen, sich mit dem verhaßten Gegner, dessen Kräfte sie unterschätzten, zu messen. Aber Uneinigkeit und Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Hauptführern und fehlerhafte Strategik lähmten die militärische und moralische Kraft des Heeres und verschafften den Oesterreichern noch einen Triumph selbst in den Tagen, da man sich in Wien bereits mit dem Gedanken einer Abtretung Venetiens zurechtgefunden hatte. Die blutgetränkte Wahlstatt von Custozza, wo einst Radetzky den österreichischen Adler zum Siege geführt, sollte dem Kaiserstaat neue Lorbeeren bringen. Als, nach Verwerfung eines von preußischer Seite empfohlenen anderen Kriegsplanes, das italienische Heer Villafranca in der Ebene besetzte, ohne sich zugleich des nordwestlichen Höhenkranzes zwischen Verona und Peschiera zu versichern, auf dessen südöstlichem Abfall Custozza und Somma Campagna liegen, machte sich **Erzherzog Albrecht**, Sohn des Erzherzogs Karl, des Helden von Aspern, die Unvorsichtigkeit des Gegners zu Nutze, indem er das zerklüftete, mit zahlreichen Schluchten und vereinzelten Berggruppen durchsetzte und vom Bache Tione durchströmte Hügelland in Besitz nahm. Unterstützt durch die natürliche Beschaffenheit der Gegend, welche den Oesterreichern aus früheren Militärübungen genau bekannt war, erfocht der Erzherzog an einem glühend heißen Junitag in der **Schlacht bei Custozza** einen glänzenden Sieg über das feindliche Heer. Mit der größten Tapferkeit und Erbitterung hielten die Italiener unter des Königs Augen den Kampf bis gegen drei Uhr aufrecht, und die Verluste an Todten und Verwundeten waren auf beiden Seiten sehr beträchtlich; erst als es den Oesterreichern gelang, die letzten Stellungen des Feindes auf dem rechten Tione-Ufer, den Monte Vento und die Kapelle Sta. Lucia, zu erstürmen, da fing die italienische Schlachtreihe an zu wanken, und am Abend mußte der Rückzug über den Mincio angetreten werden. Doch waren auch die Sieger so erschöpft, daß die Verfolgung unterblieb. Die Verluste an Todten, Verwundeten und Gefangenen betrugen

Der italienische Kriegsschauplatz.

24. Juni 1866.

auf jeder Seite gegen 8000. Auf die Kunde von dem Unfalle der königlichen Armee bei Custozza gab Cialdini den beabsichtigten Uebergang über den Po auf und zog sich in seine frühere Stellung zu Bologna zurück. Seitdem wurden auf dem italienischen Kriegsschauplatz längere Zeit alle militärischen Operationen eingestellt, da sowohl die Italiener, mit der Herstellung ihres geschlagenen Heeres beschäftigt, als die Oesterreicher, durch die Vorgänge in Deutschland beunruhigt, jede Offensive unterließen. Garibaldi behauptete seine Stelle bei Rocca d'Anfo am Idrosee; aber die geringfügigen Gefechte und Streifzüge, die er mit seinen Freiwilligen und einigen Nationalgarden unternahm, entsprachen keineswegs den Erwartungen und dem früheren Ruhme.

Die Mainarmee und ihre Gegner. Da die Hauptmacht Preußens auf dem östlichen Kriegsschauplatz verwendet war, konnte im Westen die Entscheidung der Waffen nicht so rasch vor sich gehen. Nach der Schlacht bei Langensalza und der Capitulation der Hannoveraner war Vogel v. Falckenstein im Stande, die verschiedenen Truppentheile, die ihm die Generale Goeben, Manteuffel und Beyer zugeführt hatten, zu einer „Main-Armee" zu vereinigen und gegen die Bundesheere, die, in das siebente und achte Armeecorps geschieden, in der Nähe des Mains aufgestellt waren, vorzugehen. Jenes umfaßte die baierischen Streitkräfte, etwa 50,000 Mann stark, unter der Führung des greisen Prinzen Karl, eines Veteranen aus der Napoleonischen Zeit, dem der aus dem schleswig-holsteinischen Kriege von 1848 bekannte Generallieutenant v. d. Tann als Generalstabschef beigeordnet war; das letztere Corps, bestehend aus den Contingenten von Würtemberg, Darmstadt, Baden und verstärkt durch die Nassauer und eine aus den zerstreuten Garnisonen gebildete österreichische Division, mindestens von gleicher Stärke wie das andere, stand unter dem Oberbefehl Alexander's von Hessen; aber im Laufe des Krieges wurde, um größere Einheit in die Action zu bringen, das Obercommando über sämmtliche Bundestruppen in die Hände des baierischen Oberfeldherrn gelegt. Seine Geburt, seine Kriegserfahrung und militärische Vergangenheit ließen ihn besonders geeignet erscheinen, die schwierige Aufgabe, Einigung so verschiedener Elemente zu lösen. Doch die gewünschte Einheit wurde darum nicht erzielt. Die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der Waffengenossen, die gleich anfangs in dem Verhalten der Baiern gegen die Hannoveraner zu Tage getreten, Mangel an Uebereinstimmung und kameradschaftlicher Gesinnung, gegenseitiges Mißtrauen, genährt durch Verdächtigungen und Vorwürfe, waren während des ganzen Krieges die schlimmen Gefährten der Bundesarmee, welche trotz der Tapferkeit und Kampflust der Mannschaften so klägliche Resultate herbeiführten; es war die lähmende Wirkung einer mit halbem Herzen geschlossenen lockeren Coalition, welche der kaum halb so starken preußischen Streitmacht schließlich den Sieg verschaffte, zumal da auf ihrer Seite die höhere politische und militärische Einsicht und strategische Kunst war, die nur unter großen Verhältnissen gewonnen wird. Erst Anfang Juli war die Bundesarmee hinlänglich gerüstet, um in kriegerische

Action zu treten. Die Baiern standen im nördlichen Franken, zwischen Rhön und Thüringerwald, während das achte Armeecorps nördlich von Frankfurt in der Wetterau aufgestellt war und sich begnügte, Gießen und die preußische Enclave Wetzlar zu besetzen. Der ursprüngliche Plan einer Vereinigung in Hersfeld kam nicht zur Ausführung. Jeder der Heerführer wählte den seinen Interessen und Bedürfnissen zunächst liegenden Schauplatz. „Die particularen Rücksichten, welche beim Einheitsstaat wegfallen", heißt es in dem Generalstabswerk, „erschwerten unstreitig in hohem Grade die Leitung der Operationen durch das baierische Ober-Commondo, aber ebenso traten sie wohl auch dem Prinzen von Hessen in der freien Verfügung über sein aus fünf verschiedenen Contingenten zusammengesetztes Corps hindernd entgegen."

Falckenstein faßte den Plan, sich zwischen die beiden Heerkörper in der Art einzuschieben, daß sie sich zu keiner gemeinsamen Action verbinden könnten. Zu dem Ende schickte er die Division Goeben ostwärts gegen die Baiern, welche aus der Gegend von Koburg und Meiningen nordwestlich bis Kaltennordheim vorgerückt waren und Neidhardtshausen und Roßdorf im Fuldathale besetzt hatten. Bei Dermbach und einigen umliegenden Orten kam es zu einem blutigen Zusammenstoß, wobei von der einen wie von der andern Seite mit großer Tapferkeit gekämpft wurde. Obwohl die Baiern weit in der Mehrzahl waren, blieb doch das Treffen ohne Entscheidung, und auch die Zahl der Todten und Verwundeten war bei beiden ziemlich gleich; dennoch gab Prinz Karl den Gedanken auf, sich in dieser Richtung mit dem achten Armeecorps zu vereinigen und zog südwärts an die fränkische Saale, begleitet von dem preußischen Heer, welches weiter westwärts durch das Fuldathal auf Hanau losrückte, so daß nach einem mehrtägigen Parallelmarsch beide im Maingebiet anlangten. Um der lästigen Begleitung ledig zu werden, beschloß endlich General Falckenstein einen neuen Angriff. Nach einem beschwerlichen Marsche durch das Rhöngebirg erreichten die preußischen Truppen die Baiern im Saalthale und zwangen sie nach den scharfen Gefechten in und bei Kissingen und Hammelburg, wo der General von Zoller, einer der ausgezeichnetsten Anführer der baierischen Armee, den Tod fand, zum Rückzug nach Schweinfurt und hinter den Main. Nun wendete sich Falckenstein gegen das achte Armeecorps, das bisher in seinen geschützten Stellungen auf der Linie Schlüchtern-Fulda ruhig abgewartet hatte, bis man es angreifen würde oder bis sich eine Verbindung mit den Baiern herstellen ließe. Die mittlerweile eingetroffenen Nachrichten von den Unfällen der österreichischen Armeen vermehrten die Unsicherheit und Unentschlossenheit des Feldherrn. Die Vertheidigung der Linie Frankfurt-Mainz erschien jetzt als die wichtigste Aufgabe. Als man im Hauptquartier zu Bornheim die Kunde von dem Anrücken der preußischen Main-Armee empfing, gerieth man wegen Frankfurt in Besorgniß; daher schickte Prinz Alexander rasch eine hessische und eine österreichische Division unter General Neipperg nach Aschaffenburg, um die von Gemünden her anrückenden Preußen

Der Waffengang am Main.

4. Juli 1866.

10. Juli.

aufzuhalten, und besetzte zugleich die Pässe bei Gelnhausen. Aber das siegreiche
13. Juli 1866. Gefecht der Division Goeben mit der Brigade Wrangel bei Laufach, wo der als Kriegshistoriker bekannte brave hessendarmstädtische Hauptmann Königer
14. Juni. seinen Tod fand, und die Eroberung Aschaffenburgs nach einem mehrstündigen heißen Treffen und einem blutigen Häuser- und Straßenkampf setzten den Oberfeldherrn so sehr in Bestürzung, daß er seine Stellungen bei Frankfurt und die Bundesstadt selbst aufgab und mit seiner ganzen Armee südwärts nach
14. Juli. dem Odenwald zurückzog. Mit ihm verließen auch die noch anwesenden Bundestagsgesandten den Ort ihrer bisherigen Wirksamkeit; sie nahmen „vorläufig" ihren Sitz in Augsburg, wo sie noch einige Zeit als deutscher Bundestag ein wenig bemerktes Dasein fristeten. Auch der Herzog von Nassau und der Großherzog von Hessen-Darmstadt zogen aus ihren Staaten fort. Nun stand den Preußen der Weg nach Frankfurt offen. Es konnte als „offene Stadt" erklärt werden, da Senat und Bürgerschaft das Vorhaben des Oberfeldherrn, Verschanzungen zur Vertheidigung aufzuwerfen, hintertrieben hatten, und General v. Falckenstein zog daher an der Spitze der Division Goeben ohne jeglichen Widerstand in die Bundesstadt ein. Es erregte allgemeines Bedauern, daß die Preußen, gereizt durch mancherlei verletzende Kundgebungen früherer Tage, in Frankfurt nicht mit der Schonung und Humanität auftraten, die man ihnen in anderen Ländern nachrühmte. Nicht blos, daß man der Stadt eine Kriegscontribution von sechs Millionen Gulden auferlegte und die Bürgerschaft mit schwerer Einquartierung belastete; man ängstigte sie auch durch weitere unerschwingliche Forderungen und durch Androhung von Kriegs- und Gewaltmaßregeln, so daß der achtungswürdige Bürgermeister Fellner, um nicht bei ungesetzlichen oder gehässigen Schritten mitwirken zu müssen, sich selbst das Leben nahm. Erst nach einiger Zeit betrat man von Seiten Preußens den Weg der Versöhnung. Nach seinem Einzug nahm Falckenstein im Namen des Königs Besitz von Stadt und Land, sowie von ganz Nassau und Oberhessen, eine Maß-
16. Juli. regel, die als Vorbedeutung künftiger Beschlüsse gelten konnte. Am 16. Juli konnte er nach Berlin telegraphiren: „Die Länder nördlich des Mains liegen jetzt zu Ew. Majestät Füßen." Damit endigte der vierzehntägige ruhmvolle Feldzug des energischen Generals. Bald darauf wurde er abberufen und zum Gouverneur von Böhmen ernannt. In der Umgebung des Königs hatte man seine Kriegführung in Hannover und am Main in ein ungünstiges Licht zu
19. Juli. stellen gewußt. An seiner Statt übernahm v. Manteuffel den Oberbefehl über die Main-Armee.

d. Ausgang des Kriegs und Friedensschlüsse.

Der Kaiser von Oesterreich und Napoleon. Die Schlacht bei Königgrätz hatte die Widerstandskraft Oesterreichs bis ins innerste Mark gebrochen, die schönen Hoffnungen, die man auf den ...

durchdachten" Feldzugsplan Benedek's gesetzt, zu nichte gemacht, das Ansehen des früher so hochgepriesenen Oberfeldherrn gänzlich erschüttert. Das System der Täuschung, welches bisher durch die österreichische Presse angewendet und von den Parteigenossen in allen Ländern unterstützt worden war, zerrann vor der nackten Wirklichkeit. Man hatte dem siegreichen preußischen Heere keine neue Armee entgegenzustellen; der Weg nach Wien, in das Herz des Kaiserstaats stand offen; das Gesuch um einen Waffenstillstand von vier Wochen, welches FML. Gablenz am Tage nach der Schlacht dem König persönlich vortrug, wurde abgewiesen. Unter diesen Umständen erschien dem Kaiser Franz Joseph das siegreiche italienische Heer als der einzige Rettungsanker. Man beschloß daher, Venetien zu opfern, um die Truppen des Erzherzogs Albrecht nach Deutschland ziehen zu können. Aber sollte der Kaiser mit dem „verachteten" König Victor Emanuel in direkte Beziehungen treten? Das brachte er nicht über sein Herz. Daher faßte man in der Hofburg einen Plan, der durch die rasche Wendung, die er dem Verlaufe der Dinge gab, an den Frieden von Villafranca erinnerte. Der Kaiser entschloß sich nämlich, Venetien an Napoleon abzutreten, in der Hoffnung, sich dadurch die Bundesgenossenschaft Frankreichs zu erwerben, das preußisch-italienische Bündniß zu sprengen und die Südarmee zur Verwendung in Böhmen frei zu bekommen. In der Nacht nach der Königgrätzer Schlacht meldete eine telegraphische Depesche nach Paris, daß Franz Joseph, nachdem die Ehre der österreichischen Waffen in Italien gewahrt sei, nunmehr Venetien an den Kaiser der Franzosen cedire und auf die von demselben in dem erwähnten Schreiben an den Minister des Auswärtigen vom 11. Juni (S. 900) ausgesprochenen Ideen eingehe. Aber der politische Schachzug hatte nicht den erwarteten Erfolg. Schon in der kurzen Meldung der wichtigen Thatsache im Pariser „Moniteur" erfuhr die Welt, daß der französische Kaiser in der Cession Venetiens nur die Aufforderung erkenne, zwischen den kriegführenden Mächten einen Frieden zu vermitteln. Dieser ehrenvollen Mission eines Friedensstifters zu entsprechen, wandte sich Napoleon an die Könige von Preußen und Italien, um zunächst einen Waffenstillstand herbeizuführen. König Wilhelm wies Frankreichs Friedensvermittelungen nicht von der Hand, erklärte aber, daß er einen Waffenstillstand mit Oesterreich nur unter sicheren Friedensgarantien abschließen und vor Festsetzung bestimmter Präliminarien sich in seiner militärischen Action und in der Verfolgung der errungenen Vortheile nicht aufhalten lassen könne. Victor Emanuel aber berief sich auf den mit Preußen geschlossenen Allianzvertrag, kraft dessen keiner von beiden Theilen einen einseitigen Frieden oder Waffenstillstand eingehen dürfe. Er mußte um so mehr jedes unehrenhafte Abkommen zurückweisen, als das durch die Niederlage von Custozza gereizte Nationalgefühl des italienischen Volkes sich sträubte, das venetianische Land, das es so oft mit seinem Herzblut erkämpfen zu wollen gelobt hatte, nun als Gnadengeschenk hinzunehmen. So wurde denn die Absicht Oesterreichs, sich

mittelst Venetiens den Waffenbund Frankreichs zu erkaufen, durch die Bundestreue Victor Emanuel's und durch die Mäßigung und Zurückhaltung Napoleon's vereitelt. Selbst die Freunde Oesterreichs, die nicht ganz von Leidenschaft verblendet waren, wurden bedenklich über eine Politik, welche die Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten herbeizuführen suchte und eine Provinz wegwarf, von der man so oft behauptet hatte, daß sie zum Schutze Deutschlands nothwendig sei und daß ihre Hingebung einem „politischen Selbstmord" gleichkäme. Der Haß gegen Preußen überwog in den Wiener Hofkreisen jede andere Regung und Erwägung; die Anträge Bismarck's auf directe Unterhandlungen mit Fernhaltung Napoleon's fanden keinen Anklang, so günstige Bedingungen er auch in Aussicht stellte. So hatten denn die Kriegsoperationen ihren Fortgang; doch forderte die Rücksicht auf Frankreich, daß man zu gleicher Zeit im preußischen Hauptquartier und in Wien mit den Abgesandten des Kaisers über die Bedingungen verhandelte, unter denen ein Frieden aufgerichtet werden könnte, und daß sich in Italien der Krieg auf einige Streifzüge der Freiwilligen und auf Berathungen und Rüstungen beschränkte.

Von Königgrätz nach Nikolsburg. In Oesterreich fühlte man schmerzlich das große Nationalunglück, das durch die Unfälle in Böhmen über das Reich hereingebrochen war. Als bekannt ward, daß die Preußen nach einigen Tagen der Ruhe auf die Eisenbahnlinie von Pardubitz vorrückten, und ein Beobachtungscorps vor den Festungen Königgrätz und Josephstadt zurücklassend, die geschlagene Nordarmee auf ihrem Rückzuge nach Olmütz verfolgten; daß die Garde-Landwehr-Division, welche aus Sachsen dem Hauptheer nachgezogen, schon am 8. Juli die Hauptstadt Prag ohne Schwertstreich in Besitz nahm; daß Gablenz mit einer Abtheilung des Heeres sich auf die Festungslinien von Florisdorf an der Donau geworfen, um die Hauptstadt gegen einen plötzlichen Ueberfall zu decken: da verbreitete sich Schrecken und Unruhe unter allen Ständen. In den Hofkreisen faßte man anfangs den Gedanken, eine allgemeine Volksbewaffnung hervorzurufen. Ein kaiserliches Manifest „An meine Völker" forderte zur Ausdauer und zum Kampf auf Tod und Leben auf, empfahl Vertrauen in den Kaiser und in die nationale Kraft und versicherte, daß man nie in einen Friedensschluß willigen werde, durch welchen die Grundbedingungen der Machtstellung des Reichs erschüttert würden; aber bald erschrack man vor der Entfesselung der Volkskraft und lenkte wieder in die Bahnen regulärer Kriegführung ein. Die Vorgänge in Böhmen, wo die Beamten beim Anrücken der Preußen ihre Posten verließen und dadurch die Verwaltung in die größte Verwirrung brachten, wo die zum leidenschaftlichen Preußenhaß fanatisirte czechische Bevölkerung sich zu Scenen tückischer Grausamkeit hinreißen ließ, mochten das Vorhaben eines bewaffneten Volkswiderstandes bedenklich erscheinen lassen. Man begnügte sich zunächst, die Männer, welche die öffentliche Stimme als die Haupturheber des Unglücks bezeichnete, während dasselbe doch seinen tiefern Grund in dem mangelhaften Heer-

(Margin: 8. Juli 1866. — 9. Juli.)

wesen, in den überkommenen Mißständen eines schadhaften Militärsystems
hatte, Benedek, Henickstein und Clam-Gallas, zurückzusetzen oder abzuberufen
und zog sie später in kriegsgerichtliche Untersuchung. Den Oberbefehl über die
gesammte Kriegsmacht übernahm dann Erzherzog Albrecht, nachdem er einen 13. Juli 1866.
Theil der Südarmee nach Wien geführt und mit dem Rest der Nordarmee ver-
bunden hatte. Während der Erzherzog damit beschäftigt war, die Truppen aus
Italien nach Wien zu ziehen, war die preußische Armee im Vormarsch über
Brünn nach der Donaulinie begriffen. Die Armee des Kronprinzen genügte,
Benedek mit seinen Truppen in Olmütz festzuhalten, indeß die Elbarmee und
die Armee des Prinzen Friedrich Karl auf dem kürzesten Wege nach dem Erz-
herzogthum vorrückten. Vergebens suchte der Kaiser aufs Neue um eine Waffen-
ruhe nach; die Unterhandlungen zerschlugen sich an den österreichischen Forde-
rungen, daß die Einstellung der Waffen sich auch auf die Bundesstaaten er-
strecken und die Heranziehung der Südarmee nicht hindern sollte. Bald nahmen
die Preußen solche Stellungen ein, daß der Verbindung zwischen Wien und Ol-
mütz eine Unterbrechung drohte; daher ertheilte der neue Ober-Commandant,
Erzherzog Albrecht, dem Feldmarschall Benedek den Befehl, seine sechs Armee-
corps auf der Eisenbahn nach Wien zu befördern. Aber nachdem die Hälfte ab-
gegangen war, wurde der Weg verlegt, so daß Benedek sich mit der andern
Hälfte in südlicher Richtung nach Preßburg ziehen mußte, ein Plan, der nur
nach empfindlichen Verlusten durch die kühn anstürmende preußische Cavallerie
bei Tobitschau und Prerau (Rokeinitz) ausgeführt werden konnte. Um die 15. Juli.
Zeit, da König Wilhelm sein Hauptquartier in dem kleinen mährischen Städt-
chen **Nikolsburg** nahm, wo sich bald ein reges militärisches und diploma- 18. Juli.
tisches Leben entfaltete, standen die preußischen Truppen an der Grenze des in
Oesterreichs Geschichte so berühmten Marchfeldes und ihre Wachtfeuer leuchteten
bis in die Hauptstadt. Florisdorf und Preßburg waren die einzigen festen
Stellungen, welche die Oesterreicher noch auf dem Nordufer der Donau inne
hatten. Die letztere wurde von den Generalen Fransecky und Bose vom
Armeecorps Friedrich Karl's bei **Neudorf** und **Blumenau** so erfolgreich an- 22. Juli.
gegriffen, daß die wichtige Stadt, der Schlüssel zwischen Wien und Ungarn, un-
fehlbar in die Hände der Preußen fallen mußte, als um die Mittagstunde ein 23. Juli.
Parlamentär sie mitten im Siegeslauf hemmte durch die Botschaft, daß in Nikols-
burg eine Waffenruhe geschlossen worden.

Der vermittelnden Thätigkeit des französischen Kaisers, der den Botschafter Nikolsburger Waffenstill-
Benedetti nach Nikolsburg gesandt hatte, war es hauptsächlich zu danken, daß die stand u. Prager Frieden.
von Preußen aufgestellten Friedensbedingungen: Ausschluß Oesterreichs aus dem
deutschen Staatsverband, Verzichtleistung auf das Condominatsrecht in den Elb-
herzogthümern und Einwilligung, daß das an Napoleon abgetretene Venetien von
diesem dem Königreich Italien überlassen werde, von Franz Joseph angenommen
wurden. Nachdem man die Waffenruhe so lange verlängert hatte, bis die Zustim-

58*

mung Victor Emanuel's zu den Präliminarien eingetroffen war, kam der Nikolsburger Waffenstillstand zum Abschluß, auf dessen Grundlage vier Wochen später der Prager Friede vereinbart wurde. Durch diesen blieb der Kaiserstaat im vollen Besitz seines bisherigen Territorialbestandes, mit Ausnahme der italienischen Besitzungen, wogegen die kaiserliche Regierung versprach, zwanzig Millionen Thaler Kriegskosten zu entrichten (nebst Verzichtleistung auf ihre Entschädigungsansprüche in Schleswig-Holstein), das Bundesverhältniß, welches Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen werde, nebst den beabsichtigten Territorialveränderungen anzuerkennen und die im Wiener Frieden erworbenen Rechte auf die Elbherzogthümer dem König Wilhelm zu übertragen, (wobei man dem von Frankreich befürworteten Nationalitätsprinzip in so weit Rechnung trug, daß, im Falle die nördlichen Districte von Schleswig in freier Abstimmung den Wunsch aussprechen sollten, mit Dänemark vereinigt zu werden, diesem Wunsche willfahrt werden solle). Dafür verpflichtete sich Preußen, den Territorialbestand des Königreichs Sachsen in seinem gegenwärtigen Umfang bestehen zu lassen, die Kriegskostenentschädigung und die Stellung zum norddeutschen Bund einem besonderen Vertrage vorbehaltend, und den König Victor Emanuel zur Annahme der Friedensbedingungen zu bewegen, sobald durch Erklärung des Kaisers Napoleon das venetianische Königreich zur Disposition Italiens gestellt sein würde.

26. Juli 1866.
23. Aug.

Fortgang des Kriegs am Main und im Taubergrund.

Als die Nikolsburger Waffenruhe zum Abschluß kam, hatte sich das achte Bundesarmeecorps von Dieburg, dem Hauptquartier des Prinzen Alexander, durch den Odenwald an die Tauber gezogen und dort eine Stellung genommen, wo es mit der baierischen Armee bei Würzburg Verbindungen unterhalten konnte. Man hatte gehofft, der Waffenstillstand würde auch auf die Bundesgenossen Oesterreichs ausgedehnt werden, aber an den Bewegungen Manteuffel's, in dessen Hände seit Falckenstein's Abberufung der Oberbefehl gelegt war, konnte man bald wahrnehmen, daß die kaiserliche Regierung nur für Oesterreich gehandelt und daß es nun jedem einzelnen überlassen sei, für sich selbst zu sorgen. Unter den gegebenen Umständen war die Fortführung des Krieges ein grausames Spiel. Hatten schon vorher die Bundestruppen keine Lorbeeren geerntet, wie sollten sie jetzt, da die Main-Armee durch Mecklenburger, Oldenburger und andere nördliche Verbündete verstärkt worden war und die Siege in Böhmen das ganze Heer mit Stolz und Zuversicht erfüllten und zur Nacheiferung anfeuerten, auf Erfolge rechnen? Bereits war auch in Baden und Baiern ein Umschlag in der Volksstimmung bemerkbar, zum großen Verdruß der Gegenpartei, welche denselben als „Götzendienst des Erfolges" bezeichnete: nur in Würtemberg, wo sich von Anfang an die preußenfeindliche Gesinnung in der lautesten Weise kund gegeben, wo die Sympathien für Oesterreich gleichsam als Erbtheil des ganzen Stammes bei der Regierung wie bei den Ständen, von den Hofkreisen bis in die unteren Schichten der Bevölkerung hervorgetreten waren, wo die Opposition

nur unter dem Schleier der Anonymität sich schüchtern an die Oeffentlichkeit wagte und die großdeutsche demokratische Presse ihren Hauptsitz aufgeschlagen, schien mit den Siegen der Gegner die Verbissenheit und der Grimm zu wachsen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Gang des Krieges am Main und an der Tauber im Einzelnen zu verfolgen, eines Krieges, der von Seiten der Bundestruppen keinen andern Zweck mehr haben konnte, als die Waffenehre zu retten. Man hatte sich zu weit eingelassen, hatte zu große Rüstungen gemacht, hatte zu laut die Kriegstrompete ertönen lassen, als daß man es jetzt mit der militärischen Ehre hätte vereinbar finden sollen, sich ohne Kampf zurückzuziehen und damit das demüthige Selbstbekenntniß abzulegen, daß man von vornherein sich für überwunden erkläre. Die Erbitterung und Kampflust der Soldaten war so stark und öffentlich hervorgetreten, daß eine „Bluttaufe" Vielen durchaus nöthig schien. So hatte denn der Krieg im Main- und Taubergebiet seinen Fortgang, als die Waffen zwischen Oesterreich und Preußen in Böhmen und Mähren bereits ruhten; und der Ruhm, den die Main-Armee unter Falckenstein erworben, sollte unter Manteuffel durch neue Erfolge gegen die seit ihrer Vereinigung an Zahl und Stärke weit überlegenen Bundestruppen gemehrt werden. Es ist von allen Seiten anerkannt, daß die badische Division unter
Prinz Wilhelm, die von der Lahn südwärts gezogen, bei Hundheim und 23. 24. Juli 1866.
Werbach durch ihre tapfere Haltung und ihre Geschicklichkeit im Artilleriegefecht sich rühmlich hervorgethan; daß die Würtemberger unter ihrem als Kriegs-
lehrer berühmten Anführer General v. Hardegg bei Tauberbischofsheim 24. Juli.
ihren alten Kriegsmuth trefflich bewährten; daß die Baiern bald allein, bald
mit andern vereinigt bei Gerchsheim und Helmstedt, bei Uettingen 25. 26. Juli.
und Roßbrunn mit Ehren im Kampf bestanden; und dennoch war das Resultat aller dieser Einzelgefechte, wobei die Bundestruppen in meistens gut gewählten Positionen vorzugsweise ihre überlegene Artillerie wirken ließen, schließ-
lich der Rückzug der gesammten „Reichsarmee" hinter den Main und die Besitz- 27. Juli.
nahme der Stadt Würzburg mit Ausnahme der Feste Marienberg durch die Preußen. Die Verbitterung der besiegten Partei scheute sich nicht, die Schuld des Mißerfolgs in einem Verrath der Führer zu erblicken. Den Prinzen Wilhelm von Baden haben die Gegner geheimer Sympathien für Preußen angeklagt. Aber seine Gesinnung hat ihn nirgends von dem Pfade der Pflicht und der militärischen Ehre abgelenkt.

In Würzburg wurde zunächst eine Waffenruhe zwischen Manteuffel 28. Juli. Waffenstillstandsverträge und Friedensschlüsse.
und Prinz Karl geschlossen und als Einleitung zu Friedensunterhandlungen benutzt. Diese führten, nachdem noch das zweite Reservecorps unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg in Bayreuth eingezogen und nach dem siegreichen Gefechte bei Seybottenreuth nach Nürnberg vorgedrungen war, zur
Beendigung des Krieges im Maingebiet. Nach den Waffenstillstandsverträgen 29. Juli.
mit Baden, Baiern und Würtemberg, welche einige Wochen später in Friedens- 30. Juli u. 2. Aug.

schlüsse verwandelt wurden, löste sich das achte Armeecorps allmählich auf, nachdem es aufs Neue den Beweis geliefert, „wie wenig an und für sich tüchtige, aber nur locker an einander gereihte Bundestruppen zu leisten im Stande sind, wenn sie sich einem entschlossenen und gewandten Gegner und einer einheitlichen Führung gegenüber befinden." In den Friedensschlüssen, die Würtem-
13. 17. 22. Aug. 1866. berg, Baden und Baiern mit Preußen in Berlin eingingen, traten diese Staaten den zwischen Preußen und Oesterreich vereinbarten Friedensgrundlagen von Nikolsburg bei und erkannten mithin sowohl die Errichtung des norddeutschen Bundes als die Territorialveränderungen an, welche Preußen vornehmen würde. Der Zollverein sollte mit sechsmonatlichem Kündigungsrecht fortbestehen und die Schifffahrtsabgaben auf dem Rhein und Main aufgehoben werden. Als Kriegskostenentschädigung mußte Würtemberg acht, Baden sechs, Baiern dreißig Millionen Gulden entrichten, dafür blieben die beiden ersten ganz, Baiern bis auf zwei kleine Districte zur Grenzregulirung von Gebietsabtretungen verschont. Ein Schutz- und Trutzbündniß zu gemeinsamer Action im Falle eines auswärtigen Krieges blieb vorerst Staatsgeheimniß. Doch war die durch diese Militärverträge auf Preußen gewälzte Verpflichtung, als Schild und Schwert Deutschlands auch für die Vertheidigung des Südens einzutreten, eine Begünstigung des Föderalismus und eine Belästigung für das Haupt des norddeutschen Bundes. Würtemberg kam am günstigsten weg. Preußen hatte ihm weder die scharf zu Tage getretene Animosität nachgetragen, noch angerechnet, daß die Stuttgarter Regierung im Namen der Bundesversammlung die Hohenzol-
26. Juni. lern'schen Fürstenthümer besetzt und einige Zeit in Verwaltung genommen, bis die Ereignisse die freiwillige Räumung rathsam machten. Am längsten verzögerte sich der Friede mit Hessen-Darmstadt und mit Sachsen, welche beiden Länder von ihren Fürsten verlassen, von den Preußen besetzt waren. Nur
3. Septbr. ungern willigte der in Wien weilende Großherzog in die Friedensbedingungen, kraft deren er Hessen-Homburg mit Meisenheim und ein Stück Land zur bessern Verbindung der Enclave Wetzlar abtreten und zugeben mußte, daß die Provinz Oberhessen, verstärkt durch Nauheim, Reichelsheim u. a. O. dem norddeutschen Bunde beigefügt und die bisherige Bundesfestung Mainz ausschließlich von preußischen Truppen besetzt wurde. Noch länger hatte das Königreich Sachsen die schwere Last der preußischen Occupation zu ertragen, weil es König Johann nicht über sich gewinnen konnte, von seiner Souveränetät einen Theil aufzugeben. Erst als Herr v. Beust, dessen preußenfeindliche Gesinnung den Abschluß des Friedens zu erschweren schien, in Gnaden seines hohen Amtes enthoben worden (wofür ihn aber bald nachher der Kaiser von Oesterreich zum Minister des Auswärtigen an Mensdorff's Stelle und in der Folge zum „Reichskanzler" ernannte), wurde auch zwischen Preu-
21. Octbr. ßen und Sachsen „Frieden und Freundschaft auf ewige Zeiten" geschlossen. Der König von Sachsen willigte ein, daß in Dresden und auf dem Königstein vorläufig neben der sächsischen Besatzung eine preußische eingelegt werde, zahlte eine Kriegs-

kostenentschädigung von zehn Millionen Thaler und erklärte sich bereit, dem norddeutschen Bunde beizutreten und die damit verbundene Militärorganisation anzuerkennen. Mit diesem Friedensschluß waren alle Hindernisse beseitigt, die der Constituirung des norddeutschen Bundes noch im Wege gestanden, da auch die Regentin Karoline in Reuß älterer Linie endlich sich in die Nothwendigkeit gefügt und der Herzog von Sachsen-Meiningen, der sich nicht zur Anerkennung der neuen Zustände entschließen konnte, durch die freiwillige Uebertragung der Regierung an seinen Sohn Georg eine Ausgleichung möglich ge- 20. Septbr. 1866.
macht hatte. Alle übrigen norddeutschen Regierungen hatten sich gleich anfangs zur Annahme der preußischen Bundesreform bereit gezeigt. In Betreff der südlich der Mainlinie gelegenen deutschen Staaten erklärte sich Oesterreich in Nikolsburg einverstanden, „daß dieselben in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt“ und im Prager Frieden wurde auf besondere Anregung Frankreichs diesem Verein der süddeutschen Staaten „eine internationale unabhängige Existenz“ zugesichert. Am Ende des Jahres trat in München Freiherr v. d. Pfordten aus dem Ministerium; an seine Stelle berief der junge König Ludwig II. den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, welcher eine Allianz mit Preußen und im Falle eines Kriegs dessen militärische Oberleitung, jedoch mit ausdrücklicher Wahrung der baierischen Souveränetätsrechte und der Unabhängigkeit des Landes, als sein Programm aufstellte. Daß übrigens die Idee eines süddeutschen Bundes, wie sie der französischen Politik vorschwebte, nicht in Erfüllung gehen, daß Süddeutschland nur ein „geographischer Begriff“ bleiben würde, trat schon in der Stuttgarter Militär-Conferenz 5. Febr. 1867.
hervor, zu welcher Fürst Hohenlohe die Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges der vier Staaten eingeladen hatte. Nicht einmal in der Heeresorganisation und Bewaffnung konnte eine Einigung erzielt werden.

Die Italiener in Venetien u. Südtirol.

Mittlerweile hatte auch in Italien der Krieg seinen Fortgang gehabt. Die Cession Venetiens an den Kaiser von Frankreich brachte den Oesterreichern nicht einmal den Vortheil, daß sie ihre Streitkräfte ungefährdet aus einem Lande ziehen konnten, das ihnen nicht mehr gehörte. Denn Napoleon betrachtete die Abtretung als unvollkommen, so lange nicht Franz Joseph auf die als Gegenbedingung gestellten Friedensvermittelungen eingegangen wäre, und gebot daher den Kriegsoperationen der Italiener keinen Einhalt. So trat denn das eigenthümliche Schauspiel ein, daß die Oesterreicher das siegreich vertheidigte Land als ein ihnen nicht mehr gehöriges räumten und sich nur auf Sicherung und Bewachung der Festungen beschränkten, die Italiener dagegen bei dem Vorsatze beharrten, das Land, das ihnen von selbst zufallen mußte, mit Waffengewalt zu erobern. Unter solchen Umständen war der Eroberungskrieg mit geringen Gefahren verknüpft. Als Cialdini, dem jetzt die Führung des Offensivkrieges übertragen war, indeß Lamarmora die Festungen beobachten und in Schach halten sollte,

den Uebergang über den Po bewerkstelligte, stieß er nirgends auf Hindernisse. Die österreichischen Truppen zogen sich fast überall ohne Kampf zurück; sie suchten nur durch Zerstörung aller Communicationsmittel den Marsch des Feindes aufzuhalten. Selbst die starke Festung Rovigo an der unteren Etsch gaben sie auf.
10. Juli 1866. Als sich der Feind näherte, sprengten sie die Mauern und Wälle in die Luft, so daß Cialdini den Fluß ohne Schwierigkeit überschreiten und seine Armee bis zur Brenta führen konnte. Mitte Juli stand die Hauptarmee der Italiener im Herzen Venetiens, in Padua und Vicenza; und als auch das feste Borgoforte
17. Juli. am Po vom General Nunziante erobert und die Besatzung zum Abzug nach Mantua gezwungen ward, war alles Land zwischen der Lagunenstadt und dem Festungsviereck in den Händen der Italiener. Die Oesterreicher zogen sich ohne Gegenwehr über den Tagliamento zum Isonzo; Cialdini drang mit dem Centrum seiner Armee nach Treviso vor, indeß sein rechter Flügel unter Cugia seinen Marsch nach Mestre nahm, um Venedigs Lagunen von der Landseite her einzuschließen, und General Medici mit dem linken Flügel auf Bassano losrückte, um Garibaldi bei der Eroberung Südtirols zu unterstützen. Denn die Italiener wollten sich schon nicht mehr mit Venetien begnügen, ihre Begierde reichte weiter; alles Land, wo italienisch gesprochen ward, sollte mit dem Königreich vereinigt werden. Vergebens ließ der französische Kaiser durch seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, Victor Emanuel's Schwiegersohn, den König zur Mäßigung ermahnen; die Volksstimme trieb die Regierung zu weiteren Forderungen und verhinderte den Beitritt zu dem Waffenstillstand von Nikolsburg. Und doch entsprachen die Erfolge der Unternehmungen Garibaldi's so wenig den Erwartungen, die der glorreiche Name des Führers erregt hatte. Der Nationalheld, der einst im Triumphzug von Palermo nach Neapel gezogen und ein Königreich im Fluge erobert hatte, blieb auf den kleinen Krieg im Westen des Gardasee's beschränkt und vermochte trotz aller Anstrengungen und aller Begeisterung seiner Freischaaren nur einige Meilen in dem Gebirgsthale Judicarien vorzudringen und sich einiger Seitenthäler und Forts zu bemächtigen. Wie sehr auch die Freiwilligen von Vaterlandsliebe und Kampfslust erfüllt sein mochten, jung, unerfahren, dürftig bewaffnet und bekleidet und ohne kriegsgeübte Offiziere, waren sie den Tiroler Schützen, die ihre alte Treue und Anhänglichkeit für das Kaiserhaus auch in diesen Tagen der Bedrängniß bewährten und zur Landesvertheidigung auszogen, nicht gewachsen. So beschränkte sich der Krieg auf einzelne kühne Thaten und Gefechte, die von persönlicher Tapferkeit und heroischem Muthe ein rühmliches Zeugniß gaben, für den Ausgang des großen Kampfes aber ohne Bedeutung blieben. Erfolgreicher war das Vorgehen Medici's, der von Bassano aus über das Gebirge zog und nach einem siegreichen Gefechte über
22. Juli. die Oesterreicher bei Levico sich der Stadt Trient auf wenige Meilen näherte. Hätte er nach dieser Richtung seine militärischen Operationen fortgesetzt und den Freiwilligen in Judicarien die Hand gereicht, so wäre Südtirol mit dem Etsch-

thale wohl von den Italienern erobert und die Verbindung Wiens mit den Festungen unterbrochen worden.

Aber bereits war an einem andern Orte eine neue Niederlage erfolgt, nicht minder empfindlich als der Schlag bei Custozza, und nun fand der Waffenstillstand keine Hindernisse mehr. Dieser neue Unfall war die unglückliche Seeschlacht bei Lissa. Von dem Marineminister dringend aufgefordert und von der ungeduldigen Volksstimme angetrieben, segelte Admiral Persano mit der italienischen Flotte, aus zehn Panzerfregatten und dreizehn Holzschiffen bestehend, aus dem Hafen von Ancona, wo er schon mehrere Wochen unthätig verweilt hatte, vielleicht weil er zu einem Seekampf noch nicht hinreichend ausgerüstet zu sein glaubte. Er hatte die Absicht, die vor der Küste von Dalmatien gelegene Insel Lissa, welche die Oesterreicher durch Strandbatterien und Forts stark befestigt hatten, zu erobern und zum Stützpunkte für weitere Unternehmungen zu machen. Aber seine beabsichtigte Landung scheiterte an der Tapferkeit und Tüchtigkeit der österreichischen Küsten-Artillerie. Zwei Tage lang versuchte er durch ein heftiges Bombardement das feindliche Geschütz zum Schweigen zu bringen, und als er eben im Begriff stand, die Landungstruppen auszuschiffen, kam die österreichische Flotte unter dem muthigen und geschickten Vice-Admiral Tegetthoff zum Entsatz herbei. An Gesammtzahl der italienischen gleich, übertraf sie dieselbe durch die überlegene Stärke ihrer Panzerschiffe und ihrer Schiffs-Artillerie. Nach einem vierstündigen heftigen Seekampf, wie man in den europäischen Gewässern seit langer Zeit nichts Aehnliches erblickt, sah sich Persano, nachdem sein größtes Panzerschiff „König von Italien" von dem gepanzerten österreichischen Widderschiff „Erzherzog Max" in den Grund gebohrt und ein gepanzertes Kanonenboot „Palestro" in Brand geschossen worden, zum Rückzug in den Hafen von Ancona genöthigt. Der Capitän Cappellini und die Schiffmannschaft wollten das sinkende Boot „Palestro" nicht verlassen und wählten freiwillig den Heldentod für das Vaterland in den Fluthen. Das österreichische ungepanzerte Linienschiff „der Kaiser" hatte durch seine Geschützmasse den Angriff mehrerer feindlichen Panzerschiffe siegreich abgewehrt. Wie Benedek in Oesterreich wurde Persano in Italien von dem Unwillen des Volkes betroffen und in der Folge einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen.

Die Seeschlacht bei Lissa. 20. Juli 1866.

So hatte denn der italienische Krieg mit einer Niederlage begonnen und mit einer Niederlage geendigt. Dennoch legte das Glück dem Königreich die schönsten Gaben in den Schooß. Wenige Tage nach der Schlacht bei Lissa wurde auch in Italien der Waffenstillstand verkündigt, nachdem Victor Emanuel zu den von Preußen und Frankreich aufgestellten Grundbedingungen seine Zustimmung gegeben, und da Napoleon erklärt hatte, daß er die Cession Venetiens nur in der Absicht angenommen, das Land nach erfolgtem Frieden an Italien abzutreten, vorausgesetzt, daß die Bevölkerung damit einverstanden sei, so stand die Vereinigung der ganzen apenninischen Halbinsel innerhalb ihrer natürlichen Grenzen

Venetien mit dem Königreich Italien vereinigt. 25. Juli 1866.

in sicherer Aussicht. Aber weit entfernt, daß die Italiener durch die erlittenen Unfälle zur Bescheidenheit und Mäßigung geführt worden wären, erhoben sie auch noch Ansprüche auf Südtirol und Friaul, weil diese Länder zur Zeit des Waffenstillstandes in ihrem Besitz gewesen, und markteten über den zu übernehmenden Antheil an der venetianischen Staatsschuld. Erst als Oesterreich durch neue Truppensendungen nach dem Isonzo und nach Villach die ernstliche Absicht kund gab, die Grenzstriche selbst mit Waffengewalt zu vertheidigen, und Preußen erklärte, daß es nur für den Erwerb von Venetien, nicht aber für Südtirol eintreten werde, gelang es dem Kaiser Napoleon, den König Victor Emanuel zu bestimmen, auf Oesterreichs Bedingungen einzugehen. Die Truppen wurden aus dem Trientinischen
12. Aug. 1866. zurückgezogen und der Waffenstillstand zum Abschluß gebracht, dem dann der
3. Octbr. durch General Menabrea vereinbarte Wiener Friede und die Anerkennung des Königreichs von Seiten Oesterreichs folgte. Darauf wurde eine Volksabstimmung angeordnet, um zu erfahren, ob die Venetianer die Einverleibung wünschten. Diesmal bedurfte es keiner äußeren Einwirkung, um ein günstiges Resultat zu erzielen. Als die ganze Bevölkerung wie Ein Mann ihren Willen ausgesprochen, mit dem Königreich vereinigt zu werden, und dadurch dem italienischen Nationalgefühl die Genugthuung geworden, daß diese Vereinigung nicht durch einen bloßen Act des Wohlwollens Napoleon's, sondern durch die freie Selbstbestimmung des Volkes vor sich gegangen, hielt Victor Emanuel seinen Einzug in Venedig. Mit dem feierlichen Huldigungsacte auf dem prachtvollen Markusplatze der herrlich geschmückten Wasserstadt der Paläste schloß der zweite Theil des italienischen Einigungswerkes, eine Handlung, die durch den äußeren Glanz wie durch die Begeisterung und gehobene Seelenstimmung des Volkes dem ganzen wunderbaren Ereigniß Charakter und Siegel aufdrückte.

Rom von Frankreich geschützt. Im letzten Monat dieses thatenreichen Jahres verließen in Folge des Septembervertrags vom Jahre 1864 auch die französischen Besatzungstruppen die Stadt Rom, die sie siebzehn Jahre in Besitz gehabt, dem Papste anheimgebend, seine weltliche Herrschaft mit eigenen Miethtruppen zu behaupten. Nun war,
18. Decbr. wie König Victor Emanuel bei Eröffnung des italienischen Landtags rühmend hervorheben konnte, die schöne Halbinsel seit Jahrhunderten zum erstenmal ohne fremde Truppen. Die Staatsmänner von Florenz begnügten sich vorerst mit diesen Erfolgen und suchten, wiewohl vergebens, die päpstliche Regierung durch Unterhandlungen zu einem friedlichen Zusammenleben auf Grund der bestehenden Verhältnisse zu bewegen; aber die nationale Partei, Garibaldi an der Spitze, trachtete auch nach dem Besitze des Kirchenstaats: Rom mit seinem Capitolium sollte die Hauptstadt des geeinigten Italiens werden. Um diese „Romantik" zu verwirklichen, wagte im Spätherbst 1867 die national-liberale Partei unter Garibaldi's Leitung einen neuen Einfall in die Besitzungen des Papstes. Aber das Unternehmen scheiterte. Eine französische Hülfsarmee unter General de Failly, mit den neuen Chassepotgewehren bewaffnet, vereinigte sich mit den

päpstlichen Truppen unter dem deutschen General Kanzler und brachte den schlecht gerüsteten Freischaaren bei Mentana eine Niederlage bei. Die Angreifer wurden theils getödtet, theils zersprengt oder in Gefangenschaft geführt, Garibaldi selbst nach kurzer Haft im Fort Varignano auf der Insel Palmaria wieder nach seinem Asyl auf Caprera zurückgebracht, „nicht wie bei Aspromonte an der Ferse, aber tief im Herzen verwundet". „Das Chassepot hat Wunder gethan", meldete der französische General frohlockend nach Paris. Das unüberlegte Unternehmen aber hatte zur Folge, daß der Kirchenstaat aufs Neue mehrere Jahre hindurch von einer französischen Besatzungsmannschaft in der Hafenstadt Civita vecchia beschützt und behütet ward, bis die Zeit erfüllet war, da auch die ewige Stadt dem Königreich Italien zufallen sollte. Daß Kaiser Napoleon sich nicht entschließen konnte, Rom und den Rest des Kirchenstaats dem Königreich Italien zu überlassen, war die Hauptursache, warum das im Jahr 1870 geplante und schon dem Abschluß nahe Kriegsbündniß zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien nicht zu Stande kam. Die Unterhandlungen wurden so lange hinausgezogen, bis die raschen Siege Preußens den beiden Staaten die Lust der Einmischung benahmen.

3. Novbr. 1867.

Schon damals richtete Mazzini, der von der Verbindung Victor Emanuel's mit dem Kaiser Napoleon eine stete Gefahr für die Freiheit und Einheit Italiens fürchtete, seinen Blick auf Bismarck als den einzigen Retter und Erlöser aus der bonapartischen Machtherrschaft. Spätere diplomatische Enthüllungen theilten einen Brief des italienischen Agitators an den norddeutschen Bundeskanzler mit, worin es heißt: „Ich hasse die Herrschaft und die geistige Suprematie, die sich Frankreich über Europa anmaßt. Und ich glaube, daß ein italienisch-französisches gegen Preußen gerichtetes Bündniß, gegen jenes Preußen, dessen Siegen wir Venetien verdanken, ein Verbrechen wäre, das ewige Schmach an unsere junge Fahne heften würde. Ich denke also, daß ohne die gegenseitige Actionsfreiheit für die Zukunft preiszugeben, eine sogenannte strategische Allianz gegen den gemeinsamen Feind zwischen der preußischen Regierung und unserer Actionspartei am Platze wäre. Die preußische Regierung müßte uns eine Million Francs und zweitausend Zündnadelgewehre zukommen lassen. Ich würde es mit meiner Ehre verbürgen, diese Mittel nur zur Hintanhaltung jeder Möglichkeit eines italienisch-französischen Bündnisses und zum Sturze einer allenfalls darauf bestehenden Regierung zu benutzen". Der kluge Verschwörer erkannte im voraus die Eventualitäten, die bald genug reale Gestalt gewannen.

17. Novbr. 1867.

6. Preußen und der norddeutsche Bund.

Auch im Norden der Alpen schloß das denkwürdige Kriegsjahr mit einem Siegesfest, mit dem feierlichen Einzug des preußischen Heeres in Berlin am 20. und 21. September. Aber auf dieses Fest schaute nicht, wie in Italien, die gesammte Nation mit ungetheilter Freude und gehobener Stimmung. Wenn in Preußen selbst die Siegestrophäen und der Gedanke an die ruhmreiche Zukunft des Vaterlandes die schweren Opfer und Verluste, die der unerbittliche Krieg auferlegt, verschmerzen ließen, so gab es dagegen in andern deutschen Ländern

Indemnität und Beendigung des Conflicts in Preußen.

gar Manche, welche die Ereignisse betrauerten und in der entschwundenen Ver-
gangenheit das verlorene Paradies erblickten. Bald nach Abschluß des Ni-
4. Aug. 1866. kolsburger Waffenstillstandes war König Wilhelm vom Kriegsschauplatz in die
5. Aug. freudig bewegte Hauptstadt geeilt, um am folgenden Tage den Landtag zu er-
öffnen, der aus den während des Krieges vorgenommenen neuen Wahlen her-
vorgegangen war. Die meisten der alten Parteiführer und gefeierten Kammer-
redner waren wieder erschienen, aber mit den Verhältnissen hatten sich auch bei
Manchen die Anschauungen geändert, und viele frische Leute waren hinzugetreten.
Die alte Oppositionsstellung konnte daher nicht länger aufrecht erhalten werden,
die klaffende Spalte mußte sich schließen, damit auf dem geebneten festen Boden
der neue Staatsbau aufgeführt werden könne, der nun durch das siegreiche
Preußen ins Leben treten sollte. Mit der größten Spannung sah man der
königlichen Eröffnungsrede entgegen, und manches Herz wurde erleichtert, als
die Regierung selbst die Hand zur Versöhnung bot, den Weg der Ausgleichung
des langen Conflictes betrat. König Wilhelm dankte zunächst der Gnade
Gottes, „welche Preußen geholfen hat, unter schweren, aber erfolgreichen Opfern
nicht nur die Gefahren feindlicher Angriffe von den Grenzen abzuwenden, sondern
in raschem Siegeslauf des vaterländischen Heeres dem vererbten Ruhme neue
Lorbeeren hinzuzufügen und der nationalen Entwickelung Deutschlands die Bahn
zu ebnen“, und gedachte der tapferen Krieger, die siegesfroh den Heldentod gestorben.
Dann bemerkte die Thronrede, „daß Regierung und Volksvertretung in einträchti-
gem Zusammenwirken die Früchte zur Reife zu bringen hätten, die aus der
blutigen Saat, solle sie nicht umsonst gestreut sein, erwachsen müßten“, und sprach
das Vertrauen aus, „daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die un-
erläßliche Verständigung in so weit zu erzielen, daß der Regierung in Bezug auf
die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung die Indemnität, um
welche die Landesvertretung angegangen werden soll, bereitwilligst ertheilt und
damit der bisherige Conflict für alle Zeit um so sicherer zum Abschluß gebracht
werden wird, als erwartet werden darf, daß die politische Lage des Vaterlandes
eine Erweiterung der Grenzen des Staates und die Einrichtung eines einheit-
lichen Bundesheeres unter Preußens Führung gestatten werde, dessen Lasten von
allen Genossen des Bundes gleichmäßig getragen werden“. Mit dieser Rede, die
im ganzen Lande einen freudigen Nachklang fand, war der Weg bezeichnet, auf
welchem das Abgeordnetenhaus, sollte es der Ausdruck der Volksstimmung sein,
mit der Regierung zusammengehen konnte, der Weg der inneren Verständigung
und der Machtvergrößerung nach Außen. War es schon seit einiger Zeit zu
Tage getreten, daß Graf Bismarck mit der reactionären aristokratischen Partei,
die im Herrenhause ihren Mittelpunkt und in der „Kreuzzeitung“ ihr Organ
hatte, nicht mehr Hand in Hand gehe, daß mit den höheren Zielen der Regie-
rung auch seine Politik gewachsen, auch sein staatsmännischer Horizont sich er-
weitert habe; so wurde diese Ansicht nun zur Gewißheit, als es galt, Preußen

in die neuen durch den Sieg erworbenen Verhältnisse einzuführen. Mit den Anschauungen, Principien und engen Gesichtskreisen der Feudalen konnte Preußen seiner neuen Machtstellung nicht genügen; es mußte zuerst im eigenen Lande den Rechts- und Verfassungsstaat herstellen, wenn ihm auf die Dauer die Führerschaft in Deutschland gesichert sein sollte. Das Abgeordnetenhaus begriff in seiner Mehrheit die Bedeutung der nachgesuchten Indemnität; es war ein Geständniß, daß man in eine verfassungsmäßige Ordnung einzulenken gedenke, daß man das budgetlose Regiment, zu dem man durch die Noth der Umstände gedrängt worden, als einen nicht zu Recht bestehenden Zustand anerkenne und ihn der Vergessenheit und Vergangenheit überweise, daß man nicht zu dem überwundenen Standpunkt eines militärischen Absolutismus zurückkehren, sondern mit Aufrichtigkeit und freiem Willen in den modernen Rechtsstaat eintreten wolle. Mochten auch einzelne Männer in starrer Consequenz bei der Ansicht beharren, daß man diesem Ministerium in keinem Falle Geld bewilligen dürfe, so gab sich doch bald in der Bildung der Parteien und in dem Gange der Verhandlungen die Absicht der Majorität kund, auf die dargebotene Handreichung einzugehen. Als der bisherige würdige Präsident Grabow vernahm, daß ein Wechsel im Präsidium als ein Symptom einer versöhnlichen Gesinnung des Hauses bei Hofe angesehen werden würde, lehnte er die Wiederwahl ab, worauf v. Forckenbeck zum Präsidenten gewählt ward. In der Antworts-Adresse 23. Aug. 1866. kam man nach langen erregten Verhandlungen zu einer vermittelnden Form, der die große Mehrheit beitrat, worauf im September das Indemnitätsgesetz und nach einigem Sträuben auch der von dem Finanzminister v. d. Heydt geforderte Credit von 60 Millionen Thaler bewilligt ward. Damit war der schwerste Stein weggewälzt, so daß über sämmtliche Budgetsätze eine bald mühsamer, bald leichter errungene Uebereinstimmung erzielt und somit zum erstenmal wieder ein gesetzlich geordneter Staatshaushalt geschaffen ward.

Vergrößerung des preuß. Staats und die Haltung Napoleon's.

Noch geringeren Widerspruch setzte das Abgeordnetenhaus den Vorlagen der Regierung über die Machtvergrößerung des Staats und die deutsche Bundesreform entgegen. Am 17. August legte die Staatsregierung dem Landtage die 17. Aug. 1866. königliche Botschaft über die Vereinigung des Königreichs Hannover, des Kurfürstenthums Hessen, des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt mit Preußen vor, und schon am 7. September wurde der Gesetzentwurf über 7. Septbr. die Einverleibung der genannten Staaten mit zweihundertdreiundsiebzig Stimmen gegen vierzehn im Abgeordnetenhaus und einige Tage nachher auch vom Herrenhause mit großer Mehrheit angenommen. Einige Zeit nachher erfolgte auch die Annexion der Herzogthümer Holstein und Schleswig. Am 20. Sep- 20. Septbr. tember, an demselben Tage, da das siegreiche Heer unter seinem königlichen Oberfeldherrn durch eine prachtvolle kunstgeschmückte Via triumphalis seinen feierlichen Einzug in Berlin hielt, wurde durch ein Gesetz die Vereinigung der neuen Landestheile mit der preußischen Monarchie ausgesprochen und zugleich

verkündet, daß mit dem 1. October 1867 die preußische Verfassung darin in Kraft trete. Ein königlicher Amnestie-Erlaß für alle wegen Preß- und politischer Vergehen unter Strafe gestellten Personen bildete den Schluß dieser denkwürdigen Tage. Daß trotz dieses Erlasses einige Zeit nachher die Anklage Twesten's aufs Neue angeregt und die Preßpolizei verschärft wurde, war wohl nicht im Sinne des Ministerpräsidenten, welcher damals bereits zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit in der Provinz Pommern einen stillen Aufenthaltsort aufgesucht hatte. Während dieser Vorgänge wurde Europa in neue Aufregung versetzt. Am 7. August war Napoleon unerwartet aus dem Bade
10. Aug. 1866. Vichy nach St. Cloud zurückgekehrt, und am 10. desselben Monats wurden die Friedenshoffnungen durch die Nachricht erschüttert, „in Anbetracht der ansehnlichen Vergrößerung Preußens habe Frankreich mit dem Berliner Cabinet Vorbesprechungen bezüglich der Rheingrenze eröffnet; doch habe Preußen bis dahin nicht geglaubt, die französischen Vorschläge entgegennehmen zu können". Daß man in Frankreich mit Neid und Eifersucht auf die Erfolge der preußischen Waffen blickte und es ungern vermerkte, wie man in England und anderwärts die militärische Kraft und Größe des preußischen Volkes rühmte und bewunderte, eine Erhebung und Neugestaltung Deutschlands in Aussicht stellte, war deutlich zu erkennen; der französische Volksgeist der alten Schule (Chauvinismus) forderte „Garantien" für die künftige Sicherheit des Reiches. Auch in Regierungskreisen mochte man an „Compensationen" wie im italienischen Krieg als Preis der Mäßigung und Vermittelung gedacht haben. Es trat später zu Tage, daß schon im August an den Minister Bismarck die bestimmte Forderung gestellt ward, Mainz an Frankreich abzulassen oder Krieg zu gewärtigen. Aber die Wahrnehmung, mit welchen Empfindungen nicht bloß in Preußen, sondern in ganz Deutschland der Gedanke an Gebietsabtretungen aufgenommen ward, wie sich der einmüthige Ruf erhob, „daß jeder Zollbreit deutschen Bodens in gemeinsamer Anstrengung mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen sei", schlug jeden Versuch einer Grenzerweiterung nieder. Es war ein neuer Beweis der besonnenen Mäßigung des Kaisers, daß er jede Besorgniß einer Einmischung in die deutschen Angelegenheiten sogleich beseitigte, den Minister des Auswärtigen, Drouyn de Lhuis, der die Kriegspolitik begünstigte, seines Amtes enthob und durch beruhigende Versicherungen die Wolken zerstreute. Die drohende Instruction des Botschafters, hieß es, sei dem Kaiser während seiner Krankheit entrissen worden. In preußenfeindlichen Kreisen hatte man ausgestreut, die Compensationsforderungen Frankreichs gründeten sich auf vorausgegangene Versprechungen Bismarck's; um in seinen Kriegsplänen gegen Oesterreich nicht gehindert zu werden, habe er dem französischen Kaiser Abtretungen auf der linken Rheinseite in Aussicht gestellt.

Ausgang des Kriegsjahres 1866. Als diese Verdächtigungen, die schon vor Ausbruch des Krieges ausgestreut worden waren, auch jetzt wie damals in Nichts zerrannen, da schwanden die

letzten Hoffnungen auf auswärtige Hülfe und in manchen Kreisen fing man an, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Hessen-Darmstadt und Sachsen schlossen die erwähnten Friedensverträge; die „depossedirten" Fürsten entbanden die Beamten und Offiziere ihrer früheren Besitzungen des Huldigungseides und ermöglichten dadurch den Eintritt in preußische Dienste. Auch der Kurfürst von Hessen verständigte sich mit Preußen. Er unterzeichnete einen Vertrag, worin er versprach, seine Unterthanen, Truppen, Staats- und Hofdiener von dem ihm geleisteten Eid zu entbinden, wogegen ihm für seine Person das lebenslängliche Nutznießungsrecht am gesammten kurfürstlichen Familienfideicommiß, eine Abfindungssumme von 600,000 Thalern und das Benutzungsrecht der Schlösser in der Provinz Hanau zugesichert ward. Zu einer Verzichtleistung auf seine Hoheitsrechte über das Kurfürstenthum zu Gunsten Preußens war er jedoch nicht zu bewegen. Darauf nahm er seinen Aufenthalt in Böhmen, theils auf seinen Gütern, theils in Prag, wo er das Palais des Fürsten Windischgrätz angekauft hatte. Seine in Druckschriften veröffentlichten Proteste gegen die Einverleibung Kurhessens in den preußischen Staatsverband hatten zur Folge, daß die preußische Regierung das ihm zur Nutznießung überlassene Fideicommißvermögen mit Beschlag belegte. Auch den andern depossedirten Fürsten wurden in der Folge hohe Entschädigungssummen bewilligt. Als jedoch König Georg, welcher fortwährend in Hietzing weilte, während seine Gemahlin in der Marienburg die welfischen Sympathien lebendig zu halten suchte, jede Verzichtleistung verweigerte und sogar längere Zeit eine eigene Kriegsmannschaft im Auslande unterhielt, wurde die Auszahlung der Abfindungssumme, welche ohnedies wegen ihrer enormen Höhe von 16 Millionen Thaler großen Widerspruch im preußischen Abgeordnetenhause gefunden hatte, suspendirt und auch sein übriges Vermögen, so weit man dessen habhaft werden konnte, unter Sequester gelegt, mit dem Zusatze, daß die Aufhebung der Beschlagnahme nur durch ein Gesetz, d. h. nicht ohne Zustimmung des Landtags erfolgen könne. Mit der Annahme des Reichswahlgesetzes für das zu berufende Parlament des norddeutschen Bundes und eines Dotationsgesetzes für die verdienten Staatsmänner und Heerführer (Bismarck, Roon, Moltke, Herwarth, Steinmetz, Vogel v. Falckenstein) schloß das Abgeordnetenhaus seine Thätigkeit für das bedeutungsvolle, an großartigen Ereignissen und erschütternden Wechselfällen so reiche Jahr. Als der Magistrat und die Stadtverordneten Berlins dem vom Schlachtfelde heimgekehrten König ihre Glückwünsche darbrachten, gab derselbe folgende Antwort: „Mein Heer, das Volk in Waffen, hat an Heldenmuth und Ausdauer sich den glorreichsten Thaten seiner Väter ebenbürtig gezeigt und Thaten vollbracht, die die Geschichte unauslöschlich verzeichnen wird. Die Gesittung, welche mein tapferes Heer in Feindesland zeigte, sowie die Gesinnung und Opferfreudigkeit, welche alle Klassen der Daheimgebliebenen bewiesen, sind die Frucht einer väterlichen Volkserziehung meiner großen Ahnen. Preußen mußte das Schwert

18. Septbr. 1866.

ziehen, als es sich zeigte, daß es die Erhaltung seiner Selbständigkeit galt; aber auch zur Umgestaltung Deutschlands hat es sein Schwert gezogen; Ersteres ist erreicht, Letzteres möge mir unter Gottes fernerem Segen gelingen!" Diese wunderbaren Erfolge des preußischen „Volkes in Waffen" haben der Welt so gewaltig imponirt, daß alsbald in den süddeutschen Staaten und in Frankreich eine Umgestaltung des Heerwesens und der Bewaffnung auf der Basis allgemeiner Wehrpflicht ohne Stellvertretung und mehrjährigen Landwehrdienstes in Angriff genommen wurde. In Baden, Würtemberg, Baiern und Hessen war diese neue Heeresorganisation die nothwendige Folge des Schutz- und Trutzbündnisses, über welches die Regierungen dieser Länder bei den Friedensschlüssen mit Preußen sich für den Fall eines auswärtigen Krieges insgeheim geeinigt hatten. Aber alle politischen und militärischen Organisationen werden nur dann ihrem Zweck vollständig entsprechen, wenn sie, wie die königliche Rede hervorhob, auf einer „Volkserziehung" beruhen. Darum hat sich wie in Oesterreich und Frankreich neben den militärischen Reformen das Hauptinteresse der Regierungen und der Völker der Verbesserung der Schulen zugewandt, die man von dem erdrückenden Einfluß der Kirche zu befreien und unter die Obhut des Staats zu stellen bemüht ist.

Der norddeutsche Bund. Nachdem sämmtliche Regierungen nordwärts des Mains ihren Beitritt zu dem norddeutschen Bunde auf Grund der Reformvorlage vom 10. Juni erklärt hatten, wurden gegen Ende des Jahres Bevollmächtigte der einzelnen Regierungen nach Berlin eingeladen, um den von Preußen aufgestellten Verfassungsentwurf des Norddeutschen Bundesstaates zu berathen. (15. Decbr. 1866.) Die aus diesen Berathungen hervorgegangene Verfassungsurkunde wurde dann dem Reichstag vorgelegt, der, aus unmittelbaren Volkswahlen hervorgegangen, unter dem Vorsitz des Abgeordneten Simson, des ehemaligen Präsidenten des Frankfurter Parlaments, in Berlin tagte, (Vom 24. Febr. bis 17. April 1867.) und von diesem nach längeren eingehenden Verhandlungen mit verschiedenen wesentlichen Abänderungen im Sinne parlamentarischer und politischer Freiheiten und Rechte angenommen. Man hatte aus der Vergangenheit die Lehre gezogen, daß man an den neuen Staatsbau nicht den Maßstab idealer Systeme und politischer Theorien legen dürfe, sondern daß man ihn auf den gegebenen Fundamenten aufrichten müsse; man erkannte die Wahrheit des Satzes der Thronrede: „Nur von uns, von unserer Einigkeit, von unserer Vaterlandsliebe hängt es in diesem Augenblicke ab, dem gesammten Deutschland die Bürgschaften einer Zukunft zu sichern, in welcher es, frei von der Gefahr, wieder in Zerrissenheit und Ohnmacht zu verfallen, nach eigener Selbstbestimmung seine verfassungsmäßige Wiederherstellung und seine Wohlfahrt zu pflegen und in dem Rathe der Völker seinen friedliebenden Beruf zu erfüllen vermag." Darum kam das Verfassungswerk zu Stande, wenn gleich Manche sich nicht mit einem Staatsgrundgesetz befreunden konnten, welches dem System des Constitutionalismus nicht allenthalben zu entsprechen schien und über die doctrinären „Grund-

rechte" leicht hinwegging. Nach dieser neuen Bundesverfassung bildeten sämmtliche Staaten nordwärts des Mains ein Bundesgebiet mit gemeinsamen Bundesgesetzen, gemeinsamem Staatsbürgerrecht, gemeinsamem Militärwesen nach der Heerordnung und unter der obersten Führung Preußens, gemeinsamem Niederlassungsrecht aller Bundesangehörigen, gemeinsamem Postwesen u. A. mehr. Zur Leitung der Bundesangelegenheiten ist ein von sämmtlichen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Größe und Bevölkerung beschickter Bundesrath bestellt, in welchem ein von Preußen ernannter und dem Reichstag verantwortlicher Bundeskanzler den Vorsitz führt, und der in Verbindung mit dem Reichstag die Bundesgesetzgebung ausübt und den Bundeshaushalt aufstellt und überwacht. Die Abgeordneten zu diesem Reichstag sollen in directen Volkswahlen gewählt werden und keine Tagegebühren (Diäten) beziehen, aber in ihrer parlamentarischen Thätigkeit die volle Redefreiheit genießen. Das norddeutsche Bundesheer, auf Grund allgemeiner Wehrpflicht organisirt, ist dem Oberbefehl des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn und den preußischen Militärgesetzen unterstellt. Zur Bestreitung des Aufwandes hat jede Bundesregierung so viel mal 225 Thaler in die Bundeskasse zu entrichten, als die von ihr zu stellende Kopfzahl der Friedensstärke des Bundesheeres beträgt. Streitigkeiten unter Bundesstaaten unterliegen in letzter Instanz der Entscheidung des Oberappellationsgerichts in Lübeck als höchsten Bundesgerichts. Das Verhältniß zu den süddeutschen Staaten, Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, soll durch besondere Verträge geregelt werden. Als der Reichstag in seiner letzten Sitzung den von ihm vielfach verbesserten (16. April 1867.) Verfassungsentwurf mit 230 gegen 53 Stimmen angenommen hatte, konnte die Thronrede beim feierlichen Schluß mit Recht hervorheben: (17. April.) „Wir Alle, die wir zum Zustandekommen des nationalen Werkes mitgewirkt, die verbündeten Regierungen eben so, wie die Volksvertretung, haben bereitwillig Opfer unserer Ansichten, unserer Wünsche gebracht; wir durften es in der Ueberzeugung thun, daß diese für Deutschland gebracht sind und daß unsere Einigung derselben werth war". Dieses Resultat hatte man vorzugsweise dem zugleich imponirenden und versöhnlichen Auftreten des Grafen Bismarck zu danken, welcher die ganze Kraft seiner Persönlichkeit und seiner Beredtsamkeit einsetzte, „um die Träume des schlafenden Barbarossa zu verwirklichen und den deutschen Namen wieder in Achtung zu bringen", ein Auftreten, das ihm gerechte Anerkennung eintrug, auch bei Solchen, die früher feindliche Gesinnung gegen ihn hegten.

(Die Luxemburger Frage.) Während die Verhandlungen über die Vereinbarung der Bundesverfassung in Berlin noch in vollem Gang waren, wurde die Welt von neuer Kriegsfurcht befallen, als die Kunde erscholl, der König von Holland, zugleich Großherzog des ehemaligen Bundesstaates Luxemburg, der in das norddeutsche Bundesgebiet nicht eingeschlossen war, stehe im Begriff, die von einer preußischen Garnison besetzte Festung durch eine Privatübereinkunft um eine Geldsumme an den Kaiser von Frankreich abzutreten. Napoleon erkannte, daß die Dinge in Deutschland

eben so wenig sich innerhalb der von ihm gewünschten Grenzen halten würden, wie einst in Italien, daß die Nikolsburger Bestimmungen den naturgemäßen Entwickelungsgang eben so wenig zu hemmen vermöchten, wie einst die Beschlüsse von Villafranca. Und wenn er auch, mit Berufung auf einen Ausspruch seines Oheims auf St. Helena, in einer Eröffnungsrede versicherte, daß das Gleichgewicht Europa's nur in der Zusammenschließung und Conföderation der großen Völker möglich sei, und somit andeutete, daß er das Einigungswerk der deutschen Nation nicht zu hindern gedenke, so glaubte er doch den „patriotischen Beklemmungen" (angoisses) der Franzosen und dem Kriegsruf der „Chauvinisten" in der Presse und auf der Rednerbühne einige Rechnung tragen zu müssen, zumal da die Veröffentlichung des sieben Monate geheim gehaltenen Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Preußen und den Südstaaten, wodurch die Leitung der gesammten deutschen Heeresmacht im Falle eines auswärtigen Krieges in die Hände des preußischen Königs gelegt war, das französische Nationalgefühl empfindlich berührt hatte. Die Nachricht von dem Luxemburger Handel regte die Gemüther in Deutschland mächtig auf. Auch hier fehlte es nicht an Stimmen, welche laut auf einen Krieg drangen, der ja doch unvermeidlich sei, ein Ruf, in den auch die Gegner der preußischen Politik schadenfroh oder hoffnungsvoll einstimmten. In Holland wurden schon Werbungen für eine hannöver'sche Legion vorgenommen. Selbst in den höchsten Kreisen hatte die Kriegspartei ihre Vertreter. Die Börse gerieth in die „äußerste Panik". Im Reichstag richtete der April 1867. Abgeordnete v. Bennigsen eine Interpellation an den Kanzler, worin er die Zugehörigkeit des Großherzogthums zu dem übrigen Deutschland und das preußische Besatzungsrecht in der Festung betonte. Aber auch diese Wolken wurden durch die Mäßigung Preußens und das Friedensbedürfniß der europäischen Mächte verscheucht. Schon in seiner Antwort auf die Interpellation hatte Graf Bismarck darauf hingewiesen, daß die Frage einen europäischen Charakter habe, indem Luxemburg in dem Londoner Theilungsvertrag vom Jahre 1839 unter die Garantie der Großmächte gestellt sei, und hatte somit die Entscheidung auf den Weg der Diplomatie geschoben. Er erreichte seinen Zweck. Der König von Holland erschrak vor der Verantwortung eines großen Krieges, der leicht seine eigene Krone in Gefahr bringen konnte, und machte vor der Ratification des Kaufvertrags der preußischen Regierung Mittheilung von dem Vorhaben; und als er wahrnahm, welchen Eindruck der schmähliche Handel hervorbrachte, lenkte er ein. Für Napoleon war es sehr empfindlich, von einem Plane abzustehen, der vor der Zeit in die Oeffentlichkeit gedrungen war, vor Frankreich zu bekennen, „daß ihm selbst eine so geringfügige Vergrößerung untersagt werden solle"; allein den Vermittelungsbemühungen der übrigen Großmächte, Oesterreich, England und 7–11. Mai. Rußland, gelang es, auf einer Gesandten-Conferenz in London eine Verständigung herbeizuführen. Frankreich trat von der Erwerbung, Preußen von seinem behaupteten Besatzungsrecht zurück gegen die von den übrigen Mächten über-

nommene Gesammtgarantie einer „Neutralisirung des Großherzogthums Luxemburg" unter Schleifung der Festungswerke. So verzog sich das drohende Gewitter, und wenn auch, wie die englischen Minister im Parlament offen gestanden, die Gesammtgarantie nur eine geringe Bürgschaft für die Zukunft in sich trug, so konnte doch Deutschland in Frieden an dem Ausbau der nationalen Rechtsverhältnisse fortarbeiten. „Ein Vortheil des bewährten Feldherrn ist's, daß er nicht nöthig hat zu schlagen, um der Welt zu zeigen, er versteht zu siegen".

Dieser Mäßigung war es zu danken, daß die Idee der nationalen Einigung unter Preußens Führung sich weiter entwickelte und Boden faßte. Anfangs Juni wurde auf einer Conferenz, zu welcher Graf Bismarck die süddeutschen Minister (Fürst v. Hohenlohe für Baiern; v. Varnbüler für Würtemberg; v. Freydorf für Baden; v. Dalwigk für Hessen-Darmstadt) nach Berlin berufen, der „Präliminarvertrag zur Reconstruction des Zollvereins" vereinbart. Derselbe enthielt in neun Punkten die Schöpfung eines Zoll-Parlaments und Zollbundesraths, welche, ganz Deutschland außer Oesterreich umfassend, eine Verkehrs- und Rechtsgemeinschaft zu schaffen geeignet schien, die, wie die Freunde nationaler Einigung hofften, über die neue Gemeinschaft der Salz- und Tabaksteuer und die Verminderung oder Erhöhung der Zölle weit hinausgehen und ein gemeinsames Band um alle deutschen Staaten schlingen werde. Der auf Grund dieser Präliminarien ausgearbeitete neue Zollvertrag, dem auch Baiern nach einigem Sträuben ohne das anfangs geforderte Veto beitrat, bildete die Vorlage für das Zollparlament, das, gleich dem Reichstag aus allgemeinen directen Volkswahlen hervorgegangen, Ende April 1868 in Berlin in Berathung trat. Das Zollparlament konnte neben dem Schutzbündniß als die zweite Brücke über die Mainlinie gelten. Beide Verträge waren bedeutungsvolle Schritte zur politischen Einigung Gesammt-Deutschlands, als deren Kern der norddeutsche Bund sich von selbst darbot.

Reconstruction des deutschen Zollvereins. 3. 4. Juni 1867.

April 1868.

f. Oesterreich-Ungarn. Frankreich und das neue Deutschland.

Ein Gegenstück zu der Umgestaltung der deutschen Bundesverhältnisse bot sich in Oesterreich dar, wo zwar die Conföderationspolitik Belcredi's, welche die Monarchie in fünf fast nur durch Personalunion verbundene Königreiche zerlegen wollte, aufgegeben, aber doch der Scheidungsprozeß in der Weise fortgeführt ward, daß sich das Reich in eine östliche und westliche Hälfte spaltete, in ein deutsch-slavisches Ländergebiet diesseit der Leitha und in ein ungarisches Königreich jenseits dieses Grenzflusses. Es ist uns erinnerlich, daß Franz Deak, ein besonnener gemäßigter Staatsmann, sich die Herstellung des gestörten Rechtszustandes seines ungarischen Vaterlandes zur Lebensaufgabe gemacht, ein fester Charakter von klarer Denkweise und hohem Rechtssinn, dem der geistreiche, zart-

Der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn.

besaitete, erregbare Schriftsteller und Publicist Eötvös bald als versöhnendes, bald als antreibendes Element zur Seite stand. Schon seit Jahren hatte Deak das politische Prinzip verfochten, daß Ungarn im Bunde mit Oesterreich bleiben, aber eine selbständige Regierung, eine eigene auf Grund der alten Rechtsordnungen aufgebaute Verfassung mit zeitgemäßen Reformen und eine territoriale Abrundung durch Einfügung der Grenzlande im Süden und Osten erhalten sollte, eine Politik der Vermittelung, für die er sowohl gegen den österreichischen Absolutismus wie gegen den magyarischen Radicalismus muthig und kräftig in die Schranken trat. Lange sträubte man sich in Wien diesen Forderungen Gehör zu geben; erst als der Prager Frieden dem Kaiserreiche eine neue politische Laufbahn aufdrängte, erkannte man die Nothwendigkeit, die Quelle der Zerwürfnisse und des Haders mit dem östlichen Nachbar durch ein festes Abkommen zu schließen. So kam es denn zu dem folgenreichen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn. Nachdem ein landständischer Ausschuß in Pesth die Grundbedingungen formulirt, wurden zwischen Deak und dem Freiherrn von Beust, welcher
7. Febr. 1867. an Belcredi's Stelle die Leitung des Ministeriums übernommen hatte, die neuen Verfassungsverträge vereinbart, denen dann Kaiser Franz Joseph die Sanction
16–23. Febr. ertheilte. Kraft dieser in einer Reihe von Rescripten promulgirten neuen Staatsgrundgesetze wurden den Ungarn die alten Rechte, welche durch die Revolution von 1848 und 1849 verwirkt sein sollten, zurückgegeben, Siebenbürgen, Croatien und die Militärgrenze dem Königreich jenseit der Leitha einverleibt und die Bedingungen festgesetzt, unter welchen die gemeinsamen Angelegenheiten behandelt werden sollten. Die Einsetzung eines neuen ungarischen Ministeriums aus der Deak'schen Partei unter der Leitung des patriotischen Grafen Julius
8. Juni. Andrassy und die feierliche Krönung Franz Joseph's und seiner Gemahlin als König und Königin von Ungarn, bildeten den Schluß des Ausgleichswerkes, durch welches der Versuch gemacht ward, auf Grund eines constitutionellen Doppelreiches mit militärischer und diplomatischer Einheit und einem vertragsmäßigen Beitrag Ungarns zur Verzinsung der Gesammtstaatsschuld dem erschütterten Oesterreich neue Lebenskraft einzuflößen, durch Errichtung eines höchsten Reichsministeriums sammt Reichsvertretung für die allgemeinen Interessen gesetzliche Organe zu schaffen und ein friedliches Zusammenleben aller Nationalitäten und Volkselemente zu begründen. Während der nächsten Jahre war die politische und administrative Thätigkeit des „Bürgerministeriums“ in Wien wie der ungarischen Regierung in Pesth vorzugsweise darauf gerichtet, die in dem Ausgleich festgestellten Staatsgrundgesetze in Ausführung zu bringen. Zugleich wurden in Oesterreich ernste Anstrengungen gemacht, das Concordat zu brechen, welches den Klerus an eine fremde Macht band und ihm das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem eigenen Volke aus dem Herzen riß, ein Bestreben, dem sowohl der Reichskanzler von Beust, als das freisinnige Ministerium Auersperg-Giskra fördernd entgegen kamen, indem letzteres auf dem Wege der Gesetzgebung die Ehe-

schließung und die Schule von der kirchlichen Zwingherrschaft zu befreien und unter die Obhut des Staats zu stellen strebte.

Die Pariser Weltausstellung und die nationalen Einheitsbestrebungen.

Nach dem Schluß der erwähnten Ministerconferenzen begleitete Graf Bismarck seinen königlichen Herrn zu der Kunst- und Industrieausstellung in Paris, wo sie bei Hofe und bei dem Volke eine freundliche Aufnahme fanden, sehr verschieden von dem Empfange des russischen Kaisers, der ihnen vorangereist war und mit ihnen zugleich in der französischen Hauptstadt weilte (S. 721). Diese **Pariser Weltausstellung**, welche im Laufe des Sommers zahllose Reisende aus allen Ländern und Ständen, darunter die mächtigsten Monarchen Europa's nach der glänzenden Seinestadt führte und Gelegenheit bot „zu Freud und Festlichkeiten", wie sie die Welt nie gesehen, sollte ein neues Band des Friedens und der Völkervereinigung um die europäischen Nationen umschlingen; und wenn auch französische Heißsporne (Chauvinisten) besonders aus den Militärkreisen noch hie und da in die Kriegstrompete stießen, damit der „Zauber" (Prestige), der bisher in der öffentlichen Meinung auf der französischen Nation gelegen und ihr in den Augen der Völker die Suprematie verliehen, nicht schwinde: das Gefühl, daß der Krieg dem Zeitgeiste und der Zeitbildung widerstrebe, daß die Wohlfahrt der europäischen Völkerfamilie und die Solidarität der gemeinsamen Interessen nur auf dem Wege friedlicher Ausgleichung und Verständigung erzielt werden könne, gewann immer mehr Boden unter den Völkern und wirkte den kriegerischen Aufreizungen entgegen. Die Vereinigung gleichartiger oder verwandter Volkselemente und Stammesglieder zu größeren Staatseinheiten auf der Basis der Rechtsgleichheit und gemeinsamer Wehrkraft zur Selbstvertheidigung gegen äußere Anfechtungen scheint, so lange die menschlichen Leidenschaften den allgemeinen ewigen Völkerfrieden in das Reich der Träume verweisen, das sicherste Mittel, den Frieden zu fördern und zu erhalten, indem sie das Bewußtsein nationaler Kraft und gegenseitiger Achtung erzeugt, daher denn auch dieses Streben nach naturgemäßer Vereinigung des Gleichartigen als der gemeinsame Charakterzug des öffentlichen Lebens am Ende der sechziger Jahre betrachtet werden darf. Wir erkennen die Symptome dieses Strebens in dem bewegten und aufgeregten Staatsleben Italiens, in den Ereignissen, die zu dem voreiligen Einfall der national-liberalen Partei in den Kirchenstaat und der Niederlage bei Mentana führten (S. 923); wir erkennen dieses Bestreben in dem Ausgleichungswerk zwischen dem Königreich Ungarn und den österreichischen Völkern diesseits der Leitha. Wir erkennen vor Allem die Zeichen dieses Strebens in der politischen Thätigkeit der deutschen Nation, durch Verträge und gesetzgeberische Arbeiten dem nationalen Gesammtgefühl Ausdruck zu geben und die künstlich geschaffene Mainlinie wirkungslos zu machen. Denn nachdem im Laufe des Mai und Juni die mit dem Verfassungsreichstag vereinbarte Bundesverfassung von den Landtagen der verschiedenen norddeutschen Einzelstaaten (wenn auch hie und da wie in Preußen unter starker Opposition der Fortschrittsmänner) angenommen und der Bundes-

rath unter dem Vorsitz des Grafen v. Bismarck, welchen König Wilhelm von Preußen zum Bundeskanzler ernannt hatte, ins Leben getreten war, gab sich
10. Septbr. 1867. auf dem „ersten ordentlichen Reichstag", welcher im September abermals unter Simson's Präsidium seine regelmäßigen gesetzgeberischen Arbeiten in Berlin in Angriff nahm, unter allen vaterländisch gesinnten Männern, die nicht durch kirchliche, demokratische oder particularistische Antipathien von den nationalen Zielen und Aufgaben abgelenkt waren, das eifrige Verlangen kund, die so lange ersehnte staatliche Einigung der deutschen Nation „vom Fels zum Meer" aus dem Dämmerreiche der Träume in den hellen Tag der Wirklichkeit zu führen. Die Erhebung der preußischen Gesandten zu „Vertretern des norddeutschen Bundes" und die Einführung einer deutschen Bundesflagge für die Marine waren weitere Schritte in derselben Richtung.

Die Kaiserzusammenkunft in Salzburg. Dieses nationale Einigungswerk hat Frankreich schon vor mehr als siebenzig Jahren in seiner großen Revolutionsbewegung vollzogen und dadurch gerade das Uebergewicht in Europa erlangt. Darum war es begreiflich, daß viele Franzosen mit nationalen Vorurtheilen und Gemüthserregungen auf die Vorgänge in Deutschland blickten, welche dieses bisherige Uebergewicht zu gefährden und ein Reich der Mitte zu begründen drohten, in dem wie vor Alters das europäische Gleichgewicht seinen naturgemäßen Schwerpunkt haben würde. Diese Stimmung trat in der französischen Presse, in den Kammersitzungen, bei dem Militär unverhohlen zu Tage. Es lag daher nahe, daß die Reise, welche Kaiser Napoleon einige Zeit nach der tragischen Katastrophe in Mexico mit seiner Ge-
18—23. Aug. 1867. mahlin nach Salzburg unternahm, um auf einer Zusammenkunft mit der österreichischen Kaiserfamilie in dem stillen Alpenthale dem Gefühle der Trauer und der Theilnahme über das schmerzvolle Ereigniß persönlich Ausdruck zu geben, in Deutschland aufs Neue Bedenken und Mißtrauen erweckte. Man wollte nicht glauben, daß der Besuch lediglich eine Beileidsbezeigung gewesen und sich von aller Politik fern gehalten habe. Doch haben nachträgliche Erklärungen auch diese Befürchtungen niederzuschlagen gesucht und dadurch das Vertrauen in den Fortbestand des Friedens aufs Neue gekräftigt. Ein französisch-österreichisches Bündniß zur Gründung einer süddeutschen Conföderation unter dem gemeinschaftlichen Protectorate beider Kaiserreiche und zur Beschränkung der preußischen Machtvergrößerung, wie es Napoleon im Sinne gehabt, kam nicht zum Abschluß. Er kehrte unbefriedigt nach Paris zurück; soll ihm doch das böse Wort entfahren sein, „mit dem österreichischen Leichnam sei keine Allianz möglich". Doch gab man die in Salzburg „ausgetauschten Ideen" nicht völlig auf, sondern beschloß nur „in der auswärtigen Frage zu laviren". Graf Bismarck aber nahm davon
7. Septbr. Gelegenheit, in einem Rundschreiben zu versichern, wie er mit Vergnügen anerkenne, daß die an die Salzburger Zusammenkunft geknüpften Besorgnisse sich nicht bestätigt hätten, zugleich aber zu erklären: „Preußen habe sich von Anfang an zur Aufgabe gemacht, den Strom der nationalen Entwickelung Deutschlands

in ein Bett zu leiten, in welchem er nicht zerstörend, sondern befruchtend wirke, und Alles vermieden, was die nationale Bewegung überstürzen könnte; dieses Bestreben würde, wie zu hoffen sei, gelingen, wenn auch von auswärtigen Mächten mit Sorgfalt Alles vermieden würde, was den deutschen Nationalstolz beleidigen möchte; denn Preußen habe sich jedes Druckes auf die süddeutschen Staaten enthalten und werde die Bestimmung des wünschenswerthen Maßes der gegenseitigen Annäherung jederzeit der freien Entschließung seiner süddeutschen Verbündeten überlassen". In diesem Sinne sprach sich auch die Antwortsadresse 3. Octbr. 1867. des Reichstages aus, welche dem König bei der feierlichen Uebergabe der neu hergestellten Stammburg Hohenzollern von einer Deputation überreicht ward, indem darin das Recht der deutschen Nation, ihre inneren Angelegenheiten nach eigenem Ermessen zu ordnen, stark betont war. Aber die offene Sprache einer würdigen, klaren Politik war nicht vermögend, die mißgünstigen Stimmen zum Schweigen zu bringen, die Vorurtheile und Antipathien zu unterdrücken, übelwollenden Deutungen und verläumderischen Nachreden Einhalt zu gebieten, wie sehr auch solche Kundgebungen geeignet waren, die Kriegs- und Eroberungsgelüste des lauernden Gegners zu reizen. Zwar ist es der diplomatischen Thätigkeit gelungen, die Kriegsgefahren, die im Jahre 1868 eine Zeitlang von der orientalischen Frage (S. 698) und von dem belgischen Eisenbahnstreit (S. 665) drohten, durch ausgleichende Vermittelung zu beseitigen und den Weltfrieden zu erhalten; aber ein bewaffneter Friede, wie er noch immer in Europa herrschte, war kein Segen für die Menschheit. Die Völker verlangen einen Frieden, der nicht auf der Furcht vor der mächtigen Waffengewalt des Nachbars beruht, sondern auf dem gegenseitigen Vertrauen und auf dem allgemeinen Wunsch der öffentlichen Wohlfahrt. Für die Aufrichtung eines solchen Friedenszustandes gibt es, wie ein berühmter General (v. Moltke) sich äußerte, nur eine Möglichkeit: „daß im Herzen Europa's sich eine Macht bilde, die, ohne selbst eine erobernde zu sein, so stark ist, daß sie ihren Nachbarn den Krieg verbieten kann. Dieses segensreiche Werk aber kann nur von dem geeinigten Deutschland ausgehen".

Preußen und der norddeutsche Bund. Diese Einheit zu erzielen, die unnatürliche Mainlinie zu durchbrechen, war seitdem das Bestreben der nationalen Partei im Norden wie im Süden. Wenn auch die Bundesverfassung mit ihren vielen Lücken und Mängeln keineswegs allen Wünschen und Anforderungen genügte, so trug sie doch den thatsächlichen Verhältnissen leidlich Rechnung und konnte als Uebergangszustand zu einem soliden und dauernden Staatsbau dienen. Aber bei der Eifersucht, mit welcher Frankreich und die preußenfeindlichen Elemente in Deutschland alle Versuche einer Anschließung der noch getrennten Glieder an den norddeutschen Reichskörper verdächtigten und als Symptome preußischer Eroberungspolitik hinstellten, hielt sich der Bundeskanzler strenge innerhalb der durch den Prager Frieden gesetzten Grenzen und vermied jeden Schein einer Pression auf die Südstaaten. Als im

Reichstag von einigen national-liberalen Mitgliedern der Antrag der Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund gestellt ward, wies Graf Bismarck denselben 24. Febr. 1870. in schroffer Weise zurück. Um so eifriger waren Regierung und Nationalvertretung bemüht, den norddeutschen Bundesstaat durch gemeinsame Gesetze und Einrichtungen immer mehr seiner Ausbildung entgegenzuführen. Eine Gewerbeordnung, die Ausarbeitung eines Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz, und vor Allem die von Sachsen angeregte Errichtung eines obersten Gerichtshofes für Handelssachen, welcher in Leipzig seinen Sitz hatte, förderten die gemeinsamen Interessen und weckten das Gefühl in allen Gliedern, daß sie einem organischen, im Wachsen und Fortschreiten begriffenen Staatsganzen angehörten, wie sehr auch noch in manchen Fragen, wie z. B. bei dem Entwurf eines allgemeinen deutschen Strafrechts für alle Bundesstaaten, das nach langen Verhandlungen über die Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe endlich im Sinne der März 1870. Regierung angenommen ward, die particularistischen Tendenzen scharf zu Tage traten. Die Kraft und Umsicht, welche die preußische Regierung im eigenen Staate entfaltete, erzeugten immer mehr Vertrauen: die Ernennung des gemäßigt liberalen Camphausen zum Finanzminister an der Stelle des zurückgetretenen v. d. Heydt, die verständigen Finanzmaßregeln des neuen Ministers zur Beseitigung des Deficits, so wie der Eintritt des Präsidenten des Bundeskanzleramtes Delbrück in das Ministerium wurden freudig begrüßt; nur die engen und einseitigen Gesichtskreise, welche der Cultusminister v. Mühler in der Leitung der Angelegenheiten in Kirche und Schule einhielt, fanden bei den Freisinnigen viele Anfechtungen und waren ein schroffer Widerspruch zu den hohen Aufgaben, welche der Regierung eines jugendlich kräftigen Großstaats gestellt sind. Sein neues Unterrichtsgesetz konnte daher auch nicht durchgeführt werden. Aber wie sehr auch die Ansichten der Parteien noch in vielen Fragen auseinander gingen, über die Mittel und Wege noch verschiedene Meinungen zu Tage traten, dennoch gab sich bei der Mehrheit des Reichstages das ernste Bestreben kund, auf den gegebenen Grundlagen einen Staatsbau aufzurichten, dessen Ausbildung und Vollendung die Aufgabe der nächsten Zukunft sein müsse. Dieses Gefühl, daß man bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch ein gemeinsames Ziel im Auge habe, sprach sich auch in der Theilnahme aus, welche der Hingang zweier parlamentarischen Größen allenthalben fand, Beckerath's und Waldeck's, 15. Mai. und die großartige Leichenfeier, die dem letzteren in Berlin veranstaltet wurde, konnte als Zeugniß gelten, daß man geneigt sei, die persönliche Ehrenhaftigkeit und aufrichtige Gesinnung anzuerkennen, wenn man auch in politischen Zielen und Anschauungen getrennte Wege ging.

3. Parteikämpfe und Revolution in Spanien.

Als die Pariser Februarrevolution die bisherige Weltlage in ihren Grundfesten erschütterte, machte sich ihre Rückwirkung auch jenseits der Pyrenäen fühlbar. Doch war die Vibration in der durch vieljährige Parteikämpfe zersetzten und geschwächten Halbinsel nicht so mächtig, daß dadurch die Herrschaft der Moderados gestürzt worden wäre. Weder die vereinzelten Aufstände der Progressisten, welche an England einen geheimen Rückhalt hatten, noch der Versuch des zurückgekehrten Cabrera, für den Herzog von Montemolin die Karlisten des Nordens wieder unter die Waffen zu rufen, waren von Erfolg. Narvaez, Herzog von Valencia, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, unterdrückte die Aufstände mit fester Hand und behauptete sich durch die Gunst der jungen Königin gegen die Intriguen Maria Christina's, welche die Entfernung aus Spanien nicht lange ertragen hatte. Der englische Gesandte Bulwer, der bei der Schilderhebung gegen Narvaez betheiligt schien, erhielt seine Pässe; Cabrera flüchtete aufs Neue nach Frankreich. Aber so stark fühlte sich die Regierung, daß sie einige Zeit nachher eine Amnestie erließ, welche den Karlisten Gelegenheit zur Rückkehr bot. Reumüthig warfen sie sich der Königin zu Füßen und fanden Gnade und Verzeihung. Auch mit England versöhnte man sich. Dagegen trat mit den Vereinsstaaten von Nordamerika eine Spannung ein; als General Lopez, welcher die Insel Cuba mit den Waffen zum Abfall von Spanien und zum Anschluß an die Union zu bringen suchte, nach Vereitelung seines Unternehmens gefangen genommen und in Havanna hingerichtet ward. Nach der Errichtung des französischen Kaiserthums gelang es der Hofpartei in Madrid mit Hülfe der Königin Mutter Maria Christine, den verhaßten Minister Narvaez zu stürzen und die königlichen Machtbefugnisse zu steigern. Mit Rom wurde ein Concordat abgeschlossen, welches der Curie und dem spanischen Klerus weitgehende Zugeständnisse einräumte. Diese reactionäre Richtung am Hof und im Cabinet erhielt neue Stärke, als Königin Isabella bei dem ersten Kirchengange nach ihrem Wochenbette von einem, wie es scheint, geistesverwirrten Priester, Martin Merino, verwundet ward. Nunmehr wurde die Presse beschränkt, die Cortesversammlung aufgelöst, die Verfassung im absolutistischen Sinn verändert, Karlisten und Klerikale erhielten die einflußreichsten Staatsämter und Militärstellen. Die Furcht vor der Rückkehr des alten Absolutismus führte eine Vereinigung aller liberal Gesinnten, Progressisten wie Moderados, herbei. Vergebens suchten Hof und Regierung unter den reactionären Ministerien Bravo Murillo, Roncali u. a. durch Wahlbeherrschung, Gewaltmaßregeln gegen die Presse, Verbannung von Narvaez unter dem Vorwande einer Sendung nach Wien, wiederholte Auflösungen oder Vertagungen der Cortes und andere Mittel die Opposition niederzuschlagen; die Furcht vor einem Staatsstreiche, der alle Garantien der öffentlichen Freiheit

Gegensätze u. Parteikämpfe.

1850.

1. Septbr. 1851.

Octbr 1851.

Febr. 1852.

in Frage stellen könnte, und der Haß gegen Christine und ihren Gemahl, die in Verbindung mit dem jüdischen Bankier Salamanca durch Finanzkünste auf Kosten des Landes ihre Reichthümer mehrten, führten der Widerstandspartei stets
1854. neue Kräfte zu. Die Verbannung angesehener Generale, wie O'Donnell's und Manuel de la Concha's, die Absetzung José de la Concha's und anderer Offiziere und endlich eine drückende Zwangsanleihe steigerten die Gährung bis zum Auf-
Juli 1854. stand. Moderados und Progressisten vereinigten sich zur „liberalen Union". Ein siegreicher Kampf Leopold O'Donnell's, verbunden mit kriegerischen Bewegungen in und um Barcelona und mit drohenden Barrikadenkämpfen in der Hauptstadt selbst, führte endlich zu einem Minister- und Systemwechsel. Espartero übernahm die Bildung eines neuen Cabinets, in welchem O'Donnell das Kriegsministerium erhielt. Maria Christine wurde unter militärischer Begleitung über die Grenze nach Portugal gebracht, während man ihre Güter mit Beschlag belegte. Im November trat eine neugewählte Versammlung als „constituirende Cortes" zusammen, worin die Progessisten die Mehrheit bildeten und durch tiefeingreifende Beschlüsse das Staatsleben umzugestalten suchten. Nicht nur daß sie durch Eisenbahnen, Telegraphen und Banken die Volkswirthschaft zu heben bemüht waren; ein Gesetz über Beseitigung der todten Hand, welches den Verkauf aller sogenannten Nationalgüter, der Kirchen-, Kloster-, Stiftungs-, Gemeinde- und Staatsgüter anordnete, sollte das öffentliche Leben und die gesellschaftlichen Zustände Spaniens in neue Bahnen führen. Ein großer Theil dieser Nationalgüter wurde auch wirklich verkauft und der Ertrag zu gemeinnützigen Werken und zur Heilung der zerrütteten Finanzen verwendet. Auch wurde der Bauernstand unabhängiger gestellt und dadurch eine breitere Basis für ein freieres Staatsleben geschaffen. Allein über der Neuordnung der Verfassungszustände ging die „liberale Union" wieder auseinander. Espartero trat aus dem
Juli 1856. Ministerium; abermals erfolgten in Madrid und Barcelona Aufstände und Straßenkämpfe, die O'Donnell mit blutiger Strenge unterdrückte und dann unter
Septbr. dem Schutz des Belagerungszustandes die constituirenden Cortes auflöste. Dies bildete den Uebergang zu einem neuen Cabinet, in welchem die alte Moderadopartei unter Narvaez, Herzog von Valencia, die Oberhand hatte und eine Ausgleichung der Gegensätze anstrebte. Aber indem das gemäßigte Ministerium die parlamentarische Uebermacht durch die „constitutionelle Reform" zu beschränken und durch ein strenges Preßgesetz den revolutionären Ausschreitungen der Progressisten und Republikaner entgegenzutreten suchte, gerieth es wieder mehr und mehr in eine retrograde Strömung, so daß die Glieder der „liberalen Union", aus Furcht, die Errungenschaften des Jahres 1854 wieder einzubüßen, ihren früheren Bund herstellten und dadurch die Königin nöthigten, O'Donnell zur
Juni 1858. Bildung eines neuen Cabinets zu berufen.

Das Ministerium O'Donnell. Es war wohl mehr eine Folge der allgemeinen Ermüdung als der Zufriedenheit, daß sich dieses gemäßigte Ministerium fast fünf Jahre lang im Re-

giment behauptete. Denn den Männern des Fortschritts und der Aufklärung,
deren Zahl und Macht unter dem Ringen der Parteien um die Herrschaft stets
zunahm, konnte doch ein System nicht gefallen, welches dem Einflusse der Hof-
Camarilla so weit nachgab, daß es mehrere zum Protestantismus übergetretene
Spanier wegen ihres Bekenntnisses und wegen Verbreitung der Bibel zu Ge-
fängniß- und Galeerenstrafe verurtheilte (eine Strafe, die nur durch die Be- 1861.
mühungen protestantischer Regierungen in Verbannung verwandelt ward), daß
es in dem Kampfe der Italiener um die nationale Einheit zu Gunsten des
neapolitanischen Königs und des päpstlichen Regiments im Kirchenstaat diplo-
matische Proteste erließ und nicht abgeneigt schien, dem Drängen der Königin
und der klerikalen Partei auf eine Intervention zu entsprechen! Und doch machten
auch diese gemäßigten Männer die Erfahrung, daß die Ultramontanen niemals
die Hand zu einem aufrichtigen Friedensbunde reichen, der nicht ihrer Partei
die unbedingte Herrschaft in die Hand gibt. Denn während die Spanier unter
O'Donnell's Oberbefehl einen erfolgreichen Krieg gegen Marokko zur Rache und
Entgeltung für verschiedene Beleidigungen führten und nach der Schlacht bei
Tetuan den überseeischen Feind zu einer Kriegsentschädigung und Gebiets- 4. Febr. 1860.
abtretung bei Ceuta nöthigten, versuchten die Karlisten eine neue Schilderhebung.
General Ortega, Befehlshaber der Balearischen Inseln, landete mit bewaffneter
Mannschaft bei Tortosa an der Ebromündung und erhob die Fahne der Em-
pörung, um dem Grafen von Montemolin, der sich mit seinem Bruder Fernando
und mit Cabrera bei ihm einfand und als König Karl VI. proclamirt ward, April 1860.
den Thron zu verschaffen. Aber das Unternehmen fand ein klägliches Ende.
Ortega wurde gefangen und kriegsrechtlich erschossen. Die beiden Söhne des
Don Carlos wurden gleichfalls ergriffen und erst nachdem sie ihren Thronan-
sprüchen förmlich entsagt, wieder in Freiheit gesetzt und über die spanische Grenze
gebracht. Für den volkswirthschaftlichen Fortschritt des Königreichs, namentlich
in der Industrie, war indessen das ruhige und gemäßigte Regiment O'Donnell's
von großem Segen. Und auch im Auslande wurde der spanische Name wieder
genannt. Die Dominicanische Republik auf der vormals spanischen Osthälfte
der Insel Hayti (San Domingo) erkannte freiwillig die Herrschaft Spaniens an,
freilich nur auf kurze Zeit (S. 853), und der Kriegszug der drei Nationen gegen
Mexico wurde von der Madrider Regierung angeregt (S. 823). Aber die
Haltung des spanischen Befehlshabers Prim bei dieser Expedition erregte das
Mißfallen Frankreichs, dennoch wurde dieselbe sowohl von den Cortes als von
der Regierung gutgeheißen. Bei den nahen Beziehungen, in welchen die Königin
Isabella von jeher zu dem französischen Hof und insbesondere zu der Kaiserin
Eugenie stand, mußte dadurch eine Mißstimmung entstehen, welche, da auch
mittlerweile die liberale Union sich wieder gespalten, eine Ministerkrisis und end-
lich die Auflösung des Cabinets unter O'Donnell's Leitung herbeiführte. März 1863.

Camarilla u. Fortschritts-partei. Ueber ein Jahr versuchte nun die gemäßigte Partei, die noch immer unter verschiedenen Ministern am Ruder blieb, sich zwischen den feindlichen Gegensätzen, der reactionären Hofpartei und den extremen Progressisten und Demokraten, durchzuwinden, fand aber auf keiner Seite Dank oder Billigung. Hatte schon bisher das geschichtliche Leben Spaniens größtentheils in kleinlichen Partei- und Verfassungskämpfen bestanden, welche die Kraft des Volkes lähmten und die ritterliche, mit kriegerischen Tugenden, mit Vaterlandsliebe und manchen edlen Eigenschaften ausgerüstete Nation aller Bedeutung im europäischen Staatenbunde beraubten; so erreichte dieses unwürdige System eines politischen Lebens ohne höhere Ziele und Aufgaben nunmehr seinen Höhepunkt. „Eine Monarchie von zweifelhafter Legitimität steht von Anfang an einem Kampfe ums Dasein gegenüber, in welchem sie unterliegen muß, wenn sie den Mangel, der ihrem Ursprung anhaftet, nicht durch die Tüchtigkeit ihrer Leistungen, durch den hingebendsten Eifer für das Wohl des Staates ersetzt. Die Regierung der Königin Isabella aber und ihrer Mutter Christine war nichts als eine Kette der widerwärtigsten Intriguen, Krisen und Pronunciamentos, ein wüster Wechsel von Reaction und Revolution, von Despotismus und Anarchie". Die raschen Ministerwechsel verhinderten eine feste und consequente politische Haltung; nur mühsam wurden die Aufstände und Gährungen, die bald im Militär, bald in den demokratischen Kreisen hervorbrachen, niedergehalten; der Krieg auf San Domingo und mit Peru (S. 842) mehrte die Finanzverlegenheiten, so daß die Königin Febr. 1865. sich veranlaßt sah, einen großen Theil der Krongüter der Staatskasse zum Opfer zu bringen. In allen Gesellschaftskreisen trat eine scharfe Opposition hervor, die mehr und mehr gegen die Dynastie der Bourbonen und die klerikale und reactionäre Camarilla sich richtete. Vergebens suchte Narvaez, in dessen Hand abermals die Leitung der öffentlichen Dinge gelegt ward, durch Repressivgesetze gegen die Presse, durch Absetzung oppositioneller Beamten und Universitätslehrer, wie des republikanisch gesinnten Professors Emilio Castelar, und durch andere an Terrorismus grenzende Maßregeln die gährenden Geister niederzuhalten; je mehr die Camarilla, welche durch die im Jahr 1864 erfolgte Rückberufung Maria Christinens aus zehnjähriger Verbannung neue Stärke gewann, ihren freiheitgefährdenden Einfluß auf den Gang der Regierung kund gab, desto mehr faßte die Ansicht Wurzel, daß unter der bourbonischen Dynastie für Spanien kein würdiges Staatsleben aufkommen könne. Republikanische Ideen fanden Eingang bei allen Volksklassen und drangen sogar in die Reihen des Militärs; eine andere Partei schrieb die „Einheit Iberiens", die Union Spaniens und Portugals unter dem Hause Braganza, auf ihre Fahne. Allenthalben sprach sich ein tiefer Unmuth aus über das unwürdige Spiel von Palastintriguen und launenhafter Willkür einer Königin, welche ein anstößiges Leben durch abergläubische Frömmigkeit und ostentative Hingebung an Kirche, Papstthum und Legitimität auszugleichen suchte, und den Rathschlägen und Eingebungen der

Hofcamarilla mehr Gehör schenkte, als den Forderungen der Nation und den Wünschen und Ansichten der Cortes und der Minister.

Bei solchen Grundsätzen konnte nur ein gemäßigtes Ministerium hoffen, das schwankende Staatsschiff zwischen den Klippen der Revolution und der Reaction hindurchzuführen; darum wurde, als Narvaez endlich vor den Schwierigkeiten zurücktrat, die Leitung der Regierung abermals Männern der liberalen Union übergeben, unter denen die Marschälle O'Donnell und Serrano den meisten Einfluß besaßen. Diese suchten vor Allem die Partei des Fortschritts zu versöhnen, indem sie die unter dem vorhergehenden Regiment ergriffenen Zwangsmaßregeln wieder rückgängig machten, kein freisinniges Preß- und Wahlgesetz erließen, die Königin nöthigten, die Häupter der Camarilla, den Pater Claret und die Nonne Patrocinio, vom Hofe zu entfernen und das Königreich Italien anzuerkennen. Zugleich wurde mit Frankreich ein innigeres Freundschaftsverhältniß angeknüpft. O'Donnell erschien bei Kaiser Napoleon III. im Lager zu Chalons, und einen Monat nachher wechselten die spanischen und französischen Herrscherfamilien freundschaftliche Besuche in Biarritz und San Sebastian. Allein alle diese Mittel genügten nicht mehr den kranken Staat zu heilen. Die Demokraten und Progressisten stellten höhere Forderungen, wie allgemeines Stimmrecht, Trennung von Kirche und Staat u. A. General **Prim** war ihr Haupt und Führer. In verschiedenen Provinzen und Städten, besonders in Catalonien und Valencia, entstanden republikanische Pronunciamentos und bewaffnete Aufstände. Aber sie scheiterten an der eigenen Planlosigkeit. Prim wurde nach dem Süden gedrängt und ging mit siebenhundert Bewaffneten über die portugiesische Grenze. Von dort aus begab er sich nach England, um günstigere Zeiten abzuwarten; seiner Mannschaft wurde später straflose Rückkehr gestattet. Allein schon im Juni brachen neue Militäraufstände aus, die in Madrid, Salamanca u. a. O. mit blutiger Strenge geahndet wurden. Nun reifte am Hof, wohin die früher verwiesenen Vertrauten wieder zurückgekehrt waren, der Plan, durch eine vollständige Reaction den Freiheitsbewegungen und dem anarchischen Treiben der Progressisten ein Ende zu machen. Ein neues Ministerium, worin Narvaez wieder den Vorsitz führte und Gonzalez Bravo das Innere übernahm, ging auf diese Absichten ein und suchte durch ein strenges Militär- und Polizeiregiment das öffentliche Leben lahm zu legen. Die Selbstverwaltung der Gemeinden und Provinzen wurde eingeschränkt, der Volksunterricht in die Hände der Geistlichen gelegt, die Cortesversammlung durch Wahlbeherrschung mit willfährigen Leuten gefüllt. Und als die Volksvertretung dennoch sich nicht gefügig zeigen wollte, vielmehr hundertsiebenunddreißig Abgeordnete eine Adresse an die Königin gegen das Militär- und Polizeiregiment des Ministeriums unterzeichneten, erfolgte eine Art Staatsstreich. Am Ende des Jahres ließ Narvaez eine Anzahl Deputirter, darunter den Präsidenten der zweiten Kammer, Rios Rosas, verhaften und nach den Canarischen Inseln und andern Verbannungsorten deportiren. Dasselbe

Das Reactionssystem auf der Höhe.

Juni 1865.

Aug. 1865.

Jan. 1866.

29. 30. Decbr. 1866.

Loos traf auch den Marschall Serrano, den Präsidenten des Senats, weil er in einer Audienz der Königin gegen die harte Maßregel Vorstellungen gemacht. O'Donnell und andere hervorragende Mitglieder der liberalen Union flohen ins Ausland. Der erstere, Abkömmling einer altirischen Adelsfamilie, starb bald
März 1867. darauf (6. November 1867) zu Biarritz. Die Cortes wurden aufgelöst, Ausschreitungen der oppositionellen Presse, sei es in Zeitungen oder Flugschriften, mit Todesstrafe bedroht. Ein Terrorismus, wie ihn Spanien lange nicht gesehen, gestützt auf Kriegsgerichte und Belagerungszustand, verbreitete sich über das Königreich und hielt das ganze geistige und politische Leben gefesselt. Die Cortes-Mitglieder, unter dem allgemeinen Druck gewählt, wagten keinen Widerspruch; ja sie willigten in eine Geschäftsordnung, welche die Opposition als „Selbstmord" bezeichnete; das Ministerium Narvaez stand gänzlich unter dem Einfluß der Hofcamarilla; das constitutionelle Leben war nur ein Schein- und Schattenbild; selbst der Bruder des König-Gemahls, der Infant Heinrich von Bourbon, welcher liberaleren Tendenzen huldigte, zog sich, durch ein königliches
März 1867. liches Dekret seiner Würden und Ehren beraubt, nach Frankreich zurück. Ein-
August. zelne Aufstände in Catalonien und andern Gegenden wurden unterdrückt und gaben der Regierung die willkommene Veranlassung, das terroristische System mit dem Kriegszustand aufrecht zu halten oder von Neuem zu verhängen. Der Verkehr zwischen Madrid und Rom wurde immer lebhafter und inniger. Die Beschützung des heiligen Stuhles wurde für die erste und vornehmste Pflicht des Landes erklärt; trotz der eigenen Finanznoth gingen fortwährend große Summen nach der Apostelstadt. Schon sprach man von Wiederherstellung der säculari-
6. Febr. 1868. sirten Klöster. Der Papst bezeigte der Königin durch eine geweihte goldene Rose „als Sinnbild aller weiblichen Tugenden" seine Zufriedenheit über ihre kirchliche Gesinnung. Das reactionäre System erfuhr keine Veränderung, als das Haupt des Ministeriums, der Marschall Narvaez, unerwartet aus der Welt ging; denn
23. April. nun trat Gonzalez Bravo an die Spitze des Cabinets, das, nach seiner Erklärung, „von dem Schatten des Herzogs von Valencia geleitet werde". Und nur zu bald gab der neue Ministerpräsident zu erkennen, daß er den Terrorismus noch weiter zu treiben gedenke. Durch einen Staatsstreich ließ er in Madrid und verschiedenen andern Städten mehrere der einflußreichsten und angesehensten
7. Juli. Generale, unter ihnen Serrano (Herzog de la Torre), Dulce, Zavala, Cordova, verhaften und nach den balearischen und canarischen Inseln interniren, und dem Herzog von Montpensier, dem Gemahl der einzigen Schwester der Königin, schickte er den Befehl, das Land zu verlassen, da sein Name den Feinden der Regierung als Banner dienen könnte.

Revolution und Flucht der Königin. Dieser Gewaltschritt war der Schlußstein der Reaction. Schon längst war die spanische Nation im Tiefsten erbittert gegen die Dynastie der Bourbonen, welche durch ihren Despotismus wie durch ihre sittliche Verworfenheit die moralische Kraft des Volkes untergraben, und insbesondere gegen die Königin Isabella,

welche durch ein dissolutes Privatleben, zu dem die kirchliche Devotion als heuchlerische Maske diente, jede Spur von Achtung und Ehrerbietung verscherzt hatte. Allein die Uneinigkeit unter den verschiedenen Parteien hatte bisher eine allgemeine Erhebung verhindert. Jetzt aber, da alle freidenkenden Männer von demselben Schlag bedroht waren, kam es zu einer Verständigung. Die Häupter der drei Fractionen, der liberalen Union, der Progressisten und der Septbr. 1868. Demokraten, schlossen nach langen Unterhandlungen ein Compromiß zum gemeinschaftlichen Vorgehen wider die Königin und das verhaßte Regiment. Sie traten mit dem in England weilenden General Prim in Verbindung, der schon im vorigen Jahr der Insurrection von Catalonien Vorschub geleistet und jetzt heimlich auf dem Postschiff nach Gibraltar segelte. In den schönen Septembertagen, da die Königin Isabella in San Sebastian weilte und mit dem Kaiser der Franzosen in Biarritz über eine Zusammenkunft und Allianz unterhandelte, erscholl plötzlich die Kunde, daß Admiral Topete im Hafen von Cadix die Fahne der Empörung aufgepflanzt und im Verein mit den verbannten Generalen, die sich auf einen Tag bei ihm eingefunden, ein Manifest erlassen, worin die Spanier aufgefordert wurden, alle Parteiunterschiede zu vergessen und zum Sturze der Regierung mitzuwirken. Cadix, Sevilla und andere Städte schlossen sich sofort dem Aufstand an und errichteten Revolutionsjunten; Prim schloß eine Proclamation mit dem Ruf: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Volkssouveränetät!“ In einem zweiten gemeinsamen Manifeste wurde ausgesprochen, „daß die allgemeine Abstimmung die Grundlage der socialen und politischen Regeneration bilden solle“. Damit war die Losung zur Revolution gegeben, die sich rasch über ganz Spanien verbreitete. Man machte kein Hehl daraus, daß es auf den Sturz der bourbonischen Dynastie abgesehen sei. Vergebens entließ die Königin das Ministerium Gonzalez Bravo und stellte den General Concha, Marquez de la Habana, an die Spitze des Cabinets: der von ihm zum Oberbefehlshaber gegen die Insurgenten ernannte General Novaliches wurde an der Brücke von Alcolea unweit Cordova von Serrano aufs Haupt geschlagen und verwundet, und wenige Tage später konnte der Sieger im 28. Septbr. 1868. Triumph in Madrid einziehen und in Verbindung mit Prim, Topete und 4. Octbr. Olozaga eine provisorische Regierung bilden, bis die nach dem allgemeinen Stimmrecht einzuberufenden Cortes sich über die künftige Verfassung Spaniens geeinigt haben würden. Die Häupter der provisorischen Regierung waren monarchisch gesinnt; und vielleicht hätte Serrano, der frühere Vertraute Isabella's, noch einmal zu Gunsten der Gebieterin, der er einst so nahe gestanden, gewirkt, hätte sie sich entschließen können, den verhaßten unwürdigen Günstling Marfori aus ihrer Nähe zu entfernen oder ihrem Sohne, dem Prinzen von Asturien, das Scepter zu übergeben, und wäre nicht das reactionäre, auf Priester und Soldaten gestützte Regiment eines sitten- und schamlosen Weibes der ganzen Nation in tiefster Seele zuwider gewesen. Bald überzeugte sich Isabella, daß ihr Re-

giment zu Ende sei, daß ein längeres Verweilen auf spanischem Boden ihr Gefahr bringen könne; sie verließ daher mit ihrem schwachen Gemahl, ihrem Günstling Marfori, ihrem Beichtvater Claret und einem zahlreichen Gefolge
30. Septbr. 1868. San Sebastian und trat auf französisches Gebiet über. Nachdem sie in Pau einen Protest gegen die Umwälzung erlassen und ihre Rechte gewahrt, begab sie sich mit ihrer Begleitung nach Paris.

Die provisorische Regierung und die Thronbewerber. Nach der Entfernung des Hofes kamen die alten Parteien wieder zum Vorschein. Während die provisorische Regierung an der Monarchie festhielt und sich, wie einst die Belgier und Griechen, nach einem König umsah, gewannen im Süden die Anhänger der föderativen Republik immer mehr Boden, und im Norden pflanzten die Karlisten die Fahne der Legitimität auf und riefen den Enkel des alten Don Carlos als Karl VII. zum König aus. Die karlistische Schilderhebung hatte keinen Erfolg; die meistens von Priestern angeführten Bauernbanden vermochten sich keines einzigen namhaften Ortes zu bemächtigen. Dagegen mehrte sich die Zahl der Republikaner, so daß die Regierung nur nach heftigem Kampfe in Cadix und Malaga über die Aufständischen Herr werden
Novbr. 1868. konnte. In Madrid gab sich die neuerrungene Freiheit zunächst in heftigen Angriffen gegen die Priesterherrschaft und die Kirche kund; vor dem Hause des Nuntius wurde das Concordat verbrannt; der Justizminister Ortiz hob den Jesuitenorden und andere religiöse Genossenschaften auf und zog die Güter für den Staat ein; mehrere Klöster, die gegen das frühere Gesetz entstanden waren, erlagen dem Grimm des Volkes; die Schule wurde für frei erklärt; und wenn auch die Partei, welche die volle Glaubensfreiheit in die Verfassung aufgenommen haben wollte, nicht durchzudringen vermochte, so wurde doch der Grundsatz der Glaubenseinheit durchbrochen, und die Duldung auch anderer Confessionen neben der katholischen Kirche ausgesprochen. In Madrid und Barcelona wurde der protestantische Gottesdienst zugelassen. Die Corteswahlen, welche in den
1869. ersten Wochen des Jahres 1869 angeordnet wurden, fielen zu Gunsten der Monarchisten aus. Aber wen sollte man auf den Thron berufen? Die drei bourbonischen Prätendenten, Prinz Alfons von Asturien, Isabella's Erstgeborner, Don Carlos, der Erkorne der Legitimisten und der Herzog von Montpensier, hatten wenig Sympathien in der Nation; der König von Portugal oder sein Vater Dom Ferdinand zeigten keine Lust zur Uebernahme der spanischen Krone und zu einer Union der beiden durch langen Nachbarhaß getrennten Völker. Auch in Italien scheiterten lange Zeit die Unterhandlungen. Weder Amadeus, Herzog von Aosta, der zweite Sohn des Königs Victor Emanuel, noch Thomas von Savoyen, Herzog von Genua, der Neffe desselben, konnten für den Thron in Madrid gewonnen werden. In Frankreich hätte man am liebsten gesehen, wenn die Wahl der Cortes auf den Sohn der Königin Isabella gefallen wäre, dem seine Mutter zu dem Zweck ihre Ansprüche durch einen förmlichen Abdankungsact übertrug, denn weder die Republik, noch die Thronbesteigung

Montpensier's waren nach dem Sinne des Kaisers und seiner spanischen Gemahlin. Aber der Antrag Castelar's auf Ausschließung aller Bourbonen, wenn gleich von der Majorität der Cortes zurückgewiesen, gab Zeugniß von dem Widerwillen der Nation gegen die alte Königsfamilie. Auch als der Herzog von Montpensier den erwähnten Infanten Heinrich von Bourbon wegen persönlicher Beleidigung zum Zweikampfe herausforderte und in einer Waldlichtung bei Alorcon, kaum eine Meile von Madrid, erschoß (März 1870), wurde die Volksstimmung nicht günstiger für ihn, obwohl er dadurch wenigstens die Nachrede seiner Gegner, daß es ihm an Muth fehle, widerlegte. Aus Madrid verwiesen und mit einer Geldstrafe belegt, zog er sich auf seinen Landsitz bei Sevilla zurück.

So wurde denn die Regierung in republikanischer Weise fortgeführt. Dieser Zustand änderte sich auch nicht, als die Cortes nach vielen stürmischen Verhandlungen die neue Verfassungsurkunde, wonach ein erblicher König im Verein mit Senat und Volkshaus das Staatsleben leiten und der Nation alle Grundrechte eines freien Volkes auf politischem, religiösem und socialem Gebiet garantirt sein sollten, zum Gesetz erhoben. Man mußte zur Errichtung einer Regentschaft schreiten. Marschall Serrano wurde mit dem Titel „Hoheit" zu dieser Würde berufen, während Prim an die Spitze des Ministeriums trat und General Dulce den Oberbefehl in Cuba übernahm, um die aufständische Insel, welche während der Revolution ihre Unabhängigkeit zu erlangen strebte, wieder zum Gehorsam zurückzuführen. Bei dem aufgeregten Parteitreiben, das sowohl in den Cortes als in den größeren Städten zu Tage trat und nicht selten in tumultuarische Auftritte und Schilderhebungen ausartete, wurde jedoch der Versuch, die monarchische Verfassung mittelst einer Königswahl zur Wahrheit zu machen und somit durch „Krönung des Gebäudes" eine festere Ordnung zu schaffen, nicht aufgegeben. Bald versuchte man sein Heil im Auslande, bald gedachte man Espartero oder Serrano als König zu proclamiren. Wahrscheinlich hatte die Palastrevolution in Lissabon, durch welche der fast neunzigjährige Herzog von Saldanha den König Luis zwang, den bisherigen Minister Loulé zu entlassen und ihn selbst zum Ministerpräsidenten zu ernennen, den Zweck, die Weigerung des Hofes zur Uebernahme der spanischen Krone zu brechen und die iberische Idee zur Ausführung zu bringen. Es ist jedoch nicht blos die Königsfamilie, es ist das ganze portugiesische Volk, das sich gegen den Gedanken einer Vereinigung mit Spanien aufs heftigste sträubt. Oft scheitern große politische Ideen an ererbten Vorurtheilen und Antipathien. So zog sich das öffentliche Leben Spaniens unter inneren Kämpfen zwischen Monarchisten und Republikanern mit verschiedenen Verzweigungen und Unterabtheilungen ziellos und ohne fruchtbare Resultate hin, bis der Plan, den Fürsten von Hohenzollern auf den Thron zu berufen, den Anstoß zu dem großen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland gab, den wir demnächst kennen

Regentschaft und Königswahl. 1. Juni 1869. 19. Mai 1870.

lernen werden. Doch wurden im Innern mancherlei Reformen eingeführt, wie Juni 1870. die Civilehe, welche das öffentliche Leben Spaniens in liberalem Sinne umgestalteten. Als die deutschen Heere bereits vor Paris standen, kam man endlich in Spanien mit der Königswahl zu dem ersehnten Ziele. Victor Emanuel ertheilte seinem zweiten Sohne **Amadeus** von Aosta (geb. 30. Mai 1845) die anfangs versagte Einwilligung, die dargebotene Krone anzunehmen. Aber ehe 27. Decbr. der junge Fürst noch seinen Einzug in sein neues Königreich hielt, empfing General **Prim**, als er aus einer Sitzung nach seiner Wohnung fuhr, von den Kugeln einiger Verschwornen eine Wunde, der er bald erlag. Die Thäter blieben unentdeckt. Wahrscheinlich war der „Königmacher" das Opfer republikanischer Rache, wenn man nicht lieber annehmen will, die legitimistische Emigration habe den Mörder gedungen.

König Amadeo. Aber die Kräfte des jungen Königs reichten nicht hin, die aufgeregte, von Parteien zerrissene, von legitimistischen und republikanischen Aufständen durchwühlte spanische Nation mit den Gesetzen und Mitteln einer constitutionellen Monarchie zu regieren und zum Gehorsam gegen die bestehende Ordnung und Autorität zu bringen. Der König und die unionistischen Minister Sagasta und Serrano, in deren Hände Amadeo die Leitung der Staatsgeschäfte legte, waren der Opposition der „Radicalen" unter Zorilla's Führung nicht gewachsen, zumal als im Norden die Karlisten von der Geistlichkeit stets zu neuen Schilderhebungen aufgereizt wurden. Erschreckt durch die Anzeichen finsterer Mordpläne von Seiten der Fanatiker, die sein und seiner Gemahlin Leben bedrohten, entsagte daher König Amadeo nach dritthalbjährigem Ringen gegen die widerstrebenden Elemente in dem Reichstag wie in der Armee dem Thron in Madrid, Febr. 1873. gab den Cortes die Staatsgewalt zurück und schiffte sich in Lissabon nach Italien ein. „König Amadeus", schrieb eine Berliner Zeitung auf die Kunde von der freiwilligen Abdankung des Monarchen, „scheidet aus Spanien nicht mit dem Ruhme der Thatkraft und Entschlossenheit. Noch weniger freilich kann man seinen Ausgang unrühmlich nennen. Ein wohlwollender, begabter und liebenswürdiger Herr, hat er in dem Residenzschlosse Ferdinand's VII. das Beispiel reiner Sitte und edler Bildung gegeben. Noch größer war in einem Lande wie Spanien, daß er seinen Königseid auf die Constitution unverbrüchlich hielt. Die Sagasta und Serrano legten ihm im Sommer des vorangegangenen Jahres v. J. den Staatsstreich nahe genug, er lehnte denselben ab und berief das radicale Cabinet Zorilla, dessen Programm für einen selbstbewußten Monarchen wenig Anziehendes haben konnte. Sein Sturz ist wesentlich elegisch, weniger für ihn, der geachtet und glücklich in der Heimath noch lange von dem seltsamen Abenteuer seines spanischen Königthums träumen kann, als für das unglückliche, von ihm verlassene Land. Wenn dort vorläufig die Republikaner und die Radicalen sich zu einer compacten parlamentarischen Mehrheit vereinigt haben, so entsteht die Frage, wie lange diese Einigkeit dauern soll? Die eigentlichen Republikaner mit den neuen Ministern

Figueras und Castelar an der Spitze sind wesentlich föderalistisch gesinnt, die Radicalen als Monarchisten wie als nothgedrungene Republikaner vor allem Unitarier. Hinter diesem Zwiespalt lauert das Prätendententhum der Alfonsisten, das zwar nur etwa zwanzig Vertreter in den Cortes, dafür aber starken Anhang in der Armee wie in der Bourgeoisie besitzt, und der Karlisten mit dem niedern Volke und der Geistlichkeit der kraftvollen nördlichen Provinzen als Anhängern. Was wird da in dem permanenten Parteihader aus dem Lande Karl's V. werden? Das Wort „spanische Republik" hat bereits einen ominösen Klang, es erinnert einigermaßen an Mexico und an Caracas." Die republikanische Regierung, die nunmehr ins Leben trat, führte, wie wir bald erfahren werden, längere Zeit ihren Kampf ums Dasein sowohl mit den Communisten der Seestädte als mit den Karlisten in den nördlichen Gebirgslandschaften. Mittlerweile ging das Reich der Anarchie entgegen.

4. Das ökumenische Concil im Vatican und der Fall des Kirchenstaats.

Seitdem Pius IX. am 8. December 1854 das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria verkündigt und gerade zehn Jahre darauf eine päpstliche Encyklica sammt angehängtem Syllabus Alles, worauf die Zeitgenossen als auf Errungenschaften des modernen Staats- und Geisteslebens stolz sein zu dürfen glaubten, in fulminantem Tone verdammt und verworfen hatte, traten die letzten Grundsätze und Zielpunkte seiner Politik zu Tage. Er betrachtete sich als den berufenen Vollender des gewaltigen Gebäudes römischer Kirchenherrlichkeit. Selten war ein Papst von willigeren Bischöfen umgeben gewesen als Pius IX. bei der Verkündigung seines Dogma's, dann wieder bei der großen Heiligen-Promotion von 1862, bei dem Säcularfeste Petri 1867 und bei seinem eigenen Priesterjubiläum 1869: „Feste, aus deren Geschmack ihm wohl das Verlangen gekommen ist, auch die höchste Feier der Kirche, ein ökumenisches Concil zu erleben". Schien es ihm doch ganz besonders in seiner Mission zu liegen, das katholische Dogma selbst an den beiden Punkten, wo es noch Lücken bot, die „Mutter Gottes" und die Machtbefugniß des Papstes betreffend, zu ergänzen und auszufüllen. In letzterer Beziehung namentlich war es seit den Zeiten der großen Concilien des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts noch fraglich geblieben, ob jene Unfehlbarkeit in Glaubenssachen, welche eine unbedingte Hingebung fordernde Kirche jedenfalls sich beilegen muß, ihr Organ in den allgemeinen Kirchenversammlungen oder im römischen Papste zu suchen habe. Die ganze neuere, vorzugsweise vom Jesuitismus geleitete Entwickelung der Curialpolitik ging von der letzteren Voraussetzung aus. Aber schon die kühle Aufnahme, welche der seit dem Syllabus auftauchende Gedanke eines ökumenischen Concils unter den Bischöfen Deutschlands und Frankreichs

Kirchliche Parteistellung und die Einberufung des Concils.

fand, konnte zeigen, wie wenig gerade bei den gebildetsten Kirchenfürsten des gegenwärtigen Katholicismus Lust und Trieb vorhanden war, das seit dreihundert Jahren nicht mehr in Wirksamkeit getretene Institut eines allgemeinen Concils im neunzehnten Jahrhundert blos zu dem Zwecke noch einmal aufleben zu lassen, um zu Gunsten des Papstes in aller Form abzudanken und ihn zum Universalerben der alten Synodalautorität einzusetzen. Sogar das Cardinals-
29. Juni 1869. collegium hatte dem heiligen Vater abgerathen. Dennoch erfolgte die Berufung, und zwar in möglichst ökumenischer Form, selbst an die Bischöfe der orientalischen Kirche gerichtet, von denen sie nicht angenommen wurde; auch an die Protestan-
13. Septbr. ten erging eine Einladung, die Gelegenheit des Concils zu ergreifen, um in den „einigen Schafstall Petri" zurückzukehren. Eine dogmatische Commission, in welcher die Jesuiten Perrone und Schrader das große Wort führten, bereitete während des Winters die Aufgaben des Concils vor, und bald genug zerstreute das anerkannte Organ des Papstes, die von Jesuiten geschriebene Civiltà cattolica, die letzten Zweifel der ungläubigen und erstaunten Welt hinsichtlich dessen, was im Vatican geplant wurde. Den Papst für unfehlbar zu erklären, erschien dieser Partei als die bündigste Sicherstellung des, bei allgemeinem Wanken aller andern Autoritäten allein noch Festigkeit und Dauer verheißenden Felsen Petri wider feindselige Staaten und Kirchen, wider menschliche Freiheit und Neuerungssucht, wider zersetzende Duldsamkeit und vernünftelnde Wissenschaft, wider allen Irrthum und alle Sünde der Gegenwart und Zukunft. Die ganze Sache in Scene zu setzen war der Erzbischof von München, Cardinal Reisach, ersehen, welcher in Rom den Ruf hatte, im Besitz des Geheimnisses deutscher Wissenschaft zu stehen und hinter deren Nichtigkeit gekommen zu sein. Jetzt wurden auch die Staatsmänner aufmerksamer auf diesen Handel, welcher, weil auf Generalsanction aller jemals von Päpsten dem Staate gegenüber erhobenen Ansprüche hinzielend, ganz dazu angethan schien, ein neues und dauerndes Zerwürfniß zwischen weltlicher und geistlicher Macht hervorzurufen und der Unabhängigkeit und Souveränetät der Staaten bedrohlich zu werden. In einem diplomatischen Rundschreiben beantragte der baierische Minister, Fürst Hohenlohe, Conferenzen der Regierungen, um einen Plan zum Schutze ihrer gemeinsamen Interessen zu entwerfen. Aber in Folge der Ablehnung dieses Vorschlags durch den österreichischen Reichskanzler Beust ließen die Mächte den Gedanken einer Conferenz fallen; die ultramontane Partei benutzte sogar diese Angelegenheiten, um den baierischen Minister bald darauf aus dem Amte zu bringen, und in Frankreich vereinigten sich die Stimmen des kurzsichtigen Ollivier und seiner Freunde mit denen der Ultramontanen in der Forderung einer von Seiten des Staates einzuhaltenden absoluten Neutralität. Da zugleich auch Preußen in seiner grundsatzmäßig reservirten Haltung in katholisch-kirchlichen Fragen beharrte, schienen die Dinge für die Ansprüche des Papstes günstig zu liegen und man machte sich wenig daraus, daß der moderne Liberalismus das Unternehmen mit einstimmigem

Hohne begrüßte, ja daß selbst namhafte katholische Theologen auf deutschen Universitäten, daß vor Allem die bedeutende Autorität des Münchener Stiftspropstes **Döllinger** (unter dem Namen „Janus") dem werdenden Dogma mit den schärfsten Waffen der Wissenschaft zu Leibe gingen, und daß gleichzeitig gelehrte französische Bischöfe, wie **Maret** und **Dupanloup**, die Grundsätze des altersschwach gewordenen Gallicanismus erneuerten, ja daß sogar der sterbende Montalembert sich auf ihre Seite stellte und bittere Worte gegen die „Versunkenheit" und das „römische Wesen" des französischen Klerus sprach. Etwas mehr Besorgniß gaben die neunzehn deutschen Bischöfe, welche gegen die mannichfachen Bedenken, die dem Concil begegneten, zu Fulda einen Hirtenbrief veröffentlichten, in welchem 6. Septbr. 1869. sie ihre Erwartung aussprachen, „daß das Concil keine neuen Dogmen einführen und in die bürgerliche Ordnung nicht eingreifen werde". Zugleich richteten sie an den Papst ein Privatschreiben, in welchem sie ihn unter Hinweis auf die Gefahr der Sachlage beschworen, von seinem Vorhaben zurückzutreten. Die Antwort war der Erlaß einer Geschäftsordnung, welche die Einbringung von 27. Novbr. Vorlagen für das Concil ganz dem Papste vorbehielt und ihm das Recht zusprach, Anträge, die von Seiten der Bischöfe gestellt werden sollten, selbst gegen den Willen des ganzen Concils der Discussion zu entziehen. Zugleich war Vorsorge getroffen, den ganzen Geschäftsgang unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses zu halten und jede Betheiligung der öffentlichen Meinung von vornherein auszuschließen.

So wurde denn das Concil, welchem stets etwa siebenhundert berufene 8. Decbr. 1869. Theilnehmer beiwohnten, mit allem Glanze eröffnet und tagte seither im rechten Gang und Charakter Kreuzarm der Peterskirche, einer akustisch möglichst schlecht eingerichteten Räum- des Concils. lichkeit. Aber trotz der Todsünde, welche die Väter mit jeder Veröffentlichung eines Vorgangs in den Congregationen und im Concil begingen, erschien während der ganzen achtmonatlichen Dauer der Synode in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" eine lange Reihe von Briefen („des Quirinus"), welche sich in allem Thatsächlichen als zuverlässig erwiesen und der gespannten Aufmerksamkeit der Welt die Vorgänge in Rom fast so durchsichtig machten, wie die Verhandlungen im norddeutschen Parlament oder im gesetzgebenden Körper zu Paris auch waren. Allmählich traten die Parteien auseinander, und es zeigte sich, daß der Majorität, bestehend aus Italienern und Spaniern, vor Allem aber aus Titularbischöfen (in partibus) und ungefähr dreihundert Klerikern, deren täglichen Unterhalt in Rom der Papst bezahlte („päpstliche Kostgänger") eine höchstens auf hundertundfünfzig Stimmen zu steigernde Opposition deutscher, französischer und ungarischer Bischöfe entgegenstand, welche die alten Rechte des Bisthums zu behaupten und der päpstlichen Monarchie eine aristokratische Begrenzung zu geben Willens war. Dabei waltete anfangs Artigkeit und Noblesse in den Verhandlungen ob. Als aber der Knoten sich enger schürzte und das fatale Entweder-Oder der Entscheidung immer näher rückte, ließen Zwischenträgerei, Aufregung, Ermüdung und Parteileiden-

schaft den Ton immer bitterer werden. Die Opposition, an deren Spitze die österreichischen Cardinäle Schwarzenberg und Rauscher, die Erzbischöfe von Prag und Wien, ferner der Bischof Hefele von Rottenburg, der Erzbischof Darboy von Paris, die Bischöfe Dupanloup von Orleans und Maret von Sura und der amerikanische Erzbischof Kenrick von St. Louis standen, befand sich gegenüber von Vorabmachungen, namentlich aber einer, der Hauptfrage schon vorgreifenden Geschäftsordnung, gegen welche nun eine Zeit lang Petitionen eingereicht und Proteste unterzeichnet wurden. Da das nichts fruchtete, lebte
Jan. 1870. in Frankreich der Gedanke wieder auf, die Staaten bei dem Concil vertreten zu lassen, um den Papst durch das Einwirken der Diplomatie geschmeidiger zu machen. Aber alle diese Versuche verursachten wohl schleppende Verhandlungen, welche Monate lang dauerten, scheiterten jedoch endlich kläglich an der überlegenen Schlauheit Antonelli's, welcher die Staatsmänner stets mit der Versicherung zu beruhigen verstand, es handle sich hier ja nur um untergeordnete, nur um theologische Gegenstände. Einstweilen übte der Papst auf die Wahlhandlungen, besonders auf die Zusammensetzung der dogmatischen Commission, einen so entschiedenen Druck aus, er trat überhaupt so offen und fast leidenschaftlich auf die Seite der Infallibilisten, daß eine große Verstimmung Platz griff und die Zaubergewalt persönlicher Verehrung, welche den katholischen Episkopat schon lange an die Person gerade dieses Papstes gefesselt hatte, auf einen Augenblick gebrochen schien. Der Plan, die Unfehlbarkeit durch eine Demonstration von überwältigender Wirkung, eine sog. Acclamation, durchzusetzen, mußte fallen gelassen werden. Man beschäftigte daher das Concil durch Vorlage eines weitschichtigen Entwurfes vom katholischen Glauben, einer Art von Einleitung in die Glaubenslehre, mit Sätzen gegen Atheismus, Pantheismus, Rationalismus u. s. f., bis endlich eine Adresse mit über vierhundert Unterschriften den Papst zum Vorgehen in der Unfehlbarkeitssache aufforderte. Als Gegenschlag erschien eine abmahnende Adresse, nur von hundertsiebenunddreißig Bischöfen unterzeichnet, die aber achtzig Millionen Katholiken vertraten: es sei nicht wohlgethan, den Völkern Größeres aufzuerlegen, als die Synoden von Florenz und Trient schon gethan hätten. Um diesen Widerstand zu brechen und überhaupt mehr Schwung in den Gang der Verhandlungen zu bringen, wurde nunmehr an die Stelle des bald nach Eröffnung des Concils verstorbenen Reisach der Cardinal de Angelis zum Präsidenten ernannt, welchem sodann eine neue
23. Febr. Geschäftsordnung mit dem ausgesprochenen Zweck, die Verhandlungen zu beschleunigen, die Befugniß gab, jede Rede kurzweg abzuschneiden, der Versammlung aber das Recht, die Debatte jeden Augenblick zu schließen. Damit war die Majorität allmächtig geworden, die Minderheit forderte vergeblich moralische Einhelligkeit der Bischöfe als Vorbedingung eines gültigen Lehrausspruches. Aber sie selbst war bereits in sich gespalten und der Gegensatz groß genug zwischen dem Bischof Ketteler von Mainz, der die neue Lehre nur gerade nicht für „oppor-

tun" hielt und jetzt seinem alten Lehrer Döllinger den Fehdehandschuh hinwarf, und dem ritterlich muthigen Bischof von Sirmium, Stroßmayer, welcher es wagte, trotz der Präsidentenschelle und unter dem allgemeinen Sturm der Lippen und Füße loszugehen gegen einen Satz des Schemas über den Glauben, in welchem alle Gottlosigkeit in der Welt auf den Protestantismus zurückgeführt werden sollte. In der That ließ die Curie denn auch diese Beleidigung fallen, aber nicht wegen der Rede des kroatischen Bischofs, sondern wegen eines Telegrammes von Bismarck, der mit Zurückziehung des preußischen Gesandten drohte. Bald darauf wurde, während der genannte Bischof sich fern hielt, der übrige Theil des vom Papste vorgelegten Entwurfes über den katholischen Glauben, allerdings vielfach modificirt und verändert, mit Stimmeneinhelligkeit angenommen. Diese Schwachheit trug dazu bei, die Achtung vor der Opposition auf dem Concil wesentlich zu verringern. Es wurde demselben sofort mit Mißachtung der dringlichsten Abmahnungen, zu welchen sich die Opponenten jetzt ermannt hatten, der Entwurf zu einer dogmatischen Constitution übergeben, deren drei erste Kapitel den Primat des Papstes ganz in der Weise der isidorischen Fälschung darlegten, während ihm das vierte förmlich die Unfehlbarkeit zusprach. Zwei ganze Monate hindurch währten die Debatten, die sich besonders auf den letztgenannten Punkt concentrirten. Aber so tapfer auch die hervorragendsten Wortführer der Opposition sprechen mochten: über der Versammlung lastete die Fieberhitze des römischen Sommers; nicht wenige Mitglieder unterlagen, und da der Papst fest entschlossen war, das Concil beisammen zu halten, bis es seine Mission erfüllt habe, so kam es denn endlich zum Hauptschlag.

[22. März 1870.] [24. April.] [10. Mai.] [18. Mai – 14. Juli.]

[Die Infallibilitätslehre.] Während in der ganzen ersten Hälfte des Jahres die Aufmerksamkeit der Welt fast ausschließlich auf Rom gewandt blieb und Döllinger von München und im selben Geiste Gratry von Paris aus sogar der Laienwelt lebhaftes Interesse an den theologischen Streitigkeiten, die im Vatican geführt wurden, abzugewinnen wußten; zogen im Anfange des Juli die schweren Gewitterwolken des deutsch-französischen Krieges am Horizonte Europa's auf, und fast unbeachtet von der Welt ist der Papst mit vierhunderteinundfünzig Stimmen für unfehlbar erklärt worden; zweiundsechzig sagten Ja mit Vorbehalt (ad modum), achtundachtzig Nein, siebzig, darunter Antonelli, fehlten. Ehe es zur feierlichen Verkündigung des neuen Dogma's kam, versuchte die Opposition noch einen letzten Schritt. Sechs Bischöfe erschienen als Deputation im Vatican, Ketteler von Mainz warf sich zu Boden und flehte den heiligen Vater an, er möge durch einige Nachgiebigkeit der Kirche den Frieden und der katholischen Welt die schwer gefährdete Einheit zurückgeben. Pius IX. war einen Augenblick erschüttert. Aber noch am selben Abende stimmten der Erzbischof Manning von Westminster und der Bischof Senestrey von Regensburg ihn um. Als die Opposition das erfuhr, verließen ihre Mitglieder Rom, weil ihre „kindliche Pietät und Ehrfurcht" ihnen verbiete, in der öffentlichen Sitzung Nein (Non placet) zu sagen. So haben

[14. Juli 1870.]

dieses muthige Wort zur entscheidenden Stunde nur zwei Männer gesprochen,
18. Juli 1870. Riccio von Cajazzo und Fitz-Gerald von Little-Rock, während fünfhundertdreiunddreißig Stimmen Ja (Placet) sagten. Wegen eines ausgebrochenen Gewitters, welches äußerste Dunkelheit über die Versammlung verbreitete, mußte sich der Papst eine Kerze vorhalten lassen, als er die so beschlossene Constitution von der Kirche (genannt Pastor aeternus) verkündigte, durch welche alle Bischöfe zu bloßen Substituten und Beauftragten des Papstes herabgesetzt wurden, er selbst aber, „wenn er vom Lehrstuhle aus spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirt und Lehrer aller Christen vermöge seines höchsten apostolischen Ansehens eine von der ganzen Kirche festzuhaltende Lehre über den Glauben oder über die Sitten bestimmt, kraft des im seligen Petrus ihm selbst verheißenen göttlichen Beistandes mit jener Unfehlbarkeit gebietet, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche bei der Feststellung einer Lehre über Glauben oder Sitten ausgestattet wissen wollte", wozu beigefügt war, „daß also derartige Bestimmungen des römischen Papstes durch sich selbst, nicht aber durch Zustimmung der Kirche, unabänderlich sind. Wenn aber Jemand, was Gott verhüte, dieser unserer Bestimmung zu widersprechen wagen sollte, so sei er verflucht!"

Der Fall des Kirchenstaats. Das Concil wurde sodann auf den 11. November vertagt, aber als diese Frist heranrückte, hatte man nicht blos in der übrigen Welt ganz andere Dinge zu denken, sondern dem unfehlbar gewordenen Papst selbst hatte das gegen seine Lehre rebellische Schicksal Prüfungen von überraschender Schwere bereitet; seine weltliche Herrschaft, an der gerade er so zäh festgehalten, war vollends zu Trümmer gegangen, und er betrachtete sich als einen Gefangenen im eigenen Hause. Denn ehe die heiligen Väter sich wieder im Vatican versammeln konnten, trat eine jener Katastrophen ein, welche in das Drama der Weltgeschichte zuweilen einen Zug von großartiger Ironie und erschütterndem Humor einflechten, um die Hinfälligkeit aller menschlichen Pläne und Schöpfungen desto drastischer erscheinen zu lassen. In demselben Augenblick, da es der hochkirchlichen Jesuitenpartei gelungen war, die Infallibilitätslehre durchzusetzen und den päpstlichen Absolutismus über Kirche und Episcopat zu erheben, wurde der Kirchenstaat dem Königreich Italien einverleibt und der weltlichen Herrschaft des kirchlichen Oberhauptes ein Ende gemacht. Hatte ein wohldienerischer Klerus sich hinreißen lassen, den Papst über die Schranken der Menschheit zu stellen, so raubte zu gleicher Zeit das Schicksal demselben den irdischen Boden, dessen er in seiner Erhabenheit nicht mehr zu bedürfen schien. Kaum nämlich waren die französischen Besatzungs-
Septbr. 1870. truppen eingeschifft worden, um das eigene bedrängte Vaterland in seinem Todeskampfe zu unterstützen, so kündigte die florentiner Regierung den Septembervertrag und stellte ein Beobachtungsheer unter General Cadorna an der römischen Grenze auf, während Bixio, Garibaldi's ehemaliger Waffengenosse, in Civita vecchia einzog. Man versuchte zunächst den Papst durch Unterhandlungen zu einer friedlichen Abtretung zu bewegen, indem man ihm nicht nur den Fortgenuß

der vollen Autorität in allen kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten, sondern auch die Ehrenrechte eines Souveräns, den Besitz des Leoninischen Stadttheiles auf der rechten Seite des Tiber sammt dem Vatican u. A. m. anbot; als er aber alle Ausgleichungsvorschläge entschieden von der Hand wies, wurde das Gebiet bis unter die Mauern der Hauptstadt besetzt. Von allen Seiten strömten römische Flüchtlinge und Verbannte herbei, um unter der Fahne Victor Emanuel's an dem Umsturze der geistlichen Zwingherrschaft mitzuwirken. Am 20. September schlugen die Italiener ihr Lager im Osten der Stadt vor der Porta Pia auf und bedrohten Rom im Falle eines Widerstandes mit der Beschießung. In der Stadt lagen etliche tausend Mann päpstlicher Truppen, größtentheils Fremde aus allen Ländern und Erdtheilen, denen sich viele Freischaaren und Banditen aus den Abruzzen angeschlossen hatten. Den Kern bildeten die Zuavenbataillone, welche der Waffenminister, General Kanzler, organisirt und unter den Befehl des Obersten Charette aus der Vendée gestellt hatte. Diese leisteten einige Gegen- 20. Septbr. 1870. wehr. Aber eine dreistündige Kanonade genügte, um Rom zur Capitulation zu bringen. Die päpstliche Armee wurde aufgelöst, die fremden Soldknechte mußten die Halbinsel verlassen; eine provisorische Regierung besorgte die öffentlichen Geschäfte, bis die Vorbereitungen zur Volksabstimmung (Plebiscit) getroffen waren, durch welche, da die Mißvergnügten sich größtentheils der Abstimmung enthielten, die Bewohner Roms und des gesammten ehemaligen Kirchenstaats sich fast einstimmig für den Anschluß an das Königreich Italien unter Victor Emanuel's Herrschaft aussprachen. Dies geschah am 3. October und schon am 3. 9. Octbr. 9. desselben Monats wurde die Annexion vollzogen. So ging in Erfüllung, was Garibaldi und seine Gesinnungsgenossen seit Jahren angestrebt. Aber der alte Feldherr hatte nicht einmal den Triumph der Mitwirkung; denn er stand als Freischaarenführer in Frankreich, einem republikanischen Idol nachjagend. Zur Beruhigung der katholischen Welt, die über den kirchenschänderischen Frevel einen lauten Schrei ausstieß, erklärte die italienische Regierung, der Papst solle nach wie vor mit der Würde eines Souveräns und mit voller Freiheit alle Rechte und Amtshandlungen des Kirchenoberhaupts ausüben. Aber der Bannstrahl, 1. Novbr. den Pius IX. über Victor Emanuel schleuderte, gab Zeugniß von dem tiefen Grolle des heiligen Vaters. Auch das in der Folge von der florentiner Regierung mit Zustimmung der Deputirtenkammer erlassene Garantiegesetz, welches die Person des Papstes für heilig und unverletzlich erklärte, ihm den Rang und die Ehrenstellung eines Souveräns mit einem Jahreseinkommen von 3,225,000 Lire zuwies und der Kirche und ihren Lenkern so viele Rechte einräumte, wie in keinem andern Lande, so daß Cavour's Programm: „freie Kirche im freien Staat", zur Wahrheit ward, vermochte den Zorn der klerikalen Partei nicht zu versöhnen.

Auch sonst waren die Erfolge des kühnen Schrittes der Unfehlbarkeitsverkün- Wirkungen der Infallibilitätserklärung. dung nicht eben sehr ermuthigender Art: die österreichische Regierung erklärte das Concordat für aufgehoben, weil der eine Contrahent seinen Charakter völlig ge-

ändert habe; Baiern verbot die amtliche Veröffentlichung des neuen Dogma's; Baden und Würtemberg erklärten alle Folgerungen, die daraus auf Staatsverhältnisse könnten gezogen werden wollen, für ungültig. Wenn auch nicht wenige derselben Bischöfe, welche zu Rom mit Muth und Geschick die neue Lehre als verderblich, widersinnig, geschichtslos und staatsfeindlich bekämpft hatten — voran die Prälaten von München, Augsburg, Köln, Mainz, Trier — auf einer Aug. 1870. neuen Versammlung zu Fulda die Gläubigen zur Unterwerfung unter die Aussprüche des Concils aufforderten, ja sogar gegen die renitenten Priester und Theologen sofort disciplinarisch vorzugehen sich nicht scheuten: so fiel doch andererseits der Widerspruch so vieler gebildeten Katholiken, welcher in Deutschland, Oesterreich und Ungarn sich erhob, die männlichen Proteste so vieler katholischen Mitglieder von Universitäten wie München, Breslau, Bonn, der offene Widerspruch der angesehensten katholischen Theologen an den genannten Hochschulen, und vor 28. März 1871. Allem das schneidige Nein, welches der gelehrteste aller Vertheidiger des katholischen Kirchenglaubens, Döllinger, den mehrfach ergangenen Aufforderungen zur Unterwerfung in einer Epoche machenden Schlußerklärung entgegenstellte, schwer genug in die entgegengesetzte Wagschale und gab unmittelbaren Anlaß zur Secession der sog. Altkatholiken (S. 49).

VI. Der deutsch-französische Krieg von 1870 bis 71 und das neue deutsche Reich.

Quellen und Hülfsschriften. Die nachfolgende Darstellung wurde unmittelbar nach Beendigung des Krieges aus dem damals vorhandenen Material mit Benutzung zuverlässiger Karten, Schlacht- und Operationspläne bearbeitet, nämlich aus den Berichten der größeren Zeitungen des In- und Auslandes; aus telegraphischen Depeschen; aus Tagebüchern („Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870 von Georg Hirth u. Dr. Jul. v. Gosen, seitdem in 3 Bänden zum Schluß geführt, Leipz. 1871—74. — „Chronik des deutsch-franz. Kriegs“, Berlin. — »La guerre de 1870 par Emile Leclercq, Bruxelles 1871. 5me édit.« — »Le siège de Paris par Francisque Sarcey. 5. édit. — Chronique und Journal sur le siège de P. par Wey, Heylli, Vinoy. — Fischbach, Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg u. a.); aus Einzelberichten („der Krieg um Metz, von einem preußischen General, Berlin 1871“; Des causes qui ont amené la capitulation de Sedan, Bruxelles); aus den ersten Lieferungen der gleichzeitigen Kriegsgeschichten von W. Rüstow, (Zürich 1870), Wolfg. Menzel (Stuttg. 1871) u. a. — Seitdem ist eine reiche Kriegsliteratur erschienen, an deren Hand wir den ganzen Abschnitt einer sorgfältigen Prüfung und Revision unterworfen haben. Das Hauptwerk: „Der deutsch-französische Krieg. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes“ ist im J. 1880 mit dem 17. Heft bis zum Waffenstillstand gelangt. Daneben sind von derselben Buchhandlung (Mittler u. Sohn) Berichte und Darstellungen ausgegangen, die den Ein

druck vollkommenster Zuverlässigkeit und Sachkenntniß machen: von A. Borbstaedt („der deutsch-französische Krieg bis zur Katastrophe von Sedan", 1872); von W. Blume („die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zu Ende des Krieges"); von Herm. Graf Wartensleben („die Operationen der Südarmee im Januar und Februar 1871"); von A. v. Schell („die Operationen der I. Armee unter General v. Steinmetz"). — Dazu kommen noch von franz. Seite: Documents sur la guerre de 1870—71. Par. 1871. 12 voll. Die Monographien und Denkwürdigkeiten von Benedetti, Gramont, Giraudeau (la verité sur la camp. de 1870. Par. 1871. 2me édit.), Palicao, Ducrot, Wimpffen u. a. m. Von deutscher Seite das schon erwähnte Buch von L. Hahn, D. Krieg Deutschl. gegen Frankr. u. die Gründung des deutschen Kaiserreichs, Berl. 1871; K. v. Winterfeld, Vollst. Gesch. des franz. Kriegs von 1870. 71. Berl. 1871; Fontane, Der Krieg gegen Frankr. 1870. 71. Berl. 1873—76. 2 Bde.; v. Tiedemann, Der Festungskr. im Feldz. gegen Frankr. Berl. 1872; Reinh. Wagner, Gesch. d. Belag. v. Straßb. Berl. 1874 —77. 3 Bde.; Heyde u. Fröse, Gesch. d. Belag. v. Paris. Berl. 1874. 3 Bde. u. eine große Zahl monograph. Schriften, die man z. Th. am Schluß des angeführten Werks von Fontane verzeichnet findet; Moriz Busch, Graf Bismarck und seine Leute. Leipz. 1878. 2 Bde. — Dem Charakter dieses Buches entsprechend konnte die Geschichte des Krieges nur in großen Zügen und Umrissen behandelt werden. Aber wir glauben, daß, nachdem wir die oben angeführten Schriften durchgelesen und an ihrer Hand unsere Darstellung geprüft und vielfach überarbeitet haben, der Gang und die Resultate dieser welterschütternden Ereignisse auch in der knappen und präcisen Form, welche die Oeconomie des Buches uns zur Pflicht machte, als richtig erfaßt und wiedergegeben erscheinen werden. — Ueber die Pariser Commune und die social-politischen Vorgänge ist eine ausgebreitete Literatur vorhanden: Außer den Aufsätzen von Franz Mehring in den Preuß. Jahrbüchern von 1879 „Die Pariser Commune 1871" mit den Angaben der franz. Quellen (unter denen die **Histoire de la Commune par Lissagaray, Brux. 1876, Les convulsions de Paris par Max. Ducamp** und **La Commune** von **Lucien le Chevalier** am bedeutendsten sind), sollen von deutschen Schriften erwähnt werden: Ludw. Wittig, Die Commune von Paris. Stuttg. 1872; Bernh. Becker Gesch. u. Theorie der Pariser revolut. Commune des J. 1871, Leipz. 1879; Ueber die Pariser Commune v. Wilh. Lauser, Leipz. 1878; v. Meerheimb, Gesch. der Par. Commune, Berl. 1880. Verschiedene Aufsätze in „Unsere Zeit".

1. Die Entstehung des Kriegs und die öffentliche Meinung.

Das constitutionelle Kaiserthum Napoleon's war in das Jahr 1870 fertig eingetreten und hatte durch allgemeine Volksabstimmung die Sanction der französischen Nation erhalten (S. 667 f.). Emil Ollivier war aus dem Heerlager der liberalen Opposition an die Spitze der neuen parlamentarischen Regierung gestellt, und die ganze Welt freute sich aus seinem Munde zu vernehmen, „daß der Friede noch nie gesicherter gewesen sei als heute!" Man traute diesen Worten um so mehr, als derselbe Mann schon im Jahre 1867 verkündigt hatte, daß er die deutsche Einheit als eine unwiderrufliche, vom Schicksal verhängte Thatsache betrachte, die Frankreich ohne Gefahr hinnehmen dürfe, daß der Friede ohne alle Hintergedanken die einzige Politik sei, der er sich anschließen könne. Auch in Berlin gab man sich der frohen Hoffnung hin, der Eifer der Chauvinisten würde

Stimmungen und Lage.

sich endlich legen. Man war deutscher Seits so vorsichtig allen Streitfragen aus dem Wege gegangen, hatte sich so sehr bemüht, die „patriotischen Beklemmungen" der großen Nation durch Schonung und Nachgiebigkeit zu beruhigen, hatte die politische Präponderanz, welche die Franzosen als ererbtes Recht, als Grundlage ihres nationalen „Prestige" ansahen, unangefochten gelassen; sollte man denn jetzt nicht einige Friedensjahre als Lohn dieser Mäßigung davon tragen? So wenig dachte man in Preußen an eine Störung des Weltfriedens, daß König Wilhelm sich nach Ems ins Bad begab, daß Graf Bismarck und die Generale von Roon und von Moltke die Sommermonate auf ihren Gütern zuzubringen sich anschickten, daß in der Kriegsorganisation und Bewaffnung Reformen in Angriff genommen wurden, zu deren Durchführung längere Zeit erforderlich war, daß die feierliche Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelm's III. auf den 3. August festgesetzt ward. Von den Anschlägen des kaiserlichen Hofes auf Gebietserweiterung im Norden, welche der französische Gesandte, Graf Benedetti, in geheimen Besprechungen mit dem norddeutschen Bundeskanzler wiederholt in Anregung gebracht, war zu der Zeit noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Erst in der Folge trat es durch Bismarck's Enthüllungen zu Tage, daß schon seit Jahren die französische Regierung dem preußischen Minister ein Bündniß vorgeschlagen habe, kraft dessen der Kaiser um den Preis von Belgien und Luxemburg den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Nordbund befördern wolle. Die Napoleonische Politik war fortwährend auf Vergrößerung des Reichs gerichtet; der Kaiser wußte, wie sehr er dadurch der Eitelkeit und Selbstliebe der Nation huldigte, sein eigenes Ansehen erhöhte und befestigte und die Zukunft seiner Dynastie sicherte. Dies schien ihm aber gerade jetzt um so nothwendiger, als die Opposition stets an Boden gewann: bei Gelegenheit des Plebiscits waren über 50,000 verneinende Stimmen in der Armee und Marine zum Vorschein gekommen; gerichtliche Untersuchungen über Verschwörungen und Complotte hielten das Volk in Unruhe; eine Mißernte stand vor der Thüre; im gesetzgebenden Körper sprach man von der Aufhebung des Verbannungsdecrets der Familie Orleans. Diese drohenden Alarmzeichen konnten am besten durch einen nationalen Krieg niedergedrückt werden. Und wenn es gelang, die Rheingrenze noch einmal zu erobern, die jeder Franzose als das dem Vaterlande gebührende, ihm gewaltsam entrissene Recht ansieht, so war der Name Napoleon wieder so gefeiert wie in den Tagen des Oheims, so schwand die Opposition dahin wie ein Nebelbild, so war Frankreich mit dem Bonapartismus für alle Zeiten verbunden.

Die Aussichten eines Kriegs für Frankreich.

Das Wagniß war kühn, aber dem Kühnen steht das Glück zur Seite. Die Land- und Seemacht war verstärkt, zu den zahlreichen Linientruppen waren Reserven und mobile Nationalgarden für den inneren Dienst herangebildet worden; die Arsenale waren gefüllt; die Chassepot-Gewehre hatten bei Mentana gegen die Freischaaren Garibaldi's „Wunder gethan"; eine neue Mordwaffe, die Mitrailleuse oder Kugelspritze, die wie eine Höllenmaschine fünf und zwanzig Kugeln

aus einem kanonenartigen Rohr auf einmal gegen den Feind zu schleudern vermag, sollte ihre vernichtende Kraft erproben. Noch war ja Deutschland nicht geeinigt, geheime Agenten und journalistische Correspondenten wußten viel zu melden von der Antipathie der Demokraten, der Ultramontanen, der Particularisten, der Malcontenten aller Orten und Enden gegen das eroberungssüchtige gewaltthätige Preußen, gegen den verschlingenden Militarismus, wußten die Macht und Bedeutung der national-liberalen Partei in der öffentlichen Meinung als höchst geringfügig darzustellen. In der „Revue des deux Mondes" hatte ja Victor Cherbuliez überzeugend nachgewiesen, daß die neugeschaffene Ordnung in Deutschland ohne Dauer und Halt sei, daß bei dem ersten kräftigen Stoß alle Territorialgewalten wieder aufleben, alle Zwangsbündnisse sich wieder lösen würden. In München war das liberale Ministerium Hohenlohe den Angriffen einer aus Ultramontanen, Demokraten und Particularisten gebildeten specifisch baierischen Partei erlegen und diese, welche sich als „patriotische" bezeichnete, besaß die Majorität in der Kammer; in Hessen und Würtemberg waren Männer im Rathe der Krone (Dalwigk und Varnbüler), die mit ihren preußenfeindlichen Gesinnungen bei jeder Gelegenheit offen hervortraten; in Hannover und andern annectirten Staaten gab sich in manchen Kreisen eine particularistische Zähigkeit und Verbissenheit kund, die an Fanatismus grenzte. Da und dort konnte man hoffen, zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen, verblaßte Erinnerungen wieder aufzufrischen, alte Sympathien wieder zu beleben. Der neue Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, hatte während seines mehrjährigen Aufenthalts als französischer Gesandter in Wien die deutschen Zustände und Stimmungen durch die trübe Atmosphäre der aristokratisch-klerikalen Hofkreise der Kaiserburg angeschaut und sich ein Abbild geschaffen, das der Wirklichkeit wenig entsprach. In Oesterreich hatte man die Niederlage vom J. 1866 noch nicht verschmerzt; die Czechen, Polen und Ungarn, die mehr und mehr Boden im Staatsleben gewannen, sympathisirten alle mit Frankreich, in diesem Gefühle mit dem Hofe übereinstimmend; der freundschaftliche Besuch, den um dieselbe Zeit der Zar von Rußland dem König Wilhelm in Ems abstattete, hatte in Wien und bei den Böhmen Neid und Mißtrauen erregt. Der Wiener Reichskanzler, Graf Beust, stellte dem französischen Minister einen Kriegsbund Oesterreichs mit Frankreich in sichere Aussicht. So vereinigte sich Vieles, um in den Tuilerien die Ueberzeugung hervorzurufen, daß der Moment gekommen sei, wo der verschobene Waffengang mit Erfolg unternommen, die heiß ersehnte „Rache für Sadowa" gestillt werden könnte. Man hatte ja auch noch für Waterloo mit Preußen abzurechnen. Bei längerer Verzögerung erstarkte der norddeutsche Bund mehr und mehr; die natürliche Anziehungskraft eines großen Staatswesens mußte dann ihre Wirkung auch auf die noch selbständigen kleineren Staaten Deutschlands üben und die Fugen schließen, in welche man jetzt noch die trennenden und theilenden Hebel einer intriganten Staatskunst einsetzen konnte, die erprobten Mittel einer verführerischen

treulosen Politik in Anwendung bringen. Umsonst warnte der französische Militärbevollmächtigte in Berlin, Oberst Stoffel, die kaiserliche Regierung vor einem Krieg, indem er die Vorzüge der preußischen Heerverfassung aufs Klarste darlegte und zugleich die Ueberzeugung aussprach, daß Graf Bismarck keinen Krieg beabsichtige, daß aber Alles in Bereitschaft gesetzt sei, falls Preußen dazu gedrängt würde; in Paris fanden seine Berichte keinen Glauben und keine Beachtung. Nach der Versicherung des Kriegsministers Leboeuf war man in Frankreich vollkommen bereit und gerüstet zu einem raschen Angriff, der eine eben so rasche Entscheidung bringen würde. Auch ging das Gerede von Unordnungen im Kriegsbudget, von Unterschleif und Verschwendung, die am leichtesten in einem allgemeinen Durcheinander verborgen blieben.

Die spanische Throncandidatur. Kaum hat jemals die Wahrheit des Spruches: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt", sich so sehr bewährt, wie bei den Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1870. Nachdem die spanische Regierung sich fast ein Jahr lang vergebens nach einem König umgethan, welcher geneigt und geeignet wäre, das Reich nach der neuen monarchischen Verfassung zu regieren, knüpfte der Minister Prim Unterhandlungen mit einem deutschen Fürsten, Leopold von Hohenzollern an, der in weitläufiger Verwandtschaft mit dem preußischen Königshaus stand und durch die Verheirathung seines Großvaters Karl mit Antoinette Murat, seines Vaters Karl Anton mit einer Tochter der Stephanie Beauharnais zu der Bonaparte'schen Familie nahe Beziehungen hatte. Er gehörte der katholischen Kirche an, war verheirathet und Vater von mehreren Kindern, so daß auch die künftige Erbfolge als gesichert gelten konnte, seine Persönlichkeit und seine Eigenschaften ließen die Wahl als eine glückliche erscheinen. Er war der ältere Bruder jenes Karl Anton, den einige Jahre zuvor die Rumänen zu ihrem Herrscher gewählt hatten (S. 694). Fürst Leopold zeigte sich zur Annahme der spanischen Krone bereit, sofern die Vertreter der Nation ihre Zustimmung geben würden, und machte, da er volljährig und Herr seiner Handlungen war, dem König von Preußen Mittheilung von seinem Entschluß. Es war ein Act persönlicher Artigkeit, da nicht der König, sondern der Vater des Erbprinzen das Haupt der Seitenlinie des Hohenzollern'schen Hauses war, somit dem preußischen Monarchen weder das Recht der Genehmigung, noch das der Versagung zustand. Nichts desto weniger faßte man in Paris, wo man andere Pläne begünstigte, die Candidatur als einen neuen Beweis preußischer Ehrsucht und Lust nach Machtvergrößerung auf: durch dynastische Interessen und Familienverbindungen gedenke das Königshaus der Hohenzollern, wie einst die Habsburger und Bourbonen, eine Vorherrschaft in Europa zu gründen; die Thronbesteigung eines von dem mächtigeren Zweige des Hauses abhängigen verwandten Fürsten sei für die ehrgeizige, emporstrebende Regierung in Berlin ein Mittel, Frankreich von zwei Seiten in Schach zu halten und in seiner freien Action zu hemmen oder zu lähmen. In den Tuilerien gab sich bald die größte Aufregung

kund; Graf Benedetti, der französische Gesandte in Berlin, erhielt den Auftrag, den peinlichen Empfindungen Ausdruck zu geben, welche der Vorfall in Paris hervorgerufen habe, Freiherr von Werther, der Botschafter des Norddeutschen Bundes am französischen Hof, wurde nach einer Unterredung mit Gramont und Ollivier veranlaßt, seine beabsichtigte Urlaubsreise über Bad Ems zu nehmen, um seinen Herrn von der in Paris herrschenden Stimmung in Kenntniß zu setzen. In Berlin bekam Benedetti die Antwort, daß die spanische Throncandidatur die preußische Regierung gar nichts angehe; einen ähnlichen Bescheid meldete Werther von Ems aus. Wenn bei der großen Erregung, womit gleich anfangs die Frage in den Pariser Hof- und Regierungskreisen aufgenommen wurde, die Verhandlung die feine diplomatische Grenzlinie durchbrach und einen gereizten Charakter voll Verdacht und Drohung gegen Preußen annahm; so mußte sich die Spannung noch steigern, als der Herzog von Gramont bei Gelegenheit einer Interpellation in dem gesetzgebenden Körper eine Antwort ertheilte, die allgemein als Kriegs- 6. Juli 1870. drohung aufgefaßt wurde. „Wir glauben nicht", sagte er, „daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karl's V. setzt und dadurch zu unserem Nachtheile das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte Europa's stören und die Ehre Frankreichs gefährden dürfte". Der Beifall, den die Mehrheit der Versammlung den feierlich ausgesprochenen Worten des Ministers zollte, steigerte die Kriegslust, von der auch bald die ganze Nation ergriffen ward. Die warnenden Stimmen der kleinen Oppositionspartei verhallten wirkungslos; desto lauter stießen die Journalisten in die Kriegsdrommete und verkündeten schon zum Voraus den sicheren Sieg. „Die Frage muß erweitert werden", hieß es im Moniteur vom 8. Juli, „das wenigste was uns heute befriedigen kann, wäre die Freiheit der süddeutschen Staaten, die Räumung der Festung Mainz, das Aufgeben jedes militärischen Einflusses jenseit des Maines und die Regulirung des Artikels 5 mit Dänemark". Man schien zu fürchten, es könnte noch zu einer Ausgleichung kommen.

Und in der That war eine solche Ausgleichung im Gange. Wie unschick- Ausgleichsversuche. lich und tactlos es auch erscheinen mußte, daß Graf Benedetti im Auftrage seiner Regierung nach Ems reiste, um den von seinen Räthen getrennten Monarchen während seiner Badecur mit Staatsgeschäften zu behelligen und ihn zu bestimmen, dem Erbprinzen von Hohenzollern die Annahme der spanischen Krone zu verbieten: König Wilhelm empfing den Botschafter mit seiner gewohnten Freundlichkeit und Leutseligkeit; und wenn er auch das angemuthete Verbot als ein ihm nicht geziemendes Eingreifen in die Angelegenheiten eines persönlich selbständigen Fürsten von sich wies, so vernahm er es doch gern, daß Leopold von Hohenzollern, im Gefühle der großen Verantwortlichkeit, die er Europa gegenüber auf sich laden würde, der spanischen Thronbewerbung freiwillig entsagte und der Nation die Freiheit des Handelns zurückgab. Diese von dem

Vater des Erbprinzen nach Madrid gemeldete Entsagung wurde von der spanischen Regierung amtlich der französischen mitgetheilt. Auch in Paris überlegte man, ob man die Verzichtleistung nicht als hinlängliche Genugthuung gelten lassen und den Kriegsfall als beseitigt ansehen sollte. Der Kaiser selbst war schwankend. Schon brachten die Botschafter Englands in Berlin und in Paris den Ministern des Auswärtigen die Glückwünsche ihrer Regierung über die friedliche Wendung dar. Aber im engeren Rathe wurde anders beschlossen. Erst die Zukunft wird den wahren Pragmatismus dieser verhängnißvollen Berathungen und Entschließungen enthüllen, bei welchen die Kaiserin das entscheidende Wort geführt zu haben scheint. Vielleicht hoffte man durch einen siegreichen Waffengang die immer kecker sich hervorwagende Opposition niederzuwerfen und den unbequemen Parlamentarismus wieder zu beseitigen. Genug, der Herzog von Gramont erklärte dem Freiherrn v. Werther, die Verzichtleistung des Fürsten von Hohenzollern sei nur Nebensache, da Frankreich die Thronbesteigung desselben doch niemals zugelassen hätte; die Verletzung für Frankreich bestehe darin, daß der König von Preußen, ohne sich zuvor mit dem Pariser Cabinet zu benehmen, dem Erbprinzen gestattet habe, auf die spanische Candidatur einzugehen. Frankreichs Ehre verlange, daß dafür Sühnung und Genugthuung gegeben werde. Als den geeignetsten Weg, wie dieses geschehen könne, bezeichnete der Minister ein Schreiben des Königs an Napoleon, des Inhalts, daß er bei Ertheilung seiner Erlaubniß der Würde und den Interessen Frankreichs nicht habe zu nahe treten wollen und sich jetzt der Entsagung des Prinzen anschließe. Dabei möge aber jede Andeutung auf die verwandtschaftlichen Beziehungen des Fürsten zum Kaiserhause vermieden werden, da dieses Argument in Paris unangenehm berühren würde. Man muthete also dem preußischen Monarchen zu, er solle sich schriftlich entschuldigen, daß er dem Prinzen von Hohenzollern nicht die Annahme der Candidatur von vorn herein untersagt habe, und zugleich versprechen, daß, falls eine solche nochmals auftauche, er nie seine Einwilligung ertheilen werde. Damit stimmte auch Ollivier überein und meinte, bei der großen Aufregung, die bereits die Gemüther der Franzosen ergriffen habe, bedürfe das Ministerium zur Befestigung seiner Stellung einer gewissen Satisfaction von Seiten Preußens.

König Wilhelm u. Graf Benedetti in Ems.

Da Baron Werther sich nicht herbeilassen wollte, seinem Gebieter die Wünsche der französischen Minister persönlich zu überbringen, und sich mit einem Bericht über die Unterredung begnügte, so erhielt Graf Benedetti die Weisung, den König in Ems aufzusuchen und die gewünschten Versicherungen zu verlangen. Dort wurde der Gesandte von dem Monarchen wiederholt zur Audienz zugelassen und vernahm aus dessen Munde, daß er die Verzichtleistung des Erbprinzen vollkommen billige; aber die Zumuthung, durch ein Versprechen die mögliche Wiederkehr einer solchen Frage für alle Zukunft abzuschneiden, wies König Wilhelm als einen demüthigenden Schritt von sich; und als Bene-

detti mit unschicklicher Zudringlichkeit sich eine dritte Audienz erbat, um dieselbe 13. Juli 1870.
Forderung noch einmal dringender zu wiederholen, wurde er nicht vorgelassen, sondern erhielt durch den Flügel-Adjutanten den Bescheid, der König habe seine Willensmeinung bereits ausgesprochen. Auch eine förmliche Abschiedsaudienz wurde ihm nicht gewährt; als aber der König am andern Morgen nach Coblenz reiste, begrüßte er den Grafen auf dem Bahnhofe. Diese Zurückweisung des 14. Juli.
zudringlichen Mannes wurde in Paris als eine Ehrenkränkung aufgefaßt und da durch die von dem Monarchen gutgeheißene Verzichtleistung des Prinzen die Kriegsursache beseitigt war, so wurde daraus ein neuer Kriegsfall gebildet. Man erklärte das Verfahren des Königs für eine Beleidigung der französischen Ehre und seine Weigerung, durch ein förmliches Versprechen eine künftige Throncandidatur des Hohenzollern unmöglich zu machen, für eine Gefährdung der nationalen Sicherheit, eine Auffassung, die man durch eine angebliche Note des Berliner Cabinets an die auswärtigen Höfe schärfte. Es half nichts, daß die Oppositionspartei widersprach; daß Thiers, sonst ein eifriger Verfechter der „natürlichen Grenzen" Frankreichs, für jetzt von einem deutschen Krieg abrieth; daß die angeführte diplomatische Note sich als eine telegraphische Mittheilung an die preußischen Geschäftsträger erwies; die kriegslustige Partei hatte so sehr die Oberhand, daß jeder Widerspruch niedergehalten und als Ausdruck unpatriotischer Gesinnung gebrandmarkt wurde. Die bonapartistischen Heißsporne in der Kammer zwangen Thiers durch Lärm und Schmähungen zum Schweigen, als er die Aufstellung einer Commission zur Prüfung der Actenstücke verlangte. Ollivier handelte ganz nach dem Herzen der Versammlung, als er schon am nächsten Tag verkündete, man habe die Reserven einberufen und werde die nöthigen 15. Juli.
Maßregeln treffen, die Ehre und Sicherheit Frankreichs zu wahren. Die Geldforderungen der Regierung für Heer und Flotte so wie die Einziehung der gesammten Mobilgarde wurden mit einer der Einstimmigkeit nahe kommenden Majorität genehmigt.

Die Volksstimmung in Frankreich u. Deutschland.

Noch niemals seit der Gründung des Kaiserreichs waren die Presse, die öffentliche Meinung, die Stimme des Volkes in allen Schichten der Gesellschaft so sehr mit der Regierung und den legislativen Körperschaften in Harmonie als in den heißen Tagen, da die Kriegserklärung gegen Preußen geschleudert ward. Zum erstenmale erschallte wieder die Marseillaise mit ihrer revolutionären Gewalt. Man hatte die aufregenden Worte und Töne seit dem Staatsstreiche nicht mehr geduldet; jetzt wurde bei einem Feste in St. Cloud von dem Kaiser selbst 18. Juli 1870.
der Bann gelöst und das berauschende Sturmlied als Losung zum Kampf freigegeben. Der Uebermuth, das Selbstvertrauen, die Eitelkeit traten in so grellen Zügen hervor, daß jeder Zweifel an Frankreichs Ueberlegenheit als thörichte Anmaßung erschien. Der Senat gab dem Kaiser durch den Mund Rouher's die Versicherung, daß das ganze Vaterland, „bebend vor Unwillen und Stolz" über die bedrohte Ehre Frankreichs auf Seiten seines Herrschers stehe, und der

Präsident des Abgeordnetenhauses, Schneider, schloß seine Rede in den Tuilerien, worin er dem Machthaber verkündigte, daß der gesetzgebende Körper einstimmig alle Subsidien bewilligt und alle Gesetze genehmigt habe, welche die Vertheidigung des Vaterlandes gegen das übermüthig gewordene Preußen forderte, mit den Worten: „Sire, das Herz der Nation ist mit Ihnen und unserer tapfern Armee". Napoleon erwiederte: „Ein Krieg ist legitim, wenn er mit der Zustimmung des Landes und der Billigung seiner Vertreter geführt wird." Und dennoch konnte Gramont in einer späteren Rechtfertigungsschrift behaupten: „Niemand in Frankreich bedurfte des Kriegs, für Preußen war er nöthig und unentbehrlich, war er eine Lebensfrage, wenn das Werk von 1866 Bestand haben sollte." Die „große Nation" war so lange als das verwöhnte Schooßkind in der europäischen Völkerfamilie behandelt worden, daß die ganze Welt und vor Allem jeder Franzose selbst an ihre „civilisatorische Mission" glaubte, ihre Suprematie auf allen Gebieten des öffentlichen und socialen Lebens als selbstverständlich ansah. Deutschland hat nicht wenig zu dieser Selbstüberhebung und Selbstbespiegelung des Nachbarvolks beigetragen; ihm war es jetzt auch beschieden, das Trugbild niederzuwerfen. Ueber drei Jahrhunderte betrachtete der Franzose den Rhein als die natürliche Grenze seines Landes und die Entfremdung der linken Uferseite als ein Unrecht des Schicksals; seit zwei Jahrhunderten beklagte man in Deutschland den Verlust von Lothringen und Elsaß als eine Schmach, welche fremde Raubsucht und eigene Zerfahrenheit und Zerklüftung der Nation angeheftet. Es war vorauszusehen, daß bei einem Zusammentreffen beider Völker die alten Wunden, die man auf der rechten Seite des Stromes verschmerzt zu haben schien, von Neuem aufbrechen würden, daß die Kriegsparole lauten würde: Hie Rheingrenze! Hie Elsaß-Lothringen! und daß mit dieser Losung der Preis des Siegers zum Voraus bestimmt sei. Wenn auch dieses Ziel nicht sofort öffentlich vorgeführt, diese Fahne nicht von vorn herein entfaltet ward, der Volksinstinct erkannte es richtig und die Tagesliteratur sprach es unverhüllt aus. Dieses allgemein herrschende Gefühl, daß ein hoher Kampfpreis eingesetzt sei, erzeugte auch die große Aufregung, die sich bei der Kunde von den Vorgängen in Paris und Ems aller Gemüther bemächtigte. Die Rückkehr des Königs von dem Badeorte nach seiner Hauptstadt glich einem Triumphzuge; in der theilnehmenden Begeisterung des Volkes gab sich der Unwille über die unwürdigen Auftritte und die siegesfrohe Kampflust zu erkennen. Und während man an der Seine den Ruf ertönen ließ: Nach Berlin! nach Berlin!, sprach man in Deutschland von der bevorstehenden Reise vom Rhein nach Paris. Es war das lebendige Gefühl, daß ein Völkerkampf bevorstehe, in welchem hundertjährige Streitfragen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und durch gegenseitige Vorwürfe und gereizte Beschuldigungen stets frisch erhalten, zum Austrag kommen würden. Auch in Preußen war auf die Kunde von der Einberufung der französischen Reserven am 15. Juli die Mobilmachung der ge-

sammten norddeutschen Heerkörper angeordnet worden, und aus dem lauten Zurufe und der freudigen Bewegung des Volkes bei der Ankunft des Königs in seiner Hauptstadt ging klar hervor, daß Alles bereit sei, für den mit so großem Uebermuthe leichtfertig und frevelhaft heraufbeschwornen Krieg Gut und Blut einzusetzen. Nirgends zeigte sich eine niedergedrückte oder ängstliche Stimmung. Das neue Volkslied „die Wacht am Rhein", vor dreißig Jahren von Schneckenburger gedichtet, das in der von Musikdirector Wilhelm componirten Melodie mit Blitzesschnelle sich über alle Gaue verbreitete, war der Ausdruck dieser festen Zuversicht im deutschen Heer und Volk. Es rief nicht wie die Marseillaise die Söhne des Vaterlandes zum aggressiven Vorgehen wider den Feind auf, es sprach nur den festen Entschluß aus, den deutschen Strom zu bewachen und zu schützen.

Kriegserklärung und Thronrede.

Am 19. Juli erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen und gleichzeitig die Eröffnung des Reichstages des Norddeutschen Bundes. In jener hieß es, daß man den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten und in der Weigerung des Königs, dem französischen Botschafter eine, die künftige Möglichkeit einer solchen Candidatur ausschließende Zusage zu geben, einen sowohl Frankreich all das allgemeine europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken müsse, zumal da der König es abgelehnt habe, den Botschafter zu empfangen und auf irgend eine neue Auseinandersetzung mit ihm einzugehen, und dieser Entschluß den Cabineten angezeigt worden sei. Der französischen Regierung liege daher die Verpflichtung ob, unverzüglich für die Vertheidigung ihrer Ehre und ihrer verletzten Interessen zu sorgen. Die Thronrede, edel und würdig gehalten, betonte, daß Deutschland, welches in früheren Jahrhunderten die Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre schweigend ertragen, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war, jetzt durch das Band geistiger und rechtlicher Einigung gestärkt, den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat in sich trage, daß das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, zu einem heilsameren Wettkampfe berufen seien, als zu dem blutigen der Waffen, daß jedoch die Machthaber Frankreichs es verstanden hätten, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten, und schloß mit den erhebenden Worten: „Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, Alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor Aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe

und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und Unabhängigkeit." Die von glühender Vaterlandsliebe durchwehte Antwort auf die Thronrede, die rasche Bewilligung des zur Kriegführung erforderlichen Geldbedarfs gaben Zeugniß, wie sehr alle Gemüther von der Größe und Bedeutung des Augenblicks und von der Gerechtigkeit der Sache erfüllt waren. Auch Napoleon verkannte keineswegs den kraftvollen Geist, der aus der Thronrede hervorleuchtete: „Die Worte der Preußen sind so scharf wie ihr Schwert", soll er geäußert haben, als er davon Kunde erhalten. Auf den talentvollen Publicisten Prevost-Paradol, welcher nach langer Opposition gegen das Napoleonische Kaiserthum sich dem constitutionellen Regimente Ollivier's angeschlossen hatte und seit einigen Wochen als französischer Gesandter in Washington weilte, machte der Ausbruch des Krieges einen so tiefen Eindruck, daß
22. Juli 1870. er sich selbst durch einen Pistolenschuß das Leben nahm.

König Wilhelm und die gehobene Zeitstimmung. Noch an demselben 19. Juli sah man König Wilhelm die Todtenkapelle seiner Eltern in Charlottenburg betreten und an ihrem Grabmale den Beistand des Himmels zu dem großen Unternehmen erflehen. Es war ja der Todestag seiner Mutter, der heißgeliebten Königin Luise. Als sie vor sechzig Jahren am gebrochenen Herzen aus der Welt geschieden, hatte sie zu ihren beiden ältesten Söhnen die mahnenden und prophetischen Worte gesprochen: „Wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr ist, dann weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt dem Umsturz meines Vaterlandes widme. Aber begnügt Euch damit nicht allein, handelt, entwickelt Eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder." König Wilhelm hatte in seinem langen Leben nie diesen Gedenktag vorübergehen lassen, ohne das Mausoleum zu besuchen. Aber niemals mag sein Herz so tief bewegt und so von inniger Gottesliebe und Gottvertrauen erfüllt gewesen sein, als in dieser schicksalsschweren Stunde. Wenn er damals der Tage von Jena und Tilsit gedachte, so mochte ihn auch die Hoffnung beseelen, daß jetzt die Zeit der Vergeltung gekommen sein dürfte. Denn die vaterländische Begeisterung, welche sich in der ganzen Nation zeigte, die selbst die Deutschen in fremden Ländern und Erdtheilen ergriff und sich in Tausenden von Adressen und patriotischen Anerbietungen aussprach, konnte ihn überzeugen, daß alle deutschen Herzen von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl durchglüht seien, die nicht hinter dem Jahre 1813 zurückständen und zu gleichen Erfolgen führen müßten. Darum wurde auch noch an demselben Tag das Wiederaufleben des Ordens des eisernen Kreuzes für den beginnenden Krieg angeordnet. König Wilhelm fühlte sich bewegt und hingerissen von den zahllosen Beweisen patriotischer Gesinnung in Wort und That; und dieser gehobenen Stimmung hat er in den denkwürdigen Worten Ausdruck gegeben, welche die
25. Juli 1870. Thronrede in edelster Weise ergänzten und besiegelten: „Aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands sind mir in zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemein-

same Vaterland zugegangen, daß es mir ein unabweisliches Bedürfniß ist, diesen Einklang des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck meines königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich beschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde."

Als diese königlichen Worte in die Oeffentlichkeit drangen, war die militärische Einheit Deutschlands bereits eine vollbrachte Thatsache. Man hatte in Paris gehofft, der Krieg werde sich localisiren lassen. Man hatte nichts unterlassen, den ganzen Streit als einen Conflict zwischen Frankreich und Preußen, ja in manchen Schichten sogar als eine Art Zweikampf zwischen Napoleon und Wilhelm, zwischen den Hohenzollern und Bonapartes hinzustellen. In den politischen Kreisen an der Seine trug man sich mit dem Traumgebilde, es könne ein neuer Rheinbund ins Leben gerufen, die süddeutschen Regierungen könnten, wenn nicht zum Anschluß an Frankreich, so doch zu einer neutralen Haltung bewogen, die malcontenten Elemente im norddeutschen Bunde ausgeschieden werden. Und man hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, eine solche Situation herbeizuführen und Preußen zu isoliren; es gab Stunden und Tage, an welchen mancher vaterländische Mann in banger Sorge schwebte, ob das Nationalgefühl allenthalben stark genug wäre, die Vorurtheile und die Antipathien gegen Preußen, die da und dort hohe Fluthen trieben, niederzuhalten und der Ansicht Geltung zu verschaffen, daß in dem vorliegenden Falle die Allianzverträge vom Jahre 1866 zur Anwendung kämen. *Die Haltung des deutschen Volkes.*

Von **Baden** durfte man ein treues Zusammengehen mit dem norddeutschen Bunde sicher voraussetzen. *Baden.* Hier hatten Regierung und Landtag schon seit Jahren eine nationale Politik eingehalten, und es waltete kaum ein Zweifel ob, daß man in der Stunde der Entscheidung zu der deutschen Fahne stehen werde ohne Furcht vor den Gefahren und Opfern, die dieses schöne Land, der Garten der deutschen Erde, in erster Linie zu tragen haben würde. Denn in dem benachbarten Frankreich hatte man schon längst mit Verdruß wahrgenommen, wie gerade Baden, wo doch einst die Großherzogin Stephanie, die nahe Verwandte des Kaisers Napoleon, ihr Leben zugebracht, so vollständig der alten Rheinbundspolitik entsagt, so offen und männlich in das nationale Heerlager eingetreten war; diesem Lande drohte daher der erste zermalmende Stoß, wenn der ergrimmte Feind über den deutschen Strom setzte. Die Schreckensscenen des Orleans'schen Kriegs waren in der Pfalz noch nicht vergessen; jetzt durfte man eine Wiederholung in ausgedehnterem Maßstab erwarten. Um einen Vorwand für die beabsichtigten Gräuel zu erhalten, beschuldigte man in Paris

die badische Regierung, sie sei der Petersburger Convention, kraft deren die explodirenden Handgeschosse bei europäischen Kriegen in Anwendung kommen sollten, nicht beigetreten, eine Beschuldigung, deren Falschheit actenmäßig nachgewiesen werden konnte, während die Anklage einer Uebertretung dieser Convention französischerseits, wenn auch von Mac Mahon in Abrede gestellt, doch nie ganz widerlegt worden ist. Mehr als im Jahre 1866 stand das Großherzogthum in Gefahr, als „Compensationsobject" für Bundesgenossen behandelt zu werden. Aber ohne die drohenden Gefahren und Kriegsdrangsale ängstlich abzuwägen, stimmten alle Parteien in die Losung ein: Kampf gegen Frankreich! Die Kammern bewilligten ohne Widerspruch die zum Kriege nöthigen Geldmittel,
16. Juli 1870. und die Regierung ordnete rasch die Mobilmachung der badischen Mannschaften an. Die künftige Kriegsgeschichte wird einst die großen Verdienste zu verzeichnen haben, welche Baden in diesen verhängnißschweren Tagen um die Hut des Grenzstromes sich erworben hat, als man in rascher Entschlossenheit die Rheinbrücke bei Kehl, das stolze Meisterwerk der Technik, sprengte und dann, von Würtembergern unterstützt, durch einzelne Militärabtheilungen, die sich da und dort in täglich wechselnden Stellungen am rechten Ufer sehen ließen, die Meinung erzeugte, das Land sei von einem „Schwarzwald-Corps" gut bewacht und man dürfe nur mit starker Heeresmacht den Uebergang wagen. Neun Jahre später hat Oberst v. Seubert in einer Broschüre: „Die Würtemberger im Schwarzwald" lebendig und anschaulich beschrieben, mit welcher Umsicht und Ueberlegung das sechste Infanterieregiment, das einst bei Dossenbach gegen die badischen Freischaaren gekämpft (S. 313), jetzt die Thäler des Schwarzwaldes gehütet und die Pickelhauben in demonstrativer Weise zur Schau getragen. Auch in der Folge noch verhinderte ihre Anwesenheit und die Ueberschätzung ihrer Zahl den Uebergang von Freischaaren aus dem Oberelsaß.

Baiern. Anders stand es in Baiern. Von dem König zwar war es lange bekannt, daß sein jugendliches Herz von begeisterter Hingebung für die allgemeine deutsche Sache erfüllt sei; und auch von der Regierung in ihrer großen Mehrheit durfte man erwarten, daß sie einem Anschluß an den norddeutschen Bund, so weit ein selbständiges Staatsleben im eigenen Königreiche damit vereinbar sei, keine principielle Opposition entgegensetzen würde; dagegen hatten in der Landesvertretung die preußenfeindlichen Elemente sich zu einer großen Partei vereinigt, die bei allen wichtigen Fragen die Stimmenmehrheit erzielen konnte. Wie weit auch die Demokraten, Klerikalen und Particularisten in anderen Lebensanschauungen von einander abweichen mochten; in den politischen Hauptfragen gingen sie Hand in Hand. Für sie gab es nur ein baierisches Vaterland, daher bezeichneten sie sich auch als die „patriotische" Partei, eine zweideutige Namens- und Begriffsbegrenzung, welche in den Augen der gedankenlosen Menge die Gegner mit einem Makel bedeckte. Man war noch gerade mit einer Vorlage beschäftigt, welche das Militärbudget und die active Dienstzeit vermindern und

statt der stehenden Heere eine allgemeine Volkswehr begründen sollte, als die kriegerischen Verwickelungen zwischen Preußen und Frankreich das baierische Stillleben durchbrachen und die Frage, ob der früher abgeschlossene Militärvertrag in dem vorliegenden Falle bindende Kraft habe, auf die Oberfläche trieben. Schon wurden von Paris aus Versuche gemacht, die antinationalen Elemente im französischen Sinne zu bearbeiten und einzelne Vorkämpfer ultramontaner Richtung zu verlocken; aber Dank der deutschen Gesinnung des Königs, dessen warmer Herzschlag alle Schlingen der baierisch-österreichischen Neutralitätspolitik sprengte und für Ehre und Vaterland den Ausschlag gab, und des baierischen Volkes, besonders der Bürgerschaft von München, trug die deutsche Sache den Sieg davon. Doch mußte er im heißen Kampf erstritten werden; in der entscheidenden Sitzung des Landtags, in welcher die Geldmittel zur Mobilmachung 19. Juli 1870. des Heeres bewilligt werden sollten, beantragte die Commission durch den Mund ihres Berichterstatters Jörg nur eine solche Summe zu genehmigen, welche „zur Aufrechterhaltung bewaffneter Neutralität gegenüber den Kriegsereignissen zwischen Preußen und Frankreich“ erforderlich sei; aber die Kammermehrheit verwarf diese Beschränkung des Ausschusses und gab der Regierung freie Hand. Der Jubel der Hauptstadt über diesen Beschluß und die Dankesworte, welche König Wilhelm sofort auf telegraphischem Wege an den jungen Monarchen von Baiern richtete, gaben Zeugniß, wie sehr man die Tragweite dieses Schrittes zu würdigen wußte. Damit war auch der Anschluß von **Würtemberg** und **Hessen-Darmstadt** Würtemberg und Hessen. entschieden und der nationale Charakter des Krieges besiegelt. Die Ernennung des Kronprinzen von Preußen, eines leutseligen ritterlichen Fürsten, zum Oberbefehlshaber über alle süddeutschen Truppen schloß das Band noch fester. Es ging ein Gefühl durch die Nation, daß eine neue Aera für Deutschland anbreche; man verhehlte sich nicht, daß die neue Einheit mit Blut gekittet werden müsse, aber man war zu allen Opfern bereit.

Noch nie war in deutschen Landen eine solche Willigkeit zu werkthätiger Vaterländischer Aufschwung. Hülfeleistung bei den unvermeidlichen Leiden des Krieges zu Tage getreten, wie bei dieser Gelegenheit. Allenthalben bildeten sich Vereine von Männern und Frauen zum Lazarethdienst, zur Verpflegung von Kranken und Verwundeten, zur Darreichung von Speisen und Getränken an die Ausziehenden, zur Unterstützung der in der Heimath zurückgelassenen Familien der Landwehrmänner. Das rothe Johanniterkreuz auf weißer Armbinde sollte als Erkennungszeichen dienen und vor feindseliger Behandlung schützen. Es war der Drang der Humanität und Menschenliebe, den auch die eiserne Nothwendigkeit des Krieges nicht zu ersticken vermochte. Die Bewohner von Baden und der baierischen Pfalz, obwohl am meisten gefährdet, standen an kriegerischer Begeisterung hinter keinem Stamme zurück. Sie fragten nicht, was aus ihrem schönen Lande, ihren blühenden Städten und Dörfern werden würde, wenn die feindliche Armee im östlichen Frankreich, der man absichtlich die afrikanischen Schaaren, die Turcos,

Zuaven, Sipahis zugetheilt hatte, über die Grenzen bräche, welche Drangsale und Kriegsgräuel den Bewohnern selbst von diesen wilden Horden bevorständen, deren Verwendung unter civilisirten Nationen als eine Verletzung des Kriegs- und Völkerrechts angesehen werden konnte. Und doch war noch vor wenigen Jahrzehnten das linksrheinische Pfälzerland mit seinem Herzen und seinen Sympathien auf Frankreichs Seite gewesen und hatte sich unter der baierischen Herrschaft so unglücklich gefühlt. Der vaterländische Geist war aber allenthalben erwacht: die deutsche Literatur und die deutsche Schule hatten an dieser Sinnesänderung keinen geringen Antheil, und Arndt's flammende Lieder: „Zum Rhein, über'n Rhein, Alldeutschland in Frankreich hinein" waren nicht umsonst erklungen. Hatten Geschichte und Literatur im Spiegel der Vergangenheit unsere Tugenden und Fehler gezeigt, so hatte die Schule Vernunft und Nachdenken geweckt und gestärkt und hatte gelehrt, Wesen vom Schein, Wahrheit von Phrase zu unterscheiden. Mit ernster Andacht strömte alles Volk am 27. Juli, den der gottesfürchtige König zu einem allgemeinen Bettag bestimmt hatte, in die Kirchen, um für die bevorstehende schwere Zeit Hülfe und Erbarmen vom Himmel zu erflehen und die Seele zu stärken durch inbrünstiges Gebet. Wie im Jahr 1813 war auch jetzt wieder Frömmigkeit und religiöses Gefühl mit Vaterlandsliebe in der deutschen Soldatenbrust vereinigt und stärkte die todesmuthige Begeisterung und Hingebung für die große Sache. Ohne Unterschied der Confession sah man die Krieger, ehe sie die feindliche Erde betraten, die Evangelischen zum Abendmahl, die Katholischen zur Beichte gehen, um versöhnt mit Gott und im gläubigen Vertrauen auf seine Gnade und Barmherzigkeit in den Todeskampf zu ziehen. Vor den hohen Lebensaufgaben des Augenblicks traten Vorurtheile und confessionelle Engherzigkeit, traten die Verschiedenheiten in Cultus und Kirchenform in den Hintergrund.

„Die Erhebung dieser großen Tage" — schreibt Treitschke — „offenbarte selbst den Einfältigen und Schwachen zu ihrer eigenen Ueberraschung, wie reich das Leben sein kann, und welchen Schatz bürgerlicher Tugenden dies erwerbende Zeitalter sich noch bewahrt hat. Die Kampfgenossenschaft in Noth und Tod hat ein festes Band der Treue geschlungen um die Herzen unserer Krieger, mit Einem Schlage tausend gehässige Vorurtheile zerstört, die den Süden von dem Norden trennten und der friedlichen Ueberredung nie gewichen wären. Auch eine altväterliche von den starken Geistern des Radicalismus oft verspottete Wahrheit kommt wieder zu Ehren: die Einsicht, daß nur fromme Völker frei und tapfer sind. Wie ein Naturlaut brach der Name Gottes aus hunderttausend Lippen, als die Blüthe unserer Jugend in dichten Haufen gleich gemähten Halmen hinsank. Und wahrlich, nicht blöde Unfreiheit des Denkens, nicht jene knechtische Angst, die noch in allen schweren Zeiten die Franzosen schaarenweise zum Beichtstuhl trieb, sprach aus dieser deutschen Frömmigkeit. Katholiken und Protestanten, Schriftgläubige und philosophische Köpfe — alle die zahllosen persönlichen Glaubensbekenntnisse, die das freie Geistesleben unseres Volkes mit edler Duldsamkeit umschließt, beugten sich andächtig vor der göttlichen Vernunft, die über den Schrecken und Nöthen dieser Tage sinnvoll waltet. Ohne den männlichen Glauben an das Ewige

das über die niederen Sorgen des Einzeldaseins hinausreicht, konnten unsere tapferen Heere nicht schlagen wie sie schlugen, nicht leiden wie sie litten". — So groß war bei den süddeutschen Vortruppen am Oberrhein der Muth und die Kriegslust, daß eine Recognoscirungs-Patrouille unter dem würtembergischen Generalstabsoffizier Grafen Zeppelin, dem sich mehrere badische Offiziere (Wechmar, Villier, Gayling, Winsloe) freiwillig anschlossen, bei Lauterburg die Grenze überschritt und in einem sechsund- 26. Juli 1870. dreißigstündigen kühnen Ritt fünf Meilen weit das Land durchstreifte. Beim Ausruhen überfallen, wurde der badische Dragonerlieutenant Winsloe getödtet, seine Gefährten in Gefangenschaft geführt. Graf Zeppelin dagegen entkam in das Hauptquartier mit der Meldung, daß zwischen Lauterburg und Wörth keine größere Truppenansammlung zu bemerken sei.

2. Die ersten Augusttage.

Als vor dreihundert und mehr Jahren König Heinrich II. von Frankreich Das Kriegsmanifest und das Ausland. zur Eroberung von Metz und Lothringen auszog, verkündete ein Manifest, daß die Beschützung der deutschen Freiheit gegen die Tyrannei der Habsburger der einzige Zweck des Krieges sei, und daß der König keine Vortheile für sich selbst erringen wolle (X, 797 f.). In ähnlichem Sinne ließ sich auch die Proclamation 28. Juli 1870. des Kaisers Napoleon vernehmen, als er sich, nach Uebertragung der Regentschaft an seine Gemahlin Eugenie, mit seinem Sohne zur Armee begab. Auch hier ward hervorgehoben, daß Frankreich die glorreiche Fahne, welche die civilisatorischen Ideen seiner großen Revolution durch Europa getragen, wieder entfalte, um der Eroberungssucht Preußens entgegenzutreten, welche fortwährend zu Mißtrauen Veranlassung gegeben, allenthalben übertriebene Rüstungen nothwendig gemacht und Europa in ein Heerlager verwandelt habe. Frankreich führe keinen Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit es achte; Frankreich wünsche, daß die Völker, aus denen die große germanische Nation bestehe, in freier Weise über ihre Geschicke verfügen, und verlange für sich selbst nur einen Stand der Dinge, welcher seine zukünftige Sicherheit verbürge, einen Frieden auf dauernder Grundlage schaffe. „Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache vertheidigt, ist unüberwindlich". Wenn Napoleon hoffte, diese Auffassung des Krieges würde von der übrigen Welt getheilt werden und ihm Verbündete zuführen, so irrte er. Seine Diplomaten strengten umsonst ihre Kräfte an, die übrigen europäischen Höfe zum Anschluß an Frankreich zu bewegen; die neutrale Haltung wurde allenthalben als politischer Grundsatz aufgestellt. Wie sehr auch die kleineren Nachbarstaaten, Schweiz, Belgien, Holland mit ihrem Herzen auf Frankreichs Seite standen; wie sehr auch in Dänemark und Oesterreich eine einflußreiche Kriegspartei für den Anschluß an das Kaiserreich arbeitete, um Rache für Düppel und Sadowa zu nehmen; wie sehr selbst in Italien sich die alten französischen Sympathien regten; es kam zu keiner Intervention: die Rüstungen, die hie und da gemacht wurden, hatten nur einen eventuellen Charakter und gingen über die

Grenzen einer bewaffneten Neutralität nicht hinaus. Der österreichische Minister Beust hatte sich mit dem französischen Botschafter Gramont tief eingelassen und eifrig an einem Bündniß zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien gearbeitet. Er hätte zu dem Zweck selbst Rom dem König Victor Emanuel geopfert, um die öffentliche Volksstimme seinem Plane geneigt zu machen. Es wurde aber schon früher erwähnt (S. 923), daß sich Napoleon nicht zu einer Aenderung seiner Politik gegenüber dem Kirchenstaat entschließen konnte. Ohne Italien wollte Beust die Allianz mit Frankreich nicht eingehen. Sollte er sich der Gefahr aussetzen, von Italien abermals in dem Momente angegriffen zu werden, in welchem die österreichischen Waffen wieder gegen Preußen gerichtet waren? Vielleicht daß auch bei der Zusammenkunft des Königs von Preußen mit dem Kaiser von Rußland in Ems der Fall eines Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich ins Auge gefaßt und Verabredungen getroffen wurden; denn bei den offenkundigen Sympathien Napoleon's und der Franzosen für Polen konnte ein solches Bündniß auch für Rußland wichtige Folgen haben und kriegerische Verwickelungen herbeiführen. So wurde Oesterreich auch aus Besorgniß vor dem nördlichen Nachbar in den Tagen der Entscheidung von einer Action zu Gunsten Frankreichs abgehalten, und als nun noch der rasche Siegeszug der deutschen Heere die Kriegslust der Hof- und Militärpartei in Wien dämpfte, hielt es der vorsichtige Reichskanzler nicht für zeitgemäß, das Schicksal Oesterreichs an das von Frankreich zu knüpfen, die dem Minister Gramont eröffnete Aussicht einer Allianz zu verwirklichen. In England war die öffentliche Meinung anfangs der deutschen Sache nicht ungünstig, als durch Bismarck's „Enthüllungen" die bösen Absichten Frankreichs an Tag kamen. Die Erklärung der englischen Regierung, daß sie jede Verletzung der belgischen Neutralität und Selbständigkeit als einen Kriegsfall behandeln würde, konnte als eine Drohung gegen französische Eroberungsgelüste angesehen werden; erst als sich das Glück der Waffen so entschieden für Preußen wendete, machte das englische Ministerium wiederholt Vermittlungsversuche im Interesse Frankreichs. So unterblieb jede fremde Einmischung, wodurch der Krieg weitere Dimensionen angenommen haben würde; der Streit mußte zwischen Frankreich und Deutschland allein ausgefochten werden; es mußte zur endgültigen Entscheidung kommen, ob die deutschen Völker ihre inneren Angelegenheiten allein und selbständig ordnen dürften oder ob die schiedsrichterliche Einmischung des Nachbars in alle Ewigkeit fortdauern sollte. Wenn nach den Ereignissen von Sedan, wie Zeitungen meldeten, der Historiker Ranke in einem Gespräch mit Thiers auf dessen Frage: mit wem Deutschland eigentlich Krieg führe, die Antwort gegeben hat: mit Ludwig XIV., so wurde damit der wahre Standpunkt bezeichnet.

Stärke und Aufstellung der Heere. Ende Juli verließ König Wilhelm seine Hauptstadt und begab sich zur Armee, um, wie die Abschiedsworte „An mein Volk" verkündeten, für Deutschlands Ehre und für Erhaltung der höchsten Güter der Nation zu kämpfen. Ein-

Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen sollte das Zeichen sein, daß in diesem schicksalsschweren Momente eine innere Versöhnung in alle Gemüther einkehren möchte. Die französische Hauptarmee, etwa 200,000 Mann stark, stand in und um Metz unter dem Marschall Bazaine, der einst in dem Trauerspiel von Mexico die Hauptrolle gespielt und als Lohn eine Creolin von fabelhaften Reichthümern heimgeführt hatte, unter Canrobert, der sich im Krimkrieg einen guten Namen erworben, und unter General Bourbaki, dem Anführer der Kaisergarde. Der Name „Rheinarmee", den man derselben beigelegt hatte, deutete auf den Schauplatz hin, wo sie ihre Thätigkeit entfalten sollte. Dorthin begab sich der Kaiser, begleitet von seinem Sohne, „um ihn frühzeitig in die Helden- 27. Juli 1870.
laufbahn einzuweihen" und von dem Marschall Leboeuf, dem Kriegsminister und eigentlichen Oberbefehlshaber der gesammten Heeresmacht. Denn der Kaiser selbst, obwohl dem Namen nach der höchste Kriegsherr, überließ in allen wichtigen Operationen die Entscheidung seinen erfahrenen Generälen. Eine Proclamation an die französischen Soldaten verkündete: „Welchen Weg wir auch außerhalb unserer Grenzen einschlagen, wir werden dort die glorreichen Spuren unserer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Von unsern Erfolgen hängt das Schicksal der Freiheit und Civilisation ab". Weiter gen Osten stand die Südarmee unter Mac Mahon, Herzog von Magenta, dem berühmtesten Feldherrn in Frankreich, etwa 100,000 Mann stark, darunter die schwarzen und dunkelfarbigen Krieger aus Afrika und die Zuaven, meistens geborne Franzosen, die „verlornen Söhne" der großen Städte. Sie war nach dem Elsaß vorgeschoben und ihre Vorhut unter General Douay stand am Oberrhein. In dem stehenden Lager von Chalons war eine dritte Armee, aus Ersatzmannschaften und Mobilgarden zusammengesetzt, noch im Bilden und Sammeln begriffen, während eine gut bemannte Kriegsflotte von Cherbourg durch den Kanal segelte, um in der Nord- und Ostsee zu kreuzen, die Häfen zu blokiren und an den Küsten zu landen. Auch die deutsche Kriegsmannschaft, welche in der letzten, glühend heißen Juliwoche sich durch die baierische Rheinpfalz den Grenzen Frankreichs näherte, war in drei Heersäulen getheilt, die erste unter General Steinmetz, 61,000 Mann stark und die Armeecorps I (Manteuffel), VII (Zastrow) und VIII (Goeben) umfassend, auf dem rechten Flügel, die zweite unter Prinz Friedrich Karl in einer Stärke von 206,000 Mann und 534 Geschützen, in der Mitte, die dritte, 180,000 Kriegsmannschaft und 480 Geschütze zählend unter dem Kronprinzen von Preußen und dem General von Blumenthal als Chef des Generalstabs, auf dem linken Flügel. Bei der mittleren Heersäule, der die Armeecorps II unter Fransecky, III und IV unter den beiden Alvensleben, IX unter Manstein, X unter Voigts-Rhetz und das XII. (Sächsische) unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen angehörten, befand sich der König, der Oberfeldherr über die Gesammtmacht, deren treffliche Organisation er als „sein eigenstes Werk" betrachten konnte, und ihm zur Seite der große Generalstab unter

der Leitung des genialen Moltke. Auch der Bundeskanzler, Graf Bismarck und der Kriegsminister v. Roon waren in seiner Umgebung. General Vogel von Falckenstein leitete von Hannover aus die norddeutsche Küstenvertheidigung gegen die feindliche Flotte. Durch den wohlorganisirten Mobilisirungsplan der preußischen Armeekörper, der wie ein großartiges Räderwerk an allen Orten gleichmäßig und rechtzeitig in Bewegung gesetzt ward, konnten rasch namhafte Streitkräfte gesammelt werden.

Die „Eröffnungsschlacht" vor Saarbrücken und die französische Presse.

In Saarbrücken, einer offenen gewerbreichen Grenzstadt, hütete eine kleine preußische Heerabtheilung, Fußvolk und Reiterei, zusammen nicht über 1500 Mann, die Grenze. Gegen diese rückte ein französisches Armeecorps unter General Frossard von Metz aus ins Feld. Der Kaiser selbst befand sich mit dem Prinzen, zu dessen militärischem Erzieher Frossard bestellt worden war, bei dem Heer, um durch einen glücklichen Anfang das kaiserliche „Prestige" zu befestigen. Auf die Kunde von dem Anzuge so bedeutender Streitkräfte wollte man preußischer Seits die geringe Mannschaft zurückziehen; aber der Befehlshaber, Oberstlieutenant v. Pestel, erbat sich die Erlaubniß, den Kampf annehmen zu
2. Aug. 1870. dürfen. So ereignete sich denn das Gefecht bei Saarbrücken, welches, da die Preußen nach einem auf beiden Seiten gleichen Verluste am Abend sich in guter Ordnung vor der Uebermacht zurückzogen, von den französischen Zeitungen als ein glänzender Sieg gefeiert und zur Verherrlichung des kaiserlichen Namens ausgebeutet ward. „Saarbrücken ist wieder eine französische Stadt geworden", prahlte man, „das prächtige Steinkohlenbecken an der Saar ist Eigenthum der Franzosen. Saarbrücken ist die erste Etappe, bald werden wir die letzte, Berlin, erreichen". Der Prinz sollte, wie Napoleon selbst in einem Siegesbericht an seine Gemahlin meldete, mitten im Kugelregen eine seltene Kaltblütigkeit bewiesen und den ersten Schuß aus den Mitrailleusen mit wunderbarer Wirkung gethan haben. Bald nach diesem militärischen Schaustücke, dessen einziger Erfolg die Beschießung des Bahnhofes von Saarbrücken war, wobei auch die offene Stadt einigen Schaden litt, kehrte der Kaiser nach der Festung Metz zurück. Dies war der Anfang der Prahlerei und Heuchelei, die bei dem Kriege in Scene gesetzt werden sollte. Die gewaltigen Ereignisse, die in den nächsten Tagen wie ein zermalmender Blitzschlag über Frankreich hereinbrachen, haben freilich die kaiserlichen Siegesbülletins schnell zum Schweigen gebracht; aber der übermüthige Ton der Presse ist sich stets gleich geblieben. Verlogene Berichte hielten Volk und Heer im Unklaren über die wahre Sachlage, und den siegreichen Waffen ihrer Gegner setzten sie Schmähungen und giftigen Haß entgegen. Bis zu Ende des Kriegs wurde die bevorstehende Vertreibung „der nordischen Barbaren" von dem „geheiligten Boden Frankreichs" verkündigt, und Sieg und Rache als unfehlbares Resultat der französischen Tapferkeit hingestellt. Man hat viel von der Eitelkeit, der Selbstüberschätzung, dem Komödiantenwesen der Franzosen geschrieben und erzählt; aber so kläglich und lächerlich wie die öffentliche Stimme zu diesen schwe-

ren Zeiten jene Eigenschaften zu Tage gekehrt hat, hatte man sich diesseits des Rheines die gleißnerische Selbstbespiegelung, den bodenlosen Eigendünkel doch nicht gedacht.

Eine französische Division von der Mac Mahon'schen Armee war unter General Abel Douay bis an die Grenze von Rheinbaiern vorgerückt und hatte das befestigte Städtchen Weißenburg besetzt, den Mittelpunkt der in der Kriegsgeschichte vielgenannten „Weißenburger Linien", wo schon im spanischen Erbfolgekrieg und dann in den Revolutionskämpfen des Jahres 1793 deutsche und französische Heere ihre Kräfte miteinander gemessen hatten. Dieser an Erinnerungen reiche Boden im nördlichen Elsaß sollte auch jetzt wieder der Schauplatz des ersten ernsten Kampfes beider Nationen werden. Die aus Preußen und süddeutschen Bundestruppen zusammengesetzte dritte Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen war an die Lauter vorgedrungen und rückte zwischen Weißenburg und Lauterburg südwärts. Da stieß der rechte Flügel, zumeist bestehend aus Baiern unter den Generälen von der Tann und Hartmann und dem Divisionsgeneral Bothmer, aus Schlesiern und Posenern unter General v. Kirchbach und aus Hessen, Nassauern und Thüringern unter Generallieutenant v. Bose, jene zum V., diese zum XI. Armeecorps vereinigt, auf den Feind, der theils in der Stadt selbst, theils auf dem Geisberg, einer steilen Anhöhe mit Schloß im Süden derselben, aufgestellt war, und erfocht den ersten Sieg. Weißenburg wurde im heißen Straßenkampf erstürmt und die Franzosen trotz ihres tapfern Widerstandes und der vortheilhaften Stellung aus den Linien und vom Geisberg zurückgeworfen. Douay selbst ließ sein Leben in der Schlacht. Auf beiden Seiten waren die Verluste beträchtlich; die große Zahl gefallener Offiziere war ein Beweis, mit welchem Muthe sie den Mannschaften vorangingen; nur mit Mühe rettete Major von Kaisenberg mit Aufopferung des eigenen Lebens eine Bataillonsfahne des Königs-Grenadier-Regiments. Damals sah das aufgeregte Deutschland zum erstenmal unter den Gefangenen afrikanische Turcos und dankte dem Himmel, daß diese wilden Söhne der Wüste nicht als Sieger oder als bewaffnete Angreifer den Rhein überschritten.

Weißenburg. Geisberg. — *4. Aug. 1870.*

Hatte schon die Erstürmung des Geisbergs, wo die preußischen und baierischen Bataillone im stärksten Feuer der Chassepot- und Geschützkugeln mehrere tausend Schritte aufwärts vorrückend die Höhe erklimmten und den Feind in die Flucht jagten, die Welt mit Bewunderung erfüllt über die todesmuthige Tapferkeit der deutschen Krieger, so sollte diese Bewunderung noch steigen, als zwei Tage nachher, die Kunde von der Hauptschlacht bei Wörth zu den Völkern Europa's drang. Die Feuertaufe zum einträchtigen Zusammengehen, welche bei Weißenburg Baiern, Preußen und norddeutsche Bundestruppen empfangen, wurde bei Wörth, wo neben ihnen auch Hessen, Würtemberger und Badener unter dem Befehl des preußischen Generals v. Werder in die Action eintraten, in größerer Ausdehnung ertheilt. Auf die Nachricht von der Niederlage des Generals Douay nämlich hatte Mac Mahon,

Schlacht bei Wörth. — *6. Aug.*

einsehend, daß er die Vorhut in nicht genügender Stärke einem an Zahl überlegenen Feinde entgegengestellt und dadurch in die schlimme Lage gebracht, die sämmtlichen Heerabtheilungen im Elsaß zusammengezogen und sich auf dem rechten Ufer des Sauerbachs auf einem hügeligen, zur Vertheidigung äußerst günstigen Terrain aufgestellt, also daß sich an das Mitteltreffen bei Fröschweiler der linke Flügel unter General Ducrot, der rechte unter Lartigue und Conseil-Dumenil anschloß, während auf dem linken Ufer des Baches der Kronprinz Friedrich Wilhelm, die gemischten Heeresabtheilungen mit den von Weißenburg vorrückenden Truppen vereinigend, die Höhenzüge von Wörth bis Gunstett besetzt hielt. Bei diesen und den umliegenden Orten wurde die blutige Schlacht von Wörth-Reichshofen geliefert, welche für den ganzen Krieg entscheidend sein sollte. „Zahlreiche Weiler und Gehöfte, die das Terrain an vielen Stellen coupieren, ein Wald, der die feindliche Rückzugslinie schützte, Rebengehänge, die zu demselben hinaufführen, gaben der französischen Armee oberhalb ihrer Linien die stärkste Deckung". Die Hauptstellung war durch alle Mittel der Kunst, Schützengräben, Verhaue, Schanzen, Drahtbarrieren verstärkt und dadurch das Mißverhältniß der beiderseitigen Kräfte, 40,000 Franzosen gegen 90,000 Deutsche, einigermaßen ausgeglichen. Aber wie tapfer auch die Franzosen, immer mit frischen Truppen unterstützt, bei Fröschweiler widerstanden und ihren alten Kriegsruhm bewährten; an der entschlossenen Festigkeit und strammen Haltung der preußischen und deutschen Truppen, welche, wie am Geisberg, mit kühnem Todesmuthe die steilen, von Batterien geschützten Höhen erklimmten, brach der französische „Elan" allmählich zusammen und gegen die sicher zielende Artillerie blieben auch die Mitrailleusen im Nachtheil. Alle Kämpfer des Nordens wie des Südens waren von gleichem Muthe beseelt, und der Kronprinz selbst bezeugte, daß die Baiern durch ihr rechtzeitiges Eingreifen und durch eine geschickte Flankenbewegung viel zur günstigen Entscheidung des Tages beigetragen. Die Schlacht endigte nach fünfzehnstündigem Ringen mit einem vollständigen Siege der Deutschen. Während die Trümmer der Mac Mahon'schen Südarmee nach der tapfersten Gegenwehr einen fluchtähnlichen Rückzug nach Niederbronn, Zabern und Nanzig antraten, um sich mit der andern kaiserlichen Heersäule in Chalons zu vereinigen, nahm die Armee des Kronprinzen Besitz vom Elsaß und schickte sich an, die Festungen auf dem linken Rheinufer, von Straßburg bis Belfort, allmählig zu erobern. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr bedeutend. Zwei französische Cuirassierregimenter, die unter den Generalen Nansouty und Michel den Feind aus dem Dorfe Elsaßhausen hinauswerfen wollten, waren gänzlich vernichtet, kaum hundertundfünfzig Mann sollen von der prächtigen Reiterschaar übrig geblieben sein.

Selbst der „Moniteur" ließ unter der Verherrlichung der französischen Tapferkeit die wahre Lage durchblicken: „Um die Trümmer der Divisionen, die zu Brigaden geworden, zurückzubringen, wirft Mac Mahon der feindlichen Vorhut ein Cuirassierregiment

entgegen, um deren zermalmenden Marsch aufzuhalten. Diese eisernen Soldaten wissen, daß sie dem Tode entgegengehen. Trotz der Batterien, trotz des Gewirrs der übereinanderfallenden Menschen und Pferde gelangen sie vor die Fronte der preußischen Regimenter, durchbrechen dieselben, hauen sie nieder, drängen vorwärts. Aber andere zahlreiche Bataillone kommen mit ihrer Wucht den Preußen zu Hülfe und der Rest unserer Cuirassiere verschwindet im feindlichen Strudel. Der Marschall hat noch ein Regiment Chasseurs zur Hand. Er gibt ein Zeichen, es greift an und macht gleich den Cuirassieren abermals eine gräßliche Lücke unter den Preußen. Dadurch wird der Rückzug des französischen Fußvolks gedeckt, aber die Chasseurs sind dahin". Ein Augenzeuge schreibt: „Es war ein großartiger Anblick, als die blanken Panzergeschwader zwischen den Waldpartien glänzend hervorbrachen, sie kamen wie ein Gewittersturm, die Erde dröhnte. Als sie bis auf zweihundertundfünfzig Schritte heran waren, rollten von drei Seiten her die Salven und wie über den Tisch gefächerte Karten sanken die vordersten Glieder Mann an Mann. An andern Stellen lagen sie wie ein wirrer Knäuel von Mann und Roß. Gestürzte Reiter hier, ledige Pferde dort, liefen über das Feld hin. Der Rest sprengte in wilder Flucht zurück. Zwei Regimenter auseinandergefegt wie Spreu".

Unter den Gefallenen waren General Colson, das Haupt des Mac Mahon'schen Generalstabes und General Raoul, Führer der dritten Division, die bei Fröschweiler den zähesten Widerstand geleistet. Sogar der Staatswagen des Marschalls mit seinen Briefschaften und Actenstücken und die Kriegskasse mit beträchtlichen Geldsummen fielen in die Hände der Sieger. Meilenweit waren Straßen und Felder mit Waffen, Kriegsgeräth, Tornistern und Monturstücken bedeckt. Caravanenartig flüchtete die Bevölkerung den Vogesen zu. Aber auch auf deutscher Seite lagen viele brave Krieger, Offiziere wie Gemeine, auf dem Schlachtfeld. Der tapfere General Bose, Commandeur des elften Armeecorps, blutete aus zwei Wunden, die baierischen, preußischen und würtembergischen Truppen hatten einen Verlust von 8000 Mann, darunter über vierhundert Offiziere. Wiederum wurden über 6000 Gefangene, zur Hälfte Zuaven und Turcos, und eine große Menge Kanonen, Mitrailleusen, zwei Adler und andere Kriegsbeute über den Rhein geschafft. Die Franzosen schrieben ihre Unfälle theils der überlegenen Streitmacht der Feinde, theils dem Umstande zu, daß das fünfte Armeecorps, das unter General de Failly bei Bitsch stand, nicht rechtzeitig auf dem Gefechtsfeld eintreffen konnte; aber schon damals gab ein fremder Mann, der Augenzeuge des riesenmäßigen Kampfes gewesen, das richtige Urtheil ab: „Die Franzosen sind verloren. Das sind keine Bataillone, das sind Mauern, die mit unwiderstehlicher Macht vordringen. Man sieht gar nicht, daß die Kanonen, Mitrailleusen, Gewehre sie berühren. Jede Lücke schließt sich augenblicklich. Nur hinter den Reihen merkt man, daß sie gelichtet wurden. Jeder Mann, vom ersten bis zum letzten, ist ein Held. Frankreich ist verloren, und um so mehr, je länger der Krieg dauert". *Die Opfer von Wörth.*

Dieses Urtheil fand seine volle Bestätigung in einer andern nicht minder glänzenden und nicht minder blutigen Waffenthat, die an demselben Augusttage *Saarbrücken u. Spicherer Höhen.*

6. Aug. 1870. vollbracht wurde, in der Schlacht bei Saarbrücken und auf den Spicherer Höhen, wo die Franzosen nicht nur wie bei Weißenburg und Wörth in höchst günstiger Position standen, sondern auch an Truppenzahl überlegen waren. Das Armeecorps des Generals Frossard hatte Saarbrücken und den auf einer Anhöhe liegenden Exercierplatz des Ortes geräumt und weiter südwärts auf dem waldigen Höhenzug von Spicheren und Forbach eine Position genommen, die sowohl durch die natürliche Lage auf dem steilen, zum Theil waldbedeckten Bergrücken, als durch Ringverschanzungen und aufgeworfene Wälle für uneinnehmbar gelten konnte. Bis in das Thal herab, welches den Saarbrücker Exercierplatz von den mehrere hundert Fuß hinansteigenden Höhen trennt, waren feindliche Batterien in gedeckten Stellungen aufgepflanzt. Mehrere Stunden lang versuchten die preußischen Vortruppen der ersten Armee unter den Generalen Zastrow, Kamecke u. a. die Höhen in der Fronte und auf den Seiten zu ersteigen; zwei Angriffe wurden zurückgeworfen und auf den Felsenabhängen und Wällen verblutete manches tapfere Soldatenherz. Aber neue Zuzüge, welche General v. Alvensleben von der zweiten Armee nach dem Gefechtsfelde richtete, woher er den Kanonendonner vernahm, ergänzten die gelichteten Reihen und verstärkten die Truppenzahl und die Artillerie, so daß General von Goeben, der nunmehr das Commando übernahm, einen neuen Angriff gegen die mächtigen Positionen des Feindes auszuführen wagte. Stürmend stiegen die heldenmüthigen Krieger bei furchtbarer Hitze troß großer Ermüdung vom weiten Marsch unter Hurrahrufen die steilen Anhöhen empor, bis sie das Plateau erreichten. Aber hier strengten die Franzosen alle Kräfte an, um sich zu behaupten; es erhob sich ein Kampf von furchtbarer Heftigkeit. Erst als es der Artillerie gelang, mit unglaublichen Anstrengungen zwei Batterien auf schmalem Gebirgspfad empor zu schaffen, ein Meisterstück von Bravour und strategischer Kunst, und auch auf beiden Flügeln neue Truppentheile, die der Kanonendonner herbeigeführt, in den Kampf eingriffen, wurde der Feind, nachdem seine letzten Anstrengungen an der unerschütterlichen Ruhe und Energie der Preußen gescheitert und seine Kraft wie an einem Felsen zerschellt war, zum Weichen gebracht. Er räumte das Schlachtfeld, und nur der hereinbrechenden Dunkelheit hatte es das Corps Frossard zu verdanken, daß sein Rückzug nicht in vollständige Flucht ausartete. Aber wie sehr alle Bande der Zucht und Disciplin gelockert waren, bewiesen die in Forbach, in Saargemünd, wo das Hauptmagazin für die Feldarmee angelegt war, und auf allen Wegen erbeuteten Vorräthe von Proviant der verschiedensten Art, von Monturstücken, Munition und andern Gegenständen, so wie die Menge zersprengter Soldaten, die einzeln oder in Rotten in den Wäldern umherstreiften. Wie bei Weißenburg und Wörth wiederholte sich auch bei Spicheren und Forbach die Erscheinung, „daß die einzelnen Armee-Corps sich beeilen dem Kanonendonner entgegen zu marschiren, sich auch ohne besonderen höheren Befehl zum Gefecht aneinander schließen und selbständig in dasselbe gewandt und entschieden eingreifen.

während auf französischer Seite selbst positiv ertheilte Befehle eine gegenseitige Unterstützung in den wichtigsten Momenten nicht herbeizuführen vermögen". Nur dieser einsichtsvollen Entschlossenheit und wunderbaren Kriegskunst waren die Erfolge bei Saarbrücken zu verdanken, da es ursprünglich nicht im Kriegsplane gelegen, mit der I. Armee angriffsweise vorzugehen. Sie sollte nur die Saarlinie besetzen und festhalten, bis die zweite Armee auf gleicher Höhe angelangt sein würde. Es war also ein improvisirtes Gefecht, hauptsächlich herbeigeführt durch das Verlangen der deutschen Soldaten, sich möglichst bald mit den feindlichen Waffen zu messen. Göben und Zastrow führten abwechselnd den Oberbefehl. Steimnetz langte erst am Abend auf dem Schlachtfelde an als schon die Gefechte in vollem Gange waren. Wie verschieden war dagegen die Haltung auf französischer Seite! Marschall Bazaine, der nur drei Stunden vom Schlachtfelde entfernt war, hat nicht in den Waffengang eingegriffen; sei es, daß Frossard seine Unterstützung anfangs nicht für nöthig hielt, oder daß der andere die Stellung vor Forbach nicht preisgeben wollte. Es zeigte sich daher bei der französischen Armee hier wie bei Wörth weder innerer Zusammenhang noch Entschlossenheit im Handeln auf eigene Verantwortung. Es war ein glänzender Siegestag für die deutsche Kriegsehre, dieser sechste August; aber auch manches theure Leben war ihm zum Opfer gefallen. Unter den Todten befand sich der preußische General von François. Das Schlachtfeld auf dem Spicherenberge war wie der Geisberg und die Höhe von Fröschweiler mit Leichen bedeckt. „Die rothen Hosen und blauen Röcke der Gefallenen leuchteten auf den Feldern wie Mohn- und Kornblumen aus den Aehren".

3. Der Krieg um Metz.

Diese Vorgänge wirkten entscheidend auf den ganzen Krieg. Die beiden niederschmetternden Schläge bei Wörth und Saarbrücken, sagt Vorbstädt, öffneten den deutschen Armeen die Eingangsthore Frankreichs auf der ganzen Nordostfront ohne weiteren Kampf. Vom 6. August an bewegten sich die deutschen Heere ausschließlich auf französischem Boden und durch die glücklich eröffnete Offensive war jede Gefahr einer feindlichen Invasion in Nord- wie in Süddeutschland von Westen her abgewendet. Der Siegesrausch, der durch eine falsche Börsennachricht die aufgeregte französische Hauptstadt erfaßte, war von sehr kurzer Dauer und wich bald einer allgemeinen Bestürzung. Die Bewegungen der siegreichen Truppen, welche die Vogesenpässe besetzten und nach der Einnahme der kleinen Festung Lützelstein bis an die Mosel vordrangen, indeß der badische General Beyer Straßburg zu belagern begann, waren so rasch und überwältigend, daß man bereits Vorkehrungen für die Sicherheit von Paris treffen zu müssen glaubte. Proclamationen der Kaiserin vom 7. und des

Ministerwechsel in Paris. Die französischen Heere in Lothringen.

Ministeriums vom 8. August, die zu einer allgemeinen Erhebung des Volkes unter der Fahne der nationalen Ehre aufforderten, ließen trotz der sichtlichen Abschwächung der Niederlagen die ganze Wucht der Schläge ahnen. Im gesetz-
9. Aug. 1870. gebenden Körper, dessen Einberufung schnell um zwei Tage vorgerückt ward, gab sich eine so scharfe Opposition gegen die Regierung kund, daß das Ministerium „der ehrlichen Leute", Ollivier-Gramont seine Entlassung einreichte und die Kaiserin Eugenie den hochbejahrten General Montauban Grafen von Palikao, den Helden von China (S. 200), mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragte, welches seine Hauptaufgabe in der nationalen Vertheidigung gegen die feindliche „Invasion" erblicken sollte. Die erste Maßregel des neuen Cabinets war daher die Vermehrung der Streitkräfte durch Einberufung ausgedienter oder befreiter Soldaten, durch neue Aushebungen, durch Bildung von Mobilgarden, durch Kriegsanleihen; zugleich wurde der Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht dem Marschall Leboeuf entzogen und dem Marschall Bazaine übertragen, ein Schritt, der als eine verhüllte Absetzung des Kaisers selbst vom Obercommando angesehen ward, obwohl derselbe mit seinem Sohne noch immer bei der Metzer Armee verblieb, ohne jedoch in die Operationen Bazaine's einzugreifen. Der neue Generalissimus zog nunmehr das bei Saarbrücken-Forbach zurückgeschlagene Armeecorps Frossard's und andere Truppentheile an sich, während Mac Mahon mit den Ueberresten der Vogesenarmee weiter südwärts sich gen Chalons wandte, wo frische Truppen sich gesammelt hatten, oder noch in Zuzug oder in der Formation begriffen waren. Die ursprüngliche „Rheinarmee" war somit in zwei Hälften getheilt. Bei Bazaine in Metz befand sich auch der alte General Changarnier (S. 433), welcher bei Ausbruch des Krieges dem Kaiser seine Dienste angeboten hatte und aus dem Exil heimgekehrt war, so wie Canrobert, Bourbaki, Ladmirault, Decaen u. a. Mit Mac Mahon, dessen Heerkörper bereits als die Armee von Paris bezeichnet ward, vereinigten sich in und um Chalons die Truppen von de Failly, Felix Douay, Ducrot, Lebrun u. a. Auch die Marinesoldaten wurden nun nicht eingeschifft, sondern gleichfalls zur Landesvertheidigung verwendet.

Charakter des Kriegs. Besetzung von Lothringen. Nach den Schlachten bei Wörth und Saarbrücken rückten die preußischen Heere, bei denen sich mittlerweile König Wilhelm selbst eingefunden, verbunden mit anderen deutschen Truppen aus den Nordstaaten und Hessen-Darmstadt, in
11. Aug. 1870. Lothringen ein und nahmen Besitz von Nanzig (Nancy) und dem ganzen offenen Lande. Eine Proclamation, welche der König beim Betreten des feindlichen Gebietes von St. Avold aus an das französische Volk richtete, sagte, daß er Krieg führe mit den französischen Soldaten, nicht mit Frankreichs Bürgern. Diese würden deshalb fortfahren, vollständige Sicherheit für ihre Person und ihre Güter so lange zu genießen, als sie nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen deutsche Truppen den König des Rechts beraubten, ihnen seinen Schutz angedeihen zu lassen. Die hier ausgesprochenen Voraussetzungen eines

offenen und ehrlichen Kampfes wurden gar bald außer Acht gelassen. Wenn in den ersten Wochen der Krieg den Charakter eines großartigen militärischen Wettstreites behauptete, so ging derselbe mehr und mehr von französischer Seite in einen Volkskrieg über und nahm, Dank der aufreizenden Sprache und den Lügenberichten der öffentlichen Blätter, eine so feindselige Gestalt an, daß die Grenzlinie zwischen Krieg und Meuchelmord oft sehr verblaßt war. Von der gereizten Stimmung des Volkes gab auch die Ausweisung der Deutschen, die in den französischen Städten sich niedergelassen hatten und friedliche Geschäfte betrieben, ein auffälliges Zeugniß. Alle Leidenschaften, Haß, Neid, Verdacht des Spionirens, Mißtrauen in ihre Gesinnung vereinigten sich zu Angriffen und zur Verfolgung harmloser deutscher Bewohner, selbst wenn sie nationalisirt waren, den größten Theil ihres Lebens in Frankreich zugebracht hatten und sehr häufig französische Sympathien hegten. Mit dem Einzug des Kronprinzen in Nanzig konnte Lothringen als erobertes Land angesehen werden, wenn auch Metz, 12. Aug. 1870. Diedenhofen und einige kleinere Grenzfestungen noch in Feindeshand waren. Und daß man preußischer Seits schon jetzt die Erwerbung der früher zum Reiche gehörenden Länder und Städte für Deutschland fest ins Auge faßte, bewies die Einsetzung deutscher Verwaltungsbeamten in den beiden Landschaften Elsaß und Lothringen. Mit staunender Bewunderung blickte die Welt auf die Erfolge der preußischen Waffen und auf das Zusammenbrechen der Napoleonischen Herrschaft, welche ganz Europa zwei Jahrzehnte lang durch den Schein von Macht und Größe geblendet hatte. Daß auch den Kaiser selbst eine düstere Ahnung seines Falles beschlich, bewies ein Artikel seiner Amtszeitung vom 8. August, worin neben den Lobpreisungen der französischen Tapferkeit und der zuversichtlichen Hoffnung auf einen heldenmüthigen Aufschwung der ganzen Nation auch ein Hülferuf an das Ausland unverkennbar verborgen lag. Europa, heißt es darin, sehe mit Unruhe auf die Machtvergrößerung Preußens und alle Regierungen und Völker müßten in ihrem eigenen Interesse darauf bedacht sein, daß das Gleichgewicht nicht durch eine eroberungssüchtige Nation gestört würde, sie müßten Europa dem preußischen Despotismus entreißen und Frankreich unterstützen, sei es durch Allianzen, sei es durch Sympathien. Die Sympathien der neutralen Völker sind den Franzosen während des ganzen Krieges in reichlichstem Maße zu Theil geworden, aber zu Allianzen ließ sich die angerufene „Weisheit der Regierungen und Völker“ nicht fortreißen.

„Es gibt im Leben der Völker feierliche und entscheidende Stunden“, lautete der Artikel nach der Augsburger Allg. Zeitung, „in welche Gott ihnen Gelegenheit gibt zu zeigen, was sie sind, was sie vermögen. Dieser Augenblick ist für Frankreich gekommen. Man behauptete manchmal, daß die große Nation, unerschrocken im Aufschwung und Erfolge, schwer Unglücksfälle ertrug. Was vor uns nun vorgeht, berichtigt diese Verleumdung. Die Haltung der Bevölkerung ist nicht die der Entmuthigung; sie ist die der patriotischen Wuth und erhaben. Gegen die Eindringlinge in Frankreich, wo sie ihr Grab finden sollen, werden alle Franzosen sich erheben wie ein Mann. Sie denken an ihre Napoleon's Appell an das Volk und das Ausland.

Vorfahren, und ihre Abkömmlinge haben Jahrhunderte des Ruhmes hinter sich und eine Zukunft vor sich, die ihr Heroismus frei und mächtig machen soll. Niemals war das Vaterland für den Geist der Ergebenheit und Opferwilligkeit besser vorbereitet; niemals ließ es in imposanterer und großartigerer Weise die Kraft und den Stolz des Nationalcharakters erblicken. Es schreit mit Enthusiasmus: Auf zu den Waffen! Siegen oder Sterben ist seine Devise. Während unsere Soldaten den Boden des Vaterlandes heroisch vertheidigen, beunruhigt sich Europa mit Recht über die Erfolge Preußens. Man weiß nicht, wie weit der Ehrgeiz dieser unersättlichen Macht gehen würde, wenn sie durch einen endgültigen Triumph überreizt würde. Es ist ein unveränderliches Gesetz der Geschichte, daß jedes Volk, das durch übertriebene Gelüste das allgemeine Gleichgewicht stört, einen Rückschlag gegen seine Siege hervorruft und alle anderen Völker gegen sich kehrt. Es kann nicht fehlen, daß diese Wahrheit sich noch einmal durch Thatsachen bewähre. Wer ist demnach an der Wiedererstehung des Kaiserthums in Deutschland interessirt, wer kann denn wünschen, daß die Nordsee und Ostsee preußische Seen werden? Sind es Schweden, Norwegen, Dänemark, die der Triumph Preußens vernichten würde? Ist es Rußland, das mehr als irgendeine andere Macht dabei interessirt ist, das Gleichgewicht im Norden gegen die germanischen Gelüste zu retten? Ist es England, das als große See- und Schutzmacht Dänemarks den Fortschritten der preußischen Marine widerstreitet? Ist es das durch die kühnen Intriguen Bismarck's bereits bedrohte Holland? Was Oesterreich betrifft, so würde die Wiederherstellung des germanischen Kaiserthums zum Vortheile des Hauses Hohenzollern der verhängnißvollste Schlag nicht nur gegen die Dynastie Habsburg, sondern auch gegen den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie sein. Preußen wird sicherlich versuchen, dem Wiener Cabinet Versprechungen zu machen; aber man kennt den Glauben, den man den Worten Bismarck's schenken darf. Würde jedwede angebliche Garantie jemals stärker sein als die Bande, welche Preußen mit dem deutschen Bunde vereinigten, und die Preußen uns und seinen Pflichten und Verpflichtungen zum Trotze so gewaltthätig zerriß? Der endgültige Triumph Hohenzollerns würde für Italien nicht weniger unheilvoll als für Oesterreich sein. Ein germanisches Kaiserthum würde um jeden Preis Küsten haben wollen; es müßte dieselben im Süden eben so wie im Norden, es würde Venedig und Triest, eben so wie Kiel und Amsterdam haben wollen. Italien wäre in seiner Regenerirung gefährdet. Wir appelliren mit Vertrauen an die Weisheit der Regierungen und der Völker, um Europa dem preußischen Despotismus zu entreißen, um uns zu helfen, sei es durch Allianzen, sei es durch Sympathien, um das europäische Gleichgewicht zu retten. Bereits sind günstige Anzeichen von England zu signalisiren, das, durch unsere so kategorischen und so loyalen Erklärungen bezüglich der belgischen Neutralität vollständig befriedigt, unsere Nordgrenze deckt, indem es sich bereit zeigt, sie von der belgischen Seite zu vertheidigen, wenn Preußen sie verletzen wolle. Schweden, Norwegen und Dänemark zeigen eine von Patriotismus gehobene Haltung. Der Kaiser von Rußland beehrt unseren Botschafter mit ganz besonderem Wohlwollen, und die hervorragendsten Organe der russischen Presse führen eine ungünstige Sprache für die preußische Sache. Die Wiener Journale, welche anfänglich schüchtern gewisse Sympathien für Bismarck zeigten, sind gezwungen, der öffentlichen Meinung nachzugeben, und führen eine den wahrhaften Interessen Oesterreichs entsprechende Sprache. Der Kaiser von Oesterreich, der König von Italien und ihre Regierungen bezeugen uns mehr und mehr befriedigende Dispositionen. Oesterreich und Italien rüsten thätig. Die Ministerien von Wien und Pest gehorchen einem gemeinsamen Gedanken, und der Augenblick naht, wo Preußen von dieser Seite her den ernstesten und schwierigsten Verlegenheiten begegnen wird. Unsere Diplomatie wird

nicht minder thätig sein als unsere Armee. Frankreich macht eine äußerste Anstrengung. Vertrauen! Vertrauen! Unser Patriotismus ist auf der Höhe aller Gefahren. Je schwieriger die Verhältnisse werden, desto energischer wird die Nation sein. Alle Spaltungen hören auf, die französische Größe drückt einmüthig die praktischesten Gedanken aus, die edelste Mitwirkung des Senats und des gesetzgebenden Körpers wird unsern Truppen neue Stärke verleihen, und das Frankreich von 1870 wird den Völkern Europas zeigen, daß wir noch nicht entartet sind".

Um die Mitte des Augustmonats bereiteten sich große Ereignisse an der Mosel vor. Zu derselben Zeit, als der Kronprinz mit der dritten Armee gen Nancy zog, nachdem er den General Beyer mit der badischen Division und preußische Landwehr unter Werder zur Belagerung von Straßburg abgegeben und eine baierische Heerabtheilung gegen die kleine Festung Marsal entsendet, rückte die erste Armee unter General Steinmetz von Saarbrücken aus gerade auf Metz los, wo die Elite der französischen Heeresmacht, über 200,000 Mann der besten Truppen zu Fuß und zu Roß mit 500 Feldgeschützen und 150 Mitrailleusen, vereinigt war, und weiter südwärts Prinz Friedrich Karl gen Pont-à-Mousson. Um den feindlichen Streitkräften eine größere Macht entgegenwerfen zu können, faßte man im französischen Kriegsrath den Plan, von Metz nach Verdun abzuziehen und sich mit den neu ausgerüsteten Truppen Mac Mahon's in Chalons zu vereinigen, also die Mosellinie mit der Maaslinie zu vertauschen. Nur so viel Mannschaft sollte zurückbleiben, als nöthig schien, die dem Oberbefehl des General Coffinières unterstellte, mit allen Bedürfnissen wohl versehene Festung zu vertheidigen. In den buschlosen Ebenen der Champagne, oder in den Argonnen, wo einst die erste Invasion der Deutschen gegen die junge Republik zurückgewiesen worden (XIII, 852), sollte die Entscheidungsschlacht geliefert werden. Diesen Plan zu vereiteln, die Verbindung der beiden Armeen zu verhindern, war der Zweck der großen Kämpfe um Metz, und dieser Zweck ist trotz der günstigen Stellungen der Franzosen auf Anhöhen und hinter Schützengräben durch die geniale Kriegskunst Moltke's, durch die treffliche preußische Heeresorganisation, welche die pünktliche Durchführung seiner Entwürfe ermöglichte, und durch die wunderbare Tapferkeit, Mannszucht und todesmuthige Ausdauer der deutschen Soldaten unter den Augen des Königs selbst ruhmvoll erreicht worden. Da Prinz Friedrich Karl, welcher die Straße von Metz nach Verdun gewinnen und dadurch die Vereinigung der beiden Marschälle unmöglich machen sollte, selbst mit den anstrengendsten Märschen von Pont-à-Mousson aus erst am 16. August seine Vortruppen in jene Linie bringen konnte, so kam Alles darauf an, den beabsichtigten Abzug Bazaine's aus Metz möglichst lange zu verzögern. Zu dem Behuf machten zwei Abtheilungen des Steinmetz'schen Heerkörpers, welche von Pange und Courcelles an der Nied heranrückten, unter der Anführung der Generale von der Goltz und Zastrow auf der rechten (östlichen) Seite der Mosel einen Angriff wider die zum Abzuge sich anschickenden feindlichen Divisionen und zwangen sie in Verbindung mit Manteuffel,

Gefechte bei Colombey und Borny. 14. Aug. 1870.

14. Aug.

Glümer, Kamecke und andern Führern, die allmählich zu ihrer Unterstützung herbeikamen, zu den Gefechten von Colombey und Borny, worin auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit und Hartnäckigkeit und mit gleichen Verlusten gekämpft ward. „Unter den vielen reizenden Punkten, die Metz umgeben" heißt es bei Fontane, „ist Colombey einer der reizendsten. Ein Bach, ein sanft ansteigender Wiesengrund, das unvermeidliche „Chateau", saubere Häuser, zierliche Villen, das Ganze halbkreisförmig umspannt von verschiedenen tief ausgebuchteten Gehölzen. Der Kampf, der hier getobt, hat nur noch dazu beigetragen, den Zauber dieser Stätte zu steigern. Die Zeichen der Zerstörung schwinden mehr und mehr, — der Kirchhof bleibt. Und zwar der schönsten einer, die ich gesehen. Der 14. August ließ ihn geboren werden." Das Treffen, in welchem die Deutschen ihre Gegner aus den günstig vorbereiteten Stellungen drängten und sie von Abschnitten zu Abschnitten zurückwarfen, hatte zunächst keine andern Folgen, als daß die Preußen sich auf dem Schlachtfelde festsetzten und von Osten her sich den Festungswerken mehr näherten; um so größer aber waren die Nachtheile für die Franzosen, so sehr sie auch mit Stolz die bewiesene Bravour ihrer Soldaten rühmen durften, indem dadurch der Abzug Bazaine's auf der Straße von Verdun um zwei Tage verzögert ward. Nach militärischem Urtheil hat Bazaine einen großen Fehler begangen: Entweder mußte er das Treffen nicht annehmen und gedeckt durch die Metzer Festungswerke den beschlossenen Rückzug ausführen; oder er mußte seine ganze Streitmacht nach Osten richten und dadurch die Gegend zwischen Metz und Diedenhofen zum Schlachtgefilde machen. „Die eigentliche Bedeutung des auf dem rechten Moselufer errungenen Erfolgs", heißt es im Generalstabswerk, „mußte aber nun auf dem linken hervortreten. Dieser Gedanke, welcher gewissermaßen instinctiv zur Schlacht geführt hatte, wurde im Hauptquartier Sr. Majestät zu Herny sogleich mit voller Bestimmtheit erfaßt, wie dies in den Directiven vom 15. August klar ausgesprochen ist: Die Verhältnisse, unter welchen das I. und VII. Armeecorps, so wie Theile der 18. Infanterie-Division gestern Abend einen Sieg erfochten, schlossen jede Verfolgung aus! Die Früchte des Sieges sind nur durch eine kräftige Offensive der II. Armee gegen die Straßen von Metz nach Verdun zu ernten!"

16. Aug. Vionville. Mars la Tour Am folgenden Tag, es war der Napoleonstag, der seit dem Bestehen des Kaiserreichs stets mit dem größten demonstrativen Prunk gefeiert wurde, der in den Hofkreisen als der Einzugstag für Berlin in Aussicht genommen war, brachen die Franzosen in ihrer ganzen Stärke von Metz auf, um auf den beiden südlichsten Straßen theils über Rezonville, Vionville und Mars la Tour, theils über Doncourt, Jarny und Etain gegen Verdun zu marschiren. Wie sich später herausstellte, befand sich Napoleon mit seinem Sohne bei dem Zug und übernachtete in Gravelotte, dann verließ er aber das Heer und gelangte auf einem Umweg mit kleinem Gefolge und in steter Gefahr, von Ulanen aufgefangen zu werden, über Etain nach Verdun und von da nach Chalons. Allein Bazaine

konnte sich nicht so schnell bewegen, daß ihn nicht die Vortruppen der zweiten Armee, nachdem sie bei Pont-à-Mousson und an verschiedenen andern Punkten den hochangeschwollenen Fluß überschritten, nach einem Gewaltmarsch über das hügelige Moselland am Abend bei Tronville, Mars la Tour und Vionville erreicht hätten. Da man deutscherseits entschlossen war, mit Aufbietung aller Kräfte die französische Armee zwischen den beiden Flüssen Mosel und Maas zum Stehen und dann zur Entscheidungsschlacht zu zwingen, so mußten diese Vortruppen, trotz der Ermüdung, am andern Morgen bei Tagesanbruch ins Feld 16. Aug. 1870.
rücken. Ihnen fiel also die schwierige Aufgabe zu, die feindliche Uebermacht so lange aufzuhalten, bis andere Theile der zweiten Armee und diejenigen Corps der ersten, die man nicht zur Bewachung der Ostseite von Metz nöthig hatte, herbeikommen konnten. Und diese Aufgabe haben die tapfern Kriegsmänner (es waren hauptsächlich das dritte Armeecorps, Brandenburger Infanterie unter General Alvensleben, eine Abtheilung des zehnten Armeecorps (Voigts-Rhetz) und zwei Cavallerie-Divisionen) mit der heldenmüthigsten Ausdauer und der bewunderungswürdigsten Bravour gelöst. Fast sechs Stunden lang standen sie allein dem auf dem Höhenzug von Tronville bis Rezonville aufgestellten übermächtigen Feinde todesmuthig gegenüber und behaupteten das Feld, bis Hülfe kam. Es waren blutige Lorbeeren, welche hier unter den Divisionsgeneralen Kraatz, Schwarzkoppen, Stülpnagel, Buddenbrock, Rheinbaben u. a. errungen wurden. Die Reiterschwadronen, die Angesichts der französischen Batterien in die feindlichen Reihen einbrachen, sanken unter den Feuerschlünden zusammen, wie Kornähren unter der mähenden Sichel; einige Cavallerie-Regimenter der Garde wurden fast ganz vernichtet im ungleichen Kampf; aber heldenmüthig trugen alle das kühne Männerherz den Kugeln entgegen. Vom 7. Cürassier-Regiment unter General Bredow kehrten nur 7 Offiziere und 70 Mann, vom 16. Ulanen-Regiment nur 6 Offiziere und 80 Mann zurück; beide Regimenter retteten jedoch ihre Standarten und fanden bald Gelegenheit sich aufs Neue zu formiren. Die Leiche des tapfern Obersten Finck von Finckenstein vom zweiten Gardedragoner-Regiment wurde erst spät unter dem Haufen der Todten aufgefunden. „Gestern noch auf stolzen Rossen, Heute durch die Brust geschossen, Morgen in das kühle Grab!" Durch diese Aufopferung fanden die nachrückenden Truppen Zeit, in das Gefecht einzugreifen und den Abzug des Feindes zu verhindern. Nach dem furchtbaren Kampfe um Flavigny behaupteten am Abend die Deutschen die Schlachtlinie von Mars la Tour, Vionville, Rezonville bis Gravelotte gegen die an Stärke immer noch weit überlegene französische Kriegsmacht. Von beiden Seiten war mit wunderbarer Tapferkeit gekämpft worden, daher auch die Verluste auf beiden Seiten gleich schwer waren. Als es den Franzosen klar wurde, daß es im Plane der Preußen lag, sie in die Festungswerke zu bannen, stritten sie mit dem Muthe der Verzweiflung, um die feindlichen Reihen zu durchbrechen, wobei Niemand größere persönliche Bravour

entfaltete als Bazaine selbst. Mit Mühe rettete er, als er mit seinem Gefolge in das Cavalleriegefecht verwickelt ward, Freiheit und Leben. Aber die Größe des Feldherrn besteht weniger in der persönlichen Betheiligung am unmittelbaren Kampfe als in der umsichtigen Leitung und Anordnung. Der Sieg verblieb den Deutschen. „Der Tag von Mars la Tour ist der Ehrentag ihres Führers, des Prinzen Friedrich Karl, und der Tag unvergänglichen Ruhmes für das dritte Armeecorps, von dem der dritte Mann mit seinem Körper das hart erstrittene Siegesfeld deckte", und für das zehnte, in welchem Hannoveraner, Braunschweiger und Oldenburger den Kern bildeten.

„Die eigentliche Bedeutung des Tages", heißt es im Generalstabs-Werk, „liegt nicht in den taktischen Ergebnissen desselben. Eine unmittelbare Ausnutzung errungener Vortheile fand auf beiden Seiten nicht statt; denn keiner der kämpfenden Theile vermochte am Abend einen Schritt weit über das Schlachtfeld hinaus zu thun. Das Dunkel der Nacht hatte dem Kampfe ein Ende gemacht. Am folgenden Morgen zeigte es sich, daß die Deutschen das Schlachtfeld behauptet, die Franzosen ihre Stellungen geräumt hatten".

Gravelotte. St. Privat. Bazaine ließ sich durch die geringen Erfolge seiner bisherigen Operationen nicht entmuthigen. Nach seinem Berichte an die Regierung in Paris war bei Mars la Tour der Vortheil schließlich auf seiner Seite geblieben, er habe sich nur deshalb näher nach der Festung gezogen, um frische Munition zu fassen und 17. Aug. 1870. dann den Kampf von Neuem zu beginnen. Er verwendete aber dazu einen vollen Tag. Dieser wurde von den Preußen benutzt, um alle verfügbaren Truppentheile der zweiten und ersten Armee heranzuziehen, von Bazaine, um sich gedeckte Stellungen zu schaffen. Wenn in früheren Jahren die Franzosen ihre kriegerische Ueberlegenheit im lebhaften Angriff, im kühnen Vorstürmen zu zeigen liebten, so gaben sie jetzt während des ganzen Krieges dem Vertheidigungskampf in geschützten Positionen den Vorzug. Zu einem solchen Defensivkrieg, den sie schon bei Weißenburg, Wörth und Spicheren befolgt, war die hügelige Gegend von Metz besonders geeignet. Daher sollte nunmehr hier der Entscheidungskampf gesucht und dann erst der gesicherte Rückzug nach Verdun bewerkstelligt werden. Zu dieser neuen, von dem früheren Kriegsminister Niel begründeten, aber dem französischen Charakter wenig entsprechenden Taktik gaben wohl die weittragenden Chassepotgewehre und die Mitrailleusen den Beweggrund. Demgemäß sollten die Truppen Stellungen nehmen, die ein weites Schußfeld und bedingte Zugänglichkeit hätten; sollten dort durch Schützengräben und Schanzwerke gedeckt den Angriff des Feindes abwarten, denselben durch ihr Feuer decimiren und in Unordnung setzen und schließlich selbst zum Angriff vorgehend ihn schlagen und aufreiben. Die Niederlagen von Weißenburg, von Wörth, von Spicheren bewiesen nach Bazaine's Ansicht nichts gegen die Richtigkeit der Niel'schen Taktik, dort entschied die Uebermacht, hier die feindliche Ueberraschung; bei Borny und Mars la Tour aber sei auf unvorbereiteten Schlachtfeldern ohne Entscheidung

gekämpft worden. Warum sollte Bazaine nicht einen dritten Versuch wagen, welcher den Feind zersprengen, vielleicht vernichten konnte und ihm selbst die Verbindung mit dem westlichen Frankreich öffnete? Alles lag vortheilhaft für ihn. Der Muth der französischen Truppen war keineswegs gebrochen, ihre Kampfeslust vielmehr durch die bisherigen Mißerfolge zur Kampfeswuth gesteigert. Sein Heer, 160,000 bis 180,000 Mann stark, war dem deutschen an Zahl kaum nachstehend und hatte den Vortheil, daß es vereinigt war, während mehrere preußische Corps, noch auf dem Marsch begriffen, erst gegen Mittag ankommen konnten, ermüdet und erschöpft; und was ihm vor Allem den Sieg sicher erscheinen lassen mußte, war eine Aufstellung, die als unüberwindlich gelten konnte und nach seinem eigenen Ausdrucke unerkämpfbar war. Westlich von Metz auf dem linken Moselufer zieht sich ein Höhenkamm drei Stunden weit von Jussy bis St. Privat und Roncourt über die Gehöfte Moscou, Leipzig, St. Hubert, Point du Jour, über das Dorf Amanvillers u. a. O., von wo sich das Terrain fast gleichmäßig etwa 2000 Schritte weit abwärts senkt, dahinter und darüber eine fortlaufende Reihe dichter, zum Theil auf steilem Abhange liegender Wälder, und vor demselben ein Bach, der den Zugang von unten erschwert. Auf diesem Höhenkamm war die französische Armee mit 500 Geschützen und 150 Mitrailleusen aufgestellt, geschützt durch Schanzen, Verhaue, Gräben und die zur Vertheidigung sorgfältig hergerichteten Gehöfte und Oertlichkeiten. Vor der Hauptstellung waren die Dörfer St. Marie aux Chênes, St. Ail, Habonville, Verneville u. a. als erste Linie von Avantgarden stark besetzt. Die berühmtesten Feldherren Canrobert, Ladmirault, Leboeuf, Frossard, befehligten die einzelnen Armeecorps. Ein preußischer General gibt von der Schlacht bei Gravelotte und St. Privat, in welcher König Wilhelm selbst den Oberbefehl führte und die mit der Einnahme dieser Stellungen und mit dem Rückzug der Franzosen hinter die Festungswerke von Metz endigte, folgenden Bericht: 18. Aug. 1870.

„Der König formirte für den bevorstehenden Kampf seine Schlachtlinie vom rechten Flügel ab gerechnet aus dem siebenten, achten, neunten, Garde- und dem zwölften Corps, denen das dritte und zehnte, die beide am 16. stark gelitten hatten, als Reserve folgen sollten. Der Gefechtsposition nach sollte die ganze Armee eine Rechtsschwenkung machen, den rechten Flügel des Feindes umfassen und ihn so nach Metz hineinwerfen. Zu dem Ende war den beiden ganz frischen Armee-Corps der Garde und dem zwölften die schwerste Aufgabe, die Ueberflügelung und eigentliche Entscheidung des Kampfes zugedacht, und da sie aus der Gegend von Mars la Tour bis an den Feind einen Marsch von fast vier Stunden Weges hatten, ward befohlen, daß der rechte Flügel und die Mitte sich bis zu deren Eingreifen ins Gefecht nur auf vorbereitendes Artillerie-Feuer beschränken sollten. Es ist ein schönes Zeugniß ihrer Manövrirfähigkeit, das sich die deutsche Armee an diesem Tage erworben hat, daß sie diese großartige Schwenkung ohne irgend welche Stockung, ohne auseinander zu kommen und in der kurzen Zeit von nicht ganz vier Stunden ausführte und gegen Mittag auf der ganzen Linie gleichzeitig zum Angriff vorgehen konnte. Gegen zwölf Uhr entbrannte an der französischen Vorlinie überall der Kampf, gegen zwei Uhr war sie überall in deutschen Händen und be- Militärische Berichte über den Gang der Schlacht bei Gravelotte u. St. Privat.

gann der Angriff der Hauptlinie in ihrer ganzen Ausdehnung". Vier Stunden lang rangen die Heerkörper mit einander, ohne daß ein wesentliches Resultat erzielt worden wäre. Die Franzosen hielten Stand und starben; die Preußen stürmten vorwärts und starben, beide zu Hunderten, fast zu Tausenden. Das siebente und achte Corps, denen das Terrain besonders ungünstig war, waren nahezu erschöpft, das neunte behauptete sich mühsam und unter großen Verlusten vorwärts Verneville, die Garde war in einem Angriff auf St. Privat mit ungeheuern Opfern abgewiesen, nur das zwölfte (sächsische) Corps, unter dem Kronprinzen Albert, das den weitesten Weg hatte, war noch frisch. Nach fünf Uhr hatte dies letztere endlich die Gegend von Roncourt erreicht und konnte vorerst mit seiner Artillerie umfassend St. Privat beschießen. Aber erst am späten Abend zwischen halb acht und halb neun Uhr wurde dies Bollwerk des rechten Flügels der Franzosen durch vereinten Angriff des Garde-Corps und des zwölften Armee-Corps erobert. Stundenlang hatten bei St. Privat die Garde-Infanterie-Regimenter den heldenmüthigsten Kampf bestanden gegen einen Feind, der an Zahl, Geschütz und Aufstellung im Vortheil war. „Ein überaus heftiges und rasantes Feuer", heißt es in einer andern Darstellung, „aus Geschützen, Mitrailleusen und Chassepots wurde den vorrückenden drei Garde-Infanterie-Brigaden entgegengeschleudert und führte gleich anfangs große Verluste herbei, die sich mit jedem Schritte vorwärts auf der mit Geschossen aller Art überschütteten Todesbahn steigerten. Aber unaufhaltsam drangen die tapfern, schwer getroffenen Garde-Regimenter mit stolzer Todesverachtung vor. Sämmtliche Generale, Stabsoffiziere und Adjutanten waren zu Pferde geblieben, um das Gefecht besser leiten zu können; aber in kurzer Zeit wurde ihnen fast sämmtlich das Pferd unter dem Leibe erschossen und viele von ihnen, darunter Oberst von Röder, Major von Roß und der sächsische General von Craushaar, starben den Heldentod. Ueber das mit Blut getränkte Feld, über Leichen und verwundete Kameraden hinweg, stürmten die Garden immer weiter vorwärts in den dichten Kugelregen hinein, von dem Wunsche beseelt, schnell an den Feind zu kommen und entweder zu siegen oder zu sterben". In dem brennenden St. Privat mußte Haus um Haus erstürmt werden. Das Eingreifen der Sachsen am späten Abend brachte endlich die Entscheidung. „Den ganzen Tag über", meldete Bazaine in einem Schlachtbericht, „war der Kampf unentschieden; aber am Abend warf sich der Feind mit einer äußersten Kraftanstrengung auf St. Privat la Montagne und machte die Stellung für unsern rechten Flügel unhaltbar". Mittlerweile hatten mit gleicher Anstrengung hessen-darmstädtische und preußische Regimenter vom neunten Armeecorps unter General Manstein einen kühnen Vorstoß gegen die in Amanvillers eingenisteten französischen Tirailleurs ausgeführt. Fast gleichzeitig entschied sich auch auf dem andern Flügel der Sieg für die Deutschen. Das zweite Armee-Corps von dem Steinmetz'schen Heerkörper (Pommern unter General Fransecky), in unaufhörlichen Gewaltmärschen über Pont-à-Mousson heranziehend, war endlich zur Stelle gekommen; um sieben Uhr entwickelte es sich vorwärts Gravelotte und nahm um acht Uhr in wahrhaft unwiderstehlichem Ansturm die dominirenden Höhen von Point du Jour und Moscou.

Resultate. Damit war der Sieg, der noch um fünf Uhr des Nachmittags unsicher war, für die Deutschen entschieden. Die Nachricht des Grafen Palikao in der Deputirtenkammer, daß von Bazaine drei feindliche Armeecorps in die Steinbrüche von Jaumont geworfen worden seien, war einer der leichtfertigen Lügenberichte, durch welche die Franzosen sich selbst und die Welt über den wahren Hergang und Sachverhalt zu täuschen suchten. Nach neun Uhr schwieg das

Feuer und Bazaine benutzte die Nacht, um seine Armee sammt dem Geschütz hinter die Festungswerke von Metz zurückzuführen. Gegen 40,000 Todte und Verwundete, die auf den weiten Waffenfeldern der beiden Heere umherlagen, bewiesen die unerhörte Erbitterung dieses neunstündigen Kampfes, in welchem deutscher Muth nur mühsam über französische Tapferkeit siegte. Marschall Bazaine berechnete den Verlust seiner Armee nur auf 609 Offiziere und 11,705 Mann, wohingegen die Verluste der deutschen Armee nach den Listen sich Alles in Allem auf 904 Offiziere und 19,058 Mann beliefen. Das Gardecorps allein zählte an Todten 9 Stabsoffiziere, 7 Hauptleute, 61 Lieutenants und 1334 Unteroffiziere und Mannschaften; an Verwundeten: 14 Stabsoffiziere, 40 Hauptleute, 146 Lieutenants und 6196 Unteroffiziere und Mannschaften. Unverwundete Gefangene wurden 6000 weggeführt; die meisten waren in den Häusern und Gehöften ergriffen worden, wo sie sich aufs tapferste vertheidigt hatten. Unter den deutschen Gefallenen war auch der ritterliche Prinz Felix von Salm, der treue Gefährte des Kaisers Maximilian von Mexico (S. 832), welcher nach seiner Rückkehr in die preußische Garde eingetreten war und nun im Kampf wider Bazaine, der auch den Fall des unglücklichen Maximilian mit verschuldet hatte, einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde fand. Wie auf den Siegesfeldern von Weißenburg und Wörth, so wurde auch in den Kämpfen um Metz die neue deutsche Waffenbrüderschaft besiegelt. Neben Preußen stritten mit gleicher Tapferkeit Sachsen und Hessen, beide unter den Thronfolgern Albert und Ludwig, Thüringer, die ihren Oberst Helldorff auf dem Schlachtfeld von Rezonville ließen, Hannoveraner, Oldenburger, Braunschweiger, Mecklenburger, Hanseaten. Von ihnen allen galt, was in dem einfachen Siegestelegramm des Königs an seine Gemahlin stand: „Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind". Die Gefahr, in welcher der König selbst schwebte, als er auf einer Anhöhe bei Rezonville den Gang der Schlacht beobachtete und durch den Minister v. Roon aus der Nähe der „historischen Granaten von Königgrätz" entfernt werden mußte, so wie die Scene an einer Gartenmauer, wo er auf einer Leiter sitzend, deren eines Ende auf eine Brückenwage gestützt war, das andere auf einen gefallenen Schimmel, die Schlachtberichte empfing, werden im Gedächtniß der Völker fortleben.

Urtheile über die deutsche Kriegführung.

Ueber die deutsche Kriegführung vor Metz fällt ein sachkundiger Mann folgendes Urtheil: „Nach den Tagen von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken steht die deutsche Armee in einer schräg gegen die Mosel zulaufenden Linie, so daß der rechte Flügel derselben zehn, die äußerste Linke zweiundzwanzig Meilen von dem Flußlauf entfernt ist. Die Mosellinie bildet nun das nächste Operationsobject, und es beginnt der Vormarsch der gesammten deutschen Armee gegen dieselbe, zurückhaltend am rechten, ausgreifend am linken Flügel, das Centrum paßt sich den Bewegungen der Flügel an, bis das ganze Heer in eine zum Lauf der Mosel parallele Linie eingerückt ist. Nun wird der Kronprinz (linker Flügel) abgetrennt, und das Centrum (Prinz Friedrich Karl) vollführt, nachdem es bei Pont-à-Mousson über die Mosel gesetzt, um den stehengebliebenen

rechten Flügel (v. Steinmetz) als Pivot (Drehpunkt) eine Schwenkung, die, wenn man von dem Durchgangspunkte desselben bei Faulquemont ausgehen, bezüglich der Stellung der Armee des Prinzen Friedrich Karl bei Mars la Tour und Doncourt einer Drehung um den vollen Halbkreis gleichkommt. Bei Mars la Tour steht das einstige preußische Centrum mit der Front gegen den Rhein, mit dem Rücken gegen Paris, und sicht der französischen Armee, welche Front gegen Paris macht und den Rücken gegen den Rhein gekehrt hat. Ein gewiß selten dagewesener Fall! In allen deutschen Feldzügen Napoleon's I. ist, mit Ausnahme der Gefechte, die der Capitulation von Ulm vorangingen, nichts Aehnliches vorgekommen. Dabei wird die Bewegung ohne die geringste Störung, rein wie auf dem Schachbrett, vollführt, gleich nach links, von der Stellung bei Mars la Tour gegen Briey, der Kreis ausgedehnt und die Verbindung mit der am rechten Moselufer stehengebliebenen Armee gesucht. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl hat aber nicht nur die Bewegung vollführt, die sie schließlich in die Stellung am linken, gerade gegenüber der innegehabten Stellung am rechten Moselufer bringt, sie hat in derselben Stellung auch drei Tage mit weittragendem Erfolg gekämpft, die französische Armee nach Metz zurückgeworfen und von der Rückzugslinie nach Chalons abgeschnitten. Wenn wir auch von blutigen Kämpfen, großen Verlusten der deutschen Armee und selbst partiellen taktischen Erfolgen von Seiten der Franzosen gehört haben, so haben wir doch nichts vernommen von einer Bedrohung des Rückens der deutschen Armee, von Gefährdung ihrer linken Flanke (die rechte ist durch den Kronprinzen gedeckt), Fälle, die bei der exponirten erstaunlich kühnen Stellung der Armee des Prinzen Friedrich Karl wohl leicht denkbar wären. Daß nichts davon eingetreten, beweist nur, mit welcher Sicherheit jene Kreisbewegung vollführt worden ist, und wie richtig berechnet der Zeitpunkt war, in welchem das Corps des Generals Alvensleben auf die große Straße von Metz nach Verdun debouchirte. Zwölf Stunden später — und die ganze Bewegung wäre unmöglich gewesen, da ein Theil der Armee Bazaine's bereits in oder bei Verdun eingetroffen, und der preußischen Armee, wenn diese dann den Rest des französischen Heeres hätte angreifen wollen, leicht in den Rücken gekommen wäre. Mit Bezug hierauf sagte schon Marschall Radetzky das richtige Wort: daß die tapferste Truppe das Schießen im Rücken nicht vertrage. Wir stehen keinen Augenblick an, die Bewegungen der deutschen Armee an der Mosellinie und um Metz als eine jener Operationen zu bezeichnen, bei welchen die Genialität und Kühnheit der ursprünglichen Conception nur durch die makellose Durchführung derselben übertroffen wird. Wenn die Völker, wie es leider allen Anschein hat, auch noch im kommenden Jahrhundert Heerführer bedürfen werden, so werden sich diese am Studium des Feldzugs von 1870 bilden, und den Namen des großen Strategen Moltke mit Ehren nennen". Auch das große Generalstabswerk hebt in seiner Schlußbetrachtung hervor, daß sich die charakteristischen Erscheinungen von Wörth und Spicheren zum Theil in noch großartigerem Maßstab auch in den drei Schlachten vor Metz wiederholten. „Die beiden ersten derselben, welche sich sowohl in ihrer ursprünglichen Anlage, als auch in ihrem Verlaufe dem Zuthun der oberen Heeresleitung mehr oder weniger entziehen, sind ein beredtes Zeugniß von dem in allen Graden des deutschen Heeres herrschenden Geist selbständiger Entschlußfassung. Die Absichten der obersten Heeresleitung werden den unteren Führern meist nur in allgemeinen Umrissen bekannt sein. Aber auch bei solcher unvollkommenen Kenntniß und deshalb zuweilen unter dem Eindruck unrichtiger Voraussetzungen, zögerten die deutschen Generale keinen Augenblick, die eigene Kraft und Verantwortung zur Verwirklichung dessen einzusetzen, was sie von ihrem Standpunkt als das Richtige erkannten". — „Der Tag nach der Schlacht war ein ernster, trauriger Tag", so lautet die Schilderung eines Augenzeugen. „Von zwei Uhr Nachmittags an

bis spät in die Nacht hinein wurden die gefallenen Helden beerdigt. Die Regimentsmusiken spielten den alten schönen Choral „Jesus meine Zuversicht". In dem weiten Kreise, der durch die Kameraden der zu Begrabenden gebildet ward, standen die Offiziere des Regiments und des Stabs. Unendlich ergreifend waren die stillen bittern Thränen, die langsam über die sonnverbrannten Wangen der kriegerischen starken Männer herabrollten. Nein, niemand der ruhig zu Hause sitzt, und der den großen Kampf, den wir jetzt kämpfen, nur aus Berichten von blutigen Schlachten, von theuer erkauften Siegen kennt, kann sich einen Begriff von der furchtbaren Geißel des Kriegs machen: Hab und Gut, Leib und Blut, alles muß vor ihr vergehen. Ewige Schande den ruchlosen Frevlern, die sie heraufbeschworen! Gegen neun Uhr Abends wurde die feierliche Todtenmusik plötzlich durch einen kecken schnellen Marsch unterbrochen. Näher und näher kam das klingende Spiel, und jetzt zogen die Regimenter rasch und leichten Schrittes an uns vorüber. Es waren unsere wackern Kampfgenossen, die überall beliebten und gelobten Sachsen. Sie riefen uns einen freundlichen „Guten Abend, Kameraden" zu, der herzlich erwiedert wurde. Bald verklang die Musik in der Ferne, aber nicht lange, denn gleich darauf ertönte es in vollem Männerchor: „Stille Nacht, heilige Nacht", und von der andern Seite: „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein". Ja, Vaterland, du **kannst** ruhig sein! So lange in deutschen Auen Männer geboren werden, wie jene treuen Helden, die vor Ste. Marie und St. Privat fochten, bluteten und starben, so lange kann kein Feind, woher er auch kommen möge, dem deutschen Vaterland etwas anhaben!"

Die Belagerung von Metz.

Mit dem 18. August schließt in diesem Kampfe der Abschnitt der kriegerischen Poesie, der der Prosa beginnt mit seinen langen Tagen und Nächten voll resignirten Ausharrens und ruheloser Wachsamkeit. Bazaine war durch die drei Schlachttage vor Metz hinter die Festungswerke zurückgeworfen worden. Der 16. hatte die Südstraße über Mars la Tour abgeschnitten; der Marsch am 18. hatte einen Riegel vor die mittlere Straße über Conflans geschoben; die Erstürmung von St. Privat endlich die dritte und letzte Straße über Briey und Etain geschlossen. Jetzt war den Deutschen die schwierige Aufgabe gestellt, den französischen Heerführer in Metz festzuhalten und seine Kräfte zu binden, ohne jedoch im Uebrigen die kriegerische Action zu unterbrechen. Neben den Waffengängen im Felde mußte zugleich ein Belagerungskrieg geführt werden, in welchem zu den Gefahren des Kampfes und der Ausfälle sich der anstrengende und ermüdende Wachedienst in unbeständigem, oft ungünstigem Herbstwetter und Krankheiten und Seuchen gesellten. Um dieser zwiefachen Aufgabe zu genügen, zweigte der König von den vereinigten Armeen drei Corps ab, das 12. sächsische, das Gardecorps und das 4. Corps sammt dem größten Theile der Cavallerie, um unter Führung des **Kronprinzen von Sachsen** als eine neue, die „Maas-Armee" auf Paris zu neuen Kämpfen vorzugehen und dem dritten Heerkörper als rechter Flügel zu dienen. Die übrigen Theile der ersten und zweiten Armee wurden zu einem besonderen Belagerungsheere vereinigt, das zwar immer noch erste und zweite deutsche Armee genannt, aber unter die einheitliche Leitung des Prinzen Friedrich Karl gestellt wurde, während Steinmetz, der bei Saarbrücken nicht ganz in den Kriegsplan des Generalstabs eingegangen war, in der Folge eine anderweitige Verwendung im Osten

des Königreichs erhielt. Die Belagerungsarmee, nach und nach durch herangezogene Reserven und Ersatzmannschaften verstärkt, hatte mindestens eine Höhe von 150,000 streitbaren Männern, welche die Stadt auf beiden Seiten der Mosel umstellten und in ihrem ganzen Umfang durch Schanzen, Batterien und Schützengräben oft in doppelter und dreifacher Linie und mit Benutzung der dazwischen liegenden Dörfer umschlossen. „Die Vorposten wurden vorwärts dieser Linie, so weit es das Feuer der Forts gestattete, vorgeschoben, ja sie standen meist sogar noch innerhalb des Bereichs ihrer schweren Geschütze, und nur die größeren Reserven waren auch diesem Feuer entzogen. Die ganze Länge der Einschließungslinie betrug gegen sechs Meilen. An allen Höhepunkten waren Observatorien errichtet, Telegraphen standen mit ihnen und mit sämmtlichen Hauptquartieren der Corps in Verbindung, so daß nichts versäumt wurde, um die Einschließung zu einer gegen jede Eventualität gesicherten zu machen". Nur durch eine strenge Blokade konnte die mit unüberwindlichen Festungswerken auf allen Seiten umgebene Stadt Metz bezwungen werden; die Hauptaufgabe des Belagerungskrieges bestand daher für die Deutschen in der sorgfältigsten Ueberwachung, für die Franzosen in wiederholten Versuchen, durch Ausfälle die Einschließungslinie zu durchbrechen. Kriegsmaterial, mit Ausnahme von Munition für die Artillerie, war in großer Menge aufgehäuft; denn man war in Frankreich fest überzeugt gewesen, daß der Krieg in deutschen Landen geführt werden würde, und hatte daher in den Grenzfestungen Geschütz und Waffen zum Nachschub für die Feldarmee reichlich angesammelt. Weniger günstig war es mit den Mundvorräthen bestellt, da nicht nur eine Armee von 150,000 Mann, sondern auch die städtischen Einwohner und eine zahlreiche Bevölkerung, die aus den umliegenden Ortschaften eingewandert war, unterhalten werden sollten. Die Unordnung und Rathlosigkeit muß in den ersten Tagen furchtbar gewesen sein; und es zeugt von der großen Umsicht und dem Organisationstalent des Marschalls Bazaine, daß er in kurzer Zeit der unermeßlichen Schwierigkeiten in so weit Meister ward, daß er schon am 26. August, als sich die Armee Mac Mahon's von Rheims nach Rethel in Marsch setzte, einen Ausfall vorbereiten konnte. Er wollte das nur schwach umlagerte Diedenhofen gewinnen und dann über die Nordfestungen einen Weg zu dem Heer von Chalons suchen. Nach einigen Ausfallsbewegungen in der Richtung von Noisseville und Colombey überzeugte er sich aber, daß der preußische Oberfeldherr energische Gegenmaßregeln getroffen. Er verschob daher nach Abhaltung eines Kriegsraths den weiteren Marsch, zumal da heftige Regengüsse den Erdboden aufgeweicht hatten. Das Resultat der Kriegsberathung, worin der Artillerie-General Soleille auf die mangelhaften Vorräthe an Munition hinwies, faßte der Marschall in folgendes Telegramm an den Kriegsminister zusammen: „Immer noch in Metz. Artillerie-Munition nur für eine Schlacht ausreichend. Unmöglich unter solchen Umständen die verschanzten Linien des Gegners zu durchbrechen. Werde wirk-

sam handeln, wenn Angriffsbewegung vom Innern des Landes her den Gegner zum Rückzug zwingt". Als er nach einigen Tagen unterrichtet wurde, daß das zweite und dritte Corps der Einschließungsarmee in der Richtung von Dun und Stenay abgezogen sei, um die von Mac Mahon bedrohte „Maas-Armee" des Kronprinzen von Sachsen zu verstärken, traf er Anstalten zu einem energischen Ausfall, um entweder die Preußen zurückzuschlagen und die Freiheit seiner Be- 31. Aug. 1870. wegungen wieder zu gewinnen, oder wenigstens durch rasche Requisitionen und Fouragirungen die Proviantvorräthe zu mehren und somit den Feind länger zu fesseln. Er wählte dazu abermals das rechte Moselufer, wo die feindlichen Vertheidigungskräfte weniger stark waren und zahlreiche detachirte Forts den Angriff unterstützen konnten. Er hoffte Saarlouis und Diedenhofen zu erreichen und von dort aus die Verbindung mit der Armee von Chalons herzustellen. Es gelang ihm auch wirklich gegen Abend die Deutschen aus ihrer Stellung bei Noisseville und Montoy zu drängen und sich in diesen Ortschaften bis über Colombey hinaus festzusetzen; aber durch einen nächtlichen Angriff unter General Manteuffel warf das erste Armeecorps und die Landwehrdivision Kummer, höchstens 40,000 Mann, den weit überlegenen Feind zurück, und da mittlerweile die zwei detachirten Armeecorps wieder zur Einschließungsarmee zurückgekehrt waren, so konnte Bazaine nicht mehr an die Ausführung seines Planes denken, über Servigny und St. Barbe den Durchbruch zu erzwingen. Im Laufe des 1. September zogen die Franzosen wieder in Metz ein. Aus der ganzen Unternehmung ging deutlich hervor, „daß die Truppen durch die harten Kämpfe vom 14. bis 18. ihre Kampfeslust, ihre Elasticität, kurz ihr Vertrauen zu sich selbst und wiederum, daß der Marschall sein Vertrauen zu den Truppen verloren hatte". Nach dem Fehlschlagen des versuchten Durchbruchs bei Noisseville, das dem Marschall als Hauptverschuldung angerechnet ward, war keine Aussicht auf Befreiung der belagerten Armee mehr vorhanden. Von der Zeit an galt es im deutschen Lager für ausgemacht, daß das Schicksal der großen Armee von Metz durch die Proviantvorräthe bedingt sei. Und schon am nächsten Tag begann das Schlachten der Pferde.

Das Generalstabswerk macht, nachdem es die Gründe dargelegt, warum ein Ausfall nach Süden mehr Aussicht auf Gelingen gehabt hätte, über den Versuch auf der Ostseite der Mosel den Weg nach Diedenhofen und Saarlouis zu gewinnen, in der Hoffnung die Armee Mac Mahon's zu erreichen, folgende Schlußbetrachtungen: „Die Maßregeln zur Versammlung der Rhein-Armee auf dem rechten Mosel-Ufer sind späterhin von den Anklägern des Marschalls Bazaine in scharfer und zum Theil wohl auch berechtigter Weise getadelt worden. Die Gründe, welche den Marschall angeblich zu einer absichtlichen Verzögerung des Angriffs bestimmten, können keinesfalls als zutreffend anerkannt werden; jeder Zeitverlust mußte dem auf einer neun Meilen langen Front vertheilt stehenden Vertheidiger zu Gute kommen. Es fragt sich daher, ob nicht durch eine Vermehrung der Mosel-Uebergänge, Mitbenutzung der Stadt-Brücken, Verwendung sämmtlicher bereits auf dem rechten Ufer befindlichen Divisionen des 2. und 3. französischen Corps in vorderer Linie, frühes Vorziehen der Artillerie- Das Generalstabswerk über Bazaine's Ausfall vom 31. Aug.

Reserve, vielleicht auch durch Beginn der Bewegungen zur Nachtzeit, eine wesentliche Beschleunigung des Aufmarsches hätte erzielt werden können. Während somit die einleitenden Anordnungen des Marschalls Bazaine noch auf ein gewisses Zaudern im Entschlusse zu deuten scheinen, bekunden seine am Nachmittag des 31. August erlassenen Angriffsbefehle den ganz entschiedenen Vorsatz zum Durchbruche. Die für den Hauptstoß gewählte Richtung gegen die Hochfläche von St. Barbe, um erst nach Gewinnung dieser das gesammte umliegende Land beherrschenden Oertlichkeit den Marsch auf Diedenhofen fortzusetzen, erscheint durchaus zweckmäßig. Es wäre nicht angängig gewesen unter bloßer Beschäftigung des 1. Armee-Corps, mit dem Gros der Rhein-Armee in dem schmalen Entwicklungsraume an der Straße nach Rédange vorzugehen. Auch das erste Ansetzen der Streitkräfte in der eingeschlagenen Richtung war vollständig sachgemäß. Die Truppen der Division Castagny, die in den bisherigen Vorpostenlinien verbliebenen Bataillone, vielleicht auch Theile der Festungsbesatzung, hätten allerdings eine größere Thätigkeit, insbesondere auf dem linken Mosel-Ufer entfalten sollen, um das Heranführen von Verstärkungen nach dem bedrohten Theile der Einschließungsfront möglichst aufzuhalten. — Aus dem weiteren Verlaufe der Schlacht geht unbedingt so viel hervor, daß abgesehen von einzelnen, zum Theil aus den Umständen erklärlichen Mißgriffen und Irrthümern der Unterführer, auf beiden Seiten die ganze Bedeutung des Kampfes klar erkannt und zum Erreichen des erstrebten Zieles die besten Kräfte eingesetzt wurden. An der energischen Gegenwehr der 1. Infanterie-Division und der überwältigenden Wirkung der preußischen Artillerie scheiterte das Vorgehen der Franzosen in der entscheidenden Richtung; aller Anstrengungen ungeachtet machte die Rhein-Armee bis zum Abend des 31. August überhaupt nur äußerst geringe Fortschritte. In dem Ausgange des Kampfes an diesem Tage lag aber gewissermaßen schon die Entscheidung des ganzen Unternehmens, welches nur bei schnellem und durchgreifendem Erfolge einige Aussicht auf Gelingen haben konnte".

4. Die Katastrophe von Sedan und der Sturz des französischen Kaiserthums.

Das Heerlager in Chalons.

Im Norden von Chalons hatte die kaiserliche Regierung ein Terrain von zwei Meilen im Gevierte angekauft und in ein großes Lager mit Baracken und Uebungsplätzen verwandelt. Die große Anzahl Militär, die Jahr ein Jahr aus sich daselbst aufhielt, lockte Ansiedler aller Art an, besonders Händler, Wein- und Speisewirthe, Handwerker, so daß das Dorf Mourmelon in Kurzem das Ansehen einer Kaufmannstadt gewann, wo für alle Bedürfnisse und Lüste des Lebens gesorgt war. Alterthumsforscher wollten erkannt haben, die Lagerstätte sei die catalaunische Ebene, in welcher einst die große Hunnenschlacht geliefert worden; kein barbarisches Heer werde jemals diesen historischen Boden überschreiten. Zwischen dem Lager von Chalons und dem Festungsgürtel von Metz zieht sich ein hügeliges Plateau, gebildet von Armen der Ardennen, unter denen der Argonnerwald mit den „Thermopylen Frankreichs" vom Jahr 1792 bei Valmy und St. Menehould eine geschichtliche Berühmtheit erlangt hat, und durchschnitten von der Maas und Marne, welche auf dem Höhenzug von Langres ihren Ursprung haben, und von der Aisne, einem Nebenfluß der Oise. Eine

Reihe von Festungen ersten, zweiten und dritten Ranges schützen das Stromgebiet der Maas und ihres östlichen Nebenflusses Chiers gen Osten und Norden, wie Verdun, Montmedy, Sedan, Mezières, Longwy an der Grenze von Luxemburg und das weit in das Königreich Belgien hineingetriebene Givet. Dieses Terrain bildete den Schauplatz der kriegerischen Ereignisse des Monats September, welche mit den Schlachten von Beaumont und Sedan begannen und mit der Belagerung von Paris zu einem längeren Abschluß kamen. Im Lager von Chalons hatte Mac Mahon, Herzog von Magenta, den Oberbefehl über eine Armee von etwa 125,000 Mann zu Fuß und 12,000 Reiter. Auch nachdem Kaiser Napoleon sich von Verdun aus mit ihm verbunden, führte der Marschall dem Namen nach das Commando. Unter ihm standen die Generale Ducrot, de Failly, Douay und andere Anführer der ehemaligen Rheinarmee, die nun mit den schon vorhandenen Truppen und Mobilgarden in Chalons vereinigt als „Armee von Paris" bezeichnet ward. Es war ein buntgemischtes Heer, das auch im Felde dem Freudenleben und den Genüssen der Hauptstadt nicht entsagen wollte und die Anstrengungen des Krieges scheute. Nach den Schilderungen von Augenzeugen fehlte es diesen verwöhnten Söhnen an aller Zucht und Disciplin. Bald fand sich noch General Wimpffen mit Verstärkungen aus Afrika ein. Auch General Trochu war anfangs im Lager, aber von Napoleon zum Gouverneur von Paris und Oberbefehlshaber sämmtlicher zur Vertheidigung der Hauptstadt vorhandenen Streitkräfte ernannt, begab er sich an seinen neuen Bestimmungsort.

Auf die Nachricht von den Kämpfen um Metz ertheilte die Regentschaft, die von der wahren Sachlage sehr unvollkommen unterrichtet war, dem Marschall den Befehl, mit seinen Heersäulen zum Entsatz Bazaine's vorzugehen. Mac Mahon hegte Zweifel über das Gelingen des gewagten Unternehmens, das nur dann von Erfolg sein konnte, wenn Bazaine sich rechtzeitig aus der eisernen Umarmung der Preußen zu befreien vermochte. In einem unter dem Vorsitz des Kaisers gehaltenen Kriegsrath war man vielmehr zu der Ansicht gekommen, Napoleon sollte mit einem Theil des Heeres nach Paris zurückkehren; die Hauptstadt mit ihren Festungswerken sei der geeignetste Mittelpunkt für die ferneren Kriegsoperationen. Als jedoch die Regentschaft mit ihren Beiräthen, welche bei der herrschenden Aufregung von der Anwesenheit des Kaisers Gefahr fürchtete und daher die Rückkehr widerrieth, in bestimmtester Weise den Befehl wiederholte, gab der Marschall nach, aber beunruhigt von inneren Bedenken. Dieser Zwiespalt seiner Seele lähmte seine Bewegungen und verzögerte den Marsch, der zuerst nordwärts gen Rheims und dann nach einiger Rast nordostwärts über Rethel, Chêne le populeux nach Mouzon an der Maas gerichtet war, so daß die Spitzen seines Heeres erst am 28. August in dem letztern Orte eintrafen. Bei seinem Abgang hatte er im Lager zu Chalons alle militärischen Etablissements in Brand gesteckt. Wollte er dadurch den auf achtzehn Meilen entfernten Landsleuten in

Aufbruch und Marsch Mac Mahon's.

Metz ein Feuerzeichen geben? Es blieb unbemerkt von Freund und Feind. Der Feldzugsplan war kühn, und in Deutschland, wo man dem Waffengang an der Hand der Landkarten und Zeitungsberichte mit höchster Spannung folgte, lebte man in großer Aufregung. Allein das künstlich angelegte Unternehmen war nur dann bedenklich, wenn durch die Schnelligkeit der Bewegungen die Preußen überrascht wurden und außer Stand gesetzt, die verschiedenen Armeen zu einem Gewaltstoß zu vereinigen. Wir wissen aber, wie zögernd der Vormarsch Mac Mahon's vollzogen ward. Schon war die dritte Armee unter dem Kronprinzen von Preußen, nachdem sie die kleine Vogesenfestung Marsal eingenommen und in Luneville die angehäuften Mundvorräthe erbeutet, über Bar le Duc und Vitry nach Chalons und Epernay gelangt, um unterstützt von der vierten Armee des Kronprinzen von Sachsen, welcher weiter nordwärts an Verdun vorbei gleichfalls nach Westen vorrückte, auf Paris loszugehen. Dahin gedachte auch der König, der sich mit dem Generalstab in Commercy befand, seinen Weg zu nehmen. Ein im Abzug begriffener Haufen Mobilgarden wurde bei Epense, östlich von Chalons, durch ein
25. Aug. 1870. Ulanenregiment niedergemacht, zersprengt, gefangen genommen, worauf eine königliche Proclamation verkündigte, daß man nur solche Personen nach dem Kriegsrecht behandeln werde, welche als französische Soldaten sich ausweisen und durch Uniform kenntlich sein würden.

Die Kämpfe an der Maas. Als nun der Abmarsch Mac Mahon's in der Richtung nach Nordosten im Hauptquartier bekannt ward, wie es heißt, durch eine Correspondenz der „Independance Belge" aus Mezières, stellte man sofort den Zug nach Westen ein und traf neue Dispositionen, um das Vorhaben des Feindes zu durchkreuzen und dessen beabsichtigte Verbindung mit Metz zu verhindern. Schon in den letzten Tagen des August erreichte die dritte Armee des Kronprinzen von Preußen, die bei Wörth gesiegt hatte, das rechte Ufer der Aisne und kam bei Buzancy und Le Chêne mit dem Feinde ins Gefecht, während die verstärkte vierte Armee
29. Aug. nach dem Treffen bei Nouart die Maaslinie von Dun und Stenay gewann. Der König selbst befand sich mit dem Generalstab zuerst zu Clermont in den Ardennen, dann in Varennes, bekannt in der Leidensgeschichte Ludwig's XVI. (XIII, 794), während der Kaiser und Mac Mahon ihren Aufenthalt in Mouzon nahmen. Hier ereilte sie die Kunde, daß das Corps des Generals de Failly bei
30. Aug. der von Waldhöhen umgebenen Stadt Beaumont von den Deutschen, besonders Baiern unter General von der Tann und Sachsen, unerwartet angegriffen und mit großem Verlust an Mannschaft und Geschütz in die Flucht geschlagen sei, weshalb sie ihren Marsch eilig nach Carignan und Sedan fortsetzten. Es wäre dem Kaiser leicht gewesen, heißt es in der kleinen Schrift eines französischen Generals über diese Begebenheiten, sich nach Mezières zu retten und seine Person in Sicherheit zu bringen, aber er wollte die Armee nicht verlassen. Noch am 31. August erließ er eine beruhigende und ermuthigende Proclamation an die Soldaten. „Unter den ernsten Verhältnissen habe ich, von der Kaiserin in Paris

würdig vertreten, die Rolle des Soldaten der des Herrschers vorgezogen. Nichts werde ich scheuen, um mein Vaterland zu retten. Es birgt noch, Gott sei Dank, beherzte Männer, und wenn es Feiglinge gibt, wird das Kriegsgesetz und die öffentliche Verachtung sie strafen. Soldaten, seid würdig eures alten Rufes! Gott wird unser Land nicht verlassen, wenn Jeder seine Schuldigkeit thut". Es sollte seine letzte Ansprache sein. Als die Truppen den Weg nach Sedan einschlugen, dachten sie wohl weniger an die Möglichkeit, Metz zu entsetzen, als entweder durch siegreichen Kampf den Rückweg zu gewinnen oder die belgische Grenze zu erreichen und auf neutralem Boden Schutz und Sicherheit zu suchen. Aber durch die raschen Bewegungen der Deutschen wurden alle ihre Pläne vereitelt. Während die vierte Armee auf dem rechten Maasufer vorging und den Chiers bei Douzy überschreitend die Ostseite von Sedan in Besitz nahm, näherte sich die dritte Armee, aus Norddeutschen, Baiern und Würtembergern zusammengesetzt und mit trefflicher Artillerie versehen, auf der linken Stromseite über Raucourt und Remilly der Festung. Ein Versuch der Baiern, bei Bazeille, dem steinernen Dorf mit dem alten Schloß, in welchem Turenne seine Jugend verbracht hatte, über die Maas zu setzen, wurde anfangs zurückgewiesen; aber in der Nacht bewerkstelligten sie oberhalb der Stadt Sedan an zwei Stellen dennoch den Uebergang, indeß das 11. norddeutsche Corps bei Doncherh und die würtembergische Division noch weiter abwärts den Fluß überschritten und die Armee des Kronprinzen von Sachsen die Höhen im Osten und Norden der Stadt zu gewinnen suchte. Der Kronprinz von Preußen stellte sich mit seinem Stab auf einer Bergkuppe bei Chateau Donchery, der König selbst mit dem Generalstab auf der dominirenden Höhe von Frénois auf.

Bald ereignete sich die Entscheidungsschlacht bei Sedan. Den Baiern unter General von der Tann und den Brigadeführern Orff und Dietl gelang es nach einem mehrstündigen furchtbaren Kampfe in Straßen, Häusern und Gärten gegen Militär und Bürger sich des fast gänzlich niedergebrannten Dorfes Bazeille zu bemächtigen, wobei Marschall Mac Mahon durch einen Granatsplitter so schwer verwundet ward, daß er das Obercommando abgeben mußte, ein verhängnißvolles Ereigniß, da er Niemanden in seine Pläne eingeweiht hatte und nun in der entscheidenden Stunde ein zwiefacher Wechsel in der Kriegsleitung vor sich ging. An seine Stelle trat zuerst der von ihm selbst zum Nachfolger ernannte Ducrot, dann der kürzlich aus Afrika herübergekommene ältere General Wimpffen, der schon vorher für eine solche Eventualität durch das Kriegsministerium zum Oberbefehlshaber designirt worden war, ein Mann von anerkannter Tapferkeit und kalter Berechnung, aber rechthaberisch und voll eigensinnigen Selbstvertrauens. Dieser verwarf die von Ducrot angeordnete Rückzugsbewegung nach Illy, als entmuthigend für die französische Armee und ging zum Angriff über; als aber das preußisch-sächsische Heer den nordöstlichen Höhenzug von Villers-Cernay, Daigny, Givonne nach den heftigsten Anstrengungen in seine Gewalt brachte und

Die Schlacht bei Sedan. 1. Septbr. 1870.

den Baiern, die bei und in Bazeille mit den von den wuthentbrannten Einwohnern unterstützten französischen Marinesoldaten einen Vernichtungskampf führten, die Hand reichte, so daß diese trotz des furchtbaren Geschützfeuers der Franzosen die wichtige Position auf den Höhen von La Moncelle und Schloß Monvillé in Besitz nehmen und mit gemeinschaftlicher Anstrengung den Feind aus der festen Stellung von Balan vertreiben konnten, da neigte sich das Schlachtenglück auf die deutsche Seite. Im Nordwesten der Stadt besetzten norddeutsche Truppen die Ausgänge von St. Menges und Fleigneux und richteten ein furchtbares Artilleriefeuer auf die gegenüberstehenden französischen Heerabtheilungen, welche schon um Mittag dergestalt eingeschnürt waren, daß nur noch zwei dürftige Auswege nach Süden und nach Norden offen standen, um entweder zwischen Givonne und Fleigneux die belgische Grenze zu erreichen oder von der Vorstadt Torcy aus über Vouziers nach Rheims sich durchzuschlagen. Aber General Wimpffen trug Bedenken, einen dieser äußersten Auswege, die allerdings nur mit den größten Verlusten möglicher Weise gelingen konnten, mit rascher Entschlossenheit zu ergreifen. Bald war auch die Oeffnung bei Illy durch das preußische Gardecorps geschlossen und nun wurde von allen Seiten ein mörderisches Artilleriefeuer gegen die Franzosen gerichtet, so daß sie nach der letzten energischen Anstrengung bei Floing, wo General von Gersdorff vom elften Armeecorps und der französische Reitergeneral Margueritte auf den Tod verwundet wurden, alle Versuche eines Vordringens aufgaben und am Nachmittag den Rückzug nach Sedan antraten. In dieser kleinen Stadt war am Abend die ganze Armee Mac Mahon's zusammengedrängt und es herrschte in den Straßen und Häusern eine beispiellose Unordnung und Verwirrung, die noch erhöht ward, als die deutschen Truppen von den umgebenden Höhen herab die Festung zu beschießen begannen und an mehreren Orten der Stadt Feuer ausbrach.

Die Capitulation. Um das Elend nicht noch zu vergrößern, ertheilte Kaiser Napoleon dem General Wimpffen den Befehl, zu capituliren. Er gehorchte mit innerem Widerstreben, aber durch die Nothwendigkeit gezwungen. Schon wehte die Parlamentärflagge am Thore von Sedan, als der Oberst Bronsart von Schellendorf aus Frénois eintraf, um im Namen des Königs von Preußen Armee und Festung zur Uebergabe aufzufordern. Bald kehrte er in das Hauptquartier zurück, begleitet von dem französischen General Reille, welcher dem König ein Schreiben Napoleon's überreichte des Inhalts: „Da es mir nicht vergönnt war in der Mitte meiner Armee zu sterben, so bleibt mir nichts übrig als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät niederzulegen.“ König Wilhelm nahm das Anerbieten an mit dem Ausdruck der Theilnahme über das schwere Geschick des Kaisers und der französischen Armee, die sich unter seinen Augen so tapfer geschlagen. Uebrigens ergab sich Napoleon nur für seine Person, da er den Oberbefehl nicht führte und Alles der Regentschaft in Paris anheim gestellt hatte. Es war nicht der Degen Frankreichs, den er hingab, sondern der Degen des Kaisers.

der Hoffnung, dadurch eine ehrenvollere Capitulation für die französische Armee zu erwirken. Die Abschließung des Capitulationsvertrages blieb dem Höchstcommandirenden Wimpffen überlassen, der zu dem Zweck sich in Begleitung des Generals Castelnau nach Donchery begab, um mit Moltke und Bismarck in Verhandlungen zu treten. Sie dauerten die ganze Nacht hindurch; aber wie sehr auch der französische Feldherr sich bemühte, eine Milderung der bitteren Nothwendigkeit zu erlangen; an der ehernen Brust der preußischen Generale scheiterten seine Versuche; sie glaubten vor allen Dingen „ein materielles Pfand für die Befestigung der gewonnenen militärischen Resultate in die Hand bekommen zu müssen." Moltke ging daher von der Bedingung der Waffenstreckung und der Uebergabe der ganzen Armee auf Gnade und Ungnade nicht ab; er gewährte eine kurze Bedenkzeit, sei diese erfolglos verflossen, so werde die Beschießung der Stadt von Neuem beginnen. Und nun wurde um sechs Uhr Morgens, nachdem Wimpffen die französischen Generale zu einem Kriegsrath zusammenberufen, die Capitulation unterzeichnet und von dem König im Hauptquartier zu Vendresse bestätigt. „Welch eine Wendung durch Gottes Führung", 2. Septbr. 1870.
schloß die Meldung des wunderbaren Ereignisses an die Königin in Berlin. So erlebte denn die Welt das unglaubliche, in der ganzen Kriegsgeschichte einzig dastehende Schauspiel, daß außer den 25,000, die während der Schlacht gefangen genommen worden, ein Heer von 83,000 Mann, darunter 1 Marschall (Mac Mahon), 40 Generale, 230 Stabsoffiziere, 2600 Offiziere und Militärbeamten, sich dem Sieger ergab, die Waffen und alles Kriegsmaterial, bestehend in 330 Feldgeschützen, 70 Mitrailleusen, 150 Festungsgeschützen und 10,000 Pferden, ablieferte und nebst dem Kaiser nach Deutschland in Kriegsgefangenschaft wanderte. Nur den Offizieren, welche auf schriftliches Ehrenwort versicherten, in dem gegenwärtigen Krieg nicht mehr gegen Deutschland zu fechten und in keiner Weise den deutschen Interessen zuwiderzuhandeln, wurde „in Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung" gestattet, ihre Waffen und ihr persönliches Eigenthum zu behalten. Noch an diesem und dem folgenden Septembertag wurde auf dem Bogenterrain zwischen Villette und Iges im Angesichte eines baierischen und eines norddeutschen Armeecorps die Waffenstreckung vollzogen, worauf die Festung Sedan mit allen Adlern, Feldzeichen und Kriegsgeräthen übergeben und die gefangene Mannschaft auf zwei Eisenbahnen abgeführt wurde, um in deutschen Festungen und Barackenlagern untergebracht zu werden. Nur ein geringer Theil der Offiziere wollte das verlangte Ehrenwort abgeben; die meisten zogen das Loos der Kriegsgefangenschaft vor, wo ihnen eine anständige Behandlung und eine möglichst geringe Beschränkung der persönlichen Freiheit zu Theil ward. Sie wollten sich nicht der Gefahr aussetzen, zu einem Wortbruch verleitet zu werden. Alle Offiziere, welche die Verpflichtung eingingen sich zu einem Eisenbahnzug, der am 10. September von Pont-à-Mousson nach Coblenz abgehen sollte, zu stellen, durften sich selbständig nach diesem Ort begeben. Auch General

Ducrot machte von dieser Vergünstigung Gebrauch, erschien auch zur festgesetzten Zeit in Pont-à-Mousson; als aber die Abführung nicht sofort vor sich gehen konnte, entwich er nach Paris, indem er annahm, mit der Meldung von seinem Eintreffen der Verpflichtung genügt zu haben. Die sophistische Rechtfertigung dieses unritterlichen Schrittes, die er in der Folge bekannt machte, vermochte die Schmach des Wortbruchs nicht auszulöschen, das verblichene Ehrgefühl nicht herzustellen.

Ausgang und Bedeutung der Katastrophe von Sedan.

Vielleicht war die Versicherung Napoleon's, daß er den Tod auf dem Schlachtfelde gesucht, aber nicht gefunden habe, keine Phrase, wenigstens war das Schicksal des von körperlichen Schmerzen und Seelenleiden schwer heimgesuchten Mannes so ernst und tragisch, daß zur Heuchelei kein Raum war, und daß er sich persönlichen Gefahren ausgesetzt, ward von verschiedenen Seiten behauptet. Erst in der Folge wurde ihm die Aeußerung in den Mund gelegt: „der Tod in der Schlacht sei schön — in der Poesie". Mit dem gespanntesten Interesse vernahm man in Deutschland die Berichte über den Hergang bei seiner Ergebung: wie er begleitet vom Grafen Bismarck zunächst in einem kleinen ärmlichen Arbeiterhause am Wege nach Doncherq abstieg; wie er dann, mit dem deutschen Staatsmanne auf eine steinerne Bank vor der Thür sich setzend, demselben sagte, er selbst habe den Krieg nicht gewollt, sei aber durch den Druck der öffentlichen Meinung in Frankreich zu dem Waffengang gedrängt worden; wie dann beide nach dem Schlößchen Bellevue bei Frénois sich begaben, wo König Wilhelm und der Kronprinz sich einfanden und jene Unterredung gehalten ward, von der ein Telegramm an die Königin Augusta berichtete: „Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalte gegeben. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schlößchen vor dem westlichen Glacis von Sedan Statt." Die Besichtigung der deutschen Armee, welche darauf der König vornahm, die erhebenden Dankesworte, die er den vereinigten Truppen und Führern aussprach, und der begeisterte Empfang, den der greise Kriegsherr allenthalben fand, bildeten einen ergreifenden Contrast zu den Scenen des Elends, des Jammers, der Unordnung, die sich dem Blicke in Sedan darboten, wo die Luft verpestet war, so daß es wochenlanger Reinigungsarbeiten bedurfte, um den Ort für Menschen wieder bewohnbar zu machen, zu der Verwilderung, Zuchtlosigkeit und thierischen Versunkenheit, zu denen Hunger, Unbotmäßigkeit und Verzweiflung die französischen Soldaten in diesem Moment des Untergangs geführt! Noch niemals war einem Kriegsheer, das noch vor wenigen Tagen im rühmlichen Kampfe unter den Waffen gestanden, solche Schmach geboten worden! Den späteren Geschlechtern wird es wie eine Ausgeburt mythenbildender Volksphantasie erscheinen, daß ein greiser König, den man im Uebermuth herausgefordert, sich mit seinen Bewaffneten aufgemacht und den Beleidiger sammt seinem ganzen Kriegsheer im eigenen Lande gefangen weg-

geführt und in jene fernen Städte und Festungen untergebracht, in die sie als Sieger einzuziehen sich vermessen hatten. Wie schrumpfen jene viel berüchtigten Capitulationen von Ulm, Prenzlau, Baylen, Vilagos zusammen, im Vergleich mit der Capitulation von Sedan, welche den Kaiser und die ganze Gloire der kriegsstolzen französischen Nation in deutsche Gefangenschaft lieferte! Endlose Eisenbahnzüge mußten Tag und Nacht in Thätigkeit gesetzt werden, um die entwaffneten, demoralisirten, zusammengebrochenen Kriegsschaaren auf die deutsche Erde zu schaffen. Mit welchen Gefühlen mögen die Gefangenen auf den Rhein geblickt haben, den sie so gerne als einen französischen Fluß bezeichneten! In Zukunft wird dieser stolze Strom wohl für immer ihren Blicken entzogen werden. Französische Adler werden nie mehr in seine grüne Fluthen schauen!

In Paris wurde die wahre Lage der Dinge entstellt oder verheimlicht. Während die Regierung die aufgeregten Gemüther der Deputirten durch beruhigende Nachrichten zu beschwichtigen suchte, im Orakelton von einem großen Plan sprach, der nicht verrathen werden dürfte, der aber sicher den Sieg an die französischen Fahnen knüpfen würde; ergingen sich die Zeitungen in den tollsten Wuthausbrüchen über die barbarischen Horden, die den heiligen Boden Frankreichs zu besudeln wagten, schilderten die Kämpfe um Metz als Siege der französischen Waffen und verkündigten den Tag als nahe bevorstehend, wo man die „Invasion" abtreiben und den Feind über den Rhein zurückschlagen würde. In Zeiten kriegerischer Erregung werden die öffentlichen Organe stets die Volksstimmung und die Leidenschaftlichkeit des Augenblicks abspiegeln, stets den Ansichten und Gefühlen, wie sie mit instinctiver Gewalt in die Gemüther eindringen, Worte und Ausdruck geben; allein die französischen Tagesblätter ergingen sich in solchen Schmähungen gegen die Deutschen, stachelten in so aufreizenden, von groben Insulten strotzenden Reden und Invectiven das Volk zu Haß und tödtlicher Feindschaft auf, und verbanden zugleich mit den Lästerungen solche Lügenhaftigkeit, solche prahlerische Selbstüberhebung, solche Mißachtung aller Wahrheit und alles Anstandes, daß man darin keine Spur mehr von jener Urbanität, von jener geselligen Bildung, von jenen chevaleresken Umgangsformen wahrnahm, welche sonst der Stolz der französischen Nation gewesen waren und in ihrer eigenen Vorstellung und in den Augen so vieler Menschen den Anspruch ihrer „civilisatorischen Mission" zu rechtfertigen schienen. In einigen Blättern herrschte ein Ton, wie er seit den Sansculottenzeiten in gebildeten Kreisen nicht mehr gehört worden war. Zunächst richtete sich die Wuth auf die in Paris und in allen Handels- und Industriestädten Frankreichs seßhaften Deutschen, die man in der inhumansten Weise zur Auswanderung zwang. In einer Zeit, da man mehr als je beflissen war, die internationalen Schranken niederzureißen, die europäischen Länder durch Verträge zu einer großen Völkerfamilie zu vereinigen, die menschliche Gesellschaft durch die Gemeinsamkeit der Interessen auf allen Ge-

Wuthausbrüche in Frankreich.

bieten der Industrie, des Handels, der Geistesthätigkeit zu einer kosmopolitischen Gesammtgemeinde auszubilden: mußte man erleben, daß der Racenhaß zwischen romanischem und germanischem Blut erweckt und zu Scenen fanatischer Unduldsamkeit mißbraucht ward, die an die Religionsverfolgungen früherer Jahrhunderte und an die Judenmißhandlungen des Mittelalters erinnerten, sah man sich zurückgeworfen in die barbarischen Zeitalter, wo Fremdling und Feind dieselbe Bedeutung hatte. War der nationale Haß nicht wirksam genug, so traten Neid, Mißgunst, Verdacht oder Furcht vor Spionirerei und andere böse Triebe als Gehülfen hinzu. Das Ausland sah diesen Ausbrüchen völkerrechtswidriger Wuth gegen harmlose friedliche Fremde theilnahmlos zu. Nur einzelne Consuln schützten hie und da die Bedrängten oder Bedrohten vor der Volksrache. Und wie entsetzlich diese werden konnte, davon gab die schauerliche Unthat einiger rasenden Bauern zu Beaussac im Departement der Gironde Zeugniß, welche einen Gutsbesitzer der Gegend, den man im Verdacht feindseliger Gesinnung hatte, stundenlang marterten und dann lebendig verbrannten. In Lothringen und allerwege, wo Eisenbahnzüge deutsche Ersatzmannschaften einführten oder Sanitätspersonen mit Kranken und Verwundeten zurückbrachten, wurden häufig von ruchlosen Händen die Schienen zerstört, so daß endlich die deutschen Etappencommandanten die Vorsicht gebrauchen mußten, die Maires und andere angesehene Leute der angrenzenden Ortschaften bei jedem Bahnzug die ersten Wagen besteigen zu lassen, um von solchen Freveln abzuschrecken.

Der revolutionäre Staatsstreich in Paris.

War schon während des Augusts die ganze Nation und vor Allem die Hauptstadt in fieberhafter Aufregung, so erreichte dieselbe den höchsten Grad, als die Kunde von der Katastrophe in Sedan das ganze System der Lüge, Verheimlichung und Entstellung, durch das man bisher die Gemüther gefangen gehalten, enthüllte und den entsetzlichen Fall des Reiches bloß stellte. Statt der gehofften Triumphe durfte man täglich den siegreichen Feind vor den Mauern von Paris erwarten. Ein revolutionärer Geist durchzuckte die Bevölkerung. Noch ehe der republikanische Abgeordnete Jules Favre im gesetzgebenden Körper, der um Mitternacht eiligst zusammengetreten war, den Antrag zur Abstimmung bringen konnte, den Kaiser und seine Dynastie aller ihrer Rechte für verlustig zu erklären und eine provisorische Regierung aus der Mitte der Versammlung zu wählen, um den Feind vom französischen Boden zu vertreiben, durchzog die tobende Menge mit dem wilden Geschrei „Absetzung! Republik!“ die Straßen und Plätze, wälzte sich zuerst vor die Wohnung des Generals Trochu, den Napoleon in Chalons zum Militärgouverneur von Paris ernannt und mit dem Oberbefehl über alle Wehrkräfte der Stadt betraut hatte (S. 993), und als dieser die wilden Volkshaufen an die gesetzgebende Versammlung wies, rückten sie in wachsender Menge vor den Palast Bourbon, das Sitzungshaus der Deputirten, immer dasselbe Feldgeschrei ausstoßend. Es half nichts, daß die Polizeimannschaft mit den Waffen einschritt; die zurückgedrängte Masse, wobei

sich viele bewaffnete Nationalgardisten eingestellt, war bald wieder im Vorschreiten und das Geschrei wurde immer wilder und wüster. Am 4. September versammelte sich der gesetzgebende Körper zum letztenmale. Eine stürmische Sitzung, gestört und entwürdigt durch eindringende Volksmassen, welche die Tribünen und den Saal füllten, endigte mit der feierlichen Thronentsetzung Louis Napoleon's und seiner Familie auf ewige Zeiten, ausgesprochen durch zwei hervorragende Führer der Linken, die Advocaten Jules Favre und Gambetta. Darauf eilten diese begleitet von ihren Parteigenossen nach dem Stadthause, wo unter dem wachsenden Zudrange der städtischen Volksmasse namentlich der unteren Klassen und der Klub- und Straßendemagogie die Republik ausgerufen und bis zum Zusammentritt einer neuen constituirenden Versammlung eine provisorische Regierung zur nationalen Vertheidigung eingesetzt wurde. An der Spitze stand der Oberbefehlshaber Trochu, ein kenntnißreicher, strategisch ausgebildeter General, der trotz seiner glänzenden Theilnahme an der Schlacht von Solferino bei der kaiserlichen Regierung nicht in Gunst gestanden, theils weil er in politischen Ansichten zur Opposition neigte, theils weil er in einem vielverbreiteten Buche die Mängel der französischen Heerverfassung dargelegt hatte. Neben und unter ihm leiteten republikanische Parteihäupter die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung, der Rechtspflege und des Kriegswesens, nämlich Favre das Auswärtige, Gambetta das Innere, Leflô die Kriegsangelegenheiten, Crémieux, bekannt aus dem Jahr 1848 (S. 301), die Justiz, Jules Simon, der Vorkämpfer der Schulreform, Unterricht und Cultus, Fourichon die Marine, Darian die öffentlichen Arbeiten, Magnin den Ackerbau und Picard die Finanzen. Mit diesen obersten Staatslenkern, denen noch die Advocaten Jules Ferry und Glais-Bizoin und der ehemalige Abgeordnete Garnier-Pagès zugesellt waren, sollte Etienne Arago als Maire von Paris nebst seinen Adjuncten Floquet und Brisson und eine weitere Commission, in welcher auch der aus dem Gefängniß befreite Rochefort als Barrikadenaufseher seine Stelle hatte, alle zur Nationalvertheidigung erforderlichen Geschäfte besorgen. Selbst die Vorkämpfer der Socialdemokratie, der aus seiner Haft befreite alte Verschwörer Blanqui und seine Cohorte, die Journalisten Felix Pyat, die „Hyäne der Revolution", Jules Vallès, Raoul-Rigaut, Pascal Grousset, Vermersch, der Literat Flourens, der Maler Courbet, in seinen politischen Ansichten ein zweiter David, die Mitglieder der Arbeiterverbindungen und der Sectionen des Pariser Zweigs der „Internationale", die uns später als die Häupter der „Commune" begegnen werden, unterstützten aus Patriotismus die republikanische Vertheidigungsregierung, so wenig auch ihre Doctrinen und Ziele in Uebereinstimmung waren. Ein „republikanisches Centralcomité der zwanzig Bezirke von Paris" mit Untercomités in jedem Bezirk stellte als Zweck seiner Thätigkeit auf: Abwehr des Feindes nach Außen, Befestigung der republikanischen Einrichtungen im Innern.

4. Septbr. 1870.

Die kaiserliche Familie.

Die erste Handlung dieser neuen revolutionären Regierung war die Auflösung des gesetzgebenden Körpers, in welchem die Bonapartisten die Mehrheit bildeten, und die Abschaffung des Senats. Die meisten Mitglieder beider Körperschaften verließen Paris in eiliger Flucht und erleichterten dadurch das Unternehmen ihrer Gegner. Der Palast Bourbon wurde geschlossen. Auch die Kaiserin Eugenie hatte bereits das Tuilerienschloß verlassen und sich auf geheimen Wegen in Begleitung einiger Cavaliere nach Belgien geflüchtet, von wo aus sie dann ein Asyl in England suchte. Dort traf auch bald ihr Sohn Louis ein, jenes Enfant de France, dessen Geburt einst ganz Frankreich mit so großem Jubel gefeiert, der, nachdem er bei Saarbrücken zur Verherrlichung des militärischen Schaustückes gedient, vor der Schlacht bei Sedan über die belgische Grenze geschafft worden war. Prinz Louis Napoleon, kein Freund von Kriegsgefahren, hatte sich bereits zu seinem Schwiegervater nach Italien begeben, während seine Gemahlin Clotilde mit ihren Kindern auf Schloß Prangins in der Schweiz eine Zufluchtsstätte suchte. Die Schaar der Höflinge, die noch vor Kurzem im Vollgenuß des Glückes und der Ehre sich gesonnt hatte, stob, nur auf die eigene Rettung bedacht, nach allen Winden auseinander. Einige wenige Getreue begaben sich nach dem Landsitz Chiselhurst in Kent, wo die Kaiserin und der kaiserliche Prinz ihren Aufenthalt nahmen; einige andere gingen nach Kassel, in dessen Nähe auf Schloß Wilhelmshöhe der Kaiser die Tage der Gefangenschaft verbrachte, in jenem schönen Lustschloß und Park, wo einst sein Oheim Jérome Bonaparte sechs Jahre in Freude und Lustbarkeit verlebt hatte. Wie in den großen Tragödien Shakespeare's auch der Humor und die Ironie neben den Scenen des Schreckens und der Gemüthserschütterung eine Stelle finden, so geht auch oft durch die düsteren Dramen der Weltgeschichte ein Zug von tiefwirkender Ironie. Die Gegensätze zwischen Damals und Jetzt konnten nicht drastischer gezeichnet werden, als durch die Nebeneinanderstellung der Demüthigung und Erhöhung der beiden Völker und Reiche, die damals wie jetzt ihre Kräfte mit einander maßen. Nach dem Schiffbruch von Jena hatte bonapartistischer Uebermuth in Tilsit das Königreich Westfalen geschaffen; nach dem Siege bei Sedan wurde der Erbe des Machthabers als Gefangener in dieselben Räume geführt! Dort ein treues Volk, das mit seinem König niedergefahren und wiederauferstanden war; hier ein Herrscher, den die geknechtete Nation mit Flüchen abwarf und fortstieß!

Die Regierung der nationalen Vertheidigung.

Nicht leicht ist noch eine Regierung so formlos und so ohne alle Rechtsbasis ins Leben getreten, wie die Regierung der nationalen Vertheidigung, die man mit Recht als „Advocatenregiment" bezeichnete, da die meisten Mitglieder und weitaus die Mehrzahl der von ihr angestellten Beamten diesem Stande angehörten. Unversöhnliche Widersacher des durch einen Staatsstreich zur Herrschaft gelangten Kaiserthums, haben sie sich mit Hülfe des Straßenpöbels durch einen gleichen Staatsstreich der Herrschaft bemächtigt, die Volksvertretung willkürlich

und gewaltsam verdrängt, der Nation, ohne sie zu fragen, eine Parteiobrigkeit aufgezwungen, eine republikanische Verfassung octroyirt. Wie ehrenwerth auch manche Mitglieder sein mochten, eine innere Harmonie herrschte nicht unter ihnen und in ihrem Gewissen mußten sie den Weg verabscheuen, auf dem sie unerwartet und ungesetzlich zur Macht emporgestiegen. Trochu allein war mit einer gesetzlichen Autorität ausgerüstet und er hat auch durch Umsicht und Thätigkeit das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. Mit organisatorischem Geschick hat er die große Stadt in Vertheidigungsstand gesetzt, hat die Festungswerke armirt, die nationale Wehrkraft durch Einübung der städtischen Nationalgarde und durch Einberufung kriegstüchtiger Mannschaften aus der Provinz verstärkt, Mundvorrath aller Art eingebracht. Die übrigen Mitglieder der Vertheidigungsregierung, von denen drei (Crémieux, Simon, Gambetta) jüdischer Abkunft waren, hatten nur die Opposition gegen den cäsarischen Despotismus und die republikanische Gesinnung gemein; in allem Andern gingen ihre Wege und Charaktere auseinander; nur die fieberhafte Aufregung und Anspannung aller Kräfte ließ den inneren Zwiespalt wenig zu Tage kommen. Unter ihnen waren Jules Favre durch seinen ehrenwerthen republikanischen Charakter und Gambetta durch seine Energie und südländische Beweglichkeit die bedeutendsten. Jener hatte im gesetzgebenden Körper gegen den Krieg gestimmt und legte auf diese Abstimmung stets großes Gewicht. Auch Thiers hatte den Krieg wider Preußen als „unzeitgemäß" verdammt; aber seine politischen Ansichten waren darum nicht freundlicher für den emporstrebenden Nachbar; und sein kriegdrohendes Ministerium aus den vierziger Jahren, dem man die Befestigung von Paris zu verdanken hatte (S. 113), stand noch in frischem Andenken. Klug und vorsichtig hielt er sich jedoch vom Regimente fern, um für künftige Möglichkeiten die Hand frei zu haben.

5. Der Krieg gegen das republikanische Frankreich.

1. Die Deutschen vor Paris. Lage und Stimmung in Frankreich.

Hatte die erste Republik der Welt die Parole hingeworfen: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten"; hatte die zweite Republik durch den Grundsatz: „Eigenthum ist Diebstahl" die socialistische Fahne aufgesteckt; so begann auch die dritte ihre öffentliche Thätigkeit mit einer Phrase, die dem Auslande imponiren und die Meinung von unüberwindlicher Kraft und Entschlossenheit erwecken sollte. Sie stellte durch Jules Favre das Programm auf: „Kein Fußbreit von unserem Lande, kein Stein von unseren Festungen"; und auch dieses Princip hat, wenn gleich nicht bei der kriegführenden Macht, so doch im Auslande und unter den republikanischen Theoretikern Bekenner und Bewunderer gefunden. Es bildete sich jetzt bei den Neutralen und Doctrinären und bei allen Parteien, welche den

Die dritte Republik und die Neutralen.

Weltfrieden auf die Fahne schrieben, aber im Grund der Seele die Machtstellung Preußens, den Sieg der Militärmonarchie haßten und fürchteten, eine Auffassung der Sachlage, eine Art öffentlicher Meinung, nach welcher mit der Abführung Napoleon's der Krieg gegenstandslos geworden sei und zu Ende gehen müsse. Man liebte es in gewissen Kreisen, den Waffengang als einen großartigen Wettkampf zweier herrschsüchtigen Potentaten hinzustellen, der durch die Niederlage des Einen seine Entscheidung gefunden habe; der Kaiser, hieß es, wollte den Krieg gegen den Willen der Nation; die Opposition in der gesetzgebenden Macht, in deren Hände nunmehr das Staatsruder übergegangen, habe von Anfang an gegen jedes kriegerische Vorgehen Einsprache erhoben; sie repräsentire die wahre Ansicht und Stimmung der Nation, die übrigen Deputirten seien nur der Ausdruck einer durch kaiserliche Einwirkung demoralisirten Wählerschaft gewesen und nun mit ihrem Haupte weggestoßen worden. Wie durch Uebereinkunft wurde nun in allen neutralen und preußenfeindlichen Kreisen die ganze Schuld dem „Mann von Sedan“ aufgebürdet: man fing sogar hie und da an, das bisherige Vorgehen der Preußen zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, vorausgesetzt, daß jetzt das siegreiche Heer sich mit den errungenen Lorbeeren begnügen und wieder in Frieden heimziehen würde; höchstens dürften sie eine mäßige Kriegskostenentschädigung verlangen. Diese Anschauung bildete jetzt den Maßstab des Urtheils in allen lauwarmen Seelen, die am Kampfe unbetheiligt oder durch das Zauberwort „Republik“ geblendet in der Weiterführung des Krieges eine Versündigung gegen den heiligen Geist erblickten. Die meisten dieser Stimmen würden eine Niederlage der Deutschen mit Freuden begrüßt haben; jetzt aber, da sie siegreich in das Herz Frankreichs gedrungen, appellirte man an die Großmuth, predigte Mäßigung und Versöhnung. Und diese Auffassung war noch die günstigste; sie kam noch aus einem Heerlager, wo man sich die Miene gab, die Fehler und Gebrechen der Franzosen wohl erkannt zu haben, wo man sich sogar einiger deutschen Sympathien rühmte; aber noch weit größer war die Zahl Derer, welche mit Wuth und Zähneknirschen auf das siegreiche Vorrücken der deutschen Waffen blickten, bald das Gleichgewicht Europa's bedroht wähnten, um die Regierungen zur Intervention zu treiben, bald die Freiheit in Gefahr sahen, um alle Demokraten und Republikaner für die Sache Frankreichs zu gewinnen, bald den gänzlichen Schiffbruch aller Cultur weissagten, wenn die „Fackel der Civilisation“ ausgelöscht würde, bald für den alleinseligmachenden Glauben Schaden verkündeten, wenn die Vormacht der katholischen Kirche außer Stand gesetzt würde, dem Papste den bisherigen Beistand zu gewähren. Diese mitleidigen Seelen, welche die barbarische Maßregel der Ausweisung aller Deutschen stillschweigend oder billigend hingehen ließen, waren die offenen oder geheimen Verbündeten der neuen Regierung. Der kluge Mann, der zwanzig Jahre lang über Frankreich geherrscht, kannte seine Nation sehr wohl; er wußte, daß nichts mehr sein gesunkenes Ansehen erheben, nichts mehr den alten Zauber des Napoleonischen

Namens mit neuer Kraft erfüllen würde, als ein erfolgreicher Krieg um die Rheingrenze. Hätte sich das Waffenglück bei Weißenburg und Wörth für ihn erklärt, so war alle Opposition verstummt, so lag ganz Frankreich dem Sieger zu Füßen. Die Großmuth der alliirten Mächte gegen das französische Volk im Jahre 1814 und 1815 hat ihnen keinen Dank und Europa keinen Segen eingetragen; jetzt sollte ihm durch ein strengeres Vergeltungsrecht die Lehre zum Bewußtsein geführt werden, daß man nicht ungestraft die Nachbarländer fortwährend beunruhigen und bedrohen dürfe. Die seit Ludwig XIV. national gewordene Aggressionspolitik sollte jetzt ihr Ende finden, die französische Nation sollte sich gewöhnen, in der europäischen Völkerfamilie nicht als das Haupt, sondern als eines der Glieder gelten zu wollen.

Es wurde früher erwähnt, daß der Ruf der Franzosen nach der Rheingrenze in der deutschen Nation den Gegenruf nach der Vogesengrenze geweckt habe: dieser Ruf war seit Anfang des Krieges in der Presse so laut hervorgetreten, daß Bismarck ganz und gar die Volksstimmung für sich hatte, wenn er mit der Besitzergreifung der Länder Elsaß-Lothringen auch sogleich Anordnungen traf, welche auf eine dauernde Verbindung mit Deutschland hindeuteten. Die Aushebung für die französische Armee mittelst Conscription wurde untersagt; die besetzten Departements wurden unter deutsche Verwaltung gestellt und erhielten eine neue Eintheilung. Schon die Fürsorge für den ununterbrochenen Verkehr nach Deutschland, welche den neuen General-Gouverneuren (Bismarck-Bohlen und Bonin) und den Etappen-Inspectionen zugewiesen ward, machte eine solche Anordnung nothwendig. Man legte dabei preußischerseits weniger Gewicht auf die Stammverwandtschaft der allemannisch-lothringischen Bevölkerung, die noch in der Sprache fortdauert, noch betonte man das historische Recht, wonach diese dem weiland römischen Reiche entrissenen und dann vertragsweise an Frankreich überlassenen Landschaften der deutschen Nation zurückgewonnen werden sollten: vielmehr stellte man die politischen und strategischen Motive in den Vordergrund. Frankreich sollte durch die Lostrennung dieser Grenzlande außer Stand gesetzt werden, Deutschland zu überfallen, in kriegdrohender Haltung mit gezücktem Schwerte am linken Rheinufer zu stehen. Auch den Franzosen war es nicht entgangen, worauf man es in Deutschland abgesehen habe; wie ein furchtbares Gespenst grinste der drohende Länderverlust vom Rhein her. Darum hob Jules Favre in dem Rundschreiben an die diplomatischen Agenten Frankreichs im Auslande über die Vorgänge in Paris die friedlichen Absichten des Volkes und der Regierung in pathetischen Worten hervor, stellte aber zugleich jenes Programm auf, das die einzige Basis eines dauerhaften Friedens sein könnte. Er mochte wohl selbst kaum glauben, daß ein siegreicher Monarch, dessen Heer mitten in Frankreich stand, so ohne Weiteres auf die Versicherung friedlicher Haltung umkehren werde; aber man war so sehr in den Gesichtskreisen vom Jahr 1792 befangen, man war so sehr von der Unüberwindlichkeit des republikanischen

Die letzten Ziele des Kriegs.

Frankreich überzeugt, daß man gar nicht zweifelte, die dritte Republik werde einen ähnlichen Siegeslauf vollbringen, wie die erste. „Will der König von Preußen einen gottlosen Kampf fortsetzen; will er der Welt des neunzehnten Jahrhunderts das grausame Schauspiel zweier Nationen geben, welche sich unter einander vernichten und uneingedenk der Humanität, der Vernunft, der Wissenschaft Ruinen und Leichen aufeinander thürmen, so mag er die Verantwortlichkeit vor der Menschheit und vor der Geschichte tragen; will er uns eine Herausforderung hinwerfen, so nehmen wir sie an". Was Jules Favre im Glauben an die Macht der republikanischen Ideen und Institute wagte, das wünschte Gambetta in der Absicht, durch den Krieg die revolutionäre Dictatur zu begründen. So betrat man denn die Wege des alten Convents und des Wohlfahrtsausschusses, in der Meinung, die Geister der Vergangenheit würden wieder erstehen und dieselben wunderbaren Resultate erzeugen wie zur Zeit der Väter. Aber Menschen und Verhältnisse waren andere geworden.

Anmarsch der deutschen Heere und die Vertheidigungsanstalten in Paris. General Vinoy war mit einem Armeecorps auf dem Wege von Chalons nach Mézières, um sich mit Mac Mahon zu vereinigen. Als er aber von den Ereignissen in Sedan Kunde erhielt, gab er den Plan auf und kehrte, einzelne versprengte Truppentheile des geschlagenen Heeres an sich ziehend, nach Paris zurück, wo seine Mannschaften den Kern des Vertheidigungsheeres bildeten, mit dem Trochu die Forts und die Riesenhauptstadt vor dem anrückenden Feinde zu schirmen gedachte. Alles, was noch außerdem Frankreich an waffengeübten Leuten aufzubringen vermochte, Marinetruppen, Zollwächter, Feuerwehrmänner, Forstaufseher, Polizeimannschaft zu Fuß und zu Pferd, ausgediente Soldaten, wurde zu demselben Zweck einberufen, so daß mit Inbegriff der ansässigen oder eingewanderten Mobil- und Nationalgarden die Zahl der Bewaffneten sich wohl auf 400,000 Mann belaufen mochte. Man durfte sich auf einen großen Kampf gefaßt machen; denn schon waren die beiden Armeen, welche bei Sedan gefochten, unter den Kronprinzen von Preußen und Sachsen auf dem Marsch nach der Hauptstadt begriffen, am 5. September war das ganze VI. Armeecorps unter General Tümpling in Rheims vereinigt und schon am 15. nahm der König nach einem kurzen Aufenthalt in der alten Krönungsstadt mit dem Generalstab sein Hauptquartier in Meaux. Von welcher Erbitterung und blinden Wuth die Franzosen durch die revolutionäre Aufregung und durch die maßlose Sprache der Journalisten und Demagogen bei der Annäherung der Deutschen erfüllt wurden,

9. Septbr. 1870 bewies der Vorfall in Laon. Nachdem Stadt und Citadelle von dem Commandanten, General Theremin d'Hame, vertragsweise dem Oberst von Alvensleben von der Cavalleriedivision des Großherzogs von Mecklenburg übergeben und von den Deutschen besetzt worden, flog das Pulvermagazin in die Luft, so daß gegen hundert deutsche Soldaten und Offiziere und eine noch größere Zahl französischer Mobilgarden getödtet oder verwundet wurden. Unter den Verwundeten befanden sich der Divisions-Commandeur Herzog Wilhelm zu Mecklenburg.

Schwerin und der Major v. Schönfels vom Generalstab. Theremin selbst, den man anfangs für den Urheber hielt und in Haft setzte, erlag einige Zeit nachher der bei der Explosion erhaltenen Kopfwunde. In der Folge stellte es sich heraus, daß die That die verbrecherische Handlung eines fanatischen Zeugwarts war. Pariser Blätter waren ehrlos genug, einen solchen Verrath, welcher noch dazu der Stadt und den französischen Besatzungstruppen den größten Schaden zufügte, als ein Exempel von patriotischem Heroismus zu preisen! „Ein Land, wo solche Thaten geschehen", rief die France aus, „wird sich nie der fremden Invasion beugen. Das Alterthum bietet nichts Größeres".

Die Erregung des französischen Volkes und der Hauptstadt erreichte den höchsten Grad, als die deutschen Truppen nach einigen kleinen Gefechten allmählich die Einschließung von Paris vollführten, so daß die Armee des Kronprinzen von Sachsen sich am rechten Ufer der Seine und untern Marne auf der Linie von Argenteuil über Montmagny, Blanc Menil durch den Wald von Bondy bis Gournay aufstellte, während die dritte Armee des Kronprinzen von Preußen das linke Ufer von der erwähnten Station Gournay an der unteren Marne über Bonneuil, Choisy le Roy, Thiais, Chevilly, Sceaux, Meudon, Sevres nach Bougival besetzte. Auf der Halbinsel von Argenteuil sollten sich beide Armeen die Hand reichen. In diesem nördlichen und südlichen Halbkreis des eisernen Ringes waren die einzelnen Heerabtheilungen, die durch Nachzüge allmählich wohl die Höhe von 250,000 erreichten, in der Art vertheilt, daß die preußischen Armeecorps vorzugsweise den Norden und Westen inne hatten, während im Süden die Baiern unter Hartmann und v. d. Tann, im Osten die Sachsen unter Prinz Georg, die Würtemberger unter Obernitz mit den Preußen gemeinschaftlich die Festungslinie bewachten. Nach den Gefechten von Petit-Bicêtre und Chatillon wurde die Einschließung vollendet, indem mehr als sechs deutsche Armeecorps in elf Meilen langer Fortentwickelung den Wällen von Paris unmittelbar gegenüber, stellenweise sogar im Bereiche des Festungsgeschützes standen. Die deutschen Waffen hatten bisher so merkwürdige, so überraschende Erfolge gehabt, daß man auch in dem großartigen Belagerungskrieg, der nun gleichzeitig in Metz, in Straßburg und in Paris im Gange war, einen ähnlichen glücklichen und schnellen Verlauf hoffen durfte. Wie sollte namentlich Paris, die Stadt der Sinnengenüsse und des sybaritischen Lebens, wo durch die Einwanderung vieler Familien aus der Umgegend mit Kindern und Habe die Bevölkerung auf mehr als zwei Millionen gestiegen war, den Anstrengungen, den Entbehrungen, den Leiden einer langen Blokade widerstehen können! Man wußte wohl, daß Paris unter Louis Philipp und unter dem zweiten Kaiserthum zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen worden war, daß eine Umwallung von vierundneunzig armirten Bastionen den inneren Umkreis schützte, daß in einer nicht unbeträchtlichen Entfernung von dieser bastionirten Hauptenceinte ein Kranz von detachirten Forts sich erhob, welche vortrefflich befestigt und mit Besatzung und Geschütz aufs Beste

Die Einschließung von Paris.

19. Septbr. 1870.

ausgerüstet, jedem feindlichen Angriff trotzten, jede gewaltsame Annäherung mit dem sicheren Tod bedrohten, daß insonderheit die Werke auf dem kegelförmigen Hügel Valérien im Westen zwischen Nanterre und Suresne für uneinnehmbar galten; man wußte, daß selbst außer diesem doppelten Festungsgürtel auf den Hügelreihen, die das Becken von Paris bis zu drei- und vierhundert Fuß Höhe umgeben, noch verschanzte Linien und Redouten angebracht waren, die mit einander verbunden eine dritte äußerste Umwallung bildeten, abgesehen von den Barrikaden, durch die noch die Eingänge in die Straßen abgesperrt werden sollten! Aber trotz dieser Befestigung, wozu noch im Norden St. Denis mit einer Gruppe von Forts gerechnet werden muß, und trotz der Militärmacht in den Festungsräumen, wohl doppelt so stark als die Belagerungsarmee, hofften die Deutschen die Stadt bald zur Ergebung zu zwingen. Man zählte auf die unwiderstehliche Macht des Hungers, da man die Verproviantirung einer solchen Riesenstadt auf Monate für eine Unmöglichkeit hielt. Man war daher vor Allem beflissen, Paris zu isoliren und jede Zufuhr abzuschneiden, indem man durch Besetzung sämmtlicher Eisenbahnen, durch Absperrung aller Zugänge und durch militärische Einschließungswerke die Verbindung mit dem übrigen Lande unterbrach und jeden Ausfall zu verhindern suchte. Auf sich selbst beschränkt und von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, sollte die Pariser Bevölkerung zur Unterwerfung und Capitulation gezwungen werden. Ein stürmender Angriff schien ein zu gewagtes Unternehmen. Durch fortificatorische Arbeiten aller Art, Erdwerke, Geschütz-Emplacements, Schützengräben, Barrikaden, Blockhäuser, Verhaue, Befestigung von Dörfern und Gehöften, durch Observatorien und Telegraphenverbindungen suchte man die Cernirungslinie undurchdringlich zu
30. Septbr. 1870. machen. Schon der erste Ausfall im Süden gegen L'Hay und Chevilly, wobei der General Guilhem vom Corps Vinoy gegen Truppen des VI. Armeecorps unter General Tümpling den Tod fand, endete mit einem verlustvollen Rückzug der Franzosen. Aber alle Schritte der Regierung ließen deutlich erkennen, daß man gesonnen war, den Krieg bis aufs Äußerste fortzuführen; und die Widerstandskraft der Republik und ihrer Hauptstadt erwies sich nachhaltiger als man sich deutscher Seits gedacht hatte.

Der Belagerungskrieg. So begann denn an drei Hauptstellen und mehreren Nebenplätzen ein Festungskrieg, der an Beschwerden, Strapazen und Leiden den Winterfeldzug in der Krim übertraf. Nicht minder reich an Gefahren und Anstrengungen als der Schlachtenkrieg im Feld waren die Kämpfe vor den Mauern und Wällen, die sich in den Herbst und Winter hineinzogen, ohne die Poesie, ohne die aufregende Abwechselung, die jener darbietet. Auf Vorposten den feindlichen Kugeln ausgesetzt, in den Laufgräben und Schanzwerken zu beschwerlichen Arbeiten angehalten, durch schlimme Witterung, durch Nässe und Kälte, durch dürftige Nahrung und Kleidung, durch mangelhafte Pflege und schlechtes Obdach in ihrer Gesundheit angegriffen, haben die deutschen Soldaten vor den Festungen unsägliche

Drangsale, Leiden und Mühseligkeiten ertragen müssen und ertragen: und wie mancher ist bei den häufigen Ausfällen, die sie alle mit heldenmüthiger Tapferkeit zurückschlugen, vor den Wällen oder unter den Händen der Militärärzte seinen Wunden erlegen, wie mancher in den Lazarethen am Typhus, an der Ruhr, an anderen epidemischen Krankheiten gestorben, wie mancher mit verstümmeltem oder siechem Körper heimgekehrt! Die meisten Gefahren drohten vor Metz. „Hier lagerte die Armee auf einem Leichenfelde, wie die Geschichte kaum ein zweites kennt, und in den aus demselben aufsteigenden Miasmen lag eine Gefahr, welche selbst den schließlichen Erfolg in Frage stellen konnte. Diese Gefahr wuchs, als vom 6. September an unaufhörliche Regengüsse den Boden durchweichten, die Erde von den mühsam aufgerichteten Grabhügeln wegschwemmten und die Bivouakplätze der Truppen allmählich in wahre Moräste verwandelten". In der That begannen Ruhr und Typhus die Reihen zu lichten, die Krankenzahl stieg auf 15 Procent. Allein die Truppen hielten standhaft aus und überwanden alle Schwierigkeiten ihrer Lage, unterstützt und ermuthigt durch die Sorgfalt ihrer Vorgesetzten, wie durch die Theilnahme der ganzen Nation, welche hier reiche Gelegenheit fand und freudig ergriff, denen, die muthig fürs Vaterland stritten, den Tribut ihrer Liebe und Dankbarkeit darzubringen. Die bei Ausbruch des Krieges in allen Theilen Deutschlands gebildeten Vereine für freiwillige Krankenpflege entwickelten eine hülfreiche Thätigkeit. Nicht weniger schrecklich und leidensvoll war die Lage der Eingeschlossenen. Wenn die bewaffneten Mannschaften der Garnison auf dem Wachedienst, bei nächtlichen Angriffen, bei gewagten Ausfällen dem Tod stets ins Angesicht blicken mußten, oder in feuchten Kasematten und Festungsräumen voll Unreinlichkeit und ungesunder Luft ein trübseliges Dasein im ermüdenden Einerlei der Arbeit, der Entbehrung, der Noth verbrachten, immerwährend den Tag vor Augen, wo der unvermeidliche Fall eintreten werde und Entwaffnung und Gefangenschaft als Lohn alles Ringens und Mühens ihnen bevorstehe: so schwebten die Bürger der Stadt, schwebten Frauen und Kinder in der Gefahr, von den furchtbaren Geschossen zerschmettert, unter einbrechenden Mauern und Dächern begraben, in Kellerräumen verschüttet zu werden; sahen die Aermeren mit Todesangst die Lebensmittel dahinschwinden oder einen für sie unerschwinglichen Preis ersteigen, so daß sie mit Pferdefleisch, mit widerlichen und ungesunden Speisen oft ohne Salz den Hunger stillen mußten. Wie mancher Mutter hat es das Herz zugeschnürt, wenn sie die Kleinen aus Mangel an weicher Nahrung, an frischer Milch, an Eiern, an Butter dahinschmachten sah! Und wie Viele, wenn sie das Leben vor den feindlichen Kugeln, vor Krankheit und Hunger gerettet, hatten ihre Habe, ihre Häuser, die Mittel ihres Unterhalts durch Brand oder Verwüstung eingebüßt und waren an den Bettelstab gebracht! Ein solches Meer von Elend und Kummer, voll Leiden und Tod ist wohl noch nie über die Menschenwelt hereingebrochen. Und was war für den Franzosen das Ende dieser Qualen, die Frucht der blutigen Aussaat? Ein zusammen-

Die Leidensgeschichte vor und in Metz.

gebrochenes Reich, das sich nur mühsam wieder aufzurichten vermochte, verlorne Schlachten, Einbuße an Macht, Ruhm und Wohlstand. Dagegen konnte der Deutsche mit gehobener Seele auf die durchlebten Tage des Kampfes und der Anstrengung blicken. Das Blut seiner Söhne ist nicht umsonst geflossen, die schwere Arbeit ist nicht umsonst verrichtet, das große Leid nicht umsonst getragen worden! Neben den Thränen der Wehmuth für die Opfer flossen auch Thränen der Freude für die errungenen Früchte. Die idealen Güter, der Schatz des Ruhmes und der Ehre sind gemehrt worden und was lange getrennt war, hat sich in treuer Waffenbrüderschaft zusammengefunden. Auf den Schlachtfeldern von Wörth, Gravelotte und Sedan und in den Laufgräben von Straßburg, Metz und Paris ist der Bund der deutschen Stämme geschlossen worden. „Treue um Treue“ soll fortan die Losung sein.

Die kriegführenden Mächte und das Ausland.

Die republikanische Regierung besaß eine usurpirte Gewalt. Nur eine frei gewählte Nationalversammlung konnte über das Schicksal der französischen Nation entscheiden. Diese sollte denn auch auf den 16. October einberufen werden. Aber es war den Herren, die das Regiment an sich gerissen hatten, kein rechter Ernst damit. Eine revolutionäre Dictatur, wie sie namentlich Gambetta im Auge hatte, sollte zuvor die Republik befestigen und wo möglich zugleich den Frieden herbeiführen. Drei Mitglieder der Regierung (Crémieux, Fourichon und Glais-Bizoin) wurden noch vor der gänzlichen Einschließung der Hauptstadt als besondere Delegation nach Tours beordert, um die Verbindung mit den Provinzen aufrecht zu erhalten. Zugleich wurde der Versuch gemacht, die Großmächte, die an dem Krieg unbetheiligt waren, zu einer vermittelnden Intervention und zur Anerkennung der neuen republikanischen Staatsordnung zu bewegen. Denn wenn auch die europäischen Höfe ihre Gesandten nicht abberiefen und die diplomatischen Verbindungen fortbestehen ließen, so erfolgten doch nur von Amerika, der Schweiz und Spanien offizielle Anerkennungen, die übrigen Regierungen beobachteten eine zuwartende Haltung. Zu der wichtigen und delicaten Mission wurde der greise Staatsmann und Historiker Thiers ausersehen, der auch trotz seiner dreiundsiebenzig Jahre sofort die beschwerliche Reise nach London, St. Petersburg, Wien und Florenz antrat. Diesen Vorgängen und Bemühungen gegenüber mußte auch die preußische Kriegspolitik im Hauptquartier Stellung nehmen, und sie that dies mit der Aufrichtigkeit und dem Geschick, wie sich von Grafen Bismarck erwarten ließ. Weit entfernt, in die Bahnen der Alliirten von 1814 und 1815 einzulenken und sich für eine bestimmte Regierung auszusprechen, der man in Frankreich zur Herrschaft verhelfen wolle, vermied der Minister vorsichtig jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten. Man nahm die Zustände, wie sie sich gebildet, als factisch bestehend hin, behielt sich aber die Freiheit des Handelns nach dem ferneren Verlauf der Dinge als selbstverständlich vor. Dagegen bezeichnete der Bundeskanzler in zwei Rundschreiben an die diplomatischen Agenten im Auslande, von Rheims am 13. und von Meaux am

16. September, genau den Standpunkt, den die preußische Politik gegenüber dem Programme Favre's und einer möglichen Einmischung der neutralen Mächte einzuhalten gedächte. Er hob darin hervor, daß der von Kaiser Napoleon begonnene Krieg von den Vertretern der Nation gebilligt worden und somit ganz Frankreich für die Folgen verantwortlich sei. Deutschland müßte daher Bürgschaften verlangen, die es in Zukunft gegen kriegerische Angriffe sicher stellten oder wenigstens dieselben erschwerten. Denn der französische Nationalstolz würde die erlittene Niederlage nie verzeihen und stets nach Rache schreien. „Wenn wir jetzt ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Contribution, ohne irgend welche Vortheile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen. Wenn Straßburg und Metz in deutschen Besitz übergingen, würden sie einen defensiven Charakter annehmen". Damit war also eine Abtretung französischen Gebiets als Grundbasis eines Friedensschlusses hingestellt und dem Prinzip Favre's ein Gegensatz geschaffen. Den neutralen Mächten aber wurde zu Gemüthe geführt, daß, falls sie in den Franzosen die Hoffnung einer diplomatischen oder materiellen Intervention nähren sollten, dies nur eine Verzögerung des Friedens zur Folge haben würde; denn Preußen werde in einem Kriege, zu dem es gezwungen worden und zu dessen Verhütung Europa keine ernstlichen Versuche gemacht, keine fremde Intervention zulassen.

Wie sehr Bismarck mit diesen Grundsätzen im Sinne des deutschen Volkes handelte, bewiesen zahllose Zuschriften und Adressen, die von allen Seiten einliefen und die Fernhaltung jeder fremden Einmischung als eine Forderung der nationalen Ehre betonten. Der Gedanke, daß die neutralen Höfe in einem Kriege, den sie nicht zu verhindern vermocht oder gewollt, dem Sieger die Früchte verkümmern sollten, war um so unerträglicher, als man alle Völker mit ihren Sympathien auf Seiten des Feindes sah und englische Kaufleute Waffen und Kriegsmaterial über den Kanal schafften. Die Mission von Thiers trug daher auch der französischen Republik keine nutzbaren Früchte. Aber auch die directen Verhandlungen, welche Jules Favre mit Bismarck zuerst im Schlosse Haute Maison bei Montry dann im Hauptquartier zu Ferrières führte, blieben erfolglos. Es handelte sich zunächst um einen Waffenstillstand von drei Wochen behufs der Einberufung einer Nationalversammlung, von der dann die Friedensschließung ausgehen sollte. Bismarck verlangte, daß drei der belagerten Festungen, Straßburg, Bitsch und Toul den Deutschen eingeräumt würden und die Besatzung der ersten in Kriegsgefangenschaft gegeben werde, und für den Fall, daß die Versammlung nach Paris berufen und für die Dauer der Berathung und Verhandlung eine Verproviantirung gestattet werden sollte, forderte er ein militärisches Aequivalent, etwa die Ueberlassung des Mont Valérien, oder wenn die

Unterhandlungen und Proclamationen.

19. 20. Septbr. 1870.

Constituante in Tours zusammentrete, die Erhaltung des Status quo vor Paris. Diese Bedingungen wies Jules Favre als ehrlos zurück; eben so gut, meinte er, könnte Bismarck lieber gleich Paris selbst verlangen. Ein Rundschreiben, das er in der Folge an die auswärtigen Höfe richtete, entwickelte in wortreicher Ausführlichkeit die Gründe, weshalb die Pariser Regierung auf die Vorschläge Bismarck's nicht habe eingehen können, und zeigte in seinem Verlauf und in seinem Schluß, wie wenig die französischen Machthaber den Stand der Dinge zu beurtheilen vermochten: „Ich ziehe unsere Leiden, unsere Gefahren und Opfer dem unbeugsamen und grausamen Ehrgeize unseres Feindes vor. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Frankreich siegreich sein wird. Würde es besiegt, so würde es in seinem Unglück noch so groß dastehen, daß es ein Gegenstand der Bewunderung und der Sympathie für die ganze Welt sein würde. Dort liegt seine wahre Kraft, darin wird vielleicht seine wahre Rache liegen." Und die
24. Septbr. 1870. Delegation von Tours erklärte in einer Proclamation an das französische Volk, daß der Krieg fortgeführt werden müsse, weil Preußen Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken wolle. „Auf Grund des Eroberungsrechts verlangt Preußen Elsaß und Lothringen bis Metz. Für die Bewilligung eines Waffenstillstandes wagt es die Uebergabe Straßburgs, Touls und des Mont Valérien zu fordern. Eher würde das erbitterte Paris sich unter seinen Trümmern begraben. Auf so anmaßende Ansprüche gibt es keine Antwort als den Kampf bis aufs Aeußerste. Frankreich nimmt diesen Kampf an und rechnet dabei auf alle seine Kinder." Umsonst wies Graf Bismarck in einer diplomatischen Circulardepesche den Vorwurf zurück, daß Frankreich durch den Verlust von Elsaß und Lothringen zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt werde, indem er auf den Erwerb von Savoyen und Nizza und auf die Eroberungen in Algerien sich berief, welche die verlangten Abtretungen weit überträfen und erst in wenigen Jahren oder Jahrzehnten mit Frankreich vereinigt worden wären; der Krieg aufs Aeußerste war die Losung des Tages in dem republikanischen Paris und Alles vereinigte sich, um das Volk zum Haß und Fanatismus gegen die Deutschen aufzustacheln. Alle Verbannten und Flüchtlinge des Kaiserreichs kehrten jetzt zurück, unter ihnen die Republikaner vom Jahre 1849, Ledru Rollin, Louis Blanc, Quinet, Victor Hugo, Schölcher u. a., die Heiligen des Pariser Kleinbürgerthums, ferner die Blanqui, Cluseret, Delescluze u. a., die Anhänger föderalistischer Selbstverwaltung und Jacobinischer Conventsherrschaft. Auch die Orleaniden zeigten sich wieder und trugen sich mit stolzen Hoffnungen. Und wie weit die Ansichten und Absichten der Heimgekehrten aus einander gingen, in den Kundgebungen eines glühenden Eifers für Frankreich und des Hasses und der tödtlichen Feindschaft gegen die „nordischen Eindringlinge" waren alle einig; suchte Einer den Andern zu überbieten. Der Haß gegen die Deutschen galt als nationale Pflicht, als patriotisches Gefühl. Selbst der alte Graf Chambord ließ seine verklungene Stimme in diesem Tone erschallen. Es schien, als ob

Herrschaft über Frankreich als Kampfpreis ausgesetzt wäre für solche, die am heftigsten die Volksleidenschaften anfachten, am lautesten den eigenen Ruhm und die fremde Schande ausriefen, am geschicktesten die Phrasen handhabten, die der Menge gefielen. Es machte diesseits des Rheines einen wunderlichen Eindruck, als der alte Romantiker Victor Hugo an die Deutschen einen Friedensaufruf richtete, der an Schwulst und hochtönenden Phrasen Alles überbot, was noch jemals rhetorisches Pathos hervorgebracht, in welchem das dem deutschen Charakter und den „Nachkommen der teutonischen Ritter" gespendete Lob nur als Folie diente, um die Verherrlichung der französischen Nation und der hochherzigen Culturstadt Paris desto glänzender hervortreten zu lassen. Aber Posaunentöne stürzen keine Mauern um, wie in den Tagen Josua's. Selbst der Volkskrieg der wildesten Art, zu dem man die Franzosen aufrief, und der auch bald in Scene gesetzt ward, vermochte nicht „die Eindringlinge" zu vernichten.

2. Der Belagerungskrieg vor Straßburg.

Am 24. September, dem Tage, an welchem die Proclamation von Tours die Bedingungen des Waffenstillstandes für unannehmbar erklärte, war bereits eine der verlangten Festungen gefallen. Toul, die alte lothringische Stadt, schon längere Zeit von Truppen des Großherzogs von Mecklenburg belagert, sah sich nach einem furchtbaren Bombardement zur Capitulation gezwungen, ein wichtiger Besitz für die Deutschen, weil dadurch die Eisenbahnverbindung vom Rhein bis nach Paris ohne Unterbrechung hergestellt ward. Und wenige Tage nachher drang die Kunde in die Welt, daß auch Straßburg, dessen Auslieferung die französischen Staatsmänner als die größte Ehrlosigkeit von sich gewiesen, nach dessen heldenmüthigem Vertheidiger, General Uhrich, die Pariser eine Straße benannt, in die Hände der Deutschen gefallen sei.

[Margin: Uebergabe von Toul. — 23. Septbr. 1870. — 27. Septbr.]

Die altehrwürdige Hauptstadt von Elsaß, die einst auf verrätherische Weise dem deutschen Reiche entrissen worden, hatte sich mit der Zeit in ihr Schicksal gefunden; die Vortheile und die Ehre, einem großen Staate anzugehören und von den Jämmerlichkeiten eines verlotterten, in politische Ohnmacht und Unbehülflichkeit versunkenen Gemeinwesens erlöst zu sein, waren der Bürgerschaft ein genügender Ersatz für die verlorene Stammverwandtschaft, waren das Schmerzensgeld für die hart geschädigte und gefährdete Nationalität. Doch hatte die Stadt bis zur französischen Revolution mit den alten Privilegien und der reichsstädtischen Verfassung auch noch ihren deutschen Charakter bewahrt, so daß Goethe das internationale Zwischenland noch als „Halbfrankreich" bezeichnen konnte. Erst seitdem diese mächtige Weltbegebenheit, wie in ganz Frankreich, so auch in den „Departements Ober- und Niederrhein" die historische Vergangenheit weggefegt, hatte Alles einen französischen Anstrich angenommen, war das ganze

[Margin: Straßburg vor der Belagerung.]

öffentliche Leben französisch geworden und die Männer von Elsaß und Straßburg, deren Namen ihre allemannische Herkunft unleugbar verriethen, brüsteten sich mit ihrer französischen Nationalität und bewarben sich bei dem keltisch-romanischen Nachbarvolk um die Ehre der Ebenbürtigkeit. Die Bevölkerung glich zwei zusammenfließenden Strömen, die noch längere Zeit nach ihrer Vereinigung durch ihre Farbe den verschiedenen Ursprung andeuten, bis sie endlich zu einer gemeinsamen Wasserfläche sich sammeln. Schon am 7. August erfuhren die Straßburger durch Flüchtige und Verwundete die Niederlage bei Wörth und zugleich strömte das Landvolk massenweise mit seinen Habseligkeiten in die Stadt herein. Die Aufforderung eines Parlamentärs wurde zurückgewiesen und mit
10. Aug. 1870. einer Proclamation des Commandanten Uhrich beantwortet, daß die Stadt, mit Besatzung, Geschütz und Proviant reichlich versehen, sich aufs Aeußerste vertheidigen werde. Und der energische Befehlshaber hat sein Wort treu gehalten, wenn auch die Vertheidigungsanstalten keineswegs in so glänzendem Zustande waren, als er glauben machen wollte. Die Garnison betrug, die Nationalgarde nicht eingerechnet, 17,000 Mann, von denen jedoch nur 11,000 kriegsbrauchbar, die andern noch in der Organisation und ersten Ausbildung begriffen waren, und die Vorräthe waren nicht reichlicher bestellt als in Metz. Man war ja überzeugt gewesen, daß der Krieg auf deutscher Erde durchgefochten werden würde; warum sich denn mit unnützen Zurüstungen beschweren! Aber bald genug sollte Straßburg alle Bitterkeiten einer Belagerung kosten, die um so eingreifender waren, als keine detachirten Forts den Feind in der Ferne hielten, vielmehr schon nach einigen Tagen badische Truppen, welche anfangs unter Ge-
13. Aug. neral Beyer die Einschließung allein vornahmen, die Dörfer Schiltigheim, Bischheim, Hausbergen, Königshofen besetzten und somit die Stadt von dem innern Lande abschnitten. Bald wurde auch das Dorf Ruprechtsau in den Belage-
15. Aug. rungskreis eingeschlossen, und schon der Napoleonstag, sonst ein Tag der Lustbarkeit und Festfreude, sah feindliche Granaten hereinfliegen, welche in Häusern und auf Dächern manche Verwüstung anrichteten, zum großen Entsetzen der Bewohner, die von solcher Gewalt und Tragweite des feindlichen Geschützes keinen Begriff hatten.

Das Bombardement und die Leidenstage im August.

Doch waren dies Alles nur Vorspiele der späteren Schrecken. „Die August- und Septembertage des Jahres 1870 werden nie aus dem Gedächtniß der Straßburger schwinden", bemerkt ein Leidensgenosse der Schreckenstage. Die Belagerungsarmee war durch preußische Truppen verstärkt und unter den Oberbefehl des entschlossenen, willenskräftigen Generals v. **Werder** gestellt worden, der die Rheinstadt von allen Seiten einschloß und Anstalten zum Bombardement traf. Der Festungscommandant Uhrich lehnte nicht blos die wiederholte Aufforderung zur Uebergabe ab, sondern er weigerte sich sogar, das Militärhospital aus der Nähe der Citadelle zu verlegen und das auf dem Münster eingerichtete Observatorium zu entfernen, wodurch dieses herrliche Denkmal goth-

scher Baukunst, das der deutsche General schonen wollte, in den Kreis der Beschießung gezogen ward. Werder hatte, als er das Bombardement anordnete, den Zweck, die Kasernen, Waffenplätze und Magazine zu zerstören und zugleich die Einwohner durch Einschüchterung dahin zu bringen, daß sie den Festungscommandanten zur Capitulation zu bewegen suchten. „Das Schicksal der braven Stadt Straßburg", sagt Rüstow, „muß jedem anständigen Mann zu Herzen gehen, welcher Nationalität er angehöre, welcher politischen Ueberzeugung er sei. Darüber darf aber nie der Gerechtigkeit vergessen werden. In Frankreich ward des Bombardements von Straßburg allgemein nur als eines Actes deutscher Barbarei gedacht. Allein daß General Uhrich sagte, wenn die Deutschen in die Stadt eindrängen, so würde er sich in die Citadelle zurückziehen und von dort aus die Stadt bombardiren, ward von den französischen Zeitungen als Heroismus gepriesen." Vom 18. an folgten Geschosse auf Geschosse, so daß die Beerdigungen nicht mehr auf den gewöhnlichen, außerhalb der Mauern gelegenen Friedhöfen vorgenommen werden konnten, sondern der botanische Garten zum Todtenfelde gewählt ward, wo bald zahllose Kreuze als Denkmale des schrecklichsten Drama's zum Himmel emporschauten. Besonders furchtbar wüthete das Bombardement
am 24. August. „Um eilf Uhr", erzählt Fischbach, „erschallten plötzlich zwischen 24. Aug. 1870.
dem Gekrache der Granaten Feuerrufe von den Wächtern des Münsterthurmes. Es brennt in der Neukirche! Ein wenig später schrien sie: Feuer in der Münstergasse; eine halbe Stunde darauf: Feuer am Broglie! Feuer in der Meisengasse! Feuer auf dem Kleberplatz! Feuer am Finkmattstaden! Feuer in der Schildsgasse! Die ganze Nacht ertönt dieser entsetzliche Nothschrei und ein ungeheuerer rother Widerschein beleuchtete schauerlich die ganze Stadt. Wie viele Schätze wurden ein Raub der Flammen!" Das Gemäldemuseum mit werthvollen Bildern alter Meister, die Neukirche, das größte protestantische Gotteshaus mit einer berühmten Orgel und einem merkwürdigen „Todtentanz" in Fresco, ein Sinnbild der schrecklichen Gegenwart, die Stadtbibliothek mit unschätzbaren Manuscripten, Incunabeln und Urkunden und so vielen historischen Merkwürdigkeiten, die schönen Häuser der vornehmen Stadttheile fielen der Kriegsfurie zum Opfer; ganze Straßen, vor allen die Steinstraße, waren Ruinen und Schutthaufen! Die wehrlose Bevölkerung flüchtete in die Keller, die wehrhafte versuchte mit Heldenmuth den Bränden Einhalt zu thun, von der Vaterstadt zu retten, was zu retten war. Vergebens versuchte der Bischof von
Straßburg im deutschen Hauptquartier eine Vermittelung zu bewirken, eine 25. Aug.
Schonung der Stadt und der Bürgerschaft zu erbitten; da der Commandant Uhrich jedes Zugeständniß verweigerte, so mußte vor der unerbittlichen Kriegsstrenge die Humanität zurücktreten. Nicht einmal den Frauen, Kindern und Greisen durfte der Abzug gestattet werden, weil dadurch die Hungersnoth, ein mächtiger Verbündeter der Belagerer, verzögert worden wäre. So dauerte denn
das schreckliche Schauspiel an den beiden folgenden Tagen fort. Der Gedanke 26. 27. Aug.

einer Uebergabe wurde von der Garnison wie von der Nationalgarde entschieden abgewiesen; die gesammte Bürgerschaft verschmähte es, den Commandanten durch Vorstellungen zum Nachgeben zu bestimmen. „Man kämpfte mit Muth und Selbstverleugnung, aber Herz und Geist mußten gestählt sein, um nicht inmitten so großer Schmerzen und Katastrophen der Entmuthigung sich hinzugeben.“ Eine neue Gemeindevertretung, durch das allgemeine Vertrauen ernannt, nahm die städtische Verwaltung und die Verpflegung der Verwundeten, Kranken, Obdachlosen und Hülfsbedürftigen in die Hand. Alle öffentlichen Gebäude wurden zu Nothwohnungen hergerichtet. Aber jeder Tag brachte neue Leiden. Nicht genug, daß die Nahrungsmittel immer seltener und theuerer wurden, daß Milch und Bier ausgingen, daß der Aufenthalt in Kellern und Erdgeschossen die Krankheiten mehrte; Diebe und Verbrecher benutzten die Verwirrung zu Frevelthaten. Und dennoch machten nur Wenige Gebrauch von den Geleitscheinen, die von dem deutschen Hauptquartier an bestimmte Personen ausgestellt wurden. Lügenhafte Botschaften von Siegen und herannahenden Entsatzheeren nährten noch falsche Hoffnungen, als schon das Kaiserreich zusammengestürzt und die ganze militärische Gloire in deutschen Festungen und Barackenlagern untergebracht war.

Fortgang der Belagerung im September. Während General v. Werder auf dem linken Rheinufer das Geschützfeuer gegen die Stadt richtete, hatten auf der rechten Stromseite die badischen Batterien oberhalb Kehl die Citadelle mit großem Erfolg bombardirt und die Militärgebäude und Magazine in Trümmer geschossen. Da ließ zur Vergeltung der französische Commandant die offene Stadt Kehl in Brand schießen, eine Maßregel, die strategisch kaum zu rechtfertigen war, weil die Batterien weit von dem Orte entfernt standen. Es sollte ein Strafgericht für Straßburg sein; auch konnten möglicherweise feindliche Soldaten sich dort verborgen halten. Gegen Ende August war die deutsche Artillerie so vollständig, daß Werder, einsehend, daß das Bombardement nicht den gehofften Erfolg hatte, zur regelmäßigen Belagerung überging. Zu dem Zweck ließ er auf der Nordwestseite von Schiltigheim bis Königshofen eine großartige Angriffslinie errichten und mit weitreichen-
1. Septbr. 1870. den Geschützen versehen. Dieser ersten Parallele folgte bald mehr nach der Stadt zu die zweite kürzere Parallele, beide mit furchtbaren Batterien von Mörsern und Shrapnels versehen, welche gegen die Befestigungswerke ein mörderisches Feuer eröffneten. Vergebens versuchten die Belagerten durch zwei gleichzeitige Ausfälle gen Norden auf die Inseln Wacken und Jars und südwärts gegen den Bahnhof vor dem Austerlitzthor die Werke zu zerstören; sie wurden nach kurzem Gefecht
2. Septbr. zurückgeschlagen. Unter steten Kämpfen wurden an den folgenden Tagen und Nächten die gefahrvollen Grabenarbeiten fortgeführt, so daß bald eine dritte Parallele den Glacisfuß der Lunetten 53 und 52 berührte und nun die Bresch-
10. 11. Septbr. batterien mit mehr Erfolg wirken konnten. Schon war die stolze Finkmattkaserne,
6. Septbr. wo einst Louis Bonaparte bei seinem ersten Staatsstreichversuch festgenommen

worden (S. 104), in Flammen aufgegangen, schon war das Theater, wo so viele Obdachlose Zuflucht gesucht, den Granaten und Brandraketen zum Opfer gefallen; und selbst die Citadelle hatte durch die badischen und preußischen Geschütze, die von der Ile des Epis und der Ruprechtsau gegen dieselbe gerichtet waren, erheblichen Schaden gelitten. Ausfälle, von der Garnison in Verbindung mit Mobilgarden und Freischützen mit großer Kühnheit unternommen, blieben ohne Erfolg; die Besatzungsmannschaft war zu gering, die Macht der deutschen Artillerie zu überwältigend. Der Fall des Obersten Fievé, des stattlichen riesenstarken Befehlshabers der Pontonniers, bei Gelegenheit eines solchen Ausfalls nach der Ile des Epis, erregte große Trauer und Bestürzung in Straßburg.

Das Schicksal der hart bedrängten Stadt fand allenthalben die größte Theilnahme. In der Schweiz bildete sich ein Hülfsverein, welcher durch eine Deputation den Schwachen, Bedürftigen und Kranken, deren Entlassung erlangt werden könnte, ein Asyl anbot. Durch die Fürsprache des Großherzogs von Baden gelang es den wackeren Männern mit Zustimmung der beiderseitigen Befehlshaber wenigstens achthundert wehrlose Bewohner, Frauen, Kinder, Greise aus der alten Bundesstadt auf schweizerischen Boden zu retten. Es war der erste Freudentag in dem langen Trauerspiel; zugleich verbreitete sich die erste zuverlässige Nachricht über die Vorgänge in Paris, über die Absetzung des Kaisers, den Sturz der Regentschaft, die Errichtung der Republik. Nun durchzuckte ein neuer Hoffnungsstrahl die Stadt. Die republikanische Regierung hatte die Vertreibung des Feindes vom französischen Boden als nächstes und höchstes Ziel auf ihre Fahne geschrieben; dieser Aufgabe durfte Straßburg seine Mitwirkung nicht versagen; darin stimmte die Stadtgemeinde, die an Stelle des bisherigen Stadtverwalters Humann den Dr. Küß, Professor der Medicin, zu ihrem Maire wählte, mit dem Commandanten Uhrich überein, und selbst der Präfect Pron, obwohl er sein Amt als erloschen betrachtete, erklärte seinen Beitritt zu dem Programme, „die Würde der Nationalfahne zu wahren". Die Aufpflanzung des republikanischen Paniers erzeugte einen neuen Aufschwung, der noch zunahm, als Valentin, der frühere Abgeordnete von Straßburg, welcher seit dem Napoleonischen Staatsstreich als Flüchtling im Auslande gelebt, nach dem 4. September aber von der provisorischen Regierung zum Präfecten des Niederrheins ernannt worden war, in seiner Vaterstadt anlangte. Es gelang ihm, unter tausend Abenteuern unbemerkt durch die feindlichen Linien zu kommen; dem Feuer der Schildwachen trotzend, schwamm er über das Wasser, näherte sich der Festung und begehrte vor den General Uhrich geführt zu werden. Hier zog er ein Schreiben aus dem Aermel seines Rockes, durch das er sich als den neuen Präfecten auswies. Er brachte der Stadt und der heldenmüthigen Garnison den Dank der Republik für ihre patriotische Hingebung und sein Feuereifer war wirksam genug, den republikanischen Muth von Neuem zu entflammen. Auf den Vorschlag des Großherzogs von Baden, bei der Aussichtslosigkeit eines längeren

Republikanischer Aufschwung in Straßburg.

11–16. Septbr. 1870.

21. Septbr.

Widerstandes in Unterhandlungen mit Werder einzutreten, erwiederte Uhrich, „daß er gezwungen sei, seinen persönlichen Neigungen und der von Menschenliebe eingegebenen Absicht dem schrecklichen Drama ein Ende zu machen zu widerstehen".

Letztes Ringen und Ausgang. Aber den Fall Straßburgs konnte er nur auf einige Tage verzögern. Als Valentin ankam, hatten die Deutschen mit unglaublichen Anstrengungen und Gefahren unter dem steten Feuer der feindlichen Werke über die breiten Wassergräben einen Damm und eine Tonnenbrücke geworfen und sich der Lunetten 53 und 52 bemächtigt, wodurch die französische Vertheidigungsfront unhaltbar geworden war. Wie sehr auch die Belagerten mit der größten Tapferkeit und Todesverachtung dem überlegenen Gegner jeden weiteren Schritt streitig machten, die Breschen mit Sandsäcken ausfüllend; die Wirkung des furchtbaren Belagerungsgeschützes auf die Stadt und die zusammengeschossenen Bollwerke der Citadelle hatte solche Verheerungen angerichtet, daß ein Gesammtangriff, wie er im Plane des deutschen Befehlshabers lag, nothwendig mit der Erstürmung der Festung geendigt haben würde. Um der unglücklichen Stadt dieses harte Schicksal mit den dabei unvermeidlichen Kriegsgräueln zu ersparen, ließ der Commandant Uhrich in Uebereinstimmung mit dem Vertheidigungsrath ohne Beiziehung 27. Septbr. 1870. des neuen Präfecten auf dem Münster die weiße Fahne entfalten. Nun schwieg die deutsche Artillerie, die seit Beginn der Belagerung aus 241 Geschützen verschiedener Größe gegen 200,000 Schüsse gethan, so daß vier bis fünf auf die Minute kamen, und sofort wurde wegen der Uebergabe unterhandelt. Die Capitulation kam ohne Schwierigkeiten auf Grund der im Vertrag von Sedan aufgestellten Bedingungen zu Stande. Die Offiziere durften nach Verpfändung ihres Ehrenwortes frei nach einem von ihnen zu wählenden Aufenthaltsort abziehen; die Linientruppen und Mobilgarden, über 17,000 Unteroffiziere und Soldaten wurden in Kriegsgefangenschaft geführt, die Nationalgarden und Franctireurs entwaffnet und gegen Revers entlassen; Waffen, Kriegsbestand und 28. Septbr. Militärkassen mußten abgeliefert werden. Am folgenden Tag, nachdem General Uhrich in einer warmen, seine innere Bewegung kund gebenden Proclamation den Stadtvorständen, den Soldaten und Mobilgarden und allen Bewohnern von Straßburg seinen Dank ausgesprochen für ihre mannhafte Haltung in der schweren Zeit, für ihre Opferwilligkeit und ihren Heldenmuth und sie mit der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft getröstet, erfolgte der Ausmarsch der Garnison und die Uebergabe der Citadelle und des Kriegsmaterials. Die Vorgänge, die sich unter den Augen des Großherzogs von Baden, des Generals von Werder und der deutschen Truppen vollzogen, gaben Zeugniß von dem Verfalle der Disciplin bei der französischen Garnison. Knirschend vor Wuth und Ingrimm fügten sich die Truppen, theilweise berauscht, in die bittere Nothwendigkeit und mancher Soldat zerschlug das Gewehr, das er abliefern sollte. Der Präfect Valentin wurde nach Ehrenbreitstein gebracht und dort bis zum Friedensschluß festgehalten. So war denn der denkwürdige Belagerungskrieg, auf

welchen ganz Deutschland seit Wochen mit der größten Spannung geblickt hatte, zu einem glücklichen Ende geführt; die deutsche Reichsfahne wehte vom alten Münster herab und Straßburg, die „wunderschöne Stadt“, war dem neuerstandenen Reiche wiedergewonnen. Auf beiden Seiten hatte man gekämpft und gerungen bis zur Erschöpfung; hatte man sich den größten Anstrengungen und Entbehrungen willig unterzogen; hatte man Gesundheit und Leben eingesetzt. Wenn die Garnison und die städtische Bevölkerung durch die Geschosse der Deutschen unsägliche Drangsale und Gefahren erlitt und der Wohlstand vieler Familien vernichtet ward; so hat auch in den Reihen der Belagerer die anstrengende Arbeit in den Trancheen, der Vorpostendienst unter feindlichem Kugelregen, das Bivouakiren in den regnerischen Herbstnächten, der stürmende Angriff auf wohlvertheidigte Festungswerke, oft verbunden mit Nahrungsmangel und dürftiger Bekleidung, zahllose Opfer dahingerafft. Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg war eine sechswöchige Leidensgeschichte innerhalb und außerhalb der Mauern. Daß man diesseits des Rheins die ganze Bedeutung des Ereignisses erkannte und würdigte, bezeugte die große Theilnahme, die sofort der unglücklichen Stadt von allen Seiten erwiesen ward. Geldsammlungen wurden veranstaltet; Lebensmittel, Wäsche und Kleidungsstücke aus den Nachbarländern in großer Fülle eingebracht, und selbst die Neugierde, welche Massen von Besuchern gleich einer Völkerwanderung der wiedergewonnenen Rheinstadt zuführte, wurde zur Erleichterung der Hülfsbedürftigen verwerthet. Dagegen bewies die fluchtähnliche Auswanderung vieler Elsässer nach der Schweiz und nach Südfrankreich, daß für die deutschen Sympathien noch wenig Empfänglichkeit unter dem entfremdeten Bruderstamme auf der linken Rheinseite vorhanden war. Auch der tapfere Commandant Uhrich nahm die Gastfreundschaft der Schweiz in Anspruch, von den französischen Journalen, die ihn anfangs in die Sterne gehoben, als „Verräther“ gelästert und gebrandmarkt. Statt in die eigene Brust zu greifen und die Quelle des Unglücks und Falles in sich selbst zu suchen, warf man die Schuld auf ein einziges auserlesenes Haupt, das dann als Träger aller Sünde in die Wüste verstoßen ward.

3. Die deutsche und französische Kriegführung und der Fall von Metz.

Zum Gouverneur der Festung Straßburg wurde nun Generallieutenant von Olllech, zum Commandanten Generalmajor von Mertens ernannt, während General v. Werder mit dem 14. Armeecorps auszog, um das südliche Elsaß von Schlettstadt bis Belfort zu erobern und die Vogesenpässe von den Mobilgarden und Freischaaren zu säubern, die sich dort von allen Seiten sammelten und auf die Bergfestung Langres gestützt, einen Bandenkrieg organisirten, der an Heimtücke, Verrath und plötzlichen Ueberfällen Alles überbot, was die Geschichte von ähnlichen Volkskriegen früherer Tage aufzuweisen hat. Wir werden

Die Kriegführung der beiden Gegner.

die Vorgänge dieses schrecklichen Krieges in den östlichen Gebirgslandschaften Frankreichs, wo der Kampf bis aufs Messer jedem Einwohner zur Pflicht gemacht ward, an einem andern Orte kennen lernen. Jetzt wird es nothwendig sein, unsere Blicke nach den übrigen Schauplätzen zu wenden, wo ein gleichzeitiger großartiger Belagerungskrieg ins Werk gesetzt und mit derselben festen Beharrlichkeit und denselben Endresultaten durchgeführt ward, wie vor Straßburg. Die späteren Geschlechter werden mit Bewunderung und Erstaunen auf eine Heeresorganisation blicken, die es möglich machte, in einem fremden Lande, wo zahllose Festungen den Fortschritt hemmten, inmitten einer feindlichen Bevölkerung, die ihre zerstörende Wuth auf allen Wegen und Stegen, an Brücken und Eisenbahnen kund gab, gegen eine Nation, die Jahrhunderte lang als Meisterin der Kriegskunst galt, einen Kampf fortzusetzen, der nur Siege brachte, in welchem die geringen Unfälle, meistens durch feindliche Uebermacht oder durch Verrath herbeigeführt, rasch durch neue Anstrengungen und Erfolge ausgeglichen, die Verluste durch fortwährende Zuzüge von neu formirten Mannschaften ersetzt, alle Bedürfnisse in großartigster Weise herbeigeschafft wurden, in welchem Hunderttausende nach einem von sicherer Hand geleiteten Plane zusammenwirkten, ohne daß jemals Spuren von Ungehorsam, Meuterei, Insubordination, Vergehen gegen die Disciplin zu Tage getreten wären. Es war nicht nur die glänzende Bravour und die patriotische Begeisterung der deutschen Truppen, urtheilt ein österreichischer Stabsoffizier in der „Wiener Presse", welchen die Siege von Wörth, Metz, Beaumont und Sedan zuzuschreiben sind, sondern dieselben sind ebenso die natürliche Folge der viel rationelleren und überlegeneren Truppenführung bei den deutschen Armeen, daher nicht nur ein Ergebniß der materiellen und moralischen Factoren, sondern ein Triumph des wissenschaftlichen Fortschritts in der Kriegskunst. Während die Franzosen im stolzen Selbstbewußtsein ihrer militärischen Ueberlegenheit an den überlieferten Kriegsregeln und strategischen Grundsätzen festhielten, übersahen sie die Fortschritte, welche die Kriegswissenschaft im Nachbarlande durchgemacht; sie setzten ihr Vertrauen auf die treffliche Bewaffnung und den militärischen Geist ihrer Berufssoldaten, auf die Unfehlbarkeit der Taktik und Kriegführung, die einst der große Napoleon ins Leben gerufen und mit der er die Welt bezwungen, und verschmähten es, fremde Beispiele nachzuahmen. „Während wir bei der französischen Armeeleitung und Truppenführung alte verrottete Kriegsmaximen in der unglücklichsten Gebrauchsanwendung sehen", urtheilt dieselbe sachkundige Feder, „lächelt uns aus dem taktischen und strategischen Verfahren der deutschen Armeen das frische Lebensgrün eines neuen, auf die Fortschritte der Kriegswissenschaft und die Verbesserung der Feuerwaffen basirten Kriegssystems entgegen". Dieses Urtheil fand in dem ganzen militärischen Organismus, dem der preußische Kriegsgeist das Gepräge der Ordnung und Festigkeit gab und in den sich die übrigen deutschen Truppentheile widerstandslos fügten, seine volle Bestätigung, mochte man auf die eben so kühnen als umsichtigen

und überlegten Pläne und Entwürfe des obersten Generalstabs unter Moltke's Leitung blicken, oder auf den Geist der Ordnung im Felde wie im Lager, auf die Heerespolizei der Feldgendarmerie, auf die Zuverlässigkeit der Feldtelegraphie, auf die musterhafte Verproviantirung mit gesunder und kräftiger Nahrung, wobei die großartige Fabrik der Erbswürste in Berlin die wichtigsten Dienste leistete, auf den raschen Verkehr mittelst Feldeisenbahnen, wie auf das Sanitätswesen, bei welchem ärztliche Hülfeleistung und Menschenliebe in Milderung des unvermeidlichen Elends sich die Hände reichten und Männer und Frauen in den schweren Diensten der Lazarethanstalten, in der Wartung und Pflege der Kranken um die Palme der Humanität und der Wohlthätigkeit wetteiferten. Als einst die französische Revolution mit dem allgemeinen Aufgebot ins Feld zog, als sodann der erste Napoleon die Conscription als Grundlage seiner Militärmacht gebrauchte, stießen beide auf das veraltete System der geworbenen Heere, das sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden warfen. Jetzt erfuhr Frankreich den Gegenschlag durch eine militärische Volkskraft, welche weder die beiden Napoleon noch ihre nach den alten Regeln und Doctrinen geschulten Feldherren und Offiziere würdigten und achteten. Selbst in Frankreich überzeugte man sich in der Folge, daß die traditionellen „Legenden" von der Ueberlegenheit und Vortrefflichkeit des französischen Heerwesens und militärischen Geistes verderbliche Illusionen geschaffen.

Von dem Rothschild'schen Lustschlosse Ferrières, in dessen feenartig ausgeschmückten Räumen und prachtvollem Park der reiche Besitzer so oft den kaiserlichen Hof und die elegante Pariser Welt als seine Gäste mit allem erdenklichen Luxus bewirthet, verlegte König Wilhelm sein Hauptquartier nach Versailles. Er zog an demselben 5. Oktober ein, der dem alten französischen Königthum ein Ende mit Schrecken gebracht (XIII, 768). Wie bei der Abführung Napoleon's nach Wilhelmshöhe, hatte auch hier die Nemesis der Geschichte die Maske der Ironie und des Humors vorgenommen. In denselben Räumen, von wo einst in den Tagen Ludwig's XIV. die Machtsprüche und die Gesetze ausgegangen, denen Europa sich in Demuth beugte, in denen das moderne Bürgerkönigthum und das zweite Kaiserreich die Großthaten des französischen Ruhms prahlerisch in mächtigen Wandgemälden darstellen ließen, da schlug jetzt der greise Heldenkönig sein einfaches Feldbett auf, da faßte der Generalstab seine Pläne zur Bewältigung des republikanischen Frankreich, da entfaltete Graf Bismarck die diplomatische Thätigkeit, die das neutrale Ausland von jeder Einmischung fern halten und ungerechten Vorwürfen begegnen sollte, da sah man wie in alten Zeiten fürstliche Persönlichkeiten und hochgestellte Staatsbeamte und Kriegsoberste aus- und eingehen, aber ihre Huldigungen galten einem fremden Monarchen. Und damit neben dem Glanze und der Herrlichkeit auch nicht vergessen werde, mit welchen theuern Opfern diese Wandlung erzielt worden, wurde ein Theil der Prachtsäle zu Lazarethen eingerichtet. Von hier aus wurde die denkwürdige Belagerung

Versailles.

von Paris geleitet, die von Woche zu Woche, von Monat zu Monat sich hinziehend, die herrliche Umgegend, wo reiche Ortschaften, prachtvolle, mit allem erdenklichen Luxus ausgestattete Landhäuser, reizende Gärten und Parkanlagen in üppiger Fülle prangten, und die hauptstädtische Bevölkerung sich Wohnsitze des genußreichsten Daseins geschaffen, allmählig in eine Stätte der Verwüstung verwandelte. Und dieses traurige Werk der Zerstörung haben die Franzosen selbst gefördert. Wenn auch die eiserne Nothwendigkeit des Krieges auf die Schöpfungen der Kunst, auf die Arbeiten geschickter und fleißiger Hände keine Rücksicht nehmen konnte und fremdes Besitzthum wie eigenes Gut behandelte und benutzte, so wäre doch manche Beschädigung unterblieben, mancher werthvolle Gegenstand der Kunst und Industrie, der Bequemlichkeit, des Luxus, des häuslichen Schmuckes geschont worden, hätten nicht die Eigenthümer die Flucht ergriffen, um in Paris oder in anderen Orten eine sichere Aufenthaltsstätte zu suchen, und dadurch den deutschen Soldaten in die Lage gesetzt, die verlassenen Orte beliebig in Gebrauch zu nehmen. Gaben doch die Franzosen selbst das
13. Octbr. 1870. Beispiel der Zerstörung, indem sie das schöne alte Schloß St. Cloud, in welchem so viele Herrscher Frankreichs mit Vorliebe geweilt, in welchem vor Allen Napoleon III. in den Zeiten seines Glanzes so manche Tage und Wochen verbracht, so manche wichtige Regierungshandlung vorgenommen, mit ihren Brandgeschossen in Flammen setzten, so daß die Deutschen unter großen Anstrengungen und mit Gefahr ihres Lebens die unschätzbaren Kunstwerke und Werthgegenstände zu retten suchten, womit die Prachtsäle des Schlosses angefüllt waren. Ein großes Stück französischer Geschichte war mit den Namen St. Cloud und Versailles verknüpft: es schien als ob die historische Vergangenheit Frankreichs zum zweitenmale ausgelöscht werden sollte. Der Winter von 1870 auf 1871 war für manches altehrwürdige Denkmal in der reichen Umgegend von Paris ein Nachspiel der zerstörenden Thätigkeit der Revolution. Bei einem
21. Octbr. scharfen Ausfallgefecht gegen Malmaison ging auch dieser berühmte Wittwensitz der Kaiserin Josephine seiner historischen Schmucksachen und Erinnerungsstücke verlustig.

Die Blokade von Paris. Wie sehr auch der Obercommandirende Trochu sich anstrengte, durch fortwährendes Feuern aus den Forts und durch wiederholte Ausfälle die Einschließung zu verhindern, den Belagerungsgürtel zu durchbrechen, die Schanzwerke zu zerstören; seine Unternehmungen scheiterten an der Wachsamkeit und Stärke der Deutschen; die Blokade wurde vollständig durchgeführt, Paris ringsum cernirt und von der Außenwelt abgeschnitten; selbst die unterirdischen Telegraphen, durch die noch eine Zeitlang eine geheime Verbindung mit der Provinz unterhalten ward, wurden nach und nach entdeckt und vernichtet. Aber zum Erstaunen von Europa, das mit der gespanntesten Aufregung seine Blicke nach dem großartigen Kriegsschauplatz gerichtet hielt, zog sich die Belagerung von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hin, ohne daß von Außen ein namhafter

Fortschritt, von Innen ein Erlahmen der Widerstandskraft sich bemerkbar machte. Durch die Ausdehnung der Forts war man deutscherseits genöthigt, sich in solcher Entfernung zu halten, daß eine Beschießung der Stadt selbst anfangs unthunlich schien; eine Erstürmung der Außenwerke aber war voraussichtlich mit solchen Opfern verbunden, daß das menschenfreundliche Gemüth des Königs sich dagegen sträuben mochte. Es mußten Geschütze von größerer Tragweite und Wirkungskraft aus Deutschland herbeigeschafft werden; aber bei den unterbrochenen Eisenbahnlinien, namentlich, seitdem es dem Feinde gelungen war, den langen Tunnel von Nanteuil mittelst Sprengung des gemauerten Gewölbes nebst einem Theil des darüber gelagerten Hügels zu verschließen, so daß neue Schienen um den Berg herum gelegt werden mußten, und bei der Größe der Belagerungsmaschinen war der Transport mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß darüber viel Zeit verloren ging und der Belagerungskrieg sich im ermüdenden Einerlei des Wachedienstes und der Erdarbeiten hinzog, eine anstrengende Kriegführung, gefahrvoll für Gesundheit und Leben der Soldaten. Vielleicht trug man auch deutscher Seits Bedenken, die Stadt Paris, die so Viele als die „Metropole der Civilisation" ansahen, den Wechselfällen eines Bombardements auszusetzen, durch welche alle Anstalten und Werke der Kunst, der Wissenschaft, der geschichtlichen Vergangenheit ihren Untergang hätten nehmen können. Fanden doch die Declamationen der Franzosen über den Vandalismus der nordischen Barbaren nur zu viele gläubige und zustimmende Herzen im Auslande. Man mochte auch im Hauptquartier zu Versailles der Ansicht sein, die Regierung der nationalen Vertheidigung würde in Anbetracht der Nothstände, welche die Fortsetzung des Krieges in Frankreich schaffen müßte, und der Verantwortlichkeit, die sie auf sich lud, zu der Einberufung einer Nationalvertretung schreiten, mit der man über einen Frieden unterhandeln könnte, oder Mangel an Nahrungsmitteln würde zu einer Capitulation zwingen. Diesen Anschauungen gab ein an den preußischen Gesandten in London gerichtetes Schreiben Bismarck's und eine Denkschrift über die 28. Octbr. 1870.
Folgen der Belagerung Ausdruck.

In dem ersteren wird unwiderleglich dargethan, daß deutscher Seits Alles geschehen sei, um die Vornahme freier Wahlen zu einer constituirenden Versammlung in Frankreich zu ermöglichen; daß man bereitwillig die dargebotene Vermittelung „angesehener, einer neutralen Nation angehörender Persönlichkeiten" angenommen habe, daß aber alle Vorschläge bei der Pariser Regierung eine solche Aufnahme gefunden hätten, daß die vermittelnden Persönlichkeiten (der nordamerikanische General Burnside) selbst erklärten, nunmehr die Hoffnungen aufgeben zu müssen, die sie gehegt hätten. „Unmittelbar nachher verließ Herr Gambetta Paris mittelst eines Luftballons, und sein erster Ruf, nachdem er den Erdboden wieder erreicht hatte, ist nach französischen Quellen ein Protest gegen die Vornahme von Volkswahlen gewesen". Indem die Depesche im weiteren Verlauf die Bemühungen des englischen Cabinets für Herstellung eines Friedens zwischen den beiden kriegführenden Nationen dankbar anerkennt, wird mit diplomatischer Höflichkeit bemerkt, daß diese Versuche in erster Linie bei der französischen Regierung anzustellen seien, von welcher die Initiative zur Anbahnung von Friedensver-

handlungen ausgehen müsse, und das Bedenken ausgesprochen, ob derartige Verwendungen zu dem erstrebten Ziele führen würden. „Wir können uns der Befürchtung nicht verschließen, daß bei der Verblendung, in welcher die Pariser Regierung befangen zu sein scheint, die wohlwollende Intention des englischen Cabinets von derselben nur mißverstanden, und in der humanen Theilnahme, welche diese Einwirkung veranlaßt hat, die Illusion einer Unterstützung durch die neutralen Mächte und dadurch eine Ermuthigung zu weiterem Widerstande gefunden werde, welche gerade das Gegentheil von den Absichten Lord Granville's bewirken könnte". In der Denkschrift wird hervorgehoben, daß das Land die Consequenzen des von den französischen Machthabern in Paris gefaßten Entschlusses eines Kampfes aufs Aeußerste zu tragen hat: „Seine Opfer werden sich unnützer Weise vergrößern und die socialen Zustände in immer gefährlicheren Dimensionen sich zersetzen. Die bisher von der Hauptstadt geführten größeren Gefechte am 19. und 30. November, in welchen der Kern der dort vereinigten Streitkräfte nicht einmal vermocht hat, die vorderste Linie der Cernirungstruppen zurückzuwerfen, gibt die Ueberzeugung, daß Paris über kurz oder lang fallen muß. Wird dieser Zeitpunkt durch die französische Regierung so weit hinausgeschoben, daß der drohende Mangel an Lebensmitteln zur Capitulation zwingt, so müssen daraus Schrecken erregende Consequenzen entstehen. Die französischer Seits in einem gewissen Umkreise von Paris ausgeführten widersinnigen Zerstörungen von Eisenbahnen, Brücken und Kanälen haben die Fortschritte der diesseitigen Armeen nicht einen Augenblick aufzuhalten vermocht; die für letztere nothwendigen Land- und Wasser-Communicationen sind in sehr kurzer Zeit von ihnen retablirt worden. Diese Wiederherstellungen beziehen sich naturgemäß nur auf die rein militärischen Interessen; die sonstigen Zerstörungen aber hemmen selbst nach einer Capitulation die Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen auf lange Zeit hinaus. Der deutschen Armeeführung ist es, wenn jener Fall eintritt, eine positive Unmöglichkeit, eine Bevölkerung von nahe an zwei Millionen Menschen auch nur einen einzigen Tag mit Lebensmitteln zu versehen; die Umgegend von Paris bietet alsdann, da deren Bestände für den Bedarf der diesseitigen Truppen nothwendig gebraucht werden, auf viele Tagemärsche hin ebenso wenig irgend welche Hülfsmittel und gestattet daher nicht einmal, die Bewohner von Paris auf den Landwegen zu evacuiren. Die unausbleibliche Folge hiervon ist, daß Hunderttausende dem Hungertode verfallen. Wollen die französischen Machthaber es bis zu diesem Extrem kommen lassen, so sind sie auch für die Folgen verantwortlich".

Der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Republik. Man hatte sich in Versailles verrechnet; die Republik setzte den preußischen Waffen einen energischeren und nachhaltigeren Widerstand entgegen als das Kaiserthum. Mit eiserner Consequenz klammerte sich die Regierung der nationalen Vertheidigung an das aufgestellte Programm: „Kein Fuß breit von unserem Lande, kein Stein von unseren Festungen!" und wies alle Ausgleichungsvorschläge, welche territoriale Abtretungen zur Grundlage hatten, entschieden von der Hand. Der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Republik wurzelte als unwiderlegliches Dogma in den Herzen aller Franzosen; die Siege und die Machtstellung Frankreichs in den neunziger Jahren wurden so sehr als die nothwendigen Früchte der Revolution angesehen, daß man der festen Ueberzeugung lebte, die Aufrichtung republikanischer Staatsformen mit einer Volkswehr zu ihrer Beschützung würde auch jetzt die nämlichen Wirkungen nach Außen haben. Weit entfernt also, eine constituirende Nationalversammlung einzuberufen, welche nach

dem Urtheile Preußens und der auswärtigen Mächte allein im Stande war, die Bürgschaften eines dauernden Friedens zu schaffen, und die usurpirte Gewalt in ihre Hände zu legen, beschloß man, auf der revolutionären Bahn zu beharren und dieselben Wege zu betreten, welche in den Jahren 1792 und 1793 Frankreich vor der Coalition der europäischen Mächte gerettet. Die revolutionäre Dictatur, wie sie einst der Convent und die Männer des Wohlfahrtsausschusses geübt, und das allgemeine Aufgebot, die unüberwindliche Levée en Masse, die einst in Carnot's starker Hand die Tricolore über die Grenzen getragen, sollten wieder ins Leben gerufen werden.

Um die zu einer solchen Volkserhebung nothwendigen Hebel in Bewegung zu setzen, bedurfte es einer jungen heißblütigen Natur. Zu dieser Rolle taugte nur Gambetta, der Advocat aus Südfrankreich, dem der Geist eines Robespierre, eines St. Just, eines Camille Desmoulins vorschwebte, dessen Seele von einem leidenschaftlichen Feuer durchglüht war, welches sich auf seinem dunkeln, durch den Mangel eines Auges markirten Angesicht abspiegelte. Um neben Trochu, dem monarchisch gesinnten General aus der Bretagne, und neben Jules Favre, dem bejahrten Advocaten von Paris, sich einen freien Wirkungskreis zu schaffen, an die Stelle der redseligen phrasenreichen Proclamationen, an denen diese beiden Herren Gefallen fanden, energische Thathandlungen setzen zu können; verließ er, wie wir schon aus dem obenerwähnten Schreiben Bismarck's wissen, die Hauptstadt mittelst eines Luftballons und vereinigte sich mit der Regierungs-Delegation in Tours, die durch ihn bald einen neuen Aufschwung nahm. Die nächste und wichtigste Aufgabe war die Befreiung der Hauptstadt von der deutschen Belagerungsarmee und die Vertreibung des Feindes vom „heiligen" Boden Frankreichs. Zu dem Behuf rief Gambetta, mit der Macht und Autorität eines Kriegsministers in dictatorischer Ausdehnung ausgerüstet, die gesammte wehrhafte Mannschaft bis zum vierzigsten Lebensjahr zu den Waffen, um sie nach kurzer Einübung als erstes und zweites Aufgebot unter neuen Führern ins Feld rücken zu lassen. Er schrieb Kriegssteuern aus und schreckte die Säumigen und Widerspenstigen mit Strafandrohungen. War Kriegslust, Nationalgefühl und republikanische Gesinnung nicht wirksam genug, so rief man den Fanatismus und den Deutschenhaß zu Hülfe, oder reizte den Muth durch lügenhafte Siegesberichte. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, ganz Frankreich in ein Heerlager verwandelt; ein Bankhaus in England ließ sich zu einem Darlehn gegen hohen Gewinn bestimmen; alle alten Waffen wurden in Gebrauch genommen, neue lieferten theils inländische Werkstätten und Fabriken, theils die Speculation englischer und amerikanischer Lieferanten; mit militärischer Kleidung nahm man es nicht genau. Waren ja doch auch die alten Sansculottenheere oft im dürftigsten Anzug mit zerrissenen Kleidern und Schuhen und elender Ausrüstung zu Kampf und Sieg ausgezogen, warum sollten die Nachgeborenen nicht auch hierin

Gambetta in Tours.

7. Octbr. 1870.

das ruhmvolle Beispiel der Väter nachahmen! An die Stelle des Soldatenkriegs sollte der Volkskrieg treten; was die Soldaten verdorben, verkündeten schwungvolle Proclamationen, müsse das Volk wieder gut machen, Frankreich retten, die Welt vom Despotismus befreien. Zu dem Behuf wurde ganz Frankreich, mit Ausnahme von Paris, in vier Generalgouvernements eingetheilt, deren Oberbefehlshaber für den Norden in Lille (Bourbaki), für den Westen in Lemans (Fiéreck), für die Mitte in Bourges (Pohlès), für den Osten in Besançon (Cambriels) ihre Hauptquartiere haben und aus elf Instructions- und Vertheidigungslagern, die an geeigneten Orten innerhalb jener Obercommando's eingerichtet wurden, die formirten und eingeübten Mannschaften an sich ziehen sollten.

Ausfälle und Luftpost. Zwei Armeen sollten gleichzeitig von der Loire und von der Somme aus auf Paris losrücken und unterstützt durch Ausfälle von Seiten Trochu's und seiner Mannschaften den Feind aus dem Lande schlagen. Zu dem Zweck wurden von Zeit zu Zeit energische Ausfälle nach verschiedenen Richtungen unternommen, um, wenn die Hülfsarmeen aus der Provinz in der Nähe wären, ihnen die Hand zu reichen; so nach Süden aus den Forts Issy, Vanves und
13. Octbr. 1870. Montrouge gegen die Höhen von Clamart, Chatillon und Bagneux; so in west-
21. Octbr. licher Richtung, unterstützt durch die Geschütze des Mont Valérien und einige
28. Octbr. Kanonenboote auf der Seine; so gen Nordosten nach dem Dorfe Le Bourget: aber stets wurden die Ausfallenden nach heißem Ringen von den deutschen Belagerungstruppen in die Festungswerke zurückgeworfen. Nur zwei Tage vermochten sie sich in Le Bourget zu behaupten; dann mußten sie nach heftigen Straßen-
31. Octbr. und Häuserkämpfen der preußischen Tapferkeit weichen; aber fünfhundert brave Krieger büßten dabei ihr Leben ein, darunter die Obersten Zaluskowski und Graf Waldersee und der jugendliche tapfere Lieutenant Graf Haugwitz. Auch der französische Commandant Baroche erhielt im todesmuthigen Vertheidigungskampf eine Kugel durch die Brust. Zugleich wurde während des Octobers das Gebiet zwischen Oise und unterer Seine durch Recognoscirungstruppen unter Prinz Albrecht, Sohn, und Graf zur Lippe gesäubert, die südöstliche Gegend von einem würtemberger Detachement durch das siegreiche Gefecht bei Nogent an der Seine geschützt, und nach Süden zog eine Abtheilung der dritten Armee, begleitet von zwei Cavalleriedivisionen. Ein großer Uebelstand für die Pariser war die Unterbrechung der Communication durch den Belagerungscordon, da die Deutschen alle Telegraphen zerstört hatten. Aber selbst diese Schwierigkeit überwand der erfinderische Geist der Franzosen. Mittelst Brieftauben und Luftballons wußten sie stets einen, wenn auch einseitigen, mangelhaften und unsichern Verkehr mit der Provinz zu unterhalten; und die aerostatische Kunst wurde bei dieser Gelegenheit in einer Weise vervollkommnet und ausgenutzt, wie man es nie für möglich gehalten hatte. Und blieb auch die Luftpost stets nur ein unzuverlässiger Nothbehelf, da der Ballon nicht gelenkt werden konnte und vom Wind bald dahin bald dorthin getrieben wohl heraus aber nicht hinein-

gelangte, so war es doch ein treffliches Mittel, die Phantasie des Volkes zu erregen.

Zum Gelingen seines Planes rechnete Gambetta auf die Mitwirkung Bazaine's und der in Metz gebundenen Heerkräfte. Aber ehe noch die Organisation der Loire-Armee vollendet war, ehe noch das strategische Kunststück in Scene gesetzt werden konnte, erfüllte sich das Schicksal der lothringischen Festung; erfolgte die Capitulation von Metz, die schon seit der Katastrophe von Sedan als unvermeidlich vorauszusehen war. Dieser Fall durchkreuzte die Entwürfe Gambetta's in hohem Grade; er folgte daher auch hier dem Beispiele des Wohlfahrtsausschusses, indem er und seine Parteigenossen den Feldherrn der Verrätherei beschuldigten. War doch selbst Uhrich rasch vom Helden zum Landesverräther gestempelt worden, wie sollte nicht Bazaine von demselben Vorwurf betroffen werden! Es mag sein, daß der Marschall als alter Militär und ergebener Anhänger Napoleon's an dem republikanischen Advocatenregiment in Paris und Tours kein Gefallen fand, daß er darum vielleicht mißmuthig und verstimmt nicht zu rechter Zeit den Versuch gemacht hat, durch wiederholte Ausfälle einzelnen Abtheilungen seines Heeres Gelegenheit zum heimlichen Entkommen zu verschaffen, die dann den neugebildeten Heeren an der Loire als Kern und Lehrmeister hätten dienen können; aber von diesem möglichen Wagestück abgesehen hat er in seiner Lage nichts versäumt, um durch wunderbare Ausdauer und Disciplin die Truppen und die Festung so lange als möglich zu halten, und indem er einem großen Theil der feindlichen Armee die freie Bewegung raubte, seinem ringenden Vaterlande wesentliche Dienste geleistet. Er mochte nach der Schlacht bei Sedan einen baldigen Friedensschluß erwartet haben. War es dann nicht von unschätzbarem Werthe für Frankreichs künftige Geschicke, wenn sein Heer ungeschwächt zusammenhielt, und mußte ihm dann nicht selbst die wichtigste Mission in der Gestaltung der öffentlichen Dinge zufallen? Es ist ein günstiges Zeugniß seiner militärischen Leitung, daß in den Zeiten des wachsenden Mangels und der größten Entbehrung, als die Cavalleriepferde aufgezehrt werden mußten, als das Salz ausging und die Proviantvorräthe mit jedem Tage dahinschwanden, als nur Hungerrationen ausgetheilt werden konnten, und täglich Massen von Soldaten unbewaffnet den deutschen Vorposten nahten, um auf den Feldern nach Kartoffeln und Rüben zu suchen, als eine Bevölkerung von etwa 125,000 Civilpersonen und ebenso viel Militär durch Krankheiten, schlechte und unzulängliche Nahrung und Anstrengung erschöpft moralisch und körperlich mehr und mehr verkam; daß in dieser entsetzlichen Lage, die den ganzen September und den größten Theil des Octobers andauerte, keine Excesse, keine Meuterei, keine Aufstandsversuche stattgefunden haben; ja es wurden durch den unter Mitwirkung der Einwohner des Dorfes Peltre glücklich vollführten Ueberfall vom 22—23. September fünfzig Ochsen aus den feindlichen Vorräthen erbeutet; ein Handstreich, der freilich über Peltre

[Margin notes: Bazaine in Metz. — 22—23. Septbr. 1870.]

und andre feindlich gesinnte Ortschaften ein schweres Strafgericht herabzog. Aber die Tugend der Ausdauer und Entsagung blieb ohne Einfluß auf den Gang des Krieges. Wenn im September, als die Belagerung von Straßburg, Metz, Paris die deutschen Streitkräfte fast gänzlich in Anspruch nahm, so daß in den Vogesenpässen und in andern Gegenden nur etwa 50,000 Mann in zerstreuten Aufstellungen den Franctireurs, den mobilisirten Nationalgarden, den Freischaaren entgegen treten konnten, ein heimliches Entkommen für einzelne Abtheilungen denkbar war, so hörte diese Möglichkeit vollständig auf, als nach der Capitulation von Straßburg ein Theil der Rheinarmee frei wurde und neue Zuzüge von Reserven und Ersatzmannschaften die Lücken ergänzten. So blieben denn die Ausfälle, welche der Marschall am 2. und am 7. October mosel-abwärts unternahm, vielleicht in der Absicht, sich auf das neutrale Luxemburg durchzuschlagen, erfolglos, wenn schon bei dem letzten die Franzosen verzweifelte Anstrengungen machten. Bis tief in die Nacht wüthete der furchtbare Kampf, und die Kanonen und Mitrailleusen erfüllten die Luft mit betäubendem Geschützfeuer. Allein die deutschen Heersäulen, deren Kern die Landwehr-Division Kummer bildete, standen wie Mauern und erstritten endlich den Sieg.

2. 7. Octbr. 1870.

Ein Correspondent der Daily-News über die deutsche Landwehr.

„Der Landwehr gebührt die Ehre des Tages", schrieb damals der englische Berichterstatter der Daily-News. „Sie war es, die den französischen Angriff aufhielt, bis kein Mann mehr stand, der ein Zündnadelgewehr halten konnte. Sie führte auch den großen, allgemeinen Schlag, der die Franzosen aus den Dörfern fegte. Ich habe die preußische Linie vor dem heutigen Tag im Kampfe gesehen. Ich sah sie auf Hand und Fuß die Höhe von Spicheren erklettern, ich sah sie deployiren vor Colombey und Montoy in der Schlacht vom 14. August, ich sah sie Stand halten vor der Mitrailleuse auf den Abhängen vor Gravelotte und ich sah, wie sie die Franzosen am 1. September in die Festung Sedan hineinwarf. Ich habe glauben gelernt, daß die Männer der preußischen Linie vermögen, was nur irgend einem Heere der Welt möglich ist. Aber gestern habe ich das Kaliber der Landwehr kennen gelernt. Ruhig in den Verschanzungen, wo sie, gelassen am Boden liegend, die in ihrer Nähe niederfallenden Kugeln auflasen, entschlossen und unaufhaltsam in ihrem Vordringen, unwiderstehlich in dem Bajonetangriffe, mit dem sie die Dörfer säuberten, stellten sie eine Truppe dar, die das Herz eines Mannes mit soldatischem Instincte erfreuen muß. Nichts war bemerkenswerther, als die Ruhe, mit welcher die Verwundeten, die nur irgend gehen konnten, sich auf sich selbst verlassend und jede Unterstützung ablehnend, hinter die Front gingen. Und es waren keine leichten Wunden, mit denen die Wackeren zurückkehrten. Ich selbst begegnete Einem, der durch die Lunge geschossen war und dem der Athem röchelnd durch die Wunde drang. Es geht dem Zuschauer zu Herzen, wenn er diese Tapferen sterben sieht. Der Landwehrmann kann nicht leichten Herzens in den Kampf gehen, wie der Soldat von der Linie, der Niemand hungernd zurückläßt, wenn er auf dem Schlachtfelde bleibt. Für jeden zweiten Landwehrmann, der da gefallen, gibt es eine Wittwe daheim im Vaterlande, und bei dem Gedanken an meine Kinder schwillt mir das Herz, wenn ich mir die Zahl der Waisen in den freundlichen Dörfern und friedlichen Ebenen Deutschlands vorstelle, welche noch nicht wissen, daß ihnen der gestrige Tag den Vater geraubt. Nicht daß es schien, als ob die Landwehrmänner lange bei dem Gedanken an Frau und Kind verweilten. Der haarige Kerl, der schon einiges Grau im Barte

und wer weiß wie viele junge Vögel daheim im Neste hat, ging gerade so kühn auf den Feind, wie der muntere junge Freiwillige, dem nur die Liebste nachweint, wenn er fällt. Aber die Deutschen beten gern, und mir schien, daß Mancher im Augenblicke das Haupt beugte, als es vorwärts ging, als wäre er in der Kirche. Und was die Religion betrifft, wer war das, glaubt ihr wohl, der dort mit in den Kampf hineinstürzte im weißen Haar mit fliegenden Rockschößen? Das war der Divisionsgeistliche, eine mächtige Flasche in der einen und ein Gebetbuch in der andern Hand. Der gute Mann, der da im Kugelregen dahineilte, war ganz außer Athem und über und über mit Schmutz bespritzt, denn, wie er mir keuchend erzählte, sein Pferd war ihm unter dem Leibe erschossen worden. Als ich ihn wiedersah, da saß er hinter einer Mauer in Grandes Tapes unter einer Gruppe hingestreckter Krieger und erhob unter dem Brüllen der Geschütze seine Stimme im Gebet zu Gott".

Eben so erfolglos wie die Ausfälle blieben die diplomatischen Unterhandlungen, welche Bazaine kurz darauf (11. October) durch seinen Adjutanten, General Boyer, mit dem großen Hauptquartier in Versailles anknüpfte. So viel von diesen in die Oeffentlichkeit drang, scheiterten seine Anträge an den außerordentlichen Bedingungen, unter denen er einen Capitulationsvertrag anbot. Er verlangte nämlich für seine Armee freien Abzug mit Waffen und Gepäck, unter der Verpflichtung, drei Monate nicht am Kriege Theil zu nehmen, während Metz selbst das Recht der weiteren Vertheidigung haben sollte. Erst die Zukunft wird die geheimen Fäden enthüllen, die auch noch zwischen Metz und der Kaiserin Eugenie in England gesponnen wurden, wobei ein Abenteurer Reignier eine mysteriöse Rolle spielte und selbst der Gardengeneral **Bourbaki** als Unterhändler genannt ward; aber alle Transactionen waren so resultatlos wie die militärischen Operationen; die Kaiserin mochte Bedenken tragen, das Schicksal ihres Sohnes und die Zukunft der Napoleon'schen Dynastie in die Hand eines ehrgeizigen Mannes zu legen und durch ihren Namen seine Schritte zu legitimiren. So blieb denn dem Marschall, nachdem die Armee bis an den Rand des Verhungerns ausgeharrt hatte und die Zahl der verfügbaren Truppen auf kaum 70,000 herabgesunken war, nichts übrig als unter denselben Bedingungen wie das kaiserliche Heer bei Sedan zu capituliren. Der alte General Changarnier leitete die Unterhandlungen, die schließlich zur Uebergabe der „jungfräulichen" Stadt Metz und der Festungswerke mit Waffen, Geschütz und Kriegsvorräthen führten und die gesammte Armee, drei Marschälle (Bazaine, Canrobert, Le Boeuf), über 6000 Offiziere und mehr als 150,000 Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft lieferten. Mit Thränen in den Augen verkündete der greise General, der achtzehn Jahre in der Verbannung verbracht, der harrenden Besatzung ihr schweres Geschick. Es war ein verhängnißvoller Tag für Frankreich, der sich sogar im Naturleben durch ein großes Nordlicht und einen verheerenden Sturm ankündete. Die Wiesenfläche am Wege zwischen Jouy und Metz, wo die Entwaffnung vor sich ging, wird in der deutschen und französischen Geschichte in ewigem Andenken bleiben. Man hat den Marschall Bazaine hart

Capitulation von Metz.

26. 27. Octbr.

angeklagt, daß er, statt in diese schmachvolle Uebergabe zu willigen, nicht lieber einen verzweifelten Ausfall versucht, nicht wenigstens die militärische Ehre, wenn auch auf Kosten des Lebens vieler Tausende gerettet habe; man hat ihn sogar des Verraths gegen das Vaterland und die Nation beschuldigt und in der Folge vor ein Kriegsgericht gestellt. Aber sachkundige Männer haben dargethan, daß er bis zum letzten, verhängnißvollen Octobertag alle Pflichten eines Heerführers und Soldaten mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit erfüllte, daß der eiserne Ring, der sich immer enger und dichter um die Stadt schloß, nicht zu durchbrechen war und das Leben der tapferen Männer nutzlos geopfert worden wäre; und der Zustand der übergebenen Stadt bewies, daß bei einer weiteren Verzögerung von nur einigen Tagen „der Hunger sein Werk gethan und in schauriger Stille all die Stimmen erstickt hätte, die nach und in Folge der Capitulation sich erhoben, um den Marschall anzuklagen!" König Wilhelm feierte den glänzenden Erfolg der deutschen Waffen durch die Ernennung des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl zu Feldmarschällen und durch die Erhebung Moltke's in den Grafenstand.

Belagerungsgeschichte nach dem Staatsanzeiger. „Es lassen sich", heißt es im Staatsanzeiger, „während der neunwöchentlichen, durch mehrfache Ausfälle denkwürdigen Cernirung von Metz drei Perioden unterscheiden. Die erste derselben beginnt mit dem Ablaufe der dreitägigen Kämpfe, welche unweit der Festung auf beiden Ufern der Mosel Statt fanden; sie endete mit den Tagen, in welchen die gemeinschaftliche Operation der Marschälle Bazaine und Mac Mahon Statt finden sollte, und zwar mit der Capitulation von Sedan für Letzteren und der zweitägigen, für die deutschen Waffen siegreichen Schlacht bei Noisseville am 31. August und 1. September für die in Metz eingeschlossene Armee. Die zweite Periode umfaßt den Monat September, mit dem Tage von Noisseville beginnend, bis zu dem Tage, an welchem dem Marschall Bazaine die Mittheilung von der Capitulation von Straßburg gemacht wurde. In diesen Zeitraum fallen die Ausfall-Gefechte am 22./23. September bei Peltre und am 27. bei Mercy le Haut. Bis zur Capitulation von Straßburg hatte man diesseits auf die Wahrscheinlichkeit gerechnet, einen Durchbruch nach Süden zum Entsatze dieser Festung zurückweisen zu müssen; nach dem Falle derselben aber mußten Maßregeln der Cernirungs-Armee getroffen werden, um einem Ausfalle in der Richtung von Thionville oder einem Entkommen des Feindes auf neutrales Gebiet vorzubeugen. Diesen veränderten Verhältnissen entsprechend, trat am 1. October eine Dislocation bei der zweiten Armee ein. Mit dieser Dislocation beginnt die dritte und letzte Periode der Cernirung von Metz, welche zunächst schon am folgenden Tage das Gefecht bei St. Rémy und dann am 7. October den neunstündigen Kampf bei Woippy in sich schließt. Nachdem der Marschall Bazaine die Erfahrung gemacht hatte, daß ein Durchbrechen der Cernirungslinie weder auf dem rechten noch auf dem linken Moselufer möglich, weder nach Süden noch nach Norden ausführbar, daß auf ein Entkommen auf neutrales Gebiet aber noch weniger zu hoffen sei, konnte er nur noch in Betracht ziehen, welchen Vortheil ein energischer Durchbruch seinerseits in der Richtung auf Paris für die Lage Frankreichs haben könnte: in dieser Beziehung aber mußte sich der Marschall sagen, daß er in den neun Wochen seiner Einschließung der Hauptstadt bereits den größten Dienst geleistet, indem er ein bedeutendes feindliches Heer fest- und dieser ferngehalten hatte. Die militärische

Ehre war gerettet; ein Durchbruch hätte nur neue schwere Opfer gefordert, und selbst im Falle des Gelingens würde das Heer Bazaine's nur in ununterbrochener Verfolgung die Nähe der französischen Hauptstadt erreicht, dort aber alsdann sich zwischen zwei Feuern befunden haben. Die Erwägung all dieser Umstände rechtfertigt den Marschall um so mehr, als er, von allen Verbindungen zu Lande wie auf dem Wasserwege abgeschnitten und selbst des telegraphischen Verkehres beraubt, in einem Platze eingeschlossen war, welcher, auf etwa drei Monate für 15- bis 20,000 Mann mit Proviant versehen, jetzt bereits neun Wochen die achtfache Truppenzahl hatte ernähren müssen. Deutscherseits ist die Capitulation von Metz ein neues und das bedeutungsvollste Lorbeerblatt in dem Ruhmeskranze der zweiten Armee, in deren Geschichte bereits die Tage von Spicheren, Mars la Tour, Gravelotte verzeichnet stehen — Erfolge, welche ostpreußische, pommersche, westfälische, brandenburgische Regimenter neben Schleswig-Holsteinern, Sachsen, der Division Hessen-Darmstadt und der oft genannten Landwehr-Division v. Kummer unter dem Oberbefehle Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl erkämpft haben. Es wird durch diese Capitulation ein bedeutender Theil der eigenen Streitkräfte für weitere Operationen verfügbar, ein Umstand, der die deutsche Armee um Paris wesentlich indirect unterstützt, da durch ihn jede Neubildung weiterer feindlicher Streitkräfte verhindert und selbst die Möglichkeit einer Unterstützung der französischen Hauptstadt von außen im Keime erstickt wird. Mit der Capitulation von Metz fällt der letzte, der wichtigste Punkt in unsere Hand, auf dessen Besitz als Basis etwa zu führender Waffenstillstands-Unterhandlungen Werth gelegt werden mußte; in ihm ist aber ferner der festeste Punkt an der Mosellinie nach dreihundertundachtzehnjährigem französischen Besitze den deutschen Waffen wieder überantwortet worden, welchen, bisher der Ausgangspunkt der französischen Angriffe gegen den östlichen Nachbar, nunmehr als defensives Bollwerk in deutscher Hand festzuhalten, vom militärisch-strategischen Gesichtspunkte betrachtet, absolut nothwendig ist".

4. Versailles und Paris.

Ganz Frankreich und vor Allem die Hauptstadt war in tiefer Bewegung, als die Kunde von der Capitulation von Metz der gährenden Masse neuen Zündstoff zuführte. Während durch Gambetta's Thätigkeit an der Loire eine große Armee aus Mobilgarden, früheren Soldaten, mobilisirten Nationalgarden und Freischützen formirt und mit frischen beduinischen Reiterhorden (Gums) aus Afrika verstärkt ward, wurden durch Thiers neue Unterhandlungen zur Erzielung eines Waffenstillstandes in Versailles angeknüpft, und in dem belagerten Paris, wo die Redeturniere der Clubs alle Leidenschaften entfesselten, alle socialen und politischen Gebrechen in die Öffentlichkeit zogen, erhob die rothe Republik die Fahne der Empörung, um die Regierung der nationalen Vertheidigung, die sich soeben die wichtige Position in Le Bourget hatte entreißen lassen, vom Regiment zu treiben. Wenn Trochu, Jules Favre und Picard sich die alte Gironde zum Vorbild nahmen; wenn Gambetta die Männer des Wohlfahrtsausschusses nachahmte; so suchte eine extreme Partei, an ihrer Spitze alte Socialisten, Verschwörer und Demagogen wie Flourens, der rastlose viel bestrafte Blanqui, Rochefort, Ledru-Rollin, der dramatische Dichter Felix Pyat, Schölcher, Delescluze und

Die Pariser Demokratie u. Gambetta's revolutionäre Dictatur.

31. Octbr. 1870.

die andern Volksaufwiegler, deren Namen wir theils kennen (S. 211), theils in dem verhängnißvollen Zeitpunkt nach Abschluß des Friedens noch kennen lernen werden, mit Hülfe der Arbeiterbevölkerung von Belleville die alte Commune, das Regiment der Pariser Stadtgemeinde von 1793 wieder ins Leben zu rufen, die socialistischen Grundsätze von 1848 zur Geltung zu bringen, und im Geiste der Montagnards von Ehemals den Terrorismus der Masse zurückzuführen. An der Spitze bewaffneter Volkshaufen rückten die Insurgentenführer vor das Stadthaus, forderten drohend die Einsetzung eines aus freier Volkswahl gebildeten Gemeinderaths, der als dictatorische Nebenregierung mit durchgreifenderer Gewalt auftreten sollte, und verhafteten Trochu, Jules Favre und die übrigen Mitglieder der Nationalvertheidigung. Nur der raschen Entschlossenheit Picard's, der durch eine Hinterthüre entkam und eine Abtheilung der Pariser Nationalgarde von gemäßigter Gesinnung nach dem Stadthause führte, hatte man es zu danken, daß für diesmal der Aufruhr niedergeschlagen und die provisorische Regierung hergestellt ward. Es war der erste Versuch, durch ein Regiment der „Commune" ganz Frankreich zu terrorisiren, die Einberufung einer constituirenden Versammlung zu verhindern, die rothe Fahne zum allgemeinen Feldzeichen zu erheben. Unter diesem Banner, so mochte man hoffen, würden die Glieder der internationalen Liga, würden die Demokraten und Socialisten aller europäischen Länder sich zusammenschaaren und die monarchischen Staatsgewalten sammt ihrer Militärmacht niederwerfen. Gambetta würde sich vielleicht der siegreichen Commune angeschlossen und von seinen Pariser Collegen getrennt haben. Bewies er doch in der Folge, als er den alten Garibaldi, der von seiner Insel der französischen Republik zu Hülfe eilte, an die Spitze der Freischärlerbanden an der Rhone und am Jura stellte, daß er alle revolutionären Kräfte sich dienstbar zu machen geneigt war, daß er alle Leidenschaften, den Egoismus, den Racenhaß, den Fanatismus, als Hebel und Werkzeuge für seine Zwecke ansah und benutzen wollte. Und wie wenig ihm die Herstellung einer gesetzmäßigen Gewalt am Herzen lag, zeigte er bald nachher durch die Auflösung der Generalräthe, des letzten Bandes einer legitimen Autorität in den Departements, und ihre Ersetzung durch republikanische Commissäre. Nur durch die revolutionäre Dictatur sollte Frankreich gerettet, nur durch eine demokratische Centralgewalt beherrscht werden. Man trug kein Bedenken, die Offiziere, die auf Ehrenwort in Freiheit gesetzt worden, zum Wortbruch zu verleiten, so daß viele sich als Gefangene stellten, um nicht zu einem ehrlosen Schritt gezwungen zu werden. Und da dennoch solche Beispiele vorkamen, wurde deutscher Seits die Anordnung getroffen, daß künftighin alle gefangenen französischen Offiziere sogleich nach Deutschland gebracht werden sollten. Für diesmal war das rothe Gespenst unter dem Eindruck der äußeren Nothwendigkeit zurückgescheucht worden, aber weit entfernt, die Pläne aufzugeben, lauerte es in unheimlichem Dunkel eine günstigere Gelegenheit zu deren Verwirklichung ab. Die provisorische Regierung fühlte sich durch diesen Ausgang so

gestärkt, daß auch sie keine Neigung zeigte, ihre Gewalt an eine Nationalvertretung abzugeben. Nachdem sie das Commando über die Pariser Bürgergarde dem Clement Thomas, einem alten Republikaner aus der Februarrevolution von 1848, übertragen, versöhnte sie sich mit ihren Gegnern, verkündete Vergessenheit des Geschehenen, zerriß die von Thiers in Versailles eingeleiteten Verhandlungen über einen Waffenstillstand und ließ die Volksgemeinde über die Frage abstimmen, ob die provisorische Regierung das Vertrauen der Hauptstadt besitze. Ein Plebiscit sprach sich mit großer Majorität zu ihren Gunsten aus; aber bei den 3. Novbr. 1870. kurz nachher vorgenommenen neuen Gemeindewahlen gehörten die meisten Maires und Adjunkten dem radicalen Flügel an. Zugleich wurde eine Umformung der in Paris befindlichen Streitkräfte zur Erleichterung der Ausfälle vorgenommen.

So sehr man auch in Deutschland eine Beendigung des schweren Krieges Waffenstillstandsverhandlungen. wünschte, so hatte man damals doch mit einiger Besorgniß die Kunde vernommen, daß im Hauptquartier über einen mehrwöchigen Waffenstillstand behufs der Einberufung einer Nationalversammlung Unterhandlungen gepflogen würden, daß der König von Preußen, um den auswärtigen Höfen einen Beweis seiner Friedensneigung und seiner Anerkennung ihrer vermittelnden Dienste zu geben, günstige Bedingungen gewähren wolle. Und man fühlte sich erleichtert, als die Unterhandlungen an der von Thiers gestellten Forderung der Verproviantirung von Paris scheiterten. Das französische Volk war noch nicht von seiner eiteln Selbstüberschätzung geheilt; noch immer träumte die Bevölkerung von Paris von nahe bevorstehenden Siegen, und die Wortführer unterließen nicht, diese Täuschungen wach zu erhalten und die Leidenschaften fort und fort aufzustacheln; die Abschließung der Hauptstadt erleichterte die Verbreitung lügenhafter Nachrichten, welche die Gemüther in trügerische Hoffnungen einwiegten. Bei solcher Lage und Stimmung war nicht zu erwarten, daß ein Waffenstillstand zu einem Frieden führen würde, wie ihn Deutschland verlangen durfte. Als Bismarck in einem Rundschreiben die Gründe darlegte, warum die Verhandlungen mißlungen, fanden seine Worte diesseits des Rheines allgemeine Zustimmung: „Die unglaubliche Forderung, daß wir die Frucht aller seit zwei Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vortheile aufgeben, und die Verhältnisse auf den Punkt zurückgeführt werden sollten, auf welchem sie bei Beginn der Einschließung von Paris gewesen waren, konnte nur von Neuem den Beweis liefern, daß man in Paris nach Vorwänden suchte, der Nation die Wahlen zu versagen, aber nicht nach einer Gelegenheit, dieselben ohne Störung zu vollziehen". Mit Thränen verkündete Thiers das Scheitern seiner Bemühungen. In Paris aber 3. Novbr. 1870. ergab die Volksabstimmung eine zehnfache Majorität zu Gunsten der Regierung und der Politik der Abweisung, und die Verordnung Arago's, daß das Eigenthum der vertriebenen Deutschen der Besteuerung unterliegen und falls diese nicht entrichtet werde, in Beschlag genommen werden sollte, war der Dank der geret-

teten Regierung für das bewiesene Zutrauen des Pariser Volks. Hätte man die Frage: Annehmen oder Ablehnen, an die gesammte Nation gerichtet, so wäre das Resultat anders ausgefallen. Aber die Folgen der Leidenschaft sollten bald über alle Theile mit furchtbarer Gewalt hereinbrechen.

Die „sublime" Haltung von Paris. Nach dem Abbruch der Verhandlungen erwartete die Welt ein energisches Vorgehen gegen die belagerte Stadt. Doch auch jetzt noch wurde die Geduld der Zeitungsleser hingehalten. Man erging sich in allerlei Vermuthungen über die Ursachen. Unterrichtete Blätter beharrten dabei, daß die Verzögerung einzig und allein durch die in der Sache liegenden Schwierigkeiten, nicht durch irgend welche politische Bedenken, noch durch Rücksichten einer sentimentalen Humanität veranlaßt sei, daß man mit der Beschießung erst beginnen werde, wenn das zu einer erfolgreichen Durchführung des Bombardements erforderliche schwere Belagerungsgeschütz nebst Munition in gehöriger Zahl vorhanden sei, daß aber diese Herbeischaffung durch den Transport der Gefangenen von Metz noch mehr als zuvor erschwert werde. Um so mehr war man bedacht, den eisernen Gürtel immer fester zu ziehen, die Riesenstadt immer enger einzuschnüren und durch Abhaltung jeglicher Zufuhr die Nahrungsnoth so zu steigern, daß der Hunger zur Uebergabe zwingen müsse. Daß diese Absicht nicht so bald wie in Metz erreicht ward, daß die Stadt der Lüste, des Lebensgenusses, der Ueppigkeit eine Belagerung von vier Monaten aushalten würde, hatte Niemand gedacht. Freilich verschwand mit der Zeit alles frische Fleisch mit Ausnahme des Pferdefleisches von den Verkaufsstätten; freilich wurde das Weißbrod, auf das der Pariser so großen Werth legt, durch ein Gebäck von Mehl und Kleie ersetzt; freilich gingen mit der Zeit die aufgehäuften Vorräthe an gedörrten, gesalzenen, trockenen Speisen auf die Neige, so daß Entbehrung und Mangel verbunden mit endemischen Krankheiten die Sterblichkeit mit jedem Tage erhöhten; freilich wurden zuletzt Ratten, Hunde, Katzen und die Thiere des zoologischen Gartens in den Speisehäusern zubereitet, die vorhandenen Lebensmittel aufgesucht und rationenweise vertheilt; freilich mußten die Pariser auf die nächtliche Gasbeleuchtung und auf alle Vergnügungen verzichten und aus Mangel an Brennmaterial in der strengen Winterkälte in ungeheizten Räumen weilen; aber zum Erstaunen der Welt wurde alles Ungemach, wurden alle Leiden und Entbehrungen standhaft ertragen, wurden Nachtwachen, Militärdienste, Ausfälle durchgeführt, wurde Hunger, Kälte und Elend aller Art erduldet. Wenn sich die nationale Eitelkeit auch in diesen Tagen der Noth nicht verleugnete, wenn der Pariser selbstgefällig von der „sublimen" Haltung zu sprechen pflegte, so war diesmal das Rühmen kein leeres Prahlen, und der Ausdauer in drangsalvollen Tagen darf die Anerkennung und Würdigung so wenig versagt werden, wie der Standhaftigkeit und dem Mannesmuthe des deutschen Kriegers außerhalb der Stadt in den Schanzen, in den Bivouaks, auf gefährlichen Wachposten. Aber der Pariser Vertheidigungskrieg hatte auch dunkle Schatten, die der französischen Nation in der Folge schlimme Früchte

trugen. Durch den Mangel an jeglichem Verdienst und Einkommen war die Arbeiterbevölkerung auf die Unterstützung der Regierung angewiesen. Die Nationalgarde mußte besoldet, der ärmere Volkstheil mit Nahrungsmitteln versehen werden; die Zahlung fälliger Wechsel wurde von Termin zu Termin hinausgeschoben, die der Wohnungsmiethen eingestellt, die Pfänder der Leihhäuser unter dem Werth von fünfzehn Francs wurden auf Staatskosten eingelöst. Auf diese Weise wurde ein Proletariat großgezogen, das sich schwer wieder an die Arbeit, an den mühevollen Erwerb gewöhnte, das die Versorgung auf öffentliche Unkosten als ein Recht beanspruchte, das die Waffen nicht wieder mit den Werkzeugen des Fleißes und der Handarbeit vertauschen wollte. Witzblätter nannten die Flinte des Nationalgardisten eine „Nationalwerkstätte". Der Vertheidigungskrieg war Allen gemeinsam; die Gefahren, Anstrengungen und Entbehrungen trafen den Armen wie den Reichen; diese Gleichheit sollte fortdauern. War es daher zu verwundern, daß nach Beendigung des Krieges die Arbeiterbevölkerung nicht sofort wieder in die alten drückenden Verhältnisse zurückkehren wollte? Sahen sie doch auch in den deutschen Heeren alle Stände ohne Unterschied der Geburt, der Erziehung, des Vermögens an Rechten wie an Pflichten gleichgestellt. Daß der Kriegsdienst hier nur eine Ausnahmsstellung begründete, nach deren Beendigung die Realitäten des Lebens in den gesellschaftlichen Verhältnissen zurückkehrten, wollten sie nicht einsehen. So gewann der Socialismus immer mehr Boden; das Gesetz der Gleichheit sollte nicht nur im Staatsorganismus, es sollte auch im bürgerlichen Leben und in der Gesellschaft seine Geltung haben.

Der Vertheidigungsmuth der Pariser wurde nicht wenig durch die Hoffnung belebt, die bewaffneten Mannschaften der Provinzen würden der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe eilen und im Verein mit den städtischen Heeren den Feind zurückwerfen; deshalb müsse man durch energischen Widerstand dem übrigen Frankreich Zeit zum Sammeln seiner Kräfte und zugleich ein erhebendes Beispiel geben. Man kann dieser Berechnung und Auffassung der Dinge die Anerkennung nicht versagen; und weder Trochu noch Gambetta ließen es an der zur Durchführung dieses Planes erforderlichen Energie und Umsicht fehlen. Jener ordnete von Zeit zu Zeit Ausfälle an, um zu recognosciren, ob die Entsatzarmeen aus der Provinz im Anmarsch seien, dieser strengte alle Kräfte an, um die Loirearmee an die Seine zu bringen. Allein beide unterschätzten die deutsche Kriegsmacht, die besonnene und geschickte Führung, die Ueberlegenheit eines tapfern, ausdauernden, an Mannszucht gewöhnten Heeres gegenüber einer, wenn auch zahlreichen und zum Kampf begeisterten, so doch zum größten Theil ungeübten und den Strapazen und Anstrengungen eines harten Winterfeldzuges nicht gewachsenen Kriegsmannschaft unter wenig befähigten und wenig gebildeten Offizieren. Sie glaubten nicht, daß die deutschen Heerkörper im Stande sein würden, zu gleicher Zeit Paris im Blokadezustand zu halten und den Armeen, die im Süden und Norden, im Osten und Westen wie aus dem Boden wuchsen, die Spitze zu

Das Kriegsleben.

bieten; sie hatten keine Vorstellung von der in der preußischen Heeresorganisation verborgenen unerschöpflichen Kraft, von dem Volk in Waffen, das immer neue Landwehrbataillone, immer neue Ersatzmannschaften aus seinem Schooße entsenden konnte. Wohl wurde auch in Frankreich, so weit es im Bereich der Kriegsoperationen lag, die gesammte wehrhafte Bevölkerung zum Kampf gegen den Nationalfeind aufgeboten, und im Osten schaarten sich Demokraten, Flüchtlinge, verströmte Leute aller Völker und Zungen unter die Fahne des alten Bandenführers Garibaldi, um verbunden mit französischen Mobilgarden und Franctireurs für die Republik zu kämpfen; aber die moralischen Kräfte waren zu ungleich. Freilich blutete manches tapfere Soldatenherz auch außer der Schlachtordnung: denn hinter Gebüsch und Waldeshöhen, auf Eisenbahnen und Brücken, in Dörfern und Gehöften lauerten Nachstellungen und Verrath, und wenn der todtmüde Kriegsmann sich im Nachtquartier der Ruhe zu überlassen gedachte, wurde er nicht selten das Opfer eines feindlichen Ueberfalles, den der Hausbewohner oder die Ortsbevölkerung veranstaltete oder unterstützte. Wohl ließen sich, so lange der Elan der großen zum nachhaltigen Widerstand entschlossenen französischen Nation wirksam war, noch außerordentliche bestechende Züge des Heroismus vollführen; die in Frankreich eingedrungenen deutschen Corps konnten in mancherlei Verlegenheiten gebracht, da und dort in Bedrängniß versetzt, zu den peinlichsten Anstrengungen und den mühsamsten Gegenzügen gezwungen werden; dennoch konnte Niemand im Zweifel sein über den Ausgang des furchtbaren Krieges, über den endlichen Sieg der deutschen Kraft und Mannszucht.

6. Der revolutionäre Terrorismus in Frankreich und die Winterfeldzüge.

1. Der Festungskrieg und der südöstliche Kriegsschauplatz.

Der Festungskrieg in Nordfrankreich.

In den letzten Monaten des ereignißvollen Jahres 1870 war die nördliche Hälfte Frankreichs vom Jura bis zum Kanal, von der belgischen Grenze bis zur Loire ein weites Gefechtsfeld. Von den durch die Capitulation von Metz freigewordenen Kriegsmannschaften blieb ein Theil unter General von Zastrow als Besatzung zurück, um zugleich zu weiteren Operationen gegen Diedenhofen verwendet zu werden; ein anderer Theil zog nordwärts, um unter dem Oberbefehl des Generals v. Manteuffel die Provinzen Picardie und Normandie zu besetzen, die Verbindung mit dem Meer herzustellen und der französischen Nordarmee unter General Bourbaki, die in Lille ihren Mittelpunkt hatte, den Weg nach Paris zu verlegen. Eine dritte Abtheilung, darunter die hessische Division, schloß sich der zweiten Armee an, deren Obercommandirender, Prinz Friedrich Karl, sein Hauptquartier in Troyes aufschlug und rechts durch die Truppen v. d. Tann's und die

Heerabtheilungen des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin mit der Loirearmee, links durch das Werder'sche Corps mit der aus Mobilgarden, Francтireurs und den ausländischen Freischaaren Garibaldi's gebildeten Ostarmee in Fühlung war. Eine vierte Abtheilung, die Pommern unter Fransecky und die würtembergische Division unter General v. Obernitz, verstärkte die Cernirungsheere um Paris. Einzelne Detachements rückten vor die nördlichen Festungen, welche allmählig nach heftigem Widerstande zur Uebergabe gezwungen wurden. So Soissons am 16. October, Verdun am 8. November, Diedenhofen (Thionville), das schon seit dem 13. November vom Generallieutenant Kamecke belagert ward, nach dreitägigem Bombardement am 24. November, Ham, wo einst Napoleon gefangen saß, am 10., Pfalzburg, dessen kleine Besatzung tapfern Widerstand geleistet, am 12. und Montmedy am 14. December. Mezières fiel am 2. Januar des folgenden Jahres durch General Woyna II. So lange diese Bollwerke in feindlicher Hand sich befanden, waren die Kriegsoperationen der Deutschen erschwert, indem jene die Proviantzüge hemmten und den Francтireurs als Stützpunkte dienten. Die Garnisonstruppen aller dieser Festungen wanderten als Gefangene nach Deutschland, die abgelieferten Waffen, Geschütze, Feldzeichen mehrten die unermeßliche Kriegsbeute der Sieger. Die Städte selbst aber gingen meistens in einem elenden Zustande in die Hände der Deutschen über. Viele Häuser waren Schutt- und Brandstätten; ein großer Theil der Einwohner von Armuth, Hungersnoth, Krankheit furchtbar heimgesucht. Nur Bitsch, die uneinnehmbare Felsenfestung, die von einer kleinen baierischen Belagerungsmannschaft cernirt war, hatte den Triumph, bis zum Friedensschluß auszuharren, um dann auf immer in deutschen Besitz zu kommen.

Die größten Schwierigkeiten hatte das aus verschiedenen Truppentheilen ge- *Die Kämpfe in den Vogesen und im Jura.*
mischte 14. Corps zu bestehen, mit dem der tapfere General v. Werder von Straßburg auszog, um den oberen Elsaß mit den Festungen Schlettstadt, Neubreisach und Belfort zu erobern und die Gebirgslandschaften der Vogesen und des Jura zu besetzen. Nicht nur, daß die Stärke seiner Truppen, unter denen die badische Division unter General v. Beyer eine hervorragende Stellung behauptete, zu gering war gegenüber dem zahlreichen Feinde; nirgends entfaltete sich der unheimliche Bandenkrieg in solcher Ausdehnung und in so gefahrdrohender Gestalt wie in diesen Berggegenden, wo man an der Festung Langres einen sicheren Hinterhalt, an der gegen die Deutschen höchst feindselig gesinnten Bevölkerung Helfer, Hehler und Spürer, in den Arbeitern von Mühlhausen fanatisch-republikanische Bundesgenossen hatte und die verdorbenen oder durch Verhaue gesperrten Wege und Gebirgspässe die Märsche hemmten. Wenn gleich die badischen Truppen unter General von Degenfeld in Verbindung mit einer preußischen *6–12. Octbr. 1870.*
Brigade bei St. Dié, Etival, Rompatelize, Rambervillers und anderwärts die überlegenen Kriegsschaaren mit großer Tapferkeit zurückschlugen und die Wahlstatt mit ihrem Blute behaupteten, wenn gleich der preußische General v. Schme-

24. Octbr. 1870. ling die Festung Schlettstadt zur Uebergabe zwang und Neubreisach, von wo aus das gegenüberliegende offene Städtchen Altbreisach auf dem rechten Rheinufer beschossen und selbst die Bahnzüge von Francttireurs angefallen worden 11. Novbr. waren, in seine Gewalt brachte und durch Besatzung sicherte: die Ostarmee, die in der aufgeregten republikanischen Fabrikstadt Lyon anfangs unter dem bei Sedan verwundeten General Cambriels formirt ward, an die sich nicht blos Garibaldi mit französischen Francttireurs und Mobilgarden (Moblots) und mit italienischen, spanischen, polnischen Freischaaren unter seinen Söhnen Menotti und Ricciotti und seinem Schwiegersohn Canzio anschloß, bei der auch andere excentrische Demokratenführer, wie Cluseret, ein französischer Abenteurer aus dem nordamerikanischen Krieg, wie Cremer, ein fanatischer Republikaner aus Lothringen, wie der Pole Bosak-Haucke und sein Landsmann Dombrowski, der wegen Theilnahme am polnischen Aufstande zur Deportation nach Sibirien verurtheilt, auf abenteuerliche Weise entflohen war, und so viele andere „rothe Elemente" einen Tummelplatz für ihren unruhigen Geist und ihre republikanischen Doctrinen suchten; diese Ostarmee sandte immer neue Züge aus, stellte immer neue Schaaren aus der zuströmenden brodlosen Arbeiterbevölkerung der südlichen Städte ins Feld. Lyon mit dem Lager von Satonay und der nahen Fabrikstadt St. Etienne wurde ein Herd republikanischer Aufregung, wo die rothe Fahne aufgepflanzt ward und eine socialistische Partei, welche das Regiment an sich riß, eine Zwingherrschaft mit Schrecken und Gewaltthat aufrichtete. Diese Erscheinungen und vor Allem das Auftreten Garibaldi's gaben ein klägliches Zeugniß von der Zerfahrenheit der romanischen Bevölkerung, von der Macht der Phrase und der Doctrin, von den Widersprüchen und Gegensätzen, in welchen sich die phantastisch angelegten Vorkämpfer republikanischer Freiheit bewegten. Hat auch Garibaldi schon in den italienischen Kriegen bewiesen, daß er für politische Dinge eine schwaches Urtheil besitze, daß er ein tapferer Haudegen und muthiger Volkskämpfer sei, aber für die Entwickelung und Gestaltung eines Staatswesens mit realen Grundlagen und Möglichkeiten kein Verständniß habe, daß er über idealistischen Träumen und Zielen den Boden der Wirklichkeit verkenne und eine fahrige Vielgeschäftigkeit, ein Hang zu Abenteuern seiner Natur tief eingeprägt sei; so traten diese Züge jetzt in auffallendster Weise zu Tage. Hatte schon vor Jahren die Welt mit Erstaunen auf die Rolle geblickt, die er bei dem wunderlichen Congreß der internationalen Freiheits- und Friedensliga in Bern spielte, so forschte man nun nach den leitenden Gedanken, die sein gegenwärtiges Auftreten zu erklären vermöchten, nach einem verbindenden Zusammenhange zwischen Sonst und Jetzt, nach einem lichten Ausweg aus dem Labyrinth der Gegensätze. Derselbe Mann, welcher der französischen Nation es nie vergeben konnte, daß sie seine Vaterstadt Nizza an sich gerissen, trat nun als Kämpfer für dieselbe Nation ins Feld gegen den preußischen Staat, dem Italien die Erwerbung von Venetien, die Vollendung seiner nationalen Einheit verdankte; derselbe Mann, der erst

vor zwei Jahren durch die französischen Chassepots von der römischen Campagna verjagt worden war, dessen treue Gefährten im ungleichen Kampfe auf dem Waffenfelde dahinsanken oder in römischer Gefangenschaft schmachten mußten, betheiligte sich jetzt an einem Krieg, dem Italien die Befreiung Roms von der Hierarchie und ihren französischen Wächtern verdankte, welcher allein die Erreichung des Zieles ermöglichte, dem er sein Leben lang nachgejagt. Gelockt durch die klingende Schelle von Republik und Demokratie, welche durch das Gebahren Gambetta's und der Pariser Regierung zum Spott der Welt, zum heuchlerischen Spiel ward, schlug er Nationalgefühl und Vaterlandsliebe in die Schanze, um einem Phantom nachzurennen, trat er in den Dienst einer Regierung, von der sich gerade damals seine Vaterstadt Nizza losreißen wollte. Von Bordone, seinem alten Freund und Waffengefährten aus Caprera auf einem französischen Schiffe abgeholt, begab er sich über Marseille nach Tours und erhielt dort das Obercommando über alle zu einer „Vogesenarmee" vereinigten Freicorps. Am 14. Oktober traf er in Dôle ein. Die Geschichte Frankreichs bewies, daß die auswärtige Politik unter allen Regierungen denselben Charakter trug, Republik wie Monarchie dieselben Herrschaftspläne verfolgten; es war daher eine kurzsichtige Theorie, wenn man zwischen dem bonapartistischen und republikanischen Frankreich unterscheiden wollte. Auch darin gab sich die Zerfahrenheit der Nation in Contrasten und Widersprüchen kund, daß die republikanische Regierung durch die Verwendung Garibaldi's und seines priesterfeindlichen Generalstabschefs Bordone, eines Mannes von sehr zweideutiger Vergangenheit, der strengkirchlichen Partei vor den Kopf stieß, deren Mitwirkung und Unterstützung sie doch wieder bei dem Volke nicht entbehren konnte. 7.—11. Octbr. 1870.

Aber wie weit auch die verschiedenen Elemente bei der Ostarmee auseinander gingen und die Keime der Selbstauflösung in sich trugen; in dem Haß gegen die Deutschen und in dem heißen Wunsche, den Feind zurückzudrängen und wo möglich den Krieg über den Rhein zu spielen, waren alle einig. Darum entbrannte in den kalten November- und Decembertagen, als General von Treskow die wichtige Bergfestung Belfort zu belagern begann, in dem alten Burgunderlande, um Vesoul und Montbéliard, um Gray und Dijon ein Kampf, der an Gefahren und Anstrengungen, an Strapazen und Entbehrungen hinter keinem andern zurückstand. Denn hier hatte man nicht blos einen an Zahl weit überlegenen Feind im Felde zu bestehen, sich nicht blos gegen Geschosse aus dem Hinterhalt, aus Häusern und Kellern, aus Gebüsch und Wald, aus Gräben und von Höhen zu schützen, gegen „ungreifbare Banden" auszuziehen; das ausgehungerte Land gewährte nur spärliche Nahrungsmittel und die unterbrochenen Eisenbahnen hemmten die Zufuhr und die Verbindung mit der Heimath. Hier war es, wo die badische Division unter General Beyer, und nach dessen abermaliger Erkrankung unter General v. Glümer sich ihren Ehrenplatz erkämpfte. Schon Ende October drangen die Truppen unter steten Kämpfen am Zwischen Dijon und Belfort.

Dignon, einem Nebenflusse der Saone zwischen Vesoul und Besançon, bei den Dörfern Rioz und Etuz und auf dem hügeligen Terrain von Gray, wo Werder sein Hauptquartier nahm, bis nach Dijon vor und nahmen nach heißen Gefech-
31. Octbr. 1870. ten auf den Höhen von St. Apollinaire Besitz von dieser alten Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Burgund. Dieser vorgeschobene Posten, bei welchem Prinz Wilhelm, Bruder des Großherzogs von Baden, als Anführer einer Infanteriebrigade und die Generale Keller, Degenfeld und Laroche sich tapfer hervorthaten, sollte das Terrain vom Feinde freihalten, damit die Belagerung der wichtigen Festung Belfort, die durch den umsichtigen und erfahrenen Commandanten Denfert hartnäckig und erfolgreich vertheidigt ward, keine Störung erführe. Als General Treskow den französischen Oberst auffordern ließ, die Leiden des Krieges nicht unnöthig zu mehren, erhielt er die Antwort, das beste Mittel, sie zu verkürzen, sei der Abzug der Deutschen.

„Die Stadt Belfort wird von einer noch von Vauban errichteten Citadelle beherrscht, welche auf einem fast senkrecht aufsteigenden Felsen gelegen mit einer bastionirten Enceinte umgeben ist, die sie von zwei bedeutenden Vorstädten trennt. Außer diesen Befestigungen des sogenannten „Roche de Belfort", deren höchster Punkt zweihundert Fuß über der Savoureuse liegt, wird Belfort wesentlich durch ein permanent befestigtes Lager vertheidigt, welches etwa 20,000 Mann umfassen kann und durch die bedeutenden Forts de la Miotte und de la Justice, so wie durch die neueren Werke des Barres und des Hautes-Perches, einen mit Erdwerken befestigten Höhenzug, geschützt wird". Mit Belfort in einem gewissen Zusammenhang stand das feste Schloß von Montbéliard, die ehemals würtembergische Besitzung Mömpelgard, die während der großen Revolution zu Frankreich geschlagen und im Luneviller Frieden abgetreten worden war.

Gambetta und die Elemente der nationalen Vertheidigung.

Die ganze von Gebirgszügen durchschnittene Gegend vom Jura bis zu dem Plateau von Langres, wo schon in den Tagen Cäsar's die Römer und Gallier ihre Kräfte mit einander gemessen, bildete im November und December den Schauplatz zahlreicher Gefechte, die in Verbindung mit mehreren Ausfällen der Garnison von Belfort dem aus verschiedenen kleinen Truppentheilen zusammengesetzten Werder'schen Armeecorps schwere und gefahrvolle Tage bereiteten. Wäre nicht die republikanische Kraft des Südens durch innere Zersetzungen, durch das Hervortreten der Social-Demokraten in den volkreichen Fabrik- und Handelsstädten Lyon, Marseille, Perpignan, Bordeaux u. a. O. im Anfange gelähmt und gebrochen worden, so würden die Moblots und Franctireurs im Verein mit den „Vogesenjägern" Garibaldi's in Dôle und mit der feindlich gesinnten Bevölkerung des oberen Elsaß den deutschen Heerhaufen einen gefährlichen Stand bereitet, vielleicht das linke Rheinufer zurückerobert, das reiche und blühende Vorland des Schwarzwaldes mit verheerenden Einfällen heimgesucht haben. Dijon mußte wiederholt geräumt werden und der nächtliche Ueberfall
20. Novbr. 1870. von Chatillon an der Seine durch Garibaldianer unter Ricciotti, wobei 120 Mann Landwehr und Husaren, darunter zwei Obersten und zwei Majore,

elendiglich umkamen und siebzig Pferde verloren gingen, gab den ergreifenden Beweis, welchen Gefahren die deutschen Truppen in dem feindlich gesinnten Lande ausgesetzt waren. Aber die revolutionären Bewegungen der unruhigen, von der Noth der Zeit schwer betroffenen Arbeiterbevölkerung des Südens, welche unter verwegenen Demagogen wie Cluseret, Esquiros, Delpech u. a. sich zu demokratischen Gemeinwesen unabhängig von der provisorischen Centralregierung organisiren wollte, nöthigten die Nationalgarden, zur Vertheidigung ihres Eigenthums die Waffen gegen den inneren Feind zu kehren. Zwar gelang es, angesichts der von Außen drohenden Gefahren, der Thätigkeit Gambetta's und seiner Commissäre, der revolutionären Bewegungen der „Commune" von Lyon und der „Liga des Südens" in so weit Meister zu werden, daß die communistischen und föderalistischen Bestrebungen bis zur Vertreibung der „Invasion" sich der Regierung der Nationalvertheidigung fügten; aber der Geist des Aufruhrs und Widerstandes wurde nicht erstickt, sondern nur vorübergehend zurückgedrängt, um bei nächster Gelegenheit von Neuem hervorzubrechen. In Lyon, wohin sich auch der russische Agitator Bakunin von Genf aus begeben hatte, dauerte die Gährung fort und steigerte sich am Ende des Jahres zu solcher Höhe, daß der Commandant eines Bataillons der Nationalgarde Arnaud, der dem Terrorismus der Rothen sich nicht unterwerfen wollte, von einer Bande Socialdemokraten in einem tumultuarischen Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erschossen ward. Gambetta selbst eilte zur Beschwichtigung der rasenden Menge nach der Rhonestadt und es gelang ihm, die Urheber des Frevels dem Arme der Gerechtigkeit zu überantworten und der unglücklichen Familie des Ermordeten eine Entschädigung zu erwirken; aber so sehr fürchtete er sich vor durchgreifenden Maßregeln, daß die rothe Fahne noch lange Zeit auf dem Stadthause von Lyon wehen durfte. Er glaubte seine usurpirte Herrschaft nur behaupten zu können, wenn er alle Leidenschaften wach rief und in den Dienst der Republik zwang. Aber die aufgerufenen Geister gehorchten nicht mehr seinem Zauberbann. Wie sollte eine Nationalvertheidigung zum Ziele kommen, bei welcher die größten Feinde und Verächter von Religion und Priesterthum, wie die Garibaldianer und Socialdemokraten, Hand in Hand gingen mit den Vendéer Bauern, den fanatischen Anhängern der katholischen Kirche und des Klerus, die der aus Rom herbeigeeilte Oberst Charette, ein Enkel des alten Glaubensstreiters ins Feld führte, und mit den streng kirchlichen Bretagnern unter dem ehemaligen Polizeipräfecten Kératry, wo man es nicht verschmähte, eine neue „Jungfrau von Orleans" zur Bethörung des abergläubischen Landvolkes in Scene zu setzen, und zugleich dem Papst Hoffnung machte, die republikanische Regierung würde nach glücklicher Beendigung des Krieges ihm zur Herstellung des Kirchenstaats und der weltlichen Herrschaft behülflich sein! Der einzige gemeinsame Impuls aller dieser Gegensätze und einander widerstrebenden Elemente, der Haß gegen die Deutschen, gegen das monarchische und ketzerische

Preußen konnte auf die Dauer die tiefklaffenden Spaltungen nicht ausgleichen. Was jetzt um die Fahne der Nationalvertheidigung sich schaarte, mußte in Kurzem in feindlichen Richtungen auseinander fliegen und die Waffen nach Innen kehren. Aus dem furchtbaren Krater konnten nur zerstörende Kräfte sich entwickeln.

2. Die Kämpfe an der Loire und Sarthe.

Zunehmende Kriegswuth.

Durch die revolutionäre Dictatur Gambetta's wurde das ganze französische Volk in den Kampf gerissen, die Vernichtung des Feindes auf jede Weise zur vaterländischen Pflicht gemacht. Dadurch nahm der Krieg mehr und mehr einen Charakter von Grausamkeit und Verwilderung an, der mit der Gesittung des neunzehnten Jahrhunderts in grellem Widerspruch stand. Wo ein heimtückischer Ueberfall stattfand, wo Bürger und Bauern sich am Kampf betheiligten, da wurde ein strenges Strafgericht geübt. In der Nacht vom 7. auf den 8. October wurde in Ablis, einem wohlhabenden Orte nahe an der Eisenbahn über Vendome nach Tours, eine Escadron Husaren, welche auf Requisition ausgezogen war, von Freischützen überfallen, die Mannschaft getödtet oder zersprengt; nur Trümmer derselben vermochten sich zu retten. Da wurde das Städtchen, dessen Bewohner der Mitwirkung oder Beihülfe angeschuldigt waren, zur Vergeltung und zum abschreckenden Beispiel auf Befehl des Generalmajor v. Schmidt in Brand gesteckt. So erzeugte eine Gräuelthat die andere; im Lager der Neutralen ertönte ein Schrei des Unwillens und der Entrüstung über die Barbarei der Deutschen; wer gab aber die Veranlassung zu solchen Thaten der Rache? Als Chaudordy, Vertreter für das Auswärtige in der Regierungs-Delegation zu Tours, in zwei Rundschreiben die deutschen Truppen grausamer Ausschreitungen beschuldigte, konnte ihm Bismarck die Befehle republikanischer Präfecten vorführen, in denen der Bevölkerung ein Krieg aufs Messer geboten war! „In der ersten Hälfte des Feldzuges", bemerkte in der Folge, als das Urtheil ruhiger geworden war, ein großes englisches Blatt, „bewiesen die Deutschen eine bemerkenswerthe Humanität; erst später ermüdeten Kälte, lange Märsche, unaufhörliche Kämpfe mit einem Feind, der zu Zehntausenden aus der Erde emporzusteigen schien, die deutsche Geduld und verhärteten das Gemüth des Siegers gegen ein Volk, welches einen blutigen Kampf nutzlos verlängerte."

9. Octbr. 1870.

Artenay und Coulmiers.

Die Cavalierieregimenter, welche im October südwärts zogen, um das Terrain zwischen Seine und Loire zu erforschen und Requisitionen beizutreiben, stießen bald auf französische Truppen, welche die Vorhut der zum Entsatz von Paris heranrückenden Loirearmee unter General de la Motterouge bildeten, einem älteren Militär, der in Afrika und in Italien seine Schule gemacht hatte. Sie standen in Toury, zwischen Orleans und Etampes, als der Kronprinz von

Preußen, von ihrem Anzug unterrichtet, den General v. d. Tann mit dem ersten baierischen Armeecorps und einige norddeutsche Divisionen unter General Wittich gegen sie ausschickte. Diese erreichten die schon auf dem Rückzug begriffenen Franzosen bei Artenay, drängten sie nach einem hitzigen Gefechte in die „Forsten von Orleans", die waldbedeckten Höhen, die sich von Gien am rechten Ufer des Stromes hinziehen, und besetzten nach einem furchtbaren Straßenkampf die reiche Stadt an der Loire. Motterouge, der seine Truppen in einiger Unordnung über den Fluß nach der öden unfruchtbaren Ebene der Sologne geführt, die sich auf der Südseite der Loire gegen Blois hin ausdehnt, wurde von Gambetta seines Commando's beraubt, das nun einem andern ältern General, der gleichfalls in Afrika, in der Krim und in Italien gedient hatte, Aurelles de Paladine, übertragen ward. Der neue Feldherr zog alle Mannschaften, die allmählich in den verschiedenen Lagern formirt und eingeübt wurden, an sich, um nicht nur die Loirelinie wieder zu gewinnen, sondern auch an mehreren Orten den Fluß überschreitend, den ursprünglichen Plan eines Marsches auf Paris in Ausführung zu bringen. Aber wie sehr man auch das strengste Geheimniß der Operationen einschärfte, die Bewegungen konnten von den jungen Truppen nicht so rasch durchgeführt werden, daß nicht von der Tann davon Kunde erhalten hätte. Um nicht auf seinen Flügeln umgangen und von der Hauptarmee vor Paris abgeschnitten zu werden, räumte er wieder Orleans, die zurückbleibenden Kranken der Fürsorge und Menschlichkeit des Stadtraths empfehlend, denn er gedenke bald wieder zu kommen. Auch der preußische General Wittich, welcher nach Chateaudun entsandt worden war und diese durch Geschütz und Barrikaden befestigte, von Mobilgarden und Franctireurs unter dem Polen Lipowski mit Beihülfe der Einwohner hartnäckig vertheidigte Stadt im schweren Kampf mit Brand und Zerstörung erobert hatte, erhielt Befehl zum Rückzug nach Chartres. Obwohl von den Feinden unaufhörlich verfolgt, bewerkstelligte v. d. Tann dennoch nach dem blutigen Gefechte bei Coulmiers gegen die dreifach überlegene Truppenzahl der Franzosen auf beschwerlichen Märschen über die durch Schnee und Regen grundlos gewordenen Wege einen geordneten Rückzug nach Toury, wo auch General Wittich wieder zu ihm stieß. Die Baiern hatten sich unter v. d. Tann, dem General v. Orff und dem Oberst v. Ysenburg in der heißen Schlacht, die von sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends dauerte, mit außerordentlicher Bravour geschlagen, so daß der Feind einen Verlust von 2000 Mann hatte, während auf deutscher Seite die Zahl der Todten und Verwundeten sich auf etwa 1100 Mann mit 54 Offizieren belief.

10. Octbr. 1870.

11. Octbr.

8. Novbr.

18. Octbr.

9. Novbr.

10. Novbr.

Die deutschen Heere vor Orleans.

Dieser Rückzug, wenngleich unter heldenmüthigem Widerstand gegen die feindliche Uebermacht ausgeführt, machte im Hauptquartier einen peinlichen Eindruck, zumal da Gambetta die Begebenheit als einen glänzenden Triumph der französischen Waffen hinstellte, dem die Entsetzung von Paris und der endliche Sieg auf dem Fuße nachfolgen werde. Selbst der Bischof Dupanloup von

Orleans, der sich gegen die Deutschen sehr zuvorkommend benommen hatte, pries den Erfolg Aurelles' als den Anfang eines Umschwungs in dem Gang des Krieges, empfahl aber zugleich eine Umkehr zu Gott. Auch unterließ Gambetta nichts, die Streitkräfte zu mehren und die ganze Kraft des Südens und des Westens zu einer gemeinsamen Action zu vereinigen. Er rief aus dem Süden immer neue Mannschaften herbei; er eilte nach der Bretagne in das Lager von Conlie, um die beiden Heerführer Charette und Kératry, die in Hader gerathen waren, zu versöhnen; er setzte die ganze militärische Volkskraft Frankreichs in Bewegung, um die Loirearmee auf eine solche Höhe zu bringen, daß sie unter dem energischen Befehlshaber Aurelles de Paladine, einem Mann von „eisernem Arm" und strenger Mannszucht, die Befreiung des Vaterlandes von den fremden Kriegsheeren vollbringen könnte. Allein der Fortgang des Feldzugs entsprach nicht den großen Erwartungen, die man nach dem ersten Erfolge gehegt. Während die jungen Mannschaften dürftig eingeübt und eingekleidet sich langsam zu einem größeren Heerkörper vereinigten, rückte der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, dem der Oberbefehl über die zu einer eigenen „Armeeabtheilung" vermehrten deutschen Streitkräfte jener Gegend über-
17. 18. Novbr. 1870. tragen worden, westwärts, schlug bei Dreux, bei Chateauneuf, bei Digny und im Walde von St. Jean die Mobilgarden, die unter General Fiérreck zur Loirearmee ziehen wollten, und verhinderte nicht nur die beabsichtigte Verbindung, sondern erzeugte auch unter der jungen Mannschaft solche Entmuthigung, daß Kératry seinen Oberbefehl niederlegte und Fiérreck entsetzt werden mußte. Einzelne Abtheilungen zogen sich über Nogent le Rotrou nach Lemans, von den Deutschen verfolgt und beobachtet. Da man aber im Hauptquartier zu Versailles deutliche Anzeichen hatte, daß der Feind bedeutende Streitkräfte an der Loire sammle, um von dort aus einen Hauptstoß gegen die Cernirungsarmee zu unternehmen, so erhielt der Großherzog von Mecklenburg den Befehl, sich mehr ostwärts zu halten und mit der II. Armee des Prinzen Friedrich Karl, die im Anrücken begriffen war, in Verbindung zu treten, also daß dieser das Obercommando über die gesammten deutschen Heerkörper im Süden führte. Gleichzeitig zog nämlich dieser Feldherr von Troyes aus westwärts über Sens und Nemours, die in Folge der Proclamation Gambetta's immer schärfer hervortretende feindselige Gesinnung der städtischen und ländlichen Bevölkerung durch drakonische Strenge, durch Strafandrohungen, Requisitionen, Executionen nur mühsam niederhaltend, und vereitelte, mit dem zehnten Armeecorps unter Voigts-Rhetz und einer Division des dritten Corps, durch die blutige Schlacht bei
28. Novbr. Beaune la Rolande, nordöstlich von dem Forste von Orleans, gegen ein wohl dreimal so starkes französisches Heer den Plan des Feindes, über Fontainebleau nach Paris vorzudringen. In beiden Heeren lebte das Bewußtsein von der hohen Bedeutung dieser Schlacht für den Fortgang des ganzen Kriegs, daher auch auf beiden Seiten mit der größten Bravour gestritten wurde. „Ein Leichen-

feld, wie selbst dieser blutige Krieg deren wenige gesehen haben mag, bedeckte die Gefilde um die Stadt". Auch ein neuer Versuch, weiter westwärts durchzubrechen, wurde unter dem Obercommando des Großherzogs von Mecklenburg in einer Reihe von Gefechten zwischen Artenay und Chateaudun zurückgewiesen, vor Allem durch die tapfere Haltung der 17. Infanterie-Division und der baierischen Heerabtheilung bei Loigny und Chateau Goury, sowie durch das rechtzeitige 2. Decbr. 1870. Eingreifen der 22. Infanterie-Division unter General Wittich und der Cavalleriebrigade Colomb bei dem Dorfe Pouprh in das schwankende Treffen. Mit großen Verlusten mußten die Franzosen wieder abziehen; aber auch auf deutscher Seite hatten Chassepots, Mitrailleusen und Granaten viele Opfer gefordert, und wenn bisher der Marsch auf dem von Regengüssen durchweichten morastähnlichen Boden mit unendlichen Anstrengungen und Strapazen verbunden gewesen war, so bereitete die mit Anfang December eingetretene Winterkälte Beschwerden anderer Art. In Paris hatte Trochu mit Sicherheit auf Hülfe und Entsatz gerechnet. Die wiederholten Ausfälle, die er um dieselbe Zeit in südlicher und östlicher Richtung anordnete, sollten die Unternehmungen der Freunde fördern und zum Ziele führen, und die rhetorischen Proclamationen Gambetta's, des Advocaten „mit der feurigen Zunge und der flammenden Feder", daß der Genius Frankreichs, einen Augenblick verschleiert, wieder in seiner Glorie erscheine, zeugten von der Zuversicht, welche er und seine Genossen hegten oder zu hegen vorgaben. Mehr als je glich um diese Zeit Frankreich einem Heerlager; Alles griff zur Waffe, und Alles diente als Waffe. War es bei der feindseligen Gesinnung, die aller Orten dem deutschen Soldaten offen und versteckt entgegentrat, zu verwundern, daß auch in ihm Groll und Verbitterung sich regten und ihn zu gewaltthätigen Handlungen führten?

Während der blutigen Vorgänge um Loigny war der Großherzog von Die Loirearmee zersprengt. Mecklenburg mit zwei weiteren Heersäulen südwärts bis Artenay vorgerückt, wo schon im October die Baiern einen siegreichen Kampf bestanden, warf am nächsten Tag, an die Truppen Wittich's und Colomb's bei Pouprh sich anlehnend, in ver- 3. Decbr. 1870. schiedenen Gefechten den Feind zurück und reichte nun dem Prinzen Friedrich Karl, der in Pithiviers sein Hauptquartier hatte, die Hand zum gemeinsamen Vorgehen. In diesen viertägigen Kämpfen am Ufer der Loire und am Rande des dichten Waldes, in denen das Blut in Strömen floß, bei Villepion, Loigny, Pouprh, Artenay und Chevilly wurde die französische Armee überwunden und nach einem letzten unglücklichen Versuch, die Stadt der Jungfrau zu behaupten, zur Flucht nach Süden gezwungen, worauf die Deutschen, voran die 17. Divi- 4. Decbr. sion, bei heller Wintersonne wieder als Sieger in Orleans einzogen. „Im Walde von Fontainebleau", sagt Blume, „hatte Trochu sich mit der Loirearmee ein Rendezvous geben wollen. Aber während er selbst vom 29. November bis 2. December vergeblich rang, sich einen Weg dahin durch die Linien des Belagerers zu bahnen, wurde die Entsatz-Armee durch die rechtzeitige Initiative

der durch die Armee-Abtheilung des Großherzogs verstärkten deutschen II. Armee zurückgeworfen und großentheils zersprengt". Eine große Menge Gefangener und eine beträchtliche Kriegsbeute, darunter vier armirte Dampfschiffe, fielen in Orleans in die Hände der Deutschen; in zersprengten Haufen bewegte sich die Loirearmee, bei der sich besonders die päpstlichen Zuaven tapfer gehalten, aber auch am meisten gelitten hatten, stromabwärts gen Blois. Bischof Dupanloup ward in seinem Palaste unter militärische Aufsicht gestellt; in der Kathedrale wurden die Gefangenen untergebracht. Gambetta selbst, der von Tours nach dem Schlachtfelde reisen wollte, wäre beinahe in die Hände der Preußen gefallen. Aurelles de Paladine, dem Gambetta die Schuld des Fehlschlagens des Kriegsplanes beimaß und mit einer Untersuchung drohte, legte gleichfalls das Commando ab. Nun faßte der Dictator den Plan, sowohl die vorhandenen Heerhaufen als die durch ununterbrochene Aushebungen fort und fort sich mehrenden neuen Truppen in zwei Armeen zu theilen, wovon die erste unter Bourbaki, der das Commando der Nordarmee an General Faidherbe abgetreten, weiter ostwärts operiren, die zweite unter Chanzy von der mittleren und unteren Loire aus den Feind zurückdrängen sollte. Und um in seinen Unternehmungen freiere Hand zu haben, verlegte er zugleich den Sitz der Regierungs-Delegation von
10. Decbr. 1870. Tours nach Bordeaux, wohin auch ein Theil des diplomatischen Corps folgte. Mit den Hindernissen wuchs der revolutionäre Terrorismus des Dictators; und wie sehr immer die Noth und die Kriegslasten auf die Bevölkerung drückten, das erregte Nationalgefühl der Franzosen, die republikanische Begeisterung in den Städten, der Mangel an Arbeit und Verdienst, der Haß gegen die feindlichen Eindringlinge führten stets neue Schaaren zu den Fahnen; durch Zwangssteuern und Anleihen kamen auch die nöthigen Geldsummen für die Kriegsbedürfnisse zusammen, und in Requisitionen blieben die französischen Heerführer hinter den deutschen nicht zurück. So ward es möglich, durch eine Reihe von Gefechten in den kalten Decembertagen das Vordringen der durch unaufhörliche Kämpfe geschwächten, durch Anstrengungen und Märsche bis zur Erschöpfung ermüdeten Deutschen stromabwärts wo nicht zu verhindern, so doch zu erschweren. Wenn General Chanzy, der Oberfeldherr der II. Loirearmee, der mit Linienmilitär und Mobilgarden sich den aus Norddeutschen, Baiern und Hessen gebildeten
7. Decbr. und folg. Truppentheilen des Großherzogs von Mecklenburg bei Meung, Beaugency, Marchenoir entgegenstellte, durch die Ueberlegenheit seiner Streitkräfte mehrere Tage lang den Feind vom weiteren Vorgehen abhielt, so änderte sich bald die Lage, als Prinz Friedrich Karl, der mittlerweile die erste Armee Bourbaki's nach Vierzon und Bourges zurückgedrängt hatte, von Orleans aus mit dem zehnten Armeecorps in Gewaltmärschen den erschöpften Truppen des Großherzogs nacheilte und dann als Oberbefehlshaber mit frischen Kräften in den Kampf eintrat. Am 12. December meldete ein Telegramm von Versailles: „Nach den viertägigen Gefechten um Beaugency herum, die jedesmal siegreich für uns

endigten, wenn auch bei der Uebermacht des Feindes kein bedeutendes Terrain gewonnen wurde, ist der Feind heute unerwartet gegen Blois und Tours abgezogen, wahrscheinlich in Folge der bedeutenden Verluste, die er erlitten". Der siebzehnten und der zweiundzwanzigsten Infanteriedivision und dem baierischen Armeecorps war bei diesen Kämpfen die schwerste Aufgabe zugefallen. Gleichzeitig wurde die großherzoglich hessische Division, die auf dem linken Ufer der Loire stromabwärts gezogen, von dem neunten Armeecorps eingeholt, das seinen Marsch von Vierzon über Contres und Schloß Chambord bewerkstelligte. Nun konnte Blois ohne Widerstand besetzt werden und bald auch Tours. Unterdessen zog General Chanzy über Vendome nach Lemans in das Gebiet der Sarthe, um sich durch die noch immer im Bilden begriffene Westarmee von Conlie zu verstärken, fortwährend von den Deutschen, die bei Sougé und Montoir am Loir 27. Decbr. 1870.
unter Oberst Boltenstern eine der kühnsten Kriegsthaten mit glücklichem Erfolg ausführten, verfolgt und beunruhigt, so daß sein Heer durch Kämpfe und Märsche, durch Kälte und Hunger erschöpft und zerrüttet ward und Tausende von Mobilgarden mit und gegen ihren Willen in Gefangenschaft geriethen, während mittlerweile Bourbaki durch Prinz Friedrich Karl südwärts gedrängt und alles Land bis Bourges und Nevers vom Feinde gesäubert ward. Weiter vorzugehen lag nicht im Plane der deutschen Kriegführung. Man wollte nur die Loirearmee von Paris fern halten, und diese Absicht war nunmehr erreicht. Schon am 17. December waren vom Hauptquartier in Versailles an die Armee-Commando's Directiven gerichtet worden, worin es unter Anderm hieß: „Die allgemeinen Verhältnisse machen es nothwendig, die Verfolgung des Feindes nach erfochtenem Siege nur so weit fortzusetzen, wie erforderlich, um seine Massen der Hauptsache nach zu zersprengen und deren Wiederversammlung auf längere Zeit unmöglich zu machen. Gegen Süden concentrirt sich die Hauptmacht der II. Armee bei Orleans. Sie gibt den Besitz des Landes am Loire-Ufer auf und beschränkt sich auf Beobachtungen gegen den Cher. Zu behaupten sind dagegen, wenn nicht Tours, so doch Blois und Gien. Uebergänge oberhalb möglichst zu zerstören". Orleans, Chartres, Beauvais wurden vorerst als Hauptpunkte und Sammelplätze gegen Süden, Westen und Norden festgehalten.

Gegen Weihnachten bezog von der Tann die Winterquartiere in Orleans Kriegsleiden.
und gönnte seinen ermüdeten und zusammengeschwundenen Truppen einige Erholung, deren sie so sehr bedurften. Desgleichen wurden die Armeeabtheilungen des Großherzogs von Mecklenburg in verschiedene Cantonnements gelegt. Einige Ruhe that sehr Noth. „Durch die fortgesetzten Kämpfe und Strapazen", heißt es bei Blume, „war der Effectivbestand der Infanterie verringert, die Pferde waren angegriffen, Bekleidung und Ausrüstung reparaturbedürftig; besonders hatte das Schuhzeug der Infanterie bei den starken, in Schnee- und Regenwetter und in der letzten Zeit häufig auf grundlosen Wegen ausgeführten Märschen in nachtheiligster Weise gelitten". Schlimmer noch war die Lage der Franzosen. Die

Flucht der Einwohner aus Touraine nach dem Süden gab Zeugniß von dem allgemeinen Schrecken vor den Deutschen. Auch Tausende von Verwundeten, die in den Städten der Loire keinen Raum mehr fanden, wurden im strengsten Winter nach dem Süden geschafft, nach Bayonne, Biarritz, Pau. Angst und Furcht hatte alle Gemüther erfaßt. Selbst unter den gepreßten Mobilen zeigte sich ein widerspenstiger Geist und eine solche Scheu vor den deutschen Waffen, daß permanente Kriegsgerichte im Rücken der Armeen errichtet wurden und Feldgendarmen die Zögernden vorwärts trieben. Was die französischen Lügenberichte einst den Deutschen nachgesagt, das trat jetzt in nackter Wirklichkeit in ihrem eigenen Lande zu Tage. Wie Viele im Stillen solchen Terrorismus verabscheuen mochten, nur wenige Stimmen wagten in dieser Zeit der Noth laut zu werden, um nicht die Vertheidigung zu lähmen. Die zornigen Worte Lanfrey's, des republikanischen Geschichtschreibers des ersten Kaiserreichs, gegen die „Dictatur der Unfähigkeit", welche Massen von Menschen aufbiete, die nicht bewaffnet, nicht ausgerüstet, nicht genährt werden könnten, und dem sicheren Tod entgegen gejagt würden, vermochten der unsinnigen Kriegswuth des Dictators von Bordeaux keinen Einhalt zu thun. „Die Moblots wurden wie das Vieh zusammengetrieben", berichtete der preußische Staatsanzeiger, „und gleichsam in den Kampf gepeitscht, wenn sie sich durch die erlogene Nachricht von Siegen nicht aufreizen ließen". Und welche Höhe erreichte das Elend, als am Ende des alten und im Anfang des neuen Jahres eine Winterkälte eintrat, wie sie in jenen Landstrichen nur höchst selten zur Erscheinung kommt! In vielen Gegenden mußten deutsche Militärbehörden die Verpflegung der Einwohner übernehmen, da diese ohne solche Unterstützung dem bittersten Hungertode verfallen wären. Aber auch die deutschen Truppen hatten in jenen kalten Tagen und Nächten unsägliche Leiden zu ertragen und zu überwinden, als die vereinten Heerkörper des Prinzen Friedrich Karl und des Großherzogs von Mecklenburg, über 70,000 Mann, vom 3., 9., 10. und 13. Armeecorps gegen Chanzy's Westarmee zogen. Nicht nur, daß in
6–10. Jan. 1871. den Gefechten zwischen Loire und Sarthe, bei Vendome, la Fourche, Azay und la Chartre, bei Sargé, Connerré und Nogent le Rotrou, bei Lampron und La Chapelle, gar manches tapfere Soldatenherz auf den Schneefeldern der Perche seinen letzten Schlag that, die Verwundeten und Kranken nur dürftige Verpflegung fanden: als die deutschen Truppen den beschwerlichen Marsch über das wellenförmige, von Hecken durchzogene Land antraten, wo der sich hebende und senkende Boden und die mit Frost, Schnee und Glatteis überdeckten Wege unglaubliche Schwierigkeiten boten und hinter Gebüsch und ummauerten Gehöften der Franctireur lauerte, wo sie auf jedem Zug Berg für Berg, Feld um Feld dem Gegner abgewinnen mußten, da lernten sie von Grund aus die Leiden des Kriegs kennen. „In diesen Tagen", heißt es im Generalstabswerk, „in denen der Winter in ganzer Strenge auftrat, Schneetreiben und Glatteis die Bewegung hemmten, marschirte ein Theil der Infanterie in leinenen Beinkleidern und zerrissenem Schuh-

werk. Bei dem unausgesetzten Vorgehen war es schwer, Ersatz an Mannschaft und Material nachzuschaffen". Als die Soldaten alle diese Strapazen endlich überwunden hatten, mußten sie durch einen scharfen Kampf vor den Thoren und Mauern der Stadt Lemans den Eingang erzwingen und selbst in den Straßen und Häusern sich der feindlichen Geschosse erwehren. Dafür wurde der Bürgerschaft eine hohe Contribution aufgelegt. Die Gefangenen wurden zu Tausenden weggeführt und Geschütz, Munition und Proviantvorräthe in der Stadt selbst und im Lager von Conlie, das Oberst Lehmann und eine Abtheilung des 9. Armeecorps (Manstein) nach zähem Kampf eroberten, in beträchtlicher Menge erbeutet. Und so sehr waren die Herzen verwildert, daß die französischen Flüchtigen, die sich schaarenweise nach der Eisenbahn stürzten, die in einigen Wagen befindlichen Verwundeten mitleidlos herauswarfen, um sich selbst zu retten. Sogar Chanzy beklagte sich in einem scharfen Armeebefehl über die schmähliche Schwäche und unerklärliche Panik der Soldaten und erblickte die Rettung des Landes und ihr eigenes Heil nur in einer moralischen Erhebung und in der äußersten Anstrengung aller Kräfte zum energischen Widerstand. Bei der Westarmee hatten sich auch die Orleaniden, Joinville und Aumale und ihr Neffe, der Herzog von Chartres, eingestellt, wurden aber durch Gambetta genöthigt, das Land ihrer Geburt wieder zu verlassen. Chanzy zog sich nach Laval zurück, wo er die Trümmer seines Heeres zu reorganisiren gedachte, während die Deutschen nach Alençon vordrangen.

11. 12. Jan. 1871.

15. Jan.

3. Zwischen Seine und Somme.

Die Kämpfe am Mont Avron und bei Villiers.

In Paris hatte man die größten Hoffnungen auf die Loire- und Westarmee gesetzt. Wir wissen bereits, daß zu Anfang December, als die Truppen Chanzy's und Bourbaki's den Vormarsch nach Norden versuchten, aber in mehreren heftigen Treffen zurückgeworfen wurden, auch in Paris ein Ausfall unternommen ward, größer und erfolgreicher als alle früheren. Auf der steilen Höhe Mont Avron im Osten der Stadt vor den Forts Rogent und Rosny hatten die Franzosen um die Mitte Novembers Batterien mit schwerem Belagerungsgeschütz errichtet, von wo aus sie die von Sachsen und Würtembergern besetzten Dörfer mit Granaten beschießen konnten. Diese Gegend wurde von General Ducrot als die geeignetste Oertlichkeit zu einem energischen Ausfall ersehen, um, wie er in einer Proclamation verkündete, „den eisernen Ring zu durchbrechen, welcher sie in einem langen und schmerzhaften Todeskampf zu ersticken suche" und die Verbindung mit den vordringenden Brüdern zu vollbringen. Er selbst, so schwur er dem Heer und der Nation, werde entweder als Leiche oder als Sieger nach Paris zurückkehren. Scheinangriffe, nach Süden und nach Norden gerichtet, sollten durch „Demonstrationsgefechte" die Aufmerksamkeit des Feindes von dem südöstlichen Schauplatz ablenken, damit die Ausfallenden unbemerkt ihre Hauptmacht über Vincennes vorschieben und mittelst gepanzerter Eisenbahnzüge, mit

Kanonen bewehrt, möglichst nahe an die Stellungen der Würtemberger und Sachsen heranrücken könnten. Unter dem Schutze eines furchtbaren Granatenfeuers, das ohne Unterbrechung von dem Avron und aus den Forts Charenton und Nogent unterhalten wurde, schlugen sie acht Brücken über die Marne und drangen mit Ungestüm und in großer Ueberzahl in die Dörfer Brie, Champigny, Villiers, Noisy. Als ob in diesem Nationalkrieg jeder deutsche Stamm die Bluttaufe empfangen und sich durch Großthaten einen Ehrenplatz in dem neuen Reich erringen sollte, waren bei dieser Gelegenheit die Würtemberger unter Obernitz und die Sachsen vom zwölften Armeecorps unter Prinz Georg vom Schicksal bestimmt, ihre altgewohnte Tapferkeit zu bewähren. Einen ganzen Tag lang
30. Novbr. 1870. vertheidigten sie heldenmüthig ihre Stellungen gegen den doppelt so starken Feind; erst bei hereinbrechender Dunkelheit mußten sie Brie und Champigny räumen. Der Siegesjubel Gambetta's sollte jedoch bald verstummen. Denn nachdem am 1. December das zweite pommersche Armeecorps unter General Fransecky zur Verstärkung herangezogen, wurde an den beiden folgenden Tagen der Angriff von deutscher Seite mit größter Anstrengung erneuert und unter dem furcht-
3. Decbr. barsten Kugelregen des Feindes die verlorenen Positionen zurückerobert. Allein die Verluste betrugen in der zweitägigen Schlacht bei Villiers-Coeuilly und in den Nebengefechten gegen 6200 Mann, unter ihnen zwei brave Söhne des würtembergischen interimistischen Ministers Grafen Taube, die brüderlich verbunden im Leben wie im Tode in der Blüthe der Jahre dahinsanken. Den Parisern wurde der Triumph zu Theil, etliche hundert Gefangene durch ihre Straßen geführt zu sehen; aber das städtische Heer hatte durch den Ausfall über 12000 Krieger und mehr als 400 Offiziere eingebüßt. General Renault, ein Veteran, der von der Pike auf gedient hatte, starb drei Tage nach der Schlacht in Folge einer Amputation.

Der nordwestliche Kriegsschauplatz. Die Hoffnung der Pariser auf Entsatz von Süden schwand immer mehr dahin; Kälte und Hunger drängten sich immer mehr mit unerbittlicher Schärfe heran; aber konnte denn nicht von Norden und Nordwesten her Hülfe kommen, von der Normandie, von Artois und Picardie, wo eine tapfere und treue Bevölkerung lebte, die von jeher so innig mit der Hauptstadt verbunden gewesen, von dem festungsreichen Flandern, wo das belgische Brudervolk so liebevoll die hülfreiche Hand entgegenstreckte, wo die verwegenen Franctireurs, jene „Eber der Ardennen", sich so lebhaft umhertrieben, stets zu Angriffen und Ueberfällen bereit? Dort waren schon seit October beträchtliche Streitkräfte gesammelt worden, die, auf die Festungen Lille und Amiens gestützt, zuerst unter Bourbaki und dann nach dessen Abzug an die Loire unter dem geschickten und thätigen General Faidherbe den preußischen Heerabtheilungen scharf zusetzten. Waren doch noch die festen Orte La Fère, St. Quentin, Péronne u. a. in französischen Händen, wodurch die Vereinigung der deutschen Truppen zu größeren Massen verhindert ward und leicht ein rascher Zug auf Paris ausgeführt werden konnte. Der Zusammenstoß

bei Formerie zwischen Rouen und Amiens, berichtet das Generalstabswerk, wo 28. Octbr. 1870.
die Franzosen unter planmäßiger Führung mit allen drei Waffen ins Gefecht getreten, ließ die Fortschritte in den Rüstungen des Feindes deutlich erkennen. Derselbe besetzte in den nächstfolgenden Tagen von Amiens aus die größeren Ortschaften an der Straße von Montdidier nach Gournay, während er sich von der Andelle her nach Les Andelys und mit einigen Abtheilungen noch weiter östlich gegen die Epte vorschob. Nur durch die angestrengteste Thätigkeit, Wachsamkeit und Tapferkeit gelang es im November den Generalen von Manteuffel und Goeben, mit Abtheilungen des ersten und achten Armeecorps das Gebiet der Somme allmählich in ihre Gewalt zu bringen, nachdem sie den Feind in mehreren kleineren Gefechten überwunden und in der größeren Schlacht bei der gewerbreichen Stadt **Amiens**, wo ein Bataillon von Marinesoldaten durch 25. Novbr.
preußische Cavallerie niedergeritten ward, in die Flucht geschlagen hatten. Nun erst wurde La Fère zur Uebergabe gezwungen und Amiens von Goeben besetzt. 27. Novbr. 28. Novbr.
Zwei Detachements, welche der Graf zur Lippe zum Recognosciren ausschickte, wurden in Etrepagny und les Thilliers en Vexin mit Beihülfe der Einwohner unerwartet überfallen und das eine davon fast gänzlich aufgerieben. Von Amiens 29. Novbr.
aus zogen die Deutschen unter Manteuffel in die Normandie, das Hauptland des alten Frankreichs. Nachdem sie bei Forges und Buchy die feindlichen Trup- 4. Decbr.
pen zurückgeworfen, mußte **Rouen**, die altberühmte Hauptstadt an der Seine, 6. Decbr.
dem deutschen Heere die Thore öffnen und drei Tage später fiel die wichtige See- 9. Decbr.
stadt **Dieppe** mit ihrem trefflichen Hafen in ihre Hände. Damit war die Zufuhr aus England und Irland und die Schifffahrt auf der unteren Seine gehemmt. Aufs Neue wurde die Beute an Waffen und Munition und die Zahl der Gefangenen jenseits des Rheines vermehrt, und durch Requisitionen in den reichen Städten den Bedürfnissen der Truppen an Kleidung und Nahrung abgeholfen. In ununterbrochener Flucht zog das französische Heer in der strengsten Winterkälte gen Havre de Grace, wo die Soldaten im elendesten Aufzuge, dürftig gekleidet und beschuht und halb verhungert anlangten und das Truppencorps des Generals Briand verstärkten. Auch das Landvolk zog massenweise in die große Handelsstadt, das Vieh und die nothwendigste Habe mit sich führend. Oft reichten einige Ulanen hin, um ganze Ortschaften in Angst zu setzen. Diese raschen Reiter waren den Augen der Franzosen so entsetzlich, wie ihren Vätern einst die Kosaken. In Havre herrschte die größte Aufregung; ein zur Schau getragener Kriegsmuth sollte die innere Furcht und Angst verbergen. Um die Bürgerschaft zu beruhigen und zum Ausharren in der Vertheidigung anzuspornen, wurde die Nachricht eines gelungenen Ausfalls der Pariser Besatzung ausgestreut und zugleich von Brest und Cherbourg neue Marinemannschaft abgesandt. Allerdings hatte Trochu um diese Zeit einen neuen Ausfall unter Ducrot und Admiral La Roncière 21. Decbr.
angeordnet, und zwar wiederum nach dem Dorfe **Le Bourget**, das schon früher einmal der Schauplatz blutiger Ereignisse gewesen war; aber das Unternehmen

scheiterte an der Wachsamkeit der Garden. Die deutschen Kartätschen wirkten so gewaltig, daß sich das französische Fußvolk nach kurzem Kampf erschrocken und verwirrt zurückzog. Nun stand man in Paris vorerst von neuen Ausfällen ab, so daß die Deutschen ungestört ihre Weihnachtsbäume in ihren kalten Winterquartieren und Herbergen anzünden und der Lieben in der fernen Heimath gedenken konnten. Dagegen ging in der Normandie das Jahr blutig zu Ende. Die terroristischen Maßregeln Gambetta's entzündeten in den Truppen Faidherbe's neue Kampflust; während Manteuffel seine Aufmerksamkeit gegen die Westarmee gerichtet hielt, war es dem Feinde gelungen, sich noch einmal vorüber-
12.—19. Decbr. 1870. gehend der festen Orte Ham, St. Quentin, La Fère zu bemächtigen. Aber es waren Lorbeeren, die bald verwelkten. Weder die geringfügigen Erfolge in einzelnen Landschaften und unbedeutenden Orten, noch der Lärm des Londoner Straßenvolks, als General v. Goeben, um den französischen Kanonenbooten die Fahrt aufwärts der Seine zu versperren, sechs englische Kohlenschiffe wegnahm und versenkte, waren auf den Gang und das Schicksal des Krieges von irgend welchem Einfluß. In England beruhigte man sich rasch, als Bismarck Schadenersatz versprach, wozu er nach dem Kriegsrecht nicht einmal verpflichtet war.

Bapaume und St. Quentin. Gambetta in Lille.

Um die Nordarmee von jeder Annäherung an Paris fern zu halten, wandten sich Manteuffel und Goeben von Neuem gen Amiens und drängten, unterstützt von General Bentheim, in einer Reihe von Gefechten vor dieser Stadt selbst, an dem Flüßchen Hallue, bei Albert und endlich bei Bapaume die Feinde wieder nach Arras und Douai zurück. Diese Gefechte bei fortdauernder strenger
23. 24. Decbr. Kälte waren von sehr ernster Art. An der Hallue leisteten die Franzosen zwei Tage lang den heftigsten Widerstand, so daß bei ihrem Abzug auf deutscher Seite 900 Todte und Verwundete, darunter 34 Offiziere, gezählt wurden. „Es war eine traurig unvergeßliche Nacht, diese Nacht vom 23. auf den 24.“, heißt es in einem von Fontane angeführten Briefe eines deutschen Kriegers, „bitterkalt, wir selbst aber müde zum Umfallen und hungrig. Stroh und ein abgerissener Zaun brannten hell auf; wir saßen fast inmitten der Flammen und rösteten an unsern Säbeln einzelne Stücke altes Brod. Drüben lag der Waldberg, den zu stürmen wir umsonst versucht hatten; dann und wann ein Schuß, eine Granate sauste herüber. Aber wir achteten ihrer nicht. So kam der 24. der „heilige
2. 3. Jan. 1871. Abend“. Auch bei Bapaume wurde zwei Tage lang mit großen Verlusten auf beiden Seiten gestritten; noch war die Schlacht zu keinem entscheidenden Ausgang gekommen, als die kämpfenden Heere in guter Ordnung abzogen, die Franzosen nordwärts, die Deutschen nach Süden. Zugleich mußte Rouen, wo die Kriegslust sich sehr aufgeregt zeigte, im Gehorsam gehalten werden. General Bentheim eroberte das Schloß Robert le Diable und führte glückliche Streifzüge bis Pont Audamer aus. An der Menge von Gefangenen, die bei diesen und andern Gelegenheiten eingebracht wurden, konnte man erkennen, daß die französischen Mobilgarden des Kampfes müde waren und nur durch den Terrorismus

ins Feld getrieben wurden. Die Aussichten auf Erfolg minderten sich mit jedem Tage. Die Eroberung der kleinen Festung Rocroy durch General Senden 5. Jan. 1871.
mittelst eines Handstreiches und der alten Stadt Péronne, wo einst Ludwig XI. 10. Jan.
von dem kühnen Karl von Burgund in Haft gehalten worden (VIII, 814), mehrte die Gefangenen und die Kriegsbeute, die in deutsche Hände geriethen. Der Abgang Manteuffel's zu der Ostarmee gab dem unternehmenden General Faidherbe neuen Muth. Von der See aus durch frische Zuzüge von Marinesoldaten und Mobilen verstärkt, beschloß er der I. Armee gegenüber nur maskirende Abtheilungen stehen zu lassen, mit dem Hauptheer aber sich auf die Verbindungen der Deutschen zu werfen und gleichzeitig das Einschließungsheer vor Paris zu bedrohen. Da er aber die Stellung des Feindes zwischen Péronne und Amiens zu stark fand, wich er nach St. Quentin aus. Allein General Goeben, der nun den Oberbefehl im Norden allein führte, folgte ihm auf dem Fuße und brachte ihm vor dieser in der Kriegsgeschichte vielgenannten Festung in einer siebenstündigen Schlacht schwere Verluste bei. Der Feldherr selbst be- 19. Jan.
werkstelligte mit dem Kerne seines Heeres einen geordneten Rückzug nach Cambrai, aber ein großer Theil der Truppen, meistens neuausgehobene im Waffendienst unerfahrene Soldaten, zog in zersprengten Haufen und im erbärmlichsten Zustande einher, verfolgt von der deutschen Reiterei. St. Quentin wurde erstürmt, und Tausende von Gefangenen wanderten nach deutschen Festungen und Barackenlagern. Noch schlimmer war das Loos der Flüchtigen, die auf schlammigen Wegen im eiskalten Regenwetter ohne Schuhwerk, in elender Kleidung und von Hunger gepeinigt mühsam sich hinschleppten, kaum fähig die Waffen zu tragen. Freilich waren auch die Leiden und Strapazen der deutschen Krieger übermäßig und gar mancher ließ Leben oder Gesundheit in diesen drangsalvollen Tagen. Aber alle waren von dem erhebenden Gefühl beseelt, daß durch ihre Anstrengungen der endliche Sieg errungen, die Größe des Vaterlandes begründet, der Schatz der Ehre und des Ruhmes gemehrt werde. Den entmuthigten französischen Soldaten wieder frisches Leben einzuhauchen, eilte Gambetta nach Lille, um die rhetorische Kunst, die er kurz zuvor bei Chanzy in Laval angewendet, auch bei der Nordarmee zu versuchen. Faidherbe mußte in einem Tagesbefehl die Haltung der Truppen rühmen, die so eben in Lumpen, in Holzschuhen und halbverhungert nach Cambrai und Lille geflohen waren, und der Dictator selbst pries in einer Rede die Großthaten der Republik und verkündete den bevorstehenden Ruin Deutschlands! Aber von der Nordarmee konnte der Entsatz von Paris, wo um dieselbe Zeit der letzte große Ausfall siegreich zurückgeschlagen ward, und die Befreiung Frankreichs nicht mehr erwartet werden. Wenn auch einige republikanische Volkshaufen den großsprecherischen Reden Beifall zujauchzten, die Mobilgarden hatten die Lust zum unnützen Kampfe verloren. Dennoch jagte Gambetta auf dem eingeschlagenen Weg weiter. Er kehrte über Calais nach Bordeaux zurück, um noch einen neuen Kriegsplan ins Werk zu setzen, um noch

einen Versuch zu machen, das mit den letzten Kräften ringende Paris zu retten.
26. Jan. 1871. Um dieselbe Zeit, als durch die Eroberung der Festung Longwy nach sechstägiger Beschießung unter dem Landwehroberst Krenski die nördlichen Landschaften bis auf wenige Orte in die Hände der Deutschen gefallen waren und das Schicksal der Hauptstadt der Entscheidung entgegenging, wendeten sich die Blicke Europa's nach dem Kriegsschauplatz im Osten, nach dem Jura und Saonegebiet, wo ein neuer Waffengang in Scene gesetzt ward.

7. Das neue deutsche Reich und der Waffenstillstand.

Die Einheitsbestrebungen in Deutschland. Während Aller Augen auf die kriegerischen Vorgänge an der Seine, an der Loire, an der Somme und in dem Ostlande Frankreichs gerichtet waren, wurde im Stillen der Verfassungsbau des deutschen Reiches zur Vollendung geführt, wurde die nationale Einheit Deutschlands geschaffen, welche der neidische Nachbar hatte verhindern und stören wollen. Jetzt, wo der süddeutsche Soldat mit dem norddeutschen Blut und Leben einsetzte, um die höchsten Güter des Volkes zu erstreiten und zu behaupten, wo jeder Unterschied des Stammes und der Confession in dem kräftigsten Theile der Nation verschwunden und des Vaterlandes Ehre und Unabhängigkeit das gemeinsame Feldzeichen geworden war; jetzt schien auch daheim auf deutscher Erde der Zeitpunkt gekommen, die Kluft zwischen Nord und Süd auszugleichen, die unnatürliche Mainlinie, die der Krieg bereits thatsächlich durchbrochen, auch für das Rechts- und Staatsleben zu beseitigen; jetzt konnte der Versuch, der im vorigen Jahr bei einem einzelnen Gliede gescheitert war, mit größerem Erfolge gewagt und für ganz Deutschland in legitimer Weise ins Werk gesetzt werden. Die Regierungen selbst, in erster Linie Baden, boten nunmehr die Hand zur vertragsmäßigen Einigung. Als bei dem Bundeskanzleramt der Gedanke angeregt ward, die norddeutsche Bundesverfassung auch über die vier süddeutschen Staaten auszudehnen, wurden im letzten Monat des ereignißvollen Jahres bevollmächtigte Minister der Königreiche Baiern und Würtemberg, der Großherzogthümer Baden und Hessen nach Versailles beschieden, um dort mit dem Kanzler des norddeutschen Bundes die Verträge zu vereinbaren und die Modificationen festzusetzen, unter denen die norddeutsche Bundesverfassung auch für die süddeutschen Staaten zur Geltung kommen sollte. Baden und Hessen erhoben keine Bedenken; auch mit Würtemberg wurde eine Uebereinkunft erzielt, wenn gleich im Post- und Telegraphenwesen eine Ausnahmsstellung gestattet und einigen „berechtigten Eigenthümlichkeiten", auf welche man in Stuttgart Werth zu legen schien, Rechnung getragen werden mußte. Schwieriger waren die Verhandlungen mit Baiern, wo noch dasselbe Ministerium Bray, das nur zögernd und mit innerem Widerstreben in die Bahnen einer nationalen Politik einlenkte, die Staatsgeschäfte leitete. Doch auch hier brach sich endlich das Eis, freilich erst, als das

Bundeskanzleramt in Bezug auf das Heerwesen und andere Zweige des baierischen Sonderlebens sich zu nicht unerheblichen Zugeständnissen herbeiließ.

Die zwischen den Regierungsbevollmächtigten vereinbarten Verträge bedurften zur gesetzlichen Gültigkeit der Zustimmung der süddeutschen Landtage und des norddeutschen Reichstages. In Karlsruhe, Stuttgart und Darmstadt wie in Berlin wurde die Genehmigung ohne Widerstand ertheilt. Wie viele Bedenken auch die Einen gegen die Bundesverfassung, die Andern gegen die Zugeständnisse haben mochten; im Hinblick auf das große Ziel überwand man die persönlichen Gefühle und Ansichten. Die norddeutsche Bundesverfassung, die seit drei Jahren von der Nord- und Ostsee bis zum Main zur Anwendung gekommen war und sich praktisch bewährt hatte, war eine gegebene Grundlage, auf welcher sich weiter bauen ließ, sie war ein realer Boden, auf dem man Fuß fassen konnte. Darum wurde trotz der Mängel, welche das Werk in Vieler Augen haben mochte, doch in den genannten Versammlungen die erforderliche Stimmenzahl von zwei Dritteln der Mitglieder erzielt und damit die gesetzliche Anerkennung ausgesprochen. Man hatte in Deutschland seit den Jahren 1848 und 1849 große Fortschritte in der politischen Erkenntniß gemacht; man hatte gelernt, den Einzelwillen und die eigene Ansicht den realen Verhältnissen unterzuordnen; statt eigensinnig auf Principien und Doctrinen zu beharren, rechnete man mit Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Nur in München setzte die ultramontane und die demokratische Partei dem Einigungswerk eine hartnäckige Opposition entgegen: die Einen, die alles Heil von Rom erwarteten, widerstrebten einem Staatsorganismus, in welchem nicht der Papst, sondern ein evangelisch-protestantischer Monarch das Oberhaupt sein sollte; die Andern, welche die öffentliche Wohlfahrt in einer möglichst freien Bewegung des Einzelnen, in einer möglichst weit gehenden individuellen Ungebundenheit und Willensfreiheit erblickten, verabscheuten das scharfe militärische Regiment und den strammen Beamtenorganismus Preußens, die der süddeutschen Gemüthlichkeit und leichteren Natur eine drückende Zwingherrschaft auferlegen würden. Zu ihnen hielten auch die Particularisten, welche von einer besonderen Mission des baierischen Reichs träumten, im patriotischen Hochgefühl an eine baierische Hegemonie in Süddeutschland, an eine vermittelnde Stellung im Widerstreit der Confessionen glaubten. Wochenlang wurde die deutsche Nation in Spannung gehalten: in vielen Kreisen regte sich die Befürchtung, in den Fluthen der Isar möchte die deutsche Einheit Schiffbruch leiden; las man doch in den Zeitungen, daß achtundfünfzig Kammermitglieder sich das Wort gegeben, wie Ein Mann gegen die Annahme der Versailler Verträge und den Eintritt in den deutschen Bundesstaat zu stimmen, eine Art Verschwörung, welche die erforderliche Zweidrittel-Majorität im Landtage unmöglich machen sollte. Selbst als König Ludwig in jugendlicher Begeisterung für die Wiedererstehung eines deutschen Reiches an den preußischen König in Versailles den denkwürdigen Brief richtete, worin er demselben meldete, er habe sich mit den übrigen deutschen Fürsten ver-

Die „Patriotenpartei" in Baiern.

einen Versuch zu machen, das mit den letzten Kräften ringende Paris zu retten.

26. Jan. 1871. Um dieselbe Zeit, als durch die Eroberung der Festung Longwy nach sechstägiger Beschießung unter dem Landwehroberst Krenski die nördlichen Landschaften bis auf wenige Orte in die Hände der Deutschen gefallen waren und das Schicksal der Hauptstadt der Entscheidung entgegenging, wendeten sich die Blicke Europa's nach dem Kriegsschauplatz im Osten, nach dem Jura und Saonegebiet, wo ein neuer Waffengang in Scene gesetzt ward.

7. Das neue deutsche Reich und der Waffenstillstand.

Die Einheitsbestrebungen in Deutschland. Während Aller Augen auf die kriegerischen Vorgänge an der Seine, an der Loire, an der Somme und in dem Ostlande Frankreichs gerichtet waren, wurde im Stillen der Verfassungsbau des deutschen Reiches zur Vollendung geführt, wurde die nationale Einheit Deutschlands geschaffen, welche der neidische Nachbar hatte verhindern und stören wollen. Jetzt, wo der süddeutsche Soldat mit dem norddeutschen Blut und Leben einsetzte, um die höchsten Güter des Volkes zu erstreiten und zu behaupten, wo jeder Unterschied des Stammes und der Confession in dem kräftigsten Theile der Nation verschwunden und des Vaterlandes Ehre und Unabhängigkeit das gemeinsame Feldzeichen geworden war; jetzt schien auch daheim auf deutscher Erde der Zeitpunkt gekommen, die Kluft zwischen Nord und Süd auszugleichen, die unnatürliche Mainlinie, die der Krieg bereits thatsächlich durchbrochen, auch für das Rechts- und Staatsleben zu beseitigen; jetzt konnte der Versuch, der im vorigen Jahr bei einem einzelnen Gliede gescheitert war, mit größerem Erfolge gewagt und für ganz Deutschland in legitimer Weise ins Werk gesetzt werden. Die Regierungen selbst, in erster Linie Baden, boten nunmehr die Hand zur vertragsmäßigen Einigung. Als bei dem Bundeskanzleramt der Gedanke angeregt ward, die norddeutsche Bundesverfassung auch über die vier süddeutschen Staaten auszudehnen, wurden im letzten Monat des ereignißvollen Jahres bevollmächtigte Minister der Königreiche Baiern und Würtemberg, der Großherzogthümer Baden und Hessen nach Versailles beschieden, um dort mit dem Kanzler des norddeutschen Bundes die Verträge zu vereinbaren und die Modificationen festzusetzen, unter denen die norddeutsche Bundesverfassung auch für die süddeutschen Staaten zur Geltung kommen sollte. Baden und Hessen erhoben keine Bedenken; auch mit Würtemberg wurde eine Uebereinkunft erzielt, wenn gleich im Post- und Telegraphenwesen eine Ausnahmsstellung gestattet und einigen „berechtigten Eigenthümlichkeiten", auf welche man in Stuttgart Werth zu legen schien, Rechnung getragen werden mußte. Schwieriger waren die Verhandlungen mit Baiern, wo noch dasselbe Ministerium Bray, das nur zögernd und mit innerem Widerstreben in die Bahnen einer nationalen Politik einlenkte, die Staatsgeschäfte leitete. Doch auch hier brach sich endlich das Eis, freilich erst, als das

Volk und seine Fürsten dargeboten, annehme. Vom 1. Januar des kommenden Jahres sollte sie in Wirksamkeit treten. Die feierliche Uebernahme aber erfolgte erst am 18. Januar, als dem Tage, an welchem vor einhundertundsiebzig Jahren des neuen Kaisers Vorfahr Friedrich I. sich in Königsberg die preußische Königskrone aufs Haupt gesetzt und damit den Grund zu der wachsenden Größe des Hauses gelegt hatte. 18. Jan. 1871.

Es war ein unvergeßlicher Act, als in dem glänzenden Spiegelsaal des Versailler Schlosses, wo seit den Tagen Richelieu's so viele Pläne zur Erniedrigung Deutschlands gefaßt worden und so viele bildliche Darstellungen an die Zeiten der Schmach und der Zerrissenheit der deutschen Nation und die glorreichen Thaten Frankreichs erinnerten, König Wilhelm sich zum deutschen Kaiser ausrufen ließ. Im Schloßhofe hielt das 7. Königsgrenadier-Regiment, das beim Sturm auf Weißenburg zuerst den feindlichen Boden betreten, mit seinen von Kugeln durchlöcherten Fahnen die Ehrenwache. Andere preußische und deutsche Fahnen schmückten den herrlichen Marmorsaal, wo in Gegenwart vieler fürstlichen Persönlichkeiten, militärischer Würdenträger, Offiziere aller Grade und auserlesener Mannschaften die Feier vorgenommen wurde. Den Eingang bildete eine Predigt über den Text (Ps. 21.): „Du überschüttest ihn mit Segen und setzest eine goldene Krone auf sein Haupt. Groß ist sein Ruhm durch deine Hülfe, Würd' und Hoheit legest du auf ihn. Du machest ihn zum Segen für und für; denn der König vertrauet auf den Herrn. Sie gedachten dir Uebles zu thun und machten Anschläge, aber sie konnten sie nicht ausführen." Darauf schritt der vierundsiebzigjährige König frisch und rüstig wie ein Jüngling auf die Estrade zu, verkündete mit bewegter Stimme, daß er die ihm dargebotene Kaiserkrone annehme, und ertheilte dann dem Kanzler Bismarck den Befehl, die Proclamation an das deutsche Volk zu verlesen. Dieses denkwürdige Actenstück lautet: „Wir Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen verkünden hiermit: Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechszig Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorhergesehen sind, bekunden Wir hiermit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesammte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger in der Krone Preußens fortan den Kaisertitel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutsch- Kaiser und Reich.

ständigt, „daß die Ausübung der Präsidialrechte über alle deutschen Staaten mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde“ und in der Kammer der Reichsräthe bereits die Mehrheit der Mitglieder ihre Zustimmung gegeben, bezweifelte man noch, ob die „Patrioten“ der zweiten Kammer von ihrer Opposition abstehen würden. Gehörte doch die Majorität der Commission, die der Versammlung über die Versailler Verträge Vortrag halten sollte, sammt dem erkorenen Berichterstatter Jörg zu den entschiedenen Gegnern der nationalen Einigung. Die Haltung dieser Männer an der Isar bildete einen auffallenden Contrast zu der freudigen Begeisterung, die sich im ganzen übrigen Vaterlande über das große weltgeschichtliche Ereigniß kund gab.

Die Kaiserdeputation in Versailles. Als der norddeutsche Reichstag in Berlin seine Zustimmung zu der neuen Ordnung gegeben und mittlerweile bekannt geworden war, daß der Antrag des Königs von Baiern bei allen Fürsten Anklang und Beifall gefunden, wurde beschlossen, an den preußischen Monarchen eine Beglückwünschungsadresse zu richten und durch eine stattliche Deputation nach Versailles zu schicken. Dreißig Reichstagsmitglieder, an ihrer Spitze der ehrwürdige Präsident Simson, überbrachten dem greisen Heldenkönig den Wunsch der Nation, daß er die neue Würde annehmen und den hehren Namen von „Kaiser und Reich“ in verjüngter Kraft und Herrlichkeit wieder erstehen lassen möge. Es war eine zweite Kaiserdeputation, die damals unter Simson dem erlauchten Haupte der Hohenzollern den Dank und das Vertrauen der Nation entgegenbrachte. Aber wie verschieden waren die Verhältnisse zwischen damals und jetzt! Im Jahre 1849 bot eine kleine Majorität des Frankfurter Parlaments dem preußischen König die Kaiserkrone an, die nur durch schwere Kämpfe gegen die widerstrebenden Fürsten und den unzufriedenen Theil des Volkes hätte behauptet werden können; jetzt wurde sie dem königlichen Bruder als Preis der Tapferkeit und der heldenmüthigsten Kriegführung aus freien Stücken von dem deutschen Volke und seinen Fürsten dargeboten. Es war ein altes Prophetenwort, das deutsche Kaiserthum könne nur auf dem Schlachtfelde wieder belebt werden; jetzt ging dasselbe in Erfüllung. Die neue Würde war freilich keine Gabe des Volks, in parlamentarischen Parteikämpfen geschaffen; aber das deutsche Volk nahm in seiner unermeßlichen Mehrheit mit freudigen Gefühlen und stolzen Hoffnungen die Errungenschaft hin, die ihm in einem großen weltgeschichtlichen Momente das Schicksal dargeboten; es war ein unwillkürlicher Impuls der gesammten deutschen Nation, die zum erstenmale seit Jahrhunderten in ihren Häuptern und Gliedern geeinigt dastand. Man fragte nicht mit doctrinärem Eigensinn nach der Rechtsquelle, aus welcher die erhabene Fürstenwürde hervorgegangen; sie stammte in Wahrheit von Gottesgnaden vermittelt durch die gesammte Nation in ihren Spitzen und Wortführern, erzeugt in den Tagen vaterländischen Hoch-

18. Decbr. 1870. gefühls. Dies erkannte auch der erhabene Siegesfürst, als er der Deputation in feierlicher Audienz erklärte, daß er die Kaiserwürde, die ihm das deutsche

Volk und seine Fürsten dargeboten, annehme. Vom 1. Januar des kommenden Jahres sollte sie in Wirksamkeit treten. Die feierliche Uebernahme aber erfolgte erst am 18. Januar, als dem Tage, an welchem vor einhundertundsiebzig Jahren des neuen Kaisers Vorfahr Friedrich I. sich in Königsberg die preußische Königskrone aufs Haupt gesetzt und damit den Grund zu der wachsenden Größe des Hauses gelegt hatte. 18. Jan. 1871.

Es war ein unvergeßlicher Act, als in dem glänzenden Spiegelsaal des Versailler Schlosses, wo seit den Tagen Richelieu's so viele Pläne zur Erniedrigung Deutschlands gefaßt worden und so viele bildliche Darstellungen an die Zeiten der Schmach und der Zerrissenheit der deutschen Nation und die glorreichen Thaten Frankreichs erinnerten, König Wilhelm sich zum deutschen Kaiser ausrufen ließ. Im Schloßhofe hielt das 7. Königsgrenadier-Regiment, das beim Sturm auf Weißenburg zuerst den feindlichen Boden betreten, mit seinen von Kugeln durchlöcherten Fahnen die Ehrenwache. Andere preußische und deutsche Fahnen schmückten den herrlichen Marmorsaal, wo in Gegenwart vieler fürstlichen Persönlichkeiten, militärischer Würdenträger, Offiziere aller Grade und auserlesener Mannschaften die Feier vorgenommen wurde. Den Eingang bildete eine Predigt über den Text (Ps. 21.): „Du überschüttest ihn mit Segen und setzest eine goldene Krone auf sein Haupt. Groß ist sein Ruhm durch deine Hülfe, Würd' und Hoheit legest du auf ihn. Du machest ihn zum Segen für und für; denn der König vertrauet auf den Herrn. Sie gedachten dir Uebles zu thun und machten Anschläge, aber sie konnten sie nicht ausführen." Darauf schritt der vierundsiebzigjährige König frisch und rüstig wie ein Jüngling auf die Estrade zu, verkündete mit bewegter Stimme, daß er die ihm dargebotene Kaiserkrone annehme, und ertheilte dann dem Kanzler Bismarck den Befehl, die Proclamation an das deutsche Volk zu verlesen. Dieses denkwürdige Actenstück lautet: Kaiser und Reich.

„Wir Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen verkünden hiermit: Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechszig Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorhergesehen sind, bekunden Wir hiermit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesammte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger in der Krone Preußens fortan den Kaisertitel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutsch-

lands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Wir nehmen sie in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren werden. Uns aber und Unseren Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!" Nach der Verlesung brachte der Großherzog von Baden mit lauter Stimme dem „Kaiser Wilhelm" ein Lebehoch aus, in welches die Versammlung unter den Klängen der Volkshymne begeistert einstimmte. So vollzog sich der welthistorische Act, der das deutsche Reich wieder ins Leben rief und die Kaiserkrone mit frischem Glanze an ein neues Herrscherhaus übertrug. Die alte Sage vom Barbarossa im Kyffhäuser war in Erfüllung gegangen, des Reiches Herrlichkeit war nach langer Trübung von den Hohenstaufen auf die Hohenzollern übertragen worden, der Traum, dem die deutsche Jugend einst nachgejagt, das Ideal, dem auch die Männer in der Paulskirche treu geblieben, jetzt war es zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden. Diesen gewaltigen Eindrücken gegenüber, die noch erhöht wurden durch die gleichzeitigen Erfolge der deutschen Waffen vor Paris, bei St. Quentin, vor Belfort, vermochte auch in Baiern die schwarze Partei dem Gange des Schicksals nicht länger Einhalt zu gebieten. Vier Tage nachher wurde gegen den Antrag der Commission der Versailler Vertrag von der Abgeordnetenkammer in München mit der erforderlichen Stimmenzahl angenommen

22. Jan. 1871.

und damit das Einigungswerk Deutschlands, die Wiederbelebung von Kaiser und Reich besiegelt. Damals wurde in Schwaben das Wort des Propheten Haggai auf die Gegenwart angewendet (2, 10): Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, als die des ersten gewesen ist, spricht der Herr Zebaoth, und ich will Frieden schaffen an diesem Orte, spricht der Herr Zebaoth.

Das Bombardement von Paris.

Während der politischen und diplomatischen Arbeiten hatten die Kriegsoperationen vor Paris und in den Provinzen ihren ununterbrochenen Fortgang. Moltke hatte, trotz der Schwierigkeit des Transports bei dem Mangel an größeren Fuhrwerken und den gestörten Eisenbahnverbindungen, nach und nach unermeßliche Kriegsvorräthe herbeigeschafft und gezogene Geschütze von einer Tragkraft, wie man bis dahin noch nichts Aehnliches gesehen. Und nun sollte auch endlich mit dem lange verschobenen Bombardement von Paris begonnen werden. Nachdem man während der Weihnachtstage in aller Stille um den Mont Avron, von wo aus die Sachsen und Würtemberger so oft belästigt worden waren, zwölf Batterien mit sechsundsiebzig furchtbaren Geschützen errichtet, begann in den letzten Tagen des Jahres die Beschießung der befestigten

27. Decbr. 1870.

Anhöhe mit solchem Erfolg, daß schon in der zweiten Nacht die Franzosen nach

großen Verlusten die wichtige Position, „den Schlüssel von Paris", räumten, die sofort von den Sachsen besetzt ward. Schrecken und Verwirrung verbreiteten sich 29. Decbr. 1870. in der aufgeregten Stadt, als von dort aus die östlichen Forts Rosny, Nogent, Noisy mit unaufhörlichem Geschützfeuer bedrängt wurden. Umsonst suchte Trochu durch Proclamationen den sinkenden Muth der Nationalgarden zu beleben; umsonst versicherte er, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung sich niemals der Demüthigung einer Capitulation unterziehen werde; sein eigenes Ansehen war bereits geschwunden; die Journale fingen schon an, ihn der Unfähigkeit, des bösen Willens, des Verraths zu beschuldigen und alles Unglück auf die Männer zu werfen, die das Regiment eigenmächtig an sich gerissen hätten und doch nicht im Stande seien, die Vertheidigung der Hauptstadt und des Landes durchzuführen. Der Oberbefehlshaber mußte es sich gefallen lassen, daß ihm eine Commission von vier Ministern und vier Generalen zur Seite gesetzt wurde. Nach Neujahr wurde auch ein furchtbares Feuer gegen die Südforts 5. Jan. 1871. Issy, Vanves, Montrouge eröffnet und ein Hagel von zermalmenden Geschossen auf die feindlichen Bollwerke gerichtet. Bald flogen Bomben in die Vorstädte und in die entlegeneren Stadttheile, obwohl die Batterien fast eine Meile entfernt standen. Die Angst in der Stadt wuchs mit jedem Tage; aber der Terrorismus, den die radicalen Journale, die Clubs und die Commune ausübten, hielt jeden Gedanken an Nachgeben und Unterhandeln fern. Man hatte geglaubt, daß eine Beschießung aus solcher Entfernung nicht möglich sei; jetzt als bereits die preußischen Wurfgeschosse in die Stadt fielen, den Palast Luxembourg, die Kirche St. Sulpice, das Pantheon erreichten, in der Rue du Bac, im Faubourg St. Germain einige Personen tödteten und da und dort Feuersbrünste erzeugten, da erhob sich aufs Neue ein Schrei der Entrüstung und der Wuth gegen die Barbaren, welche die heilige Metropole der Civilisation zu zerstören trachteten. Der in Paris zurückgebliebene Theil des diplomatischen Corps beschwerte sich und verlangte Schonung des Eigenthums für die Fremden in der französischen Hauptstadt; es wurde aber erwiedert, daß sie längst gewarnt worden wären und Zeit zur Auswanderung gehabt hätten. Selbst die irische Universität Dublin erließ einen Protest gegen das rohe Verfahren, wurde jedoch in einer kräftigen Erwiederung von Professor Dove Namens der Göttinger Lehrerschaft auf den richtigen Standpunkt gewiesen. Jules Favre aber beklagte sich, daß man das Bombardement nicht zuvor angezeigt, und daß selbst Schulen und Krankenhäuser von Granaten und Bomben getroffen würden. Moltke gab die Versicherung, daß, wenn man erst näher gekommen sein würde und die Gegenstände genauer unterscheiden könnte, solche Gebäude verschont werden sollten. Trotz Nebel und Schneegestöber wurde die Beschießung regelmäßig fortgesetzt, unterstützt durch verstärkte Artillerieangriffe im Osten und Norden, damit die feindlichen Streitkräfte, wohl an 450,000 Mann aller Waffengattungen, sich zu vertheilen genöthigt wären; alle Batterien standen mit Versailles durch ge-

schützte Telegraphendrähte in Verbindung, so daß Alles nach einheitlichem Plane vor sich gehen konnte; mit jedem Tage gewannen die furchtbaren Geschosse weitere Dimensionen.

Der letzte Ausfall. In Paris suchte man durch großsprecherische Worte die innere Furcht und Unruhe zu verbergen, die Lage der Deutschen als gefahrvoll und schwierig darzustellen. Hatte doch damals Gambetta einen neuen Kriegsplan ausgedacht, welcher nicht nur Paris entsetzen, sondern den feindlichen Truppen die Verbindung mit dem Rheine abschneiden sollte. Im Osten sollte der Todesstreich geführt werden, der bisher im Norden und Süden nicht gelungen war. „Ja die Schale der Wage senkt sich auf unsere Seite", verkündete das Siècle. „Man denke sich die erste Niederlage bei dieser Entfernung vom Rheine inmitten unserer Schneemassen! Der Rächer wird sich überall finden, überall, überall!" Man schalt Trochu, daß er bisher nur kleine Ausfälle unternommen, welche keinen Erfolg hätten haben können; jetzt sei der Augenblick gekommen, mit der gesammten bewaffneten Macht vorzugehen, durch einen Riesenausfall den Belagerungsgürtel zu durchbrechen und den Heeren, die Gambetta ins Feld gerufen, die Hand zum gemeinsamen Hauptschlag zu reichen. Dem lauten Ruf der Actionspartei wagte der Obercommandirende nicht zu widerstreben. Mit Zuziehung der Maires der zwanzig Bezirke von Paris wurde ein Kriegsrath gehalten. Die drohende Hungersnoth, die feindlichen Geschosse, die Gährung unter den Anhängern der rothen Republik, welche ohne Umschweife erklärten, sie seien nöthiger gegen die „inneren Preußen", drängten zu einem entscheidenden Schritt. So wurde denn auf den 19. Januar der große Ausfall beschlossen und durch eine hochtönende Proclamation die gesammte Wehrmannschaft der Hauptstadt unter
19. Jan. 1871. die Waffen gerufen. Früh am Morgen zogen über 100,000 Mann aller Waffengattungen, die Linientruppen voran, in der Richtung von Meudon, Sèvres, St. Cloud zum Entscheidungskampf aus. Den linken Flügel commandirte General Vinoy, den rechten Ducrot, während Trochu von der Sternwarte aus die ganze Schlacht leitete. Mit großem Muthe drang Vinoy mit seiner Angriffscolonne gegen das 5. Armeecorps des Generals Kirchbach vor und es gelang ihm, sich der von der 9. Division unter General Sandrart heldenmüthig vertheidigten Schanze Montretout durch die überlegene Truppenzahl zu bemächtigen und sie eine Zeitlang zu behaupten. Da aber Ducrot, durch die Barrikaden in der Stadt aufgehalten, nicht rechtzeitig zur Unterstützung herbeikam, so wurde der Angriff nach siebenstündigem furchtbaren Kampfe von den Belagerungstruppen zurückgeschlagen. Mit einem Verlust von 7000 Todten und Verwundeten traten die Franzosen am Abend den fluchtähnlichen Rückzug nach der Stadt an. Am folgenden Tag begehrte Trochu einen Waffenstillstand, um die auf dem weiten Schlachtfelde umherliegenden gefallenen Nationalgardisten zu beerdigen. Aber auch die Sieger hatten manchen tapfern Mann zu bestatten; 39 Offiziere und 616 Soldaten wurden in den Verlustlisten verzeichnet.

In Paris hatte man sein ganzes Vertrauen auf den großen Ausfall gesetzt. Als man nun die Niederlage in ihrem vollen Umfang erkannte, als sich die Zahl der Gefallenen noch viel größer herausstellte, als die ersten Angaben gelautet, da überkam die ausgehungerte Stadt eine dumpfe Verzweiflung, die sich zunächst in Wuthausbrüchen gegen Trochu, den „Verräther", Luft machte. Die Capitulation stand in naher Aussicht; da aber der Obercommandant geschworen hatte, daß er niemals sich einer solchen Schmach unterziehen werde, so legte er den Befehlshaberstab in die Hände Vinoy's. Von Außen durch das Bombardement bedroht, im Innern von dem blassen Gespenst des Hungers erschreckt, durch die gährende Zwietracht unter der Bevölkerung gelähmt und verwirrt, ohne Aussicht auf einen wirksamen Entsatz aus den Provinzen, von der immer offener hervortretenden Socialdemokratie in Besitz und Eigenthum gefährdet, was blieb der stolzen Hauptstadt übrig, als von einem Kampfe abzustehen, dessen Fortsetzung das namenlose Elend nur vermehrte ohne die geringste Hoffnung einer Rettung? Wohl hatte man oft den Ruf gehört „lieber sterben als sich ergeben"; aber in gar Vieler Herzen war dieser stolze Vorsatz verschwunden. So reifte denn allmählich der Entschluß, mit dem starken Feinde vor den Mauern in Unterhandlung zu treten. Auch diesmal fügte es wieder die Ironie des Schicksals, daß derselbe Mann, der vor vier Monaten die Parole in die Welt geschleudert: „Kein Fußbreit von unserem Land, kein Stein von unseren Festungen", daß Jules Favre den ersten Schritt thun mußte, um sein Vaterland vom gänzlichen Ruin zu retten. Es war wohl die schwerste Stunde in dem Leben des wackeren Mannes, der Frankreich und die Freiheit mit aufrichtigem Herzen liebte, als er zu der Unterredung mit Graf Bismarck, um die er nachgesucht hatte und die ihm bewilligt worden war, durch die deutschen Vorposten nach Versailles geführt wurde. Er brachte den Vorschlag zu einer „Convention", kraft deren es der Besatzung von Paris gestattet sein sollte, mit allen kriegerischen Ehren nach einer noch nicht besetzten Gegend Frankreichs abzuziehen gegen das Versprechen, einige Monate lang den Kampf nicht wieder aufzunehmen. Auf solche Bedingungen ließ man sich im preußischen Hauptquartier nicht ein; man forderte eine Uebergabe wie bei Sedan und Metz. Niedergeschlagen kehrte der Minister nach Paris zurück. In einer zweiten Unterredung am folgenden Tage kam man überein, daß vom 27. Nachts zwölf Uhr an das Feuer auf beiden Seiten eingestellt werden sollte. Dies war die Einleitung zum Abschluß eines dreiwöchigen Waffenstillstandes behufs der Einberufung einer Nationalversammlung, mit welcher der Frieden vereinbart werden könnte.

Die „Convention" von Paris.

23. 24. Jan. 1871.

Die Hauptbedingungen der Convention waren folgende: „Der Waffenstillstand tritt bei Paris sofort ein, im übrigen Frankreich beginnt er in drei Tagen und läuft am 19. Februar Mittags ab. Die Demarcationslinie schneidet die Bezirke Calvados und Orne und läßt im deutschen Besitze die Bezirke Sarthe, Indre und Loire, Loir und Cher, Loiret, Yonne und davon nordöstlich außer Pas de Calais und Nord. Die Ent-

scheidung über den Beginn des Waffenstillstandes in den Departements Cote d'or, Doubs, Jura und bei Belfort ist vorbehalten. Bis dahin nehmen die dortigen Kämpfe, einschließlich der Belagerung von Belfort, ihren Fortgang. Die freien Wahlen für die Versammlung, um über den Krieg oder die Friedensbedingungen sich zu erklären, werden stattfinden. Als Versammlungsort der einzuberufenden gesetzgebenden Versammlung ist Bordeaux bestimmt. Sämmtliche Forts von Paris werden sofort übergeben. Der Stadtwall wird von Vertheidigungsmitteln entblößt. Die Linie, Seetruppen und Mobilgarden sind gefangen, außer 12,000 Mann für den inneren Sicherheitsdienst. Die Kriegsgefangenen bleiben während des Waffenstillstandes innerhalb der Thore der Stadt. Ihre Waffen werden ausgeliefert. Nationalgarde und Gendarmerie behalten die Waffen für den Sicherheitsdienst, alle Freischaaren sind aufzulösen. Von deutscher Seite wird die Verproviantirung von Paris möglichst erleichtert. Zum Verlassen der Hauptstadt ist die französische und deutsche Erlaubniß nöthig. Die Gemeinde Paris zahlt eine städtische Contribution von zweihundert Millionen Francs innerhalb vierzehn Tagen. Die öffentlichen Werthe dürfen während der Dauer des Waffenstillstandes nicht entfernt werden. Alle deutschen Kriegsgefangenen sollen sofort gegen die entsprechende Anzahl französischer Gefangenen ausgetauscht werden, desgleichen Schiffscapitäne und andere beiderseitige Gefangene vom Civil".

Ausführung und Volksstimmung.

Die Ausführung der Convention ging in Ruhe und Ordnung von Statten: die Forts wurden geräumt und von den Deutschen besetzt, die nöthigen Vorbereitungen zur Vornahme der Wahlen getroffen; die Wuthausbrüche der Pariser Demokratie verhallten wirkungslos. Nur Gambetta versuchte die freie Wahl zur Nationalversammlung zu beschränken, indem er eine ganze Klasse von Bürgern, die dem Kaiserthum gedient hatten, von der Wahlberechtigung ausschloß, „um entgegenstehende politische Elemente von der Wirksamkeit fern zu halten." Als aber Graf Bismarck gegen diese Verletzung der Uebereinkunft Einsprache erhob, begaben sich zwei Mitglieder der Vertheidigung, Jules Simon und Etienne Arago, nach Bordeaux, um die pünktliche Ausführung der Convention ins Werk zu setzen. Nun trat Gambetta vom Schauplatz ab; seine militärische Dictatur war vorüber; aber das entvölkerte, in seinem Wohlstand geknickte Frankreich hat seiner noch lange gedacht. In Paris begrüßte man die ankommenden Proviantzüge mit Jubel; doch zur Erkenntniß der wahren Sachlage konnte sich die eitle, selbstgefällige Bevölkerung nicht aufschwingen. Die Schmähreden gegen Trochu, gegen Gambetta, gegen das gesammte Regiment wurden immer lauter; von ihnen sei Paris, das sich so bewunderungswürdig gehalten, das so heldenmüthig die Leiden und Entbehrungen der Belagerung ertragen, das so muthig und standhaft dem Bombardement getrotzt, mit gebundenen Händen dem Feinde überliefert worden. So verzettelten die Republikaner und Demokraten der Seinestadt durch eitle Selbstbespiegelung den Ruhm, den ihnen die heroische Ausdauer während einer viermonatlichen drangsalvollen Kriegslage bei allen Völkern eingetragen. „Paris erschien nur noch als eine fiebernde, ungestalte, zuckende Masse, nicht mehr beherrscht von Forderungen des Gewissens nnd Verstandes, sondern eine willenlose Beute dunkler Instinkte."

Und als es zu den Wahlen kam, zeigte es sich, wie weit die Pariser noch von Selbsterkenntniß entfernt waren, wie sehr ihnen noch immer der Schein über die Wahrheit, die großsprecherische Phrase über verständiges Handeln ging. Nach ihren Reden war Paris nicht vom stärkeren Feind besiegt, es war durch die Schwäche und Unfähigkeit der Regierenden, durch den Verrath eigennütziger Seelen hingeopfert worden! Ein Heer von radicalen Wählern, wobei die Arbeitergesellschaften und die Sectionen der Internationale am stärksten vertreten waren, stellte solche Candidaten als Abgeordnete zur Nationalversammlung auf, welche als „Partei der Besitzlosen im Namen der neuen Welt" Sicherung der Republik, Betheiligung der Arbeiter an der Regierung, Sturz der industriellen Feudalherren in ihr Programm aufnahmen. Die meisten Stimmen vereinigten sich auf Victor Hugo, Quinet, Schölcher, Delescluze, Greppo, Langlois, Ledru-Rollin, Lockroy, Floquet, Louis Blanc, Rochefort, Garibaldi und mehrere Mitglieder der Internationale. Die Feier des Jahresfestes der Februarrevolution, wobei vierzehn Bataillone Nationalgarde an der Julisäule auf dem Bastilleplatz vorbeizogen mit dem Rufe: „Es lebe die Weltrepublik" und ein junger Republikaner dem Genius der Freiheit eine rothe Fahne in der Hand befestigte, war ein Vorbote der kommenden Ereignisse.

Was die Capitulation von Sedan für das französische Kaiserthum war, das war die Pariser Convention für das republikanische Frankreich. Der Sieg war errungen; der Krieg ging seinen letzten Zuckungen entgegen. Selbst die Unternehmungen zur See, von denen das norddeutsche Küstenland so große Gefahren und Schädigungen gefürchtet hatte, waren wirkungslos verlaufen. Auch bei der Marine war der günstige Moment auf französischer Seite versäumt worden. Wäre die Panzerflotte, die in Cherbourg ausgerüstet ward, zu Anfang des Krieges mit einer kampfestüchtigen Seemannschaft in der Nordsee erschienen, so hätte sie an Holland und Dänemarck, wo die preußenfeindliche Partei so laut ihre Stimme erhob, wenn nicht Verbündete, so doch Vorschub gefunden; aber als der Viceadmiral, Graf Bouet Villaumez in die Nordsee einfuhr, um zunächst den Jahdebusen zu bedrohen, waren schon kräftige Anstalten zur Gegenwehr getroffen worden, hatte schon das Einrücken der deutschen Landarmeen in Frankreich das kriegerische Feuer in Kopenhagen gedämpft. Der französische Abgesandte, Herzog von Cadore, wurde in der dänischen Hauptstadt mit kühler Zurückhaltung empfangen. Und da bald darauf die zum Einschiffen bestimmten Marinetruppen für den Landdienst verwendet werden mußten, somit die Flotte nur dürftig mit Kriegsmannschaft versehen werden konnte, so waren die Erfolge der französischen Seemacht nicht viel glänzender als die der Landarmee. Durch die energischen Armirungsanstalten des Generals Vogel von Falckenstein waren die Flußmündungen und die Landungsorte der Nord- und Ostsee vor feindlichen Angriffen geschützt, so daß während des ganzen Sommers die französische Kriegsflotte aus Furcht vor den Strandbatterien und Torpedos der Küste nicht nahe

Der Krieg zur See.

zu kommen wagte und sich nur auf die Blokade der Hafenstädte Kiel, Lübeck, Stralsund und Stettin und auf das Abfangen deutscher Handelsschiffe beschränkte. Das Letztere war um so unrühmlicher, als das europäische Völkerrecht den friedlichen Seehandel auch während der Kriegszeiten zu schirmen, Fahrzeug und Ladung gegen die Wegnahme durch Kreuzer sicher zu stellen gesucht und die preußische Regierung den französischen Kaufmannsschiffen eine Frist von sechs Wochen zur ungestörten Rückfahrt festgesetzt hatte. Eine Landung und Beschädigung der Küste wurde auch durch die natürliche Beschaffenheit, durch die tiefen und Sandbänke, durch den Mangel an seekundigen Lootsen und die Entfernung aller Sicherheitssignale verhindert, ja einige preußische Kanonenboote wagten sich sogar mehrmals mit großer Kühnheit in die Nähe der feindlichen Panzerflotte und beschossen sie. Selbst das von einer Nordpolfahrt zurück-
11. Septbr. 1870. kehrende Schiff „Germania“ gelangte glücklich in die Weser, wo die Reisenden mit Jubel die erste Kunde von den deutschen Siegen vernahmen und die Resultate ihrer merkwürdigen Entdeckungsfahrt bekannt machten. Auch die zweite französische Flotte, die unter Fourichon in die Nordsee segelte, fand an dem „unzugänglichen Ufer“ keine angreifbaren Punkte. Unverrichteter Dinge kehrte der Befehlshaber nach Cherbourg zurück und wurde dann bei der Regierung in Tours verwendet. In der Ostsee, wohin Bouet im Herbste segelte, erntete die französische Flotte eben so wenig Ruhm. Zweimal beobachtete die pommersche Seestadt Colberg, die im Jahre 1807 sich so heldenmüthig gegen das französische Belagerungsheer vertheidigt, die feindliche Flotte in der Nähe; aber auch sie entging dem gefürchteten Bombardement und bald sah sich der erkrankte Ober-Commandant durch die baltischen Sturmfluthen zum Abzug genöthigt. Ja im November brachten die deutschen Zeitungen die Nachricht, daß in den Gewässern von Cuba das kleine preußische Kanonenboot „Meteor“ das französische Schraubenschiff „Bouvet“ mit großer Kühnheit angegriffen und dergestalt beschädigt habe, daß es nur mit Mühe den Hafen von Havanna erreichte. So ging auch zur See die Gefahr für Deutschland vorüber und die norddeutschen Städte, die bei Ausbruch des Krieges mit Sorge in die Zukunft geblickt hatten, athmeten wieder frei auf. Dennoch war der Schaden, den Deutschland durch die Störung des Seehandels und durch das Wegcapern preußischer und norddeutscher Kauffahrteischiffe seitens der überlegenen Flotte Frankreichs in allen Meeren erlitten, nicht unbedeutend. Allein wie geringfügig war dieser Schaden im Vergleich mit dem großen Schiffbruch, den der französische Staat in allen materiellen und idealen Gütern erlitten hatte!

8. Die Kämpfe im südöstlichen Frankreich und der Präliminarfrieden von Versailles.

Das Blutvergießen war noch nicht zu Ende; die Kriegsleiden der Franzosen sollten auch auf dem südöstlichen Schauplatz eine Höhe erreichen, die Alles übertraf, was sie an der Loire, an der Sarthe, an der Somme erfahren. In der Convention von Paris war deutscher Seits festgehalten worden, daß der Waffenstillstand sich nicht über Belfort ausdehnen, sondern die Belagerung dieser Festung fortdauern solle. Man wußte, daß dieselbe ihrem Falle nahe sei, und wollte nicht die Früchte so großer Anstrengungen verlieren. Jules Favre willigte unter der Bedingung ein, daß dann auch die Armee Bourbaki's die Freiheit ihrer kriegerischen Bewegungen behalten sollte, eine Forderung, die man in Versailles gern gewährte. Denn bereits hatte Manteuffel Befehl erhalten, durch die Vogesenpässe in das Gebiet der Saone vorzudringen und das Werder'sche Armeecorps zu unterstützen. Wir wissen, mit welcher Ausdauer dieser treffliche Feldherr mit unzulänglichen Streitkräften im Spätherbst 1870 das alte Burgunderland gegen die französischen Mobilgarden und Franctireurs und gegen die Freischaaren Garibaldi's behauptete (S. 1037 ff.), sich nach rechts an die Abtheilungen des 7. Armeecorps anlehnend, womit General Zastrow die Linie Auxerre-Chatillon-Chaumont hütete. Längere Zeit hatte Werder sein Hauptquartier in Dijon, von wo aus er im November und December in vielen kleinen Gefechten den Feind vom Vordringen abhielt. Und als endlich Garibaldi, der von der alten Stadt Autun aus seine Operationen leitete, und der französische General Cremer mit überlegener Heeresmacht vorrückten, um das weinreiche Hügelland von den deutschen Truppen zu säubern und das belagerte Belfort zu entsetzen; da trafen sie auf eine Gegenwehr, wie sie dieselbe nie erwartet hatten. Schon waren sie bis Nuits südlich von Dijon an der Straße nach Beaune gelangt und hatten das Städtchen mit Barrikaden und die umliegenden Höhen mit achtzehn Geschützen befestigt. Und dennoch wagten zwei badische Brigaden unter General Glümer und Prinz Wilhelm, den Feind in seinen günstigen Positionen anzugreifen, und nach einem erbitterten Kampfe unter dem heftigsten Granatenfeuer und Kugelregen gelang es ihnen, den Ort einzunehmen. Mit einem Verluste von zweitausend Todten und Verwundeten traten die Franzosen am Abend einen fluchtähnlichen Rückzug an, das Kampffeld nebst siebenhundert unverwundeten Gefangenen in den Händen der Sieger lassend. Bei Nuits haben sich die badischen Krieger ihren Ehrenplatz unter den deutschen Stämmen erstritten; aber die Lorbeeren, die der 18. December ihnen brachte, waren schwer errungen. Vierundfünfzig Offiziere und gegen neunhundert Mann lagen todt oder verwundet auf den Feldern und in den Weinbergen; jedes Haus wurde zum Lazareth. Zu den Verwundeten gehörte General Glümer, zu den Todten sein Ordonnanz-Offizier

Werder im Burgunderland. Die Schlacht bei Nuits.

18. Decbr. 1870.

Lieutenant v. Degenfeld, der Oberst v. Renz und sein Adjutant Lieutenant Re.. Major v. Gemmingen, Hauptmann Gockel und viele andere. Auch den Prinz Wilhelm trug man verwundet vom Schlachtfeld, auf welchem sein Adjutant Lieutenant Röder v. Diersburg sein Leben gelassen. „O Erde, burgundische Erde, wovon bist du so roth? In deinen edlen Reben liegen viel Helden todt"!

Héricourt und Montbéliard. Bald darauf merkten die Deutschen eine große Bewegung bei der französischen Südarmee: Gambetta hatte sich zu einem letzten kühnen Schachzug aufgeschwungen. Bourbaki, einer der tüchtigsten Generale des Kaiserreichs, sollte mit jenem Theil der Loirearmee, der sich nach der zweiten Eroberung von Orléans gen Bourges gezogen, über Nevers ostwärts vorrücken und dort die verschiedenen Kriegshaufen an sich ziehend mit überlegener Heeresmacht sich auf die Deutschen werfen, Belfort und die Gegenden am Oberrhein befreien, sodann, gestärkt durch die freiwilligen Mannschaften, die sich aller Orten erheben würden, den deutschen Strom überschreiten und in das badische Oberland und die blühenden Thäler des Schwarzwaldes die Brandfackel und die Kriegsfurie tragen. Zugleich sollten von Norden und Süden erneute Anstrengungen zum Entsatz von Paris gemacht und somit ein vernichtender Schlag gegen die gesammte deutsche Streitmacht geführt werden. Von Franctireurs und anderm leichten Volk war Alles aufgeboten, „was da kreucht und fleugt", um die Lücken zwischen den einzelnen Armeen auszufüllen, Telegraphen, Eisenbahnen und Brücken zu zerstören und andere Verlegenheiten zu bereiten. Selbst der Rückzug oder die Flucht nach dem Rhein sollte gehemmt und erschwert werden. In seiner erregten Phantasie glaubte Gambetta einen zweiten russischen Feldzug zu erleben, und die Journale übten sich schon auf den Triumphgesang ein und priesen zum Voraus den geheimen „genialen" Plan des Dictators. Wir wissen, welche furchtbaren Kämpfe und Märsche in den kalten Tagen des Januar um Lemans und Vendôme, um Amiens und St. Quentin ausgeführt wurden und welche Angriffe die Pariser Besatzungstruppen und Nationalgarden gegen die preußischen Einschließungslinien unternahmen; um dieselbe Zeit wurde durch einen nächtlichen Ueberfall von Francs-

22. Jan. 1871. tireurs unter Beihülfe der Einwohner die Moselbrücke bei Fontenoy, östlich von Toul, gesprengt und dadurch die Eisenbahnverbindung zehn Tage lang unterbrochen, und von der Festung Langres aus versuchte ein Streifcorps bei Chaumont einen Ueberfall. Mit den letzten Kräften eines Verzweifelnden stürzte sich das französische Volk noch einmal auf den Feind, um ihn, von allen Seiten zugleich angreifend, in seinen einzelnen Positionen zu zermalmen. Damals kam die Reihe an das Werder'sche Armeecorps, dessen Kern die badische und Schmeling'sche Division und das Detachement Goltz bildeten, den bei Nuits und am Ognon erfochtenen Ruhm in der schwierigsten Lage zu behaupten und auf immer an seine Fahne zu fesseln. Mit 28,000 Mann stand der entschlossene General in und um Dijon, als Bourbaki mit seinem gemischten Heer, das aus 150,000 Kriegern aller Waffengattungen zusammengesetzt war, über Besançon nach Montbéliard

zog, um Belfort zu entsetzen und nach dem Elsaß vorzudringen. Da räumte Werder Dijon, wo nun Garibaldi seinen Einzug hielt, und durch einen anstrengenden dreitägigen Gewaltmarsch nach Gray, Vesoul und Lure gelang es ihm, dem Feind den Vorsprung abzugewinnen und nach dem scharfen Gefecht von Villersexel am Dignon, wo um Park und Schloß 27 Offiziere und 619 Gemeine bluteten, westlich von Belfort auf den bewaldeten Höhen hinter dem Lisainebach eine günstige Aufstellung zu nehmen und bei Héricourt den Marsch Bourbaki's aufzuhalten. Hier wurden nun im schweren Todeskampf drei kalte Januartage hindurch die wichtigen Positionen von Frahier, Chagny, Luze über Héricourt bis Busserel und Montbéliard gegen die feindliche Uebermacht vertheidigt, und damit dem von Norden heranziehenden Hülfsheer Manteuffel's die nöthige Zeit zum Nahen verschafft. Mit Recht hat man diese Kämpfe um Héricourt mit der Schlacht von Thermopylä verglichen. Der Name der kühnen Streiter und ihres Führers werden in der Geschichte fortleben wie Leonidas und seine hellenische Heldenschaar. Bei Héricourt und vor Belfort wiederholte sich jene zähe Kraft und Ausdauer, welche bei Wörth die Welt in Erstaunen gesetzt hatte. „Das Werder'sche Corps", so schrieb ein patriotischer Mann, der kurz nachher aus dem Leben geschieden ist (J. Venedey) im vaterländischen Hochgefühl jener Tage, „das Werder'sche Corps, das so eigentlich kein besonderes Corps, sondern nach und nach zu einem kleinen Heere von Heeres-Abtheilungen aus allen Gauen Deutschlands, Baden, Würtemberg, Westfalen, Holstein u. a. zusammengelesen war, hat ein sehr einfaches, aber wunderbar großartiges Schauspiel von festem Muthe und unerschütterlicher Standhaftigkeit der Massen dieses kleinen Heeres, des gemeinen Mannes, des Volkes, das in ihm vertreten war, gegeben. Drei Tage haben die deutschen Krieger hier nicht nur wie die Helden gekämpft — das hätten auch andere Völker gekonnt, die Franzosen vor allen vielleicht auch —, ja, nicht nur gekämpft, sondern auch gewacht, gehungert, gefroren, gedurstet, gelitten und überstanden, was je irgend einem Heere geboten worden ist. Wer darüber von den Mitkämpfenden sprechen, die Einzelnheiten erzählen hört, dem wird es heiß und kalt im Herzen, der staunt und bewundert diese eisenfesten Männer. Es ist das Volk, es ist die deutsche Volkskraft, der deutsche Volksgeist, der so zu leiden, zu dulden, zu darben, zu hungern, zu frieren vermochte und dann wieder Tag um Tag unerschüttert und unerschütterlich dem tapferen, doppelt und dreifach starken Feinde festen Fußes Widerstand leistete. Es überlief uns ein Schauer, als ein Verwundeter dieser Heldenschaar schlicht und einfach erzählte: Wir sagten uns: „Hier kommt Niemand durch! Und es ist Niemand durchgekommen"! Es war das Volk, das kämpfte, es war das deutsche Volksbewußtsein, zum Heldenmuthe erwacht, das sich den ganzen Feldzug hindurch bewährt hat, das vom ersten bis zum letzten Schuß sich sagte: Hier kommt Niemand durch"!

9. Jan. 1871.

15.—17. Jan.

Zum Glück war der Ausgang minder tragisch als damals am heißen Thore von Thessalien, wenn gleich auch in dem gebirgigen Grenzland zwischen Elsaß

Werder und Bourbaki.

und Burgund manches jugendliche Leben ausgelöscht, in manche Brust durch die übergroße Anstrengung der Todeskeim gesenkt ward. 87 Offiziere und 1847 von der Mannschaft lagen von deutscher Seite auf den Gefechtsfeldern, die Verluste des Feindes betrugen wohl das Fünffache. Am 18. Januar, als König Wilhelm im Prachtsaale zu Versailles dem deutschen Volke verkündete, daß er das Kaiserreich wieder aufgerichtet habe, da konnte ihm Werder als Morgengabe den herrlichen Sieg von Héricourt darbringen, wie General v. Goeben jenen von St. Quentin. Ganz Deutschland hatte mit der größten Spannung nach dem Kriegsschauplatz von Belfort, Héricourt und Mömpelgard geschaut, Alles athmete daher freudig auf, als die frohe Botschaft von dem Rückzug der Bourbaki'schen Armee nach Besançon eintraf. Die Ehrengaben, womit das deutsche Volk, besonders in Baden, dem kühnen Feldherrn, dem „Schild Deutschlands", seinen Dank darbrachte, konnten als Beweis dienen, wie sehr man die Gefahr erkannt hatte und wie hoch man die rettende That anschlug. Auch Kaiser Wilhelm zollte dem General v. Werder seine Anerkennung, indem er ihm den höchsten Orden zusandte, weil er und sein Corps „sich um das Vaterland wohl verdient gemacht", und in einem Telegramm an die Königin-Kaiserin Augusta in Berlin vom 18. Januar des Generals Verdienste pries: „Bourbaki hat nach dreitägiger Schlacht sich vor dem Werder'schen heldenmüthigen Widerstande zurückgezogen. Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapferen Truppen"! Die größte Anerkennung aber konnte man aus einer Depesche Bourbaki's an Gambetta herauslesen: „Unser Angriff am 15. Januar, der am 16. und 17. erneuert wurde, brachte trotz aller aufgewandten Kraftanstrengungen nicht die gewünschte vollständige Wirkung hervor, flößte aber dem Feinde Achtung ein, so daß derselbe beständig die Defensive einhielt. Das Wetter ist so schlimm als möglich, der Vormarsch sehr schwierig, daher habe ich mich entschlossen, morgen in die Positionen zurückzukehren, die ich vor der Schlacht eingenommen hatte".

General Kettler und die Garibaldischen Freischaaren.

Bourbaki hatte die Absicht, von Besançon südwärts nach Lyon zu ziehen. Allein es war zu spät. Manteuffel war mit zwei Armeecorps, dem pommerschen unter Fransecky und dem westfälischen unter Zastrow auf dem Marsche, um über Auxerre und Avallon den Werder'schen Truppen zu Hülfe zu kommen. Vor Dijon, wo Garibaldi mit 25,000 Mann Freischaaren stand, wurde General Kettler mit zwei Regimentern zurückgelassen, um den italienischen Bandenführer zu beobachten und in Schach zu halten, um, wie der Auftrag lautete, „die Operationen der Südarmee zu decken und die Kräfte des bei Dijon stehenden Feindes nach Möglichkeit auf sich zu ziehen", während die Haupttheile der Armee zwischen die Garibaldianer und Bourbaki's Heer sich hineinschoben und über Gray und Pesme nach Dôle, dem wichtigen Knotenpunkt von drei Eisenbahnen, vordrangen, die Vorräthe von Proviant und Kleidungsstücken, die für die hungernden und frierenden Soldaten Bourbaki's bestimmt waren, auf dem Wege abschneidend. Während Garibaldi, der auf den Höhen um Dijon, in Talant und

21.—23. Jan. 1871.

Fontaine feste Stellung bezogen hatte, sich mit dem kleinen Heerhaufen Kettler's herumschlug, in der Meinung, die ganze feindliche Armee vor sich zu haben, und in einem hochtönenden Tagesbefehl seine Soldaten, „die jungen Söhne der Freiheit", beglückwünschte, „daß sie eine ruhmreiche Seite in den Jahrbüchern der Republik beschrieben, die kriegerischsten Truppen der Welt besiegt hätten", wurde Bourbaki von Werder, Zastrow, Fransecky in mehrtägigen trefflich organisirten Märschen mit einzelnen Gefechten in einem Halbkreis umstellt, so daß er in eine Lage kam, wie Mac Mahon bei Sedan und ihm nur eine ähnliche Capitulation oder der Uebergang auf das neutrale Gebiet der Schweiz übrig blieb. 24.—27. Jan. 1871.
Die Freischaaren Garibaldi's aber erlebten während des Kampfes mit den zwei Regimentern Kettler's einen Triumph, wie er während des ganzen Feldzugs den Franzosen nicht zu Theil geworden, sie erbeuteten eine preußische Fahne. In einem Gefechte in der Nähe von Dijon wurde ein pommersches Bataillon von der feindlichen Uebermacht in eine solche Lage gebracht, daß, als der Fahnenträger und alle Offiziere, die nach einander an seine Stelle traten, gefallen waren und die geringe Zahl der überlebenden Mannschaft im dichten Pulverdampf abzog, die Fahne unbemerkt zurückgelassen wurde. Aber wie ehrenvoll dieser Verlust für die Haltung des ganzen Bataillons war, geht aus einem Schreiben Ricciotti Garibaldi's an General Kettler hervor, worin es hieß, daß die Fahne unter einem Hügel von Leichen, mit Blut getränkt, zerschossen und zerbrochen aufgefunden worden sei. Was um Dijon vorging, waren nur blutige Nebengefechte, absichtlich herbeigeführt, um Garibaldi in dieser Stadt zu fesseln und seine Vereinigung mit Bourbaki zu verhindern; sie dienten nur, die Entscheidung des Feldzugs am Jura zu beschleunigen. Und diese wurde denn auch kurz nachher an einem andern Orte so durchgreifend und einschneidend getroffen, daß für den alten Schaarenführer nichts übrig blieb, als Dijon zu räumen. Er legte den Oberbefehl über die Vogesenarmee nieder, „da er seine Mission als beendigt ansehe", verabschiedete sich von der Nationalversammlung in Bordeaux, wo sein Versuch, nach der Zurückgabe seines Mandats noch einmal zu sprechen, tumultuarische Auftritte herbeiführte, und kehrte dann nach seiner Insel Caprera zurück, nicht in der Ferse verwundet, wie bei Aspromonte, nicht im Herzen getroffen wie bei Mentana, aber in seiner Ehre und in seinem Namen geschädigt. Die aufopfernde Tapferkeit der Brigade Kettler hat wesentlich zu den großen Erfolgen des Jura-Feldzugs beigetragen. Dies wurde auch von König Wilhelm durch eine Cabinetsordre d. d. Homburg, 9. August 1871, ausdrücklich anerkannt: „Aus den mir vorgelegten Berichten habe ich mit Genugthuung ersehen, daß das zweite Bataillon des 8. Pommerschen Infanterieregiments Nr. 61 am 23. Januar d. J., an welchem Tage dasselbe vor Dijon seine Fahne verlor, mit heldenmüthiger Tapferkeit gefochten hat und daß der Verlust der Fahne eins jener beklagenswerthen Ereignisse gewesen ist, die als das Resultat widriger Umstände Niemand zum besonderen Vorwurf gereichen. Die Fahne ist weder durch einen

siegreichen Feind erobert, noch durch eine entmuthigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapferen Vertheidiger ist auf dem Schlachtfelde noch ein ehrendes Zeugniß gewesen für die Truppe, welcher sie vorangetragen hatte, bis die einbrechende Nacht sie den hütenden Blicken entzog. In Anerkennung der von dem 2. Bataillon 8. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 bewiesenen Tapferkeit verleihe ich demselben die beifolgende neue Fahne mit dem Bande der von mir für den Feldzug 1870/71 gestifteten Denkmünze, an deren Einem Ende sich die wieder aufgefundene Quaste der Banderolle der alten Fahne befindet, und beauftrage Sie (Manteuffel), dieselbe dem Bataillon in meinem Namen feierlich übergeben zu wollen. gez. Wilhelm." In Liedern und Balladen wurde die Fahne vom 61. Regiment gefeiert. „Wo ist sie hingekommen? Barg sie der Feind in seinem Zelt? Er hat sie nicht genommen, Er fand sie auf dem Feld. Sie war zerfetzt, zerschossen, Die Stange gebrochen und verbrannt, So gaben sie die Genossen Von sterbender Hand zu sterbender Hand. Es deckt sie im Todesmuthe Mit seinem Leibe Held auf Held. So lag in deutschem Blute Sie auf dem Frankenfeld."

Die Ostarmee nach der Schweiz gedrängt. Als die Preußen unter General Hann am 1. Februar Dijon nach einem kleinen Gefechte wieder besetzten, hatte sich das Schicksal der letzten französischen Armee auf eine unerwartete Weise entschieden. Wir wissen, daß in der Pariser Convention der östliche Schauplatz, die Departements Côte d'Or, Jura und Doubs, von dem Waffenstillstand ausgeschlossen war, daß sowohl vor Belfort als bei der Bourbaki'schen Armee die kriegerischen Operationen ihren Fortgang haben sollten. Als Jules Favre diese Bedingungen annahm oder begehrte, war es ihm unbekannt, daß Garibaldi und Bourbaki getrennt waren und das Heer des letzteren in den schneebedeckten waldigen Thälern des Jura ohne Nahrungsmittel, ohne Winterkleidung und Schuhe, zum Theil mit erbärmlichen Waffen und ungenügender Munition versehen, sich in einer Lage befand, die einen erfolgreichen Kampf unmöglich machte. Wie sich später herausstellte, war die Pariser Convention der Ostarmee durch Gambetta ungenau mitgetheilt worden, so daß die französischen Anführer der Meinung waren, der Waffenstillstand erstrecke sich über das ganze Land. Deshalb warf man anfangs den deutschen Heerführern Vertragsbruch vor, bis sich der wahre Sachverhalt herausstellte; zugleich wurde aber behauptet, darüber hätten die Franzosen ihren Marsch, der den Abzug nach Lyon möglich gemacht, verzögert und die Gelegenheit der Rettung versäumt.
27. Jan. 1871. Nach einigen kleineren Gefechten bei Salins u. a. O. wurden Bourbaki's
29. Jan. Truppen westlich von Pontarlier bei den Dörfern Sombacourt und Chaffois von den Deutschen mit vereinter Macht angegriffen und auf die Schweizer Grenze gedrängt, wobei 10 Geschütze, 7 Mitrailleusen und 4000 Gefangene, darunter
30. 31. Jan. 2 Generale und 46 Offiziere, in die Hände der Sieger fielen. An den beiden folgenden Tagen wurden die Kämpfe bei Frasne u. a. O. fortgesetzt mit unermeßlichen Verlusten von Seiten der immer wilder flüchtenden Franzosen, so daß

die Zahl der Gefangenen auf 15,000 stieg, und die Schneefelder weithin mit Todten und Verwundeten, die man ohne Hülfe und Pflege liegen ließ, bedeckt waren. Bourbaki, von Gambetta mit Vorwürfen überhäuft und über das namenlose Elend in Verzweiflung gesetzt, legte Hand an sich selbst. Allein die Kugel ging fehl und verwundete ihn nur leicht am Kopfe. Er wurde nach Lyon gebracht, wo er bald wieder genas. An seine Stelle trat General Clinchant, und diesem blieb, nachdem das Regiment Colberg die Stadt Pontarlier besetzt und dann nach einem zähen Berg- und Waldgefecht die durch zwei Forts geschützte Thalstraße von La Cluse forcirt hatte, nur die traurige Wahl einer Capitulation wie bei Sedan oder eines Uebertritts auf den neutralen Boden der Schweiz. Er zog den letzteren Ausweg vor. Er schickte einen Adjutanten an General Herzog, welcher mit eidgenössischen Truppen die Grenze bewachte, um von der Schweizer Republik „für eine brave und befreundete Armee, die unter dem Zwange des Unglücks auf deren Boden Zuflucht suche" Nahrung und Obdach zu erbitten, und schloß dann mit demselben zu Verrières eine Convention, kraft deren die französischen Soldaten nach Ablieferung der Waffen und des Kriegsmaterials die Grenzen der Schweiz überschreiten durften. Und so erlebte denn Europa das merkwürdige Schauspiel, daß eine Armee von 85,000 Mann im elendesten Aufzuge, halb verhungert, zerfetzt und im unreinlichsten Zustande sich nach der Schweiz rettete. Das stolze Frankreich mußte den Schutz und die Gastfreundschaft der helvetischen Kantone anflehen. In endlosen Zügen bewegten sich die waffenlosen kriegsgefangenen Truppen durch die Jurapässe in die Kantone Neuenburg und Waadt, um dann durch die ganze Republik vertheilt und internirt zu werden. Nur General Cremer vermochte mit einem Theil der Cavallerie den heimathlichen Boden zu erreichen. „Das ist also die vierte französische Armee, die zum Weiterkampf unfähig gemacht ist", telegraphirte König Wilhelm am 1. Februar von Versailles aus. Die Schweizer hatten nun Gelegenheit, die Sympathien, die sie während des ganzen Krieges für Frankreich an Tag gelegt, durch Werke der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe im reichlichsten Maße praktisch zu bethätigen.

1. Febr. 1871.

Tumultuarische Auftritte in Zürich.

Wie widerwärtig aber einem großen Theil der Bevölkerung ein solcher Ausgang war, bewies die kleinliche Rache gegen die Deutschen in Zürich, als diese ihrem vaterländischen Gefühl durch eine Sieges- und Friedensfeier in der Tonhalle Ausdruck geben wollten. Ohne durch Polizei oder Militär gehindert zu werden, drangen internirte Franzosen und Züricher Arbeiter in den festlich geschmückten Saal, zwangen die Versammelten, unter denen viele Professoren der Universität und des Polytechnicums mit ihren Frauen sich befanden, durch Mißhandlungen und Drohungen zur Flucht und demolirten die Räumlichkeiten. In solchen rohen Wuthausbrüchen machte sich der Aerger Luft über den so unerwarteten und unerwünschten Ausgang des großen Krieges und die lästige Gastfreundschaft, zu der sich die Republik gezwungen sah. Der Präsident des Kantonraths entschuldigte die Auftritte mit der Befürchtung des Volkes vor der neuen Machtstellung Preußens und dem Mitleid mit der zu Boden getretenen französischen Nation, an welche die Schweiz mit stärkeren Banden der Freundschaft gebunden sei. „Von der Furcht zum Haß ist nur ein kleiner Schritt".

Die Franzosen auf dem Marsch von Pontarlier nach der Schweiz.

Nach den Beschreibungen der Züricher Zeitungen war die Armee, die in aufgelösten Haufen sich mehrere Tage lang über die Grenze der Schweiz bewegte, in einem Zustand von Noth, Elend und Verzweiflung, der die Leidensgeschichte des russischen Krieges und des Uebergangs über die Beresina vergegenwärtigte. „In den Straßen und Vorstädten", meldete die „Union liberale" aus Pontarlier, „wälzte sich ein Strom von Infanterie, von Soldaten aller Waffengattungen und aller Costüme, Uniformen konnte man sie kaum nennen. Während mehrerer Stunden dauerte dieser Einzug und Durchzug. Ein tiefer, mit Sand vermischter Schnee erschwerte den Marsch; viele Pferde, durch Hunger und Strapazen geschwächt, konnten sich kaum vorwärts bewegen, mit Gier nagten sie am Holzwerk der voranfahrenden Wagen. Da und dort sank ein Pferd zu Boden, um nicht wieder aufzustehen: man löste ihm das Geschirr vom Leibe, schob es zur Seite und ließ es liegen. Nach Aussagen von Soldaten ist die Straße von Besançon nach Pontarlier davon wie übersäet. Eine große Anzahl Soldaten, ja selbst Offiziere, waren nur mit Holzschuhen versehen, und das waren noch nicht die Unglücklichsten. Ein arabischer Soldat hatte die Füße mit Lumpen umhüllt, viele Andere schleppten sich mit verwundeten bloßen Füßen mühselig vorwärts. Keine entfaltete Fahne, keine Musik, nicht einmal ein Tambour, von Zeit zu Zeit ein Trompetensignal, Zuaven ohne ihren Fez, Jäger von Vincennes, einige Turcos, dann viele Linieninfanterie, Freiwillige, Wagen mit Mauleseln bespannt, eiserne Bettstellen, Verwundete mit sich führend; Fourgons mit Pferdegeschirren, Kürassen, zerfetzten Kaputen 2c. beladen, kamen von verschiedenen Seiten her durcheinander nach Pontarlier gefahren und nahmen die Richtung nach dem Fort de Joux und Mouthe. In der Stadt selbst war das Bild des Straßenlebens ein buntes und gleichwohl tiefbetrübendes. Hier hatten Liniensoldaten ihre Gewehre zu Pyramiden zusammengestellt und kauerten dabei erfroren auf den Plätzen und Trottoirs herum; dort standen Mobile in schlechte Mäntel oder in bunte Wolldecken gehüllt, die sie über den Kopf gezogen hatten; dort Franctireurs in dünner, dunkelblauer Blouse, einen Tyrolerhut mit Federn auf dem Kopf, Zuaven und Turcos vor Frost mit den Zähnen klappernd, Jäger, Marine-Infanterie, Kürassiere mit weißen, Dragoner mit rothen Mänteln, Lanziers, Jäger zu Pferd, alles das steht ordnungslos umher und marschirt ebenso ordnungslos vorwärts durch den zehn Zoll hohen sandigen Schnee. Zu allem dem das Fuhrwesen mit zahllosen Fourgons links und rechts der Straße, bespannt und jeden Augenblick zum Abmarsch bereit; die Artillerie und der Genietrain am Eingange der Stadt massirt und in Mitte all dieses Kriegszuges ein ununterbrochenes Durchmarschiren der Truppen. Unbeschreiblich aber ist der Ausdruck der Gesichter dieser Soldaten, die Entbehrung, in der sie die Zeit hindurch gelebt hatten. Statt Brod hatte man ihnen alten harten Zwieback gegeben, der die Kehle vertrocknete und unendlichen Durst erzeugte. Dazu wenig und schlechtes Fleisch; das war ihre tägliche Nahrung. Gab es auch dann und wann Kaffee, so hatten die armen Soldaten nicht einmal Zeit, ihn zu trinken, wenn er überhaupt trinkbar war, da sehr oft der Befehl zum Abmarsch oder zum Vorrücken sie überraschte".

Die Lage am Ende Januars und der Waffenstillstand.

„Werfen wir einen resumirenden Blick auf die militärische Situation am Anfang und am Ende des Monats Januar", heißt es im „Militärischen Wochenblatt". „Dort sehen wir zunächst die große Landeshauptstadt, zwar schon Mangel leidend, aber unerreicht von den feindlichen Geschossen, in sicherer Erwartung der baldigsten Befreiung durch die Provinz. Diese befindet sich im vollen Marsch; von allen Seiten dringen die in Hast formirten Haufen vor, um nicht nur den „heiligen Boden Frankreichs" von der Invasion der „Barbaren" zu befreien, sondern um diese selbst bis in das Herz ihres Landes zu verfolgen. Schon wieder ertönt, wie beim Beginn des Feldzuges, der verwegene und übermüthige Ruf: à Berlin! à Berlin! Und nun die Kehrseite des

Bildes, die Lage am 1. Februar: Paris hat capitulirt, wenn auch eine großmüthige Politik oder eine politische Großmuth die vollen Consequenzen dieses Ereignisses zu ziehen bis jetzt noch Anstand genommen hat. Die französischen Massen sind überall geschlagen und unter großem Verlust zurückgeworfen. Das Heer, welchem die größte Aufgabe gestellt worden, existirt nicht mehr; es nimmt der Hauptsache nach die Gastfreundschaft der Nachbar-Republik in Anspruch, derselben schwere Lasten und Pflichten auferlegend". „In französischen Darstellungen", heißt es bei Wartensleben, „tritt die Behauptung auf, der Untergang der Ostarmee sei durch deren Irrthum über die Tragweite des Waffenstillstandes herbeigeführt worden: die Franzosen seien stehen geblieben und die Preußen hätten dadurch Zeit gewonnen, sie zu umstellen. Diese Ansicht bedarf kaum einer besonderen Widerlegung. Vergleicht man auf der Karte die täglichen Stellungen und Bewegungen der Truppen, so ist es klar, daß die angemessene Zeit zum Handeln für die Franzosen hauptsächlich innerhalb der Periode bis zum 23. Januar lag. Von diesem Tage an war der französischen Ostarmee der gerade Rückzug auf Lyon und seit dem 28., also vor Eintritt des Waffenstillstandes und bevor ein Mißverständniß darüber obwaltete, überhaupt jeder Rückweg verlegt. Auf der einzigen tief verschneiten Gebirgsstraße von Pontarlier über St. Laurent, die Grenze unmittelbar in der linken, den Gegner unmittelbar in der rechten Flanke, konnten 100,000 Mann mit Geschützen und Trains keinen Abzug bewerkstelligen. Als die Versailler Convention geschlossen wurde, war also das Schicksal der Ostarmee bereits besiegelt. Eben so unrichtig ist die Behauptung, Garibaldi sei durch den Waffenstillstandsvertrag verhindert worden, Dôle zu nehmen. Auch für Garibaldi war am 28. Januar die günstige Zeit zum Handeln längst verstrichen. Hatte er sich bisher defensiv kaum der Brigade Kettler erwehrt, so wäre er bei einer Offensivbewegung jetzt auf das ganze Hann'sche Truppencorps gestoßen, abgesehen davon, daß außerdem badische Truppen zur Deckung von Dôle bereit standen".

Mit der Besetzung der Forts um Paris und mit dem Untergang der großen Bourbaki'schen Armee war der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland thatsächlich zu Ende. Denn wo sollten neue Heere geschaffen werden, die mit einiger Aussicht auf Erfolg den Kampf hätten fortsetzen können! Gambetta's Massenaufgebot war kläglich gescheitert; die Franzosen, die sich seiner revolutionären Dictatur so lange gefügt, entzogen sich der Autorität des „Organisators der Niederlagen" und forderten laut die Beendigung eines Krieges, der so viel edles Blut gekostet, so Vieler Wohlstand und Lebensexistenz vernichtet hatte. Und der allgemeine Ruf nach Frieden sollte nicht unerhört verhallen. Wie verschiedenartig auch die Nationalversammlung zusammengesetzt war, die aus freien Wahlen hervorgegangen am 12. Februar in Bordeaux zusammentrat; daß weitaus die Mehrzahl der Mitglieder, mochten sie im Herzen Monarchisten oder Republikaner sein, vor Allem auf Begründung eines Friedenszustandes lossteuerte, trat bald klar zu Tage. Die Versammlung konnte als die wahre Vertreterin der gesammten Nation gelten; denn Bismarck hatte nicht nur die Wahlfreiheit gegen jede Beschränkung und alle Parteiumtriebe sicher gestellt, er hatte auch großmüthig gestattet, daß Elsaß und Lothringen ihre Repräsentanten nach der Stadt an der Garonne sandten. Durch die eifrige Wahlbetheiligung der nach Ruhe und Frieden sich sehnenden ländlichen Bevölkerung erlangte die conservative Partei

Die Nationalversammlung in Bordeaux.

12. Febr. 1871.

die Oberhand. Als die Versammlung sich constituirt und den gemäßigten Republikaner Grévy zum Vorsitzenden gewählt hatte, legten Jules Favre und seine Collegen ihre Gewalt in die Hände der Vertreter nieder, die somit die volle souveräne Macht der Nation in sich vereinigten. Vier Tage nachher wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, indem die Nationalversammlung den hochbejahrten Staatsmann und Geschichtschreiber Thiers zum Chef der Executivgewalt der französischen Republik wählte, der sich dann mit einem Ministerium umgab, worin mehrere Glieder der Nationalvertheidigung, Favre, Picard, Simon, Leflô von Neuem die Leitung der Staatsgeschäfte übernahmen. Unter den übrigen Männern, die neben ihnen in das Cabinet traten, waren der Justizminister Dufaure, unter den früheren Regierungen als liberaler Staatsmann und Abgeordneter viel genannt, und Pouyer-Quertier, ein reicher Fabrikant und Finanzmann von schutzzöllnerischen Grundsätzen, die bedeutendsten.

Uebergabe von Belfort. Da das Ende des Waffenstillstandes vor der Thüre war, so mußte bis zur Abwickelung des Friedensgeschäftes um eine Verlängerung nachgesucht werden. Diese war jedoch nur zu erzielen, wenn Belfort, die nun seit vier Monaten eben so tapfer vertheidigte als standhaft belagerte Festung, übergeben ward. Noch in der Nacht vom 26. auf den 27. Januar war es dem Commandanten Denfert gelungen, einen energischen Angriff der Deutschen gegen die beiden Perches erfolgreich zurückzuweisen und mehrere hundert Gefangene einzubringen; 8. Febr. 1871. aber seitdem die zwei in den Felsen gebauten Forts erstürmt worden und nach der Niederlage der Bourbaki'schen Armee jede Aussicht auf Entsatz verschwunden war, durfte der Fall der Festung in Bälde erwartet werden. Es war daher eine nicht minder große Wohlthat für die Stadt und die Besatzung als für die Belagerer, die vor der Felsenburg durch Kälte und Nässe, durch mangelhafte Nahrung und Pflege, durch die Geschosse des Feindes von den Festungswerken und bei Ausfällen unsäglich gelitten hatten, daß der Commandant von Jules Favre, dem Minister des Auswärtigen, angewiesen ward, die Festung vertragsweise zu übergeben. In Anbetracht der tapferen Vertheidigung wurde der Garnison freier Abzug mit militärischen Ehren bewilligt. So 16. Febr. verließ denn am 16. Februar das Besatzungsheer, etwa 12,000 Mann stark, mit Waffen und Gepäck und in guter Ordnung die Festung, worauf Treskow die so hartnäckig vertheidigte und von Krankheiten schwer heimgesuchte Stadt Belfort besetzte.

Friedensverhandlungen und Friedensbedingungen. Nun stand auch einer Verlängerung des Waffenstillstandes nichts mehr im Wege. Doch wurde nur eine kurze Frist bewilligt, damit, falls der Friede nicht zu Stande käme, der Krieg sofort wieder aufgenommen werden könnte; und im Hauptquartier in Versailles wurde eine solche Eventualität umsichtig ins Auge gefaßt. Denn so sehr auch der Friede ein unabweisbares Bedürfniß für das niedergeworfene Reich war; die leidenschaftliche Verbissenheit Gambetta's und der

Kriegspartei, wozu nicht nur die Abgeordneten von Paris und die Anhänger der rothen Republik, sondern auch die Vertreter von Elsaß-Lothringen gehörten, führte zu heftigen Discussionen. Selbst General Chanzy war der Meinung, Frankreich besitze noch hinlänglich Streitkräfte zur Fortsetzung des Kampfes. Aber die neue Regierung unter dem Vorsitz von Thiers sprach sich für einen „ehrenvollen" Frieden aus, und die Mehrzahl der Versammlung gab ihre Zustimmung. Der Protest des Abgeordneten Keller gegen die Abtretung von Elsaß, den die republikanische Opposition unterstützte, wurde unter Anerkennung der patriotischen Gesinnung der Bevölkerung abgelehnt und damit die Möglichkeit zu Friedensverhandlungen geschaffen. Auf den Antrag Jules Favre's wählte die Nationalversammlung eine Commission von fünfzehn Mitgliedern, welche den Chef der Executive und die ihm beigeordneten Minister Favre und Picard bei dem Friedensgeschäfte unterstützen sollten, und vertagte dann die Sitzungen bis zum Abschluß der Verhandlungen. Es waren schwere Tage für die französischen Männer, denen die Vereinbarung der Friedensbedingungen übertragen war, als sie mit dem Grafen von Bismarck in Versailles Unterhandlungen führten, wie dem Kriege ein Ende zu machen sei. Daß Gebietsabtretungen und Kriegskostenentschädigungen bewilligt werden müßten, hatte man im Princip schon zugegeben; nur über die Ausdehnung der ersteren und die Höhe der letzteren fanden lange und bewegte Discussionen statt; auch der verlangte Einzug der deutschen Truppen in Paris stieß auf heftigen Widerspruch. Allein Graf Bismarck bestand entschieden auf der Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen mit Einschluß von Metz und Diedenhofen. Vergebens bot Thiers die Schleifung der Grenzfestungen an; vergebens suchte er die Entscheidung vor ein europäisches Schiedsgericht zu bringen; der Reichskanzler beharrte bei der Gebietsabtretung als Bürgschaft gegen künftige Kriegsbedrohungen und als Siegespreis für die schweren und opferreichen Kämpfe; auch der von England und andern Neutralen erhobene Ruf, Großmuth und Mäßigung zu üben, der selbst in manchen deutschen Kreisen ein Echo fand, vermochte den gewiegten Staatsmann nicht von seiner Forderung abzubringen. War doch auch das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrzahl hierin mit den preußischen Staatsmännern und Heerführern einverstanden, und war es doch fast nur echtdeutsches altes Reichsland, was man begehrte. Nur mit Mühe ließ man im deutschen Hauptquartier sich bewegen, als das ganze Friedenswerk zu scheitern drohte, die Festung Belfort, auf deren Mauern seit einigen Tagen die deutsche Fahne wehte, von dem übrigen Elsaß zu trennen und noch ferner im Besitz von Frankreich zu belassen. Hinsichtlich der Kriegskosten vereinigte man sich auf die Summe von fünf Milliarden Francs, wovon die eine im Jahre 1871, der Rest in einem Zeitraum von drei Jahren gegen Verzinsung mit fünf vom Hundert getilgt werden sollte. Bis zur gänzlichen Abtragung mußten deutsche Besatzungstruppen in bestimmten Departements von Frankreich unterhalten werden. Auch von dem verlangten

[Margin: 17. Febr. 1871. — 19. Febr]

Einzug in Paris, so verletzend für den französischen Nationalstolz, wurde theilweise Abstand genommen; nur die westliche Seite bis zur Concordienbrücke sollte von den deutschen Truppen betreten und nach zwei Tagen wieder geräumt werden. Ja man war im königlichen Hauptquartier bereit, um den Preis von Belfort gänzlich auf den Einmarsch zu verzichten. Allein diesmal siegte bei den französischen Unterhändlern der Vortheil über die Eitelkeit. Belfort sollte behalten werden und den Bewohnern der annectirten Länder freistehen, binnen einer bestimmten Frist zwischen beiden Nationalitäten zu wählen.

Der Präliminarfrieden von Versailles. 26. Febr. 1871. Auf Grund dieser Bedingungen wurde am 26. Februar der Präliminarfrieden von Versailles zwischen dem Reichskanzler und Jules Favre mit Zustimmung der französischen Commissarien und der süddeutschen Minister, die zu dem Behuf nach Versailles beschieden worden, abgeschlossen und zugleich der Waffenstillstand auf den 6. März verlängert, damit die Genehmigung der Nationalversammlung in Bordeaux eingeholt werden könnte. Es war für Thiers eine „schmerzliche Mission“, den Vertretern der Nation, die mit lautloser Stille
28. Febr. 1871. und in der größten Spannung seinen Worten lauschten, den Inhalt des Friedensvertrags mitzutheilen; er vermochte vor innerer Bewegung seinen Vortrag nicht zu Ende zu führen; Barthelemy de St. Hilaire mußte die Verlesung vollenden. Eine große Aufregung bemächtigte sich der Gemüther; es war ein schwarzer Tag in den Annalen der französischen Geschichte. Aber wie sehr auch die republikanische Oppositionspartei, Quinet und Victor Hugo an der Spitze, nochmals ihr verbrauchtes Rüstzeug wider die schmachvolle Verstümmelung Frankreichs ins Feld führte; die Versammlung erkannte in überwiegender Majorität die Nothwendigkeit des Friedens, so daß mit 546 gegen 107 Stimmen die Präli-
1. März. minarien angenommen wurden. Im Vergleiche zum Jahre 1814 konnte der Friede in den Augen der Franzosen immer noch als ehrenvoll erscheinen; enthielten sich doch die Sieger diesmal aller Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Staats, aller Beschränkung der nationalen Selbstbestimmung hinsichtlich der Regierungsform! Am 2. März verkündete ein Telegramm des Kaisers Wilhelm an seine Gemahlin dem deutschen Volke das wichtige Ereigniß in folgenden Worten: „Soeben habe ich den Friedensschluß ratificirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden. So weit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde, Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen, ihm sei die Ehre, der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen meinen Dank.“

Die Opfer des Kriegs. So endigte der gewaltige Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, ein Krieg, wie die Weltgeschichte noch keinen erlebt hat. Zwei große Nationen haben

mit ihrer ganzen Wehrkraft gegen einander gestritten, die eine, um ihre europäische Vorherrschaft und Machtstellung zu behaupten, die andere, um ihre nationale Selbständigkeit gegen fremde Einmischung zu schützen. Dank der Kraft der Heere, der Intelligenz der Führer, der Opferwilligkeit des Volkes haben die Deutschen den Sieg davon getragen; in dreiundzwanzig Schlachten und zahllosen kleineren Gefechten haben sie den Feind bezwungen und nicht eine einzige Niederlage erlitten, nur ein- oder zweimal sich zum kurzen Rückzug vor der Uebermacht genöthigt gesehen. Noch niemals sind solche Heerschaaren wider einander im Streit gelegen, wie in diesem Kriege. Bei Gravelotte standen 270,000 Deutsche gegen 210,000 Franzosen; bei Sedan 210,000 Deutsche gegen 150,000 Franzosen. Die französische Ruhmredigkeit suchte gern die deutschen Erfolge auf die überlegene Truppenzahl zurückzuführen; aber bei Mars la Tour haben von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags höchstens 45,000 Preußen gegen 160,000 Franzosen gekämpft und Bazaine zum Rückzug genöthigt; in der letzten Schlacht bei Orleans bestand das Zahlenverhältniß von 100,000 Deutschen gegen 200,000 Franzosen; bei Héricourt boten 30—36,000 Preußen und Badener dem mehr als 100,000 Mann starken Heere Bourbaki's die Stirn. Freilich wurden diese Erfolge auch mit schweren Opfern erkauft. Wir alle werden uns Zeitlebens der erregten Spannung erinnern, mit welcher nach jeder Schlacht die Verlustlisten in den Zeitungen durchlesen wurden von den Tausenden und aber Tausenden, deren Angehörige über den Rhein gezogen waren. Nach den späteren Bekanntmachungen des Kriegsministeriums belief sich die Zahl der Gefallenen aus allen deutschen Heeren auf 5254 Offiziere (1534 Todte, 3614 Verwundete, 106 Vermißte) und über 112,000 Unteroffiziere und Mannschaften (18,131 Todte, 87,742 Verwundete, 6165 Vermißte). Das preußische Gardecorps verlor über ein Drittel seiner Gesammtstärke; das dritte (brandenburgische) Corps, das bei Mars la Tour gefochten, büßte an Todten und Verwundeten die Hälfte seiner Mannschaft ein. Fast einzig in der Kriegsgeschichte war der Verlust des achtundvierzigsten Regiments, der sich bei der selten erreichten etatmäßigen Stärke von 64 Offizieren und 3000 Mann auf 60 Offiziere und 1497 Soldaten belief! Die Zahl der deutschen Gefangenen, die während des ganzen Krieges in die Gewalt der Feinde geriethen, betrug kaum 10,000.

Es waren schwere Wunden, welche in das Lebensglück so vieler deutscher Familien geschlagen wurden, und die Trauer wird noch lange andauern. Aber wie verschwinden diese Verluste gegenüber dem furchtbaren Schiffbruche, den die französische Nation in ihrer männlichen Bevölkerung, in ihren Kriegsvorräthen, in ihren militärischen Ehren- und Feldzeichen erlitten! Wie viele französische Männer und Jünglinge den Kugeln und Schwertern der Deutschen in den Schlachten oder auf den Wällen der Festungen erlegen sind, wie viele auf den Märschen und Schneefeldern dem Hunger, dem Frost, dem Elende, den Krankheiten zum Opfer gefallen, wer konnte das erfahren bei dem gewissenlosen Terrorismus, mit dem die Mann- Schlußbetrachtung.

schaften zu Hunderttausenden in den Kampf getrieben wurden ohne militärische Uebung und Vorbereitung, ohne gebildete und geschulte Offiziere, ohne wärmende Winterkleidung und Fußbedeckung, häufig ohne Nahrung und Obdach! Die rücksichtslose Menschenverschwendung Gambetta's verwandelte den größten Theil von Frankreich in ein gewaltiges Heerlager und in ein weites Leichenfeld, wobei eine Zählung und Aufzeichnung der Umgekommenen unmöglich war. Aber die Massen von Gefangenen, die seit den Augusttagen von Weißenburg und Wörth bis zu den Schlachten von Héricourt und Montbéliard im Januar 1871 über den Rhein geführt wurden, um über ganz Deutschland bis an die äußerste Ostgrenze in Festungen und Barackenlagern untergebracht zu werden, erreichten eine Höhe, wie die Weltgeschichte nichts Annäherndes aufzuweisen hat. An 400,000 Mann, mehr als die Hälfte der gesammten Militärmacht Frankreichs, mußten waffenlos in der Fremde zuschauen, wie ihr Vaterland zerschlagen und zerrissen ward durch fremde Heere und durch das Schreckenssystem im Innern. Auf viele Tausende belief sich die Zahl der Geschütze, der Kanonen und Mitrailleusen; nach Hunderten zählten die eroberten Adler und Fahnen. Die ganze militärische Gloire des stolzen Frankreich war auf deutscher Erde geborgen, und jener starke Gürtel von Festungen, womit die französischen Regierungen seit mehr als zwei Jahrhunderten die Grenzen im Osten und Norden, vom Rhein bis an den Kanal umgeben und geschützt, mehr zum Ausfall gegen die Nachbarvölker als zur Vertheidigung gegen fremde Invasionen, sie alle waren, bis auf Langres und Bitsch, vierundzwanzig an Zahl, nebst den Forts von Paris nach und nach in die Hände der Deutschen gefallen, welche einen nicht unbeträchtlichen Theil derselben, darunter vor Allen Straßburg und Metz, im Besitz behielten. Fortan wird der Schwerpunkt des politischen Gleichgewichts unter den europäischen Staaten auf dem geeinigten deutschen Reich ruhen, der natürlichen Basis der Staatenfamilien, die dasselbe im Kreise umschließen, und dem neuen Kaiser und seinem Hause möge Gott verleihen, wie er selbst erbeten, „allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung“. Dann wird der Wahlspruch: „das Kaiserthum ist der Friede“ zur Wahrheit und Wirklichkeit werden.

9. Die Pariser Commune und der Frankfurter Frieden.

Einzug der Deutschen in Paris. An demselben ersten März, da in Bordeaux über den Präliminarfrieden abgestimmt ward, erfolgte der Einzug der deutschen Truppen in die westlichen Stadttheile der Hauptstadt. Man hatte in Versailles der nationalen Eitelkeit in so weit nachgegeben, daß man nicht auf einer Besetzung von Paris bestand. Aber gegenüber den hoffärtigen und prahlerischen Reden der Pariser Journalisten und Zungenhelden war man dem deutschen Heere die Genugthuung schuldig, daß

auch durch eine äußerliche Handlung unzweifelhaft dargethan ward, daß Paris überwunden sei. So kam man denn zu dem Ausweg, daß preußische und baierische Truppen an dem Mont Valérien und dem Triumphbogen vorüber durch die elysäischen Felder bis zum Eintrachtsplatze vorrücken und in dem Stadttheile nördlich der Seine lagern und Quartier beziehen sollten. Demgemäß stellten sich die zum Einmarsch befohlenen Abtheilungen bei Longchamps im Boulogner Wäldchen vor den Thoren der Stadt auf, wo der neue deutsche Kaiser eine Revue abhielt, und vollführten dann ihren Einmarsch nach den be- 2. März 1871.
stimmten Stadttheilen in strammer militärischer Haltung, ohne die einzelnen Wuthausbrüche der zahlreich herbeigeströmten Volksmasse einer Beachtung zu würdigen. Am nächsten Tag, da mittlerweile die Ratification des Friedensvertrags von Bordeaux eingetroffen war, erfolgte der Rückzug, wenig gestört 3. März.
durch die feindseligen Demonstrationen, womit einzelne Volkshaufen ihrem ohnmächtigen Grimme Luft machten. Das schönste Frühlingswetter begünstigte das Schauspiel, welches mehrere Tage lang die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gelenkt hatte. Die französische Regierung und Nationalversammlung hatten bald Ursache, die schonende Rücksicht zu bereuen, die sie der Pariser Bevölkerung erwiesen. Eine Besetzung der Hauptstadt durch deutsche Truppen hätte von der Nation viel Leid und Unglück abgewendet und dem niedergeworfenen Lande die Schrecken eines Bürgerkrieges erspart. Das heuchlerische Trugspiel, als ob Paris, die „heilige Stadt", unbesiegt aus dem großen Kampfe hervorgegangen, trug dem französischen Volke und seiner selbstgeschaffenen Regierung bittere Früchte und vermochte doch das Urtheil der Welt über die wahre Lage nicht zu täuschen. An den nächsten Tagen wurden Anordnungen getroffen zur Räumung des Gebiets südlich und westlich der Seine und Truppenbesichtigungen von dem königlichen Kriegsherrn vorgenommen. Dann brach das große Hauptquartier von Versailles auf, wo es fünf Monate seinen Sitz gehabt hatte. Der 7. März.
glänzende Empfang, der dem neuen Kaiser auf seiner Rückreise allenthalben bereitet wurde, und die begeisterte Theilnahme, die dem in den Fürstenstand erhobenen Reichskanzler Bismarck und dem neuen „Grafen" Moltke von dem deutschen Volke erwiesen ward, gab Zeugniß, daß man die hohe Bedeutung der vollbrachten Großthaten und der errungenen Güter in ihrem ganzen Umfange begriffen und gewürdigt habe.

Der Friedensschluß wurde in Frankreich und Deutschland mit sehr ver- Lage und Stimmung in Frankreich.
schiedenartigen Gefühlen aufgenommen. Die monarchisch gesinnten Vertreter, die gemäßigten Republikaner und die ländliche Bevölkerung Frankreichs begrüßten die Botschaft mit Dank und Zufriedenheit: mußten auch schwere Opfer gebracht werden, so hörte doch der gezwungene Kriegsdienst auf; so wurden doch die wehrhaften Kräfte nicht länger durch das Massenaufgebot dem Tode in den Rachen geführt, oder namenlosem Elende überantwortet; so war doch die Aussicht eröffnet, daß mehrere hunderttausend Gefangene wieder der Heimath und ihren

Familien zurückgegeben wurden; so konnten doch mit Fleiß, Sparsamkeit und guter Wirthschaft die Verluste wieder ausgeglichen, die ruinirten Städte und Ortschaften wieder aufgebaut, Handel, Industrie und Ackerbau wieder belebt, die reichen Hülfsquellen des Landes wieder flüssig gemacht, aus dem großen Schiffbruch noch manche werthvolle Güter gerettet und gesammelt werden; man konnte eine neue Basis schaffen, auf welcher die Nation mit Umsicht und haushälterischer Thätigkeit wieder zu Wohlstand und zu geordneten Verhältnissen sich emporzuarbeiten vermochte. Aber solche Selbsterkenntniß und Resignation blieb einem großen Theil des verwöhnten und eingebildeten Volkes fremd. Anstatt bußfertig und reumüthig an die eigene Brust zu schlagen, schrieen die republikanischen Heißsporne, die Socialdemokraten, die unteren Volksklassen der großen Städte über Feigheit und Verrath, spieen Haß und Rache gegen die Deutschen und suchten Heilung der Wunden in der Verwirklichung der alten Schlagwörter: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die schon so viel Unheil über Staat und Gesellschaft in Frankreich gebracht hatten. Theils aus Furcht vor der Demokratie, theils aus kindischer Leidenschaft legten viele Franzosen, darunter angesehene Kaufleute, Bankiers und Gelehrte das Gelübde ab, allen Verkehr mit Deutschland abzubrechen und alle Deutschen aus ihren Diensten zu entfernen. Unter den Männern, welche die Nation zur Aufrichtung einer neuen Ordnung nach Bordeaux gesandt hatte, herrschte Zwietracht und Parteiwuth, die noch wuchs, als der entthronte Kaiser kurz vor seiner Abreise von Wilhelmshöhe nach Chiselhurst in einem Manifest gegen die von der Nationalversammlung beschlossene
6. März 1871. Absetzung der Napoleonischen Dynastie protestirte und eine neue Volksabstimmung forderte; in Paris waren einzelne Quartiere, Montmartre, Belleville, Villette, in wilder Gährung und die Nationalgarden, zum großen Theil aus den Arbeiterschichten gebildet, zeigten keine Neigung, die Waffen niederzulegen und sich den Geboten der Nationalversammlung zu fügen. Mit ihnen sympathisirten mehr und mehr die entwaffneten Soldaten, die man nicht rasch genug entfernen konnte. Eine Anzahl republikanischer Abgeordneter, darunter politisch bekannte Namen wie Victor Hugo, Rochefort, Ranc, Cournet, Felix Pyat u. a. gaben aus Verdruß über das „Bauernparlament" ihr Mandat zurück; der wackere Maire von Straßburg, Dr. Küß, schied unter den stürmischen Auftritten dieser Tage in Bordeaux aus dem Leben und wurde als Leiche in seine Vaterstadt zurückgebracht; sein Herz war wohl zusammengebrochen unter den schweren Erlebnissen der letzten Monate.

Die franz. Regierung in Versailles. Die Aufregung nahm noch zu, als man in der Nationalversammlung über die Frage sich berieth, wo die neue Regierung ihren Sitz aufschlagen sollte, ob in Paris, in Versailles, in Fontainebleau. Man entschied sich für Versailles, für denselben Ort, wo den ganzen Winter über das preußische Hauptquartier sich befunden, wo das deutsche Kaiserthum aufgerichtet worden, von wo so merkwürdige geschichtliche Ereignisse ihren Ausgang genommen. Dadurch trieb man

die Stadt Paris der Revolution in die Arme. Was im October unter den gewaltigen Eindrücken des äußeren Krieges nicht zur Durchführung gekommen, trat im März 1871 in die Erscheinung. 18. März 1871.

Während der Belagerung hatte die Vertheidigungsregierung die Pariser Nationalgarde aus den Reihen der Arbeiterbevölkerung verstärkt und den Wehrmännern nicht nur einen Tagsold für die Dauer des Kriegs gewährt, sondern ihnen auch das Recht der freien Wahl ihrer Offiziere eingeräumt. Als nun nach dem Friedensvertrag von Bordeaux General Aurelles de Paladine Namens der Regierung den Oberbefehl in Paris übernehmen sollte, traten bedenkliche Symptome von Insubordination zu Tage. Die socialistischen Geheimbünde hatten bereits in den Reihen der Nationalgarde großen Anhang gewonnen und ihr Einfluß war stark genug, sämmtliche Pariser Wehrmannschaften einem Central-Comité zu unterstellen, in welchem die Demokraten und Communisten die Oberhand hatten. Die von diesem Central-Comité der Nationalgarde repräsentirte socialdemokratische „Commune" von Paris, an ihrer Spitze die Demagogie Blanqui-Rigault-Rochefort, versagte der Regierung und Nationalversammlung zu Versailles den Gehorsam und organisirte, als man sie mit Gewalt zur Unterwerfung zwingen wollte, mit Hülfe der Arbeiterbataillone einen bewaffneten Widerstand. Die Regierung hatte es zugelassen, daß die Nationalgarde vor dem Einzug der deutschen Truppen mehrere hundert neue Kanonen aus dem nordwestlichen Stadttheile nach dem Montmartre, nach Belleville und La Vilette in Sicherheit brachte. Vergebens verlangte der neuernannte Befehlshaber Aurelles de Paladine die Auslieferung; die Vermittelungsversuche des Maires Clemenceau blieben erfolglos; so mußte zum Angriff geschritten werden. Als aber die Besatzungstruppen unter General Vinoy, nachdem sie während der Nacht den Aufständischen in einigen Orten die Kanonen abgenommen hatten, mißmuthig, daß der Commandant sie in dem kalten Regenmorgen ohne Nahrung und Erfrischung unter den Waffen stehen und die eroberten Geschütze nicht abführen ließ, umschmeichelt von den herandringenden Nationalgardisten und ihren Frauen und Kindern in ganzen Abtheilungen zu den Empörern übergingen, da gerieth in Kurzem die Herrschaft über Paris in die Hände der wildesten Demagogen. Die Abberufung der noch zuverlässigen Besatzungsmannschaften durch Thiers und Vinoy gab die ganze Hauptstadt der Revolution preis, erhielt aber der Regierung einen großen Theil der Armee. Schon am 19. März flatterte die rothe Fahne über allen Gebäuden und eine Proclamation des Central-Comité verkündete, daß die Commune den Grund zu einer echten und rechten Republik legen und die Quelle der Invasionen und der Bürgerkriege für immer schließen werde. Und so sah denn die Welt das klägliche Schauspiel, daß an denselben Orten, wo kurz zuvor Franzosen und Deutsche mit allen Kräften gegen einander gestritten, ein schrecklicher Bürgerkrieg seine blutige Fahne aufpflanzte, daß in denselben Forts, welche die deutschen Heere kurz zuvor geräumt,

Der 18. März u. die Pariser Commune.

das furchtbare Geschütz von Neuem ertönte, daß die Landhäuser und Gartenanlagen, die Lustschlösser und Ortschaften in der Umgegend von Paris, welche schon während des Belagerungskrieges viele Beschädigungen erlitten, nun vollends im fürchterlichen Bruderkampf der Zerstörung und Verödung preisgegeben wurden, daß die Schöpfungen der Kunst, des Luxus, des Geschmacks, die Sitze des Reichthums und der Lebensgenüsse sich in Wüsteneien verwandelten. Jetzt bereuten die Herren von der nationalen Vertheidigung, daß sie der Pariser Volksmasse so große Rücksicht gezollt, und die von Bismarck geforderte Entwaffnung der Nationalgarden hintertrieben hatten. „Fünf Monate hatten sie die Belagerung von Paris ausgestanden, zweimal der Pöbelrevolte ins Auge geschaut, am eigenen Leibe hatten sie erfahren, welch zweischneidiges Schwert sie durch Bewaffnung der brodlosen Arbeitermassen geschliffen, dennoch blieb ihres Unterhändlers wichtigstes Anliegen beim Waffenstillstand, eben diese Armee der Revolution im Besitze ihrer Kanonen und Gewehre zu lassen, und am 23. März erklärte der unglückliche Jules Favre vor der Nationalversammlung in Versailles: „Ein ganzes Programm von Verbrechen hat sich in Paris entfaltet. Die Provinz kann solche Schändlichkeiten nicht dulden. Lassen Sie mich mein Herz ausschütten. Als ich in Versailles über den Waffenstillstand unterhandelte, habe ich drei Tage mit dem Sieger gestritten, um der Nationalgarde die Waffen zu belassen. Ich habe Unrecht gehabt. Ich bitte dafür Gott und die Menschen um Verzeihung". Und mit den Worten: „Bismarck hat uns richtiger beurtheilt, als wir selbst", sagte die Presse Ja und Amen zu diesem tief beschämenden Geständniß.

Paris in der Gewalt der Commune.

Wir wollen die schauderhaften Scenen dieser bürgerlichen Kämpfe, die unter den Augen der zurückgebliebenen deutschen Besatzungstruppen vor sich gingen, die wilden Ausbrüche eines sich immer toller und frevelhafter geberdenden politischen Fanatismus bei der Commune und die Zerfahrenheit und Rathlosigkeit bei der Versailler Regierung nur in allgemeinen Zügen und in ihren hervorragendsten äußern Kundgebungen in den Bereich dieser Blätter ziehen. Paris hat in den Frühlingstagen 1871 der Geschichte der Verbrechen und Gräuel, die so oft in den Straßen der Seinestadt ihren Schauplatz aufgeschlagen, ein neues dunkles Blatt hinzugefügt. Wie die militärischen Operationen nach kühnen umfassenden Ansätzen und Plänen mit dem fluchtähnlichen Einmarsch in die Schweiz kläglich endeten, so schloß auch die politische Staatsumwälzung mit einem Nachspiele, fratzenhaft in seiner Entfaltung und gräßlich in seinem Ausgang. Den Pariser Socialdemokraten und Radicalen war es ein verhaßter Gedanke, daß die Bourgeoisie und die Conservativen des Versailler „Bauernparlaments" von Neuem das Regiment führen sollten, und da in der Nationalgarde, die in früheren Jahren stets für Gesetz und Ordnung eingestanden, theils in Folge massenhafter Auswanderungen aus den besseren Ständen, theils durch den Eintritt bewaffneter Arbeiterbataillone die Bewegungspartei die Oberhand erhalten hatte, so reifte in den Reihen der Demagogen und

Socialdemokraten der Plan, eine „communistische Republik" zu errichten und die bewaffneten Kräfte in der Hauptstadt zu ihrer Behauptung und Vertheidigung zu benutzen! „Paris wird uns gehören oder Paris wird nicht mehr sein", hatte Cluseret schon vor Monaten an seinen Gesinnungsgenossen Varlin von der „Internationale" geschrieben und so dachten alle Anhänger der rothen Republik. Sie betrachteten sich als die Erben des Communistenbundes, der die Februarrevolution und dann die Junitage hatte vorbereiten helfen. Die schwankende Haltung und das unsichere Vorgehen der Versailler Nationalvertretung leistete ihnen Vorschub. Zuerst hatte ein Erlaß den 13. März als Verfalltag aller während des Krieges gestundeten Wechsel, Schuldforderungen, Miethgelder festgesetzt, eine Maßregel, die viele kleine Geschäftsleute und Rentenbesitzer in Verzweiflung brachte und unter die Fahne des Central-Comités der Nationalgarde trieb, und als die Versammlung aus Furcht vor der wachsenden Bewegung die Verordnung zurücknahm, als Thiers den Admiral Saisset einen populären Mann zum Befehlshaber der Nationalgarde aufstellte, mit den Maires noch amtliche Verbindungen zu erhalten suchte und nicht nur Amnestie, sondern auch die vorläufige Fortsetzung der Soldzahlung an die Nationalgarde verhieß, sahen die Aufständischen darin nur ein Zeichen der Schwäche und Verlegenheit, die Absicht sie zu täuschen und von einem aktiven Vorgehen abzuhalten. So trieb die demokratische Fluth immer mehr der Revolution zu. Die beiden Generale, der greise Clement Thomas ein thatkräftiger Veteran der Republik, wegen seiner strengen Mannszucht und als „Proletarierschlächter" im Juniaufstand 1848 besonders verhaßt, und der junge talentvolle Lecomte, wurden, von ihren unbotmäßigen und treulosen Soldaten verlassen und verrathen, von den Insurgenten festgenommen und in der von Barrikaden abgeschlossenen Straße des Rosiers, wo sich das Hauptquartier befand, unter Schmähungen und Martern durch einen rasenden Volkshaufen ermordet. Mit Waffen und Kriegsvorräthen reichlich versehen bemächtigten sich die Empörer, voran die Schützen von Belleville, aller dominirenden Stellungen und strategisch wichtigen Punkte, die sie mit Kanonen und Mitrailleusen umgürteten, besetzten die südlichen Forts und ließen vom Stadthaus, dem Capitol der neuen Republik, wo das Central-Comité oder der „Republikanische Bund der Nationalgarde" nach Verdrängung der bisherigen Behörden den Sitz seiner Amtsthätigkeit aufschlug, Proclamationen ausgehen, um die radicalen Volkselemente der andern Städte zu gemeinsamem Handeln anzufeuern. Es schien als ob die rothe Fahne die Tricolore verdrängen sollte. Man fürchtete, daß die Insurgenten, die seit dem 19. März über die unerschöpflichen Machtmittel der großen reichen Weltstadt geboten, einen bewaffneten Zug nach Versailles unternehmen möchten, um die verhaßte Nationalversammlung zu sprengen und der Pariser Commune Zeit und Macht zu schaffen, in ganz Frankreich ihre socialdemokratischen Doctrinen zur Geltung zu bringen. Zum Glück war im Mont Valerien die Besatzung vermehrt worden, ehe die Insurgenten, dank der Unfähigkeit Lullier's, des von dem

Central-Comité eingesetzten Befehlshabers der Nationalgarde, sich der starken Festung bemächtigen konnten, und an der Brücke von Sèvres hütete Vinoy mit zuverlässigen Truppen, deren Zahl man mit Erlaubniß des deutschen Ober-Commandos aus der Loire-Armee und den nördlichen Provinzen verstärkt hatte, den Uebergang nach dem linken Seineufer. Und nun kämpften zwei Monate lang zwei republikanische Systeme und Regierungen um die Herrschaft über Frankreich. Noch war nicht alle Hoffnung einer Verständigung verschwunden, 22. März 1871. als ein unglücklicher Vorfall das Zeichen zum Kriege gab. Etliche hundert Nationalgardisten von gemäßigter Richtung hatten einen „Verein der Ordnungsfreunde“ geschlossen in der Absicht, die Autorität der Versailler Regierung aufrecht zu halten. Als sie in demonstrativer Weise unbewaffnet aber in Uniform auf den Place Vendome zogen, erfolgte ein Zusammenstoß mit einigen Bataillonen des Stadthauses, wobei zwanzig oder mehr getödtet oder verwundet wurden. Damit war jede Aussicht auf Vermittelung und Versöhnung verschwunden; der Kampf gestaltete sich mit jedem Tage heftiger und würde sich leicht zu einem allgemeinen Bürgerkrieg gesteigert haben, wenn die Aufrufe und Emissäre des Pariser Stadthauses in den größeren Provinzstädten mehr Anklang und Nachahmung gefunden hätten. Aber die Nation war müde; man bedurfte der Sammlung und Erholung, ehe „eine neue Aera der experimentirenden, positiven, wissenschaftlichen Politik inaugurirt“ werden konnte.

Die Ziele der Commune u. ihre Organe. Die Executivgewalt auf dem Stadthause, die vom 28. März an ein amtliches Journal erscheinen ließ, gelangte nur allmählich zu einer zusammenfassenden Aufstellung ihrer Prinzipien und Tendenzen. Ihre nächste Sorge war auf die Vertheidigung der Stadt und auf die Constituirung der communalen Republik gerichtet. Empört daß die Versailler Nationalversammlung der Stadt Paris nur ein sehr beschränktes Wahlrecht der Gemeinderäthe gewähren und der Regierung die Ernennung der Maires und Beiräthe vorbehalten wollte, ordnete das Central-Comité, das meistens aus jungen Männern von geringer Bildung und excentrischem Wesen zusammengesetzt war wie Lullier, einem entlassenen Schiffslieutenant und Gewohnheitstrinker, wie dem Apothekergehülfen Eudes, dem Schriftsetzer Bergeret, dem Buchhalter Jourde, dem Buchbinder Varlin, wie Vaillant 26. März. einem verdorbenen Studenten u. a., aus eigener Machtvollkommenheit Wahlen für einen neuen Gemeinderath an. Der Generalrath der „Internationale“ hatte durch Marx von London aus seine Zustimmung zu der Bildung einer revolutionären Commune gegeben, daher auch mehrere eifrige Glieder dieses Bundes, wie Frankel, Vaillant, Longuet u. a. bei der Ausarbeitung der neuen Staats- und Gesellschaftsordnung thätig waren. Ein Gemeinderath sollte als souveräne Versammlung an der Spitze des Gemeinwesens stehen und wie einst der Convent Fachcommissionen für alle Zweige des öffentlichen Lebens, Finanzen, Handel, Krieg, Unterricht, Arbeit aus seinem Schooße bilden. Darin stimmten alle revolutionären Parteien überein. „Die Club- und Straßendema-

gogie", sagt Mehring, „und mit ihr die Tausende und abertausende verlorener Existenzen, welche eine Weltstadt birgt, verlangten die Commune als die Schreckensherrschaft von 1793, als das einzige Mittel sich an der Macht zu erhalten. Das Kleinbürgerthum forderte sie als das Recht seine eigenen Angelegenheiten selbst zu verwalten, als einen Schutz gegen die Wiederkehr von Haußmanniaden und vor Allem auch als einen Ersatz für die Enthauptstadtung von Paris. Und endlich der Arbeiterstand rief nach der Commune als nach dem socialen Gebilde der Zukunft." In dem Wahlaufruf des Central-Comités war (fälschlich) angegeben, daß die Maires und die Pariser Abgeordneten der Nationalversammlung damit einverstanden wären. Dennoch lehnten viele der Vorgeschlagenen oder Gewählten die Mission ab, so daß der neue Communalrath, der am 29. unter dem Alterspräsidenten Charles Beslay seine Sitzungen er- 29. März 1871.
öffnete, trotz einer spätern Ergänzungswahl weit unter hundert Mitgliedern blieb. Die Versammlung, die sich zugleich die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche Gewalt beilegte, bestellte verschiedene Ausschüsse, welche den Geschäften des Tages obliegen und die Bedürfnisse des Pariser Volks befriedigen sollten. Aber wie einst in den Tagen des Convents lag auch jetzt die Hauptmacht in den Ausschüssen oder Dictaturen, insbesondere in dem Central-Comité der Nationalgarde „dem Arme der Revolution", das auch nach der Constituirung des Communalrathes sich die Leitung des Krieges und der militärischen Angelegenheiten vorbehielt. Die hervorragendsten Theilnehmer des Gemeinderaths und der Commissionen waren Häupter der Club- und Straßendemagogie, Journalisten und Volksredner, die großentheils eine an Verfolgungen, Verbannungen, Strafgerichten reiche Vergangenheit hinter sich hatten.

Die meisten Namen haben wir schon früher kennen gelernt. Mehrere von ihnen gehörten der Internationalen an wie der Mechaniker Assy, der Urheber der großen Arbeiteinstellung von Creuzot in der letzten Zeit des Kaiserthums, der Ciseleur Theiß, die Arbeiter und Handwerker Tolain, Varlin, Fribourg, Heligon, Malon, Deriure. Andere waren Republikaner im Sinne der alten Jacobiner und Terroristen, wie Delescluze, der in den vierziger Jahren Ledru Rollin's rechte Hand gewesen und nun mit Rochefort aufs Innigste verbunden war, wie der Barrikadenkämpfer Flourens, wie Raoul Rigault, Cluseret, Felix Pyat, der in seinem Blatte „Combat" Marat zum Vorbild nahm. Auch Blanqui war unter den Gewählten, aber durch die Versailler Regierung festgehalten, konnte er seinen Sitz nicht einnehmen; in seinem Sinne wirkten jedoch Pascal Grousset, Ranc, Vaillant, Urbain u. A. Bildung und Geschäftserfahrung war wenig vorhanden. Außer Rochefort, der indessen mit Mißtrauen auf die Gefährten blickte und keine hervorragende Rolle spielte, entwickelte nur Jourde, Mitglied der Finanzcommission, einiges Verwaltungsgeschick mit Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit verbunden. „Der Regierung, welche die Insurrection vom 18. März und die Wahl vom 26. erhoben", bemerkt Meerheimb, „fehlte es an Einheit und fester Organisation, den meisten Mitgliedern an Gehorsam, Pflichtgefühl und Sachkenntniß; ein wahrer Regen von einander widersprechenden, unklaren, unmöglichen Decreten begann und dauerte bis Ende Mai. Zerstört ward viel, geschaffen gar nichts". Die von der Commune ernannten Ausschüsse oder Dictaturen wechselten fast täglich oder

legten sich andere Namen bei, bis zuletzt, wie in der alten Schreckenszeit, der „Wohlfahrtsausschuß“ alle Macht an sich riß. Der Vorschlag des Arztes Rastoul, ein Triumvirat außerhalb der Commune als höchste Autorität zu errichten, drang nicht durch.

Die Herrschaft der Commune u. die Kämpfe um Paris.

Die Männer des neuen Regiments ahmten bei ihren Arbeiten die Communards von 1793 nach. Sie durchsuchten die Wohnungen, um Verdächtige oder dienstweigernde Wehrpflichtige, Refractairs, zu entdecken. Sie beseitigten alle unzuverlässigen Beamten von den städtischen Stellen und verliehen diese ihren Gesinnungsgenossen. Unter den Maires und Beisitzern sah man neben einigen Männern von Stand und Bildung, wie dem reichen Kaufmann Tirard, dem Advocaten Hérisson, dem Arzt Clemenceau, dem Historiker Henri Martin, Socialdemokraten aus der Klasse der Handwerker und Arbeiter wie Malon, Tolain, Heligon, Murat u. A. Sie verlängerten die Zahlungsfrist für Wechsel und verfügten den theilweisen Erlaß der seit der Einschließung angewachsenen Miethschulden; sie entwaffneten die unzuverlässigen Nationalgardebataillone und organisirten und verstärkten durch Zwangsmaßregeln die Vertheidigungsarmee, in deren Reihen verurtheilte Verbrecher und befreite Sträflinge in Menge Aufnahme fanden. Nach Mehring dienten 20—30,000 bestrafte Individuen in der Nationalgarde. Selbst ein Armeecorps aus Lustdirnen, Weibern der Halle und gefallenen Frauen wurde errichtet, eine wahre Cohorte von Megären. Man gedachte den 5. October von 1789 zu wiederholen. Während die Nationalgarde hauptsächlich zum Kampf gegen die Regierungstruppen verwendet ward und sogar wiederholt Versuche machte, durch einen Ausmarsch nach Versailles die von der Commune für ungesetzlich erklärte Nationalversammlung zu zersprengen, sollten zahlreiche Polizei-Commissäre unter Raoul Rigault, einem durch wüstes Leben aus der Bahn geworfenen ehemaligen Studenten, unter Cournet, Ferré u. A. für die „öffentliche Sicherheit“ sorgen. Auf welche Weise sie ihre Aufgabe verstanden, geht schon daraus hervor, daß selbst Rochefort im Mot d'ordre den Namen des thätigsten dieser Leute, Pilotell, in Pille-Hotel verwandelte. Sie errichteten Denunciations-Bureaux und theilten gegen Geld Passirscheine und Sicherheitskarten aus. Unterdessen hatte der Kampf im Süden und Westen seinen Fortgang, und wenn auch die Ausfälle der Insurgenten bei der Brücke von Neuilly und an andern Orten wiederholt zurückgewiesen wurden und Flou-

3. April 1871.

rens, einer der bedeutendsten Anführer, dabei den Tod fand, so gelang es doch den Regierungstruppen nicht, selbst als an Vinoy's Stelle Marschall Mac Mahon das Hauptcommando übernahm, den Widerstand der Insurgenten zu bewältigen. Ja diese gewannen bei Asnières und Neuilly eine wichtige Flankenstellung gegen Versailles und schützten die Zugänge mit unüberwindlichen Barrikaden. Diese Erfolge steigerten den Uebermuth und Terrorismus der Commune mehr und mehr. Der Gemeinderath spielte sich als französischen Convent auf und geberdete sich als ob er die rechtmäßige souveräne Nationalregierung sei. Die gegnerischen Häupter in Versailles, Thiers, Dufaure, Favre, Picard,

Simon wurden vor die Volksjustiz geladen und ihre Güter sequestrirt. Pascal Grousset bildete ein Ministerium des Auswärtigen und suchte mit den Vertretern der fremden Mächte und mit den Municipalbeamten in der Provinz in amtlichen Verkehr zu treten. Ein Kriegsministerium, an dessen Spitze zuerst Cluseret, dann L. Rossel stand, ernannte die Führer der verschiedenen Waffengattungen. Unter ihnen hatte der Pole Dombrowski, ein erfahrener Militär, der noch andere seiner Landsleute um sich schaarte, das größte Ansehen. Proclamationen wurden nicht nur an die Stadtgemeinden erlassen, sondern auch an die Landbevölkerung, so sehr sich auch die radicalen Communards des inneren Antagonismus bewußt waren, der zwischen dem conservativen Bauer und dem anarchistischen Proletarier obwaltete.

Es fehlte nicht an Versuchen, zwischen Versailles und Paris eine Ausgleichung und Versöhnung zu bewirken. Eine aus gemäßigten Pariser Bürgern gebildete „Liga und Union" zur Vertheidigung der Stadtrechte suchte zu vermitteln, die Freimaurer übernahmen eine ähnliche Friedens- und Humanitätsmission und um die Mitte des Monats April erschien zu demselben Zwecke eine Deputation der Municipalität von Lyon zuerst in Versailles und dann in Paris. Auf die Erkundigungen der letzteren über die Ziele und Forderungen der Aufständischen veröffentlichte die Commune ihr erstes Programm, das sie als ihr „Testament" bezeichnete. Der Kern dieses mit phrasenhaften Aussprüchen aus den Statuten der ältern Geheimbünde und Arbeiterassociationen angefüllten Schriftstückes verkündigte als politisches Evangelium „die absolute Autonomie der Gemeinde, auf alle Städte und Ortschaften Frankreichs ausgedehnt und einer jeden die Gesammtheit ihrer Rechte, jedem Franzosen aber die freie Wirksamkeit seiner Anlagen und Neigungen als Mensch, Bürger und Arbeiter sichernd." Das Ziel war somit die Beseitigung der Centralisation, die vor achtzig Jahren unter Kämpfen und Mühen begründet worden, an welcher Monarchisten wie Republikaner als der Hauptquelle der politischen Macht und Größe Frankreichs mit unwandelbarer Folgerichtigkeit unter allem Wechsel der Staatsformen festgehalten, und die Umwandlung Frankreichs in einen losen Föderativstaat, in eine Eidgenossenschaft vollkommen unabhängiger Stadtrepubliken, in eine Reihe selbständiger „Communen", von denen jede eine „organische Zelle" des zukünftigen Gemeinwesens bilden sollte. Die „despotische, willkürliche, unverständige, kostspielige Centralisation" sollte ersetzt werden durch „eine freiwillige Association aller localen Initiativen, das freie und aus eigenem Antrieb kommende Zusammenwirken aller individuellen Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Zwecke: dem Wohlstand, der Freiheit, der Sicherheit Aller." An die Stelle der stehenden Heere sollte eine allgemeine Volkswehr oder Nationalgarde treten; die öffentlichen Geschäfte sollten durch gewählte Beamten besorgt werden. Aber diese Aera der „experimentalen positiven wissenschaftlichen Politik" stand in weiter Ferne; und die abenteuerlichen Versuche, zu denen man in Paris selbst durch Noth,

Das „Testament" der Commune.

11. April 1871.

19. April.

Leidenschaft und Terrorismus getrieben wurde, waren nicht geeignet einer paradiesischen Zukunft mit Gleichheit, Freiheit und Wohlstand für Alle die Wege zu bereiten. Vielmehr trieb der Lauf der Dinge immer mehr einem Zustand von Gewaltthätigkeit und anarchistischer Willkür zu. Wenn in der Verkündigung des „Testaments", daß von nun an ein Ende gemacht werden sollte „mit der alten gouvernementalen und clericalen Welt, dem Militarismus, der Bureaukratie, der Ausbeutung der Agiotage, der Monopolien, der Privilegien, welche die Knechtschaft des Proletariats, das Unglück und die Niederlage des Vaterlandes verschuldet haben", noch immer ein „vernünftiger Kern" verborgen lag, wenn an die Stelle der despotischen Centralisation der monarchischen Zeit, welcher auch das republikanische Regiment in Versailles zu huldigen entschlossen war, „die unbedingte Freiheit der Person, des Gewissens und der Arbeit, das beständige Eingreifen der Bürger in die Gemeindeangelegenheiten durch freie Kundgebung ihrer Ideen und freie Vertheidigung ihrer Interessen" treten sollte; so wurde diese Idee einer positiven Realpolitik mehr und mehr zurückgedrängt gegenüber den Leidenschaften des Tages, den Theorien der socialistischen Schulen, den Trieben und Begehrlichkeiten, den subversiven Tendenzen der verwilderten Menge und der eisernen Nothwendigkeit der Lage. Der französische Patriotismus wich dem socialistischen Kosmopolitismus, den die Internationale als neues politisches und religiöses Dogma aufgestellt; die Eifersucht der Seinestadt auf die Ehre der Vorherrschaft in Frankreich wurde zur Aufstachelung des Neides und der Rivalität gegen die bevorzugte Nebenbuhlerin benutzt.

Die Geißeln.

Da auf Befehl der Versailler Regierung gefangene Communards als Rebellen erschossen wurden, unter ihnen auch, wie man in Paris behauptete, Duval der Commandant der Artillerie, und da Blanqui der Lieblingsheld der Demokratie gewaltsam von der Theilnahme an dem Gemeinderath zurückgehalten ward, so ließen die Häupter der Commune viele angesehene Geistliche und Bürger, in erster Linie den Erzbischof Darboy als Geißeln in Haft bringen, um gelegentlich Repressalien zu üben oder die Befreiung Blanqui's zu erzwingen. „Jede Execution eines Kriegsgefangenen oder eines Parteigängers der regelmäßigen Pariser Commune", hieß es in einem Decret, „wird auf der Stelle mit der Hinrichtung einer dreifachen Zahl der gefangen gehaltenen Geißeln, die durchs Loos bezeichnet sind, beantwortet."

Aeußerer Kampf und innere Gewaltherrschaft.

Wie in der großen Revolution wurde auch jetzt die Nationalgarde durch Schrecken und Freiheitsdrang zu muthigem Kampfe angefeuert. Lange leisteten die Insurgenten den Truppen der Regierung den tapfersten Widerstand und Paris hatte einen neuen Belagerungskrieg zu ertragen. Doch machte die Versailler Armee immer mehr Fortschritte. Je mehr aber Mac Mahon's Soldaten den Außenwerken der Stadt selbst nahe kamen, desto höher stieg im Schooße der Commune die revolutionäre Sturmfluth; das factiose Treiben der Demagogen, die politischen Experimente und Wandlungen in der Administration, aufrühre-

rische Proclamationen und massenhafte Decrete, endlose Commissionsernennungen und die Gewaltmaßregeln gegen alles Widerstrebende bildeten die „Amtsthätigkeit" der rothen Machthaber. Die „communistische Republik" spitzte sich in fieberhafter Erregung mehr und mehr zur Tyrannis und revolutionären Dictatur zu. Alle gemäßigteren Elemente schieden aus oder wurden verdrängt und in Haft gebracht; alle oppositionellen Zeitungen wurden unterdrückt, die Sitzungen des Gemeinderaths geheim gehalten, das Revolutionstribunal von 1793 erneuert, ein Wohlfahrtsausschuß von fünf Mitgliedern durch die Commune ernannt. 1. Mai 1871. Um die laufenden Kosten, namentlich den Sold für die Nationalgarde aufzubringen, legte man Beschlag auf die öffentlichen Gelder und städtischen Einnahmen, erpreßte man durch Requisitionen und Zwangsanleihen bei der französischen Bank, bei der Post, bei Eisenbahngesellschaften und Telegraphenanstalten, bei reichen Privatleuten große Summen, erklärte man in Folge eines Decrets, welches die Trennung der Kirche vom Staat und die Einziehung der Güter todter Hand verfügte, das Vermögen der Kirchen, Klöster und religiösen Gesellschaften für Staatseigenthum, vergriff man sich an dem Besitzthum der Versailler Regierungsbeamten. Als Thiers in einer Proclamation die Pariser aufforderte, sich durch einen Akt der Selbsthülfe von der Tyrannei der Commune 8. Mai. und des Wohlfahrtsausschusses zu befreien und Friede, Ruhe, Ordnung und Wohlstand zurückzuführen, wurde beschlossen, das Vermögen des Adolf Thiers, „der sich in einem gedruckten Maueranschlag das Regierungsoberhaupt der französischen Republik nennt", einzuziehen und sein Haus in der Stadt der Erde gleich zu machen. Die darin aufbewahrten Kunstschätze wurden durch die Bemühungen des zum Director der schönen Künste ernannten Malers Courbet, der wie einst David dem politischen Radicalismus und Terrorismus huldigte, in einem öffentlichen Gebäude untergebracht. Nur der Unkenntniß der Communehäupter von den enormen Vorräthen der französischen Bank in Geld und Werthpapieren hatte dieses großartige Institut die Erhaltung seiner Schätze zu verdanken, indem die Vorsteher, insbesondere Charles Beslay, den mäßigen Zahlungsforderungen der Delegirten der Ausschüsse bereitwillig entgegenkamen. Auch die von der Commune beschlossene unentgeltliche Rückgabe der Leihhauspfänder wurde durch den Finanzverwalter Jourde dahin ermäßigt, daß nur die Versatzgegenstände der Armen bis zu der Höhe von zwanzig Francs zurückerstattet werden sollten.

Die schlimmsten Tage standen jedoch noch bevor. Der Untergang der Commune sollte auch den Ruin der Stadt Paris nach sich ziehen. Fall der Commune. „Die Forts können nach einander genommen werden", las man am 19. Mai in dem von Blanqui gegründeten, von dem „Hebertisten" Tridon redigirten „Cri du Peuple" des Bürgers Jules Vallès. „Auch die Wälle können fallen. Gleichwohl wird kein Soldat nach Paris hereinkommen. Wenn Herr Thiers ein Chemiker ist, wird er uns verstehen. Möge denn die Versailler Armee wissen, daß Paris, ehe

es sich ergiebt, zu Allem entschlossen ist". Die höchsten Autoritäten, der Communerath, der Wohlfahrtsausschuß und die Centralbehörde der Nationalgarde, die oft in Hader und Zwiespalt gelegen, erklärten in einem Aufruf, daß sie sich zu gemeinsamem Handeln ausgesöhnt. Darauf wurde der bisherigen Barrikaden-Commission eine wissenschaftliche Commission an die Seite gesetzt mit der Aufgabe, „die fürchterlichen Kräfte, welche die Wissenschaft in den Dienst der Revolution stellt, zu erforschen". Als nun endlich Marschall Mac Mahon mit den Linientruppen und den aus Deutschland heimgekehrten Gefangenen nach wochenlangen heftigen Kämpfen an der Brücke von Neuilly und an anderen Orten sich allmählich der Enceinte näherte und der Fall der durch innere Zwietracht, Hader und Parteiwuth fieberhaft erregten Hauptstadt unvermeidlich war, da schändete sich die Commune durch unerhörten Vandalismus im Sinne der Ikonoklasten von 1793 und durch blutige Frevel. Die Vendomesäule, das Symbol des französischen Kriegs- und Siegesruhms, wurde auf Anordnung der provisorischen Regierung und unter Beihülfe des genannten Malers Courbet, der auch in der Kunst dem radicalsten Realismus huldigte, niedergerissen, die stolzesten Gebäude der Stadt, von rasenden Frauen und Männern mit Petroleum getränkt, oder mit Petroleumbomben gefüllt und angezündet, wurden gänzlich oder theilweise zerstört. So die Tuilerien, ein Theil des Louvre, das Luxembourg, das Palais Royal, das Stadthaus sammt seiner werthvollen Urkundensammlung, das Elysée, zwei Ministerialgebäude, der Rechnungshof u. a.; mehrere der verhafteten Geißeln, voran der Erzbischof **Darboy** von Paris, der Abbé **Allard**, der Präsident **Bonjean** und der allgemein geachtete Pfarrer der Magdalenenkirche, **Daguerry**, wurden, nach einem früheren Beschluß der Commune, erschossen. Wenn wir untergehen müssen, hatte sich Delescluze vernehmen lassen, so wollen wir wenigstens ein der Freiheit würdiges Leichenbegängniß abhalten. „Man wollte in jedem Falle bewundert sein und schließlich noch die Welt in Staunen setzen", bemerkt Becker. Was das revolutionsberauschte junge Geschlecht seit zwei Jahrzehnten als Wahrspruch ausgegeben hatte: „daß die Lust der Zerstörung zugleich eine schaffende Lust sei", sollte nunmehr praktisch zur Anwendung kommen.

16. Mai 1871.

24.–26. Mai.

Unterdrückung der Commune und Strafgerichte.

Solche Gräuel reizten die Versailler Truppen zur furchtbaren Rache, als sie endlich durch die Beihülfe eines städtischen Beamten sich eines günstig gelegenen unbewachten Postens bemächtigten und nach einem mörderischen Barrikadenkampf mit den verzweifelten Volksstreitern des Aufstandes Meister wurden. Ueber Blut und Leichen ging ihr Weg; das Menschenleben ward für Nichts geachtet. Delescluze wurde auf der Barrikade durch die Brust geschossen mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers an seiner Ueberzeugung von dem dereinstigen Sieg der Socialdemokratie festhaltend. Auch der gebildete und rechtschaffene Vermoral fiel im Kampfe. Und als unter dem Schrecken der bewaffneten Gewalt die Commune zusammenbrach, da begannen die Strafgerichte in Versailles ihr Werk der Vergeltung. Zu Hunderten wurden die Urheber, Führer und Theil-

nehmer des Aufstandes, wenn sie sich nicht wie Felix Pyat durch die Flucht zu retten vermochten, durch kriegsgerichtlichen Urtheilspruch erschossen, in Gefängnisse und Festungen eingeschlossen, nach überseeischen Verbrechercolonien deportirt. Compagnienweise wurden die gefangenen Communards durch Mitrailleusen weggeblasen; die rothe Republik sollte für immer abgethan werden. Raoul Rigault, der fanatische Polizeichef, begrüßte das Todesgeschoß mit dem Ausruf: „Es lebe die Commune!" Auch Rossel, einst ein geschickter Militär, und Ferré, der Haupturheber der Brand- und Mordscenen, starben mit Muth und Standhaftigkeit. Unter den zum Tode Verurtheilten waren auch drei „Petroleusen". Ueber ein Jahr dauerten die Verhaftungen, Untersuchungen, Verurtheilungen und Hinrichtungen fort. Wir wollen über diesen letzten Act des furchtbaren Strafgerichtes, von dem die französische Nation heimgesucht wurde, einen Schleier werfen. Die Deutschen hatten keine Veranlassung, sich in den Bürgerkrieg einzumischen, da sowohl die Commune als die Versailler Regierung die abgeschlossenen Verträge anerkannten und vorsichtig jede Verletzung zu vermeiden suchten.

Die Kämpfe vor Paris waren noch nicht zu Ende, als der Präliminarfrieden, über dessen Vollzug in den einzelnen Bestimmungen sich die Bevollmächtigten in Brüssel nicht einigen konnten, durch directe Unterhandlungen zwischen dem Reichskanzler Fürsten Bismarck und den französischen Ministern Jules Favre und Pouyer-Quertier in der Mainstadt Frankfurt endlich abgeschlossen und sowohl über die Zahlung der Entschädigungssumme von fünf Milliarden als über die Grenzlinien um Belfort und Diedenhofen eine Vereinbarung getroffen ward, welche sodann die Zustimmung des deutschen Kaisers und der französischen Nationalversammlung erhielt. Wir alle erinnern uns noch des erhebenden Eindruckes, den die Nachricht vom Abschluß des Friedens bei dem deutschen Volke erzeugte, und der sich zunächst in den Gefühlen freudigen Dankes gegen den Lenker der Menschengeschicke kund gab. Die großartigen Friedens- und Siegesfeste, die allenthalben auf deutscher Erde in Stadt und Land gefeiert und auch von den Deutschen im Auslande mit warmen Sympathien über den neuen nationalen Aufschwung begangen wurden, gaben Zeugniß von dem vaterländischen Hochgefühl, das der glorreiche Ausgang eines so mächtigen Völkerkampfes in den deutschen Herzen geweckt hat. Treffend schrieb damals ein süddeutsches Blatt in freudiger Erhebung über das Errungene, aber auch im Hinblick auf die ernsten Pflichten und Arbeiten, die durch die neuen Ereignisse allen vaterländischen Männern auferlegt wurden: „Die Friedenstaube, welche aus der deutschen Arche ausgesandt war, ist endlich mit dem frischen Oelblatt zurückgekehrt. Kanonen und Glocken rufen nicht mehr zum blutigen Kampfe, sie sind zu Friedensherolden geworden; und auch sie sind jetzt verstummt. Wir stehen nun vor einer neuen Welt. Die Sündfluth des Krieges hat viele unserer Lieben in ihren Abgrund gerissen. Aber unser Land und Volk stehen wie vom Morgenthau erfrischt, empfänglich für die Arbeit unserer Hände und für geistigen Samen. Wir fühlen

Der Frankfurter Friede und die gehobene Stimmung in Deutschland.

10. Mai 1871.

uns nicht ernüchtert, wie nach so manchem schönen Feste, welches einer jener Vergangenheit und unbestimmten Hoffnungen geweiht war. Das Grundgefühl der ungeheuren Mehrzahl unseres Volkes ist: Gott Lob und Dank, daß wir den Frieden nach außen und nach innen, die Einheit und die Kraft eines großen Vaterlandes und die Grundlagen der Bürgerfreiheit festgestellt haben. Wir wissen, daß unser Volk sich in diesem Riesenkampfe die Sporen der rechten Ritterschaft, die Ebenbürtigkeit mit den ersten Nationen errungen hat. Dieser höchste Adel legt aber uns Allen hohe Verpflichtungen auf. Gedenken wir zuerst der Pflichten gegen die Todten, „derer, die im heiligen Kriege gefallen auf dem Siegesfeld", damit wenn ihre Geister herniederstiegen, sie nicht auch zürnend das Urtheil sprechen: Doch sah ich manches Auge flammen und klopfen hört' ich manches Herz! Als in den Befreiungskriegen von 1813, 1814, 1815 der große Eroberer, dem die Franzosen nachrühmten, daß er sie in alle Hauptstädte des europäischen Festlandes triumphirend geführt habe, niedergeworfen war, da war ein großer Theil namentlich Norddeutschlands verwüstet, auch unser Süden erschöpft und wie blutlos meist vom Dienst der Fremden. Heute aber stehen unsere Städte und Dörfer in der Blüthe eines langen Friedens. Wohlhabenheit macht Muth und Freudigkeit, sie gibt Kraft zum Werke. Wenn wir aber das Werk jetzt nicht fest anfassen, so würden wir in Trägheit versinken. Von den Zeiten des Bundestags und seiner peinlichen Kleinwirthschaft her hat sich die unsere Arbeitsfrische lähmende Gewohnheit fortgeerbt, daß ein freisinniger, strebender Mann Mißvergnügen zeigen müßte. Und so sitzt denn auch noch mancher in der Ecke, weil es nicht so gegangen ist, wie er es gemeint und vorausgesagt hatte. Allein die Bewegung, die uns alle in den vierziger Jahren ergriffen hat, ist zum Ziele gelangt auf Umwegen bergauf und bergab, welche keiner, auch die gewaltigsten, erleuchtetsten Führer nicht vorzeichnen konnten. Nicht eine Partei hat es gewonnen; wir Alle, vor allen Deutschland hat gewonnen, es hat das Größte, es hat sich selbst gewonnen. Jene heiße Frage der vierziger Jahre, ob nicht die Republik überall die vollkommenste Staatsform sei, ist veraltet, seit die Fürsten im Felde und im Rathe große Opfer gebracht und bewiesen haben, daß auch mit ihnen die Freiheit, die dem Volke Segen bringt, möglich ist, wenn nur jeder seine Pflicht thut. Die Söhne des Adels, des Bürgers, des Bauern, des Tagelöhners fielen brüderlich neben einander auf den französischen Wahlstätten. Was Gott so zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Und im Wahlkampfe haben Fürsten mit dem Landmann gerungen um die hohe Ehre im deutschen Reichstag für das Wohl des ganzen deutschen Volkes zu rathen und zu thaten Recht und Freiheit zu fördern. Und auch wir wollen von heute an mit erneuter Freudigkeit dabei mitwirken, jeder an seiner Stelle. Wenn der Landmann sein Sichelfest gefeiert hat, schickt er sich sofort an zur Bepflügung und Bestellung seines Ackers. So wollen auch wir als die Glieder eines starken Volkskörpers unser Friedensgeschäft angreifen zunächst für unsere Familien, aber stets auf-

schauend auf den Ausbau des Vaterlandes, das uns geschirmt hat, das uns Alle braucht und das auf Jeden von uns rechnet. Also an die gemeinsame Arbeit!"

Der erste Reichstag in Berlin. 21. März 1871.

Und diese gemeinsame Arbeit wurde würdig und kräftig in Angriff genommen von dem ersten Reichstag, zu dem noch in demselben Friedens- und Frühlingsmonat März die Abgeordneten aus ganz Deutschland, nordwärts wie südwärts des Mains, in Berlin sich versammelten, um die Gesetze zu berathen und zu beschließen, welche die Neugestaltung Deutschlands nöthig machte, um die Normen festzusetzen, wie Elsaß-Lothringen als Reichsland am zweckmäßigsten dem deutschen Staatsorganismus zugeführt werden möge, und um der Armee, die so Großes vollbracht, durch Fürsorge für die Invaliden und die Familien der Gefallenen den Dank des Vaterlandes darzubringen. Es wurde eine Summe von vier Millionen bewilligt zur Ertheilung von Dotationen durch den Kaiser „an diejenigen deutschen Heerführer und Staatsmänner, welche im letzten Kriege in hervorragender Weise zur Erlangung des jetzt Erreichten beigetragen", und die gleiche Summe an die Regierungen der Einzelstaaten behufs Gewährung von Unterstützungen an Reservisten und Wehrmänner. Seitdem war sowohl der deutsche Reichstag und Bundesrath, als die Regierung und das Abgeordnetenhaus in Preußen aus allen Kräften bemüht, durch Gesetzesreformen den neuen Staatsbau immer mehr der inneren Harmonie entgegenzuführen, größere Uebereinstimmung in den öffentlichen Instituten zu erzielen und der Reichsgewalt eine gesicherte Autorität zu verschaffen.

E. Die neueste Zeitgeschichte in ihrem äußeren Verlaufe.

I. Das erste Lustrum nach dem Frankfurter Frieden.

1. Das deutsche Reich und Preußen.

Das neue Reich und der erste Reichstag. Einst war das deutsche Reich das Herz des europäischen Völker- und Staatenorganismus, in welchem das gesammte öffentliche Leben pulsirte, der deutsche Kaiser das Haupt unter den gekrönten Scepterträgern. Auf vielen Blättern dieses Werks ist nachgewiesen worden, wie dieser Reichskörper durch eigene und fremde Schuld in Schwäche gerieth und endlich eines gewaltsamen Todes starb. Seitdem haben nicht nur die entfernteren Glieder der europäischen Völkerfamilie alle Bande der Pietät für das ehemalige Haupt gelöst, sondern die deutsche Nation selbst hatte das traurige Geschäft der eigenen Verstümmelung an sich vollzogen und sich dadurch in solche Schwäche und Ohnmacht gestürzt, daß die Kraft und Fähigkeit der Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung immer mehr dahinschwand und sie die Gewaltsamkeiten wie die Mißachtung der andern Völker über sich ergehen lassen mußte. Diesen verstümmelten, zerschlagenen Körper wieder zu einem lebendigen Organismus zu erwecken und zu beseelen, war seit Jahrzehnten das Bestreben aller deutschen Patrioten gewesen, und wie manches brave Herz ist über den vereitelten Versuchen gebrochen! Ein großer historischer Moment hat das Reich unerwartet wie durch eine schöpferische Naturgewalt ins Dasein gerufen. Dieses Ereigniß wurde von der Welt mit verschiedenartigen Gefühlen aufgenommen, zumal da es zusammentraf mit der Auflösung der weltlichen Macht des Papstthums (S. 953), das in früheren Jahrhunderten an der Zersetzung und Spaltung der deutschen Völker und Stämme so thätig mitgewirkt hatte und Ursache war an dem militärischen Fall der französischen Nation, die so lange für die erste Kriegsmacht Europa's gegolten. Das Ausland sah mit Neid und Mißgunst auf die in der Mitte Europa's emporgewachsene Großmacht, durch welche der Schwerpunkt aller europäischen Dinge plötzlich verrückt wurde, und

brachte ihr wenig guten Willen und freundliche Gesinnung entgegen, und im Innern regten sich alte und neue Widersacher eines einheitlichen Bundesstaates unter der militärischen Führung des kriegsgewaltigen Preußen. Dem neuen Reiche war daher eine klare politische Aufgabe gestellt: es mußte einen „Kampf ums Dasein" führen sowohl nach Außen, um bei den mißgünstig und feindlich gesinnten Regierungen und Völkern seine errungene Stellung zu behaupten und ihr Achtung und Geltung zu verschaffen, als nach Innen, um die widerstrebenden Elemente zu überwinden oder zu versöhnen. Dieses Ziel deutete die Thronrede, womit der Kaiser selbst den ersten aus allgemeinen unmittelbaren Wahlen hervorgegangenen Reichstag eröffnete, in würdigster Weise an: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde, die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung. Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke wenn auch verhüllt, doch stets lebendig, es hat seine Hülle gesprengt, in der Begeisterung, mit der die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben. Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reichs und seine Heereseinrichtung bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren. Möge die Wiederherstellung des deutschen Reichs für die deutsche Nation auch nach Innen das Wahrzeichen neuer Größe sein! Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmvoll geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen! Das walte Gott!"

21. März 1871.

Centrum und Reichspolitik.

Diese warmen Worte fanden bei der Mehrheit des Parlaments einen starken Wiederhall, und die Antwort ließ erkennen, wie sehr sie den allgemeinen Gefühlen Ausdruck gegeben. Doch nicht alle dachten so. Im Auslande wollte das Mißtrauen und eine kaum verhüllte Abneigung nicht schwinden, und im Innern bildete sich bald eine Opposition, die mit der Zeit an Umfang und Leidenschaftlichkeit zunahm. Gleich bei den Debatten über die Adresse zeigte es sich, daß eine Anzahl Abgeordneter mit der Herstellung des Reichs auch die Herstellung

des Papstthums verbinden, die „beiden Schwerter" wieder ins Leben rufen wollte. Die Wortführer dieser klerikalen Partei, ein Mallinckrodt, Reichensperger, Windthorst, Schorlemer-Alst, gehörten dem nördlichen Deutschland an, während der meistens katholische Süden größtentheils reichsfreundliche liberale Vertreter gewählt hatte, mit Ausnahme einer Reihe bairischer „Patrioten" und des streitfertigen Bischofs Ketteler von Mainz. Diese katholischen Reichsboten vereinigten sich zu einer „Centrums-Partei", an die sich nach und nach alle anschlossen, welche der Neubildung und Stärkung Deutschlands entgegenzuwirken suchten, Polen, Particularisten, Socialdemokraten und der ganze Schwarm der Rückschrittspartei und der Malcontenten, so daß man die ganze Fraction als „schwarze und rothe Internationale" bezeichnen konnte. Die Klerikalen, denen die Encyclica nebst dem Syllabus (S. 947) als höchstes Gesetz galt, wollten das neue Reich wieder in dieselben Bahnen lenken, auf denen einst das alte seinen Untergang gefunden, das neue Kaiserthum zum „weltlichen Arm" der Hierarchie herabsetzen, damit es den Stuhl Petri wieder aufrichte. Schon in die Antwortsadresse auf die Thronrede des Kaisers suchten sie einen Passus einzubringen, der wenigstens die Möglichkeit einer Intervention Deutschlands zu Gunsten des Papstes und seiner weltlichen Herrschaft durchblicken ließe, und in die Reichsverfassung wollten sie einige „Grundrechte" im Interesse der katholischen Kirchengewalt aufgenommen wissen. Als die Reichsgewalten sich nicht in den Dienst einer Autorität begeben wollten, welche nur dem römisch-katholischen Kirchenthum die Berechtigung einer Staatsreligion zugesteht, beschlossen jene die „Mobilmachung" wider das neue Reich und suchten mit allen Mitteln den organischen Ausbau desselben zu hindern. Auf einem Seitenweg sollte das Prinzip von den „beiden Schwertern" eingeführt, der katholischen Kirche eine selbständige Stellung gegenüber dem Staate geschaffen werden. Gleichzeitig ging aus dem Schooße dieser Kirche selbst eine innere Bewegung hervor, die für ihre eigene Einheit und Kraft bedrohlich zu werden schien. Als die Beschlüsse des vaticanischen Concils ohne alle Rücksicht auf die Opposition als Glaubens- und Kirchengesetze bekannt gemacht wurden, erließ der Stiftspropst
28. März 1871. Döllinger ein offenes Sendschreiben an den Erzbischof von München-Freising, worin er ausführte, daß das neue Dogma von der Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes der heiligen Schrift wie den Traditionen der Kirche entgegen sei. Es trage seinen romanischen Ursprung an der Stirne und würde, falls es bei dem katholischen Theil der deutschen Nation herrschend werden sollte, den Keim des unheilbaren Siechthums, an dem das alte Reich zu Grunde gegangen, auch in das eben erbaute neue Reich verpflanzen. Nach dieser von den Jesuiten aufgestellten Theorie werde dem päpstlichen Oberhaupte eine vollendete Universalherrschaft und geistliche Dictatur beigelegt, welche zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien führen müsse. Dieses „Pronunciamento" des gelehrtesten katholischen Theologen und die gleich-

zeitigen Debatten im Reichstag brachten es der Nation zum Bewußtsein, welche Tendenzen die ultramontan-jesuitische Partei verfolge: die Herrschaft der Kirche und ihrer hierarchischen Organe über die Christenwelt, die blindgläubige Unterwerfung der Menschheit unter die geistliche Autorität ohne Beachtung der Vernunft und Wissenschaft. Mit dieser herausfordernden Haltung der papistischen Partei war der Reichsregierung und der nationalen Politik der Weg gezeigt, den sie zu ihrer Selbsterhaltung, zur Vertheidigung ihrer theuersten Güter einzuschlagen hatte: sie mußte alle Ansprüche der Ultramontanen an den weltlichen Staat, alle klerikalen Ein- und Uebergriffe auf das staatliche Gebiet consequent zurückweisen und das im Schooße der katholischen Kirche im Entstehen begriffene Schisma sich frei und selbständig entwickeln lassen. Indem die Staatsregierungen erklärten, daß alle Katholiken, ob sie die neuen Concilsbeschlüsse annehmen oder verwerfen, nach ihren Gesetzen gleich und gleichberechtigt seien, streiften sie von der kirchlichen Frage jeden confessionellen und religiösen Charakter ab. Diesen Prinzipien entsprechend mußte der Staat vor Allem beflissen sein, die Schule von der geistlichen Herrschaft zu befreien und unter seine eigene Verwaltung und Obhut zu nehmen. In den meisten deutschen Staaten war dies schon vor dem Krieg durch umfassende Schulgesetze geschehen; sogar die Scheidung nach Confessionen hatte man da und dort, selbst in der Volksschule, beseitigt; der offene und geheime Widerstand der Geistlichkeit hatte die von der Aufklärung, Toleranz und Humanitätsidee geforderte Emancipation der Schule von der Kirche nicht aufzuhalten vermocht. Wie sehr aber den Ultramontanen diese Verdrängung des Klerus von einem Gebiete, das er als sein eigentliches Territorium, als das geeignetste Ackerfeld für seine Saat ansah, gegen den Sinn ging, zeigte sich bei Gelegenheit der Verhandlungen über die von Frankreich abgetretenen Provinzen Elsaß und Deutsch-Lothringen. Um nicht die Eifersucht anderer Staaten und Regierungen zu reizen oder Ansprüche auf eine Theilung des Eroberten hervorzurufen, wurde nicht die Einverleibung in den preußischen Staat beschlossen, sondern ein „Reichsland" Elsaß-Lothringen geschaffen, zunächst als Provisorium unter der Dictatur des Kaisers und Bundesraths, bis der Zeitpunkt gekommen sein würde, daß die neuen Landsleute als vollberechtigte Bürger des deutschen Reichs Aufnahme finden würden. Dieser Zeitpunkt wurde auf den 1. Januar 1873 angesetzt. Bei dieser Gelegenheit erging sich einer der ultramontanen Heißsporne in den heftigsten Ausdrücken gegen den weltlichen Schulzwang, das „unerträglichste Staatsmonopol" und rühmte die Verdienste des Klerus um den Jugendunterricht. Die Angelegenheiten des neuen Reichslandes wurden unter der besonderen Theilnahme des kurz zuvor in den Fürstenstand erhobenen Reichskanzlers Bismarck mit Umsicht und gerechter Würdigung der Lage geordnet, gemäß den Versicherungen der Thronrede, daß Regierung und Volk in dem Entschlusse einig seien, „das rückerworbene Land unter Schonung bewährter Einrichtungen durch eine milde Verwaltung und durch eine freiheitliche Entwickelung

seiner Gesetzgebung zu einem auch innerlich verbundenen Gliede unseres großen Vaterlandes zu machen".

Ultramontane und Altkatholiken. 16. Juni. Auf den Schluß des ersten Reichstags folgte das großartige Siegesfest in Berlin, der Einzug des greisen Heldenkaisers und seines Stabes an der Spitze der heimkehrenden Garden und anderer Heerestheile auf der herrlich geschmückten Triumphstraße mit dem Siegesdenkmale der Germania, ein Schauspiel, das auch in andern deutschen Residenzstädten nachgeahmt, den erhebenden Abschluß des denkwürdigen Jahres bildete. Waren auch viele edle Opfer gefallen, sie hatten mit ihrem Blute dem Vaterland und der deutschen Nation eine neue ruhmvolle Aera geschaffen. Der Händedruck des Königs von Baiern und des
16. Juli 1871. Kronprinzen des deutschen Reichs bei dem Sieges- und Heimkehrfest in München war der symbolische Ausdruck, daß fortan der Süden und der Norden in Freundschaft verbunden sein und die Regierungen in allen großen Anliegen der Nation, in den politischen wie in den religiösen Zeitfragen gleiche Wege wandeln, gleiche Ziele verfolgen wollten. Während in Berlin die seit dreißig Jahren getrennt gewesenen Abtheilungen für evangelische und katholische Kirchensachen im Cultusministerium zu einer einzigen Section für „geistliche Angelegenheiten" ver-
8. Juli. einigt und damit der ultramontanen Partei in Preußen gleichsam ihr „Executionsausschuß" genommen ward: wies in München das Ministerium **Hegnenberg-Lutz** die maßlosen Ansprüche des baierischen Episcopats an den Staat
27. Aug. mit Entschiedenheit zurück und verhieß allen durch kirchlichen Zwang in ihren Gewissen oder in ihrer Lebensstellung Bedrohten den Schutz der Gesetze. Und es war ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß gerade in München die Versamm-
23. 24. Septbr. lung wissenschaftlich hervorragender Männer katholischer Confession statt fand, welche Protest erhoben gegen den „päpstlichen Staatsstreich" im vaticanischen Concil und gegen das Streben der Ultramontanen, das auf „Vernichtung der Nationalitäten und Herstellung einer mechanischen Einheit der Menschheit" gerichtet sei, und zu der Bildung „**altkatholischer**" Gemeinden aufforderten. Die Regierung enthielt sich jeder Parteinahme, sagte aber allen Staatsangehörigen den gleichen Schutz der Gesetze zu und erklärte, daß sie Gemeinden, die sich aus Anhängern der alten katholischen Lehre bilden würden, als vollberechtigte Glieder der katholischen Kirche ansehe. Sie gab also zu erkennen, daß die durch das vaticanische Concil eigenmächtig und einseitig begründete Neuerung im Dogma die bisherige Stellung und das Verhalten des Staats gegenüber den Confessionen nicht ändern könne. Seitdem standen auch in Baiern zwei Parteien einander schlagfertig gegenüber: die liberale, aufgeklärtere Bevölkerung der Städte und der protestantischen Landestheile und die Hierarchie mit der Mehrheit des katholischen Landvolkes und eines aus demselben hervorgegangenen zelotischen Klerus, unterstützt von einer alle Gesetze der Sitte und des Anstandes verletzenden Presse. Der unerwartet rasche Tod des Ministerpräsidenten Graf Hegnenberg führte in München keinen Systemwechsel herbei. Um den ultramon-

tanen Agitationen, welche die Leidenschaften des Volkes gegen diese kirchliche Parteilosigkeit und Duldsamkeit der Staatsregierung aufzureizen suchten, auf dem Rechtswege entgegen treten zu können, wurde im nächsten Reichstag auf Anregung von Baiern dem Strafgesetzbuch ein Zusatz beigefügt, welcher den Octbr. 1871. Mißbrauch des geistlichen Amtes und der Kanzel zu politischen Wühlereien, die den öffentlichen Frieden gefährden, mit Gefängnißstrafe bis zu zwei Jahren bedroht. Den Auslassungen der Klerikalen über solche Beschränkung der „Freiheit" wurde mit Recht entgegengehalten, nicht die Freiheit werde dadurch beschränkt, sondern nur das von der Geistlichkeit usurpirte Vorrecht, ungestraft den öffentlichen Frieden zu stören und Gesetz und Obrigkeit zu schmähen. Seit Jahrzehnten hatte die römische Priesterpolitik die Staatsgewalt zersetzt und lahm gelegt; jetzt wurde man mit Bestürzung gewahr, daß sich die Papstkirche zu einem organisirten Gegenstaat ausgebildet, „der mit tausend und abertausend Polypenarmen den Körper der Gesellschaft umklammert hielt", daß die katholische Weltkirche mit ihrem auswärtigen Oberhaupte und mit ihrer streitfertigen geistlichen Miliz den weltlichen Nationalstaaten die Lebensadern unterbunden habe und jede freie Entwickelung, jeden Ausbau zu einem selbständigen Organismus mit eigener Gesetzeskraft zu verhindern suche. Die Hauptführer dieser hierarchischen Politik gingen aus jenem Orden hervor, der seit drei Jahrhunderten das friedliche Zusammenleben der Confessionen gestört hat, dessen Haupttendenz auf die Begründung einer theokratisch-priesterlichen Weltordnung, auf die Universalherrschaft des Papstes gerichtet war. Es war daher ganz natürlich, daß in allen nationalen und freisinnigen Kreisen katholischen wie protestantischen Bekenntnisses auf Entfernung der Jesuiten aus dem deutschen Reiche gedrungen ward. Die „Gesellschaft Jesu", die auf dem römischen Concil den Ausschlag gegeben, deren Geist die Curie und den Episcopat durchdrungen hatte und beherrschte, war unverträglich mit einem Staatswesen, welches das bürgerliche und gesellschaftliche Leben nach eigenen Gesetzen ordnen, der Freiheit der Gewissen Geltung verschaffen, der wissenschaftlichen Forschung eine Ringbahn und Freistätte gewähren, Vernunft und Intelligenz in die seiner Leitung unterstellte Schule einführen wollte.

Auch im Jahre 1872 hielt die auswärtige Politik des Fürsten Bismarck die angedeuteten Zielpunkte fest im Auge: durch standhaftes Beharren bei den Bestrebungen des Völkerfriedens sollte den andern Regierungen Vertrauen eingeflößt, sollten die Regungen des Neids und der Mißgunst verscheucht, zugleich aber auch durch Verbesserung, Ergänzung und Stärkung der eigenen Wehrkräfte die Ueberzeugung geweckt werden, daß das neue preußisch-deutsche Reich feindliche Angriffe zurückzuweisen im Stande sei; daß es nicht aggressiv vorgehen, aber auch nicht vertrauensselig und unthätig einer ungewissen Zukunft zusteuern wolle. Vor Allem war eine solche Haltung gegenüber Frankreich geboten: während man in Berlin bemüht war, der Versailler Regierung die große Aufgabe

Auswärtige Politik des Reichskanzlers.

der Herstellung des zerrütteten Staatswesens auf alle Weise zu erleichtern, durch Neubesetzung des Botschafterpostens den diplomatischen Verkehr wieder einrichtete, dem Präsidenten der Republik vertrauensvoll entgegenkam und jede billige Ausgleichung förderte, sah man doch nicht gleichgültig zu, wie Frankreich alle seine Kräfte anspannte, um seine Armee in erhöhter Stärke wieder herzustellen, wie es gleich dem deutschen Reich die gesammte Nation zur Wehrpflicht heranzog, seine Artillerie in guten Stand setzte, durch Verbesserung seiner Heeresorganisation die erlittenen Schäden heilte. Bei dem gereizten Geiste des Volks, das den Gedanken an einen Krieg der Rache und Vergeltung sorgfältig pflegte und unterhielt, dessen Haß und feindselige Gesinnung sich bei jeder Gelegenheit kundgab, mußte man auf eine neue Schilderhebung gefaßt sein und Gegenanstalten treffen. Zu dem Ende wurden in Straßburg und Metz neue Festungswerke geschaffen, in allen deutschen Bundesländern die Landwehr nach preußischem Muster eingerichtet, das gesammte Kriegswesen in guten Stand gesetzt. Wie sehr immer im gegnerischen Heerlager über den preußischen „Militarismus" geeifert ward, die Regierungen gedachten des alten Spruches: wer Frieden wolle, müsse zum Kriege gerüstet sein.

Dreikaiser-zusammenkunft in Berlin. Zugleich suchte der Reichskanzler die östlichen Großmächte zu einer freundschaftlichen Haltung zu bewegen und die hie und da noch immer hervortretende ungünstige Stimmung zu verscheuchen oder zu mildern. In Oesterreich sah die deutsche Bevölkerung dem Aufschwung des stammverwandten Reiches mit Sympathie entgegen und die deutsche Presse verfehlte nicht, diese Gesinnung zu erhalten und zu beleben; dagegen wurzelten bei der Aristokratie, in den Kreisen der Klerikalen und Ultramontanen und bei den nichtdeutschen Stämmen die Gefühle des Hasses, des Neides, des Argwohnes zu tief, als daß diese einflußreichen Klassen zu einer ehrlichen Handreichung sich herbeigelassen hätten. Auch in Rußland waren die Empfindungen des Wohlwollens und der Freundschaft nur auf den Kaiserhof und auf wenige Glieder der höheren Gesellschaft beschränkt, die Masse des Volkes, so weit hier ein Verständniß der öffentlichen Dinge einzudringen vermag, und die moskowitische Aristokratie hielten sich kühl in der Ferne. Mit Geflissenheit wurde dort die preußische Eroberungssucht verdächtigt, als ob es auf eine Annectirung der russischen Ostseeprovinzen an das deutsche Reich abgesehen sei. Bei solchen Bestrebungen mußte man in Berlin großen Werth darauf legen, die Welt zu überzeugen, daß wenigstens bei den Herrschern selbst und bei ihren Räthen das beste Einvernehmen bestehe, daß man in Wien wie in St. Petersburg die neugeschaffene Ordnung vertrauensvoll hinnehme und einträchtig die Fortentwickelung und den Aufbau der bestehenden Verhältnisse vor sich gehen lassen wolle. Dieses wichtige Resultat wurde erzielt durch die **Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin**. Es war nicht eine Erneuerung der heiligen Allianz gegen die Völkerfreiheit wie ehedem, als die drei mächtigsten Monarchen, begleitet von ihren Ministern des Auswärtigen, in der Hauptstadt des deutschen

Septbr. 1872.

Reichs sich freundschaftlich begrüßten, sich vertrauensvoll die Hand zu einem persönlichen Eintrachtsbund reichten; es war nur eine öffentliche Kundgebung, daß man die auf Grund des Prager und des Frankfurter Friedens geschaffene neue Ordnung der Dinge in Europa als ein thatsächlich und rechtlich Bestehendes hinnehme, daß somit den Rachegelüsten Frankreichs von keiner Seite Nahrung gegeben werden sollte, daß Rußland nicht darauf ausgehe, die slavischen Völkerschaften an der Donau gegen die Türkei in Schutz zu nehmen und die Agonie des „kranken Mannes am Bosporus" durch eine gewaltsame Lösung der orientalischen Frage zur Entscheidung zu führen. Dieses „herzliche Einverständniß" der Ostmächte konnte also nur als neue Garantie des Friedens gelten. Schon vorher war durch den Besuch des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Italien in Berlin bei Gelegenheit einer Taufe in der preußischen kronprinzlichen Familie Ende Mai 1872. angedeutet worden, daß auch das apenninische Königreich bei dem alten Bunde beharren wolle, ein Zeugniß, das im nächsten Jahr durch die Reise Victor Emanuel's selbst noch bekräftigt worden ist. Damit war ein Keil zwischen die Solidarität der romanischen Völker hineingetrieben. Mit großem Verdruß sprach der Papst von dem „Areopag", in welchem „manches Glied ein erklärter Feind der katholischen Kirche sei." Auch in den skandinavischen Reichen wurde die Stimmung zu Deutschland eine günstigere, als nach dem Tode Karl's XV. (18. September 1872) sein Bruder Oskar II. den Thron bestieg. Nach seiner feierlichen Krönung in Stockholm und Drontheim stattete der Kronprinz des 12. Mai u. 18. Juli 1873. deutschen Reichs mit großem Gefolge dem neuen König einen Besuch ab und wurde vom Hofe und von der Bevölkerung mit der höchsten Auszeichnung empfangen. Die Rückreise machte er über Kopenhagen und wußte auch dort freundlichere Gesinnung zu erzeugen. Seitdem vernarbten die Wunden, die der dänische Krieg geschlagen, mehr und mehr und auch an der Nord- und Ostsee wurden die Gemüther versöhnlicher und fanden sich in die neue Lage der Dinge.

Diese Friedensstellung nach Außen gab dem Reichskanzler die Möglichkeit, Die Reichseinheit und ihre Gegner. den Ausbau des deutschen Bundesstaates durch gesetzgeberische Arbeiten im Sinne der Einheit zu fördern. Das Gewicht, das er zugleich als Präsident des preußischen Staatsministeriums einlegen konnte, machte es ihm möglich, die Reichsverfassung von manchen Mängeln zu befreien und die Idee eines Gesammtstaats, worin die Einzelstaaten mit bestimmten Rechten und selbstthätigem Verfassungsleben sich dem Ganzen organisch einfügen sollten, ihrer Verwirklichung mehr und mehr entgegenzuführen. Daß er sich dabei auf die Mitwirkung des größten und mächtigsten deutschen Staates stützen konnte, setzte ihn in Stand, ohne andere Mitarbeiter als die Räthe des Reichskanzleramtes und dessen Präsidenten Delbrück die unermeßliche Last der Geschäfte, für welche die ganze Verantwortlichkeit ihm allein zufiel, auf seine Schultern zu nehmen. Und wie viele Hindernisse waren dabei zu überwinden! Die Regierungsbevollmächtigten im Bundesrath suchten den Particularstaaten möglichst viel Selbständigkeit zu retten:

manche, wie Baiern und Würtemberg, hatten sich gewisse „Reservatrechte" ausbedungen und hielten zähe an ihren „berechtigten Eigenthümlichkeiten" fest; gar manche Zumuthungen im Geiste des alten Frankfurter Bundestags tauchten auf, und wenn sie gleich meistens nicht durchgeführt werden konnten, so mußten doch die Glieder des Bundesrathes in Berlin häufig genug auf dynastische und particularistische Wünsche und Regungen bei Abstimmungen Rücksicht nehmen. Daß der Reichskanzler auf alle Weise bedacht war, die Fürsten und Landesregierungen, die bei der Gründung des Reiches manche empfindliche Opfer zu bringen hatten, durch rechtzeitige Schonung, durch kluges Nachgeben für die neue Ordnung zu gewinnen, nicht durch Ueberspannung des Bogens die Empfindlichkeit und Eifersucht zu reizen, zeugt von seinem großen staatsmännischen Geschick. Denn nur durch das einträchtige Zusammenwirken der in dem Reichskanzler verkörperten Regierung des Kaisers mit den Regierungen der Einzelstaaten und mit dem Reichstag war es möglich, die Grundlagen des Reichs immer tiefer in seinem natürlichen Boden zu befestigen und das darauf errichtete Gebäude weiter auszubilden durch ergänzende Gesetze, durch gleichförmige Einrichtungen, durch Uebertragung der Einzelrechte und Einzelgewalten auf die Gesammtheit, durch Umwandlung oder Einfügung der Einzelorgane in Reichsorgane. Im Reichsheer, in der Reichsmarine, in den Reichsgesandtschaften stand die neue Schöpfung dem Auslande gegenüber als ein Ganzes da; und mehr und mehr suchte man auch die inneren Verkehrsanstalten, Post- und Eisenbahnwesen, Telegraphenverwaltung, Münz- und Bankwesen u. A. in Uebereinstimmung zu setzen. Dank der nationalen Strömung nach Einheit, die alle Stämme und Stände durchzog, vermochten die Absonderungsgelüste und Zerbröckelungstendenzen den Gang der naturgemäßen Entwickelung zu einem kräftigen Bundesstaat nicht aufzuhalten. Auch die sogenannte Itio in partes, wonach bei einzelnen Abstimmungen im Reichstag die Vertreter derjenigen Bundesstaaten, die kraft ihrer „Reservatrechte" von den zu fassenden Beschlüssen nicht berührt wurden, sich der Stimme zu enthalten hätten, fiel diesen Einheitsbestrebungen der Nation zum Opfer. Aber wie viele Mühe kostete es, bis ein für das ganze Reich gültiges Militärstrafgesetz zu Stande kam und auf welchen Widerstand stieß besonders in den Mittelstaaten, den Königreichen Baiern, Sachsen, Würtemberg, der Antrag des Abgeordneten Lasker, die Competenz des Reichs auf das gesammte bürgerliche Recht auszudehnen, d. h. ein gemeinsames Reichsgesetzbuch für das Civilrecht zu schaffen, dem dann auch naturgemäß ein oberstes Reichsgericht folgen würde! Und daß schließlich der Antrag dennoch bei dem Bundesrath durchdrang (December 1873), war ein glänzender Beweis von der fortschreitenden Macht der nationalen Idee. Sogar im preußischen Ministerium gab es „zwei Seelen", die der Präsident nicht immer zu vereinigen vermochte.
Jan. 1872. Selbst als endlich der Cultusminister Mühler entlassen wurde und Adalbert Falk aus Schlesien an seine Stelle trat, war der innere Zwiespalt nicht geho-

ben. Sah sich doch gegen Ende des Jahres Bismarck veranlaßt, das Präsidium auf einige Zeit niederzulegen, welches dann der Kriegsminister Roon als Alterspräsident übernahm, und nur die Leitung des Auswärtigen beizubehalten.

Um so fester konnte sich der Reichskanzler auf die Vertreter der deutschen Nation, auf den Reichstag stützen, in welchem die „national-liberale" Partei die zahlreichste war. Gestützt auf die Volksvertretung unternahm er den Kampf gegen die andere romanische Macht, die am Tage der französischen Kriegserklärung auch ihrerseits durch das Dogma von der päpstlichen Infallibilität eine Kriegserklärung erlassen hatte gegen Alles, was sich nicht der Autorität des römischen Oberhirten unbedingt unterwerfen, nicht in stummer Hingebung das „Opfer des Intellects" bringen wollte. Durch den romantischen Sinn König Friedrich Wilhelm's IV. und durch die hochkirchlichen und hochconservativen Tendenzen der Hof- und Regierungskreise gegenüber dem liberalen und radicalen Zeitgeist war es dahin gekommen, daß in der preußischen Monarchie die katholische Kirche auf ihrem Gebiete fast unbeschränkt schalten und walten konnte, daß der Klerus von den Gesetzen des Staats und von den Rechten und Befugnissen der Regierung sich in höherem Grade emancipirte als in den katholischen Ländern, daß über ganz Norddeutschland bis nach Berlin hinein eine Menge von Klöstern, Orden, Congregationen sich bildete, vermehrte und in voller Freiheit und Selbstständigkeit entwickelte. Ja die Heißblütigen in der römischen Propaganda gaben sich der Hoffnung hin, der Protestantismus werde mit der Zeit in seinen festesten Lagerstätten überwunden werden, in Brandenburg und Pommern werde der Romanismus seine siegreiche Entscheidungsschlacht schlagen. In Rom und in manchem deutschen Bisthum betrachtete man die nichtkatholischen Confessionsverwandten als zerstreute, in der Irre wandernde Schafe, die der Obhut und Fürsorge des rechtmäßigen Hirten nicht entzogen werden könnten. Dieser „Staat im Staate", diese hierarchische Priestermacht, welche den Staatsgesetzen nur in so weit Folge leistete, als sie den höheren Geboten der Kirche sich ein- und unterordnen ließen, den Eid der Treue und des Gehorsams gegen jede weltliche Obrigkeit nur mit Vorbehalt und bedingungsweise leisten wollte und sich in jedem kritischen Falle hinter den Spruch flüchtete, „man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen"; dieses fremdartige Element konnte in dem paritätischen Reich keine Aufnahme finden, sollte nicht der Keim der Zersetzung und Auflösung in die neue Schöpfung gepflanzt werden: die Kirchenbeamten durften so wenig wie die Staatsbeamten den Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit an Bedingungen knüpfen, den Treueid gegen den Kaiser und jeden weltlichen Souverän dem geistlichen Eide nachsetzen, der sie an ein fremdes Oberhaupt band; der mittelalterigen Vorstellung, daß der Staat zur Kirche, wie der Mond zur Sonne sich verhalte, konnte in dem modernen Staat, der alle Lebenskräfte und Lebensäußerungen in sein Bereich zieht, keine Stätte gegönnt werden, die alte bildliche Auffassung von beiden Gewalten keine reale Geltung mehr beanspruchen.

Staat und Kirche.

Der Culturkampf.

Dazu kam noch, daß der päpstliche Hof und die gesammte Hierarchie Partei nahmen für die beiden katholischen Mächte, welche dem preußisch-deutschen Schwert erlegen waren, daß die ultramontanen Preßorgane, die aller Orten und Enden aufschossen, zum Theil unter täuschenden Namen und Ehrenschilden wie „Germania“, „Deutsche Reichszeitung“, „Vaterland“ u. a. ihre feindlichen Tendenzen verhüllt, für alle Gegner des Reichs eintraten und die Flamme des Hasses gegen Preußen und Deutschland zu einem „Krieg der Rache“ schürten. Der Reichsregierung ward somit die Waffe der Nothwehr in die Hand gezwungen, und da der Kampf um die Erhaltung aller der Güter war, welche die Seele des modernen Staats ausmachen, der Freiheit der Wissenschaft, der Lehre, des geistigen Lebens, so gestaltete sich der Kampf zu einem wahren „Culturkampf“. Es handelte sich um das hohe Prinzip, ob die Anschauungen und Wahrheiten, welche der forschende Geist und die Wissenschaft seit Jahrhunderten errungen haben, Geltung und Bestand behalten, oder ob wie im Mittelalter die ganze Welt des Glaubens und Wissens der Autorität der Kirche unterworfen sein, nur durch das päpstliche Gepräge als Wahrheit erscheinen sollte. Und bei diesem Kampfe hatte das Reich auch zugleich das formale Recht auf seiner Seite; denn die durch das vaticanische Concil veränderte Kirche war nicht mehr dieselbe, mit welcher vordem die Regierungen ihre Verträge und Concordate geschlossen. Und wie sehr auch der in Demuth und Servilität sich beugende Episcopat und seine Satelliten in der Presse und auf der Kanzel zu beweisen suchten, daß die Aufstellung eines neuen Glaubenssatzes ausschließlich eine innere Angelegenheit der Kirche sei, die den Staat nicht angehe; der Aufschrei des Gewissens, der allenthalben ertönte und den Schutz des Staates gegen die Tyrannei der neuen Glaubensrichter anrief, bewies, daß diese Beschlüsse tief in das Fleisch der gesammten katholischen Welt eingedrungen. Und sollte die weltliche Obrigkeit diese Hülfeflehenden, die ja doch auch Glieder des Staates waren und zum Theil sehr edle Glieder, von ihren Thüren weisen, weil sie dem Zwang und den Verführungskünsten der jesuitischen Zeloten sich nicht fügen wollten? Und sollte der Staat verpflichtet sein, gegenüber einer Religionsgenossenschaft, die auch abgesehen vom Glauben, in ihrer Verfassung, in ihren organischen Einrichtungen eine andere geworden war, die alte Stellung zu bewahren? Sollte er gehalten sein, einen kirchlichen Organismus, der soeben unter seinen Augen durch so profane Mittel und egoistische Triebfedern eine so wesentliche Umgestaltung erlitten, der das Landesepiscopat zu einem willenlosen Werkzeug der päpstlichen Kirchenpolitik herabgesetzt hatte, als göttliche Institution, als Werk des Heiligen Geistes anzusehen und zu behandeln? Mochte er immerhin den Glaubensinhalt als ein der Kirche selbst gehörendes Gebiet anerkennen und sich jeder Einmischung enthalten, so konnte er doch die körperliche Form, den hierarchischen Ausbau nur als Menschenwerk gelten lassen. Es war der höchste Triumph des jesuitischen Prinzips, daß das ganze Kirchensystem nach Inhalt und Form, der innere und äußere Organismus durch das Dogma von der lehram-

lichen Unfehlbarkeit und absoluten Gewalt des Papstes als göttliche Anordnung aufgestellt und daß diese Lehre allen Gläubigen als unantastbarer Glaubenssatz befohlen ward. So konnte man dem unwissenden und abergläubischen Volke die gerechte Nothwehr des Staats gegen hierarchische Eingriffe in sein Gebiet als Religionsverfolgung hinstellen und eine Begriffsverwirrung in Scene setzen, unter deren Hülle alle Leidenschaften, alle Sophisterei und Gleißnerei, alle Geister des Fanatismus, der Parteiwuth, der Lästerung und Verleumdung sich herumtummelten. Es wurde von den Vorfechtern des Ultramontanismus als christenfeindliches Trachten hingestellt, wenn die Staatsgewalten verlangten, daß die Kirche sich auf ihre rein religiöse Aufgabe beschränke, ihre weltlichen Ansprüche fahren lasse, den modernen Staat in der Verfolgung seiner ethischen Zwecke nicht hemme oder bekämpfe, der freien Wissenschaft nicht die Lebensadern unterbinde; wenn sie die Aufsicht über Schule und Unterrichtswesen den Geistlichen abnahmen und ihren eigenen Behörden übertrugen; wenn sie die Eheschließung zu einem Staatsakt erheben und von der geistlichen Einwirkung und Ueberwachung befreien wollten; wenn sie für die wissenschaftliche Erziehung und Bildung der anzustellenden Geistlichen Bürgschaften verlangten und nicht dulden wollten, daß der Klerus selbst die Erziehung der künftigen Priester besorge und durch Abschließung seiner Lehranstalten die moderne Wissenschaft fern halte, daß die zum geistlichen Stande sich vorbereitende Jugend ganz in den jesuitisch-hierarchischen Vorstellungskreisen herangebildet werde.

In dem Streben, die Grenzen zwischen Staat und Kirche genauer zu bestimmen, jeder der beiden Mächte das zuständige Gebiet zuzuweisen und die Uebergriffe der geistlichen Gewalt auf die staatlichen Ordnungen abzuschneiden, ging das Königreich Preußen mit dem deutschen Reich Hand in Hand. Nachdem durch den Wechsel im Cultusministerium der Weg für zeitgemäße Reformen geöffnet und in dem Minister Falk ein energischer, kühner und zielbewußter Staatsmann für das große Werk der Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche gefunden war, wurde nach heftigem Widerstande von Seiten der ultramontanen Kirchen- und Fractionsmänner ein Schulaufsichtsgesetz zu Stande gebracht, welches das Schul- und Unterrichtswesen dem Staate vollständig zuwies, die bisherige Abhängigkeit der Volksschule von der Kirche beseitigte, dabei jedoch die Beihülfe und Mitwirkung der letzteren für den Religionsunterricht und für die ganze sittliche Erziehung der Jugend in Anspruch nahm und gesetzlich ordnete. Bei dieser Reformthätigkeit erfuhr die preußische Regierung den heftigsten Widerspruch von Seiten der ganzen ultramontanen, besonders auch der polnischen Bevölkerung des Königreichs. Obwohl der preußische Theil der ehemaligen Republik Polen unter seinen Nationsgenossen sich weitaus in der günstigsten Lage befindet, so stehen dennoch die Polen theils durch den übermächtigen Einfluß ihrer Geistlichkeit, theils aus nationalem Vorurtheil gegen das mehr und mehr vordringende germanische Element stets in der Oppo-

Das Schulaufsichtsgesetz.

13. Febr. 1872.

sition zur preußischen Herrschaft, der sie doch diese günstigere Lage in ihren Lebensverhältnissen wie in ihrer Cultur vorzugsweise zu danken haben. Aus nationaler Antipathie wehren sie sich gegen die Einführung des deutschen Sprachunterrichts in ihren Schulen und aus katholischem Religionseifer begünstigen sie die geistliche Herrschaft. Nationale und religiöse Leidenschaften wirkten somit gemeinschaftlich auf das reizbare Gemüth und die mangelhafte Verstandesbildung des von dem polnischen Klerus geleiteten Volkes in Posen und polnisch Schlesien, um einen nachhaltigen Widerstand gegen die preußische Gesetzgebung und Verwaltung in Scene zu setzen. Die Schule sollte unter der Aufsicht und Leitung der Kirche verharren, damit durch den klerikalen Einfluß das Volk in der bisherigen Unwissenheit und geistigen Beschränktheit gehalten würde und die deutsche Sprache und Aufklärung fern bliebe. Wie im Abgeordnetenhause so stieß auch im Herrenhause die Gesetzesvorlage auf den geschlossenen Widerstand der Ultramontanen, denen alle Rückschrittsmänner, die kirchlichen und politischen Ultras beider Confessionen, feudale Junker und orthodoxe Hochkirchliche zur Seite standen. Es
8. März 1872. bedurfte der ganzen persönlichen Energie der Minister Bismarck und Falk, um auch hier das Schulaufsichtsgesetz zur Annahme zu bringen. Bald darauf hielten die preußischen Bischöfe in Fulda „am Grabe des Heil. Bonifacius" eine der Versammlungen, auf denen die Parole für die Gesammthaltung des Episcopats festgesetzt zu werden pflegt. Gegen Erwarten faßten sie den Beschluß, sich dem neuen Gesetze zu fügen und „auch zu Gunsten der im Prinzipe von der Kirche losgerissenen Volksschule ihre Pflichten treu zu erfüllen".

Zurückweisung des Cardinals Hohenlohe.

In Berlin glaubte man darin eine versöhnlichere Stimmung erkennen zu dürfen; man wollte daher versuchen, mit Rom und dadurch mit den Häuptern der katholischen Kirche Deutschlands die alten Verbindungen zu erhalten, um durch Verständigung zu einem Ausgleich, zu einem modus vivendi zu gelangen. Lag ja doch dem frommen Kaiser nichts ferner, als die katholische Kirche in ihrer Rechtsstellung oder in irgend einer mit dem Glauben und der Religion zusammenhängenden Frage zu beeinträchtigen. Als daher durch die Versetzung des bisherigen Gesandten Arnim nach Paris die Stelle eines Diplomaten bei dem päpstlichen Stuhl in Erledigung kam, beschloß man, einen hochgestellten Kleriker, der sich in früherer Zeit der Gunst des Heil. Vaters zu erfreuen gehabt, der bei dem Concil mitgewirkt und erst nach der Beendigung desselben nach Deutschland zurückgekehrt war, den Cardinal **Hohenlohe**, als Vertreter des Kaisers und Reichs nach Rom zu senden. Allein kaum wurde diese Absicht im Vatican bekannt, so erfolgte eine Zurückweisung. Hohenlohe theilte nicht die Ansichten und Tendenzen der den Papst beherrschenden Jesuitenpartei; die Haltung seines Bruders, des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, als Präsident des baierischen Ministeriums warf in den Augen der papistischen Hochkirchenmänner einen Schatten auf das ganze Geschlecht; daß sich der Cardinal vom Vatican längere Zeit fern gehalten und auch unter dem Purpur seine deutsch-nationale Gesinnung bewahrte, wurde ihm nicht verziehen. Der

Papst weigerte sich daher, Hohenlohe als Gesandten in Rom zu empfangen, eine persönliche Beleidigung gegen den Kaiser. Schon damals wurde im Reichstag der Antrag gestellt, die Ausgabe für das Gesandtenamt bei dem Papste im Budget zu streichen, da die Curie damit ihre Kriegserklärung abgegeben; allein Fürst Bismarck, der die Brücke einer Verständigung nicht vollständig hinter sich abbrechen wollte, verhinderte den Beschluß und empfahl den Weg der Gesetzgebung als das rathsamste Mittel zur Beseitigung des Conflictes zwischen Staat und Kirche. Bei dieser Gelegenheit war es, wo er den denkwürdigen Ausspruch that: „nach Canossa gehen wir nicht, weder in kirchlicher noch politischer Beziehung", und der Centrumspartei den Standpunkt der Regierung klar machte, indem er versicherte, die volle Souveränetät des Staats müsse gewahrt werden gegen alle unberechtigten Ansprüche und die Gesetze müßten Gültigkeit haben für Jedermann; wer sie als für ihn nicht vorhanden ansehe, der stelle sich außerhalb der Gesetze und sage sich los vom Staate. Die Souveränetät könne nur eine einheitliche sein. 2. Mai 1872.

Um dieselbe Zeit erließ Bismarck eine Circulardepesche über die Haltung, welche den Regierungen bei einer künftigen Papstwahl in Folge der veränderten Stellung des Pontificats durch das vaticanische Concil geboten sein dürfte. Denn durch die neue Jurisdiction sei der Papst in die Lage gekommen, in jeder einzelnen Diöcese die bischöflichen Rechte in die Hand zu nehmen und die päpstliche Gewalt der landesbischöflichen zu substituiren; die bischöfliche Jurisdiction sei in der päpstlichen aufgegangen; der Papst sei im Prinzip an die Stelle jedes einzelnen Bischofs getreten, die Bischöfe seien nur seine Werkzeuge, seine Beamten ohne eigene Verantwortlichkeit, sie seien den Regierungen gegenüber Beamten eines fremden, vermöge seiner Unfehlbarkeit absoluten Souverains geworden; daher hätten auch die Regierungen ein wohlbegründetes Recht, sich um die künftige Papstwahl zu kümmern und Stellung zu derselben zu nehmen. Als diese Depesche in der Folge bei Gelegenheit des Arnim'schen Prozesses in die Oeffentlichkeit drang, gab der deutsche Episcopat eine Collectiverklärung gegen die Darlegung des Reichskanzlers ab (Januar 1875); aber wenn sie auch das Verhältniß mit „etwas andern Worten" ausdrückten, die Hauptsache, daß die Bischöfe der römischen Curie willenlos zu gehorchen hätten, wurde durch ihre sophistischen Deutungen und durch ihre kecke Behauptung, die Infallibilität sei eine alte Lehre der Kirche, nicht geändert. Hatten sie doch selbst vor dem Concil ein solches Dogma für eine jesuitische Schulmeinung erklärt, die nicht in der kirchlichen Tradition wurzele und unmöglich zum Glaubenssatz erhoben werden könne, und nun sollte es auf einmal eine göttliche Wahrheit geworden sein? Und wenn sie bemerkten, daß über die Gültigkeit einer Papstwahl lediglich die Autorität der Kirche zu entscheiden habe, so konnte entgegnet werden, daß die Anerkennung eben so unbedingt Sache der Regierungen sei. Bismarck'sche Circulardepesche. 14. Mai 1872.

Wie sehr diese Auffassung und das entschiedene Auftreten des Fürsten Bismarck im Sinne der Mehrheit des deutschen Volkes war, trat bald zu Tage, als Das Jesuitengesetz.

von allen Seiten Petitionen an den Reichstag gelangten, daß dem Treiben des Jesuitenordens, welcher das neue Dogma von der Allgewalt und Infallibilität des Papstes mit allen Mitteln zur Geltung zu bringen suchte, durch die Gesetzgebung ein Damm entgegengeworfen werden möchte; daß man gegen diesen Generalstab der „streitenden Kirche", welcher seit den Tagen seiner Gründung das friedliche Zusammenleben der Confessionen zu stören beflissen sei, einen energischen Schlag führe. Und so wurde denn trotz aller Gegenbemühungen der Cen-
15. 16. Mai 1872. trumsfraction der Antrag angenommen, die verbündeten Regierungen möchten einen Gesetzentwurf vorlegen, „welcher auf Grund des Artikels 4 der Reichsverfassung die rechtliche Stellung der religiösen Orden, Congregationen und Genossenschaften, die Frage ihrer Zulassung und deren Bedingungen regele, so wie die staatsgefährliche Thätigkeit derselben, namentlich der Gesellschaft Jesu, unter Strafe stelle." Nach längeren Verhandlungen mit dem Bundesrath kam denn
5. Juli. auch ein Gesetz zu Stande und erhielt die Bestätigung des Kaisers, kraft dessen alle Jesuitenniederlassungen bei Ablauf des Jahres geschlossen und aufgehoben, die Mitglieder der Gesellschaft aus Deutschland ausgewiesen und der Thätigkeit des Ordens in jeder Form und Gestalt innerhalb des deutschen Reichs ein Ende gemacht werden sollte. Es herrschte dabei vor Allem der Zweck vor, den jesuitischen Lehranstalten, die unabhängig vom Staat die Jugend in einseitig kirchlichem Geiste erzogen und mit Fanatismus füllten, ihre Thätigkeit für die Zukunft abzuschneiden. Die Ausführung dieses Gesetzes in Preußen, Baiern, Hessen war die Antwort des Staats auf die Veröffentlichung der vaticanischen Decrete von Seiten der Bischöfe ohne Erlaubniß und zum Theil wider das ausdrückliche Verbot der Regierungen mit Androhung der Excommunication und anderer Gewaltmittel gegen alle Ungehorsamen. Binnen Jahresfrist waren die zahlreichen Niederlassungen des Ordens innerhalb des ganzen Gebiets des deutschen Reichs aufgehoben und die Glieder desselben genöthigt, außerhalb Deutschlands ein neues Feld ihrer Thätigkeit zu suchen.

Regierungsgewalt und bischöfliche Excommunicationen. Indem der Staat die eifrigsten Diener und Werkzeuge der päpstlichen Allgewalt über die Grenzen wies, zeigte er den festen Willen, innerhalb seines Bereiches keinen Organismus zu dulden, der seine Gebote und Verhaltungsregeln von einer fremden Autorität, von einer andern Souveränetät als Kaiser und Reich empfange: es war die Kriegserklärung des modernen Staats gegen das mittelalterige Papalsystem. Der Geistlichkeit sollte fühlbar gemacht werden, daß man nicht zweien Herren zugleich dienen könne; daß die Souveränetät des Gesetzes für alle Staatsangehörigen gleiche Kraft und Geltung haben müsse. Die Kirche dagegen in ihren hierarchischen Gewalten bestand auch ihrerseits auf ihrer Autorität über alle Gläubigen, verlangte auch für ihre Gesetze unbedingten Gehorsam. Wer diesen versage, sollte als ein ungesundes Glied von der religiösen Gemeinschaft ausgeschlossen werden und nicht blos der kirchlichen Gnadenmittel verlustig gehen, sondern auch aller der Rechte und Vortheile, welche den An-

gehörigen der Kirche gesetzmäßig zuerkannt waren. Es waren prinzipielle Gegensätze, die nicht verfehlen konnten, in ihren praktischen Folgen hart an einander zu gerathen. Die Bischöfe sprachen Excommunicationen aus und verlangten, daß auch die Regierung die Gebannten von den Stellen entferne, die der Staat ihnen übertragen. Allenthalben organisirten die Klerikalen einen energischen Widerstand gegen den Staat. Der Erzbischof Paulus Melchers von Köln belegte vier Professoren der katholischen Theologie in Bonn, weil sie den vaticanischen Decreten den Gehorsam versagten, mit der Excommunication und verbot den angehenden Geistlichen seiner Diöcese den Besuch ihrer Vorlesungen; das Cultusministerium konnte nicht zugeben, daß die von ihm Angestellten in ihrer Stellung beeinträchtigt würden, und beließ sie im Amte. Als in Köln der altkatholische Prediger Tangermann in der dem Staate gehörigen Pantaleonskirche Gottesdienst abhielt, untersagte der katholische Feldpropst, Bischof Namszanowski, dem Divisionspfarrer Lünnemann eigenmächtig jede weitere Cultushandlung in dem seit vielen Jahren als Garnisonskirche gebrauchten Gotteshause. Als er einer Weisung von Rom folgend von seinem Widerstand gegen die Militärgesetze nicht abließ, wurde er seines Amtes enthoben. Bischof Krementz von Ermeland hatte über zwei altkatholische Priester, Michelis und Wollmann, die Excommunication ausgesprochen, obwohl das preußische Landrecht ein solches Vorgehen ausdrücklich untersagte. Als das Cultusministerium ihn zur Zurücknahme aufforderte, erklärte er, daß er den Gesetzen des Staates trotz seines Eides nur insoweit gehorchen werde, als dieselben nicht canonischen oder kirchlichen Gesetzen und Anordnungen widersprächen, und wandte sich dann persönlich an den König, ein Verfahren, das bald auch von Andern versucht ward. Bei Gelegenheit der Jubelfeier der Vereinigung Westpreußens mit der Monarchie suchte der Bischof um eine Audienz nach: er erhielt jedoch den Bescheid, Seine Majestät werde ihn erst empfangen, wenn er seine bedingungslose Unterwerfung unter die Gesetze des Staats erkläre. Wollmann blieb Religionslehrer am Gymnasium zu Braunsberg. Dem im Widerstand beharrenden Prälaten wurden die Temporalien eingehalten und diese Maßregel von den Gerichten bestätigt. Auch in München holte der Erzbischof aus der Rüstkammer die alten Waffen hervor, indem er über Döllinger, Friedrich und alle Altkatholiken den Bannfluch aussprach.

13. Septbr. 1872.

Ultramontane Agitation und Gegenwehr.

Die Hierarchie zog mit allen ihren Streitkräften ins Feld; die Disciplin, die man im Heerlager des Gegners zu lockern und zu durchbrechen gedachte, wurde im eigenen Heere strenge festgehalten: der deutsche Episcopat stand wie Ein Mann zur Fahne des Papstthums; die Stimmen der Opposition, die sich vor und auf dem Concil hervorgewagt, wurden zum Schweigen gebracht; alle kirchlichen Würdenträger beugten sich in stummer Resignation unter das Commandowort des jesuitischen Papstthums. Auf wiederholten Versammlungen am Grabe des „Apostels der Deutschen" in Fulda wurde bei jeder neuen Wendung

der Kriegsplan entworfen: man suchte durch unmittelbare Vorstellungen am Throne das Herz des Kaisers zu erschüttern, den jugendlichen König von Baiern zum Einschreiten gegen sein Ministerium zu bewegen. Die katholische Welt wurde in Schriften und Reden mit Schmähungen gegen den gottlosen Zeitgeist, mit Klageliedern über die Drangsale der Kirche und ihrer Bekenner erfüllt. Salbungsvolle Hirtenbriefe und geistliche Ansprachen in den langathmigen Phrasen eines veralteten „Curialstils“ bildeten einen eigenthümlichen Contrast zu der offenen präcisen Sprache des Reichskanzlers. Es wurden Mittel und Wege gewählt, die einen revolutionären Beigeschmack hatten. Erzbischof Ledochowski von Posen, von nationalem und religiösem Haß gegen Preußen erfüllt, wurde vom Papst zum „Primas von Polen“ ernannt und in dem römischen Kalender unter den regierenden Fürsten aufgeführt als Stellvertreter der polnischen Könige. Aus allen Anzeichen ging hervor, daß Rom den alten Kampf gegen Deutschland zu erneuern gedenke. In einer Ansprache an die Deputation eines katholischen deutschen Vereins schloß Pius IX. eine seiner Klagreden über die „Verfolgung der Katholiken“ mit den Worten: „Seien Sie vertrauend und einig; denn irgend ein Stein wird von der Höhe herabfallen und den Fuß des Kolosses zertrümmern“. Wie freute man sich in Paris über die ultramontane Bundesgenossenschaft, welche der französischen „Revanche“ eine so nachdrückliche Unterstützung in Aussicht stellte! Aber wie hoch man immer die Macht einer mehr als tausendjährigen, auf die höchsten Anliegen der Menschheit gerichteten Institution anschlagen mag; sie steht jetzt Gewalten gegenüber, die ihr einen ganz andern Widerstand zu leisten vermögen, als einst die Gegner im Mittelalter, dem modernen Zeitgeist mit seinen durch Wissenschaft und Erfahrung errungenen Wahrheiten und dem preußischen auf monarchische Autorität und nationale Wehrkraft aufgebauten Rechtsstaat, der aus kleinen Anfängen unter Kämpfen und Nöthen emporgewachsen, seine mühsam erworbene Machtstellung um seiner Selbsterhaltung willen zu behaupten suchen muß. Und daß man in Berlin diese Nothwendigkeit erkannt habe und entschlossen sei, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern das begonnene Werk hinauszuführen, dafür zeugten die Vorbereitungen zu einer Reihe neuer Gesetze und Reformen von tiefeingreifender Wirkung. Die fromme religiöse Gesinnung des Monarchen, der die treue Erfüllung seiner Regentenpflichten stets in erste Linie stellte, war Bürgschaft, daß, indem man dem Kaiser zu geben suchte, was des Kaisers ist, man auch nie versäumen werde, Gott zu geben, was Gottes ist. Auf Grund einer vom Cultusminister veranstalteten Conferenz von Kirchenrechtslehrern und andern Fachmännern wurden von der Regierung Gesetzesvorlagen für den preußischen Landtag in Angriff genommen, welche das Grenzgebiet zwischen Staat und Kirche genauer bestimmen und die gegenseitigen Rechte feststellen sollten. Dieselben betrafen den gesetzlichen Austritt aus der Kirche, die kirchlichen Straf- und Zuchtmittel, die Vorbildung der künftigen Seelsorger und die Einsetzung eines obersten Gerichtshofes für kirch-

liche Angelegenheiten. Außerdem wurde die Einführung der obligatorischen Civilehe und der staatlichen Standesbücher, so wie die Bildung von katholischen Kirchengemeinden mit bestimmten Rechten bezüglich der Verwaltung des Kirchenvermögens ins Auge gefaßt. Das Jahr ging vorüber, ehe diese Vorarbeiten beendigt und dem Landtage vorgelegt werden konnten. Aber aus ihnen gingen in der Folge die berühmten „Maigesetze" hervor.

Der „Pairsschub" im Herrenhaus.

Und nicht blos gegen die römische Hierarchie hatte die preußische Regierung ihre Autorität festzustellen; auch im eigenen Lande regten sich noch manche Widerstandskräfte, welche das Königreich bei den alten Ordnungen und Gewohnheiten zu erhalten, es von der Bahn des Fortschritts abzulenken suchten. Wollte Preußen seiner neuen Aufgabe genügen, das leitende Haupt in dem Staatenbund des neuen Reichs sein und bleiben, so mußte es trachten, wie in den Heeres- und Kriegsangelegenheiten, so auch in dem ganzen Staatsleben sich auf der Höhe der Zeit zu halten, in keinem Zweige, sei es der Verwaltung, sei es des Gerichts- oder Unterrichtswesens, hinter einem andern Bundesstaate zurückzustehen. Nun hatten sich aber in der preußischen Monarchie aus der Vergangenheit noch viele feudale Elemente und veraltete Einrichtungen erhalten, welche für den modernen Staat nicht mehr geeignet waren. Es ist aus den früheren Blättern bekannt genug, wie sehr der kleinere Grundadel, mit dem landläufigen Namen „Junker" bezeichnet, der fortschreitenden Entwickelung des öffentlichen Lebens in Staat und Kirche grundsätzlich widerstrebte, jede Reform, welche die Gleichberechtigung und Gleichstellung der Stände, die Selbstregierung der Staats- und Gemeindebürger, die Rechte der Volksvertreter zu begründen oder zu fördern beabsichtigte, zu hintertreiben bemüht war. Früher einflußreich als „die kleine, aber mächtige Partei", konnten sich diese Kreise in die neuen Verhältnisse, in die höheren Aufgaben des preußischen Staats nicht zurechtfinden. Dem „Königthum von Gottes Gnaden" in Loyalität ergeben, bereit „mit Gott für König und Vaterland" auf dem Schlachtfelde ihr Leben einzusetzen, betrachteten sich die „Junker" als die Stützen und Wächter des Throns und suchten die constitutionellen Formen, die rechtlichen Beschränkungen eines auf Vereinbarung zwischen Herrscher und Beherrschten beruhenden Rechtsstaats von der Monarchie fern zu halten oder in ihrer Entwicklung zu hemmen. Ihre Anschauungen bewegten sich in Begriffen und Gedankenkreisen, die für die gegenwärtige Lage und Aufgabe Preußens zu enge und abgeschlossen waren; von den Ministern Bismarck und Eulenburg, die früher zu ihnen gezählt wurden, hatten sie sich losgesagt; sie standen dem modernen Staate und dem allgemeinen Zeitbewußtsein nicht minder schroff gegenüber als die Ultramontanen. Wenn auch bei der Regierung wenig betheiligt, hatte der grundherrliche Adel durch seinen Sitz im Herrenhause auf das Staatsleben immer noch einen nicht unbedeutenden Einfluß und er wußte stets im rechten Momente seine Kräfte geltend zu machen, um Reformen entgegenzutreten, welche seine überlieferten Vorrechte, seine patriarchalische Stellung

gegenüber den Bauernschaften und Gemeinden zu mindern drohten. Nun beabsichtigte die Regierung, die östlichen Provinzen des Königreichs, wo diese Reste der Feudalzeit, diese privilegirte, patriarchalische Ausnahmsstellung des grundherrlichen Landadels und die bureaukratische Bevormundung noch am meisten in Geltung bestanden, im Sinne der Selbstverwaltung und bürgerlichen Gleichheit in eine Verfassung zu setzen, daß sie hinter den westlichen Provinzen und den andern Staaten des südlichen und mittleren Deutschland in staatsbürgerlicher Freiheit nicht zurückständen, mit den Entwickelungsstufen, welche das öffentliche Leben anderwärts erstiegen, in Uebereinstimmung treten möchten. Zu dem Ende arbeitete die Regierung den Entwurf einer neuen Kreisordnung aus, welche die Reformen des Freiherrn vom Stein vervollständigend die freie Bewegung der communalen Verbände fördern, das Volk zur Betheiligung an der Verwaltung seiner Angelegenheiten heranziehen, die bureaukratische Bevormundung durch das „Selfgovernment" erfrischen und die Willkür der Beamten durch gesetzliche Vorschriften beschränken sollte. Diese neue Kreisordnung, welche die Grundlage einer künftigen gleichmäßigen Organisation aller Provinzen bilden sollte, wurde vom Hause der
23. März 1872. Abgeordneten mit großer Mehrzahl angenommen; aber im Herrenhause, wo „dem alten und befestigten Grundbesitz" eine über seine Bedeutung hinausgehende Vertretung eingeräumt war, trat der feudale Adel wie eine geschlossene Phalanx den Regierungsvorlagen schroff entgegen, so daß diese nicht durchgebracht werden konnten. Nach langen erregten Debatten, wobei die Feudalen mit leidenschaftlicher Verbissenheit für ihre Standesinteressen in die Schranken traten, weder den persönlichen Wunsch des Kaisers, noch das Staatswohl beachtend, wurde der
22. Octbr. Reformplan mit großer Mehrheit zurückgewiesen. Da griff die Regierung zu einem Mittel, das manches Bedenkliche hatte: sie berief fünfundzwanzig neue Mitglieder in das Herrenhaus, mit deren Beihülfe die Vorlage die gesetzliche
1. Decbr. Mehrheit erhielt und die neue Kreisordnung in Kraft treten konnte. Durch diesen „Pairsschub", einen Staatsstreich im Kleinen, zu dem König Wilhelm nur mit Mühe bewogen werden konnte, wurde die Macht des Junkerthums, zugleich aber auch das Ansehen des Herrenhauses gebrochen. Schon damals riethen namhafte Stimmen zu einer durchgreifenden Reform dieses Factors der gesetzgebenden Macht, durch zweckmäßigere, den Machtverhältnissen des Adels und Herrenstandes mehr entsprechende Zusammensetzung, eine Reform, die mit der Zeit unabweislich sein wird.

Speculationssucht und Gründerwesen. Auch auf andern Gebieten des Staats- und Gesellschaftslebens traten Mißstände hervor, die Abhülfe verlangten. Schon seit Jahren war durch die wachsende Gründungs- und Speculationssucht einzelner Unternehmer und Gesellschaften große Unsicherheit in die Geschäftswelt gekommen und mancher Unerfahrene und Leichtgläubige in Armuth und Vermögensruin gerathen. An den Namen Stroußberg knüpften sich traurige Erinnerungen. Nach dem französischen Krieg war, nicht ohne Mitschuld des Goldstroms der Milliarden, der Unter-

nehmungsgeist ins Fieberhafte und Unnatürliche gewachsen. Durch mancherlei beunruhigende und betrübende Zeichen der Zeit sah sich der Abgeordnete Lasker bewogen, im Anfang des Jahres 1873 im preußischen Landtag eine scharfe Kritik an den wirthschaftlichen Erscheinungen des Tages und insbesondere an den Vorgängen bei neueren Eisenbahnbauten zu üben, die Klage zu erheben, daß der Staat so viele Concessionen zu Privateisenbahnen ertheile, wodurch oft die Unternehmer auf Kosten der Actienkäufer sich unbillige Vortheile zuwendeten. Das Handelsministerium wurde beschuldigt, bei solchen Concessionsertheilungen nach Gunst und Ungunst zu verfahren. Man nannte vornehme Namen, die daraus Gewinn gezogen. Darauf wurde von Seiten der Regierung eine Untersuchung angeordnet, in Folge deren der Geheimerath Wagener sich veranlaßt sah, aus seiner bisherigen einflußreichen Stellung auszuscheiden; auch im Handelsministerium trat ein Personenwechsel ein. Ein allgemeines Mißtrauen und ein schwankender Credit durchdrang die wirthschaftlichen Kreise; man suchte bei der Gesetzgebung Schutz und Hülfe gegen Uebervortheilung, Täuschung und Betrügerei, und bald hatte die Ungesundheit einer maßlos gesteigerten industriellen Production und Actienspeculation einen erschütternden Rückschlag in dem großen „Krach" und dem jahrelangen Darniederliegen von Handel und Wandel zur Folge. 14. Jan. 1873.

Im Anfang des Jahres 1873 war der Zwiespalt zwischen dem preußischen Episcopat und der Regierung auf solche Höhe gestiegen, daß die letztere auf dem Wege der Gesetzgebung Abhülfe suchen mußte. Es handelte sich um die Stellung des Staats an der Spitze des neuen Reiches; Preußens Ansehen stand auf dem Spiele. Wenn es den Ultramontanen unter der Leitung der Bischöfe gelang, das Ministerium zum Nachgeben zu zwingen, so war zu erwarten, daß sich das katholische Ausland und die widerstrebenden Elemente im Reiche selbst mit der politisch-kirchlichen Reaction vereinigten, um die preußische Hegemonie zu Falle zu bringen. Man hatte schon so manchen Systemwechsel in Berlin erlebt; konnte nicht auch jetzt wieder über kurz oder lang eine Wendung eintreten? Darauf hoffte man in den Kreisen der Ultramontanen und schritt auf der betretenen Bahn fort. Es war somit für die bestehende Regierung ein Act der Nothwehr, als sie die erwähnten kirchenpolitischen Gesetzesvorlagen einbrachte, durch welche die Rechte und die Freiheit der Staatsbürger gegen jedes gewaltthätige Vorgehen der Hierarchie mittelst kirchlicher Straf- und Zuchtmittel geschützt, die Anstellung der Geistlichen von der Erfüllung der Anzeigepflicht und einer wissenschaftlichen Vorbildung abhängig gemacht und dem Staate ein Einspruchsrecht bei der Besetzung kirchlicher Pfründen eingeräumt, ein königlicher Gerichtshof zum Schutz gegen geistliche Uebergriffe und zum Einschreiten gegen Bischöfe, die durch ihren Widerstand gegen die Staatsgesetze ihr Amt verwirkt, eingesetzt wurde, ein Ausnahmstribunal zur Sicherung der neuen kirchenpolitischen Gesetzgebung. Die Maigesetze vom Jahr 1873.

Das Hauptgewicht lag auf dem dritten Entwurf, welcher die Erziehung der künftigen Kleriker in geistlichen Seminarien verhindern und sie zum Besuche allgemeiner

staatlicher Lehranstalten anhalten wollte. Dieser lautete: „Ein geistliches Amt, welcher Art es auch sein möge, darf in einer der christlichen Kirchen nur einem Deutschen übertragen werden, welcher seine wissenschaftliche Vorbildung nach den Vorschriften dieses Gesetzes dargethan hat und gegen dessen Anstellung kein Einspruch von der Staatsregierung erhoben worden ist. Zur Bekleidung eines geistlichen Amtes ist die Ablegung der Entlassungsprüfung auf einem deutschen Gymnasium, die Zurücklegung eines dreijährigen theologischen Studiums auf einer deutschen Staatsuniversität, sowie die Ablegung einer wissenschaftlichen Staatsprüfung erforderlich, bei welch letzterer vorzugsweise auf die für den geistlichen Beruf nothwendige allgemeine wissenschaftliche Bildung (Philosophie, Geschichte, deutsche Literatur, classische Sprachen) gesehen wird. Alle kirchlichen Anstalten, welche zur Vorbildung von Geistlichen dienen, stehen nach Hausordnung und Lehrplan unter Aufsicht des Staats u. s. w. Knabenseminare und Knabenconvicte dürfen nicht mehr errichtet und in den bestehenden Anstalten dieser Art dürfen keine neuen Zöglinge mehr aufgenommen werden". Jede Pfarrstelle sollte innerhalb eines Jahres besetzt und der vom Bischof Ernannte der Staatsbehörde zuvor angezeigt werden.

Bismarck und die Maigesetze im Herrenhaus.

Die meisten der in den Vorlagen enthaltenen Bestimmungen waren in manchen andern Staaten von jeher in Geltung, ohne daß die Geistlichkeit daran Anstoß genommen hatte. Jetzt aber galt es, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit, welche die katholische Kirche in früheren Jahren der Regierung in Preußen abgerungen, zu wahren, die Grundbedingungen zu erhalten, auf denen die ultramontane Hierarchie ihren Machtbau aufgeführt hatte. Wie sollte sie sich einem königlichen Gerichtshofe für kirchliche Angelegenheiten fügen, von dessen elf Mitgliedern der Präsident und mindestens fünf Räthe dem Richterstande angehören mußten und der auf Grund der Staatsgesetze bei beharrlichem Widerstande bis zur Amtsentsetzung eines Bischofs vorgehen durfte? Im Abgeordnetenhause erlangten die Vorlagen eine bedeutende Majorität, wie sehr auch das Centrum und seine Alliirten über Vergewaltigung der Kirche durch den Staat sich ereiferten; aber im Herrenhause mußte der Reichskanzler selbst seine ganze Persönlichkeit und seine imposante Beredsamkeit einsetzen, um die klerikalen und feudalen Gegner zu überwältigen. Die vorliegende Frage, bewies er, sei eine Machtfrage zwischen Staat und Kirche, zwischen Königthum und Priesterthum; schon seit dem Mittelalter sei das Streben des Papstes und der Ultramontanen dahin gegangen, auch über den Staat die Herrschaft zu erringen; deshalb hätten sie mit Hülfe der Franzosen das Heldengeschlecht der Hohenstaufen gestürzt und den letzten Sprossen auf das Schaffot gebracht. Auch in Deutschland würde man von ähnlichen „Thaten Gottes durch die Franken" zu erzählen haben, wäre der Krieg anders ausgefallen. Das Papstthum sei eine politische Macht, welche die Unterwerfung der weltlichen Gewalt unter die geistliche als ihr Programm aufgestellt habe; seine Ueberzeugung aber gehe dahin, daß im Reiche dieser Welt dem Staate auch das Vorrecht und der Vortritt gebühre. Endlich erlangten, nachdem die Berathung der Verschleppung durch die feudale Commission entzogen und vor das Plenum gebracht war, auch im Herrenhause die Entwürfe die Stimmenmehrheit und wurden, nachdem sie vom Kaiser bestätigt worden.

als Gesetze veröffentlicht. Seitdem war der Bruch des Fürsten Bismarck mit der feudalen Partei eine vollendete Thatsache. Sie hatte sich unfähig gezeigt, die Ideen der Zeit, die neue Aufgabe des preußischen Großstaats und des deutschen Reichs zu begreifen. Indem sie bei veralteten Vorstellungen beharrte, konnte sie für den Reichskanzler nicht länger eine Stütze sein. Denn dieser, „conservativ in seinen angebornen und anerzogenen Eigenschaften, Anschauungen und Gewohnheiten, ist liberal, weil schöpferisch, im innersten Kern seiner Individualität und in seinem wahren Wesen".

Die Maigesetze und der Klerus.

War der Krieg zwischen Kirche und Staat in Preußen bisher nur ein versteckter, nur in Nebengefechten hervortretender gewesen, so wurde er durch diese „Maigesetze" zu einem offenen. Mochten dieselben auch den kirchlichen Glauben und die Spendung der Gnadengaben in der Kirche ganz unberührt lassen, und sich sorgfältig hüten in das Gebiet der Gewissensfreiheit, des Glaubenslebens und der mit demselben zusammenhängenden kirchlichen Einrichtungen und Sitten einzugreifen; mochten die meisten Bestimmungen sogar in rein katholischen Ländern längst in Uebung bestehen und in Concordaten von dem päpstlichen Stuhle selbst den Regierungen zugestanden sein: der preußische Episcopat, der dem Staate nimmermehr das Recht einräumen wollte, die Stellung der Kirche und des Klerus zu den Gesetzen und der Obrigkeit des Landes auf eigene Hand und nach eigenem Rechte ohne Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhl zu ordnen und festzustellen, der den ganzen kirchlichen Organismus auch in seinen weltlichen Beziehungen als eine auf göttliche Anordnung gegründete Institution angesehen wissen wollte, nahm von Anfang an eine feindselige Haltung gegenüber den Maigesetzen ein, indem er in Gesammterlassen, Eingaben, Denkschriften, Adressen die Erklärung abgab, daß die Grundsätze ihres heiligen Glaubens den Bischöfen, so wie den Priestern und Gläubigen nicht gestatteten, sich derartigen Gesetzen zu unterwerfen, dieselben anzuerkennen und zu befolgen. In willenloser Hingebung an Rom sagten sich somit die deutschen Bischöfe los von den vaterländischen und nationalen Interessen, von der Mitwirkung an den großen patriotischen Staatsaufgaben, verfochten ein System, das sie selbst früher verdammt hatten, und organisirten, gestützt auf eine blind ergebene, in beschränkten Vorstellungskreisen erzogene Priesterschaft, auf eine bigotte, unwissende Volksmasse und auf eine ultramontane Reaction und Demagogie einen Widerstand, der vor keinem Mittel und Hebel der Agitation zurückbebte, der die unlauteren Geister wissentlicher Entstellung, sophistischer Verdrehung, heuchlerischer Klagen über die Drangsale der Gläubigen zu Hülfe rief. „Die Kirche kann das Prinzip des heidnischen Staats, daß die Staatsgesetze die letzte Quelle alles Rechts seien und die Kirche nur die Rechte besitze, welche die Gesetzgebung und die Verfassung des Staats ihr verleiht, nicht anerkennen", heißt es in dem Protest vom 31. Mai, „ohne die Gottheit Christi und die Göttlichkeit seiner Lehre und Stiftung zu leugnen, ohne das Christenthum selbst von der Willkür der

Menschen abhängig zu machen." Und doch sagte der Heiland: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Freilich mußten die Bischöfe gewärtig sein, daß die preußische Regierung nicht ruhig ihrem trotzigen Gebahren zusehen, daß ihrer Weigerung, den Gesetzen zu gehorchen, Geld- und Gefängnißstrafen auf dem Fuße folgen würden; aber bei der Humanität des von der päpstlichen Cohorte so arg geschmähten Zeitalters durfte man auch erwarten, daß das Martyrium nicht allzuhart sein werde. Nichtsdestoweniger war der Vergleich der gottlosen Welt der Gegenwart mit den Neronischen und Diocletianischen Christenverfolgungen ein zu günstiges Thema, als daß man dasselbe nicht zur Unterlage elegischer Klagelieder und aufreizender Ergüsse hätte machen sollen. So kamen denn die salbungsvollen gleißnerischen Phrasen und Declamationen, an welche der „Curialstil" die Welt gewöhnt hatte, und die Schmähungen und Invectiven einer zelotischen Presse in vollen Gang. Die Wahrheit verhallte oder blieb verborgen unter dem Wuthgeschrei der Faction.

Nächste Wirkungen der Maigesetze. Die Wirkungen der Maigesetze und der klerikalen Opposition gegen dieselben traten bald zu Tage. Als die Regierung eine Prüfung der geistlichen Lehranstalten anordnete, um sich zu überzeugen, ob die wissenschaftlichen Leistungen in den nicht zur Theologie gehörenden Fächern der Art seien, daß dieselben mit den Lehranstalten des Staats wetteifern und als Vorbildungsschulen fortbestehen könnten, verweigerten die geistlichen Vorsteher, den Weisungen der Bischöfe folgend, den Inspectoren der Regierung Einsicht in die Lehrpläne und in den inneren Organismus des Unterrichts. Nur in die äußeren Räumlichkeiten wollten sie den Einblick gestatten. War ja doch der Zweck dieser Seminarien, die künftigen Kleriker gegen die moderne Wissenschaft abzuschließen, sie in einem Ideenkreise festzuhalten, wie er den ultramontanen Interessen und der päpstlich-hierarchischen Autorität dienlich war; wie sollte man nun die profanen Augen der Staatsbehörden in das priesterliche Heiligthum, in die geistlichen Geheimnisse eindringen lassen? Die nächste Folge war, daß diesen Seminarien die Staatsmittel entzogen, manche davon auch geschlossen wurden. Noch auf einem andern Feld gab sich der trotzige Widerstand der Bischöfe gegen die Maigesetze kund. Es war ihnen zur Pflicht gemacht, von jeder Ernennung zu einer Pfarrstelle oder zu einem Beneficium dem Oberpräsidenten der Provinz Anzeige zu erstatten und abzuwarten, ob dieser innerhalb eines bestimmten Zeitraums keinen Einspruch einlege. Auch dieser Verordnung weigerten sich die preußischen Bischöfe nachzukommen, obwohl in den meisten andern Staaten dieser Gebrauch von jeher bestanden und von den Ordinariaten befolgt worden war. Ja in Baiern wurde nicht blos die Bestätigung, sondern die Ernennung im Namen des Königs ertheilt. Als nun die Bischöfe fortfuhren, erledigte Pfarrstellen eigenmächtig und ohne vorherige Mittheilung an die Regierungsbehörden zu besetzen, untersagten diese den so Ernannten die Ausübung gottesdienstlicher Handlungen und entzogen ihren pfarramtlichen Verrichtungen jede bürgerliche Gültigkeit.

Strafgerichte gegen renitente Bischöfe und Geistliche.

So erhob sich ein Conflict, der zunächst in Posen-Gnesen von dem hochmüthigen „Primas von Polen" Erzbischof Ledochowski ausgehend sich bald über das ganze Königreich verbreitete und große Aufregung hervorrief. Denn in den strengkatholischen Gegenden, in Posen, Westfalen, Rheinland stand die Masse des Volks, Dank der langjährigen klerikalen Einwirkung auf Schule und Unterricht, auf Seiten der Geistlichkeit und der Bischöfe, deren Geboten sie eben so unbedingt folgte, wie diese den Machtsprüchen Roms. Nur in den Kreisen der Gebildeten und in den Städten, wo man den wahren Sachverhalt verstand und sich nicht durch die sophistischen und verleumderischen Darstellungen einer fanatischen Presse, einer zelotischen Priesterschaft täuschen ließ, nahm man Partei für den Staat gegen den Episcopat. In diesen Kreisen gewann daher das altkatholische Glaubensbekenntniß mehr und mehr Anhänger. Da nun sowohl die Bischöfe als die widerrechtlich ernannten Geistlichen fortfuhren, die Staatsgesetze zu umgehen, ja geflissentlich ihren Widerstand öffentlich zu bezeugen, so war die Regierung genöthigt, bei den Gerichten Klage zu erheben. Diese aber erkannten den Gesetzen gemäß auf Geldbußen und schritten, wo die Geldmittel nicht zureichten oder die durch Pfändungen oder Temporaliensperre zusammengebrachten Summen erschöpft waren, zu Gefängnißstrafen fort. So wurde nicht nur eine Anzahl renitenter Geistlichen, Pfarrer wie Capläne, welche unberechtigt kirchliche Handlungen vorgenommen hatten, durch Strafurtheile in Gewahrsam gebracht, sondern dasselbe Schicksal traf auch im Laufe der Zeit mehrere der ersten Prälaten, den Grafen Ledochowski, der durch seinen mit Ostentation zur Schau gestellten Trotz und Uebermuth die Staatsgewalt geradezu herausgefordert hatte, den Erzbischof Paulus Melchers von Köln, einen der eifrigsten Verfechter römischer Allgewalt, die Bischöfe von Paderborn, Trier und Münster. Die Art und Weise, wie diese Verhaftungen vorgenommen und ausgeführt wurden, war freilich nicht nach dem Sinne der hohen geistlichen Herren. Dem Martyrium wurde durch die einfache Vollziehung der Staatsgesetze und Gerichtsurtheile sein ganzer Glanz entzogen, ein gewaltsames Einschreiten mit ergreifenden Auftritten und Sensationsscenen hätte mehr Eindruck gemacht. Aber so sehr ist der Begriff von der Autorität und Bedeutung des modernen Staats selbst in die unteren Volkskreise gedrungen, daß die Abführung der hohen Gefangenen ohne Störung vor sich gehen konnte. Nur eine kleine Zahl von Gläubigen aus den niederen Klassen betrauerte knieend und betend die neuen Märtyrer. Und doch ward der Ultramontanismus nicht müde, in Presse und Vereinen über die „Diocletianischen" Zeiten zu jammern und zu zürnen, und auch der Papst klagte über die ungerechte gottlose Welt und pries seine getreuen Knechte ob ihrer Standhaftigkeit und Beharrlichkeit im Glauben. Da aber die Verhaftung den Gesetzen gemäß nur von kürzerer Dauer sein konnte, so mußte der Staat zur Erhaltung seines Ansehens andere Strafmittel in Aussicht nehmen. Durch die Aufstellung eines obersten königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten war die Regie-

rung in Stand gesetzt, gegen geistliche Würdenträger, welche den Staatsgesetzen beharrlichen Widerstand leisteten, die Amtsentsetzung aussprechen zu lassen. Dieses höchste Strafurtheil wurde denn auch gegen den Erzbischof von Gnesen-Posen ausgesprochen, und derselbe, da er eine freiwillige Resignation zurückwies, nach
3. Febr. 1874. Ostrowo in Haft gebracht. Für die Verwaltung des kirchlichen Vermögens und für die Administrativgeschäfte wurde, falls die Domherren nicht binnen zehn Tagen zur Wahl eines Capitelverwesers sich entschlössen, durch Aufstellung weltlicher Beamten gesorgt. Künftige Bischöfe sollten von der Regierung nur anerkannt und in ihre Gehaltsbezüge eingesetzt werden, wenn sie zuvor einen Homagialeid geschworen, daß sie die Gesetze des Staats gewissenhaft beobachten und ihre Geistlichen und Gemeinden anhalten wollten, die Gesinnungen der Ehrfurcht und Treue gegen den König, die Liebe zum Vaterland und den Gehorsam gegen die Gesetze zu hegen und zu pflegen. Der erste, der diesen neuen Eid der Treue in die Hände des Cultusministers ablegte, war Joseph Hubert **Reinkens**, Professor der Theologie in Breslau, der von den, dem Unfehlbarkeitsdogma und der päpstlichen Allgewalt widerstrebenden Katholiken des deutschen Reiches zum Bischof gewählt, vom Kaiser anerkannt und in Rotterdam durch den jansenistischen Bischof Hermann Heykamp von Deventer geweiht worden war.
11. Aug. 1873.

Ein päpstlicher Brief und eine kaiserliche Antwort.

Aus allen diesen Handlungen ging die volle Uebereinstimmung des Kaisers und seiner Minister hervor. Dennoch hatten die Ultramontanen den Glauben zu verbreiten gesucht, daß der Monarch anders gesinnt sei als seine Regierung.
7. Aug. 1873. Dieser Ansicht gab auch der Papst Ausdruck in dem merkwürdigen Brief an Kaiser Wilhelm. Er sei überzeugt, schrieb der heilige Vater, daß Se. Majestät die von der Regierung ergriffenen rigorosen Maßregeln, welche auf die Vernichtung des Katholicismus abzielten, nicht billige, wenn aber dem so sei, so möge er doch bedenken, daß diese Maßregeln keine andere Wirkung haben könnten, als den eigenen Thron zu untergraben. „Ich rede mit Freimuth", heißt es weiter, „denn mein Panier ist Wahrheit und ich rede, um eine meiner Pflichten zu erfüllen, nämlich die, Allen die Wahrheit zu sagen, auch Denen, die nicht Katholiken sind. Denn Jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Beziehung oder auf irgend eine Weise dem Papste an". Auf diesen
3. Septbr. Brief antwortete Wilhelm I.: „Der heilige Vater sei über deutsche Verhältnisse falsch berichtet, wenn er der Vermuthung Raum gebe, daß die Regierung Bahnen einschlüge, welche der Kaiser nicht billige. Nach der Verfassung könne ein solcher Fall gar nicht eintreten, da alle Gesetze und Regierungsmaßregeln der landesherrlichen Zustimmung bedürften. Zu seinem Schmerze habe seit zwei Jahren ein Theil der katholischen Unterthanen Preußens eine politische Partei organisirt, welche den seit zwei Jahrhunderten bestehenden confessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören suche. Diese Bewegung hätten katholische Geistliche nicht nur gebilligt, sondern sie hätten sich ihr bis zur offenen Auflehnung gegen die Landesgesetze angeschlossen. Sr. Heiligkeit werde nicht

entgangen sein, daß ähnliche Erscheinungen sich gegenwärtig in der Mehrzahl der europäischen und in einigen überseeischen Staaten wiederholten. Die Aufgabe des Kaisers sei es, in den Staaten, deren Regierung ihm von Gott anvertraut sei, den inneren Frieden zu schützen und das Ansehen der Gesetze zu wahren. Zu seinem Bedauern hätten viele katholische Geistliche das Gebot des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit verletzt und dadurch die kaiserliche Regierung in die Nothwendigkeit gesetzt, die Befolgung der Landesgesetze durch weltliche Mittel zu erzwingen. Aber die Religion Jesu Christi und die Wahrheit, zu welcher auch er sich rückhaltslos bekenne, hätten mit diesen Umtrieben nichts zu thun. Uebrigens könne er die Aeußerung, daß jeder Getaufte dem Papste angehöre, nicht ohne Widerspruch übergehen. Der evangelische Glaube, zu welchem er sich gleich seinen Vorfahren und mit der Mehrheit seiner Unterthanen bekenne, gestatte ihm nicht, in dem Verhältniß zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen". Am Tag zuvor war in Berlin und in ganz Deutschland der Jahrestag der Schlacht von Sedan gefeiert worden. Diese königliche „That in Worten" war ein würdiger Schluß des Festes; die mannhafte Antwort fuhr wie ein Wetterstrahl in die Seelen der Menschen.

Bald nachher fanden die allgemeinen Erneuerungswahlen für das preußische Abgeordnetenhaus statt. Die Ultramontanen strengten alle Kräfte an, Männer von ihrer Gesinnung durchzusetzen; die Bischöfe forderten in Hirtenbriefen die Gläubigen zur eifrigen Theilnahme an der Wahl auf. Diesen Anstrengungen war es zu verdanken, daß die Centrumsfraction einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhielt. Dennoch blieb sie gegenüber den Nationalliberalen und der Fortschrittspartei, die in den kirchenpolitischen Fragen meist zusammenstimmten, weitaus in der Minderheit; von den Conservativen hatte sie wenig Hülfe zu erwarten; diese einst so einflußreiche Partei war, seit ihr die Unterstützung der Regierung fehlte, auf wenige Köpfe herabgesunken. In ultramontanen Kreisen triumphirte man über den Zuwachs; denn die Regierung hatte die Absicht, die Einführung der obligatorischen Civilehe zu beantragen und ein Gesetz vorzulegen, kraft dessen den Patronen oder Gemeinden das Recht eingeräumt werden sollte, bei fortgesetzter Erledigung der Pfarreien sich selbst ihre Pfarrer zu wählen. Diese Gesetze, die dem klerikalen Einfluß großen Abbruch zu bringen drohten, hofften die Herren vom Centrum mit Hülfe ihrer Verbündeten aus andern Oppositionsfractionen zu verhindern. Aber noch war wenig Aussicht, daß der Weg der Freisinnigkeit und des Fortschritts, den die Regierungen in Preußen, wie in ganz Deutschland eingeschlagen, durch die dunkeln Mächte versperrt würde. Eine der ersten Vorlagen war der Entwurf eines Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Form der Eheschließung, mit dessen Annahme in der preußischen Monarchie die obligatorische Civilehe rechtsgültig geworden ist. Der Antrag Mallinckrodt's und Reichensperger's, die Maigesetze aufzuheben und

Die Stimmung im Reich am Ende des Jahres 1873.

zum alten Zustande zurückzukehren, wurde von dem Hause als eine Verhöhnung mit Entrüstung abgewiesen. So wenig die ultramontanen Wühlereien im preußischen Abgeordnetenhaus mehr als eine beachtenswerthe Minorität zu erzielen vermochten, so wenig waren die Anstrengungen bei den am 10. Januar 1874 vorgenommenen Reichstagswahlen im Stande, den bisherigen Charakter der Versammlung wesentlich zu ändern, wenn gleich, in Folge der Spaltungen im Heerlager der Gegner, auch hier die Partei des Centrums sich einer namhaften Verstärkung zu erfreuen hatte. Daß sie aber trotz aller Anstrengungen und trotz der Verstärkung, die ihr die Abgeordneten aus Elsaß-Lothringen, die Socialdemokraten, die Polen, Welfen und Particularisten, die ganze reichsfeindliche Genossenschaft zuführten, noch weitaus in der Minderheit blieb; daß die gemäßigt conservativen und liberalen Mitglieder, auf welche sich die Regierung stützte, in allen entscheidenden Fragen den Ausschlag gaben, konnte als Beweis gelten, daß die Bismarck'sche Politik sowohl in Preußen als in den übrigen deutschen Staaten nach dem Sinne der Nation war, die öffentliche Meinung zur Unterlage hatte. Denn nicht blos in Baden, in Hessen, in Würtemberg war die nationale Idee im Fortschreiten, hatte der Particularismus, der in Darmstadt und Stuttgart lange in den Hofkreisen begünstigt worden war, an Boden verloren und seinen hohen Schutz ein-
29. Octbr. 1873. gebüßt; auch in Sachsen, wo nach dem Tode des bejahrten Königs Johann der Kronprinz Albert, der bei St. Privat-Gravelotte und Sedan unter preußischer Heerführung gekämpft hatte, den Thron bestieg, standen die Volksvertretung und auch mit einiger Zurückhaltung die Regierung zum Reiche und schützten die liberalen Ideen gegen die von manchen Seiten drohenden Anfechtungen. Selbst in Baiern, das die Ultramontanen gerne als ihre eigentliche Domäne, als das Schlachtfeld ihrer künftigen Siege ansehen, hielt die Regierung tapfer die Reichsfahne hoch, wahrte die Rechte des Staats auf dem Gebiete der Schule und des confessionellen Lebens mit Kraft und Erfolg, und suchte im Sinne des Königs Ludwig die nationale Politik aufrecht zu halten gegen die stürmenden Anläufe der ultramontanen und particularistischen „Patrioten" der altbaierischen Lande. Der unerwartete Studienausflug des jungen Monarchen nach Paris und Versailles im August des folgenden Jahres hatte eben so wenig politische Bedeutung, wie der im October erfolgte Uebertritt der Königin-Mutter, einer Tochter des preußischen Königshauses, zur katholischen Kirche. So sehen wir am Ende des Jahres in ganz Deutschland das Prinzip im Fortschreiten begriffen, daß die Kirche in Allem, was an ihr dieser Welt angehört, unter den Staat und die Staatsgesetze sich beuge. Ein Aufgeben dieses Prinzips würde Staat und Regierungen unter die Botmäßigkeit der Kirche und der Hierarchie liefern und eine theokratische Priesterherrschaft an Stelle des modernen Rechts- und Verfassungsstaates aufrichten.

Die päpstliche Encyclica gegen die Maigesetze vom Febr. 1875.

Der Papst trieb die Gegensätze zwischen Staat und Kirche auf die Spitze, als er in der merkwürdigen Encyclica an die Erzbischöfe und Bischöfe in Preußen vom

Februar 1875 die Maigesetze in der schroffsten Weise verwarf und erklärte, daß alle diejenigen Geistlichen, welche sich denselben fügen würden, der größeren Excommunication verfallen seien, worauf mit ihnen jeder Verkehr vermieden werden müsse. „Um die Pflichten Unseres Amtes zu erfüllen", heißt es in dem Schreiben, „erklären wir ganz offen Allen, welche es angeht, und dem ganzen katholischen Erdkreise, daß jene Gesetze ungültig sind, da sie der göttlichen Einrichtung der Kirche ganz und gar widerstreiten. Denn nicht die Mächtigen der Erde hat der Herr den Bischöfen seiner Kirche vorgesetzt in den Dingen, welche den heiligen Dienst betreffen, sondern den heiligen Petrus, und darum können auch von keiner noch so hochstehenden weltlichen Macht diejenigen ihres bischöflichen Amtes entsetzt werden, welche der Heilige Geist zu Bischöfen gesetzt hat, um die Kirche zu regieren. — Es will uns scheinen, als ob jene Gesetze nicht freien Bürgern gegeben, um einen vernünftigen Gehorsam zu fordern, sondern Sclaven auferlegt seien, um den Gehorsam durch des Schreckens Gewalt zu erzwingen. — Jene Gottlosen aber, welche unter dem Schutze der bürgerlichen Gewalt verwegen Pfarrkirchen in Besitz genommen und den heiligen Dienst in denselben auszuüben gewagt haben oder sich in Zukunft ähnlicher Verbrechen schuldig machen, erklären wir gemäß der heiligen Canones rechtlich und thatsächlich der größeren Excommunication verfallen; und wir ermahnen die frommen Gläubigen, daß sie sich von dem Gottesdienst derselben fernhalten, von ihnen die Sacramente nicht empfangen, und so sich vorsichtig des Umgangs und Verkehrs mit denselben enthalten, damit nicht der böse Sauerteig die gute Masse verderbe". Schließlich werden die Bischöfe um ihres standhaften Verhaltens willen gelobt: „Jene, welche Euch feindlich gesinnt sind, mögen wissen, daß Ihr, indem Ihr dem Kaiser zu geben verweigert, was Gottes ist, der königlichen Autorität kein Unrecht zufügen und ihr Nichts entziehen werdet. Denn geschrieben steht: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen".

Man hätte denken sollen, daß in dem großen Conflicte der preußischen Regierung mit dem Ultramontanismus die protestantischen Confessionsverwandten sich um so aufrichtiger an jene angeschlossen, sie durch ihre eigene innere Einigkeit um so nachdrücklicher unterstützt haben würden. Wie die halbamtliche „Provinzial-Correspondenz" mit Recht hervorhob, „handelte es sich bei dem Kampfe der Regierung gegen Rom zugleich um so unzweifelhafte Interessen der gesammten evangelischen Kirche, daß alle untergeordneten Bedenken zurücktreten müßten gegenüber der Pflicht, die Regierung des Königs auf dem schwierigen Wege zu stützen". Aber es liegt nun einmal in dem Charakter des Confessionalismus, sich engherzig und lieblos gegen jede abweichende Richtung abzuschließen. So lange das Mühler'sche System im Cultusministerium die Herrschaft besaß, wurde wie in der katholischen Kirche der Klerikalismus, so in der evangelischen der hochkirchliche Positivismus mit besonderer Vorliebe gepflegt und begünstigt (S. 73 f.). Gerade solche Geistliche, die sich vorzugsweise als die ersten Jünger Luther's bezeichnen, standen noch, gegenüber sowohl den andern reformatorischen Bekenntnissen als der ganzen modernen Theologie und Wissenschaft, auf dem Standpunkte der Concordienformel (XI, 730 ff.)! Eine Nachwirkung dieses Mühler'schen Geistes war die Einleitung einer Untersuchung gegen den Berliner Prediger Sydow, der, nachdem er in einer langen Reihe von Jahren mit rüstiger Kraft für die Union und für die freie Entwickelung der evangelischen Kirche im Geiste

Die evangelisch-protestantischen Kirchengesetze

Schleiermacher's gewirkt, im Jahre 1872 durch einen im Unionsverein gehaltenen Vortrag „über die wunderbare Geburt Jesu" den Zorn der Orthodoxen erregt hatte. Darüber von dem Brandenburger Consistorium zur Rechenschaft gezogen, hatte er seinen Standpunkt klar und offen dargelegt und sollte deshalb durch den Urtheilsspruch dieses Collegiums mit Amtsentsetzung bestraft werden. Er legte Berufung an den Oberkirchenrath ein, wo zu Anfang des Jahres 1873 Dr. E. Herrmann, bisher Professor des Kirchenrechts in Heidelberg, als Präsident eingetreten war, ein Mann, der mit der Achtung vor der geschichtlichen Entwickelung des protestantischen Christenthums und seiner Grundlehren eine weitherzigere Auffassung und ein klares Verständniß für die Ideen der Zeit und die Bedürfnisse der Gegenwart verband. Und es konnte als günstiges Wahrzeichen des milderen Geistes und der toleranteren Anschauungen der obersten Kirchenbehörde und ihres neuen Hauptes gelten, daß sie, ohne sich von den eifrigen Agitationen und dem von oben her versuchten Druck beirren zu lassen, den Urtheilsspruch des
2. Juli 1873. Consistoriums zuerst milderte, dann aufhob und statt der Amtsentsetzung einen geschärften Verweis über den Beklagten verhängte, in dessen Auftreten man einfach eine Taktlosigkeit sah. Dieser Geist der Versöhnung und der Ausgleichung der confessionellen Spaltungen innerhalb der evangelisch-protestantischen Kirche gab sich auch in der großen Aufgabe kund, die sich der neue Präsident in Uebereinstimmung mit dem Cultusministerium gestellt, die vorhandenen kirchlichen Gestaltungen zunächst in den sechs älteren Provinzen je nach ihrer historischen Entwickelung zu einem verfassungsmäßigen Ausbau zu bringen, d. h. den früher gescheiterten Versuch, durch Einführung einer allgemeinen Presbyterial- und Synodalordnung das kirchliche Leben zu fördern, mit zeitgemäßen Veränderungen zu erneuern. Zu dem Ende wurde eine Kirchenverfassung ausgearbeitet und zum Gesetz erhoben, welche von dem Prinzip der Selbstverwaltung und der vorwiegenden Betheiligung des Laienelements ausgehend eine stufenmäßige Gliederung des kirchlichen Organismus von den durch freie Wahl constituirten Gemeindekörperschaften, dem Gemeindekirchenrath und der Gemeindevertretung, durch Kreis- und Provinzialsynoden zu der allgemeinen Generalsynode herstellen und damit eine größere Theilnahme an dem Leben und der Entwickelung des protestantischen Kirchenwesens und ein regeres Interesse für die religiöse Bethätigung erwecken sollte. Ueberall erkannte man in der Aufstellung der neuen Kirchengemeinde- und Synodalordnung das Bestreben, „ein spontanes Leben und Regen der evangelischen Gemeinschaft nicht blos zu erzeugen, sondern demselben auch einen möglichst reichen Inhalt, möglichst würdige Gegenstände der Arbeit zu geben". Man wollte zugleich dem sogenannten Laienstande eine derartige Organisation zu Theil werden lassen, „daß die in demselben vorhandenen kirchlich handlungsfähigen Kräfte zum Dienste in den Aufgaben des Gemeinwesens in möglichstem Umfange herangezogen und mit dem gebührenden Antheil an der Selbstbestimmung der Kirche ausgestattet wurden". Die Stimmen des Wider-

spruchs, die nicht nur im Heerlager des Positivismus und der Strenggläubigkeit, sondern auch in den liberalen Kreisen laut wurden, jene weil sie zu große, diese weil sie zu geringe Zugeständnisse an den Geist der Zeit darin fanden, konnten als Beweis gelten, daß man bei der Festsetzung der Rechte und Competenzen der Wahlkörper wie der Versammlungen eine gerechte und billige Ausgleichung der verschiedenen Richtungen zu erzielen bestrebt war, daß man einerseits nicht den Boden der Kirchlichkeit, nicht die Grenzen des christlichen Glaubenskreises und der christlichen Sitte verlassen, andererseits nicht dulden wollte, daß man mit dem Maßstab eines engherzigen Confessionalismus und kleinlicher Glaubensrichterei die christliche Menschheit in Schafe und Böcke scheide, mit einem dogmatischen Gradmesser Gerechte und Ungerechte stemple. Der Hauptzweck war, „daß durch diese von der Vertretung der Einzelgemeinde zur Kreissynode, von der Kreissynode zur Provinzialsynode aufsteigende geschlossene Reihe von Vertretungskörpern die evangelische Kirche Preußens zur Selbstverwaltung und eigenen Lebensbethätigung in höherem Maße als bisher befähigt, ja, wenn man will, wohlthätigst genöthigt werde". Die Durchführung dieser Gemeinde- und Synodalordnung, verbunden mit dem neuen Gesetz über die Führung der Standesbücher durch weltliche Beamte und über die bürgerliche Form der Eheschließung (obligatorische Civilehe), die Strafverfügungen gegen die Vilmarianischen Geistlichen in Hessen, welche ihre particularistisch-politische Opposition unter dem Deckmantel orthodoxer Kirchlichkeit verbergend mit mückenseigendem Pharisäismus ihr zartes religiöses Gewissen nicht dahin bringen konnten, das von der preußischen Regierung eingesetzte Gesammtconsistorium anzuerkennen, gaben Zeugniß von dem festen Entschluß der Regierung, auf allen Lebensgebieten die sittlichen Aufgaben des modernen Staats zu erfüllen, die Autorität der Gesetze und die einer größeren nationalen Einigung und Concentration zustrebende Zeitrichtung zu fördern. Nicht auf eine Gleichmachung und Uniformirung aller öffentlichen Lebensthätigkeiten und Organe war es abgesehen, sondern auf Zusammenfassen des Einzellebens unter die höhere Staats- und Reichsidee. Alle lebenskräftigen Organe sollten fortbestehen und fortwirken in dem ihnen zugetheilten Kreise, aber in Harmonie mit dem Ganzen, mit der nationalen Gesammtwohlfahrt.

Der Reichstag im Frühjahr 1874. 5. Febr.

Der deutsche Reichstag wurde am 5. Februar von dem Reichskanzler eröffnet. Der Kaiser, schon längere Zeit unwohl, hatte sich bei Gelegenheit der Beerdigung der in Dresden am 14. December 1873 verstorbenen verwittweten Königin Elisabeth eine neue Erkältung zugezogen. Auch der bisherige Präsident Simson war durch Krankheit zurückgehalten. An seiner Stelle wählte das Haus den geschäftskundigen Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses v. Forckenbeck zum Vorsitzenden. Keiner der früheren Reichstage war von so großer Bedeutung für die Ausgestaltung des neuen staatlichen Organismus, theils weil zum erstenmal auch das Reichsland Elsaß-Lothringen mit sechzehn Abgeordneten vertreten war, theils weil wichtige Fragen zur Entscheidung vorlagen, theils

71*

weil, wie erwähnt, die der Consolidirung des Reichs abgeneigten Richtungen manche Sitze erobert hatten.

Elsaß-Lothringen. Mit größter Spannung sah man die Deputirten, welche das Reichsland nach dreijähriger provisorischer Verwaltung als seine Vertrauensmänner nach der neuen Hauptstadt geschickt, in geschlossener Reihe in den Versammlungssaal treten, voran die beiden Bischöfe von Straßburg und Metz in geistlicher Kleidung. Mit ihrem Erscheinen schlossen sich die letzten Lücken im Reichstag; alle Stämme und Glieder hatten ihre freigewählten Repräsentanten. Man wußte, daß die wiedergewonnenen Lande den neuen Brüdern keinen guten Willen entgegenbrachten; daß sie die durch eine fast zweihundertjährige Dauer zur Gewohnheit gewordene französische Herrschaft zurückwünschten; daß viele Bewohner die kraft des Friedensvertrags gestattete Wahl der Nationalität benutzten, um für Frankreich zu „optiren" und ihre Zukunft, mit Aufgebung ihrer Heimath, an die bisherigen Landsleute zu knüpfen. Aber daß die neuen Deputirten, anstatt die durch eine große Action geschaffene Lage als eine Nothwendigkeit, als ein Verhängniß hinzunehmen und sie nach Möglichkeit in ihrem Interesse zu bessern, mit einem Protest gegen die Annexion beginnen und den Deutschen zumuthen würden, das zurückerworbene Gut wieder herauszugeben, hatte man doch nicht erwartet. Selbst in der eigenen Mitte scheint der Antrag des Abgeordneten Teutsch: „der
18. Febr. 1874. Reichstag wolle beschließen, daß die Bevölkerung Elsaß-Lothringens, welche, ohne darüber befragt worden zu sein, dem Deutschen Reiche durch den Friedensvertrag von Frankfurt einverleibt worden ist, sich speziell über diese Einverleibung auszusprechen berufen werde", einiges Erstaunen erregt zu haben; wenigstens fand sich der Bischof Räß von Straßburg in seinem Gewissen gedrungen zu erklären: „die Elsaß-Lothringer seiner Confession seien keineswegs gemeint, den Vertrag von Frankfurt, der zwischen zwei großen Mächten abgeschlossen worden, in Frage zu stellen". Wie zu erwarten stand, wurde der Antrag fast ohne Discussion verworfen. Darauf nahmen die Reichsboten des neuerworbenen Landes, wenn gleich seit der Erklärung des Straßburger Bischofs gespalten, an den Verhandlungen der Versammlung nur geringen Antheil; manche kehrten vor der Beendigung in die Heimath zurück, um nicht durch ihre Anwesenheit den Schein auf sich zu laden, als ob sie die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zum Deutschen Reiche anerkenneten. Die Zurückbleibenden schlossen sich an die Centrumsfraction
3. März. an, die jene dann auch ihrerseits bei dem Antrag auf Beseitigung der noch gesetzlich bestehenden Ausnahmezustände, insbesondere in Bezug auf Preß- und Vereinswesen unterstützte, ein Antrag, der schließlich abgelehnt ward, aber zu vielen Klagen und Rügen gegen die deutsche Verwaltung Anlaß gab. Mit schlagender Schärfe, hie und da durch humoristische Bemerkungen gewürzt, beleuchtete der Reichskanzler die Haltung und den Standpunkt der Elsässer im Spiegel der geschichtlichen Vergangenheit und gab ihnen die tröstliche Versicherung: „wenn sie erst zweihundert Jahre zu Deutschland gehört haben, werden sie sich überzeugen,

daß sie bei uns angenehmer gelebt haben; daß sie an der ursprünglichen Stammesgemeinschaft mit eben so warmer Energie hängen werden, wie jetzt diejenige Anhänglichkeit ist, welche die Herren in einem so vortrefflich geläufigen Deutsch für Frankreich kundgeben".

Reichs-Preßgesetz vom 7. Mai 1874.

Nachdem der Reichstag nach heißen Debatten über ein neues **Reichs-Preßgesetz** auf Grund eines Entwurfes des Bundesraths sich mit der Regierung verständigt, ein Gesetz, das zwar durch Beseitigung des Zeitungsstempels und anderer drückenden Abgaben materielle Erleichterung schuf, aber in Betreff der Verantwortlichkeit der Redactoren periodischer Schriften und der Strafbestimmungen über Vergehen und Verbrechen durch die Presse viel Widerspruch in den Reihen der Opposition fand, wurde der wichtigste Gegenstand, das **Militärgesetz**, in Berathung gezogen. Bekanntlich gab die Heeresorganisation mit Verlängerung der Dienstzeit schon vor der Entstehung des Reiches die Hauptveranlassung zu dem Conflicte zwischen dem Abgeordnetenhaus und der Regierung in Preußen (S. 756). Der König, dem diese aus seinem eigenen Haupte entsprungene Militärreform ganz besonders am Herzen lag, setzte endlich seinen Willen durch und der „Conflict" wurde unter dem Eindruck der preußischen Waffenerfolge in den sechziger Jahren glücklich beseitigt. Nach Beendigung des Krieges mit Frankreich, worin die Militärreform so glänzend die Probe bestanden, beschloß man in Berlin, diese Heeresorganisation in den wesentlichen Zügen über das ganze Reich auszudehnen. Zu dem Ende wurde, bis die dazu erforderlichen Vorarbeiten und Entwürfe vollendet sein würden, auf dem ersten Reichstage ein Provisorium geschaffen, das, nachträglich bis zu Ende des Jahres 1874 verlängert, die Regierung ermächtigte, ein Reichsheer zu schaffen, welches auf ein Procent der Bevölkerung berechnet eine Friedenspräsenzstärke von 401,659 Mann umfassen sollte, und zu dessen Unterhalt und Ausstattung ein Pauschquantum von 225 Thalern für den Kopf zu erheben. Da diese Summe nicht ausreichend war, so traf man die Auskunft, daß in den Verpflegungslisten die volle Zahl aufgeführt ward, thatsächlich aber eine Verringerung durch Beurlaubungen stattfand. Diesem Mißstande sollte nunmehr abgeholfen, Gesetz und Ausführung in Uebereinstimmung gebracht werden. Zugleich wollte die Regierung dem Provisorium ein Ende machen und mit Abschaffung der Pauschsumme den Vertretern der Nation das Recht der Budgetberathung und Budgetbewilligung auch für das Militärwesen zurückgeben, freilich mit einer für den sicheren Bestand der Armee nothwendigen Begrenzung. Nach dem Regierungsentwurf, der schon im Jahre 1873 vorgelegt, aber zurückgestellt worden war, sollte die Stärke und Organisation des gesammten Heeres zum Voraus in das Gesetz aufgenommen und das parlamentarische Bewilligungsrecht nur innerhalb bestimmter Grenzlinien gestattet werden, so daß der freie Spielraum des Reichstages in Beziehung auf das Militärbudget sehr beschränkt erscheinen mußte. Wenn von vornherein die Friedenspräsenzstärke des Heeres an Unteroffizieren und Mannschaften bis zum

Das Militärgesetz.

Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung auf 401,659 Mann, mit Ausschluß der Einjährig-Freiwilligen festgesetzt war und zugleich die ganze Einrichtung und organische Gliederung der Armee intakt bleiben sollte, so war die parlamentarische Mitwirkung nicht viel mehr als Schein, die Vorlegung des Militär-Etat mit den Nachweisungen der Einnahmen und Ausgaben nur ein Act der Höflichkeit und Achtung von Seiten der Regierung. Es war daher natürlich, daß die Gesetzesvorlage heftigen Widerstand fand, sowohl weil sie der Nation eine schwere Last aufbürdete, als weil sie das Budgetrecht zu einer Form herabwürdigte, mithin den Vorwurf der Opposition, daß die Regierungspartei den „Militarismus" und den „Scheinconstitutionalismus" befördere, zu rechtfertigen schien. „Eine dauernde Feststellung der Friedenspräsenzstärke vernichtet das Budget in seinem Kerne", führte der Abgeordnete Lasker aus, „indem sie dessen praktische Ausübung beschränkt auf die Fälle nothwendig werdender Mehrbewilligungen, da bei den materiellen Ausgaben für das Heer (Löhnung, Bekleidung, Nahrung des Soldaten) zwar wohl eine Kritik, kaum aber eine wirksame Abminderung möglich ist, sobald einmal die Ziffer der Soldaten feststeht, für die solche Bedürfnisse bewilligt werden müssen". Vergebens bewies Moltke, dem bei der Erkrankung des Reichskanzlers die Vertheidigung der Regierungsvorlage in erster Linie überlassen blieb, daß eine Militärmacht in der vorgeschlagenen Höhe zur Erhaltung des Reiches in seiner errungenen Stellung, wie zur Sicherung des europäischen Friedens nothwendig sei; daß man den lebenskräftigen Fortbestand des deutschen Heeres in seiner bewährten Organisation nicht alle Jahre den Schwankungen der Budgetdebatten aussetzen dürfe; vergebens wurde von anderer Seite geltend gemacht, mit der Heeresbewilligung verhalte es sich wie mit der Steuerbewilligung; das Recht einer unbedingten Steuerverweigerung könne praktisch nie in Anwendung kommen, weil es den Staat selbst bedrohe; ebenso würde das dem Reichstage zustehende Recht, die Präsenzstärke periodisch zu bewilligen in der Hand einer reichstreuen Mehrheit eine leere Form, in der Hand der Gegner eine Gefahr für das Vaterland sein; die Opposition war eine so weitgehende, daß wenig Aussicht zur Durchführung des Entwurfs sich öffnete. Schon sprach der Kaiser den Generalen, die ihm bei seinem Geburtstage ihre Glückwünsche dar-
22. März 1874. brachten, die Bekümmerniß aus, daß über der Armee-Organisation, die sein eigenstes Werk sei, um deren Durchführung er vier Jahre lang so schwer gerungen, jetzt nachdem sich dieselbe doch wiederholt als zweckmäßig bewährt, wiederum „eine Krisis" zu schweben scheine.

Das militärische Septennat. Die Frage war noch unentschieden, als der Reichstag über die Ostern Ferien machte. Diese gaben den Abgeordneten Gelegenheit, sich über die Volksstimmung Aufklärung zu verschaffen. Und da konnten sie denn überall wahrnehmen, daß die öffentliche Meinung der Wiederholung eines Conflictes im innersten Grund der Seele abgeneigt war, daß die Opposition durchaus bei der

Nation keinen Nachhall habe. Wenn in den Zeiten des Bundestages der Liberalismus stets auf Minderung der Militärlast gedrungen und dadurch seine Popularität erhalten hatte, so stellte sich jetzt ein anderes Bild dar: das nationalliberale Bürgerthum nahm entschieden Partei für die Armee; es wollte die Militärmacht in ihrer Organisation und Stärke gesichert und sie vor dem zufälligen Votum seiner eigenen Vertreter gesetzlich geschützt sehen. Diese Wahrnehmung brachte manchen Reichsboten zum Entschluß, das Prinzip der jährlichen Budgetbewilligung in der Militärsache nicht auf die Spitze zu treiben, nicht in doctrinärem Eigensinn einen neuen Conflikt über das Reich zu bringen. Man wünschte nach Erneuerung der Sitzungen zu einem Austrag, zu einer Verständigung mit der Regierung zu gelangen, „da jetzt die Zeit nicht sei, wo der neue deutsche Staat einen Conflikt zwischen seiner Regierung und dem Reichstage auf dem Gebiete der Heeresverfassung vertragen könne". Dieser Stimmung gab der Abgeordnete v. Bennigsen Ausdruck, indem er im Einverständniß mit vielen seiner Parteigenossen einen Compromißvorschlag einbrachte, dahin lautend: die Festsetzung des Friedenspräsenzstandes der Armee durch ein Gesetz, verbunden mit der jährlich zu bestimmenden Ausgabesumme des Kriegsetats im Budget, solle angenommen werden, aber nur für einen begrenzten Zeitraum von sieben Jahren. Zwei Strömungen, bemerkte er im Eingang, durchzögen die Nation und die Reichsversammlung: „die eine Strömung geht davon aus, daß es vor allen Dingen erforderlich ist, die Integrität und Sicherheit unseres Staatswesens nach Außen zu verbürgen und darauf hin die Grundlage unserer Armeeverfassung unerschütterlich und dauernd festzustellen. Die andere Richtung geht von denjenigen Rechten aus, welche einer Volksvertretung in jedem constitutionellen Staatswesen unaufhörlich beiwohnen müssen. Wären die Gegensätze in diesem Falle unvereinbare, so würde ich sagen: die Rechte der Volksvertretung bei der Bewilligung im Budget, selbst bei den größten Summen, für die Armee müssen zurücktreten gegen die Frage der Sicherheit und der Integrität unseres Staates nach Außen". Da der Bundesbevollmächtigte, Kriegsminister v. Kameke, Namens der verbündeten Regierungen die Erklärung abgab, daß man auf das Amendement Bennigsen einzugehen bereit sei, so wurde schließlich das ganze Gesetz über die Heeresorganisation mit großer Majorität angenommen, ein militärisches Septennat als Seitenstück zu dem Regierungs-Septennat in Frankreich. Doch setzte es noch viele parlamentarische Kämpfe ab, sowohl von Seiten des Centrums und der Socialdemokraten, welche eine Verkürzung der Dienstzeit verlangten, als von Seiten der Fortschrittspartei, welche mit Ausnahme von Löwe-Calbe und wenigen andern Mitgliedern, an dem constitutionellen Prinzip festhalten zu müssen glaubten, ehe die Entscheidung getroffen ward. Die Freiconservativen, an ihrer Spitze Graf Bethusy-Huc, versuchten einen andern Ausweg, indem sie neben der Maximalpräsenz von 401,659 Mann eine Durchschnittsfriedenspräsenz von 384,000 Mann aufstellen wollten, so daß das parla-

20. April 1874. Gesetz vom 2. Mai 1874.

mentarische Bewilligungsrecht zwischen beiden Ziffern sich bewegen würde, traten aber schließlich dem Bennigsen'schen Compromiß bei.

Reichsgesetz wegen unbefugter Ausübung von Kirchenämtern. 4. Mai 1874. Gewährte das Militärgesetz, zu dem noch in der Herbstsession ein Landsturmgesetz als Vollendung der deutschen Gesammtwehrverfassung hinzukam, dem Reich ein starkes Rüstzeug gegen äußere Feinde, so erhielten die Regierungen durch ein neues Kirchengesetz eine scharfe Waffe wider den inneren Feind. Wie sehr immer die Centrumspartei sich gegen den Versuch stemmte, den preußischen Maigesetzen durch einen Antrag zur „Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern" in allen deutschen Bundesländern Nachdruck zu verschaffen, und ihre bewährtesten Vorkämpfer ins Treffen schickte: die vorgeschlagenen Maßregeln wider Geistliche, die wegen Ungehorsams gegen die Staatsgesetze ihres Amtes enthoben worden, wurden mit großer Majorität angenommen. Diese Erweiterung und Ergänzung der „Maigesetze" verschärfte die Strafmittel der Gerichte, indem sie den Regierungen das zwiefache Recht in die Hand gab, einmal renitente Kleriker an einen andern Ort zu versetzen, damit sie factisch verhindert seien, noch ferner amtliche Handlungen sich anzumaßen, und sodann solchen Geistlichen, die beharrlich und systematisch dem Gesetze den Gehorsam versagten, die deutsche Staatsangehörigkeit zu entziehen. Unter diesen geistigen
2. April. 1874. Kämpfen schied der ehemalige Cultusminister Mühler in Potsdam aus der Welt; sein System war gefallen, nun rief das Schicksal ihn selbst ab.

Ultramontane Agitationen u. der Mordversuch in Kissingen. Die strenge Durchführung der Mai- und Reichsgesetze gegen alle, welche die geistliche Weltherrschaft über den Staat setzten, die Landesgesetze thatsächlich mißachteten und dem canonischen Rechte unterordneten, reizte die Wuth der Klerikalen immer mehr. In der Presse, in Wandercasinos, in Gesellenvereinen wurde der Haß gegen die Liberalen geweckt und genährt und ein religiöser Fanatismus erzeugt, welcher der deutschen Volksnatur sonst ganz fremd war; in dem Mainzer Katholikenverein unter aristokratischer und klerikaler Führung kamen Anschau-
24. Juni 1874. ungen zum Ausdruck, die an Vaterlandslosigkeit und Knechtssinn gegen fremde Autorität an die Jahre der Napoleon'schen Zwingherrschaft erinnerten. An den ultramontanen Herzen schien der nationale Aufschwung, schien jede vaterländische Gesinnung spurlos vorübergegangen zu sein. Da wurde die Welt plötzlich aufgeschreckt durch die Nachricht, auf den zur Heilung seiner Gichtschmerzen im
13. Juli. Bade Kissingen weilenden Reichskanzler sei ein Mordversuch unternommen worden. Der Verdacht lag nahe, daß die ultramontanen Wühlereien und Lästerungen die ruchlose That hervorgerufen; und wenn sich auch bei der gerichtlichen Untersuchung in Würzburg herausstellte, daß der Urheber der Frevelthat, Kullmann, ein verkommener Tischlergeselle aus Magdeburg, nicht das Werkzeug einer Verschwörung gewesen, sondern den Mordplan aus eigenem Antrieb gefaßt, so ging doch aus seinen offenen Geständnissen hervor, daß er als Mitglied eines katholischen Gesellenvereins durch die aufreizenden Reden und das agitatorische Treiben der Leiter die Anregung zu dem Attentat empfangen habe. Glücklicher-

weise wurde der Reichskanzler, der gerade den Arm zum Gruße erhoben, nur an der rechten Handwurzel ungefährlich gestreift; aber ein banges Gefühl durchzog die Nation, welche Folgen für das noch im Werden und Bilden begriffene Reich ein Gelingen des Mordanschlags hätte haben können. Kullmann wurde von dem Schwurgerichte zu Würzburg zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, 31. Octbr. 1874. und die klerikalen Wortführer und Zeitungen bemühten sich aus allen Kräften, von ihrer Partei jede Urheberschaft und Mitschuld abzuleugnen, die ganze Begebenheit in ihrer Bedeutung abzuschwächen, den Thäter als einen halbverrückten, kaum zurechnungsfähigen Menschen hinzustellen; aber der Reichskanzler gab dem Gefühle der Nation den rechten Ausdruck, als er in der Folge den Ultramontanen, welche einen leidenschaftlichen, „landesverrätherischen" Angriff gegen die Politik Bismarck's richteten, zurief: „mögen Sie sich auch noch so sehr von dem Mörder lossagen, er hängt sich doch an Ihre Rockschöße". Der Angriff im Reichstag war hauptsächlich von Jörg ausgegangen, der schon im Juni im baierischen Abgeordnetenhaus einen, freilich durch Abfall aus den eigenen Reihen vereitelten, jesuitischen Fechterstreich gegen den Cultusminister Lutz geführt. Seit dem Tode Mallinckrodt's, des tapfersten und sichersten Streiters für die päpstliche Kirche, † 26. Mai 1874. verlor das Centrum seinen festen Halt auf dem Kampfplatz.

Das erschütternde Ereigniß von Kissingen war eine Mahnung an die Gegenschläge gegen das ultramontane Treiben. Freunde deutscher Weltanschauung und deutscher Reichspolitik, auch ihrerseits sich mehr um die unteren Volksschichten zu bekümmern und dem religiösen Fanatismus der Gegner durch Erweckung vaterländischen Gemeinsinnes entgegenzuwirken. Durch „Volksbildungsvereine", durch „Kriegervereine" und durch andere gesellige Veranstaltungen suchte man dem agitatorischen Treiben der Ultramontanen ein wirksames Gegengewicht zu schaffen. Auch dem Bestreben, den Sedantag zu einer allgemeinen Nationalfeier zu erheben, lag die Absicht zu Grunde, dem vaterländischen Sieges- und Machtgefühl einen entsprechenden Ausdruck zu geben. Die hirtenamtliche Abmahnuug gegen die Feier durch Bischof Ketteler fand selbst in katholischen Kreisen Widerspruch und trug nicht wenig bei, daß „der Geburtstag des neuen Deutschen Reichs" am 2. September 2. Septbr. 1874. in ganz Deutschland als ein Nationalfest gefeiert ward. Daneben gab sich auch auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiete ein reges Streben kund, die dem Papismus und dem Infallibilitäts-Dogma abgeneigten Kräfte zu sammeln und zu einem activeren Vorgehen anzuspornen. Auf einer unter Döllinger's Vorsitz zu Bonn abgehaltenen Unionsconferenz wurde die Idee angeregt, alle „alt- 14. Septbr. katholischen" Episcopalkirchen, die wie die griechische, anglicanische, deutsch-niederländische den römischen Supremat nicht anerkennen, zu einem gemeinsamen Verhalten gegenüber dem jede nationale Gliederung verschmähenden vaticanischen Papalsystem zu vereinigen; und auf einer Generalsynode der deutschen 6. Septbr. Altkatholiken in Freiburg unter der Leitung des Bischofs Reinkens wurde der Fortbau der von Rom und dem Jesuitismus abgewandten Religionsgemeinden

auf den Grundlagen der altkirchlichen Lehren und Ordnungen berathen und ins Werk gesetzt.

Der Prozeß Arnim. Selbst der große Sensationsprozeß gegen den Grafen Harry von Arnim, der bei seiner Abberufung von dem Botschafteramt in Paris mehrere Aktenstücke und Briefschaften der Kanzlei vorenthalten und in seinen eigenen Besitz genommen, war nicht ohne allen Zusammenhang mit den Zerwürfnissen und Conflikten zwischen Staat und Kirche. Der Graf, ein alter Genosse der Kreuzzeitungspartei und mit der Politik des ihm früher befreundeten Reichskanzlers gegen Rom und Versailles nicht mehr einverstanden, hatte den Verdacht erweckt, daß er von den vorenthaltenen Schriftstücken einen dem Ministerpräsidenten nachtheiligen Gebrauch machen wolle. Nahe verwandt mit Savigny, der, obwohl Abkömmling einer um des Glaubens willen einst aus Frankreich ausgewanderten Hugenottenfamilie, aus persönlichen und religiösen Gründen der Centrumspartei sich angeschlossen, scheint Arnim, wenn gleich evangelischer Confession, der katholisch-feudalen Camarilla angehört zu haben, welche der herrschenden Berliner Politik eine andere Richtung zu geben bemüht war und in hohen Kreisen einflußreiche Gönner hatte. Wie leicht konnte sich das von Lamarmora gegebene Beispiel indiscreter Veröffentlichung amtlicher Urkunden wiederholen! Von dem Auswärtigen Amte vor dem Berliner Stadtgericht des Vergehens angeklagt, Aktenstücke der Gesandtschaftskanzlei in Paris an sich gebracht und trotz ergangener Aufforderung nicht vollständig abgeliefert zu 4. Octbr. 1874. haben, wurde Graf Arnim in Untersuchungshaft genommen und nach längeren aufregenden Gerichtsverhandlungen zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Die bei der Gelegenheit veröffentlichten diplomatischen Depeschen erregten in ganz Europa die größte Aufmerksamkeit und warfen manche interessante Streiflichter auf das geschichtliche Leben der jüngsten Vergangenheit, gaben aber auch einen neuen Beweis von der großartigen Behandlung der Politik von Seiten des Reichskanzlers und seinem genialen Geiste. Er durfte der öffentlichen Meinung kühn das Urtheil überlassen; denn das Auswärtige Amt in Berlin „hat saubere Wäsche". Um so mehr wurde das deutsche Volk im Anfange des neuen Jahres durch die Gerüchte beunruhigt: der Fürst gedenke sich seiner tief erschütterten Gesundheit halber von den Staatsgeschäften zurückzuziehen, gerade in einem Momente, da der Papst durch die schon erwähnte neue Encyclica im Febr. 1875. hierokratischen Geiste des Mittelalters das Rechtsgebiet des Staates anzugreifen, die katholischen Unterthanen offen zum Ungehorsam gegen die Gesetze aufzufordern wagte!

2. Oesterreich und Rußland.

a. Oesterreich.

Der Nationalitätenkampf und das Ministerium Hohenwart. In den Wiener Hofkreisen und der hohen Aristokratie trug man bei Ausbruch des Krieges große Neigung, mit Frankreich Hand in Hand zu gehen, und

tief genug ließ sich der Reichskanzler Graf Beust mit dem Herzog von Gramont ein (S. 970). Nur die raschen Erfolge der deutschen Waffen und das Mißtrauen gegen Rußland verhinderten den verabredeten Kriegsbund, und der gewandte Staatsmann fand sich schnell in die neuen Verhältnisse. Wie wenig auch die Gründung des deutschen Reichs unter Preußens Aegide in der Hofburg und den maßgebenden Kreisen Wiens Sympathien erregte, so unterließ Graf Beust doch nicht, in einem Schreiben an Bismarck die besten Wünsche für das große historische Ereigniß auszusprechen und eine freundschaftliche Annäherung beider Reiche in Aussicht zu stellen. Auch bei dem Siegesfeste in Berlin fehlte es nicht an Kundgebungen von Seiten des österreichischen Kaisers, so wenig sie auch von Herzen kamen. Desto aufrichtiger begleiteten die deutsche Bevölkerung und die liberale Presse die Siege der Stammesgenossen mit warmer Theilnahme; sie erkannten mit richtigem Gefühle, daß der nationale Aufschwung im Nachbarreiche auch ihnen Stärke verleihen werde. Und gerade jetzt war den österreichischen Deutschen eine moralische Stütze mehr als je vonnöthen; denn die slavischen Völkerschaften, die mit ihnen in derselben Reichshälfte vereinigt sind, vor allem die Czechen in Böhmen strebten nach einer vorherrschenden Stellung, wie sie die Magyaren in dem östlichen Theile des Reichs inne haben. Wie die Centrumsfraction im Berliner Reichstag, so suchte auch hier eine feindselige Partei das deutsche Wesen, die deutsche Bildung und Wissenschaft zu unterdrücken, und anstatt des deutschen Liberalismus eine ultramontane, slavische, feudale Coalition an die herrschende Stelle im österreichischen Reichsrath zu bringen. Was der reichsfeindlichen Partei in Berlin nicht gelang, erreichten ihre Gesinnungsverwandten in Wien: zum allgemeinen Erstaunen trat im Februar ein Ministerium an die Spitze der Re- Febr. 1871.
gierung, dessen Hauptmitglieder, der ultramontane Hohenwart, der slavisch-klerikale Jireček, der schwäbische Particularist Schäffle, der czechische Habietinek keine anderen Verdienste aufzuweisen hatten, als daß sie dem neuen deutschen Reich mit seinen nationalen Tendenzen und liberalen Fortschrittsideen von Grund der Seele feind waren. Wie viele Experimente die Welt seit zwei Jahrzehnten im österreichischen Regierungssystem erlebt hatte; dennoch erregte diese Schöpfung einer im Verborgenen wirkenden reactionären Camarilla, eines aus Nationalen, Jesuiten, Feudalen bestehenden „föderalistischen Rattenkönigs“ gerechte Verwunderung. Nachdem das neue Cabinet, von den Witzblättern als „Faschingsministerium“ bezeichnet, seinen Standpunkt durch die Untersagung öffentlicher Kundgebungen für die deutschen Siege offenbart, trat es nach längeren Vorbereitungen mit Gesetzvorlagen hervor, welche, im Widerspruch mit der Decemberverfassung vom Jahre 1867 und dem ungarischen „Ausgleich“ (S. 931 f.), die Autonomie der einzelnen Länder Cisleithaniens auf Kosten der Reichseinheit erweitern, insbesondere einen dem Staatsvertrag mit dem ungarischen Transleithanien sich annähernden „Ausgleich mit den Czechen“ und eine größere Selbständigkeit der Polen in Galizien anbahnen sollten. Den

Einzellandtagen eine größere Competenz zu geben, die Provinzen in Bezug auf Gesetzgebung und Verwaltung unabhängiger zu stellen, die Rechte des gemeinsamen Reichsraths und Reichsministeriums zu mindern, das Uebergewicht der deutschen Sprache und Staatsschule zu schmälern, war das Ziel dieser Begründer „einer wahrhaft österreichischen Politik". Das Uebergewicht des deutschen Elements in der westlichen Reichshälfte diesseits der Leitha sollte verdrängt werden durch einen Föderalismus, in welchem den slavischen Völkerstämmen unter dem Schilde der „Gleichberechtigung" das entscheidende Wort zufallen mußte. Vergebens richtete die Verfassungspartei eine Adresse an den Kaiser; dieser erklärte, daß das Ministerium sein volles Vertrauen besitze; vergebens wurde im Abgeordnetenhaus der Antrag auf Verweigerung des Budgets gestellt; Vielen erschien der Schritt zu kühn und revolutionär, der Antrag erlangte nicht die Mehrheit. Dadurch ermuthigt ging das Ministerium weiter voran: die constitutionelle Reichsverfassung sollte zu einem Schattenbild herabgesetzt und der Schwerpunkt in die Provinziallandtage verlegt werden. Um diesen Zweck zu erreichen, wurde beschlossen, diejenigen Landesversammlungen, in welchen das deutsche Element vorwiegend war, aufzulösen und neue Wahlen anzuordnen. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß in demselben Augustmonat,
11. Aug. 1871. als die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Ischl und der beiden Reichskanzler in Gastein den Glauben an eine größere Annäherung zwischen dem deutschen Reich und der österreichisch-ungarischen Monarchie erweckte, Franz Joseph jene
13. Aug. Patente erließ, welche die deutsche Verfassungspartei in Oesterreich als eine „Kriegserklärung" auffassen mußte. Sie verfügten die Auflösung des Abgeordnetenhauses, des Reichsraths und der deutschen Landtage und ordneten an, daß die neugewählten Deputirten am 14. September sich wieder versammeln sollten. Damit war dem deutschen verfassungstreuen Oesterreich das Zeichen zu einem Kampf auf Leben und Tod gegeben. Fielen die Wahlen ungünstig aus, so kam das Regiment in der cisleithanischen Reichshälfte an die Klerikalen, Feudalen, Czechen und Slovenen; dann wurde Oesterreich auch gegen das neue Reich in das Feld geführt. Schon stellte der österreichische Episcopat in einer Denkschrift das Ansuchen an den Kaiser, er möge bewirken, daß Rom dem Papste zurückgegeben würde.

Sieg der Verfassungspartei. Die Führer der deutschen Bevölkerung strengten alle Kräfte an, dem gegen das Staatsgrundgesetz gerichteten Sturm zu begegnen; Alle sollten eintreten, verkündeten ihre Aufrufe, für die Erhaltung der bestehenden Verfassung, die ihnen die letzte Bürgschaft einer rechtlichen und freien Existenz in diesem Völkerstaat gewähre. Aber was vermochten die patriotischen Ansprachen gegenüber dem Einfluß, den die Regierung, die Feudal-Ultramontanen, der Großgrundbesitz, der engherzige Particularismus in die Wagschale zu legen hatten! Die Anhänger der Idee der Staatseinheit waren nicht stark genug, die Pläne der Regierung und der Gegner zu Falle zu bringen. Schon wurde auf dem Prager

Landtag ein neues Nationalitätengesetz berathen, welches die „historisch-politische Individualität" des Czechenthums begründen und die Monarchie im Sinne eines klerikal-particularistischen Föderalismus umgestalten sollte; als alle deutschen Abgeordneten ihre Mitwirkung versagten, durch Arbeitseinstellung die gesetzgeberische Thätigkeit lähmten. „Man versuche es einmal mit einem Oesterreich, dem die Deutschen fehlen", rief die „Neue Freie Presse" aus. Auf einer Conferenz in Wien legten die deutschen Abgeordneten der cisleithanischen Reichslande die Erklärung nieder, daß sie kein Anlehen, das von diesem Reichstag votirt werden sollte, als rechtsverbindlich ansehen oder in dessen Verzinsung oder Rückbezahlung willigen würden. Durch das Fernbleiben der Deutschen hatte der Prager Czechen-Landtag freie Hand, eine Landesordnung zu entwerfen, nach welcher Böhmen in allen wichtigen Angelegenheiten auf sich selbst gestellt, die Verbindung mit Oesterreich und dem Wiener Reichsrath auf einen internationalen Vertrag beschränkt war. Nicht nur daß eine böhmische Landesregierung mit einem Hofkanzler an der Spitze die Staats- und Verwaltungsgeschäfte besorgen und für ihre Handlungen nur dem Landtage verantwortlich sein sollte; durch ein neues Wahlgesetz war der deutschen Bevölkerung der Eintritt in den Landtag so gut wie abgeschnitten. Diese neue Staatsverfassung sollte auf einem frisch zu wählenden „Krönungslandtag" bestätigt und von dem Kaiser in einem „Majestätsbrief" dem böhmischen Volke verkündigt werden. So verstanden Rieger, Clam-Martiniz und Consorten die „Gleichberechtigung der beiden Nationalitäten." Die Czechen sollten herrschen, die Deutschen dienen, gehorchen und zahlen. Mit diesen Vorlagen eilten die Häupter der Czechenpartei nach Wien, um die Unterschrift des Kaisers einzuholen. Hätte der Monarch die „Fundamentalartikel" dieser neuen böhmischen »Magna charta« genehmigt, so durften die andern Nationalitäten in dem österreichischen Völkergewimmel dieselben Rechte in Anspruch nehmen; die Reichseinheit war dann ein leeres Wort, die gemeinsame Monarchie ging in die „Vereinigten Staaten von Oesterreich" über, die von centrifugaler Kraft bewegt bald nach allen Richtungen der Windrose auseinander gehen mußten. So weit sollte es jedoch nicht kommen, der geplante „Staatsstreich" sollte nicht zur Ausführung gebracht werden. Dem Kaiser war die Bedeutung des Ausgleiches mit der „politischen Nation der Böhmen" klar gestellt worden. Er hielt mit der Bestätigung der „Fundamentalartikel", gegen welche auf allen Landtagen entschieden Verwahrung eingelegt ward, zurück und traf dann die Entscheidung, daß die bestehende Verfassung sammt dem Reichsrath der gemeinsame Rechtsboden sei, und daß alle Abänderungsvorschläge auf diesem Reichsgrundgesetz beruhen müßten. Damit fiel das System der „historisch-politischen Individualitäten" zu Boden; das Ministerium Hohenwart-Schäffle begehrte und erhielt seine Entlassung, und dem böhmischen Landtag blieb nichts übrig als Verwahrung einzulegen, daß der Reichsrath befugt sei, über das Staatsrecht und die Verfassung des Königreichs Böhmen zu beschließen. Den 30. Octbr. 1871.

Graf Beust nach London. größten Antheil an dieser Wendung hatte der Reichskanzler Beust; bei den Deutschen Oesterreichs gewann er deshalb mehr Ansehen und Popularität, als er jemals besessen. Es erregte daher großes Erstaunen, daß derselbe Mann 6. Novbr. 1871. wenige Tage nachher seines hohen Amtes enthoben und als Botschafter nach London gesandt ward. Die öffentliche Meinung in Deutschland hatte sich mit ihm ausgesöhnt; um so heftiger zürnte ihm die reactionäre particularistische Hofpartei, die das gefallene Ministerium auf die Schaubühne gehoben, die Ultramontanen, die Feudalen, die Slaven. „Daß Beust kein geborner Oesterreicher, sogar Protestant, nicht vom hohen Adel und doch Reichskanzler war, das Concordat aufgehoben und gute Beziehungen mit dem deutschen Reiche angeknüpft hatte, das waren in den Augen dieser modernen Erinnyen eben so viele Todsünden." Die aufgeregten Geister schrien nach Rache; so wurde ihnen denn Beust zum Opfer gebracht. Dafür ward er von den Deutschen als Märtyrer ihrer Sache hoch gefeiert.

Die Andrassy-Auersperg'sche Politik. Die österreichische Politik erlitt durch Beust's Abgang keine Aenderung; denn Graf Andrassy, bisher Ministerpräsident in Ungarn, der, den Slaven gegenüber die Ansichten Beust's theilte, wurde sein Nachfolger im Reichsministerium. 14. Novbr. 1871. In Pest übernahm Graf Lonyay die Leitung des Ministeriums für Ungarn, während in Wien Fürst Adolf Auersperg, Bruder des Dichters, an die Spitze der Staatsregierung in Cisleithanien trat. Erhaltung der Verfassung und des Gesammtstaats gegenüber den Absonderungsgelüsten der Slaven und Zusammengehen mit dem deutschen Reiche in allen wichtigen Fragen war das gemeinsame Programm. Durch Neuwahlen gewannen in den Provinziallandtagen die Febr. 1872. liberalen Elemente wieder Boden; durch ein „Nothwahlgesetz", welches direkte Volkswahlen für den Reichsrath anordnete, falls die Landtage die Beschickung durch Delegirte verweigerten, wurde dem Föderalismus der Boden zu particularistischen Wühlereien entzogen oder beschränkt; und wenn auch die Polen Galiziens im Jahre 1872 den Versuch der böhmischen Czechen, eine selbständige Stellung im österreichischen Reichsorganismus zu erlangen, mit denselben Mitteln wiederholten, dennoch befestigte sich unter der geschickten Leitung des vaterländischen Auersperg mehr und mehr die Ueberzeugung, daß die habsburgische Monarchie nur durch strammes Festhalten an der Verfassung und am Reichsrath und durch freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland gedeihen könne. Wie sehr auch immer die feindlichen Mächte des vielgegliederten Staates, „Nationalismus", „Klerikalismus", „Feudalismus" den deutsch-liberalen Ideen entgegenstreben mögen, dennoch bleibt dem germanischen Element und dem deutschen Wesen in Oesterreich die Aufgabe gestellt, das Ganze mit seiner Cultur zu umfassen, zu durchdringen und zusammenzuhalten. Nur an der Hand deutscher Bildung können die slavischen Völkertheile zu einem Culturleben emporsteigen. Durch die große Wahlreform, am Ende des Jahres 1872 eingebracht und im folgenden März von beiden Häusern angenommen, welche den Reichsrath auf die breite

Basis der Volkswahlen in allen Landestheilen stellte, die Sonderlandtage auf ihre eigenen Angelegenheiten beschränkte, den Polen in Galizien einige nationale Zugeständnisse machte, ward der Weg betreten, der zu diesem Ziele führen muß: die verfassungsmäßige Einheit des Reichs mit Eindämmung der föderalistischen Tendenzen war ein Sieg des deutsch-liberalen Geistes. Umsonst setzten die Männer des Rückschritts, die Feudalen, Klerikalen, Aristokraten in Verbindung mit den Föderalisten alle Hebel ein, selbst in der Umgebung des Monarchen, um die Reform des Reichsraths, wonach derselbe künftighin durch direkte Volkswahlen, nicht mehr wie bisher durch Wahlen der siebzehn Landtage gebildet werden sollte, zu verhindern; Franz Joseph ertheilte den Beschlüssen seine Sanction. Damit lenkte Oesterreich wieder in freiere Bahnen ein. Und selbst in religiösen Dingen ward das Doppelreich mehr und mehr in die Atmosphäre des modernen Staats gedrängt. Hat auch das päpstliche Kirchenwesen bei dem katholischen Volke, in den dynastischen und aristokratischen Traditionen, in der geschichtlichen Vergangenheit, in der klerikalen Erziehung eine viel festere Basis als in dem durch verschiedene Bekenntnisse gespaltenen, von protestantischer Wissenschaft durchdrungenen deutschen Reich, so mußte doch auch die österreichische Regierung, wie wenig Sympathie der Cultusminister Stremeyer für die Ideen der Toleranz und Humanität innerlich haben mochte, ernstliche Versuche machen, den Staat von den Banden der Kirche zu befreien und auf die eigenen Füße zu stellen; sie mußte confessionelle Gesetze erlassen, mußte das Ansehen der weltlichen Macht gegenüber den klerikalen und jesuitischen Bestrebungen wahren und rechtlich begründen, mußte die geistlichen Einflüsse von der Politik und Regierung abstreifen. Seitdem der ungarische Graf Andrassy, der einst wegen Theilnahme an der revolutionären Erhebung seines Vaterlandes in der Verbannung gelebt hatte, die Stelle des Grafen von Beust an der Spitze des Reichsministeriums übernommen, ist diese Richtung nicht mehr verlassen worden. Im Gegensatz zu der Beust'schen Politik der „freien Hand", wobei man niemals sicher gewesen, wohin sie im gegebenen Augenblick sich wenden könne, erklärte Andrassy seine Politik als eine „Politik mit gebundener Marschroute", und diese sei „der Friede mit allen, in erster Linie mit unseren Nachbarstaaten". Man müsse die Ueberzeugung erwecken, daß man „als Freund zuverlässig, als Feind gefährlich" sein könne. Ein ritterlicher Mann von gefälligem Wesen erfreute sich der ungarische Graf der Gunst des Kaisers und der Hofkreise und war ein geschickter Vermittler zwischen den beiden Reichshälften. Durch ihn und durch den österreichischen Ministerpräsidenten Auersperg wurden die reactionären und absolutistischen Elemente zurückgedrängt, das öffentliche Leben an die Verfassung geknüpft, die föderalistische, klerikale und feudale Opposition mit Schonung und Rücksicht, aber mit Kraft und Entschlossenheit niedergehalten.

Bei der Stellung Oesterreichs zum deutschen Reiche konnten die kirchlich-politischen Vorgänge in dem letzteren nicht ohne Rückwirkung bleiben. Auch in Wien erkannte man die Nothwendigkeit, die Verhältnisse zwischen Kirche und Kirchengesetze.

Staat nicht wie früher durch Unterhandlungen mit Rom, sondern aus eigener Machtvollkommenheit zu regeln. Demgemäß wurden zunächst die Universitäten ihres spezifisch-katholischen Charakters entkleidet und der Ausbreitung der Jesui-
Novbr. 1873. tenniederlassungen Schranken gesetzt; dann wurden „Kirchengesetze" vorbereitet, welche die ungeschmälerte Wahrung der Staatshoheit gegenüber den kirchlichen Organismen durch die Gesetzgebung zum Zweck haben sollten. Trotz der agitatorischen Thätigkeit, welche die Geistlichkeit und die klerikale Partei gegen die Vorlagen in Scene setzten, wurden dieselben zu Anfang des folgenden Jahres zur gesetzgeberischen Berathung vorgelegt. So suchte denn auch in der österreichischen Monarchie der Staat in seine selbständigen Rechte einzutreten und sich von den ehernen Banden, womit ihn die Kirche gefesselt hielt, zu befreien.

21. Jan. 1874. Im Januar 1874 wurden im cisleithanischen Reichstage die „confessionellen Gesetze" eingebracht und nach scharfen Redeschlachten zwischen Liberalen und Ultramontanen in beiden Häusern siegreich durchgeführt und vom Kaiser im Mai bestätigt. „Das erste hob das Concordat auch formell auf, das zweite ordnete die Rechtsverhältnisse der klösterlichen Genossenschaften, das dritte die Beiträge aus den Pfründen zum Religionsfonds behufs der Deckung der Bedürfnisse des katholischen Cultus, das vierte brachte Bestimmungen über die gesetzliche Anerkennung der noch nicht gesetzlich anerkannten Religionsgenossenschaften". Aber der Klerus war mächtig und klug genug, die Ausführung hinzuziehen oder so abzuschwächen, daß die Gesetze selbst „ein frommer Wunsch der Liberalen" blieben. Die obligatarische Civilehe, über deren Nothwendigkeit alle Gebildeten einig sind, wurde von dem „katholischen Staate" ferngehalten und damit dem Gewissenszwang und der Priestermacht ein weites Feld geöffnet. So wurde die im Anfang des Jahres so hoffnungsreiche Aussicht einigermaßen verdüstert und die gehobene Stimmung der Liberalen stark gedämpft.

Der „Krach". Wiener Ausstellung und Jubiläum. Auch auf wirthschaftlichem Gebiete hat das Kaiserreich Oesterreich-Ungarn im Jahre 1873 vielfach die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen. Durch den Ausbruch einer furchtbaren Börsenkrisis, in der Finanzwelt als „Krach" bezeichnet, eine Folge des übermäßigen Anschwellens und Ueberwucherns der Speculation und der Sucht nach Reichthum und Gewinn, sind alle Klassen des Volkes von schweren Verlusten betroffen und Jammer und Noth in viele Familien getragen worden. Diese Schläge konnten nicht wieder gut gemacht werden durch
Mai bis Novbr. die „Weltindustrieausstellung", die an Großartigkeit Alles übertraf, was in dieser Richtung vorher in London und Paris geleistet worden war. Wie diese Ausstellungen zu ihrer Zeit durch Belebung des internationalen Verkehrs und durch die persönliche Begegnung von Fürsten und Staatsmännern die Ideen des Friedens und der Völkerverbrüderung geweckt hatten, so in noch höherem Grade der Wiener Weltmarkt. Sah man doch nicht nur die Glieder der kaiserlichen Familie von Berlin und eine Menge fürstlicher Persönlichkeiten aus den deutschen Landen nach der herrlichen Donaustadt reisen und freundschaftliche Gesinnung mit dem

österreichischen Kaiserhaus austauschen; selbst der König Victor Emanuel leistete der Einladung Folge und gab durch seinen Besuch in der Kaiserstadt den Beweis, daß die alte Feindschaft zwischen den beiden Reichen beendigt sei und die Monarchen und ihre Völker, zum großen Aerger der Ultramontanen, gemeinsame Wege zur Erreichung gemeinsamer Zwecke und Aufgaben des modernen Staats zu verfolgen gesonnen seien. Und wie einst der Sultan die Staaten und Hauptstädte des westlichen Europa besucht hat (S. 693), so erlebte jetzt die Welt das eigenthümliche Schauspiel, daß der persische Schah, „der König der Könige" mit großem orientalischen Gefolge in Pracht und Edelgestein prunkend die europäische Welt durchzog, in den Residenzen der hohen Potentaten und Fürsten längeren oder kürzeren Aufenthalt nehmend. Bald nach dem Schluß der Weltausstellung wurde das fünfundzwanzigjährige Regierungs-Jubiläum Franz Joseph's in beiden Reichshälften großartig gefeiert und hinterließ eine gehobene Stimmung. 2. Decbr. 1873.

Im Februar hatte Kaiser Franz Joseph eine Reise nach Petersburg unternommen, eine Begebenheit, von der man eine neue Befestigung des herzlichen Einvernehmens mit Rußland erwartete. Seitdem wollte man bemerken, daß die antideutsche reactionäre Partei, als deren Führer Erzherzog Albrecht bezeichnet ward, bei Hofe wieder mehr an Boden gewann. Ein Wechsel im Ministerrath, wo der als freisinniger Reformer in der Armee bei den Anhängern der guten alten Praxis nicht beliebte Kriegsminister **Kuhn** seines Postens enthoben und durch General v. **Koller** ersetzt ward, schien eine Wirkung dieser Veränderung in der Temperatur des Hofes zu sein. Eine Broschüre über das Artilleriewesen, die zu Anfang des nächsten Jahres unter dem Namen des Erzherzogs Johann Salvator erschien, gab dieser dem preußisch-deutschen Staat und der dem liberalen Geiste abgewendeten Stimmung und Gesinnung so offenen Ausdruck, daß dem jugendlichen Schriftsteller eine Strafversetzung auferlegt werden mußte. Aber wie oft auch die Scala der öffentlichen Meinung steigen oder sinken mochte, bei jeder Gelegenheit bewährte sich die Erfahrung, „daß die Oesterreicher wie die Ungarn trotz allen häuslichen Zankes und trotz aller aufregenden Scenen im Herzen gut kaiserlich und treu habsburgisch fühlen und denken. Wenn dies eine historische Thatsache ist, so fallen dadurch auch alle feudalistischen und ultramontanen Vorspiegelungen, als gerathe die habsburgische Monarchie in Gefahr, wenn sie modernen centralistischen Prinzipien folge und die kleinen Nationalitäten so wie die Junker und Bischöfe auf das gebührende Maß verweise. Nicht der Adel und nicht die katholische Kirche als solche sind die Träger der großen Doppel-Monarchie an der Donau, sondern die um den Thron geschaarten, durch zeitgemäße freisinnige Ideen, durch Aufklärung und Bildung, durch soliden Unternehmungsgeist gehobenen, gefestigten und geeinigten Völker". Daß dieser „solide Unternehmungsgeist" vor Allem geweckt und gepflegt werden müsse, hat das große Gerichtsdrama, das in dem „Prozeß Ofenheim" die Gemüther während der ersten Wochen des Jahres 1875 so mächtig aufregte und beschäftigte,

Antideutsche Symptome u. bedenkliche Finanzoperationen.

16. Juni 1874.

in überwältigender Weise dargethan. Wenn auch der „Ritter von Ponteuxin", der angeklagt war, den von ihm übernommenen Bau der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn zur eigenen Bereicherung, zu Bestechungen einflußreicher Mitunternehmer, zu allerlei unredlichen und betrügerischen Manipulationen und Täuschungen mißbraucht zu haben, schließlich durch das Geschwornengericht freigesprochen wurde, weil man fand, daß die ihm zur Last gelegten Beschuldigungen nicht unter die Strafgesetze fielen, so entrollten doch die gerichtlichen Verhandlungen ein düsteres Bild von der durch den Gründungsschwindel und die gewinnsüchtigen Speculationen in manchen hochstehenden Gesellschaftskreisen erzeugten laxen Moral und erschlafften Gewissenhaftigkeit. Wie zwei Jahre früher in Folge der erwähnten Untersuchung über Concessionsertheilung zu Privateisenbahnen in Preußen ein Personenwechsel im Handelsministerium eintrat, so warf auch der Prozeß Ofenheim dunkele Schlagschatten auf die höchsten Beamtenkreise in Wien und führte die Beurlaubung des Handelsministers Banhans herbei. Aus diesen und ähnlichen Erscheinungen drängte sich den Menschen das unheimliche Gefühl auf, daß das industrielle Leben und die Handels- und Geschäftswelt an schweren Gebrechen leide, daß Rechtlichkeit, Ehrlichkeit und Moralität bei einem großen Theil der höheren Gesellschaft auf schwacher Grundlage ruhe und daß festere Garantien geschaffen werden müßten gegen die Schwindeleien und die Plusmacherei gewissenloser Gründer, Unternehmer und Speculanten, wenn der erschütterte Credit in den Handels- und Finanzkreisen wieder aufgerichtet, Treue und Glauben in die Gemüther zurückgeführt und die in redlicher Arbeit sich abmühenden mittleren und unteren Volksklassen vor Betrug und Täuschung geschützt und bewahrt werden sollen.

b. Rußland.

Zar Alexander und Kaiser Wilhelm. Die freundschaftliche Gesinnung des Kaisers Alexander gegen Preußen hat wesentlich beigetragen, daß der französisch-deutsche Krieg nicht zu einem europäischen sich erweiterte. Dies erkannte Kaiser Wilhelm an, als er dem Telegramm (27. Febr. 1871.) über die Friedenspräliminarien an den kaiserlichen Neffen in Petersburg die Worte beifügte: „Preußen wird niemals vergessen, daß es Ihnen zu verdanken ist, wenn der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen hat". Diese Gesinnung des Wohlwollens zwischen den Häuptern der beiden Großstaaten dauerte auch nach dem Kriege fort und erhielt einen neuen Ausdruck bei dem (Decbr. 1871.) Georgs-Ordensfest in der russischen Hauptstadt, dem Prinz Friedrich Karl und die Spitzen der preußisch-deutschen Armeen beiwohnten. Bei dieser Gelegenheit gab Kaiser Alexander so warme Sympathien gegen den „ältesten Ordensritter" Kaiser Wilhelm und die anwesenden Feldherren kund, daß sich das Ordensfest zu einer deutschen Siegesfeier gestaltete. Ein Trinkspruch Alexander's auf das Wohl des Oheims und der Ordensritter seiner Armee schloß mit den Worten: „Ich wünsche und hoffe, daß die innigste Freundschaft, die uns verbindet, in

künftigen Geschlechtern fortdauern wird, eben so wie die Waffenbrüderschaft beider Armeen, welche aus unvergeßlicher Zeit datirt. Ich sehe darin die beste Garantie für den Frieden und die gesetzliche Ordnung in Europa". Auch zu Oesterreich wurden die Beziehungen des Petersburger Cabinets mit der Zeit freundlicher. Die erwähnte Zusammenkunft der drei Monarchen in Berlin sollte der Welt ein Zeugniß geben für das aufrichtige Zusammengehen der drei Großmächte in allen wichtigen Fragen. Aber diese Gesinnung des Kaisers Alexander fand weder bei der Nation noch bei der Aristokratie Anklang; vielmehr gaben sich auch in Rußland nicht selten die Gefühle der Eifersucht und des Mißtrauens kund, von denen die meisten Nachbarvölker erfüllt waren: das slavische Blut wollte den Vorrang des germanischen nicht anerkennen und gelten lassen.

Fortgang der Reformen in Rußland.

Wir haben in früheren Blättern den verschiedenartigen Charakter des russischen Regierungssystems unter Kaiser Nicolaus und seinem Sohne kennen gelernt. War der Vater dereinst bestrebt, durch aggressive Politik dem Zarenreich eine Art Suprematie in Europa zu verschaffen, so suchte Kaiser Alexander II. durch großartige Reformen im Innern Rußland auf die Höhe der andern civilisirten Völker zu heben und dadurch sein unermeßliches Reich dem übrigen Europa zu nähern und gleichsam einzufügen. Während die Befreiung der Leibeigenen ihren Fortgang hatte und die durch die große Veränderung der socialen und agrarischen Verhältnisse nothwendig gewordenen legislatorischen Arbeiten weiter geführt wurden, legte man zugleich Hand an eine durchgreifende Militärreform, welche die allgemeine Wehrpflicht mit fünfzehnjähriger Dienstzeit und die Aufhebung der Stellvertretung in einer für Rußland passenden Form und Ausdehnung begründen und die Intelligenz bei der Armee erhöhen sollte. Man vermehrte und vervollständigte die Eisenbahnen zu wirthschaftlichen und militärischen Zwecken; man nahm eine Umgestaltung des Steuerwesens in Angriff, durch welche die Steuerfreiheit der Privilegirten aufgehoben und eine größere Ausgleichung unter den Ständen bewirkt werden möchte; man wendete der Verbesserung des Gerichtswesens und Rechtslebens, der Hebung des Handels und der Industrie, der Volksaufklärung und dem gesammten Unterrichtswesen große Sorgfalt zu. Von Kaiser Alexander II. ging auch die philanthropische Idee aus, die zerstörenden Wirkungen des Kriegs, die Leiden und Drangsale der Menschheit im mörderischen Kampfe der Staaten durch ein internationales Kriegsvölkerrecht zu vermindern, zu welchem Zwecke im August und September 1874 ein Congreß von Staatsmännern und Militärbevollmächtigten in Brüssel die Grundlinien eines europäischen Völkerrechts in Kriegsfällen festzusetzen bestrebt war. Und wenn auch, wie wir in dem Abschnitt über England erfahren werden, die Idee nicht vollständig verwirklicht ward, so blieb doch dem russischen Kaiser der Ruhm, ein Werk der Humanität angeregt zu haben, das nicht verfehlen wird, segensreiche Früchte zu tragen.

Auswärtige Politik und Kriegszug gegen Chiwa.

Während aber Rußland nach Westen hin eine Politik des Friedens und des internationalen Vertrauens und Einverständnisses verfolgte, hielt es zugleich

den Blick unverwandt nach dem Orient gerichtet. Mit der Pforte wurde das gute Verhältniß, das der Großvezier Mahmud Pascha zu begründen gesucht,
1. Aug. 1872. auch nach dem plötzlichen Sturz dieses Staatsmannes nicht gestört; vielmehr verfolgten die beiden Regierungen in der „bulgarischen Kirchenfrage" die gleiche Politik. Als nämlich der Sultan sich entschloß, trotz des Widerstandes des Patriarchen von Constantinopel den Bulgaren eine unabhängige Hierarchie mit einem Exarchen an der Spitze, wie die Nation lange gewünscht, zu gewähren, entschied sich Rußland in dem darüber ausgebrochenen Streit zu Gunsten der selbständigen bulgarischen Kirchenverfassung, obwohl es dadurch die Sympathien des griechischen Patriarchats und der gesammten griechisch-katholischen Bevölkerung des Orients, die es bisher besessen, einbüßte oder schwächte. Eine wichtige Vergrößerung seines Gebiets erlangte das russische Reich im fernen Osten, als es die Eroberung des Chanats von Chiwa, der letzten noch unabhängigen Macht von Turkestan unternahm. Seitdem in den sechziger Jahren Bokhara und Chokand in die Machtsphäre des Moskowiterreichs gebracht worden, war es ein wichtiges Anliegen der Petersburger Regierung, zur Befestigung ihrer Herrschaft in Centralasien die benachbarten Fürsten- und Nomadenstämme in Abhängigkeit zu bringen, damit sie nicht die Handelswege unterbrächen, den russischen Flüchtlingen und Auswanderern, die sich den Lasten und Steuern der Zarenherrschaft zu entziehen suchten, eine Zufluchtsstätte gewährten und die Grenzlande unsicher machten. Die Befehlshaber der russischen Militärstationen warteten daher nur eine günstige Gelegenheit ab, um die unruhige räuberische Bevölkerung des im Oxusgebiet südlich des Aralsees gelegenen schwer zugänglichen Steppenlandes unter die moskowitische Oberherrschaft zu beugen. Bei Gelegenheit eines Grenzgefechtes hatte der Chan des Reiches Chiwa einige russische Unterthanen zu Gefangenen gemacht und die Herausgabe verweigert. Dies erklärte Rußland für einen Kriegsfall. Durch Unterwerfung des Fürsten unter die Oberhoheit des Zars und durch die Entfaltung der russischen Militärmacht sollte den Barbarenhäuptern Centralasiens Achtung und Schrecken eingeflößt und zugleich das Reich nach Süden ausgedehnt, der civilisatorischen Mission Rußlands in Mittelasien Vorschub geleistet werden. Zu dem Ende suchte sich die kaiserliche Regierung zunächst mit England zu verständigen, das die Ausdehnung und Befestigung der russischen Herrschaft in jener Gegend, wodurch die Sicherheit seiner ostindischen Besitzungen bedroht schien, mit Mißtrauen betrachten mußte. Graf Schuwaloff erhielt daher die diplomatische Mission, die englische Regierung zu überzeugen, daß durch die bereits beschlossene Expedition gegen Chiwa die Interessen des britischen Indiens nicht gefährdet würden; es liege dabei nur die Absicht zu Grunde, den räuberischen Grenzfehden zu steuern und den Barbaren zu beweisen, daß man Rußlands Macht und Ehre nicht ungestraft verletzen dürfe, auf Eroberung und Annexion sei es keineswegs abgesehen. „Die flüchtigen Sandkörner der Steppe seien zur Errichtung eines Grenzcordons unfähig, zur soliden Demarcationslinie

eigne sich nur der bewohnte urbare Theil des Landes". Wenn die englische Regierung gegen ein kriegerisches Vorgehen des Moskowiterreichs in Centralasien keine Einsprache erhob, so geschah es weniger aus Vertrauen in die angeblich nur den Zwecken des Friedens dienende Kriegspolitik Rußlands, als in dem Bewußtsein, daß auch sie fort und fort ihr indisches Reich nach Norden und nach Westen erweiterte, bald durch Verträge mit den eingeborenen Fürsten, bald durch die Waffen, ohne deshalb bei andern Mächten anzufragen. Doch schloß England zugleich mit dem Chan von Afghanistan ein Bündniß zu Schutz und Trutz und setzte ihn durch Jahrgelder in die Lage, zur Sicherheit seines Landes gegen etwaige Angriffe Vertheidigungsanstalten zu treffen. Nachdem noch eine Grenzlinie in Betreff des Kriegsschauplatzes festgestellt worden, wurde der Feldzug gegen Chiwa im Frühling und Sommer von vier Seiten unter dem Oberbefehl des Generals Kaufmann unternommen. Vom April bis Juni rückten die 1873.
Heeressäulen unter unglaublichen Beschwerden, Anstrengungen und Kriegsnöthen durch das weite Wüstenland der Hauptstadt zu. Stürme und Sandwolken, gegen die kein Zelt schützte, trostlose Einöden ohne Baum und Strauch, eine Glühhitze, die bis zu vierzig Grad R. steigend Mann, Roß und Kameele niederwarf, dabei Mangel an genießbarem Trinkwasser; diese und andere Leiden, Entbehrungen und Strapazen lagerten sich den russischen Heeren in den Weg und hemmten den Marsch. Alle diese Anstrengungen, wozu noch Angriffe und Ueberfälle der Eingeborenen kamen, ertrug der abgehärtete, an Ausdauer und Genügsamkeit gewöhnte russische Soldat. Als die verschiedenen Abtheilungen sich vor Chiwa vereinigt, begann die Belagerung der von 20,000 Turkomanen vertheidigten Stadt. Nach einem heftigen Bombardement mußte sie sich ergeben; am 10. Juni hielt General Kaufmann seinen Einzug als Sieger. Der Chan hatte 10. Juni 1873.
sich geflüchtet, aber er kehrte bald zurück und nahm die Friedensbedingungen an, die ihm eine Kriegscontribution von zwei Millionen Rubel auflegten, alles Land auf dem rechten Ufer des Amu-Darja (Oxus) dem russischen Reiche beifügten und für das übrige Gebiet von Chiwa den Herrscher in ein Verhältniß zu dem Kaiser setzten, dem zur Vasallität nur der Name fehlte. Diese Bedingungen gingen weit über die Grenzen einer Züchtigung hinaus, wie Rußland der englischen Regierung das Unternehmen vorgestellt hatte, und vermehrten in hohem Grade die Machtstellung des Zarenreichs in Mittelasien. Kein Wunder, wenn England mit einiger Beklemmung auf diese Fortschritte der russischen Kriegs- und Eroberungspolitik blickte. Seitdem sind beide Regierungen bemüht, die noch unabhängigen Völkerschaften, die zwischen beiden Reichen wie ein Festungsgürtel gelagert sind, durch Gesandtschaften, Verträge, Subsidien in ihr Interesse und in ihre Freundschaft zu ziehen. Um die Mitte der siebenziger Jahre wurde die Welt noch einmal an die vergangene Geschichte Rußlands erinnert. Am 18. Januar 1874 starb Graf Berg, der einst als Statthalter von Polen den Aufstand in Warschau so energisch niedergeworfen (S. 716), und ein Jahr später meldeten

die Zeitungen den Tod des Obersten Wysocky, der seine Theilnahme an der polnischen Revolution vom Jahre 1830 (XIV, 840) mit einer vieljährigen Verbannung in Sibirien gebüßt, bis er durch Leiden und schwere Schicksale gebrochen, der Freiheit und der Heimath zurückgegeben ward. Er verlebte sein Alter in dem polnischen Städtchen Warta, wo er am 8. Januar 1875 aus dem Leben schied.

3. England und Holland.

Englands Haltung nach Außen. Im Anfang dieses Jahrhunderts stand England unter den kriegführenden Mächten in erster Reihe und erntete beim Weltfrieden von 1815 reiche Früchte. Von dieser activen Politik nach Außen ist das britische Inselvolk zurückgekommen: mit Ausnahme der Feldzüge an der unteren Donau und in der Krim (S. 680 ff.) hat es sich von den kriegerischen Verwickelungen Europa's fern gehalten. Allein die Regierung hat die Neutralität nicht so sorgfältig beobachtet, daß ihr nicht aus ihrer zweideutigen Haltung Widerwärtigkeiten und Nachtheile, ja selbst Demüthigungen erwachsen wären: die englischen Sympathien haben den Dänen nicht den Verlust von Schleswig-Holstein erspart; Rußland hat den deutsch-französischen Krieg benutzt, um sich in brüsker Weise von einigen Bestimmungen des Pariser Friedens loszusagen (S. 721); die Verwendung des Londoner Cabinets, um den Franzosen günstigere Friedensbedingungen zu verschaffen, blieb ohne Erfolg (S. 1075), und durch die geheime Begünstigung der südlichen Staaten Nordamerika's im Krieg wider die Union hat sich England mit der Regierung von Washington verfeindet. In der Alabamafrage (S. 875) mußte die stolze Nation schließlich ihr Unrecht bekennen, einen Schadenersatz von 15,500,000 Dollars leisten und als völkerrechtlichen Grundsatz zugestehen, „daß jede neutrale Regierung verpflichtet sei, die Ausrüstung und das Auslaufen von Kreuzern zu verhindern und nicht zu dulden, daß ein Kriegführender ihre Häfen als Operationsbasis oder zur Erneuerung oder Vermehrung militärischer Vorräthe, Waffen oder Mannschaft gebrauche". Auch in dem Grenzstreite über die San Juan-Insel wurden durch den Schiedsspruch des deutschen Kaisers die englischen Forderungen zurückgewiesen. Zu dieser Politik der Enthaltsamkeit wurde die Regierung nicht allein durch die Friedensliebe und durch die Fürsorge für den ungestörten Fortgang des Handels- und Industrielebens geführt; sie hatte auch erkannt, daß das englische Heerwesen hinter der Streitmacht der Continentalstaaten weit zurückstehe sowohl an Stärke als an Organisation: aber zu umfassenden Reformen nach Art der festländischen Militärstaaten war das Parlament nicht zu bewegen. Mit Mühe wurde gegen den Widerspruch des Oberhauses die Abschaffung des Stellenverkaufs bei der Armee durchgeführt. Und doch bargen die Fortschritte, welche Rußland in Centralasien machte, und die zunehmende Zerrüttung des „kranken Mannes" am Bosporus, die stets wieder von Neuem eine „orientalische Frage" auf das Forum der europäischen Politik und

Diplomatie einführen konnte, Keime von Kämpfen und Zerwürfnissen im Schooß, die leicht auch das Inselreich wieder zu einem Landkrieg fortreiben mochten. Wie seit der Alabamafrage gegen Nordamerika eine gewisse nationale Eifersucht obwaltete, so seit dem Chiwakrieg gegen Rußland. Vielleicht war auch darin die Ursache zu suchen von der für ein so fortgeschrittenes Culturland fast unbegreiflichen zurückhaltenden Stellung des englischen Ministeriums gegenüber den Brüsseler Conferenzen zur Aufrichtung eines internationalen Kriegsvölkerrechts. Im Vertrauen auf die Seemacht, in der England mit Recht das Fundament seiner Größe und Herrschaft erblickt, und durch die insularische Lage vor feindlichen Invasionen und Occupationen mehr geschützt als die Continentalstaaten, war die großbritannische Regierung nicht geneigt, sich durch Bestimmungen binden zu lassen, die möglicher Weise der freien Bewegung der Flotte, der freien Disposition über die Marine im Wege stehen möchten. Unter Anerkennung der humanen Gesinnungen und Absichten, von denen Kaiser Alexander II. bei der Veranstaltung eines Areopags in Brüssel behufs der Festsetzung gewisser Rechtsbestimmungen in Kriegsfällen geleitet worden, lehnte das Londoner Cabinet nach Beendigung der Brüsseler Conferenzen die weitere Betheiligung ab.

Aber wie sehr das liberale Ministerium Gladstone beflissen war, sich von den continentalen Händeln fern zu halten, die europäische Völkerfamilie ist zu sehr von denselben Lebensinteressen bewegt, als daß die großen Culturfragen, welche die festländischen Staaten in Aufregung setzten, nicht auch jenseits des Kanals ihr Echo hätten finden sollen. Und auch in England sollte die Wahrheit des Erfahrungssatzes zu Tage treten, daß mit der römischen Hierarchie kein ehrlicher Vergleich auf der Basis der Gerechtigkeit und Billigkeit abgeschlossen werden könne, daß dieselbe in ihrer unbegrenzten Herrschsucht nur auf Unterwerfung aller widerstrebenden Elemente hinausgehe. Vergebens hatte die Regierung gehofft, in Irland einen confessionellen Friedenszustand zu schaffen, als sie die Entstaatlichung der englischen Hochkirche durchsetzte (S. 671 f.); die klerikalen Umtriebe hatten ihren ununterbrochenen Fortgang; und als Gladstone, dem man stets geheime Neigungen und Sympathien für die katholische Kirche zugeschrieben hat, eine Reform der Dubliner Universität in Antrag brachte, durch welche manche Beschränkungen der Katholiken beseitigt, die hochkirchlichen Colleges allmählich aufgelöst werden sollten, erfuhr er gerade von römisch-katholischer Seite den größten Widerstand, so daß die Bill nicht durchgeführt werden konnte und eine Ministerkrisis eintrat, die einige Zeit andauerte. Je mehr aber der Ultramontanismus auch in England Boden gewann und bei einem Manning und Consorten in der crassesten und anmaßendsten Weise hervortrat, die modernen Ideen, die Resultate der Wissenschaft, die Rechte der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes schnöde verachtend, um so stärker regte sich auch bei dem Kerne der Nation, in den bürgerlichen Kreisen der altnationale Haß und Widerwille gegen Papismus und Jesuitismus. Die kirchlichen und religiösen Vorgänge in

Das Ministerium Gladstone im Innern.

März 1873.

Deutschland fanden die größte Theilnahme bei dem englischen Volke; der alte freisinnige Lord John Russell kündigte am Ende des Jahres 1873 auf den nächsten Januar ein großes Meeting an, um dem deutschen Kaiser die Bewunderung des englischen Volkes für seinen männlichen Brief an den Papst und der deutschen Nation die Sympathien der englischen in ihrem Kampfe gegen den Ultramontanismus auszusprechen. Unter solchen Verhältnissen und Stimmungen war die vermittelnde und nachgiebige Politik Gladstone's nicht mehr zeitgemäß; die Tories, die zwar für die Fortschritte des wirthschaftlichen Lebens, für die Interessen der Arbeiterbevölkerung und für die socialen Fragen wenig Sinn zeigten, aber an den durch die Reformation geschaffenen religiösen Anschauungen und Ideen festhalten, gewannen immer mehr Boden in der öffentlichen Meinung, so daß ein baldiger Wechsel des Ministeriums sich voraussehen ließ. Vergebens wendete sich Gladstone noch einmal an die Nation, indem er bei Gelegenheit einer Niederlage in einer untergeordneten Frage das Parlament auflöste und neue Wahlen anordnete; als die Mehrzahl der durch geheime Abstimmung Gewählten aus den gegnerischen Kreisen hervorging, blieb dem alten politischen Kämpen nichts übrig, als sein Entlassungsgesuch einzureichen. Die Königin nahm es an und übertrug dem Haupte der Tories, dem Staatsmann und Schriftsteller Benjamin Disraeli die Bildung eines neuen Ministeriums für seine Politik der „conservativen Reaction". Gladstone zog sich in die Stille des Privatlebens zurück und widmete seine Muße dem Studium der kirchlichen und religiösen Dinge, die ihm von Jugend auf besonders am Herzen gelegen. Und um sich desto freier und ungestörter seinen literarischen Arbeiten hingeben zu können, legte er einige Zeit nachher auch die Führerschaft der liberalen Partei im Parlament nieder. Die Schriften, worin der geistreiche Mann die religiösen Zeitfragen behandelte, und sowohl gegen die englischen Ritualisten als gegen den Vatican zu Felde zog, haben den Beweis geliefert, daß er nicht, wie seine Gegner behauptet hatten, mit den ultramontanen Anschauungen sympathisire: die scharfen Angriffe gegen die Papisten haben in den römisch-katholischen Kreisen viel Staub aufgeworfen und eine Menge Gegenschriften hervorgerufen. So war denn auch in England der große Kampf entbrannt zwischen Gewissensfreiheit und kirchlicher Unfehlbarkeit, zwischen Wissenschaft und Autorität, zwischen Gebrauch und Opfer der Vernunft, der das deutsche Volk fort und fort in geistiger Bewegung hält.

Der Aschantikrieg. In seiner Marine und in seinem Colonialwesen hielt England fest an der überlieferten Politik, durch die es sich zu dem größten und mächtigsten See- und Handelsvolk emporgeschwungen hat. Wie früher in Abessinien (S. 673), so hat es im Jahr 1873 an der Westküste Afrika's sein oberherrliches Ansehen gegen das eingeborne Volk der Aschanti mit den Waffen geltend gemacht und auf's Neue gefestigt. Jenes reiche Küstenland, das sich im Norden des Golfs von Guinea bis nach Sierra Leone hinzieht und dessen Mittelpunkt die Goldküste

bildet, war schon seit den Entdeckungsfahrten der Portugiesen der Schauplatz einer regsamen Handelsthätigkeit: verschiedene Völker haben zu dem Ende daselbst Niederlassungen gegründet und ihre Factoreien durch Forts und Besatzungen in der Nähe des Meeres geschützt, so die Portugiesen, Holländer, Dänen und Engländer. Man erhandelte von den Eingebornen Goldstaub, Elfenbein, Oelpflanzen, Guranüsse und andere Producte der heißen Zone und holte dort in früheren Jahren die Neger, welche als Sclaven die Pflanzungen der Weißen in Westindien und in den Staaten des amerikanischen Festlandes bestellten. Die angrenzenden Negerstämme, unter denen die wilden kriegerischen Ashanti mit dem Hauptort und Königssitz Kumasi die erste Stelle einnahmen, standen in einem Vasallen- oder Schutzverhältniß zu den Europäern, die durch ihre Küstenforts und ihre kriegerische Ueberlegenheit ihre Suprematie zu behaupten wußten. Im Laufe der Jahre gewannen die Engländer die größte Macht auf der Goldküste, und als Holland durch den Vertrag vom 6. April 1872 seine dortigen Besitzungen der Regierung von Großbritannien abtrat, wogegen diese ihrem Protectorat in Sumatra entsagte, war die ganze Goldküste in britischen Händen. Unter diesen von Holland den Engländern überlassenen Besitzungen war auch das Fort Elmina, auf welches der Ashanti-König Koffi Kalkalli Anspruch machte. Aus feindlichen Ueberfällen entwickelte sich nun ein Krieg, zunächst zwischen den Ashanti und dem unter englischer Schutzherrschaft stehenden Nachbarstamm der Fanti, der aber bald, da die von den stärkeren Ashanti überwältigten Fanti sich in den Bereich der Forts Cape Coast Castle und Elmina zogen, die Engländer selbst berührte. Der Anführer der Ashanti, Atoschiempon, voll Rachbegier wegen einer früheren Gefangenschaft, fiel mit einem großen, zum Theil mit englischen Hinterladern bewaffneten Heere in das britische Gebiet ein, begünstigt von den Einwohnern von Elmina, welche über den Wechsel der Herrschaft in Folge des holländisch-englischen Tauschvertrags unzufrieden waren. Da beschloß die englische Regierung, ihre bedrohte Herrschaft in Westafrika nachdrücklich zu vertheidigen und die wilden Ashanti, welche sich stets als die erbittertsten Feinde der europäischen Niederlassungen gezeigt, weiter in das Innere zurückzuwerfen. So gingen denn beträchtliche Streitkräfte, mit trefflichem Geschütz versehen, unter dem neuen Gouverneur und Oberbefehlshaber Sir Garnet **Wolseley** nach dem westafrikanischen Küstenlande ab. Elmina wurde durch ein Bombardement für seine zweideutige Haltung gezüchtigt; bald sahen sich die 13. Juni 1873.
Ashanti, durch die europäische Kriegskunst in einer Reihe von Gefechten überwunden und durch Krankheit, schlimme Witterung und Mangel an Vorräthen sehr geschwächt, zur Räumung des Protectoratsgebietes und endlich zum Rückzug nach Kumasi genöthigt. Diese Stadt zu erobern, den König im Herzen seines Landes und Volkes anzugreifen, war nun der Kriegsplan des englischen Oberbefehlshabers, der auch zu Anfang des neuen Jahres zur Ausführung kam. Jan. 1874.
Wie viele Schwierigkeiten immer die von Wald und Gebüsch durchzogene Land-

schaft darbot, der Marsch wurde unternommen und mit Hülfe der als Lastträger verwendeten Fanti glücklich beendigt. Vergebens suchte der eben so schlaue als grausame König Koffi Kalkalli die feindliche Armee, nachdem sie den Grenzfluß Prah überschritten, durch Friedensunterhandlungen mittelst gefangener Missionare vom weiteren Vorrücken abzuhalten, um Zeit zu Vertheidigungsanstalten zu gewinnen; Wolseley ließ sich von seinem Ziel nicht abirren; ohne die Verhandlungen ganz von der Hand zu weisen, setzte er seinen Marsch fort. Bald stieß er auf feindliche Kriegshaufen, welche gedeckt von Bäumen, Buschwerk und Dorfhütten ihre Feuergewehre auf die Europäer richteten, so daß der Zug mit größter Vorsicht vorrücken mußte. In den ersten Tagen des Februar näherte sich Wolseley der durch die Flucht der Einwohner verödeten Hauptstadt Kumaßi, die zum Theil von den Entflohenen selbst in Brand gesetzt, in Kurzem ein Raub der Flammen ward. Auch der König hatte sich geflüchtet; er erkannte jedoch die Unmöglichkeit einer Fortsetzung des Krieges, da alle Nachbarstämme auf Seiten der Europäer standen. Daher schloß er, als Garnet Wolseley mit dem Haupt-
19. Febr. 1874. heer bereits wieder in Cape Coast Castle eingetroffen war, mit dem in Kumaßi zurückgebliebenen General Glover einen Friedensvertrag ab, worin er allen Ansprüchen auf das britische Protectoratsgebiet entsagte und sich zur Zahlung von 50,000 Unzen Goldes als Kriegsentschädigung anheischig machte. Auch brachten die Engländer den Häuptling zu dem Versprechen, dem gräuelvollen Gebrauch der Menschenopfer, deren Spuren und Denkmäler die Einziehenden mit Entsetzen erfüllt hatten, nach Kräften Einhalt zu thun. Ein glänzender Empfang bei der Rückkehr nach England bezeugte dem Gouverneur und seinen Truppen den Dank und die Anerkennung der Nation.

Die Ostküste Afrika's und die englische Colonialpolitik. Auch auf der Ostküste Afrika's feierte die englische Marine und zugleich die Humanität einen Sieg. Von Zanzibar aus wurde ein schwunghafter Sclavenhandel betrieben. Die englische Regierung schickte eine Gesandtschaft an den Sultan, die ihn zur Abstellung des unwürdigen Treibens bewegen sollte. Da aber der Herrscher keine Neigung zeigte, zu Gunsten der philanthropischen Ideen Englands dem einträglichen Geschäft zu entsagen, und den Abgesandten unverrichteter Dinge abzuziehen nöthigte, erhielt der Admiral Cumming Befehl, von Bombay aus mit einigen Kriegsschiffen an der Küste von Zanzibar zu landen und den Sultan mit nachdrücklicheren Gründen von seinem Unrecht zu überzeugen. In der That machte die Erscheinung des Geschwaders solchen Eindruck auf das Gemüth des Barbarenhäuptlings, daß er die früher zurückgewiesenen Vertrags-
Juni 1873. bedingungen annahm. Noch an demselben Tage wurde der Sclavenmarkt in Zanzibar geschlossen. Dort traf einige Monate nachher die Leiche des unermüdlichen und kühnen Afrikareisenden David Livingstone ein, um nach der Heimath geführt und in vaterländischer Erde beigesetzt zu werden. Von der Ostküste aus in das unbekannte Land vordringend hatte Livingstone mehrere Jahre auf die Durchforschung der südostafrikanischen See- und Gebirgslandschaften ver-

wendet, um das Quellgebiet des Nil zu ergründen und sicher zu stellen, und war in dem Sumpflande Moira Achnito, nordwärts vom Fluß Chambeze und dem Bangweolosee, dem Klima und den Strapazen erlegen; ein heldenmüthiger Mann, der sein Leben einsetzte, um das südliche Centralafrika der Erkenntniß, dem Verkehr und der menschlichen Gesittung zu erschließen. Die Colonialpolitik ist überhaupt das Ehrenfeld Englands. Welche Parteien am Ruder des Staats sein mögen, in den auswärtigen Besitzungen, insbesondere in dem anglo-indischen Reiche herrscht stets derselbe umsichtige Verstand, dieselbe praktische Erfahrung in der Verwaltung und im ganzen öffentlichen Leben. Mit wunderbarer Umsicht und Thatkraft wurde im Jahre 1874 eine drohende Hungersnoth von Indien abgewendet, die, wenn nicht rechtzeitig von nah und fern die nöthigen Lebensbedürfnisse herbeigeschafft worden wären, Millionen in Elend und Tod gestürzt haben würde. 4. Mai 1873.

Der Tauschvertrag zwischen Holland und England verwickelte nicht nur das britische Reich in einen Krieg mit den Eingebornen, er gab auch Anstoß zu dem Krieg der niederländischen Regierung mit dem Sultan von Atchin auf Sumatra. Schon seit Jahren war das Augenmerk der Holländer auf Abrundung ihres Colonialgebietes im indischen Archipel, insbesondere auf den vollständigen Besitz der Insel Sumatra gerichtet. Die großbritannische Colonialpolitik, stets eifersüchtig auf jede fremde Herrschaft in den ostasiatischen Meeren, hatte die Ausdehnung der holländischen Besitzungen zu verhindern gesucht, indem die anglo-indische Regierung mit dem Beherrscher des noch unabhängigen Reiches Atchin im Nordwesten jener Insel einen Vertrag abschloß, durch welchen das einst mächtige insularische Kaiserthum der englischen Schutzherrschaft unterstellt ward. Im Vertrauen auf die befreundete Großmacht trieb der Sultan See- und Menschenraub, wie einst die Corsarenhäuptlinge Nordafrika's und fügte dem niederländischen Handels- und Coloniewesen manchen Schaden zu. Als nun Holland durch den erwähnten Vertrag, der übrigens in dem Abgeordnetenhause heftige Anfechtung erfuhr, „freie Hand" über Sumatra erhielt, ergriff die Regierung energische Maßregeln gegen das Piratenwesen. Ihre Vorstellungen wurden jedoch vom Sultan zurückgewiesen, und als nunmehr die Niederlande dem Barbaren Krieg erklärten, sah sich dieser nach fremder Hülfe um und rüstete sich zugleich zur Gegenwehr. Der Krieg hatte einen religiösen Anstrich. Die holländische Regierung in Indien hatte den Wallfahrten der Eingebornen nach Mekka Hindernisse in den Weg gelegt, weil die zurückkehrenden Pilger (Hadschis) den durch diesen Religionsakt in den Augen der mohammedanischen Bevölkerung erlangten Heiligenruhm zur Erregung des Fanatismus gegen die Christen benutzten. Der Sultan wandte sich daher zunächst an die Pforte; aber der Großtürke am Bosporus konnte keine thatsächliche Hülfe gewähren und seine Vermittelungsversuche machten keinen Eindruck. Dagegen fürchtete man in Holland, die Regierung in Washington, an welche sich der Sultan gleichfalls gewendet hatte, möchte die religiösen Bedenken

Die Holländer auf Sumatra.

25. März 1873.

minder hoch anschlagen als die politischen und commerciellen Interessen und die Verwickelungen in dem ostindischen Colonialgebiet zu ihrem Vortheil kehren. Man beschloß also rasch vorzugehen, um möglichst bald eine Entscheidung herbeizuführen, die keiner fremden Einmischung Raum gebe. Allein die Holländer schlugen die Widerstandskraft der Feinde zu niedrig an. Als sie die befestigte Moschee, den „Missigit", welche der Hauptfestung, dem „Kraton" oder „Cotta-Radja" als Vorwerk diente, mit ungenügenden Streitkräften anfielen, wurden sie

25. Decbr. 1873. mit Verlust zurückgeschlagen, ein Unfall, der im Haag zu heftigen Angriffen wider das liberale Ministerium benutzt ward. Im Anfang des nächsten Jahres, nachdem namhafte Verstärkungen unter dem mit den indischen Verhältnissen vertrauten General van Swieten angelangt waren, nahm jedoch der Krieg eine andere Wendung. Der „Missigit" wurde von den Holländern durch den tapfersten Kampf erobert und dann die Hauptfestung selbst mit einem scharfen Belagerungskrieg bedrängt, dem die Flotte von der See aus Nachdruck gab. Diesen energischen Angriffen vermochten die Atchinesen nicht lange zu widerstehen. Der Sultan Panglima Polim zog mit seinen Truppen in das Innere des Landes, um von dort aus in größerer Sicherheit den Kampf fortsetzen zu können, worauf die Holländer die

24. Jan. 1874. Festung in Besitz nahmen. Nach dem Fall der Hauptstadt geriethen die Küstenstädte in rascher Aufeinanderfolge in die Hände der Sieger. Die Flotte eroberte Pedir, den mächtigsten Vasallenstaat Atchins, dessen Radja dem Sultan, seinem Schwiegersohne, mit seinem ganzen Kriegsvolke zu Hülfe gezogen war; die übrigen Häuptlinge oder Stadtvögte an der Küste und an den beiden Ufern des Atchinflusses unterwarfen sich und gelobten, den König der Niederlande und dessen Stellvertreter, den Oberstatthalter von Indien, als ihre Herren anzuerkennen, dem Seeraub und dem Sclavenhandel zu entsagen, auf das Strandrecht zu verzichten und dergl. m. Auch dem Sultan wurde Frieden und Fortdauer seiner Herrschaft zugesichert, wenn er die holländische Souveränetät anerkennen und die übrigen Verpflichtungen eingehen würde. Panglima Polim beharrte jedoch in seinem Widerstande. Van Swieten aber, der mit der Einnahme der Küstenorte

April 1874. seine Aufgabe für gelöst ansah, kehrte über Java nach seinem Vaterland zurück. Den Oberbefehl über die Besatzungstruppen übernahm der Oberst Pel. Mit der Besitznahme der Küstenstädte haben die Holländer den atchinesischen Krieg vor der Hand mit Ehren beendigt. Die Ausdehnung ihrer Oberherrschaft über die ganze Insel Sumatra, eine wichtige Mehrung ihrer Colonialmacht, ist damit als gesichert anzusehen.

4. Frankreich.

Thiers und die Parteistellung. Die französische Nationalversammlung in Versailles, die den bejahrten, aber immer noch geistig regsamen Thiers an die Spitze der Regierung gestellt, bot auch nach der Bewältigung der Commune ein Bild der Rathlosigkeit und

Zerfahrenheit dar, in welche das Reich durch den Krieg und die Katastrophe von Sedan gestürzt worden: die republikanische Regierungsform, zu der man in der Noth gegriffen, erfreute sich keineswegs der Neigung und Sympathie der ganzen Versammlung oder des Gesammtvolkes; vielmehr hatten alle Systeme, die seit einem Jahrhundert in Frankreich herrschend gewesen, ihre Anhänger und Vertreter: Legitimisten, Bonapartisten, Orleanisten und Republikaner verschiedener Färbung. Man stellte sich auf den Boden der Republik, weil, wie Thiers meinte, diese Regierungsform die Franzosen am wenigsten trenne. Allein diese Republik des Herrn Thiers wurde von den Monarchisten wie von den Jacobinern auf der Linken nur als ein Provisorium betrachtet, aus dem man zu vergangenen Zuständen zurückzukehren strebte, sei es zu dem Bourbon'schen Royalismus, in absoluter oder constitutioneller Form, sei es zu dem Napoleonischen Empire mit seinen „Legenden" von Kriegsruhm und Herrschaft, sei es endlich zum Convent vom Jahre 1793 und den Prinzipien von Freiheit, Gleichheit und Demokratismus. Wenn diese innere Zerrissenheit im Anfang noch nicht in so grellen Schlaglichtern hervortrat wie in der Folge; wenn sich die Nationalversammlung noch mit einiger Uebereinstimmung an Thiers und sein republikanisches Ministerium anschloß, so geschah dies nur im Bewußtsein der Unmöglichkeit, für den Augenblick eine andere Ordnung aufzurichten, eine andere Persönlichkeit für die schwierige Lage zu finden: noch standen die deutschen Heere auf französischem Boden, bis die Kriegskosten abgetragen sein würden, und der gewandte Chef der vollziehenden Gewalt besaß Mäßigung genug, die Volksleidenschaften zu beschwichtigen, den Deutschenhaß, der sich auf der Straße und im Gerichtssaal so frech hervorwagte, einzudämmen, den Ruf nach einem Rachekrieg nicht zu laut werden zu lassen. Die Parteistellung im Innern war aufgelöst und zersetzt, eine Störung der bestehenden Ordnung konnte nur zur Anarchie und zum Bürgerkrieg führen. Thiers war also der unentbehrliche Mann der Gegenwart; und so sehr war er selbst von diesem Bewußtsein durchdrungen, daß er mehrmals durch die Androhung seines Rücktritts die widerstrebenden Elemente in der Versammlung zum Nachgeben und Zustimmen brachte. Dies geschah sogar schon während der Belagerung von Paris im Kampf gegen die Commune. In der Versammlung gab sich die Neigung kund, die durch die Revolution begründete scharfe Centralisation der Regierungsgewalt zu ermäßigen oder zu brechen und den Provinzen und Städten einige Autonomie zu verschaffen. Als daher eine neue Gemeindeordnung für Stadt und Land berathen wurde, verlangte ein großer Theil der Versammlung, daß die Bürgermeister nicht wie bisher von der Regierung ernannt, sondern von den Gemeinderäthen gewählt werden sollten. Nur mit Mühe konnte Thiers ein Compromiß durchsetzen, kraft dessen der Regierung das Ernennungsrecht für alle Städte über 20,000 Seelen zugestanden ward, ein Beschluß, der wesentlich beitrug, die revolutionäre Partei in Paris zum Aufruhr und zur Organisirung der Communal-Republik fortzureißen. Bei den nach dem neuen Gemeinde- 14. April 1871.

gesetze am 1. Mai vorgenommenen Wahlen trugen die gemäßigten Republikaner den Sieg davon. Mit geschmeidiger Klugheit wußte sich Thiers zwischen der demokratisch-republikanischen Partei und den Monarchisten durchzuwinden. Als Gambetta eine „Liga der republikanischen Städte" gründen wollte, wurde das Vorhaben als ungesetzlich untersagt; und als das Verbannungsdekret gegen die Bourbons und Orleans aufgehoben ward, und die letzteren nach Frankreich zurückkehrten, wußte er den Eintritt der zu Deputirten gewählten Orleaniden, des Herzogs von Aumale und des Prinzen von Joinville, in die Nationalversammlung wenigstens bis zu Ende des Jahres hinauszuziehen. Im October wurde Aumale von dem Generalrathe der Oise zum Präsidenten gewählt, eine einflußreiche Stellung, seitdem diese Körperschaft von den Präfekten unabhängig gestellt war. Thiers konnte dem Sohne und dem Enkel Louis Philipp's, dem er ja selbst einst als Minister zur Seite gestanden, diese Genugthuung gönnen: hatten doch der glänzende Erfolg des Nationalanlehens und die Nachwahlen zur Versailler Ver-
28. Juli 1871. sammlung seine Autorität sattsam bethätigt. Durch die hohen Angebote, welche durch die mehrfache Ueberzeichnung des geforderten Anlehens Zeugniß gaben sowohl von dem unerschöpflichen Reichthum der Nation, als von dem ungeschwächten Credit Frankreichs im Auslande, war Thiers in Stand gesetzt, die Abzahlung der Kriegsentschädigung und damit die Räumung des Landes von der Occupationsarmee zu beschleunigen und den zerrütteten Staatshaushalt und die gestörte Finanzwirthschaft wieder in einige Ordnung zu bringen. Selbst seine Gegner trugen durch ihre Maßlosigkeiten zur Mehrung seines Ansehens und
5. Juli. seiner Machtstellung bei. Das Manifest des Grafen von Chambord, worin er seinen legitimistischen Anhängern erklärte, daß er nur mit der weißen Fahne, d. h. mit der Reaction und Restauration von ehedem zurückkehren werde, und eine
24. Juli. Petition der Bischöfe, daß Frankreich im Einvernehmen mit andern Mächten dem kirchlichen Oberhaupte seine Souveränetät zurückgeben möge, „der Stirne einer räuberischen und meineidigen Regierung ein unauslöschliches Brandmal aufdrückend", gaben Zeugniß von der unglaublichen Verblendung einer Partei, deren Blicke nur in die Vergangenheit gerichtet waren, und führten alle vernünftigen und praktischen Männer auf Thiers' Seite. Und vermochte er auch nicht die Opposition in der Nationalversammlung und in dem ultramontanen Klerus zu unterdrücken, mußte er Jules Favre aus dem Ministerium entlassen und die laut geforderte Auflösung der Nationalgarden in Aussicht stellen, so hatte er doch den
30. Aug. Triumph, daß er in den letzten Augusttagen zum „Präsidenten der französischen Republik" ausgerufen ward; daß somit die namenlose Staatsform und die verhüllte Würde an das Licht der Oeffentlichkeit traten.

Die Republik des Herrn Thiers. Allein die Opposition in der Nationalversammlung gegen Thiers war nicht im Abnehmen; die Monarchisten auf der Rechten standen bei jeder wichtigen Frage dem Präsidenten schroff gegenüber und drängten ihn durch ihre feindselige Haltung mehr und mehr auf die Seite der Republikaner auf der Linken. Da-

durch entging der französischen Regierung die einmüthige moralische Stärke, welche eine gründliche Herstellung des Staatswesens, eine Heilung der Schäden und Gebrechen durch eingreifende legislatorische Reformen ermöglicht hätte; sie gerieth in ein Schwanken und verzettelte ihre Kräfte durch leidenschaftliche Parteikämpfe. Thiers hatte neben der Befreiung der besetzten Provinzen von den deutschen Occupationstruppen in erster Linie die Reorganisation des französischen Heerwesens ins Auge gefaßt. Doch konnte er sich nicht zu dem Entschlusse aufschwingen, die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Schulpflicht, durch welche sich einst das niedergeworfene Preußen in einer noch viel drückenderen Lage zu einer sittlichen Regeneration emporgearbeitet hatte, im ganzen Umfange einzuführen und zur Wahrheit zu machen. Dem Namen nach wurde freilich auch in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetz erhoben und die Streitkraft auf eine enorme Höhe gebracht, aber unter solchen Bedingungen und Beschränkungen, daß sich die reicheren und gebildeteren Klassen vom Dienste im Heere befreien konnten und somit die aktive Armee nach wie vor aus Berufssoldaten bestand. Und als der Cult- und Unterrichtsminister Jules Simon ein Schulgesetz auf liberaler Grundlage in Vorschlag brachte, erfuhr dasselbe von Seiten des Klerus und seines Vorkämpfers, des Bischofs Dupanloup, so starke Anfechtungen, daß das Vorhaben von der Regierung aufgegeben ward. Um das Heerwesen in solchen Stand zu setzen, wie Thiers beabsichtigte, bedurfte es einer Erhöhung des Militärbudgets und folglich auch einer Erhöhung der Staatseinnahmen. Dazu wäre eine allgemeine Einkommensteuer das zweckmäßigste Mittel gewesen; aber aus Rücksicht für die höheren Klassen, denen diese Besteuerung eben so wenig genehm war, wie die allgemeine Wehrpflicht, wählte Thiers nicht diesen Ausweg, sondern schlug neben andern kleineren Mitteln eine Besteuerung der Rohstoffe vor, also eine Rückkehr zum alten Schutzzollsystem, dessen Beseitigung eine der wenigen wohlthätigen Handlungen des Bonaparte'schen Kaiserthums gewesen war. In der Nationalversammlung erhob sich gegen diesen Antrag eine so lebhafte Opposition und von Seiten der Rechten eine so gereizte Debatte, daß Thiers und das ganze Ministerium ihre Demission einreichten. Aber noch konnte man sich nicht über einen Nachfolger vereinigen. Daher gab die Nationalversammlung unter dem Vortritt Batbie's die Erklärung ab, daß in der Abstimmung über die finanzielle Frage kein Beweis von Mißtrauen gegen das Oberhaupt der Regierung enthalten sei, und bewog den Präsidenten unter Berufung an seinen Patriotismus, von seinem Entschlusse abzustehen. Darauf wurde durch die Vereinigung der Regierungspartei und der Linken die Steuervorlage mit gewissen Modificationen zum Gesetz erhoben und die Kündigung der Juli 1872. bestehenden Handelsverträge genehmigt. Nun konnte auch die Organisation des Heerwesens, über welche Monate lang die heftigsten Debatten geführt worden waren, nach dem Sinne des Chefs der Executivgewalt, der sich bei den Verhandlungen persönlich aufs Eifrigste betheiligt hatte, zur Einführung gebracht werden.

Der aktiven Armee mit fünfjähriger Dienstpflicht und beibehaltener Stellvertretung sollte eine „Territorialarmee", eine Art Landwehr zur Seite stehen. Und so groß waren die Anforderungen an den wehrhaften Theil der Nation, daß die französische Kriegsmacht an Zahl jede andere übertraf. Mit Genugthuung durfte Thiers auf die Resultate seiner Thätigkeit zurückblicken. In gehobener Stimmung begab er sich im August nach dem Seebade Trouville, um dort in Gemeinschaft mit dem Kriegsminister Cissey Schießexperimente mit neuen Kanonen vorzunehmen.

Wachsende Opposition gegen Thiers. Aber die Stellung des Präsidenten zur Nationalversammlung war nicht besser geworden. Unter dem Druck der Ereignisse hatte einst die Nation Vertreter gewählt, die ihr den heiß ersehnten Frieden schaffen sollten. Es zeigte sich jedoch bald, daß die Gewählten keineswegs der Ausdruck der gesammten Nation, ja nur des größeren Theiles derselben waren. Bei den Nachwahlen erlangten meistens Republikaner die Stimmenmehrheit, ein Beweis, daß die „conservative Republik", welche Thiers ausbauen und erhalten wollte, nach dem Sinne des französischen Volkes war. Aber je mehr die monarchischen Elemente sich sammelten und verständigten, desto mehr suchten sie den republikanischen Charakter von der Regierung abzustreifen: die bestehende Ordnung sollte als eine Art Interim so lange fortbestehen, bis die Errichtung einer monarchischen Regierung möglich sein würde; daher hintertrieben sie alle Versuche, welche geeignet schienen, die republikanische Verfassung definitiv zu befestigen. Aber auch die Linke, wo der feurige Gambetta das entscheidende Wort führte, war mit der Zwitterschöpfung einer „conservativen Republik" keineswegs befriedigt; sie verlangte, daß die Versammlung ihre Selbstauflösung beschließe und neue Wahlen anordne, denn sie sei nur zur Herstellung des Friedens berufen worden; nach Beendigung dieser Aufgabe sei sie verpflichtet, der Nation ihr Mandat zurückzugeben; jedes weitere Fungiren sei eine Usurpation. In diesem Sinne suchte Gambetta auf mehreren Rundreisen die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Diese agitatorische Thätigkeit des ehemaligen Dictators war den Monarchisten ein Aergerniß, und da Thiers den republikanischen Umtrieben und Wühlereien, wenn er sie auch nicht billigte, doch auch nicht mit ganzer Energie entgegentrat, so wurde die Kluft zwischen ihm und der Rechten immer weiter. Der alte Orleanist Changarnier sprach in öffentlicher Versammlung seinen Unwillen aus, daß die „provisorische Regierung" dieser „Liga der Zerstörung" gegenüber nicht die nöthige Festigkeit zeige. Man nannte ironisch Gambetta den „Dauphin". Wohl stand das Centrum, in eine linke und rechte Seite geschieden, in der Regel auf Seiten der Regierung; aber auch in seinen Reihen herrschte oft in den wichtigsten Fragen Verschiedenheit der Meinungen. Bei solcher Parteiung konnte ein gesundes Staatsleben nicht Wurzel fassen: der Präsident hatte nicht das Recht, die Versammlung, die ihn gewählt hatte, aufzulösen; und doch vermochte er auch nicht, sie zu Beschlüssen zu bringen, welche der Verfassung ein bestimmtes republikanisches Gepräge gegeben

hätten. Und während die Linke auf Selbstauflösung und Neuwahlen drang, suchte die Majorität ihre Gewalten ins Unbestimmte zu verlängern; jene in der Hoffnung, diese in der Furcht, daß aus einer neuen allgemeinen Volksabstimmung die Demokratie siegreich hervorgehen würde. So konnte weder die Errichtung einer Art erster Kammer, noch eine genauere Bestimmung über die Stellung des Präsidenten und die Verantwortlichkeit der Minister durchgeführt werden; selbst die zum dritten Male angebotene Amtsniederlegung des Oberhauptes der Regierung hatte keine Wirkung. Es blieb bei der „conservativen Republik", die Thiers in einer mit sehr getheilter Zustimmung vernommenen Botschaft bei dem Wieder- 13. Novbr. 1872.
zusammentritt der Versammlung verkündete. Man steuerte ohne bestimmte Fahne und ohne Versicherung gegen Unfälle einer unbekannten Zukunft entgegen. Ein neugewählter „Dreißiger-Ausschuß", welcher Vorschläge für die künftige Verfassung ausarbeiten oder „constitutionelle Reformen" berathen sollte, erwarb sich ob seiner stationären Haltung den Beinamen der „dreißig Chinesen".

So unstreitig die hohen Verdienste waren, die sich Thiers um Frankreich Kriegsgerichte.
erworben hat, durch Aufrichtung der öffentlichen Ordnung und Autorität, durch Schaffung einer regulären Armee, durch Wiederherstellung einer soliden Finanzwirthschaft; alle diese Verdienste fanden vor der Parteisucht und der politischen Leidenschaftlichkeit der Volksvertreter in Versailles keine Anerkennung. Immer mehr gewann die royalistische Reaction Boden und suchte im Bunde mit den Klerikalen und mit dem nationalen Haß und Vorurtheil ihre Gegner zu Fall zu bringen. Gegen die Radikalen und Liberalen, zu denen auch der Voltairianer Thiers gezählt ward, wurde der Aberglaube und Fanatismus losgelassen und gegen die Bonapartisten organisirte man den Terrorismus der Kriegsgerichte. Die Franzosen konnten sich nicht in den Gedanken finden, daß ihre militärische Suprematie durch die Ueberlegenheit der preußisch-deutschen Waffen und der Kriegskunst der Gegner im letzten Kriege gebrochen worden sei; die Niederlagen sollten nur von dem Verrath oder der Unfähigkeit der Führer herrühren. Diesem nationalen Vorurtheil beschloß die Regierung entgegenzukommen, der Volksleidenschaft Opfer zu bringen. Und so erlebte denn die Welt das klägliche Schauspiel, daß die Commandanten, welche die französischen Festungen dem Feinde übergeben hatten, einem kriegsgerichtlichen Verhöre unter dem Vorsitze des Marschall Baraguay d'Hilliers unterworfen und die Mehrzahl derselben wegen bewiesener Unfähigkeit oder Schwäche in ihrer militärischen Ehre geschädigt wurden, in einem Augenblick, da Alle Ursache hatten, an die eigene Brust zu schlagen und auf den zusammengebrochenen Ruinen einen neuen Bau aufzurichten, statt in dem vergangenen Unglück zu wühlen und die Fehler Einzelner bloszustellen. Auch Uhrich, der einst so hochgefeierte Commandant von Straßburg, mit dessen Namen man eine Pariser Straße belegt hatte, wurde von dem kriegsgerichtlichen Rügespruch getroffen. Aber für die Hauptaktion war der Oberbefehlshaber von Metz, der Marschall Bazaine ausersehen, dessen „Verrath" das ganze Unglück Frankreichs

verschuldet haben sollte. Monate lang wurde er in Versailles in Gewahrsam gehalten, während man die Vorbereitungen zu dem großen kriegsgerichtlichen Schauspiele traf, das dann im folgenden Jahr unter der Leitung des Herzogs von Aumale in Scene gesetzt ward.

Politische und kirchliche Gegensätze. Noch ehe der großartige Prozeß gegen Bazaine, wozu man Stöße von Akten herbeischaffte, Tausende von Zeugen entbot, auf welchen die Augen von ganz Europa wochenlang gerichtet waren, zur Entscheidung kam, erfüllte sich das Schicksal des Präsidenten Thiers. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß zu derselben Zeit, da Thiers durch beschleunigte Abtragung der noch rückständigen Kriegsschuldtermine an das deutsche Reich seiner patriotischen
15. März 1873. Thätigkeit die Krone aufsetzte und durch einen neuen Vertrag über den Abzug der preußisch-deutschen Occupationstruppen bei der französischen Nation höher als je in Gunst stand, sein Ansehen in der Versailler Versammlung mehr und mehr dahinschwand, die Opposition nicht blos auf den beiden äußersten Flügeln, sondern selbst im Centrum mehr und mehr Boden gewann. Seitdem Kaiser Napoleon III. in seinem englischen Verbannungsort Chislehurst in Folge einer
9. Jan. 1873. schmerzhaften Operation aus dem Leben geschieden war, entwickelten die Anhänger der alten Monarchie eine größere Thätigkeit als zuvor. Wenn auch in ihren Zielen und Bestrebungen weit auseinander gehend, da die Einen dem Grafen von Chambord die Krone zuwenden wollten, die Anderen für die Orleans arbeiteten, eine dritte Partei, an ihrer Spitze Rouher, den jungen Napoleon, der sich dem Alter der Mündigkeit näherte, als Prätendenten aufstellte, so waren sie doch in dem einen Punkte einig, daß sie die Erklärung der Republik als bleibender Verfassungsform Frankreichs aus allen Kräften zu verhindern, die Monarchie im Prinzip aufrecht zu erhalten suchten. Die republikanische Staatsform, wie sie durch die Verhältnisse und die politische Lage von selbst sich aufgedrängt hatte, möchte immerhin als Provisorium fortbestehen, mittlerweile könnte die monarchische Idee sich mehr und mehr festsetzen und ausbreiten, bis die Umstände eine dynastische Restauration begünstigten oder möglich machten. Nun wissen wir aber, daß Thiers, obwohl theoretisch in seinen Ansichten und Traditionen mehr zur constitutionellen Monarchie hinneigend, die „conservative Republik", die Republik der „ehrlichen Leute" für diejenige Staatsform hielt, die unter den obwaltenden Zeitverhältnissen in Frankreich allein möglich sei, unter welcher die verschiedenen politischen Parteien am ersten für das Wohl der Nation zusammenwirken könnten; daher war sein Streben auf den Ausbau und die definitive Befestigung der republikanischen Staatsordnung gerichtet. Die nothwendige Folge dieser Politik war, daß er immer mehr zur Linken hinneigte und dadurch sich nicht blos von der dynastisch gesinnten Rechten entfremdete, sondern auch in den beiden Centren, auf die er sich bisher hauptsächlich gestützt, aus denen er seine Minister gewählt hatte, allmählich an Boden verlor. Die Sympathien der Versammlung wandten sich im Stillen von ihm ab, die Zahl

seiner getreuen und zuverlässigen Anhänger minderte sich unter der Hand. Die Constituirung der definitiven Republik, die er in seiner Botschaft vom 13. November 1872 empfohlen, mit der Auflösung der Nationalversammlung im Gefolge, wurde im Schooße des Dreißiger-Ausschusses, der darüber berathen und berichten sollte, begraben und dafür ein Gesetzesvorschlag über die Befugnisse des Präsidenten gegenüber der Nationalversammlung eingebracht, welcher das unmittelbare Eingreifen des Chefs der Executive in den Geschäftsgang und den darauf beruhenden persönlichen Einfluß desselben beschränken sollte. Zu den politischen Differenzen gesellten sich noch kirchliche. Je mehr in Deutschland die Opposition gegen den Ultramontanismus hervortrat, desto mehr stellten die tonangebenden Kreise in Frankreich ihre papistische Gesinnung, ihren politisch-klerikalen Katholicismus zur Schau. Man begünstigte Wallfahrten, man belebte einen Aberglauben und Wunderglauben, einen Marien- und Heiligencult, wie er im Mittelalter nicht krasser zu finden war, man erstickte die altkatholischen Regungen im Keim; die Präfekten erließen entehrende Verordnungen gegen die Protestanten, wie in den Tagen Ludwig's XIV. Diesem heuchlerischen und bigotten Gebahren, das wie eine Maske den inneren Unglauben, die irreligiöse freigeistige Gesinnung des größten Theiles der Nation verhüllte, waren die Republikaner, waren alle aufgeklärten vernünftigen Männer, waren auch Thiers und der mehrjährige Präsident der Nationalversammlung, Grévy, nicht zugethan. In Lyon hatte der Gemeinderath dem klerikalen Schulwesen ein Ende gemacht; die ultramontanen Abgeordneten auf der Rechten forderten, daß die Regierung Abhülfe schaffe durch Abänderung der Gemeindeverfassung; bei der stürmischen Debatte wurde gegen einen klerikalen Eiferer der Ordnungsruf ausgesprochen: seine Gesinnungsgenossen wollten die Rüge nicht gelten lassen. Dadurch sah sich Grévy, eine der zuverlässigsten Stützen von Thiers, bewogen, den Vorsitz niederzulegen. Darauf wählte die monarchisch-klerikale Mehrheit einen der Ihrigen, den Abgeordneten Buffet zum Präsidenten; die Radikalen dagegen bewirkten, daß bei einer Ergänzungswahl in Paris der abgesetzte Maire von Lyon, Baraudet, in die Nationalversammlung gewählt ward. Nicht nur der Candidat der Rechten, sondern auch der Minister Remusat, den die conservativen Republikaner begünstigten, blieb in der Minderheit. Dieses Hervortreten der Demokratie führte die monarchistischen Elemente aller Schattirungen einander näher. 4. April 1873.

Unter solchen Umständen war es für Thiers ein gewagtes Unternehmen, als er der Nationalversammlung gleich nach den Osterferien Entwürfe zur Errichtung einer ersten Kammer, zu einem Wahlgesetz und zu einem Gesetz über die Befugnisse des Präsidenten vorlegte und sie nochmals zur definitiven Proclamirung der Republik aufforderte. Er selbst hatte kurz zuvor die Reihen seiner Gegner verstärkt, indem er bei einem Wechsel im Ministerium nicht zu dem rechten Centrum griff, sondern den gemäßigten Republikaner Casimir Périer aus (Mac Mahon zum Präsidenten gewählt. Mai 1873.)

der linken Seite desselben in das Cabinet berief. Dies verdroß die ehrgeizigen ämtersüchtigen Männer, meistens Orleanisten, die bisher fast ausschließlich die Ministerstellen inne gehabt, und viele aus ihrer Mitte traten in die monarchistische Opposition. Anstatt nun sofort zu den Verhandlungen über die Regierungsvorlagen zu schreiten, wurde auf Changarnier's Antrag ein Tadelsvotum über
23. Mai 1873. die letzte Ministerwahl ausgesprochen. Dies bewog das Ministerium zum Rücktritt. Auch Thiers reichte sein Demissionsbegehren ein und erlebte die nicht verdiente und wohl auch nicht erwartete Kränkung, daß es von der Mehrheit der Nationalversammlung angenommen und der Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, an seiner Stelle zum Präsidenten der Republik gewählt ward. Nachdem dieser die Wahl angenommen, übertrug er dem Herzog von Broglie, der die ganze Intrigue gegen Thiers gesponnen und geleitet hatte, die Bildung eines neuen Ministeriums, in welchem die Monarchisten die Oberhand hatten. Gegen alles Erwarten ging diese innere Revolution ohne alle Störung vor sich; ein Beweis, daß sich die Nation zu dem stürmischen Parteileben früherer Jahre noch nicht zu sammeln und zu erheben vermocht hatte. Selbst die Republikaner auf der Linken verhielten sich still, günstigere Tage abwartend. Denn wenn sie auch bisher zu Thiers gestanden, so war er doch nicht der Mann nach ihrem Herzen. Und was hätten sie durch agitatorische Bewegungen erreichen können gegenüber dem „Marschall-Präsidenten", welcher die Armee zu seiner Verfügung hatte, und der Nationalversammlung, in welcher sich die drei Gruppen der Monarchisten zu einer Coalition die Hand reichten? Am meisten gewannen die Bonapartisten durch den unblutigen Staatsstreich. Während sie bisher von allen politischen Fractionen zurückgestoßen worden waren, traten sie jetzt als eigene Partei in den Ringkampf ein. Die dreißig Stimmen, die der redegewandte, intrigante Rouher gegen Thiers in das Feld führen konnte, hatten zu dessen Sturz wesentlich beigetragen. Aber Napoleon IV., dessen Fahne sie emporhoben, weilte mit seiner Mutter, der Kaiserin Eugenie, in der Verbannung, indeß die Orleaniden, im Besitze unermeßlicher Reichthümer seit der Rückerstattung ihrer Familiengüter durch die Nationalversammlung, in Paris und Versailles eine ehrenvolle Stellung einnahmen und der letzte Bourbon, der Enkel Karl's X., in seinem Schloß Chambord unweit Blois, von dem er den gräflichen Namen führt, ab und zu seinen Aufenthalt nahm, von den Legitimisten und Klerikalen im Herzen als künftiger „Roy" ausersehen.

Die klerikal-legitimistische Partei in Verdelust. So erlebte denn die Welt den in der Geschichte einzigen Fall, daß ein geschlagener Feldherr, der es nur einer im rechten Augenblick erhaltenen Wunde zu danken hatte, daß nicht die Katastrophe von Sedan sich unter seiner Leitung vollzogen, an die Spitze eines militärischen Großstaats emporgehoben ward, freilich nicht durch eigene Kräfte oder Verdienste, sondern durch wenig ehrenhafte Hebel und Mittel. Um dem ungläubigen freigeistigen Republikanismus die Stirne bieten zu können, stützte sich das neue Regiment auf die klerikalen Ele-

mente Frankreichs. Nicht nur, daß die Schule unter der geistlichen Herrschaft blieb, daß die Erziehung der künftigen Geschlechter, besonders der weiblichen Jugend, noch mehr als zuvor den Händen der Ordensbrüder und Ordensschwestern anvertraut ward; auch im äußeren Leben wurde die kirchliche Werkheiligkeit mit bewußter Ostentation getrieben. Hatte schon vorher die Geistlichkeit den unglücklichen Ausgang des Kriegs zum Triumph der katholischen Kirche zu benutzen gesucht, indem sie die zerstoßenen und erschütterten Gemüther auf die Heilmittel und Tröstungen der religiösen Handlungen, der Gebete und Andachtsübungen hinwies, das öffentliche Unglück der zunehmenden Gottlosigkeit der Welt zuschreibend; so wurde jetzt, wo ein politisch und geistig wenig befähigter Militär und ein charakterloser intriganter, in der Wahl seiner Mittel nicht wählerischer Minister-Präsident das Gemeinwesen leiteten und des Marschalls bigotte Gemahlin den Ton in der höheren Gesellschaft angab, eine heuchlerische Kirchlichkeit gepflegt und als Mode der vornehmen Kreise in Uebung gebracht, dergleichen man seit dem Mittelalter nicht erlebt hatte. Pilgerfahrten zu wunderthätigen Orten wurden als nationale Festpartien veranstaltet, wozu sich aus andern Ländern papistische Aristokraten einfanden; an dem Wallfahrtsort Parey-le-Monial wurde von einer Anzahl legitimistischer Deputirten, unter Theilnahme des Bischofs von Autun, Frankreich dem heiligen Herzen Jesu in der einer verzückten Heiligen aus dem siebenzehnten Jahrhundert, Marie Alacoque, errichteten Kapelle geweiht; himmlische Visionen tauchten massenhaft auf; Wundererscheinungen und Wallfahrten verbreiteten sich wie ein dichtes Netz über Frankreich; der Abgeordnete Keller beantragte den Bau einer neuen Kirche auf dem Montmartre „zum heiligen Herzen Jesu“, um auf Frankreich und die Hauptstadt die göttliche Barmherzigkeit und den göttlichen Schutz herabzuflehen. In diesen Treiben, an welchem sich alle monarchistischen und reactionären Fractionen gleichmäßig betheiligten, lag zugleich eine Demonstration gegen die „Verfolgung der Kirche“ in Deutschland. Die alten Rachegedanken flossen mit der neuen Wuth über das Vorgehen der deutsch-preußischen Regierung gegen die Kirche in Eins zusammen. Auf den Wallfahrtsfesten betete man: „Rette Frankreich und Rom und hilf uns Elsaß und Lothringen wieder befreien“.

21. Mai 1873.

Fusion der Legitimisten u. Orleanisten.

Aber auch die neue Regierung war weit entfernt, durch kriegerisches Auftreten dem himmlischen Arm vorgreifen zu wollen: vielmehr war sie eifrig beflissen, den Frieden nach Außen zu erhalten, um desto kräftiger dem bedenklichen Fortschreiten des republikanischen Geistes, das sich bei jeder Nachwahl kund gab, im Inneren entgegentreten zu können. Die sicherste Bürgschaft schien ihr eine monarchische Restauration zu bieten. Die herrschende Seite der Nationalversammlung betrieb daher aufs Eifrigste eine „Fusion“ der beiden Zweige der Bourbonischen Dynastie als den sichersten Weg zu diesem Ziele. Sie erlebte denn auch den Triumph, daß der Graf von Paris nach Frohsdorf reiste, um im Namen der Familie Orleans dem Grafen von Chambord als dem Chef des Hauses zu

5. Aug. 1873.

huldigen. Die Ausgleichung war jedoch nur eine äußerliche und hatte keineswegs die erwartete Wirkung. In den herrschenden Kreisen machte das Ereigniß großen Eindruck: das Haupthinderniß einer Wiederherstellung der Monarchie schien damit beseitigt. Allein so schnell ging das Werk doch nicht von statten; es waren noch gar manche Anstöße aus dem Wege zu räumen. Und bestanden denn nicht zwischen den Legitimisten und Orleanisten, zwischen den Anhängern der weißen und der dreifarbigen Fahne scharfe prinzipielle Gegensätze? Indessen brauchte man ja nicht zu eilen. An eine Auflösung der Versammlung war nun nicht mehr zu denken; von dem Marschall, dem über Nacht das Regiment in den Schooß gefallen, war nichts zu fürchten, und der Herzog von Broglie, der eigentliche Lenker des Staats, besaß Gewandtheit und Erfahrung genug, um durch Intriguen, Verführungskünste und klerikale Einflüsse sich und seine Gesinnungsgenossen am Ruder zu halten. Gegen eine republikanische Schilderhebung war man sicher, da der Marschall-Präsident Oberbefehlshaber der Armee war. Auch kam es der neuen Regierung zu Statten, daß Dank der von Thiers abgeschlossenen Uebereinkunft im September die letzten deutschen Truppen den Boden Frankreichs räumten.

Restaurationsgedanken. So konnte denn die klerikal-legitimistische Partei im Herbst sich zu den kühnsten Plänen versteigen. Seit der Versöhnung der beiden Linien der Bourbon'schen Dynastie schien eine zweite Restauration im Geiste der Jahre 1814 und 1815 leicht durchführbar. Wenn es der Nationalversammlung, worin die Monarchisten und Ultramontanen die entscheidende Stimme hatten, gelingen sollte, den Grafen von Chambord, der in den Augen der Legitimisten als „Henry-Quint" der alleinberechtigte Herrscher Frankreichs war, auf den Thron seiner Väter zurückzuführen, welch ein mächtiger Umschwung der öffentlichen Dinge in ganz Europa ließ sich dann erwarten! Frankreich würde dann an die Spitze einer Reaction treten, an die sich die ultramontanen Parteien aller Länder anschließen könnten, welcher der „Gefangene im Vatican" seinen Segen und seine Unterstützung spenden würde, um sofort wieder in seine weltliche Herrschaft eingesetzt zu werden. Die Karlisten in Spanien, die Papisten in Großbritannien und Irland, die Ultramontanen in Deutschland und die ganze thätige Miliz des unfehlbaren Papstthums und der streitenden Kirche würden in dem restaurirten Frankreich mit dem legitimen „Roy" an der Spitze, ihren Hort und Vorfechter verehren. Dann würde das deutsche Reich mit dem Kaiserthum des protestantischen Hauses Hohenzollern, das so kriegsstark und drohend im Herzen Europas emporgestiegen, bald wieder auseinander fallen, in Deutschland und Italien würden kleine Staaten, wie ehedem, die Suprematie und Schutzherrschaft des monarchischen Frankreich anerkennen; dann würde auch Oesterreich, das sich durch das deutsche Element in die Bahnen der modernen Staatsentwickelung und des geistigen Fortschritts hatte treiben lassen, wieder zu der alten katholisch-conservativen Politik zurückkehren. Wie vor fünfzig Jahren die erste

Aera der Revolution, so würde jetzt die zweite durch die Restauration des Bourbon'schen Königthums geschlossen werden, eine christlich-gläubige Weltordnung zurückkehren. Der Legitimismus, der so lange nur in einigen altadeligen Gesellschaftskreisen ein gespensterartiges Dasein geführt, gleich einer Mumie in Todesschlummer gelegen hatte, schien zu neuem Leben erwachen, einen neuen Auferstehungsmorgen feiern zu sollen.

Diesen goldenen Traum in Wirklichkeit zu verwandeln, das zerrissene unfertige Staatswesen Frankreichs durch die Verbindung von Thron und Altar wieder zu der alten monarchischen Einheit und Kraft zurückzuführen, war nunmehr das eifrigste Bemühen der Royalisten und Klerikalen in der Versailler Nationalversammlung wie ihrer Gesinnungsgenossen in den alten Aristokratenfamilien und unter der Geistlichkeit; und wie wenig auch die bürgerlichen Kreise der Nation für die Ideen und Anschauungen einer untergegangenen Welt Verständniß und Empfänglichkeit zeigten: bei der Beweglichkeit und Wandelbarkeit des französischen Volkes, bei seiner Neigung für das Neue und Ueberraschende, und bei der Macht, welche ein bestehendes Regiment, zumal wenn der einflußreiche Klerus ihm seinen Beistand leistet, auf die Gemüther und die Denkungsweise der Menschen übt, konnte ein gelungener Umschwung in der staatlichen Ordnung leicht auch einen Umschwung in der Gesinnung, eine Wandlung des herrschenden Zeitgeistes erzeugen. Und so entwickelte denn in den Herbstmonaten die monarchisch-klerikale Partei eine fieberhafte Thätigkeit, um auf dem Wege der Unterhandlung und Verständigung ein politisches Ziel zu erreichen, welches durch die Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit Frankreich einer glücklichen Zukunft entgegenführen sollte. Zunächst galt es die „Fusion“, welche in der Dynastie sich vollzogen zu haben schien, auch unter den beiden Parteien in der Nationalversammlung, den Legitimisten und Orleanisten zu begründen; denn ohne dieses Zusammengehen konnte für eine Herstellung der Monarchie keine Mehrheit gewonnen werden, zumal da der Präsident, wenngleich dem Plane nicht entgegen, doch keine Begeisterung dafür zeigte. Aber schon bei diesen Besprechungen trat die Verschiedenheit der Prinzipien zu Tage: wie der Graf von Paris durch seinen Besuch in Frohsdorf nur andeuten wollte, daß er seine Ansprüche auf den Thron denen des älteren Familienhauptes unterordne, daß er dem Bourbon den Vorrang einräume in der Absicht, dereinst der natürliche Erbe des kinderlosen Greises zu werden, daß er aber die politischen Anschauungen und Grundsätze des Orleans'schen Hauses nicht aufzugeben gewillt sei; so zeigte sich auch unter den beiden Gruppen der Monarchisten eine prinzipielle Verschiedenheit der Ansichten und Bestrebungen. Nach der Auffassung der Legitimisten und ihres Hauptes sollte der Enkel Karl's X. als der einzig berechtigte Inhaber der Krone von der Nationalversammlung einfach zurückberufen, alles Weitere ihm vertrauensvoll überlassen werden; denn jede Bedingung, die man ihm auferlege, würde sein Erbrecht in Frage stellen, sein göttliches Prinzip auf eine Linie

Die weiße Fahne oder die Tricolore?

Septbr. u. Octbr. 1873.

mit der Revolution setzen; gerade diese Legitimität aber war in den Augen Chambord's das höchste Gut, das er in keiner Weise antasten, durch die Zeitideen abschwächen lassen wollte; er konnte in Wahrheit als „Ritter der Legitimität" bezeichnet werden. Die Orleanisten bestanden wohl auch nicht gerade auf einem förmlichen Vertrag, auch sie wollten das erbliche Recht nicht durch eine Capitulation beschränken, allein sie forderten Garantien, daß man nicht zu dem absolutistischem Regime früherer Jahrhunderte zurückgreifen, nicht die Errungenschaften der Revolution in Frage stellen wolle; sie verlangten, daß Chambord vor seiner Rückberufung als König wenigstens die Verpflichtung eingehe, die Regierung in den Formen und mit den Rechten einer constitutionellen Monarchie zu führen. Jener Auffassung diente die weiße Fahne des alten Königthums, dieser die Tricolore als Symbol: nur mit der dreifarbigen Fahne, an welche Frankreichs Ruhm und Ehre seit bald einem Jahrhundert geknüpft war, sollte König Heinrich V. regieren. Nach langen Unterhandlungen vereinigten sich die beiden Parteien zu einem Programm, in welchem das Prinzip der erblichen Monarchie in erster Linie anerkannt aber zugleich alle wesentlichen Rechte eines Verfassungsstaates mit zwei Kammern nebst Beibehaltung der Tricolore bedungen waren.

Ein Ritter der Legitimität. Dieses Programm sollte von dem Grafen angenommen und auf Grund desselben die Rückberufung von der Nationalversammlung ausgesprochen werden. Zu dem Ende reisten Abgesandte der monarchistischen Parteien nach Salzburg, 13. Octbr. 1873. um in einer persönlichen Zusammenkunft die Willensmeinung des Grafen von Chambord entgegen zu nehmen. Mit der größten Spannung erwartete Frankreich, erwartete Europa den Ausgang dieser Besprechung. Allein die neugierige Welt mußte ihre Ungeduld bezähmen. Die Antwort, welche Chambord den royalistischen Abgesandten ertheilte, war so reservirt und geschraubt, daß man den eigentlichen Sinn nicht sogleich verstand. Nach der Angabe der Unterhändler ging die mündliche Erklärung des Grafen dahin, daß er, auf den Thron zurückberufen, nicht gemeint sei, eine Verfassung zu octroyiren, sondern sie vielmehr mit den Vertretern der Nation zu vereinbaren, auch in Betreff der Fahnenfrage habe der Graf keinen Einwand erhoben. Die beiden Gruppen der Royalisten deuteten die Antwort als eine im Prinzip dem Programme zustimmende und beschlossen in der Nationalversammlung den Antrag auf Zurückberufung des rechtmäßigen Königs zu stellen; in Frankreich und im Auslande betrachtete man die Restauration des bourbonischen Thrones als eine sicher zu erwartende Thatsache. Zwar mußte man auf einen schweren Kampf in der Versailler Versammlung gefaßt sein, da die Republikaner aller Schattirungen sich zu gemeinsamer Opposition vereinigten, deren Führung Thiers übernehmen sollte. Allein die Anstrengungen waren umsonst; ehe noch die wichtige Frage zur Verhandlung kam, gab der Graf 27. Octbr. in einem Brief an einen seiner Getreuen eine Erklärung ab, die als eine Zurückweisung angesehen werden mußte. Es sei ein Mißverständniß, sagte er, daß er

seine Zustimmung bezüglich der Fahne gegeben, er müsse bei der weißen Fahne beharren, er könne dieses Opfer seiner Ehre nicht bringen, er wolle nicht der „legitime König der Revolution" sein. Habe man denn seinem Ahnherrn Heinrich IV. Bedingungen auferlegt, als man ihm die Thore von Paris geöffnet? Dasselbe Vertrauen dürfe auch er erwarten, dasselbe Sicherheitsgefühl müsse auch er einflößen. Nach diesem Schreiben konnte der Plan einer Wiederherstellung des bourbon'schen Thrones als gescheitert betrachtet werden. Ein Mann, schon in vorgerücktem Alter, an ein zurückgezogenes bequemes Stillleben gewöhnt, der Zeit und ihren treibenden Ideen entfremdet und ohne den brennenden Ehrgeiz für Herrschaft, war weder geeignet noch gewillt, die dornenvolle Mission zu übernehmen, das französische Staatsschiff durch die von allen Seiten herandrängenden Stürme zu führen. Selbst die eifrigsten Anhänger des legitimen Königthums verloren den Glauben an die Möglichkeit der beabsichtigten Restauration. Nimmermehr würde sich die Nation einem Regierungssystem gefügt haben, das die glorreichste Zeit Frankreichs, die stolzesten Errungenschaften der Väter als Abfall und Verbrechen ansah und über das Jahrhundert weg zu einer vergessenen überwundenen Vergangenheit zurückkehren wollte.

Wie sehr immer die Ultramontanen und Legitimisten aller Orten trauern mochten, daß die Aera der katholischen Reaction, die sie so nahe geglaubt, wieder in eine dunkle Ferne gerückt war, daß der Stein, der den Koloß zerschmettern sollte, noch nicht ins Rollen kam; in Frankreich überzeugte man sich, daß Chambord nicht der Fahnenträger sein könne; daß man für den Augenblick die royalistischen Restaurationsgedanken aufgeben und mit den republikanischen Formen und Gewalten fortregieren müsse. Mochten auch jetzt noch im Stillen die Royalisten ihrer alten Liebe treu bleiben und dem Grafen von Chambord, der im November über Paris nach Brüssel reiste, ihre Huldigungen darbringen und sein Herz mit Hoffnungen erfüllen; für jetzt vereinigten sich die Monarchisten und Conservativen zu einem Entschluß, welcher vor einer Rückkehr der Thiers'schen Republik bewahren und zugleich die Möglichkeit einer künftigen Restauration offen lassen sollte: beim Wiederzusammentritt der Nationalversammlung am 5. November wurde der Antrag gestellt, dem Marschall Mac Mahon die Würde eines Präsidenten der Republik auf die Dauer von sieben Jahren zu übertragen. Bei seiner bisherigen Haltung zu den monarchischen Restaurationsplänen glaubten Broglie und Genossen, daß die Errichtung eines „Septennats" bei künftigen Eventualitäten kein unübersteigliches Hinderniß sein würde. Durch diese Auskunft verlängerte man den faktischen, aber immer blos provisorischen Bestand der Republik und schuf eine schwankende, unsichere Staatsordnung, die Raum ließ für Intriguen, Parteisucht und ehrgeizige Pläne. Im Bunde mit den klerikalen Elementen und gestützt auf die Armee und den noch fortbestehenden Belagerungszustand in vielen Departements, war seitdem die namenlose Regierung des Mac

Mac Mahon's Septennat.

19. Novbr. 1873.

Mahon'schen „Septennat" bemüht, den bestehenden Zustand gegen Republikaner und Bonapartisten aufrecht zu halten.

Marschall Bazaine verurtheilt. Um dieselbe Zeit, da Mac Mahon auf die höchste Staffel der Ehre erhoben wurde, stand sein früherer Genosse, Marschall Bazaine in einem andern Raum des Versailler Schlosses, in Trianon vor dem Kriegsgericht, damit durch ein Sensationsstück, bei dem das ganze Volk Partei nahm, der Beweis erbracht werde, daß die große Nation nur durch den Verrath des Napoleonischen Marschalls besiegt worden sei. Ueber zwei Monate dauerte das kriegsgerichtliche Schauspiel unter dem Vorsitz des Herzogs von Aumale; die von den Generalen Rivière und Pourcet zusammengestellten Schriftstücke zur Anklage füllten 382 enggeschriebene Seiten; Hunderte von Zeugen jedes Standes wurden vernommen, unter ihnen der Oberst Stoffel, der, in Frankreich wegen seines Berichtes über die preußische Heerverfassung gehaßt (S. 958), noch vor beendigtem Prozesse wegen Beleidigung des Untersuchungsrichters Rivière zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt ward. Wir haben die Vorgänge vor Metz, welche schließlich die Capitulation herbeiführten, kennen gelernt; der Marschall mag in seinem Widerwillen gegen die Straßenrepublik in Paris und in seiner Hinneigung zu dem Kaiserhaus nicht die ganze Energie bei der Vertheidigung entwickelt haben; aber Verrath konnte ihm nicht nachgewiesen werden. Dennoch fand ihn das Kriegsgericht schuldig und verurtheilte ihn dem Gesetze gemäß zum Tode nach vorausgegangener Degradation. Ein Schreiben des Prinzen Friedrich Karl zu Gunsten des Angeklagten vermehrte noch den Haß des Volks, das nach seinem Opfer schrie. Allein als ob die Richter selbst sich in ihrem Gewissen über das Urtheil beklemmt fühlten, unterzeichneten sie zugleich ein Begnadigungsgesuch an den Präsidenten der Republik. Darauf hin verwandelte Mac Mahon die Todesstrafe
12. Decbr. 1873. in eine zwanzigjährige Haft, erließ dem ehemaligen Kriegsgefährten das Beschimpfende der Formalitäten einer militärischen Degradation, ohne deren Wirkungen aufzuheben, und bestimmte als Einschließungsort das Fort auf der Insel Sainte Marguerite gegenüber von Cannes, bekannt durch die „Eiserne Maske" (XII, 432). Bazaine's reiche mexicanische Gemahlin erhielt die Erlaubniß nebst ihrer Familie und Dienerschaft gemeinschaftlich mit ihm einen Pavillon der Seefeste zu bewohnen. Dies gab ihr Gelegenheit, in Verbindung mit ihrem
9. Aug. 1874. Bruder im nächsten Jahr die Befreiung des Gemahls zu bewirken. Durch eine abenteuerliche Flucht mittelst eines Strickes auf ein Genuesisches Schiff sich rettend entkam Bazaine nach Holland und bot dann der republikanischen Regierung in Spanien seine Dienste an.

Das Ministerium Broglie. Das Jahr 1874 brachte in die politische Lage keine entscheidenden Veränderungen. Als die klerikale Agitation, mit ihrer Spitze gegen Italien und Deutschland gekehrt, sich allzulaut hervorwagte, selbst in bischöflichen Hirtenbriefen, da goß Fürst
Jan. 1874. Bismarck einen „kalten Wasserstrahl" auf die erhitzten Köpfe, indem er in einer Note zu verstehen gab, „daß, wenn die französische Regierung dem Hetzen und Wühlen

der ultramontanen Bischöfe und ihrer Presse nicht wehren und so sich widerstandslos einem nahen Kriege zutreiben lassen wolle, Deutschland auf den dann unabwendbaren Krieg nicht bis zu einer den Franzosen gelegenen Zeit warten werde, sondern sich zu einem verständigen Zuvorkommen jederzeit berechtigt halte". Dies hatte die Wirkung, daß der französische Cultusminister eine vertrauliche Mahnung an die in ihren Hirtenbriefen politisirenden Bischöfe erließ. Einige Zeit nachher erfolgte die Suspension des „Univers" und in der Nationalversammlung eine beruhigende Erklärung des Ministers Decazes in Beziehung auf Italien. Bei diesem Auftreten gegen den von den jesuitischen und legitimistischen Parteien geplanten Weltkrieg für die „Contrerevolution" hatte der Reichskanzler nur den Schutz des Friedens im Auge, und dieses Ziel wurde erreicht; die klerikalen Leidenschaften traten seitdem weniger laut in die Oeffentlichkeit. Die gesetzgebenden Arbeiten der Versailler Nationalversammlung blieben den Winter über auf geringfügige innere Angelegenheiten beschränkt; allein im Frühjahr ließ es die Wahrnehmung, daß einerseits der Republikanismus, andererseits der Bonapartismus immer mehr im Wachsen sei, dem Ministerium Broglie rathsam erscheinen, mit der Verfassung eine Abänderung vorzunehmen, damit der Marschall-Präsident mehr leisten könne, „als blos den Schild über Versailles und die Nationalversammlung zu halten und auf die „moralische Ordnung" zu dringen". Aber sein Gesetzesentwurf zur Errichtung eines „hohen Rathes" oder Senats, der die Absicht zu haben schien, den Orleanisten den Weg zur Macht zu bahnen, fand keine Gnade in den Augen der Versammlung; Broglie sah sich zum Rücktritt genöthigt, worauf das Cabinet Cissey-Decazes die Geschäfte übernahm. Mai 1874.

Von der Zeit an faßte man ernster als zuvor den Plan ins Auge, den provisorischen Zustand zu beendigen, aus dem Interim zu einer festeren Ordnung überzugehen, da die jetzigen Einrichtungen ohnmächtig seien, „den Interessen die Sicherheit zu geben, welche ihnen zu bieten nöthig sei". Aber die Furcht, der republikanischen Demokratie zu verfallen, war noch immer so allgemein, daß nicht nur jeder Versuch einer Kammerauflösung und Neuwahl zurückgewiesen ward, sondern auch ein von Casimir Périer eingebrachter Reformantrag als zu weit nach links gehend nicht die Mehrheit erlangen konnte. Eine Rundreise des Präsidenten Mac Mahon im August und September bestärkte jedoch diesen in der Ueberzeugung, daß das Land eine besser begründete Regierung wünsche. Und nun begann in Versailles wieder ein reges Parteispiel, um den Ausbau und die Feststellung der republikanischen Verfassung zu hintertreiben, abzuschwächen oder zu fördern. Auch der Graf Chambord trat noch einmal an die Oeffentlichkeit, indem er in einem Schreiben „An meine Freunde" jeden Schritt zur Organisirung des Septenniums für einen Abfall vom legitimen Prinzip erklärte. Das Jahr ging über Berathungen, Fractionsbesprechungen, Fusionsversuchen zu Ende, ehe eine Form gefunden werden konnte, wie man die republikanische Verfassung mit dem Septennat des dermaligen Präsidenten so gestalten möge, daß

Die neue republikanische Verfassung.

23. Juli 1874.

12. Decbr.

keine der Parteien in der Nationalversammlung ihre Ziele und Tendenzen für alle Zukunft zum Opfer bringen müßte und doch die Nation von dem Alp des Provisoriums und des schwankenden politischen Temperaturwechsels erlöst werden möchte. Endlich kam die französische Verfassung vom Jahr 1875 zu
24. Febr. 1875. Stande und erlangte die Mehrheit in der Nationalversammlung. Das „Gesetz über die Organisation der öffentlichen Gewalten" stellte fest, daß die gesetzgebende Macht von zwei Versammlungen geübt werde, der Deputirtenkammer, die aus allgemeinen Volkswahlen sich constituire, und einem Senat von dreihundert Mitgliedern von mindestens vierzigjährigem Alter, von welchen fünfundsiebzig durch die Nationalversammlung, die übrigen durch besondere gesetzlich geregelte Wahlcollegien in den Departements gewählt werden sollten. Beide Körperschaften vereinigt wählen mit Stimmenmehrheit den Präsidenten und zwar auf sieben Jahre mit der Möglichkeit einer Wiederwahl. Der Präsident verfügt über die bewaffnete Macht, besetzt alle Aemter, entsendet und empfängt Botschafter und Gesandten, promulgirt die von beiden Kammern beschlossenen Gesetze und umgiebt sich mit einem Ministerrath, der dem Senat und dem Deputirtenhaus verantwortlich ist, sowohl solidarisch in Gesammtheit für die allgemeine Politik, als jeder Einzelne für seine persönlichen Handlungen. Die Initiative bei Gesetzesvorschlägen soll dem Präsidenten wie den Mitgliedern der gesetzgebenden Körperschaft in beiden Kammern zustehen. Während dieser Zeit sind zwei Männer aus der Welt gegangen, die drei Jahrzehnte und darüber auf der politischen Schaubühne Frankreichs eine hervorragende Rolle gespielt haben, Guizot († 13. Sept. 1874) und sein vieljähriger Gegner, Ledru Rollin († 31. Dec. 1874).

5. Die Schweiz und Italien.

Klerikale Händel in der Eidgenossenschaft. Auch in der Schweiz entwickelte der Ultramontanismus seine wühlerische Thätigkeit. Und zwar sah er sich daselbst den Ort zum Mittelpunkte seiner Propaganda aus, von wo einst der heftigste Gegensatz gegen Rom ausgegangen war:
Genf. die Mutterstadt des Calvinismus, Genf. Es war für den protestantischen Canton ein Danaergeschenk als man ihn im Jahre 1815 mit einigen savoyischen Dörfern vergrößerte. Seitdem wuchs auch in der Hauptstadt die katholische Bevölkerung durch Einwanderung aus diesen Gemeinden. Arm, unwissend und neuerungssüchtig boten sie der ultramontanen wie der radikalen Agitation ein fruchtbares Feld. Mit ihrer Hülfe führte der ehrgeizige und gewissenlose Demagog James Fazy einen erfolgreichen Kampf gegen die conservative Bürgerschaft und die alten Institutionen der Lemanstadt und erlangte durch seine wühlerische Gewandtheit ein solches Ansehen bei der unteren Volksklasse, daß er Dank dem allgemeinen Wahlrecht mehrere Jahre lang wie ein Dictator über den Canton Genf herrschte, Ultramontanismus und Demokratismus vereinigt als Hebel und

Waffen gebrauchend. Verbittert über diese Zersetzung des calvinischen Gemeinwesens wanderten viele angesehene Familien aus, so daß die alte ehrbare Stadt mit ihrer wohlhabenden gebildeten Bürgerschaft ihren früheren Charakter einbüßte. Nun eröffnete die römisch-jesuitische Propaganda ihren Feldzug. Wenn es gelänge, die Kirche Calvin's, die herrliche Kathedrale Sanct Peter wieder für den Papismus zu gewinnen, welch ein Triumph für den Ultramontanismus! Man ging klug und vorsichtig zu Werke; durch eine Kriegslist sollte die Eroberung eingeleitet werden. Seit der Reformation gab es in Genf keinen Bischof mehr; die katholische Kirche stand unter dem Bischofsitz von Freiburg. Da ernannte nach einer Weisung von Rom der Freiburger Bischof den Genfer Pfarrer Abbé Mermillod zu seinem Generalvicar in jener Stadt und der Papst ertheilte demselben den Titel eines Bischofs von Hebron i. p. Damit war der Kriegsplan eingeleitet. Im Juli 1872 drang die Kunde in die Oeffentlichkeit, der Papst habe aus eigener Machtvollkommenheit ohne sich um die Landesregierung im Geringsten zu kümmern, Mermillod in aller Form zum Bischof von Genf ernannt. Nun raffte sich der Staatsrath auf. Als er auf seine Beschwerde bei dem Freiburger Ordinariat eine ausweichende Antwort empfing, erklärte er Mermillod, daß man ihn nur als Pfarrer von Genf, nicht aber als Generalvicar und Diöcesanbischof anerkenne, und untersagte ihm die Ausübung aller bischöflichen Rechte auf dem Gebiete des Cantons. Dieser aber erwiederte, daß er seine Vollmachten vom heiligen Stuhle habe und daß er fortfahren werde trotz des Verbots des Staatsrathes seine bischöflichen Functionen auszuüben. Die übrige katholische Geistlichkeit stand auf Mermillod's Seite. In dieser kritischen Lage wandte sich die Landesregierung an den Bundesrath in Bern, und als dieser das Octbr. 1872
Vorgehen der Curie und des Genfer Klerus für ungesetzlich erklärte, wurde Mermillod über die Grenze gebracht. Er nahm seinen Aufenthalt in dem nahen Febr. 1873.
Ferney auf französischem Gebiete, da wo einst Voltaire den Abend seines Lebens verbracht hatte, über das »Écrasez l'infame« nachdenkend, und setzte unter Connivenz oder Begünstigung der französischen Behörden sein agitatorisches Treiben in seiner Heimath fort. Der große Rath aber unternahm es, die Rechte und Verhältnisse der katholischen Gemeinden auf eigene Hand neu zu ordnen. Die Wahl der Geistlichen sollte den Gemeindegliedern zustehen, die Gewählten aber gehalten sein vor ihrem Amtsantritt einen Eid zu leisten, daß sie den Gesetzen und der Obrigkeit des Landes gehorchen wollten, und ihre Wahl und Anstellung von Zeit zu Zeit erneuert werden. Bald darauf nahm der französische Kleriker Loison, bekannt unter dem Namen Pater Hyazinth und ehedem sehr gefeiert als schwungvoller Kanzelredner, seinen Aufenthalt in Genf und gab den Anstoß zur Bildung einer altkatholischen Gemeinde französischer Zunge, eine Begebenheit, die bald in andern Gemeinden Nachahmung fand. — Um dieselbe Zeit schied ein andrer illustrer Fremdling, der seit Jahren in der schönen Lemanstadt ein Asyl gefunden hatte, der verbannte Herzog Karl von Braunschweig aus der Welt und 18. Aug. 1873.

setzte die Stadt Genf zur Erbin seines Vermögens ein, das sich auf dreißig Millionen Francs belaufen haben soll, als Gegenleistung ihr die Errichtung eines Mausoleums mit seiner Reiterstatue zur Pflicht machend.

Basel und Solothurn. Eine ähnliche Bewegung hatte sich auch in den Cantonen Basel und Solothurn erhoben, wo der Bischof Lachat, das Verfahren seiner deutschen Amtsbrüder nachahmend, über einen Geistlichen Absetzung und Excommunication aussprach, weil er die Infallibilitätslehre nicht annehmen wollte. Als der Bischof die von den Cantonsregierungen verlangte Zurücknahme der ungesetzlichen Maßregel verweigerte, wurde seine Amtsentsetzung ausgesprochen und damit auch in der deutschen Schweiz die Streitfrage über die Grenzen der Staats- und der Kirchengewalt vor das Volk gebracht. In der Eidgenossenschaft fanden jedoch die hierarchischen Machtgelüste weniger Anklang als in den katholischen Ländern Deutschlands. In dem fast ganz katholischen Canton Solothurn, wo schon seit Jahren Regierung, Großer Rath und die Mehrheit des Volkes fortschrittlichen Tendenzen huldigten, wurden nicht blos die excommunicirten Pfarrer und ihre Anhänger bei ihren bisherigen Rechten erhalten, es ging auch trotz der Einsprache
22. Decbr. 1872. des Bischofs und der Agitationen der Klerikalen das Gesetz durch, daß die Geistlichen wie alle andern Staatsbeamten einer Wiederwahl unterworfen sein sollten, und die Diöcesanstände (mit Ausschluß der klerikalen Cantone Luzern und Zug)
Jan. 1873. traten zu einer Conferenz zusammen und faßten darin den Beschluß, das Unfehlbarkeitsdogma nicht anzunehmen. In St. Gallen, Glarus und anderwärts wurden Forderungen gestellt im Sinne der preußischen Maigesetze. Und als der Bischof bei seinen Kirchenstrafen beharrte, wurde der Bischofsitz in Basel für erledigt erklärt. Unter Protest gegen das Verfahren siedelte darauf Lachat nach
April 1873. Luzern über; das Bisthum blieb seitdem unbesetzt. Da die Ultramontanen in den zum Ordinariat von Basel gehörenden Cantonen die Minderheit bildeten, so mußten sie sich nach Bundesrecht den Beschlüssen der Mehrheit fügen. Ihre Proteste, worin sie ihren Ansichten Ausdruck gaben, fanden bei den Regierungen
Bern. wenig Beachtung. Nur in Bern glaubte man schärfer vorgehen zu müssen. In den katholischen Gegenden des Jura hatte fast die gesammte Geistlichkeit, unter der Einwirkung des benachbarten Frankreich, Protest gegen die Amtsentsetzung des Bischofs eingelegt. Als sie der Aufforderung auf Zurücknahme desselben nicht nachkam, verhängte die Regierung Suspension über die Widerstrebenden und erhob Klage bei dem obersten Gerichtshofe des Cantons auf Abberufung der unbotmäßigen Geistlichen. Auf Grund des richterlichen Urtheils sprach darauf die Regierung die Absetzung über die Mehrzahl der Pfarrer in den Bezirken des Bernischen Jura aus, verbot ihnen die Abhaltung gottesdienstlicher Handlungen in den Kirchen und öffentlichen Gebäuden und stellte neue Prediger an, zugleich die meist sehr kleinen Parochien durch Zusammenlegung auf die Hälfte reducirend. Als darüber Ruhestörungen in einzelnen Ortschaften vorfielen, wurden dieselben militärisch besetzt und die Ordnung mit Gewalt aufrecht erhalten. Die abgesetzten Pfarrer aber

mußten das Land verlassen. Sie begaben sich meistens in das benachbarte Frankreich, von wo aus sie, unterstützt von den Einwohnern, in ihren früheren Gemeinden den Geist des Fanatismus und des Widerstandes nährten und lebendig erhielten. Von jeher zeigten die französisch redenden Jurasser mehr Sympathien für den großen Nachbarstaat als für den Canton Bern; jetzt wurden die Separationsgelüste verstärkt durch ultramontane Agitationen. Deshalb glaubte auch die Berner Regierung um so strenger auf ihrer Autorität bei der widerwilligen Bevölkerung bestehen zu müssen. Durch die Errichtung einer altkatholischen Facultät bei der Universität Bern gab die Regierung ihren festen Entschluß zu erkennen, der vom Jesuitismus erfüllten römischen Papstkirche eine freiere unabhängigere Geistlichkeit entgegenzustellen. Unter diesen Kämpfen erstarkte der eidgenössische Gemeinsinn; die wälschen Cantone Genf und Waadt, die im vorhergehenden Jahre durch ihre Verbindung mit den Föderalisten der Urschweiz die Revision der Bundesverfassung verhindert hatten, schlossen sich jetzt enger an die deutschen Liberalen an. Und so wurde denn der alte bundesstaatliche Organismus durch Reformen im Sinne größerer Einheit und eidgenössischer obrigkeitlicher Autorität zeitgemäß umgestaltet und die Verfassungsrevision durch Volksbeschluß zum Gesetz erhoben (S. 295). 4. Juni 1874.

Das königliche Rom und der Vatican.

Während die Ultramontanen im Norden und Westen der Alpen dem gläubigen Volke die Leiden des „Gefangenen im Vatican" schilderten und zu Peterspfennigen aufforderten, um dessen große Noth zu lindern, befand sich dieser in Folge des Garantiegesetzes und des Prinzips der „freien Kirche im freien Staat" (S. 806. 953) in einer viel vortheilhafteren Lage als in den Tagen seiner Souveränetät. Alle Nachtheile und Sorgen, welche dem Pontificat aus dem weltlichen Regimente des Kirchenstaats erwachsen waren, wurden dem Königreich aufgebürdet, während dem Papste alle Rechte und Prärogativen eines Souveränes nebst einem beträchtlichen Jahreseinkommen zugesichert waren und er durch keinerlei Rücksichten auswärtiger Politik an der Ausübung seiner absoluten Kirchengewalt gehindert ward. Aber die angebliche Gefangenschaft des heiligen Vaters und seine apostolische Armuth, weil er die vom König ausgesetzte Civilliste zurückgewiesen, waren ein zu wirksames Agitationsmittel für die getreuen Seelen in Deutschland und für den rachgierigen Fanatismus in Frankreich, als daß dasselbe nicht fort und fort in Scene gesetzt werden sollte. Der redselige alte Herr selbst unterließ keine Gelegenheit über die arge Welt zu klagen und ihr zu fluchen, und seine geschäftige Miliz trug seine Worte und Kriegssignale in alle Welt. Judith sei mit Lobeshymnen gefeiert worden, sagte er einst zu päpstlichen Offizieren in einer Audienz, weil ihr Gott so viel Kraft verliehen, dem König Holofernes den Kopf abzuschlagen und das belagerte Bethulia zu befreien. Unterdessen richteten sich der königliche Hof im Quirinal und die Vertreter der Nation in Montecitorio häuslich ein, die fremden Gesandten nahmen in der ewigen Stadt ihre Residenz, und das constitutionelle Staatsleben hatte seinen ungestörten Fortgang. Wie in den Tagen der nationalen Vereinigung sind die Namen

Vittorio Emmanuele, Cavour und Garibaldi dem Volke noch immer theuer. Zahllose Plätze und Hauptstraßen sind nach ihnen benannt und überall prangen ihre Statuen, Büsten und Bildnisse. Und als ob die Vollendung des Einigungswerks der gesammten apenninischen Halbinsel durch ein großartiges monumentales Werk der Nachwelt verkündigt werden sollte, wurde um die Zeit der Besitznahme Roms durch den König der Durchbruch des Mont-Cenistunnels vollendet und in der wunderbaren Alpenbahn dem Völkerverkehr ein neuer mächtiger Impuls gegeben

Italiens Stellung zu Deutschland u. Frankreich. Klostergesetz.

Obschon die Einverleibung des Kirchenstaats wie früher die Erwerbung Venetiens nur durch die Siege der Preußen und Deutschen ermöglicht worden war, so konnte doch das italienische Volk die alten Sympathien mit Frankreich und die Verdienste Napoleon's um die Vereinigung nicht vergessen. Mit der größten Theilnahme hatte man daher jenseits der Berge auf die erschütternden Vorgänge in dem befreundeten Nachbarlande geblickt und selbst in den höchsten Kreisen war der Gedanke eines italienisch-französischen Kriegsbundes in Erwägung genommen worden. Aber bald überzeugte man sich an der Tiber, daß die Nationalversammlung in Versailles mit ihren reactionären und klerikalen Richtungen der neuen Regierung in Rom nicht wohlgesinnt sei. Die Organe der ultramontanen Partei verlangten mit großem Nachdruck die Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltliche Herrschaft. Wir wissen, daß die klerikalen Abgeordneten die Frage eines papistischen Kreuzzuges in der Versammlung zur Sprache brachten und daß selbst Thiers, nach dessen Ansicht die Gründung des italienischen Einheitsstaates der größte Fehler der Bonaparte'schen Politik war, der Forderung nicht entschieden entgegentrat, wenn er auch vor der Hand jedes kriegerische Vorgehen zurückwies. Mehr und mehr trat es zu Tage, daß Frankreich der italienischen Regierung und Nation denselben Groll hege wie den Deutschen, daß, wenn die klerikale Partei in Versailles je die Oberhand gewänne, ein Kriegszug gegen das undankbare Italien keine Unmöglichkeit sei, und daß ein solcher Kriegszug zum Zweck der Befreiung des vaticanischen „Gefangenen" und der Wiedereinsetzung in seine „geheiligten Rechte" die Zustimmung eines großen Theils der Nation haben würde. Wäre ein solches Unternehmen doch zugleich ein Schlag gegen das deutsche Kaiserreich und mit weniger Gefahr verbunden! Bis in den Oktober 1874 kreuzte ein französisches Schiff in den Gewässern von Civita vecchia für den Fall, daß der Papst Frankreichs Schutz anrufen würde. So kam denn die italienische Regierung zu der Erkenntniß, daß das Königreich nur im Bunde mit Preußen und Deutschland einer gesicherten Zukunft entgegen gehen könne; die alten Beziehungen wurden hergestellt. Die erwähnten Besuche der Königsfamilien zerstreuten die Wolken, die sich eine Zeit lang zusammengezogen hatten. Die feindselige Haltung des Papstthums und der Hierarchie gegen Italien wie gegen Deutschland war für beide eine Mahnung, daß ein politisches Zusammengehen in ihrem gegenseitigen Interesse sei. Von dem neuen deutschen

Reiche war nicht zu besorgen, daß es in die Fußtapfen des alten „Römischen Reiches" zurückkehren, verjährte Ideen des Mittelalters im Süden der Alpen wieder geltend machen würde. So wenig der neue Kaiser „von Gottes Gnaden" daran dachte sich in Rom krönen zu lassen, wie ehedem die „Römischen Kaiser deutscher Nation" so wenig kam es dem deutschen Volk in den Sinn, die alten Römerzüge zu erneuern. Neben der Herstellung der guten Beziehungen zu Berlin legte man zugleich energisch Hand an die Wehrhaftmachung des Landes durch Verstärkung der Armee, durch Anschaffung von Kriegsmaterial, durch Errichtung neuer Befestigungen, wobei die Vertreter der Nation dem Ministerium willfährig entgegen kamen. Auf diese Weise gegen feindliche Anschläge gedeckt schritt die Regierung muthig auf dem Wege der Reformen fort und nahm die von der öffentlichen Meinung in Italien verlangte Einziehung der Klöster für die römische Provinz in Angriff. Nach einem dem Parlamente vorgelegten Gesetzesentwurf sollten die Klöster in Rom und im ehemals päpstlichen Gebiete eben so wie im übrigen Italien sämmtlich aufgehoben werden. Nur die Gene- 20. Novbr. 1872. ralate der Orden wurden aus Rücksicht für das katholische Ausland von dieser einschneidenden Maßregel ausgenommen und zu ihrer Unterhaltung aus dem Ertrag der Klostergüter dem Papste die jährliche Summe von 400,000 Frcs. zugewiesen. Wie sehr auch die Papisten gegen diesen neuen Kirchenraub eiferten, wie sehr die Klerikalen Frankreichs, die um dieselbe Zeit durch den Wechsel in der Präsidentschaft der Republik zu großem Einfluß gelangt waren, von Neuem den Gedanken eines Kreuzzugs gegen das ungetreue Italien in Bewegung setzten; die Vorschläge wurden von dem Abgeordnetenhause fast einstimmig, von dem Mai 1873. Senat mit überwältigender Mehrheit angenommen und auch sofort in Ausführung gesetzt. Nicht gegen die Annahme der Anträge, sondern gegen die Ausnahme der Ordens-Generalate erhob sich Widerspruch. Hatte es sich schon bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß die öffentliche Meinung in Frankreich sowohl bei den herrschenden Kreisen als in der Nation gegen Italien nicht freundlicher geworden war, ja daß bei irgend einer günstigen Veranlassung eine kriegerische Intervention von dorther statt finden könnte, so wurde diese Befürchtung noch stärker, als die Versailler Nationalversammlung unter dem überwiegenden Einfluß der monarchistischen Rechten mit dem Plane umging, den Grafen von Chambord zum König zu erklären. Wenn gleich bald nach dem Klostergesetz ein für die Beziehungen zu Frankreich vortheilhafter Wechsel in der italienischen Regierung eingetreten war, indem in Folge der Steuervorlagen das Ministerium Lanza-Sella seine Entlassung nahm und ein aus der Rechten und dem rechten Centrum gebildetes Ministerium unter Minghetti's Vorsitz an die Spitze der Staatsgeschäfte trat; so war doch mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß ein Fürst von so engbegrenztem Gesichtskreise, von solcher Anhänglichkeit an seine legitimistischen und ultramontanen Grundsätze, sobald er die Krone des heiligen Ludwig auf seinem Haupte trüge, es als seine wichtigste Herrscherpflicht ansehen

würde, dem Oberhaupte der Kirche seine weltliche Macht zurückzugeben und die vertriebenen italienischen Fürsten, vorab seine Stammesverwandten wieder in ihre Herrschaft einzusetzen. Die Zusammenkunft des Grafen von Paris mit dem
5. Aug. 1873. älteren Familienhaupte in Frohsdorf schien den Plan der monarchistischen Restauration zur Reife zu führen. Es konnte daher kein Zweifel sein, daß die Reise
Septbr. 1873. Victor Emmanuel's über Wien nach Berlin, deren wir oben gedacht haben, für die Versailler Royalisten ein Fingerzeig sein sollte, wo Italien Hülfe suchen würde, falls die Klerikalen in Beziehung auf Rom ihre Wünsche und Pläne in Thaten zu verwandeln gedächten. Und die Aufmerksamkeit, mit welcher der König und die beiden Minister, die ihn begleiteten, in Berlin behandelt wurden, konnte als Beweis gelten, daß diese Hülfe gewährt werden würde. Das alte Bündniß war damit aufs Neue befestigt. Eine weitere Bürgschaft der freundlichen Beziehungen beider Mächte war die Ernennung des Legationsrathes von Keudell, eines mit der Politik des Reichskanzlers innig vertrauten Staatsmannes, zum Botschafter bei dem königlichen Hofe in Rom. Die politische Schrift „Ein wenig mehr Licht", welche der ehemalige Minister und General Lamarmora, der unglückliche Befehlshaber vor Custozza (S. 909), veröffentlichte, um den französischen Staatsmännern zu Liebe Preußen zu verunglimpfen, war ein Mißton zu der allgemeinen Stimmung des Landes, der bald verhallte. Wenn Lamarmora bei der Veröffentlichung seiner Schrift, worin die Unterhandlungen von 1866 mit unerhörter Indiscretion und Entstellung der Thatsachen besprochen wurden unter Mißbrauch amtlicher Urkunden, die Absicht hatte, das intime Verhältniß zwischen Italien und Deutschland zu stören, so verfehlte er seinen Zweck. Diesseits und jenseits der Alpen von der öffentlichen Meinung verurtheilt, sank er noch tiefer in der Achtung.

6. Spanien.

Febr. 1873. Das republikanische Spanien. Nach der freiwilligen Thronentsagung des Königs Amadeo befand sich die pyrenäische Halbinsel in einem ähnlichen Zustand, wie Frankreich nach dem Tage von Sedan. Die Noth führte zur republikanischen Staatsform; von den Cortes, denen thatsächlich die Souveränetät zugefallen war, wurde ein republikanisches Regiment bestellt, in welchem Figueras, Castelar, Pi y Margall und Salmeron die gefeiertsten Namen waren. Zugleich wurde beschlossen, daß eine neue constituirende Versammlung durch Volkswahlen einberufen werden solle mit der Aufgabe, die Verfassung und die Grundrechte für das republikanische Spanien festzustellen. Bis zu deren Zusammentritt sollte ein von den Cortes aus ihrer Mitte
März. gewählter permanenter Ausschuß als Vertreter der Nation der Regierung zur Seite stehen. Mit diesem unter leidenschaftlichen parlamentarischen Parteikämpfen durchgeführten Beschluß war gleich Anfangs der Keim der Zwietracht in den Boden gepflanzt: denn während die zur Leitung des Staats berufenen Männer, vorab

Castelar, ein glänzender Redner aber ein unpraktischer von idealistischen mitunter überspannten Ideen erfüllter Staatsmann, nach einer Republik im Sinne der Vereinigten Staaten Nordamerika's strebten, nahmen die Ausschußmitglieder unter der Leitung des erfahrenen Marschalls Serrano, die conservative Republik des Herrn Thiers zum Vorbild und legten weniger Werth darauf, die Zukunft Spaniens an eine republikanische Staatsform von demokratischem Charakter und föderalistischer Grundlage zu knüpfen, als das Reich über die gegenwärtigen Schwierigkeiten hinüber zu führen und dem Gange der Ereignisse nicht durch doctrinäre Gebilde vorzugreifen. Bald erreichte der Streit eine solche Schärfe, daß in der Hauptstadt die Parteien bewaffnet einander gegenüber standen. Doch kam es nicht zum Aeußersten. Die Bürgerwehr, die für die Permanenz-Commission und die alte Nationalversammlung eingetreten war, wagte es nicht, mit den aus Freiwilligen gebildeten Regierungstruppen sich in einen Kampf einzulassen. Sie zog sich zurück und überließ den Gegnern das Feld. Dies war für Figueras das Zeichen, durch einen Staatsstreich im Kleinen den innern Zwiespalt zu heben; die Permanenz-Commission wurde für aufgelöst erklärt, Serrano und seine An- 24. April 1873.
hänger flüchteten sich über die Grenze oder verbargen sich. Nun konnten die Wahlen zur constituirenden Nationalversammlung vor sich gehen und fielen auch, wie es in Spanien gewöhnlich geschieht, im Sinne der Regierung aus. Die Conservativen enthielten sich größtentheils der Wahl, so daß die Demokraten, Radikalen und Föderalisten die Oberhand behielten. Der ehrliche Salmeron selbst erschrack, als er am 1. Juni der neuen Nationalversammlung ansichtig ward, mit welcher Castelar und Genossen die Ideen der Freiheit, der Menschenrechte, des ewigen Friedens und der Völkerbeglückung verwirklichen wollten, wie der feurige Republikaner in schwungreichen Rundschreiben dem Auslande verkündigt hatte. Während nun die gesetzgebende Versammlung ans Werk ging, um das alte monarchische Spanien in eine Föderativrepublik mit dreizehn Bundesstaaten im Sinne popularer Selbstverwaltung umzugestalten, so daß die einzelnen Provinzen eigene Landtage, die Städte und Gemeinden weitgehende autonome Rechte besitzen, die Centralregierung und die gemeinschaftliche Cortesversammlung auf ein engbegrenztes Gebiet mit der Hauptstadt Madrid beschränkt sein sollten, wie der amerikanische Congreß auf Washington, trieb Spanien in Wirklichkeit einer vollständigen Anarchie entgegen. Die Regierung, welche in der ersten Begeisterung der jungen Republik die Conscription abgeschafft und eine freiwillige Volkswehr dekretirt hatte, war ohne hinlängliche Vertheidigungsmittel, da die älteren Soldaten großentheils die Fahne verließen, Rekruten nur in geringer Zahl eintraten.

Und nun hielt der Prätendent Don Carlos, der seit einiger Zeit unter Neue carlistische Erhebung.
den Augen der französischen Behörden sich zum Kriege gerüstet und Geld gesammelt hatte, mit großem Gefolge als König Karl VII. seinen Einzug in den 8. Juli.
nördlichen Gebirgslandschaften, kündigte durch eine Proclamation seinen Regierungsantritt an und forderte alle Spanier zur Unterwerfung auf. Bald zählte

er in Navarra, Biscaya, Aragon, Catalonien eine Armee von 12,000 Mann, an ihrer Spitze berüchtigte Bandenführer, wie Dorregaray, Elio und der papistische Haudegen Saballs oder fanatische Priester, wie der verschlagene erbarmungslose Santa Cruz. Die baskische Bevölkerung der Pyrenäen, seit mehreren Jahrzehnten im Bürgerkrieg verwildert und von Abenteurern und fahrenden Leuten aller Nationen verstärkt, ließ sich als Werkzeug gebrauchen im Dienste einer grausamen Reaction und einer verfolgungssüchtigen Religionswuth. Von ultramontanen Parteigängern in England und anderwärts mit Gelddarlehen unterstützt, durch die Begünstigung oder Connivenz der französischen Regierung mit Waffen und Vorräthen versehen, führten nun die Carlisten gegen das republikanische Spanien einen gräuelvollen Bürgerkrieg, welcher dem civilisirten Zeitalter zu Schmach und Schande gereichte. Sie zerstörten die Eisenbahnen, schossen auf die Züge, steckten Dörfer und Flecken in Brand, mordeten wehrlose Einwohner und Gefangene. Ripoll und Berga in Catalonien wurden von Saballs,
August 1873. dem entarteten Sohne des Landes mit Feuer und Schwert verheert. Im August fingen spanische Seeleute eine englische Yacht unter dem ultramontanen Parteigänger Oberst Stuart, den „Deerhound" weg, welche den Carlisten Waffen und Kriegsvorräthe zuführen wollte. Auf Requisition der englischen Regierung mußten Schiff und Mannschaft ausgeliefert werden; doch wurde der Forderung auf Entschädigung keine Folge gegeben. Die Erfahrung mit der Alabama übte ihre Nachwirkung auf die englische Regierung.

Föderalisten. Nicht minder stark und unbezwinglich war der Widerstand, welcher der Regierung im Süden und in allen volkreichen Küstenstädten entgegentrat. Die föderative Republik, für welche sich die Cortes ausgesprochen, stieg den Spaniern zu Kopf; in den unteren Volksklassen dachte man sich unter dem wenig verstandenen Namen einen Zustand von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, den Anfang eines goldenen Zeitalters mit Gütergemeinschaft und Vertheilung des Grundbesitzes. Die heißblütige Bevölkerung der südlichen und östlichen Seestädte nahm daher die föderalistischen Institutionen, die erst verfassungsmäßig eingeführt werden sollten, vorweg und constituirte sich unabhängig von der Madrider Regierung. In Cadix, in Malaga, in Cartagena, in Barcelona bemächtigte sich die untere Volksmasse des Regiments, nicht ohne Gewaltthätigkeiten gegen Leben und Eigenthum. Die „Internationale" schürte die Flamme, indem sie zu der politischen Erregung noch socialistische Doctrinen hinzufügte. Castelar's Idealrepublik, eine Copie der nordamerikanischen Union mit Menschenrechten, mit Religions-, Lehr- und Preßfreiheit, mit allen weltbeglückenden Gütern des liberalen Zeitgeistes, nahm bald die Züge eines häßlichen, abschreckenden Zerrbildes an. Das Ministerium Pi y Margall, aus unerfahrenen und unfähigen Männern von weitgehenden republikanischen Ansichten zusammengesetzt, stand diesen Vorgängen ohnmächtig gegenüber; man ließ die radikale Demokratie längere Zeit ruhig ihr Wesen treiben, theils aus Schwäche und Rathlosigkeit, theils aus Sympathie mit den

republikanischen Prinzipien, welche jene auf ihre Fahne schrieb, theils aus Furcht, die Popularität einzubüßen. Als aber im Norden die Carlisten immer mehr Boden gewannen, in den Städten des Südens, in Sevilla, Cadix, Granada die rothe Republik mit Wohlfahrtsausschuß und dem ganzen communistischen Terrorismus immer greller hervortrat, in Catalonien beide Gegner sich herumtummelten; da war die Regierung genöthigt, zur Rettung des Landes, zum Schutze von Leben und Eigenthum alle Kräfte, die ihr zur Verfügung standen, zusammenzuraffen. Nicht nur, daß die Einführung der föderalistisch-republikanischen Bundesverfassung vorerst unterblieb und der spanische Einheitsstaat festgehalten ward; durch die Vereinigung der Regierung und der gemäßigten und conservativen Elemente in der Nationalversammlung wurde das Ministerium ermächtigt, in den aufständischen Provinzen und Städten die constitutionellen Garantien bis zur Herstellung der Ruhe und Ordnung zu suspendiren, mit anderen Worten den Kriegszustand zu verhängen. Wüthend über solche „freiheitmörderische" Gesetze trat eine Anzahl radikaler Deputirter aus. Nach manchen stürmischen Verhandlungen trugen die Anhänger des Einheitsstaates den Sieg davon. Salmeron trat aufs Neue an die Spitze der Regierung und Dank den energischen militärischen Maßregeln gelang es ihm mit Hülfe der gemäßigten und conservativen Elemente, denen sich auch Serrano, Topete und andere heimgekehrte Emigranten anschlossen, in den meisten Städten der republikanischen Erhebungen Meister zu werden. Die Gräuelscenen zu Alcoy, einem Fabrikort in der Provinz Valencia, wo die der „Internationale" angehörende Communistenbande den Bürgermeister und mehrere achtbare republikanisch gesinnte Einwohner auf die empörendste Weise ermordete und ihre Leichen schändete, lieferten einen schrecklichen Beweis, bis zu welcher Verwilderung und Unmenschlichkeit die Gemüther durch die politische und socialistische Aufregung gebracht werden können. Nur in Cartagena, wohin sich alle „Intransigentes" oder Unversöhnlichen gezogen, wurde die Fahne der Föderativ-Republik hochgehalten und unter der Führung des energievollen Contreras, des Hauptes, des Wohlfahrtsausschusses, der revolutionäre Widerstand bis zum Bürgerkrieg organisirt. Die feste mit allen Bedürfnissen reichlich versehene Seestadt trotzte der von der Regierung angeordneten Belagerung. Alle gährenden Elemente, Föderalisten, Socialisten, Intransigenten, fanden sich ein und machten Cartagena zum Heerde einer politischen und socialen Revolution, die, von dort aus weiter getragen, die noch kaum beruhigten andern Städte von Neuem in den Strom der communistischen Bewegung hineinziehen sollte. Im Besitz mehrerer Fahrzeuge konnten sie leicht zur See der Insurrection Impuls und Nachdruck geben und Piratenzüge ausführen. Dieser revolutionären Propaganda suchten zwei in jenen Gewässern kreuzende Schiffe, ein deutsches unter dem Seecapitän Werner und ein englisches, Einhalt zu thun und der Regierung zur Unterdrückung des Aufruhrs behilflich zu sein.

Ende Juli 1873.

Castelar. Septbr. 1873. In dieser Bedrängniß leistete Castelar, der wieder die Leitung der öffentlichen Dinge übernahm und von den Cortes mit umfassenden, fast diktatorischen Vollmachten ausgerüstet ward, seinem Vaterlande wichtige Dienste. Es gelang ihm durch große Anstrengungen, verbunden mit einem Bombardement der Stadt, wenn auch der Insurrection, nicht ganz Meister zu werden, doch deren Ausdehnung zu verhindern. Obwohl dem Föderalismus nach wie vor zugethan, sah Castelar doch ein, daß ohne eine feste Regierungsgewalt das spanische Reich aus den Fugen gehen würde, daß unter den obwaltenden Umständen die Einheit und Integrität Spaniens nur durch Centralisirung aller politischen und militärischen Kräfte erhalten werden könne. Aufrichtig adoptirte er den Homerischen Spruch: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten" und übernahm das schwierige Amt mit voller Regierungsgewalt, die Prinzipien von freiwilliger Volkswehr und republikanischer Selbstregierung wie eine theure Jugendliebe im Herzen verschließend. So erlangten denn die „Centralisten" nach und nach die Oberhand über die „Föderalisten". Aber noch lange hielten die „Intransigenten", die „rothe Demagogie", den Süden der Halbinsel in Gährung, während im Norden die Carlisten, die „weiße Demagogie", unter heimlicher Begünstigung der Monarchisten Frankreichs immer mehr Boden gewannen. Der republikanische General Moriones vermochte nur mühsam den Feind von weiterem Vordringen abzuhalten. Auch hier war der Haß gegen Preußen mit im Spiel: Donna Bianca, Tochter Don Miguel's und einer deutschen Mutter, die ihren Schwager Don Carlos in das Heerlager begleitet hatte, vereinigte in ihrer leidenschaftlichen Seele die Furien des politischen Absolutismus und des ultramontanen Fanatismus. Und doch rief die preußische Regierung den Seecapitän Werner ab und zog ihn zur Verantwortung, weil er durch die Einmischung in fremde Angelegenheiten ohne ausdrücklichen Befehl seine Vollmachten überschritten. Um die Verwirrung in Spanien und die Verlegenheit der Madrider Regierung zu vermehren, pflanzten auch die Cubaner, welche durch das von den Cortes beschlossene Gesetz der Freilassung der Sclaven in ihrem Wohlstande sich gefährdet sahen, die Fahne der Empörung auf, um die große reiche Insel, die „Perle der Antillen" von Spanien zu trennen, und somit dem europäischen Mutterlande den letzten Rest jenes einst so unermeßlichen transatlantischen Colonialgebietes zu entreißen. Ein Anschluß an die Vereinigten Staaten Nordamerika's würde die nothwendige Folge der Losreißung sein, daher auch den Aufständischen von dort aus unter der Hand Hülfe geleistet ward. Die Unionsregierung selbst enthielt sich zwar jeder offenen Einmischung; aber sie legte den Privatunternehmungen keine Hindernisse in den Weg. Als nun im Oktober das Piratenschiff „Virginius" mit einer starken Bemannung auf Cuba lossteuerte, in der Absicht den Aufständischen auf der bewaldeten Osthälfte der Insel Beistand zu leisten, wurde es von den spanischen Behörden eingebracht, obwohl es, um zu täuschen, das Sternenbanner aufgehißt hatte. Da bei näherer Untersuchung die feindliche Absicht zu Tage trat,

(Margin: Cuba.)

so wurde ein großer Theil der Flibustier zum Tode verurtheilt und erschossen. Darob erhob die Regierung in Washington Beschwerde, ertrotzte die Rückgabe des Fahrzeuges und bedrängte das Madrider Ministerium mit Entschädigungsforderungen für die Familien der Hingerichteten. Castelar steuerte muthig und mit festem Willen durch dieses Meer von Schwierigkeiten, und die Ueberzeugung, daß er seinen Grundsätzen, zu denen er sich sein Leben lang bekannt, Gewalt angethan, daß er seine idealistische Theorie den realen Thatsachen zum Opfer gebracht, sich der Macht der eisernen Nothwendigkeit gefügt ohne darum sich selbst untreu geworden zu sein, erwarb ihm die Achtung und das Vertrauen auch conservativer Männer. Allein es war vielen zweifelhaft, ob er gegenüber den radikalen und demokratischen Elementen in den Cortes und in den städtischen Communen die nöthige Kraft besitzen werde, um sich auf dem Wege einer gemäßigten Central-Republik zu halten. Darum hatten die Männer, von denen die Revolution von 1868 und die Vertreibung der Königin Isabella hauptsächlich ausgegangen und die man nun von der Leitung der Staatsgeschäfte fern hielt, die Serrano, Topete, Sagasta, bereits im Stillen ein Aktions-Comité gebildet, um im Falle einer Wiederholung republikanisch-demokratischer Schilderhebungen jeder socialistischen und föderalistischen Wühlerei, jedem anarchischen Unwesen durch einen militärischen Staatsstreich entgegenzutreten. Denn bei der Armee, welche bisher in allen entscheidenden Krisen den Ausschlag gegeben, hatte der Name des Marschall Serrano einen guten Klang.

So ging das Jahr 1873 zu Ende, und wer konnte voraussagen, was die nächste Zukunft diesem „Lande des Unvorhergesehenen" bringen würde? „Das politische Terrain in Spanien gleicht einer in Bewegung befindlichen Sanduhr", schrieb damals der Correspondent einer großen französischen Zeitung. Und in der That sollte das neue Jahr einen neuen Staatsstreich bringen, ohne daß dadurch eine dauernde Ordnung begründet worden wäre. Wie sehr immer Castelar sich anstrengte, das Staatsschiff durch die stürmischen Wogen zu retten, seine Kräfte reichten nicht hin, um die Carlistenbanden im Norden aus dem Felde zu schlagen und zugleich gegen die aufrührerischen Elemente des Südens, die Intransigenten, Föderalisten, Demokraten, Socialisten die obrigkeitliche Autorität aufrecht zu halten. Die Armee war nicht zahlreich genug und die Anführer ohne Vertrauen und Hingebung für das Regiment der Juristen und Advocaten; zwischen Salmeron, dem Präsidenten der Cortes, und Castelar, dem Chef der Executive, herrschte eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit über die zu befolgende Politik. Als die Mehrzahl der Ständeversammlung in einer entscheidenden Frage zu ihrem Präsidenten stand, reichte Castelar seine Entlassung ein. Ein demokratisches Ministerium unter Pi y Margall war in Aussicht, das, mit den Insurgenten und Föderalisten von Cartagena und Sevilla sympathisirend, der Unordnung und Verwirrung neue Nahrung gegeben hätte. Da schritt zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung gegen die Anarchie die Armee mit einem

Staatsstreich und Militärdictatur.

3. Jan. 1874.

Pronunciamento ein, zu dem das Aktions-Comité unter Serrano den Impuls gab. Plötzlich drang in später Abendstunde Pavia, ein junger entschlossener General mit einigen Bewaffneten in den Sitzungssaal, erklärte die Cortes für aufgelöst und zwang die Abgeordneten auseinander zu gehen. Alle Proteste und schwungvollen Reden blieben wirkungslos; der Saal mußte geräumt werden und wurde noch in der Nacht von Pavia verschlossen. Dieser Gewaltstreich, der in jedem andern Lande die heftigsten Volksbewegungen hervorgerufen haben würde, aber in Madrid und in dem durchwühlten Pyrenäenreiche fast ohne alle Störung vorüberging, bildete den Anfang einer neuen Ordnung. Pavia versammelte die Häupter aller Parteien in demselben Sitzungssaal, wo noch vor Kurzem die Cortes getagt hatten, erklärte ihnen, daß er keine persönlichen Absichten habe, daß er in ihre Hände die Gewalt niederlege, die er den Leuten habe nehmen müssen, welche das Land in Stücke geschlagen, und forderte sie auf, eine neue Regierung zu schaffen. Castelar, den man gerne im Ministerium gelassen hätte, weigerte sich, mit den Männern des Staatsstreichs, die sich als die Organe und Dolmetscher der öffentlichen Meinung ausgaben, gemeine Sache zu machen und legte sein Amt nieder. „Ich protestire mit der ganzen Energie meiner Seele gegen den brutalen Schlag", ließ er in einer öffentlichen Erklärung an die Nation sich vernehmen, „welcher gegen die constituirende Versammlung gerichtet worden ist. Mein Gewissen scheidet mich von der Demagogie, mein Gewissen und meine Ehre scheiden mich von der Lage, welche durch die Gewalt der Bayonette geschaffen ist". Da die Zeit zur Rückführung der Monarchie unter dem jungen Alfonso, auf den seine Mutter Isabella ihre Rechte übertragen hatte, noch nicht reif war, so mußte ein neues republikanisches Regiment errichtet werden, das mit Hülfe der Armee die Auflösung der Nation und einen allgemeinen Bürgerkrieg zu verhindern im Stande sein würde. Solche Autorität besaß nur der Marschall Serrano, Herzog de la Torre, und so kam man denn auch bald überein, daß er zum Chef der vollziehenden Gewalt, Sagasta zum Präsidenten des Ministerrathes ernannt, folglich in Spanien wie in Frankreich die öffentliche Gewalt in die Hand eines erprobten Kriegsmannes gelegt ward. Während des Jahres 1874 bestand somit auf beiden Seiten der Pyrenäen ein republikanisches Staatswesen mit einem gewählten militärischen Oberhaupte, in Frankreich auf eine Reihe von Jahren gesetzlich gesichert, in Spanien als eine Art Dictatur ohne Rechtsbasis aber auch ohne Gewalt und Autorität. „Der Staatsstreich vom 3. Januar", erklärte der Minister des Innern Garcia Ruiz, „ist der Sieg der einheitlichen Republik gegen die Föderativrepublik". Dies sollte sich auch wenige Tage nachher durch die
6. Jan. 1874. Uebergabe von Cartagena und die Unterdrückung der revolutionären Aufstände in ihrem Hauptsitze bewähren. Nichts zeugt mehr von der gänzlichen Erschöpfung und Ermüdung der spanischen Nation als die Leichtigkeit, mit welcher die Umgestaltung der Regierungsform durchgeführt werden konnte. Die Madrider Bürgerwehr ließ sich ohne Widerstand entwaffnen; einzelne Aufstände in Barce-

lona, Valladolid, Zaragossa wurden bald unterdrückt; schon am 25. Januar konnte der Minister Sagasta in einem Rundschreiben an die ausländischen Höfe in schwungvoller Rede berichten, daß in Spanien die aufrührerischen Elemente niedergeworfen und eine sichere Ordnung, gegründet auf Gesetz und Autorität hergestellt sei. Aber es war vorauszusehen, daß das neue Regiment, das durch militärische Gewalt ins Leben gerufen, durch eine Coalition der Parteihäupter in Thätigkeit gesetzt, jeder gesetzgebenden Autorität durch Volksvertreter entbehrte, nur ein Provisorium von kürzerer oder längerer Dauer sein würde. Das Zusammenwirken von Männern verschiedener Grundsätze konnte keinen Bestand haben, und bald genug wiederholten sich die alten Zersetzungen und Personenwechsel im Ministerium. Eine einheitliche Regierung war nur so lange möglich, als die Armee dem „Präsidenten der Republik" zur Seite stand, die militärische Dictatur unterstützte. Alle Gewalt lag somit in den Händen des Heeres, das den Umsturz vollzogen hatte. 25. Jan. 1874.

Daß die auf solche Weise entstandene Regierungsform sich ein ganzes Jahr zu halten vermochte, im inneren Lande einen leidlichen Friedenszustand aufrecht erhielt, die unter der vorausgegangenen radicalen und demokratischen Republik eingeführten freiheitlichen Institutionen nicht durch reactionäre Handstreiche beseitigte, war ein Zeugniß von der staatsmännischen und politischen Einsicht des Herzog-Präsidenten Serrano, aber auch ein Beweis von der Sehnsucht der Nation nach einem Zustande der Ruhe und des Friedens im öffentlichen Leben. Die größte Schwierigkeit war die Insurrection der Karlisten im nördlichen Pyrenäenlande, die eiternde Wunde, die den republikanischen Staatskörper nicht zur Genesung, zu einem gesunden Dasein gelangen ließ. Gegen diese Rebellion mußte Serrano alle Kräfte aufbieten und konnte daher zur Heilung der inneren Schäden durch Reformen im wirthschaftlichen und administrativen Leben nur wenig beitragen. Dank der Begünstigung der Versailler Regierung und der klerikalen und reactionären Partei des französischen Volkes konnten die Karlisten die an die Pyrenäen grenzenden Departements fast zur Operationsbasis machen; Pau war gleichsam das Hauptquartier des Prätendenten. Vergebens beschwerte sich die Madrider Regierung über diese Verletzung des neutralen Völkerrechts; im auswärtigen Ministerium stellte man die Beschuldigungen in Abrede und ließ den karlistisch gesinnten Präfekten Nadaillac in seinem Amte, obwohl es weltbekannt war, daß er den Insurgenten unter der Hand allen möglichen Beistand leistete. Was war natürlicher, als daß die Karlisten dadurch immer übermüthiger und selbstvertrauender wurden, daß sie immer verwegener und rücksichtsloser vorgingen! Wie viel spanisches Blut wurde in dem baskischen Gebirgslande um Bilbao und Tolosa im unseligen Bürgerkrieg vergossen! Und doch mußte Moriones mit den Regierungstruppen dem Feinde die nördlichen Landschaften und Städte überlassen und sich weiter nach Süden zurückziehen. Erst im April und Mai errangen die Republikaner unter der Führung des Marschalls Concha und des Generals Laserna Serrano und die Karlisten. Februar, März 1874.

wieder einige Vortheile, in deren Folge Serrano und Topete als Sieger in Portugalete und das vielumstrittene Bilbao einziehen konnten. Die kriegerischen Vorgänge in den Pyrenäen reizten das Interesse der europäischen Welt. War doch der Kampf zwischen den Karlisten und der republikanischen Regierung nur eine Episode in dem großen Weltkampfe zwischen Papisten und Liberalen! Die größeren Zeitungen aller Nationen schickten daher Berichterstatter nach der Halbinsel. Unter diesen war auch ein deutscher Korrespondent, ein ehemaliger preußischer Hauptmann Schmidt, der noch im letzten Krieg gedient und zum Lohne seiner Tüchtigkeit mit dem eisernen Kreuz decorirt worden war. Er fiel in die Hände der Aufständischen und wurde, obwohl er keine Waffen mit sich geführt, auf ausdrück-
30. Juni 1874. lichen Befehl des Don Carlos zu Villatuerta erschossen. Seine preußische Herkunft wie sein protestantisches Glaubensbekenntniß waren in den Augen der Papisten hinreichende Beweise seiner Schuld. Wenn das Gerücht, daß er sich vor dem Tod durch die Vorspiegelung seiner Begnadigung zum Uebertritt in die katholische Kirche habe bewegen lassen, in der Wahrheit begründet sein sollte, so würde die Thatsache wesentlich beitragen, den Charakter der Rebellen und ihrer Führer, Fanatismus gepaart mit Grausamkeit, im grellsten Lichte zu zeigen. Sollte der deutsche Reichskanzler eine solche der ganzen Nation zugefügte Schmach ruhig hingehen lassen? Das lag nicht in seiner Natur. Freilich eine direkte Genugthuung konnte er an der barbarischen Bande nicht nehmen. Denn was half es, daß zwei deutsche Kanonenboote „Nautilus" und „Albatros" aus dem Kieler Hafen nach den spanischen Gewässern zum Kreuzen ausgeschickt wurden, um Zufuhren abzufangen; die Insurgenten hatten ja die Landwege nach Frankreich offen, wo sie seit der Heldenthat gegen einen „Prussien" um so höher in der Gunst stiegen. Doch sollten sie indirekt empfinden, daß Bismarck's Arm auch über die Pyrenäen reiche. Er suchte die Regierung in Madrid durch einen moralischen Beistand zu heben und ihr größeres Ansehen zu verleihen, indem er die öffentliche Anerkennung Serrano's betrieb und durchsetzte. Alle europäischen Staaten, mit einziger Ausnahme Rußlands, folgten dem Beispiele Preußens. Durch diesen Schritt sah sich denn auch der französische Minister Decazes in die Nothwendigkeit gesetzt, die bisherige Unterstützung der Karlisten von Seiten Frankreichs in engere Schranken zu bannen. Auch als die mecklenburgische Brigg „Gustav" bei
11 12. Decbr. Guetaria von den Karlistenbanden beschossen wurde, that der Fürst die geeigneten Schritte, um dem Reiche Genugthuung zu verschaffen.

Herstellung der Monarchie. In Spanien waren jedoch die Zustände nicht der Art, daß der republikanischen Regierung durch moralische Mittel von Außen aufzuhelfen gewesen wäre. Mehr und mehr gewann der Gedanke einer bourbon'schen Restauration bei der Armee Raum. Und auch dieser Staatsstreich vollzog sich ohne revolutionäre Bewegung, vielleicht mit geheimer Zustimmung Serrano's. Am 30. De-
30. Decbr. 1874. cember erhob General Martinez Campos, der schon zur Zeit des militärischen Gewaltstreiches von Pavia alfonsistische Restaurationsgedanken geäußert hatte und

deshalb auf einige Zeit verbannt worden war, in Murviedro, der alten Römerstadt Sagunt, die monarchische Fahne und rief Alfons XII., der sich gerade damals während der Weihnachtsferien bei seiner Mutter Isabella in Paris befand, zum König aus. Dem Pronunciamento der Armee im Osten trat sofort Stadt und Provinz Valencia bei; bald folgten das Centrumsheer unter Jovellar und die Besatzungstruppen von Madrid unter Primo de Rivera. So schloß denn in Spanien das Jahr 1874 mit einem militärischen Staatsstreich wie es begonnen: die Minister erließen einen öffentlichen Protest gegen die Vergewaltigung und legten ihr Amt nieder; eine neue Regierung wurde gebildet unter dem Vorsitz Cánovas del Castillo, und während Serrano sich nach Frankreich begab, landete der junge König in Valencia und hielt dann seinen Einzug in Madrid, allenthalben von einem jubelnden Volke empfangen. Damit brach für Spanien wieder eine neue Aera im Staatsleben an: an die Stelle der Republik trat die Monarchie; ob sie in die constitutionellen Formen wie unter Isabella einlenken, oder im alten Absolutismus einherschreiten würde, lag noch in der Zukunft verborgen. Daß Alfonso den republikanischen Errungenschaften, die der spanischen Nation durch Castelar verliehen worden, nicht hold gesinnt sei, bewies eine seiner ersten Regierungshandlungen: die Religionsfreiheit sollte nicht fortbestehen und die Civilehe nur für diejenigen in Geltung bleiben, „die eine andere Religion bekennen als die wahre". Ob mit solchen Prinzipien der Kampf gegen den Karlismus siegreich durchzuführen sein würde, war Vielen sehr zweifelhaft. Der Teufel läßt sich nicht durch Beelzebub austreiben. An den Papst aber trat die Entscheidungsfrage heran, welchem von den beiden geliebten Söhnen er seinen Segen geben würde.

II. Die Jahre 1875 bis 1880 in geschichtlichen Umrissen.

1. Das deutsche Reich und Preußen.

Die geschichtlichen Zeitfragen.

Wie im Mittelalter zur Zeit der Hohenstaufen der Kampf des Papstthums und des Kaiserthums um die Weltherrschaft den Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens bildete, so nimmt auch in unseren Tagen der sogenannte Culturkampf, das Ringen um die Feststellung der Grenzlinien zwischen Staat und Kirche, eine wichtige Stelle in der Geschichte der Entwickelung und Gestaltung des öffentlichen Lebens der europäischen Menschheit ein. Wir wissen aus den früheren Blättern, daß seit der Errichtung des neuen deutschen Reiches und der gleichzeitigen Niederwerfung der weltlichen Herrschaft des Papstthums bei den öffentlichen Gewalten ein eifriges Bestreben sich zeigte, den bisherigen Dualismus zwischen Staat und

Kirche, zwischen geistiger und weltlicher Machtsphäre auszugleichen, die von Regierung und Volksvertretung durch gemeinsame Arbeit festgestellten Gesetze zur höchsten allgemeinen Geltung zu bringen, den staatlichen und kirchlichen Organen im Rahmen dieser allgemeingültigen Gesetzgebung die gebührenden Wirkungskreise zuzutheilen und zugleich die Werkstätten der Wissenschaft und der geistigen Forschung gegen Eingriffe und Vergewaltigung von Seiten einer anspruchsvollen Autorität zu sichern. Dieser Kampf des modernen Staates, welcher alle Lebensäußerungen der seinem Rechtsverbande zugetheilten und zu einem gesetzlichen Zusammenleben verbundenen menschlichen Gesellschaft unter die Macht gleicher Rechtsordnungen beugen will, und des kirchlich-hierarchischen Organismus, welcher seine Institutionen auf göttliche Einsetzung zurückführt und für alle seine durch geschichtliche Entwickelung entstandenen Ordnungen und Doctrinen absolute Wahrheit in Anspruch nimmt, durchzieht auch in dem Zeitraume, dessen öffentliche Erlebnisse den Inhalt der nachfolgenden Blätter bilden, einen wesentlichen Theil der geschichtlichen Begebenheiten und organisatorischen Arbeiten. Neben diesem Kampfe sind vorzugsweise noch von weltgeschichtlicher Bedeutung die Versuche, die bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnungen gegen die Umsturztendenzen einer von wüsten Trieben und Leidenschaften beherrschten Bevölkerungsklasse zu schützen, und die Waffengänge diplomatischer und militärischer Art zur Herstellung neuer Staats- und Rechtszustände in der europäischen Türkei.

Fortsetzung und Schärfung des Culturkampfes. Die päpstliche Encyclica vom 5. Februar 1875 (S. 1120 f.) war eine Kriegserklärung des kirchlichen Oberhauptes gegen das deutsche Reich und den preußischen Staat, die nicht verfehlen konnte den „Culturkampf" zu schärfen. Die „Provinzial-Correspondenz", die als halbamtliches Organ der preußischen Regierung gilt, bezeichnete das Schreiben des Papstes als „Aufruf und Aufmunterung revolutionärer Leidenschaft", wodurch ein Wort des päpstlichen Nuntius in Wien, „daß die katholische Kirche sich nöthigenfalls auf die Revolution stützen müsse", seine thatsächliche Bestätigung fände, und deutete an, daß dadurch „weitere Auseinandersetzungen des Staats mit der römischen Kirche unerläßlich seien". Der Papst selbst war unter dem Schutze der italienischen Garantiegesetze der Berliner Regierung unerreichbar; sie mußte also zu verhüten suchen, daß die Kriegspartei von seiner Glaubensarmee, dem deutschen Klerus, in Ausführung gesetzt würde.

Das „Sperrgesetz". Nachdem sie durch die gerichtliche Verfolgung der ultramontanen Blätter, welche das päpstliche Rundschreiben zuerst veröffentlichten, die Absicht kundgegeben, daß sie den feindlichen Angriffen begegnen werde, legte der Cultusminister Falk dem

4. März 1875. preußischen Abgeordnetenhause einen Gesetzentwurf vor, kraft dessen alle bisherigen Zahlungen und Leistungen des Staats an die römisch-katholischen Bischöfe und Geistlichen so lange eingestellt werden sollten, bis der im Amte befindliche Bischof oder Bisthumsverweser oder einzelne Geistliche durch eine schriftliche Erklärung sich zur Befolgung der Staatsgesetze verpflichtet haben würden. Diese Vorlage, zu deren Begründung man auf eine königliche Verordnung Friedrich

Wilhelm's III. aus dem Jahre 1821 zurückgreifen konnte, setzte die Geistlichkeit in große Aufregung. Die preußischen Bischöfe richteten, nach einer abermaligen Berathung in Fulda, eine Eingabe an den Kaiser mit der Bitte, dem beantragten Gesetze die Sanction zu versagen, da die darin verlangte „unbedingte Befolgung der Staatsgesetze unvereinbar sei mit dem Gewissen eines Christen". Das Staatsministerium wies in seiner Antwort die Behauptungen als unwahr zurück, führte dem Episcopate zu Gemüthe, daß dieselben Gesetze, die man als eine Verleugnung des christlichen Glaubens erkläre, in andern deutschen und fremden Ländern zu allen Zeiten in Gültigkeit gewesen, und erinnerte daran, daß die Unterzeichner selbst die Beschlüsse des vaticanischen Concils, die Hauptquelle der Wirren und Friedensstörungen, bekämpft hätten. Die sophistische Entgegnung der Prälaten beruhte auf unstichhaltiger Begründung ihres Verfahrens und befestigte die Bismarck'sche Behauptung, „daß durch die vaticanischen Beschlüsse der Papst ein absoluter Souverän, die Bischöfe seine Werkzeuge, seine Beamten ohne eigene Verantwortlichkeit geworden seien." Nach heftigen Debatten, die mehrere Wochen lang in beiden Häusern geführt wurden, erhielt das „Sperrgesetz", wie die Klerikalen dasselbe bezeichneten, eine überwiegende Stimmenmehrheit und durch die Unterschrift des Kaisers den Charakter eines Staatsgesetzes. „Wir thun mit diesem Gesetzesentwurf", äußerte sich der Reichskanzler bei den Discussionen, „einfach unsere Pflicht, indem wir die Geistesfreiheit der deutschen Nation gegen die Ränke des Jesuitenordens und des von diesem geleiteten Papstes vertreten. Das thun wir mit Gott für König und Vaterland".

2. April 1875. — 30. April. — 6. 16. April. — Gesetz vom 22. April.

Die Ultramontanen hatten sich während der Verhandlungen auf die Art. 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 berufen, worin der Kirche die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten zugesichert und das Ernennungsrecht der Geistlichen durch die Staatsbehörden unter gewissen gesetzlichen Vorbehalten aufgehoben war. Vermittelst dieser Bestimmungen hatten die Bischöfe, Dank der Connivenz und Begünstigung der Hof- und Regierungskreise während der fünfziger und sechsziger Jahre mitten in der Monarchie Friedrich's des Großen ihren Kirchenstaat aufgebaut, sogar noch eine katholische Abtheilung im Cultusministerium erobert. Bei der Aufstellung der Maigesetze vom Jahre 1873 wurden diese Paragraphen nicht ganz beseitigt, sondern nur beschränkt, so daß sie von der klerikalen Partei fortwährend als Agitationsmittel benutzt werden konnten. Um nun die Verfassung mit der neuen Kirchengesetzgebung mehr in Einklang zu bringen, legte die Regierung dem Abgeordnetenhause einen Entwurf vor, wonach diese Artikel in Wegfall kommen und durch den kurzen Satz ersetzt werden sollten: „die Rechtsordnung der evangelischen und der katholischen Kirche so wie der andern Religionsgesellschaften im Staate regelt sich nach den Gesetzen des Staates". Auch diesem Entwurfe widersetzte sich das Centrum unter der Führung von Reichensperger, Windthorst, Schorlemer-Alst mit allen Kräften, aber unter den Schlägen der Nationallibe-

Artikel 15. 16. 18. der Verfassungsurkunde beseitigt. — 16. April 1875.

ralen und der Fortschrittspartei wie unter den Beweisführungen des Cultusministers und des Reichskanzlers, daß seit der Umwandlung der Episcopalkirche zu einer absoluten Herrschaft des Papstes die Grundbedingungen sich verändert hätten, mithin jene Artikel des Staatsgrundgesetzes hinfällig geworden seien, zerrannen ihre Anstrengungen. Auch diese Gesetzesvorlage wurde in beiden Häusern mit großer Stimmenmehrheit angenommen und vom Landesherrn endgültig genehmigt.

Gesetz vom 18. Juni 1875.

Aufhebung der geistlichen Orden u. Congregationen.

Und es entsprach ganz einer klug berechneten Strategie, die im Kriegsstande dem Feinde alle Hülfsmittel zu entziehen sucht, wenn um dieselbe Zeit auch „die Aufhebung der geistlichen Orden und ordensähnlicher Congregationen der katholischen Kirche“ vorgeschlagen und zum Gesetz erhoben ward. Nur solche klösterliche Niederlassungen, die sich der Krankenpflege widmen, sollten unter Aufsicht des Staates noch so lange fortbestehen dürfen, bis man anderweitigen Ersatz geschaffen. Das eingezogene Vermögen sollte für den Unterhalt der Klosterbrüder und Klosterschwestern, die nicht auswandern oder in den Dienst des Staates treten würden, verwendet werden. Bei der amtlichen Erhebung ersah man mit Erstaunen, daß im preußischen Staate der Gesammtstand der Ordensmitglieder sich auf 8795 in 914 Niederlassungen oder Stationen belief, nämlich 1032 männliche in 78 und 7763 weibliche in 836 corporativen Anstalten.

Gesetz vom 31. Mai 1875.

Verwaltung des Kirchenvermögens.

Damit war die Zahl der neuen „Maigesetze“ noch nicht geschlossen. Es wurde noch eine Regierungsvorlage, welche die Vermögensverwaltung der katholischen Kirchengemeinden in die Hände gewählter Kirchenvorsteher und Gemeindevertreter aus dem Laienstande unter Aufsicht des Oberpräsidenten und des Bischofs legt, von beiden Häusern angenommen, und ferner kam auch noch auf den Antrag des Abgeordneten Petri das Gesetz, betreffend die Rechte der „altkatholischen Kirchengemeinschaften“ an dem kirchlichen Vermögen zu Stande, welches den Altkatholiken da, wo sie einen erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung bilden, einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Besitzstand der katholischen Kirche sicherte. Der Protest der Bischöfe gegen die neue „Säcularisation“ der geistlichen Güter vermochte die Beschlüsse der Gesetzgebung nicht aufzuhalten. Da aber die Gefahr drohte, „daß durch Nichtbetheiligung der Gläubigen an den Wahlen die Verwaltung des Vermögens durchweg in die Hände unkirchlicher oder gar kirchenfeindlich gesinnter Gemeindeglieder gerathen würde“, so gaben die Bischöfe nachträglich die Erklärung ab, daß sie bei Ausführung des Gesetzes, so sehr dasselbe auch die Rechte der katholischen Kirche beeinträchtige, mitzuwirken bereit seien.

Gesetz vom 20. Juli 1875.

Gesetz vom 4. Juli.

Die Wirkungen der neuen Kirchengesetze.

Diese fünf Gesetze ergänzten und vervollständigten den Waffenvorrath, den die preußische Regierung seit zwei Jahren angesammelt (S. 1113), und setzten sie in Stand, dem von der Curie und der päpstlichen Hierarchie angekündigten Kriege fest und gelassen zu begegnen. Mit einer solchen starken Rüstung ver-

sehen, konnte sie jeden Widerstand gegen Gesetz und Obrigkeit niederwerfen, den Willen und die Autorität der legalen Staatsgewalten zur Geltung bringen. Da die Bischöfe fortfuhren, ihre Sache als eine solidarische zu behandeln, so traf auch die meisten dasselbe Schicksal der Enthebung von ihren Stellen. Durch das neue königliche Specialgericht für kirchliche Angelegenheiten ihrer Aemter entsetzt, fielen sie dem Arme der weltlichen Strafgerechtigkeit anheim. Die meisten derselben entzogen sich der über sie verhängten Haft durch die Flucht ins Ausland. Die agitatorischen Hebel, welche die Ultramontanen in der Presse, in Vereinen, im Reichstage und im Abgeordnetenhause fort und fort einsetzten, hatten wohl die Wirkung, da und dort das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Confessionsgenossen, besonders in den unteren Volksklassen, zu stören; aber die Staatsregierung zeigte den entschlossenen Willen, die Autorität von Gesetz und Obrigkeit aufrecht zu halten. Nur solche Geistliche, welche sich bereit erklärten, den Staatsgesetzen zu gehorchen, wurden von dem „Sperrgesetz“ nicht betroffen. Bei dem hierarchischen Druck von Oben und den Schmähungen der ultramontanen Zeloten gegen alle „Staatskatholiken“, hielten aber fast alle mit ihrer Erklärung zurück, so daß im Laufe der nächsten drei Jahre die Zahl der unbesetzten Pfarrstellen in den preußischen Bisthümern sich bereits auf mehr als tausend belief, eine Zahl, die naturgemäß fortwährend wuchs. Der römisch-katholischen Hierarchie lag das religiöse Interesse und das Seelenheil der Gläubigen weniger am Herzen als die geistliche Herrschaft. Daß jedoch auch in den katholischen Landestheilen die gebildeten Stände und das städtische Bürgerthum in vorwiegender Mehrheit auf Seiten der Regierung stehen und den hierarchischen Juni und Juli 1875. Anmaßungen abhold sind, bewies die Rundreise des Ministers Falk in Rheinland und Westfalen, die sich in den Städten Trier, Bonn, Köln, Düsseldorf zu einem wahren Triumphzuge gestaltete. Wie kläglich nahm sich gegenüber diesen Kundgebungen des intelligenten Theiles der Bevölkerung die Jubiläumsfeier des Aug. 1876. „streitbaren“ Bischofs Ketteler von Mainz oder die Wallfahrt aus, welche eine Anzahl deutscher Katholiken unter Anführung des Grafen von Stolberg zu der Septbr. 1875. Madonna von Lourdes, der Schutzheiligen der französischen Revanche unternahmen! Auch die Wundererscheinungen zu Marpingen, wodurch die Gründung eines deutschen Lourdes herbeigeführt werden sollte, zerrannen bald durch die Macht der Vernunft und den Ernst der Obrigkeit. Spätere gerichtliche Untersuchungen brachten ein empörendes Gewebe von Aberglauben und Täuschungen, von Einfalt und Betrug an den Tag. Das agitatorische Treiben der Ultramontanen diente nur dazu, auch im Auslande die Religionswuth gegen das protestantische Deutschland aufzustacheln. Führte doch das Anerbieten eines belgischen Fanatikers, Namens Duchesne, an den Erzbischof von Paris, den Reichskanzler Bismarck gegen eine bestimmte Geldsumme zu ermorden, zu einem diplomatischen Notenaustausch mit der Brüsseler Regierung. Nach einigem Zaudern gab diese Febr. und April 1875. die Erklärung ab, daß sie den Mangel eines Strafgesetzes gegen einen derartigen

Fall beseitigen werde. Das Königreich Belgien, das sich eines internationalen
Neutralitätsrechts erfreut und unter dem Schilde „freie Kirche im freien Staat"
ein klerikales Regiment aufgerichtet hatte, war ein günstiges Agitationsfeld für
ultramontane Umtriebe, zumal wenn sie gegen das auch aus politischen Vor-
urtheilen gehaßte Deutschland sich wendeten.

Der Culturkampf in den süddeutschen Staaten. Die preußischen Gesetze gegen die klerikalen Uebergriffe wirkten auch auf die
anderen Bundesstaaten zurück: Als in dem der Mehrzahl nach katholischen
Baden. Großherzogthum Baden der Bisthumsverweser Lothar Kübel von Freiburg
durch Ertheilung der Priesterweihe an unberechtigte Kleriker die Landesgesetze
Mai 1875. umging, wurde er auf Grund richterlicher Entscheidungen in Strafe genommen.
Würtemberg. In Würtemberg wurde die Verwendung von Ordensschwestern bei öffentlichen
Schulen beschränkt oder untersagt, dem Stadtpfarrer Schwarz von Ellwangen,
dem ultramontanen Gegner und Anschwärzer des Bischofs Hefele, die Führung
des ihm vom Papste ertheilten Titels eines päpstlichen Hausprälaten nicht ge-
stattet und jede jesuitische, reichsfeindliche Propaganda scharf zurückgewiesen. In
Baiern. Baiern, „wo ein Heerbann von sechstausend männlichen und weiblichen Or-
densmitgliedern für Erziehung und Unterricht der Jugend und für andere Zwecke
des Vaticans arbeitet", suchten die liberalen Staatsbürger durch engeren Anschluß
an das Reich sich vor der „klerikalen Umklammerung" zu retten. Die Regierung
förderte die reichsfreundlichen Bestrebungen, so weit sie sich auf dem Boden der
Landesverfassung bewegten. Um so eifriger setzten die Bischöfe, unterstützt von
den ultramontanen Heißspornen unter der Führung von Jörg, Freytag, dem
Zeitungsredacteur Sigl u. A., alle Hebel ein, um durch Hirtenbriefe, durch
Adressen an den König, durch die Beschuldigung, daß man das baierische Volk
„lutherisch" machen wolle, einen Umschwung herbeizuführen. In der Civilehe
sahen sie eine Schädigung der katholischen Religion und einen Bruch des Con-
cordatsvertrages. Insbesondere strengten die Klerikalen, oder wie sie sich selbst
bezeichnen, „die Patrioten", alle Kräfte an, um bei den bevorstehenden Landtags-
wahlen die Majorität zu erlangen und dadurch den Sturz des Ministeriums zu
15. Juli. erzielen. Als aber das Wahlresultat der Art war, daß die Parteien fast gleich
stark einander gegenüberstanden, die Ultramontanen nur über ein Mehr von zwei
Stimmen zu gebieten hatten, da beschuldigten sie die Regierung, daß sie durch
eine willkürliche ungerechtfertigte Wahlkreiseintheilung, durch eine neue „Wahl-
kreisgeometrie", die Zwecke der Liberalen gefördert habe. Gleich bei Berathung
der von Jörg verfaßten Adresse an den König fielen so heftige Reden und An-
griffe, daß das Ministerium, nach der Annahme derselben durch die Mehrheit
der Kammer sich veranlaßt sah, insgesammt ein Entlassungsgesuch einzureichen.
Allein der König, durch die Vornahme einer ungesetzlichen Religionshandlung
seitens des Bischofs Ketteler in Oggersheim über die Dreistigkeit der Klerikalen
gereizt, verweigerte die Annahme der Adresse, sprach den Ministern in einem
21. Octbr. Handschreiben sein Vertrauen und seine Zufriedenheit aus und ordnete die Ver-

tagung der Kammer an. Dieser unerwartete Schlag machte die ultramontane Partei bescheidener und vorsichtiger. Die Mehrheit wiederholte zwar in der nächsten Session ihr Mißtrauensvotum gegen das Ministerium Lutz-Pfretzschner, 3. März 1876. aber sie glaubte selbst nicht mehr an einen praktischen Erfolg. Für ein von Jörg beantragtes neues Wahlgesetz, das den Ultramontanen auf lange hinaus eine sichere Majorität verschaffen sollte, konnte die erforderliche Stimmenzahl von zwei Dritteln der Kammer nicht erzielt werden; und als die Partei es durchsetzte, daß eine Reihe von freisinnigen Wahlen in überwiegend katholischen Städten cassirt wurde, erlebte sie die kränkende Niederlage, daß die Neuwahlen sämmtlich Mai. wieder im liberalen Sinne ausfielen. So blieb den Klerikalen nichts übrig, als bei den Budgetberathungen die Minister durch kleine boshafte Abstriche, die für das Ganze von wenig Belang waren, zu ärgern. Noch mehr aber sank ihre Bedeutung, als in ihren Reihen selbst eine Spaltung eintrat in eine extreme „katholische“ Fraction unter Sigl's Führung und in eine „bairisch-patriotische“ unter der Fahne Jörg's.

Da die Opposition gegen das deutsche Reich und gegen Preußen ihren Heerd Veränderungen im Vatican. und Mittelpunkt im Vatican hat, so glaubte Fürst Bismarck auch die Stellung Pius IX. und und Haltung des Papstes ins Auge fassen zu müssen. Er machte die italienische Leo XIII. Regierung auf die Nachtheile aufmerksam, welche für fremde Staaten mit gemischter Bevölkerung aus dem Garantiegesetze entspringen, unter dessen Schutz der Papst ungestraft alle feindseligen Akte ausführen könne. Der Reichskanzler mußte um so mehr gegen die vaticanischen Machinationen auf der Hut sein, als seit dem Tode des langjährigen Cardinal-Staatssecretärs Antonelli und seines 6. Novbr. 1876. Generalvicars Patrizi die Jesuitenpartei noch mehr als zuvor den altersschwachen Papst Pius IX. in ihre Netze zu ziehen und bei der schroffen Kriegspolitik festzuhalten wußte. Antonelli's Nachfolger wurde Cardinal Simeoni, bisher Nuntius in Madrid, ein entschiedenes Mitglied der Gesellschaft Jesu. Unter vaticanischem Schutze konnte Cardinal Graf Ledochowski (S. 1117), der sich dem über ihn ausgesprochenen gerichtlichen Strafurtheil durch die Flucht nach Rom entzogen hatte, in Posen gleichsam eine geistliche Nebenregierung gründen, indem er durch einen geheimen Delegirten die katholische polnische Bevölkerung zum Widerstand gegen die Staatsgesetze aufreizte, gegen ein Regiment, das der Papst in einer Ansprache an deutsche Pilger mit dem von Attila verglichen hatte. Unter solchen Umständen war es gerechtfertigt, wenn Minister Falk den Antrag des Centrums auf „Revision der Maigesetze“ mit der Erklärung beantwortete, daß 28. Febr. 1877. zuvor die Beschwerdeführer die Autorität der Staatsgesetze anerkennen müßten, eine Entschiedenheit, die er auch im folgenden Jahre gegenüber der Centrums-Partei festhielt, als diese auf Herstellung der im Jahre 1875 aufgehobenen Artikel 15, 16, 18 der Verfassungsurkunde drang. Einen unersetzlichen Verlust erlitt die ultramontane Partei durch den Tod des Bischofs Ketteler von Mainz, der auf der Rückkehr von einer nach Rom unternommenen Reise erkrankte

13. Juli 1877. und in dem baierischen Kloster Burghausen starb. Der vom Mainzer Domcapitel zum Bisthumsverweser gewählte Moufang, einer der hitzigsten Vorkämpfer der vaticanischen Kirchenpolitik, erhielt nicht die staatliche Bestätigung. Im folgenden Jahre starb der greise Papst Pius IX. (7. Febr. 1878.) Sein Nachfolger war der Cardinal Pecci, der den Namen Leo XIII. annahm, ein weltkundiger Prälat, dem der Ruf eines gemäßigten Mannes von versöhnlichem Charakter vorausging und von dem man daher hoffen durfte, daß er mit den weltlichen Gewalten sich auf friedliche Weise zu verständigen suchen würde. Wenigstens hat er dem deutschen Kaiser in einem eigenen Schreiben seine Thronbesteigung angezeigt und dabei den Wunsch nach einer Ausgleichung der kirchlichen Streitigkeiten ausgesprochen, auch alsbald mit dem Fürsten Bismarck Unterhandlungen angeknüpft, die freilich bis jetzt nicht zum Ziele geführt haben. Da seit der Befestigung des republicanisch-parlamentarischen Regiments in Frankreich die Erwartungen der Klerikalen auf französische Hülfe für den „Gefangenen im Vatican" bedeutend herabgestimmt wurden, so darf man wohl auch in Deutschland eine Milderung und allmähliche Einstellung des Culturkampfes hoffen. Doch muß von Seiten Roms ein aufrichtigeres Einlenken und Handreichen geboten werden als bis jetzt geschehen. Dies deutete auch das Schreiben des Kronprinzen an, das er in Erwiderung auf die Theilnahmebezeugung des Papstes nach den Attentaten an den Kirchenfürsten gerichtet hat. Indem er darin mit aller Entschiedenheit die volle Unabhängigkeit des Staates und seiner Gesetzgebung gegen jede außerhalb desselben stehende Macht hervorhob, sprach er zugleich den Wunsch und die Hoffnung aus, „daß da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar ist, doch die versöhnliche Gesinnung beider Theile auch für Preußen einen Weg zum Frieden eröffnen werde, der andern Staaten niemals verschlossen war".

Verwaltungsreform in Preußen. Noch ehe die päpstliche Encyclica in Deutschland bekannt geworden war und die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung und der Gesetzgebung auf das kirchenpolitische Gebiet lenkte, waren dem preußischen Abgeordnetenhause Gesetzesvorlagen über die Verwaltungs-Reorganisation der älteren Provinzen der Monarchie auf Grund der bereits bestehenden Kreisordnung unterbreitet worden. (1875.) Die Vollendung des Werkes zog sich jedoch bis in den Juni hinein, theils wegen der großen Menge anderweitiger Arbeiten, theils weil die Vorlage einer starken Opposition begegnete, sowohl in den Kreisen der Abgeordneten, indem die Fortschrittspartei unter Virchow's Leitung und andere Fractionen die Reformen auch auf Rheinland und Westfalen ausgedehnt sehen wollten, als im Herrenhause, wo man den freisinnigen Tendenzen der neuen Provinzialordnung mit dem Dotationsgesetz und den Verwaltungsgerichten Einhalt gebieten zu müssen glaubte. Nach langen Debatten wurde die wichtige Frage durch ein Compromiß erledigt, so daß die neue auf dem Prinzip der Selbstverwaltung ruhende Organisation am 1. Januar 1876 für die fünf alten östlichen Provinzen des Königreiches ins Leben treten konnte (Provinzialordnung vom

29. Juni 1875). Durch diese Verwaltungsreformgesetze lenkte die Staatsregierung in die einst von dem Minister vom Stein vorgezeichneten Bahnen ein. Unter der Oberleitung der Staatsbehörden trat damit eine communale und landschaftliche Autonomie und Selbstthätigkeit mit gewählten Vertretern ins Leben, welche eine verständige und zweckmäßige Verbindung particularistischer Sonderinteressen und monarchischer Centralisation, provinzieller Selbstverwaltung und einheitlicher Staatsregierung zum Ziele hatte und im folgenden Jahr durch das „Competenzgesetz" einen Schritt weitergeführt wurde. Leider aber ist das große Reformwerk, welches das bureaukratische Beamtenregiment durch die Mitwirkung der Laien an den Arbeiten der Verwaltung erfrischen will und durch die Einführung der Verwaltungsgerichte einen weiteren Schritt vom Polizeistaat zum Rechtsstaat gethan hat, bis jetzt nicht zur Vollendung gekommen, sondern steht als halbfertiger Torso da; namentlich fehlt noch eine neue Städteordnung und eine Landgemeindeordnung und es muß die gesammte Monarchie in die Reform hineingezogen werden. Ein weiterer Schritt vorwärts geschah in der Landtagssession des Jahres 1880 durch das Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung; der Minister des Innern, Graf Eulenburg d. J., ist nach Kräften bemüht, die Grundgedanken des Reformwerks gegen die rückschrittliche Strömung zu sichern und fortzuführen.

Mit dieser organisatorischen Thätigkeit in dem preußischen Staatswesen ging der Ausbau der Reichsgesetzgebung Hand in Hand. Das Gesetz über die bürgerliche Eheschließung wurde auf das gesammte Reichsgebiet ausgedehnt. Die Münzreform mit Goldwährung schuf ein einheitliches Geldsystem für alle deutschen Länder als Gegengewicht gegen das lateinische Münzsystem der südlichen und westlichen Staaten. Ein Gesetz bestimmte die Abtretung der preußischen Bank an das deutsche Reich und die Errichtung von Zweiganstalten der Reichsbank an geeigneten Orten. Die Bildung eines Landesausschusses für Elsaß-Lothringen mit berathender Stimme über innere legislatorische und administrative Landesangelegenheiten sollte eine Annäherung des links-rheinischen Reichslandes an die übrigen Glieder des föderativen Staatskörpers anbahnen, eine „Abschlagszahlung auf Wohlverhalten". Zwei Jahre nachher wurde, als der Besuch des Kaisers im Elsaß (2. Mai 1877) mit großer Theilnahme von Seiten der Bevölkerung aufgenommen worden, der Landesausschuß mit weiteren Befugnissen ausgestattet und zugleich die Rückwanderung der „Optanten" erleichtert.

[Margin: Reichsgesetzgebung. — Febr. 1875. — 5. März. — 17. Juni.]

Von besonderer Wichtigkeit für den Ausbau und die Selbständigkeit der Reichsverfassung waren die in der Herbstsession des Reichstags bei Gelegenheit der Budgetberathung zur Verhandlung gebrachten Fragen über die Nothwendigkeit einer Steuerreform, welche das Reich durch Vermehrung seiner eigenen Einnahmen aus Zöllen und indirecten Verbrauchssteuern unabhängig von den Matricularbeiträgen der Einzelstaaten stellt, und eines selbständigen collegialisch

[Margin: Wirthschaftspolitische Fragen und Reichsministerien. — Novbr. u. Decbr. 1875.]

organisirten Reichsministeriums. Schon vor der Einberufung der Reichsboten schwirrten allerlei Gerüchte durch die Luft von einer „conservativen Umkehr“ auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen und socialen Gesetzgebung, daher waren die Gemüther von einer sorglichen Stimmung ergriffen. Diese verzog sich allmählich, als die Regierung mit zurückhaltender Mäßigung auftrat. Die beiden Fragen sind von zu großer Tragweite, die eine hat eine zu tief einschneidende organisatorische Umgestaltung der bestehenden Reichsinstitute, die andere einen zu fühlbaren Eingriff in die wirthschaftlichen Verhältnisse zur Voraussetzung, als daß sie beim ersten Anlauf zum Austrag hätten gebracht werden können. Allein gerade um ihrer hohen Bedeutung willen werden diese Bestrebungen in ihren wesentlichsten Grundbestandtheilen nicht mehr aus der Welt geschafft werden. Die Steuer-, Zoll- und Finanzreform des Reichs, die bei der fortdauernden Calamität auf wirthschaftlichem Gebiete, bei den wachsenden finanziellen Bedürfnissen und Schwierigkeiten im Reich und den Einzelstaaten, bei der Stockung und Zerfahrenheit im Industrie- und Handelsleben zur brennenden Frage geworden ist, sowie die Umwandlung des reichskanzlerischen Regiments mit untergeordneten Fachbehörden in ein mehr dem Constitutionalismus entsprechendes System mit selbständigen verantwortlichen Ministerien, blieb fortan der Gegenstand des höchsten Interesses der Reichsversammlung wie in der publicistischen Presse. Die Reichssteuerreform wollte der Reichskanzler auf die Erhöhung einiger Konsumtionsabgaben gründen, namentlich auf eine Steigerung des Zolls und der Steuer für Tabak, da er für seine Lieblingsidee, das Tabakmonopol, einen gefügigen Reichstag noch nicht gefunden hat. Durch die schärfere Anspannung und Ausnutzung des indirekten Steuerwesens im Reich glaubt Fürst Bismarck das Ziel erreichen zu können, die Lasten an direkten Staats- und Communalabgaben herabzumindern. Bei seiner Beschäftigung mit Steuerprojecten ist Fürst Bismarck zugleich immer tiefer in das schutzzöllnerische Fahrwasser gerathen, eine wirthschaftspolitische Richtung, die schon seit dem Rücktritt des hochverdienten Reichskanzleramtspräsidenten Delbrück, sowie seit dem Abschied des Finanzministers Camphausen immer mehr die Oberhand in den Regierungskreisen über die bisherige gemäßigt freihändlerische Politik gewann und mit ihrer Entfesselung eines leidenschaftlichen Interessenkampfes eine Bewegung erzeugte, deren Ausgang noch nicht abzusehen ist. Ein anderes geniales, aber ungemein umwälzendes Project warf Fürst Bismarck in die Welt mit dem Vorschlag der Erwerbung sämmtlicher Staats- und Privateisenbahnen für das Reich. Gereizt durch die Wahrnehmung, daß das auf Grund der Verfassung eingeführte Reichseisenbahnamt, welches sämmtliche Staats- und Privatbahnen der Oberaufsicht des Reichs unterstellen sollte, durch das egoistische und particularistische Sonderinteresse der einzelnen Regierungen und Gesellschaften den beabsichtigten Zweck einer einheitlichen Verwaltung und gleichmäßiger Fahr- und Frachtpreiseordnung sehr mangelhaft erreichte, und daß selbst ein Reichseisenbahngesetz einem bis jetzt nicht überwundenen

Widerstand begegnete, warf Fürst Bismarck die zündende Idee hin, die einen wahren Sturm, theils der Zustimmung, mehr aber noch des Widerspruchs in der ganzen Nation erregte. Die Mittelstaaten, die dadurch abermals ein werthvolles Stück ihrer Souveränetät gefährdet sahen, verhielten sich ablehnend; aber in Preußen selbst wurde durch beide Häuser des Landtages das Staatsministerium ermächtigt, die Uebertragung der Staatseisenbahnen an das Reich einzu- März 1876. leiten und zu gelegener Zeit auszuführen. Aus Angst vor dem Reichseisenbahnproject haben sich seitdem die größeren Bundesstaaten durch „Verstaatlichung" der Privatbahnen in den Besitz ihres Eisenbahnnetzes gesetzt, und auch in Preußen selbst ist die Reichseisenbahnidee zurückgetreten hinter das Streben, alle bedeutenden Linien in Staatsbahnen zu verwandeln, ein Streben, das durch die großen Bahnankäufe aus der Landtagssession 1879/80 einen mächtigen Schritt vorwärts gethan hat.

Der „Fall Duchesne", das feindselige Auftreten des Grafen Arnim (S. 1130), Schärfung des Strafrechts. der sich vor dem Urtheilsspruch der Appellationsinstanz nach dem Auslande begeben und von der Schweiz aus die heftige Flugschrift »Pro Nihilo« gegen die Politik und den Character des Fürsten Bismarck geschleudert hatte, die leidenschaftlichen Angriffe und Lästerungen der „Hetzkapläne" und klerikalen Fanatiker, sowie die immer rücksichtsloser hervortretenden Umsturztendenzen der Socialdemokraten machten es fühlbar, daß das deutsche Strafgesetzbuch empfindliche Lücken habe und einer Ergänzung bedürfe. „Zwischen dem 1. Januar 1871", ließ sich der Justizminister Leonhardt im Reichstag vernehmen, „und dem 3. Decbr. 1875. heutigen Tage liegen große sociale und kirchenpolitische Wirren der gefährlichsten Art; die Rohheit, die physische wie die moralische, ist gewachsen; gesunken ist die Achtung vor der Autorität der öffentlichen Gewalt; gesunken ist der Sinn für öffentliche Ordnung und Rechtssitte". Er brachte daher eine Gesetznovelle vor den Reichstag, durch welche eine Reihe Mängel und Uebelstände des Strafgesetzbuches beseitigt, die staatlichen und sittlichen Institutionen sowie die obrigkeitlichen Organe gegen feindliche Angriffe geschützt werden sollten. Allein die Besorgniß, die beantragten Strafbestimmungen, besonders die gegen Ausschreitungen der Preß- und Redefreiheit gerichteten, die man wegen ihrer Dehnbarkeit und Vieldeutigkeit als „Kautschukartikel" bezeichnete, möchten eine neue Reactionspolitik herbeiführen, erzeugte eine so starke Opposition in der Versammlung, daß die Vorschläge der Regierung nur theilweise und mit erheblichen Abschwächungen und Verwahrungen durchgeführt werden konnten. Erst die erschütternden Ereignisse im Frühjahr 1878, von denen später die Rede sein wird, ließen die Nothwendigkeit erkennen, den Staat und die Gesellschaft gegen die „allzugroße Milde des Strafgesetzbuches" zu schützen. Der sogenannte „Kanzelparagraph", der zu 4. Febr. 1876. Anfang des nächsten Jahres angenommen wurde, war nur eine Ergänzung der Maigesetze und stärkte die Regierungsgewalt gegenüber den ultramontanen Agitationen, wie denn überhaupt der „Culturkampf" allmählich in gemäßigtere

Bahnen einlenkte, als die Klerikalen erkannten, daß der Staat entschlossen sei, seine Rechte und seine Autorität energisch zu wahren.

Justizgesetze. Ein gewaltiger Schritt im Ausbau und in der Consolidirung des Reichs geschah in der zweiten Hälfte des Jahres 1876 durch die großen Justizgesetze über eine gemeinsame Gerichts- und Prozeßordnung, ein Werk, an dem durch den Bundesrath und die große Justizgesetzcommission des Reichstags monatelang mit dem hingebendsten Fleiße gearbeitet worden war (S. 512). Die Entwürfe des Bundesraths stießen im Reichstage in vielen Punkten auf heftigen Widerspruch, so daß, als nach langen ernsten Debatten keine der beiden Körperschaften in mehreren wichtigen Bestimmungen, namentlich über das Strafverfahren bei Preßprozessen, nachgeben wollte, die ganze mühevolle Arbeit fruchtlos zu zerrin-
Novbr. u. Decbr. 1876. nen drohte. Erst in der dritten Lesung wurde, hauptsächlich durch die patriotische Bemühung der nationalliberalen Partei, nach eingehenden Verhandlungen durch gegenseitige Concessionen ein Compromiß geschlossen, welches die Durchführung des für die nationale Einheit so bedeutsamen Werkes ermöglichte. Dabei war nur zu beklagen, daß die beiden liberalen Parteien, die Fortschrittsmänner und die Nationalliberalen, in bitterem Hader auseinander gingen, ein Bruch, der den conservativen und reichsfeindlichen Fractionen zum Vortheil gereichte, wie die
20. Jan. 1877. neuen Reichstagswahlen kund gaben. Doch bildete die nationalliberale Partei noch immer die stärkste Fraction des Reichstags. In Ergänzung der Reichs-
März 1877. justizgesetze wurde in der nächsten Session der Beschluß gefaßt, daß das künftige Reichsgericht seinen Sitz in Leipzig haben sollte, ein Triumph der particularistischen Tendenzen im Bundesrath, im Verein mit einer liberalen Strömung im Reichstag, welche von der Niedersetzung des Gerichts in Berlin eine Gefährdung seiner Unabhängigkeit befürchtete.

Synodalordnung der evang.-prot. Kirche. 24. Novbr. 1876. Auch der evangelisch-protestantischen Kirche blieben innere Conflicte und dogmatische Kämpfe nicht erspart. Am 24. November wurde die im Laufe des Jahres durch die Provinzial-Synoden vorbereitete (S. 1122 f.) außerordentliche General-Synode der evangelischen Landeskirche der acht alten Provinzen Preußens im Sitzungssaale des Herrenhauses durch den Präsidenten des Oberkirchenraths Herrmann im Namen des Königs, als des Trägers der Kirchengewalt, eröffnet. Nach eingehenden mehrwöchigen Verhandlungen gelangte die Versammlung zur Lösung ihrer Aufgabe: der Vereinbarung einer „Synodalordnung", welche der evangelischen Landeskirche Preußens eine auf dem Grundsatze der Selbstbestimmung aufgebaute Repräsentativ-Verfassung verlieh. Ihren Abschluß erhielt die das Ganze der Landeskirche zusammenfassende
20. Jan. 1876. General-Synodalordnung im folgenden Jahre durch die Bestätigung des Königs und durch die Zustimmung der beiden Häuser des Landtages in Beziehung auf den Staat und die Behörden. Aber die Orthodoxen wollten sich mit dem libe-
9. 24. Mai. ralen Geiste in der evangelischen Landeskirche nicht befreunden. Die strenggläubige Partei, als deren an maßgebender Stelle einflußreiches Haupt der Präsident

des Brandenburger Consistoriums Emanuel Hegel, zweiter Sohn des Philosophen, anzusehen war, klagte über „Entchristlichung des Volkes" durch die bürgerliche Standesbuchführung und obligatorische Civilehe, in Folge deren in den größeren Städten die Unterlassungen von kirchlichen Trauungen, ja von Taufen immer häufiger würden, über das Uebergewicht der Laien in den Synoden, über die staatliche Zulassung von Simultanschulen. Sie suchte durch Gegenbestrebungen die freiere Richtung vom Pfarramt und von den Lehrstühlen fern zu halten und in Verbindung mit der conservativen Partei dem Liberalismus in der Kirche wie in der Politik den Weg zu verschließen. Die Gegensätze schärften sich derart, daß ein Zusammenwirken der Präsidenten des Oberkirchenraths und des Brandenburger Consistoriums nicht länger möglich schien. Mehrere Vorfälle, in welchen die Strenggläubigen die Wirkungen der im Oberkirchenrath herrschenden freieren Ansichten zu erkennen vermeinten, bewogen Hegel ein Entlassungsgesuch einzureichen. Auf einer Berliner Kreissynode war die Beseitigung des obligatorischen Gebrauches des apostolischen Glaubensbekenntnisses in Anregung gekommen. Der Prediger Hoßbach aus der Schleiermacher'schen Schule wurde trotz einer von den Strenggläubigen für unkirchlich erklärten Kanzelrede zum Hauptpastor der Jacobigemeinde gewählt. Der Oberkirchenrath hatte unterdessen Juni 1877.
dem Kaiser ein Gutachten unterbreitet, worin die Entlassung Hegel's als eines der neuen Kirchenverfassung prinzipiell entgegenwirkenden Beamten befürwortet war. Allein der Kaiser wollte einen Beamten nicht missen, „dessen Festhalten am strengen Glauben bekannt sei". Eben so wenig aber wollte er in die von Herrmann erbetene Entlassung willigen, einen Mann von seltener Arbeitskraft und juristischer Verstandesschärfe verlieren, der gleichfalls auf dem positiven Boden des Christenthums stand, wenn auch gemäßigter und weitherziger, und der das ganze Vertrauen des Cultusministers Falk genoß. Herrmann wurde daher zum Wirklichen Geheimenrath mit dem Titel Excellenz ernannt und bewogen, noch länger im Amt zu bleiben. Aber die orthodoxe Strömung griff immer weiter um sich: auf Grund eines Protestes, den einige Glieder der Jacobigemeinde auf Anregung eines strenggläubigen Predigers einreichten, wurde die Wahl Hoßbach's nicht bestätigt. Im September las man in der evangelisch-conservativen Presse, der Kaiser habe im Schloß Benrath am Rhein einer Deputation strenggläubiger Geistlichen seine Zustimmung zu ihren Bestrebungen ausgesprochen und dabei ein mißbilligendes Urtheil gefällt über die neue Kirchenverfassung, welche dem religiösen Liberalismus Vorschub leiste. Aus solchen Anzeichen glaubte der Oberkirchenraths-Präsident Herrmann folgern zu müssen, daß es ihm nicht gelingen würde, die verschiedenen evangelischen Parteien in den gesetzlich gegebenen Schranken der jungen Synodalverfassung zusammenzuhalten. Er reichte daher gleichfalls ein Gesuch um Entlassung aus seinem Amte ein. Decbr. 1877.
Allein der Kaiser hielt mit seiner Einwilligung zurück. Er gewährte dem Präsidenten der höchsten Kirchenbehörde einen längeren Urlaub. Erst als der kirch-

liche Positivismus in den hohen Gesellschaftskreisen immer mehr Boden gewann und im nächsten Jahr die erhaltenden und rückläufigen Tendenzen auf staatlichem und kirchlichem Gebiete schärfer sich hervorthaten, erhielt Herrmann seine Entlassung in ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste. Aber auch sein großes Werk, die Synodalordnung, war in Frage gestellt, als der Oberkirchenrath durch zwei Glieder von streng orthodoxer Richtung, die Hofprediger Kögel und Baur, deren Werk Herrmann's Sturz hauptsächlich gewesen war, verstärkt wurde.

Stellung des Reichs zum Auslande. Der Ruf nach einem Revanchekrieg trat in den ersten Monaten des Jahres 1875 wieder lauter hervor. Das Dreikaiserbündniß vom September 1872 (S. 1100) war in den Augen der Franzosen eine Erneuerung der heil. Allianz, der man durch eine Vermehrung der militärischen Streitkräfte begegnen zu müssen glaubte. Wie sehr die Berliner Regierung sich Mühe gab, jeden Verdacht kriegerischer Absichten zu zerstreuen, die bedeutenden Pferdeaufkäufe von Seiten
12. März 1875. Frankreichs, das französische „Cadresgesetz“, welches durch Verstärkung der Regimenter den Bestand der Gesammtkriegsmacht um 144,000 Mann erhöhte, und eine Vorkehrung, wodurch die Mobilmachung des aktiven Heeres rascher als bisher ins Werk gesetzt werden konnte, waren bedenkliche Symptome. In den Blättern wurde die Frage erörtert: „Ist der Krieg in Sicht?“ Die deutsche Regierung war auf ihrer Hut. Sie erließ zunächst ein Verbot der Pferdeausfuhr und entwickelte nach allen Seiten hin eine solche Wachsamkeit, daß die drohenden Wolken sich verzogen. Nicht wenig mag dazu Kaiser Alexander beigetragen haben,
10–13. Mai 1875. der auf seiner Durchreise nach Ems mit Gortschakoff drei Tage in Berlin verweilte und für Erhaltung des Friedens in Europa wirkte. Wenigstens verstummte das Kriegsgeschrei der französischen Blätter und in Paris suchte man dem militärischen Organisationswerk jeden drohenden Character zu benehmen. Die Art indessen, wie der russische Staatskanzler die pacificatorischen Dienste des Zarenreichs bei dieser Gelegenheit kund gab, war nicht taktvoll und erregte in Berlin einige Verstimmung. Die Zusammenkunft des russischen und des deutschen Kaisers in Berlin konnte als Gegenstück gelten zu der vorausgegangenen
5. 6. April. Zusammenkunft des österreichischen Monarchen mit dem König von Italien. Bei Gelegenheit einer Reise nach Dalmatien machte nämlich Franz Joseph dem König Victor Emanuel einen Gegenbesuch in Venedig. Dieser Monarchenconferenz wollte man den Plan einer katholischen Liga unterlegen, in welcher Oesterreich, Italien und Frankreich unter der Aegide des Papstes sich zu einer gemeinsamen Politik vereinigen sollten, daher auch die anfangs in Aussicht gestellte italienische Reise des Kaisers Wilhelm unterblieb. Gern hätte England unter der Maske einer „Friedensmediation“ der, wie man in London behauptete, mit Unrecht verdächtigten und bedrohten Republik sowie den befreundeten Staaten Italien und Oesterreich die Hand gereicht, um das Dreikaiserbündniß zu Fall zu bringen; aber weder Bismarck noch Andrassy ließen sich durch die Sirenenstimmen verlocken. Man hörte die Meinung äußern, daß Graf Beust, der österreichische

Botschafter in London, bei diesen diplomatischen Schachzügen die Hand im Spiele habe. Seine spätere Versetzung nach Paris in dieselbe wichtige Amtssphäre konnte daher nicht verfehlen, in Berlin neues Mißtrauen zu erwecken. Man glaubte darin ein Zeichen zu erkennen, daß der Einfluß Andrassy's im Schwinden begriffen sei und eine Annäherung des östlichen Doppelreiches an Frankreich beabsichtigt werde. Dies würde denn auch die Auflösung des Dreikaiserbündnisses zur Folge haben, da die Antipathie des zu Intriguen geneigten österreichischen Staatsmannes aus Sachsen gegen das Reich und den Reichskanzler im Laufe der Jahre sich nicht vermindert zu haben scheint. Die nachträgliche Reise des kronprinzlichen Paares nach Italien und noch mehr die Kaiser- April 1875.
fahrt Wilhelm's nach Mailand, die an die alten Römerzüge der deutschen Imperatoren erinnerte und mit prachtvollen Festlichkeiten in der alten Langobarden- 18—23. Octbr. 1875.
stadt gefeiert ward, verscheuchte die letzten Schatten, die das bisherige Freundschaftsverhältniß der beiden Staaten zu verdüstern drohten. Die italienische Presse faßte die Zusammenkunft der beiden Monarchen als Beweis auf, „daß nicht die Raçe die Grundlage einer andauernden Freundschaft sei, sondern gemeinschaftliche Interessen und gemeinschaftlicher Kampf für die Ideen des Fortschritts." Das Volk jubelte dem „Kaiser Weißbart" entgegen; und es zeugt von dem Eindruck, den die Zusammenkunft des ersten deutschen Kaisers und des ersten Königs des politisch-geeinten Italiens hervorbrachte, daß beide Monarchen auf dem großen Rathhaussaale zu Mailand die Thatsache ihres Besuches durch eigene Unterschrift „zum ewigen Gedächtniß" beurkundeten. Die Mehrheit des italienischen Volkes hat es nicht vergessen, daß es die geachtete politische Stellung, welche das Königreich unter den Nationen Europa's einnimmt, zum guten Theil dem Bunde mit Deutschland dankt und daß die Sicherheit, welche diese Allianz der apenninischen Halbinsel gewährt, die Regierung in Rom in Stand setzt, den Ausbau des Verfassungswerks zu vollenden, sich die Güter des modernen Staates auf dem Gebiete der Cultur, der Finanz- und Volkswirthschaft, des Rechtslebens anzueignen und die in Unteritalien und Sicilien noch vielfach gefährdete Sicherheit durch energische Maßregeln zu wahren. Wurzelte doch in beiden Culturländern die Entfaltung des nationalen Lebens in derselben weltgeschichtlichen Wendung der europäischen Völkergeschicke. Der italienische Klerus war zurückhaltend. Der Erzbischof von Mailand lehnte die Einladung des Königs zum Galadiner ab. Auch in Oesterreich war der Einfluß Andrassy's stark genug, die in den höheren Gesellschaftskreisen immer noch herrschende Antipathie gegen Preußen und das deutsche Reich niederzuhalten. Als der Erzherzog Johann Salvator von Toscana in einer Broschüre vor den gefährlichen „Expansivbestrebungen" Deutschlands warnte und eine Verstärkung der militärischen Kräfte Oesterreichs empfahl, erlitt er eine Strafversetzung. Erzherzog **Albrecht**, welcher bisher für den leitenden Geist der antipreußischen Camarilla gegolten, begab sich zu den Herbstmanövern nach Schlesien, woraus man auf eine An-

näherung an Deutschland schließen zu dürfen glaubte. Auch die vorausgegangene
Juni 1875. Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph mit dem Zaren Alexander in Eger wurde als ein Zeichen gedeutet, daß man das Dreikaiserbündniß festzuhalten gedenke. Die Verwickelungen im Oriente, die wir an einem andern Orte kennen lernen werden, machten ein Zusammengehen Deutschlands und Oesterreichs zur Erhaltung des Friedens in den Donau- und Balkanländern für beide Staaten rathsam, daher denn auch in den zwei folgenden Jahren, trotz der einschneidenden Differenzen über die Erneuerung des Handelsvertrags, die beiden Reichskanzler Bismarck und Andrassy in der auswärtigen Politik gleiche Wege wandelten.
11. Octbr. 1878, ratificirt 11. Jan. 1879. Das gute Einvernehmen zwischen den beiden Nachbarmächten fand seinen Ausdruck in einem Vertrag, wodurch die Schlußbestimmung des Artikels 5 des Prager Friedens, welche eine Abtretung gewisser Districte in Nordschleswig an Dänemark vorbehielt, aufgehoben und damit ein Stoff für stets wiederkehrende Verwicklungen hinweggeräumt wurde. Auch mit Frankreich blieb man in friedlichem Einvernehmen. Wenn die Verstärkung der Garnisonen in Elsaß-Lothringen und die Rede Moltke's bei Gelegenheit einer Erhöhung des Militäretats (24. April 1877.) zur Vermehrung der Hauptmannstellen einiges Mißtrauen in Paris erregten, so waren dies vorübergehende Wolken.

Kanzlerkrisis. Die zurückhaltende Politik des Reichskanzlers Bismarck in der orientalischen Frage trug wesentlich bei, daß Deutschland und das westliche Europa von der Kriegsfackel verschont blieb. Um so größer war die Beunruhigung des deutschen Volkes, als der Fürst im Frühjahr 1877 (29. März 1877,) von Neuem seinen Entschluß aussprach, sich von den Staatsgeschäften zurückzuziehen, da seine Arbeitskraft erschöpft sei und er der Ruhe bedürfe. Zwistigkeiten mit General von Stosch, dem Chef der Admiralität und dessen Erhaltung im Amte durch den Kaiser sowie anderweitige „Frictionen" waren wohl die nächste Veranlassung. Der Reichskanzler schloß daraus, daß er nicht mehr die unbedingte Fülle des Vertrauens bei dem Monarchen besitze. Doch auch diesmal wurde ein Ausweg gefunden, den wirklichen Rücktritt zu verhindern. Der Kaiser ertheilte dem Reichskanzler einen Urlaub von unbestimmter Dauer, während welcher Zeit er in inneren Angelegenheiten durch den Präsidenten des Reichskanzleramtes Hofmann, in auswärtigen durch den Staatsminister von Bülow vertreten werden sollte; doch blieb ihm auch während des Urlaubs die verantwortliche Gegenzeichnung der kaiserlichen Erlasse vorbehalten. Aber trotz dieser Auskunft kam die Nation das ganze Jahr über aus den Besorgnissen über die „latente Kanzlerkrisis" und die unsichere Stellung der Regierung zum Reichstag und preußischen Landtag nicht heraus. Auch die Hoffnungen, die man in liberalen Kreisen auf
Ende Decbr. 1877. die Berufung Bennigsen's nach Varzin setzte, gingen nicht in Erfüllung. Die mehrtägigen Besprechungen des Kanzlers und des vieljährigen Leiters der nationalen Partei in den Weihnachtstagen über ein Programm für die innere deutsche und preußische Politik, gelangten zu keinem übereinstimmenden Ergeb-

niß. Der Kernpunkt der Verhandlungen scheint die Bildung eines parlamentarischen Ministeriums im Geiste der Mehrheit der Volksvertretung in beiden gesetzgebenden Körpern und die Verbindung der höchsten Reichsämter mit den entsprechenden Ministerien des preußischen Staates durch Personaleinheit gewesen zu sein, sowie ferner die „constitutionellen Garantien", welche für den Fall einer Vermehrung der indirecten Reichssteuern im Interesse des ungeschmälerten Budgetrechts der Volksvertretung zu gewähren seien. Insbesondere konnte auch über die wirthschaftlichen Projecte der Steuer- und Zollreform eine Verständigung zwischen dem Reichskanzler und den nationalliberalen Parteiführern nicht erzielt werden. Eine Entfremdung von den Liberalen und eine Annäherung an die Conservativen war für den Reichskanzler die Folge des gescheiterten Gedankens, eine oder die andere Autorität der Nationalliberalen in die Regierung zu berufen. Die Unsicherheit der politischen Situation und Stimmung wurde nicht vermindert, als ein Gesetzentwurf, betreffend „die Stellvertretung des Reichskanzlers" bei dem Bundesrath eingebracht wurde, kraft dessen von dem Kaiser, auf Vorschlag des Reichskanzlers, ein oder mehrere Stellvertreter ernannt werden können zur Besorgung der Geschäfte und zur verantwortlichen Gegenzeichnung kaiserlicher Anordnungen für den Fall, daß der Kanzler selbst behindert wäre, seinen amtlichen Obliegenheiten persönlich nachzukommen. Nach der Annahme des Gesetzes durch Bundesrath und Reichstag wurde Graf Otto Stolberg, bisher Botschafter in Wien, zum Vicepräsidenten des Staatsministeriums und Vicekanzler des Reichs ernannt. Der gleichzeitige Wechsel in mehreren Ministerien, die Ernennungen des Grafen Botho zu Eulenburg für das Innere an Stelle seines älteren Namensvetters, des bisherigen Oberbürgermeisters von Berlin Hobrecht zum Finanzminister statt Camphausen's und des Unterstaatssecretärs Maybach für Handel und Gewerbe an Achenbach's Stelle konnten nicht verfehlen, die Gemüther zu erregen und zu beunruhigen. Die tiefen Schäden auf wirthschaftlichem Gebiet, Stockungen im Industrie- und Verkehrsleben, Zahlungseinstellungen in der Kaufmannswelt mehrten die Beklemmungen.

5. Jan. 1878. — *Gesetz vom 17. März 1878.*

Inmitten dieser gespannten und trüben Situation wurde die deutsche Nation durch ein entsetzliches Ereigniß, einen Mordversuch auf den einundachtzigjährigen deutschen Kaiser, in Angst und Schrecken gesetzt vor einem Feinde, der aus den Tiefen der Gesellschaft allmählich zu einer dämonischen Schreckgestalt herangewachsen war, vor einer revolutionären socialdemokratischen Propaganda. Als Kaiser Wilhelm an einem Mainachmittage mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden eine Ausfahrt machte, wurden von einem Klempnergesellen aus Leipzig, Namens Hödel, Colporteur socialdemokratischer Schriften und Zeitungsblätter, „Unter den Linden" zwei Schüsse nach dem Wagen gefeuert, doch glücklicherweise ohne zu treffen. Die Frevelthat war das Werk eines verkommenen jungen Menschen, der sich in einem sitten- und zuchtlosen Strolchen-

Attentate und Auflösung des Reichstags. — *11. Mai 1878.*

leben herumgetrieben und, wie es scheint, das Verbrechen ohne Mitschuldige aus eigenem Antrieb begangen hatte, aber sie war der Ausfluß der revolutionär-socialistischen Zeitkrankheit, die sich epidemisch fortgepflanzt und immer weitere Kreise ergriffen hatte. Auf die Kunde von dem Vorfall ließ Fürst Bismarck, in Friedrichsruh weilend, den Entwurf eines Ausnahmegesetzes zur Stärkung der Regierungen gegen revolutionäre Vereine und Agitationen ausarbeiten und nach Zustimmung des Bundesraths dem gerade versammelten Reichstage vorlegen. Allein der allzu eilig und „ohne Einpassung in die bestehende Ordnung der Behörden“ zusammengestellte Entwurf fand bei der Mehrheit der Reichsversamm-
24. Mai 1878. lung keine Billigung und wurde abgelehnt. Als Grund zur Ablehnung wurde geltend gemacht: „daß die Regierungen den Ausschreitungen der Socialdemokratie zunächst mit einer stetig strengen Anwendung der bestehenden Gesetze kräftig entgegentreten und dann, falls sie dabei Lücken in der Gesetzgebung über Vereine, Versammlungen oder über die Presse entdecken sollten, in einer nächsten, nöthigenfalls außerordentlich zu berufenden Session deren Ausfüllung beantragen möchten.“ Kaum war der Reichstag geschlossen, als zwei neue Schreckensbotschaften das deutsche Volk erschütterten: der Untergang des neuen mächtigen Panzer-
31. Mai. schiffes „Großer Kurfürst“ nahe an der englischen Küste, wobei etwa 250 Matrosen und Seesoldaten den Tod in den Wellen fanden, und ein zweiter
2. Juni. Mordanfall auf den Kaiser, gleichfalls „Unter den Linden“, der eine Verwundung des Monarchen durch Schrotkörner an Gesicht, Schulter und Arm zur Folge hatte. Der Urheber dieses zweiten Attentats, ein Dr. Nobiling, gehörte den gebildeten Ständen an, und da er in Folge eines Selbstmordversuches in geistige Schwäche und Unzurechnungsfähigkeit verfiel und in dieser einige Zeit nachher starb, so ist nie klar zu Tage getreten, in wie weit die Frevelthat mit den socialdemokratischen Grundsätzen oder ihren Bekennern in Zusammenhang stand. Nur so viel ging aus den Verhören hervor, daß auch er sich in nihilistischen und socialdemokratischen Vorstellungskreisen bewegt hatte, wenn schon persönliche Eitelkeit und die Sucht, von sich sprechen zu machen, den Hauptantrieb zu der verbrecherischen That gegeben haben mögen. Da die Verwundungen, wenn auch zum Glück nicht lebensgefährlich, den Kaiser auf längere Zeit an das Krankenlager fesselten und ihn an der Vollziehung der nöthigen Unterschriften hinderten, so übertrug er dem Kronprinzen die volle „Stellver-
4. Juni. tretung in der obern Leitung der Regierungsgeschäfte.“ Obwohl nach der furchtbaren Erschütterung ganz Deutschlands durch den zweiten Mordversuch auch von der damaligen Volksvertretung die Zustimmung zu Ausnahmsmaßregeln gegen die revolutionäre Agitation der Socialdemokraten zu erlangen gewesen wäre, so beschloß dennoch der Reichskanzler, bei dem Bundesrathe den Antrag auf Auflösung des Reichstags und Anordnung neuer Wahlen zu stellen. Er hoffte, daß bei der allgemeinen Entrüstung der Nation über die hochverrätherischen Verbrechen und über viele von tiefer Entsittlichung und Verwilde-

rung der Gesinnungen zeugende Fälle roher Majestätsbeleidigung die auf den 30. Juli festgesetzten Neuwahlen die conservative Partei im Reichstag verstärken und daß auch die Liberalen ihre doctrinäre Abneigung gegen Ausnahmsgesetze angesichts der dem Staat und der Gesellschaft drohenden Gefahren überwinden würden. Wir haben in früheren Blättern (S. 558 ff.) die weite und gefährliche Ausdehnung geschildert, welche diese Bewegung angenommen hatte, so lange man sie frei schalten und walten ließ. Hatte es auch bisher die socialdemokratische Partei in der Reichsversammlung selbst nicht über zehn Mitglieder gebracht, so war doch bei allen Wahlen eine so große Stimmenzahl von Gesinnungsgenossen hervorgetreten, daß zu befürchten stand, bei dem allgemeinen Stimmrecht, bei der despotischen Parteidisciplin der Socialisten und bei der bewußten oder unbewußten Unterstützung von Seiten der particularistischen, klerikalen und reichsfeindlichen Elemente möchten immer mehr Leute von der Farbe der Bebel, Liebknecht, Hasselmann, Most u. A. zu Reichsboten gewählt werden. Die immer zügelloser auftretende Agitation gegen die Grundlagen unseres Cultur-, Wirthschafts- und Gesellschaftslebens, die Aufhetzung der Arbeiterklassen gegen die ganze sociale Weltordnung forderte die Staatsgewalt dringend zu energischer Abwehr heraus. Die Auflösung wurde denn auch wirklich von dem Kronprinzen in Stellvertretung des Kaisers vollzogen. Um dieselbe Zeit als der europäische Friedenscongreß in den Prachträumen des neuen, ehemals Radzivill'schen Reichskanzlerpalais in der Hauptstadt eröffnet ward, rüsteten sich in allen Reichslanden die verschiedenen Parteien zu den Wahlkämpfen. Die Zurückweisung der früheren Gesetzesvorlage gegen die Socialdemokratie durch die Parlamentsmehrheit diente der conservativen Presse aller Parteischattirungen zu Angriffen gegen die Nationalliberalen, deren Reihen denn auch bei den Neuwahlen nicht unerheblich gelichtet wurden. Doch waren die gegnerischen Agitationen, unterstützt von Flugschriften, Zeitungen, Versammlungen, Wahlbeeinflussungen und andern Mitteln, nicht vermögend dem neuen Reichstag in der Grundstellung der Fractionen einen wesentlich und entscheidend veränderten Character zu verleihen, wenn auch die conservativen, klerikalen und particularistischen Gruppen um einige Mitglieder verstärkt wurden.

(Randnotizen: 11. Juni 1878. — 13. Juni.)

Als der Reichstag seine Sitzungen wieder eröffnete, war die Genesung des Kaisers, Dank der sorgfältigen Pflege durch Gemahlin und Tochter und der eigenen kräftigen Natur, so weit fortgeschritten, daß er zur Kur nach Teplitz und Gastein reisen und den Nachsommer in Wilhelmshöhe, in Baden und am Rhein in seiner gewohnten Weise verbringen konnte. Während seiner Abwesenheit wurde Hödel, der während des ganzen Gerichtsverfahrens den frechen leichtfertigen Charakter eines sittlich entarteten und verkommenen Menschen kund gegeben hatte, durch Richterspruch zum Tode verurtheilt und im Hofe des Zellengefängnisses zu Moabit enthauptet. Einige Wochen nachher starb Nobiling an Hirnvereiterung und Lungenlähmung. Mittlerweile war der Reichstag zu einer

(Randnotizen: Socialistengesetz. — 17. Aug. 1878. — 11. Septbr.)

9. Septbr. 1878. außerordentlichen Session einberufen, um über den von dem Bundesrathe mit mehr Reife und Ueberlegung ausgearbeiteten Gesetzentwurf gegen die Ausschreitungen der Socialdemokratie Beschluß zu fassen. Es waren erregte Sitzungen, in welchen sowohl die aus einundzwanzig Mitgliedern zusammengesetzte Commission als die Plenarversammlung über die einzelnen Bestimmungen des Socialistengesetzes zu Gericht saß, und manches scharfe Wort wurde in der leidenschaftlichen Gemüthsbewegung ausgesprochen. Denn wenn auch fast alle Fractionen bereit waren, der Regierung die zur Bekämpfung der socialdemokratischen Agitation und zur allmählichen Ausheilung der socialen Schäden dienlichen Mittel in die Hand zu geben, so wollte doch eine starke Minderheit nicht den Weg des Ausnahmegesetzes beschreiten und war von Mißtrauen und Besorgniß vor reactionären Eingriffen in die freiheitlichen Rechte und die politische Entwickelung der Nation erfüllt. Insbesondere kam es über die Beschränkung der Geltung des Gesetzes auf die kurze Probezeit von zweiundeinhalb Jahren, von welcher die Nationalliberalen ihre Zustimmung abhängig machten, und über die Zusammensetzung der „Beschwerdeinstanz“ zu starken Meinungsverschiedenheiten. Die Regierung willigte endlich in die beschränkte Gültigkeitsdauer und in die Errichtung einer besondern Reichscommission, welche an Stelle des vorgeschlagenen Bundesrathsausschusses die Beschwerden und Berufungen gegen die Beschlagnahmen und Verbote der Polizeibehörden entgegennehmen und aus Bundesrathsmitgliedern und richterlichen Beamten bestehen sollte. Im Oktober wurde Gesetz vom 21. Octbr. 1878. die außerordentliche Session geschlossen und das neue Gesetz verkündet. Aus der Menge von Zeitungen, Flug- und Zeitschriften, Broschüren und Büchern, die in rascher Folge verboten oder weggenommen, aus der großen Anzahl von Vereinen und Genossenschaften, welche auf Grund des neuen Gesetzes im ganzen Reiche geschlossen wurden, erkannte die Welt mit Erstaunen, wie weit die socialistische Verbrüderung verbreitet und wie mannichfaltig und zahlreich die Organe und Werkstätten waren, durch welche die Propaganda getrieben wurde. Die Ausführung des Gesetzes stieß auf keinen Widerstand; nur in Berlin glaubte man den schärfsten Paragraphen des neuen Gesetzes in Anwendung bringen, den sog. „kleinen Belagerungszustand“ verhängen und eine Reihe von bekannten Agitatoren ausweisen zu müssen. Und doch waren die begeisterten Freudenbe-
5. Decbr. zeugungen der gesammten Bevölkerung, als der genesene Herrscher wieder nach Berlin zurückkehrte, so wie die freiwilligen Gaben, welche ganz Deutschland für die „Wilhelmsspende“, eine Stiftung der Wohlthätigkeit, als Dankopfer für die Rettung darbrachte, der ungezwungen hervortretende Ausdruck von der loyalen Gesinnung der Hauptstadt wie der Nation. Darauf übernahm der Kaiser wieder die Leitung der Regierungsgeschäfte im ganzen Umfang, dem Kronprinzen seinen Dank aussprechend, daß er mit so großer Hingebung im Sinne des Vaters bisher des hohen Herrscheramtes gewaltet. Bei Ablauf der „Probezeit“ wurde die Gültigkeitsdauer des Socialistengesetzes vom Reichstag aufs neue verlängert.

In lebhafte Erregung wurde die öffentliche Meinung durch einen Gesetzentwurf betreffend die „Strafgewalt des Reichstags über seine Mitglieder" versetzt, der eine Schutzwehr gegen oratorische Ausschreitungen der Abgeordneten errichten sollte, damit aber zugleich das unantastbare Palladium der parlamentarischen Redefreiheit zu gefährden drohte. Die Vorlage, die besonders den Schutz Außenstehender gegen Beleidigungen und die consequente Durchführung des Socialistengesetzes auch in den parlamentarischen Verhandlungen bezweckte, beschäftigte im nächsten Jahre die meisten Landtage wie den Reichstag, konnte aber nicht die Majorität erlangen. Man begnügte sich, eine Reichstagscommission zu ernennen mit dem Auftrage, zu untersuchen, ob eine Aenderung der Geschäftsordnung nothwendig sei und im Falle der Bejahung dem Hause Vorschläge über Verschärfung der Disciplinargewalt zu unterbreiten. Ebenso wenig Erfolg hatte ein später eingebrachter Gesetzentwurf über Verlängerung der Budget- und Legislaturperioden. Die Entlastung der parlamentarischen Arbeiten, welche durch die Einführung von zweijährigen statt einjährigen Budgetperioden in Aussicht gestellt wurde, hätte nur auf Kosten der Machtstellung des Reichstags erkauft werden können.

Gesetzentwurf betreffend die parlamentarische Strafgewalt.

4. März 1879.

In einer Reihe deutscher Bundesstaaten traten in den letzten Jahren in fürstlichen Häusern Ereignisse ein, die eine Erwähnung verdienen. Als Großherzog Friedrich von Baden, des Kaisers Schwiegersohn, am 29. April 1877 sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, gab sich im ganzen Lande eine aufrichtige freudige Theilnahme kund für einen Fürsten, der stets so warm und eifrig für die nationale Entwickelung und einheitliche Gestaltung des deutschen Reiches gewirkt und mit treuer Pflichterfüllung den Ausbau constitutioneller Staats- und Rechts-Institute gefördert hat. Eine Jubiläumsstiftung, durch freiwillige Beiträge gegründet, wird das Andenken an das freudige Ereigniß auch den künftigen Geschlechtern überliefern. — Am 12. Juni 1878 starb in Paris der ehemalige König von Hannover, Georg V., und wurde im Familienschloß zu Windsor beigesetzt. Sein Sohn Ernst August, der den Titel seines Großvaters vor der hannover'schen Thronbesteigung, Herzog von Cumberland, annahm, hielt auf Anregung der particularistischen Welfenpartei in einer öffentlichen Kundgebung seine „Ansprüche auf Hannover" aufrecht und weigerte sich somit, die neue Reichsordnung anzuerkennen. Auch sonst gab der hannover'sche Prätendent Beweise seiner Feindschaft gegen das neue Deutschland, so z. B. bei der Duldung der welfischen Demonstrationen gelegentlich seiner Vermählung mit der Prinzessin Thyra von Dänemark. In Braunschweig vereinbarten daher Regierung und Stände ein Regentschaftsgesetz, kraft dessen nach dem Ableben des bejahrten kinderlosen Herzogs Wilhelm die Regierung unter kaiserlichem Schirm in provisorischer Weise fortgeführt werden könne, bis die Succession in endgültiger Weise geregelt sein würde. Die Braunschweiger

Deutsche Fürstenhäuser. Baden.

Hannover und Braunschweig.

15. Febr. 1879.

wünschen, daß ihr Herzogthum in seiner dermaligen autonomen Stellung innerhalb des Reichsverbandes verbleibe, ohne weder dem hannover'schen Welfenthum ausgeliefert zu werden, noch in der preußischen Monarchie aufzugehen. Gegenüber dieser feindseligen Haltung des Prinzen gegen die neue Ordnung und dem Rückhalt, den seine Bestrebungen in Dänemark fanden, war es von Bedeutung, daß zwischen den Kaisern von Deutschland und von Oesterreich-Ungarn ein Vertrag
11. Octbr. 1878. geschlossen ward, durch welchen der einst vielberufene Artikel 5 des Prager Friedens, in dem der Uebertragung der Rechte des Kaisers von Oesterreich an den Herzogthümern Schleswig-Holstein auf den König von Preußen die Zusatz-Clausel von der freien Abstimmung der Bevölkerung Nordschleswigs beigefügt war (S. 916), „außer Gültigkeit gesetzt ward". Trotz aller persönlichen Freundschaft mit dem Wiener Hofe vermochte der Prinz nicht zu verhindern, daß der Artikel sang- und klanglos in dem deutsch-österreichischen Einvernehmen zu Grabe ging (S. 1194). — In dem ehemaligen Kurfürstenthum Hessen erlitten die Hoffnungen der Particularisten einen gewaltigen Stoß durch den zu Anfang des
6. Jan. 1875. Jahres 1875 erfolgten Tod des Kurfürsten Friedrich Wilhelm auf seinem Schlosse bei Prag. Er starb unversöhnt mit Preußen und bis zu seinem Tode in agitatorischem Widerstand gegen die Besitznahme und Verwaltung des Kur-
Hessen. fürstenthums durch die preußische Regierung beharrend. — Am 13. Juni 1877 war Großherzog Ludwig III. von Hessen-Darmstadt mit Tod abgegangen und hatte zum Nachfolger seinen Neffen gleichen Namens, einen reichsfreundlichen, wohlmeinenden Herrn, der als Gemahl der Prinzessin Alice von England mit dem Kronprinzen von Preußen verschwägert war. Aber schon im nächsten Jahr wurde das großherzogliche Haus von schwerem Leid betroffen. Die ganze Familie erkrankte an der Diphtherie, einer Krankheit, die durch Berührung leicht übertragen wird. Der Großherzog selbst und die Kinder, mit Ausnahme des jüngsten Töchterchens Marie, wurden dem Leben erhalten. Dagegen erlag die Großherzogin Alice, nachdem sie alle die Ihrigen Tag und Nacht mit treuer
14. Decbr. 1878. Sorgfalt gepflegt, der tückischen Krankheit, eine Dame, die vor und während der Regierung ihres Gemahls sich allgemeine Liebe und Verehrung erworben hatte sowohl wegen ihrer Bildung als wegen ihrer Hingebung für alle Werke der Mildthätigkeit und Menschenliebe, die sie in echter Humanität geübt hat, ohne die kirchlich-religiöse Ostentation, die so oft die Handlungen christlicher Philanthropie umschwebt. Die Großherzogin Alice war dieselbe hohe Frau, die sich als Kronprinzessin von Fr. David Strauß Vorträge über Voltaire halten ließ und zu allen Zeiten einen wißbegierigen strebsamen Geist für Wahrheit und
Baiern. Wissenschaft kund gegeben hat. — In Baiern wurde das siebenhundertjährige
Ende Aug. 1880. Fürstenjubiläum des Hauses Wittelsbach mit großen loyalen Festlichkeiten begangen, an denen in Erinnerung an die patriotische Haltung des Königs Ludwig in der kritischen Zeit ein Jahrzehnt vorher ganz Deutschland freundlichen Antheil nahm.

Die nächsten zwei Jahre nach dem Schlusse des Berliner Friedenscongresses waren für das deutsche Reich und Preußen wichtig und ereignißreich, weniger durch geschichtliche Begebenheiten auswärtiger und europäischer Politik, als durch tiefeinschneidende Gesetzgebungsexperimente auf dem wirthschaftlichen und kirchenpolitischen Gebiete. In dem auswärtigen Amte zeigte Fürst Bismarck nach wie vor seine Meisterschaft und seinen weiten großartigen politischen Scharfblick: Wir werden in den folgenden Blättern erfahren, wie er als Schutzwehr gegen die immer offener hervortretende unfreundliche, ja feindselige Gesinnung der jungrussischen panslavistischen Nationalpartei ein Bündniß oder doch einen näheren Zusammenschluß zwischen Deutschland und Oesterreich zu Stande brachte und den Kaiser Wilhelm, der mit innerem Widerstreben von der traditionellen Familienpolitik seines Hauses abging, durch seinen mächtigen Geist und Einfluß bewog, das neue Bundesverhältniß zu genehmigen und damit die Periode des Mißtrauens und der Rivalität, die so lange zwischen beiden Staaten obgewaltet, zu schließen. Wir werden bei Gelegenheit der Verwickelungen in den orientalischen Streitfragen mit Genugthuung erkennen, wie der deutsche Kanzler allenthalben für Erhaltung des Friedens und für Durchführung der Congreßbestimmungen in der Balkanhalbinsel, für die Wahrung der deutschen Rechte und Interessen in Aegypten erfolgreich wirkte und dem deutschen Reich die gewonnene Machtstellung zu erhalten bemüht war. Auch in den Gewässern Südamerikas und Australiens kreuzten deutsche Schiffe, dort zum Schutze der Reichsangehörigen während des zwischen Chile und Peru entbrannten Krieges (S. 843), hier zur Seite der Kunst und Industrie Deutschlands bei Gelegenheit der Weltausstellungen in Sidney und Melbourne. Zugleich suchte der Fürst nach dem Beispiele der übrigen Großstaaten für Deutschland eine Colonisationspolitik zu schaffen, als deren Feld sich die Inselwelt der Südsee darbot. Zunächst wurde ein Meistbegünstigungsvertrag mit der Regierung der Samoa-Inseln zu Stande gebracht. Die großen Handelsetablissements und kaufmännischen Verbindungen, die das Hamburger Haus Godeffroy in jenen Gegenden besaß, sollten als Grundlage und Mittelpunkt für weitere Niederlassungen dienen. Als aber das genannte Handelshaus in Concurs gerieth, vielleicht mitveranlaßt durch englische Eifersucht, suchte die Reichsregierung, um zu verhüten, daß die deutschen Besitzungen auf den Samoa-Inseln in fremde Hände übergingen, eine neue deutsche Südsee-Gesellschaft unter Garantie des Reichs ins Leben zu rufen, welche die Activa und Passiva des genannten Hauses übernehmen und den Fortbestand des Handelsverkehrs mit der Südsee in deutschen Händen sichern sollte. Der Vorschlag scheiterte jedoch an der starken Opposition des Reichstages, dessen Mehrheit das Geschäft zu unsicher und gewagt fand, um es mit Reichsmitteln zu unterstützen. Der Widerspruch ging besonders von den Nationalliberalen und Fortschrittsmännern aus und trug nicht wenig bei, den Fürsten Bismarck gegen diese Fractionen zu verstimmen und die Erkaltung und Entfremdung zwischen

Das Jahr 1879.

1. Auswärtige Politik.

dem Reichskanzler und der nationalliberalen Partei, die schon seit einiger Zeit obgewaltet, zu verschärfen.

2. Steuer- u. Zollgesetzgebung. Die Spaltung zwischen dem Kanzler und den liberalen Männern, die ihm bisher tapfer zur Seite gestanden und ihn bei den schöpferischen Arbeiten des Verfassungsbaues des Reichs treu unterstützt hatten, wurde noch erweitert durch die Aenderungen in der wirthschaftlichen Gesetzgebung. Dem neuen Reichstag, Febr. 1879. der im Februar zusammentrat, war die große Aufgabe gestellt, die schwierigen Fragen der Steuerreform und der Aufstellung eines neuen, autonomen Zolltarifs zu lösen. Der Reichskanzler hatte zur Vorbereitung dieser Vorlagen 15. Decbr. 1878. eine Commission unter dem Vorsitz des hochschutzzöllnerischen Reichstagsabgeordneten und früheren würtembergischen Ministers v. Varnbüler eingesetzt und in einem das größte Aufsehen erregenden Schreiben sehr weitgehende protectionistische Grundzüge für die künftige Gestaltung des deutschen Zolltarifs aufgestellt. 12. Febr. 1879. In der von dem Kaiser verlesenen Thronrede wurde den auf wirthschaftlichem Gebiet mit den Bundesregierungen vereinbarten Vorschlägen der Zweck beigelegt: „durch Beschaffung neuer Einnahmequellen für das Reich die einzelnen Regierungen in den Stand zu setzen, daß sie auf Forterhebung derjenigen Steuern zu verzichten vermögen, welche sie und ihre Landesvertretungen als die am schwersten aufzubringenden erkennen“, und dann die Richtung, nach welcher die Aenderungen vorgenommen werden sollten, des Weiteren in folgenden Sätzen angegeben: „Zugleich bin ich der Meinung, daß unsere wirthschaftliche Thätigkeit in ihrem gesammten Umfange auf diejenige Unterstützung vollen Anspruch hat, welche die Gesetzgebung über Steuern und Zölle ihr zu gewähren vermag und in den Ländern, mit denen wir verkehren, vielleicht über das Bedürfniß hinaus gewährt. Ich halte es für meine Pflicht, dahin zu wirken, daß wenigstens der deutsche Markt der nationalen Production in so weit erhalten werde, als dies mit unsern Gesammtinteressen verträglich ist und daß demgemäß unsere Zollgesetzgebung den bewährten Grundsätzen wiederum näher trete, auf welchen die gedeihliche Wirksamkeit des Zollvereins fast ein halbes Jahrhundert beruht hat und welche in unserer Handelspolitik seit dem Jahre 1865 in wesentlichen Theilen verlassen worden sind. Ich vermag nicht zu erkennen, daß thatsächliche Erfolge dieser Wendung unserer Zollpolitik zur Seite gestanden haben“. Damit waren die Ziele der neuen Steuer- und Zollpolitik in allgemeinen Zügen angedeutet. Wir wissen, daß der Kanzler schon früher die Absicht kundgegeben, das Reich finanziell unabhängig zu stellen, durch Erhöhung der indirekten Steuern die Bedürfnisse zu beschaffen, so daß die jährlich von den Einzelstaaten zu leistenden Matricularbeiträge beseitigt oder doch vermindert, ja aus den Ueberschüssen der Reichseinnahmen die Mittel zu umfassenden Steuerreformen in den Einzelstaaten, zu Herabminderungen der direkten Staats- und Communalsteuern gewonnen werden könnten. In erster Linie dachte er an die Einführung eines Tabakmonopols nach dem Vorgange anderer Staaten, wie Frankreich, Oesterreich,

Italien, wodurch die Fabrication des Rohtabaks und der Vertrieb der verarbeiteten Waare dem Staate zugewendet würde. Neben der Vermehrung der Reichseinnahmen verfolgte die neue Zoll- und Steuerpolitik den Zweck, die einheimische Industrie durch Schutzzölle gegen die Concurrenz des Auslandes zu decken und die Landwirthschaft durch Erschwerung der Einfuhr fremden Getreides zu heben. Wir alle erinnern uns noch, welche Aufregung und Meinungsverschiedenheit in der ganzen Nation sich erhob, als gegen Ostern die von der erwähnten Commission ausgearbeiteten von dem Bundesrathe mit einiger Bedenklichkeit und Zurückhaltung angenommenen Vorlagen dem Reichstage zur Berathung und Zustimmung unterbreitet und von dem Kanzler in ausführlicher Rede zur Annahme empfohlen wurden. Ein System von Schutz- und Kampf- 2. Mai 1879.
zöllen stand so sehr im Widerspruch mit der seit einem halben Jahrhundert als wirthschaftliches Evangelium verkündeten Lehre vom freien Handel und Verkehr, von der Maxime des »Laissez-faire« der sogenannten Manchester-Doctrin, daß alle Gemüther in Aufruhr geriethen, daß Parteistellungen und Meinungen wechselten, daß Umwandlungen in den politischen Anschauungen sich vollzogen, die man vor Jahresfrist nicht für möglich gehalten hätte. Die stärkste Agitation wurde gegen den Plan eines Tabakmonopols in Scene gesetzt. Ein großer Industriezweig, der sich als Vermittler zwischen den Anbauer und den Consumenten eingeschoben, war mit Vernichtung bedroht, tausende von Manufacturen und eine unberechenbare Zahl von industriellen Unternehmungen gingen dem Untergang oder Verfall entgegen; viele Millionen waren für Entschädigungen und Ankäufe erforderlich. In ganz Deutschland wurden Versammlungen gehalten, Beschlüsse gefaßt, Denkschriften und Eingaben angefertigt. Dieser Widerspruch der öffentlichen Meinung bewirkte denn auch so viel, daß das Tabakmonopol bisher offiziell noch nicht in Vorschlag gekommen ist, sondern ein in Vorbereitung begriffenes und leidenschaftlich discutirtes Project blieb. Wenn der Reichskanzler vorläufig auf das Monopol verzichtete, so setzte er um so mehr seine ganze Kraft, Thätigkeit und diplomatische Gewandtheit ein, um im Reichstag eine Majorität für die neue Wirthschaftspolitik zu schaffen, ohne, was man eine Zeitlang für wahrscheinlich hielt, zu einer Auflösung greifen zu müssen. Die Männer, mit deren Beistand er die achtjährige „liberale Aera" gegründet, konnten sich nicht entschließen, das Bündniß auf Kosten ihrer Prinzipien und ihrer Popularität festzuhalten; sie gaben in einigen Dingen nach, aber für das Monopol wollten sie eben so wenig eintreten, wie für die schutzzöllnerischen Vorschläge in vollem Umfang. Sie hätten sich bereit finden lassen, das Deficit in der Reichskasse durch Gewährung einer höheren Tabaksteuer und eine Erweiterung der Finanzzölle decken zu helfen. Allein ihre Anerbietungen genügten dem Fürsten Bismarck nicht und die Forderung „constitutioneller Garantien", als Ersatz für die Verkürzung des Budgetrechts, die in der Ausdehnung des indirecten Steuersystems enthalten sein mußte, war ihm stets zuwider. So sah sich der Reichskanzler für

seine Wirthschaftspolitik nach einer neuen Stütze um und schleuderte das geflügelte Wort in die Welt, er werde seine Bundesgenossen nehmen, wo er sie finde. „Er versprach zunächst den Agrariern Kornzölle, wenn sie die industriellen Zölle sich wollten gefallen lassen, und um die Schutzzölle überhaupt durchzubringen, octroyirte er den sämmtlichen Schutzzöllnern die Erhöhung der Finanzzölle und suchte dann für das untheilbare Ganze die geschlossene Unterstützung — des Centrums". Dieses politische Kampfspiel führte zu den gewünschten Resultaten. Mit Hülfe der Conservativen und der Centrumsmänner, die bei dieser Gelegenheit die Liberalen „an die Wand zu drücken" und den Reichskanzler von ihnen zu entfernen hofften, setzte Fürst Bismarck seine Steuer- und Zollvorlagen durch, und wenn er auch das gewünschte Tabakmonopol vorläufig fallen ließ und sich mit einem höheren Zoll für den fremden und einer Vermehrung der Steuer auf den einheimischen Tabak begnügte, so wurde doch durch das Cartel der industriellen und agrarischen Schutzzöllner und den Beistand des Centrums die Steuer- und Zollpolitik des Fürsten im Ganzen durchgeführt und die von der Commission Varnbüler-Tiedemann-Bötticher aufgestellten Tarifsätze mit einigen Veränderungen und Abschwächungen angenommen.

Entlassung Falk's. Freilich mußte der Reichskanzler dafür an die Coalition nicht unerhebliche Zugeständnisse machen. Daß er dem welfischen Centrumsführer Windthorst zu Gefallen die Auszahlung des Wittwengehalts an die Königin Marie von Hannover und ihre Töchter anordnete, war nicht von Belang; um so größer war das Opfer, das er den Ultramontanen durch die Entlassung des Cultusministers Falk brachte. Der Urheber der Maigesetze war der römisch-katholischen Partei ein Dorn im Auge; und so ließ es denn der Fürst, um das Centrum für seine volkswirthschaftlichen Zwecke geneigt zu machen, geschehen, daß der Kaiser das Entlassungsgesuch des freisinnigen Staatsmannes, der unter dem Ansturme der retrograden Strömung sein System nicht länger aufrecht zu halten hoffen konnte, genehmigte. Noch selten hat ein Minister bei seinem Rücktritte vom Amte sich so sehr der Sympathien des Volkes unter allen Klassen zu erfreuen gehabt, wie der Begründer der weitherzigen Reformen auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens. Man ahnte, daß sein Abgang auch in Beziehung auf die inneren idealen Güter des Staatslebens der Anfang einer rückläufigen Strömung sein würde. Die Persönlichkeit seines Nachfolgers, des Herrn v. Puttkamer und die Wege die dieser einschlug, waren nicht danach angethan, die Befürchtungen zu verscheuchen. In der evangelisch-orthodoxen August-Conferenz verspürte man schon mit Befriedigung „den wohlthätigen Hauch der Reaction" und wünschte, „daß Gott einen fröhlichen Fortgang geben möge". Als vollends unter den Auspicien Puttkamer's im Spätherbst die erste ordentliche Generalsynode der preußischen Landeskirche abgehalten wurde, hatten die beiden orthodoxen Richtungen, die lutherisch Confessionellen und die „positiv Unirten", so sehr das Uebergewicht, daß Beschlüsse durchgesetzt werden konnten, durch welche die Kirchenverfassung in

ihren Grundlagen erschüttert werden mußte. Selbst die königlichen Ernennungen hatten ausschließlich dazu beigetragen, das Uebergewicht der Orthodoxie zu befestigen, und die Hofprediger beherrschten die Synode fast widerstandslos. So kam es zu Beschlüssen, durch welche die Civilstandsgesetzgebung des Reichs durchkreuzt, das Pfarrwahlrecht der Gemeinde zum bloßen Schein gemacht, die Kirchenzucht ausschließlich in die Hände des Pastors gelegt, die Simultanschule verurtheilt und jeder freieren Anschauung das Recht der Aeußerung nicht blos auf der Kanzel, sondern auch auf dem Katheder aberkannt wurde. Vergeblich setzten sich die Vertreter der Facultäten im Bunde mit einer kleinen Anzahl evangelisch und frei gesinnter Synodalmitglieder zur Wehre. Sie fanden zuletzt kaum noch Gehör, und der Schluß der Synode bedeutete den definitiven Sieg des Dogmatismus in der preußischen Landeskirche.

Nun setzte Fürst Bismarck mit verdoppeltem Eifer alle Kräfte ein, um das neue Zoll- und Steuersystem ins Leben einzuführen und die einzelnen Zolltarifsätze im Reichstage durchzubringen. Es waren heiße Debatten, welche die vorgeschlagenen Ansätze zu überstehen hatten, aber das Prinzip der neuen volkswirthschaftlichen Politik wurde nicht umgestoßen. Auch die wichtige Frage der constitutionellen Garantien für den Fall, daß im Reichshaushaltsetat ein Ueberschuß sich herausstelle, des Ersatzes für die mit der bevorstehenden Beseitigung der Matricularbeiträge verbundene Verkürzung des Steuerbewilligungsrechts, wurde nicht nach dem Sinne der Liberalen entschieden. Statt der von den Nationalliberalen unter der Führung von Bennigsen erhobenen Forderungen, welche die vollen budgetrechtlichen Befugnisse des Reichstags zu wahren bezweckten, wurde der von dem Freiherrn v. Franckenstein eingebrachte Garantieantrag des Centrums angenommen, welcher der ganzen Reichssteuerreform einen stark föderativ-particularistischen Stempel aufdrückte. Diesem Beschluß folgte die Amtsniederlegung des Finanzministers Hobrecht auf dem Fuße, so daß im Laufe dieser Reichstagsarbeiten drei Minister von höchster Begabung Falk, Hobrecht, Friedenthal aus dem Staatsdienst austraten. Schon einige Wochen früher hatte Forckenbeck, der als Oberbürgermeister von Berlin sich auf einem großen Städtetag gegen das Zollsystem ausgesprochen und dadurch sich das Mißfallen der Schutzzöllner zugezogen, sein Amt als Präsident des Reichstags niedergelegt, worauf der Conservative v. Seydewitz an dessen Stelle gewählt worden war. Auch der erste Vicepräsident Schenk von Stauffenberg entsagte seiner Würde. Die Ultramontanen des Centrums, die ihren Wählern gegenüber so gerne als „Freunde des armen Mannes“ gelten wollen, stimmten nun mit den Conservativen und Agrariern einem volkswirthschaftlichen Systeme bei, wodurch Getreide und Fleisch, Kaffee und Petroleum im Preise steigen mußten, weniger aus Ueberzeugung, als um dem Liberalismus entgegenzuwirken und in der Hoffnung, auf kirchenpolitischem Gebiete von dem Reichskanzler zum Dank Zugeständnisse

Durchführung des Zolltarifgesetzes.

30. Juni 1879.

12. Juli 1879. zu erhalten. Am 12. Juli wurde das ganze Zolltarifgesetz mit überwiegender Mehrheit angenommen.

Veränderung in dem Verwaltungssystem von Elsaß-Lothringen. 1. Octbr. 1879. Neben diesen Aenderungen in der Steuer-, Zoll- und Handelspolitik, deren Wirkungen erst mit der Zeit in ihrem ganzen Umfang erkannt werden können, brachte das Jahr 1879 eine wichtige Errungenschaft in der Erweiterung der staatlichen Selbständigkeit von Elsaß-Lothringen. Die Verwaltung der Reichslande, die bisher von dem Oberpräsidenten v. Möller eben so umsichtig als fest und gerecht geleitet worden, erfuhr eine Umgestaltung in der Art, daß ein im Namen des Kaisers in Straßburg residirender Statthalter mit einem eigenen Ministerium die vollziehende Gewalt üben und unter Mitwirkung eines Staatsraths Gesetze vorbereiten, die Landesvertretung eine größere Erweiterung der Zahl und Competenz erhalten und im Bundesrath ein eigener Vertreter mit berathender Stimme die Interessen des Reichslandes wahren sollte. Zum Statthalter wurde Feldmarschall Freiherr v. Manteuffel ernannt, der seine Aufgabe dadurch am besten zu lösen glaubte, daß er dem nationalen Sinn der Bevölkerung mit einer Politik der Versöhnung entgegenkam, die berechtigten Eigenthümlichkeiten des Landes zu schonen und zu pflegen sich bestrebte und durch Beförderung der Autonomie mit der Zeit ein festeres und freudigeres Anschließen an das gemeinsame Vaterland zu bewirken suchte. Die Einwohner von Elsaß-Lothringen begrüßten das Einlenken von dem strammen Regimente Möller-Herzog in mildere Formen mit großer Genugthuung, ohne jedoch, wie es scheint, von ihrer Opposition gegen die deutsche Annexion abzulassen. Manteuffel's Liebesbewerbungen sind wohl nicht vermögend, die starren Herzen zu erweichen. Möller zog sich nach Cassel zurück, wo er ein Jahr später starb.

Einführung der Justizreform. Das Jahr 1879 führte endlich auch eine der werthvollsten nationalen Reformen ins Leben. Am 1. October traten die einheitliche deutsche Gerichtsverfassung und die neuen Prozeßordnungen in Kraft, so daß zu dem langerstrebten Ziel der deutschen Rechtseinheit jetzt nur noch die Herstellung eines gemeinsamen bürgerlichen Rechts fehlt, die ebenfalls in rüstiger Vorarbeit begriffen ist. Wenn auch die neue Organisation der Rechtspflege in den einzelnen Bundesstaaten, namentlich in Baiern, Würtemberg und Baden einschneidende Aenderungen des bisherigen Gerichtswesens und Prozeßverfahrens nothwendig machte, so half die Erkenntniß von dem hohen Werth dieser Justizreform doch leicht über alle Schwierigkeiten hinweg. An demselben Tage erfolgte auch die Auflösung des Obertribunals in Berlin, welches seit dem vorigen Jahrhundert weit über Preußen hinaus einen wesentlichen Einfluß auf die Rechtsfindung in Deutschland ausgeübt hat, eine Auflösung, die nicht ohne den Ausdruck einer gewissen Wehmuth vollzogen ward. Kurze Zeit darauf schied der preußische Justizminister Leonhardt wegen andauernder Krankheit aus dem Amte, das er so lange und mit so viel Erfolg bekleidet hatte, um im folgenden Jahr in seiner hannöverschen Heimat ins Grab zu steigen, ein um die Durchführung der deutschen Justizreform hoch-

verdienter Mann. In der Ernennung Simson's zum Präsidenten des Reichsgerichts in Leipzig hat die Regierung eine glückliche mit allgemeinem Beifall aufgenommene Wahl getroffen. Ein Mann, der seit dem Jahre 1848 an allen wichtigen Ereignissen des deutschen Staatslebens mit so viel Erfolg und Anerkennung Theil genommen, war für einen solchen Ehren- und Vertrauensposten besonders geeignet und berufen.

Mit der Justizreform ist wieder ein gediegenes Fundament unserer nationalen Einheit in den Boden gesenkt, und mag es auch hie und da den Anschein gewinnen, als ob die particularistischen Bestrebungen neue Kraft gewonnen hätten, als ob die „Reichsfluth" im Rücklauf begriffen sei, aus zahlreichen öffentlichen Kundgebungen geht doch hervor, daß die Idee der nationalen Einigung seit der großen Umgestaltung von 1866 bis 71 in den Kern des deutschen Volkes tief und unverwüstlich eingedrungen ist. Wir dürfen daraus die tröstliche Hoffnung und Ueberzeugung schöpfen, daß keine Wogen und Sturmfluthen mächtig genug sein werden, diese schöpferische That der deutschen Nation zu erschüttern oder zu gefährden. Die Enthüllung und Einweihung des Hermann-Denkmals auf der Grotenburg im Teutoburger Wald im Beisein des Kaisers, sowie zwei Jahre später die Grundsteinlegung zu dem großen Germania-Denkmal auf dem Niederwald, waren schöne Nachklänge der patriotischen Erhebung vom Jahre 1870. Auch eine Reihe von Festversammlungen, die im Sommer des Jahres 1880 in vielen Städten abgehalten wurden, gaben Zeugniß, daß das neue deutsche Reich in der begeisterten Hingebung des Bürgerthums auf sicherem Grunde ruht. Die „Nationalliberale Correspondenz" hat dieser Wahrnehmung Ausdruck gegeben, indem sie am 31. Juli schrieb: „Turner- und Schützenfeste geben vielerlei Rednern Gelegenheit, ihres Herzens Drange die Zügel schießen zu lassen, und der reichlich genossene Festwein läßt sie nicht selten sonst geheim gehaltene „Wahrheit" ausplaudern. Es ist daher der Bemerkung werth, daß weder in Wien auf dem österreichischen Schützenfest noch in Frankfurt a. M. auf dem deutschen Turnerfest mehr das leiseste Wörtlein gegen den Bestand des deutschen Reiches gefallen ist. Vor zwölf Jahren, als ein ähnliches Fest in Wien stattfand, konnte Graf Beust noch „das deutsche Lied eine Macht" nennen, mit dem handgreiflichen Hintergedanken, daß diese Macht sich ihm zur Verfügung stellen möge um den eben geschaffenen Norddeutschen Bund wieder zu sprengen. Heute fällt so etwas den Deutschösterreichern auch nicht im Traume mehr ein. Sie benutzen umgekehrt, in Frankfurt nicht weniger als in Wien, das Zusammensein deutscher Männer aus allen Gegenden mit dichtgehäufter deutscher Bevölkerung, um ihre Stellung in ihrem eigenen Lande zu stärken, die durch das zeitweilig von oben herab ermuthigte eigensüchtige Vordringen anderer Nationalitäten bedroht ist. Soviel stille Abneigung gegen Kaiser und Reich auch hier oder da, an Höfen und in Klöstern, auf Edelsitzen und in Werkstätten bestehen mag: hervorzutreten getraut sie sich nicht, weil sie sofort erstickt zu werden fürchtet unter der Wucht des allgemeinen patriotischen Gefühls, das an diesem Horte unserer Sicherheit nicht gerüttelt wissen will".

Erstarkung der deutschen Einheitsidee.

16. Aug. 1875.

16. Septbr. 1877.

Die Befürchtungen, die man auf Seiten der Liberalen von dem Wechsel im Cultusministerium hegte, waren nicht unbegründet. v. Puttkamer schlug bei verschiedenen Gelegenheiten andere Wege ein als sein Vorgänger Falk. Die Schulreformen wurden, wenn nicht rückgängig gemacht, so doch gehemmt, die Errichtung von Simultanschulen erschwert, die Reorganisation des Volksschulwesens zum Stillstand verurtheilt, der Falk'sche Unterrichtsgesetzentwurf zurück-

Das neueste kirchenpolitische Gesetz über die discretionäre Gewalt der Regierung im preuß. Landtag vom 3 1880.

geschoben. Und als im Jahr 1880 im preußischen Landtage eine Gesetzesvorlage eingebracht wurde, kraft deren es in die Gewalt der Regierung gestellt sein sollte, eine Reihe von Artikeln in den Maigesetzen in Anwendung zu bringen oder unausgeführt zu lassen, da konnte sich das liberale Deutschland der Sorge nicht entschlagen, daß damit „der Gang nach Canossa" eingeleitet würde. Noch selten hat ein Gesetzentwurf so aufregende und einschneidende Debatten, Berathungen, Verhandlungen und Ausgleichungsversuche zwischen den Parteien hervorgerufen, wie die Vorlage über die discretionäre Gewalt der Regierung in den kirchenpolitischen Fragen des „Culturkampfes". Falk und seine Gesinnungsgenossen wollten schon in dem bloßen Einbringen einer solchen Vorlage, auch wenn sie zurückgewiesen würde, einen Mißgriff der Regierung erkennen, durch welchen das Ansehen des Staates gegenüber dem herrschsüchtigen Klerikalismus geschwächt und geschädigt würde; und als dennoch in die Berathung über die einzelnen Artikel eingetreten ward, strengten die Liberalen alle Kräfte an, von den maigesetzlichen Bestimmungen wenigstens die wichtigsten und folgenreichsten zu retten. Aber auch hier war Gefahr, es möchte sich eine conservativ-ultramontane Majorität bilden und den ganzen Gesetzentwurf, wo möglich noch mit Verschlimmerungen, annehmen. Dies zu verhindern, war das Streben eines Theils der Liberalen unter Bennigsen's Führung, die an dem Zustandekommen eines Compromisses unter Beseitigung der bedenklichsten Bestimmungen der Vorlage arbeiteten. Und dies gelang ihnen auch. Die Hauptpunkte, wie die Rückberufung der von dem kirchlichen Gerichtshof abgesetzten und flüchtigen Bischöfe, die discretionäre Anwendung oder Sistirung der strafrechtlichen Bestimmungen der Maigesetze u. v. a., wurden ausgeschieden und das Gesetz schließlich in einer so abgeschwächten und verwässerten Gestalt angenommen, daß es kaum mehr Werth für irgend Jemanden hatte. Auf den Artikel von der Rückberufung der Bischöfe hatte man in den Hofkreisen das höchste Gewicht gelegt, damit bei der beabsichtigten Kirchenfeier zur Verherrlichung der Vollendung des Kölner Dombaues Kaiser und Erzbischof gemeinschaftlich und versöhnt zusammenwirken möchten. Aber troß aller Verstümmelungen und Abschwächungen erschienen die „Rudera" der Vorlage dem Cultusminister v. Puttkamer noch bedeutend genug, um auf sie sein verändertes kirchenpolitisches System zu gründen und mit Hülfe derselben eine neue Aufstellung der Streitkräfte in dem Culturkampfe vorzunehmen. Auch in Baden wurde der Versuch gemacht, durch Aufhebung des von der Freiburger Curie nicht anerkannten Examengesetzes für die Candidaten der Theologie den Conflict zwischen Staat und Kirche auszugleichen, den „Culturkampf" beizulegen.

Gesetz vom 14. Juli 1880.

Die Haltung des Reichskanzlers.

Der Reichskanzler überließ die Durchführung des Kirchengesetzes im preußischen Landtage ausschließlich dem Cultusministerium, ohne persönlich in die Verhandlungen einzugreifen. Man mochte überhaupt zweifeln, ob er auf das Zustandekommen eines solchen Gesetzes großen Werth legte. Er hatte ja zur Genüge die Erfahrung gemacht, daß mit Rom keine billige Verständigung zu

erzielen sei, daß die Curie und die Klerikalen jedes Eingehen auf einen modus vivendi von der Hand wiesen, so lange der Staat nicht mit der Aufhebung sämmtlicher Maigesetze vorangehen würde, daß das Seelenheil des gläubigen Volkes der Hierarchie weniger am Herzen liege als die Machtstellung der Kirche. Auch bewies die Haltung der klerikalen Partei, daß sie mit dem neuen Juligesetz, mit der dargebotenen Handreichung der Regierung um den Preis einer Gegengabe keineswegs zufriedengestellt war. Sie mochte die Absicht des Ministerpräsidenten erkennen, in dem Kampfgewebe zwischen Staat und Kirche es einmal mit einer „andern Nummer" zu versuchen. Nicht das Ziel der bisherigen Kirchengesetzgebung sollte aufgegeben, sondern der Weg zu demselben Ziel an einigen Stellen verändert werden. Der Reichskanzler verschmähte es die Bundesgenossenschaft mit „Canossamünzen" zu bezahlen. Man hat während der wunderbaren Wandlungen im öffentlichen Leben in den beiden letzten Jahren hie und da Zweifel äußern hören, ob Fürst Bismarck in den inneren Angelegenheiten als ein eben so großer Staatsmann gelten könne wie in den Gängen der äußeren Politik. Er mag oft unerwartete Schritte thun, oft gewagte Experimente versuchen, aber daß er stets großartige politische Gesichtspunkte im Auge hat, daß er stets Herr der Situation bleibt, daß er über den Parteien steht und bald die eine, bald die andere zu seinen Zwecken zu benutzen weiß, ist unbestreitbar. In dieser Beziehung möge es gestattet sein, die Worte zu wiederholen, mit welchen die „Köln. Zeitung" die Rückblicke auf das Jahr 1879 einleitete: „Der gewaltige Gott Neptunus, der das Meer unserer Politik beherrscht, hat auch diesmal wieder seine Macht glänzend bewiesen und alle Stürme beschwichtigt. Wie kaum eines seit 1866 trägt das verflossene Jahr die Signatur seines Geistes und Namens. Und so groß ist die Macht, so zwingend der Zauber dieses wahrhaft großen Menschen, daß die erbittertsten Feinde ihm stets willig die Hand boten, wo die bisherigen Freunde sie versagten. Und er, dessen Liebe nie länger lebte als seine Wünsche, findet stets die alte Neigung wieder, wenn ein neuer Wunsch ihn zu den Verstoßenen zurücktreibt. Es giebt keine politische Partei im deutschen Reiche und in Preußen, die nicht den Fürsten Bismarck schon gehaßt und schon geliebt, in großen und grundsätzlichen Fragen unterstützt und bekämpft hätte; und wenn eine Partei von sich sagen kann, daß Fürst Bismarck zu ihr doch immer wieder habe und werde zurückkommen müssen, so gilt das nur darum gerade von dieser Partei, weil dieselbe keine anderen Ziele kennt und verfolgt, als die Stärkung und Unabhängigkeit des deutschen Reiches gegenüber Kleinstaaterei und Kosmopolitismus, Kirchenthum und Standesunwesen. In diesen Zielen werden sich Fürst Bismarck und die conservativ-liberale Partei immer wieder begegnen, so oft und erbittert auch einzelne Fragen über Mittel und Wege zur Erreichung dieser Ziele sie von einander scheiden mögen. Zäh im Festhalten an dem einmal gefaßten Entschlusse, rücksichtslos gegen Freund und Feind, gegen sich und seine Getreuen, Ueberlieferung und Schule, in Angriff

und Abwehr; Agitator und selbst Revolutionär, wo es gilt, Anhänger zu gewinnen oder Gegner unschädlich zu machen; nichts berücksichtigend, was nicht zum Ziele führt, Alles versuchend, was demselben näher bringt, und nach errungenem Siege die Hand des unsympathischen Kampfgenossen, die ihm zum Erfolge beglückwünschen will, von sich weisend, dem Gegner im Stillen mehr Achtung spendend als dem selbstsüchtigen Kampfgenossen: das war Bismarck, seit er in die politische Oeffentlichkeit trat, das war er auf allen Gebieten seiner vielverzweigten Wirksamkeit im verflossenen Jahre."

2. Das Ausland.

a. Oesterreich-Ungarn.

Der Kaiserstaat und seine Theile. Ehedem stand die Habsburger Monarchie an der Spitze der deutschen Reichsgeschichte. Aber schon zur Zeit des Bundestages konnte ein süddeutscher Staatsmann den Ausspruch thun: „Die Deutschen und die Oesterreicher können nicht zusammen leben, sie können nur zusammen sterben, sterben auf dem Schlachtfelde gegen den gemeinsamen Feind." Wir wissen, wie vor einem Jahrzehnt und darüber der blutige Schnitt vollführt wurde, der das alte Band gelöst hat. Die Schöpfung eines Doppelreiches Oesterreich-Ungarn war ein zweiter Schnitt in das Völker- und Staaten-Conglomerat an der Donau, das man einst auf dem Wiener Congreß künstlich zu einem monarchischen Staatskörper zusammengefügt hatte. Trotzdem fehlte der einheitliche Mittel- und Schwerpunkt, und die centrifugalen Kräfte gewannen mehr Raum und Intensität. Nicht genug, daß das Königreich ostwärts der Leitha sich mehr und mehr zu einem nationalen Ganzen zu organisiren bemüht war, seine eigenen Interessen höher anschlug, als die Wohlfahrt und Größe des Gesammtreiches; wir wissen bereits (S. 1131 f.), daß auch die slavischen Völkerschaften, welche dem Staatenverband im Westen der Leitha angehören, insbesondere die Czechen in Böhmen, nach einer ähnlichen politisch-nationalen Autonomie streben wie die Magyaren, daß in manchen Köpfen die Idee von „Vereinigten Staaten Oesterreichs" zu keimen begann, von einem Staatenbunde, dessen Einzelglieder nur in dem monarchischen Oberhaupte ihren Vereinigungspunkt hätten. Selbst im Herrenhause sprach man von einem „Zerbröckelungsprozeß", in dem sich Oesterreich befände. Noch im Jahre 1875 weigerten sich 71 altczechische Abgeordnete in den böhmischen Landtag einzutreten und überreichten eine Denkschrift mit Anklagen gegen die Mängel der Verfassung. Im Jahre 1876 sah sich die kaiserliche Regierung sogar genöthigt, den Landtag in dem sonst so treuen Tirol „wegen pflichtwidrigen Benehmens der Mai 1876. Mehrheit" zu schließen, als die Ultramontanen mit leidenschaftlicher Intoleranz für die „Glaubenseinheit" eintraten. Bei so getheilten Interessen und verschiedenartigen Zielen war es eine schwere und mühevolle Aufgabe, das Staatsschiff

sicher durch die hochgehenden Wogen des Föderalismus und Particularismus zu lenken, die widerstrebenden Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zu sammeln, dem Kaiserreiche seinen deutschen Charakter zu bewahren, gegen die Magyaren wie gegen die Slaven anzukämpfen. Nur der Umstand, daß diese Nationalitäten unter sich selbst wieder getrennte Wege gehen und verschiedenartige Zwecke verfolgen, sichert dem deutschen Elemente das Uebergewicht. Der österreichischen Regierungspolitik liegt daher die Hauptaufgabe ob, die Idee des Gesammtstaats zu pflegen, bei allen Volkstheilen das Gefühl der staatlichen Zusammengehörigkeit zu beleben, die Ueberzeugung zu wecken, daß sie Glieder eines großen Ganzen sind, dessen Wohl und Gedeihen nur vereint erreicht werden könne. Aber so einfach und klar diese politische Aufgabe in der Idee erscheint, so schwierig ist ihre Bethätigung, weil Egoismus und Sonderinteresse, Leidenschaft und nationale Vorurtheile den Blick auf die Gesammtheit trüben, der selbstsüchtige Naturtrieb zunächst den praktischen Vortheil oder Nachtheil des Individuums ins Auge faßt.

Dies gilt vor Allem von dem Verhältniß Oesterreichs zu Ungarn. Der Ehebund, durch welchen beide Staaten Jahrhunderte lang zur Lebensgemeinschaft zusammengefügt waren, hatte manche stürmische Tage, manchen Zwist und Streit im Gefolge gehabt; aber Nothwendigkeit, Gewohnheit, äußere Gefahren oder Zwang verhinderten die Lösung des Bandes. Es gab Zeiten einträchtigen Zusammenlebens, ja ehelicher Zärtlichkeit. Seitdem aber der Dualismus durch rechtsgültigen Scheidungsvertrag geschaffen worden, oder nur noch eine conventionelle Ehe mit Ausschluß der Gütergemeinschaft bestehen blieb, nur noch die lästigen Verpflichtungen, die Nationalschuld, der Heerbestand, das gemeinsame Band bilden, ist der Rechtsstreit um materielle Güter der normale Zustand der inneren Politik, sind Mißtrauen, Gewinnsucht, nationale Eigenliebe die Triebkräfte des ungarischen Patriotismus. Das Magyarenthum zu heben und zu verherrlichen, die Herrschaft der Deutsch-Oesterreicher zu schwächen und zu verkleinern, die fremden Völkerstämme, welche der Scheidungsakt der transleithanischen Reichshälfte zugewiesen, die Deutschen in Siebenbürgen, die Slaven in Croatien, Slavonien u. a. O. zu unterdrücken und in ihren nationalen Rechten und Eigenthümlichkeiten zu verkürzen, von den gemeinsamen Lasten möglichst viel der westlichen Hälfte zuzuwenden, das sind die leitenden Gesichtspunkte der magyarischen Politik. Nicht genug, daß das Königreich Ungarn von Ofen-Pest aus viel selbständiger und unabhängiger durch die eigenen vollziehenden und gesetzgebenden Gewalten regiert wird, als die cisleithanischen Länder von Wien aus; die Magyaren verlangten und empfingen einen überwiegenden Antheil an der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten, so daß der Schwerpunkt der Monarchie oft in Pest zu liegen schien; sie entrichteten zu den gemeinschaftlichen Reichsausgaben (Armee, Marine, Gesandtschaften, Verzinsung der Staatsschuld) kaum den dritten Theil. Und dennoch strebte die

Verhältniß zu Ungarn.

äußerste Linke nach einem Magyarenreich mit voller Selbständigkeit und Autonomie, höchstens mit einer Personalunion in dem monarchischen Oberhaupte. Mit der Zeit gelang es jedoch dem besonnenen Staatsmann Franz Deak, der Ueberzeugung Eingang zu verschaffen, daß der Ausgleich vom Jahr 1867 für Ungarn vortheilhafter sei als eine vollständige Trennung. Auch die Führer der Linken, Tisza und Ghiczy, befreundeten sich mit diesem Gedanken. So bildete sich eine „Deakpartei", die, mehr und mehr an Umfang und Bedeutung gewinnend, allmählich die öffentliche Meinung beherrschte. Ihr Ziel war, im Anschluß an Oesterreich die vaterländischen Interessen Ungarns auf Grund der bestehenden Organisation nach Kräften zu fördern. Koloman Tisza trat an die Spitze des Ministeriums und suchte mit Hülfe der vereinigten „liberalen Partei" zunächst die wirthschaftliche und finanzielle Lage des transleithanischen Königreiches durch Zoll- und Handelsverträge mit dem westlichen Kaiserstaat und durch eine Verständigung und Ausgleichung über die ungarische Notenbank aus dem zerrütteten Zustande zu retten. Allein bei den übertriebenen Anforderungen zu Gunsten Ungarns, wodurch die magyarischen Interessen ungebührlich vorangestellt wurden und das Nachbarreich allzuschwer und ungleich belastet worden wäre, zogen sich die „Ausgleichs-Verhandlungen" Monate lang hinaus, so daß selbst in Wien vielfach die Frage erwogen wurde, ob nicht eine völlige Trennung oder eine bloße Personal-Union einem solchen opfervollen Bunde vorzuziehen sei? Der gemäßigte von edlem Vaterlandsgefühle beseelte Franz Deak war un-
28. Jan. 1876. ermüdlich bestrebt, ein einträchtiges Zusammenleben zu begründen. Sein Tod war daher ein Nationalunglück für beide Staaten. Erst im Mai 1876, als die kriegerischen Verwickelungen in der Balkanhalbinsel, die, wie wir bald erfahren werden, den österreichischen Grenzländern sehr große Belästigungen zufügten, in Pest wie in Wien eine Verständigung über die eigenen Angelegen-
6. Mai 1876. heiten als nothwendig erscheinen ließen, wurde die „Sisyphus-Arbeit" des Ausgleichs zwischen den Ministerien Auersperg und Tisza durch die „Maistipulationen" der Vollendung entgegengeführt. Man kam überein, das Zoll- und Handelsbündniß auf weitere zehn Jahre zu erneuern und die Nationalbank in ein dualistisches Bankinstitut umzuwandeln, ein Compromiß, das jedoch in beiden Reichshälften auf heftigen Widerspruch stieß und neue erregte Verhandlungen in beiden Hauptstädten
Jan. u. Febr. 1877. zur Folge hatte. In den ersten Wochen des folgenden Jahres war man noch so weit von einer Verständigung entfernt, daß beide Ministerien um ihre Entlassung einkamen, die der Kaiser jedoch nicht bewilligte. Bis tief in das Jahr 1878 dauerte die Spannung fort, so daß das Cabinet Auersperg zuletzt nur noch als „Ausgleichsministerium" ein provisorisches Dasein führte, bis nach einer längeren Krisis ein vollständiger Cabinetswechsel eintrat, und das Ministerium Taaffe-
1879. Stremayer an die Spitze der Staatsgeschäfte trat. Die orientalischen Angelegenheiten machten der Wiener Regierung das Leben noch schwerer und erweiterten den Riß in dem Völkergemenge des Donaureiches, indem die Magyaren theils

aus Furcht vor den panslavistischen Umtrieben und Verschwörungen und in der Besorgniß, ihnen selbst könnten die slavischen Elemente über den Kopf wachsen, theils aus Haß gegen das Zarenreich, dem sie die Katastrophe von Vilagos nicht vergessen konnten, den Kaiserstaat zu einem Bündniß mit den Osmanen und zu einem Krieg gegen Rußland zu drängen sich bemühten, während man in Prag und Agram für ein Zusammengehen mit dem Zarenreich agitirte, und in den hocharistokratischen Kreisen Wiens Einzelne sogar von einer Rückgewinnung der deutschen Kaiserkrone träumten. „Große Ideale", sagte Schmerling in einer Tischrede, „muß man mehrmals in Angriff nehmen, bis sie durchgeführt werden".

Zwischen dieser Scylla und Charybdis führte Andrassy besonnen und vorsichtig das bedrohte Staatsschiff hindurch. Seine Absicht war, nicht Rußland allein Meister in den Balkanländern werden zu lassen, dem österreichischen Staat die Freiheit der Donauschifffahrt und den commerciellen Verkehr mit den Hinterländern seiner langgestreckten Küsten an der Adria zu erhalten und seine Grenzlande gegen eine panslavistische Propaganda sicher zu stellen. Konnte die Integrität der Türkei nicht erhalten werden, so lag es im Interesse von Oesterreich-Ungarn, daß sich in der Balkanhalbinsel mehrere selbständige Staaten, gering an Macht und Umfang bildeten, die zu ihrer eigenen Sicherheit gegenüber der moscowitischen Großmacht die Freundschaft und Bundesgenossenschaft Oesterreichs erstreben mußten. Darum widerstand Andrassy sowohl den Lockungen Rußlands, gemeinschaftlich mit ihm zur kriegerischen Action zu schreiten, als dem Drängen der Magyaren, der bedrohten Türkei beizuspringen. Auch eine Allianz mit England zu einem activen Vorgehen gegen die russisch-slavische Kriegspolitik gegenüber dem Osmanenreiche wurde von dem österreichischen Reichskanzler abgelehnt. Seine Politik war die des Zuwartens, bis unter den Wechselfällen des Kriegs der rechte Moment zum Einschreiten hervortreten würde. Gestützt auf das Dreikaiserbündniß, suchte er die österreichischen Interessen zu schützen, zunächst durch möglichst lange Bewahrung des Friedens, „im Uebrigen aber bei einer endgültigen Lösung der Orientfrage sich denjenigen Antheil an der erledigten Masse zu sichern, der in Oesterreichs unmittelbarer Machtsphäre liegt und einen Gebietszuwachs zur Folge haben würde, welcher dem schmalen dalmatinischen Küstenstrich das zu seiner gedeihlichen Entwicklung unumgänglich nothwendige Hinterland Bosnien und die Herzegowina sichern würde." Sollte er den von finanziellen Calamitäten gedrückten Kaiserstaat voreilig in den Krieg stürzen? In den auswärtigen Angelegenheiten suchte daher das Wiener Cabinet mit Deutschland im Einverständniß zu bleiben, wenngleich in inneren Dingen, besonders in Beziehung auf Handels- und Zollwesen die Interessen oft weit auseinander gingen. Das „bosnische Mandat", das im Innern des Doppelreiches neue Parteizersetzungen bewirkte, führte eine größere Annäherung der beiden Nachbarstaaten herbei. Bismarck und Andrassy erkannten, daß sie in der Gestaltung der Dinge der Balkanhalbinsel gleiche Interessen haben, nämlich dem

Andrassy's Politik.

Vordringen der panslavistischen Politik Rußlands zu wehren. Die Zusammen-
9. 10. Aug. 1879. kunft der beiden Kaiser in Gastein und der beiden Reichskanzler zuerst in demsel-
21—24. Septbr. ben Badeort, dann in Wien beförderte die freundschaftlichen Beziehungen und hatte, wenn nicht ein Schutz- und Trutzbündniß so doch eine Verständigung über ein engeres Zusammenschließen und „Einvernehmen" zwischen den beiden großen Staaten der Mitte zur Folge. Diese Politik erlitt durch den Rücktritt des Reichs-
8. Octbr. kanzlers Andrassy von der Leitung der Staatsgeschäfte keine Veränderung, da sein Nachfolger in dem auswärtigen Amte, Baron Haymerle denselben Grundsätzen huldigt. Weniger freundlich und aufrichtig waren die handelspolitischen Beziehungen der beiden Reiche. Der Handels- und Zollvertrag, der zwischen Deutschland und dem österreichisch-ungarischen Doppelreich lange Jahre bestanden, wurde im Jahre 1877 gekündigt und konnte seitdem nur durch Verlängerungsfristen und interimistische Vereinbarungen dürftig und ungenügend ersetzt werden. Aus dem engen handelspolitischen Bündniß mit einem Conventional-Zolltarif wurde schließlich unter der schutzzöllnerischen Strömung in beiden Reichen ein inhaltarmer, provisorischer Vertrag mit der Zusicherung sich gegenseitig auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation in Zollsachen behandeln zu wollen.

Ministerium Taaffe. In den inneren Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns dauerte der Kampf zwischen den centrifugalen Elementen oder Föderalisten und den Anhängern des Gesammtstaats oder der Verfassungspartei, den wir früher kennen gelernt, auch in den zwei letzten Jahren fort. Um die Czechen in Böhmen von ihrer bisherigen „Abstinenzpolitik" abzubringen und sie wieder zur Theilnahme am öffentlichen Leben zu bewegen, zeigte sich Graf Taaffe, der bei der Neubildung
10. Aug. 1879. seines Cabinets den Böhmen Prazak beigezogen hatte, zu Zugeständnissen im Sinne des Nationalitätsprinzips bereit. Der Umstand, daß eine Spaltung zwischen der schroff ablehnenden Fraction der Altczechen und den mehr zum Nachgeben hinneigenden beweglicheren Jungczechen eingetreten war, kam ihm bei seiner Vermittelungspolitik zu Statten. Die Böhmen ließen sich willig finden, wieder Abgeordnete in den Reichsrath zu wählen, wogegen ihnen der Ministerpräsident die Zulassung der slavischen Sprache in Schulen und Aemtern in Aussicht stellte. Anstatt aber durch die halben Schritte eine Annäherung oder Versöhnung zu bewirken, weckte er von Neuem alle Geister der Opposition, so daß die Männer des Einheitsstaates zu fürchten begannen, das politische System Hohenwart's möchte wieder von den Todten auferstehen. Die Föderalisten oder „Autonomisten" gewannen mehr und mehr an Boden, namentlich als die Verfassungspartei, welche am 1. Juni einen ihren fähigsten und bedeutendsten Führer, den Dr. K. Giskra durch den Tod verloren hatte, im Abgeordnetenhause des Reichsraths den von der Regierung eingebrachten Antrag
Octbr. 1879. auf Verlängerung des Wehrgesetzes und des gegenwärtigen Kriegsstandes der Armee aus allen Kräften bekämpfte und gegen den drückenden Militarismus zu Felde zog. Erst im letzten Augenblick konnte in Folge einer Spal-

tung in der Partei selbst der Vorschlag zum Gesetz erhoben werden. Die Verstärkung des slavischen Elements durch die Ausführung des „bosnischen Mandats" brachte die Wiener Regierung zu der Ueberzeugung, daß die veränderte politische Situation auch eine größere Berücksichtigung der slavischen Bevölkerung in dem Kaiserreiche nothwendig mache. Wenn es gelang, die verschiedenen Glieder der österreichischen Slavenfamilie zum aufrichtigen Anschluß an das Kaiserhaus zu bewegen, so konnte der panslavistischen Expansivpolitik Rußlands am erfolgreichsten entgegengewirkt werden. Die Zukunft wird lehren, in wie weit diese Hoffnungen der Hofburg in Erfüllung gehen werden. In dieser Wendung der österreichischen Politik darf man vielleicht das Hauptmotiv für den Rücktritt des Grafen Andrassy erblicken. Die Rechtsverwahrung, welche die czechischen Abgeordneten bei ihrem Eintritt in den Reichsrath dem Präsidium und dem Kaiser überreichten, konnte als Beweis gelten, daß sie sich nur mit Vorbehalt ihrer Rechtsansprüche an dem Gesammtstaatsleben zu betheiligen entschlossen seien, ein Schritt, den der ehemalige Minister v. Schmerling im Herrenhause für unstatthaft erklärte.

b. Frankreich.

Durch das „Cadresgesetz" war in Frankreich die auf dem System der allgemeinen Wehrpflicht und der Landwehr aufgebaute Kriegsmacht vervollständigt, durch das nach langen parlamentarischen Unterhandlungen und Parteikämpfen errungene „Gesetz über die Organisation der öffentlichen Gewalten" die republikanische Staatsform thatsächlich zur Verfassung erklärt und die gegenseitige Beziehung ihrer staatlichen Organe geregelt worden (S. 1164). Aber die klerikal-reactionäre Minorität, mächtig durch die Unterstützung des Marschall-Präsidenten Mac Mahon und seiner Gemahlin, fügte sich mit innerem Widerstreben in die republikanische Ordnung und suchte durch factiöses Treiben, durch Hinterlist und Ränke die Gewalt in Händen zu behalten, die Broglie'sche Majorität wieder herzustellen und womöglich bei den bevorstehenden Deputirtenwahlen den Republikanern den Rang abzulaufen. So hatte Frankreich eine Republik mit antirepublikanischer Regierung. Das neue Ministerium unter dem Vorsitz des bisherigen Kammerpräsidenten Buffet, in welchem nur der Justizminister Dufaure und der Finanzminister Leon Say freisinnigen Grundsätzen huldigten, verfolgte „conservative" Tendenzen, um die Republik nicht zur Thatsache, die Liberalen nicht zur herrschenden Partei werden zu lassen. Der Belagerungszustand wurde wenigstens in den Hauptstädten, in Paris, Lyon, Marseille, aufrecht erhalten, damit Presse und Vereine sicherer überwacht und im Interesse der antirepublikanischen Partei beeinflußt werden konnten; die Regierung blieb im Besitze des unbedingten Ernennungsrechtes der Maires und beförderte zu den hohen Verwaltungsämtern nur „Conservative", Orleanisten oder „trans-

Die Republik und ihre Gegner.

24. Jan. 1875.

igente" Legitimisten, die künftigen Abgeordnetenwahlen sollten nicht durch das sogenannte Listenscrutinium für ganze Departements, sondern durch einnamige Wahlen nach kleineren Wahlkreisen vollzogen werden. Unter dem Schutze und Beifall der Regierung fuhr die papistische Geistlichkeit fort, durch Wunder-
16. Juni 1875. erscheinungen, Prozessionen, Wallfahrten, durch die feierliche Grundsteinlegung der Kirche „zum heil. Herzen" auf dem Montmartre u. dergl., den Fanatismus und den Aberglauben des Volkes zu nähren, um die Macht und Herrschaft der katholischen Kirche desto fester zu begründen; und so sehr war die Zuversicht und das Selbstvertrauen des Klerus gestiegen, daß er den Versuch machte, den gesammten Unterricht in seine Hände oder unter seine Leitung zu bringen. Bereits standen die Volksschulen und Mittelschulen vorwiegend unter kirchlichem Einfluß; nun suchte die Hierarchie auch das Universitätswesen für die Kirche zu erobern und dadurch die ganze Erziehung der künftigen Generation in ihrem Sinne zu beherrschen. Man ging vorsichtig und behutsam zu Werke. Bischof Dupanloup von Orleans, ein streitbares Werkzeug der vaticanischen Kirchenpolitik, hatte einen Antrag auf „Freiheit des höheren Unterrichts" gestellt, wodurch auch Klerikern der Zugang zum Universitätsunterricht geöffnet werden sollte. Zur Begründung ihrer Herrschaft bedient sich ja die Kirche jeder Fahne und Parole. Unter dem bestechenden Namen „Freiheit des Unterrichts" sollte die moderne Wissenschaft unter die Autorität der Kirche wie im Mittelalter gebracht werden. Die Ultramontanen erreichten ihren Zweck: der Staat lieferte die Volkserziehung der Kirche aus, wenn auch nicht vollständig, so doch theilweise. Der Berichterstatter der zur Prüfung des Dupanloup'schen Antrages niedergesetzten Commission, Professor Laboulaye, sonst ein freisinniger Schriftsteller von republikanischen Grundsätzen, warf sich, verlockt durch die doctrinäre Phrase von Freiheit, zum Fürsprecher auf. So ging denn mit einer Majorität von fünfzig Stimmen ein
12. Juli. Gesetz durch, welches der Hierarchie nicht nur gestattete, ganze Universitäten oder einzelne Facultäten in ihrem Sinne nach Belieben zu errichten, sondern derselben wenigstens theilweise das Recht zugestand, die sog. akademischen Grade zu ertheilen, welche in Frankreich die Stelle der juristischen und medicinischen Staatsprüfungen vertreten. Während man in Deutschland bemüht war, die Wirksamkeit der klerikalen Seminarien einzuschränken, öffnete man somit in Frankreich der geistlichen Erziehung alle Thore. Die Bischöfe zögerten nicht, ihren Sieg rasch zu benutzen. Nachdem sie auf einer Zusammenkunft sich über die zu ergreifenden Maßregeln geeinigt, schritten sie alsbald zur Errichtung von „katholischen" Universitäten, und ehe noch das Jahr zu Ende war, konnten einzelne Facultäten derselben ins Leben treten. Denn an Geld fehlt es dem katholischen Klerus niemals. Aber der Ausfall der Neuwahlen zur Nationalversammlung dämpfte die Triumphe. Das nächste Abgeordnetenhaus entzog den klerikalen Anstalten wieder das Recht der Ertheilung akademischer Grade und senkte damit durch die mächtige Concurrenz der Staatsanstalten in die katholischen Universitäten den

Keim einer verkümmerten Existenz. Gab der gesetzgebende Körper schon durch diesen Beschluß zu erkennen, daß die Mehrheit der Vertreter den reactionären Bestrebungen und Experimenten, durch welche Frankreich in den letzten Jahren in steter Aufregung und Unruhe gehalten worden, Einhalt zu gebieten und die Fahne der Republik aufrichtig und ehrlich hoch zu halten entschlossen sei; so trat dieser Entschluß auch in der ganzen Haltung gegenüber der Regierung und den monarchistisch-klerikalen Tendenzen und Wühlereien zu Tage. Dabei waren die aufrichtigen Republikaner eifrig beflissen, sich in den Grenzen der Mäßigung und Besonnenheit zu halten, den Gegnern keine Veranlassung zur Verdächtigung zu geben, als beabsichtigten sie einen gewaltsamen Umsturz des Bestehenden, die Errichtung einer radicalen Demokratie. Denn bei der Mittelklasse, auf welche die Republikaner sich stützen mußten, war die Furcht vor dem socialistischen Ungeheuer, das in der Pariser Commune sich in seiner ganzen Schrecklichkeit und Gräßlichkeit gezeigt, noch nicht verschwunden. Als der Präsident Audiffret-Pasquier am letzten Tage des Jahres die Nationalversammlung schloß, glaubte er noch durch die Warnung vor der Commune das conservative Element bei den auf den Anfang des folgenden Jahres anberaumten Neuwahlen stärken zu können. 31. Decbr. 1875.

Bald zeigte es sich, daß der Kern der Nation republikanisch gesinnt sei. Wie sehr immer die Regierung mit Hülfe ihrer klerikalen Handlanger und wohldienerischen Präfekten bemüht war, durch Aufstellung officieller Candidaturen, durch ein Manifest des Marschall-Präsidenten und durch Wahlbeherrschung aller Art eine ihr günstige Majorität zu erlangen; das schließliche Ergebniß war so überwiegend für die Republikaner, daß Buffet, der nirgends ein Mandat erhielt, und erst nachträglich mit Hülfe seiner Gesinnungsgenossen in den Senat zu gelangen vermochte, sein Amt niederlegte, worauf Dufaure, ein gemäßigter Republikaner, zum Ministerpräsidenten ernannt ward. Waren auch die Wahlen für den Senat so ausgefallen, daß die Parteien einander so ziemlich das Gleichgewicht hielten; so zählte dagegen die Deputirtenkammer nach der allgemeinen Wahl am 20. Februar und den Nach- und Stichwahlen am 5. März 363 Republikaner aller Schattirungen auf 90 Bonapartisten und 80 Royalisten. Thiers, in die beiden Körperschaften gewählt, trat in das Abgeordnetenhaus, wo sein Freund Grévy den Vorsitz einnahm. Im Ministerium Dufaure erhielten durch die Berufung von Ricard für das Innere, von Waddington für das Unterrichtswesen, von Leon Say für die Finanzen, die Liberalen die Oberhand. Auch als Ricard in Folge übergroßer Anstrengungen schon im Mai starb und durch seinen bisherigen Unterstaatssecretär Marcère ersetzt ward, blieb der Charakter des Ministeriums unverändert. So sehr indessen die Wahlen ein deutliches Zeugniß gaben, daß die Nation in ihrer Mehrheit der republikanischen Staatsform, die eine friedliche Zukunft verhieß, zuneige, und so sehr die Republikaner selbst und ihre Führer, insonderheit Gambetta, bei jeder Gelegenheit den

Conflikte zwischen den Staatsgewalten.

30. Jan. 1876.

20. Febr. 5. März.

thatsächlichen Beweis lieferten, daß sie fern von allen radikalen Umsturzplänen das Prinzip der Ordnung und Erhaltung eben so hoch hielten wie das der Freiheit und Selbstbestimmung, so konnten sie doch die gegnerischen Parteien, die Klerikalen und Reactionäre, wie die Bonapartisten, Legitimisten und Orleanisten nicht versöhnen, nicht zum einträchtigen Zusammenwirken an dem Staatsleben der Nation gewinnen. Die Parteiung dauerte fort und Republikaner und Monarchisten machten einander den Kampfplatz streitig. Anfangs versuchte der Marschall-Präsident, überwältigt durch den republikanischen Flutandrang, die Regierung im Sinne der Liberalen zu führen. Aber man merkte bald, daß die Partei des Rückschritts und des Klerikalismus, die im Senat eine Mehrheit von einigen wenigen Stimmen zählte, aber in Broglie, Buffet und Consorten rührige und gewandte Führer besaß, mehr und mehr an Einfluß gewann. Durch die Monarchisten und Conservativen war Mac Mahon an die Spitze des Staats gestellt worden, und wiewohl dies mehr in der Absicht geschehen war, den Präsidenten Thiers durch den obersten Befehlshaber der Armee zu stürzen als dem Marschall selbst für alle Zukunft das Regiment zu übertragen, so fühlte sich dieser doch nicht blos durch die Uebereinstimmung der Gesinnung, sondern auch durch die Bande der Dankbarkeit an die Majorität von ehedem geknüpft. Als nun das Ministerium, gestützt auf das Abgeordnetenhaus den Gegnern scharf zu Leibe ging, als es das Beamtenthum, das von Broglie und seinen Gesinnungsgenossen systematisch im antirepublikanischen Sinne besetzt worden war, von den feindlichen Elementen reinigen wollte, als der liberale protestantische Minister Waddington großartige Reformen entwarf, durch welche das gesammte Unterrichtswesen nach deutscher Weise umgestaltet, die Volksschulen vermehrt und in die Hände bürgerlicher Lehrer aus dem Laienstande gelegt, das gesammte Erziehungswesen der Geistlichkeit möglichst entzogen, das katholische Universitätsgesetz aufgehoben werden sollte, als Alles darauf hindeutete, daß die herrschende liberale Partei die Republik aus der bisherigen Zwittergestalt erlösen, eine neue republikanische Aera gründen und den Namen zur Wahrheit machen wollte: da strengte die monarchisch-conservative Opposition alle Kräfte an, um dem verhaßten Gegner das Regiment zu entreißen, um den Liberalismus und die Demokratie vom Staatsruder fern zu halten, die antimonarchischen und antiklerikalen Grundsätze zu Falle zu bringen. Der Einfluß der Rückschrittsmänner war mächtig genug, im Senat, wo durch Sterbefälle und Neuwahlen noch einige antirepublikanische Mitglieder Sitze erlangt hatten, eine conservative Oppositionspartei zu schaffen, welche die liberalen Gesetzesanträge des republikanischen Ministeriums, insbesondere das Unterrichtsgesetz Waddington's, bekämpfte und verwarf; die klerikal-reactionäre Camarilla, die das Staatsoberhaupt immer mehr mit ihren Netzen zu umspinnen wußte, war stark genug, den geistig unbedeutenden und politisch beschränkten Marschall-Präsidenten zu vermögen, daß er dem Verlangen der Republikaner, in den höheren Beamtenkreisen mit den reac-

tionären, monarchistischen und klerikalen Elementen aufzuräumen, nicht oder doch nur in geringem Grade nachgab, das von der zweiten Kammer beantragte Amnestiegesetz, welches die wegen Betheiligung am Communeaufstande Verbannten dem Vaterlande zurückgeben sollte, in Uebereinstimmung mit dem Senate zurückwies. So kam denn die Regierung zu der Mehrheit des Abgeordnetenhauses in das Verhältniß eines fortwährenden Kampfes, der an Schärfe nicht verlor, als an die Stelle des gemäßigten Dufaure der entschiedenere Republikaner Jules Simon zum Minister ernannt ward. Obwohl ein Staatsmann von verträglichen Formen, trat doch Simon den rückläufigen Tendenzen offen entgegen und suchte, in Uebereinstimmung mit seinen Gesinnungsgenossen der zweiten Kammer, das höhere Beamtenthum zu reinigen und das verantwortliche Ministerium gegen unberechtigte Eingriffe des unverantwortlichen Präsidenten sicher zu stellen. Wie sehr immer die republikanische Kammerfraction der „Opportunisten", unter der Führung von Thiers und Gambetta, sich von allen extremen Schritten fern hielt und eine Politik des Zuwartens empfahl; Broglie und die klerikalen Heißsporne, wie Chesnelong, Belcastel u. a. gewannen immer mehr Boden, zumal da die Republikaner gespalten waren und der Minister Simon noch immer nicht genug Entschiedenheit und Energie zeigte.

Juni 1876.

Anf. Decbr. 1876.

Die schwüle Atmosphäre einer Kampfesregierung dauerte bis zum Frühjahr 1877. Da raffte die klerikal-conservative Partei alle ihre Kräfte zusammen, um im Elysée die Herstellung der „moralischen Ordnung" zu erzielen. Sie mußte eilen, Herr der Lage zu werden, ehe die Generalrathswahlen, von deren Ausfall die Stellung der Conservativen im Senate wesentlich bedingt war, vorgenommen wurden. Die gegen die ultramontanen Wühlereien gerichteten Maßregeln der Liberalen boten dazu eine günstige Handhabe. In Hirtenbriefen, Adressen, Versammlungen war von Bischöfen und katholischen Fanatikern über die Gefangenschaft des Papstes geklagt und die Pflicht Frankreichs betont worden, für die Freiheit des Kirchenfürsten einzutreten, dem heiligen Vater im Vatican die Mittel zu freiem Handeln wieder zu verschaffen. Pius IX. selbst stellte in einer Allocution seine Lage als die eines Gefangenen dar. Da wurde in Folge einer Interpellation von der Deputirtenkammer an die Regierung das Ersuchen ausgesprochen, „sie möge die Angriffe der Bischöfe gegen die Sicherheit der äußeren Beziehungen und gegen die Rechte des Staates im Inneren mit allen gesetzlichen Mitteln zurückweisen", und der Minister Simon, ein Mann von jüdischer Abkunft, sprach bei der Gelegenheit seine Ansicht dahin aus, „die sogenannte Gefangenschaft des Papstes sei eine Fabel". Diese Auslassungen, die nicht nur von den Bischöfen als Verletzung der dem Pontificate schuldigen Ehrfurcht scharf gerügt wurden, sondern auch der Curie Veranlassung zu einer Beschwerde bei dem Präsidenten selbst gaben, wurden von den Parteiführern der klerikal-aristokratischen Genossenschaft des Elysée als der rechte Moment angesehen, um ihre Hebel einzusetzen. Sie erreichten ihren Zweck. Am 16. Mai richtete der Marschall-Präsident ein

Ministerwechsel und Auflösung der Deputirtenkammer.

4. Mai 1877.

16. Mai.

Schreiben an Jules Simon mit Vorwürfen über seine schwache Haltung in der Deputirtenkammer, woraus hervorgehe, daß er nicht den erforderlichen Einfluß auf die Abgeordneten besitze. Jules Simon und die übrigen Mitglieder seines Cabinets verlangten sofort ihre Entlassung. Darauf bildete Mac Mahon ein neues Ministerium unter dem Präsidium von **Broglie**, in welchem nur Decazes für das Auswärtige und General Berthaut für den Krieg von den bisherigen Räthen beibehalten wurden; alle anderen Mitglieder, wie **Fourtou** für das Innere, **Brunet** für das Unterrichtswesen, gehörten der klerikal-reactionären Fahne an, zum Theil mit einem Anhauch von Bonapartismus. Gegenüber dieser Herausforderung erklärte die Kammermehrheit auf Gambetta's Antrag, „daß sie nur Vertrauen haben könne zu einem Cabinet, das frei sei in seinem Handeln und entschlossen nach den republikanischen Prinzipien zu regieren, welche allein die Ruhe im Innern und den Frieden nach Außen zu erhalten vermöchten". Dies gab der „geheimen Nebenregierung" im Elysée, wo außer dem Herzog von Broglie die Marschallin und ihr Rathgeber, der Bischof Dupanloup von Orleans, das entscheidende Wort führten, die Gelegenheit, die Krisis zu einem Staatsstreich zu steigern. Man wollte die Wiederwahl Mac Mahon's nach Ablauf des Septennats im Jahre 1880 sicher stellen. Eine Botschaft des Marschall-Präsidenten
18. Mai 1877. vertagte die Kammer auf einen Monat, „damit sich die Aufregung beruhige". Wenn die Sitzungen wieder aufgenommen würden, hätten sich die Abgeordneten vor jeder anderen Angelegenheit mit dem Budget zu befassen; für den öffentlichen Frieden werde seine Regierung wachen. Diese von den Conservativen als „spontaner Willensakt" des Staatsoberhauptes gefeierte „rettende That" sollte nur das Vorspiel zu einer Auflösung sein, für die man den Senat zu gewinnen hoffte. Mit dem Rufe: „es lebe die Republik!" und mit einem würdigen Manifest an
19. Mai. die Nation, über die neue „Politik der Reaction und der Abenteuer", ging die Majorität des Abgeordnetenhauses auseinander. Kaum hat noch je ein Monarch den ersten Reichskörper mit solchem Uebermuth behandelt, wie das gewählte Oberhaupt der Republik. Und daß es auf eine vollständige politische Umkehr abgesehen sei, erkannte man an den ersten Handlungen der neuen Minister. Unter den Streichen Fourtou's fiel eine Hekatombe republikanischer Verwaltungsbeamten. Die Proscriptionen dehnten sich über alle Angestellten bis zum Feldhüter herab aus. Zugleich forderte Broglie in einem Rundschreiben die General-Pro-
29. Mai. curatoren auf, ihre Energie und Wachsamkeit zu verdoppeln, um den Gesetzen Achtung zu verschaffen, welche die Moral, die Religion und das Eigenthum schützen sollen, besonders die Verbreitung falscher, die öffentliche Meinung verwirrender Nachrichten durch die Presse strenge zu ahnden. Einige Wochen nachher wurde der reactionäre Staatsstreich vervollständigt durch das Senatsdecret,
22. Juni. welches die Deputirtenkammer auflöste. Die liberalen Mitglieder erließen ein Manifest an die Nation zum festen Zusammenhalten bei den künftigen Wahlen, die dem Gesetze gemäß in drei Monaten stattfinden mußten, damit dieselben

Männer, die man jetzt als Deputirte heimschicke, als Richter wiederkämen. Die Parole der Republikaner war: Wiederwahl der 363 Deputirten der Kammermajorität.

Nunmehr wurde ganz Frankreich in aufgeregte Parteikämpfe hineingerissen. Die Krisis. War doch die Nation vor die Alternative gestellt, ob in Zukunft die liberale und demokratische Republik oder die monarchisch-klerikale Reaction herrschen solle. Auf beiden Seiten machte man die größten Anstrengungen, die öffentliche Meinung für die Parteitendenzen zu gewinnen. Der Marschall hielt Rundreisen und Ansprachen; die Beamten und der Klerus suchten das Volk in ihrem Sinne zu belehren; der ordnungsliebenden Menschheit wurde geflissentlich zu Gemüthe geführt, daß der Präsident sich zurückziehen würde, wenn die Entscheidung nicht zu seinen Gunsten ausfiele; die Gerichte und Behörden gingen den republikanischen Zeitungen mit drakonischer Strenge zu Leibe; man griff zu allen Mitteln politischer Maßregelung um die Freiheit der Presse und der Rede zu unterdrücken. Wurde doch selbst Gambetta, als er in Lille die Schlagworte aussprach, der 15. Aug. 1877. Präsident wird sich dem Willen der souveränen Nation unterwerfen oder zurücktreten müssen (se soumettre ou se démettre), wegen Beleidigung des Staatsoberhauptes von dem Zuchtpolizeigericht mit einer Geld- und Gefängnißstrafe belegt. Doch wagte man nicht die Verhaftung zu vollziehen. Die Bewegung der Gemüther wurde noch vermehrt, als Adolf Thiers nach kurzer Krankheit 3. Septbr. in St. Germain vom Tode hingerafft wurde. Selbst das Leichenbegängniß des 8. Septbr. großen Staatsmannes und Historikers, das doch ein nationales Trauerfest für ganz Frankreich hätte sein sollen, wurde zu Parteidemonstrationen benutzt. Seine letzte Schrift war eine Rechtfertigung der Republik und eine Zurückweisung der Vorwürfe, womit die Conservativen die Liberalen belasteten. Zwei Wahlmanifeste des Marschalls, worin er die Wähler aufforderte, für die von der Regierung 19. Septbr. 12. Octbr. aufgestellten Candidaten zu stimmen, und versicherte, „daß er in keinem Falle dem Radicalismus nachgeben, vielmehr auf seinem Posten ausharren und mit Hülfe des Senats die conservativen Interessen vertheidigen werde, daß er für die Ordnung und den Frieden einstehe", gaben der Opposition Stoff zu scharfen Rügen über die „dictatoriale Staatsgewalt". Trotz aller Anstrengungen und Wahlbeeinflussungen von Seiten der Regierung und der Geistlichkeit kam die rückläufige Bewegung doch nicht zum Siege. Wurde auch in den Oktoberwahlen 14. 28. Octbr. nicht die volle Zahl von 363 Republikanern wieder in die Versammlung gesandt, sondern nur etwa 320, so besaßen sie doch eine erhebliche Majorität über die Conservativen, die „Candidaten des Nuntius", wie man spottweise die antirepublikanischen Fractionen der Klerikalen, Royalisten und Imperialisten bezeichnete. Nun erfolgte eine Periode der Krisis. Die Deputirtenkammer war entschlossen, darauf zu bestehen, daß der Marschall-Präsident entweder dem Grundsatze parlamentarischer Regierung sich unterwerfe und mit einem der Gesetzgebung verantwortlichen Ministerium regiere oder seiner Stelle entsage. Im Elysée sträubte

man sich gegen die Consequenzen dieser Alternative. Es fanden sehr erregte Berathungen und Verhandlungen statt. Bald wollte man es mit einem farblosen Geschäftsministerium versuchen, bald überlegte man die Eventualitäten einer neuen Kammerauflösung. Aber weder ein Cabinet unter Pouyer-Quertier, noch ein Ministerium Rochebouet konnte auf eine Majorität zählen und zu einer neuen Auflösung versagte der Senat, namentlich auch die Fraction der Orleanistischen „Constitutionellen", die Mitwirkung. Und doch bedurfte man vor Ende des Jahres die Einwilligung der Volksvertreter zu den im Budget aufgestellten Steueransätzen. Sollte man zu einem Staatsstreiche sich entschließen, selbst auf die Gefahr eines Bürgerkrieges? Auch dieser Gedanke wurde in Ueberlegung gezogen. Die Blätter sprachen von militärischen Maßregeln, die auf einen solchen Plan hinzudeuten schienen. General Ducrot hatte dabei die Hand im Spiel.

Sieg der Republikaner. Da gab denn endlich, als es in der Handels- und Finanzwelt unruhig zu werden anfing, der Marschall-Präsident den zur Versöhnung rathenden Stimmen Gehör und entschloß sich zu einem parlamentarischen Regimente. Er ernannte ein Ministerium, in welchem unter dem Vorsitze Dufaure's lauter republikanisch gesinnte Männer die Staatsgeschäfte leiten sollten. So Marcère das Innere, Waddington die Auswärtigen Angelegenheiten, Leon Say die
14. Decbr. 1877. Finanzen, Bardoux den Unterricht u. s. w. Eine Botschaft des Präsidenten kündigte den beiden gesetzgebenden Factoren in Versailles an, daß die Regierung die republikanischen Einrichtungen, zu deren Gunsten sich die Mehrheit des Volkes durch die Wahlen ausgesprochen, aufrichtig beobachten werde. Die Gambetta'sche Parole war somit anerkannt, die größte und gefährlichste Krisis, die das republikanische Frankreich durchgemacht, beschworen. Die Bewilligung des Budgets nebst den Steuervorlagen besiegelte die Versöhnung zwischen Regierung und Gesetzgebung. Die Deputirtenkammer hatte gleich bei Eröffnung ihrer Sitzungen einen Ausschuß niedergesetzt, der die bei den Wahlen vorgekommenen Mißbräuche und Vergewaltigungen untersuchen sollte. Die Beseitigung einer großen Anzahl von Präfecten und anderen Beamten klerikaler und reactionärer Richtung, mit denen die Broglie'sche Camarilla die Stellen gefüllt hatte, war der Anfang der neuen republikanischen Aera, die während des ganzen folgenden Jahres keine Störung erlitt und am 5. Januar 1879, als bei Erneuerung der Wahlen für das ausscheidende Drittel der Senatsmitglieder die Republikaner auch in dieser Abtheilung der gesetzgebenden Gewalt die Mehrheit erlangten, die letzte Sanction der französischen Nation erhielt. Das ganze Jahr hindurch hielt sich das gemäßigte, bürgerlich-republikanische Regiment des Ministeriums Dufaure am
30. Mai 14. Juli 1878. Ruder, und das französische Volk fand Zeit, durch mehrere Festlichkeiten, wie die Voltaire- und die Bastillefeier sowohl seine Anhänglichkeit an geistige Freiheit und republikanisches Staatswesen zu bethätigen, als in der prächtig gelungenen,
Vom 1. Mai bis 10. Novbr. 1878. von vielen Millionen Menschen aus ganz Europa besuchten Weltausstellung den Beweis zu liefern, daß es die früheren Kriegsunfälle überwunden und in Indu-

strie, Kunst und Wohlstand einen frischen fröhlichen Aufschwung genommen habe. Deutschland versagte seine Betheiligung. Doch gestattete der Kaiser nachträglich, als die republikanische Regierung Frankreichs durch die Abberufung des klerikal gesinnten Botschafters Gontaut-Biron und die Ersetzung desselben durch den Grafen von Saint-Vallier ihre versöhnliche Gesinnung kund gegeben, daß deutsche Kunstwerke nach dem prachtvollen Ausstellungsgebäude auf dem großen Marsfelde eingesandt werden durften. Und sie haben die Concurrenz würdig bestanden. Zugleich wurden in Versailles Bürgschaftsgesetze erlassen, wodurch die Rückkehr eines Willkürregiments, wie es unter dem Ministerium Broglie bestanden, für die Zukunft verhindert werden sollte. Um den Einfluß der Klerikalen zurückzudrängen, die durch den Tod des Bischofs Dupanloup einen ihrer gewandtesten und beredtesten Führer verloren, fuhr man fort, die Gemeindeschulen mehr und mehr den Geistlichen zu entziehen und sie Lehrern aus dem Laienstande zu übertragen. 11. Octbr. 1878.

Gegenüber der republikanischen Majorität wie sie seit dem 5. Januar 1879 in den beiden Häusern des gesetzgebenden Körpers bestand, war die Stellung Mac Mahon's auf die Dauer nicht haltbar; er hatte zu offen seine Abneigung gegen Liberale und Republikaner kund gegeben, als daß die zur Macht gelangte Partei das Zutrauen hätte fassen können, er würde aufrichtig das liberale Programm ausführen, welches Minister Dufaure im Namen der Regierung dem Senate und dem Abgeordnetenhause vorgelegt hatte. Der Marschall erkannte die Schwierigkeit seiner Lage und beschloß der Nothwendigkeit zu weichen. Als Dufaure die Absetzung verschiedener Generalprocuratoren und der neue Kriegsminister Gresley die Enthebung mehrerer Corpscommandanten von ihren Posten verlangten, verweigerte er seine Unterschrift zu einer Maßregel, von welcher er desorganisatorische Folgen für die Armee fürchtete und legte sein hohes Amt vor dem Ablauf des Septenniums nieder. In einer würdig gehaltenen kurzen Zuschrift an die Präsidenten des Senats und der Abgeordnetenkammer gab er seine Gewalten dem Lande zurück und verließ das Elysée. Darauf traten beide Parlamentshäuser zu einem Congreß zusammen und wählten den bisherigen Vorsitzenden der Deputirtenkammer, Jules Grévy zum Präsidenten der Republik. Dieser große politische Akt, so wie die übrigen damit zusammenhängenden Veränderungen, die Wahl Gambetta's zum Kammerpräsidenten, Leon Say's zum Vorsitzenden des Senats, der Rücktritt des mehr als achtzigjährigen Dufaure aus dem Cabinet und seine Ersetzung durch Waddington, vollzogen sich in aller Ruhe und Gesetzlichkeit. Die Wahl Grévy's, eines Mannes von streng republikanischem Charakter und bürgerlicher Gesinnung, bezeichnete die Rückkehr zu dem System des Herrn Thiers, nur daß der neue Präsident weniger kräftig und erfolgreich als sein verstorbener Freund und Gesinnungsgenosse den von dem linken Flügel andrängenden Fluthen zu widerstehen vermochte. Doch hielt das neue Regiment standhaft die Linie des gemäßigten Fortschritts ein, eifrig be- Neue Präsidentenwahl. 30. Jan. 1879.

flissen durch das Gleichgewicht der constitutionellen Gewalten dem Staate die Ruhe im Innern und das Vertrauen des Auslandes zu erhalten.

Versöhnungsacte. Man wollte die alten Wunden vernarben lassen, um mit gesunderen Kräften der Zukunft entgegen zu steuern. Darum wurde der von einem „Enquête-Ausschuß" in der Kammer gestellte Antrag, das Ministerium Broglie-Buffet wegen Verraths an der republikanischen Verfassung und Verletzung der Amtspflicht in Anklagestand zu versetzen, nach langen erregten Debatten mit großer Stimmenmehrheit verworfen, da, wie Waddington hervorhob, die Nation selbst durch ihre Wahlen über die Minister zu Gericht gesessen und ihr Urtheil gesprochen. Man begnügte sich damit, eine größere Anzahl der als antirepublikanisch bekannten Generalprocuratoren und Corpscommandanten von ihren Stellen zu entfernen, durch ein Tadelsvotum das Gebahren der Männer vom 16. Mai zu brandmarken und das Verdammungsurtheil in allen Gemeinden Frankreichs öffentlich anzuschlagen. Darum wurde ferner, nachdem der Senat nach langem Widerstand seine Einwilligung ertheilt, ein Congreß abgehalten, durch welchen der Artikel 9 der Verfassung aufgehoben und damit die Verlegung der gesetzgebenden Häuser von Versailles nach Paris beschlossen ward. Darum wurde endlich die Amnestiefrage, die schon seit Jahren in den Reihen der Radicalen als agitatorischer Hebel gedient hatte, in einer versöhnlichen Weise zu lösen unternommen. Es ist uns erinnerlich, mit welcher Strenge und Grausamkeit die Strafgerichte nach Niederwerfung des Communeaufstandes von Paris gegen die Ueberwundenen vorgegangen waren. Nicht nur die Führer und Urheber, sondern auch ihre Werkzeuge und alle Theilnehmer der Empörung waren massenweise verurtheilt, deportirt oder in die Verbannung gejagt worden. Seitdem waren acht Jahre verflossen, die Leidenschaften und die Rachegefühle, die im Jahre 1871 bei den Prozessen nicht selten den Ausschlag gegeben, hatten sich seitdem abgeschwächt und gemildert. Es war daher ein naturgemäßer Umschlag, daß in weiten Kreisen ein Gefühl der Humanität sich regte, daß der Ruf nach Vergeben und Vergessen sich immer lauter vernehmen ließ. Schon unter dem Ministerium Dufaure war eine beträchtliche Zahl minder Schuldiger begnadigt worden; aber die Führer der Linken drangen auf eine allgemeine und unbeschränkte Amnestie. Der Gesetzentwurf des Justizministers Leroyer, welcher drei Kategorien aufstellte, für jeden einzelnen Fall einen Begnadigungsakt verlangte und die wegen gemeiner Verbrechen Verurtheilten von der Amnestie ausgeschlossen wissen wollte, war den Radicalen, Louis Blanc, Lockroy, Clemenceau u. a. nicht genügend; durch Interpellationen und öffentliche Reden suchten sie das französische Volk für einen hochherzigen Gnadenakt aller geächteten und gefangenen Theilnehmer an dem Communardenaufstand zu erwärmen. Im Senate wirkte Victor Hugo in demselben Sinne. Die Amnestiefrage blieb das ganze Jahr hindurch das wirksamste Agitationsmittel der Fortschrittsmänner auf der äußersten Linken; selbst Gambetta und sein Gesinnungsgenosse, der Minister

Margin notes: 14. März 1879. Amtsentsetzungen. — 15. Juni 1879. — Die Amnestiefrage. — 11. Febr. 1879.

Freycinet hielten es nicht für opportun, der volksthümlichen Bewegung schroff und abweisend entgegenzutreten. Bei den Ergänzungswahlen zur Deputirtenkammer bewirkten die Radicalen, daß der alte Revolutionär Blanqui, trotzdem daß er sich noch immer in Haft befand, in Bordeaux zum Abgeordneten gewählt wurde, um der Regierung den moralischen Zwang einer Amnestirung aufzulegen. 6. April 1879. Mochten auch im Laufe des Jahres bei verschiedenen Anlässen immer wieder neue Begnadigungsakte erlassen werden, die Forderung einer vollständigen Amnestie wurde dadurch nicht beschwichtigt; die Demokratie ruhte nicht, bis ihrem Verlangen willfahrt ward, bis die gesetzgebenden und executiven Gewalten die »Amnestie pleine et entière« verkündeten, und damit den Communardenaufstand vom J. 1871 gleichsam von jeder Schuld freisprachen. Doch erfolgte dieser letzte Sühnakt, der auch einem Rochefort wieder die Pforten Frankreichs öffnete, erst im folgenden Jahre. Die Zurückkehrenden wurden wie Märtyrer und Triumphatoren gefeiert, die Petroleumbomben waren vergessen. Dem Maler Courbet, dem Apostel des Realismus in seinen äußersten Consequenzen, war der Tag der Heimkehr vom Schicksal versagt. Außer Stand, die ihm durch Richterspruch auferlegte Entschädigungssumme für die umgestürzte Vendomesäule zu entrichten, war er nach mehrmonatlicher Haft nach der Schweiz ausgewandert und sechs Jahre später in Bevay am gebrochenen Herzen gestorben, 31. Decbr. 1877. ein tragisches Opfer der Selbstüberschätzung und der getäuschten Eitelkeit.

Neben der Amnestiefrage bildete der Gesetzentwurf des Ministers Ferry Ferry's Unterrichtsgesetz. über die Einrichtung des höhern Unterrichts und die Stellung des Clerus zu dem öffentlichen Schulwesen den Hauptgegenstand des Interesses der Staatslenker und zog sich, wie jene, in das nächste Jahr hinein. Wie uns bekannt, hatte der Clerus unter dem Aushängeschilde der Freiheit sich unter dem reactionären Cabinet von 1875 eines überwiegenden Einflusses bei den Universitäten bemächtigt. Diesem Ueberwuchern des ultramontanen Geistes suchte nun die liberale republikanische Regierung einen Damm entgegenzuwerfen. Der Gesetzentwurf Ferry's verlangte die Einsetzung eines obersten Unterrichts- und Prüfungsrathes von fünfzig Mitgliedern, von welchem alle kirchlichen und nichtstaatlichen Mitglieder ausgeschlossen sein sollten, übertrug das Recht der Verleihung akademischer Grade, das durch ein Gesetz vom 12. Juli 1875 auch den sog. katholischen Universitäten d. h. den klerikalen Fakultäten eingeräumt worden war (S. 1216), ausschließlich dem Staat und seinen Anstalten und Unterrichtsbehörden und entzog allen nicht autorisirten Congregationen und geistlichen Genossenschaften die Befugniß als öffentliche Lehrkörper zu wirken. Dieser letzte Vorschlag, der vielbesprochene Artikel 7 des Gesetzentwurfs, war besonders gegen den Jesuitenorden gerichtet, der siebenundzwanzig Unterrichtsanstalten mit 843 Mitgliedern in Frankreich zählte. Es waren schwere Geschütze, welche der Berichterstatter Spuller, der Minister Jules Ferry und insbesondere der beredte Paul Bert in dem Abgeordnetenhaus gegen die Gesellschaft Jesu,

ihre Doctrinen, ihre Methoden und Trugkünste, ihre Lehrmittel richteten, und ihre Beweisführung war so wirksam, daß weder die klerikale und conservative Coalition auf der Rechten, noch die Verfechter des Prinzips der unbedingten Lehrfreiheit oder die radicalen Gegner aller Congregationen die Durchführung des Gesetzesantrags zu verhindern vermochten. Der Entwurf Ferry's wurde
10. Juli 1879. sammt dem Artikel 7 von der Deputirtenkammer mit überwiegender Majorität angenommen. Damit war jedoch das Schicksal des Gesetzes noch nicht entschieden. Im Senat wurde ein heftiger Angriffskrieg organisirt und als strategischer Führer diente der Opposition ein Mann, welcher bisher in den Reihen der Liberalen einen hervorragenden Rang behauptet hatte, Jules Simon. Er wurde zum Vorsitzenden der Commission gewählt, welche den Bericht für die Senatssitzung auszuarbeiten hatte. Er sprach sich aus liberalem Doctrinarismus gegen den Ferry'schen Entwurf aus. Aber ehe es darüber zur Berathung und Beschlußfassung kommen konnte, traten die Herbstferien ein. Das Ergebniß blieb somit einer späteren Periode vorbehalten. Niemand konnte voraussagen, in welcher Richtung die Würfel fallen würden. Beide Parteien benutzten die Zwischenzeit zu agitatorischen Rundreisen, zu Versammlungen und öffentlichen Reden, um alle Waffen für und wider die Kirchengesetze einzulegen. In Marseille feierte Louis Blanc überschwengliche Triumphe. Die liberalen Volksredner hatten die Regierung für sich, den Klerikalen, an ihrer Spitze Mun, Baragnon, Chesnelong u. A., stand die Geistlichkeit und durch sie ein großer Theil des Landvolks und der Frauenwelt zur Seite. Bischöfliche Hirtenbriefe forderten die Gläubigen gegen das gottlose Gesetz auf den Kampfplatz. Dieser aggressiven Haltung der Hierarchie gegenüber schärfte auch die Regierung ihre Waffen. Bei einer Reorganisation des Staatsrathes, der bei der Entscheidung der Streitfragen zwischen Staat und Kirche eine wichtige Stimme hatte, wurden alle reactionären Elemente ferngehalten; und zur Vertheidigung des Artikels 7, der jeder nicht vom Staate autorisirten religiösen Körperschaft untersagte, Unterricht zu ertheilen oder eine Schule zu leiten, berief die Regierung sich auf die Bestimmungen des Concordats und auf ältere Gesetze, die obgleich öfters umgangen oder unbeachtet gelassen, doch nie aufgehoben worden waren und stets wieder in Anwendung gebracht werden konnten. So hatte denn auch Frankreich seinen „Culturkampf". Der Wechsel des Cabinets am Ende des Jahres, welcher
21. Decbr. 1879. an Stelle des ausscheidenden Waddington den Gambettisten Freycinet an die Spitze des Ministeriums führte, änderte nichts in der Situation, da die Unterrichtssachen nach wie vor in den Händen Ferry's verblieben. Ja das Schwergewicht rückte dadurch noch mehr nach der Linken und nach der „republikanischen Union". Unter solchen Umständen war es nicht vorauszusetzen, daß die Regierung von der eingeschlagenen Bahn abgehen würde. Und so geschah es. Als durch eine unnatürliche Coalition der Artikel 7 des Ferry'schen Gesetzentwurfes
März 1880. im Senate zu Falle gebracht ward, beschloß das Ministerium auf Grund der älteren Bestimmungen vorzugehen und ließ zunächst die Jesuitenhäuser in Paris,

Marseille und anderen Städen polizeilich schließen, eine Anordnung, die ohne Ruhestörung vor sich ging. Bald folgte dann auch die Schließung der andern nicht autorisirten Ordenshäuser.

Das republikanische Frankreich unter Grévy.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die französische Republik unter der Präsidentschaft des eben so festen als gemäßigten und vorsichtigen Grévy an Kraft im Innern und an Ansehen nach Außen gewonnen hat. Auf die Hebung der materiellen wie der geistigen Interessen im eigenen Lande bedacht, hat die Regierung zugleich wieder in der auswärtigen Politik der Republik Frankreich eine, wenn auch nicht dominirende, so doch ebenbürtige und gleichberechtigte Stellung verschafft und dabei stets die Wahrung des Friedens im Auge behalten. Man ist daher zu der Ansicht berechtigt, daß so lange die Regierung bei der Friedenspolitik beharrt, nicht auf einen neuen Krieg lossteuert, die republikanische Staatsform Bestand haben wird. Bei dieser conservativen Politik kam es der französischen Republik zu Statten, daß die dynastischen Prätendenten bei der Nation keinen großen Anhang besitzen. Die legitimistisch-klerikale Gruppe, die noch immer mit dem Grafen von Chambord Verbindungen unterhält, ist nicht zahlreich und trägt so wenig wie ihr Erkorener, der bejahrte Henri V., Verlangen nach gefährlichen und ungewissen Unternehmungen; die Prinzen aus dem Hause Orleans hatten nie viel Sympathie im Lande und werden nie zu gewaltsamen Umsturzplänen die Hand bieten; und selbst der Bonapartismus, der noch immer beredte Wortführer, wie den ehemaligen Minister Rouher und den Abgeordneten Paul de Cassagnac in seinen Reihen zählt und bei der Armee den alten Glanz der Tradition noch nicht verloren hat, ist durch eine tragische Katastrophe mächtig erschüttert worden.

Tod des Prinzen Louis Bonaparte.

Der kaiserliche Prinz, der sich der Expedition der Engländer gegen die Zulukaffern in Südafrika als Freiwilliger anschloß, in der Hoffnung durch Waffenthaten und Unternehmungslust seinen Namen in Frankreich lebendig zu erhalten, fiel bei einer Recognoscirung in einen feindlichen Hinterhalt und wurde im ungleichen Kampfe elendiglich erschlagen. An seine Stelle als Haupt der bona- 1. Juni 1879. partistischen Partei trat nach dem Familienrecht Prinz Jerome, obwohl der Verstorbene vor seiner Abreise aus England seine Ansprüche auf dessen Sohn Victor übertragen haben soll. Wir wissen aber aus früheren Blättern, daß Jerome weder in den Reihen der Bonapartisten noch in den Augen der Nation viel Geltung hat. Jedenfalls hat durch den blutigen Ausgang des jungen Prinzen, an dessen Wiege einst alle Hoffnungen Frankreichs gestanden, die kaiserliche Partei, welche oft für die Republik ein Mittelpunkt unbequemer feindlicher Elemente war, in Gegenwart und Zukunft einen erschütternden Stoß erlitten. Der Mutter des Prinzen, der verwittweten Kaiserin Eugenie, der das Schicksal alle Hoffnung und Lebensfreude geraubt, war nur der Trost geblieben, die Todesstätte in dem fernen Erdtheil aufzusuchen und dem gefallenen Sohne, dessen Leiche in der Kapelle von Chiselhurst beigesetzt worden war, auf der Stelle, wo

Juni 1880. er geblutet, ein Denkmal ihrer Liebe zu errichten. In England, wo man kein gutes Gewissen über die Haltung der englischen Offiziere und Soldaten in der Umgebung des Prinzen hatte, ist man gleichfalls bestrebt, dem Andenken des unglücklichen Kaisersohnes durch öffentliche Ehrenzeichen Sympathien zu beweisen, so weit es die politischen Rücksichten gestatten.

c. England.

Englands Weltpolitik. Wir haben das geschichtliche Leben Englands im Innern und nach Außen bis zum Jahre 1874 in früheren Blättern kennen gelernt (S. 1142 ff.) und besonders seine großartige Colonialpolitik rühmend hervorgehoben. Dieser blieb auch in den nächstfolgenden Jahren die Aufmerksamkeit des Torycabinets unausgesetzt zugewendet. Sie war der innerste Kern der orientalischen Politik, die uns ein folgender Abschnitt vorführen wird. Vor Allem bildete das große anglo-indische Reich fortwährend den Gegenstand des höchsten Interesses und der eifersüchtigen Wachsamkeit der Staatsmänner an der Themse. Im November des Jahres 1875 stattete der Prinz von Wales dem wichtigen Coloniallande im Novbr. 1875. fernen Osten einen glänzenden Besuch ab, der mehrere Monate hindurch der englischen und der gesammten europäischen Journalistik reichen Stoff zu Schilderungen und Beschreibungen der prunkvollen Festlichkeiten, Jagdpartien und Geschenke darbot, womit die Anwesenheit des künftigen Herrschers von den eingeborenen Fürsten und Großen gefeiert ward. Dem Besuche lag die Absicht zu Grunde, durch persönlichen Verkehr das Band zwischen Mutter- und Tochterreich fester zu knüpfen. Bei dem steten Vordringen der moskowitischen Macht im mittleren Asien, seit der Unterwerfung von Chiwa (S. 1140 f.), mußte England auf Befestigung seines Ansehens und seiner Herrschaft in dem Induslande bedacht sein. Denn wie in der Balkanhalbinsel die slavischen Sympathien, so wußte die russische Politik in dem Gebiete des Amu-Darja und des Syr-Darja oder Sihon, der in der alten Geschichte vielgenannten Ströme Oxus und Jaxartes, mit geschickter Hand die noch unabhängigen mohammedanischen Fürsten in das russische Interesse zu ziehen und als Pioniere für die Ausbreitung des Zarenreiches zu gebrauchen. Daher war das Augenmerk des Staatsmannes Disraeli, der, wie wir uns erinnern (S. 1144), seit 1874 an der Spitze des englischen Cabinets stand, vor Allem dahin gerichtet, dem weiteren Vordringen der russischen Macht in Asien wie in Europa Einhalt zu gebieten und dem Inselreiche in der großen Weltpolitik wieder die dominirende Stellung zurückzugewinnen, die es in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts behauptet hatte. Nach den Intentionen des Torycabinets Disraeli-Derby sollten die inneren Fragen und die heimischen Parteikämpfe in dem parlamentarischen Staatsleben zurücktreten, dagegen das in den letzten Jahren gesunkene Ansehen Englands in den auswärtigen Dingen wieder gehoben werden. Die reservirte Haltung Frankreichs seit seinem großen unglücklichen Krieg mit Deutschland erleichterte dem alten Rivalen an der

Themse das ehrgeizige Streben. Die Regierung von Versailles konnte nicht verhindern, daß der Suez-Kanal, der hauptsächlich durch französische Kunst und Geschicklichkeit ins Leben gerufen worden, fast ausschließlich in die Gewalt Großbritanniens kam, indem der englische Minister-Präsident dem in Folge verschwenderischer Unternehmungen, ungeordneter Finanzwirthschaft und eines unglücklichen abessynischen Krieges in arge Bedrängniß, Schulden und Geldnoth gerathenen Khedive von Aegypten seine sämmtlichen Aktien abkaufte, ein politisches Handelsgeschäft, dem nachträglich das Parlament die Zustimmung Febr. 1876. gab und die ganze Nation Beifall zollte. In Frankreich fühlte man patriotische Beklemmungen über ein Ereigniß, wodurch nicht nur der englischen Marine die Wasserstraße nach Indien und Südasien gesichert ward, sondern auch die Herrschaft im Mittelmeer dem seemächtigen Albion zufallen mußte. Damit ist das alte Band zwischen Frankreich und dem Nillande zerschnitten und England schickt sich an, die Insel- und Küstenländer der gesammten Mediterraneischen Ostregion unter seinen Einfluß und seine Schutzherrschaft zu bringen. Wir werden bald erfahren, welche Früchte der orientalische Krieg dem klugen, reichen und seestarken Inselvolke einbrachte. Und noch einen weiteren Triumph bereitete Disraeli, im Jahre 1876 zum Lord Beaconsfield erhoben, dem britischen Stolze. Er setzte, wenn auch nicht ohne Widerspruch von Seiten der parlamentarischen Opposition und eines großen Theiles der Nation, die Bill durch, kraft deren die Köni- 23. März u. 3. April 1876. gin von England fortan auch den Titel Kaiserin von Indien führen solle, eine Rangerhöhung entsprechend den Würden der Herrscher von Deutschland, Rußland und Oesterreich.

Ueberhaupt bildet das indische Reich den Mittelpunkt der auswärtigen Afghanistan. Politik Englands; die Beziehungen zu Rußland und der Türkei werden vorzugsweise durch die Rücksichten und Hintergedanken auf die große mittelasiatische Ländergruppe bestimmt. Die zahlreiche mohammedanische Bevölkerung jener Ostwelt legt den Männern an der Themse die Nothwendigkeit auf, gegen den Padischa von Stambul, das Haupt der Islamischen Gläubigen mit schonender Fürsorge vorzugehen; und das stetige und consequente Vorrücken des moskowitischen Einflusses in Afghanistan ist geeignet, Englands Mißtrauen zu erregen und giebt der Regierung gegründeten Anlaß fortwährend auf ihrer Hut zu sein. Seit den großen an Siegen und Niederlagen reichen Kämpfen, welche die Engländer im Anfang der vierziger Jahre gegen die aufständischen Gildschi und die treulosen Beherrscher von Kabul, Kandahar und andern Städten und Landschaften Afghanistans zu führen hatten (S. 195 ff.), hatte ein friedlicheres und freundschaftlicheres Verhältniß Platz gegriffen. Dost Mohammed und sein Sohn Schir-Ali-Chan hatten mit unbotmäßigen und rebellischen Stammfürsten und trotzigen Lehnträgern so viel zu schaffen, daß sie weiteren Verwickelungen mit den englischen Großbeamten und Heerführern sorgfältig aus dem Wege gingen, zumal so lange diese die gierigen Hände der Emire mit Gold füllten, durch Jahrgelder sie

bei gutem Willen zu erhalten suchten. Diese inneren Kämpfe und Insurrectionen
29. Mai 1863. mehrten sich, als Dost Mohammed im höchsten Alter starb und sein von ihm zum Nachfolger ernannter Sohn **Schir-Ali-Chan** die Würde eines Emirs von Kabul antrat. Seine Brüder und Verwandten machten ihm die Herrschaft streitig und zogen mit bewaffneten Heerhaufen wider ihn zu Feld. Ganz Afghanistan wurde nunmehr von einem mehrjährigen wechselvollen Krieg erfüllt, der den Engländern eine schiedsrichterliche Autorität über die hadernden Häuptlinge verschaffte. Schir-Ali siegte endlich nach mehreren Treffen über seine Widersacher und Rivalen. Sein kräftigster Gegner, sein Neffe **Abdurrahman** zog sich nach Balkh-Turkestan zurück, während Schir-Ali mit Hülfe seines Sohnes Jakub von Herat in Kabul, Kandahar und dem übrigen Afghanistan
1868. die Herrschaft an sich brachte und die Würde eines Emir behauptete. Im folgenden Jahr wurde auch Abdurrahman von seinem Oheim und dessen General
Jan. 1869. Mohammed Rafik bei Ghasna aufs Haupt geschlagen und zur Flucht genöthigt. Er rettete sich auf britisches Gebiet, unermüdlich beflissen, dem Herrscher von Kabul allenthalben Feinde zu erwecken. Schir-Ali gebrauchte seine errungene Machtstellung zu inneren Reformen. Er suchte die Lehensverbände zu lockern, die Vasallen und Verbündeten zu Unterthanen zu machen und zur Heeresfolge zu zwingen. Dadurch reizte er die Anhänger der altnationalen Einrichtungen
1870—74. zum Widerstand, der neue Verwirrungen über das Land brachte. Selbst Schir-Ali's Sohn Jakub stand in den Reihen der Gegner. Die Engländer, die sich stets auf die Seite des Mächtigsten zu stellen bedacht sind, hatten mit Schir-Ali
März 1869. auf einer persönlichen Zusammenkunft desselben mit Lord Mayo, dem General-Gouverneur von Indien einen Freundschaftsbund geschlossen, der die Anerkennung des Emirs als Herrschers von Afghanistan besiegelte. Aber nach einigen Jahren merkten die englischen Herren, daß Schir-Ali mehr und mehr zu Rußland hinneigte, und daß der moskowitische Einfluß am Hofe zu Kabul, wo man den Engländern wegen ihrer früheren Parteinahme für die Rivalen Schir-Ali's tiefen Groll trug, das Uebergewicht erhielt. In der Hauptstadt wurde General Stoljetow, ein in den diplomatischen Verhältnissen Centralasiens wohl bewanderter Mann, an der Spitze einer zahlreichen russischen Gesandtschaft, mit ostentativem Entgegenkommen empfangen. Wir wissen, welche Fortschritte das Zarenreich in Turkestan, in dem Flußgebiete des Oxus gemacht hatte (S. 1140). Sollte nun die englische Regierung ruhig zuschauen, wie nach und nach auch Afghanistan in die Machtsphäre Rußlands gezogen, vielleicht ihre eigene Herrschaft am Indus bedroht würde? Es wurde daher an den Emir die Forderung gestellt, er solle auch einen britischen Gesandten, der zu seiner Sicherheit von einem großen bewaffneten Gefolge begleitet sein würde, in seiner Hauptstadt Kabul aufnehmen und residiren lassen. Der Afghanenfürst lehnte die Zumuthung ab und untersagte dem Gesandten, Lord Chamberlain, als er an der Grenze des Landes erschien, die Weiterreise. Diese Schmach konnte sich England nicht bieten lassen.

Es wurden im Parlament scharfe Reden geführt und da die Verhandlungen mit dem Emir und der diplomatische Notenwechsel mit dem Petersburger Cabinet nicht den erwünschten Erfolg hatten, besetzten die Engländer die Stadt Quetta am Eingang des nach Kandahar und Kabul führenden Bolanpasses und richteten an Schir-Ali ein Ultimatum, worin sie in scharfen Worten die Zulassung der Gesandtschaft verlangten. Zugleich ertheilte der Vicekönig Lytton den Anführern der westlichen Heere den Befehl, sich der drei Zugangspässe zu dem Land zu bemächtigen. Schon waren die englisch-indischen Truppen mitten im Winter bis Dschellalabad vorgerückt, als Schir-Ali, der fürchtete in das Abhängigkeitsverhältniß indischer Vasallenfürsten gezwungen zu werden, seine Hauptstadt verließ und sich auf russisches Gebiet flüchtete, die Regentschaft seinem Sohne Jakub, den er bisher in Gefangenschaft gehalten, übertragend. Er wandte sich an den General Kaufmann in Taschkend und dieser ließ eine Heerabtheilung in der Richtung von Merw vorrücken. Nun stand ein neuer Krieg vor der Thüre. Sollte aber Rußland, das so eben dem Berliner Congreß beigewohnt und zugestimmt hatte, den mühsam geschlossenen europäischen Frieden aufs Neue durch Unterstützung des asiatischen Fürsten gefährden? Es schien gerathen, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben, streitige Punkte nicht zu einer acuten Entscheidung zu drängen, nicht durch brüskes Vorgehen einen Kriegsfall zu veranlassen. Das Petersburger Cabinet überließ den flüchtigen Emir seinem Schicksal und meldete der Londoner Regierung, daß man die russische Gesandtschaft zurückgezogen habe. Im Londoner Parlament erhob sich unter der Führung Gladstone's eine scharfe Opposition gegen die unruhige „Kaiserpolitik" des Torministers Beaconsfield; dennoch beharrte der Lord auf seinem Vorhaben, der englischen Regierung in Afghanistan einen vorwiegenden Einfluß zu verschaffen. Nur wenn die Pässe in englischer Gewalt seien und in Kabul und den andern großen Städten Afghanistans britische Gesandten und Agenten in Sicherheit verkehren könnten, sei die Nordwestgrenze Indiens hinreichend geschützt. Das Glück begünstigte diese zugreifende Politik. Schir-Ali starb in seinem Zufluchtsort in der Nähe von Balkh, und sein Sohn und Erbe Jakub Khan hatte so viele Feinde und Widersacher, daß er nur mit Hülfe der Engländer des anarchischen Zustandes Meister zu werden hoffen konnte. Er begab sich daher mit mehreren höheren Würdenträgern und Familiengliedern nach Gandamak, wo sich das englische Hauptquartier befand, und schloß mit dem britischen Bevollmächtigten, Major Cavagnari einen Friedensvertrag ab, kraft dessen die drei nach dem afghanischen Bergland führenden Hochstraßen in dem Besitze der Engländer bleiben, in Kabul ein englischer Gesandter mit hinreichendem Gefolge residiren und in den andern Städten englische Agenten geduldet werden sollten; dafür wurde dem Emir eine jährliche Subsidie von 60,000 Pfd. St. garantirt. Darauf hielt Cavagnari als englischer Resident mit seinem Gefolge seinen Einzug in Kabul und wurde von Jakub Khan ehrenvoll em-

[Randnotizen: Englisch-afghanischer Krieg. — Decbr. 1878. — 21. Febr. 1879. — 26. Mai. — 24. Juli.]

pfangen. Aber einige Wochen nachher traf die Schreckensbotschaft in London ein, daß der Gesandte Cavagnari mit seiner aus siebenundsechzig Mann bestehen-
3. Septbr. 1879. den Begleitung von meuterischen Soldaten, denen sich das Stadtvolk angeschlossen, überfallen und ermordet worden sei, und im ganzen Lande Anarchie und Empörung herrsche. Der Emir selbst flüchtete sich in das Lager des Generals Baker, erklärte seinen Entschluß abzudanken und wurde dann nach Indien gebracht. Die Insurgenten erreichte bald die verdiente Strafe. General Roberts zog, nachdem er die afghanischen Truppen und die wilden Stämme der Gildschi
12. Octbr. (Ghilzais) in einem heißen Treffen überwunden, wieder in Kabul ein, besetzte die Citadelle Balahissar und ließ die Haupturheber und Rädelsführer des Aufruhrs am Galgen sterben, die aufständischen Landschaften mit Feuer und Schwert verwüsten. Aber dieses Schreckensregiment, zu dem sich die Besatzung ihrer eigenen Sicherheit wegen genöthigt sah, erzeugte neue Empörung. Erbittert über die Fremdherrschaft, die nach der Abdankung des Emirs dem Lande drohte, griffen die Afghanen abermals zu den Waffen und nöthigten den General
15. Decbr. Roberts die Stadt zu räumen und alle Truppen in dem verschanzten Lager von Schirpur zu concentriren. Hier wehrten sie die stürmenden Feinde so lange ab, bis General Gough mit Verstärkungen heranzog. Noch ehe diese eingetroffen waren, machte General Roberts einen energischen Ausfall und trieb die Insur-
24. Decbr. 1879. genten in wilde Flucht. Nun konnte Kabul wieder besetzt und neue Strafgerichte über die Schuldigen verhängt werden. Das Jahr 1880 fand die Engländer als die eigentlichen Herren Kabulistans; Abdurrahman, den sie als Emir einsetzten, war nur ein Geschöpf und Schützling der englischen Regierung. Sie verkannten aber die Schwierigkeit, ein streitbares, durch Kämpfe, Aufruhr und Anarchie verwildertes von treulosen Häuptlingen geleitetes Volk in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten. Im Juli 1880 wiederholten sich die Scenen des Aufruhrs, die in früheren Jahren die englisch-indischen Truppen in dem schwer zugänglichen Gebirgslande Afghanistan so oft in schlimme Lage gebracht. Durch einen Militäraufstand in Kandahar überrascht, gerieth die englische Besatzungsarmee durch den Rebellenhäuptling Ajub Khan in eine Bedrängniß, die an das Jahr 1839 erinnerte. Doch auch diese Gefahr wurde durch die Tapferkeit des englischen Heeres und durch die umsichtige Energie des Generals Roberts nach mehreren verlustvollen Kämpfen überwunden.

Das Capland und der Krieg mit den Zulukaffern. Auch das südliche Afrika behielt England unausgesetzt im Auge. Wie im Jahre 1874 im Kriege mit den Aschanti (S. 1144 ff.) das Colonialgebiet auf der
1877. Westküste erweitert und gesichert ward, so wurde drei Jahre später durch die Einverleibung des Transvaal-Freistaats, der sich des Angriffs der Kaffernstämme nur mühsam zu erwehren vermochte, in das britische Reich die Colonialherrschaft Englands im afrikanischen Süden ausgedehnt und dem Seehandel neue Absatzgebiete erschlossen. Zugleich erweiterte der amerikanische Afrika-Reisende Stanley, den Spuren Livingstone's folgend, durch seine wichtigen Ent-

deckungen im Innern die geographischen Kenntnisse der gebildeten Welt von dem großen noch so wenig erforschten Erdtheile. Aber auch hier sollte es nicht ohne verlustvolle Kämpfe abgehen. Lord Beaconsfield's aggressive „Kaiserpolitik" verfolgte den Plan: Ueberall, wo Englands Handelsinteressen es wünschenswerth machen, neue Niederlassungen zu gründen, schwächere Staaten zur Annahme der englischen Schutzherrschaft aufzufordern, aus der Weigerung einen Kriegsfall zu machen und dann die Vasallenschaft bis zur Annexion auszudehnen. Das Streben der Engländer, das schöne und fruchtbare Küstenland von Englisch-Natal bis zur Delagoabai mit dem Transvaalgebiet zu vereinigen, führte zu Grenzstreitigkeiten mit den Zulus, dem streitbarsten kräftigsten Stamme der auf ihre Nationalität und Unabhängigkeit stolzen Kaffern, und zu einem Kriege mit Cetewayo (Kschetawayo), dem Nachfolger des im Jahre 1872 verstorbenen Zulukönigs Pandu. Ein grausamer blutdürstiger Tyrann, der eine wohlbewaffnete Armee von 40,000 Mann um sich gesammelt und durch barbarische Disciplin in kriegstüchtigen Stand gesetzt hatte, war Cetewayo kein zu verachtender Gegner. Dennoch ließ sich Sir Bartle Frere in einen Kampf mit demselben ein, der durch die Unvorsichtigkeit und mangelhafte Führung des Befehlshabers den Engländern empfindliche Verluste brachte. Eine Heerabtheilung wurde bei Isandula am Tugelafluß in einen Hinterhalt gelockt und fast gänzlich auf- 22. Jan. 1879.
gerieben, Munition, Waffen, Schlachtvieh in großer Menge vom Feinde erbeutet; eine andere Heersäule unter Oberst Pearson wurde im Lager bei Ekowe eingeschlossen und hart bedrängt. Erst als Anfangs April beträchtliche Ver- April 1879
stärkungen aus England und Indien nach Afrika abgesandt wurden, gelang es dem Sir Garnet Wolseley, dem Besieger der Aschanti, den die englische Regierung zum Civil- und Militärgouverneur in Natal und Transvaal ernannt hatte, dem Krieg, gegen den sich im Parlament viele tadelnde Stimmen hatten vernehmen lassen, eine günstigere Wendung zu geben. Nach der Weisung des Obercommandanten rückte Lord Chelmsford von Neuem ins Feld. Wir wissen, daß Prinz Napoleon sich an dem Zuge betheiligte und bei einer Recognoscirung den Tod fand (S. 1227). Die Zulus erlitten bei Ulundi eine voll- 4. Juli.
ständige Niederlage; das Heer des Königs wurde zersprengt, mehrere Häuptlinge unterwarfen sich. Cetewayo selbst suchte mit einer Abtheilung seiner geschlagenen Armee Schutz in einem von Wald umgebenen militärischen Kraal oder Königsburg. Die Engländer verfolgten den Flüchtling und brachten ihn in solche Noth, daß er sich ergeben mußte. Er wurde als Gefangener in ein Fort der Capstadt 28. Aug.
gebracht und sorgfältig überwacht. Trotz alles Barbarischen, welches sein Aeußeres zeigte, war sein Benehmen ein königliches, stolzes und würdiges. Garnet Wolseley vollendete darauf mit Kraft und Umsicht die Pacification des Landes. Den Häuptlingen, unter welche das Land vertheilt war, wurden „Residenten" an die Seite gestellt, welche auf die Verwaltung einen starken Einfluß üben. Jede militärische Organisation so wie die Einfuhr von Feuerwaffen und

Munition sollte untersagt sein. Die holländischen Boers, welche Miene gemacht hatten, die Verlegenheit der Engländer zur Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit zu benutzen, wurden beruhigt, zwei aufständische Stämme in Transvaal überwunden und ihre Häuptlinge in Gefangenschaft geführt.

Niederlage des Torycabinets und Ministerium Gladstone.

Trotz dieses günstigen Ausganges war die öffentliche Meinung in England der ausgreifenden kostspieligen Kriegspolitik des Torycabinets abgeneigt. Eine scharfe Opposition trat im Parlament und in der Presse zu Tage. Daß man immer ins Weite schweife, während im Lande selbst in Folge einer schlechten Ernte, einer empfindlichen Geschäftsstockung in Handel und Industrie, einer drohenden unheimlichen Agrarbewegung in Irland, viele Wunden klafften, erzeugte Mißstimmung; auch wollte man finden, daß das Ministerium Beaconsfield der Königin allzusehr zu Willen sei, der Krone über die parlamentarische Tradition hinaus zu viele Einwirkung in den Gang des öffentlichen Lebens gestatte. Dem Leiter der Regierung entging die Opposition nicht; er beschloß das Unterhaus vor Ende der Legislaturperiode aufzulösen und neue Wahlen anzuordnen. Er hoffte die Nation würde dem Toryregiment, das so glänzende Erfolge nach Außen aufzuweisen hatte, aufs Neue ihr Vertrauen und ihre Anerkennung zuwenden. Allein Lord Beaconsfield erlebte den Verdruß und die Täuschung, daß die Mehrzahl der Gewählten aus Whigs, Liberalen und Radicalen bestand. Er erkannte daraus, daß seine Zeit vorüber sei und legte sein hohes Amt in die Hände der Königin nieder. Diese beauftragte darauf den alten Staatsmann Gladstone, das Haupt der Opposition gegen Lord Beaconsfield, ein neues Ministerium nach seinem Sinne zu bilden. Disraeli aber widmete sich wieder dem Dienste der Musen, der ihm in früheren Jahren so viele Erfolge eingetragen.

d. Die Schweiz und Italien.

Staats- und Kirchenpolitik nordwärts u. südwärts der Alpen. 1. Die Eidgenossenschaft.

Von dem Kampf der Staatsgewalt gegen die Hierarchie blieb fast kein europäisches Volk ganz verschont, wenngleich die Länder gemischter Confession den eigentlichen Kriegsschauplatz bildeten. Und so dauerten denn auch in der Schweiz die uns bereits aus früheren Blättern (S. 1164 ff.) bekannten klerikalen Händel fort. Die Eidgenossenschaft hat alle Ursache, bei dem Ausbau ihres politischen Lebens neben der Freiheit auch die Eintracht ins Auge zu fassen, da im Innern und von Außen Feinde lauern. Wie vor drei Jahrhunderten die Reformation Deutschland und die Schweiz zugleich ergriffen hatte, so nahm auch jetzt der Culturkampf einen gleichmäßigen Gang. Als der katholische Kirchengemeinderath

April 1875.

in Bern den Altkatholiken den Mitgebrauch der katholischen Pfarrkirche für ihre gottesdienstlichen Functionen gestattete, legten die Römischgesinnten Protest ein und mieden, da derselbe keinen Erfolg hatte, fortan das in ihren Augen entweihte Gotteshaus. Die ausgewiesenen jurassischen Geistlichen verlangten auf Grund der Bundesgesetze die Erlaubniß zur Rückkehr. Der Berner Regierungsrath

widersetzte sich ihrer Zulassung. Als er durch Beschluß des Bundesraths zur Novbr. 1875.
Aufhebung der „Pfaffensperre" sich genöthigt sah, suchte sich die Cantonalregierung durch ein neues „Cultuspolizeigesetz" gegen Ausschreitungen und Mißbräuche sicher zu stellen. Die Ultramontanen in der Schweiz, durch eine päpstliche Encyclica zur Erhaltung der Glaubenseinheit aufgemuntert, strengten alle Kräfte an, um die Einführung der Civilehe zu verhindern. Die bejahenden Stimmen errangen aber schließlich doch die Mehrheit. Auch Genf schritt auf der eingeschlagenen Bahn fort. Der Staatsrath wirkte durch gesetzliche Maßregeln den agitatorischen Umtrieben des ausgewiesenen Mermillod entgegen und der Große Rath hob die religiösen Körperschaften auf. Dagegen erlangten im Canton Tessin die Klerikalen die Oberhand, veränderten die Verfassung im ultramontanen Sinn und bedrückten ihre Gegner durch ein terroristisches Regiment. Sie beschlossen die Herstellung der auf den Aussterbeetat gesetzten drei Kapuzinerklöster in Lugano und zwei andern Orten und suchten durch ein künstliches Wahlgesetz sich für alle Zukunft die Herrschaft des Cantons zu sichern. Diese kirchliche Parteistellung warf ihre Streiflichter auch auf andere Gebiete des staatlichen Lebens. Als es sich darum handelte, das große Unternehmen der Gotthardtbahn, das in Stocken zu gerathen drohte, durch Nachbewilligungen in Gang zu halten, erhob sich ein heftiger Streit, der sich bis in das Jahr 1878 hineinzog, aber doch schließlich im Sinne der Bundesregierung entschieden ward. Uebrigens haben die Schweizer allerdings Ursache, mit dem Bau von Eisenbahnen vorsichtiger und rückhaltender zu Werke zu gehen, als in den letzten Jahren, da durch unüberlegte und verfehlte Unternehmungen große Verluste im öffentlichen wie im Privatvermögen eingetreten sind. Das Jahr 1879 brachte manche schwierige Frage zur Entscheidung vor den eidgenössischen Bundesrath: bald galt es dem Drängen der Demokraten auf Einführung und Ausdehnung des Referendums, wonach alle wichtigen Gesetze und Beschlüsse der beiden Räthe einer endgültigen Volksabstimmung unterliegen sollen, entgegenzutreten, bald den Beschwerden auswärtiger Staaten über revolutionäre Ausschreitungen politischer Flüchtlinge durch eine agitatorische Presse und conspiratorische Umtriebe gerecht zu werden; bald erzeugte der Streit über die Wiedereinführung der gerichtlichen Todesstrafe, über retrograde und radicale Tendenzen innerhalb der Kirche, über die Reform des Bankgesetzes neue Parteikämpfe in der Eidgenossenschaft, die ihre Wellenschläge noch in das Jahr 1880 hineinwarfen. In Tessin erreichte der Fanatismus der Ultramontanen eine Höhe, daß Tumulte und Mordanfälle die öffentliche Sicherheit und das staatliche Zusammenleben gefährdeten und daß in dem vielgenannten „Stabioprozeß" ein oberstes Bundesgericht gegen cantonale Justizvergewaltigung einschreiten mußte.

(Margin: 23. März 1875. — 23. Mai. — August. — Septbr.)

In Italien wurde das öffentliche Leben in derselben constitutionell-monarchischen Weise fortgeführt, wie es uns in früheren Blättern entgegengetreten ist. 2. Italien.
Das Ministerium Minghetti, das seit Juli 1873 das Staatsruder lenkte,

stützte sich hauptsächlich auf die Consorteria, eine den deutschen Nationalliberalen entsprechende Mittelpartei, welche bei der Theilnahmlosigkeit der Ultramontanen für das politische Leben Italiens in der gesetzgebenden Versammlung auf Montecitorio mehrere Jahre hindurch in der Majorität war. Aber durch innere Spaltungen, die mehr in persönlichen Motiven und individuellen Interessen als in prinzipiellen Gegensätzen ihren Ursprung hatten, verlor diese Partei allmählich das Uebergewicht, so daß das Ministerium Minghetti, als es bei einer Steuerfrage durch die Coalition der gegnerischen Fractionen nicht die Stimmenmehrheit
18. März 1876. erlangte, seine Entlassung nahm, worauf der König ein neues Cabinet aus Mitgliedern der Opposition bildete. So kamen die Führer der Linken Depretis
November. und der Neapolitaner Nicotera an das Regiment. Die Kammer wurde aufgelöst. In dem neugewählten Abgeordnetenhaus war die Mehrheit dem fortschrittlichen Ministerium zugethan. Wie in Deutschland suchte auch in Italien die Staatsregierung den Einfluß der Hierarchie zu schwächen. Ein Gesetz über „die Mißbräuche der Cultusbeamten in Ausübung ihres Amtes" wurde nach langen erregten Kammerverhandlungen schließlich durch die Anhänger der Doctrin
7. Mai 1877. von der freien Kirche im freien Staat zu Falle gebracht; um so eifriger schritt man in dem Bestreben fort, den Schulunterricht zu verbessern, ihn von der Geistlichkeit zu emancipiren und zu dem Zweck einen Theil des Vermögens der Pfarreien und Brüderschaften dem Staate und den Gemeinden zuzuweisen. Aber bei aller Anerkennung der Fortschritte, die das italienische Staatsleben in der Entwickelung der constitutionell-monarchischen Grundlagen seit seiner nationalen Einigung gemacht hat, fühlt man doch, daß es innerhalb des Rahmens seiner Verfassungsformen an bedeutenden Gestalten und großen Gedanken fehlt, daß sehr oft kleinliche Parteikämpfe ohne höhere practische Ziele das öffentliche Leben ausfüllen. Nur die Treue und Hingebung des Volkes an den Re galantuomo, den Schöpfer und Vollender des einheitlichen Königreichs Italien, blieb sich immer gleich. Mochten immerhin die gesetzgebenden Gewalten die monarchischen Machtbefugnisse auf ein geringes Maß herabsetzen; im Herzen des Volkes stand der Name des Königs stets in strahlendem Glanze. Dies trat besonders am
9. Jan. 1878. Tage, als Victor Emanuel nach kurzer heftiger Krankheit zu seinen Vätern berufen
17. Jan. ward. Sein Leichenbegängniß gestaltete sich zu einem nationalen Trauerfest. Kurz
Febr. 1878. nachher folgte ihm Papst Pius IX., dem er die weltliche Herrschaft entrissen, den er aber stets eine kindliche Ehrfurcht im Herzen bewahrt hatte, ins Grab nach.

Italien unter König Humbert. Der neue König Humbert war der Erbe der väterlichen Krone und Volksgunst, sowie des redlichen Willens und Bestrebens, die Verfassung und die Grundrechte der Nation heilig zu halten. Wohl schlug auch in der apenninischen Halbinsel, der alten Heimath der Geheimbünde und Complotte, die Socialdemokratie ihre Werkstätte auf und bedrohte mit ihren Umsturzplänen die monarchische und gesellschaftliche Ordnung. Eine allgemeine Entrüstung trat
17. Novbr. 1878. hervor, als sich die Schreckensbotschaft verbreitete, der König sei auf der

Reise durch die Provinzen seines Reiches von einem ruchlosen Neapolitaner Namens Passanante in seinem Wagen in mörderischer Absicht angefallen und sein Minister Cairoli verwundet worden. Aber wie sehr auch immer die öffentlichen Kundgebungen die Anhänglichkeit des Volkes für die constitutionelle Monarchie bethätigten, so lassen sich doch nicht die Symptome gesellschaftlicher Schäden und Gebrechen verkennen, die bei dem unruhigen leidenschaftlichen Temperamente des Südländers leicht zu gefährlichen Ausschreitungen führen können. Es wäre daher viel rathsamer, wenn sich der besonnene Theil der Bevölkerung mit der Regierung und den gesetzgebenden Gewalten zu gemeinsamen Anstrengungen wider die inneren Feinde der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung vereinigte, die wühlerischen und unbotmäßigen Elemente mit wuchtiger Hand niederdrückte, als daß die Menge immer mehr ins Weite auszuschreiten Miene machte, von neuen Annexionen träumte, die Losung von Rückeroberung der »Italia irredenta«, des noch unter fremder Herrschaft lebenden italienischen Volkes in Triest und im Trentino in die Welt schleuderte, gleichsam als wenn dem Apenninenlande vom Schicksal das Vorrecht beschieden wäre, bei jeder kriegerischen Bewegung einen Landzuwachs zu erhalten, selbst ohne Opfer und Kraftaufwand von eigener Seite! Bei der schwierigen Finanzlage, welche jedes Jahr einen beträchtlichen Ausfall der Einnahmen gegen die Ausgaben herausstellte und drückende Steuern, wie die Mahlsteuer, und einen Zwangscurs der Staatspapiere nothwendig machte, bei den Excessen und republicanischen Volksdemonstrationen, die bei Gelegenheit der Verurtheilung des Königsmörders Passanante in verschiedenen Städten zu Tage März 1879. traten, obwohl der König die von dem Schwurgericht verhängte Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit umwandelte, bei der öffentlichen Unsicherheit in Unteritalien und Sicilien hätte die italienische Regierung und Gesetzgebung alle Ursache, auf den inneren Ausbau des noch so jungen monarchischen Rechtsstaats ihre ganze Sorgfalt zu richten. So aber liegen Parteien und Fractionen fortwährend mit einander in Streit und Ministerwechsel oft mit Kammerauflösungen im Gefolge gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Ein solcher Fall trat auch wieder im Juli ein, als Regierung und Abgeordnetenhaus über die Aufhebung der Mahlsteuer und Ersetzung derselben durch andere Steuerarten mit einander in Hader geriethen. Die Flugschrift Italicae res von dem österreichischen Oberst Haymerle, dessen Bruder um dieselbe Zeit zum Nachfolger Andrassy's ernannt worden war, suchte darzuthun, daß es für Italien die zweckmäßigste Aug. 1879. Politik sei, mit Oesterreich gute Beziehungen zu unterhalten und die Agitationen der Irredenta so wie die Rivalität mit dem Kaiserstaat an der Ostküste der Adria aufzugeben; aber der Rath fand keine gute Aufnahme. Nach wie vor ist man in Rom bestrebt, sich eine größere Bedeutung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zu verschaffen, unter den europäischen Großmächten eine Stellung zu behaupten. Die „demokratische Liga" unter Garibaldi's Führung war ein Hebel

und Sporn für diese ausgreifende Politik, untergrub aber zugleich die monarchische Autorität im Innern.

Der Vatican. Die andere Großmacht in Rom, der heilige Vater im Vatican beharrte in der alten Opposition gegenüber der weltlichen Regierung, welche dem Papstthum das Erbe des Apostelfürsten Petrus und die ewige Stadt entrissen. Doch wollte man aus einigen Symptomen erkennen, daß Leo XIII. einer Annäherung zwischen den Päpstlichen und Staatskatholiken nicht ganz abhold sei. Wenigstens sollte den Gläubigen eine Betheiligung an den Wahlen nicht länger verwehrt sein. Um so abweisender verhielt sich die Curie gegen die auswärtigen Staaten. Sowohl in Deutschland als in Frankreich stellte sie sich auf die Seite der klerikalen Ultra's, und in Belgien beobachtete der Papst in dem Streite zwischen der Hierarchie und dem Ministerium über die Schulreform und Schulaufsicht eine so zweideutige Haltung, daß man in Brüssel die Abberufung des belgischen Gesandten bei dem Vatican beschloß. Auch in den inneren Angelegenheiten der Kirche verschmähte Leo XIII. jedes Zugeständniß an den liberalen Zeitgeist. Er sprach seinen Unwillen aus über die Errichtung protestantischer Schulen in Rom, empfahl in einer 11. Aug. 1879. Encyclica die Philosophie des heiligen Thomas von Aquino als Grundlage der wissenschaftlich-theologischen Studien und ließ eine neue Prachtausgabe dieses Vaters des scholastischen Kirchengebäudes in Vorbereitung nehmen.

e. Spanien.

Das constitutionelle Königthum und die Cultusfreiheit. Das wichtigste Anliegen des neuen Monarchen Alfonso, mit dessen Thronerhebung das Jahr 1874 geschlossen hatte (S. 1179), war die Beendigung des Carlistenkrieges. Denn so lange der Prätendent, der außer Biscaya und Navarra einen großen Theil der Landschaften im Norden des Ebro mit der Bergfestung Seo de Urgel in seiner Gewalt hatte, seine agitatorischen Wühlereien in der aufgeregten Nation fortsetzte und, von den Papisten und Reactionären aller Länder unterstützt, vom biscayischen Golf bis in die Nähe des Mittelmeeres beträchtliche Streitkräfte in festen Stellungen zu unterhalten vermochte, war die Aufrichtung eines gesicherten Regiments und eines in gesetzlichen Formen sich bewegenden Staatslebens nicht möglich. Daher blieb auch Spanien das ganze Jahr hindurch ein Tummelplatz der Parteiung und leidenschaftlicher Bestrebungen, die selten dem Fortschritt und der freiheitlichen Entwickelung, häufiger den klerikalen und absolutistischen Anschauungen zu gut kamen. Damit nicht der Papst sich offen für den Carlismus erkläre und dadurch den Prätendenten in seinem Widerstand ermuthige, zeigten sich der König und seine moderatistischen Minister den römischen Ansprüchen sehr entgegenkommend: die für den Unterhalt der Bischöfe und der Geistlichkeit ausgesetzte Summe wurde auf das Zehnfache erhöht; die vor kurzem entstandenen protestantischen Schulen und Bethäuser wurden theils geschlossen, theils durch beschränkende Verordnungen in

jedem fruchtbaren Wirken gehemmt; die Lehrfreiheit wurde aufgehoben, Professoren von antiklerikaler Richtung verwiesen oder in Haft genommen, der Unterricht unter bischöfliche Aufsicht gestellt; ein päpstlicher Nuntius, Cardinal Simeoni, kam nach Madrid, um über die Herstellung des Concordats vom Jahre 1851 zu verhandeln, und richtete ein Rundschreiben an die spanischen Bischöfe ohne, wie das Gesetz es verlangte, die königliche Erlaubniß einzuholen. Mit der Abschließung eines Concordats hätte dann auch die gesetzlich anerkannte Glaubensfreiheit ihr Ende finden müssen. Aber durch den Carlistenkrieg und die unter dünner Decke lauernden Dämonen revolutionärer Erregung waren der Regierung die Hände gebunden. Ein absolutistisch-klerikales System, wie es in alten Tagen in Spanien bestanden, widerstrebte dem Zeitgeiste. Man mußte sich zu der Wiederherstellung einer Verfassuug und der Einberufung der Cortes entschließen. Damit war die Rückkehr zur katholischen Monarchie früherer Zeiten abgeschnitten. Schon die Notablenversammlung, aus ehemaligen Senatoren zusammengesetzt, welche die Grundzüge der künftigen Verfassung entwerfen sollte, beharrte in ihrer Mehrheit bei dem Grundsatz der Glaubens- und Cultusfreiheit: ein Beschluß, der, verbunden mit der Annahme des allgemeinen Stimm- Juli 1875.
rechts bei den Corteswahlen, den Rücktritt einiger reactionären Minister zur Folge hatte; und als im nächsten Jahre das Repräsentativsystem mit einer in Senat und Abgeordnetenhaus getheilten Nationalvertretung wieder ins Leben gerufen ward, mußte auch Spanien sich den Prinzipien des modernen Staats fügen, womit der kirchliche und politische Absolutismus unvereinbar ist. Nach langen Debatten in der größtentheils regierungsfreundlich gesinnten Cortesversammlung wurde Ende Juni 1876 der elfte Artikel, der auch Nichtkatholiken Juni 1876.
eine, wenngleich beschränkte Duldung zusicherte, in die Verfassung aufgenommen, obwohl der Papst in einem Breve an den Erzbischof von Toledo dagegen protestirte. Aber es zeigte sich bald, daß der Toleranzartikel nur ein Schein war, womit Canovas del Castillo die öffentliche Meinung in Europa beschwichtigen wollte. Die Regierung sah durch die Finger, wenn die Bischöfe, wie der von Menorca, unterstützt von dem Fanatismus des Volkes, den Protestanten alle möglichen Hindernisse in den Weg legten.

Doch erlitt auch in Spanien der Ultramontanismus eine empfindliche Beendigung des Carlistenkriegs.
Niederlage durch die endliche Besiegung der Carlistenbanden. Der Krieg, der unter den Augen des jungen Königs Anfangs mit der Einnahme von Pampelona erfolgreich begonnen, dann aber durch die Ueberrumpelung und Niederlage der königlichen Truppen bei Lucar wieder eine ungünstige Wendung Anf. Febr. 1875.
genommen hatte, kam erst im Laufe des Sommers durch das Zusammenwirken der catalonischen Armee unter Martinez Campos und der Centrumsarmee unter Jovellar in bessern Gang. Nachdem der Carlistengeneral Dorregaray in mehreren Gefechten überwunden und über den Ebro geworfen, das feste Cantavieja mit einer Besatzung von 2500 Mann gefallen und einige andere Forts 8. Juli.

zur Uebergabe gezwungen waren, wurden Catalonien und Valencia von den Insurgenten gesäubert und endlich der Feind in seinen letzten Stellungen bedrängt. Die Festungen Seo de Urgel und Vittoria mußten capituliren; mehrere Carlistenführer wurden von ihrem mißtrauischen „König" Carlos als Verräther ins Gefängniß geworfen, andere, wie Cabrera, gingen zu den Alfonsisten über, wodurch der alte Guerillaheld nach so vielen Wechselfällen und Verbannungsjahren wenigstens das Loos erlangte, in seinem Vaterlande sterben zu können. Die Insurgentenschaaren verliefen sich in die Berge oder legten die Waffen nieder. Endlich wurde auch die Festung Estella, der starke Stützpunkt der Carlisten, durch General Primo de Rivera zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gezwungen und damit der ganzen Insurrection in Nordspanien ein Ende be-
19. Jan. 1876. reitet. Don Carlos überschritt mit dem Reste seiner Anhänger die französische Grenze, wo man sie entwaffnete und internirte. Der Prätendent begab sich nach England. Sein Bruder Alfonso, der sich schon vor mehreren Monaten vom Heere getrennt hatte, nahm seinen Aufenthalt in Graz, von der Madrider Regierung wegen Brand, Mord und anderer Verbrechen steckbrieflich verfolgt, und darum von der Grazer Studentenschaft in einem Tumulte insultirt. Diesen Ausgang nahm der pyrenäische Bürgerkrieg, nachdem er vier Jahre lang das Land mit Gräueln bedeckt und das innerste Mark des Volkes verzehrt hatte. Er hinterließ eine traurige Erbschaft: eine zerrüttete Finanzlage und eine Creditlosigkeit, die den Staat dem Bankerott nahe geführt haben, eine schwache Regierung ohne Macht und Autorität und eine von Factionen zerrissene, in ihren Grundfesten erschütterte und sittlich verwilderte Nation. Der Feuerheerd dieser carlistischen Wühlereien waren von jeher die baskischen Provinzen und Navarra, die, wie uns bekannt, weitgehende autonome Rechte und Freiheiten, die sogenannten Fueros besaßen, kraft deren sie vom Dienst im Reichsheere befreit und an den Staatslasten weniger betheiligt waren. Es konnte daher nur als gerecht erscheinen, wenn das neue Regiment und die Cortes diese Ausnahmsstellungen auszugleichen suchten.

König Alfonso. Mehr und mehr befestigte sich nunmehr die monarchische Ordnung in Spanien, so daß selbst die beiden ehemaligen Königinnen Christine und Isabella aus dem Exil wieder in das pyrenäische Heimathland zurückzukehren wagten.
23. Jan. 1878. Im Januar 1878 feierte König Alfonso seine Vermählung mit der Infantin Maria Mercedes de Orleans, der Tochter des Herzogs von Montpensier, bei welcher Gelegenheit Madrid acht Tage lang in einem Freudenrausche taumelte über die Festlichkeiten, die dem Volke in altspanischer Weise, selbst mit Stierge-
15. Febr. fechten, vorgeführt wurden. Im nächsten Monat wurden die Cortes eröffnet und in der Thronrede mit Befriedigung die Beendigung des Aufstandes auf Cuba gemeldet. Aber schon im Juni wurde die junge liebenswürdige Königin durch
26. Juni. einen schnellen Tod unerwartet dahingerafft zur großen Trauer des Landes.
August 1878. Einige Wochen nachher starb die ehemalige Königin Christine, die in der spani-

schen Geschichte eine so verderbliche Rolle gespielt hat. Auch im Jahre 1879 ist ein finsterer Geist durch das Haus der spanischen Bourbonen gezogen und hat zwei blühende Existenzen neben dem jungen König Alfons XII. weggerafft. Am 28. April starb in Sevilla die Prinzessin Christine von Montpensier, April 1879. Schwester der Königin, und am 5. August zu Escoriaza die Infantin Maria del August. Pilar, Schwester des Königs. In Folge dieser Trauerfälle verzögerte sich die Wiedervermählung Alfonso's. Erst im November schloß der König seine zweite 25. Novbr. Ehe mit der Erzherzogin Marie Christine von Oesterreich, wobei die vornehme Welt in Madrid sich abermals an Festlichkeiten aller Art und an den altnationalen Stiergefechten ergötzen durfte, ein auffallender Contrast gegenüber der allgemeinen Niedergeschlagenheit wegen der Verluste und Unglücksfälle, welche durch Regengüsse und Ueberschwemmungen, wie sie seit Menschengedenken nicht eingetreten, über verschiedene Theile des Königreiches, besonders die Provinz Murcia gebracht worden und öffentliche Unterstützung nothwendig machten. Daß in der pyrenäischen Halbinsel, trotz der Bewältigung der Carlistenbanden und der Herstellung der constitutionellen Monarchie, die revolutionären Geister noch nicht ganz gebändigt sind und daß insbesondere die socialistischen Umsturzideen auch dort Verbreitung gefunden haben, geht aus den föderalistisch-republicanischen Bewegungen an einzelnen Orten hervor, die nur mit Anwendung von Militärgewalt unterdrückt werden konnten, und geht vor Allem hervor aus dem Mordversuch des Cataloniers Juan Oliva y Moncasi, der auf den an der Spitze seines Stabes nach dem Palast in Madrid reitenden Monarchen einen Pistolenschuß abfeuerte. Von dem Gerichte zum Tode verurtheilt endete der Hochver- 25. Octbr. 1878. räther zu Anfang des nächsten Jahres auf dem Schaffot. Um dieselbe Zeit schied Jan. 1879. in dem hohen Alter von 87 Jahren ein Mann aus dem Leben, der in den tief- 9. Jan. 1879. bewegten Jahren der geschichtlichen Vergangenheit Spaniens in hervorragender Weise in die öffentlichen Dinge verflochten war: Espartero, Herzog von Vittoria, der vom jüngsten Sohne einer kinderreichen Handwerkerfamilie aus der Mancha bis in die Nähe des Thrones aufgestiegen war und in die Geschicke seines Vaterlandes mehrmals entscheidend eingegriffen hatte. Auch die folgenden Monate des Jahres 1879 brachten manche Vorfälle zu Tage, die als bedenkliche Symptome der Volksstimmung gelten konnten. Die Revolution auf Cuba, deren Beendigung die Thronrede im vorigen Jahre verkündigt, hatte noch Nachwehen, die sich durch das ganze Jahr 1879 hinzogen, die Absendung neuer Truppen nothwendig machten und einen Wechsel im Ministerium zur Folge hatten. Bald nach den Hochzeitsfeierlichkeiten reichte Martinez Campos, der im März mit dem Ruhme eines Pacificators von Cuba an die Spitze der Regierung getreten war, seine Entlassung ein, weil er bei den Cortes seine Colonial- 7. Decbr. politik nicht durchzusetzen vermochte, welche auf sofortige Abschaffung der Sclaverei, auf Aenderung des für den Inselstaat so nachtheiligen Zollsystems und auf Anerkennung der cubanischen Schuld durch das Mutterland hinauslief. Der

König nahm die Entlassung an und übertrug die Bildung eines neuen Cabinets dem früheren Ministerpräsidenten Canovas del Castillo. Der Wechsel wurde als ein Einlenken in retrograde Bahnen aufgefaßt und erzeugte eine große Aufregung in Madrid und im ganzen Lande. Castelar hatte schon früher ein demokratisches Manifest erlassen, worin er die rückhaltlose Umkehr zu der Verfassung von 1869, zu der Freiheit des Glaubensbekenntnisses, der Presse, des Unterrichts, der Vereine und Versammlungen verlangte. Jetzt wurden diese Forderungen in energischeren, ja drohenden Worten wiederholt; mehrere Generale reichten ihre Entlassung ein, um ihre Sympathien für General Campos zu beweisen; ein neues Attentat erschreckte die Welt. 30. Decbr. 1879. Als das Königspaar in einem offenen Wagen von einer Spazierfahrt nach dem Palaste zurückkehrte, feuerte ein junger Mann, Franzisco Otero Gonzalez aus Galizien, aus einer zweiläufigen Pistole ganz aus der Nähe zwei Schüsse ab, welche jedoch glücklicherweise weder den Monarchen noch die Königin verletzten. Der Thäter wurde ergriffen und in Haft gebracht. Alle diese Zeichen der Zeit deuten auf ein bewegtes Staats- und Volksleben, das nur mühsam in den Schranken des Gesetzes und der monarchischen Ordnung gehalten werden kann.

3. Der orientalische Krieg und Rußland.

Die Zustände in der europäischen Türkei.

In Zeiten kriegerischer Actionen, wobei es sich um die Geschicke von Staaten und Völkern handelt, ist das Interesse und die Aufmerksamkeit auch solcher Länder, die nicht unmittelbar betheiligt sind, nach dem Schauplatz gerichtet, wo Lebensfragen durch das Schwert gelöst, Völkerschicksale auf dem Schlachtfelde entschieden werden. Dann werden die eigenen häuslichen Anliegen mehr in den Hintergrund gedrängt. Dieser Fall trat in den letzten vier Jahren ein, während welcher man sich abmühte, die orientalischen Wirren zu ordnen. Das Dreikaiserbündniß war hauptsächlich mit Rücksicht auf die wachsende Zerrüttung in der europäischen Türkei geschlossen worden. Sein nächster Zweck sollte die Erhaltung des Friedens in der Balkanhalbinsel sein. Aber unter dieser Decke lagen Nebenabsichten verborgen. Oesterreich und Deutschland hofften den russischen Kaiser moralisch zu binden, daß er den panslavistischen Tendenzen, die in Uebereinstimmung mit der altmoskowitischen traditionellen Politik die verwandten Volksstämme an der Niederdonau in das russische Weltreich einzufügen trachteten, widerstrebe; während man in Petersburg und Moskau die stille Ansicht hegte, die beiden verbündeten Großmächte würden der Begehrlichkeit und geheimen Ausdehnungspolitik des Zarenreiches Nachdruck verleihen. So begann denn ein diplomatisches Versteckspiel, das schon im Jahre 1875 zugleich mit den Volksaufständen in Bosnien und der Herzegowina seinen Anfang nahm und in den folgenden Jahren mit den sich mehrenden Verwickelungen in dem peninsularischen Völkerconglomerat immer weitere Dimensionen gewann, bis endlich durch das

Hinzutreten kriegerischer Ereignisse die diplomatischen Gänge sich zu einem politischen Weltdrama steigerten. Der kleine Funken in dem „Bischen Herzegowina" entzündete sich zu einer Feuersbrunst, welche die ganze europäische Türkei in Flammen setzte. Seit dem Pariser Frieden ging das Osmanische Reich mehr und mehr seinem Verfall entgegen (S. 692 ff). Die Unfähigkeit der Pforte, im Lande eine feste Rechtsordnung zu schaffen und eine obrigkeitliche Autorität zu begründen, sowie die zunehmende Zerrüttung des türkischen Reiches in Folge der unsinnigen Verschwendung des Sultans und der Mißwirthschaft in den Provinzen wurden von Rußland benutzt, den trennenden Keil immer weiter in die Völker- und Staatengruppe einzutreiben, welche südwärts der Donau zwischen der Adria im Westen und dem schwarzen und ägeischen Meer im Osten hingelagert ist. Die tiefe Kluft zwischen den mohammedanischen Gutsherren, deren Vorfahren einst durch den Uebertritt zum Islam sich den Besitz ihrer Güter erhalten, und der christlichen Bevölkerung, die in einem Verhältniß der Dienstbarkeit mit hohem Pachtzins kümmerlich dahinlebt, bot eine natürliche Handhabe zu agitatorischer Aufstachelung. Bald wurden die religiösen Leidenschaften angefacht, bald der Racenhaß geschürt und das Bewußtsein der slavischen Blutsverwandtschaft geschärft. Dem russischen Nationalstolz war es unerträglich, daß in den fünfziger Jahren die aggressive Politik des Moskowiterreichs durch die Westmächte zurückgewiesen worden. Schon während des deutsch-französischen Krieges hatte die Petersburger Regierung einen Theil der Fesseln abgestreift und der russischen Schifffahrt das schwarze Meer wieder geöffnet (S. 721). Nun boten innere Aufstände, wozu die christlichen Unterthanen durch die unerhörte Tyrannei und arge Willkürhandlungen der herrschenden Mohammedaner fortgerissen wurden, neuen Anlaß zu Einmischungen, zu Aufreizungen, zur Wiederaufnahme der alten Vergrößerungsgelüste und Eroberungspläne. Lag schon im Verhältniß der dienst- und zinsbaren Christen zu den mohammedanischen Gutsherren, die doch meistens gleicher Sprache und gleichen Stammes waren, ein Zündstoff verborgen, der leicht zum Aufruhr entfacht werden konnte, so verschlimmerte sich die Lage noch, als die Finanznoth in Constantinopel derartig stieg, daß ein verdeckter Staatsbankerott ausbrach, indem die Zinsen der öffentlichen Schuld nur zur Hälfte bezahlt werden konnten und die türkischen Statthalter und Beamten in den Provinzen sich gezwungen sahen, die zum Staatshaushalt erforderlichen Geldsummen nebst dem Lohn für die eigene Mühwaltung durch Druck und Erpressung aufzubringen. Denn auch ihre eigene Besoldung und der Unterhalt der Truppen konnten nur durch Zwangsmittel beschafft werden. Das System der Regierung, die Steuern und Zehnten zu verpachten, gab die Unterthanen der willkürlichsten Uebervortheilung und Mißhandlung von Seiten der Steuerpächter und der habgierigen Einnehmer preis.

Die unerträgliche Lage führte zuerst in der Herzegowina und dann in Bosnien zu bewaffneten Volksaufständen. Die Frauen, Kinder und Greise flüchteten

Insurrectionen u. Pacificationsversuche. Juli 1875.

mit ihrem Vieh und ihren Habseligkeiten auf österreichisches und montenegrinisches Gebiet, während die Männer und Jünglinge in die Wälder zogen und gegen die türkischen Truppen, mit denen Mukhtar Pascha, ein natürlicher Sohn des Sultans Abdul Aziz, heranzog, einen Bandenkrieg eröffneten. Die Versicherung des Befehlshabers, in einigen Monaten fertig zu werden, erwies sich als eine Prahlerei. Der günstige Moment, wo durch rasches und kräftiges Einschreiten der Aufstand im Keime erstickt werden konnte, war durch die Trägheit und Indolenz der Türken versäumt worden. Die Insurgentenschaaren wurden durch Freiwillige aus Serbien und Montenegro verstärkt und nahmen in den Pässen und Schluchten feste Stellungen. Auf Anregung Oesterreichs, dessen Grenzlande durch die Tausende von Flüchtlingen schwer in Mitleidenschaft gezogen waren, versuchten die Mächte, die einst den Pariser Frieden unterzeichnet, die Türkei in das „europäische Concert" aufgenommen und damit gewissermaßen unter die Vormundschaft Europa's gestellt hatten, eine Vermittelung. Eine consularische Deputation setzte sich sowohl mit den türkischen Behörden als mit den Insurgentenführern ins Benehmen. Den letzteren wurde erklärt, daß sie jeder Hoffnung auf den Beistand irgend einer christlichen Macht sich entschlagen müßten, und ihnen der Rath ertheilt, dem von der Pforte ernannten Bevollmächtigten Server Pascha in Mostar ihre Beschwerden vorzutragen; der Ottomanischen Regierung ward die Abstellung der Mißbräuche und die Nothwendigkeit von Reformen empfohlen. Die Vermittelung hatte keinen Erfolg. Die Insurgenten, aus Erfahrung belehrt, daß die in Constantinopel gemachten Versprechungen stets unerfüllt blieben, konnten kein Vertrauen fassen zu den durch mehrere Ausschreiben und durch einen groß-
2. und 23. Octbr. und 12. Decbr. 1875. herrlichen Ferman in Aussicht gestellten weitgreifenden Reformen, sowohl in der rechtlichen Gleichstellung aller Unterthanen als in der gesammten Verwaltung, wenn nicht von den Mächten selbst für die wirkliche Erfüllung Bürgschaft geleistet würde. Sie kannten die Taktik der Pforte, durch schimmernde Verheißungen jeder äußern Einmischung, jedem diplomatischen Zwang vorzubeugen. Mittlerweile waren die drei Ostmächte Oesterreich, Rußland und Deutschland übereingekommen, um dem Aufstande Einhalt zu thun und die Bewohner der europäischen Türkei aus der unerträglichen rechtlosen Lage zu befreien, der Ottomanischen Regierung einen vom Grafen Andrassy ausgearbeiteten Entwurf zu unterbreiten mit Vorschlägen, wie den Mißständen abzuhelfen, die Lage der christlichen Unterthanen in der europäischen Türkei zu bessern sei. Dieser Andrassy'schen Note, in Betreff der zur „Pacification" der Balkanländer nothwendig befundenen „Verwaltungsreformen" gaben auch Frankreich und Italien ihre Zustimmung. Nur England verhielt sich noch zuwartend. In London fürchtete man, Rußland suche eine Gelegenheit, als Schutzmacht der slavischen Christen die Herrschaft des Halbmondes zu brechen, die Türken nach Asien zu werfen und sich des Bosporus und der Hauptstadt Constantinopel zu bemächtigen.

So verging der Winter unter Feindseligkeiten zwischen den Osmanen und den Aufständischen, während die politische Aufregung die ganze Halbinsel ergriff und einen allgemeinen Racen- und Religionskrieg ankündigte, die europäische Diplomatie aber, vor Allem die österreichische und englische, am goldenen Horn durch Rathschläge für Verständigung und friedliche Ausgleichung vermittelst zeitgemäßer Reformen zu wirken sich abmühte. Endlich stimmte auch England der Andrassy'schen Note bei, so daß dieselbe Ende Januar 1876 durch den österreichischen Botschafter Grafen Zichy dem Minister des Auswärtigen Raschid Pascha übergeben werden konnte. Wie widerwillig auch die Pforte die fremde Einmischung in ihre häuslichen Angelegenheiten aufnahm, die Forderungen von ganz Europa, den Rajahs ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen, konnten nicht abgelehnt werden. Nach einem von dem Großwesier Mahmud Pascha abgehaltenen Ministerrathe wurde den Botschaftern erklärt, daß man die von den Großmächten ausgehenden Reformvorschläge in Betreff der Gleichberechtigung der christlichen Bevölkerung mit den Mohammedanern, der Abschaffung der Steuerverpachtung, Besserung der wirthschaftlichen Lage der Landbevölkerung u. A. m. annehme, und ein Manifest (Irade) erlassen, welches den Aufständischen Amnestie, den Ausgewanderten straflose Rückkehr, Nachlaß des Zehnten auf ein Jahr und Befreiung von andern Steuern auf zwei Jahre verhieß. Die Insurgenten wollten jedoch weder zurückkehren noch die Waffen niederlegen, wenn nicht die Ausführung der Zugeständnisse von den Mächten gewährleistet würde. Wie sollten aber die europäischen Regierungen, die so verschiedene Interessen hatten und einander so wenig trauten, eine Garantie übernehmen, welche die Türkei unter eine gemeinsame Vormundschaft gestellt hätte? So blieb denn die Andrassy'sche Note ein Aktenstück ohne praktische Wirkung. Die Feindseligkeiten begannen von Neuem und nahmen einen energischeren Charakter an, weil sich mittlerweile die Gährung auch über Bulgarien verbreitet hatte und auch Fürst Milan in Belgrad Miene machte, sich den Religions- und Stammesgenossen anzuschließen, in der Hoffnung mit Hülfe der Aufständischen sich zum souveränen Herrn von Serbien und Bosnien aufzuschwingen. Wie einst in Deutschland und Italien der Nationalverein für die innere Einheit wirkte, so war in der Balkanhalbinsel die Omladina, ein der griechischen Hetärie nachgebildeter Geheimbund, ein thätiges Organ panslavistischer Unionsideen.

Ausbreitung der Aufstände in der Balkanhalbinsel. — *31. Jan. 1876.* — *23. Febr.*

Durch dieses Aufflackern des slavischen Stammesgefühls wurde Oesterreich, dem bisher die Arbeit des Vermittelns und Ausgleichens in den türkischen Donauländern vorzugsweise zugefallen war, in die zweite Linie gedrängt, weil die Ungarn mehr Sympathien für die Türken als für die Südslaven hegten. Wie viel das magyarische Volk in früheren Jahrhunderten von den Osmanen zu leiden gehabt; der Haß gegen Rußland, dem die Ungarn die Niederlage bei Világos nicht vergessen haben, und die Furcht vor einer Mehrung des slavischen Elementes in ihrem eigenen Staat überwogen die Erinnerungen einer alten ge-

Rußland und die Pforte.

schichtlichen Vergangenheit. Anstatt Oesterreichs trat nun Rußland an die erste Stelle. Schon vor drei Jahrhunderten hatte ein venetianischer Gesandter bei der hohen Pforte die russisch-türkische Politik in folgenden Worten bezeichnet: „Der Großfürst der Moskowiter wird von dem Großherrn vorzüglich deshalb gefürchtet, weil er derselben griechischen Kirche angehört, wie die Bewohner von Bulgarien, Bosnien, Serbien, Morea und Griechenland, welche ihm darum sehr ergeben sind. Diese Bevölkerung wird auch immer bereit sein, die Waffen zu erheben, um sich von der türkischen Sclaverei zu befreien und sich der Herrschaft des Großfürsten zu unterwerfen." Dieses Urtheil bewährte sich auch jetzt als richtig und mit dem verstärkten Gewicht, daß in neuerer Zeit zu der Glaubensgenossenschaft noch die Idee der Stammesbrüderschaft, zu den kirchlich-religiösen Gesichtspunktn die politisch-nationalen sich gesellt hatten. Mit welcher Genugthuung bemerkte man in Petersburg und Moskau, daß alle Rajahs in der Balkanhalbinsel ihre Blicke nach dem Zarenreich richteten! Welch eine Aufgabe fiel damit dem Selbstherrscher aller Reußen zu, wenn er als Mandatar der europäischen Großmächte die Vermittlerrolle gegenüber der Pforte und ihren aufständischen Unterthanen übernehmen, als Beschützer der Humanität, des Christenthums, der Civilisation auftreten konnte! Das ehrgeizige Ziel, welches das Moskowiterreich seit Peter dem Gr. ununterbrochen als traditionelle Politik im Auge hat, durfte es jetzt im Auftrage Europa's, mit der begeisterten Zustimmung aller Religions- und Stammesgenossen im Norden wie im Süden der Donau und des Balkan verfolgen! Nun war der „kranke Mann" am Bosporus einem Arzte anvertraut, der mit acuten Mitteln eine rasche Krisis herbeizuführen vermochte. Und die Petersburger Regierung brauchte sich nicht einmal zu dieser ehrenvollen zukunftreichen Mission heranzudrängen. Ein übereiltes Vorgehen hätte leicht das Mißtrauen und den Neid der Westmächte wecken und eine neue Coalition wie im Krimkriege ins Leben rufen können. Die Dinge im Orient nahmen in den nächsten Monaten eine so drohende Gestalt, daß dem Zarenreiche die Rolle einer vermittelnden Intervention von selbst zufallen mußte. Und wenn der „kranke Mann" durch die inneren Aufstände immer schwächer wurde und sich immer mehr verblutete, wenn die Unfähigkeit der Pforte, die Uebelstände zu beseitigen und den unmenschlichen Gräueln der fanatisirten Mohammedaner Einhalt zu gebieten, immer greller zu Tage trat, so wurde Rußlands Aufgabe erleichtert und sein pacificatorisches Einschreiten um so dringender.

Das Berliner Memorandum. Die Aufstände, zu denen die Verzweiflung die gedrückte Bevölkerung in der Herzegowina und in Bosnien getrieben, verbreiteten sich im Frühjahr immer weiter: die Insurgenten wurden durch Waffen, Kriegsvorräthe und Zuzüge von ihren Stammesgenossen in Montenegro und Serbien verstärkt, so daß sie im April dem türkischen Befehlshaber, als er die bedrängte Festung Nikšitsch entsetzen und verproviantiren wollte, im Duga-Paß einen energischen Widerstand

entgegensetzen konnten. Im Mai wurde durch die agitatorische Thätigkeit einiger Mai 1876.
Flüchtlinge von Rumänien aus die Losung zum Aufstande auch in Bulgarien gegeben. Die Flamme der Empörung drohte die ganze europäische Türkei zu ergreifen. Unter diesen Umständen glaubten die drei Kaisermächte der Andrassy'schen Note größeren Nachdruck geben, die Forderungen schärfer fassen zu müssen. Zu dem Ende wurde bei Gelegenheit einer Reise des Zaren durch Berlin nach Ems in der deutschen Hauptstadt eine Conferenz der drei Reichskanzler, Bis- 10–13. Mai.
marck, Gortschakow und Andrassy abgehalten, deren Ergebniß ein „Memorandum" war, das im Namen der verbündeten Großstaaten der Pforte überreicht werden sollte. In diesem wurde angedeutet, daß man gegenüber der türkischen Regierung die von den Insurgenten verlangten Garantien für die versprochenen Reformen als nothwendig und berechtigt anerkenne, und mit der drohenden Hinweisung geschlossen, daß, wenn die bestimmte Frist eines zweimonatlichen Waffenstillstandes ohne Resultat verstreichen sollte „die drei kaiserlichen Höfe nach gemeinsamer Verständigung ihrem diplomatischen Vorgehen wirksamere Maßregeln hinzuzufügen haben würden, wie sie im Interesse des allgemeinen Friedens und zur Vermeidung des Weitergreifens der Empörung geboten erscheinen könnten". Diese versteckte Kriegsdrohung schien der englischen Regierung zu bedenklich, als daß sie dem Memorandum ihre Zustimmung hätte geben mögen. Dadurch wäre ja Rußland, dem die Ausführung dieser „wirksameren Maßregeln" naturgemäß in erster Linie zufallen mußte, ermächtigt worden als Vollstrecker des Gesammtwillens der europäischen Mächte zur Action vorzugehen. Zu gleicher Zeit traten in der Türkei selbst Ereignisse ein, welche die Lage der Dinge noch mehr verwirrten und die orientalische Frage zu der wichtigsten Angelegenheit der europäischen Politik machten.

Die Aufstände der Christen, die Unterstützung, welche der Montenegrinerfürst **Nikita**, der Schützling Rußlands, den Insurgenten von Niksitsch geleistet, und vor Allem die Kunde von der kriegerischen Erhebung der Bulgaren hatten die Glaubenswuth der Mohammedaner und den Volkshaß gegen Rußland aufgestachelt. (Mohammedanischer Fanatismus und Palastrevolution in Constantinopel.) Die Stimmung war eine so gereizte, daß der religiöse und nationale Fanatismus sich in blutigen Gewaltakten Luft machte. Noch vor der Berliner Zusammenkunft waren in **Salonichi** wegen eines angeblich oder wirklich zum 6. Mai 1876.
Islam übergetretenen Bulgarenmädchens Streitigkeiten zwischen Christen und Mohammedanern ausgebrochen, in Folge deren der deutsche und der französische Consul **Abbot** und **Moulin** vom türkischen Pöbel in einer Moschee mit Knütteln, Eisenstangen und Schwertern ermordet wurden. Und einige Tage nachher trat in der Hauptstadt selbst der national-religiöse Fanatismus in einem Gewaltakt gegen den Sultan hervor. **Abdul-Aziz** war in den Augen der Moslem der Urheber aller Unfälle, welche die türkische Nation betroffen. Seine launenhafte Willkür bei Anstellung und Absetzung seiner Großbeamten, seine Wollust und Verschwendung, und vor Allem sein Streben, gegen die gesetzliche Ordnung

die Thronfolge seinem Neffen zu entziehen und unter russischer Beihülfe seinem eigenen Sohne zuzuwenden, hatten die Gläubigen mit solchem Unwillen wider den Herrscher erfüllt, daß seine Entthronung beschlossen und ohne Gewaltthätigkeiten bewirkt ward. Die Softas oder Theologiestudirenden thaten sich zusammen und rückten in langem Zuge vor den Palast des Großherrn, die
11. Mai 1876. Absetzung des Großwesiers Mahmud Pascha, der für einen Anhänger Rußlands galt, und des Scheich-ul-Islam verlangend. Der erschrockene Sultan gewährte ihre Forderungen und ernannte zwei andere Großbeamte. Damit war jedoch der Staatsstreich nicht zu Ende. Abdul-Aziz faßte den nicht ungegründeten Argwohn, daß die Bewegung von seinem Neffen und seinen Brüdern ausgegangen und seiner eigenen Person gelte. Er ließ daher die Verdächtigen in Gewahrsam bringen, während er sich selbst in das Innere seiner
30. Mai. Gemächer barg. Da beschloß sein eigener Ministerrath, unter Zustimmung des neuen Scheich-ul-Islam, seine Entsetzung und erklärte den rechtmäßigen Thronfolger Murad V. zum Herrscher der Gläubigen. Auf die Kunde von diesen Vorgängen gab, wie die öffentlichen Berichte meldeten, Abdul-Aziz sich selbst
4. Juni. den Tod, indem er in einem Anfall von Irrsinn mit einer Scheere sich die Pulsadern öffnete.

Türkische Reformversuche und die „bulgarischen Gräuel“. Unter dem neuen Sultan Murad V., dessen Gemüthsleiden einige Zeit verborgen gehalten ward, versuchten die drei Minister, der Großwesier Ruschdi, der energische Kriegsminister Hussein Avni und der gebildete Midhat durch politische Reformen nach Art des europäischen Parlamentarismus mit Selbstverwaltung und gleichen Rechten für alle Religionsparteien, aber aus eigener Initiative der Regierung, eine Regeneration des Osmanischen Reichs zu begründen, unabhängig von äußeren Einflüssen. Trotz Koran und Harem sollte die abendländische Civilisation an den Bosporus verpflanzt werden. Dazu war vor Allem die Unterdrückung der Insurrection die nöthige Vorbedingung, sowohl der offenen in der Herzegowina und Bosnien als der erst im Keim und in der Vorbereitung begriffenen bulgarischen. Im geschichtlichen Leben des türkischen Volkes ist es öfters vorgekommen, daß innere Erschütterungen die sonst apathischen Orientalen zu energischer Kraftentfaltung aufrüttelten, die träge Natur und den schlummernden kriegerischen Geist zu rascher Aktion antrieben. Die Vorgänge in Salonichi, wo das drohende Auftreten der christlichen Mächte, die zum Schutze ihrer Angehörigen Geschwader in das Mittelmeer entsandten, ein Strafgericht erzwang, das von den Anhängern des Propheten als eine Demüthigung angesehen ward; die Palastrevolution, welche dem unwürdigen Sultan Thron und Leben kostete; die blutige Rachethat des fanatischen Circassiers Hassan, durch welche zwei der Urheber des revolutionären Staatsstreiches, Raschid und Hussein
15. Juni Avni, dem Mordstahl in der Rathssitzung zum Opfer fielen, alles dieses erzeugte in den muselmanischen Kreisen, insbesondere bei der Armee, eine leidenschaftliche Erregung. Der gegen den Willen der Omladinistischen Agitatoren zu frühe

ausgebrochene Aufstand in Bulgarien wurde durch Tscherkessen-Banden und Freischaaren (Baschi-Bozuks) blutig niedergeworfen, freilich in Begleitung von Gräuelscenen, welche, als sie nach und nach in ihrem vollen Umfang bekannt wurden, in ganz Europa einen Schrei des Entsetzens hervorriefen. In Batak wurden von den Baschi-Bozuks, den mohammedanischen Freiwilligen ohne Uniform, die christlichen Einwohner jedes Alters und Geschlechtes zu Tausenden gemordet, verstümmelt, geschändet; über hundert bulgarische Ortschaften wurden eingeäschert; allenthalben unmenschliche Barbareien verübt. Man wollte Raum schaffen für die mohammedanischen Tscherkessen, die vor Jahren aus dem Kaukasus nach Bulgarien übergesiedelt und mit Waffen versehen worden waren.

Inzwischen hatten Fürst Milan von Serbien und Nikita von Montenegro mit den Insurgenten in Bosnien und der Herzegowina gemeine Sache gemacht, in der Absicht, die aufständischen Landschaften unter ihre Herrschaft zu bringen. Sie rechneten auf die Hülfe Rußlands und die Sympathien der panslavistischen Partei in Moskau, die diesen Krieg als den Anfang einer neuen politisch-nationalen Aera im russischen Staatsleben erklärte. Ende Juni rückte Milan nach einem anspruchsvollen Manifest, das in Constantinopel als Kriegserklärung aufgefaßt wurde, mit seiner Armee, bei welcher der russische General Tschernajew das Hauptcommando führte und viele russische Freiwillige, Offiziere und Gemeine Dienste genommen hatten, an mehreren Stellen über die Grenze. Allein auch jetzt noch erfochten die Aufständischen keine Lorbeeren. Die meistens aus Freischaaren und Milizmannschaften bestehenden Truppen der Christen waren im Felde den türkischen Soldaten selten gewachsen. Denn wie faul auch die politischen und socialen Zustände der Türkei sein mochten, in der Armee zeigte sich immer noch der kriegerische feldtüchtige Geist von ehedem. Der türkische Soldat erträgt mit fatalistischem Gleichmuth alle Entbehrungen und Strapazen, ist genügsam in seinen Lebensbedürfnissen, tapfer und todesmuthig in der Schlacht, ausdauernd im Ertragen aller Beschwerden auf Märschen wie im Lager, unempfindlich gegen Kälte und Hitze, gegen Hunger und Durst, aber auch ohne Mitleid und Erbarmen gegen den besiegten Feind. „Wir werden Serbien zermalmen", rief der Großwesier aus, als ihm gemeldet ward, der Fürst Milan habe an der Spitze seines Heeres die Grenze überschritten. In Constantinopel zählte man um so sicherer auf einen erfolgreichen Ausgang, als die Haltung der europäischen Mächte schwankend geworden war. Hatte die englische Regierung der Andrassy'schen Note nur zögernd zugestimmt, so war sie vollends abgeneigt, dem von Gortschakow entworfenen Berliner Memorandum mit der Androhung „wirksamerer Maßregeln" beizutreten. Vielmehr entsandte sie ein Geschwader in die griechischen Gewässer, weniger in der angeblichen Absicht, ihre Staatsangehörigen vor möglichen Gewaltthätigkeiten zu schützen, als im Falle eines russisch-türkischen Krieges das Osmanenreich in seiner Integrität zu erhalten, wie schon daraus hervorging, daß die Schiffe in der Besika-Bai,

Der serbisch-türkische Krieg und der neue Thronwechsel in Constantinopel

2. Juli 1876.

nahe an den Dardanellen, Anker warfen. Damit war das Tory-Ministerium zu dem Standpunkte des Krimkrieges zurückgekehrt; und wie sehr immer die Whig-Partei, voran ihr Führer Gladstone, die antirussische Politik bekämpfte und in Volksversammlungen und Flugschriften die „Bulgarischen Gräuel" (atrocities) als Agitationsmittel gegen das Cabinet Disraeli-Derby in Scene setzte, an der Themse beharrte man auf dem eingeschlagenen Weg. Unter solchen Umständen konnte die Berliner Drohnote bei der Pforte nicht abgegeben werden. Die Insurgenten und ihre serbischen und montenegrinischen Bundesgenossen mußten ihre Sache mit den Türken allein ausfechten. In Constantinopel aber suchte man die Welt durch die Verheißung durchgreifender Reformen zu beschwichtigen und zugleich den Gönnern in England Scheingründe für ihre türkenfreundliche Politik zu liefern. Unterdessen hatte der Krieg in Westen und Norden seinen Fortgang, während in der Hauptstadt die russische und englische Diplomatie einander den Rang abzugewinnen bestrebt war. Die Absetzung des entnervten, an Geistesschwäche leidenden Sultans Murad V. und die Uebertragung des Thrones an seinen Bruder Abdul Hamid II. hatte keine Aenderung der politischen Lage zur Folge. Auch der neue Sultan wurde als „Reformator des türkischen Reiches" begrüßt. Im September bewirkte der englische Botschafter in Constantinopel, Lord Elliot, eine kurze Waffenruhe, um Zeit für Friedensunterhandlungen zu gewinnen. Es konnte jedoch keine Verständigung erzielt werden, und ein sechsmonatlicher Waffenstillstand, den die Pforte zur Abwendung eines Winterfeldzuges wünschte, kam nicht zu Stande. Der Krieg gestaltete sich indessen für die Osmanischen Waffen günstiger als für die der Gegner. Es war nur eine bedeutungslose Komödie, wenn der Oberfeldherr Tschernajew, um die neue Wendung der Dinge zum Ausdruck zu bringen, Milan als „König von Serbien" proclamirte und durch seine Armee dem neuen Souverän den Eid der Treue schwören ließ. Denn schon im nächsten Monat durchbrach der türkische Befehlshaber Abdul Kerim nach achttägigen Kämpfen im Thale der Morawa bis zu den Waldbergen um Alexinatz die Hauptlinie der serbischen Heereskräfte Deligrad-Djunis-Kruschewatz, erstürmte die Festung Alexinatz und gewann eine Stellung, die ihm den Weg nach Belgrad offen legte. Milan bat die Vertreter der europäischen Regierungen um ihre guten Dienste zur Herbeiführung einer Waffenruhe. Aber hochmüthig wurden in Constantinopel alle Vermittelungsvorschläge der Mächte zurückgewiesen. Man wollte weder von einer autonomen Stellung der aufständischen Provinzen noch von einer Garantie für die Durchführung der Reformen etwas hören. Bei der Eifersucht, womit das englische Cabinet auf die „Expansiv-Politik" des Zarenreiches blickte, eine Eifersucht, die der russische Botschafter in London, Graf Schuwalow, vergebens mit diplomatischen Künsten zu ersticken sich abmühte, war ja für die Türkei zunächst keine bewaffnete Intervention zu befürchten. Vergebens machte Kaiser Alexander den Vorschlag, durch eine gemeinsame öster-

[Margin notes: 31. Aug. 1876. — 16. Septbr. — 23.–31. Octbr. 1876.]

reichisch-russische Besetzung der Balkanländer und eine gleichzeitige englische Flottendemonstration vor Constantinopel, den pacificatorischen Arbeiten Nachdruck zu geben; weder Andrassy noch Lord Beaconsfield (Disraeli) wollten über eine diplomatische Intervention hinausgehen.

Rußland und die europäischen Großmächte.

Sollte aber Zar Alexander ruhig zuschauen, wie Serbien „ecrasirt", Bosnien und Herzegowina in ein Todtenfeld verwandelt, die bulgarischen Christen hingemordet würden? Sollte er den Schmerzensschrei überhören, der von den Donauländern zu ihm schallte, den Hülferuf unbeachtet lassen, den Milan in seiner Angst und Verzweiflung an ihn richtete? Man hatte am Petersburger Hof nicht ohne Besorgniß auf die nationale Bewegung geblickt, welche die kriegerischen Vorgänge in der Balkanhalbinsel in den panslavistischen und radicalen Kreisen hervorriefen, und daher gezögert, den aggressiven Schritt zu thun, und auch jetzt noch versicherte Alexander, „daß er sich mit den übrigen Mächten auf gleicher Linie bewege". Der Zar hatte sich bei seiner Rückkehr aus Deutschland auf einer persönlichen Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph in Reichstadt, welcher auch Gortschakow und Andrassy anwohnten, der fortdauernden Bundestreue Oesterreichs versichert und durch die nachträgliche Sendung des Generals Sumarakow nach Wien die Ueberzeugung gewonnen, daß Oesterreich sich nicht durch die magyarischen Agitationen zu einem bewaffneten Widerstand fortreißen lassen würde, wenn Rußland seine Heere über die Donau senden sollte; er hatte aus Berlin die freundlichsten Zusagen erhalten, daß Deutschland-Preußen an dem Dreikaiserbündniß festhalte und die Rolle eines Friedensvermittlers nicht aufzugeben beabsichtige; durch die fortwährenden Zuzüge von Freiwilligen aus Rußland nach Serbien und die Thätigkeit der Hülfscomités, die in Moskau ihr Centrum hatten, war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß das russische Volk den leidenschaftlichen Wunsch hege, die moskowitische Nation möge den slavischen Brüdern in der Balkanhalbinsel die helfende Hand reichen, um sie aus den unwürdigen Sklavenbanden zu retten. „In einem Lande, wo Jahrhunderte lang die Regierung Alles, die Gesellschaft Nichts bedeutet hatte, war es von zauberähnlicher Wirkung, daß die Nation sich einmal als Trägerin der von der Regierung befolgten Politik fühlte, daß Elemente, die sonst eine nur secundäre Rolle spielten, an die Spitze einer großen Bewegung traten". Von Frankreich und Italien war keine Einsprache zu fürchten. Jenes buhlte um Rußlands Freundschaft für den Fall eines Revanchekriegs wider Deutschland; dieses hoffte im Trentino oder in Dalmatien seinen Antheil an der Beute zu erlangen. Diese und andere Dinge bildeten den Gegenstand ernster Berathung in der Villa Yalta und in dem großfürstlichen Schlosse Livadia in der Krim, wo die Kaiserfamilie im Herbst ihren Aufenthalt genommen und wohin der Reichskanzler Gortschakow und der langjährige Botschafter bei der Pforte, General Ignatiew, berufen worden. Aus verschiedenen Anzeichen ging hervor, daß Zar Alexander mehr und mehr in die Fußtapfen seines Vaters einzulenken gesonnen sei. Die Aufhebung

6. Febr. 1876. der Stelle eines Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen, wodurch den baltischen Ländern der letzte Schein einer gewissen Selbständigkeit und Eigenart entrissen ward, die Vereinigung der griechisch-unirten und der orthodox-russischen Kirche, die Einführung des russischen Gerichtsverfahrens und der russischen Sprache als Amtssprache in dem ehemaligen Polen, der Unterdrückungskrieg gegen die kleinrussische oder ruthenische Sprache und Literatur; diese und andere Maßregeln konnten als Beweis gelten, daß am Petersburger Hof die Uniformitätspolitik des Zaren Nicolaus wieder mehr Aufnahme gefunden habe. Um so geneigter war man jetzt, auch in der auswärtigen Politik, in der Haltung gegenüber den christlich-slavischen Völkerschaften zwischen Donau und Balkan das Beispiel des Vaters nachzuahmen, den bedrängten Brüdern und Glaubensgenossen die rettende Hand zu reichen. Das Resultat der Berathungen von Livadia war daher ein
31. Octbr. 1876. Ultimatum, welches der Pforte die Wahl stellte zwischen Krieg mit Rußland oder Einstellung der Feindseligkeiten auf zwei Monate. Die kriegerischen Anstalten in Rußland und die Verträge mit Rumänien, das man als Durchzugsland nicht entbehren konnte, ließen den Ernst der Drohung erkennen. Von der Krim aus schien der zündende Feuerbrand geworfen zu werden, der die ganze Balkanhalbinsel verzehren sollte. Eilends sandten die drei Mächte England, Oesterreich, Deutschland ihre Botschafter bei der Pforte nach Livadia, um das gezückte Schwert noch aufzuhalten. Und in der That gelang es der vermittelnden Thätigkeit des englischen Cabinets den Ausbruch des direkten russisch-türkischen Krieges noch einmal hinauszuschieben. Beruhigt durch die dem englischen Botschafter gegebene Versicherung des Zaren, daß er nicht die Absicht habe, Constantinopel zu besetzen, daß er überhaupt der Pforte gegenüber an keinerlei Eroberungen denke, wenn er auch zu einer „vorläufigen“ Occupation Bulgariens genöthigt sein möchte, wirkte England, wo die agitatorischen Meetings der Entrüstung des Volkes über die „Bulgarischen Gräuel“ immer lebhafteren Ausdruck gaben, im Interesse der Friedenserhaltung. Durch die Botschafterconferenz, zu welcher das Londoner Cabinet einen zweiten Vertreter in der Person des Marquis von Salisbury entsandt hatte, der auf seiner Reise die Höfe von Berlin, Wien und Rom besuchte, wurde Midhat Pascha, der seit dem Thronwechsel Großwesier geworden war, bestimmt, in den von dem Zaren ver-
12. Decbr. langten zweimonatlichen Waffenstillstand zu willigen und in Verhandlungen über die Bedingungen eines dauernden Friedens einzutreten. Wie wenig Vertrauen aber die regierenden Kreise zu dem Gelingen des pacificatorischen Werkes hegten,
9. Novbr. bewiesen sowohl die Rede von Disraeli bei dem Lordmayorsbankett in der Guildhalle, als die Ansprache des Zaren bei Entgegennahme einer Adresse des Adels und Stadtraths von Moskau bei seiner Durchreise von Livadia nach St. Petersburg. Jener hob die unerschöpflichen Hülfsquellen Englands für den Fall eines Krieges hervor; dieser sprach die feste Absicht aus, selbständig vorzugehen, wenn nicht die Türkei volle Garantie biete, daß die Forderungen Rußlands ausgeführt

würden. Diese kaiserlichen Worte, sagte Aksakow, das Haupt des Moskauer Slaven-Comités, bedeuten ein großes Ereigniß in der Geschichte unserer Zeit; sie leuchten wie Sterne, welche uns führen und ermuthigen sollen. Die Panslavisten glaubten jetzt den Augenblick gekommen, wo Rußland seinen Beruf als legitime Vormacht aller Slaven erfüllen und die staatliche Organisation derselben in die Hand nehmen würde. Der Befehl, daß sechs russische Armeecorps mobil gemacht werden sollten, und das Ausschreiben eines Anlehens von hundert Millionen Rubel deuteten auf kriegerische Absichten. Bald darauf wurde Großfürst Nicolaus, des Kaisers Bruder, zum Oberbefehlshaber ernannt und nahm sein Hauptquartier in Kischenew, nahe der rumänisch-türkischen Grenze.

12.—20. Decbr. 1876. Die Verfassungscomödie in Constantinopel und die Politik Oesterreichs und Deutschlands.

Unter solchem „Krieg in Sicht" wurden in Constantinopel die „Vorconferenzen" der europäischen Botschafter ohne Theilnahme eines türkischen Bevollmächtigten abgehalten. Sie einigten sich über eine Reihe von Reformen zur Verbesserung des Looses der Christen in der Türkei, welche die Pforte unter der Aufsicht einer europäischen Sicherheitswache von 6000 Mann in den Provinzen Bosnien, Herzegowina und Bulgarien einführen sollte. Ließ sich die türkische Regierung eine solche Bevormundung gefallen, so war es um die Selbständigkeit und Souveränetät des Osmanenreichs geschehen. Lieber wollte man zum Schwert greifen, die völkerrechtliche Unabhängigkeit selbst auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland vertheidigen. Um aber nicht durch eine unbedingte Zurückweisung der Conferenzbeschlüsse den Schein eines provocatorischen Vorgehens auf sich zu laden, setzte Midhat eine Constitutionscomödie in Scene, in der Absicht, die öffentliche Meinung zu blenden und den Mächten die neue Institution als Schild entgegen zu halten. Wie erwähnt, hatte man sich seit einiger Zeit mit dem Projekte einer Reichsverfassung getragen, welche allen Provinzen und Einwohnern ohne Rücksicht auf Religion oder Abstammung gleiches Recht und Gericht gewähren und ein gesetzgebendes Parlament aus Abgeordneten aller Reichsländer ins Leben rufen sollte. Mit einem solchen Verfassungsentwurf, der am Tage der eigentlichen Conferenzeröffnung unter Kanonendonner verkündet ward, trat (23. Decbr. 1876.) nunmehr die türkische Regierung plötzlich den durch Savfet Pascha ihr übergebenen Beschlüssen des Rathes der europäischen Diplomatie entgegen, indem der aus etwa zweihundert Würdenträgern bestehende Pfortenrath erklärte, nach der Verkündigung der Verfassung könne keiner Provinz eine Ausnahmsstellung gewährt oder Zugeständnisse von so eingreifender Beschaffenheit ohne Mitwirkung der Nationalvertretung, deren Einberufung bevorstehe, verliehen werden. Damit war die Wirksamkeit der Conferenz lahm gelegt. Rußland schickte sich bereits an, im Namen Europa's die Ausführung des Botschafter-Programmes mit den Waffen zu erzwingen. England, das zu seiner eigenen Bestürzung wahrnahm, daß es die Pläne Rußlands mehr gefördert hatte, als in seiner Absicht gelegen, und daß es gegenüber der Türkei in eine feindliche Stellung gerathen, wurde jetzt vorsichtiger und zurückhaltender. Der Inselstaat wollte weder den Russen

die Unterwerfung der Balkanländer erleichtern, noch als Schutzmacht den Türken zur Seite stehen. Das Augenmerk des Londoner Torycabinets war hauptsächlich darauf gerichtet, falls die Integrität der Türkei nicht mehr zu erhalten sei, einen möglichst großen Antheil aus dem Schiffbruch für sich selbst zu retten und in keinem Falle zuzugeben, daß Rußland sich Constantinopels und der Dardanellen bemächtige. Auch Oesterreich stand auf der Wache. Andrassy ließ sich weder durch die türkenfreundlichen Demonstrationen der Magyaren noch durch die Sympathien, die man in Prag, in Agram und in andern Slavenstädten für die Russen aussprach, in seiner Politik bestimmen. Er traf alle Vorbereitungen, um, wenn der russisch-türkische Krieg zum Ausbruch käme, die Interessen Oesterreichs zu wahren, die freie Schifffahrt der Donau zu erhalten und Bosnien für den Kaiserstaat der Habsburger zu gewinnen. Je mehr im Laufe der nächsten zwei Jahre Rußland und England auseinander gingen, so daß zeitweise ein Krieg zwischen den beiden Großmächten vor der Thüre zu stehen schien, um so mehr warb man an der Newa wie an der Themse um die österreichische Bundeshand. Durch diese vorsichtige Haltung erwarb sich die Politik Andrassy's das Vertrauen und den Beifall des deutschen Reichskanzlers, der, wenn er auch mehr zu dem befreundeten Rußland hinneigte, doch in erster Linie die Erhaltung des Friedens im Auge hatte und darum an der Rolle eines Vermittlers festzuhalten entschlossen war. Schon bei Eröffnung des Reichstages, am 30. Oktober, hatte die von dem Präsidenten des Reichskanzleramtes Hofmann, Delbrück's Nachfolger verlesene Thronrede hervorgehoben, daß der Kaiser unausgesetzt bemüht sei, unter den Deutschland nachbarlich (Oesterreich und Rußland) und geschichtlich (England) näher stehenden Mächten den Frieden zu erhalten, und versichert, „daß, was die Zukunft auch bringen möge, Deutschland das Blut seiner Söhne nur zum Schutze seiner eigenen Ehre und seiner eigenen Interessen einsetzen werde", eine Politik, welche der Reichskanzler bei einer späteren Gelegenheit als die eines „ehrlichen Maklers" kennzeichnete.

Die Haltung Rußlands und Englands gegenüber der Pforte. Obwohl die Forderungen des Botschafterrathes, daß die Reformen in den Balkanländern unter der Controle und „Bürgschaft" der europäischen Mächte vor sich gehen sollten, zu dem Standpunkte der Pforte, die ihre „völkerrechtliche Unabhängigkeit" behauptete, in prinzipiellem Gegensatz standen, die Fortsetzung der Conferenzen somit ziellos geworden war; so wurden die Verhandlungen doch nicht sogleich aufgegeben, vielmehr zur Erleichterung derselben der Waffenstillstand auf zwei Monate verlängert. Erst als der Sultan die in dem Ultimatum der Conferenz-Diplomaten aufgestellten Hauptpunkte, Betheiligung der „christlichen Mächte" bei Ernennung der Provinz-Statthalter und einen „internationalen
20. Jan. 1877. Ueberwachungsausschuß" zurückwies, wurde die Conferenz durch den Marquis von Salisbury für aufgelöst erklärt, worauf sämmtliche Botschafter einzeln die Hauptstadt am goldenen Horn verließen, nur Geschäftsträger zurücklassend. Nun wurde die Lage der Türkei immer drohender und verwickelter. Mochte auch

immerhin mit Serbien ein Friedensschluß zu Stande gebracht werden; in den schwarzen Bergen und in den andern aufständischen Provinzen dauerten die Kämpfe und die Gährung fort, und Rußland zog eine mächtige Armee in seinen Südprovinzen zusammen. Zugleich trat in Constantinopel ein Ministerwechsel ein, der wenig Aussicht zu einer Verständigung eröffnete. Midhat Pascha, die Seele der Reformpartei, wurde gestürzt und verbannt, Edhem Pascha an seine Stelle erhoben. In Petersburg hatte man aber schon zu laut verkündigt, daß das Loos der christlichen Unterthanen der Pforte gebessert, die Zustände in den türkischen Provinzen geändert werden müßten, als daß man hätte stillhalten oder zurückschreiten können. Schon um der öffentlichen Meinung willen, die von den panslavistischen Heißspornen bestimmt und geleitet ward, mußte etwas Durchgreifendes geschehen; der Kaiser mußte der nationalen Strömung nachgeben, wenn er Herr der Situation bleiben wollte. Aber ehe der Zar das Schwert zog, wollte er sich Sicherheit verschaffen, daß die übrigen Großmächte der Türkei keinen Beistand leisteten. Wenn es der russischen Diplomatie gelang, der europäischen Politik eine solche Wendung zu geben, daß das Zarenreich als Vollstrecker der von der Pforte zurückgewiesenen Conferenz-Präliminarien zu handeln schien, daß ihm gleichsam eine europäische Mission zugetheilt wäre; so blieb der Krieg auf die Balkanhalbinsel beschränkt und Rußland konnte mit den Waffen von der Türkei verlangen, daß sie dem übrigen Europa zu Willen handle. Und wenn Rußland auch nur so viel erreichte, daß die übrigen Mächte ihre Neutralität erklärten, daß sie von jeder Intercession abstanden und somit der Krieg localisirt blieb, konnte man in Petersburg immerhin hoffen, über das zerrüttete Osmanenreich leicht Meister zu werden. Durfte man doch überall auf den Beistand der christlichen Einwohner im Lande selbst zählen. Darum waren die russischen Botschafter, Ignatiew und Schuwalow, aufs Eifrigste bemüht, die europäischen Mächte für ihre Zwecke zu gewinnen. Von Deutschland und Oesterreich, von Frankreich und Italien war wenig Widerspruch zu befürchten. Alle diese Regierungen trugen kein Verlangen, Gut und Blut für einen Krieg zu opfern, der, so lange er den Charakter eines Zweikampfes trug, kein besonderes Interesse für sie hatte. Oesterreich und Italien hofften ein Stück von der Beute davon zu tragen; Bismarck meinte, das noch unfertige junge Reich dürfe für unsichere und fremde Zwecke nicht die Knochen auch nur Eines pommerschen Grenadiers zerschießen lassen. Frankreich bedurfte noch der Sammlung und Erholung nach seinen großen Unfällen und bei seiner inneren Krisis. So hatte es denn die russische Diplomatie nur mit England zu thun. Ignatiew und Schuwalow übten die diplomatische Kunst mit der ganzen Virtuosität, die durch Tradition ein Erbtheil der russischen Politik geworden ist. Es gelang ihnen jedoch nicht, das Torycabinet für die Auffassung zu gewinnen, daß ein höheres ideales Völkerrecht, welches für Zwecke eines Cultur- und Humanitätsfortschritts die Einmischung in ein fremdes von barbarischer Mißwirthschaft zerrüttetes Staatswesen

1. März 1877.

März 1877.

gestatte und rechtfertige, mehr Geltung haben müsse als das positive auf Uebereinkunft beruhende völkerrechtliche Verhältniß zwischen souveränen Staaten. Nicht als ob die britische Regierung für geschlossene Verträge eine heilige Ehrfurcht fühlte; England hat in seinem geschichtlichen Leben häufig genug bewiesen, daß es sich nicht von Doctrinen leiten lasse, daß es die Zeitumstände im Spiegel der eigenen Interessen und Vortheile betrachte; aber es wollte nicht zugeben, daß die Türkei, mit deren Existenz so viel englisches Capital verflochten war, die den englischen Waaren stets einen so einträglichen Markt bot, deren Dasein für die britische Machtstellung im Orient unentbehrlich ist, zerschlagen werde; es wollte im Interesse seiner Schifffahrt, seines levantischen Handels, seiner indischen Verbindungen, nicht zugeben, daß sich Rußland Constantinopels und der Wasserstraßen des mittelländischen und schwarzen Meeres ausschließlich bemächtige. So weit ließ sich indessen das Torycabinet doch nicht fortreißen, daß es mit der Pforte eine Allianz, ein Defensivbündniß geschlossen hätte; die öffentliche Meinung, die in England getheilt war und noch immer durch die Agitationen der Whigs in den „Entrüstungs-Meetings" im Sinne der russischen Sympathien gegenüber den „Bulgarischen Gräueln" der Türken bearbeitet wurde, machte eine solche entschiedene Parteinahme bedenklich. So nahm denn die Regierung die Haltung einer beobachtenden Neutralität an; sie ließ ihre Schiffe in der Nähe der türkischen Küsten kreuzen, hielt Constantinopel in Obhut und gab der Pforte eine moralische Stütze, indem sie die Möglichkeit einer eventuellen Hülfsleistung in Aussicht stellte. Alles was die russische Diplomatie erlangen konnte, war ein von den
31. März 1877. sechs Garantiemächten unterzeichnetes vages Protocoll, in welchem von der Pforte die wirkliche Durchführung aller von ihr zugesicherten Reformen verlangt ward, „widrigenfalls die Mächte sich weitere Schritte vorbehalten, um die Wohlfahrt der Christen und die Interessen des allgemeinen Friedens sicher zu stellen". In Constantinopel zeigte man sich wenig geneigt, dem schwachen „Ultimatum" Folge zu geben. Als darauf Rußland sich anschickte, im Namen und Auftrag der europäischen Mächte die Beschlüsse mit den Waffen durchzuführen und an die Türkei den Krieg zu erklären, legte die Londoner Regierung Verwahrung ein gegen ein so gewaltsames Vorgehen. In dieser Haltung Englands mußte die Pforte einen Freibrief für ihre Apathie erblicken und eine Aufmunterung für ihren geheimen Widerstand gegen die ihr von Rußland aufgezwungenen Reformen.

Der russisch-türkische Krieg. Russische Siege. Fürst Tscherkaßki. 24. April 1877. Nun beschloß Kaiser Alexander aus dem politischen Halbdunkel herauszutreten und den diplomatischen Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen. In der zweiten Hälfte des April verließ er seine Hauptstadt und traf am 23. bei der Armee in Kischenew ein. Am folgenden Tage ließ er ein Kriegsmanifest ausgehen, welches der Welt verkündete, daß er ausziehe, „um für seine leidenden Glaubensgenossen auf türkischem Boden mit Waffengewalt diejenigen Bürgschaften zu erlangen, die für die Schonung ihrer künftigen Wohlfahrt unumgänglich nothwendig seien".
23.–24. April 1877. In der Nacht erfolgte der Uebergang größerer

Heeresmassen über den Pruth an drei verschiedenen Stellen, um kraft einer mit dem türkischen Tributärstaat Rumänien abgeschlossenen Durchgangs-Convention 16. April 1877.
auf die Donau loszurücken. Der Kaiser selbst stellte sich bei der Armee ein, nicht um den Oberbefehl zu übernehmen, der vielmehr in der Hand des Großfürsten Nicolaus verbleiben sollte, als um durch seine Anwesenheit den Muth und die Kriegslust der Truppen zu entflammen. Er nahm seinen Aufenthalt in Ploeschti, wo sich das Hauptquartier befand. „Schon weht jenseit der russischen Grenze die russische Fahne", verkündete Aksakow in der Moskauschen Zeitung, „die erhoben worden ist, um den geknechteten, erniedrigten, von dem mit seiner Aufklärung hochmüthig prunkenden Europa tiefverachteten rechtgläubigen Völkerschaften der Balkanhalbinsel Freiheit und Menschenrechte wieder zu geben. Der schlummernde Orient ist erwacht, und nicht allein die Slaven der Balkanhalbinsel, die ganze slavische Welt erwartet ihre Wiedergeburt. Eine neue, ganz neue Zeit bricht an, die Morgenröthe des großen slavischen Tages ist erschienen". Auch in der Reihe der Radicalen und Nihilisten sah man erwartungsvoll in die Zukunft; man hoffte der auswärtige Krieg werde zu einem Systemwechsel und zur Abstreifung morscher Lebensformen führen. Mit Zustimmung der Kammern erklärte sich Fürst Karl von Rumänien für unabhängig und zog bald darauf an der Spitze 22. Mai.
seines Heeres ins Feld, um vereinigt mit den Russen den Groß-Sultan, seinen bisherigen Suzerän, zu bekämpfen. Um dieselbe Zeit rückten andere russische Heeresabtheilungen in Asien über die türkische Grenze, nahmen Bajasid ohne Schwertstreich und erstürmten Ardachan. Die türkische Donauflotille wurde 14. Mai.
durch Strandbatterien und noch mehr durch Torpedos, von denen in diesem Kriege ein sehr erfolgreicher Gebrauch gemacht ward, in ihren Bewegungen gehemmt, zwei Panzerschiffe in die Luft gesprengt. Dank der Saumseligkeit des türkischen Oberbefehlshabers Abdul Kerim setzten die russischen Truppen, ohne auf große Hindernisse zu stoßen, auf Booten und einer Schiffbrücke bei Galacz über die Donau und bemächtigten sich der festen Orte Matschin, Isaktscha, 21.–28 Juni.
Tultscha, Babadagh, Hirsowa in der Dobrudscha, während die Türken sich nach der Linie Czernawoda-Kustendsche am Trajanswall zurückzogen. Ein Versuch Schuwalow's, das Londoner Kabinet auf Grund eines Programmes über die in den Donau- und Balkanländern durchzuführenden Reformen und Neugestaltungen zur Mitwirkung oder doch zu einer bestimmten Zusicherung seiner Neutralität zu gewinnen, hatte so wenig Erfolg wie die früheren Verhandlungen. Der neue Botschafter in Constantinopel, Layard, der berühmte Entdecker der Ruinen und Bildwerke von Ninive, hatte eine Anfrage Derby's mit der Versicherung beant- 13. Juni.
wortet, die Pforte würde ein Programm nimmermehr annehmen, das die Bulgarei in eine autonome Vasallenprovinz zu verwandeln, Rumänien und Serbien unabhängig zu machen und Montenegro zu vergrößern vorschlage. So schritt denn Rußland allein und eigenmächtig in den Kriegsoperationen weiter. Fast ohne Widerstand setzte das Hauptheer von Simnitza nach Sistowa über die Donau 26.–27. Juni.

und nöthigte die Türken, sich theils nach Nicopoli, theils nach Tirnowa, der alten Hauptstadt Bulgariens, zurückzuziehen. Der Kaiser selbst begab sich nach
27. Juni 1877. Sistowa und verkündete in einem Manifeste an die bulgarischen Christen, daß für sie die Stunde der Befreiung von der muselmanischen Willkürherrschaft gekommen sei. In den ersten Tagen des Juli waren die Russen im Besitze alles Landes von Sistowa bis Gabrowa am Fuße des Schipka-Passes über den Balkan,
12. Juli. so daß Großfürst Nicolaus sein Hauptquartier nach Tirnowa verlegen und der hochfahrende kalt-realistische Fürst Tscherkaßky, das Haupt der russischen Nationalpartei in Moskau, der einst die Seele der Slavophilen gewesen, dann als liberaler Aristokrat bei der Bauernemancipation und als eifriger Vorfechter des Russenthums bei der neuen Ordnung in Polen mitgewirkt hatte, die Reorganisation der Verwaltung Bulgariens vornehmen konnte. Man gefiel sich in Moskau in dem Gedanken, der russisch-türkische Krieg werde eine Parallele bilden zu dem deutsch-französischen Krieg. Und wer war dann geeigneter zu einer solchen organisatorischen Mission nach dem Vorbilde der Deutschen in Elsaß-Lothringen als der Freund und Genosse eines Aksakow, Katkow, Samarin? Selbst der Kriegsminister Miljutin, dessen Bruder einst mit Tscherkaßky in dem polnischen Reorganisations-Comité gesessen, redete dem panslavistischen Edelmann das Wort, der in der „Slavenwache" zu Moskau sich die Aufgabe gestellt hatte, „die fremden Gäste von der Nothwendigkeit einer vollständigen Unterordnung des außerrussischen Slaventhums unter den russischen Staatsgedanken zu überzeugen und das griechisch-orthodoxe Bekenntniß als unentbehrliches Erforderniß wahrhaft slavischer Entwickelung zu bezeichnen". Vier
16. Juli. Tage nach Einzug des Hauptheeres in Tirnowa wurde auch die wichtige Donaufestung Nicopoli zur Capitulation gezwungen, wodurch 6000 Mann, zwei Pascha's und vierzig Geschütze in die Gewalt des Siegers fielen. Auch die Städte Selwi und Lowatz wurden besetzt und als die Generale Gurko und Mirski nach scharfen Kämpfen mit den Truppen Reouf Pascha's den Schipka-Paß und den Hankiöi-Paß in Besitz nahmen, als im Süden des Balkan ihre raschen Reiterschaaren über Eskri-Sagra, Karabunar, Jamboli bis nach
25. Juli. Harmanly zwischen Adrianopel und Philippopel vordrangen, und im Thale der Maritza sich lagerten, da hatte es den Anschein, als ob der Feldzug in wenigen Wochen zu Ende sein und die Russen in Constantinopel einziehen würden. Die bulgarischen Christen benutzten den Siegeszug ihrer russischen Glaubensgenossen zu Gewaltthätigkeiten gegen ihre langjährigen mohammedanischen Peiniger; die Osmanli drohten mit Repressalien: zu dem Racenhaß und den politischen Antipathien gesellte sich der religiöse Fanatismus. Alle Straßen waren mit Flüchtlingen gefüllt. Um neue revolutionäre Softaauftritte zu verhüten, hatte man schon vorher die Hauptstadt in Belagerungszustand erklärt. In England geriethen die Tories in Bestürzung. Die Regierung verstärkte ihr Geschwader in der Besika-Bay und bot der Pforte an, englische Kriegsschiffe in den Bosporus zu

senden oder in der Stadt Gallipoli feste Stellung zu nehmen. Im Divan wollte man dies aber nur unter der Bedingung einer Allianz zu Schutz und Trutz gestatten. Zu einem so entscheidenden Schritte konnte man sich jedoch in London nicht verstehen. Nur im Bunde mit Oesterreich hätte man sich vielleicht zu einer solchen Kriegspolitik gegen Rußland entschlossen. Graf Andrassy glaubte aber die österreichischen Interessen durch das Dreikaiserbündniß am sichersten gewahrt. Eine Zusammenkunft mit dem aus Wildbad Gastein nach Berlin zurückkehrenden deutschen Reichskanzler mag ihn noch mehr in dieser Politik der Zurückhaltung bestärkt haben. Mitte Septbr. 1877.

Ist denn das Osmanenreich auch im Kriegswesen von seiner alten Kraft und Tüchtigkeit so sehr herabgesunken und entartet, daß es durch Einen Schlag niedergeschmettert werden kann? So fragte das erstaunte Europa. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Die Schuld an den bisherigen Unfällen trugen allein der Oberbefehlshaber und der Kriegsrath in Constantinopel, die mit der gewöhnlichen orientalischen Apathie und Trägheit unterlassen hatten, dem drohenden Sturm mit rechtzeitigen Vorkehrungen zu begegnen. Bald änderte sich die Lage der Dinge, als der Oberbefehlshaber Abdul Kerim und der Kriegsminister Redif Pascha ihrer Stellen entsetzt und auf die Insel Lemnos verbannt wurden, als statt der schlaffen Serailregierung Mahmud Damat's frische Männer ans Ruder kamen, als der fanatische Kara Chalil Effendi, der neue Scheich-ul-Islam die Glaubensfahne des Propheten zu entfalten Miene machte, Mehemed Ali Pascha, der Abkömmling einer einst nach Magdeburg ausgewanderten Hugenottenfamilie Detroit, das Obercommando über die Donauarmee erhielt, und der energische Osman Pascha, bisher Commandant von Widdin, mit 30,000 Mann die von Hügeln umgebene Stadt Plewna, wo kurz zuvor eine türkische Division die Russen mit beträchtlichen Verlusten zurückgeschlagen hatte, in Besitz nahm und durch Schanzwerke zu einem festen Standort machte. Durch neue Zuzüge verstärkte er seine Armee bis zu einer Höhe von 50,000 Mann. An Munition, Montur und Kriegswerkzeug waren die Türken den Russen überlegen. Vergebens versuchte General Krüdener die Türken aus ihren wohlverschanzten Stellungen zu werfen und sich der Stadt zu bemächtigen: nach einer mörderischen Schlacht, worin die Russen 8000 Todte und Verwundete auf der Wahlstatt ließen, mußte sich Krüdener zurückziehen. Die Türken schändeten ihren Sieg durch Grausamkeiten gegen die Gefangenen, obwohl die Pforte der Genfer Convention beigetreten war. Auf die Kunde von den Unfällen der Russen vor Plewna, verlegte Großfürst Nicolaus, der bisher die Linie Rustschuck-Rasgrad-Schumla behauptet hatte, sein Hauptquartier von Tirnowa nach Bjela und von da nach Gornji-Studen, wo auch der Kaiser eintraf. Fortan gewann die bisher fast unbekannte Stadt Plewna in dem russisch-türkischen Völkerkrieg eine Bedeutung wie in dem deutsch-französischen Krieg vom Jahr 1870 die Festung Metz. In Petersburg und Moskau machten diese Vorgänge den peinlichsten Eindruck, zu-

Marginalien: Die Pforte ermannt sich. — 27. Juli 1877. — 30. Juli. — 31. Juli — 13. Aug.

mal als die Nachrichten vom Kriegsschauplatz durch mangelhafte Telegraphenverbindungen nur dürftig einliefen und ausländische Zeitungen die Lage als möglichst bedenklich darstellten. Daß der Kaiser selbst bei der Armee war ohne das Obercommando zu führen, mußte als eine schiefe und unwürdige Stellung angesehen werden; daß der Großfürst nicht den Ruf rechtfertigte, den man in den Hofkreisen von seiner militärischen Befähigung so ruhmredig verkündigt hatte, daß sich in der Leitung des Heeres und in den strategischen Anordnungen bedenkliche Mängel zeigten, konnte Niemand leugnen. Diese und andere Wahrzeichen schlugen das Anfangs zur Schau getragene Selbstvertrauen und die Siegeszuversicht bedeutend nieder. Das Papiergeld sank immer tiefer im Werth. Die Garde wurde nach der Donau zurückgezogen und die Landwehr troß der Ernte unter die Waffen gerufen, mit Rumänien und Serbien über Allianzen unterhandelt. Zum Glück für die Russen machte Osman Pascha keinen Versuch nach der Donau vorzurücken. Er zog es vor, um Plewna einen Ring von Verschanzungen anzulegen, der einen Flächenraum von zwei Quadratmeilen umschloß, und mittelst zahlreicher Batterien eine uneinnehmbare Vertheidigungsstellung zu schaffen. Dadurch gewannen die Russen Zeit, neue Armeekorps herbeizuziehen und die Rumänen durch einen Kriegsbund zur thätigen Theilnahme an den ferneren Operationen zu gewinnen. Fürst Karl führte als selbständiger Befehlshaber seine Truppen zu dem russischen Hauptheer und nahm einen hervorragenden Antheil an den blutigen Kämpfen, durch welche die russischen Divisionen die Türken aus Plewna hinauszuschlagen suchten. In den herrschenden Kreisen Petersburgs sah man ein, daß der Krieg mit aller Energie fortgesetzt werden müsse und der Zar nur als Sieger in seine Hauptstadt zurückkehren könne, sollte nicht die Autorität des Selbstherrschers empfindlichen Schaden nehmen. Aber troß der tapfern Gefechte bei der Griwitza-Redoute und der von General Skobelew bewiesenen
11. 12. Septbr. 1877. kriegerischen Tüchtigkeit konnte Plewna lange nicht erobert werden. Auch an andern Orten machten die Türken energische Anstrengungen, ihrer Feinde Meister zu werden oder sie wenigstens von weiterem Vordringen abzuhalten. Am erfolgreichsten waren die Kämpfe in Armenien, wo die Osmanen nicht bloß die von den Russen bedrängten Städte Kars und Batum erfolgreich vertheidigten, sondern auch den General Tergukassow nöthigten, Bajasid wieder zu räumen. Im Rücken von einem Aufstand der mohammedanischen Stämme in Abchasien und Daghestan bedroht, führte der russische Feldherr nach einem beschwerlichen aber mit Geschick und Tapferkeit vollzogenen Rückzug seine Truppen wieder nach den Grenzlanden. Erst im Spätherbst, nachdem neue Verstärkungen angelangt waren, drang die kaukasische Armee wieder vor, vernichtete in einer Reihe blutiger Gefechte bei Aladjadagh nahezu
8.—15. October. Mukthar's ganze Feldarmee vor den Thoren von Erzerum, erstürmte die Festung
17.—18. November 1877. Kars, wobei 17,000 Mann, darunter zwei Paschas und 800 Offiziere nebst 300 Kanonen und 20 Fahnen in die Hände der Sieger fielen, und bereitete dem Großfürsten Michael, Statthalter von Tiflis, einen feierlichen Einzug in die

Armenierstadt. Auch in Montenegro, wo Mehemed Ali und Suleiman Pascha den Fürsten Nikita von drei Seiten angriffen und den Aufstand in den schwarzen Bergen mit Einem Hauptschlage zu ersticken hofften, folgten bald empfindliche Rückschläge. Der streitbare Fürst zwang die Festung Nikšitsch nach 8. Septbr. 1877. längerer Einschließung und Beschießung zur Uebergabe, nahm die Dugaforts ein und bemächtigte sich, nach der Suttorina sich wendend, des Hafenortes Spizza und der Vorwerke von Antivari. Nur in Bulgarien, dem Hauptkriegsschauplatz, Novbr. gelang es den Türken, die Feinde aus ihren vorgerückten Positionen im Süden des Balkan zurückzudrängen. Als Suleiman Pascha Montenegro verließ und die Truppen von Reouf Pascha an sich ziehend, in die Thäler der Tundscha und Maritza vordrang, konnte sich General Gurko in Eski-Sagra nicht länger halten, sondern zog mit seinen Reiterschaaren nach Kasanlik und von da nach Anf. Aug. dem Schipka-Paß zurück. Die Türken folgten den Abziehenden mit Brennen und Sengen. Eski-Sagra und Kasanlik wurden den Flammen übergeben, die Einwohner niedergehauen. Hierauf legte sich Suleiman mit etwa 40 Bataillonen quer vor den Schipka-Paß und machte jedes weitere Vordringen der Feinde unmöglich. Dagegen war er nicht im Stande, die Russen aus ihren Verschanzungen zu vertreiben und die Paßhöhe wieder zu gewinnen. Wochenlang wurden die Stellungen mit gleicher Energie von der einen Seite angegriffen, von der andern vertheidigt und viel Blut vergossen. Aber trotz aller Anstrengungen blieben die Russen Meister der Anhöhen bis zu Ende des Jahres. Auch im nördlichen Bulgarien wurden am Lom und in der Jantralinie viele Gefechte geliefert, bald für die eine, bald für die andere Seite siegreich. Mehemed Ali, der Magdeburger Hugenotten-Sohn Detroit, hielt mit der durch viele irreguläre Truppen verstärkten Donauarmee den Feinden das Gleichgewicht; da er aber nicht, wie man in Constantinopel wünschte und hoffte, die Russen über den Strom zurückzuwerfen vermochte, so wurde er abberufen und durch den ungestümen Suleiman Pascha Ende Septbr. ersetzt. Aber auch hier erntete dieser keine größeren Erfolge als in den schwarzen Bergen und am Balkan. Die Russen behaupteten sich am Lom und an der Jantra. In einem Gefechte bei Bassarbowo fiel Prinz Sergius von Leuchtenberg, des Kaisers Neffe. 24. Octbr.

Bald darauf wurde Suleiman auf einen andern Kriegsschauplatz berufen. Capitulation von Plewna. Er sollte das Commando über die Truppenabtheilung in Orkhanje übernehmen, welche die Verbindung zwischen Plewna und Sofia ermöglichte, mittelst deren Osman Pascha stets Verstärkungen und Kriegsbedarf an sich ziehen konnte. Diesen Zugang abzuschneiden, und dadurch die Einschließung Osman Pascha's in Plewna vollständig zu machen, war nunmehr das Ziel der russisch-rumänischen Armee am Balkan. Der Urheber dieses neuen strategischen Plans war der uns schon aus dem Krimkrieg als genialer Feldherr bekannte General Todleben, der im Herbst das Gardecorps von Petersburg nach dem bulgarischen Kriegsschauplatz geführt hatte. Als Deutscher durch die Eifersucht der Slaven fernge-

halten, war er jetzt, da man tüchtige Männer brauchte, als Rüstzeug ausersehen worden. Er setzte es im Generalstabe durch, daß man von dem bisherigen Angriffskrieg zum Belagerungskrieg überging, daß man, wie einst die Preußen den Marschall Bazaine in Metz, den Oberfeldherrn Osman Pascha und seine Armee
22.–31. Octbr. 1877. mit einem ehernen Gürtel umschloß und in Plewna festhielt. Dieser Plan kam in den letzten Oktobertagen zur Ausführung, indem der energische General Gurko die türkische Verbindungsarmee bei Gornji-Dubnik mit großer Tapferkeit aus ihren Verschanzungen jagte, ohne daß Osman Pascha, durch gleichzeitige Sturmangriffe in Plewna festgehalten, dem Mitfeldherrn zu Hülfe kommen konnte. Der geschlagene Suleiman Pascha zog sich nun von Orkhanje eilig nach Sofia zurück, den „Etropol-Paß" des Balkan einer schwachen Besatzungsmannschaft zur Vertheidigung überlassend. Nun kam die in Plewna eingeschlossene türkische Armee in eine entsetzliche Lage, namentlich seitdem General Skobelew im Süden
9. Novbr. der Stadt den „Grünen Hügel" besetzt und den Belagerungsring noch fester gezogen hatte. Es schien, als ob sich die Katastrophe von Metz wiederholen würde. Aber Osman Pascha besaß mehr militärisches Ehrgefühl als Bazaine: als die Lebensmittel und die Munition gänzlich erschöpft waren, Hunger und Krankheit die Reihen der Soldaten alltäglich furchtbar lichtete, da beschloß der kühne General durch einen verzweifelten Ausfall das Schicksal herauszufordern. War eine Capitulation unvermeidlich, so sollte sie wenigstens auf dem Schlachtfelde
10. Novbr. geschlossen werden. Und so geschah es. Nach einem furchtbaren Kampfe am Widfluß mit den Russen und Rumänen nach Plewna zurückgeworfen, blieb dem wackern Muselman, nachdem er durch eine Kugel am linken Oberschenkel verwundet worden, nichts übrig, als sich und seine tapfere Armee auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Fast sechs Monate hatte er die offene von ihm in eine Festung umgewandelte Stadt gegen die feindliche Uebermacht heldenmüthig vertheidigt und den Belagerungskrieg von Plewna zu einer der glänzendsten Kriegsthaten erhoben. Dies erkannte auch Kaiser Alexander an, der am folgenden Tage an der Seite seines Bruders in die Stadt einritt, dem verwundeten Feldherrn den Degen zurückgab und ihm Charkow zum Aufenthaltsort anwies. Die Zahl der Gefangenen betrug 36,000 Gemeine, 10 Paschas, 2000 Offiziere niederer Grade und 128 Stabsoffiziere. Mit der Katastrophe von Plewna war das Schicksal des russisch-türkischen Krieges entschieden, wenn auch die Waffen noch nicht zur Ruhe kamen. In den Weihnachtstagen stiegen die russischen Soldaten Gurko's über den von Eis und Schnee starrenden Etropol-Paß des Balkan in die Ebene von Sofia
14. Decbr. hinab. Auch die Serben traten wieder in die Kriegsaction ein und wendeten sich im Süden gegen Nisch (Nissa) und Pirot, im Osten gegen Adlie und Widdin; und in Griechenland traf man militärische Anstalten, um die Grenzlande gegen die Barbareien und Unthaten der türkischen Soldatenbanden, insbesondere der Tscherkessen, zu schützen, welche die Osmanische Regierung nicht mehr in Zucht und Gehorsam zu halten vermochte. Die Türkei lag in den letzten Zügen. Die um die-

selbe Zeit erfolgte Eröffnung der zweiten Session des ottomanischen Parlaments in Dolma-Bagdsche war nur eine Kundgebung der vollständigen Rathlosigkeit, 13. Decbr. 1877. in der sich die Staatslenker in Stambul befanden. Ein Rundschreiben an die Großmächte rief, indem es die Schuld des Krieges allein auf die Feinde wälzte, die Vermittelung Europa's an und Sultan Hamid richtete ein Schreiben an die Königin Victoria und bewirkte dadurch, daß die hohe Frau in einem Telegramm dem russischen Kaiser die Abschließung eines Waffenstillstandes empfahl, der zu einem ehrenvollen Frieden führen möchte. Zugleich traf man in England kriegerische Vorbereitungen.

Die Russen zögerten nicht, den Sieg von Plewna, durch den die türkischen Der Friede von San Stefano. Streitkräfte in Bulgarien und Rumelien der Auflösung entgegengeführt wurden, auszunutzen, um durch Erfolge im Feld auf dem Friedenscongreß, woselbst die europäischen Mächte eine neue Ordnung in den orientalischen Zuständen zu begründen gedachten, mit desto größeren Ansprüchen auftreten, eine um so entscheidendere Stimme führen zu können. Trotz der Ungunst der Witterung und der Jahreszeit bewältigten die auf Sofia losrückenden Garden Skobelew's mit leichter Mühe jeden Widerstand, umzingelten dann, mit der Armee des Generals Radetzky vereinigt, die in dem Schipka-Paß aufgestellten türkischen Truppen und zwangen sie nach mehrstündigem Kampfe zur Ergebung. 30,000 Mann 9. Jan. 1878. sammt dem Commandanten geriethen dadurch in russische Kriegsgefangenschaft. Kurz vorher war auch der Trajanspaß besetzt worden. Wer sollte den russischen Heeren den Marsch nach Constantinopel verlegen? Die Moskowiter verkündeten jubelnd, daß der Pariser Frieden vernichtet werden müßte durch einen andern Frieden, den der Zar in Constantinopel dictiren würde; sie sahen schon im Geiste das griechische Kreuz auf der Hagia Sophia aufgepflanzt. Selbst in gemäßigten Kreisen hoffte man, der Zar werde zur Verherrlichung des Sieges in der türkischen Hauptstadt einen vorübergehenden Einzug halten, wie einst Kaiser Wilhelm in der französischen. Vergebens suchten die Engländer zu vermitteln; in Petersburg lehnte man jede Einmischung ab; vergebens sandte der Sultan zwei Bevollmächtigte, Server und Namyk Pascha, nach Kasanlik, um mit dem Großfürsten Nicolaus über Friedensbedingungen zu unterhandeln; die Operationen im Felde wurden darum nicht eingestellt. Die Einnahme von Philippopel und Adrianopel schnitt dem von Gurko verfolgten 16. 20. Jan. Suleiman Pascha die Rückzugslinie nach Constantinopel ab. Er zog mit den Trümmern seines Heeres südwärts, um sich in den Häfen des ägäischen Meeres nach Stambul, dem letzten Stützpunkt des Osmanenreiches, einzuschiffen. Er war ein Heerverderber, den in der Folge ein Kriegsgericht zu längerer Gefängnißstrafe verurtheilte. Jetzt nahm der Großfürst Nicolaus seinen Aufenthalt in Adrianopel, wo die Friedensverhandlungen fortgesetzt werden sollten. Diese 26. Jan. unerwarteten Erfolge der russischen Waffen belebten die Kriegspolitik des Londoner Torycabinets. Lord Beaconsfield ließ sich vom Parlamente einen Credit

bewilligen und gab dem Admiral **Hornby** die Weisung, mit einer Flotte in die Dardanellen einzufahren. Doch kam es zu keiner kriegerischen Action, da Schuwalow beruhigende Zusagen gab und am letzten Januar zwischen Ignatiew
31. Jan. 1878. und den türkischen Abgeordneten der **Waffenstillstand von Adrianopel** geschlossen ward, um Zeit für Friedensverhandlungen zu gewinnen. Auf Grund der in Adrianopel vereinbarten „Friedensbasen" wurde dann einige Wochen
3. März nachher der **Präliminarfrieden von San Stefano** zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossen, in welchem die Fürstenthümer Serbien, Rumänien und Montenegro für unabhängig erklärt wurden und Gebietserweiterungen erhielten, Bulgarien in denjenigen Grenzen, die sich aus der Majorität der bulgarischen Bevölkerung ergaben, zu einem autonomen Tributär-Fürstenthum erhoben ward mit einer nationalen christlichen Regierung und einer aus Eingebornen bestehenden Miliz, die Türkei eine Kriegsentschädigung von 1410 Millionen Rubel bezahlen sollte, wovon 1000 Millionen durch Gebietsabtretungen in Asien entrichtet werden könnten. Bosnien und die Herzegowina sollten eine autonome Administration erhalten mit Reformen unter Garantie der Mächte. Wie der Zar einst in Livadia versichert, verlangte somit Rußland keinen, oder doch nur geringen, Gebietszuwachs für sich selbst. Aber der russische Stolz ertrug es nicht, daß der Landstrich **Beßarabien** im Norden der Donau, der einst im Pariser Frieden an Rumänien abgetreten worden, noch länger in fremden Händen bliebe. So wurde denn verlangt, daß Fürst Karl jenen Landstrich herausgeben und dafür im Süden des Stromes mit der Dobrudscha entschädigt werden sollte, ein ungroßmüthiger Ausgleich für den treuen Waffengenossen, gegen den Fürst und Volk vergebens Einspruch erhoben. Nach dem Abschluß dieses Präliminarfriedens verlegte der Großfürst sein Hauptquartier nach San Stefano, einem kleinen Orte am Marmara-Meer, südwestlich von Constantinopel
17. März. und sandte seine Glückwünsche an den Kaiser, der den Vertrag am 17. März bestätigte.

Die Lage nach dem Friedensschluß. Mit Begeisterung wurde die Nachricht von dem russischen Volke begrüßt. In England aber war man höchst unzufrieden mit dem eigenmächtigen Vorgehen Rußlands. Das Toryministerium, wo an Derby's Stelle der entschlossene Lord Salisbury das auswärtige Amt übernommen, verlangte, daß der Gesammtvertrag einem europäischen Congreß zur Beschlußfassung vorgelegt werde. Als Rußland nur „die Fragen, welche das europäische Interesse berührten", einem solchen Areopag unterbreiten wollte, geriethen die diplomatischen Verhandlungen von Neuem in lebhaften Gang und scharfen Ton. Zugleich machte England
Febr. 1878. neue Rüstungen. Das Parlament bewilligte den von dem Ministerium verlangten Credit von sechs Millionen Pfund Sterling. Mehr als je gewann es den Anschein, daß der „localisirte" Krieg sich schließlich doch noch zu einem Weltkrieg gestalten werde. Die Türkei schöpfte neue Hoffnungen; es war jedoch nur eine Verlängerung des Todeskampfes. Wie sollte dieser Staat sich ermannen,

dessen Heere geschlagen und zerstreut waren, wo in den Regierungs- und Beamtenkreisen Zerrüttung und Rathlosigkeit herrschte, die Geldnoth aufs Höchste gestiegen war, die Gemüther durch Gerüchte von Verschwörungen und Complotten in Angst gehalten wurden, Tausende von flüchtigen Mohammedanern, die den Mißhandlungen und dem Mordstahl der Feinde, insbesondere der rachedürstenden Bulgaren, zu entrinnen suchten, im jammervollsten Zustande nach Constantinopel und den südöstlichen Landschaften zusammenströmten, Minister und Generale in schnellem Wechsel einander ablösten! Weder Rußland noch England zeigten großes Verlangen in kriegerische Action mit einander zu treten. Lord Beaconsfield zog es vor, sich mit Rußland zu verständigen und dem britischen Reiche aus der zerschlagenen Türkei einen Theil der Beute zu erwerben.

Die Petersburger Regierung ließ sich bereit finden, den Friedensvertrag von San Stefano einem europäischen Congresse vorzulegen, damit über die einzelnen Bestimmungen ein endgültiges schiedsrichterliches Urtheil erzielt werde. So trat denn in Berlin eine Diplomaten-Versammlung ins Leben, wie die Welt seit dem Wiener Congreß keine ähnliche gesehen. Unter dem Vorsitz des deutschen Reichskanzlers Bismarck, dessen vermittelnde und friedliebende Politik wesentlich bewirkt hat, daß der Krieg auf den Schauplatz beschränkt geblieben, welcher der Gegenstand des Streites war, tagten die ersten Staatsmänner der europäischen Großmächte hinter geschlossenen Thüren, um die neue Ordnung der Dinge im Orient festzusetzen. Außer den drei Reichskanzlern **Bismarck**, **Gortschakow**, **Andrassy** hatten sich Lord **Beaconsfield** für England, **Waddington** für Frankreich, **Corti** für Italien, **Karatheodory** und der Deutsche **Mehemed Ali** für die Türkei eingefunden, begleitet von andern Diplomaten und Staatsmännern, nicht zu gedenken der Agenten, welche die kleineren Orientstaaten abgesandt hatten. Daß die Hauptstadt des deutschen Reichs zum Sitze der glänzenden Versammlung und Fürst Bismarck zum Präsidenten gewählt ward, war ein Zeichen, welche Anerkennung die Politik des deutschen Reichskanzlers gefunden hatte. Die Hauptaufgabe des Berliner **Congresses** bestand darin, den Vertrag von San Stefano der für die Türkei allzu drückenden Bestimmungen zu entkleiden. Und so kam man denn nach mancher hitzigen Redeschlacht dahin überein, daß die den Fürsten von Serbien und Montenegro zugedachte Gebietserweiterung beschränkt, der Austausch Bessarabiens gegen die Dobrudscha für Rumänien dagegen anerkannt ward, mit der Bestimmung der Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse, mithin auch der Juden, in dem neuen unabhängigen Fürstenthum. Die Rumänen waren mit diesen Bestimmungen keineswegs einverstanden. Noch das ganze folgende Jahr hindurch bestritten sie den Russen den Besitz des Fort Arab Tabia bei Silistria und widersetzten sich der Zulassung der Juden in das rumänische Staatsbürgerrecht, weniger aus religiösen als aus wirthschaftlichen Gründen. Auf das Drängen der Congreßmächte kamen endlich Regierung und Gesetzgebung in Bukarest überein, einigen näher bezeichneten

Der Berliner Congreß und seine Schöpfungen.

13. Juni bis 13. Juli 1878.

Klassen ansässiger Juden die nationalen Rechte zu verleihen, nicht aber der Gesammtheit. Nach und nach wurde Rumänien von den europäischen Mächten als souveräner Staat anerkannt und die Anerkennung durch gegenseitige Gesandtschaftsrechte bethätigt. Auch der Landzuwachs, den sich Rußland in Kleinasien ausbedungen, wurde nicht unerheblich beschnitten. Doch blieb ihm außer der Festung Kars die wichtige Seestadt Batum mit dem Gebiet der Lasen erhalten. Die größte Umgestaltung erlitt der Vertrag von San Stefano in Betreff Bulgariens. „Der mächtige Keil", heißt es in einem Bericht über den Berliner Congreß in den Preuß. Jahrbüchern, „der sich nach jenem Präliminarvertrag zwischen die auseinandergerenkten Glieder des Osmanenreiches einschieben sollte und dem dürftigen Reste zusammenhangsloser Trümmer Licht und Lebensluft vollends benommen hätte, ist nach den Vereinbarungen des Congresses in wesentlich verringerte Form gebracht worden. Nicht bis dicht an das ägäische Meer soll sich das neue Fürstenthum Bulgarien erstrecken, sondern am Balkan seinen Abschluß finden. Nordbulgarien wird unter einem Fürsten constituirt, dessen Wahl einer Notablenversammlung vorbehalten bleibt und von den Großmächten bestätigt werden muß; die Festungen an der Donau und landeinwärts, bisher das starke Bollwerk der Osmanenherrschaft, werden geschleift. Die vollständige Freiheit der Donauschifffahrt bis zur Mündung wird garantirt. Süd-Bulgarien oder Ost-Rumelien, wie es fortan genannt werden soll, verbleibt bei der Türkei, aber auch dies nur unter europäischen Garantien für das künftige Wohlverhalten der Pforte. Ein christlicher Gouverneur wird für diese Provinz auf je zehn Jahre vom Sultan ernannt, von den Mächten bestätigt. Eine Art Volksvertretung, administrative Autonomie in gewissen Grenzen, Garantien für eine unparteiische Justiz, für gleiche Behandlung der Bekenntnisse u. A. sollen errichtet und unter die Controle der Botschafter in Constantinopel gestellt werden. Das Besatzungsrecht auch in diesem der Pforte verbleibenden Theil von Bulgarien ist auf die Balkanpässe und auf Etappenstraßen beschränkt". Diese Bestimmungen ins Dasein einzuführen, der „staatlichen Mißgeburt" eine lebensfähige Gestalt zu geben, war seitdem die Aufgabe des russischen General-Gouverneurs von Bulgarien, Dondukow-Korsakow, des Nachfolgers des am Tag der Unterzeichnung des Friedens von San Stefano gestorbenen barschen und rücksichtslosen Fürsten Tscherkaßki, in Verbindung mit einigen europäischen Commissaren. Aber das Organisationswerk stieß auf große Schwierigkeiten, da die christlichen Bulgaren Ost-Rumeliens, an der Idee eines „großbulgarischen" Reiches festhaltend, nicht wieder unter die Herrschaft der Osmanen zurücktreten wollten und Miene machten, sich mit den Waffen derselben zu erwehren. Ueber Bosnien und Herzegowina, wo das erste Feuer des Aufstandes ausgebrochen war, enthielt der Vertrag von San Stefano keine Bestimmungen. Rußland hatte diese Frage geflissentlich vermieden, um nicht in das österreichisch-ungarische Machtbereich einzugreifen. Wenn aber die Fürsten von Serbien und Montenegro sich mit

der Hoffnung trugen, diese Landschaften für sich zu gewinnen, so sollten sie bald enttäuscht werden. Der Traum von einem großserbischen Königreich, dem man sich in Belgrad hingegeben, wurde nicht zur Wirklichkeit.

Sollten aber diese Gebiete, die nach der Losreißung Bulgariens und der Unabhängigkeitserklärung von Serbien und Montenegro nur noch durch einen schmalen Streifen Landes mit dem türkischen Hauptreich verbunden sind und fast zusammenhanglos in die österreichische Macht- und Interessensphäre hineinragen, bei der Osmanenherrschaft verbleiben, in alle Zukunft einen neuen Zündstoff für Verschwörungen, Wirren und Aufstände bilden? Das war weder die Meinung des österreichischen Reichskanzlers Andrassy noch der Congreßmächte. Das gute Verhältniß zwischen Rußland und der Doppelmonarchie an der Donau hatte hauptsächlich seinen Grund in dem stillen Einvernehmen beider Regierungen, hart an der österreichischen Grenze keine neuen oder wesentlich umgestalteten Staatsbildungen herbeizuführen oder zuzulassen, die eine beunruhigende Rückwirkung auf das Nationalitätengewirr des dualistischen Kaiserstaats ausüben könnten, und der Credit von sechzig Millionen Gulden, um den Andrassy die Reichsstände für ungenannte Zwecke des Auswärtigen Amtes anging, ließ errathen, daß er diese Landstriche mit Oesterreich zu vereinigen gedenke, sei es dauernd oder nur vorübergehend in Gestalt einer Occupation, bis die Flüchtlinge zurückgeführt und neue Verwaltungsreformen unter Garantie der Mächte geschaffen sein würden. Dieser Plan wurde von dem Congreß gutgeheißen; und so erhielt denn die kaiserliche Regierung in Wien die Weisung oder Erlaubniß, die Herzegowina und Bosnien zu besetzen, selbst, wenn es nothwendig erschiene, mit Einschluß des Sandschaks von Novibazar. Die Andrassy'sche Occupationspolitik wurde von der Landesvertretung der östlichen Reichshälfte heftig angefochten, da der bedenklichen Finanzlage des Kaiserstaats neue Verlegenheiten bereitet wurden, zu einer Zeit wo Ungarn überdies durch eine furchtbare Ueberschwemmung der Theiß, welche die Stadt Szegedin fast gänzlich zerstörte, schwer heimgesucht ward. Und auch in der cisleithanischen Reichshälfte erhob sich eine starke Opposition unter der Führung des alten Parlamentariers Dr. Herbst. Man wollte dem Berliner Vertrag, „der die Besetzung eingeleitet“ die verfassungsmäßige Zustimmung versagen. Doch wurde die Regierung schließlich Meister. Die Pforte wagte nicht, gegenüber der Willensmeinung der europäischen Großstaaten die Ausführung dieses Beschlusses mit Waffengewalt zu verhindern; aber indem sie mit ihrer Zustimmung zurückhielt und ihr volles Besitzrecht wahrte, begünstigte sie die Aufstände der unzufriedenen Volkselemente, die, von Religionsleidenschaft und Racenantipathie zum Haß gegen die Oesterreicher entzündet und von den Serben insgeheim aufgereizt und unterstützt, dem Einmarsch der kaiserlichen Heere unter General Philippowitsch einen heftigen Widerstand entgegensetzten. Nur unter blutigen Kämpfen in den hitzigen Treffen bei Zopin, Jaice und Tusla, worin die österreichischen Soldaten ihre alte Tapferkeit und zähe

Bosnien von Oesterreich besetzt.

März 1878.

März 1879.

August u. Septbr. 1878.

Ausdauer gegen die Insurgenten bewährten, konnten die beiden Landschaften von den durch Nachschübe verstärkten kaiserlichen Truppen in Besitz genommen, in der erstürmten Hauptstadt Sarajewo eine österreichische Landesregierung und Justiz eingesetzt und die Organisationsarbeiten begonnen werden. Im nächsten Jahre erfolgte auch kraft einer Convention zwischen Oesterreich und der Pforte
21. April 1879. die Besetzung von Novibazar, doch wurde ausdrücklich die Erklärung beigefügt, „daß durch die Occupation die Souveränetätsrechte des Sultans nicht beeinträchtigt werden sollten". Diese Souveränetätsrechte beschränkten sich jedoch hauptsächlich auf die Wahrung einiger Ehrenrechte des Großherrn. Im September vollzog sich die Besetzung der Hauptorte durch den commandirenden General von Bosnien, Herzog Wilhelm von Würtemberg ohne jegliche Störung. Bei dem großen Brande, welcher im August einen ansehnlichen Theil der Stadt Sarajewo in Asche legte, zeigte sich die österreichische Verwaltung von der wohlthätigsten Seite. Unter den Albanesen bildete sich eine Liga, um die Besitznahme von Novibazar und die Gebietsabtretungen an Montenegro zu verhindern. Die Pforte sandte den kurz vorher vom Berliner Congreß zurückgekehrten Muschir Mehemed Ali ab, um die Insurgenten zu beschwichtigen. Aber der tapfere General wurde von den fanatisirten Einwohnern Diakowa's überfallen und mit seinem Gefolge nach tapferster Gegenwehr ermordet. Uebrigens warf das Vordringen Oesterreichs in die südlichen Donauländer der panslavistischen Expansivpolitik einen Damm in den Weg. Mit Verdruß vernahm man in St. Petersburg, daß der Fürst von Monte-
Septbr. 1879. negro, der bisher als der zuverlässigste Parteigänger des russischen Hofes gegolten hatte, eine Reise nach Wien unternahm, um sich die Gunst des Kaisers zu erwerben.

Cypern. Sollte denn aber Englands Staatsmann Beaconsfield allein mit leeren Händen vom Congreß heimkehren? Freilich war in den orientalischen Verwickelungen kein englisches Blut geflossen und die geschäftige Einmischung der Londoner Regierung hatte nur beigetragen, den Krieg zu verlängern und die Opfer zu mehren, ohne der Türkei irgend einen Nutzen zu bringen. Aber es war doch englisches Geld aufgewendet worden, und dafür verlangt ein Kaufmannstaat, zumal wenn ein Lord von orientalischem Geblüt am Steuerruder sitzt, einen Ersatz. So wurde denn der Congreß und die Welt mit der Nachricht überrascht, daß, wie Rußland in San Stefano, so auch Großbritannien auf eigene Hand mit der Türkei einen Vertrag geschlossen, kraft dessen die Pforte die Insel Cypern an England abtrat und in einem Sonderabkommen sich verpflichtete, auch in Kleinasien Reformen einzuführen, wofür ihr das Londoner Cabinet den Besitzstand ihrer asiatischen Provinzen gewährleistete. Damit ist die maritime Machtstellung Englands im Südosten des Mittelmeeres und seine Verbindung mit Aegypten, Arabien und Indien ebenso gesichert, wie die russische Herrschaft über das schwarze Meer und die Donaumündungen.

Der Congreßfriede und die russische Nationalpartei. Die panslavistische Partei war mit dem Resultate des Berliner Congresses keineswegs zufrieden. Für die großen Opfer, die Rußland gebracht, waren die

materiellen Früchte sehr gering; wie weit standen die Errungenschaften des Augenblicks hinter den Erwartungen zurück! Der Congreßfriede erschien der großen Mehrheit der Russen als feiges Zurückweichen, als Verrath an der Sache Rußlands und des Slaventhums. Die Veröffentlichung des Vertrags vom 1/13. Juli versetzte Rußland in einen Sturm moralischer Entrüstung, die Wortführer der nationalen Partei in Moskau stießen heftige Zornesreden aus über die „Preisgebung" Südbulgariens. „Nur deßhalb sollst du rechtgläubiges russisches Volk der einzige unabhängige und mächtige Slavenstamm sein", ließ sich Aksakow vernehmen, „nur deßhalb sollst du dein kostbares Blut verspritzt und Hunderttausende deiner Söhne zum Opfer gebracht haben, damit du durch deine eigenen Siege in deiner Stellung als slavische Macht erniedrigt wirst, damit du die Macht deiner Feinde und der Feinde des Slaventhums erhöhst und rechtgläubige Slaven der Herrschaft deutscher und katholischer Elemente unterwirfst. Vergeblich bist du zum Märtyrer geworden, du zum Narren gehaltener Sieger". In diesen Empfindungen stimmte ein Theil des Hofes und der Regierung mit den Panslavisten überein. Es war kein Geheimniß, daß in wichtigen Fragen eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Thronfolger und seinem kaiserlichen Vater obwaltete. „Die Opposition des „jungen Hofes" war und blieb eine stadtkundige Thatsache", heißt es in der Schrift „Rußland vor und nach dem Kriege", „und die Quelle unaufhörlicher Reibungen, die dem sensitiv angelegten von Sorgen aller Art bedrängten Monarchen manche schwere Stunde bereiteten und weder bei ihm noch bei seiner Umgebung Ruhe und Befriedigung an den errungenen Erfolgen aufkommen ließen". Der Großfürst hatte eine ungünstige Meinung über die Führung und den Charakter seines Oheims Nicolaus; der Kaiser urtheilte milder über den Bruder. Der Zarewitsch so wie die Staatsmänner Gortschakow und Ignatieff waren der Meinung, man solle den Drohungen der Westmächte Stand halten, die Regierung solle der Volksstimmung, die für energische Kriegspolitik sei, Folge geben und dadurch das Ansehen des Thrones erhöhen. Die Regierung an der Newa trug dieser Stimmung einige Rechnung. Sie zog die Ausführung der Congreßbeschlüsse in die Länge, zögerte mit der Räumung der besetzten Landschaften und leistete den großbulgarischen gegen die Theilung des Landes gerichteten Bestrebungen allen möglichen Vorschub. Doch wagte man in Petersburg nicht, durch Verwerfung der Stipulationen die europäischen Mächte zu reizen und eine Erneuerung des Krieges herbeizuführen. Man erklärte sich bereit, die Berliner Festsetzungen anzunehmen, zog, nachdem die von den Congreßmächten zugestandene Verlängerung des Termins abgelaufen, allmählich die Occupationstruppen zurück und schloß mit der Pforte einen Separatfrieden, dessen 8. Febr. 1879. wesentlichste Bedingungen die Kriegskostenentschädigung und deren Abtragung betrafen. Die Regierung des Sultans verpflichtete sich ratenweise 802½ Millionen an den russischen Staat und 26½ Millionen an russische Unterthanen innerhalb sieben Jahren zu entrichten. Aber wie sollte die Pforte in ihrer finanziellen Be-

drängniß solche Summen aufbringen? So blieb das Abkommen ein Mittel für Rußland, auf die Türkei fortwährend einen gewissen Druck als mahnender Gläubiger auszuüben. Zugleich suchte man die Bulgaren zu beschwichtigen, sie in Betreff ihrer Unionstendenzen auf die Zukunft vertröstend. Ein kaiserliches Manifest ermahnte sie, sich dem Berliner Vertrag zu fügen und mit der Autonomie zu begnügen, die ihnen darin verbürgt war. Und in der That nahm die von Dondukoff-Korsakoff nach Tirnowa einberufene bulgarische Notablenversamm-
28. April 1879. lung den Verfassungsentwurf an, so daß schon im Mai der von der Pforte ernannte General-Gouverneur Fürst Alexander Vogorides, ehedem Gesandter der Pforte in Wien, der als türkischer Würdenträger den Namen Aleko Pascha trug,
27. Mai 1879. in die ostrumelische Hauptstadt Philippopel einziehen konnte. Um dieselbe Zeit wählte eine zweite Notablenversammlung den Prinzen von Battenberg, einen Neffen des Zaren, zum erblichen Fürsten von Bulgarien. Dieser nahm die Wahl an und hielt, nachdem er sich der Zustimmung der europäischen Mächte versichert und in Constantinopel sein Investitur-Berat eingeholt hatte, als Fürst
14. Juli. Alexander I. seinen Einzug in Sophia. Aber wie sehr auch vorauszusetzen war, daß der neue Bulgarenfürst nur den Eingebungen des Zarenhofes folgen würde, und wie sehr der Phanariote Aleko Pascha, oder wie er sich lieber nannte, Fürst Vogorides, sowohl bei seinem Einzuge als in seinem ganzen Verwaltungssystem und in seinem Verhalten gegen die zurückgekehrten mohammedanischen Flüchtlinge seine christlichen und bulgarischen Sympathien unverhohlen an Tag legte, so war es doch deutlich, daß die Petersburger Regierung nur gezwungen sich in die Congreßbeschlüsse fügte, daß sie wie die moskowitische Nationalpartei mit Unmuth und Verdruß auf die Berliner Abmachungen blickte, ihre Hoffnung auf eine günstigere Zukunft und auf den immer mehr zunehmenden Verfall der Türkei richtend.

Innere Gährung und nihilistische Frevelthaten. Zu dieser Unzufriedenheit gesellten sich die Symptome innerer Zersetzung und revolutionärer nihilistischer Gährung, um in dem weiten und mächtigen Moskowiterreich gefährliche und erschreckende Bewegungen politischer und socialer Natur zu erzeugen. Rottirungen unter den Studenten, Mordanfälle auf hochgestellte Personen, Unterschleife und Bestechlichkeit in angesehenen Beamtenkreisen und andere Erscheinungen waren deutliche Beweise, daß im Staate Rußland manches faul sei. Der Nihilismus, dessen Entstehung und Tendenzen wir früher kennen gelernt, erhob immer kühner sein Haupt. Aus der langen schrecklichen Reihe blutiger Frevelthaten, in denen die russischen Nihilisten, „die Fanatiker des Umsturzes" ihrem Haß gegen die bestehende Ordnung Luft machten, seien nur die hervorragendsten und erschütterndsten Fälle berichtet. Im Jahr 1869 gründete Netschajeff, Lehrer an der Petersburger Academie, der in Genf sich Bakunin's Vertrauen erworben und von diesem socialdemokratischen Agitator mit Empfehlungsschreiben versehen worden war, unter jungen Männern der bessern Classen in Petersburg und Moskau einen weitverzweigten revolutionären Geheim-
21. Novbr. 1869. bund, der seine Thätigkeit mit der „Hinrichtung" eines Studenten Iwanoff als

Verräther begann, ein Ereigniß, das zu einem mehrjährigen Riesenprozeß in Moskau Veranlassung gab, der die Umtriebe der russischen radicalen und socialistischen Revolutionspartei vor den Augen der gesammten Nation enthüllte. Der Gerichtsakt hatte eine große Reihe von Verurtheilungen zu Tod, Zwangsarbeit, Novbr. 1877. Verbannung zur Folge, aber durch die apologetische Rhetorik der Vertheidiger wurden die Angeklagten „mit der Aureole der Märtyrerschaft" umgeben für eine „selbständige, vielleicht irrthümliche, aber wegen ihrer Consequenz immerhin merkwürdige Gesinnung". Nicht geringeres Aufsehen erregte im folgenden Jahr der Mordanfall der Vjera Sassulitsch gegen den Petersburger Stadthauptmann General Trepoff, damals den mächtigsten Mann in Rußland neben 5. Febr. 1878. dem Kaiser. Der General wurde von dem Revolver der Nihilistin schwer verwundet, und die Verwirrung aller Rechtsbegriffe gab sich in dem freisprechenden Urtheil der Geschworenen und dem lauten Jubel kund, mit dem dies Erkenntniß bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft hinauf verherrlicht wurde. Die Mörderin ward zur gefeierten Heldin des Tages. Seitdem wurde die Verschwörung und Geheimbündelei zu einem förmlichen System ausgebildet; aufreizende Proclamationen und Flugblätter, revolutionäre Maueranschläge, blutdürstige Drohungen gegen hochgestellte Beamten ängstigten Tag für Tag die Gesellschaft. Dem revolutionär-anarchischen Treiben gegenüber waren die Staatsbehörden machtlos; selbst den geheimen Druckereien, in denen die verbrecherischen Schriftstücke hergestellt wurden, vermochte man nur in den seltensten Fällen auf die Spur zu kommen. Odessa mit seiner gemischten Bevölkerung und seinem verwegenen Arbeiterproletariat war ein Hauptsitz der Nihilisten. Ein geheimes Executiv-Comité entfaltete einen entsetzlichen Terrorismus; freiwillige Schenkungen und erpressende Drohungen verschafften reiche Geldmittel. Unter den von der Verschwörerbande Verurtheilten befand sich in erster Linie der Chef der Geheimpolizei, der verhaßten dritten Abtheilung der kaiserlichen Cabinetskanzlei, General Mesenzeff, der durch harte Behandlung von politischen Verbrechern den Groll der Anarchisten ganz besonders hervorgerufen hatte. Er wurde auf offener Straße erdolcht, ohne daß die Thäter entdeckt worden wären. Bald darauf wurde 16. Aug. 1878. der wegen seiner Strenge gegen verhaftete Nihilisten aufs äußerste gefürchtete und verhaßte Gouverneur von Charkow, Fürst Krapotkin, als er von einem 8. Febr. 1879. Balle heimkehrte, im Wagen erschossen, als „Werkzeug der Tyrannei und des Despotismus", wie das Executiv-Comité in einer Proclamation verkündete; auch in diesem Falle wurde der Thäter nicht entdeckt. Ein weiteres Opfer dieser unheimlichen entsetzlichen Verbrechenepidemie war der Nachfolger Mesenzeff's als Chef der dritten Abtheilung, General von Drentelen, der in den Straßen von März 1879. Petersburg von einem unbekannt gebliebenen Reiter mit zwei, allerdings fehlgegangenen Schüssen angefallen wurde. Zu dem Eisen und Mordgewehr gesellte man das Feuer. „Die Städte Irkutzk, Irbit, Orenburg, Koslow und Uralsk haben erfahren, daß die russische Revolutionspartei mit der Brandfackel ebenso

geschickt umzugehen versteht, wie mit Dolch und Pistole". Endlich wagte sich der Meuchelmord auch an das Oberhaupt des Staats. Ein von dem Revolutions-Comité an „Herrn Alexander Nikolajewitsch" gerichtetes Schreiben bereitete auf noch entsetzlichere Frevelthaten vor. Als der Kaiser eines Morgens auf einem Spaziergang begriffen war, wurde er von einem jungen Mann in dem Anzug
14. April 1879. eines Finanzbeamten mit drei Schüssen angefallen, die den Mantel des Zaren durchlöcherten. Der Thäter wurde ergriffen und stellte sich als ein gewisser Solowjeff, ein unsteter und in den verschiedensten Lebensstellungen umhergeworfener Mann heraus; nach einem merkwürdigen Prozesse, bei dem er sich mit kalter Resignation als das freiwillige Werkzeug der revolutionären Idee bekannte, ohne über den Zusammenhang oder die Organisation der conspiratorischen Complotte oder ihre Leiter irgend eine Auskunft zu geben, büßte er seine Frevelthat mit dem Tod am Galgen. Gegen diese entsetzlichen Ereignisse wurden jetzt außerordentliche Maßregeln ergriffen: in Petersburg und andern großen Städten wurden provisorische Generalgouverneure mit den weitesten Ausnahmsvollmachten zur Herstellung der Ruhe und Sicherheit eingesetzt, aber trotz zahlloser Verhaftungen und Verurtheilungen, trotz der strengsten Vorsichtsmaßregeln gelang es doch nicht, dem nihilistischen Unwesen ein Ende zu machen. Weder die Einsetzung von Militärgouverneuren in dem größten Theil des europäischen Rußland noch die Aufrichtung eines unerhörten Polizeiterrorismus mit Kriegsgerichten und Belagerungszustand vermochte die nihilistischen Attentate zu verhindern, denen die Passivität der Bevölkerung und die tiefgreifende Abneigung gegen das herrschende System wesentlich Vorschub leistete. Nur durch einen Zufall entging der Kaiser einen neuen verbrecherischen Anschlag auf sein Leben. Bei der Einfahrt des Eisenbahnzuges in Moskau sollte er nebst seiner ganzen Begleitung mittelst eines von einem benachbarten Hause aus unter die Schienen geführten Ganges
1. Decbr. in die Luft gesprengt werden. Auch diesmal blieben die Thäter unentdeckt. Ja die Häupter der Verschwörung waren frech genug, dem Kaiser nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt durch eine gedruckte Proclamation zu drohen, daß er doch sterben müsse, wenn er nicht alle seine Rechte in die Hände einer Nationalversammlung übergebe, und zwar werde er in die Luft gesprengt werden. Eine
17. Febr. 1880. Dynamit-Explosion, wodurch im kaiserlichen Winterpalais die Zimmerdecken zweier Stockwerke zertrümmert oder erschüttert wurden und mehrere Wache haltende Gardisten ihr Leben verloren, andere Verwundungen davon trugen, gab bald danach den Beweis, daß die Drohung ernst gemeint war. Doch wurde der Kaiser auch diesmal durch eine Fügung des Schicksals vor Schaden bewahrt.

Malcontente Stimmung u. ungeordnete Zustände im Orient. Auch in der Balkanhalbinsel dauerten die Wirren fort; man las von Aufständen im Rhodopegebirge, von Gährungen in Macedonien, von unbefriedigten Ansprüchen der Griechen, von feindseligen Auftritten bei Feststellung der neuen Grenzen, bei Räumung der occupirten Gebiete. Der britische Consul in Sofia meldete dem Auswärtigen Amte in London, daß in der bulgarischen Armee russische

Offiziere und Unteroffiziere dienten und Waffen in beträchtlicher Zahl von Rußland den Bulgaren geliefert würden. Die Zuweisung einiger Gebietstheile von Albanien deren Bewohner von einem erbitterten Haß gegen die Söhne der schwarzen Berge beseelt sind, an Montenegro, hatte Aufstände und kriegerische Bewegungen von Seiten der albanischen Liga zur Folge. Die Pforte, außer Stand mit eigener Kraft geordnete Zustände zu schaffen und Friede und Gehorsam zu erzwingen, außerdem auch voll Mißtrauen und Abneigung gegen die europäischen Großmächte, welche das Osmanenreich unter einer Art Vormundschaft zu halten suchen, befolgte eine Politik passiven Widerstandes. Selbst in Aegypten waren die Hoheitsrechte des Sultans Hamid bedroht, bis die europäischen Großmächte, insonderheit England, Frankreich und Deutschland, unwillig über die finanzielle Mißwirthschaft des Khedive Ismail Pascha, durch welche viele ihrer Unterthanen schwere Verluste erlitten, über eine gemeinschaftliche Intervention sich vereinbarten, kraft deren der Vicekönig sich bewogen fand, der von der Pforte verlangten Absetzung durch frei- 26. Juni 1879.
willige Abdication zuvorzukommen, und seinen Aufenthalt in Neapel zu nehmen. Darauf wurde Ismail's Sohn Tewfik Pascha als Khedive des Nillandes vom Sultan berufen, die bisherigen Suzeränitätsrechte des Padischa in Stambul von Neuem anerkannt und festgesetzt und das ägyptische Finanzwesen unter die Controle europäischer Commissare gestellt. Während man also in der Balkanhalbinsel den Sultan zwingen will, die mohammedanische Bevölkerung in Thessalien und Albanien mit Gewalt von sich zu stoßen, hat man in Aegypten seine oberherrliche Autorität zu schützen und zu wahren gesucht. Aus diesen und andern Erscheinungen und Symptomen geht hervor, daß der Berliner Congreß wohl die Einstellung des russisch-türkischen Waffenganges zu Stande gebracht, aber keinen dauernden Frieden geschaffen hat. Ja er hat die Spannung der Gegensätze bedeutend verschärft: Die unbefriedigte Stimmung der russischen Nation über die Resultate der Berliner Stipulationen hat sowohl in der inneren Lage als in der auswärtigen Politik die verborgenen oder verdeckten Gegensätze an die Oberfläche getrieben, und in der Hämushalbinsel regte sich gegen die Ausführung der Congreßbeschlüsse so viel Widerstand, sowohl von Seiten der hohen Pforte als der eingebornen Völkerschaften, daß im folgenden Jahr eine Nachconferenz in Berlin abgehalten werden mußte, um die Türkei durch eine moralische Pression zur Er- Juli 1880.
füllung der Beschlüsse zu nöthigen, insbesondere durch eine im Namen aller europäischen Mächte erlassene Collectivnote die Vergrößerung des Königreichs Griechenland nach Norden durch Abtretung albanischer und thessalischer Landschaften mit den Städten Arta, Prevesa, Jannina, Mezzowro u. a. O. und die Uebergabe der Seestadt Dulcigno an Montenegro vermittelst einer gemeinschaftlichen „Flottendemonstration“ zu erwirken. Nicht minder stark war die Antipathie der russischen Nation gegen die Abmachungen des Berliner Congresses. In allen Schichten des Volkes griff der Wunsch nach einer durchgreifenden Umgestaltung des absolutistischen Staats Wurzeln. Selbst in der Nähe des

Thrones, bei dem Thronfolger und seiner Umgebung, bei einem Theile der hohen Staatsbeamten fand der Ruf nach einer Verfassungsreform Anklang. Der Verfasser des Buches „Rußland vor und nach dem Krieg" weist am Schlusse seiner Schrift auf die Anomalie hin, daß ein absolutistisch regierter Staat sich als Befreier und Reformator aufspiele, daß er andern Völkern Staatseinrichtungen und Wohlthaten des öffentlichen Lebens schaffen wolle, die er selbst nicht besitze und von seinem eigenen Staatsorganismus fern zu halten bemüht sei, daß er eine civilisatorische Mission beanspruche und dabei im eigenen Hause die werthvollsten Güter der Civilisation entbehre, und empfiehlt die Einführung von Institutionen, die dem politischen Emancipationsbedürfniß der Nation Rechnung zu tragen und durch eine „große Reform" der drohenden Revolution den Weg zu verlegen geeignet seien. „Noch liegen die Dinge so, daß jede Beschränkung des Absolutismus ausreichend sein würde, die in Fluß gekommene Bewegung mindestens für eine Anzahl von Jahren zu beschwichtigen. Was bis jetzt verlangt wird, beschränkt sich wesentlich auf eine controlirende Theilnahme der russischen Gesellschaft an der Verwaltung, auf die Aufrichtung eines Apparates, der der Neigung und Gewöhnung der Regierung an unaufhörlich wechselnde Gesetzgebungs-Experimente einen Riegel vorschieben und der eine Art Bürgschaft für größere Planmäßigkeit und Gesetzlichkeit der administrativen und finanziellen Gebarung bieten soll. Nimmt dagegen die innere Auflösung des alten Rußland ihren Fortgang, bleibt das System der russischen Gesetzgebung und Verwaltung nach wie vor ein von bloßen Zufälligkeiten beherrschtes, fährt man fort, Gesetzlichkeit neben Willkür, europäische Bildung neben altväterischer Abgeschlossenheit conserviren zu wollen, und einander ausschließende Maximen vor denselben Wagen zu spannen, so erscheint ein gewaltsamer Zusammenbruch der alten Ordnung russischer Dinge unvermeidlich".

Petersburg und Berlin im J. 1879. Nicht minder Besorgniß erregend war die Wandlung in Rußlands auswärtiger Politik, insonderheit die immer offener hervortretenden Anzeichen einer Verstimmung zwischen Petersburg und Berlin. In den herrschenden Kreisen an der Newa war man mit der Haltung Preußens auf dem Congreß unzufrieden. Man beschuldigte den Fürsten Bismarck, daß er sich der Sache Rußlands bei den Verhandlungen nicht entschieden genug angenommen, daß die preußische Regierung die Dienste, die Rußland dem alten Verbündeten in dem deutsch-französischen Krieg erwiesen, nicht durch energische Gegendienste vergolten habe. Man zieh Preußen der Undankbarkeit, daß es die alten Freundschaftsbande zu lockern bestrebt sei; man suchte von Neuem den Verdacht zu wecken, als strebe es nach einer Annexion der deutschen Ostseeprovinzen, als unterhalte es mit den unzufriedenen Elementen des Zarenreichs geheime Fühlung und nähre die antipathischen Gefühle. Die bittere Stimmung mehrte sich, als zu Anfang des Jahres 1879 Deutschland und nach seinem Vorgange auch andere Nachbarstaaten gegen das Eindringen der in verschiedenen Gegenden des Gouvernements Astrachan

ausgebrochenen asiatischen Pest eine umfassende den Verkehr erschwerende Grenzsperre und Schutzmaßregeln aufrichteten. Es griff eine sichtbare Mißstimmung Platz, daß die Berliner Regierungskreise sich dem Einfluß entzogen hatten, der von Petersburg aus Jahrzehnte hindurch auf den Nachbarstaat geübt worden; daß das neue deutsche Reich unter der Leitung Preußens sich der bestimmenden Einwirkung von Seiten des Machtherrschers in Petersburg entledigt hatte. Die panslavistische Nationalpartei goß Oel in die Flamme; die einflußreichsten russischen Blätter gaben der feindseligen Gesinnung gegen Deutschland unverhohlen scharfen Ausdruck. Es war nicht mehr zu verkennen, daß das „thurmhohe" freundschaftliche Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland eine schwere Bedrohung erfahren habe. Den beiden kaiserlichen Majestäten war dieser Gang der öffentlichen Meinung nicht nach dem Sinne; besonders suchte Kaiser Wilhelm das alte gute Einverständniß mit dem verwandten Monarchen aufrecht zu halten. Als er zu den großen Manövern 3. 4. Septbr. 1879. nach Königsberg abging, ließ er durch den Feldmarschall v. Manteuffel dem in Warschau weilenden Neffen eine persönliche Zusammenkunft vorschlagen, die dann auch in Alexandrowo, der letzten Station auf russischem Gebiete stattfand. Wie wenig jedoch diese persönliche Begegnung der beiden Monarchen die verbitterte Stimmung auszugleichen, das alte Vertrauen und gute Einvernehmen herzustellen vermochte, ging sowohl aus der fortdauernden gehässigen Haltung der russischen Zeitungen als aus einer Unterredung hervor, welche fast um dieselbe 6. Septbr. Zeit der russische Reichskanzler Gortschakow mit einem französischen Journalisten in Baden-Baden hielt. Der in den Blättern veröffentlichte Wortlaut der letzteren war der Art, daß man darin den Gedanken eines Bündnisses zwischen Frankreich und Rußland gegen Deutschland herauszuhören glauben konnte. Fürst Bismarck faßte die Eventualität eines Kriegs ins Auge und suchte sich durch ein Schutzbündniß mit Oesterreich-Ungarn sicher zu stellen, ein Plan, den er zehn 20. Octbr. Jahre lang in seinem Geiste herumgetragen. Denn nur ein deutsch-österreichisches Bündniß war im Stande, den kriegerischen Eroberungsentwürfen des Moskowitenreichs einen Damm entgegenzuwerfen. Hieß es doch in einer später in die Oeffentlichkeit gedrungenen russischen geheimen Denkschrift vom Jahre 1864: Deutschland ist zu schwach, für oder gegen Rußland etwas zu bedeuten. Am besten thun wir, wenn wir die Wagschalen Oesterreichs und Preußens balanciren, um sie je nach den Umständen sinken zu lassen, die unseren augenblicklichen Interessen entsprechen, wie das System der Kaiserin Katharina war. Dabei verhehlt sich die Denkschrift nicht, daß ein geeinigtes Deutschland ein erhebliches Gewicht gegen Rußland in die Wagschale legen würde, wenn einmal die slavische Frage auf die Tagesordnung käme.

Die Verständigung zwischen Deutschland und Oesterreich hatte zur Folge, daß Rußland zur Zeit des Kaiserjubiläums. man in Rußland einzulenken begann. Sollte man in einem Augenblick, da die Wunden des letzten Krieges noch bluteten, da mit China bedrohliche Verwickelungen

wegen der Landschaft Kuldscha eingetreten waren, da der Feldzug gegen Merw, um die Tekke-Turkmenen „für begangene Räubereien zu züchtigen", unglücklich verlief und mit einer Niederlage endigte, da die Lage der Dinge in der Balkanhalbinsel leicht wieder zu neuen Waffengängen führen konnte, zu neuen Völkerbewegungen in Mittel- und Westeuropa Anlaß geben? Die Zeitungen erhielten einen Wink, sich einer gemäßigteren Sprache zu befleißigen; der Großfürst Thronfolger, in dessen früherer Reise nach Stockholm man russisch-schwedische Allianzpläne zu entdecken
16. 17. Novbr. 1879. glaubte, stattete nunmehr den Höfen in Wien und Berlin einen Besuch ab; der Zar selbst brachte bei der Feier des St. Georgsritterfestes auf den Kaiser Wilhelm, seinen unwandelbaren Freund und ältesten Georgsritter ein warmes Hoch aus. Nun verliefen sich die Wasser allmählich. „Die Wellen, welche in unnatürlicher Weise, wenigstens in einigen Organen der deutschen und russischen Presse, bis zur Möglichkeit eines Krieges in die Höhe schlugen, sind in das friedliche Bett zurückgedrängt. Der Sturm, der sie veranlaßt hatte, und der trotz der ungewöhnlichen Art, wie er sich äußerlich verkündigte, mehr Wind als Schaden machte, ist vorübergegangen". Kaiser Alexander und die gemäßigteren und besonneneren unter seinen Räthen, wie Graf Schuwalow waren der Ansicht, daß bei den im Innern herrschenden Gährungen und subversiven Tendenzen, deren Fäden sich sogar in das kaiserliche Residenzschloß verliefen, die Erhaltung des Friedens das wichtigste Anliegen sein müsse. Wir haben früher des Jubiläums des fünfundzwanzigjährigen Regierungsantrittes gedacht, das nahe bevorstand. Es waren so viele große Errungenschaften und Reformen zu verzeichnen, daß die Regierung wünschen mußte eine Ruhepause zum Rückblick und Nachdenken zu gewinnen. Um den conspiratorischen und revolutionären Umsturzplänen der Nihilistenpartei nachdrücklicher zu begegnen, als durch die „dritte Abtheilung" und die Einsetzung von außerordentlichen Militär-Generalgouverneuren bisher erzielt worden war, faßte
Febr. 1880. man den Entschluß, eine höchste Administrativ-Commission unter der Leitung des Grafen Loris-Melikoff zu errichten, der sich als Gouverneur von Astrachan durch sein energisches und zweckmäßiges Einschreiten gegen die Verbreitung der asiatischen Pest ausgezeichnet hatte, und dieses Regierungscollegium und sein energisches Haupt mit solchen Vollmachten auszurüsten, daß es einer Dictatur gleichkam. Der Zweck wurde erreicht. Wenn gleich der Antritt des neuen Großbeamten durch ein Attentat auf seine eigene Person beunruhigt ward, so gelang es dem klugen energischen Armenier dennoch durch großartige Umgestaltung der bisherigen Behörden einen Zustand von Ruhe und Sicherheit zu begründen, wie er in Petersburg lange Zeit unbekannt gewesen war, so daß die Jubelfeier zu einem Nationalfest sich gestaltete und das ganze Volk mit Stolz und Befriedi-
19. Febr. (2. März) 1880. gung auf die fünfundzwanzigjährige Periode einer segensreichen Regierung voll großartiger Fortschritte und civilisatorischer Thaten auf allen Gebieten des Staats- und Gesellschaftslebens zurückblicken konnte. Auch die Kaiserin hatte sich von Cannes, wo sie Monate lang an schwerer Krankheit darniedergelegen,

zur Festfeier nach Petersburg begeben. Es sollte das letzte frohe Ereigniß ihres Lebens sein. Bald nachher schied sie aus der Welt, tief betrauert von der Nation ob ihrer Frömmigkeit, Menschenliebe und weiblichen Tugenden.

Schlußbetrachtung.

So sind wir denn hart an die Schwelle der Gegenwart herangerückt und haben bereits die gewaltigen Ereignisse berührt, die noch frisch in unserem Gedächtniß leben und aus deren Schooß eine neue Aera im europäischen Staatsleben sich entwickeln wird. Es waren bedeutungsvolle, tiefbewegte Jahre, die wir soeben in ihrem geschichtlichen Gange vorübergeführt, Jahre, in denen viele treibende Kräfte in die Erscheinung traten, manche hohe Güter, wenn auch noch nicht völlig errungen, so doch als Kampfpreise und Strebeziele aufgestellt wurden. Sind auch in den zwei letzten Jahrzehnten tiefe Wunden geschlagen worden, die noch ihrer Heilung warten, ist auch manche zarte Pflanze, die sich zu früh an das trügerische Sonnenlicht gewagt, im rauhen Frost verdorrt, ziehen auch noch jetzt manche „dunkle Punkte“ über den geschichtlichen Horizont der Gegenwart, so ist doch die Menschenwelt mit vielen fruchtbaren Ideen, der Lebensgarten mit vielen edlen Keimen und gesunden Saatkörnern gefüllt, so ist doch ein weites Ackerfeld für großartige schöpferische Thätigkeit gewonnen worden. Drei zukunftreiche Prinzipien sind zur Erscheinung gekommen und ringen nach allgemeiner Geltung und Anerkennung: die entscheidende Mitwirkung der Völker bei dem Gestalten und Ordnen ihrer Staats- und Lebensformen, die Ausbildung und Entwickelung des Freiheitsbegriffs in allen Gebieten der öffentlichen Thätigkeit auf dem Boden des gemeinsamen Rechts, der nationalen und persönlichen Eigenartigkeit und das Bestreben, den Krieg auf seine nächsten Zwecke zu beschränken und die Wirkungen desselben durch völkerrechtliche Vertragsbestimmungen im Sinne der Humanität zu mildern. Die Ueberfluthungen eines idealen Weltbürgerthums, für welches die früheren Geschlechter in Unschuld geschwärmt haben, sind eingedämmt worden durch die natürlichen Grenzen nationaler Geschlossenheit; aber um so mehr war man bedacht, den Lebensstrom dieses Nationalganzen in gesunder Bewegung und frischem Laufe zu erhalten und von störenden Hemmungen zu befreien. Und dieses Ringen und Streben nach einem Rechtsstaat mit nationaler Gesetzgebung, mit selbstgeschaffenen Organen des öffentlichen Lebens, mit obrigkeitlichen Autoritäten des eigenen Blutes und Stammes wird triumphiren über die neuen und alten Gegner, welche diesen nationalen Staatsorganismus mit den elementaren Mächten einer kosmopolitischen Arbeiterassociation oder mit den hierarchischen Gewalten einer universalen Priestertheokratie umzustürzen trachten. Nur wer mit verschlossenen Augen in die sonnige Welt blickt, kann verkennen, daß die Menschheit mit kühnen und mächtigen Schritten zu der Höhe emporsteigt, wo die Götter des Erdenglücks thronen. Die größten Erfolge hat das deutsche Volk errungen; die so lange

getrennten Glieder haben sich wieder zu einem einheitlichen Organismus, zu einem mächtigen Reich der Mitte vereinigt, dessen wichtigste Aufgabe die Wahrung des europäischen Friedens sein wird. Aber auch an anderen Orten sind große Errungenschaften eingebracht worden: Im Westen und Osten wurden die Fesseln der Knechtschaft gelöst, hier durch die Macht der Humanität auf friedlichem Wege, dort im Gefolge eines gewaltigen Kampfes voll leidenschaftlicher Erregtheit. Mit sicher leitendem Instincte fordern die Völker die Niederreißung oder Lockerung der Schranken, welche bisher das Handels- und Verkehrsleben in seinem Gange gehemmt, welche die Stände und Geschäftskreise geschieden, welche der Niederlassung und Freizügigkeit im Wege gestanden, welche die bürgerlichen Rechte von der Geburt und vom Glaubensbekenntniß abhängig machten. Die Zeit des Weltverkehrs mittelst Dampfkraft und elektrischer Drahtleitung, die sogar im Sommer 1866 durch die glücklich vollbrachte Legung des Kabels von Irland nach Neufoundland die breite Naturgrenze zwischen der neuen und alten Welt überwunden, im Jahre 1869 durch Vollendung der Pacificeisenbahn und des Suezkanals die östliche und westliche Erdhälfte in nahe Verbindung gesetzt, im Jahre 1871 durch das wunderbare Werk des Montcenis-Tunnels die Alpenwand zwischen Frankreich und Italien durchbrochen und ein Jahrzehnt später eine Eisenstraße durch den Gotthardt vollendet hat, führte zu einem neuen Weltbürgerthum, aber von praktischer Natur und realen Zielen. Das organisatorische Genie des deutschen Generalpostmeisters Stephan rief ein Weltpostsystem ins Leben, das alle Culturländer gewissermaßen zu einem internationalen Verkehrsleben einigt. An die Stelle gebundener Genossenschaften und Verbrüderungen, welche die individuelle Freiheit durch Eide und Bundesgesetze in Fesseln und Banden schlugen, trat das freie Vereinswesen zur Erleichterung der Lebensexistenz und zur Fortbildung in allem menschlichen Wissen. Und wenn auch unter dem Schutze dieses freien Vereins- und Gesellschaftslebens der vierte Stand mit heftiger Begehrlichkeit nach social-demokratischen Staats- und Gesellschaftseinrichtungen drängt, durch welche das bestehende Cultur- und Rechtsleben dem Umsturz entgegengeführt, die individuelle Freiheit unter dem Banne despotischer Genossenschafts-Vorschriften ausgelöscht würde; so werden die mittleren bürgerlichen Klassen stark genug sein, die wühlerischen elementaren Gewalten in die gesetzlichen Schranken einer gesitteten Staats- und Gesellschaftsordnung zu werfen und den Fortschritt menschlicher Cultur gegen zerstörende revolutionäre Kräfte zu schirmen. Ein Trieb zur Selbstbestimmung und zur Selbsthülfe durchzieht das Völkerleben; die Einsicht und Erfahrung, die im kleinen Gesellschafts- und Vereinsleben erworben und geübt wird, strebt sich auch im Großen zu bewähren und zu bethätigen; der alte Beamtenstaat mit seiner büreaukratischen Allmacht und geheimnißvollen Amtsthätigkeit ist eine überwundene Einrichtung. Die wachsenden Geldbedürfnisse und der schwierige Staatshaushalt machten die Regierungen von fremder Hülfe abhängig und setzten einen Credit

voraus, den nur die Gesammtheit des Volkes zu leisten im Stande war. Darum kann sich kein Staat mehr auf die Dauer einer Mitwirkung und Controle der Volksvertretung bei der Ordnung der Einnahmen und Ausgaben entziehen. Auch über die Vollziehung der Gesetze in der Rechtsprechung verlangte das Volk Bürgschaft durch beeidigte Beisitzer aus seiner Mitte. — Die kriegerischen Verwickelungen der letzten Jahre in Amerika und Europa, welche durch das Schwert gelöst werden mußten, haben dem Grundsatz Anerkennung verschafft, daß dem friedlichen Verkehr neutraler Mächte zur See und zu Lande daraus kein Hinderniß erwachsen solle, daß auch in Feindesland das Privateigenthum geachtet, Gut und Leben der Unbetheiligten und Wehrlosen geschont werde, daß das humane Werk der Genfer Convention vom Jahre 1864 zum Schutze der Verwundeten auf dem Schlachtfelde und in den Lazarethen, zur allgemeinen völkerrechtlichen Geltung kommen, daß durch Neutralerklärung des gesammten militärärztlichen Personals die Krankenpflege und Heilung gefördert und erleichtert werden möchte. Selbst das gewaltige Ringen der zwei großen abendländischen Culturvölker, von denen das eine die lange besessene Suprematie in der europäischen Völkerfamilie behaupten, das andere die seiner Macht, Bildung und Weltlage entsprechende Gleichstellung und damit das Recht der freien Bestimmung über sein Staats- und Verfassungsleben sich erkämpfen wollte, hat diesen humanen Bestrebungen im Ganzen Anerkennung gezollt, wenn auch aus Leidenschaft oder Unkenntniß einzelne Uebertretungen vorgekommen sein mögen. In noch weiterem Umfange suchte der von dem Kaiser von Rußland angeregte Congreß europäischer Staatsmänner und Militärbevollmächtigter zu Brüssel im Sommer 1874 die Grundzüge eines allgemeingültigen Kriegsvölkerrechts zu finden und festzusetzen. So sehen wir in allen Lebensäußerungen eine gesteigerte Thätigkeit; und wenn auch die Wirklichkeit mit ihren gebieterischen Ansprüchen die Geister mehr auf die praktische Seite hinzog, wenn die Naturwissenschaften, wenn die Volkswirthschaftslehre, wenn die Staats- und Rechtskunde mit Vorliebe gepflegt und ausgebildet wurden, so entbehren doch auch die Geisteswissenschaften und die Künste nicht des Interesses und eines eifrigen Studiums. Noch immer gießt die Poesie ihre goldenen Früchte in die empfänglichen Gemüther; noch immer labt die Kunst durch edle Gestaltungen den Schönheitssinn; noch immer führt die Historie die Thaten und Schicksale vergangener Völker den lebenden Geschlechtern vor die Seele; noch immer sucht die Speculation in das Ewige und Ueberweltliche einzudringen; noch immer ist der Forschungstrieb auf das Wesen der Religion und die Grundlagen der Kirche gerichtet; noch immer lehrt das Christenthum Tugend, Sittlichkeit und Nächstenliebe, veredelt das Wirken und Schaffen des Tages durch ideale Ziele und reine Pflichtenlehre, versöhnet und tröstet den Leidenden durch den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit und durch die Hoffnung auf ein besseres Leben über dem Grabe.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.